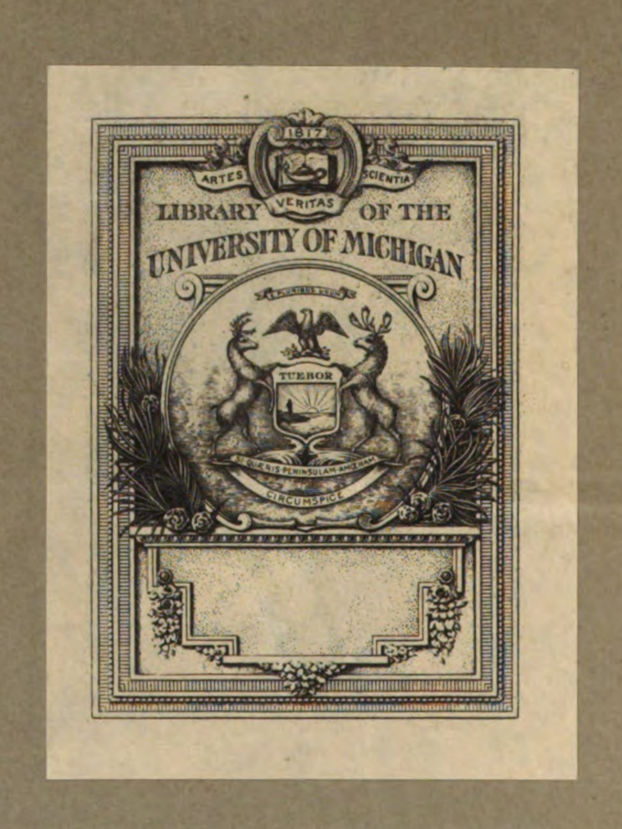
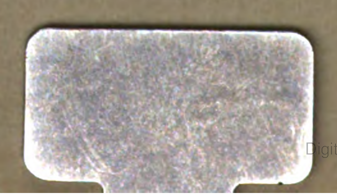


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE







Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 28. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster



1927

7. Jahrgang

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Inhaltsverzeichnis.

Aufsätze.

Aus der Beratungspraxis.

Lehrgänge und Versammlungen.

Bücherschau.

Register.

1. Verfasser-Verzeichnis.

2. Liste der behandelten Personen, Orte und Sachen.

3. Buchbesprechungen.

a) Wissenschaftliche Literatur.

b) Schöne Literatur.

---

c) Jugendschriften.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 28. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1927

7. Jahrgang + Heft 1

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint im Jahre 1927 in 6 Heften im Gesamtumfang von 24 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang G.-M. 9.—. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Verbandes deutscher Volksbibliothekare" und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B." ausschließlich durch die Vertriebsstelle der „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Grüne Schanze 8 — Stadtbücherei (Postscheckkonto: Stettin 9036. Verband pommerscher Büchereien) zum Vorzugspreis von G.-M. 5.— für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist die **Stadtbücherei Berlin** (C 2, Breite Straße 37). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Verband deutscher Volksbibliothekare. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien. 6. Verband niederrheinischer Büchereien. 7. Verband der Büchereien der Grenzmark Posen-Westpreußen.

Inhalt dieses Heftes:

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte:

Barth, Volksorganisches Denken.
Biedermann, Vom Theaterspielen. V.
Horstmann, Sammelbesprechung Ompteda.
Kock, Die erzieherische und bildende Bedeutung der Lebensbeschreibungen.
Schuster, Neuere Arbeiten zur Literaturgeschichte. II.
Besprechendes Fachschriftenverzeichnis: Okkultismus.

Abonnementserneuerung. Das 1. Heft des neuen Jahrganges geht allen Beziehern zum Vorzugspreise, soweit sie nicht ausdrücklich Abbestellungen vorgenommen haben, unverlangt zu. Wir bitten, spätestens zugleich nach Empfang den Jahresbezugspreis von *RM* 5,— einzuzahlen auf Postscheckkonto Stettin 9036 (Verband pommerscher Büchereien), damit bei der Versendung des 2. Heftes keine Verzögerung eintritt. Da die Zeitschrift wirtschaftlich auf sich selbst gestellt ist, kann das zweite Heft ausnahmslos nur nach Bezahlung des Jahresbezugspreises zugestellt werden. — Eine Zahlkarte liegt jedem Hefte bei.

Abonnenten, welche die Zeitschrift zum vollen Bezugspreis durch den Buchhandel oder direkt vom Kommissionsverlag bezogen haben, werden gebeten, ihre Bestellung auf den neuen Jahrgang rechtzeitig zu erneuern.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 7 **1927** **Heft 1**

Die belehrende Literatur in der Volksbücherei.

Von Dr. Wilhelm Braun, Stettin.

Daß das „Belehrende Schrifttum" in den volkstümlichen Büchereien im allgemeinen eine geringere Rolle spielt als die Schöne Literatur, ist eine Tatsache, die jedem Eingeweihten bekannt ist. Wenn man statistische Angaben über Bücherbestand und Ausleihe des belehrenden Schrifttums einer vergleichenden Betrachtung unterzieht, kommt man deshalb auch nicht zu überraschenden Ergebnissen. Immerhin mag es von Interesse sein, das auch noch zahlenmäßig nachgewiesen zu sehen, was man bereits zu wissen glaubt. Die einzige Grundlage für solchen Nachweis bietet (wenigstens für Gesamtdeutschland) das Jahrbuch der deutschen Volksbüchereien für 1926, das allerdings auch erst die Ergebnisse des Betriebsjahres 1923/24 darlegt. Bei Benutzung dieser einzigen allgemein zugänglichen Quelle muß man sich naturgemäß bewußt bleiben, daß das deutsche volkstümliche Büchereiwesen die für jede Statistik unerläßliche Voraussetzung der einheitlichen Organisations- und Betriebsverhältnisse sehr vermissen läßt. Immerhin dürften die dort mitgeteilten Zahlen einen nicht ganz wertlosen ersten Überblick bieten.

290 Büchereien geben sowohl die Anzahl der vorhandenen Bände als auch die Anzahl der im Jahre 1923/24 verliehenen Bände an. — Bis zu 10% belehrende Literatur haben im Bestand 17 Büchereien, in der Jahresausleihe 74 Büchereien; 11—20% belehrende Literatur haben im Bestand 30, in der Jahresausleihe 81 Büchereien. Von da an kehrt sich das Verhältnis von Bestand und Ausleihe an belehrender Literatur bald um: 21—30% belehrende Literatur haben im Bestand 60, in der Ausleihe 69 Büchereien; 31—40% belehrende Literatur haben im Bestand 66, in der Ausleihe 28 Büchereien; 41—50% belehrende Literatur haben im Bestand 45, in der Ausleihe 18 Büchereien; 51—70% belehrende Literatur haben im Bestand 46, in der Ausleihe 5 Büchereien; über 70% belehrende Literatur haben im Bestand 26, in der Ausleihe 15 Büchereien.

Überraschend ist bei diesen Zahlen vielleicht, daß der Anteil der belehrenden Literatur am Bestand und an der Ausleihe recht verschieden hoch ist. Für die Büchereiverwaltung wichtig scheint mir zu sein (immer aber unter der dem gegebenen statistischen Material gegenüber gebotenen Vorsicht), daß nicht nur die Ausleiheziffern der belehrenden Literatur hinter denen der Schönen Literatur in der Gesamtausgabe zurückbleiben, sondern daß auch die vorhandenen Bestände der belehrenden Literatur tatsächlich weniger benutzt werden als die der Schönen Literatur. Jedenfalls bleibt bei weitaus den meisten Büchereien der Anteil der belehrenden Literatur

an der Ausleihe zurück hinter dem Anteil am Bestand. Und bei verhältnismäßig wenigen Büchereien stimmt der Anteil der belehrenden Literatur am Bestand mit dem Anteil an der Ausleihe überein; in ganz wenigen Fällen wird auch die belehrende Literatur verhältnismäßig stärker benutzt als die Schöne Literatur.

Beidemal liegt dann zumeist ein gewisser Abnahmezwang für belehrende Literatur vor, insofern als grundsätzlich nur ein Band Schöne Literatur ausgeliehen wird, dem Leser aber gestattet ist, daneben gleichzeitig einen Band (oder gar mehr) der belehrenden Literatur zu entleihen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß infolge dieser Maßnahme die Ausleihezahl für die belehrende Literatur das wirkliche Interesse der Leserschaft an diesem Schrifttum nicht getreu wiedergibt.

Die Zahlen, die den obigen Ausführungen zu Grunde liegen, beziehen sich nun auf Büchereien in Orten von mehr als 10 000 Einwohnern. Wie die Verhältnisse in kleineren Orten liegen, läßt sich noch weniger übersehen, als das für die größeren Orte bei dem zwar nicht unbedenklichen, aber immerhin allgemein zugänglichen Material des Jahrbuchs möglich ist. Wenn wir zum Vergleich den gedruckt vorliegenden Bericht über das Grenzbüchereiwesen der Nordmark für 1924/25 heranziehen, so ist festzustellen, daß hier in den wesentlich ländlichen Büchereien die belehrende Literatur 15% der Gesamtausleihe ausmacht. (Die Zahl der vorhandenen Bestände der belehrenden Literatur ist in dem Bericht nicht nachgewiesen, so daß unersichtlich bleibt, ob auch hier die Benutzung der belehrenden Literatur hinter der Benutzung der Schönen Literatur bei Zurückführung auf die gleiche Bestandshöhe zurückbleibt. Es sei noch ausdrücklich hervorgehoben, daß bei der straffen, einheitlichen Organisation und bei der bodenständigen Arbeit der Nordmarkbüchereien die statistischen Angaben einen ungleich höheren Wert besitzen als die Angaben des Jahrbuchs. Es fällt hier vor allem die Fehlerquelle fort, die sicherlich bei kleinen Büchereien anderer Bezirke, und sicherlich auch bei vielen der in das Jahrbuch aufgenommenen Büchereien eine verhängnisvolle Rolle spielt: hier werden nicht wie vielfach anderwärts in älteren Kleinbüchereien wenig geeignete oder veraltete Bestände an belehrender Literatur mitgeschleppt, die erfahrungsgemäß oft sehr schwer zu beseitigen sind.

Aber auch bei den einzelnen Büchereien der Nordmark ist der Anteil der belehrenden Literatur an der Ausleihe recht verschieden; er bewegt sich zwischen 3,5 und 31%. Bei der gleichmäßigen Ausgestaltung der Nordmarkbüchereien können diese Unterschiede nicht am Bücherbestand, sondern nur an der Zusammensetzung der Leser und vielleicht auch an der Einstellung der einzelnen Büchereileiter liegen.

Bei einem anderen Nachweis der Nordmarkbüchereien*), der sich auf 50 ländliche Büchereien bezieht, erreicht die belehrende Literatur 12,4% der Gesamtausleihe, während ihr Bestand etwa ein Drittel des Gesamtbestandes ausmacht. Das bedeutet, daß die Schöne Literatur etwa $3\frac{1}{2}$ mal so oft umgesetzt wird als die belehrende Literatur.

*) B. u. B. Jg. 5 S. 8.

Für die Verhältnisse zum mindesten der ländlichen Büchereien dürfen wir (soweit ein Vergleich mit den statistischen Ergebnissen anderer Bezirke überhaupt möglich ist) in einer wohl berechtigten Verallgemeinerung sagen, daß rein geldlich betrachtet die Einstellung belehrender Literatur verhältnismäßig wenig einträglich ist, zumal gewisse Kategorien dieses Schrifttums doch besonders schnell veralten.

Ob, wann und wieweit in dem Interesse der Leser an Büchern belehrenden Inhalts jemals ein Wandel eintreten wird, ist recht schwer zu sagen; wir wollen es vermeiden, irgendwelche Mutmaßungen darüber zu äußern. — Gewagt ist es auch zu behaupten, daß der mehr verstandesmäßig eingestellte Mensch besonders häufig nach belehrender Literatur verlange; er wird nur dem belehrenden Buch ebenso wie jedem anderen gegenüber eine besondere Stellung einnehmen, insofern seine geistige Aneignung desselben eine andere sein wird. Ganz gewiß jedoch wird es überall Leser geben, denen neben der Schönen Literatur auch die belehrende Literatur etwas zu bedeuten hat, und auch solche, denen sie gar mehr bedeutet. Und daß die Bücherei auch diesen Lesern unbedingt zu dienen verpflichtet ist, wird ebenso gewiß sein wie die Tatsache, daß die kleine Bücherei in weitem Ausmaße dem nicht gerecht wird. Der Leser wird dann andere Wege suchen und finden, die ihn vermeintlich zum Ziel führen; dabei wird der unberatene Einzelne auf irgend welchen Wegen allzu oft zu einem umfangreichen, zusammenhangslosen Tatsachenwissen gelangen, das er nicht zu verdauen vermag, und das so ein gestaltloses Konglomerat bleibt. Die Volksschule, aus der doch schließlich die weit überwiegende Mehrzahl aller Volksbüchereibenutzer hervorgeht, vermag von sich aus nicht den jungen Menschen, den sie im Beginn der Entwicklungsjahre entläßt, in seiner seelisch-geistigen Entwicklung so weit zu fördern, daß er ganz selbständig die für ihn geeigneten Bücher finden kann. Andernfalls brauchten wir ja überhaupt keine Volksbücherei. Das höchste, was von der Volksschule für Bücherei und Leser überhaupt zu erwarten ist, wird nur dies sein können, daß sie den jungen Menschen bis zu einem gewissen Grade aufnahmefähig und vor allem aufnahmewillig macht; Pflicht der Bücherei bleibt es dann, ihm auch über die Jugend hinaus zu einer ihm gemäßen Eigenentwicklung nachfühlend behilflich zu sein.

Hierbei wird es eine der vornehmsten Aufgaben der Bücherei sein, dem Leser ein möglichst in sich geschlossenes Bild von der Welt im Großen wie im Kleinen zu vermitteln. Mit Recht pflegt man im Hinblick auf diese Aufgabe der Schönen Literatur eine besonders hohe Bedeutung beizumessen, weil von ihr eine unmittelbare, durch Miterleben fremden Schicksals und fremder Umwelt hervorgerufene Einwirkung auf den Leser ausgeht. Es ist jedoch festzustellen, daß schließlich bei weitem nicht alle für das Werden eines geschlossenen Weltbildes und eines umfassenden Weltgefühls wichtigen Geschehnisse und Tatsachen durch die Schöne Literatur vermittelt werden können; erinnert sei nur an das Begreifen von Naturgesetzen oder Naturvorgängen, man denke etwa an die für die Bildung eines Weltgefühls unendlich bedeutsame moderne Atomtheorie (etwa noch in Paral-

lele gesetzt zur Astronomie); oder was kann beispielsweise ein nur durch die belehrende Literatur zu erlangender objektiver Einblick in biologische Vorgänge, die der modernen Rassentheorie und Rassenhygiene zugrunde liegen, für die Entwicklung einer Persönlichkeit bedeuten, nicht zuletzt auch als Gegenwirkung gegen grassierende Germanomanie und parteipolitische Falschmünzerei.

Wenn auch nicht von der umfänglichen Benutzung belehrender Literatur auf eine besonders glückliche Entwicklung eines Lesers geschlossen werden kann, so sei doch ausdrücklichst gegen einseitige Überschätzung der Schönen Literatur Einspruch erhoben. Wir haben kein Recht dazu, einem Leser gegenüber, der etwa nur belehrende Literatur verlangt, ohne weiteres voreingenommen zu sein, indem wir annehmen, seine Entwicklung sei einseitig und lasse den Gleichklang vermissen; wir können ja gar nicht wissen, ob er das, was andere in der Schönen Literatur finden, nicht fern vom Buch in ganz anderem Erleben hat; das Buch ist ja nicht die einzige Quelle, die dem seelisch-geistigen Haushalt des Menschen Nahrung zuführt, sie braucht auch nicht die stärkste Quelle zu sein.

Eine besondere Bedeutung kommt der belehrenden Literatur insofern zu, als sie bei manchem Leser recht gut als therapeutisches Mittel zu verwenden ist. Es ist durchaus nicht so selten, daß übermäßige und einseitige Lektüre, insbesondere gewisser Romanliteratur, zu einer beängstigend einseitigen Versorgung des geistig-seelischen Haushalts führt. Ein Überwachstum des Gefühlslebens, eine übermäßige Anreicherung der Phantasietätigkeit kann zu Lebensfremdheit und Lebensuntüchtigkeit führen. Hier kann es geboten sein, den Leser zu belehrenden Büchern hinzuführen, die eine ganz andere Anspannung verlangen und einen Ausgleich herbeizuführen vermögen. Es sei bei dieser Gelegenheit nur daran erinnert, daß es so manchem Büchereileiter einmal nach reichlicher berufsmäßiger Lektüre von Romanen wie ein erquickendes Bad nach Schwüle und Sonnenbrand vorkommt, wenn er an ein wissenschaftliches Buch geringeren oder höheren Grades gerät.

Bei der positiven Einstellung des Lesers zum belehrenden Buch sind Verschiedenheiten zu beobachten, deren wir uns bewußt sein müssen, um den Bücherbestand vom Leser aus aufbauen zu können. Die Stellung zum belehrenden Buch kann uneingeschränkt zweckhaft sein; so mag z. B. ein Handwerker oder ein Kaufmann ein Buch suchen, das ihm eine weitere Ausbildung seines beruflichen Wissens und Könnens ermöglicht. So mag jemand für irgend eine einträgliche Beschäftigung in seiner Freizeit ein Buch benötigen; z. B. kann dem Kleingärtner seine Tätigkeit auf seinem Gartenstück lediglich des Ertrages wegen von Interesse sein, sie braucht ihm nicht die geringste Spannung oder Entspannung, nicht die geringste Freude zu verschaffen, braucht ihm nicht der geringste Anlaß zu sein, sein Verhältnis zur Natur inniger zu gestalten.

Auf der andern Seite kann der Leser lediglich bildungswillig ohne irgendwelche zweckhafte Einstellung an ein gegebenes Buch herantreten, das ihm wiederum beruflich fern- oder nahestehen mag, ausschließlich getrieben von dem Streben, sein Weltbild zu vertiefen und zu klären, oder

auch von dem Streben, einen Ausgleich zu seiner beruflichen Arbeit zu finden. Mit diesen Andeutungen sind selbstverständlich die Möglichkeiten der Einstellung längst nicht erschöpft.

Daß die Volksbücherei jedes bildungswillige Streben fördern und die dazu erforderlichen Bücher bereitstellen muß, bedarf keiner besonderen Betonung, wenn anders ihre Arbeit als volksbildnerische gelten soll. Anders ist es mit der Frage nach Bereitstellung von ausschließlich berufsmäßig benötigter Literatur. Es wäre zu wünschen, daß unsere Volksbüchereien in Stadt und Land einmal so vorzüglich organisiert und mit so reichen Mitteln ausgestattet sein möchten, daß es ihnen möglich ist, alle auch rein berufsmäßig erforderliche Literatur ihren Lesern zu bieten. Wir werden auch wohl einmal zu einem solchen Zustand kommen, heute aber sind wir davon noch sehr weit entfernt. Unsere Mittel, selbst in den großen Städten, reichen längst nicht so weit, wenn auch hier und da in dieser Richtung schon Ansätze zu sehen sind. Ganz gewiß unmöglich ist das aber in auch noch so bescheidenem Umfang für die Büchereien unserer kleinen Städte und Dörfer; aus eigener Kraft werden diese schwerlich jemals zu einem solchen Entwicklungsstand gelangen; nur ein ganz erheblich fortgeschrittenes Zentralbüchereiwesen wäre dieser Aufgabe gewachsen. Wir müssen es den Berufs- und Erwerbstätigen einstweilen leider meist noch überlassen, die für ihre besondere Vorbildung erforderliche Literatur selbst zu beschaffen. Aber auch wenn es uns in einem späten Stadium unserer Büchereientwicklung einmal möglich sein wird, weitgehend sogar für die allerspeziellsten beruflichen Wünsche unserer Leser zu sorgen (das amerikanische Büchereiwesen ist e i n Beispiel für die Möglichkeit zur Ausführung) dann wäre diese an sich recht wertvolle Büchervermittlung bei weitem nicht der kulturell wichtigste Teil unserer Arbeit. Vornehmste Aufgabe wird immer bleiben: Förderung des einzelnen bildungswilligen Menschen in seiner geistig-seelischen Entwicklung und in seiner Einordnung in die Gebundenheit durch Gesellschaft, Volk, Staat und Menschheit, sowie Förderung des Einzelnen in der Erfassung des Weltsinns. Nie dagegen kann es die wesentlichste Aufgabe sein, zu lediglich zweckhaft bestimmter Beherrschung der Umwelt zu verhelfen.

Umso mehr muß uns jetzt, wo wir noch nicht einmal über Mittel verfügen, um den bildungspfleglich wichtigsten Wünschen unserer Leser weit genug nachzugehen, der eigentliche Bildungsgedanke weit vor der Absicht zweckhafter beruflicher Förderung stehen. Das hindert jedoch nicht, daß wir gelegentlich durch Einstellung eines geeigneten Buches erkennen lassen, wie nützlich die Arbeit der Bücherei, wenn sie erst einmal über hinreichend Mittel verfügt, auch jedem Berufs- und Erwerbstätigen sein kann. Durch dieses Verfahren wird der eine oder andere beruflich-zweckhaft bestimmte Mensch überhaupt erst einmal für die Bücherei gewonnen werden; vielleicht bleibt er ihr auch weiterhin treu und kann von seiner einseitigen Haltung gegenüber Welt und Mensch durch die Arbeit der Bücherei geheilt werden. Nicht unbeachtlich dürfte überdies die Tatsache sein, daß die Gebefreudigkeit manches Stadtvaters oder Gemeindevertreters dadurch erhöht wird, daß er in der Bücherei auch etwas „Nützliches“ vorhanden weiß.

Es wurde bereits angedeutet, daß der Aufbau des Bücherbestandes vom Leser aus geschehen müsse. Der Leser, nicht das Buch ist der Ausgangspunkt aller Büchereiarbeit, sein Interessenkreis, sein Verhältnis zum Buch, seine Fähigkeit zum Lesen sind maßgebend für Art und Höhenlage der anzuschaffenden Bücher. Hier erhebt sich die Frage, ob die Bücherei dabei in erster Linie auszugehen habe von der Umwelt des Lesers, von seinem aus dem Berufsleben, der sozialen Stellung, der wirtschaftlichen Verhältnisse usw. hervorgehenden Bestrebungen, in dem Sinne, daß nur Bücher einzustellen seien, die in unmittelbarer Beziehung zu all diesen Dingen und Verhältnissen stehen, daß auf diesem Wege eine feste Bindung der Leserschaft an diese Umwelt eine Entwicklung des Weltbildes für diese Menschen ganz innerhalb ihres Lebenskreises bewußt anzustreben sei. — Der Gedanke hat zunächst viel Bestechendes; liegt ihm doch der weitere Gedanke zugrunde, man könne so im Lande hin und her einzelne, von einander durch die gesamte Einstellung zum Leben unterschiedene Lebensordnungen zum klaren Bewußtsein bringen und fest in sich begründen, und man könne dann in Widerstreit und Ausgleich mit anderen alle Lebensordnungen miteinander verknüpfen und werde so zu einer bewußten und sinnvollen Ordnung von Gesellschaft, Staat und Volk kommen. Bei näherem Zusehen jedoch ist es praktisch unmöglich, diesen Gedanken zum alleinherrschenden zu machen. Er scheint (abgesehen natürlich von klassenmäßig begrenzten Großstadtbüchereien) noch am ehesten brauchbar zu sein in rein ländlichen Verhältnissen, wo fast völlige Gleichheit der Umwelt durch Natur und Beruf gegeben ist. Es ist zum mindesten möglich, daß der ländliche Leser hier und da dafür zu gewinnen ist, aus seiner Umwelt und aus seinem naturverbundenen Beruf heraus sich mit Hilfe geeigneter Literatur ein geschlossenes Weltbild allmählich zu erarbeiten. Aber dem steht doch die Frage bedenklich entgegen, ob es bei dem heutigen Entwicklungsstand der Lesefähigkeit erfolgversprechend ist, diesen Weg zu beschreiten. Immerhin dürfen wir erwarten, daß durch ein planmäßig in diesem Sinne entwickeltes Vortragswesen in Verbindung mit der Bücherei recht viel zu erreichen ist, dergestalt, daß durch die Vorträge und Aussprachen Anregung gegeben wird, sich auf dem Weg über das Buch mit der kulturellen Seite des Bauerntums, Dorfgeschichte, Sitte und Brauch, Bauernhaus, Flurnamen, Verhältnis zum Gutsherrn und zur Stadt zu beschäftigen, oder mit der naturhaften Umwelt (Entstehung des Ackerbodens, Pflanzenwachstum, Tierbeobachtung, Wind und Wetter usw.). Mag solch ein Versuch noch so gut gelingen, immer und überall werden Menschen vorhanden sein, die diesen Weg nicht mitgehen wollen, Menschen, die vielleicht dem Reiz des Gegensatzes unterliegen und sich mit solchen Dingen beschäftigen, die ihren eigenen Lebensbedingungen und ihrer nächsten Umwelt völlig fern liegen. Und wer hätte ein Recht, sich dann nicht um sie zu bekümmern, nur weil sie aus ihren Lebensverhältnissen hinausstreben?

Es geht so nicht an, den an sich gesunden Gedanken der bodenständigen Bildungspflege zu überspannen und ihn für den alleinseligmachenden auszugeben; besteht zudem doch die Gefahr, daß die Absonderung einzelner Stände und Berufsklassen in bedenklichem Ausmaß gefördert

wird, daß dadurch ein Berufs-, Standes- und Klassenpharisäertum kultiviert wird, wie es im Hinblick auf die gesamte Volks- und Schicksalsgemeinschaft unerträglich ist. Beispielsweise kann niemand ein Interesse daran haben, daß auf diesem Wege etwa der in vielen Teilen Norddeutschlands unnatürlich starke Gegensatz zwischen Stadt und Land noch mehr vertieft wird. Aber nur die Überspannung des Gedankens ist abzulehnen. Im übrigen muß selbstverständlich beim Aufbau der Bücherei wie bei der täglichen Ausleihetaktik in sinnvoller Weise angeknüpft werden an Umwelt, Beruf und seelische Haltung der Leser; aber über die mehr oder weniger engen Grenzen irgend einer solchen seelischen Haltung oder irgend einer solchen Lebensordnung geht das Streben der Büchereien hinaus und mündet ein in das große menschliche Sichbemühen überhaupt.

Wie für die Ausleihe im allgemeinen ist natürlich auch für die Benutzung der belehrenden Literatur im besonderen von ganz überragender Bedeutung die Stellung des Büchereileiters. Wer sich dafür einsetzt, dem wird es bei der Ausgabe gelingen, auch dem unbedingten Romanleser hin und wieder ein belehrendes Buch zuzuführen, und nicht nur eins, das lediglich in der Statistik mitzählt, sondern auch eins, das von ihm gelesen wird und ihm förderlich ist. Mag man da nun ausgehen von der Verwandtheit des Stoffes, etwa von Freytags „Ahnen" auf die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" kommen, oder vom exotischen Roman auf eine Reisebeschreibung*), mag man ein Tagesereignis oder ein persönliches Erlebnis als Anlaß benutzen, oder mag man auf den Reiz des Gegensatzes spekulieren, — es bietet sich hier täglich und stündlich eine unbegrenzte Möglichkeit, an den Leser Bücher belehrenden Inhalts heranzubringen, die ihm etwas zu bedeuten haben. Die Bestimmung in der Benutzungsordnung, daß jeder Leser nur einen Band aus der Schönen Literatur erhält, daneben aber auf Wunsch noch einen zweiten (oder gar mehr) aus der belehrenden Literatur, trägt sicherlich dazu bei, daß oftmals ein Buch belehrenden Inhalts hinausgeht, das ungelesen oder doch ohne jeden Gewinn gelesen zurückkommt. Trotzdem ist diese Bestimmung nicht zu verachten; bringt sie es doch erfahrungsgemäß zuwege, daß mancher Leser durch sie überhaupt erst zum Lesen von belehrender Literatur veranlaßt und dauernd für sie gewonnen wird. Ebenso kann regelmäßige Auslage von geeigneten Büchern werbend für die Benutzung der belehrenden Literatur wirken; der Anreiz, den das nur flüchtige Durchsehen eines Buches selbst auszuüben vermag, ist immer noch erheblich größer, als ihn das noch so raffiniert angelegte besprechende Bücherverzeichnis auszuüben vermag**). Freilich kann nicht jedes Buch so angeboten werden, aber es genügen dazu ja auch Bücher, die wirklich für jeden brauchbar und zugänglich sind.

Von hoher praktischer Bedeutung wäre es, noch Winke für die Anschaffung und ausleihepraktische Auswertung von einzelnen Gruppen belehrender Bücher folgen zu lassen. Da jedoch beabsichtigt ist, in abseh-

*) Das versucht z. B. das Stettiner besprechende Bücherverzeichnis „Ferne Länder".

**) Die Freihandbücherei ist durchaus nicht grundsätzlich abzulehnen, sondern nur in dieser oder jener Ausgestaltung!

barer Zeit im Rahmen der Beratungsstelle für das volkstümliche Büchereiwesen in Pommern eine Auswahl belehrender Literatur für die kleine Bücherei herauszugeben, welche Hinweise zur engeren Wahl für die einzelnen Wissensgebiete enthalten wird, so kann hier füglich davon abgesehen werden; zudem werden in Kürze von anderer Seite in diesen Blättern einzelne Gebiete der belehrenden Literatur in ihrer Bedeutung für die Volksbücherei besonders betrachtet werden.

Neuere Arbeiten zur Literaturgeschichte.

Eine Sammelbesprechung von Dr. Wilhelm Schuster, Berlin.

I.

Die Betrachtungsarten der Literaturgeschichte.

Vor nunmehr zwei Jahren hielt unser verstorbener Kollege Dr. Hans-Joachim Homann in Stettin auf einem Lehrgang der Beratungsstelle der Provinz Pommern einen Vortrag über die literarischen Hilfsmittel des Büchereileiters, der in knapper Form, fußend auf einem ausgebreiteten Wissen und der den Freunden bekannten geradezu stupenden Belesenheit, eine so lichtvolle Übersicht des literaturgeschichtlichen und des vorhandenen dahin zielenden sozialpädagogischen Schrifttums gab, daß sich am Schlusse alle Anwesenden in der Bitte vereinten, den Vortrag in dieser Zeitschrift baldigst der Allgemeinheit der Fachgenossen zugänglich zu machen. Schon damals wehrte sich der allzu gewissenhafte und rührend bescheidene Mann, was er an Hand weniger Notizen aus dem unerschöpflichen Born seines Wissens entwickelt hatte, schriftlich der Öffentlichkeit vorzulegen. Es bedürfe dazu noch einer großen und eindringenden Arbeit, die er so bald zu bewältigen sich nicht zutraute, zumal er ja mit beruflichen Arbeiten mannigfaltiger Art überlastet war. Nun er uns für immer verloren ist, werden wir auf die Erfüllung dieser so notwendigen und dringenden Aufgabe wohl längere Zeit warten müssen. Als dem Verfasser der Wunsch ausgesprochen wurde, an dieser Stelle in das Erbe des Verschiedenen einzutreten, glaubte er zwar dem Andenken des Toten diesen Dienst schuldig zu sein, fühlte aber andererseits sein eigenes Unvermögen dazu so lebhaft, daß er für absehbare Zeit einen Abschluß solcher Arbeit nicht zusagen zu können glaubte. Um die bitter empfundene Lücke einigermaßen zu schließen und zugleich als Vorarbeit zu einer umfassenden kritischen Übersicht des Materials vom Standpunkte des Volksbibliothekars übernahm er dann zunächst das vorliegende Referat. Es geht aus von den eingelaufenen Besprechungsstücken, ergänzt diese aber nach Möglichkeit aus eigenem Besitz, ohne natürlich irgendwie Vollständigkeit anzustreben. Deshalb ist auch auf Älteres zurückgegriffen, ohne Rücksicht darauf, ob die betreffenden Bücher schon einmal außerhalb eines größeren Zusammenhanges in diesen Blättern eine Würdigung erfahren haben oder nicht. Ich wäre den Fachgenossen dankbar, wenn sie mir für den hoffentlich bald folgenden zweiten Teil der Sammelbesprechung etwaige Wünsche nach Aufnahme dieses oder jenes im Umkreise der Aufgabe etwa für besonders wichtig gehaltenen Werkes

bekannt geben würden. Ich werde solche Wünsche nach Möglichkeit zu erfüllen suchen.

Zunächst muß ich einiges Grundsätzliche vorausschicken, um die Einsicht in die Grundlagen für die im Folgenden abgegebenen Werturteile zu erleichtern. Sämtliche Darstellungen zur Literaturgeschichte und sozialpädagogischen Einführungen unterscheiden sich zunächst darin voneinander, ob sie in ihrer Betrachtung und danach in ihrem Werturteil von dem Ideengehalt, der Stoffwahl oder der Form ausgehen. Selbstverständlich kommt eines für sich allein nicht vor, da sich ja im Dichtwerk selbst alle drei Faktoren durchdringen. Unter den zur Zeit in der modernen Literaturwissenschaft herrschenden Strömungen entstehen aus diesen drei Möglichkeiten durch verschiedene Kombination fünf Typen der Betrachtungsweise, wie sie Julius Petersen*), der Berliner Literaturhistoriker, in seinem Buche „Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik" aufweist:**)

1. Die stammeskundliche Richtung: landschaftliche Gruppierung der deutschen Dichter unter Berücksichtigung aller genealogischen, provinzialen und volkskundlichen Forschung. Das Hauptwerk dieser Richtung, die von der berühmten Prager Rektoratsrede August Sauers ausgeht, ist die „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" von Josef Nadler, bisher in drei Bänden vorliegend. Diese Richtung muß die großen geistigen Bewegungen zu Gunsten ihrer lokal bedingten besonderen Färbungen zurücktreten lassen. Die lokalen Färbungen prägen sich ferner zum guten Teile im Stofflichen (Stoffwahl) aus, welches deshalb eingehend berücksichtigt wird. Für uns ist diese Richtung von großer Bedeutung, obwohl sie als Prinzip einer Gesamtdarstellung notwendig einseitig und unzureichend sein muß. Da Josef Nadler Katholik ist und diese Einstellung sich mit politischen Forderungen und der historisch bedingten Geistigkeit des deutschen Katholizismus deckt, hat sie hier besonders starken Widerhall gefunden.

Die allgemeine Stoffwahl, die Wahl des Stoffgebietes ist eng mit dem Weltanschaulichen verknüpft. Gehe ich aber vom lokal- oder stammesgeschichtlich Bedingten aus, so tritt notwendig der Zusammenhang mit der großen allgemeinen Geistesbewegung der Zeit zurück. Die Wertung des Weltanschaulichen findet ihren Maßstab dann auch leicht nicht innerhalb der zeitgeschichtlichen Bewegung, sondern sucht ihn außerhalb ihrer in irgend einem Absoluten, das jeweilig zu bestimmen ist (vgl. unter 7. „Die weltanschaulich gebundene Literaturgeschichtsschreibung").

2. Die ideengeschichtliche Forschung. Diese Richtung geht von den großen zeitbewegenden Ideen aus und begreift das Dichtwerk als ihren Ausdruck. Ihre Gefahren liegen in zwei Punkten. Einmal wird die besondere Schattierung im einzelnen Dichtwerk leicht vernachlässigt

---

*) Julius Petersen: Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik. Eine Einführung in die moderne Literaturwissenschaft. Leipzig: Quelle & Meyer 1926. 203 S.

**) Im Einzelnen weiche ich von Petersen nach Maßgabe unserer besonderen Bedürfnisse ab.

und die Wertung erfolgt zu sehr danach, wie weit es Ausdruck der derzeitigen Ideenbewegung ist. Die Literaturgeschichte wird danach einseitig in retrospektiver Richtung gesehen, es treten diejenigen Werke als vorwiegend bedeutsam heraus, welche die Entwicklung vorwärts treiben, obwohl solche künstlerisch oft minderwertig sein können (vgl. die Brüder Hart, Henckell usw.). Jedes Kunstwerk will zunächst einmal für sich selbst gewertet sein. So verfällt diese Betrachtungsweise leicht einem historischen Relativismus. Der zweite Punkt ist der, daß die einzelne Dichterpersönlichkeit dabei leicht zu kurz kommt. Schiller hat etwa am Sturm und Drang wie am Klassizismus Anteil, Goethe dazu noch an der Romantik, beide aber verschmelzen alle diese Strömungen zu einem einzigartigen Ganzen, dem nur von dem Geheimnis der Persönlichkeit aus beizukommen ist.

Diese Art der Literaturbetrachtung verbindet sich ferner oft mit einem gewissen äußerlich formalästhetischen Prinzip. Das stoffliche Element tritt besonders in Rücksicht auf gestalthafte Fülle zurück. Das Weltanschauliche erscheint relativiert, heute oft unter Wiederaufnahme romantischer Gedanken als eine Reihe polarer Gegensätzlichkeiten begriffen. Man hat darin (von katholischer Seite) den Standpunkt des Literatentums der Großstadt gesehen, und damit, mit in diesen Dingen gewohnter Treffsicherheit, wenigstens die Auswüchse richtig getroffen.

In gewisser Weise leiden unter den hier skizzierten Mängeln die unten zu besprechenden Arbeiten von Hans Naumann und Wolfgang Stammler. Als hervorragende Monographien dieser Betrachtungsart sind Rudolf Unger, Hamann und die Aufklärung, 2 Bde, Jena 1911, 2. Aufl. Halle 1925, und H. A. Korff, Geist der Goethezeit. 1. Sturm und Drang. Leipzig 1923, zu nennen.

Für den Volksbibliothekar ist diese Betrachtungsweise natürlich unentbehrlich, da sie ihm die Kenntnis und den Überblick des Verlaufes der Entwicklung verschafft. Von hier aus wird er am leichtesten Verbindungslinien zur allgemeinen Geistesbewegung finden, als deren für ihn wichtigste organische Teilfunktion er die Literaturgeschichte zu begreifen lernen muß. Nach welcher Hinsicht er diese Richtung zu ergänzen hat, besonders um das gerade für sein sozial, geographisch und weltanschaulich in bestimmter Weise bedingtes Arbeitsgebiet Wichtige herauszufinden, ist wohl genugsam angedeutet. Vor allem aber darf er nicht vergessen, daß er den Maßstab seiner Wertung über die ideengeschichtlich bedingte Zeitbewegung hinaus tief im Ewig-Menschlichen zu verankern hat, das wieder — für jeden nach seiner Weise — unmittelbarer Ausdruck des Höchsten, des Göttlichen ist.

3. Die stilkundliche Forschung. Diese neuere Richtung ist besonders durch die kunstgeschichtlichen Arbeiten Wölfflins („Kunstgeschichte ohne Namen"), Worringers und Karl Schefflers gefördert worden. Sie steht natürlich in enger Beziehung zur soeben behandelten, indem der Zeitstil als Ausdruck der Zeitseele oder des Zeitgeistes begriffen wird. Sie neigt daher ebenfalls zur überscharfen Herausarbeitung und Betonung antithetischer Begriffsformulierungen und polarer

Gegensätzlichkeiten und läßt das individuelle Leben hinter der Konstruktion von Typen verschwinden. Entgegenzusetzen ist ihr weiterhin, daß der einzelne Dichter im Verlaufe seiner Entwicklung ebenso wie der Einfluß verschiedener Geistesbewegungen den verschiedener Stilgebungen durchlaufen kann (bei starker Wahrung eines geschlossenen persönlichen „Stils"), und daß innerhalb einer Stilform die Ausdrucksmöglichkeiten fast unbegrenzte sein können. Ein vorzügliches Beispiel dieser Art (wie das schon der Titel ausdrückt) ist Fritz Strich, „Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit", 1922, 2. Aufl. 1924. — Das Weltanschauliche wie das Stoffliche und Landschaftliche werden meist ungenügend berücksichtigt werden.

Obwohl nun diese Auffassungsweise in der Form, in der sie bei den Literarhistorikern vertreten zu sein pflegt, zu starken Einseitigkeiten verführen muß, erachte ich ihr Studium für den Volksbibliothekar als sehr wichtig. Es zeichnet unsere Auffassung vom Volksbüchereiwesen vor allen anderen Richtungen aus (und diesen Punkt finde ich in den oft so fruchtlosen Debatten viel zu wenig hervorgehoben), daß wir die Volksbüchereiarbeit überall dort, wo sich dies örtlich irgend ermöglichen läßt, durch Angliederung von Vorlesestunden und Volkshochschulen derart zu unterbauen suchen, daß der Volksbibliothekar zugleich Dozent der Volkshochschule ist (möglichst ihr Leiter) und selbst Vorlesestunden abhält. Ich scheue mich nicht, es hier offen auszusprechen, daß ein Volksbibliothekar, dem diese Schulung fehlt (die der Unterricht junger Anwärter des eigenen Berufes, wie ihn jeder Kollege zeitweilig betreibt, nur in sehr unzureichender Weise zu ersetzen im Stande ist), über gewisse, für uns ausschlaggebende Fragen überhaupt nicht mit zureichender Sachkunde zu urteilen fähig ist*). Der einfacher Gebildete vermag von sich aus in den meisten Fällen (und wie oft ist es nicht noch bei sogenannten „Gebildeten" der Fall, die Abitur und sogar Studium hinter sich haben!) sich überhaupt nicht in die Eigenart dichterischer Formsprache hineinzuleben. Er faßt neben dem Stofflichen nur das vom Gedanklichen auf, was unmittelbar ausgesprochen ist, d. h. was ebenso etwa in einem Gespräch über diesen Gedankengang hätte gesagt werden können. Darüber hinaus geht es dann zur Erfassung der Schönheit einzelner Situationen, einzelner Landschaftsbilder und einzelner Feinheiten der psychologischen Beobachtung und der Lebendigkeit der Charaktere im Ganzen. Es ist schon eine ziemlich hohe Stufe, die allem diesen Beachtung zu schenken weiß. Auch der Rhythmus und die Musik der Sprache finden hier oft schon ihre Würdigung. Aber irgend eine Einsicht, weshalb der Künstler diese und jene Mittel wählt, weshalb hier dieses dieses Landschaftsbild (das oft überschlagen wird) und diese Situation steht, und daß der Dichter damit noch etwas mehr sagen will, als den vulgären Sinn, wie die Teile sich gegenseitig ergänzen, auswiegen und bedingen, endlich der tiefere Sinn der ganzen Dichtung: das alles geht meist hoffnungslos verloren. Ich habe erst kürzlich ein Experiment mit dem allent-

---

*) Woher es denn kommt, daß in den Polemiken die jeweiligen Kontrahenten oft an einander vorbeireden, ohne einander zu verstehen, und daß diese Mißverständnisse dann weiterhin zu grotesken Fehlschlüssen verleiten.



halben verschlungenen „Zauberberg" gemacht, indem ich alle irgend erreichbaren Leser ausführlich darüber aushorchte. Ich bin dabei von besser Gebildeten sogar auf manche Feinheit im Einzelnen aufmerksam gemacht worden, die mir entgangen war, aber an dem Sinn, an der Symbolik des Ganzen, an der durchgehenden Hintergründigkeit, die zumal bei den skurrilen Szenen so deutlich wird, waren sie alle ohne Ausnahme ahnungslos vorübergegangen*), trotzdem Thomas Mann in der Einleitung ausdrücklich darauf hinweist. Dabei hatte das Werk auf die meisten der Befragten lebhaften Eindruck gemacht.

Man soll mir nun nicht damit kommen, daß der empfängliche Leser vieles von alledem rein gefühlsmäßig aufnehme, es ihm aber nicht bis ins Bewußtsein dringe, und er es deshalb nicht von sich geben könne. Das ist nur zu einem so kleinen Bruchteil richtig, daß es an unserer grundsätzlichen Stellungnahme nichts ändern kann. Wer es nur einmal in der Volkshochschule erlebt hat, wie den richtig Geführten die Binde von den Augen fällt, wenn sie die Formensprache des Dichters zu verstehen beginnen, wie eine neue ungeahnte Welt sich vor ihnen auftut, und die Augen in der Entdeckerfreude glühen, der weiß, daß es anders ist. Ich habe das an Studienräten wie an ganz einfachen Arbeitern erlebt.

Deshalb muß der Bibliothekar erst selbst einmal diese dichterische Formensprache zu verstehen lernen (und er lernt darin nie aus!), ehe er andere führen will. Er muß vor allem auch ganz genau wissen, wo bei seinen Lesern der Widerstand sitzt. Deshalb gehört für den jungen Anwärter zunächst das Hören, dann das Mitarbeiten in Volkshochschule und Vorlesestunde ebenso zur Ausbildung, wie das Signieren.

Alles, was in der Dichtung überhaupt enthalten ist an Werten, findet in der Form seinen Ausdruck, sei es in reiner, vollendeter Ausprägung, sei es in gequälter Absichtlichkeit, in unfertiger Bruchstückhaftigkeit, in chaotischer Wirrnis, in fingerfertiger Modetechnik oder epigonenhafter Nachahmung. Es ist kein anderer Weg ins Herz des Kunstwerkes als durch das Verständnis der Form, gerade wenn und weil man tiefer schauen will. Alle hier wirklich aufschlußreichen Hilfsmittel verlangen deshalb unsere eingehendste Aufmerksamkeit**).

4. Die soziologische Betrachtungsweise. Die Bedingtheit des geistigen und künstlerischen Lebens durch wirtschaftliche und soziale Verhältnisse in großem Rahmen aufzuweisen, hat als erster Karl Lamprecht in seinem bekannten Geschichtswerke versucht. Nachdem selbst die Sozialdemokratie als konsequenteste Verfechterin der zu Grunde liegenden These erhebliche Abstriche an dem alten Dogma vorgenommen hat, brauchen wir uns mit der Widerlegung des Prinzips in seiner Ausschließlichkeit, das natürlich eine weitgehende Berücksichtigung des Stofflichen neben dem Weltanschaulichen erforderlich macht, nicht mehr zu befassen. Für die Literaturgeschichte ist es so auch niemals in Anwendung gekommen. Vielleicht gerade deshalb bleibt nach dieser Richtung für sie aber auch

*) Leider trifft dies auch auf manche der mir zu Gesicht gekommenen Kritiken zu.

**) Einzelne Werke hierzu bei der folgenden Übersicht.

noch sehr viel zu tun. Für den Volksbibliothekar sind alle Aufschlüsse nach dieser Richtung sehr wertvoll, lehren sie ihn doch einerseits verstehen, weshalb eine gewisse geistige Einstellung zu bestimmten Zeiten eine starke suggestive Kraft auf die Masse ausübt, und lernt er dadurch hellhöriger für diese Dinge werden. Andererseits darf er hoffen, von dieser Seite her in seinem Bestreben gefördert zu werden, die Psychologie der einzelnen sozialen Schichten schärfer herauszuarbeiten. Für das Letztere allerdings wird er noch nach anderer Seite um Hilfe aussehen und ein gut Teil der Arbeit zuletzt selber leisten müssen. Darüber werde ich an dieser Stelle ein ander Mal ausführlicher sprechen, möchte aber nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß hier trotz mancher Versuche noch gänzlich unerforschte Tiefen vor uns liegen, welche die bisherigen Theorien zwar oft sehr selbstsicher, in Wahrheit aber völlig unzureichend zu überbrücken suchen, während wir uns in der Praxis mühsam tastend einen Weg bahnen*).

5. **Die Betrachtung nach Generationen.** Diese Art scheint zunächst mehr ein formales Einteilungsprinzip zu sein, doch ist dies nicht ganz richtig. Die Herausarbeitung des sich auf die Gemeinsamkeit der Erlebnisse gründenden geistesgeschichtlichen Generationsbegriffes (dieser steht selbstverständlich allein in Frage) hat natürlich vieles mit der ideengeschichtlichen Betrachtungsweise gemeinsam. Er führt jedoch über einige der Mängel, die er mit dieser teilt, zu weiteren Gewaltsamkeiten. Die Generationen sind zu eng ineinander verflochten, die Bedingungen, unter denen einzelne Mitglieder der gleichen Generation schaffen, zu verschieden, als daß ein reines, unverzerrtes Bild herauskommen könnte. Die Vorzüge liegen darin, daß jede neu aufkommende Generation Gelegenheit zu einem Querschnitt durch die derzeitige geistesgeschichtliche, politische und soziale Situation gibt. Die für uns wegen ihres stofflichen Reichtums, besonders für die Literaturgeschichte des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts und des beginnenden 20. Jahrhunderts, und wegen ihres oft treffenden Urteils wertvolle Literaturgeschichte von **Friedrich Kummer** ist nach solchen Generationen aufgebaut.

Hinzuzufügen wären dieser Aufzählung der Betrachtungsweisen bei Julius Petersen noch:

6. **Die politische Literaturgeschichtsschreibung.** Da für den Volksbibliothekar die für den Wissenschaftler immer noch interessante ältere Literaturgeschichte von **Gervinus** nicht mehr in Betracht kommt, soll hier nur erwähnt werden, daß **Friedrich v. d. Leyen** in seiner „**Deutschen Dichtung in neuer Zeit**", die wir weiter unten ausführlicher behandeln werden, sein Urteil öfter durch sein konservatives Empfinden beschränkt zeigt und Mangel am nationalen Gefühl feststellen zu müssen glaubt, wo dies oft gewiß nicht der Fall ist, und der

*) Literaturgeschichtliche Werke, welche ausschließlich oder doch vorwiegend von diesem Standpunkte ausgehen, sind mir bisher nicht zu Gesicht gekommen. Nur eine größere oder geringere Berücksichtigung findet sich, die jedesmal im Einzelnen hervorgehoben werden wird. — Die sozialistische Literaturgeschichtsschreibung rechne ich zur politischen. Darüber unten weiteres.



Zorn und die leidenschaftliche Anklage gerade enttäuschter Liebe entspringen (daß eine deutsche Literaturgeschichte immer in gutem Sinne national empfinden muß, wenn sie ihrem Gegenstand gerecht werden will, ist selbstverständlich). Durchweg verzerrt durch seine einseitige, stark nach links gerichtete individualistische und rationalistische Einstellung ist das Bild, welches der geistreiche Däne Georg Brandes in seinen immer noch viel gelesenen und lesenswerten „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts" entwirft (3 Bde, 3. Aufl. Berlin: Erich Reiß 1924), welche die Jahre von der französischen Revolution bis zur Revolution von 1848 umfassen. Hierher gehört auch die sozialistische Literaturgeschichtsschreibung, welche Eingliederung später bei Besprechung des Buches von Anna Siemsen, Literarische Streifzüge durch die Entwicklung der europäischen Gesellschaft näher begründet werden wird. Endlich müssen wir anfügen

7. Die weltanschaulich gebundene Literaturgeschichtsschreibung. In Frage kommt hier fast ausschließlich die katholische Weltanschauung. Ihre Berechtigung innerhalb des katholischen Weltanschauungskreises sollte gerade von volksbibliothekarischer Seite nicht bestritten werden. Viele theoretische Fragen, die dem nicht katholischen Volksbildungspfleger Kopfzerbrechen machen, finden von ihr aus eine in ihrem Sinne unanfechtbare Lösung, für zahlreiche praktische Fragen der Volksbildung ist eine in langer Tradition erworbene Übung zur Hand. Die gegenseitige Befruchtung könnte eine viel regere sein. Der Nichtkatholik wird vor allem in den katholischen Schriften eine oft tiefdringende Durchleuchtung der weltanschaulichen Untergründe der Dichtwerke finden, die gerade deshalb so wertvoll ist, weil sie von festen und bekannten Voraussetzungen ausgeht, während in zahlreichen anderen Fällen die Ausgangspunkte für die Werturteile und die Auffassung des Literaturgeschichtsschreibers vom Leser erst mühsam ermittelt werden müssen, und er oft überhaupt nicht zu sicheren Ergebnissen gelangt. Aus denselben Gründen ist die katholische Kritik für jeden Volksbibliothekar von großer Bedeutung, um so mehr, als in dem letzten Jahrzehnt die Auffassung und Würdigung des geistigen Ringens und Schaffens der Gegenseite in Vergangenheit und Gegenwart seitens der katholischen Kritik viel freier und unbefangener geworden ist (hierüber gelegentlich einer Besprechung des neuen Kataloges des Borromäusvereins Weiteres). Die „Bücherwelt", die Zeitschrift des Borromäusvereins, wie der bei Herder in Freiburg erscheinende „Literarische Handweiser" sollten deshalb überall aufmerksam verfolgt werden; in den Lesehallen muß wenigstens das vortreffliche „Hochland" ausliegen. Denn wenn wir es uns zur Pflicht machen, unsere Leser in die geistige Bewegung der Gegenwart einzuführen, werden wir ihnen eine der mächtigsten Strömungen nicht unterschlagen dürfen, ohne deren Verständnis zudem unsere eigene Vergangenheit als Volk ein dunkles Rätsel bleiben muß.

Der hauptsächlichste Fehler der größeren literaturgeschichtlichen Werke von katholischer Seite ist ein schon dem Raum nach größeres Hervortreten der aus katholischer Weltanschauung heraus schaffenden Schriftsteller, als dies im Rahmen der Gesamtentwicklung der Dichtung zu rechtfertigen ist.

Dazu wird auch in der künstlerischen Bewertung dieser Schriftsteller in den Gesamtdarstellungen oft zu hoch gegriffen, während die literarische Kritik in den genannten Zeitschriften demgegenüber im allgemeinen heute ein geschärftes ästhetisches Gewissen erkennen läßt. Die berührten Mängel zeigen sich besonders in der großen Geschichte der Weltliteratur von Alexander Baumgartner, die in Wahrheit mehr eine Geschichte der katholischen Weltliteratur im Rahmen der gesamten Weltliteratur darstellt. Wer sich aber etwa über Dante, Lope de Vega, Calderon u. a. unterrichten will, wird hier reichste Belehrung schöpfen. Neben dieser Geschichte der Weltliteratur ist für die deutsche Literaturgeschichte von katholischer Seite immer noch W. Lindemann, Geschichte der deutschen Literatur*), das wichtigste Werk.

Abschließend ist über diese Richtung zu sagen, daß, wie der katholische Volksbibliothekar sich nicht auf die Darstellungen seiner Richtung beschränken wird, das Gleiche umgekehrt vom nichtkatholischen gefordert werden muß, wenn anders er sich ein abgerundetes Bild der Entwicklung erwerben will.

Um zum Schlusse noch kurz auf das Buch von Julius Petersen zurückzukommen, das diesen Ausführungen zu einem guten Teil zu Grunde gelegt wurde, so ist zu sagen, daß es eine vorzügliche Einführung in die hauptsächlichsten derzeitigen Richtungen der Literaturgeschichtsschreibung gibt, daß es zwar zu seinem vollen Verständnisse einige Kenntnisse der neueren wissenschaftlichen Literatur voraussetzt, unbeschadet dessen aber auch schon von dem weniger Belesenen in seinen wichtigsten Teilen wird verstanden werden können, und so die Orientierung unter den verschiedenen Arbeiten dem Anfänger wesentlich erleichtern kann.

Eine nach jeder Richtung hin befriedigende Literaturgeschichte gibt es nicht, vor allem aber nicht für unsere besonderen Zwecke. Ihnen trägt bisher einzig das von unserem verstorbenen Kollegen neu bearbeitete Buch „Mielke-Homann, Der deutsche Roman des 19. und 20. Jahrhunderts", 6. Aufl., Dresden: Carl Reißner 1920, in seinem 6. Teil, der die neuere Entwicklung behandelt und von Homann zum größten Teile völlig neu geschrieben ist, in weiterem Ausmaße Rechnung. Auch darf man nicht vergessen, daß in der Einseitigkeit der charakterisierten Richtungen oft ihre Stärke liegt, indem sie gerade hierdurch zu neuen, überraschenden Aufschlüssen gelangen. Deshalb wird wohl die von Petersen am Schlusse seines Buches als Aufgabe zukünftiger Literaturgeschichtsschreibung erhobene Forderung einer Synthese aller dieser Betrachtungsweisen ein unerfüllbarer Wunsch bleiben, wie es unmöglich ist, eine vollrunde Plastik allseitig auf der Fläche des Papiers zur Abbildung zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

*) In neuer Bearbeitung von Ettlinger. 2 Bde. Freiburg, Herder 1915. — Für die neuere Zeit dazu Wilhelm Kosch, Geschichte der deutschen Dichtung 1813—1918, München, Parcus, die unten näher besprochen wird.



Ein paar kleine, aber wichtige Buchfragen.

Von Prof. A. S. Steenberg, Charlottenlund (Dänemark).
Übersetzt von Dr. Viktor A. Schmitz (Helsingör).

Es gibt in der deutschen Buchwelt einen Reichtum an Übersetzungen aus vielen Sprachen, auch aus der dänischen, den wir Dänen bewundern. Ich könnte mir daher denken, daß folgende Fragen in Deutschland Interesse finden würden. Da die eine der beiden Angelegenheiten, die ich hier vorbringe, soviel ich weiß, noch keine allgemein anerkannte Lösung in Deutschland gefunden hat, werden deutsche Bibliothekare vielleicht gern eine kurze Darstellung darüber lesen.

Ich bin häufiger in die Lage gekommen, den ursprünglichen Titel (den in der Ursprache) eines übersetzten Buches anwenden zu müssen. Dieser ist oft in der dänischen Übersetzung nicht wörtlich wiedergegeben und daher schwierig zu finden. Ein paar deutsche Beispiele mögen das zeigen. „Die zweite Frau" von der Marlitt ist übersetzt unter dem Titel „Baronesse Mainau". Der Übersetzer gibt das letzte Wort des Buches: „Meine zweite Frau" in Sperrdruck; daraus ist nicht leicht zu schließen, daß diese Worte den ursprünglichen Titel vertreten. Oder Sudermanns „Frau Sorge" ist unter Titeln übersetzt, die auf Deutsch heißen würden: „Die graue Dame", „Der Heidenhof", „An der Schattenseite", vielleicht, weil sich nicht leicht ein vollständig entsprechendes dänisches Wort für „Frau Sorge" finden ließ. Andere Beispiele könnte ich bei dänischen Übersetzungen aus englischen und französischen Büchern nennen.

Ich schrieb in „Den danske Boghandlertidende": „Es scheint mir, daß es sowohl für Buchhändler wie für Bibliothekare, natürlich auch für denkende Leser, von Interesse ist, ohne Schwierigkeit über den ursprünglichen Titel eines übersetzten Buches Bescheid zu erhalten ... Für Volksbibliothekare würde das eine Hilfe sein, den Katalog erläuternder zu gestalten, wenn sie den ursprünglichen Titel mitanführen könnten; auf jeden Fall ist seine Kenntnis notwendig, wenn man, da jetzt Belletristik in der Originalsprache mehr und mehr in den Volksbüchereien angeschafft wird, durch ein Zeichen im Katalog darauf hinweisen will, daß die Bücherei sowohl das Original als auch die Übersetzung hat."*)

Ich habe mit dänischen Verlegern darüber verhandelt, und diese haben mir versprochen, den Originaltitel auf dem Titelblatt anzuführen, etwa auf der Rückseite, wenn er nicht im Vorwort genannt wird. So etwas läßt sich wohl leichter in einem kleinen Land ordnen, aber das Bedürfnis nach einer Regelung ist im großen Land das gleiche.

Die zweite Angelegenheit, die ich besprechen will, hat noch größere Bedeutung für Büchereien. Es kommt mehr und mehr zum Bewußtsein, wie wichtig es ist, daß der Katalog über die Bücher Aufschluß gibt und zwar über den Buchtitel hinaus, wenn sie für den Leser von Bedeutung

---

*) Bekanntlich ist durch den § 222 der „Instruktionen für die alphabetischen Kataloge der Preußischen Bibliotheken" diese Angelegenheit für die wissenschaftlichen Bibliotheken Preußens so geordnet, daß Jeder von uns, der nach dieser Weisung zu arbeiten versucht, weiß, wie mühsam es ist, sich dazu die nötigen bibliographischen Unterlagen zu verschaffen. Die Hrsg.

sind. So gibt man bei Büchern der belehrenden Literatur das Jahr des Druckes an, da es oft bedeutungsvoll ist zu wissen, wie neu die Kenntnisse sind, die sie vermitteln. Ganz anders ist es mit der Schönen Literatur. Das Jahr, das im allgemeinen hier die größte Bedeutung hat, ist das Jahr der ersten Ausgabe des Buches, da dies oft von der Entwicklungsgeschichte des Verfassers etwas erzählt. So wie das Jahr des Druckes hier in Dänemark in den Katalogen angeführt wird, — ob es in Deutschland ebenso ist, weiß ich nicht — klärt es nur darüber auf, in welchem Jahre die oft rein zufällige Ausgabe, welche die Bücherei hat, gedruckt ist. Diese bibliographische Erklärung kann in einem seltenen Fall für den Leser Interesse haben, daß sie für die Bücherei Bedeutung hat, um anzuzeigen, welches Buch es ist, das die Bücherei besitzt, geht meist den Leser nichts an; im allgemeinen wird die Zahl nur die Auffassung des Lesers von der Entwicklung in der Produktion des Verfassers verwirren. Er sieht diese im Katalog — was aus anderen Gründen richtig ist — alphabetisch nach Titeln geordnet, und neben diesen Titeln sieht er einige verwirrende Zahlen. Diese Jahreszahlen sollten daher lieber wegbleiben, wenn sie nicht vermehrt werden durch den Hinweis darauf, wann die Bücher zum ersten Mal erschienen. Eine derartige Erläuterung findet sich in der Regel nicht in unseren Katalogen. Im „Katalog der Sönderjydske Landsbibliotek i Aabenraa" (Apenrade), an dessen Herstellung der augenblickliche Oberbibliothekar an der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen, Carl S. Petersen, beteiligt war, ist auf dem Gebiete der Schönen Literatur das Druckjahr der Erstausgabe neben dem Druckjahr der vorhandenen Ausgabe vermerkt. Daß dies letztere mitangegeben wurde, geschah bibliographischer Zwecke und vielleicht eines alten Brauches wegen. Hier hat es, katalogmäßig betrachtet, nichts zu bedeuten; es muß vorkommen in Zugangslisten und, da es für die Ausleihe dieses bestimmten Buches von Bedeutung ist, auch auf der Buchkarte, sofern es nicht eine sehr leichte Verbindung zwischen Buchkarte und Zugangslisten gibt.

Wenn das ursprüngliche Druckjahr nicht angeführt wird, liegt das sicherlich zum großen Teil daran, daß es der Bibliothekar nicht kennt, und daß es oft beschwerlich ist, es zu erfahren. Aber es sind ja nicht nur die Bibliothekare, die an dieser Jahreszahl interessiert sind; sie hat auch für den Buchhandel Bedeutung. Ich habe mich deshalb in dieser Angelegenheit an die dänischen Verleger gewandt. Es wäre ganz natürlich, wenn der Verleger bei belletristischen Büchern das Druckjahr der ersten Ausgabe mitteilte. In Büchern aus den U. S. A. wird man darüber durch Copyright-Noten unterrichtet. In englischen Büchern habe ich diese Jahreszahl auf der Rückseite des Titelblattes vermerkt gesehen, bisweilen der Reklame halber mit Hinzufügung der Größe dieser und späterer Ausgaben. Ich bat die Verleger, aus bibliographischem Interesse das Druckjahr der ersten Ausgabe auf dem Titelblatt, zum Beispiel auf der Rückseite, anzugeben; ein Teil von ihnen versprach es.

Wie weit man mit der Lösung dieser zwei Buchfragen in Deutschland gekommen ist, weiß ich nicht. Wird es allgemein üblich, daß die Verleger den Originaltitel eines übersetzten Buches und das Druckjahr der Erstausgabe eines belletristischen Buches angeben, würde das den Bibliothekaren dazu helfen, ihre Büchereien vielen ihrer Leser nützlicher zu machen.

Volkstümliches Büchereiwesen auf der Gesolei.

Von M. Schäfer, Elberfeld.

Bei einer Ausstellung, die der Gesundung des deutschen Volkes dienen wollte, durfte neben der körperlichen Ertüchtigung, neben den Bestrebungen zur Hebung der Volkswohlfahrt die Pflege des inneren, innerlichen Menschen auf keinen Fall unberücksichtigt bleiben. Darum war es eine Selbstverständlichkeit, daß eine Einrichtung von überragend sozialer Bedeutung, wie sie die Volksbücherei darstellt, zur Geltung gebracht wurde; und es ist der staatlichen Beratungsstelle Düsseldorf nur zum Verdienste anzurechnen, daß sie sich der großen Mühe unterzogen und keine Kosten gescheut hat, eine sehenswerte und eindrucksvolle Schau unserer Büchereiarbeit zu schaffen, welche denn auch ihre äußere Anerkennung in der Verleihung der goldenen Medaille gefunden hat.

Wenn man freilich an dem Riesenpalast des Deutschen Brauerbundes vorüberging und sich mühsam nach dem Ausstellungsraum für Büchereiwesen zurecht gefragt hatte, um dann den für beide Gebiete zur Verfügung gestellten Raum zu vergleichen, wurde es mit einem Schlage klar, daß die Bedeutung der Volksbücherei in der deutschen Öffentlichkeit noch längst nicht erkannt ist. Düsseldorf, das doch sonst auf dem Gebiet des Bildungswesens nicht rückständig ist, hätte seiner Ausstellungsbücherei schon einen würdigeren oder zum mindesten leichter auffindbaren Platz anweisen dürfen.

Dennoch war der Besuch dieser Abteilung der fast zu großen Ausstellung auf das Gewinnkonto zu setzen, und wenn man den Bevölkerungskreisen, die die Bücherei benutzen, auch nur ein wenig Besinnlichkeit und Urteilskraft zutraut, so war hier Gelegenheit genug, auch den Behörden und den Nichtfachleuten ein Licht aufzustecken, daß mit dem Einordnen und Ausleihen der Bücher die Arbeit des Bibliothekars nicht erschöpft ist, daß vielmehr hinter der Bücherausleihe eine unsichtbare und infolgedessen auch unausstellbare vielseitige Arbeit geleistet wird. Leserpsychologie, Vorbereitung für den Ausleihedienst usw. ad oculos zu demonstrieren, war nicht so notwendig wie das Werben um das Vertrauen des Besuchers, der die sorgliche Mühe um das rechte, fördernde Buch an der Hand der mannigfachen Hülfen, wie sie die verschiedenen Kataloge, Literaturführer, Schaukästen, Bilder und Tabellen bieten, ermessen und achten lernen sollte und lernen konnte, auf daß er das unbehagliche und für das Gedeihen des Volksbüchereigedankens vergiftende Gefühl, Versuchsobjekt pädagogischer Experimente zu sein, verlor, während dem Fachmann eindringlich in Erinnerung gebracht wurde, seine beneidenswerte Aufgabe nur zum Nutzen des Besuchers aufzufassen und zu erkennen, daß alle Erziehung bloß das eine Ziel haben kann, sich und den Mitmenschen bis zu dem Punkte zu führen, wo drangvoll und befreiend die Selbsterziehung einsetzt. Die Auslage besonders lehrreicher Leserhefte und Wunschzettel vermochte darum dem besinnlichen Besucher die geheimen Fäden, die sich vom Büchereibenutzer zum Bibliothekar und umgekehrt spinnen, zu veranschaulichen und ihn davon zu überzeugen, daß er in der Statistik einer Bücherei nicht eine bloße Ziffer bedeute, daß er vielmehr selbst Statistik lesen lernen und sie mittelbar fördern müsse. So wird in ihm der Wunsch erregt, die ver-

schiedenen Kataloge richtig handhaben zu lernen. Die Düsseldorfer Ausstellung machte klar, daß ein Katalog in der Hand von Bibliothekar und Leser etwas Ähnliches sein muß, wie das Lesebuch für Lehrer und Schüler: nicht ein mehr oder minder verächtliches Schulbuch, sondern ein Antrieb und starker Reiz für den Leser, über das Fragmentarische hinaus das ganze vollkommene Dichtwerk kennen zu lernen, während die Aufgabe des Bibliothekars sinnfällig wurde, die stummen Kartotheken zu tönenden Instrumenten zu machen.

Das Nähere über die verschiedenen Kataloge und den Präsenzapparat findet sich in der Winkerschen Schrift „Die volkstümliche Bücherei auf der großen Ausstellung Düsseldorf 1926" und darf als bekannt vorausgesetzt werden. Wenn man in Einzelheiten auch anderer Meinung sein kann, so blieb der Gesamteindruck des Bedeutsamen dennoch unzerstörbar bestehen.

Zur Vollständigkeit fehlt m. E. ein Schlagwortkatalog und damit die Möglichkeit, sich über seine Verwendbarkeit in der Volksbücherei klar zu werden. Selbstverständlich ist dem systematischen Katalog in der Düsseldorfer Ausführlichkeit in bezug auf die Führung des Lesers der Vorzug zu geben. Es kann sich aber ereignen, daß es dem Besucher darauf ankommt, sich rasch über das eine oder das andere Gebiet informieren zu können, und da erhebt sich eben die Frage, ob nicht — wenigstens für die Handbücherei des Lesesaals mit ihren Nachschlage- und allgemeinen Orientierungswerken — ein Schlagwortkatalog ein schnellerer Diener zu sein vermag.

Über die Zweckdienlichkeit des Kartothekmaterials im DIN-Format, wie sie in der bekannten Zusammenstellung „Die Materialien der volkstümlichen Bücherei" klargelegt ist, ein Wort zu verlieren, dürfte sich erübrigen. Unbedingt wird dem neuen Format überall da das Wort zu reden sein, wo es sich um Neueinrichtung einer Bücherei handelt. Für schon bestehende, ältere Büchereien dürften allerdings noch einige beachtliche Schwierigkeiten bestehen, sich auf das neue Format umzustellen, da damit ein nicht geringer Aufwand von Zeit und Geld erforderlich wird, für den es nicht immer ganz leicht fallen möchte, die unterhaltende Behörde von seiner unbedingten Notwendigkeit zu überzeugen. Immerhin war die Ausstellungsbücherei auch in dieser Hinsicht eine Verlockung, die zuständige Büchereikommission mit Einschluß des Dezernenten an Ort und Stelle zu führen, um ihnen zu zeigen, daß Beamtenzahl und Zuschuß zu der geforderten Leistung der Bücherei in einem innigeren Verhältnis steht, als das in einer kurzen Kommissionssitzung klar werden kann. Wie denn überhaupt die Ausstellungsbücherei ein beredtes Zeugnis dafür abzulegen imstande war, daß nicht nur zum Kriegführen Geld und Geld und noch einmal Geld gehört, und daß es sich bei den Bemühungen um die Erhöhung des Etats nicht um eine Forderung, wie sie zu tausenden heutzutage in der Welt umherschwirren, handelt, sondern daß hinter jeder Forderung ein festgefügter Arbeitswille steht, mit dem anvertrauten Pfunde Wucher zu treiben, zu einem Erfolge, der zwar im Augenblick nicht zu berechnen ist, der aber in der Zukunft bessere Früchte tragen wird als die Erteilung von hundert anderen gewinnbringenden Konzessionen.

Die Zahl der im Lesesaal der Ausstellungsbücherei ausliegenden Zeitschriften und aushängenden Zeitungen ging aus leicht erklärlichen Gründen über den allgemeinen Zuschnitt der Bücherei „auf eine niederrheinische Stadt von etwa 30 000 Einwohnern“ weit hinaus. Sehr interessant und aufschlußreich waren die bildhaften Darstellungen des Anteils der verschiedenen Bevölkerungsschichten an der belehrenden Literatur.

Vor der Ausleihe und dem Lesesaal war ein „Werberaum“ der Bücherei eingerichtet. Hier waren in einzelnen Proben das Buch des Mittelständlers, das des Arbeiters, des Akademikers, des Jugendlichen, der Hausfrau und der erwerbstätigen Frau neben einer Reihe von Büchern, die „man in der volkstümlichen Bücherei vergeblich suchen“ sollte, ausgelegt, für den besinnlichen Betrachter wieder ein wohlverständlicher Hinweis auf die unausstellbare Fürsorgetätigkeit des Büchereipersonals. Ohne den Anschein einer angestrebten Geschmacksdiktatur zu erwecken doch ein Anlaß, wieder einmal zu bedenken, daß mit einer Definition des Wortes und Begriffes Kitsch die Grenzen der Buchauswahl trotz aller Bemühung bis heute fließend geblieben sind und wohl auch immer bleiben werden, wie es denn auch zu denken gibt, daß von diesen beanstandeten Büchern eine Anzahl mit der Zeit aus der Ausstellung verschwunden ist. Erwähnenswert ist auch die Tafel der Neuerwerbungen, die die Bremer Bücherei erfunden und ausgestellt hatte, auf der, etwa wie bei einem Taschenschachspiel die einzelnen Figuren, die fertig geschriebenen Katalogzettel der neuen Bücher eingesteckt und ausgewechselt werden können*). Auf einem weiteren Tisch waren die Mittel zur Buchpflege wie Tintentod, Benzin usw. ausgestellt, recht eine Anregung, den Erfindergeist anzuspornen, um noch mehr der Buchbeschädigung und -verunstaltung entgegentreten zu können, um auch endlich einmal einen Schritt auf dem Wege der Desinfektion weiter zu kommen. Daneben fand man eine kleine Buchbindereiausstellung, in der der Bucheinband der Volksbücherei von der Heftlade bis zur Signaturprägung vorgewiesen wurde. Bibliographische Hilfsmittel und Fachzeitschriften fehlten natürlich nicht. „Bücherei und Bildungspflege“ war würdig vertreten. Der bibliothekarische Beruf war durch große Tafeln mit der Entwicklung der Berufsausbildung und der Beschreibung des mittleren Dienstes, sowie durch Veröffentlichungen der Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen und der Bibliothekskurse der Berliner Stadtbibliothek dargetan. Die allbekannte Schundkampf-Ecke brachte das übliche Anschauungs- und Abschreckungsmaterial, über dessen Wert man immer noch recht geteilter Meinung sein kann. Der Borromäusverein hatte mit seinem Bücherverzeichnis, mit Büchern und Zeitschriften eine besonders sorgsame Auswahl getroffen. Und dann hingen und lagen wandherum die Materialien, Bilder, Drucksachen, Bücherverzeichnisse, Statistiken, nicht zuletzt auch die Zeugnisse der wichtigen Zusammenarbeit der Bücherei mit dem öffentlichen Vortragswesen von Bergisch-Gladbach bis Hamburg, von Bremen und Lübeck bis Kaiserswerth, Werk-, Volks-, Einheits- und Wanderbüchereien in bunter Reihenfolge, recht ein Zeugnis

*) Ähnliche Tafeln sind auch anderwärts seit längerer Zeit in Gebrauch.
Die Hrsg.

mannigfachen und doch letzten Endes in seinem tiefsten Grunde so einheitlichen bildungspfleglichen Strebens in allen Teilen Deutschlands, sodaß man Einzelheiten, wie z. B. die Bilder von beneidenswert neuen Büchereigebäuden, gar nicht alle hervorheben kann und mag, und nur der Hoffnungsfreude und der Gewißheit Ausdruck geben muß, daß in Deutschland von einer Versandung und Versumpfung des Büchereiwesens nicht mehr gesprochen werden darf, ohne dem allseitigen Aufwärts- und Vorwärtsstreben und -schreiten der deutschen Bücherei und des deutschen Bibliothekars Unrecht zuzufügen. Die Wege mögen verschieden sein; es gibt nur ein einziges Ziel: das deutsche Volk.

Ganz besonders verdiente auch das dänische und schwedische Material der Ausstellung beachtet und studiert zu werden. Es war ein wirksamer Anschauungsunterricht zu den berichtenden Artikeln, die wir aus „Bücherei und Bildungspflege" kennen. Wenn man die Bestandstatistiken der Volks- und Schulbüchereien Schwedens aus den Jahren 1913 bis 1925 sah, nach denen der staatliche Zuschuß von 62 983 auf nahezu 200 000 Kronen gestiegen ist, wenn man in verschiedenen Farben dargestellt fand, daß im Jahre 1913 von den Städten schwedischer Provinzen zum großen Teil 50%, in beachtlich vielen Fällen 100% über Büchereien verfügten, so erkennt man daraus unschwer, daß wir in Deutschland die Ausgestaltung des Büchereiwesens nicht gepachtet haben, und daß wir in bezug auf den Staatszuschuß bei besseren Zeiten im allgemeinen mehr als bisher zu erwarten haben und auch erwarten müssen. Beneidenswert ist auch der Umstand, daß in Schweden und Dänemark auch die kleinste Ausleihestelle über einen eigenen Raum zur Ausleihe verfügt. Über die Dezimalklassenteilung unterrichtete die Broschüre des staatlichen Bibliothekskomitees Dänemarks und selbstverständlich waren auch die Handbücher des „Allgemeinen Schwedischen Büchereivereins" (siehe J. Langfeld d. J., B. u. B. Jg. 5, 3) ausgestellt, unter denen der Stockholmer Grundkatalog mit seiner Fülle besprochener Bücher naturgemäß am meisten auffiel. An Hand dieser kleinen Sonderausstellung war es möglich, einen Überblick zu erhalten und, durch sie angeregt, den Wunsch nach näherem Studium, aber auch nach Gedankenaustausch und Zusammenarbeit mit den nordischen Nachbarkollegen mitzunehmen. Hier sind Bausteine genug vorhanden, die richtig geschichtet, die Brücken zu werden vermögen, die auch von drüben gewünscht werden (A. Sch. Steenberg, B. u. B. Jg .6, 1).

Ja — und Leipzig? — In der Unterabteilung „Der bibliothekarische Beruf" lagen tatsächlich die Berichte der deutschen Bibliothekarschule zu Leipzig. Aber anstatt die Ausstellung ein wenig reichlicher zu beschicken, wie es einer Stelle, die sich zentral nennt, gemäß gewesen wäre, mußte wieder einmal ein Zirkular „an die Verwaltung der deutschen Städte und Gemeinden" in die Welt gesetzt werden. Man könnte darüber hinweggehen, weil die beigefügten „Richtlinien für die kommunale Büchereipolitik" nichts Neues bringen. Es gehört aber doch hierher, weil der letzte Abschnitt des Sendschreibens die Gemeinden darauf „aufmerksam" macht, daß sich die Zentralstelle an der Gesolei nicht beteiligt hat. „Durch Ausstellungen", schreibt Leipzig, „ein wirkliches Bild gerade von dem Büchereiwesen zu geben (dessen wichtigste Vorgänge, Maßnahmen, Ent-

scheidungen sich unsichtbar vollziehen), ist nahezu unmöglich. Außerdem stehen die Vertreter der modernen Büchereibewegung fast ohne Ausnahme auf dem Standpunkt, daß die Büchereisache nicht ein Untergebiet der Wohlfahrtspflege ist, sondern ein Hauptgebiet der öffentlichen Bildungsarbeit. Durch zu enge Verbindung mit der Wohlfahrtspflege kommen notwendigerweise Gesichtspunkte in die Büchereibewegung, die der sachgemäßen Durchführung des Büchereigedankens abträglich sind. In diesen Bemerkungen soll keineswegs eine Kritik der bedeutsamen Düsseldorfer Ausstellung enthalten sein, sondern nur eine Begründung, warum das einzige deutsche zentrale Institut für das Volksbüchereiwesen trotz dringender und wiederholter Aufforderung an der Gesolei nicht teilgenommen hat." — Wenn man neben den ersten Satz dieser Ausführungen die Winkersche Behauptung setzt: „Das Wesen volksbibliothekarischer Arbeit ruht letzten Endes in ihrer volkspädagogischen Aufgabe, die immer wieder ins Metaphysische reicht und nicht sinnfällig zur Darstellung gebracht werden kann" — so kann man sich der Übereinstimmung zwischen Sachsen und Rheinland durchaus freuen, wenn es sich hier ja auch — ich gebrauche einen Ausdruck Dr. Winkers — um eine „Binsenweisheit" handelt, die aber anno 1914 trotzdem oder vielleicht noch nicht hinderte, daß das Volksbüchereiwesen unter der Leitung Leipzigs auf der Bugra vertreten war. Und was nun die Wohlfahrtspflege anbelangt und die Unterscheidung von Unter- und Hauptgebiet, so ist es wiederum erfreulich, daß die Vertreter der modernen Büchereibewegung nicht nur „fast", sondern allem Anschein nach ganz ohne Ausnahme eines Herzens und einer Seele sind. Daß aber Büchereiarbeit ein Hauptgebiet sozialer Anstrengungen und Unternehmungen ist, daß vielleicht erst das, was Bildungspflege für uns alle erstrebt, wahrhafte innere Freiheit und echte stille Freude, sozialisiert werden müssen, ehe wir an andere soziale Aufgaben mit Erfolg herantreten können, — das nicht erwähnt zu haben, dürfte in dem Leipziger Sendschreiben eine bedauerliche Unterlassung darstellen, zumal sie nicht nur den engeren Fachgenossen, sondern auch allen denen, welche Büchereiarbeit mit den Fachleuten zusammen fördern möchten und unterstützen sollen, aufgefallen sein wird. Volkstümliches Büchereiwesen mußte auf der Gesolei vertreten sein, und man wird das in Leipzig auch empfunden haben, weil man sonst im Interesse des Büchereiwesens auf alle Fälle eine Kritik hätte üben müssen, wenn anders nicht der Eindruck hervorgerufen werden sollte, daß die Zentralstelle hier sozusagen zentrifugal gehandelt hat und nun in den Verdacht kommt, sie habe nichts Anderes und nichts Besseres auszustellen gehabt als das, was in Düsseldorf nun ohne sie ausgestellt ist. Über den wahren Grund der Teilnahmlosigkeit könnte man ja allerhand Vermutungen aufstellen, zumal wenn man erfährt, daß Leipzig anfänglich durchaus nicht abgeneigt gewesen ist, sich an der Ausstellung zu beteiligen, wenn auch mit so weitgehenden Ansprüchen an Raum, daß den von Leipzig unabhängigen Büchereien die nötige Entfaltungsmöglichkeit nicht gegeben worden wäre. Es genügt einstweilen, festzustellen: Leipzig war auf der Gesolei nicht so vertreten, wie das „einzige deutsche zentrale Institut für das Volksbüchereiwesen" bei seinem sonst üblichen Aufwand, in der Öffentlichkeit von sich reden zu machen, es von sich selbst verlangen mußte. Und

zum anderen: Es ist auch ohne seine Mitwirkung etwas zustande gekommen, das sich ruhig und sicher sehen lassen konnte, obwohl es nicht den Anspruch machte, „irgendwie Normatives zu geben“ und obwohl es nicht dazu dienen sollte, jeder von dem Leipziger Dogma abweichenden Arbeitsauffassung das Daseinsrecht öffentlich und amtlich abzusprechen, und zwar mit einer Überheblichkeit, die zu dem Anspruch, zur Volksgemeinschaft zu führen, in seltsamem Widerspruch steht.

Ein wissenschaftliches Grundschema für Volksbüchereien.

Von Prof. Dr. Hans Heimbach, Chemnitz.

Als zweites Beiheft zur „Bücherei und Bildungspflege“ ist ein „Wissenschaftliches Grundschema für Volksbüchereien“ erschienen. Der Verfasser ist Dr. Max Wieser, der Leiter der Stadtbücherei Spandau. Grundschema! Man darf mit diesem Worte so entschiedenen Klanges nicht die Ansicht verbinden, daß das Gebäude der Wissenschaft als ein wohlgefügtes und wohlgekröntes Ganze unerschütterlich in sich selbst ruhe, so wichtig auch diese Ansicht in der Geschichte der Philosophie und in den Geisteswissenschaften gewesen ist. Zu halten ist diese Ansicht nicht. Es gibt eben nur einzelne Gebiete begründeter Zusammenhänge von Tatsachen und darauf beruhenden Folgerungen, das sind eben die Wissenschaften. Aber ihre Abgrenzung und ihren Inhalt verdanken diese Wissenschaften ausschließlich den praktischen oder seelischen Bedürfnissen der Menschheit. Und da diese Bedürfnisse in wechselnder Gruppierung zusammentreten, so wechselt auch Inhalt und Abgrenzung der Wissenschaftsgebiete, und es gibt eine Geburt und einen Tod von einzelnen Wissenschaften.

Daher mißglückten von je alle Versuche, ein System der Wissenschaften aufzustellen mit dem Anspruch denknotwendiger Geltung. Auch die Trennung in Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften oder ähnliche Gruppen läßt sich wegen der fließenden Grenzen nicht durchführen. Man denke z. B. an die Grenzlinie zwischen experimenteller und geisteswissenschaftlicher Psychologie oder daran, daß neuerdings auch die Berechtigung der Literaturwissenschaft als einer selbständigen Wissenschaft bestritten worden ist.

Gibt es nun keine absoluten Systeme der Wissenschaften, so gibt es doch herkömmliche, die in verschiedener Form ihren Einzug in die Bibliothekswissenschaften gehalten haben, wo sie selbstverständlich sofort eine eigenartige Tönung erhalten, wie sie sich zum Beispiel in der herausgehobenen Bewertung des Schrift-, Buch- und Büchereiwesens bekundet. Der Bibliothekar muß eben das Recht haben, ein solches System der Wissenschaften zu Grunde zu legen, das seinen besonderen Interessen entspricht. Und selbstverständlich wird dabei der Volksbibliothekar andere Wege gehen müssen wie der wissenschaftliche Bibliothekar, wie Wieser sehr richtig hervorhebt.

Wieser beantwortet nun auch die sich aufdrängende Frage, welche Gesichtspunkte für einen Volksbibliothekar bei der Aufstellung seines Grundschemas und mancher anderen Arbeit leitend seien. Er sagt: „Die Volksbibliothekare arbeiten weit weniger mit der Logik als mit dem Instinkt.“ Nun ist es gewiß eine schöne Sache um das Schöpferische, um das rational nicht mehr zu Erfassende im Menschen. Keine große Verstandesleistung kommt ohne die Mitwirkung einer gewissen Intuition zustande. Aber, hinterher muß alles seine Rechtfertigung vor dem Verstande finden, und wir müssen daher auch klar sagen können, was die Arbeit des Volksbibliothekars im eigentlichen Sinne regelt.

Solche Regelung kann nur in einer methodischen Anpassung an den Leser bestehen, nicht an den Einzelleser, sondern an einen Lesertypus, einen bestimmten Lesertypus unter den verschiedenen Lesertypen, welche die Volksbücherei zu versorgen hat. Über die Bestimmung dieses Lesertypus herrscht leidliche Übereinstimmung unter den Volksbibliothekaren. Man denkt nicht in erster Linie an die bei weitem häufigste Erscheinungsform des Lesers, an den rein Unterhaltungsbedürf-

tigen, ohne Bildungswillen, vielfach auch ohne Bildungsfähigkeit. Man denkt auch nicht an Hochgebildete, die der Arbeit des Volksbibliothekars nicht mehr zugänglich sind, und die in der Volksbücherei keine Bildungsanstalt sehen, sondern nur eine Möglichkeit, ihren Bedarf an Büchern billig zu decken. Sondern man denkt bei der Konstruktion des Lesertypus, dem sich die Arbeit der Volksbibliothekare hauptsächlich anpassen soll, an Leute, die meist zwar nur einfache oder wenig gehobene Schulbildung haben, daneben aber einen klaren, oft recht starken Bildungswillen und eine entsprechende Bildungsfähigkeit.

Von dieser zwar nicht so großen, aber sehr deutlich erkennbaren Gruppe von Lesern muß der Volksbibliothekar zweierlei wissen. Einmal ihre typische Einstellung zu den Zeitproblemen und andererseits einen kennzeichnenden psychologischen Zug, und das ist das starke Überwiegen des Denkens in Bildern der Anschauung gegenüber dem Denken in Begriffen. Daraus ergeben sich nun zwei leitende Regeln für die Darbietung der Bücherschätze in den Katalogen der Volksbibliotheken. Die erste Regel heißt: knüpfe an die vorhandenen Grundeinstellungen deiner Leser an. Die zweite Regel heißt: was in der Anschauung dieses Lesertypus fest verbunden ist, das mußt du als Volksbibliothekar möglichst beieinander lassen, sonst öffnest du keinen Zugang, sondern du errichtest Schranken.

In diesem einfühlenden Forschen in der Seele des Lesers dürfte das inbegriffen sein, was Wieser meint, wenn er sagt, daß die Volksbibliothekare mehr mit dem Instinkte als mit dem Verstande arbeiteten, und seine praktische Einstellung bestätigt diese Vermutung. Wieser führt allerdings noch einen anderen Leitgedanken an, der die besondere Arbeit des Volksbibliothekars regele: „Aussöhnung aller Teile des Volkes auf dem Boden des Buches als Kulturträger." Dieser Satz leuchtet nun freilich in das Herz des Volksbüchereiwesens hinein, aber er ist zu allgemein, um von ihm für die hier zu betrachtende Arbeit besondere Förderung zu erhalten, zumal dieser Satz die Existenz eines allgemein anerkannten Bildungsideales voraussetzt, wie Wieser ja selbst betont.

Aber darnach sind die Zeiten nicht. Weder formal, noch stofflich, weder ethisch, noch weltanschaulich, noch religiös läßt unsere gärende Zeit es zu, daß die Menschen sich auf ein allgemeines Bildungsideal vereinigen. Dieses bleibt vielmehr unsere Sehnsucht, ist unsere sichere, wenn auch nicht so bald erfüllbare Hoffnung. Inzwischen können wir Volksbibliothekare weiter nichts tun, als diesem uns selbst unbekannten Ideale den Weg zu bereiten, einmal durch unermüdliches Suchen des Gediegenen, des Charaktervollen, des Echten, und Vermeiden von Kitsch und geschwätziger Oberflächlichkeit, ferner aber durch getreuliches Einfühlen in das wirkliche geistige Leben in seiner ganzen Ausdrucksbreite und durch besonders eindringliches Verweilen an den Stellen, wo der Gärungsprozeß im lebhaftesten Gange ist, ohne aber Partei zu nehmen, ohne zu bevormunden.

Wie steht es da mit Wieser? Nun es ist der nicht genug zu rühmende Vorzug seines Grundschemas, daß er in weitestgespanntem Rahmen mit liebevollem Eingehen auf alle Besonderheiten und in vornehmer Objektivität einen Gesamtplan entwickelt hat, der gewiß von allen freudig begrüßt werden wird, die auf das Erscheinen eines solchen ausgearbeiteten Planes schon längst gewartet haben. Kein Volksbibliothekar wird es lesen können, ohne sich nicht hier und da zu fragen: bist du auch auf diesem Gebiete beschlagen, findet sich hier in deiner Bücherei nicht eine empfindliche Lücke? Und welche Annehmlichkeit, beim Anfertigen von Abteilungskatalogen oder von Sonderverzeichnissen für einen besonders abzugrenzenden Zweck gleich alles beisammen zu haben mit Nachbargebieten, Verweisungen und eingehender Gliederung! Und gar der Anfänger. Ihm wird dieses Grundschema helfen, um die Einteilungsübersicht zu begründen und zu festigen, ohne die er nicht arbeiten kann. Ganz besonders sei noch auf das Schlagwörterverzeichnis hingewiesen, das eine mühelose Handhabung ermöglicht und darüber hinaus Anhaltspunkte zu anderweitigen Synthesen bietet.

So stimmen wir dem Ganzen freudig zu und finden auch im einzelnen vorwiegend die glückliche Hand des Praktikers und den Mut des selbständigen Denkers. Wieser verwahrt sich selbst dagegen, daß er etwa einen dogmatisch zu fixierenden Codex habe liefern wollen, deshalb soll im Folgenden, wo wir unsere abweichende Meinung äußern wollen, von allen Einzelheiten, auch kleinen Un-

deutlichkeiten abgesehen werden, und es soll nur das auffällig Abweichende betrachtet werden.

Unter den Hauptabteilungen ist die Stellung der Mathematik zwischen Musik und Pädagogik etwas eigenwillig. Die Berufung auf Kant nützt nichts. Auf Kant können sich auch die Vertreter der herkömmlichen Anordnung berufen (Mathematik vor den Naturwissenschaften). Zudem hat Kant das Moment der Anschauung in der Mathematik vernachlässigt.

Bei manchen Hauptgruppen, z. B. bei Religion, Philosophie, Kunst zeigen gerade die einleitenden das Allgemeine enthaltenden Abschnitte eine derartig reiche Gliederung, daß die Schärfe der Abgrenzung bedroht wird. Hier wird man zusammenziehen müssen.

Eine Hauptgruppe fällt durch ihren Umfang und entsprechend reichen Inhalt besonders auf; es ist die fünfte Hauptgruppe mit der Überschrift Lebensbeschreibungen. Auf sie werden wir schon im erläuternden Text zur vierten Hauptgruppe, Lebensbeschreibungen, vorbereitet. Denn hier heißt es: „Der schwächste Punkt im Gebiet „Deutsche Literaturkunde" bleibt die Gruppe 7 (einzelne deutsche Dichter), weil bei ihr die Überschneidung von Biographien und Literaturkunde in größtem Ausmaße hervortritt." Ein Beispiel mag die Größe dieser Überschneidung klar machen. Goethe beansprucht in der Hauptgruppe Literaturkunde einschließlich des Titels „zu Goethes Werken" nur sieben Zeilen. In der Lebensbeschreibung dagegen sind Goethe 29 Zeilen gewidmet. Wieser will die Grenze zwischen Literaturkunde und Lebensbeschreibung so ziehen, daß ein Werk gelehrten Charakters, eine Untersuchung, der Literaturkunde zugewiesen wird, ein solches aber, welches „die Persönlichkeit und ihr Werk lebendig machen will", der Lebensbeschreibung. Einerseits ist nun klar, daß hier keine deutlichen Gegensätze einander gegenübergestellt sind, und anderseits ist doch längst auch die Praxis im Gange, daß man aus den Lebensbeschreibungen radikal die Dichter, Künstler, Musiker, Philosophen, Pädagogen, Kirchenmänner und geschichtlichen Persönlichkeiten entfernt und sie den Fachgebieten ihres Lebenskreises zuweist. Hilfsverzeichnisse stellen dann die notwendige Einheit wieder her. Jede andere Praxis führt zu Überschneidungen und Unübersichtlichkeiten, auch die von Wieser ausdrücklich verworfene Handhabung, nach der solche Bücher der Literaturkunde zugewiesen werden, die mehr das Werk betreffen, und solche der Lebensbeschreibung, die sich mehr mit der Person befassen.

Ich bemerke nun noch, daß für diese Hauptgruppe Lebensbeschreibung nicht nur die Literaturkunde in solcher Weise ausgefischt worden ist, sondern auch die Geschichte, Kunstgeschichte, Religion, Philosophie usw. So hat Bismarck acht Zeilen in der Biographie, aber nur vier in der Geschichte, und Jesus hat sechs Zeilen in der Biographie und nur drei Zeilen in der Religionswissenschaft.

Diese auffallende Bevorzugung der Hauptgruppe Lebensbeschreibungen hat aber einen rein zufälligen Grund. Wieser hat nämlich den gebildeten Lesern der Spandauer Bücherei und auch uns Bibliothekaren ein schönes Geschenk gemacht in seinem Werke „Mensch und Welt. Ein Führer durch das Gebiet der Lebensbeschreibungen". Hier werden nicht nur die wissenschaftlichen Grundlagen der Persönlichkeitskunde, der Biographik vor uns ausgebreitet und weiter die Selbstbiographien nach ihrer besonderen Tönung durch Alter, Geschlecht, Schicksal, Willensrichtung und vor allem geschichtlichem Milieu und psychologischer Eigenart einzeln genannt, sondern es wird dann noch ein reiches biographisches Material nach Berufsrubriken, wie Dichter und Schriftsteller, Staatsmänner, Politiker und Regenten, Bildende Künstler, Musiker, Schauspieler usw. mit den einzelnen Titeln angeführt. Und nicht nur bei einzelnen Biographien, sondern auch zwischenhinein nimmt der Verfasser oft einleitend oder begleitend das Wort, um wertend oder charakterisierend Bücher, Menschen und Zeiten zu verlebendigen. Ein Personen- und ein Verfasserverzeichnis ergänzen die Aufzählung. Ein schönes Buch, das freilich nicht als ein Druckverzeichnis einer Volksbücherei gewertet werden darf. Nur ein hochstehender Leser wird sich in diesem mit gelehrten Rubriken arbeitenden Buche rasch heimisch fühlen. Auch kann man sich schwer vorstellen, obwohl Wieser an dieser Möglichkeit festhält, wie auf diese Weise der ganze Bestand einer schon größeren Volksbücherei restlos aufgeteilt werden könnte, ohne daß man mit weit-

gehenden Überschneidungen, Unübersichtlichkeit des Ganzen und Verkümmerungen manches Einzelgebietes rechnen müßte.

Kurz, von diesem an sich wertvollen Werk hat sich Wieser nicht losreißen können bei Entwurf seines Grundschemas. Ich möchte im Gegensatz zu ihm empfehlen, das Gebiet der Lebensbeschreibungen enger zu fassen und schlichter, aber lebensnäher zu erläutern. Der wissenschaftliche Ballast muß auf ein Mindestmaß zurückgeführt und alle angeführten Werke müssen Biographien oder in Romanform eingekleidete biographische Darstellungen sein. Ein Leser, der Dantes Leben kennen will, darf nicht auf die Göttliche Komödie verwiesen werden, und wer die Lebensumstände des Meister Eckhart wissen will, dem soll man nicht seine Schriften und Predigten geben, wie dies in „Mensch und Welt" Seite 30 unter den Selbstbiographien angeordnet ist, obwohl eine Darstellung von Eckharts Leben und Lehre Seite 169 geboten wird und Dante auf Seite 104—106 eine eingehende Darstellung erfährt, die für Gebildete und für Bibliothekare sehr wertvoll ist. Aber für Volksbüchereien ist das wirkliche Dantewerk noch nicht geschrieben worden. Wer beim Dantejubiläum auf dem Gebiet der freien Volksbildung einige praktische Erfahrungen machen durfte, der weiß davon zu reden.

Keine der anderen Abteilungen bietet mehr Veranlassung zu so umfangreicher Aussprache. Wieser läßt sich mit Glück von unserem ersten methodischen Grundsatz leiten, an die vorhandenen Grundeinstellungen seiner Leser anzuknüpfen, indem er z. B. schon bei den einführenden und allgemeinen Rubriken zu den Abteilungen Religion, Philosophie, Erziehung, Künste den Krisencharakter dieser Gebiete hervorhebt. Ob freilich Kierkegaard und Barth so herauszustellen wären, wo man an einen volkstümlichen Leser denkt, das bezweifle ich. Für diesen Leser liegt der religiöse Riß erstens zwischen Wissen und Glauben und zweitens zwischen Materialismus und Idealismus. In dieser Beziehung aber hat der reife Kierkegaard keine Anfechtungen gehabt. Er kämpft vielmehr für die Anerkennung der ungeheuren Distanz zwischen Gott und uns und gegen einen Heilsmechanismus, der das Sünderbewußtsein einschläfert. Kierkegaard ist meiner Ansicht nach nur mit seinen geistvollen Predigten für die Volksbücherei brauchbar, alles andere wird, obwohl er ja jetzt die große Mode ist, und obwohl Schriften wie „Entweder — Oder" und die „Stadien" sich scheinbar leicht lesen, nur scheinverstanden werden.

Auch jenem anderen methodischen Grundsatz folgt der Verfasser, indem er das in der Anschauung seiner Leser fest Verbundene nicht so leicht der logischen Anordnung zu Liebe trennt. Er hätte da vielleicht noch einige Konzessionen mehr machen können, so z. B. bei der deutschen Kunst, die auf die Abschnitte I, IV, VI—X der Hauptgruppe Kunst verteilt ist, oder in der Technik, wo Telephonie, Telegraphie und Radiotechnik weit getrennt von Elektrotechnik behandelt werden. Technik des Handels scheint mir auch kein glücklicher Ersatz für das verschlissene Wort Handelswissenschaften zu sein.

Doch dies sind Nebensächlichkeiten. Wünschen wir dem Buche rasche Verbreitung und Erschöpfung seiner Auflage, damit es durch Wechselwirkung zwischen Leserwelt und Verfasser zu immer größerer Anpassung an die Bedürfnisse der Volksbüchereien gelangt, wozu es eine solide Grundlage und die besten Aussichten besitzt.

Der Essener Katalog.

Von Dr. Karl Fuß, Essen.

Den folgenden Aufsatz dürfen wir unseren Lesern mitteilen als eine authentische Einführung in die methodischen Absichten des Essener Kataloges. Wir erwarten, daß sie mannigfache Anregung geben werde zur weiteren Erörterung der hierbei berührten Fragen, und vermuten, daß sie durch eine kritische Stellungnahme zur Buchauswahl wie zur Gliederung des Bestandes, gegen die doch mancherlei Einwendungen erhoben werden müssen, demnächst von anderer Seite ergänzt wird. Die Herausgeber.

Die Stadtbücherei Essen (Leitung: Dr. E. Sulz) legt ein von Stadtbibliothekar Leopold Handel bearbeitetes systematisches Bücherverzeich-

nis der Schönen Literatur vor. Es ist, sieht man von grobschlächtigeren Ansätzen von buchhändlerischer Seite ab, der erste Versuch dieser Art, die sogen. „Schöne Literatur" organisch nach Stoff- und Problemgruppen geordnet vorzuführen, und darf daher auf weiteste Beachtung in Fach- und Laienkreisen rechnen. Daß die früher übliche mechanisch-alphabetische Gliederung — d. h. von „Gliederung" kann man in diesem Fall eigentlich nicht sprechen — vom bildungspfleglichen Standpunkt aus zu verwerfen ist: dieser Satz ist wohl schon Gemeingut aller Volksbibliothekare, und es fehlt ja auch nicht an mancherlei Versuchen, dem alten Übelstand abzuhelfen. Aber es kam dabei fast immer darauf hinaus, daß irgendwelche Musterlisten geschaffen wurden, sei es für bestimmte Stoffgebiete, sei es nach bestimmten soziologischen Gesichtspunkten. Daß aber Musterlisten nicht allzuviel Wert haben, dürfte auch längst anerkannt sein — es gibt nun einmal keine ästhetischen Normalmaßstäbe —, und zudem sind solche Listen selbstverständlich auch immer stark durch örtliche Verhältnisse bedingt. Man denke nur z. B. an den ganz besonderen Wert, den die Volksbücherei auf die Pflege der Heimatliteratur legen muß, von der aus ja am ehesten die Hebel zu wirklicher Volksbildung anzusetzen sind, sodaß natürlicherweise Musterlisten aus verschiedenen Landschaften die stärksten Abweichungen voneinander aufweisen müssen. Der Essener Katalog geht vom gegebenen Buchbestand aus und systematisiert ihn. Den durchaus wertvollen Gedanken anderer Versuche, bestimmte Volksgruppen und Lebenskreise auf die ihnen gemäßen Bücher hinzuweisen, gibt er dabei durchaus nicht auf, denn er nimmt meist innerhalb der Stoff- und Problemgruppen noch eine feinere, ästhetische Gliederung vor, wodurch sich die schwerer zugänglichen Werke von harmloserem Mittelgut herausheben.

Will man die in dem Katalog steckende jahrelange entsagungsvolle Arbeit richtig würdigen, so unterscheidet man wohl von vornherein am besten seine Bedeutung für den Bibliothekar einerseits, für den Leser andererseits.

Natürlich kann man von jedem „Mann hinter der Theke" verlangen, daß er gedächtnismäßig die wichtigsten Werke bestimmter Stoff- und Problemgruppen kennt. Eine völlige Beherrschung ist selbstverständlich ausgeschlossen. Ihm wird dieses Essener Verzeichnis von besonderem Werte sein als Gedächtnisstütze; denn wenn es sich auch um den gegebenen Bestand einer bestimmten Bücherei handelt, so enthält dieser selbstverständlich alle irgendwie wertvollen Bücher des älteren und neueren, deutschen und ausländischen Schrifttums. Daß es für den Bibliothekar äußerst wünschenswert ist, diese systematisch geordnet vorzufinden, bedarf wohl keines weiteren Beweises.

Wie ist nun diese Einteilung vorgenommen? Ich setze die Hauptabteilungen hierher: Fremdes Land und Volk; Tiergeschichten; Jagdgeschichten; Sporterzählungen; Reise-, See- und Hafengeschichten; Abenteuergeschichten; Phantastisch-okkultistische Erzählungen; Kriminelle Stoffe; Geschichtliche Erzählungen; Biographische Romane; Bildungs- und Erziehungsromane; Seelenleben körperlich und seelisch Kranker; Der männliche Charakter; Der weibliche Charakter; Der Kindercharakter; Freundschaft, Liebe, Ehe; Familie, Kleinstadt, Bürgertum; Humoristische Erzählungen; Satiren, Parodien und Grotesken; Heimat- und Bauernerzählungen; Standes- und Berufsromane; Soziale Romane; Weltanschauungsromane; Erzählungen in künstlerischer Form; Novellen; Poesie und Prosa vermischt; Gedichte; Balladen; Epen; Dramen; Klassiker, gesammelte und ausgewählte Werke; Fremdsprachliche Werke.

Diese Übersicht im großen zeigt schon, daß neben den üblichen Gruppen, die sich sozusagen von selbst ergeben (die 1. Hälfte), ein psychologisches Prinzip als Einteilungsnorm auftritt. Problembetonung verdrängt Stoffbetonung: das ist als ein Hauptmerkmal des Essener Katalogs anzusehen, zumal natürlich die einzelnen Werke in den verschiedensten Kategorien auftauchen. Ein Beispiel: Gagerns in jeder Beziehung großer Roman „Die Wundmale" ist in die Stoffgruppe „Standesromane", Unterabteilung „Priesterromane" eingegliedert, außerdem aber auch in die Problemgruppe „Der männliche Charakter", Unterabteilung „Der Idealist", speziell „Der sittlich-religiöse Idealist" (von diesen Unterabteilungen wird später die Rede sein). Gagerns „Nacktes Leben" findet sich in „Fremdem Land und Volk", in den „Abenteuergeschichten" (Unterabteilung „Afrika") und in den „Sozialen Romanen" („Kultur und Zeitkritik"). Man muß

sich das allerdings zusammensuchen, da das angehängte, durch andere Farbe hervorgehobene Verfasserverzeichnis auf jedes Werk eines Autors nur einmal verweist.

Hier erhebt sich natürlich die Frage, in wieweit es überhaupt möglich ist, einen Roman in bestimmte Gruppen einzubeziehen, besser: ob es überhaupt möglich ist, ihn überall unterzubringen, wo er hingehört. In einem einigermaßen groß angelegten und durchgeführten Werke stecken ja begreiflicherweise so viele Probleme, daß man es mitunter in zwanzig und mehr Abteilungen einfügen könnte. Eine solche „Überorganisation" müßte schließlich in Spielerei ausarten. Der Essener Katalog vermeidet diese Gefahr: er nimmt nur eines Buches wesentliche und hervorstechende Merkmale als Einteilungsprinzipien. Um auf obiges Beispiel zurückzukommen: man könnte Gagerns „Wundmale" auch noch eingruppieren in „Heimaterzählungen" (Österreich), in irgend eine Unterabteilung des „Weiblichen Charakters", in „Freundschaft, Liebe, Ehe" u. v. a. Der Katalog wäre auf einen unerträglichen Umfang angeschwollen, wäre jedes mögliche Einteilungsprinzip fanatisch in seinen letzten Konsequenzen verfolgt worden. Es muß betont und anerkannt werden, daß in dieser Beziehung mit Maß und Takt vorgegangen wurde. Daß es dabei nicht immer ganz ohne Willkür abgehen konnte, liegt auf der Hand.

Um es auf eine Formel zu bringen: es geschah hier mit der Schönen Literatur, was im allgemeinen mit der wissenschaftlichen zu geschehen pflegt, wenn sie für den Sachkatalog verzettelt wird. Wie dort Sach-, Stich- und Schlagworte ausgeworfen werden, so auch hier. Und wie es unmöglich ist, für die Sachkatalog-Bearbeitung mehr als allgemeine Regeln aufzustellen, so ist es auch in diesem Fall. Ein gewisser Instinkt für das Wesentliche muß die Entscheidung treffen, welchen Gruppen ein Werk zweckmäßig eingegliedert wird. Um wieder ein Beispiel zu nennen: es ist ganz in der Ordnung, wenn Isolde Kurz' „Despot" nur in den Künstlerromanen auftaucht, nicht aber auch, was man vermuten könnte, bei den Geschichtlichen Erzählungen, Abteilung „Krieg von 1870". Denn in dem Roman geht es nur um eine Frage der Psychologie des Künstlers, wobei der zeitgeschichtliche Hintergrund nur als Anstoß der Handlung verwertet wird. Im übrigen bemerkt man mit Genugtuung, daß offenbar bewußt Bücher, auf die aus künstlerischen oder erziehlichen Gründen besonderer Wert gelegt wird, in viel mehr Abteilungen auftauchen als etwa Durchschnittsgut. So finde ich bei flüchtiger Durchsicht Schaffners wundervolles Buch „Johannes" in folgenden Abteilungen: „Heimaterzählungen" (Schweiz), „Soziale Romane" (Das Waisenkind), „Der männliche Charakter" (Entwicklungsromane) und „Kindercharakter". Frank Thieß' großartiges Epos aus Baltenland steht unter „Heimaterzählungen" (Baltikum), „Freundschaft, Liebe, Ehe" (Geschwisterliebe und Erotik) und „Hof, Adel, Gesellschaft".

Soviel über die allgemeinen Einteilungsprinzipien. Was nun die spezielle Teilung in Untergruppen betrifft, so haben einfachere Stoffgebiete, vor allem die mehr mit Handlung als Problematik belasteten, keine genauere Gliederung mehr erfahren, also: Tier-, Jagd-, Reise-, Abenteuergeschichten, Humoristische Erzählungen. Und wenn Abteilungen wie: Sporterzählungen, Fremdes Land und Volk, Heimat- und Bauerngeschichten, Kriminelle Stoffe, Geschichtliche Erzählungen, — wenn solche Abteilungen anscheinend noch in Untergruppen zerschlagen wurden, so ist diese Gliederung rein äußerlich: „Fremdes Land und Volk" wurde naturgemäß auf die einzelnen Länder aufgeteilt, Sporterzählungen auf die einzelnen Sportarten, die historischen Erzählungen wurden chronologisch zerlegt usw.

Anders aber — und hierin ist die eigentliche Neuerung, das Bedeutsame des Kataloges zu suchen — verhält es sich mit den großen Problemgruppen. Hier hat eine bis ins einzelne gehende psychologisch-systematische Gliederung stattgefunden. Und hier liegt auch das Problematische des Katalogs.

Verhältnismäßig einfach ist die Sachlage bei den Abteilungen „Bildungs- und Erziehungsromane", „Seelenleben körperlich und seelisch Kranker", „Familie, Kleinstadt, Bürgertum", „Standes- und Berufsromane". Unter Bildungsromanen sind hier Werke verstanden, die das Ringen junger Menschen um den Sinn des Lebens gestalten. An dieser Stelle erscheinen die klassischen Romane wie Kellers „Grüner Heinrich", Goethes „Wilhelm Meister", Kolbenheyers

„Montsalvasch“, Schaeffers „Helianth“. Die **Erziehungsromane** rücken das pädagogische Element in den Vordergrund mit ihren ewigen Konstellationen von Eltern und Kind (z. B. Hesses „Roßhalde“ oder Pestalozzis „Lienhart und Gertrud“), Mutter und Kind (z. B. Schaffners „Das Wunderbare“), Vater und Kind (z. B. Nabls „Ödhof“), Großeltern und Enkelkind (z. B. Nexös „Stine Menschenkind“), Erzieher (Schule) und Kind (z. B. Strauß' „Freund Hein“) mit den Sonderabteilungen „Reformerziehung und Jugendbewegung“ und „Fürstenerziehung“. — Das sind gleichfalls natürliche Gegebenheiten, die hier als Gliederungsnormen in Betracht kommen.

Auch die vielleicht etwas bunt zusammengelegte Abteilung „**Familie, Kleinstadt, Bürgertum**“ zerlegte sich in die natürlichen drei Gruppen des Gesamttitels (z. B. Langewiesches „Wolffs“, Weigands „Frankenthaler“, Manns „Buddenbrooks“).

Bei der Abteilung „**Standes- und Berufsromane**“ sind im allgemeinen die einzelnen Berufe als Stichworte der Unterabteilungen gewählt (ich gebe einige charakteristische Beispiele): Beamter und Jurist (Bulcke: „Der Kampf des Landrichters Krummacher“); Buchhändler (Duncker: „Das Haus Duncker“); Diplomaten- und Politische Romane (Rosner: „Der König“); Gelehrte, Philosophen und Pädagogen (Freytag: „Die verlorene Handschrift“); Gutsbesitzer (Trotsche: „Söhne der Scholle“); Hof, Adel und Gesellschaft (Ompteda: „Deutscher Adel“); Ingenieure, Techniker, Erfinder (Stegemann: „Bantiger“); der Kaufmann (Freytag: „Soll und Haben“); Künstler (Js. Kurz: „Der Despot“ (mit vielen Untergruppen); Lehrer (Stehr: „Drei Nächte“); Der Pastor (Polenz: „Der Pfarrer von Breitendorf“); Soldatenstand (Viebig: „Rheinlandstöchter“); und schließlich Student (Netzle: „Fräulein Mozart“). — Zahlreiche Verweisungen innerhalb dieser Abteilung führen an verwandte Gruppen heran, besonders wird oft auf die biographischen Romane hingewiesen, in denen einzelne historische Vertreter eines Berufs gestaltet sind. „Arbeiter, Bauer und Handwerker“ werden nicht hier, sondern bei den „Sozialen Romanen“ behandelt, innerhalb derer naturgemäß auch viele der hier aufgeführten Werke wieder auftauchen.

Mit der Abteilung „**Seelenleben körperlich und seelisch Kranker**“ betreten wir dann bereits ein Gebiet, das vom vorwiegend Stofflichen ins Problematische vorstößt. Nach den Gruppen „Körperliche Leiden“ (allgemein, Krüppel, Blinde) und „Sanatoriumsromane“ erscheint eine unter dem Titel „Psychische Grenzzustände“ (gegliedert in: allgemein, Vererbung und Verfall, Rauschgifte, Schwachsinn, Gedächtnistrübung, Bewußtseinsspaltung, Hysterie, das Mannweib), der sich endlich noch die Gruppe „Geisteskrankheit“ anschließt.

Hier wird schon ersichtlich die besondere Vorliebe des Katalog-Bearbeiters für ganz subtile Spezifizierung, die dann in den umfangreichen Hauptabteilungen „**Der männliche Charakter**“, „**Der weibliche Charakter**“ und „**Freundschaft, Liebe, Ehe**“ mitunter Orgien zu feiern scheint.

Wenden wir uns nun diesen Gruppen zu, dem eigentlichen Kern des Katalogs.

Ich setze sie in ihrer vollen Gliederung hierher:

Der männliche Charakter

A. Verschiedene männliche Charaktere
   1. mehrere
   2. zwei
B. Einzelne männliche Charaktere
   1. Entwicklungsromane
   2. Der Jüngling
   3. Der Träumer, der Phantast
   4. Der Zivilisationsmüde, Naturverbundene
   5. Der Leidgeprüfte (Pechvogel)

Der weibliche Charakter

A. Verschiedene weibliche Charaktere
   1. mehrere
   2. zwei
B. Einzelne weibliche Charaktere
   1. Entwicklungsromane
   2. Die ätherische, lebensuntüchtige Frau
   3. Die Naturverbundene
   4. Die Leidgeprüfte
   5. Die Betrogene
   6. Die Unverstandene, Enttäuschte

Freundschaft, Liebe, Ehe

Die Rolle der Eifersucht
1. Geschwisterliches Verhältnis
   a) Allgemein
   b) Bruder und Bruder
   c) Bruder und Schwester (Geschwisterliebe und Erotik)
   d) Schwester u. Schwester
2. Freundesverhältnis
   a) Freunde
   b) Freundinnen
3. Verhältnis zwischen Mann und Frau

Der männliche Charakter

6. Der Betrogene
7. Der Gutherzige
8. Der Idealist
   a) Der sittliche und religiöse Idealist.
      Der sittliche Idealist
      Der sittlich-religiöse Idealist
      Der religiöse Idealist
   b) Der soziale Idealist
9. Der willensstarke, tatkräftige Mann
10. Der Starrkopf
11. Der „Stürmer und Dränger", der Übermensch
12. Der Herrenmensch
13. Der Egoist
14. Der Streber
15. Der Habgierige
16. Der Hochstapler, Verbrecher
17. Der Abenteuerlustige, der Vagabund
18. Der Mann von 40 Jahren
19. Der Witwer
20. Der Aufschneider, Bluffer
21. Der Schalk
22. Der Junggeselle und Sonderling
23. Der Genießer
   a) Der grobe Genießer
   b) Der feine Genießer (Ästhet und Snob)
24. Der schwächliche Charakter
25. Der haltlose Charakter

Der weibliche Charakter

   a) Die Unverstandene
   b) Die Enttäuschte
7. Die reife Frau
8. Der starke Frauencharakter
9. Die resolute, zielbewußte Frau
10. Die Stief- und Schwiegermutter
   a) Die Stiefmutter
   b) Die Schwiegermutter
11. Der schwache, passive Frauencharakter
12. Die anschmiegsame, hingebende Frau
13. Mutterschaft und Muttersehnsucht
14. Die aufopfernde, verzeihende Frau
15. Die Idealistin
   a) Die sittliche und religiöse Idealistin
   b) Die soziale Idealistin
16. Der jungfräuliche Typ
17. Die Vereinsamte, die Witwe
   a) Die Vereinsamte
   b) Die Witwe
18. Die angefochtene Frau
19. Die moralisch gesunkene Frau
20. Reinheit im Schmutz
21. Die Dame
22. Die oberflächliche, genußsüchtige Frau; das Weibchen
23. Die kalte, berechnende Natur
24. Die seltsame, dämonische Frau
25. Die Schuldbeladene

Freundschaft, Liebe, Ehe

a) Grundfragen der Liebe und Ehe
   Verschiedene Arten von Liebe
   Macht und Fluch des Eros
   Gegensatz und Kampf der Geschlechter
   Kampf um freiere Geschlechtlichkeit
   „Das Verhältnis"
   Sonstige Liebes- und Eheprobleme
b) Allerhand Liebes- und Ehegeschichten
c) Gegenüberstellung zweier und mehrerer Paare
d) Jugendliebe
e) Harmonisches Verhältnis
f) Kameradschaftsehe
g) Wahlverwandtschaft
h) Leidenschaftsliebe
i) Das Kind im Mittelpunkt
j) Kinderlose Ehe
k) Zu Anfang und nach außen glückliche Ehe
l) Offiziers- und Künstlerehe
m) Wesens- und Charaktergegensätze
n) Polygame Veranlagung des Mannes
o) Mann zwischen zwei Frauen
p) Frau zwischen zwei Männern
q) Geld- und Versorgungsehe
r) Altersunterschied
s) Nationale und Rassengegensätze
t) Weltanschauungsgegensätze
u) Standesunterschied
v) Vorleben vor der Ehe
w) Räumliche und zeitliche Trennung
x) Schicksalsschläge (Krankheit usw.)
y) Einflüsse der Außenwelt
z) Verkannte und uneingestandene Liebe. — Verzicht

Zwischen diese Abteilungen eingeschoben ist noch die Gruppe „Der Kindercharakter" mit den vier einfachen Untergruppen: Der Säugling. — Das kleine Kind; Knaben und Mädchen. — Der Knabe (einschl. Pubertätsromane). — Das Mädchen.

Zunächst einmal wird man schon bei flüchtigem Überblick die hier rein äußerlich geleistete Arbeit, den Fleiß anerkennen müssen, mit dem Tausende von Büchern in ein so ausführlich spezialisiertes Schema eingeordnet wurden. Unwillkürlich aber auch erhebt sich die Frage: cui bono? Ist hier nicht so etwas wie Überorganisation? Ist nicht manche Gruppe gesucht? Wirken nicht viele dieser Titel etwas aufreizend? Sollte nicht das Problemgebiet dieser drei Abteilungen — man könnte sie doch letzten Endes unter der Überschrift „Erotik" zusammenfassen — behutsamer behandelt werden? Mußten gerade diese Dinge so gründlich, so ausführlich, so — liebevoll angefaßt sein?

Alle diese Fragen bestehen zu Recht, solange man das Schema nur als solches ansieht. Anders aber wird das Urteil lauten, vertieft man sich in die Art und Weise, wie dieses „aufreizende" Schema praktisch ausgenutzt wurde. Dann merkt man auf einmal die bewußte Absicht, durch lockende Überschriften zu guten Büchern zu führen. Man hat es wohl heutzutage in volksbildnerischen Kreisen verlernt, sich solcher Finten zu schämen — man gesteht etwa auch einem guten Buch einen grellen, „aufreizenden" Umschlag zu, um die Werbekraft für gewisse Leserkreise zu stärken. Mit einer vielleicht mehr „wissenschaftlichen" Gliederung wäre bestimmt weniger erreicht worden, was Führung zum guten Buch betrifft. Diese eminent praktische Bedeutung des Katalogs sei hier nachdrücklich betont, um Bedenken der oben erwähnten Art zu zerstreuen. Kein „akademisches" Schema nach allen Finessen moderner Psychologie sollte gegeben werden, sondern ein auf die praktischen Belange zugeschnittenes, die Leserschaft gewinnendes Bücherverzeichnis, wobei die örtlichen Bedingungen zu berücksichtigen sind (viel Industriearbeiter als Leser). Wenn man also einwenden möchte, nun würden sich wahrscheinlich die Büchereibesucher mit Gier auf so „vielversprechende" Abteilungen wie „Polygame Veranlagung des Mannes" oder „Die hingebende Frau" oder „Vorleben vor der Ehe" stürzen, so ist dem entgegenzuhalten, daß der Katalogbearbeiter wohl gerade damit gerechnet hat! Und dementsprechend vorgegangen ist: so findet man denn z. B. unter der „polygamen Veranlagung" Werke von Ginzkey, Schlaf, Löns, Lint — also Bücher von Qualität, die „hingebende Frau" umfaßt die meisten Novellen von Storm, Namen ferner wie Polenz, Schaeffer, Bang, Böhlau, Schaffner. Der auf das Schwiegermutter-Thema versessene Leser gerät an eine Köstlichkeit wie Costers „Hochzeitsreise", der Pikanterien Witternde, der sich den „jungfräulichen Typ" zu Gemüte führen will, findet hier Edelgut von Heyse, Wildenbruch, Daudenthey, Ludwigs „Heitheretei", Ulitz, Hebbels „Anna" (man beachte, wie geschickt hier auch Klassiker eingeschmuggelt werden!), Binding, Gotthelfs „Elsi", Fontane, Keyserling, Kellers „Sinngedicht". Und wo nicht überragende Werke in solchen Abteilungen, an deren weiten Verbreitung dem Bibliothekar gelegen sein muß, da ist mindestens solides Mittelgut, das die Volksbücherei nun einmal nicht entbehren kann. Ich sehe aus Raumgründen davon ab, weitere Beispiele ähnlicher Art zu geben — wer nicht nur das Knochengerüst des Schemas betrachtet, sondern aufmerksam verfolgt, in welchem Sinne es Leben gewinnt, der wird mit der Anerkennung nicht geizen, daß hier nicht nur eine neuartige und fleißige, sondern auch volksbildnerisch wertvolle Arbeit geleistet wurde.

Diese ins Einzelne gehende Gliederung kommt also dem jedem Bibliothekar hinlänglich bekannten Wunsche der Leserschaft entgegen, bestimmte Bücher einer bestimmten Gattung selbst auszuwählen. Leser, die sich vertrauensvoll an den Ausleihenden um Rat wenden, sind ja bekanntlich nicht allzuhäufig, allezeit und in allen Kreisen rege ist ja das Mißtrauen, bevormundet zu werden. Dieser Sachlage eben trägt der Essener Katalog Rechnung. Ist dem Leser die Möglichkeit gegeben, seiner Stimmung oder Anlage entsprechend selbst ein Buch mit genau umgrenztem oder doch wenigstens angedeutetem Stoffgebiet auszuwählen, so wird er die Bücherei lieber aufsuchen. Selbstverständlich muß es trotzdem Aufgabe der Ausleihenden bleiben, unaufdringlich Rat zu erteilen, offensichtliche Mißgriffe zu korrigieren, erzieherisch tätig zu sein. Niemals kann und will der Katalog

sozusagen den Bibliothekar ersetzen, aber auf alle Fälle wird er diesem ein wertvolles Hilfsmittel in der Beratung sein, ein Anknüpfungspunkt oft und ein Bindeglied, wenn es gilt, sich als erzieherische und seelsorgerliche Persönlichkeit durchzusetzen. Durch die Art der Anlage des Katalogs wird der Leser geführt, beeinflußt, ohne sich dessen recht bewußt zu werden, läuft er sozusagen den Interessen und Absichten des Bibliothekars in die Arme. Denn immer und immer wieder stößt er ja, wie mehrfach betont, auf Werke, deren ästhetischer oder sittlicher Gehalt sie über den Durchschnitt hinaushebt. Und wenn hier, den lokalen Verhältnissen entsprechend, hauptsächlich auf den einfachen, „ungebildeten" Leser angespielt wurde, so wird doch auch der geistig Anspruchsvollere gerne ein Verzeichnis zu seiner Orientierung benutzen, das ihm ein gut Stück der Weltliteratur in einer bisher nicht gekannten systematischen Gliederung geordnet erschließt.

Eine besondere Bedeutung des Katalogs liegt ferner darin, daß innerhalb der systematisch geordneten Abteilungen auch nicht noch eine ästhetische Gliederung vorgenommen wurde, dergestalt, daß die Reihenfolge der Werke eine wertende Stufung andeutet: „leichtere", anspruchslosere Bücher; Mittelgut; literarisch wertvolle und eine gewisse Schulung und Bildung voraussetzende Werke. Bei Gruppen, wo eine gröbere Gliederung in einfache, mittlere und „schwere" Werke angängig war, ist dann innerhalb dieser drei Gruppen alphabetisch geordnet; in der Mehrzahl der Fälle ist hiervon abgesehen und eine rein ästhetische Gliederung durchgeführt, dergestalt, daß unabhängig vom Alphabet mit den harmlosesten Werken begonnen, mit den gewichtigsten aufgehört wird. Auf diese ästhetische Einteilung wird im Vorwort hingewiesen, im Text selbst bezeichnen nur unauffällige Trennungsstriche die Übergänge, was vom leserpsychologischen Standpunkt aus zu begrüßen ist, denn bekanntlich wählt auch der geistig harmloseste Leser nicht gern ein Buch aus einer Gruppe, die etwa mit der Überschrift „Für einfache Leser" verziert ist!

Bei ausgesprochenen Stoffabteilungen (z. B. „Fremdes Land und Volk", „Abenteuergeschichten", „Kriminelle Stoffe") wurde auf schärfere Trennungsstriche im allgemeinen verzichtet: teils erfolgte alphabetische Ordnung, teils gröbere Stufung.

Rein alphabetische Einteilung wurde nur in ganz wenigen Abteilungen angewandt, wo es sich aus der Natur der Sache ergab („Gedichte", „Epen", „Dramen", „Klassiker", „Fremdsprachliche Werke"), doch ist auch hier das mechanische Einteilungsprinzip nach Möglichkeit gemildert: bei den „Gedichten" dadurch, daß bei den gruppenweise geordneten Anthologien die Namen der hierher gehörigen Einzelverfasser angehängt wurden; bei den „Epen und Dramen" wurde noch eine besondere, ziemlich umfangreiche, den Benutzer sehr zu Dank verpflichtende Abteilung: „Epen und Dramen nach Stoffgruppen geordnet" geschaffen, wo diese unter besonderen Schlagworten zusammengefaßt werden. Ein solches Verzeichnis existierte bisher wohl kaum irgendwo.

Nur nach Schlagworten geordnet ist auch die Abteilung „Biographische Romane", wo dieses Prinzip ja durch die Natur der Sache geboten ist. Ferner geht dem ganzen Katalog ein durch grüne Farbe abstechendes „Schlagwortverzeichnis" voraus, das für die rasche Orientierung besonders wertvoll ist: wenn man etwa Bücher aus einem bestimmten Stoffkreis sich zusammensuchen will, ohne den ganzen Katalog daraufhin durchblättern zu wollen. Am Schlusse des Bandes befindet sich dann das schon erwähnte „Verfasserverzeichnis" mit Angabe des Orts, wo ihre Bücher gefunden werden können. Es ist an und für sich schade, daß hier auf jedes Werk eines Autors nur einmal verwiesen wird und zwar auf die Stelle, wo möglichst viele seiner Werke beisammen stehen. Doch geschah dies wohl aus Raumgründen: bei vollständigen Verweisungen hätten die einzelnen Werke alle für sich angeführt werden müssen, was im Grunde auf einen Sonderkatalog nach dem veralteten alphabetischen System herausgekommen wäre.

Der neue Essener Katalog hat nicht den Ehrgeiz, ein Muster für andere Büchereien zu sein. Er geht — das sei hier nochmals betont, um Irrtümern vorzubeugen — von praktischen Erwägungen aus und berücksichtigt stark die lokalen Bedürfnisse einer großen Industriestadt. Die neue Systematisierung will nicht in den alten Fehler der Musterlisten verfallen, nur mit dem Aufputz eines neuen Einteilungsprinzips. Er ist aus praktischer Volksbüchereiarbeit erwachsen und will

keine rein wissenschaftliche Arbeit darstellen. Daß er sich hinwiederum in der Praxis bewähre, ist zu hoffen (und hat sich übrigens in der kurzen Zeit seiner Existenz bereits erwiesen) und auch dringend zu wünschen angesichts der imponierenden Arbeit, die auf ihn verwandt wurde und die wohl jeder Fachmann anerkennen wird, auch wenn er Einzelheiten anders angreifen würde. Es gibt kein Schema für solche Arbeiten, sie müssen in der Praxis volksbildnerischen Wirkens ihre Feuerprobe bestehen. Die Leitung der Essener Stadtbücherei legt besonderen Wert darauf, den Katalog fortlaufend zu verbessern, ihn zu einem immer wirksameren Instrument volksbibliothekarischer Arbeit zu machen, und ist für Anregungen und Vorschläge jeder Art aus den Kreisen der Kollegenschaft sehr dankbar. Bei der Überfülle des verarbeiteten Materials sind Irrtümer und Schiefheiten unvermeidlich — möge jeder Leser dazu beitragen, durch entsprechende Hinweise zu vollkommenerer Ausgestaltung künftiger Auflagen beizutragen. Es ist dies im Interesse unseres Berufsideals, denn unter den mannigfachen Versuchen von bibliothekarischer Seite, durch neue, psychologisch untermauerte Methoden dem eigentlichen Sinn und Ziel volksbildnerischer Arbeit näherzukommen, stellt das Essener systematische Bücherverzeichnis einen der stärksten und vielversprechendsten dar.

Die Not des deutschen Volksbüchereiwesens*).

Von Stadtoberbibliothekar Dr. Max Wieser, Spandau.

Anläßlich der Beratung des Gesetzes zur Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur im Reichstag hat der Herr Reichsminister des Innern eine großzügige Kulturaktion angekündigt, bei der auch die Bibliotheken (gemeint sind wohl auch die Volksbüchereien) berücksichtigt werden sollen. In der Debatte über das Gesetz sind dann die Jugendbüchereien in Verbindung mit der positiven Arbeit an der Bekämpfung von Schmutz und Schund erwähnt worden. Ist den Volksbüchereien mit dieser bloßen Erwähnung an solcher Stelle und in diesem Kulturzusammenhange schon ein moralischer Dienst erwiesen, der ihr meines Wissens bisher so gut wie versagt blieb, so würde es noch mehr zu begrüßen sein, wenn die geplante Kulturaktion auch für die Volksbüchereien in einer Weise Wirklichkeit würde, die ihrer Not tatkräftig abhülfe.

Auch heute noch, nach Erfindung von Film und Rundfunk, gibt es kein besseres Mittel für den Zusammenhalt der Kulturträgerschicht in einem Volke als das Buch, als die Pflege des Buches in der Volksbücherei, die sich wohl durch den Vollbesitz des guten Buches, nicht aber durch die Agitation des Buchhandels ersetzen läßt. Wenn in der letzten Generation der Durchbruch der Bevölkerungsunterschicht in die Kulturträgerschicht trotz des großteiligen Scheiterns der Volkshochschulbewegung gelungen ist, so ist das vor allem den Volksbüchereien zu verdanken, worunter hier im weitesten Sinne auch Arbeiter-, Partei- und Werkbüchereien verstanden seien. Woher sollten sich sonst früher Allgemeinbildung verschaffen die Männer im Alter von 18—40 Jahren, die sich heute bis in die Spitzen des öffentlichen und kulturellen Lebens als Außenseiter emporgearbeitet haben? Sie konnten sich doch alle dazu nötigen Bücher nicht selbst kaufen? Diese Kulturleistungen haben im wesentlichen die damals noch nicht einmal voll entwickelten Volksbüchereien still vollbracht und zwar ohne durch Film und Rundfunk zivilisatorisch und mechanisch entlastet zu sein, wie es heute der Fall ist.

Gerade die zivilisatorische Überlegenheit von Film und Rundfunk hat erkennen lassen, daß das Buch auf vielen Gebieten kulturell unersetzlich ist, selbst wenn der Rundfunk in Zukunft mehr bildungspfleglich ausgenützt wird, was nur zu wünschen ist (Deutsche Welle!). Das Problem der Kultur überhaupt in unserer Zeit ist mit dem Schicksal des Buches verknüpft. Es zeigt sich immer deutlicher: Je tiefer das Buch als Massenangelegenheit unter den Kitsch sinkt,

*) Da vermutlich viele Büchereileiter den Wunsch haben werden, daß dieser Artikel zur Klärung der öffentlichen Meinung auch in der Lokalpresse nachgedruckt wird, lassen wir eine Anzahl Sonderabzüge herstellen, von denen wir kostenlos Exemplare abgeben. Der Verlag der B. u. B.

den etwa Film und Rundfunk heute bieten, je mehr es Schmutz und Schund wird (um als solcher vielleicht erst der Struktur einer neuen Wirtschaft zu weichen, die nicht mehr erlaubt, um der wirtschaftlichen Existenz Weniger willen Seelen zu verderben), umso wertvoller wird auch das Buch als Kulturfaktor und nimmt die Qualitätsarbeit von Verlegern und Volksbüchereien an Bedeutung zu.

Betrachtet man an Hand des in diesem Jahre erstmals erscheinenden „Jahrbuches der deutschen Volksbüchereien" (herausgegeben vom Verband deutscher Volksbibliothekare) den Stand des Volksbüchereiwesens in ganz Deutschland, so gewinnt man den Eindruck, daß der gegenwärtige Zustand der Volksbüchereien weder in qualitativer noch in quantitativer Hinsicht dieser neuen Kulturfunktion des Buches gerecht werden kann, zumal die Personal- und Etatmittel gänzlich unzulänglich zur Erfüllung dieser Aufgabe sind. Dabei beziehen sich die folgenden Angaben noch auf das günstige Stabilisierungsjahr 1923/24.

Es gibt demnach in Deutschland nur 356 kommunale Volksbüchereien in Städten von 10000 Einwohnern an. Diese sind zum Teil noch halb privat geleitet. Berücksichtigt man die nicht beantworteten und mangelhaft, mit zahlreichen Fehlanzeigen beantworteten Fragebogen an die Städte, so käme man auf die Zahl von 550. Dazu gesellen sich freilich in den großen Städten noch 201 Zweigstellen. Die Anzahl der Jugendbüchereien beträgt 144 und die der Lesesäle und Lesezimmer 205. In diesen Zahlen sind die Werkbüchereien, die Arbeiter- und Parteibüchereien, sowie die katholischen Volksbüchereien des Borromäus-Vereins nicht inbegriffen. Mit Ausnahme der Werk-, Arbeiter-, Parteibüchereien würden sich die angegebenen Zahlen nicht wesentlich erhöhen, falls man von den ganz kleinen Volks- und Dorfbüchereien von 50 bis 500 Bänden absieht. So groß an sich diese Zahl sein mag, die Gesamtbändezahl der Volksbüchereibücher in Deutschland würde sich dadurch kaum um das Doppelte vermehren. Das beweist das ausgedehnte und weitverzweigte Netz der kleinen Volksbüchereien des Borromäus-Vereins, der mit einer Vereinszahl von 4460 neuesten Datums nicht mehr als 453 000 Leser und 2,3 Millionen Bände aufweist.

Die Bändezahl der 356 kommunalen Volksbüchereien Deutschlands beträgt nämlich insgesamt 4,9 Millionen. Würde man die in schlechtem Zustand befindlichen oder veralteten Bücher, die aus Mangel an Mitteln im Bücherbestande bleiben mußten, abrechnen, so käme man auf eine Zahl von höchstens 3 Millionen Bänden. Die Zahl der aktiven Leser an den deutschen Volksbüchereien betrug im Jahre 1,1 Million. Die Zahl der im Jahre ausgeliehenen Bände 15,4 Millionen. Zum Vergleich ziehe man die Zahl der gegenwärtig in Deutschland vorhandenen Schund- und Schmutzhefte heran, die auf Grund vorsichtiger Schätzung nach Angabe der Staatlichen Zentrale für Schund- und Schmutzbekämpfung in Düsseldorf beinahe das zweihundertfache davon, also 3 Milliarden, beträgt.

Das Personal an den kommunalen deutschen Büchereien besteht aus nur 855 haupt- oder nebenamtlich tätigen Volksbibliothekaren. Dazu kommen an technischen Hilfen 910 Kräfte, die sich zusammensetzen aus Büropersonal, Schreibhilfen, Büchermädchen, Buchbinder, Hauswart, Garderobenfrauen, Reinmachefrauen (an kleineren Büchereien muß das heute der Volksbibliothekar noch alles in einer Person besorgen so wie früher der Schulmeister nebenbei Schuster und Landwirt war!). Auf jeden Kopf des bibliothekarisch mehr oder minder vorgebildeten Personals kommen jährlich rund 18 000 Beratungen. Die enormen, vom Publikum immer unterschätzten Bibliotheks-Innenarbeiten (Bücherverwaltung, Bücherneuverarbeitung, Statistik, Katalogbearbeitung, Bücherbesprechungen, Vorlesestunden u. dgl.) erfordern das drei- bis vierfache der Arbeitszeit für die Ausleihe. Oft kommt es aus Personalknappheit gar nicht zu diesen für den Bestand und die bildungspflegliche Ausnutzung der Büchereien unbedingt notwendigen Arbeiten.

Denn ein Kulturland wie Deutschland wendet für sämtliche kommunalen Volksbüchereien jährlich die beschämende Summe von 1 Million *RM* für Bücher (nebenbei für Zeitschriften die in keinem Verhältnis dazu stehende Summe von 709 300 *RM*), 360 000 *RM* für Bucheinbände und 2 Millionen *RM* für Personal auf. Das Durchschnittsgehalt des bibliothekarisch vorgebildeten Personals (zu dem selten in einem Menschen vereinigte Eigenschaften wie umfassende literarische Bildung, Weltumgang, Lebens-

reife, Menschenkenntnis erforderlich sind und sein sollten!) beträgt meiner Schätzung nach höchstens 150 RM monatlich. Insgesamt geben die Städte Deutschlands für die Volksbüchereien etwa so viel Geld aus wie eine einzige Stadt von 100 000 Einwohnern für ihre Schulen (3—4 Millionen) oder den fünften bis sechsten Teil von dem, was der Staat an Pensionsgehältern allein für 1700 Generäle und Admiräle, nämlich 20 Millionen, ausgibt. Während England, Amerika und einzelne nordische Länder nach unserem Gelde etwa 50 Pfg. bis 1 RM auf den Kopf der Bevölkerung für die Volksbüchereien offiziell ausgeben, bringt Deutschland dafür pro Kopf nur 5 Pfg. jährlich auf.

Diese Zahlen dürften genügen, um zu beweisen, wie gänzlich unzulänglich die Mittel zur Erfüllung der so wichtigen Aufgabe sind: die Kulturträgerschicht in der rechten bildungspfleglichen Weise durch das Buch zu erhalten.

Zur Abhilfe dieses Übelstandes müßte ein Gesetz eingebracht werden, das von seiten des Staates (unter Wahrnehmung seiner finanziellen Hoheit) jeder Kommune (je nach Einwohnerzahl und kulturpolitischer Sonderheit) die Einrichtung eines bestimmten Größentyps von Volksbücherei mit reichlich volksbibliothekarisch geschultem Personal zur Pflicht macht. Für die Ausbildung und Einstellung des Personals hätten die Grundsätze zu gelten, die der Verband deutscher Volksbibliothekare in halbwegs anerkannter Weise aufgestellt hat. Die Einzelheiten der bibliothekarischen Durchführung lägen den Provinzialberatungsstellen für das Volksbüchereiwesen ob, die entsprechend dieser Aufgabe ganz anders als bisher mit Geldmitteln und Personal bedacht werden müßten.

Sollte Deutschland zu einem so großzügigen Ausbau des Volksbüchereiwesens wie England oder Dänemark fortschreiten, so wäre dafür die zwanzigfache Summe der bisher für diese wichtigen Zwecke aufgebrachten Gelder eine lächerlich geringe Summe im Vergleich zu den Ausgaben, die in oft einseitiger Weise und unter Verkennung der energischen Mitarbeit an der Neubildung der Kulturträgerschicht stattfinden. Ein derartiges Gesetz, das nur den Rahmen zur Entfaltung solcher Geistes- und Seelenkräfte schafft, wäre eine Kulturtat und würde hundertfältig Frucht bei der Kulturträgerschicht bringen.

Der Neubau der Lübecker Bibliothek.

Das neue Heim der Lübecker Stadtbibliothek, der erste Bibliotheksneubau in Deutschland nach dem Weltkriege, wurde am 26. September v. Js. feierlich der Benutzung übergeben. Die gesetzgebenden Körperschaften, viele wissenschaftliche und bildungspflegliche Gesellschaften, Landes-, Stadt- und Universitätsbibliotheken, der Börsenverein der Deutschen Buchhändler und seine Untergruppen sowie die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft hatten zu dem Festakte Vertreter entsandt. Geh.-Rat Dr. Siegismund überreichte im Namen des Börsenvereins eine künstlerisch ausgestattete, von warmer Anerkennung getragene Glückwunschadresse. Die Gesellschaft von Freunden der Stadtbibliothek stiftete zwei von Erwin Bossanyi geschaffene Frescogemälde, die, das Geistesleben und die Gemeinschaft versinnbildlichend, die Stirnwände des schönen Lesesaals schmücken. In seiner Festrede gab Bibliotheksdirektor Dr. Willy Pieth eine Übersicht über den gegenwärtigen Stand des Lübecker Bibliothekswesens, dessen Reform nunmehr zu einem gewissen Abschluß gebracht ist, und zeigte einige wichtige neue Aufgaben, die ihrer Lösung noch harren. Besonders unterstrich er dabei die Verbundenheit der Bibliotheken, die noch weiter verstärkt werden müsse, das Zusammenarbeiten zwischen den Bibliotheken und den Unterrichtsanstalten aller Gattungen im Interesse der Wissenschaft, der Berufsarbeit und der Volksbildung und die kräftigere Förderung des deutschen Volksbüchereiwesens.

Form und Einrichtung des Lübecker Bibliotheksneubaus sind von Forderungen der Zweckmäßigkeit bestimmt. Diesen Charakter drückt schon die Backsteinfassade mit ihrer in Pfeilern aufgelösten Fensterwand aus. Zweckmäßig und gediegen in Material und Formen ist das Innere, über das der Bibliotheksrat an der Lübecker Bibliothek Dr. Schneider in den Lübecker Vaterstädtischen Blättern folgendes kurz mitteilte:

Nach Eintritt durch den linken der symmetrischen Eingänge gelangt man vom Erdgeschoß mit der Wohnung des Hausmeisters, der allgemeinen Kleiderablage und der Hausbuchbinderei über eine geschmackvolle Treppe zum ersten Stockwerk. Geradeaus liegt der 128 Quadratmeter große Lesesaal, ein in jeder Beziehung mustergültig-zweckmäßiger und doch dabei behaglich-künstlerischer Raum. Wohltuend wirkt vor allem die dunkle Bekleidung aus Eichenholz von der großen Regalwand zur Linken für die Handbibliothek mit dem darüber aufgebauten Balkon an, über den erhöhten Arbeitsplatz des Aufsichtsbeamten, zur gleichfalls holzumkleideten Fensterwand bis zur östlichen Stirnwand mit der Zeitschriftenauslage. Überall tritt klar der Gedanke des Baumeisters hervor, von den horizontalen Bücherreihen der Handbibliothek ausgehend, im ganzen Saale die Horizontale das Raumbild bestimmen zu lassen. So zeigt sie sich in den Profilen der gesamten Umkleidung, wie in der Kämpferteilung der Fenster, bis zur Bemalung der Decke und in den kastenartigen Beleuchtungskörpern. Dann ruht das Auge gefesselt auf den wundervollen Malereien an den beiden Stirnwänden. Sie sind das Werk eines in Lübeck wohnenden Künstlers Erwin Bossanyi, der hier in zarten Farben nach Art der alten Buchmalereien symbolische al fresco gemalt hat. An bequemen Arbeitsplätzen sind im Saale zunächst 35 vorgesehen, deren Zahl aber jederzeit vergrößert werden kann. Die neben dem Lesesaal herführende eichengetäfelte Leih- und Beratungsstelle, das Zimmer des Vorstands des Benutzungsdienstes, noch im ersten Obergeschoß gelegen, sowie die im zweiten Obergeschoß befindlichen Verwaltungsräume, die Kanzlei, das Zentralbüro mit der Werbestelle, der Katalogsaal und das Zimmer für die wissenschaftlichen Beamten, das Direktorzimmer und schließlich der Ausstellungsraum mit dem schönen Blick auf die nahe Katharinenkirche, mögen in diesem Zusammenhang noch genannt sein. Außer den Verwaltungsräumen ist ein viergeschossiges neues Büchermagazin erbaut mit allen Einrichtungsgegenständen moderner Bibliotheksgebäude. Dieses neue Magazin ist mit sämtlichen Magazinräumen des Altbaues verbunden. — Über den Grundstock und die räumliche Entwicklung der Bibliothek schreibt ihr Leiter und Organisator Dr. Pieth im Festbuch der Stadtbibliothek: Die Bibliothek der Freien und Hansestadt Lübeck geht als „Öffentliche Bibliothek" bis auf das Jahr 1616 zurück. Ihre ältesten Bände stammen aus dem im Jahre 1225 gegründeten Lübecker St. Katharinenkloster des Franziskanerordens, dessen Büchersammlung in die Öffentliche Bibliothek (Stadtbibliothek) überführt wurde, sowie aus den Büchersammlungen der vier städtischen Hauptkirchen, der Lateinschule (Katharineum) und dem Rathause. Die erste Sammlung umfaßte rund 1100 Bände, darunter 219 Handschriften. Als Bibliothekslokal wurde vom Rate im Jahre 1617 das noch heute einen Teil der Sammlung beherbergende Obergeschoß des Ostflügels des 1351 bis 1356 neuerbauten Klosters bestimmt. Im Frühjahr 1620 wurde die Büchersammlung in den reichgeschnitzten Wandregalen, die die Jahreszahl 1619 tragen, aufgestellt; zwei Jahre später wurde sie durch Fertigstellung des ersten Katalogs weiter erschlossen. Die erste räumliche Erweiterung fand im Jahre 1759, die nächste im Jahre 1829 statt; sie erstreckten sich auf weitere Räume des ehemaligen Klosters. Erweiterungsbauten wurden in den Jahren 1834, 1873—76 und 1892/93 vorgenommen. Die jetzt der Benutzung übergebenen Bauten, die in den Jahren 1925/26 durchgeführt wurden, kommen fast einem völligen Neubau der Bibliothek gleich. Für die Verwaltung und öffentliche Benutzung der Sammlung wurde ein neues stattliches Haus errichtet; ein zugleich aufgeführtes, zunächst vierstöckiges modernes Büchermagazin, das später um weitere drei bis vier Geschosse aufgestockt werden soll, schließt sich an das Verwaltungsgebäude und an den älteren Bibliotheksbau an. Die von Friedrich Bruns kürzlich im ersten Teile des vierten Bandes der „Bau- und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Lübeck" liebevoll beschriebenen, kultur- und baugeschichtlich gleich bemerkenswerten ältesten Büchersäle, die heute die älteren Bücherbestände bewahren, sind der Bibliothek somit erhalten geblieben; sie wurden in den Jahren 1920—26 mit neuzeitlichen licht- und wärmetechnischen Anlagen versehen und im Jahre 1922 zum Teil mit Spezial-Büchergestellen der Firma Panzer A.-G. ausgestattet.

Der Gesamtbestand der Stadtbibliothek und der ihr angegliederten Volksbüchereien (Öffentliche Bücher- und Lesehalle und Landeswanderbücherei) umfaßte im März 1926 rund 193 000 Buchbinder-Bände (einschließlich 1130 Hand-

schriften und 1000 Wiegendrucke), 50 350 kleine Schriften, Dissertationen und Programmabhandlungen, 7000 Notenwerke und 1100 Karten und Pläne. Davon entfallen auf die Volksbüchereien insgesamt rund 26 000 Buchbinderbände.

Aus der Beratungspraxis.

Merkblatt für die Bilderbuchabteilung der Pommerschen Landeswanderbücherei.*

Die Pommersche Landeswanderbücherei stellt in ihrer Sonderabteilung „Bilderbuch" für Ausstellungs- und Informationszwecke einige Sammlungen von Bilderbüchern zur Verfügung. Jede einzelne Sammlung, die fortlaufend vergrößert werden soll, umfaßt einstweilen rund 50 Bilderbücher. Bei der Auswahl ist darauf Wert gelegt worden,

1. daß möglichst zahlreiche Typen künstlerisch und bildungspfleglich wertvoller Bilderbücher vorgelegt werden,
2. daß jede Sammlung Bilderbücher der verschiedensten Preislagen enthält,
3. daß jede Sammlung möglichst für alle Altersstufen gute Beispiele bietet, anfangend mit dem einfachsten Anschauungsbilderbuch für die Kleinsten, endend mit einzelnen reich illustrierten Märchen.
4. daß von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, kein Bilderbuch sich in mehreren Sammlungen wiederholt, sodaß im Bedarfsfalle auch mehrere Sammlungen zusammengelegt werden können.

Die Aufgabe der Sonderabteilung „Bilderbuch" ist, Eltern und anderen Erziehern einen Überblick über das künstlerisch wertvolle und bildungspfleglich bedeutsame Bilderbuch zu geben und so aus der Flut der z. T. recht minderwertigen Bilderbücher das Empfehlenswerte herauszuheben.

Die entleihende Bücherei (oder, wo eine Bücherei fehlt, die sonstige entleihende Stelle) hat dafür zu sorgen, daß die ihr leihweise überlassene Sammlung der Öffentlichkeit in Form einer Ausstellung zugänglich gemacht wird. Es ist darauf zu achten, daß die Ausstellung möglichst auch an einem Sonntage geöffnet ist. Für die Ankündigung der Ausstellung in der Ortspresse kann auf Wunsch eine Werbenotiz zur Verfügung gestellt werden.

Bei der Ausstellung selbst ist darauf zu achten, daß alle übersandten Bilderbücher leicht übersehbar und zugänglich ausgelegt werden und daß hinreichende Aufsicht vorhanden ist; Kindern unter 14 Jahren wird der Zutritt nur in Begleitung Erwachsener zu gestatten sein. Keinesfalls dürfen die Bilderbücher verliehen werden.

Die Leihgebühr für jede Sammlung beträgt (bei portofreier Übersendung) 3.— Mk. Etwaige Mehreinnahmen verbleiben der die Ausstellung veranstaltenden Stelle, sofern sie für die örtliche Volksbücherei verwendet werden. Es ist nicht zu empfehlen, mehr als 10 Pfg. Eintrittsgebühr für Erwachsene und 5 Pfg. für Kinder zu nehmen.

Jede Sendung ist gleich beim Eingang auf Vollständigkeit und Unversehrtheit zu prüfen. Der Empfang ist der LWB umgehend zu bestätigen.

Nach Beendigung der Ausstellung, spätestens zu dem im Begleitschreiben angegebenen Termin, sind die Bücher zurückzusenden; für ordnungsmäßige Verpackung ist Sorge zu tragen. Für Verlust oder Beschädigungen, die während der

---

*) Wir geben das obige Merkblatt wieder, weil wir hoffen, dadurch auch andere Beratungsstellen zur Schaffung einer Bilderbuchabteilung mit Wanderbeständen anregen zu können. Sie werden dann gewiß dieselbe Erfahrung machen wie wir, daß eifrig von diesen Beständen Gebrauch gemacht wird. Wir haben, sobald die nötigen Mittel zu erlangen waren, diese Abteilung bei unserer Landeswanderbücherei eingerichtet auf Grund der guten Erfahrungen, die wir bei den seit 1913 jährlich stattfindenden Bilderbuchausstellungen der Stettiner Stadtbücherei gemacht haben. Wir sind der Meinung, daß eine solche Anschauungshilfe für die Einwohner von Provinzstädten noch viel wichtiger und nützlicher ist als für die Großstädter. Die Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Pommern.



Ausstellung oder infolge mangelhafter Verpackung bei der Rücksendung eintreten, ist die entleihende Stelle haftbar.

In der Zeit vor Weihnachten besteht in besonders vielen Orten das Bedürfnis, die Bilderbücher der Allgemeinheit zugänglich zu machen; es läßt sich dann nicht vermeiden, die Sendungen von einem Ort unmittelbar an einen anderen zu leiten. In diesen Fällen hat die entleihende Stelle für rechtzeitige und ordnungsmäßige Weiterleitung zu sorgen; zugleich mit der Weiterleitung der Sendung ist sowohl der LWB als auch dem Veranstalter der nächsten Ausstellung von der erfolgten Absendung schriftlich Mitteilung zu machen.

Jeder Sammlung liegt ein Verzeichnis der Bücher mit Preisangaben bei. Sofern am Ort eine Buchhandlung nicht vorhanden ist, können Bestellungen auf einzelne Bücher gesammelt und der LWB zugesandt werden, zwecks Weiterleitung an eine geeignete Stettiner Buchhandlung. — Eine Gewähr für die Richtigkeit der Preisangaben kann angesichts der Preisschwankungen auf dem Büchermarkt nicht übernommen werden.

Wird die Übersendung einer Bilderbuchsammlung lediglich zu Studienzwecken beantragt, so kann von dem Erfordernis der öffentlichen Ausstellung abgesehen werden; jedoch bedarf dies stets einer besonderen Vereinbarung.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Klara Viebig.

Die Eifellandschaft, die in fast allen Büchern der Dichterin eine Rolle spielt, ist die Heimat Klara Viebigs. Von der Landschaftsschilderung nimmt ihr Schaffen seinen Ausgang, ohne sich in ihr zu erschöpfen; immer wieder kehrt die Dichterin in ihren Romanen und Novellen zu dem Heimatboden zurück, als suchte sie bei ihm neue Kräfte zum Ausgleich gegen die entnervende Gewalt der Großstadt Berlin. Nicht die Landschaft allein spielt bei ihr die beherrschende Rolle, vielmehr zeigt sie die Menschen, die in der Eifel heimisch sind, als festverwachsen mit dem heimatlichen Boden. Unter dem Zwange der Heimat, deren herben, fast dämonischen Reiz die Viebig in beredten Worten zu schildern weiß, sind die Kinder der Eifel so geworden, wie sie sind; durch die Menschen dieser Gegend schimmert immer der Hintergrund, vor dem ihr Leben sich abspielt.

Früh erlebt die Dichterin auch die Landschaft der Ostmark, die Heimat ihrer Eltern. Den Gegensatz zwischen Osten und Westen des Reiches, den Kulturgegensatz zwischen Deutschtum und Polentum hat sie eindrucksvoll dargestellt.

Mit der Liebe des Landkindes weiß sie sich in den spröden Reiz der Landschaft zu vertiefen. Mit gleicher Liebe hängt sie an der mütterlichen Erde überhaupt, so daß diese ihre zum Inbegriff und Symbol alles Naturhaften wird.

So eng verwachsen ist die Dichterin mit dem ländlichen Heimatboden, daß sie selbst in der Schilderung der Großstadt Berlin, wo sie später heimisch wird, die Verbundenheit des Großstädters mit seiner Heimat darzustellen weiß; und doch scheint gerade diese Stadt am allerwenigsten geeignet, Heimatgefühle im Menschen zu erwecken. Andrerseits aber wird ihr das Berliner Großstadtmilieu auch wieder zum Anlaß, um von hier aus die Heimatlosigkeit des durch Beruf oder sonstige Schicksale nach Berlin verschlagenen ländlichen Menschen zu zeichnen. Die ergreifendsten Töne findet sie, wenn sie das Heimweh des in die Großstadt verpflanzten Landkindes nach der die Heimat symbolisierenden „Handvoll Erde“ schildert. Eng verbunden damit ist die Darstellung vom Elend des Proletariats in Berlin wie in den abgelegenen Eifeldörfern und im weiten Posenerland, die in ihren Büchern immer wiederkehrt. Nicht aber ist es der Dichterin darum zu tun, das Leid und die Not der untersten Schichten zu verklären; sie will vielmehr dem Leser ein Bild zeigen, das mit photographischer Treue ohne alle Retouche die Lage des Proletariats wiedergibt. Deshalb hat man sie mit dem Namen einer Naturalistin belegt. Sie läßt die Schicksale der Menschen selbst sprechen, ohne sich in Klagen und Jammern zu verlieren über alle Not und alles Elend, das sie gesehen. In der Darstellung der Schicksale der Erniedrigten und

Beleidigten scheut sie vor nichts zurück; weder die härteste äußere Not noch die quälende innere Bedrängnis des Proletariers bleibt ihr fern. Hunger und Verbrechen, Niedrigkeit und Gemeinheit, Krankheit und Verfall schildert sie mit den stärksten Tönen, die ihr zur Verfügung stehen.

Weniger gut als diese Milieuschilderungen gelingt ihr die Darstellung seelischer Entwicklung: hier ist manches brüchig, vieles konstruiert. In der Schilderung der oberen Gesellschaftsschichten vergreift sie sich leicht in den Mitteln, so daß Szenen entstehen, die bis an die äußerste Grenze des Erträglichen gehen. Die einzige Ausnahme macht die Schilderung des Seelenlebens der mütterlichen Frau aller Stände und Schichten, der ehelichen wie der unehelichen Mutter, in deren Seelenleben sie sich mit geradezu beispielloser Liebe vertieft hat. So gelingen der Dichterin im allgemeinen überhaupt die Frauen besser als die Männer, in deren Darstellung sie die Kraftnaturen meist zu robust, die schwächeren oft zu verkrüppelt zeichnet.

Über den Männern und Frauen ihrer Romane — seien es Kraftprotzen oder Weichlinge — steht fast ausnahmslos als Beherrscherin die katholische Kirche, deren Weihrauchduft durch fast alle Bücher der Viebig weht. Ohne Tendenz schildert sie die Macht, die die Kirche auf ihre gläubigen Anhänger ausübt, und den Zwang, unter dem der Gläubige steht, wenn er die Kraft seines Gebetes auf die Probe stellt. Die erschütternde Schilderung der Springprozession zu Echternach gelingt ihr ebenso gut wie die Glaubhaftmachung der mystischen Hingabe einer gläubigen Katholikin an das Gebet, durch das sie Gottes Beistand herabfleht, um ihren ungeliebten Gatten aus dem Wege zu schaffen.

Eine gewisse Sentimentalität, die stark an Rührseligkeit grenzt, liegt der Dichterin nicht fern. So starke Töne sie für die Not und das Elend der Unterdrückten findet — gelegentlich gerät auch sie in eine gewisse Tränenseligkeit, die besonders häufig in den Gesellschaftsromanen zum Durchbruch kommt. In ihren besten Büchern finden sich derartige Szenen, die übrigens gerade — neben der außerordentlichen Anschaulichkeit und der spannenden Schreibweise der Dichterin — die großen Publikumserfolge ihrer Bücher erklären.

Für die Auswertung ihrer Bücher in der Bücherei ergibt sich, daß die Ausgabe der Romane der Dichterin im allgemeinen schon des bekannten Namens wegen kaum auf Schwierigkeiten stoßen wird. Nur der beschaulich eingestellte Leser, der bei seinem Buche Erholung und Erbauung sucht, wird bei der Viebig nicht recht auf seine Kosten kommen. Im übrigen aber kommen die Bücher der Dichterin nicht nur wegen ihrer starken Spannung, sondern auch der geringen Bildungsvoraussetzungen halber, die sie an den Leser stellen, für alle Leserklassen in Frage; nur bei der Ausgabe an Jugendliche ist Vorsicht zu empfehlen. Irrig aber ist die Annahme, als schreibe die Viebig nur für weibliche Leser: ihre Romane und Novellen werden auch von Männern gern gelesen.

Die Einstellung ihrer sämtlichen Bücher kann auch größeren Büchereien wegen der Ungleichwertigkeit der einzelnen Werke nicht angeraten werden. Viele ihrer Bücher stehen zwar auf der Grenze zwischen dem Nur-Unterhaltungsroman und dem guten bodenständigen Heimatbuch, einige aber, glücklicherweise die wenigsten, müssen von der Bücherei völlig ferngehalten werden. Das sind:

Vor Tau und Tag. Novellen. Berlin: Fontane 1911. 265 S. 3,—, geb. 4,50. z. Z. vergr.

Die drei Novellen dieses Bandes sind so sentimental und dilettantisch, daß sie für den Gebrauch einer Bücherei nicht in Frage kommen.

Es lebe die Kunst. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1911. 315 S. Geb. 7,50, z. Z. vergr.

Elisabeth Reinharz, das Mädchen vom Lande, kommt in Berliner Kreisen durch Protektion als Schriftstellerin in die Höhe, muß dann aber, da sie durch ihre Heirat und ihr schlichtes Wesen sich von diesen Kliquen immer mehr entfernt, die verderbliche Macht ihrer ehemaligen Freunde verspüren. Die ernste und tüchtige Künstlerin wird von der Presse abgelehnt und findet in ihrer Verzweiflung am Krankenlager ihres verunglückten Kindes ihre wahre Aufgabe: die Sorge für Mann und Kind, zu der sie sich ebenso wie zu ihrer Kunst durch einen Besuch in der Heimat neue Kraft holen muß. — Die Darstellung dieses Romans, der wohl als Schlüsselroman anzusehen ist, ist so primitiv und nur auf den Effekt be-

rechnet, daß dieses scharfe Nebeneinander von Licht und Schatten, von Intriguen und Ränkespielen, wie die echt romanhaften Verwicklungen, über die Grenze des künstlerisch Erlaubten hinausgehen. Das nur in Literatenkreisen spielende Buch mit dem den Konflikt zwischen Künstler- und Menschentum doch nur notdürftig überbrückenden Schluß wird überdies auch nur die wenigsten Leser interessieren.

Dilettanten des Lebens. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlangsanstalt 1914. 328 S. Geb. 7,50, z. Z. vergr.

Zwischen die Geschwister Lena und Fritz Langen tritt Fritzens Frau mit ihrer Eifersucht, so daß Lena, die in einer Liebeshoffnung Getäuschte, sich schleunigst in Richard Bredenhofer verliebt, der sich selbst einen Dilettanten in allen Künsten nennt. Da sie beide ohne große Güter sind, abgesehen davon, daß sie singt und er malt, und vom praktischen Leben keine Ahnung haben, kämpfen die Angehörigen beider Parteien echt romanhaft gegen die Heirat, ohne sie natürlich verhindern zu können. Als die erwarteten künstlerischen Erfolge ausbleiben, und man sich mit Kleinigkeiten nicht begnügen will, stellen sich Schulden und andere Bedrängnisse ein: Richard erkrankt an Lungenschwindsucht und stirbt, ohne sein Kind gesehen zu haben, das Lena unter dem Herzen trägt. Darob entsteht im Familienrat große Bestürzung, darob verfällt die zurückgelassene Frau in Groll gegen die, die ihren Mann „nicht ruhen ließen" (obgleich er an der Schwindsucht starb und nichts erreichte, weil er Dilettant war!), Lena zieht zu ihrem Bruder, der sich ihrer erbarmt und sie mit dem Kind, das sie erwartet, tröstet; denn Kinder sind ja bekanntlich der Eltern Glück ... Der ganze Vorwurf ist mit hohler Backfischromantik und reichlich viel Gefühlsseligkeit dargestellt, so daß alle Büchereien sich die Anschaffung ersparen können.

Entbehrlich für alle Büchereien sind auch die Dramen der Viebig, die durchweg bereits in Novellenform behandelte Stoffe bühnenmäßig verarbeiten.

Für alle Büchereien geeignet:

Das tägliche Brot. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1925. 400 S. Geb. 7,—.

Aus dem heimatlichen Dorf im Osten des Reiches zieht die arbeitsgewohnte Mine mit ihrer Freundin Berta in die Riesenstadt Berlin, wo sie als Dienstmädchen ihr Glück zu machen hofft. Statt des Glückes aber findet die Ungewandte nur Arbeit und Mühe im Kampf ums tägliche Brot, obgleich sie es sich in keiner Weise verdrießen läßt. Bei den Verwandten ihrer Eltern gewinnt sie in Artur, dem von der Mutter zu „Höherem" bestimmten gutmütigen Faulpelz, einen mitfühlenden Freund, der sie in seine gescheiterte Talmiexistenz hineinzieht. Früh Mutter geworden, heiratet sie ihn, den Vater ihres Kindes, und findet schließlich ein bescheidenes Glück, „der Not entronnen, ohne Ahnung von Reif und Hagelschauern und künftigen Wintern". Ihr Schicksal ist nur eins von den vielen. Daneben gehen noch viele kleine und allerkleinste Existenzen der Großstadt einher, die Armen und Ausgestoßenen, die Leichtsinnigen und die Ernsten, die sich in Mutter Reschkes Grünkramkeller bei jedem freudigen und traurigen Ereignis in Straße und Familie versammeln. Keine allerdings geht so aufrecht und zielbewußt durch das Buch wie die „halsstarrige", von allen verspottete Mine. Ein erschütterndes Bild von dem Leben der Großstadt zeigt uns die Dichterin hier, wo es ihr gelingt, an gewissen Höhenpunkten den Leser mitfortzureißen und nicht in der Elendsschilderung steckenzubleiben.

Die Wacht am Rhein. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1922. 389 S. Geb. 7,—.

Die älteste Tochter Josefine ist das liebste Kind des preußischen Feldwebels Rinke, und die Gebote, die er sie lehrt, „Treue, Tapferkeit, Gehorsam, Pflichtgefühl und Ehre", stehen über ihrem schweren Leben als Leitstern, wie sie über dem seinen gestanden haben. Er, der nie ganz heimisch in dem leichtlebigen Düsseldorf geworden ist, geht an der Zeit von 1848 zu Grunde; sie aber überwindet ihre Liebe zu dem gesellschaftlich über ihr stehenden Offizier und reicht dem Kompagniegenossen ihres Vaters, dem Sergeanten Conradi, die Hand zur Ehe. Früh verwitwet muß sie auch ihren über alles geliebten, künstlerisch begabten Sohn fürs Vaterland dahingeben; aber erst die Opfer, die mit ihr alle Rheinländer für Deutschland im Kriege 1870 leisten müssen, überbrücken die immer wieder hervortretenden Gegensätze zwischen Rheinländern und Preußen.

Nicht nur ein fesselndes Menschenschicksal läßt das Buch lebendig werden, sondern auch ein interessantes Stück Geschichte aus der Zeit von 1830 bis 1870.

Das schlafende Heer. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1922. 450 S. Geb. 7,50.

In der Ostmark um die Jahrhundertwende spielt dieser Roman, der den ständigen Nationalitätenkampf zwischen den alteingesessenen Polen und den als Ansiedler dahingekommenen Deutschen zum Vorwurf hat. Die charaktervollste Gestalt dieser deutschen Kolonisatoren ist der Rittergutsbesitzer Paul von Doleschal, der in seiner unerbittlichen, allein aus seinem fanatischen Deutschtum herrührenden Schärfe in der Behandlung von Polen und Deutschen trotz des besten Willens einen Fehler nach dem andern macht und schließlich durch Selbstmord zu Grunde geht. Sein Gegenstück ist der Rittergutsbesitzer Kestner, der — menschlich weit weniger wertvoll als Doleschal — durch Kompromisse den Polen gegenüber seine Stellung behauptet. Zwischen beiden steht der neu eingewanderte Rheinländer Peter Bräuer, der nach zwei Jahren betrogen um Gut und Hoffnung wieder westwärts zieht. Auf der andern Seite steht die Masse der Polen, an unsichtbarem Bande geführt von dem leidenschaftlichen Vikar Gorka, der ebenso wie der von dem polnischen Befreiungsheer träumende Schäfer Dudek auf die baldige Befreiung seines Vaterlandes von den deutschen Eindringlingen hofft. Düster schließt das Buch mit dem Tode des „Hakatisten" Doleschal, und nur leise dämmert die Hoffnung auf, daß vielleicht seinen Nachkommen das gelingen wird, was er erstrebt hat. — Dieser heute schon historisch gewordene Roman ist auch noch in unserer Zeit ganz vorzüglich geeignet, den Leser die Nöte der deutschen Ansiedler beiderseits der Ostgrenze menschlich miterleben zu lassen.

Das Eisen im Feuer. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1925. 383 S. Geb. 6,50.

Dieser Berliner Roman umfaßt etwa die gleiche Zeit wie die „Wacht am Rhein". Hermann Henze, der bärenstarke Schmied, den die Märzunruhen des Jahres 1848 als begeisterten Freiheitskämpfer auf die Barrikaden werfen, bringt es durch seinen Fleiß dahin, daß er nicht nur die Schmiede des verbitterten Hofschmieds Schehle übernimmt, sondern auch dessen Frau schon vor dem Tode ihres Mannes gewinnt, da ihre starke Sinnlichkeit von der Kraftnatur Henzes gefesselt wird. Seine kraftstrotzende Jugend begnügt sich nicht mit dieser einen ihm schließlich angetrauten Frau, um derenwillen er seine erste Liebe aufgibt, sondern sie tobt sich bei andern Weibern und in wilden Zechgelagen aus, bis er sich zu friedlicher Ruhe und väterlicher Zuneigung zu seiner durch eine unglückliche Ehe gebrochenen Stieftochter Helene, der natürlichen Tochter eines Adligen, hindurchringt und damit auch den häuslichen Ehefrieden herbeiführt. Die Kriegserklärung Österreichs an Preußen schließt wirkungsvoll das lebendige Buch ab. Glänzend gezeichnete Berliner Typen, wie der hinkende Hausknecht Gottlieb — „unterm Torweg habn se mir jefunden, injewickelt, in'n Stücksken Packpapier" — und die biederen Handwerksmeister, die Freunde Henzes, geben der spannenden Handlung mit ihrem lebendigen Anfang: der Schilderung der Unruhen und Kämpfe von 1848, eine charakteristische Note. Hier taucht auch zum ersten Mal das später in der „Passion" weiterentwickelte Problem der Geschlechtskrankheiten und ihrer Wirkung auf.

Vom Müller-Hannes. Eine Geschichte aus der Eifel. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1925. 316 S. Geb. 6,25.

Der Müllerhannes ist als Sohn eines wohlhabenden Vaters in den Besitz der väterlichen Mühle und einer scheinbar recht wohlhabenden Braut aus dem Moseltal gekommen. Der Kraftüberschuß des jungen Menschen, der als der schönste und stärkste Mann weit in der Umgegend berühmt ist, muß sich austoben, teils im Wirtshaus, teils in gewagten Spekulationen. Schließlich aber nimmt sein Geld ein Ende, Arbeit gibt man dem großspurigen Manne nicht mehr, und so geht es unaufhaltsam rückwärts mit ihm. Da die Schulden ihm über dem Kopf zusammenschlagen und die Mühle versteigert wird, erleidet der vollblütige Mann einen Schlaganfall, an dessen Folgen er erblindet, und erwacht erst in Elend und Not an der Hand seiner herangewachsenen Tochter zur Erkenntnis seines Schicksals. Als blinder Bettler söhnt er sich mit dem Leben wieder aus und findet in aller Kärglichkeit und Beschränkung doch noch eine gewisse Freude. Eine gute

Dorfgeschichte, die auch der rührenden Züge nicht ermangelt und auf die einfachsten Leser starken Eindruck machen wird.

Die vor den Toren. Berlin: Fleischel 1922. 438 S. Geb. 7,—.

Dieser Roman spielt in den Gründerjahren in Tempelhof bei Berlin, als Tempelhof noch ein Dorf ganz außerhalb der Großstadt war; er ist eigentlich die Geschichte der dort seit Jahrhunderten ansässigen Familie Badekow. Die Alten hängen noch fest an ihrem Grund und Boden, die Jungen lockt die Großstadt und das viele Geld, das sie von den Terraingesellschaften für ihren Grund und Boden bekommen. So geht der alte Bauernschlag, dessen Lebenskraft schon durch Inzucht und Alkohol untergraben ist, allmählich zu Grunde. Die Schicksale der Mutter Badekow, der prächtigen, freundlichen Bauersfrau und ihrer Gegenspielerin, der bissigen, in ihrer Liebe fanatischen Rieke Längnick, sowie die Schicksale ihrer Kinder, die sich unter dem Einfluß der allmählich vordringenden Großstadt zum Schlimmen wenden, und schließlich das weite, öde Tempelhofer Feld mit seinen Vagabunden bilden den Inhalt dieses Buches, das trotz seiner Breite zu den besten Werken der Viebig gehört.

Für mittlere Büchereien:

Töchter der Hekuba. Berlin: Deutsche Verlagsanstalt 1924. 351 S. Brosch. 5,—, geb. 6,25.

Wie der Krieg daheim erlebt wurde, erzählt dieses Buch. Es zeigt die Zeit von Frühling bis Weihnachten 1916 in Bildern, in deren Mittelpunkt jedesmal eine Frau steht: es spricht von Müttern, Schwestern, Frauen und Bräuten, die daheim in dumpfer Angst sitzen und auf den Tag warten, an dem auch ihr Liebstes vom Kriege dahingerafft wird. Die Generalin von Voigt, deren Mann im Felde steht, hat eine einzige Tochter, die an einen Italiener verheiratet ist und nun bei ihr in dem halb ländlichen Berliner Vorort wohnt, wo sie hin- und hergerissen wird zwischen der Liebe zu ihrem Mann und der zu ihrem Vaterland. Neben ihrer Villa wohnt die Witwe Krüger, deren Sohn verschollen ist, und die nicht daran glauben kann, daß man ein Kind einfach einscharren kann, ohne daß die Mutter davon weiß. Mit dem Kinde dieses Verschollenen hungert sich Gertrud Hieselhahn mit zusammengebissenen Zähnen durch, nur um nicht betteln zu müssen bei der Mutter ihres Geliebten. Und schließlich die kleine Telephonistin Gretchen Dietrich, die sich aus allen gehörten Telephongesprächen einen Roman zurecht macht, den sie nun selber lebt, bis sie im Irrenhause endigt. Diese Bilder sind alle düster und ohne frische Farben; sie sind aber weder nach der einen noch der andern Seite hin übertrieben, sondern von fast photographischer Klarheit und Nüchternheit. Ein Kriegsbuch ohne Hurrageschrei und blutige Abenteuer.

Das rote Meer. Roman. Berlin: Fleischel 1922. 292 S. Geb. 6,25.

Dieser Roman ist eine Fortsetzung des vorigen, doch sind beide Bücher auch einzeln verständlich. Der Krieg neigt sich seinem Ende zu, die Revolution bricht herein. Die Dichterin erzählt von dem vielen, vielen Blut, das umsonst geflossen ist, — ein „Rotes Meer" — sowie von dem sinnlosen Krawall der Revolution mit ihren roten Fahnen in Berlin und anderswo; auch dies ein „Rotes Meer". Dies Buch ist womöglich noch düsterer als das vorige: Elend, Hunger, Verwahrlosung und vaterländische Not bilden die Grundakkorde.

Kinder der Eifel. Novellen. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1925. 304 S. Geb. 6,—.

Diese erste Novellensammlung der Viebig ist auch die wertvollste. Ein besonderes Mitleid zieht die Dichterin zu den Armen und Ärmsten unter den ohnehin nicht mit Glücksgütern gesegneten Bewohnern der weltentlegenen Eifeldörfer, zu denen, deren einziges Gut ihre Not ist. Das beste Stück dieses Bandes ist die umfangreiche Erzählung „Samson und Delila", die Geschichte von einem dämonisch-sinnlichen Mädchen, das den Geliebten der Polizei verrät; doch sind auch die übrigen straff und gedrungen erzählten Novellen des Bandes von starker Spannung und menschlichem Gefühl erfüllt.

Heimat. Novellen. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1922. 244 S. Geb. 5,—.

Durch diese dunklen Novellen geht wie durch die Sammlung „Kinder der Eifel" die Liebe zur Heimat, die besonders in der auch für Vorlesestunden geeigneten Titelnovelle ergreifenden Ausdruck findet, sowie die Zuneigung zu den knorrigen, eigenwilligen und wasserscheuen Eifelbewohnern.

Das Kreuz im Venn. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1922. 389 S. Geb. 7,—.

Von den Schicksalen der Bewohner des in einer der unwirtlichsten Gegenden der Eifel liegenden Dorfes Heckenbroich, die lieber eine neue Kirche als die wegen der alljährlichen Typhuserkrankungen so notwendige Wasserleitung bauen, erzählt das Buch. Einzelne Typen als Vertreter der Einwohnerschaft treten besonders hervor: der kernige, fromm-gläubige Bürgermeister Leykuhlen, der Gegenspieler des feudalen Landrates Mühlenbrinck, des „Kulturbringers", und der Weber Huesgen mit seinen neun Kindern, deren Älteste zur Rettung der Mutter zur Springprozession nach Eternach fährt; die Einwohner der Kreisstadt, sowie die zur Schießübung dort einquartierten Offiziere und die zur Urbarmachung des Venns aus Aachen herübergeholten Sträflinge. Wenig eigentliche Handlung wird hier entwickelt, vielmehr gibt die Viebig nur ziemlich lose aneinandergereihte charakteristische Bilder aus dem Leben der Dörfler und Kleinstädter.

Für große Büchereien:

Unter dem Freiheitsbaum. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1923. 384 S. 5,—, geb. 6,25.

Die Geschichte des unter dem Namen „Schinderhannes" bekannten Räubers Hans Bückler, der in der Zeit der Aufrichtung des Freiheitsbaumes im okkupierten Moselland um 1796 Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf seine Fahne schreibt und das ganze Land durch die von ihm verübten Verbrechen in Zittern und Zagen versetzt, läßt Klara Viebig hier lebendig werden. Die Gestalt dieses sagenumwobenen Mannes ist aber von ihr kaum irgendwie künstlerisch gestaltet worden. Psychologisch weit vertiefter und von unheimlichen Schauern umweht ist vielmehr die Figur des Schmiedes vom Krinkhof, Hans Bast Nicolai, der aufrecht und ehern, aber nicht reuig und feige wie der Schinderhannes, in den Tod geht. Der Konflikt, in den seine Tochter durch ihre Zugehörigkeit zu dem verbrecherischen Vater und durch ihre Neigung zu einem ehrsamen Manne gerissen wird, bildet neben der Haupthandlung: Verfolgung und Ergreifung der Räuberbande durch den Juge de paix Adami, den Hauptspannungsreiz des Buches.

Eine Handvoll Erde. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1922. 297 S. Geb. 6,25.

„Eine Handvoll ist's, um die wir ringen, wir mühen uns darum unser Leben lang: eine Handvoll Erde." Für Mine Reschke, die schon aus dem Roman „Das tägliche Brot" bekannte arbeitsfreudige Frau des Sohnes aus dem Grünkramkeller, ist es noch das kleine Stück Land, bei dem sie ihr Leid vergessen kann; für den reichen Grundstücksspekulanten dagegen ist es die weite Fläche, die seine Habgier befriedigt, und nur der alte, einsame Doktor Hirsekorn hat sie erkannt, als „die Erde, einzig die Letzte, die, die uns deckt und ganz glücklich macht — nur sie allein". Um dieses Glücklichwerden dreht sich die Handlung, welche die im „Täglichen Brot" begonnene Handlung fortsetzt. Glücklich im landläufigen Sinne aber ist auch hier wieder nur Mine, die reinen Herzens durch Leid und Not geht, bis ihr Herzenswunsch nach einem eignen Stück Land erfüllt ist; glücklich ist auch der wissende Doktor Hirsekorn, der keinen Wunsch mehr hat. In den engen Straßen Berlins und in den öden Laubenkolonien am Rande der Großstadt spielt dieser von Elend und Mord erfüllte Roman, dessen Schluß noch weniger befriedigt als der des Buches „Das tägliche Brot", da selbst die kleine Hoffnung, die jener Roman noch offen ließ, hier kaum noch gedeihen kann: wahres Glück, das ist das Ergebnis des Buches, liegt doch nur im Tod. Gelegentlich streift der Roman in den Mordszenen sowie in den unheimlichen Partien bei der dämonischen Quacksalberin mit ihrem unheimlichen Ziegenbock stark an den Schundroman.

Einer Mutter Sohn. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1922. 361 S. Geh. 5,—, geb. 6,—.

Dem wohlhabenden, schöngeistig veranlagten Ehepaar Schlieben fehlt trotz seines Reichtums und aller Zerstreuungen das Letzte in seiner nicht mehr ganz jungen Ehe: ein Kind; besonders die mütterliche Frau sehnt sich nach ihm als dem Einzigen, das ihr Leben ausfüllen könnte. Eines Tages sieht sie in der Eifel einen kleinen Knaben bei einer armen Wallonin, dem sich sogleich ihr mütterliches

Herz zuwendet. Sie hat keine Ruhe, bis ihr Mann der armen Witwe das Kind abkauft. Als Sohn des reichen Kaufmannes wächst Jean Pierre Solheid, jetzt Wolf Schlieben, ohne Wissen von seiner Abkunft heran. Seine wahre Neigung aber gehört nicht der Frau, die er mit dem Namen der Mutter nennen muß, sondern die Stimme des Blutes zieht ihn weit mehr zu dem Portier und dem Kutscher als zu den gepflegten Eltern, die ihm auf die Frage nach seiner Herkunft doch nicht die volle Wahrheit sagen. In einem leeren Bummelleben vergeudet er nach Absolvierung der Schule seine beste Lebenskraft, bis das geschwächte Herz des unbefriedigten, vom Lebensekel gepackten Achtzehnjährigen versagt und er in den Armen seiner Pflegemutter sein junges Leben aushaucht. In dem Gegensatz der feinen und weichen Stiefmutter zu dem robusten Jungen aus Proletarierkreisen liegt der Konflikt des spannenden und wirksamen Buches, das nur gelegentlich durch den Kampf zwischen Mutter und Kind mit einer gewissen Hysterie erfüllt wird.

Absolvote. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1922. 392 S. Geb. 6,50.

Zur Ehe mit dem ungeliebten Manne ist die schöne Frau Tiralla von ihrer Mutter gezwungen worden, und nur mit Ekel erträgt sie das Zusammensein mit dem maßlos in sie verliebten Gatten. In ihrem Widerwillen gegen ihn will sie ihn mit dem Strychnin vergiften, das er zur Vernichtung der von ihr nur erdichteten Ratten gekauft hat; doch mißlingen ihre Vergiftungsversuche, bis Tiralla eines Tages, da er fürchtet, sein einziger Freund und Saufkumpan wolle ihn gleichfalls vergiften, sich erhängt, aber noch lebend abgeschnitten wird und sich im Delirium mit Rattengift das Leben nimmt. Der Geliebte seiner schönen Frau aber flieht vor ihr, weil der Tote zwischen ihnen beiden steht, und die strenggläubige Frau Tiralla findet in ihrer verachteten Tochter Rozia Trost und Stärkung: die demütige Jungfrau wird zur „Braut Christi, zur gebietenden Kirche selber, deren Stimme über die weiten Felder schallt und weiter, noch viel weiter mächtig über die ganze Welt: „Ego te absolvo. . . " Der Roman zeichnet wieder in fesselnder Weise die Zustände an der polnischen Grenze, und besonders der starke Einfluß der Kirche auf die Gläubigen wird leidenschaftslos aufgezeichnet. Die Menschen sind hier weniger gut mit der Landschaft verbunden als in dem „Schlafenden Heer"; sie werden auch im ganzen nur recht notdürftig durch das radebrechende Deutsch charakterisiert.

Das Weiberdorf. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1922. 289 S. Geb. 6,—.

„Unsere liebe Frau ist dem Pittchen gut wie alle Weiber", so meint der Schlosser Peter Miffert in dem Eifeldorf Eifelschmitt, dessen Boden so arm ist, daß die Männer fast das ganze Jahr über im Reich arbeiten müssen, um für ihre Familie den Lebensunterhalt zu verdienen. Nur Pittchen nicht; denn er hat nicht nur von Geburt an ein verkürztes Bein, sondern gönnt auch seine schöne, üppige Frau keinem andern. Für seine Person aber weiß er die Männerlosigkeit des Dorfes genügend auszunutzen. Da er sich aus Eifersucht müht, seiner immer wieder neu begehrten Frau Geschenke zu machen, die in keinem Verhältnis zu seinem Verdienst stehen, kommt er schließlich auf den Gedanken, falsches Geld zu fabrizieren aus dem Blei, das er zur Reparatur des Kirchenleuchters von dem guten, alten Pfarrer bekommen hat. Unsere liebe Frau aber, die er sich durch Spendung einer Summe falschen Geldes geneigt machen will, verrät sein Verbrechen, und so wird er von den beiden Liebhabern seiner Frau dem Gesetz überliefert, während die üppige Zeih sich mit diesen beiden über seine Abwesenheit trösten wird. Von einer starken Sinnlichkeit ist diese Erzählung aus der Zeit nach der Reichsgründung erfüllt; darum ist Vorsicht bei der Ausleihe nötig.

Naturgewalten. Neue Geschichten aus der Eifel. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1922. VII, 276 S. Geb. 5,50.

Die Novellen dieses Bandes mit vorwiegend dunkler Färbung behandeln die Nachtseiten der menschlichen Natur. Ob sie von der allmählich erwachenden Mutterliebe der unehelichen Mutter handeln, die den Tod ihres Kindes herbeisehnt und zusammenbricht, da er endlich erfolgt, oder von dem schon im „Kreuz im Venn" dargestellten Leben der Gefangenen, immer ist die Eifel mit ihrer ge-

waltigen Einsamkeit, die dem frohen, rheinländischen Knaben („Das Kind und das Venn") Leib und Seele nimmt, der Hintergrund und fast immer der eigentliche Held. Auch die wenigen, heiteren Stoffen gewidmeten Erzählungen wirken vor diesem Hintergrund gedrückt und unfrei.

Die heilige Einfalt. Novellen. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1926. V, 253 S. Geb. 5,50.

Wieder sind es die vom Schicksal Herumgeworfenen und Verstoßenen, solche, an denen das Leben etwas gutzumachen hat, denen die Erzählungen dieses Bandes gewidmet sind. Sie spielen fast ausnahmslos auf dem Lande, teils in Posen, teils in der Eifel und zum Teil auch in der Mark. Selbst wenn den Helden dieser Novellen das Glück einmal die Hand reicht, vermag es sie nicht mehr aufzurichten, weil ihre Lebenskraft verbraucht ist. So wirft sie die Hoffnung auf das Glück, die sie im Unglück aufrechterhielt, sobald sie erfüllt wird, ganz zu Boden.

Die Rosenkranzjungfer und anderes. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1910. 275 S. Geb. 4,50, z. Z. vergr.

Die Novellen dieses Bandes spielen wieder in der Eifel, in Berlin und in Posen. Das Leben der polnischen Schnitter, der verkommenen Landstreicher, der Berliner Klingeljungen, sowie der Arbeitshäuslerinnen schildert die Dichterin in kurzen eindrucksvollen Novellen, die meist nur aus dem vollen Leben herausgegriffene Stimmungsbilder sind.

Rheinlandstöchter. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1922. 408 S. Geb. 7,—.

Aus der schönen Stadt Koblenz stammen die Rheinlandstöchter, deren Schicksale hier erzählt werden: Nelda, die Tochter des Regierungsrates Dallmer, Frau von Osten, die Gattin des schönen, haltlosen Offiziers, und nicht zuletzt Fräulein Planke, die angejahrte Jungfer, die schließlich doch noch ihren Schützling, den weit jüngeren Predigamtskandidaten, mit ihrer Hand beglückt. Nur Nelda, die Frischeste und Gesundeste von ihnen allen, findet anfangs keinen Mann, weil der, den sie liebt, sie nicht an sich fesseln will, aus übergroßem Ehrgefühl. Durch schwere innere Kämpfe muß Nelda hindurchgehen, ebenso wie ihre Freundinnen, mit denen sie in Berlin nach dem Tode ihres Vaters wieder zusammentrifft, ehe es ihr gelingt, dem noch immer geliebten Manne eine Gefährtin fürs Leben zu werden. Die mannigfach verschlungenen Fäden des Buches, das schließlich auch in der Eifel spielt, werden mit viel Rührseligkeit und starker Eigenwilligkeit von der Dichterin abgewickelt; bisweilen geht sie darin so weit, daß es kaum noch zu ertragen ist.

Der einsame Mann. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1925. 289 S. 5,—, geb. 6,75.

Freiherr von Rettberg, ein verabschiedeter Offizier, mietet in einer Moselstadt bei der Witwe Frau Dr. Arndt ein Zimmer, weil ein Junge da ist, der ihm sofort gefällt. Er erzieht den Knaben und sorgt für ihn, der größer geworden, in Berlin der Weiblichkeit der robusten Jugendgespielin Maria Kaspers unterliegt. Da Maria, die schwanger geworden ist, von ihm geheiratet zu werden verlangt, stürzt er sich, verzweifelnd an der Liebe der Mutter und des väterlichen Freundes, in die Spree. Die Mutter stirbt an ihrer Sehnsucht nach dem Jungen; in Einsamkeit und Verbitterung irrt der alte Offizier umher, bis er auf einem seiner Spaziergänge den Sohn des Toten als verschmutztes, krummbeiniges Proletarierkind vor sich sieht. Umsonst versucht er den Jungen, der seiner Mutter nur im Wege ist, in seine Obhut zu bekommen; nach heftigen inneren Kämpfen heiratet er schließlich das urwüchsige und grobkörnige Mädchen, die Mutter des Kleinen, um in seinen alten Tagen eine Lebensaufgabe zu haben: die Sorge für das Kind. — Leider ist die Überzeitlichkeit des Buches, zu der das Problem wie in dem Roman „Einer Mutter Sohn" drängt, hier nicht gewahrt; ohne Nötigung wird der Beginn des Krieges mit dem Schluß des Buches verknüpft.

Die Passion. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1926. 414 S. Geb. 7,50.

Den Stoff hat dieses Buch mit Poperts „Helmut Harringa" gemein; doch sieht es die Ursachen der Geschlechtskrankheiten weit tiefer und objektiver. Es

schildert den Leidensweg der mit hereditärer Syphilis behafteten Tochter eines Berliner Nähmädchens von der Geburt bis zum Selbstmord durch Gas. Das Gespenst der Geschlechtskrankheiten geht niederdrückend durch das ganze Werk, in dem fast alle weiblichen Wesen krank sind oder durch ihre Männer angesteckt werden. Eine gewisse Eintönigkeit liegt über diesen ergreifenden Schicksalen, die mit vornehmer Zurückhaltung geschildert werden. Selbst in der Bezeichnung der Krankheit hält sich die Dichterin zurück: erst etwa in der Mitte des Buches wird sie zum ersten Male genannt. Großstadtbüchereien werden neben „Helmut Harringa" dieses künstlerisch weit wertvollere Buch einstellen müssen; trotzdem aber empfiehlt sich bei der Ausleihe die äußerste Vorsicht.

Wilhelm Eggebrecht (Stettin).

B. Wissenschaftliche Literatur.

I. Religion, Philosophie, Erziehung.

Brandes, Georg: Die Jesus-Sage. Berlin: Reiß 1925. 155 S. Brosch. 4,—, geb. 6,—.

Das Buch ist eine ziemlich wahllos zusammengetragene Sammlung aus einer weitläufigen, aber von dem Verfasser nur oberflächlich durchforschten Literatur, mit der Tendenz, nachzuweisen, daß Christus und die anderen Gestalten des Neuen Testamentes gar nicht gelebt haben, oder, wenn sie gelebt haben, weit unter dem damaligen Judentum gestanden hätten. „Die Christusgestalt als ein Ideal geistiger Überlegenheit, Menschenliebe, Barmherzigkeit und Reinheit ist viele Jahrhunderte älter als der Volksmann aus Galiläa." „Die Leidensgeschichte ist zusammengeschrieben auf der Grundlage von Stimmungen und Klagen, die aus dem Alten Testament geholt sind." „Von den Briefen des Paulus sind echt nur der Galaterbrief, der Römerbrief und teilweise der erste Korintherbrief." Die berühmte Stelle bei Tacitus über die Christenverfolgung unter Nero sei eine Fälschung, ebenso der Bericht des Plinius in seinem Briefwechsel mit Trajan. Paulus sei „rechthaberisch und zänkisch, ein Querulant"; das 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes sei selbstverständlich ebenfalls ein späterer Einschub, von langweiligen spitzfindigen Beschreibungen vor- und nachher eingerahmt. Die Figur des Judas sei nur „eine Äußerung des Hasses gegen die Judenchristen". Die Einzelheiten der Evangelien seien nach alttestamentlichen Motiven erfunden, das eigentliche Fundament des Neuen Testaments bilde die Apokalypse. Zum Schluß erscheinen auch noch Isis und Horus als Urbilder von Maria und Christus. Die ganze Kompilation ist zusammengehalten durch den glühenden Haß des Juden gegen Christus, das Neue Testament und alles Christliche. Es ist echt rabbinisch-rabulistische Beweisführung, die mit der Geschäftigkeit und Skrupellosigkeit eines Winkeladvokaten alles zusammenträgt, was die Sache des Gegners schädigen kann, ohne Rücksicht darauf, ob es begründet ist und auch in sich selbst zusammenstimmt. Das Buch ist ein merkwürdiges Gegenstück zu dem vor einigen Jahren erschienenen Buch von Delitzsch „Die große Täuschung", in dem ein aus jüdischem Blute stammender Gelehrter ganz dieselben Waffen gegen das Alte Testament und das Judentum wandte. Daß zwei Männer von wissenschaftlichem Ansehen das Bedürfnis empfinden, ihre publizistische Tätigkeit mit einem derartig mißtönenden Schwanengesang zu beenden, bietet immerhin ein psychologisches, insbesondere ein rassenpsychologisches Interesse. K. Hartmann (Stettin).

Klages, Ludwig: Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches. Leipzig: J. A. Barth 1926. 228 S. 8,—, Lw. 10,—.

Wie der Titel sagt, ist es der psychologische Gesichtswinkel, aus dem Klages das philosophische Phänomen Nietzsche ins Auge faßt. Wer aus anderen Werken von Klages weiß, welche Tragweite er dem Wort und Begriff Psychologie von jeher zutraute, wer andererseits aus der Beschäftigung mit Nietzsches Hauptwerken weiß, daß dessen ethische und erkenntnistheoretische Meinung alle im Schmelztiegel eines leidenschaftlichen psychologischen Erkenntnistriebes — um mit den Alchimisten zu reden — elaboriert worden sind, der erwartet von vornherein,

daß er hier nicht etwa nur einen fachwissenschaftlichen Ausschnitt aus Nietzsches Gedankenwelt finden werde, sondern geradezu den Schlüssel zum Wesen dieses Denkers. Und in dieser Erwartung findet er sich nicht enttäuscht. Auch wer den absoluten Bewußtseins- und Willenspessimismus von Klages nicht teilt, sondern im Sinne von Goethes Persönlichkeitsideal eine zeitweise Versöhnung von Geist und Leben für möglich oder wenigstens für erstrebenswert hält, auch der wird in seinem Verständnis Nietzsches entscheidend gefördert durch die Scheidekunst, mit der Klages hier „Nietzsches Irrtümer von seinen Entdeckungen abtrennt", und durch die Schaukraft, mit der er überdies den tiefsten Quellgrund beider offenbart. Die Untersuchung ist in drei Abschnitte gegliedert, von denen der erste zeigt, daß das Grundthema der Psychologie Nietzsches die Selbsttäuschung (und zwar nicht so sehr die einzelpersönliche als die gattungsmäßige) und sein Forschungsziel demgemäß die Selbst-Enttäuschung sei. Im zweiten Teil wird zunächst ausgeführt, wie Nietzsche seine Methode, „jeden Wertbegriff darauf anzusehen, ob er nicht einen Notstand des Willens zur Macht verhehle und somit von einem Selbstbetrug Zeugnis gebe", anwendet auf die Überzeugungskraft des Erfolges, auf das Auszeichnungsverlangen, auf die „Nächstenliebe" und auf die Selbstüberwindung. Ein charakterologisch besonders aufschlußreiches Kapitel behandelt dann Nietzsches wahrhaft epochemachende „Ermittelungen zur Verfahrungsweise des Lebensneides" (vorzügliche Verdeutschung für Ressentiment!), ein Kapitel „Zur Psychologie des Christentums", Nietzsches Antichristentum und sein rätselvolles Verhältnis zum jüdischen Geist, und das Schlußkapitel dieses Teiles „Bewußtsein und Leben" deckt, von einer Darstellung des theoretischen Irrationalismus Nietzsches ausgehend, vollends auf, inwiefern „alles, was Nietzsche an lebenswissenschaftlichen Befunden Bestes, Tiefstes und Wahres zu bieten hatte, Fragmente einer Philosophie des Orgiasmus sind". Zugleich aber wird zusammenfassend festgestellt, daß dieser Ekstatiker im schärfsten Gegensatz zu seinem dionysischen Welterlebnis, kraft dessen er „wie kein anderer die Verbrechen des Willens zur Macht am Leben enthüllte", die Wesensgleichheit von Leben und Wille zur Macht gelehrt hat. Der dritte Teil des Buches bietet dann die „abschließende Kritik" in den Kapiteln „Nietzsches Sokratismus", „Das Überwindungsmotiv" und „Über Nietzsches Selbstvernichtung". Sie schließt mit den Worten: „Nietzsche verbrannte; aber in der Glut dieses Brandes schmiedeten zwei einander todfeindlich bekämpfende Dämonen sein doppelgesichtiges Werk, das, solcher Entstehung gemäß, mit seinen Wahrheiten wie seinen Irrungen den vorgeschobensten Posten bezeichnet, bis zu welchem bisher die auf sich selber gerichtete Besinnung gelangte." — Diese Wesenserschließung der Philosophie und Persönlichkeit Nietzsches führt weit hinaus über alle bisherige Nietzsche-Literatur. Mag auch die weitere Forschung da oder dort etwas zu berichtigen finden, mag sie nachweisen, daß die eine oder andere gedankliche Perspektive mehr für die Philosophie von Klages als für die von Nietzsche bezeichnend sei — Klages hat hier jedenfalls Bahn gebrochen für eine Auseinandersetzung mit Nietzsche, die im Sinne eines lebensgläubigen Antirationalismus aus seiner Philosophie stärkste Antriebe und — Warnungen gewinnt für das Geistesleben unserer Zeit, und er hat sich dabei selbst als der wahre Erbe von Nietzsches kulturkritischer Sendung erwiesen. E. Ackerknecht.

Messer, A.: Pädagogik der Gegenwart. Berlin: Mauritiusverlag 1926. 293 S. Kart. 3,50.

Das Bildungswesen der Gegenwart, welches in seiner schier unübersehbaren Zerklüftung wie manche anderen Kulturgebiete das Heraufkommen eines neuen Lebensgefühles kennzeichnet, ist dadurch selbst für den, der mitten darin steht, schwer übersehbar geworden. Um so mehr wird ein brauchbarer Wegweiser durch alle diese verschiedenen Strebungen und Richtungen erwünscht sein. Der Verfasser bietet in dem vorliegenden Werk, soweit das Bildungswesen in Frage kommt, einen solchen Querschnitt durch die neuere Zeit, der, in übersichtlicher und knapper Form gehalten, doch alles Wesentliche berührt. Der Name des Verfassers als eines bewährten Fachmannes bürgt für Gediegenheit und Tiefe des Inhaltes. — Eine Skizze der verschiedenen Lehrgebäude der Pädagogik gibt zunächst die Grundlage für die weiteren Abschnitte, die sich der praktischen Pädagogik zuwenden, dann eine ziemlich umfangreich gehaltene Kritik des bestehenden Erziehungs- und

Bildungswesens bringen, die Abänderungsvorschläge und -versuche behandeln und den Neubau des deutschen Bildungswesens in der Zeit der Republik besprechen. Schließlich wird noch den Strebungen der „Entschiedenen Schulreformer" ein Abschnitt gewidmet, deren Wollen und Wirken in einer Schlußbetrachtung gewürdigt ist. — Wenn auch alle vorhandenen Auffassungsrichtungen in der Pädagogik zu Worte kommen, so erblickt man doch unschwer die eigene Stellungnahme des Verfassers, welcher allem starren Schema, aller Überbewertung reiner Gedächtnis- und Verstandestätigkeit und aller Unselbständigkeit des Schülers abhold ist. So ist das Werk eine Rundschau über das Land der Erziehungswissenschaften, von einer der neueren Zeit angehörenden Warte gesehen. — In erster Linie wird das Buch den vielen Lehrenden selbst ein begrüßenswerter Führer sein, weiterhin aber auch jedem gebildeten Laien, der mit solchen Fragen Umgang hat, nutzbringend werden können. Conrad Barth (Stettin).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Birt, Theodor: Aus dem Leben der Antike. 4. verb. Aufl. Leipzig: Quelle & Meyer 1922. XI, 274 S. Lw. 8,—.

Wem auf der Schule durch allzu langweiliges „Zerkauen" der lateinischen oder griechischen Klassiker das Studium der Antike verleidet wurde, der greife zu Birts kulturgeschichtlichen Werken, um mit Genuß und ohne Mühe das Leben der Antike kennen zu lernen. Birt versteht es meisterhaft, die Gestalten der Vergangenheit zu beseelen und das Altertum wieder in unsere unmittelbare Nähe zu rücken. Nie gibt er trockene Geschichtsschreibung, sondern stets lebendige, blühende Schilderungskunst. — Das vorliegende Werk ist eine Art Ergänzung zu der älteren „Kulturgeschichte Roms" und den „Römischen Charakterköpfen" und bringt „Einzelbilder in engem Rahmen", plaudert zusammenhanglos von Frauenleben und Kinderliebe, Gastmälern und Heeresstraßen, Witzliteratur und Mummenschanz, über die Laus im Altertum, über Bücher, Verlagswesen u. a. Doch diese Schlaglichter sind nicht nur unterhaltend, sie geben besser als manches dickleibige Werk ein gutes Bild des antiken Kulturlebens. — Jeder gelehrte Apparat wurde im Text vermieden und ist „streng in den Anhang verbannt worden, wo die „Anmerkungen" Nachweise, aber auch allerlei Zusätze und Exkurse im Verborgenen bringen". — Für alle Büchereien geeignet. W. Klein (Essen).

Bourgin, Georges: Napoleon und seine Zeit. Aus dem Französischen von L. Singer. Gotha: F. A. Perthes 1925. (Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung. Hrsg. von L. M. Hartmann. VII, 2.) VIII, 152 S. Brosch. 4,—, geb. 5,—.

Im Anschluß an seine Darstellung der Geschichte der französischen Revolution (vgl. 2 Jahrg. dieser Zeitschrift, S. 286) bietet der Verfasser einen Überblick über die treibenden Kräfte des napoleonischen Zeitalters, wobei das Biographisch-Militärische hinter den Schilderungen der politisch-wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Fragen in den Hintergrund tritt. Hierin liegt zweifellos ein Vorzug des Buches, das ein gründliches Quellenstudium erraten läßt und in ausgezeichneter Weise in die weltpolitischen Zusammenhänge jener Zeit einführt. Auch ist der Stoff klarer und übersichtlicher behandelt als in der Revolutionsgeschichte des Verfassers. Wie diese setzt es einige Vertrautheit mit den Ereignissen von 1782—1815 voraus, ist aber im übrigen durchaus allgemeinverständlich geschrieben und gut übersetzt. G. Fritz.

Egelhaaf: Historisch-politische Jahresübersicht für 1925. Fortgeführt von Hermann Haug. 18. Jahrg. der Polit. Jahresübersicht. Stuttgart: Krabbe 1926. 416 S. Geh. 11,—, geb. 13,—.

Eine Fülle von Ereignissen der inneren und der äußeren Politik Deutschlands und des Auslandes, von denen der Zeitungsleser im Verlauf des Jahres Kenntnis genommen hat, wird hier noch einmal kurz und übersichtlich zusammengestellt. Die Verhandlungen bis zur Locarno-Konferenz, die Reparations- und

Kriegsschuldenfragen, Regierungswechsel, Wahlergebnisse, der Marokkokrieg, die Faszistenpolitik in Italien, die Bürgerkriege in China, der Aufstand in Syrien u. v. a. ziehen von neuem am Auge des Lesers vorüber. Die Beurteilung ist einigermaßen unbefangen, aber doch deutlich rechtspolitisch orientiert.

G. Kohfeldt (Rostock).

Geschichte der freien und Hansestadt Lübeck. Mit 46 Abb. und einer Kupfertiefdruckwiedergabe des Freibriefs von 1226. Mit Unterstützung e. hoh. Senats hrsg. von Fritz Endres. Unt. Mitw. von O. Anthes u. a. Lübeck: Quitzow 1926. 306 S. Lw. 6,50.

Die Lübecker 700-Jahr-Feier hat den Anlaß zur Veröffentlichung dieses geschmackvoll gedruckten, bildgeschmückten Fest-Bandes gegeben. Er umfaßt eine kurze mittelalterliche und neuzeitliche allgemeine Stadtgeschichte aus der Feder zweier bekannter Lokalforscher, drei große Kapitel über die bildende Kunst, über die Musik und über die ältere Buchdruckgeschichte von besten Kennern dieser Gebiete und zwei weitere Aufsätze über Bild und Landschaft der alten Hansestadt. Alles ist flott und anregend geschrieben. Einen besonderen Reiz haben die Abschnitte über die Kunst und den Buchdruck, die das reiche alte Kulturleben Lübecks von einem Standpunkt aus schildern, der vielen Geschichts- und Heimatsfreunden ebenso neu wie erwünscht sein wird. G. Kohfeldt (Rostock).

Heeß, Wilhelm: Raabe. Seine Zeit und seine Berufung. Berlin-Grunewald: Klemm 1926. 216 S. Brosch. 4,50, Hlw. 6,—.

Der Verfasser hat den interessanten Versuch unternommen, der bisher immer in einseitiger Weise rein ästhetisch gewürdigten Persönlichkeit Raabes dadurch näher zu kommen, daß er stammeskundliche, geistesgeschichtliche und typologische Untersuchungen zu einem synoptischen Bilde vereinigt. An der Hand dieser von ihm geradezu meisterlich angewandten Methode gelingt es ihm, Strömungen aufzuzeigen, deren Erkenntnis uns einen tiefen Einblick in das Wesen und die Werkstatt des Dichters sowie die eigentümliche Struktur der geistigen und seelischen Kräfte des abgelaufenen Jahrhunderts tun läßt. Heeß lüftet den Schleier, der die „unsichtige" Zeit der verhüllten Horizonte von 1850—1900, der Raabeschen Schaffensperiode, bisher verdeckt hat, er läßt uns erkennen, wie der Dichter bei aller Bejahung der politischen Entwicklung jener Epoche, die in der Schöpfung Bismarcks gipfelte, den damals sich vorbereitenden und dann jäh hervorbrechenden Aufschwung seelisch gleichsam unbewußt ablehnen mußte, und gibt uns in feinen Analysen ein Bild von der künstlerischen Verarbeitung der Erlebnisinhalte der von Raabe innerlich gefühlten Welt. Gut herausgearbeitet ist das Bild des Dichters als eines Vertreters des niedersächsischen Volkscharakters, dessen Schwerpunkt auf einer ganz anderen seelischen Ebene liegt, als die anderen „Räumen" entstammenden und durch sie bestimmten Persönlichkeiten, die dem Deutschland nach 1848 das Gepräge gegeben haben. So schaut Raabe mit den Augen der Seele die ihn umgebende Welt als der Anwalt seines Stammes und damit eines wertvollen, unter dem Druck neuer geistig-politischer Kräfte in den Hintergrund gedrängten Volkstums. Die Ausdeutung einzelner, besonders aufschlußreicher Werke Raabes rückt diese in eine völlig neue Beleuchtung: ist in dieser Hinsicht schon die „Chronik der Sperlingsgasse" lehrreich, in der bereits wichtige soziale Fragen, wie z. B. die der deutschen Auswanderung von 1844—1854, anklingen, desgleichen der „Frühling" mit seiner für die damalige Zeit geradezu verblüffenden Unzeitgemäßheit, so lernen wir in den „Leuten aus dem Walde" und anderen besonders kennzeichnenden Dichtungen, namentlich dem „Abu Telfan", weitere Etappen des Weges kennen, der den Dichter als latenten Gegenpol seiner Zeit durch eine seinem innersten Wesen fremde Welt führte, unter welcher Beleuchtung uns auch die eigentümliche Haltung des Raabeschen Freundeskreises, der „Gesellschaft der Kleiderseller", verständlich wird. Neben dem auf seltener Einfühlung beruhenden Büchlein von Wilhelm Brandes ist die Monographie von Heeß, darüber kann kein Zweifel bestehen, der wichtigste Beitrag zum Verständnis des auch heute immer noch unterschätzten und im besten Falle einseitig bewerteten großen niederdeutschen Dichters. Darüber hinaus möchte ich dem Buche von Heeß

die Bedeutung zuerkennen, daß es geeignet ist, jeder künftigen biographisch-literaturgeschichtlichen Darstellung als Vorbild hinsichtlich der Methode zu dienen. — Die in dem Buche enthaltene wissenschaftliche Terminologie macht das Buch nur einem beschränkten Leserkreise zugänglich. Auf alle Fälle aber sollte kein Bibliothekar auf das Studium verzichten. G. Fritz.

Kraus, Oskar: Albert Schweitzer. Sein Werk und seine Weltanschauung. Mit 15. Bild. u. 1 Faks. Charlottenburg: Pan-Verlag 1926.

Dieses sehr schön ausgestattete Buch ist ein Sonderabdruck der Abhandlung Jg. 2/3 des „Jahrbuches der Charakterologie". Dem, was ich über sie in meiner Besprechung des Jahrbuches (vgl. 6. Jg. dieser Zeitschrift S. 275) gesagt habe, ist nur noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß der Sonderabdruck einige interessante Bilder mehr von dem tropischen Arbeitsfeld Schweitzers enthält und daß Kraus in einem neuerdings beigefügten Vorwort die Parallele zieht zwischen der ethisch-religiösen Eigenart von Albert Schweitzer und der von Franz Brentano, dem vor einigen Jahren verstorbenen österreichischen Denker, für dessen Philosophie Oskar Kraus wiederholt eingetreten ist. — Im Gegensatz zu Schweitzers Jugenderinnerungen (vgl. 5. Jg. dieser Zeitschrift S. 126) und seinen Berichten aus Zentral-Afrika („Zwischen Wasser und Urwald", „Mitteilungen aus Lambarene", vgl. den Katalog „Ferne Länder" der Stettiner Stadtbücherei) kommt diese Monographie über Schweitzer nur für große Büchereien in Betracht.

E. Ackerknecht.

Nissen, Benedikt Momme: Der Rembrandtdeutsche Julius Langbehn. Von seinem Freunde. Mit 5 Taf. Freiburg i. B.: Herder 1926. 357 S. Lw. 7,50.

Momme Nissen, Langbehns „Gehilfe, Sekretär, Diener, geschworener Freund", schildert in liebendem Gedenken das Leben dieses wunderlichsten Menschen der letzten Jahrzehnte, dessen Buch „Rembrandt als Erzieher" eine Auflage nach der anderen erlebte und dessen Leben immer im Dunkeln blieb. Wenn die Darstellung häufig zu aufmerksam die ausschließlich persönlichen Vorgänge verfolgt, so ist das Buch im Ganzen doch wertvoll als Lebensgeschichte eines durch und durch uneigennützigen, bedeutenden und „unzeitgemäßen" Menschen. Langbehn und Momme Nissen sind zusammen katholisch geworden, entsprechend ist der Charakter des Buches. Büchereien mit vorwiegend katholischer Leserschaft werden es also keinesfalls entbehren können, aber auch jede andere größere Bücherei sollte es neben Langbehns Erzieherbuch einstellen. R. Joerden (Stettin).

Rathenau, Walther: Briefe. 2 Bde. 2. Aufl. Dresden: Reißner 1926. Lw. 13,—.

Diese sehr geschickte Briefauswahl, aus welcher der vorige Jahrgang dieser Zeitschrift (S. 374/76) bereits eine Lesefrucht brachte, macht, obgleich Vollständigkeit nicht angestrebt ist, die Gestalt Rathenaus in ihrer überlegenen Kraft umfassend lebendig. Die ersten Äußerungen stammen aus der Studentenzeit, die letzten sind die eiligen Karten von der Konferenz in Genua an seine Mutter. Wenn die Briefe auf den ersten Blick von Nüchternheit des Geistes zu zeugen scheinen, so sprechen sie bei genauerem Zusehen von der unbedingten Sachlichkeit Rathenaus. Wie er in seiner Jugend einmal sagt: „Das Leben unter leidenschaftlichen Menschen hat mich vor dem Übermaß gewarnt. Das ist ein gutes und schönes Füreinanderleben, das keinen Enthusiasmus und keine Selbstvernichtung erstrebt, sondern sich in unerschütterlicher und wandelloser Gleichmäßigkeit der Zuneigung und in ruhiger, aber rastloser Tätigkeit erhält und stärkt." Die Briefe sind an die verschiedensten Menschen gerichtet, an Schriftsteller und Universitätsprofessoren, Politiker und Journalisten, Ausländer und Industrielle, Künstler und befreundete Frauen, — und entsprechend ist die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts. Geradezu dramatisch und für uns heute am interessantesten sind die Briefe aus der Kriegs- und Revolutionszeit, die er mit immer klarem Geiste durchschaute und in der er, nach allen Seiten gegen böswillige Entstellungen seiner Äußerungen kämpfend und sich gegen die antisemitische Hetze verschließend, bis zu seinem Tode in edler

Vaterlandsliebe zu retten suchte, was zu retten war. Das Werk dürfte schon in keiner mittleren Bücherei fehlen. R. Joerden (Stettin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Pastor, Eilert: Die Entwicklung der deutschen Sprache. Versuch einer Sprachgeschichte nach neuen Grundsätzen. Jena: Diederichs 1924. 121 S. Brosch. 3,—, geb. 4,25.

Das Buch ist weniger nach neuen Grundsätzen als nach einer in der Germanistik wenigstens neuen Methode geschrieben. Ohne strengen systematischen Zusammenhang, in einzelnen kurzen Skizzen, sucht es dem gebildeten Laien ein Verständnis dafür zu erwecken, was er an seiner Sprache hat. Der Verfasser tritt leidenschaftlich für die Reinheit und Schönheit der deutschen Sprache ein, er schreibt auch selbst ein vorbildliches Deutsch. Er ist stets anregend und geistvoll und wird auch solche Leser fesseln, die ihm nicht überall zustimmen. Viele Einzelheiten sind von großer Feinheit, so z. B. die Beurteilung Melanchthons. Mit der germanistischen Wissenschaft geht der Verfasser freilich zuweilen etwas souverän um. Die Meinung, daß die übersteigerten Typen der Edda die Urform des Germanentums überhaupt, auch des Deutschtums, gewesen seien, ist von der heutigen Wissenschaft aufgegeben. Die Behauptung, daß das Alphabet eine germanische Erfindung sei, ist ebenso kühn wie die, daß das germanische Konsonantensystem das ursprüngliche sei, daß es also eine erste Lautverschiebung gar nicht gebe, vielmehr die sämtlichen anderen indogermanischen Sprachen, von der germanischen Urform aus gesehen, ihr Konsonantensystem verschoben hätten. Daß die Nachsilbe „er" aus dem lateinischen arium stammt, läßt sich mit so zahlreichen Belegen erhärten, daß eine Leugnung hoffnungslos ist. Dem Wert des Buches, der auf anderen Qualitäten beruht, tun diese Gewaltsamkeiten keinen Eintrag. Es ist aber gerade bei einem für die breitere Öffentlichkeit bestimmten Werke doch empfehlenswert, wenn das Problematische auch als solches gekennzeichnet und nicht Sicheres und Unsicheres, Richtiges und Unrichtiges ohne Unterschied als Ergebnisse der Wissenschaft vorgesetzt werden. K. Hartmann (Stettin).

Wasserzieher, Ernst: Schlechtes Deutsch. Der Kampf gegen das Falsche, Schwerfällige, Geschmacklose und Undeutsche. 3. Aufl. Berlin: Dümmler 1925. 60 S. 1,50.

Der bekannte Verfasser gemeinverständlich und reizvoll geschriebener Bücher über das Leben der deutschen Sprache, von denen das „Bilderbuch der deutschen Sprache" (vgl. 1. Jg. dieser Zeitschr. S. 186), „Woher?" (vgl. 2. Jg. S. 6 f.), „Sprachgeschichtliche Plaudereien" (vgl. 4. Jg. S. 41) und „Leben und Weben der Sprache" ihres volksbildnerischen Wertes wegen empfehlend in Erinnerung gebracht seien, gibt in diesem wohlfeilen Heftchen eine knappe und geschickte Auswahl von falschen, schiefen, geschmacklosen, gekünstelten oder verschrobenen Wendungen. Und zwar zeigt er jeweils, was daran falsch ist und wie der richtige, einem unverbildeten Sprachgefühl gemäße Ausdruck lauten würde. Dabei hält sich Wasserzieher (im Unterschied etwa von Engel) frei von allem Richtigkeitsfanatismus, weil er wohl weiß, daß die Sprache — weiblichen Geschlechtes ist und also die bloße Logik nicht immer für sie ausschlaggebend sein kann. Besonders dankenswert ist die Entschiedenheit, mit der Wasserzieher den Modeworten und Modewendungen zu Leibe geht. Hoffentlich wird dadurch bei manchen Lesern endgültig soviel Verstand „ausgelöst", daß sie sich fernerhin natürlich „zum Ausdruck bringen"! — Es ist erfreulich, daß schon 10 000 Stück von dem Büchlein verbreitet sind. Es müssen aber noch viel mehr werden. Denn es gehört in die Hand aller, die ernsthaft an ihrem sprachlichen Ausdruck arbeiten. Besonders sollten es Studenten, junge Kaufleute und Anwärter für den mittleren Verwaltungsdienst immer wieder studieren. — Schon für mittlere Büchereien. Vor allem in Handbüchereien kleiner Lesezimmer (in Kleinstädten und in Zweigstellen großstädtischer Büchereien) sollte das Heftchen nicht fehlen. E. Ackerknecht.

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Behne, Adolf: Von Kunst zur Gestaltung. Einführung in die moderne Malerei. Berlin: Arbeiterjugend-Verlag 1925. 86 S., 24 Taf.

Behnes Schrift stellt den sehr interessanten Versuch einer rein sozialistischen Kunstbetrachtung dar. Am Entwicklungsgange der Malerei wird klar gemacht, wie sich das Bild immer mehr vom Abbild zur Gestaltformung gewandelt hat und wie es damit dem Gange der Gesellschaftsanschauung gefolgt ist. Die Kunst des Mittelalters stand unter dem Prinzip der Koordination, d. h. das Bild empfing seinen Sinn aus einem gedanklichen, theologischen Zusammenhang; das Sonderrecht der einzelnen Faktoren ist allmählich, wie im politischen Leben Deutschlands, in Fortfall gekommen, bis schließlich die arbeitenden Schichten, die produktiven Stände, die Farben zur Geltung gelangt sind und die Bildform bestimmt haben. „Eine Zeit, die am Prinzip des Klassenstaates festhält, vermag sich im Bilde nicht vom Gegenstande zu trennen." „Das wirklich neue, moderne Bild ist — mit seinen Mitteln, den Mitteln der Farbe gestaltet — ein Vorbild sozialen Tuns und darum von so großem menschlichen Werte." Eine starke Beweiskraft wird man diesen, mit hohem Schwung vorgetragenen Folgerungen nicht absprechen können. Es ist erstaunlich, wie einleuchtend mit Behnes Betrachtungsweise für einen ganz bestimmten Kreis Vorgänge des Stilwandels aufgezeigt werden können, und es wäre gar nicht von der Hand zu weisen, sie zu Vorträgen vor Arbeiterkreisen auch selbst heranzuziehen. Wo Bildungsarbeit unter dem Gesichtspunkt gesellschaftspolitisch gebundener Einstellung erfolgt, sollte man an Behnes Darlegungen keinesfalls vorübergehen. Wo der weltanschauliche Standpunkt maßgebend ist, wird man sich klar zu machen haben, daß seine Ausführungen zwar den Wert eines ausgezeichnet beleuchteten Analogons haben, darüber hinaus aber an Gültigkeit verlieren. Behne geht in seiner Betrachtung, so kühn sie scheinen mag, doch nicht bis zur letzten gedanklichen Abstraktion. Er braucht Staat, Klassen, Gesellschaft als Vergleichsobjekt, weil er bis zu den F a r b e n gelangt, in denen er die „produktiven Stände" des Bildkörpers erblickt. Aber er gelangt nicht bis zur F o r m, die weiter reicht als die Farbe. Form ist das letzte Geheimnis genau so in den scheinbar durch theologische Bevormundung bestimmten Bildern des Mittelalters, wie sie es in den Bildern unserer Zeit ist. Sie ist ewig, weil sie im höchsten Sinne gar nicht Abbild ist, als das Behne sie verstanden wissen will, sondern Ur-Sein, das über die Erscheinung mit allen Klassen und Gesellschaftsbildungen hinausreicht. Das allein erklärt die von Behne nicht berührte Tatsache, daß expressive Gestaltung in einer mittelalterlichen Madonnenplastik ebenso stark ist wie in einem Rembrandt-Porträt oder daß eine Zeichnung von Wolf Huber oder dem jungen Cranach die gleichen inneren Formelemente aufweist wie ein Blatt von Van Gogh, obgleich jedesmal die gesellschaftliche Grundlage dem widersprechen müßte. Ich glaube, daß man zuletzt doch auch dem Arbeiter durch dieses Hinlenken auf den Sinn der Form ein wesenhafteres Bild von der Kunst vermitteln kann, als wenn Behnes Betrachtungsweise als abschließend zu Grunde gelegt würde. Ein Argument gegen Behne wäre ja auch der Stilwandel, der heute schon wieder einsetzt und sich von der Gesellschaftsform, in der Behne die Krönung des geschichtlichen Verlaufs erblickt, ganz unverkennbar wieder entfernt. — Für größere Büchereien sei die Schrift trotz aller Einwände nachdrücklich empfohlen. G. K e m p (Solingen).

Luckenbach, H. und O.: Geschichte der deutschen Kunst. München: Oldenbourg 1926. 572 Abb., 80 Taf. in Schwarzdr. u. 6 farb. Taf. 503 S. Lw. 18,50.

Die Brüder Hermann und Ortwin Luckenbach suchen hier in einem Bande eine Geschichte der deutschen Kunst zu geben. Sie behandeln dabei die drei Gebiete der Baukunst, Plastik und Malerei (mit Graphik) ganz getrennt nebeneinander, und zwar dieser die Baukunst, jener Plastik und Malerei. Auf Häufung des Stofflichen ist möglichst verzichtet, stattdessen sind stets wichtige Beispiele für die großen Typen herausgegriffen worden. Dennoch ist die Auswahl der Abbildungen sehr reichlich, diese freilich oft sehr klein und in der neueren Zeit bis-

weilen ungünstig gewählt. Die Darstellung geht ganz von der Anschauung, vom abgebildeten Kunstwerke aus, erläutert es zuerst rein stofflich und sucht dann zu einer gewissen stilistischen Ausdeutung zu kommen. Eine stärkere Durchgeistigung und Zusammenfassung unter großen Stilprinzipien ist freilich schon durch die Dreiteilung des ganzen Stoffes erschwert. — Das Werk ist durchaus für den einfachen Leser oder den Anfänger bestimmt und mag hier durch den Reichtum der Abbildungen und die frische, einfache Darstellung ermuntern und anregen. Höheren Ansprüchen wird es nicht genügen. Unzureichend ist insbesondere, was über neueste Kunst gesagt wird, zumal über Plastik und Malerei. Immerhin kann das Buch zur ersten Einführung gute Dienste leisten. K. Kossow (Stettin).

Natter, Christoph: Künstlerische Erziehung aus eigengesetzlicher Kraft. Mit 9 farb. u. 29 schwarz. Abb. Gotha: Perthes 1924. 71 S. Hlw. 10,—.

Natters Buch ist aus der Praxis des Zeichenunterrichts der Schule erwachsen. Es will aus der Entfaltung der ursprünglichen schöpferischen Kräfte des jungen Menschen zum Verständnis des Ewig-Künstlerischen aller Zeiten führen. Wer an den Zeichenunterricht denkt, der zu unserer Schulzeit auf dem alten Gymnasium getrieben wurde, wird erkennen, daß mit einer solchen Zielsetzung ein neuer Weg eingeschlagen wird. Die Erziehung zum künstlerischen Leben, die hier gefordert wird und die mit den Ausdruckskräften der jugendlichen Seele angebahnt wird, stellt die Verbindung des Künstlers mit seinem Volk, die heute abgerissen ist, wieder her. Ob dies Ziel richtig vorbereitet, vielleicht erreicht wird, hängt freilich von einer so eindrucksvollen erzieherischen Kraft ab, wie sie Natter zum Segen der ihm anvertrauten Jugend zu besitzen scheint. Bevor an die Praxis des Unterrichts gegangen wird, müßten alle Lehrer, die es angeht, von dem weisen Wort Meister Eckharts durchdrungen werden, das Natter anführt: „Seelengrund und Gottesgrund sind ein Grund". Dazu zu verhelfen sollte sich jede Bücherei durch Vermittlung dieses kleinen, im Gehalt und in seiner Ausstattung gleich liebevoll behandelten Buches angelegen sein lassen. G. Kemp (Solingen).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Banse, Ewald: Abendland und Morgenland. Mit Abb. Braunschweig: Westermann 1926. 284 S. Lw. 25,—.

„Abendland und Morgenland sind mehr als zwei geographische Begriffe — sie sind schicksalhaft aneinander gefesselt und suchen einander zu überwinden. Es ist der lautlose Kampf von Rasse gegen Rasse, zwischen Herr und Knecht, zwischen Ordnung und Chaos, zwischen Weiß und Schwarz, zwischen Gut und Böse, — nun eben zwischen Gott und Teufel." So umschreibt Banse in seiner stark zugespitzten und überheblichen Einleitung die Besonderheit und das Verhältnis dieser beiden Gebiete oder — wie er sagt — Erdteile zueinander, deren Grenzen, im Landschaftlich-Rassisch-Kulturellen liegend, sich mit denen der physikalischen Erdteile keineswegs decken. Wird man die hier zu Tage tretende, einseitige Überschätzung des Abendlandes und seiner Rassen in dieser Form jedenfalls ablehnen und auf ihr richtiges Maß zurückführen, so wird andrerseits jeder die im Hauptteil des Buches, den fast 250 großen guten Kunstdruckbildern vermittelte vielseitige und charakteristische Anschauung von abendländischer und morgenländischer Landschaft, ihrer Besiedlung durch Stadt, Dorf, Haus, Hütte oder Zelt, ihren typischen Rassen und Mischrassen und den Äußerungen ihrer Kulturen in der bildenden Kunst und im täglichen Leben um so bereitwilliger aufnehmen. Das Werk ist ebenso trefflich geeignet, die aus Reisebeschreibungen gewonnene Kenntnis des Orients zu vertiefen wie — und das betont Banse zu Recht — die einzigartige, kraftvolle Schönheit und Innerlichkeit unserer abendländischen, insbesondere mittel- und nordeuropäischen Landschaft am Gegensatz darzutun und aufzuschließen. — Für größere Büchereien. B. Sauer (Stettin).

Bergman, Sten: Vulkane, Bären und Nomaden. Reisen und Erlebnisse im wilden Kamtschatka. Mit 153 ein- und mehrfarb. Abb. auf Taf.,

1 Textb. und 2 Kt. Stuttgart: Strecker & Schröder 1926. XII, 280 S. Lw. 15,—.

Der schwedische Gelehrte Bergman hat in den Jahren 1920/22 drei Sommer und zwei Winter lang mit einer wissenschaftlichen Expedition die unwirtliche Halbinsel Kamtschatka bereist und gibt nun gemeinsam mit einem Reisegefährten einen frischen und reichhaltigen Bericht von seinen Erlebnissen und Beobachtungen. Schweren Herzens nur, sagt er, habe er sich wieder von der großartigen, einsamen Wildnis der weiten Tundren und der sturmdurchtobten Gebirge trennen können, und diese warme Liebe zum Lande spricht aus all den mannigfachen Schilderungen von Landschaft, Tieren und Menschen. Wir hören von eigenen mehr oder minder gefahrvollen Abenteuern in der Schneeeinsamkeit, wir lernen das kärgliche Treiben in den syphilisverseuchten Kamtschadalendörfern kennen, hören von Jagd und Fischerei und vom Familienleben in der engen rauchigen Hütte. Viele gute Aufnahmen von Landschaft, Menschentypen und Tieren beleben das Interesse, das man dem prächtigen Buche entgegenbringen wird. K. Kossow (Stettin).

Faber, Kurt: Tage und Nächte in Urwald und Sierra. Peru — Bolivien — Brasilien. Stuttgart: Lutz 1926. 310 S. Lw. 7,50.

Kurt Faber schreibt ein neues Buch. Aber es ist nicht, wie man befürchten könnte, eine „Nachlese" geworden, die all das aufsammelt, was in den vorigen Büchern am Wege liegen geblieben ist, sondern es strömt genau das gleiche pulsende, heiße Leben aus wie die vorigen Bücher, weil es nur eine neue Frucht seines heißen, zitternden Erlebens ist. Aus dem inflationsverelendeten Deutschland ist er im Jahre 1921 auf neue „Glücksuche" nach Südamerika gegangen, aber schon nicht mehr goldene Berge „dort drüben" erwartend, wie auf seiner ersten Fahrt, sondern nur getrieben von dem Durst nach neuen bunten Abenteuern. Was er da erlebt, das klingt abenteuerlicher und wilder als die ausgeklügeltste Karl-May-Geschichte, und man spürt doch, daß alles erlebt und — erlitten ist. Als französischer Portier in Peru fängt er an, wird dann Ausschreier auf dem Jahrmarkt, bekommt eine schwere Blutvergiftung und treibt sich wochenlang krank und halbverhungert umher, um sich dann wieder auf die Wanderfahrt zu begeben, ohne Hilfsmittel und ganz allein durch die Hochgebirge Perus und den Urwald Boliviens, in steter Gefahr vor Schlangen, Jaguaren und den „Barbaros", den Resten der indianischen Urbevölkerung, die im Urwald ein letztes Reservat gefunden haben. Endlich gelangt er wieder zu Menschen, findet Arbeit, aber von einem „lieben" Landsmann denunziert, wird er ohne Urteil deportiert nach den Sümpfen von Cuyaba, aus denen fast nie jemand lebend zurückkommt. Daß ihm dennoch die Flucht gelingt, daß er nach weiteren Qualen Rio de Janeiro erreicht, um da noch zum Schluß Malaria, Typhus und Ruhr zu bekommen und — zu überstehen, man möchte es fast nicht glauben, und man kann es sich nur erklären mit seinen eigenen Worten: „Ich habe einen viel zu blinden Glauben an den Stern der Abenteurer und den Schutzgeist der Vagabunden, als daß ich mir etwas anderes vorstellen könnte." — Wir dürfen froh sein, daß uns mit Fabers neuem Buch, das neben seiner spannenden Erzählung so wertvolle Belehrung über die wenig bekannten Gebiete im Innern Südamerikas und über das Leben in diesen halbzivilisierten Ländern gibt, eine so wertvolle Bereicherung unserer Reiseliteratur geschenkt wird. — Für alle Büchereien. K. Schulz (Stettin).

Forstmann, Carl: Himatschal. Die Throne der Götter. 25 Jahre im Himalaja. Berlin: Scherl 1926. Ill. 431 S. Lw. 15,—.

Über den Himalaja mehren sich seit der englischen Expedition die Veröffentlichungen in einer Weise, die nicht durch das tatsächlich vorhandene Bedürfnis, sondern durch die Konjunktur hervorgerufen sind. Bei dem vorliegenden möchte ich aber doch einen besseren Beweggrund annehmen, und gebe dem Verfasser zu, daß er ein Recht hat zu einem Buch über den Himalaja, denn zwanzig Jahre hat er in Dardschieling, der englischen Sommerresidenz, am Hange des Ge-

birges gelebt und hat, wie wohl selten einer, Gelegenheit gehabt, das Hochgebirge und seine Schönheit, die heiteren Bhutias, die Bewohner der Höhen, kennen zu lernen sowie ihr Leben, ihre Kultur und ihre Religion. Zwar ist es gegenüber der Unermeßlichkeit der innerasiatischen Hochgebirge nur ein kleines Gebiet, das er kennen gelernt hat, das Land um Sikhim, aber man sieht es an seiner Darstellung: schon hier gibt es soviel zu erzählen, daß man mühelos einen starken Band füllt, ohne den Leser zu langweilen. Es gibt ja so vieles, was wir wissen möchten: wie leben die Menschen dort, was glauben sie, was ist der Sinn ihrer Symbole, wie stehen sie zu der herandringenden Zivilisation? Und der Verfasser gibt erschöpfende Auskunft, er hat Gelegenheit gehabt, das Volk bei all seinen Verrichtungen zu sehen, er hat eine große Reihe Tempel besucht, hat mit gebildeten und ungebildeten Buddhisten über den Sinn ihrer Religion gesprochen, hat viel von dem Kampf Englands und damit der Zivilisation um diese „Wilden" gesehen. Und was er davon erzählt, wird dem Leser Freude machen. Ich stelle das Buch an Gehalt und an Wert in eine Reihe mit den Werken unserer besten [illegible]sienforscher, vielleicht macht der verhältnismäßig geringe Preis die Anschaffung [illegible] schön ausgestatteten und reich bebilderten Bandes schon mittleren Büchereien [illegible]glich. K. Schulz (Stettin).

F[illegible]her, Adolf: Orient. Mit 2 Kt. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt , 1924. 161 S. Lw. 6,—.

[illegible] Fischer, der alte Afrikaner, der vor mehr als einem Jahrzehnt in dem gedanken[illegible]en Buche „Menschen und Tiere in Deutsch-Südwest" seinem [illegible]chaulichen und geschichtlichen Erleben der südwestafrikanischen Landschaft dichte[illegible]che Form verlieh, hat hier aus der Tiefe seines durch den erschütternden Zus[illegible]menbruch der europäischen Zivilisation noch urteilsreifer gewordenen kulturellen Erlebnisvermögens heraus das Bild des Morgenlandes eingefangen, wie es sich während des Weltkrieges bei seiner militärischen Tätigkeit im Stabe Djemal Paschas, des „letzten Asiaten", darbot. Nicht die ganze Weite des Orients, nur einen kleinen Teil von ihm hat er durchmessen, aber gerade den, der durch die jüdisch-christliche Religion und die mittelalterliche Geschichte der Kreuzzüge seit alters mit d[illegible] Abendlande in engster Schicksalsgemeinschaft verbunden war: das Heilige Land, Syrien von Aleppo bis Djebel Harun, dazu die Isthmuswüste bis an den Sue[illegible]anal. Das ist der Bezirk seiner militärisch-organisatorischen Tätigkeit, hier stellt [illegible]seine Kamelbataillone zusammen und erringt die Herrschaft über die [illegible]asserarme Wüste für den ungleichen Kampf gegen Ägypten, gegen England. Ein Kriegsbuch also. Und doch keins! Denn diese sparsamen „Kriegsberichte" sind nur die durch ihren Kontrast wirksamen Umrahmungen in dem uralten „Bilderbuch der Landschaft und der Kulturen" Palästinas, das der Verfasser vor uns aufschlägt. Phönizische, jüdische, persische, römische, christliche, arabische Zeiten, die dem Lande das Siegel ihrer Art unauslöschlich eingeprägt haben, erstehen in den Trümmern ihrer Kunst vor unserem inneren Auge: Baalbek, Damaskus, Jerusalem, Amman, die verzauberte Totenstadt Petra mit ihrem Tal der dreitausend Tempelgräber. Auf den Pfaden der alten biblischen Überlieferung wandern wir mit dem geschichtskundigen Führer am Jordan und im Tale Hebron, hören wir auf dem Heiligen Berg in der Wüste über uns das Getön der Sphärenmusik und — das Gebrumm der feindlichen Flieger. Die heiligen Stätten aus der Geschichte des Neuen Testaments reden zu uns, „aus der gläubigen Erde Galiläas strömt noch heute die Christuslehre". Mit dieser zutiefst erlebten Erkenntnis und dem Ekel vor der „an der Lüge des Worts gestorbenen Kultur" des Abendlandes schließt der Verfasser sein Buch, in dem er aus der Fülle der Bilder und Gesichte in dichterischer Sprache das farbensatte Tuch des Orients, der „mütterlichen Hüterin der Vergangenheit", webte. — Das Buch ist Reiseschilderung, Kriegserlebnis (nicht -abenteuer) und religiös-weltanschauliche Auseinandersetzung zwischen Abendland und Morgenland, die ein Künstler in eine Form zwang. Seines hohen Bildungsgehaltes wegen kommt es nur für vorgeschrittene Leser in Frage. Für diese aber sollten es schon mittlere Büchereien einstellen.

B. Sauer (Stettin).

Hosie, Dorothea: Menschen in China. Die politische und soziale Umwälzung in China von dem täglichen Leben zweier chinesischer Patrizierfamilien gesehen. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1926. Ill. 393 S.

Es liegt sicher ein bildungspfleglich sehr bedeutsames Moment in der Vorliebe der Leserschaft für „fremde Länder"; wohl mag es für viele Leser kaum mehr als das unterbewußte Bestreben sein, aus der düsteren Wirklichkeit in eine „jenseitige" bunte Traumwelt zu fliehen, sicher aber ist für manche Leser das Interesse psychologisch tiefer begründet: sie wollen hineinhorchen in ganz fremde Seelen, sie wollen ihr Erleben ausdehnen über entlegenere Seelenregionen, sie wollen vielleicht in dem Antlitz fremder Völker ihr eigenes Gesicht wieder finden, verzerrt oder reiner, gerechtfertigter. Aber gerade hier lassen uns die üblichen Reiseerzählungen fast immer im Stich; der Durchschnittsreisende lernt die fremden Völker eigentlich nur da kennen, wo das Seelische in seiner Wirkung gehemmt ist durch die Öffentlichkeit. Wenn der Reisende schon einmal in größere seelische Nähe kommt, so ist es vielleicht zu einem kurzen offiziellen Besuch, der natürlich so wenig richtige Anschauungen gibt wie alle offiziellen Veranstaltungen. Diese oft schmerzlich empfundene Lücke in der Chinaliteratur füllt Dorothea Hosies Buch aus. Monatelang hat sie als Familienmitglied in chinesischen Häusern gelebt, hat Lust und Leid mit ihren Gastgebern geteilt, und gibt nun hier ein getreues Porträt dieser Menschen. Wir sehen diese vornehmen Chinesen ganz nahe, sie werden uns vertraut wie die Menschen unseres Umgangs, und auf diese Art lernen wir vielleicht mehr über China und seine Mentalität als aus einem dickleibigen, philosophischen und wissenschaftlich eingehenden Wälzer. Das Buch erfüllt die gleiche Aufgabe wie Ellen Forests Japanbuch „Yuki San", und wenn es auch nicht dessen künstlerische Rundung hat, so ist es doch so vornehm und in so nettem, unterhaltsamem Ton geschrieben, daß es überall Leser finden wird. Es sei schon mittleren Büchereien warm empfohlen. K. Schulz (Stettin).

Schmid, H.: Gotthard. Bahn und Paß. Mit 16 Tiefdruckbildern. Frauenfeld: Huber 1926. 224 S.

Nicht allein die landschaftlichen Schönheiten des im Zentralmassiv der Alpen gelegenen Gotthardpasses beschreibt der Verfasser in unterhaltendem Plauderton, in dem er die einzelnen Etappen der gesamten Gotthard-Eisenbahnlinie von Amsteg auf Schweizer Boden bis Bellinzona auf der italienischen Seite durchwandert, sondern er beleuchtet auch die verkehrsgeschichtliche und verkehrstechnische, sowie die national-politische und kulturgeschichtliche Bedeutung und Entwicklung dieses wichtigsten Alpenüberganges. So gestaltet sich das Buch zu einer im besten Sinne bildungspfleglichen Reisebeschreibung, die jeder Alpenfreund und besonders, wenn er die Gotthardbahn benutzt, lesen sollte. Ausgezeichnete Bildbeigaben schmücken überdies das anregende Buch. — Schon für mittlere Volksbüchereien. H. Horstmann (Gleiwitz).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Becker, Friedrich: Aus den Tiefen des Raumes. Mit 33 Abb. und 1 Sternkarte. Berlin: Dümmler 1926. 120 S. Hlw. 3,50.

Was in bezug auf die Güte der Darstellung von dem vorigen Bändchen gesagt werden konnte, gilt auch ohne Abstrich von diesem, das als eine Fortsetzung der Weltwanderung gedacht ist. Über die Welt der Sonne und ihrer Planeten führt es uns hinaus in das Gebiet der Milchstraße, der Sternhaufen, der Nebel und der weiteren Milchstraßensysteme. Dazwischen eingeflochten sind Betrachtungen über die Forschungsmittel und die Rätsel, die sie lösten und die sie weiterhin aufwerfen. Man wird es dem Verfasser eines volkstümlichen Buches zum Verdienst anrechnen dürfen, wenn er sich nicht scheut, auch Punkte aufzuzeigen, wo die Wissenschaft noch im Dunkeln geht. Die Gefahr, eine solche Stelle durch ein paar elegante Redewendungen zu überbrücken, liegt hier nahe, besonders, wenn jemand bei der Abfassung eines volkstümlichen Buches das Nebenziel im Auge hat, den Laien von dem Ausmaße wissenschaftlicher Arbeits-

ergebnisse eine Ahnung beizubringen. Jedoch muß gefordert werden, daß auch in solchen Fällen die noch offenen Fragen und gegeneinanderstehenden Meinungen dem Leser nahegebracht werden, schon damit er Achtung vor dem mit Schwierigkeiten und Irrtümern gespickten Weg der Forschung bekommt. Auch diese Forderung wird in dem vorliegenden Werk bestens erfüllt. In seinen Schlußbetrachtungen zeigt der Verfasser, daß er nicht in nur gegenstandswissenschaftlicher Betrachtungsweise stecken geblieben ist, sondern sich auch den Sinn offen gelassen hat für eine Schauungsart, die auf das Wesenhafte seines Gebietes gerichtet ist. Daß auf diese Weise auch der Leser über solche Fragen zum Nachdenken gebracht wird, ist äußerst begrüßenswert. Conrad Barth (Stettin).

Vom grünen Dom. Ein deutsches Waldbuch. Hrsg. von Walther Schoenichen. Mit 61 Abb. München: Callwey 1926. 354 S. Geb. 8,—.

Im Namen der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen ist dieses Buch herausgegeben, das sich in ansprechendem Gewand und guter Ausstattung dem Leser empfiehlt. Dem unverkennbaren Streben des heutigen Menschen, der Natur wieder näherzukommen, die ihm durch die Zivilisation genug entfremdet worden ist, kommt dieses Buch über den Wald entgegen und wird damit zweifelsohne einem Bedürfnis gerecht. Zwar nicht in poetisch-lyrischem Sinne, wie vielleicht der Titel manchen vermuten läßt, sondern in der Art einer Zusammenfassung alles dessen, was ein Freund des Waldes, der selbst nicht Fachmann ist, über ihn zu wissen begehren könnte. — Diesem Grundsatze entspringt die Gliederung des Ganzen. Zunächst ein Blick über die Geschichte des deutschen Waldes in seiner Verflechtung mit Sitte und Gesetz unserer Vorfahren, woran uns manches heute sonderbar anmuten mag. Sodann ein Abschnitt vom Walde, von seinen Bäumen und von der Forstwirtschaft, in welchem der Außenstehende Einblick bekommt in die weitverzweigte Arbeit des Forstmannes und ihre naturgegebenen Bedingungen, und in welchem der Wald dem Leser als Lebensgemeinschaft der verschiedenartigsten Wesen gegenübertritt. Von der Tierwelt im besonderen und schließlich von den Blumen des Waldes handeln die beiden letzten Abschnitte, in denen aus berufener Feder dem Freund des Waldes Näheres über die Waldwesen gegeben wird, die in der Regel wohl die Hauptaufmerksamkeit auf sich zu lenken pflegen. — Besonders hervorgehoben sei noch einmal der zweite Teil, in welchem zu dem Leser in der Gestalt des Forstmeisters Feucht nicht nur ein gründlich beschlagener Fachmann spricht, sondern ihm auch ein Mensch gegenübertritt, der in der Lage ist, sein ganzes Gebiet von einer höheren Warte zu überschauen und dem mit einer ausdrucksvollen Darstellungsgabe die Möglichkeit verliehen ist, auch den Leser zu dieser Betrachtungsart hinzuleiten. — Druck, Papier und Güte der Abbildungen ergänzen das Werk zu einer erfreulichen Erscheinung in der Bücherwelt und werden ihm neben seinem gediegenen Inhalt die Verbreitung bei allen Naturfreunden sichern. Für alle Büchereien geeignet.

Conrad Barth (Stettin).

8. Verschiedenes.

Frels, Wilhelm: Der Katalog des Bücherliebhabers. Seine Einrichtung und Fortführung. Eine Anweisung für Bücherbesitzer jeder Art und jeden Umfangs. Leipzig: Haessel 1925. 36 S. Geb. 3,—.

In amüsantem Plauderton gibt Frels einen ganz kurzen Überblick über die wichtigsten Kunstgriffe der Katalogisierung privater Büchersammlungen. Der trockene Stoff ist auch dem ahnungslosesten und der Aufmunterung dringend bedürftigen Anfänger so nahe gebracht, wie es mit wahrer Liebe zur Sache nur geschehen kann. Die Volksbücherei kann das Büchlein für die eigene Praxis begreiflicherweise entbehren; es wird sich aber doch empfehlen, es zu gelegentlichen Ratschlägen an hülfesuchende Sammler bereitzuhalten. G. Kemp (Solingen).

Fuchs, Wilhelm: Signiertechnik. Ein Praktikum für Anfänger im Bibliotheksdienst. 2 Hefte. Leipzig: Harrassowitz 1924/25. 45 u. 109 S. 2,— u. 4,60.

Die beiden Hefte füllen eine Lücke aus, da uns bisher ein besonderes Lehr-

buch für den Signierdienst fehlte. Heft 1 bringt eine Auswahl von 256 Fällen, die nicht fingiert, sondern sämtlich aus dem Leben gegriffen sind. Es ist nun Aufgabe des Anfängers, zunächst selbständig eine Lösung jeden Falles zu versuchen und erst dann, wenn seine Bemühungen vergeblich sind, den zweiten Teil des Heftes (Lösungen) zu Hilfe zu nehmen. So wird er es lernen, beim Signierdienst oder bei der bibliothekarischen Auskunftserteilung „mangelhafte Bestellungen mit Erfolg erledigen zu können". — Heft 2 enthält weitere 94 Beispiele und „außerdem eine als Leitfaden für Signierende bezeichnete systematische Darstellung, welche dem Anfänger einen Überblick über die Voraussetzungen und Anforderungen des Signierdienstes gewährt". — Wenn die vorliegenden Hefte auch in erster Linie für die Ausbildung der Bibliothekare an wissenschaftlichen Bibliotheken bestimmt sind, so werden doch auch die Volksbibliothekare an größeren Büchereien nicht darauf verzichten können, zumal gerade die Leser der Bücherhallen nicht selten fehlerhafte Bestellungen (Verwechslungen, falsche Verfassernamen, Veränderungen des Titels, Angabe des Übersetzers statt des Verfassers usw.) aufgeben.

W. Klein (Essen).

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Flex, Walter: Gesammelte Werke. 2 Bde. München: C. H. Beck 1925. Lw. 16,—.

Walter Flex gehört zu den Dichtern, denen der Krieg keine nationale, sondern eine sittliche Forderung ist — Menschheit und Volkstum liegen in ihm beschlossen. Die Erlösung vom Individualismus, die „Hingabe an das große Du des Volkes" waren sein innerstes, heiliges Ziel. Das Beste an Walter Flex ist seine jugendfrische Menschlichkeit. „... Es war ein seltener Mensch — groß, edel, fromm, rein und tief! Fröhlich — übermütig — übersprudelnd und doch wieder voll tiefen Ernstes, durchglüht von dem reinsten Wollen, das ein Menschenherz über alles Irdische hinwegträgt" (aus einem Briefe seiner besten Freundin, der Frau Baronin von Leesen). — Wir danken deshalb dem Verlag und vor allem dem Bruder Dr. Konrad Flex, daß sie uns in den Gesammelten Werken in 2 Bänden nicht nur die meisten schon in Einzelausgaben erschienenen Schriften des Dichters, sondern auch alle vollgültigen Stücke aus dem Nachlaß in vorzüglicher Ausstattung zugänglich machen und wünschen diesem Werke weiteste Verbreitung. — Nach einer vortrefflichen, erschöpfenden Einleitung des Herausgebers bringt der erste Band Jugend- und Kriegsgedichte, etwas ungleich in der Form, doch voll kräftiger Bilder, tiefer Gedanken und innigen Naturgefühls (vgl. die Frühlingsgedichte von 1915). Im „Wanderer zwischen beiden Welten", dem schönsten Freundschaftsdenkmal, erschüttert uns immer wieder der reine Geist mit seiner Forderung: „Rein bleiben und reif werden". — „Vom großen Abendmahl" enthält Verse und Gedanken aus dem Feld, voll ergreifenden Ernstes und tiefen Trostes: „Es gibt keinen Tod, Gott schuf nur das Leben". Immer wieder siegt der bejahende Jugendglaube des Dichters. — „Das Weihnachtsmärchen des 50. Regiments" erzählt uns von dem Geisterreich, in dem alle toten Soldaten mit ihrem heimlichen König leben. — Dann folgt „Wolf Eschenlohr", leider Fragment, wohl als Erziehungs- oder Bekenntnisroman gedacht, zwei feinsinnige Märchen und Nachdenkliches: „Aus der Mappe". — Die epischen Stücke zeigen seine besondere novellistische Begabung; es sind kleine Kunstwerke von hoher Gestaltungskraft. „Wallensteins Antlitz" enthält acht Geschichten aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, in der Gegend von Nürnberg spielend, alle von überraschender Kühnheit der Erfindung, Plastik der Darstellung und verklärt mit dem Schimmer der Menschlichkeit. Dies zeigen auch seine „Novellen und Skizzen" aus dem Nachlaß. (Leider war es dem Verlag nicht möglich, den Abdruck der „12 Bismarcks" zu erreichen.) — Der zweite Band enthält die drei Dramen und das Kriegsmärchenspiel des Dichters. Aus seiner Forderung der Hingabe des Einzelnen an die Gesamtheit folgt die Aufstellung eines neuen Gesetzes für das Drama. Walter Flex wollte das „universalistische" Drama. Immer wieder verwertet er seine Gemeinschaftsidee; am stärksten in „Lothar", dem deutschen Königsdrama. Lothar

fordert von seinem Vater, Kaiser Ludwig dem Frommen, das Erbe der drei Söhne für sich allein, um das Reich Karls des Großen einig zu erhalten, doch fällt er dem Haß und der Herrschsucht eines Weibes zum Opfer, und — wie er zum Schluß bekennt: „Ich lebte meinem Herzen, drum starb mein Werk". — Auch Walter Flex reizte der Demetriusstoff; er läßt im Gegensatz zu Schiller seinen Helden bewußt, wenn auch zuerst wider Willen, seinen auf Betrug aufgebauten Weg zum Zarenthron gehen. — Das stärkste und auch künstlerisch bedeutendste Werk ist der „Klaus von Bismarck", das Hohelied der Treue. In den Kampf der Geschlechter und Zünfte hineingerissen, wahrt er seinem Herrn, dem Markgrafen Ludwig von Wittelsbach, bis zuletzt die Treue und stirbt den Opfertod durch die Hand der eigenen Mutter. — Als Letztes enthält der Band das Kriegs-Märchenspiel „Die schwimmende Insel" — ein Gelegenheitsgedicht —, das mehr von der Güte und Menschlichkeit als von der Gestaltungskraft des Dichters zeugt. — Durch alle Werke unseres Dichters klingt die hohe Forderung der „Gotteskindschaft und Menschenbruderschaft". Sein Vermächtnis wird besonders der deutschen Jugend, in der Walter Flex wurzelt, teuer bleiben, denn: „Sie starben nur für die, die für sie leben". Margarete Schmeer (München).

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Benz, Ferdinand: Rauhnacht in der Rockenstube. Alte deutsche Mären. Leipzig: Dieterich 1925. 182 S.

Vorbei sind die Zeiten, da in den Rocken- oder Spinnstuben die herrlichen Schätze aus Natur und Volksgemüt ihren Nährboden fanden. Fast ganz vergessen sind auch die alten Mären, die uns das vorliegende Buch bringt und die unsere Großmütter, als sie noch jung waren, an langen Winterabenden erzählten, wenn die Spinnräder surrten und das Herdfeuer prasselte, und wenn in den Rauhnächten, in der Zeit der „heiligen Zwölf", Frau Holle die faulen Mägde strafte und Wodan, der wilde Jäger, mit der Seelenschar der im Unglauben Gestorbenen durch die Lüfte jagte. In diesen Erzählungen tauchte der Bilmesschneider mit den Sicheln an seinen Geißbockfüßen wieder auf, begingen haßerfüllte Hexen ihre Schandtaten und verkündeten weissagende Tiere den Tod. Das sind die Mären, auf die der Ursprung vieler deutscher Volksbräuche zurückzuführen ist, und es ist ein Verdienst des Verfassers, daß er es unternommen hat, uns mit diesen alten, schönen Geschichten wieder bekannt zu machen. — Die Zeichnungen von Adolf Morgenstern sind ausgezeichnet. — Das Büchlein verdient es, warm empfohlen zu werden; es eignet sich für Jung und Alt und für alle Büchereien.
W. Klein (Essen).

Björnson, Björnsterne: Über den hohen Bergen. Bauerngeschichten. 2 Bde. Leipzig: Grunow 1925. Brosch. 9,—, Lw. 14,—.

Diese begrüßenswerte zweibändige Ausgabe von Björnsons Bauernerzählungen ist eine fast vollständige Wiedergabe der norwegischen Jubiläums-Ausgabe des Gyldendalschen Verlags von 1922. Auch die Übersetzung von Fr. W. Grunow und M. Mann folgt streng der Ursprache, deren schmucklosen Saga-Ton sie oft gut trifft. — Da nicht jede Bücherei sich die Anschaffung von Björnsons Gesammelten Werken des Fischer-Verlages oder der vier Bände Erzählungen des Verlages Langen leisten wird und braucht, der gute, auch in der Übersetzung glückliche Auswahlband des Langenschen Verlages: „Die schönsten Erzählungen von Björnson" von Walter von Molo aber nicht immer genügt, ist diese neue Ausgabe, die sinnvoll Arnes Lied zum Titel gewählt hat, allen Büchereien sehr zu empfehlen. Victor A. Schmitz (Stettin).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Bock, Alfred: Kantor Schildköters Haus. Roman. 2. Aufl. Leipzig: Weber. 179 S.

In seiner straffen, fast hastigen Weise erzählt der Hessendichter vom Schicksal des ehrbaren und strebsamen Kantors und Witmanns, der den Ehrgeiz seines musikalisch begabten, aber von ihm überschätzten Sohnes Dietrich über-

spannt hat, und von dem seines Freundes, des gutmütigen, kindlich sorglosen Hildebrand, der weniger Kaufmann als Schmetterlingssammler ist. In das ruhige, nur von der Sorge um die Weiterbildung des Jungen leicht überschattete Leben der Drei und in die Stille der Kleinstadt dringt aufregend die Gründung eines Warenhauses. Durch die hohe Miete verlockt, die ihm ermöglicht, den Sohn musikalisch weiterbilden zu lassen, überläßt der Kantor die Ladenräume seines Hauses dem Warenhaus Wierauer und kündigt dem alten Freunde, der sie bisher hatte. Aber an dem Gelde hängt der Fluch: der alte Hildebrand kann sich gegen das Warenhaus nicht halten, den Verlust seiner Schmetterlingssammlung beim Konkurs entrückt ihm das Irrewerden seines Geistes. Der Sohn sagt sich vom Vater los, der vergebliche Versuch, auf eigene Hand in Leipzig zu studieren, führt ihn in den Tod. Die immer tiefer bohrenden Gewissenszweifel treffen gemeinsam mit diesen furchtbaren Schlägen den von jedermann gemiedenen Kantor so hart, daß auch sein Geist nicht standhält. Sein im Brande zusammenstürzendes Haus — er hat selber das Feuer gelegt — begräbt ihn unter sich. Den Hintergrund dieser schnellen Tragödie bildet der aussichtslose Kampf des verwöhnten und trägen Kleinhandels gegen das Warenhaus. — Bock erzählt das alles in seiner frischen, kurzsätzigen Art, die jeden Charakter sicher und handfest bildet. Aber er hat sich hier etwas übernommen. Die Höhepunkte: der Irrsinn des alten Hildebrand und des Kantors, das Ende des jungen Dietrich übersteigen offenbar sein Können. Auch die Sprache ist nicht so bildkräftig, wie man es sonst von ihm gewohnt ist. Hinzu kommt die trostlos abwärtsführende Linie, die mancher einfache Leser nicht vertragen kann, weshalb man also vorsichtiger mit der Empfehlung sein muß. Daher dürfte das Buch erst in die zweite Reihe der sonst so gut zu brauchenden Romane Bocks zu stellen sein, hinter „Grete Fillunger", die „Kinder des Volks" und die „Oberwälder", die für die kleinste Bücherei bereits in Frage kommen. J. Langfeldt (Mülheim-R.).

Fleuron, Svend: Der Graf auf Egerup. Roman. Jena: Diederichs 1925. 256 S. Brosch. 5,—, geb. 7,50.

„In Massenhäusern, Betrieb neben Betrieb, schließen die Menschen Ehen und erfüllen Wege, Luft und Wasser mit ihrem Gezücht: Entwicklung, mehr Entwicklung! ist ihr Schrei ..." Diesen Schrei versteht der letzte Graf auf Egerup nicht, der Sonderling, der nicht wie seine Vorfahren im Brandschatzen und Plündern der Natur seine Aufgabe sieht, sondern im Hegen und Pflegen von Wald und Wild tiefste innere Beglückung erlebt. Der Entwicklung der benachbarten Großstadt aber fällt nicht nur Stück um Stück seines sorgsam gehegten Wildschatzes zum Opfer, auch von seinem Land verschlingt der Moloch Großstadt immer größere Teile: bald muß eine neue Autostraße quer durch die Fluren von Egerup gebaut werden, bald Schulen, Krankenhäuser und Vergnügungslokale, bis schließlich die neue Eisenbahn ihm auch den letzten Rest seines Besitzes raubt und er selbst unter den Rädern des ersten durch seine Wälder dahinbrausenden Zuges ein jähes Ende findet. — Manch bitteres Wort entfällt dem Dichter bei der Darstellung der planmäßigen, von den Städten betriebenen Ausrottung von Vogel und Wild, aber auch manche stimmungsvolle Tierschilderung gelingt ihm hier. Jede Bücherei in Stadt und Land sollte das schöne Buch einstellen; denn selten ist der Ruf: Schutz der Natur! so laut und eindringlich erschallt.

W. Eggebrecht (Stettin).

Frank, Bruno: Tage des Königs. Berlin: Rowohlt 1924. 162 S. Brosch. 3,—, Hlw. 5,—.

Diese drei Erzählungen aus dem Leben Friedrichs des Großen bilden einen Wendepunkt in der dichterischen Spiegelung des großen Einsamen. Wohl war auch früher schon da und dort sein wahres Gesicht in einer Dichtung auf Augenblicke erschienen (so z. B. in Schäfers Anekdote „Der Student von Salzburg"), aber doch nur eben auf Augenblicke, nur sozusagen im Profil. Wo die Belletristik der letzten Jahre (oder gar der Film!) den alten Fritz en face zeigte, da erblickten wir das „bedeutungsvoll" geschminkte Gesicht eines Theaterhelden. Bruno Frank hat nun die Bahn freigemacht für eine Auffassung, die nicht nur jenseits aller chauvinistischen Tendenz, sondern auch jenseits aller bloßen Historienmalerei

diesen Einmaligen zu erspüren sucht. Das erste Stück ist nur Auftakt zu den beiden anderen. Und von ihnen wiederum ist „Die Narbe“ trotz aller Meisterschaft der Darstellung und trotz ihrer geistreichen psychologischen Begründung, ja eigentlich wegen dieser Begründung, kein ganz reines Kunstwerk geworden. Mit Adlerscher Psychologie allein ist das Rätsel eines solchen Heldenlebens nicht zu lösen. Restlos überzeugend, aus dichterischer Erschauung der fridericianischen Persönlichkeit heraus, ist dafür die letzte Geschichte, „Alkmene“. Hier ist Tragik im großen Stil, hier ist die Tragik gerade dieses Einzigen in Bilder und Worte eingegangen, ohne daß dabei die Höchstforderungen eines historischen Naturalismus, zu denen die historische Erzählungskunst unserer Zeit den Kritiker berechtigt, unerfüllt bleiben. — Für ein solches Buch werden nur reife Leser das rechte Verständnis haben, schon des sexuellen Einschlags der zweiten Erzählung wegen. Aber bereits mittleren Büchereien wird es an solchen nicht mangeln.

E. Ackerknecht.

Galsworthy, John: Die Forsyte Saga. Aus dem Engl. von Luise Wolf und Leon Schalit. 2 Bde. Berlin: Zsolnay 1925. 520, 808 S. Geb. 16,—.

Der breitausgesponnene, figurenreiche Roman läßt uns den Höhepunkt, allmählichen Niedergang und schließlichen Verfall einer bestimmten, in der viktorianischen Epoche zur Blüte gelangten sozialen Schicht, des sogenannten begüterten Mittelstandes, erleben, versinnbildlicht an dem weitverzweigten Geschlecht der Forsytes, zeitlich genau umgrenzt durch die Jahre 1886—1922. Wenn Galsworthy mit wohlüberlegter Ironie sein Werk als Saga bezeichnet, so ist damit angedeutet, daß es sich hier um dieselben ewigmenschlichen Grundtriebe und Leidenschaften handelt, die der rauheren altnordischen Welt ihr Gepräge geben, nur mit dem Unterschied, daß der gepflegten sozialen Kultur und günstigen wirtschaftlichen Konjunktur, welche die Voraussetzung für das Hochkommen der Forsytes bilden, der heroische Zug jener Zeiten gänzlich abzusprechen ist. Übrig geblieben, ja gesteigert ist dafür das zähe Streben nach Besitz, ein starkes oft bis zum Dünkel und zur Härte entwickeltes Gefühl für Familienehre und sippenmäßige Verbundenheit, das jedoch sentimentale Regungen keineswegs ausschließt. So umfängt uns die Sphäre fester sozialer Ordnung und erfolgreicher Erwerbsinstinkte, äußerer Rechtlichkeit und ähnlicher bürgerlicher Tugenden auf der Grundlage puritanisch gefärbter Begriffe von Religiosität. Das Schicksal des Geschlechts wird, so kann man es ausdrücken, durch das Gesetz des Generationenwechsels bestimmt. Die Welt der alten Forsytes, die im ungetrübten Genuß ihres wohlerworbenen Besitztums und wachsam gegen jede Störung durch von außen kommende Einflüsse breit und behaglich dahinleben, wird verkörpert durch eine Reihe prachtvoll gezeichneter Gestalten, sämtlich Geschwistern, wobei die bei aller Familienähnlichkeit durchgeführte Abwandlung des Typus Forsyte von besonderem Reiz ist. In der zweiten Generation bereitet sich der Verfall der bis dahin ängstlich gewahrten Familientradition vor durch das Hervortreten eines im Forsyteschen Sinne sozusagen irrationalen Elements, der schönen, aus einer geistig und seelisch anderen Sphäre stammenden Irene, der Gattin von Soames Forsyte, des „man of property“, der als echtester Vertreter des überkommenen Forsytetums in verzweifeltem Ringen um das seiner Wesenheit fremde Element der Schönheit scheitert. Die beinahe tragisch anmutende Ehegeschichte des ungleichen Paares steht im Mittelpunkt der Geschehnisse und des stofflichen Interesses. Noch dem echten Forsytismus innerlich verbunden, aber doch schon durch künstlerische Betätigung, Sport und dergleichen darüber hinaus gelangt, leitet die zweite Generation die entscheidende Wandlung ein, die sich an ihren Kindern unaufhaltsam vollzieht, bis zur Auflösung der überkommenen Instinkte: das neue Geschlecht sieht sich, zumal nach dem Aussterben der alten Generation und nach den durch den Weltkrieg hervorgerufenen Umwälzungen, gleichsam führer- und traditionslos in eine Sphäre hineingestellt, in der die alten Bindungen ihre Gültigkeit verloren haben. — Das glänzend geschriebene Werk, das zumal in seinem ersten Teil sowohl im Aufbau wie in der lebendigen Charakteristik außerordentliche Meisterschaft verrät, darf, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, unbedenklich in die Nähe der großen Romane des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts — ich nenne hier besonders Thackerays „Newcomes“ — gerückt werden. Wie plastisch

und lebensecht tritt uns die Generation der älteren Forsytes entgegen, vor allem die Gestalten des mit besonderer Liebe gesehenen alten Jolyon und seines Bruders James, der neben seinem Sohne Soames das Forsytetum in unerbittlicher Starrheit und Folgerichtigkeit verkörpert. Höhepunkte liebenswürdigen Humors und launiger Ironie bilden die Schilderung der Familienzusammenkunft im Hause Onkel Timothys sowie das Kapitel, in welchem der Lebensabend des alten Jolyon, schlicht und mit einer bei Galsworthy seltenen Gefühlswärme erzählt, idyllisch ausklingt. Gegen das Ende des Romans ist ein Nachlassen der künstlerischen Spannkraft unverkennbar: bereits verwendete Motive werden wiederholt, der straffe Aufbau lockert sich, und zwar bezeichnenderweise in dem Maße, in welchem die alte Forsytewelt versinkt und das neue Geschlecht auf den Schauplatz tritt. Echt englisch in seiner rationalistischen Einstellung, seinem auf scharfe Beobachtung sich stützenden Wirklichkeitssinn, läßt der Roman doch befremdlicherweise eines vermissen: die Beziehung zu der sozialen und politischen Umwelt. Die Beschränkung auf das rein Familienhafte, die Unberührtheit von wichtigen zeitgeschichtlichen Momenten läßt selbst Ereignisse wie den Burenfeldzug und den Weltkrieg lediglich aus dem Gesichtswinkel eines beschränkten Familienhorizontes gesehen werden, in ihrer Bedeutung für die Neugestaltung der sozialen Struktur des englischen Volkskörpers werden sie so gut wie gar nicht gewürdigt. Oder sollte diese Beschränkung als besonders bezeichnend für den allein auf sich selbst gestellten Forsyteismus künstlerisch beabsichtigt sein? Auf alle Fälle geht die Forsyte-Saga damit über die Grenzen des Gesellschaftsromans nicht hinaus, dessen Möglichkeiten darin allerdings in fast klassisch zu nennender Weise so gut wie erschöpft sind. Auch die naheliegende Heranziehung der „Buddenbrooks" führt zu der Feststellung, daß der neue Roman Galsworthys unbeschadet seiner bereitwillig anzuerkennenden großen Vorzüge an innerem Gehalt und Tiefe hinter dem Werke Thomas Manns zurücktreten muß, weil der Verfasser eben die Verbundenheit der Gestalten seiner Schöpfung mit den Schicksalen des Volksganzen übersehen zu dürfen geglaubt hat. — Größere und mittlere Büchereien sollten auf die Anschaffung nicht verzichten. Die zweifellos gewandte Übersetzung wird dem Ton des Originals nicht völlig gerecht. G. Fritz.

Jammes, Francis: Das Paradies der Tiere. Hellerau: Hegner 1926. 124 S. 4,50.

Jammes fühlt an sich den Ruf ergehen: „O Dichter nimm die gequälten Tiere in dein Herz auf, laß sie darin wieder erwärmen und leben in ewigem Glücke. Geh hin und künde das schlichte Wort, das die Unwissenden die Güte lehrt." In einer Reihe unendlich zarter, die Gefahr des Weichlichen nicht immer ganz vermeidenden Betrachtungen und Notizen, wie er es selber nennt, klagt seine allzuweiche Seele zitternd und weinend über die Leiden der Kreatur und gibt Kunde von der Beseeltheit der Dinge. „Unendlich ist die Traurigkeit in den Dingen, die keinem Gebrauch mehr dienen." „Die Dinge aber, die wir liebevoll bewahren, erhalten uns ihre Dankbarkeit und sind immer bereit, uns ihre Seele darzubringen." Märchenhaft und kindergläubigen Sinnes erzählt Jammes vom „Paradies der Tiere" und der Menschen, von „der Güte des lieben Gottes" und vom „Weg des Lebens". Er stellt altmodisch-romantisch anmutende Betrachtungen an „über einen Tautropfen" in einer gemalten Rose. Er singt „das Lob der (Pflaster-) Steine: Ihr seid schön, wie alle Dinge, die im Schatten sind". In dem Kapitel „von der Barmherzigkeit gegen die Tiere" klingt der Wehruf einer wahrhaft mit-leidenden Seele auf. „Die kleine Negerin" bringt Seelenwanderungsgedanken, und in der „Betrachtung über Astrologie" ahnt er geheime Zusammenhänge zwischen Menschenschicksal und Sternenbahn. Von seinem Speisezimmer sagt er: „Hier geschieht es mir zweimal im Tage, daß ich mir der Dinge bewußt werde, sei es dadurch, daß aus dem Brot die Seele des fahlen Korns mich durchdringt, sei es, daß aus dem Wein mich die purpurne Landschaft der Weinlese überkommt." „Ich kenne die Einsamkeiten, in denen das Wasser, das ich trinke, entspringt, und muß mich daran erinnern, daß die Schale aus Steingut aus dem Urstoff selber gemacht ist." — Die Sanftheit der Dinge, die sich dienend hingeben, die Demut und Schönheit der unscheinbaren und verachteten Pflanzen und Tiere, diese Gedanken aus der „Betrachtung über die Dinge" werden immer wieder aus-

gesponnen und sind charakteristischer für die Grundstimmung des Ganzen als die der Titelerzählung. — Dies Büchlein wird nur auf wenige Liebhaber aus dem Kreis der literarisch und ästhetisch gebildeten Leserwelt rechnen dürfen.

Annemarie Kossak (Königsberg i. P.).

Jensen, Johannes V.: Norne-Gast. Berlin: S. Fischer 1926. 227 S. 3,—, geb. 5,—.

Bekanntlich fing Jensens letzterschienener Roman, „Zug der Cimbern" (vgl. Jg. 6 dieser Zeitschr. S. 56), mit einem prächtigen Kapitel an, in dem wir Norne-Gast auf einsamer Lenzwanderung nach Jütlands nördlichsten Bezirken hinauf begleiten. Dadurch wurde in manchem Leser aufs neue der Wunsch erregt, diesem geheimnisvollen Schutzgeist des germanischen Altertums, der schon durch frühere Romane Jensens geisterte, einmal ausführlicher zu begegnen. Nun, dieser Wunsch ist erfüllt — und wir wünschten fast, er wäre unerfüllt geblieben. Denn die Riesengestalt Norne-Gasts ist jetzt, wo sie sich stets im Mittelpunkt des Geschehens bewegt, zusammengeschrumpft, trotzdem sie von der Steinzeit durch die Bronzezeit bis zur Christianisierung von Nordgermanien („Norne-Gast lebte, solange der Norden nordisch war") reicht. Und das Buch ist schwächer in der Komposition als der „Cimbern-Zug" und als der „Columbus". Auch stört hier doch zuweilen die modern-ironische Haltung des Erzählers, z. B. bei der Darstellung des Unsterblichkeitsglaubens der Menschen des Eisenzeitalters. Freilich ist es auch so das Buch eines echten Dichters, reich an Einzelschönheiten und an witzigen Bemerkungen. Vor allem gilt das von der ersten Hälfte des Buches, die zugleich in sich am geschlossensten wirkt. Wie humorvoll und geistreich ist hier das Leben einer Horde der Steinzeit an einem seeländischen Fjord geschildert, wie überwältigend ist die Fülle der Kreatur auf dieser jungen, von der menschlichen Mordsucht noch kaum gezeichneten Erde und wie stimmungsvoll ist das Jäger- und Fischerleben der Kinder Gast und Pil in diesem — trotzalledem nirgends idealisierten — Paradies! Norne-Gasts Mannesleben in der Bronzezeit (als Bauer in Schweden) und sein Greisenleben in der Eisenzeit (als Skalde auf ewiger Wanderung) bringt aber dann leider keine Steigerungen mehr. Man hat vielmehr das Gefühl, daß die Schaukraft des Dichters mehr und mehr versiegte; alles ist hier ziemlich summarisch behandelt. Schade! — Mittlere und kleinere Büchereien können auf dieses Werk Jensens verzichten.

E. Ackerknecht.

Kipling, Rudyard: Das neue Dschungelbuch. Leipzig: List 1926. 289 S. Lw. 6,50.

Das neue Dschungelbuch ist für die Eigenart des großen Erzählers Kipling vielleicht noch bezeichnender als das Dschungelbuch, dessen Fortsetzung es ist. Kipling erzählt „neue" Geschichten, d. h. er läßt ein paar neue Gestalten auftreten, die z. T., wie der Brahmane Purun Bhagat, ihren eigenen Weg gehen, z. T. nur in die Geschicke der schon bekannten Dschungelbewohner neu miteinbezogen werden. Zumeist aber handelt es sich wieder um Mowgli, das ins Dschungel verschlagene „Menschenjunge", und seine Freunde; von ihnen erzählt der Dichter, was ihm eben noch einfällt, ganz unbekümmert um die Komposition, um die Gesetze des künstlerischen Aufbaus. Er erzählt wie jene legendär gewordenen Erzählergenies aus Spinnstube, Köhlerhütte und Schiffskajüte. Seine Geschichten sind höchst unwahrscheinlich und unpsychologisch; diese Tiergestalten erscheinen so naiv vermenschlicht wie im Märchen, und doch lebt das alles: es ist, als ob der Dichter bis zu den dunklen Gründen der Natur zurückgespürt hätte, wo Mensch und Tier und Pflanze noch ein Stück zusammenleben dürfen, bevor sie sich fremd und feind werden. Und so bezwingt Kipling uns alle mit seinen unliterarischen Jungensgeschichten, gespannt, entzückt, bezaubert hören wir ihm zu, als ob es das Dschungel selbst wäre, das hier seine Geheimnisse ausplaudert. — Die Ausgabe des Verlages List ist sehr geschmackvoll und solid, besonders verdient die Übersetzung höchstes Lob. Sie läßt nirgends das Original vermissen.

G. Hermann (Stettin).

Leonow, Leonid: Die Bauern von Wory. Roman. Berlin: Zsolnay 1926. 572 S.

Dieser Bauernroman, der in den Jahren vor dem Kriege beginnt und zur Zeit der Sowjets endet, gibt eine Art Naturgeschichte des Dorfes Wory und steht so in Beziehung zu Reymonts „Polnischen Bauern", von denen er spürbar beeinflußt ist. Auch die Verbindungen des abgelegenen Dorfes zu Moskau spielen hinein, und so erhalten wir dazu einen gut gesehenen Ausschnitt aus dem Moskauer Kleinbürgertum der Vorkriegszeit. Die Bauern von Wory haben seit Generationen mit dem Nachbardorfe einen Streit wegen einer Wiese, der endlich zu einem Aufstand gegen die Sowjets führt. Die Aufständischen halten sich längere Zeit in den Wäldern, mit ihrer Unterdrückung schließt das Buch. — Obwohl es seinem Kunstwert nach durchaus auf der Höhe der guten russischen Tradition steht, würde seine Anschaffung nicht unbedingt notwendig sein, da wir den triebhaften, schwermütigen russischen Menschen mit seinem mystischen Einschlage nun zur Genüge kennen, wenn das Werk nicht eine sehr wesentliche Erkenntnis vermittelte: wie wenig sich im Grunde durch die Sowjetherrschaft im Leben des russischen Bauern geändert hat! Wer den Osten kennt, weiß, daß dies gar nicht anders sein kann, aber bei uns sind viele falsche Vorstellungen darüber verbreitet. Da der Verfasser sich in einem gewissen Abstand zu seinem Stoffe hält, zeigt er nicht nur eine gelassene Objektivität der Darstellung, sondern gelegentlich auch einen verstehenden Humor, der nur dort schärfer wird, wo er auf Zustände zur Zeit der Leibeigenschaft zurückgreift. Aber auch hierin folgt er der Tradition, über die er nirgends hinausreicht. — Das Buch kann durchaus empfohlen werden.

W. Schuster.

Presber, Rudolf: Haus Ithaka. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1926. 490 S.

Von einem ereignisreichen Sommer am mecklenburgischen Ostseestrand, wo im Hause des kleinen Königs von Ithaka und seiner Frau sich die Scharen der Freunde nach jahrelanger Trennung wieder zusammenfinden, erzählt das Buch. Der vielgeliebte Porträtmaler Julius Barrenthin mit seiner schönen Tochter, der beschränkte, aber dafür umso vornehmere Kurdirektor Oberst a. D. von Kuckuck mit seiner aus altadligem Hause stammenden Frau Carola, der Marchese Caponero und nicht zuletzt die schöne Lene Lentz bilden die Akteure in diesem sommerlichen Lustspiel, das trotz eines Revolverschusses in die fünfzig zum Wohltätigkeitsfest erstandenen Nachtgeschirre und eines etwas weniger harmlosen Dolchstiches in die Lunge des Marchese heiter und vergnüglich mit den üblichen Verlobungen abschließt. Humorvoll und behaglich, gelegentlich auch etwas nachdenklich, berichtet Presber von den Ergötzlichkeiten und den Wirrnissen eines Badesommers. — Für Leser, die leichtverdauliche Kost lieben, und noch mehr für Leserinnen dieser Art, werden größere Büchereien das Buch gern einstellen.

W. Eggebrecht (Stettin).

Sterneder, Hans: Der Wunderapostel. Roman. Leipzig: Staackmann 1924. 450 S. Brosch. 4,—, geb. 5,50.

Dem jungen berühmten Geiger Beatus Klingohr zerstört ein Eisenbahnunglück seine Kunst und damit den Sinn seines Lebens. Nach einigen Jahren hoffnungslosen Vagabundenlebens begegnet er dem Wunderapostel, einer mystischen mit übernatürlichen Kräften begabten Persönlichkeit indischer Abstammung und wird von ihm in siebenjährigem Jüngertum zum Erben seines Wissens und seiner seiner Mission eingesetzt. Wie der Heilige Franziskus, allen irdischen Gütern entsagend, soll er nun wandernd seinen Menschenbrüdern die heilige Lehre seines Meisters bringen. — Hinter den Predigten des Wunderapostels, in denen er stufenweise seine Religion aufbaut, tritt die spärliche Handlung ganz zurück. Die Charakteristik der Menschen kommt infolgedessen sehr schlecht weg. Mit seiner Lehre, die germanische und christliche, indische, chaldäische und ägyptische Elemente aufweist, nimmt Sterneder auf eine energische und gründliche Weise den Kampf gegen den Zufall und die wachsende Entgottung alles Lebens auf. Die Harmonie von Wissenschaft und Glauben ist sein Ziel, und bis zu einer gewissen Grenze,

wo man selbst trotz der pantheistischsten Anschauungen nicht mehr mitkommt, — man denke an den Stein der Weisen und das Faust-artige Verschwinden der beiden Wanderer in der Genueser Weinkirche — erscheint die ungewöhnliche Naturverbundenheit glaubhaft. Künstlerisch betrachtet ist das Buch ein Monstrum. Vom bildungspfleglichen Standpunkt aus muß man bedauern, daß Sterneder seine religiöse Überzeugung nicht in einem Buch niedergelegt hat, das nicht nebenbei den Anspruch auf Zugehörigkeit zur Schönen Literatur macht. Die Sprache ist, der Handlung gemäß, schwärmerisch und überschwenglich und läßt häufig die für das Verständnis eines so schwierigen und ernsten Stoffes nötige Klarheit vermissen. Eine bei Sterneders starker Naturnähe unverzeihliche Entgleisung verdient Erwähnung: er läßt zugleich, im Juni, Himmelschlüssel und Holunder blühen, die Hirsche röhren und die „Körner in den Ähren backen". — In großen Büchereien kann der „Wunderapostel" angeschafft werden. Bei den Lesern, an die er ausgegeben wird, muß eine wenigstens oberflächliche Kenntnis der verschiedenen religiösen Systeme und ein starkes philosophisches und religiöses Interesse vorausgesetzt werden. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Taube, Otto von: Das Opferfest. Roman. Leipzig: Insel-Verlag 1926. 579 S. Lw. 8,—.

Henner Dippel, der Sohn des gegen alles Preußentum renitenten hessischen Pfarrers Konrad Dippel, besucht, nachdem der Vater sein Amt niedergelegt, zum vierten Male geheiratet und den Bauernhof seiner Frau im Hessischen übernommen hat, ein paar Jahre die Dorfschule und kommt später, da er ein begabter Junge ist, aufs Gymnasium nach Kassel, wo er bis zum Abitur bleibt. Dieser erste Teil des Romans, der fast die Hälfte des Buches einnimmt, bringt die psychologisch außerordentlich fein verästelte Entwicklungsgeschichte Henner Dippels. Ohne diesen breiten Unterbau würden die grotesken Auswirkungen seines entscheidend vom Vater beeinflußten und zudem zeitbedingten Charakters — die Handlung spielt um die Jahrhundertwende — späterhin kaum verständlich sein. Der alte Dippel vereinigt in seiner eigenwilligen Persönlichkeit seinen wortgläubigen reformierten Christenglauben mit einer starken Liebe zu den germanischen Götter- und Heldengestalten. „Seine Wissenschaft von diesen und sein Glaube waren für ihn zweierlei, davon keines das andere störte." So überliefert er auch seinem Sprößling neben biblischen Geschichten Begebenheiten aus der Welt der germanischen Vorfahren. In den Kasseler Schuljahren verstärkt sich bald, begünstigt von einem Professor am Gymnasium, bei Hennern die Vorliebe für die Götterwelt und Geschichte des eigenen Volkes. Sein Christentum wird durch Zweifel zersetzt und der vom Vater übernommene Judenhaß läßt ihn Christus als Juden verwerfen. Von Stund an betritt er unbeirrt den Weg der einseitigsten und blinden Verehrung altgermanischen Wesens und sieht seinen Beruf darin, „den alten Heidenglauben wiederzuerwecken". Nach dem Abitur muß er sich, durch den Tod des Vaters mittellos geworden, sein Brot auf einer Hauslehrerstelle verdienen. Danach studiert er in äußerster Anspruchslosigkeit und Abgeschlossenheit in Berlin und widmet sich ausschließlich der Vertiefung seines Wissens von der Vorzeit. Hier lebt er nur in der „Welt der Bücher und statt das Bild der Urzustände zu fassen und sich daran zu stärken, befriedigt er sich an einem Abbilde seines Wähnens, einem Abbilde schließlich nur seiner selbst". Er beschließt, ein Buch zu schreiben über die „Grundlagen deutschen Wesens, ihre Wiederfindung und ihre Verwirklichung in der Gegenwart". Der Asgard-Verlag und sein köstlich karikierter Inhaber Harm Harmsen — eine unheimlich zeitgemäße Verlegergestalt — nehmen sich des Buches an, das ihren Zielen entgegenkommt, und durch geschickte Machenschaften ihres bezeichnenderweise jüdischen Geschäftsführers wird Henner bald zum berühmten Manne gestempelt. In immer schnellerem Tempo naht die Katastrophe, deren Ausbruch der Dichter taktvollerweise nicht mehr schildert. Der Asgard-Verlag ermöglicht Hennern, sein Wort in die Tat umzusetzen: es soll eine Siedlung gegründet werden, auf der nach Art der alten Germanen gelebt werden soll und deren Häuptlingsrechte und -pflichten ihm zufallen. Als deren vornehmste stellt sich ihm die „Baldererzeugung" dar, und daß alle Frauen der Siedlung ihm dazu dienen müssen, dünkt ihm selbstverständliche Voraussetzung. Rückhaltlos

in seine Ideologie verrannt, durchschaut er nicht die Ausnutzung seiner Person und die Hintergedanken des Pläneschmieds, der die Siedlung bereits in eine ertragreiche Fabrikanlage sich verwandeln sieht, da sie bei der Unerfahrenheit Henners wirtschaftlich zusammenbrechen muß. Sein Glück kennt keine Grenzen, als er erfährt, daß der Grund und Boden für die Siedlung in seinem hessischen Heimatdorfe erworben wurde. Hier schließt sich nun der Kreis: Henner Dippel begeht zur Einweihungsfeier der neuen Germanensiedlung das „Roßopfer", indem die unblutigen neuen Germanen — Papprößlein in die Flammen werfen! Dieses feierliche Opferfest, als Symbol genommen, ist ein Meisterstück satirischer Erzählungskunst, gezeichnet auf dem düsteren Hintergrunde des Verfalls. — Der geschlossene Aufbau des Romans, der ruhige epische Fluß und die gepflegte Sprache zeugen von großem künstlerischen Können. Eigentümlich verhalten und voll überpersönlicher Gelassenheit ist der Stil. Das Buch erfordert bereitwillige Hingabe und ein beträchtliches Maß Hellhörigkeit vom Leser, damit die bei der Unparteilichkeit des Dichters oft nur zwischen den Zeilen stehende Gesellschaftskritik zu Nutz und Frommen vernommen werde. Schon mittlere Büchereien sollten das Buch anschaffen.
Frida Endell (Stettin).

D. Jugendschriften.

I. Bilderbücher, Kinderreime.

Kipling, Rudyard: Das kommt davon. Drei Tierschnurren in deutscher Übertragung von H. Rothe. Bilder von Erich Ohser. Leipzig: Abel & Müller 1925. 8 Bl. Hlw. 6,—.

Die gewollt primitiven Bilder in etwas schmuddeligen Farben, die sich augenscheinlich an den Stil des englischen Bilderbuches anlehnen, sind von grotesker Häßlichkeit, originell und sehr wirkungsvoll, Kiplings drei Schnurren: „Wie der Walfisch seinen engen Schlund bekam. Wie das Kamel seinen Buckel bekam. Wie das Elefantenkind seinen Rüssel bekam" alles andere als anmutig, aber in ihrer derben Komik von Hans Rothe geschickt übertragen. 7—10jährige Jungen werden großen Spaß an dem lustigen Buch haben. Nur über das ewig wiederholte „Mein Liebling" werden sie in einen berechtigten Jungenszorn ausbrechen.
Elisabeth Wernecke (Stettin).

Krüger, Hilde: Hurleburles Wolkenreise. Ein Bilderbuch aus bunten Dreiecken. Berlin: J. H. W. Dietz Nachf. 1926.

Das Söhnlein der Hexe Widiwondel macht auf einer Wolke eine Tagesreise über das Land und hat unterwegs allerlei seltsame Erlebnisse mit dem Nebelmann, einem Mondgeschöpf, den Elfen, dem Wüstenmolch und anderen Fabelgeschöpfen aus der Phantasie der Malerin. Die Bilder in Art der Buntpapierschnitte sind künstlerisch sehr fein und werden auch den Kindern viel Freude machen; sehr mäßig sind leider die begleitenden Verse. Da aber der Schwerpunkt ganz in den Bildern liegt, wird man das Bilderbuch für das Alter von vier bis acht Jahren empfehlen dürfen.
W. Schuster.

Schenkel, Franziska: Schlirilei. Ein Tiermärchen von Rudolf Rinkefeil. Mit Bildern von Franziska Schenkel. Lahr i. B.: Verlag für Volkskunst und Volksbildung R. Keutel 1926. 75 S. Lw. 8,50.

Schlirilei ist das gescheiteste und kühnste Schwesterchen von drei kleinen Schneckenkindern, die ihrer Mutter Plattesohl samt allen lustig benamseten Patentanten aus der Familie der Frösche durch ihre Abenteuerlust recht viel Sorge und Unruhe machen. In die Erlebnisse der Drei sind auch die Völker der Ameisen und der Bienen verflochten, und die verdrießliche, übelnehmerische und rachsüchtige Sippschaft der Pilze bedeutet für sie eine gefährliche und unheimliche Macht. — Das Schönste an dem lustigen und spannenden Märchenbuch sind die Bilder von Franziska Schenkel, farbig, humorvoll, originell, mit prächtigen Tier- und Pflanzengesichtern. Der Text ist schlicht und hat keine besonderen dichterischen

Werke, ist aber leicht verständlich. Das reich ausgestattete und schön gedruckte Märchen-Bilderbuch eignet sich für 8—11jährige Kinder.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Thiel, Johannes und Wilhelm Matthiessen: Karlemann und Flederwisch oder was zwei lustige Gesellen auf ihrer merkwürdigen Weltreise erlebten. Freiburg i. B.: Herder 1926. 72 S. Hlw. 6,50.

Wenn zu diesem prächtigen Bilderbuch erst nachträglich der Text entstand, so ist es erst recht der Beachtung wert, daß die Geschichte von Karlemann und Flederwisch, diesen beiden Pat- und Patachon-ähnlichen Gestalten, die wohlgelungenen Bilder noch so an Farbenpracht, Phantasie und Humor überragt. Es ist ein solcher Reichtum der Erfindung, eine Fülle von originellen Einfällen, eine so drastische Komik in der spannenden Geschichte, daß man von der ersten bis zur letzten Seite von den bunten Ereignissen gepackt wird. Die Fabel ist im Grunde einfach: Zwei Freunde, der kleine runde muntere draufgängerische Karlemann und der lange dürre, vorsichtige, sorgenvolle Flederwisch, machen mit ihren Zauberstiefeln eine abenteuerliche Reise, bei welcher der oft vergessene und verlorene höchst schwierige Zauberspruch eine wichtige Rolle spielt. Besonders die Abenteuer in der Türkei beim Sultan, bei den „braven Schwarzen", bei den Kannibalen, bei Robinson, das Erlebnis mit dem Kuckucksschwarm — man möchte das ganze Buch erzählen — sind von einer dramatischen unübertrefflichen Komik. Dabei ist Matthiessen ein Meister der Sprache, wie sie das echte Märchen bieten muß, musikalisch, schwungvoll, unheimlich, verheißungsvoll und dabei so einfach! Die Bilder sind am besten dort gelungen, wo es darauf ankam, den Zauber einer Landschaft, eine romantische Umwelt wiederzugeben; dort sind sie echt märchenhaft. Wo es auf Derbheit und Komik ankommt, sind sie leicht ein wenig ungeschickt und plump, abgesehen von den Gestalten der beiden Hauptfelden, die überall gelungen sind. Die Farben sind etwas bläßlich, ein Mangel bei manchen Bildern. Aber alles in allem: es ist ein künstlerisch wertvolles Buch geworden, für ein Bilderbuch schon fast zu umfangreich. Alle Kinder von 10—12 Jahren, besonders Jungens, werden ihre Freunde daran haben.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

2. Märchen, Sagen.

Bonsels, Waldemar: Die Biene Maja und ihre Abenteuer. Ill. von Franziska Schenkel. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1926. 159 S. Lw. 6,50.

Die „Biene Maja" wird im allgemeinen von größeren Kindern immer gern gelesen, um wieviel mehr, wenn zwölf so frische, anmutige und naturgetreue Bilder die Handlung begleiten. Da sind, um nur einiges hervorzuheben, üppige Wiesen mit Klee, Ehrenpreis, Taubnessel, Stern- und Glockenblumen und Klatschmohn, in denen wie in einem wahren Urwald die kleinen Insektenleute ihr Wesen treiben, aber das reizende Schlußbild im großen Saal des Bienenstockes, wo die Königin im Beisein des ganzen Hofstaates der kleinen Maja für ihre Tapferkeit in der Hornissenschlacht den Dank der Heimat ausspricht. Man fühlt überall, auch in anderen ähnlichen Werken der Malerin, daß sie bestrebt ist, ganz unexpressionistisch, die Natur selbst sprechen zu lassen, und die Kinder werden ihr das wohl zu danken wissen. Nicht alle Bilder sind künstlerisch auf gleicher Höhe, aber die zwei oder drei etwas mißglückten gehen mit durch. — Von etwa zehn Jahren an, auch für Erwachsene.

Hanna Doll (Stargard i. Pom.).

Brentano, Clemens: Gockel, Hinkel und Gackeleia. Märchen. Köln: Schaffstein 1925 (Schaffsteins Jugend- und Volksbücher, Bd. 41). 93 S. Lw. 4,90.

Das herrliche Märchen von den beiden alten Leuten, die mit ihrer kleinen Tochter und dem sonderbaren Hühnerpaar Alektryo und Gallina so wunderliche Dinge erleben, wird zwar mit dem vollen Zauber seiner romantischen Phantasie und seiner ganzen Fülle von Humor von Kindern selten erfaßt werden; aber die

vorliegende Ausgabe mit den wesentlich kürzeren Abschnitten und den farbenschönen und märchentümlichen Bildern von G. W. Rößner ist wohl geeignet, einem der schönsten Brentanomärchen auch unter den Erwachsenen Freunde zu werben. Bei Kindern darf man im allgemeinen kaum vor dem 14.—15. Jahre auf Interesse rechnen. Für Jugendbüchereien und mittlere und große Volksbüchereien.
Elisabeth Wernecke (Stettin).

Die Füllhornbüchlein. Hrsg. von Frida Schanz, mit Bildern von Joseph Rotter. Wien: Rikola-Verlag.
1. Schanz: Die zauberhaften Kugeln.
3. E. Würthmann: Das Hifthorn. Karla Mann: Die alte Gasse.
4. K. Mann: Die Wiesenstadt. Luise Koppen: Aus meiner Jugend.
5. Schanz: Die Glückserbse. Die Krötenkönigin.
6. Schanz: Knut der Geiger.

Eine Reihe neuer Märchen, nicht alle gleich glücklich in der Fabel. Recht brauchbar sind „Die alte Gasse" (9—12 Jahre), „Aus meiner Jugend" (10 bis 14 Jahre), „Die Glückserbse" „Die Krötenkonigin" (9—12 Jahre) und trotz einiger Mängel auch „Knut der Geiger" (10—12 Jahre). Die übrigen sind Durchschnitt. Mitunter versucht eine übertriebene bilderreiche oder sentimentale Sprache den Mangel an Phantasie auszugleichen. Einzeln kommen die Heftchen für Büchereien nur in wenigen Fällen in Frage, eher schon, wenn man sie zu mehreren vereinigt. Hanna Doll (Stargard i. Pom.)

Grimm, Brüder: Kinder- und Hausmärchen. Ausgew. von Severin Rüttgers. Bilder und Einband von G. W. Rößner. Köln: Schaffstein 1926. 342 S. Lw. 8,50.

Andersen, H. Chr.: Märchen und Geschichten. Ausgew. von Heinr. Weitkamp. Bilder und Einband von G. W. Rößner. Ebenda. 434 S. 10,50.

Was diese beiden Auswahl-Ausgaben der Grimmschen und Andersenschen Märchen neben allen anderen Vorzügen — einem dauerhaften Einband, einem sehr schönen kräftigen Satzbild auf gutem, aber empfindlichem rauhem Papier, vier sehr schönen malerischen farbigen Bildern nach Aquarellen und zahlreichen mehr noch originellen als schönen Zeichnungen — kennzeichnet, ist die sinnvolle, übersichtliche und wohlgeordnete Zusammenstellung der Auswahl nach stoffgeschichtlichen, formalen und pädagogischen Gesichtspunkten. Die beiden Bücher sind, ihrer ganzen Anlage nach, nicht dazu bestimmt, von einem lesehungrigen Kindergemüt wahllos in einem Zug „verschlungen" zu werden: sie sollen vielmehr in ihrer jetzigen Anordnung den Blick des kindlichen Lesers unmerklich auf die dichterische Schönheit der Märchen, auf verwandte und fremde Elemente in den einzelnen Stücken, auf wechselnde Formen und wiederkehrende Grundgedanken hinlenken und vor allem den Erwachsenen anleiten, Kindern die Märchen schön und an der rechten Stelle durch Erzählen nahezubringen. — Die Grimm-Auswahl umfaßt 77 Stücke, gegliedert in Tiermärchen, lehrhafte Stücke, die eigentlichen Kindermärchen, schalkhafte Märchen und „Märchenhelden". Erfreulicherweise sind auch die drei plattdeutschen Märchen „Von dem Machandelboom", „Jungfrau Maleen" und „Von dem Fischer un syner Fru" aufgenommen. Vom 10. Jahre an. — Die Andersen-Auswahl bringt 50 Märchen und Erzählungen, die zum größten Teil, wie Andersens Dichtungen überhaupt, erst für größere Kinder und Jugendliche, etwa von 12 Jahren an, geeignet sind. Die starke gedankliche Belastung der Märchen erfordert von Kindern viel Aufmerksamkeit und gleichzeitig Hingabe an die schwierigen Formen der Andersenschen Sprache (siehe z. B. „Der Wind erzählt von Waldemar Doe . . ."). In dieser Ausgabe folgen aufeinander Blumen- und Tiermärchen, schalkhafte Märchen, nachdenkliche Geschichten und zuletzt religiös betonte Märchen. — Die beiden Bände eignen sich zur Anschaffung für Kinderlesehallen und große und mittlere Büchereien.
Elisabeth Wernecke (Stettin).

Mönckeberg, Vilma: Die Märchentruhe. Mit Streubildern u. 8 farb. Vollbild. in Offsetdr. von Sulamith Wülfing. Oldenburg: Stalling 1924. 216 S. Hlw. 4,60.

Aus altem Märchengut (fast die Hälfte der Stücke entstammt den „Märchen der Weltliteratur", Jena: Diederichs) ist hier für die Kleinen eine Auswahl getroffen, die reiche Abwechselung bietet. Schon für 3—4jährige bringt V. Mönckeberg kurze Märchen, dann auch zahlreiche Scherz-, Lügen- und Schnelligkeitsmärchen, die alle besser erzählt als vorgelesen werden. Die Einbandzeichnung ist ansprechend, die Offsetbilder sind schön in der Farbengebung und mitunter in der Darstellung recht originell. — Ein Buch, das in Kinderlesehallen und Volksbüchereien gut zu gebrauchen ist. Für etwa 4—8jährige.

Hanna Doll (Stargard i. Pom.).

Musäus, J. K. A.: Legenden von Rübezahl u. a. Volksmärchen der Deutschen. Bilder und Einband von G. W. Rößner. Köln: Schaffstein 1925. 150 S. Lw. 5,40.

In geschmackvollen praktischen kleinen Leineneinband ist die kleine Musäus-Auswahl gekleidet, die außer den fünf mehrteiligen Rübezahllegenden noch die beiden Märchen „Die Nymphe des Brunnens" und „Rolands Knappen" enthält. Der Text ist sorgfältig von den Altertümlichkeiten und Wunderlichkeiten Musäusschen Stils gereinigt und durch geschickte Kürzungen auf das Wesentliche und für Kinder Brauchbare beschränkt. G. W. Rößners Bilder sind geheimnisvoll malerisch und von schönen weichen Farben. Das Satzbild wird durch Buchschmuck, Initialen und Titelvignetten, erfreulich belebt. — Die Ausgabe eignet sich für 12—14jährige Kinder.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Otto, Friedrich: Im Paradies der Feldmäuse u. a. Tiergeschichten. Ill. Berlin: Scherl 1925. 140 S. Hlw. 6,50.

„Wenig Freundschaft gab es hier, viel Feindschaft und gar keine Rührseligkeit. Wer fiel, schied sang- und klanglos aus der Reihe." Dieser Satz kennzeichnet das Buch vor anderen Tiergeschichten als realistisch im besten Sinne. Von den acht Geschichten beschäftigen sich die meisten mit unserer heimischen Insektenwelt. Nur die „Stunde der Myrmidonen", die packende und unheimliche Geschichte eines Überfalls der Mensch und Tier bedrohenden Jagdameisen führt nach Afrika. Abgesehen von der etwas krampfig geratenen Burschikosität des Mäusevaters in der ersten Geschichte und einem geschmacklos berlinernden Seestern in „Crambarca" ist die märchenhafte Gestaltung der meist recht grausigen Stoffe geschickt und sympathisch durchgeführt. Künstlerisch bedeutungsvoll sind außer der „Stunde der Myrmidonen" noch „Dschungelheide" und „Crambarca". In der ersten erlebt der zwerggewordene Erzähler am eigenen Leibe die tausendfältigen Gefahren des Daseins der Geschöpfe, denen die Gräser der märkischen Heide einen Urwald bedeuten; „Crambarca" ist eine Krabbenmutter, die sich und ihre Kinder gegen die ständig drohenden Angriffe ihrer vielfachen Feinde, der sonderbar formen- und farbenprächtig gestalteten Lebewesen des Meeres, verteidigt. Kinder, die das Buch mit Verständnis lesen wollen, bedürfen schon einiger gründlicher naturwissenschaftlicher Kenntnisse; denn viele Dinge werden wohl sehr anschaulich geschildert, aber nicht mit Namen genannt. Die schwarzen und farbigen Bilder von Albert Schaefer verstärken trefflich den etwas unheimlichen Charakter des Buches, das für ängstliche Gemüter nicht geeignet ist. Im übrigen ist das Buch Kinderlesehallen und großen und mittleren Büchereien zur Anschaffung zu empfehlen. Vom 12. Jahre an.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Parzival. Ein Abenteuerroman. Erzählt von Will Vesper. Mit Bildern von Paula Jordan. Oldenburg: Stalling 1926. 118 S. Hlw. 4,—.

Vespers Art, die großen deutschen Heldenepen in der Sprache der Gegenwart, dem Verständnis unserer heutigen Jugend angemessen, nachzuerzählen, enttäuschte noch selten. Auch der „Parzival" hat, nach Auswahl der Kapitel und

Eigenart der Bilder und des Stils, einen treuen Wegbereiter in ihm gefunden, besonders für die weibliche Jugend. Die zahlreichen einfachen, für jugendliche Gemüter wirkungsvollen Zeichnungen und die vier Buntbilder in Offsetdruck, von denen freilich nur zwei schön sind, dazu die gediegene und reizvolle Gestalt, die der Verlag Stalling dem Buch gegeben hat, machen den „Parzival" eines erneuten Hinweises wert, obwohl er in der vorliegenden Bearbeitung schon 1911 bei Langewiesche erschienen war. Die große deutsche Dichtung kann in dieser Ausgabe bereits der reiferen Jugend vom 15. Jahre an und ungeübten Lesern nahegebracht werden. Für alle Jugend- und Volksbüchereien.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Reinheimer, Sophie: Der Frühling und der Nikolaus. Buchschmuck von E. Schütz. Berlin: F. Schneider 1926. 137 S. Hlw. 3,50.

S. Reinheimers neuer Märchenband gibt den früheren Werken nichts nach an Reichtum der Erfindung und Frische der Beobachtungsgabe, Humor und Poesie. Besonders das anmutige „Frühlingsmärchen", die gemütvolle Geschichte von der „Landstraße", die malerisch schöne und eigenartige „Der Herbst malt Bilderbücher" und die schalkhafte, doch mit einem Körnchen Ernst gewürzte „Nikolause"-Geschichte legen Zeugnis ab von einem nicht so bald zu erschöpfenden Erzählertalent und von einer warmen Liebe zu den Dingen, auch den unscheinbarsten, oft unbeachteten. Daß S. Reinheimer selbst so erschreckend nüchterne Dinge wie das elektrische Licht und den Rundfunk mit etwas Poesie zu umkleiden vermag, beweisen die Märchen von der „alten Lampe" und „Märchens Reise". Etwas matt und weit hergeholt sind dagegen der „Gruß" und das „gute Wort". Die Buntbilder sind farbenfroh und phantasievoll, die Zeichnungen ein bischen eintönig. — Das Märchenbuch sei allen Kinderlesehallen und großen wie mittleren Büchereien zur Anschaffung empfohlen. Für 8—12jährige Kinder.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Reinheimer, Sophie: Meine Märchenwelt. Gesammelte Märchen. Mit farb. Bildern von C. A. Brendel und Schwarzweißzeichn. von Kurt Lange. Berlin: F. Schneider 1925. 389 S. Geb. 8,—.

In einem starken, mit zahlreichen schönen stimmungsvollen Bildern geschmückten Bande hat Sophie Reinheimer alle ihre, bisher in vier Einzelbänden erschienenen Märchen zusammengefaßt (Von Sonne, Regen, Schnee und Wind. — Aus des Tannenwaldes Kinderstube. — Bunte Blumen. — Freunde ringsum), über deren Kindertümlichkeit und pädagogische Bedeutsamkeit nicht mehr viel gesagt zu werden braucht. Ihre liebevolle Eindringlichkeit und Ausführlichkeit in der Schilderung, mit der sie einfach Dinge der nächsten Umgebung, die Kräfte der vier Elemente und die kleinen und großen Wunder der Schöpfung zum Gegenstand ihrer Erzählungskunst macht, ist wohl danach angetan, auch die nervösen Kinder unserer unnütz kräfteverschlingenden Gegenwart die als selbstverständlich hingenommenen Erscheinungen des Lebens auf unserer Erde mit etwas Liebe und Ehrfurcht betrachten zu lehren. Die neuen Bilder in der Art Paul Heys — nur „Sonne, Regen, Schnee und Wind" hat seinen alten schönen Buchschmuck behalten — sind vielfach reizvoller und malerischer als in den Einzelausgaben. — Der Vorzug der Billigkeit — die vier Einzelbände kosten zusammen 13,30 M. — macht den Sammelband besonders der Anschaffung wert. Für alle Volksbüchereien und Kinderlesehallen und für 7—12jährige Kinder.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Roer, Victoria: Das heitere Sonnenland. Tier- und Waldmärchen. Mit 95 Scherenschn. von Jakob Weber. Gotha: F. A. Perthes o. J. 121 S. Hlw. 3,50.

Von Häsleins Weihnacht, vom Dummerjahn, der Wald und Blumen mehr liebte als die Bücher und dabei ganz gut fuhr, von einer jungen Lerche, die um keinen Preis in der Stadt leben wollte und von manchem anderen erzählen diese Märchen. Sie alle atmen eine warme Liebe zur Natur, und die kleine Moral, die ein jedes enthält, ist durchaus unaufdringlich. Sehr belebend wirken die

vielen charakteristischen und munteren Scherenschnitte, die auch den Einband schmücken und heiter gestalten. Für alle Büchereien und Kinderlesehallen. Von 6—9 Jahren. Hanna Doll (Stargard i. Pom.).

Schwab, Gustav: Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. Bearb. u. hrsg. von Nicolaus Henningsen. Köln: Schaffstein 1925. 3 Bde. Lw. je 5,60.

Die dreibändige, in schönes derbes rotbraunes Leinen gebundene, gut gedruckte Ausgabe enthält nicht nur fast sämtliche Sagen des klassischen Altertums in dem Schwabschen Wortlaut, sondern bringt am Ende des dritten Bandes noch eine kurze Charakterisierung der wichtigsten griechischen Göttergestalten. Der Text ist nach der heutigen Orthographie und Interpunktion revidiert, und die bei Schwab meist lateinischen Namen sind durch die griechischen Bezeichnungen ersetzt. Die wertvollste Bereicherung ist dem Werk aber durch die zahlreichen Bildbeigaben geworden, unter denen neben guten Reproduktionen klassischer Skulpturen (Laokoongruppe, Apoll von Belvedere, Niobe, Venus des Praxiteles u. a.) besonders Federzeichnungen von Max Slevogt und Lovis Corinth zu nennen sind. Auch die ältere mehr idealistische Umrißzeichenkunst des John Flaxmann verstärkt den Eindruck der herrlichen Sagen beträchtlich. Die Ausgabe ist allen mittleren und großen Volksbüchereien und Jugendbüchereien warm zu empfehlen. Zur Verwendung in Kinderlesehallen ist sie der Bilder wegen noch nicht geeignet.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Russische Volksmärchen. Aus dem Russischen nacherzählt von Xaver Graf Schaffgotsch. Mit je vier farb. Offsetbild. von Ellen Beck. 4 Bde. Leipzig: Abel & Müller 1925. Je 80 S. Geb. je 4,—.
Der Feuervogel. Sagen und Abenteuer.
Schneeflöckchen. Gespenster- und Hexenmärchen.
Siebenjahr u. a. wunderbare Erzählungen.
Die fünf im Handschuh u. a. Tiergeschichten.

Wenig ist es, was diese Sammlung russischen Volksgutes von den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm unterscheidet, — und das ist die beste Empfehlung für sie — ja, oft meint man fast, unsere deutschen Märchen zu lesen, nur unter anderem Namen und in gering veränderter Gestalt (Der Tausch: Hans im Glück; Brüderlein und Schwesterlein; Der unsterbliche Koschtjech: Der treue Johannes). Anstatt unseres deutschen schalkhaften „Und wenn sie nicht gestorben sind . . .“ schließen die russischen Märchen meist mit einem feierlichen „Sie vergaßen das Schlechte und erlebten viel Gutes“. Eine wichtige Rolle spielt das „Heldenroß“, das die größten Wunder vollbringt und immer wie ein menschliches Wesen geehrt wird. Von den vier Bänden stellt der erste, „Feuervogel“, die großen Heldentaten in den Vordergrund; der zweite enthält unheimliche und zauberhafte Geschichten, „Siebenjahr“ zum größten Teil scherzhafte Märchen und der vierte Band ausschließlich Tiermärchen und Fabeln. Diese sind schon für achtjährige Kinder verwendbar, während die anderen drei Bände erst für zehnjährige in Betracht kommen. Was die Märchen allein von den deutschen unterscheidet, sind eben die fremdartigen Namen und die uneingeschränkte Einfachheit des Stils, die sie für Kinder so brauchbar macht, während manche unserer deutschen Märchen (von Kindern) sprachlich nicht so leicht zu bewältigen sind, dafür freilich auch eine größere Fülle und Mannigfaltigkeit aufzuweisen haben. Möglicherweise ist aber auch der charakteristische Reiz der russischen Sprachformen durch die Übersetzung verloren gegangen. Zusammen mit den farbenprächtigen, phantasievollen und gut reproduzierten Bildern stellt die gut und groß gedruckte Sammlung eine wertvolle Bereicherung großer und mittlerer Büchereien und der Kinderlesehallen dar. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Thienemanns Zwei-Mark-Bände.

1. **Morgenroth, Hermine: Eine heitere Kinderstube. Erzählungen aus dem Kindergarten.**

2. **Das Christkind kommt.** Geschichten, Verse und Lieder für die Weihnachtszeit gesammelt von Walter Classen-Schwab.
3. **Von Pechvögeln und Glückspilzen.** Eine Sammlung der schönsten Märchen für die Jugend hrsg. von Rich. Hummel.
4. **Im Märchenland.** Eine Sammlung deutscher Volksmärchen hrsg. von Rich. Hummel.
5. **Hepner,** Klara: Lux der Leithund u. a. Tiergeschichten.
6 **Hichtum,** J. van: Die Artusritter. Allerlei Geschichten aus fernen Ländern.
7. **Model,** Else: Sonnenvögelein u. a. Geschichten.

Sämtlich 80 S. stark. Hlw. 2,—.

Karl Thienemann in Stuttgart, einer unserer bedeutendsten und anerkannten Jugendschriftenverleger, hat in diesem Jahre u. a. eine Reihe von 12 Bänden herausgebracht, zu gleichem Preise, in gleicher Stärke, in gleicher gediegener und künstlerisch wertvoller Ausstattung und fast durchweg auch von gleicher bildungspfleglicher Verwendbarkeit. Fünf dieser Bände sind bereits in Jahrg. 6, S. 363 f. besprochen worden. Von den übrigen sieben ist folgendes zu sagen: Alle sind auf gutem, etwas empfindlichem Papier in klaren, je nach der Eignung für die verschiedenen Altersstufen ausgewählten Typen gedruckt. Von den vier farbigen Bildern, die jeden Band schmücken — Nr. 1, 2 und 5 weisen auch zahlreiche hübsche Schwarzbilder auf — seien die von Rie Cramer zu den „Artusrittern" und die prächtigen charaktervollen Holzschnitte von Fritz Lang zu „Lux der Leithund" besonders hervorgehoben, nicht zu vergessen die für jede Geschichte bezeichnend gewählten kunstvollen Initialen. — Die „heitere Kinderstube" ist ein ausgezeichnetes Beschäftigungsbuch für die Mütter und alle die, welche 5—7jährige Kinder zu hüten haben. Rein als Lesestoff erscheint das Buch zuerst langweilig, und doch birgt es eine Fülle von Anregungen und Einfällen für den Erzieher — siehe die „Krabbelburg", „Wie Augen, Ohren, Nase raten" —. Nicht zuletzt werden die Siebenjährigen beim ersten Lesen mit Jubel ihre alten Spiele darin wiederfinden. Nicht für Kinderlesehallen, aber für alle Volksbüchereien. — Die Sammlung „Das Christkind kommt" vereinigt liebe alte Lieder (mit Noten zum Absingen), Verse und Geschichten wohlbekannter Kinderdichter, wie Güll, Rückert, Hebel, Pocci, Luise Hensel, daneben viele schöne Volkslieder, ernste und fröhliche, auch Gedichte zum Aufsagen und kleine dramatische Szenen für Kinder. Im allgemeinen ist der Band für 7—10jährige geeignet; doch kommen für einige Lieder und Gedichte erst ältere Kinder in Betracht, z. B. für das Weihnachtsspiel von Matthias Claudius. — Die beiden Märchenauswahlen beschränken sich auf Grimmsche Märchen, Kalif Storch und noch einige unbekanntere Tiermärchen. Sie sind nicht bearbeitet — abgesehen vom „Fischer und seiner Frau", das hier ins Hochdeutsche übertragen ist — und eignen sich trefflich als erste Märchenbücher für 6—9jährige, da die beliebtesten Kindermärchen — Rotkäppchen, Schneewittchen, Frau Holle, Hänsel und Gretel — darin enthalten sind. — Aus den Tiergeschichten der Klara Hepner, die nicht immer ganz frei von Sentimentalität sind, spricht die Unerbittlichkeit der Natur. Sie sind eine Mahnung an nachdenkliche Kindergemüter, im Tier das lebende Wesen zu ehren. Für 10—12jährige. — Von den von Hichtum erzählten Märchen und Sagen aus fernen Ländern atmen viele den Geist unseres deutschen Volksmärchens und werden viele Freunde unter den 10—12jährigen, besonders unter den Jungen, finden. Gedanklich sehr fein und pädagogisch wertvoll ist die alte dänische Sage „Der Stärkste"; nur der Anfang ist umständlich und schleppend erzählt. Dichterisch schön und fast wie ein Lied anmutend ist die alte französische Erzählung vom „verschleierten Mann". — Else Models Kindergeschichten eignen sich besonders für 10—13jährige Mädchen. Sie werden gekennzeichnet durch einen seltenen Glauben an den guten Kern eines jeden Menschen und eine starke Frömmigkeit, begnügen sich nicht mit dem Erzählen äußerer Ereignisse, sondern beschäftigen sich in liebevoller Weise mit dem Leben junger Menschenseelen. Besonders die Erzählung „Miteinander" ist recht gut gelungen. — Die sieben Bände eignen sich durchweg für alle Büchereien. Elisabeth **Wernecke** (Stettin).

3. Erzählungen.

Defoe, Daniel: Robinson Crusoe. Köln: Schaffstein 1926. 310 S. Lw. 8,—.

Schaffsteins Robinson-Ausgabe, die G. W. Rößner mit farbigen Bildern und Zeichnungen reich und dem seltsamen Buch angemessen geschmückt hat, enthält nicht nur die allen bekannte Geschichte des Schiffbrüchigen bis zu seiner Heimkehr, sondern auch seine in einem zweiten Bande erzählten Erlebnisse anläßlich eines neuen Besuches seiner Insel und deren Geschichte. Sie ist also bedeutend reichhaltiger als die landläufigen Jugendausgaben und zeichnet sich durch eine klare Kapiteleinteilung und vorzüglichen Stil aus, in dem alle für Kinder ungeeigneten Schwierigkeiten der dem zweiten Teil zu Grunde gelegten ältesten deutschen Übersetzung beseitigt sind. Druck, Papier und Einband sowie die schönen Bilder machen die Ausgabe für Kinderlesehallen, Jugendbüchereien und Volksbüchereien sehr geeignet. Vom 12. Jahre an. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Freytag, Gustav: Das Nest der Zaunkönige. Mit Bildern u. Einb. von Heinrich Reifferscheid. Köln: Schaffstein 1926. 310 S. Hlw. 6,50, Lw. 7,50.

Aus der Reihe der Freytagschen „Ahnen" bringt der Verlag Schaffstein eine sehr geschmackvoll und gediegen ausgestattete Jugendausgabe des zweiten Bandes, der ein Bild deutschen Lebens zu Anfang des 11. Jahrhunderts gibt. Gutes Papier, schöner Druck, stabiler Leinenband, Bilder in leuchtenden, klaren Farben, edel und einfach in den Linien, das alles sind Vorzüge gegenüber manchen anderen Ausgaben, die zwar nicht halb so viel kosten, aber auch einen eingehenden Vergleich mit der vorliegenden nicht immer aushalten. Von 14 Jahren an, da ungekürzt auch für Erwachsene überall in Büchereien gut verwendbar, wenn man nicht vor dem Preise zurückschreckt.
Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Götz von Berlichingen: Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Gekürzte Ausg. Köln: Schaffstein 1926 (Blaue Bändchen 169). 78 S. 0,55.

Diese einfache und ungeschminkte Darstellung eines von Jugend auf reich bewegten Ritterlebens, in das die großen Zeitereignisse Reformation, Bauernkrieg, Türkenkrieg ihre Schatten werfen, wird der Jugend als Gegengewicht gegen manche allzu romantische Rittererzählung guttun. Vielleicht ist das Bändchen in dieser geschickt gekürzten Form in Schulen als Klassen- oder Privatlektüre noch reichlich so gut zu gebrauchen wie in Büchereien. Von 12 Jahren an.
Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Hedin, Sven: Dem Untergange nahe. Eine Unglücksreise durch die Wüste Takla-makan. Köln: Schaffstein (Schaffsteins Grüne Bändchen Nr. 30). 68 S. 0,55.

Das kleine für Schülerbüchereien besonders geeignete Bändchen gibt in einem kurzen Auszug aus Hedins Werk „Durch Asiens Wüsten" die bekannte Erzählung von Hedins Todeswanderung durch die Wüste Takla-makan, bei der seine ganze Karawane umkam und er selber nur mit genauer Not wie durch ein Wunder dem Tode entging. K. Schulz (Stettin).

Regner, Martha: Mutter Hannigs Freunde. Wahre Tiergeschichten. Mit Federzeichn. von Walter Klemm. Gotha: F. A. Perthes 1926. 166 S. Hlw. 4,50.

Vieles in diesen sieben Tiergeschichten ist selbst beobachtet und erlebt und einzelne Züge aus dem Leben und den Gewohnheiten der Tiere sind zuverlässigen Quellen nacherzählt, so daß man wohl von „wahren" Tiergeschichten sprechen kann. Am wahrsten und für das Buch am wertvollsten aber ist die liebreiche Teilnahme der Erzählerin an den Freuden und Leiden, den Bedürfnissen und

Schicksalen aller Lebewesen. Für Kinder von 9—12 Jahren, besonders solche, die selbst einmal Tiere aufgezogen haben, wird das Buch eine herzerfreuende Lektüre sein. Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Sonnleitner, A. Th.: Kojas Wanderjahre. Mit Bildern von Fritz Jaeger. Stuttgart: Franckh 1925. 214 S. Hlw. 5,60.
— Kojas Waldläuferzeit. Ebenda. 267 S. Hlw. 5,60.

Die beiden Bände enthalten die Vorgeschichte zu „Kojas Haus der Sehnsucht" (siehe B. u. B. 1924, S. 67 f.). Sie beginnen mit den frühesten Kindheitserinnerungen des Knaben und erzählen von dem harten, recht wechselvollen Schicksal der Familie Lorent. Der trunksüchtige Vater, der die Seinen mehr als einmal vor das Nichts stellt, die schwer sorgende Mutter und die überzarte, dabei aber unnatürlich leistungs- und aufopferungsfähige Schwester Agi, das sind die Gestalten, zwischen denen der lebhafte, für alle Eindrücke empfängliche Koja aufwächst. Manches weltanschaulich Wertvolle und reiche naturwissenschaftliche Kenntnisse sind in gefälliger Form der Erzählung eingefügt. Dagegen wirkt das ewige Auf und Nieder der sich oft wiederholenden Handlung ermüdend. Frische und Ursprünglichkeit müssen besonders im zweiten Bande oft einem schulmeisterlich-lehrhaften Ton weichen. Das Werk ist aber deswegen nicht abzulehnen, sondern eignet sich für die Jugend von etwa 12 Jahren an, auch für einfache erwachsene Leser.
Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Tiergeschichten. 1. 2. Hamburg-Großborstel: Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1925 (Hausbücherei 66/67). 118 und 115 S. Hlw. je 1,—.

Bei dieser kleinen Sammlung ist die Zusammenstellung des zweiten Bändchens weitaus besser geglückt als die des ersten. Die Reihenfolge der Erzählungen, die mit zwei ernsten Bildern von Huggenberger und J. V. Jensen anhebt, mit Kellers „Spiegel das Kätzchen" ein prächtiges Stück Humor zu Wort kommen läßt und mit Buddes köstlich-komischem „Mannickerle und Mannuckerle" ausklingt, gewährleistet einen einheitlichen Eindruck. Dagegen zwingt der erste Band mit seinen starken Gegensätzen zu einem Hin und Her zwischen widerstreitenden Stimmungen. Die erschütternde Erzählung Busses von dem alten Antwerpener Raubtierwärter, der seine Tiere unter dem Zwange des Krieges nutzlos zum Opfer gebracht sieht, wird sehr ungeschickt von Löns' humoristischem „billigen Sonntag" und Lienerts in seiner Breite bei aller Komik läppisch wirkendem „Lützelweißchen" eingerahmt, das man gern entbehrt hätte. Bonsels und Ebner-Eschenbach leiten den Band ganz eindrucksvoll ein. Bei der gänzlichen Bilderlosigkeit des ersten Bandes sind die drei bläßlichen Zeichnungen im zweiten Band nicht recht am Platze. Auch das Papier läßt zu wünschen übrig. Trotz all dieser kleinen Mängel wird man die Sammlung in mittleren und kleinen Büchereien einstellen können, da sie besonders für Jugendliche geeignet ist. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Deutsche Weihnachtsgeschichten. Zusammengestellt von Max Recke. Hrsg. von der Lit. Vereinig. des Berliner Lehrervereins. Berlin: F. Schneider 1926. 104 S. Kart.

Acht weihnachtliche Erzählungen und Märchen namhafter Schriftsteller (W. Fischer-Graz, Paula Dehmel, Th. Niese, H. Löns, Ad. Schmitthenner, H. Dillinger und M. Jungnickel) vereinigt das Bändchen. Es sind ernste und heitere Stücke darunter, für große und kleine Leute. Vier der Geschichten haben je ein Buntbild, von denen am originellsten das zu „Puck Kraihenfoot" von Löns ausgefallen ist. Man vermißt nur gerade unter dem Titel „Deutsche Weihnachtsgeschichten" eine der schönsten und literarisch wertvollsten: Schmitthenners „Friede auf Erden". Vielleicht hätte man dafür auf eine andere, etwa Jungnickel: „Im Dorf", verzichten können. Der vorliegende Band ist das Gegenstück zu dem im gleichen Verlag erschienenen „Deutschen Weihnachtsbuch", das nur Gedichte enthält. In allen Büchereien zu gebrauchen. Von etwa 9 Jahren an.
Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

4. Belehrende Schriften.

Günther, Hanns: Wanderungen im Radioreich. Stuttgart: Franckh 1926. Mit zahlr. Abb. 144 S. Lw. 4,80.

Ein Buch vom Rundfunk für Buben und Mädchen, wie der Untertitel sagt, von dem bekannten und geschätzten Schriftsteller, der auch hier in volkstümlicher und anschaulicher Weise einem jugendlichen Leserkreise die Dinge der drahtlosen Telephonieübertragung näherbringt. Von Ätherwellen, Antenne und Erde, Detektor, Primär- und Sekundärempfang, Verstärkerröhren, Detektorröhren, Batterien, Fernhörern u. a. wird dem Leser erzählt und ihm das zu Erläuternde an ganz eigenartigen Zeichnungen veranschaulicht, in denen Elektronen als kleine Männchen auftreten und auf diese Weise jene sonst schwer verständlichen Dinge ins greifbar Lebendige übersetzen, ein Weg, der für jugendliche Leser ausgezeichnet ist. Nur will mir nicht gefallen, daß an Stellen, wo dies nicht geht (Detektor, Fernhörer), dieselben Männchen als allegorische Nebenfiguren benutzt werden. Für Jugendliche von 12—16 Jahren sehr geeignet. Conrad Barth (Stettin).

Klöden, Karl Friedrich von: Jugenderinnerungen. Gekürzte Ausg. Köln: Schaffstein (Blaue Bändchen 171). 80 S. 0,55.

Gedacht ist diese stark gekürzte Ausgabe in erster Linie für Volks- und Fortbildungsschulen, um der heranwachsenden Jugend die Gestalt eines jungen Deutschen nahezubringen, der mit brennendem Wissensdrang, zähem Willen und starken sittlichen Kräften begabt, sich aus kümmerlichsten Verhältnissen emporarbeitete zum berühmten Schulmann und Naturwissenschaftler. Den düstern Hintergrund für dieses Leben bildet das Preußen der napoleonischen Zeit. Für Büchereien wird ja im allgemeinen eine etwas umfangreichere Ausgabe zu empfehlen sein, aber auch das Schaffstein-Bändchen ist dort für Jugendliche von etwa 13 Jahren an zu gebrauchen. Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Schiff ahoi! Ein Jahrbuch über Natur, Sport und Technik. Bd. 2. Stuttgart: Franckh 1926. Mit 350 Bildern, darunter mehrere farbige Tafeln. 288 S. Lw. 6,50.

Ein Buch, das man Jugendlichen von etwa 14 Jahren an sehr gern in die Hand geben wird. Die Zusammenstellung der einzelnen Aufsätze ist psychologisch sehr geschickt aufgebaut worden. In buntem Wechsel treten an den Leser heran Einzeldarstellungen aus dem Gebiet der Naturwissenschaft, der Technik und des Sportes, untermischt mit anregenden Aufgabestellungen aus der angewandten Rechenlehre. Vorausgeschickt sind einige Erzählungen, die in erster Linie, dem Alter der Leser angepaßt, spannend und phantasievoll sind, teilweise aber auch einen erziehlichen Hintergrund haben, der sich jedoch nicht hervordrängt. Bei allen Darstellungen muß die anschauliche Sprache lobend hervorgehoben werden, die sich durchaus den Vorstellungsinhalten von Jugendlichen anzupassen weiß. Ebenfalls werden die Abbildungen, von denen einige den bekannten Kahn-Werken über das Leben des Menschen entnommen sind, in hohem Maße die jugendlichen Leser fesseln können. — Das Buch ist besonders für naturwissenschaftlich-technisch interessierte Jugend sehr zu empfehlen. Conrad Barth (Stettin).

Spiel und Scherz fürs Kinderherz. Ein Hilfsbuch für Eltern, Erzieher, Hortnerinnen und Spielleiter. Gesammelt von Paul Göckeritz. Dresden: Laube 1926. 253 S. Lw. 3,50.

Dies Beschäftigungsbuch enthält bekannte Kinderreime, Rätsel, Anweisungen zu Spielen, Gedichte zum Aufsagen für alle möglichen Gelegenheiten, kleine dramatische Szenen, Lieder, Singspiele und kindliche Volkstänze. Alle diese Gruppen sind reichhaltig und brauchbar. Nur unter den Gedichten zum Aufsagen finden sich einige der üblichen Geschmacklosigkeiten. Sehr verfehlt erscheint dagegen der Abschnitt „Geschichten und Anekdoten für Kinder". Hier muß es heißen „*Von* Kindern", und verstanden und belacht werden können sie also nur von Erwachsenen. Davon abgesehen kann das Büchlein jedoch nur empfohlen

werden, da es in handlicher knapper Form, praktisch und solide gebunden, für kinderreiche Mütter, Hortnerinnen und Kindergärtnerinnen recht viel bietet.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Das Wunderbuch für unsere Kleinen. Die erste Einführung in Welt und Weltall. Geschildert von Hedwig Lohß. Farbig ill. von Eugen Oßwald. Stuttgart: F. A. Perthes 1926. 223 S. Lw. 8,—.

Das Buch hält wirklich in jeder Beziehung, was sein Titel verspricht. Es begleitet das kleine Kind, wohin es auch immer im Laufe des Tages in Frühling, Sommer, Herbst und Winter kommen kann, bald erzählend, bald in Versen, bald fragend oder erklärend. Geist und Gemüt der Kleinen sollen nicht stumpf alles als selbstverständlich hinnehmen, sondern offen und empfänglich gehalten werden für das, was sie umgibt. Das Wachsen der Pflanze, das Werden eines Schmetterlings, der Wald mit all seinem Leben und manches andere in der Natur, dann aber auch die Errungenschaften der Technik oder das bunte Treiben auf einem Bauernhofe, die Tiere im Zoo, das Weihnachtsfest, der Sternenhimmel, das alles und noch mehr breitet hier vor dem Kinde seine Wunder aus. Wie zu einem reichen Mosaikbilde fügen sich die einzelnen Stücke zusammen, und doch kann man jeden der Steine aus dem Ganzen lösen und für sich allein betrachten. Das tun ja auch Kinder immer gern, und dazu helfen ihnen die vielen überaus charakteristischen, deutlichen und echt kindlichen Bilder, sobald sie dann aber selbst lesen können, auch ein am Schluß angefügtes „Verzeichnis der Wunder". Der Text ist zum größten Teil von Hedwig Lohß, die andern Stücke stammen von verschiedenen älteren und neueren Verfassern. Lehrreich und unterhaltend zugleich, ein prächtiges Buch für 4—7jährige, sowohl Land- wie Stadtkinder.

Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Das große Wunderbuch. Dargestellt von Otto Zimmermann. Stuttgart: Perthes 1926. Mit 220 Bildern und 4 farb. Tafeln. 240 S. Lw. 8,—.

Von den seltsamen und eigenartigen Dingen, welche durch wissenschaftliche Forschungen dem Menschen offenbar wurden, will das Buch sprechen. Der Umstand, daß die rätselvollsten Tatsachen dem an Überraschungen aller Art gewöhnten Gegenwartsmenschen bald zu den Alltäglichkeiten gehören, über die sich niemand mehr wundert, bringt ja noch lange nicht mit sich, daß jene Rätsel dadurch verständlicher werden. Das vorliegende Werk hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Lesenden wieder an die Quelle des Staunens zu führen, indem es ihm keine platten „Erklärungen" bringt, die nur die Selbstgefälligkeit des Lesers über sein nunmehr vervollständigtes Wissen fördern würden, sondern indem es in ihm zu eigenem Weiterdenken anregende Fragen auszulösen sucht. — Von wunderbaren Erscheinungen des Sternenhimmels geht der Weg über die seltsame Formenwelt der Meeres- und der Landtiere, führt zu eigenartigen Lebewesen des Pflanzenreichs, zu merkwürdigen Gestaltungen und Vorgängen, die durch Erd- und Wassergewalten hervorgerufen wurden, um dann auf das Gebiet der Technik überzuleiten, in deren Hochleistungen wiederum Wunderbares entgegentritt. Nach einigen Zahlenscherzen schließt das Buch mit der Betrachtung von sinnreichen Einrichtungen des Menschenkörpers, die ein zweckvolles Zielstreben der Natur ahnen lassen. — Die sehr zahlreichen und guten Abbildungen gereichen dem Werk zum Schmuck und steigern vorzüglich die Anschaulichkeit des Inhaltes. Um den verschiedenen Abschnitten eine Verbindung zu geben, ist ein junger Mensch „Amandus" gewählt worden, der als Träger der Handlung auftritt und dem alle jene Wunder selbst begegnen; allerdings wird die dadurch geschaffene Verknüpfung immer etwas oberflächlich bleiben müssen, so daß sie wohl ohne Schaden hätte entbehrt werden können. Das Werk ist in der Ausstattung bis auf das vorbeigelungene Vorsatzpapier sehr gut. Für Jugendliche von 14 Jahren aufwärts und für alle Jugendbüchereien geeignet.

Conrad Barth (Stettin).

Kleine Mitteilungen.

Verband Deutscher Volksbibliothekare. Entschließung des Gesamtvorstandes (vertreten durch Prof. Dr. Fritz als Vorsitzenden und Fräulein Dr. Nathan, Dr. Kemp, Dr. Reuter, Setzer und Dr. Waas):

Der Gesamtvorstand hat sich in der Sitzung vom 23. Oktober mit den aus Anlaß des Sächsischen Büchereikonfliktes eingebrachten Anträgen befaßt. Er verwirft einstimmig aufs schärfste die von der Arbeitsgemeinschaft Sächsischer Büchereien angewandten Methoden, mit persönlichen Anwürfen und Verdächtigungen sachliche Meinungsverschiedenheiten auszutragen. Er nimmt zur Kenntnis, daß Herr Dr. Löckle (laut Schreiben vom 20. Oktober) beim Rat der Stadt Dresden ein Disziplinarverfahren gegen sich eingeleitet hat, in das Herr Peter Bultmann einbezogen werden soll. Der Vorstand wird nach Beendigung dieses Disziplinarverfahrens in der Sache eine Entscheidung treffen. Er erwartet, daß bis zur endgültigen Erledigung der Angelegenheit die beteiligten Herren der Arbeitsgemeinschaft Sächsischer Büchereien von der Ausübung ihrer Rechte als Mitglieder des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare Abstand nehmen.

Anmerkung der Schriftleitung: Dieser Erklärung zu dem Streite, der zum Schaden des Ansehens unseres Standes weit über die engere Fachwelt hinaus die Gemüter erregt hat, kommt zunächst lediglich formelle Bedeutung zu. Seine endgültige Erledigung ist damit leider nicht gegeben und hat nach Lage der Dinge wohl auch nicht gefunden werden können. Hoffentlich werden die Fachgenossen und, im dringenden Interesse unseres Standes, die Öffentlichkeit nunmehr solange mit der Zusendung neuer Druckschriften von beiden Seiten verschont, bis das Material für die Beurteilung der Handlungsweise auch der Gegner der Arbeitsgemeinschaft Sächsischer Büchereien lückenlos vorliegt und der Verband als Standesvertretung sein endgültiges Urteil gesprochen hat.

Verband Deutscher Volksbibliothekare. Entschließung des Vorstandes bezüglich der Wahl Lic. Moerings zum Leiter der Städtischen Volksbüchereien Breslau:

Nachdem es bekannt geworden war, daß die Breslauer Stadtverwaltung beabsichtige, Herrn Pastor Lic. Moering zum Leiter der Städtischen Volksbüchereien vorzuschlagen, hatte sich der Vorsitzende des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare veranlaßt gesehen, den Magistrat der Stadt Breslau auf das Bedenkliche dieser Absicht nachdrücklich aufmerksam zu machen. Inzwischen ist die Wahl des Herrn Pastor Moering erfolgt. Die Tatsache, daß ein Nichtfachmann zum Leiter des Volksbüchereiwesens einer Großstadt berufen worden ist, bekundet eine Auffassung von Beruf und Stellung des Volksbibliothekars, die seit langem als überwunden betrachtet werden konnte und gegen die wir uns wenden müssen. Die Entwicklung der letzten 30 Jahre hat klar und deutlich gezeigt, daß eine wirkliche Förderung des Volksbüchereiwesens nur möglich ist, wenn die Arbeit von eigens für diesen Zweck vorgebildeten und geschulten Kräften getragen wird. Überdies muß unser Beruf des qualifizierten Nachwuchses verlustig gehen, sobald die wichtigsten Posten durch Nichtfachleute besetzt werden. Männer und Frauen, die ihre ganze Lebensarbeit in den Dienst der Volksbüchereiarbeit gestellt haben und aus der restlosen Erfüllung der gestellten Bedingungen bevorrechtete Ansprüche erheben können, werden auf diese Weise schwer geschädigt.

Der Verband Deutscher Volksbibliothekare sieht sich daher genötigt, um die folgerichtige Linie in der seit drei Jahrzehnten mit Aufopferung und Hingabe gepflegten Büchereiarbeit zu wahren und die Berufsinteressen der in ihm vertretenen Mitglieder zu schützen, seine ernsten Bedenken gegen die Wahl des Herrn Pastor Lic. Moering zum Ausdruck zu bringen.

Im Namen des Vorstandes des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare.
(gez.) Prof. Dr. Fritz, I. Vorsitzender, Direktor der Berliner Stadtbibliothek.

Mündliche Buchbesprechungen. Eine neuartige Methode der Bildungspflege verdient weiteste Beachtung: In München finden seit diesem Herbste (bei freiem Eintritt!) mündliche Buchbesprechungen statt, die eine Übersicht über die wichtigsten Neuerscheinungen auf geschlossenen Gebieten des Geisteslebens bieten sollen. In erster Linie wird dies der Belebung des Büchermarktes dienen (wie

Verlag und Buchhandel hoffen); damit wäre aber eine Belebung und Vertiefung der Bildungspflege verbunden.

Die zwei bisherigen Abende erlauben natürlich noch kein abschließendes Urteil über Methode und Wirkung. Als methodisch verfehlt muß der erste Abend über Dramatik gelten, da der Referent Tim Klein statt einer Besprechung von dramatischen Neuerscheinungen einen an sich äußerst geistvollen, großzügigen Überblick über das Drama seit Ibsen gab.

Methodisch weitaus wirksamer entledigte sich Hans Brandenburg seiner Aufgabe, über Lyrik und Versdichtung zu sprechen. Seinem weitgespannten Überblick über das Wesen der Lyrik und über die deutsche Lyrik ließ er eine ausgezeichnete, dichterisch einfühlende Erläuterung des Abendliedes von G. Keller folgen. Hierauf trug er eine Anzahl moderner Gedichte von meist unbekannteren Dichtern vor, um so Anreiz zu eigenem Lesen zu erregen.

Diesen bisherigen, sehr zahlreich besuchten und beifällig aufgenommenen Abenden werden weitere folgen, zunächst über: Jugendschriften, Heimatliteratur, Roman, Philosophie, Geschichte, Geographie, Literaturgeschichte und Theater.

Wenn auch anfangs Schwankungen der Wirksamkeit dieser Veranstaltungen — je nach der methodischen Fähigkeit der Referenten — in Kauf genommen werden müssen, so ist doch der Plan dieser mündlichen Buchbesprechungen lebhaft zu begrüßen. Es wäre zu wünschen, daß Münchens Aktivität im Sinne einer Belebung und methodischen Bereicherung der Bildungspflege auch auf andere Städte übergreifen möge. Dr. H. Schmeer (München).

Bekanntmachung betr. Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst usw. Die nächste Prüfung findet Donnerstag, den 17. März 1927 und an den folgenden Tagen in der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin statt. Da eine große Zahl von Prüflingen zu erwarten ist, wird es wieder nötig werden, die Prüfung in zwei — unmittelbar aufeinanderfolgende — Teile zu zerlegen; Beginn der zweiten Prüfung etwa am 28. März.

Gesuche um Zulassung zu einem der beiden Termine sind nebst den erforderlichen Papieren (Prüfungsordnung vom 24. März 1916 § 5) spätestens am 17. Februar 1927 dem unterzeichneten Vorsitzenden, Berlin NW. 7, Unter den Linden 38, einzureichen. Die Verteilung der Prüflinge auf die beiden Termine bleibt vorbehalten.

In den Gesuchen ist auch anzugeben, auf welche Art von Schreibmaschinen der Bewerber eingeübt ist. Von hier aus können nur Adler-Maschinen (Universaltastatur) zur Verfügung gestellt werden; Bewerber, die eine andere Maschine benutzen wollen, haben sich diese auf ihre Kosten selbst zu beschaffen.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission
Kaiser.

Der bisherige Bibliothekar Dr. Wolfgang van der Briele wurde zum Direktor der Stadtbücherei Elberfeld ernannt.

Hindenburg O.-S. Unter der Leitung des Bibliothekars an der Magistratsbücherei in Hindenburg O.-S., Friedrich Kaminsky, hat sich dort eine Heimatstelle gebildet, die unter enger Fühlungnahme mit den örtlichen Büchereien und allen in der Volksbildungspflege arbeitenden Vereinen durch acht Arbeitsgruppen das gesamte Gebiet der Heimatkunde und seine bildungspflegliche Auswertung betreiben soll. Da eine Anzahl der zusammengezogenen Arbeitsgruppen bereits längere Zeit einzeln bestanden und sich in wertvoller Arbeit bewährt haben, so ist zu erwarten, daß die neue Heimatstelle, die einem wirklichen Bedürfnis nach Zusammenfassung und nicht der herrschenden Organisationswut ihr Dasein verdankt, in dem unmittelbar an der polnischen Grenze gelegenen Gebiet wertvolle kulturelle Arbeit leisten wird.

Buchhändlerische Verlustlisten. Im 1. Heft des vorigen Jahrganges haben wir eine Liste von Büchern veröffentlicht, die uns in unserer Volksbüchereiarbeit fehlen, weil sie im Buchhandel völlig vergriffen sind. Im 4. Heft des vorigen Jahrgangs haben wir diese Liste fortgesetzt und auch gleich von den ersten Erfolgen unserer Wiederbelebungsversuche berichten können. Wir wollten nun in

diesem Hefte neue Verlustlisten bringen und von neuen Erfolgen bezw. von dem Stand unserer Verhandlungen mit verschiedenen Verlagen eingehend berichten. Infolge der schweren Erkrankung unseres Spezialmitarbeiters, Herrn Rosin, ist es jedoch nicht möglich gewesen, den Artikel vollends druckfertig zu machen. Wir hoffen, ihn dann im nächsten Heft bringen zu können.

Offene Stellen. Plauen: Bibliothekar (siehe Anzeigenteil).
Flensburg: Büchereiassistentin (siehe Anzeigenteil).
Hildesheim: Büchereiassistentin (siehe Anzeigenteil).

Lesefrüchte.

Zur Psychologie der Schundliteraturwirkung. Aus einem Brief von Hans Thoma vom 26. Juli 1914:

„Ich bin ja kein Studierter, auch kein Schulmann, der die Kulturverhältnisse in dem, was sie fördert und hindert, überschauen kann, aber ich muß sagen, daß ich über die Schundliteratur nie so unbarmherzig den Stab brechen konnte, wie es sich zu gehören scheint bei jemand, der um das Wohl des Volkes besorgt ist. Ich konnte den Einfluß nie für so gar gefährlich halten. Das liest sich und vergißt sich!

Dabei bin ich auch ein Zweifler, ob die Lesebildung nicht doch zu sehr überschätzt wird, der Einfluß, den das Gelesene macht, nicht gar zu wichtig genommen wird. Die Robinsonaden, die Helden- und Rittergeschichten, die Indianer kommen der Phantasie des Knaben, welcher der Enge entfliehen will, entgegen. Sie erfüllen seine Seele mit edlen Gefühlen, was kümmert er sich darum, ob das unkünstlerisch ist, was er liest. Ja solche Geschichten führen ihn wohl über manches gefährliche, dumpfe Dahinbrüten hinweg, was die Jugend bedrohen kann.

Auch den armen Dienstmädchen und Arbeiterinnen hilft das Lesen der Schundromane oft über ihr einförmiges Dasein hinweg und, wenn auch nur auf kurze Zeit, fliegt ihre Phantasie. Das ist ja einerlei, ob wir auch das Werkzeug zum Fluge für einen Besenstiel halten — das Fliegen ist die Hauptsache, und das mag wohl manchmal an das Künstlerische streifen. Wenn nun eine arme Magd von einem Erzbetrüger, einem Galgenstrick liest, so mag sie wohl denken: „Gott sei Dank, daß mein Heinrich so ein guter Mensch ist!" — Künstlerisch und unkünstlerisch hat ihr nicht allzuviel zu bedeuten, nur für den, der das Künstlerische herausfühlen kann, hat es Wert.

Ich meine auch, das sind nicht die schlechtesten Frauen geworden, nicht die übelsten Männer, die in ihrer Jugend bei den rührseligen Geschichten Christoph von Schmids Tränen der Wehmut vergossen haben."

Im Anschluß an diese Äußerungen Hans Thomas ist ein Blick auf das dichterische Beispiel besonders reizvoll, das Huggenberger in seinem trefflichen Roman „Die Bauern von Steig" gibt. Er erzählt dort von einem alten Bauernknecht Christoffel, der dem Helden der Geschichte (dem erdichteten Ich-Erzähler) als höchsten Vertrauensbeweis „sein Buch" zeigt. Dieser berichtet:

„Christoffel krabbelte den Schlüssel hinterm Wandkasten hervor und öffnete umständlich seine alte Kleiderkiste. „Mein Buch mußt du jetzt noch sehen," sagte er. „Wenn du es lesen magst, kannst du noch heute abend damit anfangen. Nur muß es den Tag durch immer in der Kiste eingeschlossen sein, ich weiß schon warum." Er hatte jetzt den dicken Lederband ans Licht gebracht, sorgfältig aus seiner Verpackung herausgeschält und wies ihn mit Genugtuung vor. „Das Buch hat mich fast vier Wochenlöhne gekostet; aber es ist den Preis wert. Zuerst sind es lauter kleine Hefte gewesen, von denen mir jeden Sonntag eines extra auf der Post zugeschickt worden ist damals, als ich noch im Badischen Melker war. Immer hat es auf der Adresse „Wohlgeboren" geheißen. Natürlich, man kann doch überall wissen, daß ich aus rechter Familie bin. Der Buchbinder Wenk in Urien hat mir dann nachher alles eingebunden, auch die Bilder. Nicht jeder hätte

das fertiggebracht wie der Wenk. Seine erste Frau und meine selige Mutter sind noch ein wenig verwandt gewesen, drum hab ich ihm den Verdienst zugehalten." Er las mir den Titel des Buches vor: „‚Isabelle, Spaniens verjagte Königin. Ein Roman und doch kein Roman. Von einem Eingeweihten.' Also wahr," betonte er nachdrücklich. „Was hab' ich von einer Geschichte, die Wort für Wort erstunken und erlogen ist? Und was da alles für Dinge drinstehen!" Er dämpfte seine Stimme ein wenig und zählte mit innerstem Behagen auf: „Sieben Ehebrüche, davon zwei im ersten Kapitel, man braucht nicht erst weit zu lesen. Zuerst hab' ich's zwar immer nur auf fünf gebracht; das geht jedem so. Nämlich, wenn du von Grafen und Fürstlichkeiten liesest, das sind nicht einfach Menschen wie wir: da geht alles dermaßen nobel zu, daß unsereiner im Anfang ganz dumm davorsteht und nicht alles gleich auf den ersten Anlauf fassen kann. Überhaupt, das Weibervolk ist in diesem Buch sehr wunderlich, nicht wie ich's daherum kenne. Wenn die Geschichte nicht wahr wäre, würde man an manchem Ort bloß die Hälfte für bar nehmen. Z. B. wenn da irgendwo 18 Klosterfrauen nachts aus ihren Zellen geraubt werden, und es geht ohne allen Lärm zu!" Er klappte das Buch triumphierend zu und versorgte es umständlich. „Du wirst deinen Spaß haben, gewiß! Glaubst du, ich nehme das Buch umsonst jedes Jahr drei- bis viermal durch? — Die Isabella muß ein sehr schönes Frauenzimmer gewesen sein. Aber heiraten hätte ich sie doch nicht mögen. Sie hätte auch nicht ganz zu mir gepaßt. Die Hauptsache ist immer: das Buch nie liegen lassen, gelt! Uns macht so etwas ja nichts. Aber fürs Weibervolk ist das schädlich."

Verantwortlich für die Redaktion: I. V. Dr. E. Ackerknecht, Stettin, Stadtbücherei.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 28. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1927

7. Jahrgang + Heft 2

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint im Jahre 1927 in 6 Heften im Gesamtumfang von 24 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang G.-M. 9.—. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Verbandes deutscher Volksbibliothekare" und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B." ausschließlich durch die Vertriebsstelle der „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Grüne Schanze 8 — Stadtbücherei (Postscheckkonto: Stettin 9036. Verband pommerscher Büchereien) zum Vorzugspreis von G.-M. 5.— für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist die **Stadtbücherei Berlin** (C 2, Breite Straße 37). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Verband deutscher Volksbibliothekare. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien. 6. Verband niederrheinischer Büchereien. 7. Verband der Büchereien der Grenzmark Posen-Westpreußen.

Inhalt dieses Heftes:

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte:

Barth, Volksorganisches Denken.
Biedermann, Vom Theaterspielen. VI.
Horstmann, Sammelbesprechung Ompteda.
Kander, Grenz- und Auslanddeutschtum.
Kunstmann, Sammelbesprechung Alice Berend.
Sauer, Die Erd- und Völkerkunde in der Volksbücherei.
Schuster, Weltanschaulich gebundene Bildungspflege.

Mitteilung an unsere Leser.

Die Fülle des für Heft 2 vorliegenden Manuskriptes hat Verlag und Redaktion in Erwägung ziehen lassen, ein Doppelheft herauszugeben. Die im Vorjahre damit bei der Leserschaft gemachten Erfahrungen bewogen uns aber, darauf zu verzichten. Vielmehr beabsichtigen wir, dem zweiten Heft sofort das dritte folgen zu lassen. Es wird voraussichtlich Mitte Mai erscheinen.

Bücherei und Bildungspflege
Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 7 1927 Heft 2

Die erzieherische und bildende Bedeutung der Lebenserinnerungen.

Von Dr. Richard Koch (Schneidemühl).

Mit der Bedeutung der Lebens**erinnerungen** wollen sich die folgenden Zeilen befassen, die das Ergebnis längerer Beobachtungen aus der Praxis eines vorwiegend ländlichen Büchereiwesens sind.

Die Lebens**erinnerung** stellt in dem umfassenderen Gebiet der Lebens**beschreibung** die Gruppe der **Selbst**darstellungen, der **Selbst**biographien dar, die aus eigenem Erleben, eigenem Erinnern heraus vom Verfasser aufgezeichnet sind.

Das Bedürfnis, den eigenen Lebenslauf oder einen zeitlich begrenzten Teil desselben (**Jugend**erinnerung) aufzuzeichnen und ihn der Mit- und Nachwelt zur Lektüre zu überliefern, ist von jeher, nicht nur in der deutschen Literatur, recht lebhaft gewesen. Aus der Fülle der vorhandenen Darstellungen kommen für die Volksbüchereien nur die Erinnerungen in Frage, deren innere und äußere Geschehnisse, die ja den Inhalt des behandelten Lebensabschnittes ausmachen, sich in irgend einer Beziehung über das alltägliche Leben des Durchschnittsmenschen hinauserheben und somit Anspruch auf Beachtung bei den Mitmenschen erringen können.

Zum Vorwurf hat die Lebenserinnerung, wie bereits angedeutet, die Darstellung eines Lebensablaufs oder eines zeitlich beschränkten Teils desselben. Hierin berührt sie sich weitgehend mit der erzählenden Literatur, insbesondere dem Roman, jedoch mit dem Unterschied, daß dieser, seine Gestalten, seine Handlung das Produkt schöpferischer dichterischer Phantasie sind, während der Lebenserinnerung, den in ihr auftretenden Personen, ihrer äußeren und inneren Handlung ein wirkliches Erleben zu Grunde liegt.

Dies Schöpfen aus dem wirklichen Leben gibt der Lebenserinnerung dem Roman gegenüber ein entschiedenes Übergewicht, besonders bei einfachen, naiven, unverbildeten Lesern. Es gibt eine gar nicht so geringe Leserzahl, welche den Roman als nicht der Wahrheit, nicht der Wirklichkeit entsprechend oder als zu weichlich, zu süßlich, zu sentimental ablehnt. Diese Ablehnung äußert sich in städtischen Büchereien in einer starken Nachfrage dieser Lesergruppe nach Reisebeschreibungen oder, wenn es hoch kommt, nach den stark realistischen Werken eines Zola und Genossen. Auf dem Lande gibt sich diese Ablehnung teils in derselben Weise kund, teils durch eine passive Haltung der Bücherei gegenüber, wenn nicht gar durch strikte Ablehnung der Bücherei.

Betrachten wir einmal diese den Roman ablehnende Lesergruppe, so werden wir die Erfahrung machen, daß sie sich fast ausschließlich zusammensetzt aus männlicher Arbeiterschaft und männlicher Bauernschaft, also aus Schichten, die hart mit dem Leben zu kämpfen haben und stark auf die Wirklichkeit des Lebens eingestellt sind. Es ist psychologisch durchaus begreiflich, daß dies äußere Ringen mit dem Leben, dies Eingestelltsein auf die Wirklichkeit, auf das Reale sich auch in der Lebensauffassung und Lebensanschauung dieser Leute, also nach der geistigen Seite hin, kundgibt und zwar in der Lektüre durch Ablehnung des Romans als Phantasieprodukt und durch Bevorzugung solcher Werke, die wirkliches Leben, wirkliches Erleben darstellen.

Aus dem bisher Gesagten ist bereits ersichtlich, daß der Büchereileiter in der Abteilung der Lebenserinnerungen ein Instrument in der Hand hat. die Bedürfnisse dieser nur auf die Wirklichkeit des Lebens eingestellten Lesergruppen zu befriedigen. Und darüber hinaus ist bei der nahen Verwandtschaft von Lebenserinnerung und Roman durchaus auch die Möglichkeit gegeben, diese Leser von der Lebenserinnerung aus dem Roman zuzuführen. Es wird sich empfehlen, hier zur Überleitung besonders solche Romane zu nehmen, welche die betreffenden Leser stofflich fesseln. Ich denke bei unserer Landbevölkerung nicht zuletzt an den „Büttnerbauer" von Polenz, den „Schulzen von Wolfenhagen" von Schröer und den „Amerika-Johann" von Moeschlin, Bücher, deren Handlung so voll und ganz aus dem Leben herausgegriffen ist, daß sie mir in erster Linie geeignet erscheinen, die Rolle der Vermittlung zwischen Lebenserinnerung und Roman zu übernehmen.

Aber hiermit ist die bildungspflegliche Bedeutung der Lebenserinnerungen bei weitem noch nicht erschöpft. Die Tatsache, daß in einer Selbstbiographie ein wirklich gelebtes Leben in all seinen äußeren und inneren Einzelheiten dargelegt wird, zwingt jeden Leser, vorausgesetzt, daß die Darstellung fließend und unterhaltsam ist, diesem Lebenslauf, dessen wirkliches Geschehen ihm ja bewußt ist, bis in die Einzelheiten hinein mit einer größeren Anteilnahme zu folgen, als er sonst Bücher zu lesen pflegt. Entschieden gehoben und gestärkt wird dies Interesse noch durch die in den meisten Fällen gewählte Form der Ich-Darstellung. Diese schließt vom Buch zum Leser ein, ich möchte fast sagen, persönliches Band und trägt zweifellos viel dazu bei, die persönliche Anteilnahme des Lesers zu den dargestellten Ereignissen und darüber hinaus zum Dargestellten, also zur Person des Verfassers, zu wecken und zu stärken. Diese persönliche Anteilnahme des Lesers bewirkt fraglos ein sorgfältigeres, eingehenderes Lesen. Und was es in der Büchereibewegung bedeuten würde, wenn es gelingen könnte, die Leserschaft überhaupt bei jeder Lektüre zu einem solchen bedachtsamen und überlegenden Lesen zu erziehen, das wird jeder Praktiker ohne weiteres ermessen können. Es soll hiermit natürlich nicht gesagt werden, daß die Lektüre der Lebenserinnerungen diese bildungspflegliche Wirkung in jedem Fall haben muß, sondern, daß sie sie haben kann und umso eher haben wird, je mehr es dem Büchereileiter gelingt, den Leser über das Stoffliche hinaus für den wirklichen Kern des Buches zu interessieren.

Sollte es gelungen sein, den Leser durch die Lebenserinnerungen zu einem richtigen Lesen zu erziehen, so wird man unschwer noch einen Schritt weiter gehen und ihn auf Grund dieser eingehenden, sorgfältigen Lektüre auf die inneren Geschehnisse der Handlung, also auf die geistige und gemütliche Seite des dargestellten Lebensablaufs hinlenken und dadurch von einem nur nach äußerlichen Geschehnissen, nur nach Stoff hungerndem Lesen ablenken können.

Wenn so die Lektüre der Lebenserinnerungen auch die Möglichkeit einer Erziehung zum richtigen Lesen bietet, so liegt darin eine so große erzieherische Bedeutung, daß ihnen schon aus diesem Grunde eine wichtige Rolle in der Ausleihepraxis zukommt.

Ein weiteres fast unerschöpfliches Bedeutungsfeld der Lebenserinnerungen ergibt sich aus der Bewertung dieser Bücher, oder besser gesagt, aus der Bewertung der dargestellten Persönlichkeiten als Vorbilder und zwar als Vorbilder auf moralischem, religiösem, sozialem und anderem Gebiet.

Die hohen Beispiele unermüdlichen Strebens, eiserner Pflichterfüllung, nie erlahmender Willensstärke, stillen Sichbescheidens usw. vermögen gerade unter der Voraussetzung eines anteilnehmenden, bedachtsamen Lesens eine gar nicht hoch genug einzuschätzende Wirkung besonders auf noch beeindruckbare jugendliche Gemüter auszuüben.

Einige Beispiele mögen in aller Kürze diese hohe bildende Bedeutung der Lebenserinnerungen darlegen.

Bürgels bekanntes Büchlein „Vom Arbeiter zum Astronomen"*), das literarisch betrachtet fraglos nicht besonders wertvoll ist, ist durch die Fülle menschlich hoher Eigenschaften, die ganz ohne Selbstlob schlicht und einfach als etwas Selbstverständliches dargelegt werden, von hohem bildungspfleglichen Wert. Mit besonderem Gewinn wird es die heranreifende Jugend lesen, die selbst schon im Lebenskampf steht. Ihr wird der Lebenskämpfer Bürgel ein leuchtendes Vorbild sein. Der durch nichts zu beirrende Wille, geistig sich weiterzubilden und die unermüdliche Zähigkeit, mit der er nach 11—12stündiger Fabrikarbeit abends seine Studien betreibt, fast ohne jegliche führende Hand, und wie er nach vielen mühevollen Umwegen schließlich doch sein Ziel erreicht und heute als anerkannter Astronom dasteht, das wird auf jeden nachdenklichen Leser den tiefsten Eindruck machen.

So hoch ich auch die sittliche Wirkung dieses Buches anschlage, so glaube ich doch, daß seine soziale Wirkung noch höher einzuschätzen ist. Bürgels Kenntnis der verschiedenen sozialen Schichten und die darauf fußende durchaus gerechte Beurteilung des Proletariers und des Nicht-Proletariers, und vor allem auch der klare Blick für die in beiden Lagern, dem proletarischen und dem nicht-proletarischen vorhandenen ungerechten und übertriebenen Anschauungen des einen über das andere, die mit schonungsloser Offenheit dargelegt werden, lassen das Buch vorzüglich geeignet erscheinen, Mittel und Wege zur Überbrückung der Klassengegensätze

*) Vgl. 1. Jg. dieser Zeitschr. S. 180.

durch gegenseitiges Sichverstehen nicht nur zu zeigen, sondern vor allem in die Tat umzusetzen.

Eine ganz anders geartete Persönlichkeit, aber nicht minder leuchtendes Vorbild ist Artur Heye in seinem Buch „Unterwegs, Lebensfahrt eines romantischen Strolches"*). Das Buch bietet dem Leser nicht lediglich eine Darstellung eigener abenteuerlicher Erlebnisse, nicht also lediglich rein äußere Handlung, sondern stets auch — und darin liegt der große Unterschied zwischen diesem und vielen anderen abenteuerlichen Erlebnisbüchern — das durch einen eisernen Willen geleitete Streben, sich zu den Höhen der Menschheit emporzuschwingen. Das Buch steht etwa auf gleicher Stufe wie die beiden Bücher von Rosen: „In der Fremdenlegion" und „Der deutsche Lausbub in Amerika"**). Doch scheint mir Heye entschieden die menschlich bedeutendere Persönlichkeit zu sein, deren Wirkung auch auf den Leser eine stärkere, nachhaltigere ist. Auch ist unzweifelhaft bei Heye das geistige Streben mehr betont als bei Rosen, und es bleibt dadurch der Sinn des Lesers nicht lediglich auf der Darstellung der abenteuerlichen Erlebnisse haften, sondern wird mitgerissen zu den geistigen Höhen, die Heye immer wieder zu erreichen strebt und ja auch tatsächlich erreicht.

Ein besonderer, menschlich außerordentlich sympathischer Zug Heyes offenbart sich ganz am Schlusse des Buches in der rührenden, liebevollen Fürsorge für seine alte Mutter. Die Wirkung dieses ethisch so wertvollen Charakterzuges, den man kaum in der wetterharten Persönlichkeit Heyes vermutet hätte, wird auf den Leser nicht gering sein, zumal mit seiner Darstellung das Buch schließt, und dieser Charakterzug dadurch noch eine besondere Betonung erhält.

In die Reihe unserer kolonialen Erinnerungsbücher führt uns das treffliche Werk von Voigt „Du meine Heimat Deutsch-Südwest. Ein afrikanisches Farmerleben"***). Als Vorbild deutscher Treue und emsigen, unermüdlichen Fleißes steht der Farmer Steffens im Mittelpunkt der Handlung. Wie er von der Picke auf dient, wie er trotz aller Mühsal, trotz aller Rückschläge, trotz Seuchen, Krieg und Krankheit mit zäher Energie vorwärts strebt dem Ziel zu, eine eigene Farm zu erringen, und wie er diesen eigenen Besitz dann ausweitet, unermüdlich verbessert und vergrößert, und wie er schließlich im Weltkrieg der Grippe zum Opfer fällt, das ist ohne alle Schönfärberei einfach, ergreifend und mit großer Spannung dargestellt. Unermüdliche Schaffensfreudigkeit, nicht aus Gier nach Geld und Gut, sondern aus reiner lauterer Freude am Schaffen selbst, an der Tat, eine echte Liebe zu der eigenen Scholle, die er sich mühsam aus wüstem Boden erschaffen hat, ein Gefühl tiefer Verantwortung seiner neuen Heimat Deutsch-Südwest gegenüber, der er unter Hintansetzung von Haus und Hof in den Zeiten der Gefahr, in dem Hottentottenkriege und dem späteren Weltkriege, seine ganze Person restlos zur Verfügung stellt, kurz als einer unserer echten deutschen Kolonisten, denen wir die Blüte dieses

*) Vgl. 5. Jg. dieser Zeitschr. S. 357 f.
**) Vgl. 4. Jg. dieser Zeitschr. S. 252.
***) Vgl. 5. Jg. dieser Zeitschr. S. 253.

früher wüsten und unfruchtbaren Koloniallandes zu verdanken haben, steht der Farmer Steffens vor den Augen des Lesers. Besonders die Jugend wird in ihm ein begeisterndes Vorbild deutscher Treue, Mannhaftigkeit, Aufrichtigkeit und tatenfroher Schaffensfreude sehen.

In eine ganz anders geartete Innen- und Außenwelt führen die „Jugenderinnerungen eines blinden Mannes" von Haun*). Rein stofflich betrachtet, erfahren wir hier den Lebensgang eines allmählich Erblindeten, das Leben und Treiben in den Blindenanstalten und werden eingeführt in die ganz anders geartete, nur auf Gehör und Gefühl eingestellte Erfassung der Umwelt durch die Blinden. Die innere Zufriedenheit, das Sichabfinden mit der vom Schicksal auferlegten Beschränkung in der sinnlichen Wahrnehmung der Außenwelt wird bei nachdenklichen Lesern gewiß tiefen Eindruck hinterlassen, der durch die stets optimistische Lebensauffassung des blinden Verfassers und durch seinen feinen, lächelnden Humor noch verstärkt wird. Bewunderung wird auch die zähe Energie Hauns dem Leser abnötigen, mit der er alle Hindernisse überwindet und die ihn schließlich doch das einmal gesetzte Ziel, das Musikstudium, erreichen läßt. Das Buch zeigt so recht deutlich, daß auch bei schwersten Schicksalsschlägen ein sieghafter lebensbejahender Optimismus sich durchsetzen und den veränderten Lebensbedingungen anpassen kann, wenn nur der Wille dazu da ist.

Die bekannten „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" von Wilhelm von Kügelgen schließlich sollen den Abschluß der Betrachtung bilden. Hier ist es nicht der Kampf eines aus engen Verhältnissen hinaus zu geistigen Höhen emporstrebenden Menschen, der dem Leser geschildert wird, sondern echt deutsches, tiefes, frommes Familienleben einer künstlerisch, geistig und gesellschaftlich hochstehenden Familie in den ersten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wird in vielen kleinen Zügen und Erlebnissen mit feinem, stillen Humor dargestellt. Die gepflegte Sprache, die sich nach der Sitte der damaligen Zeit oft und gern des Fremdwortes bedient, macht für einfache Leser die Lektüre dieses Buches etwas schwierig, aber die hohen sittlichen Werte der Darstellung dieses trauten, liebevollen Familienlebens und dieser tiefen, echten Frömmigkeit, machen das Werk zu einem unserer kostbarsten Erinnerungsbücher.

Wenn so versucht worden ist, die umfassende erzieherische und bildende Bedeutung der Lebenserinnerungen darzulegen, so dürfte diese Arbeit eigentlich nicht abgeschlossen werden, ohne als Anhang eine Auswahlliste empfehlenswerter Lebenserinnerungen zu bringen, und zwar eine Liste, die nicht lediglich Titel aufzählt, sondern durch kurze Besprechung und entsprechende Gruppierung des Bestandes den Büchereileitern, vor allem den dörflichen und kleinstädtischen, ein Auswahlführer durch das Gebiet der Lebenserinnerungen ist. Ich bedauere es lebhaft, z. Zt. noch nicht in der Lage zu sein, diesem Mangel abzuhelfen, hoffe aber in absehbarer Zeit, in diesen Heften eine derartige Liste vorlegen zu können.

*) Vgl. 1. Jg. dieser Zeitschr. S. 183.

Neuere Arbeiten zur Literaturgeschichte.

Eine Sammelbesprechung von Dr. Wilhelm Schuster.

2.

Von den drei verwandten Arbeiten von Wien, Hoffmann-Krayer und Schneider ist das Buch von Wien, „Die Seele der Zeit in der Dichtung um die Jahrhundertwende"*) bereits 1921 erschienen und hat auch in diesen Blättern bereits eine Würdigung erfahren. Wenn es hier wiederum aufgeführt wird, so geschieht dies einmal, weil es weder allgemein noch in den fachgenössischen Kreisen die Verbreitung gefunden hat, die es verdient, dann aber aus einem methodischen Grunde. Das Buch bietet nämlich am Beispiele der Literatur um 1900, durch die es einen Querschnitt legt und deren Lebensgefühl und Weltanschauung es in ausgezeichneter Weise bestimmt, lehrreiche Beispiele für die Analyse von Dichtungen. Solche Analyse aber ist lehrbar, wo die für jeden Volksbibliothekar vorauszusetzende seelische Empfindlichkeit für dichterische Werte vorhanden ist, und muß gelehrt und gelernt werden, weil nur hierdurch das gefühlsmäßig Aufgefaßte zu klarer Bewußtheit gesteigert werden kann und Halt und Maßstab findet. Die akademisch vorgebildeten Kollegen sollen das von der Universität her mitbringen, der nichtakademische Nachwuchs, der an Zahl weit voran steht, ist auf Bibliothekarschulen, Kurse von größeren Büchereien und vor allem eigene Arbeit angewiesen. Das beruflich notwendige Lesen zahlreicher, oft widerspruchsvoller und immer sehr ungleichwertiger Buchbesprechungen verwirrt oft mehr, als es festigt, und es hat den noch weit größeren Nachteil, daß die notwendige Kürze der Besprechungen zu dem Irrglauben verführt, man sei mit einem Dichtwerk „fertig", wenn eine ähnlich begrenzte (in Wahrheit flüchtigere) Einsicht gewonnen, wenn man es im groben unter verwandte Erscheinungen nach Stoffkreis und literarischer „Richtung" eingereiht habe. Wir müssen uns ferner immer bewußt bleiben, daß wertvolle Hilfen, wie besprechende Kataloge, Stoffkreisführer und in den Buchkartenapparat eingestellte Hilfen in Form von Übersichtskarten u. dgl., so wünschenswert und notwendig sie in anderer Hinsicht sind, nach dieser Richtung leicht verflachend und mechanisierend wirken können. Eine gute Buchbesprechung ist ja nur ein gedrängter Auszug aus der gewonnenen Erkenntnis, die immer wieder in ihrem ganzen Umfange erlebt und errungen werden will.

Nach einer Übersicht über die literarische Bewegung vom Sturm und Drang bis zum Naturalismus im 1. Kapitel untersucht Wien das Lebensgefühl in der Dichtung um die Jahrhundertwende nach seiner Stellung zur Natur, zum Glauben, zu Masse und Persönlichkeit, zur Liebe und zum Tode, indem er immer vom Beispiel ausgeht, reiche Proben mitteilt, sie analysiert und das Gewonnene dann zusammenfaßt, allenthalben im Leser neue Einsichten weckend und Gefühl und Sinne schärfend. Dabei liest sich das Buch sehr gut, ja reißt stellenweise geradezu

*) Alfred Wien: Die Seele der Zeit in der Dichtung um die Jahrhundertwende. Leipzig: Voigtländers Verl. 1921. 327 S.

hin, so daß es für den Leser wie den Bibliothekar gleich anregend und gewinnbringend ist.

Als erste Einführung in die Geschichte des Dramas in ihrer ganzen Ausdehnung bleiben die vier Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" von Bruno Busse*) wichtig, die 1922 in zweiter Auflage nach dem Tode des Verfassers von Ludwig und Glaser mit dem Ziele überarbeitet sind, neben den notwendigen Berichtigungen und Ergänzungen unter Ausscheidung von Entbehrlichem die geschichtlichen Zusammenhänge zu vertiefen. So sehr man die Fortschritte in dieser Richtung anerkennen mag, bleibt der Wunsch offen, den Ideengehalt der Dramen im Zusammenhang mit der Geistesgeschichte schärfer herauszuarbeiten. Gerade das Drama mit seiner ungeheuren Verdichtung großer Zusammenhänge auf knappstem Raum, seiner Formstrenge und seinem unerbittlichen Zwang zur Entscheidung gibt den reinsten Spiegel der Ideenbewegung einer Zeit. Leider tritt dieser Gesichtspunkt hinter der Entwicklung der Technik und der Form hier wie oft in derartigen Monographien einer Dichtungsgattung allzusehr zurück. Die Berufung auf die Beschränkung im Umfange eines Abrisses kann ich nicht gelten lassen. Der Hauptwert der vorliegenden Arbeit liegt m. E. darin, daß die Weltliteratur fast gleichmäßig berücksichtigt ist. Ohne das antike Drama ist das europäische nicht, ohne das französische des Mittelalters nicht das deutsche dieser Zeit, ohne das französische, englische, skandinavische usw. nicht das neuere deutsche Drama zu verstehen. Das ist beim Drama noch ausgeprägter als bei den anderen Gattungen. Zu loben sind ferner die knappen, lebendigen Skizzen der Inhalte in Busses kleinem Werk. Um hier nicht mißverstanden zu werden, möchte ich betonen, daß mir für unsere besonderen Zwecke und für literaturgeschichtliche Darstellung überhaupt nicht etwa eine in der Darstellung eingeschobene (vielleicht sogar durch Petitdruck innerhalb des Textes als Einschiebsel kenntlich gemachte oder in die Anmerkungen verwiesene) Inhaltsangabe der Hauptwerke wünschenswert erscheint. In dieser einfachen, mechanischen Form ist sie vielmehr als unzulänglich abzulehnen. Mit der Skizzierung des Inhalts ist zugleich die ideengeschichtliche Einreihung und die Bewältigung der Formprobleme aufzuzeigen, wie das etwa Scherer für den damaligen Stand der Wissenschaft vorbildlich für den Werther sowie an anderen Stellen seines großen Werkes tat.

Dieser Mangel ist in Friedrich von der Leyens „Deutsche

---

*) Bruno Busse: Das Drama. Bd 1—4. Leipzig: Teubner 1918—1922. (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 287—290.)

1. Von der Antike zum französischen Klassizismus. 2. Aufl., hrsg. von J. K. Niedlich, R. Immelmann, K. Glaser. 1918.
2. Von Voltaire zu Lessing. 2. Aufl., hrsg. von A. Ludwig und K. Glaser. 1919.
3. Von Sturm und Drang bis zum Realismus. 2. Aufl., bearb. von A. Ludwig und K. Glaser. 1922.
4. Vom Realismus bis zur Gegenwart. 2. Aufl., bearb. von A. Ludwig und K. Glaser. 1922.

Dichtung in neuer Zeit"*) sicher nicht vorhanden, aber die ihn leitende Weltanschauung ist politisch zu einseitig festgelegt und ästhetisch zu stark am deutschen Klassizismus orientiert, als daß er der neuesten Literatur noch in allen ihren Erscheinungen gerecht werden könnte. Auch ist das Buch etwas ungleichmäßig gearbeitet: man spürt allzudeutlich die Stellen heraus, wo der Verfasser sich auf eindringendere Spezialstudien stützt. Freilich erreicht er dann (so in dem Abschnitt über Stefan George und seine Nachdichtungen französischer und italienischer Poesie) eine Höhe, eine Eindringlichkeit vor allem des Nachempfindens der Form, die zur Zeit kaum jemand überbieten kann. Und auch sonst finden wir eine überreiche Fülle feiner Einzelbeobachtungen ausgestreut, die zum Nachdenken locken, denn seine ästhetische Feinfühligkeit bewahrt der Gelehrte noch da, wo er ablehnt und die seelische Not, aus der diese modernen Schöpfungen entspringen, nicht mehr verstehen kann. Um seiner ungemeinen Vorzüge und gerade seiner stark kritischen, oft ablehnenden Haltung willen verdient das Buch aufmerksames Studium. Größere Volksbüchereien werden es für die Bibliothekare anschaffen müssen, aber dem Leser wird man es nur dann in die Hand geben, wenn man kritisches Verständnis und eigenes Urteil voraussetzen darf.

Die beste umfassende Darstellung der Literatur der letzten Jahrzehnte, die mit liebevollem Verständnis die trotz aller bizarren Übersteigerungen und Seitensprünge folgerichtige Entwicklung der Literatur und ihre ideengeschichtlichen Grundlagen nachzuzeichnen versucht, ist Hans Naumanns „Deutsche Dichtung der Gegenwart 1885—1924"**). Zu ihr ist zuerst zu greifen, für Selbststudium und Ausleihe, denn sie ist klar, faßlich und tiefgehend, wenn auch nicht so glanzvoll und überreich wie v. d. Leyen in seinen besten Abschnitten. Ihr Nachteil, notwendig aus ihrer Anlage entspringend, ist der, daß sie ihren Zeitraum zu sehr unter dem Gesichtswinkel der „Entwicklung" darstellt, also immer die Werke und Werte bevorzugt, die hier Neues bringen, so daß die letzte Gegenwart gleichsam als Ziel erscheint, dem das vorhergehende gewissermaßen dient. Das hat seine Berechtigung, einmal, weil für uns selbst die Gegenwart voran steht, dann, weil sich so am besten das Chaos in einen Kosmos ordnet. Aber daneben steht doch das Eigenrecht einer jeden Zeit, deren höchste Erfüllung nicht nur in die Zukunft weist, und über der Entwicklung und ihrem Recht stehen Werte, die man auch dann objektiv und ewig im praktischen Sinne nennen darf, wenn man ihnen theoretisch dieses Prädikat bestreitet. Im einzelnen ist die verständnisvolle Darstellung der Entwicklung Gerhard Hauptmanns hervorzuheben. Vertieft würde das Ganze, wenn der Verfasser die großen Franzosen, Russen und Skandinavier, die einen so weitgehenden Einfluß gerade auf diese jüngste Epoche unserer Literatur ausgeübt haben, mehr herangezogen hätte. Ohne solche Ausflüge in die europäische Literatur,

*) Friedrich v. d. Leyen: Deutsche Dichtung in neuer Zeit. Jena: Eugen Diederichs 1922. 374 S.

**) Hans Naumann: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. 1885—1924. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler 1924. 374 S.

wie sie v. d. Leyen unter dem Gesichtswinkel des national und zeitlich bedingten Verständnisses für Ibsen, Strindberg u. a. mit Glück versucht, läßt sich Literaturgeschichte kaum dem Verständnis ganz erschließen. Naumann gliedert die Darstellung in Schauspiel, Roman und Lyrik und versucht den Wechsel der Kunstformen als Ausdruck des Wandels im Weltanschaulichen zu verstehen. Auf die sozialen Grundverhältnisse, ihre Zersetzungserscheinungen und Umschichtungen hätte noch größerer Nachdruck gelegt werden müssen.

Verfehlt sind die beiden Schriften von Karl Lehmann, deren erste, „Der Roman unserer Tage"*), den ethischen und gedanklichen Gehalt von 56 neueren Romanen, deren zweite „Junge deutsche Dramatiker"**) Inhaltsangaben von den Stücken eines Dutzend neuerer Dramatiker gibt. Der Verfasser will dem Verständnis dienen und stellt die Kritik bewußt hintenan, aber alles, was über Inhaltsangaben hinausgeht, zeigt leider, daß er hier aus seiner Not eine Tugend gemacht hat. Das beweist auch die Auswahl der Werke in der Broschüre über den Roman. Während Wilhelm Schäfer, Kolbenheyer, Paquet, Ricarda Huch, Helene Voigt-Diederichs, Lulu v. Strauß und manche andere fehlen, werden Jos. Albert, Vicki Baum, John Knittel, Eva Lotting, Gertrud Niederer, Max Picard, Renata Seling, Herm. Skolaster, Hedwig Teichmann, Willem von Vloten z. T. recht ausführlich behandelt und nimmt Gustav Schröer einen besonders breiten Raum ein. Dieser Prophet „selbstloser Dienstwilligkeit" erweist sich also als einer von denen, die über anderer Leute Bücher schreiben, weil ihnen selbst nichts einfällt. Dagegen werden die Literaturgeschichten der neueren Zeit für das Drama immer noch trefflich ergänzt durch Bernhard Diebolds „Anarchie im Drama"***). Schon der Titel des Buches, das auf eingehender Kenntnis seines Gegenstandes beruht, zeigt, daß es sich um eine Kampfschrift handelt. So übersieht Diebold auch etwa, wenn er Georg Kaiser als den „Denkspieler" kennzeichnet und abtut, daß dieser unter den Jungen der einzige ist, der wirklich Wege zu einer neuen dramatischen Form gewiesen hat, indem er den Aufbau strenger Rhythmik (so in in „Gas" dem Dreitakt) unterwarf und daraus neue Möglichkeiten der Steigerung und seelischen Wirkung gewann. Aber das Buch ist von höchster Lebendigkeit, führt wie kein anderes mitten hinein in die Gährung und das Ringen der Gegenwartsdichtung und beruht nicht nur auf literarischen Kenntnissen, sondern zugleich auf praktischen Erfahrungen über die Anforderungen der Bühne, die Diebold als Theaterkritiker der „Frankfurter Zeitung" gesammelt hat. Die Volksbüchereien, besonders in Theaterstädten, sollten es besitzen.

Eine Ergänzung zu diesem schönen Buche erwartet man von der „Geschichte des deutschen Stils in Einzelbildern" von

---

*) Karl Lehmann: Der Roman unserer Tage. Seine Dichter und seine Welt. Leipzig: Dieterich 1925. 68 S.

**) Karl Lehmann: Junge deutsche Dramatiker. Eine Einführung in die Gedankenwelt des neuen Dramas. Leipzig: Dieterich 1925. 71 S.

***) Bernhard Diebold: Anarchie im Drama. Kritik und Darstellung der modernen Dramatik. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Frankfurter Verlags-A.-G. 1921. 479 S.

Eduard Hoffmann-Krayer*), wird aber leider enttäuscht. Auf 172 Seiten läßt sich ein so umfassendes Thema nicht abhandeln, und so kommt es denn, daß etwa zu Klopstock einige Proben gegeben werden, aber über seinen Stil nichts, aber auch nichts Wesentliches gesagt wird. In dem gegebenen Umfange hätte sich der Verfasser auf viel weniger Dichterpersönlichkeiten (es kommen fast alle vor, die in einem literaturgeschichtlichen Abriß von gleichem Umfange zu erwarten wären) und weniger Proben beschränken, dafür aber die Stilanalyse und -darstellung vertiefen und erweitern sollen.

Sehr brauchbar und besonders dem Anfänger warm zu empfehlen ist dagegen das kleine Büchlein von Wilhelm Schneider: Deutsche Kunstprosa**). Es behandelt Heine, Kleist, Stifter, Keller, Nietzsche feinfühlig und eindringend, und es fehlt eigentlich nur noch, daß es die gewonnenen Ergebnisse durch einige große Linien der Eigenart der Persönlichkeit des Dichters, seinem Lebensgefühl und seiner Welt- und Kunstanschauung in Verbindung setze, um alle unsere Wünsche zu erfüllen. Einige Ansätze solcherart, von der Stilanalyse zur Wesensdeutung des Kunstwerkes und seines Schöpfers als letztem Ziele vorzudringen, gibt er wohl; doch sind sie noch weiter auszubauen, woran den Verfasser der vorgeschriebene knappe Umfang der Bändchen der „Deutschkundlichen Bücherei" gehindert haben mag.

„Kritische Selbsthilfe" zur Bildung des literarischen Urteils will eine kleine Schrift von Christian Boeck***) geben, zugleich will sie gegen alle Schädigungen aufrufen, die dem Volkstum aus dem literarischen Betrieb unserer Tage erwachsen. Leider wird dieses löbliche Bestreben durch eine engstirnige Rassenauffassung in sein Gegenteil verkehrt. Es heißt da z. B., die Dichterpersönlichkeit sei „Sproß des Volkstums, des deutschen oder eines fremden, im schlimmsten Fall (!) Produkt eines Mischmasches verschiedener Volkstümer". Weiteres erübrigt sich. — Ernste Bemühung steckt dagegen in dem kleinen Büchlein der Lehrmeister-Bücherei „Was sollen wir lesen?" von Friedrich Blaschke†), in der Art einer besprechenden Bücherliste mit knappen Charakteristiken durchschnittlich von drei bis fünf, höchstens zehn Druckzeilen. Das ästhetische Urteil ist im allgemeinen sicher, die untere Grenze ziemlich hoch angesetzt, manchmal aber sind die Charakteristiken doch zu nichtssagend. Nicht glücklich ist die Gruppierung. Die Abteilung „Leichte Gesellschaftsromane", in der Mügges „Afraja" neben Wolzogens „Kraft-Mayr" und Kurd Laßwitz' „Auf zwei Planeten" steht, hieße besser „Unterhaltungsromane"; gar nichts

*) Eduard Hoffmann-Krayer: Geschichte des deutschen Stils in Einzelbildern. Leipzig: Quelle & Meyer 1925. 172 S.

**) Wilhelm Schneider: Deutsche Kunstprosa. Übungen des Sprach- und Stilgefühls an Prosastücken aus dem 19. Jahrhundert. (Deutschkundliche Bücherei) Leipzig: Quelle & Meyer.

***) Christian Boeck: Kritische Selbsthilfe. Ein Wegweiser zur Bildung des literarischen Urteils. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1925. 64 S.

†) Friedrich Blaschke: Was sollen wir lesen? Ein Führer zur guten deutschen Literatur aller Zeiten (Märchen und Epos, Roman und Novelle, Lyrik und Drama). — (Lehrmeister-Bücherei Nr. 546—547). Leipzig: Hachmeister & Thal 1920. 80 S.

kann man mit der Überschrift „Romane mit tieferer Problematik" anfangen, in der sich bei nur 14 Schriftstellern Bonsels „Biene Maja", Hesses „Roßhalde", Ric. Huchs „Ludolf Ursleu", Kellermanns „Tunnel", Meyrinks „Golem" und „Grünes Gesicht" und Schaffners „Dechant von Gottesbüren" nebeneinander finden. Unter „Heimatromanen und Erzählungen" fehlt jede Dialektliteratur, Brinckmanns „Kaspar Ohm" und Fritz Reuter stehen dafür unter „Humoristischen Romanen und Erzählungen". Hier befindet sich auch Timm Kröger, während J. H. Fehrs unter „Bedeutende Novellen" auftritt. Bei der schwachen Besetzung der humoristischen Literatur hätten die besten Sachen der Charlotte Berend in diesem Rahmen nicht zu fehlen brauchen, vor allem nicht Heinrich Seidel. Dafür könnte man unter den „Leichten Gesellschaftsromanen" die Brackel, die Herbert, Friedrich Jakobsen, Karl Rosner und Fed. von Zobeltitz entbehren. Wollte der Verfasser die katholische Literatur nicht vernachlässigen, so hätte er die bei ihm fehlenden Peter Dörfler, Leo Weismantel und Juliane von Stockhausen heranziehen sollen. Auch Hans Grimm, Alfons Paquet, Lulu v. Strauß und Torney, Franz Nabl u. a. sind ihm entgangen. Von Schäfer fehlt der „Lebenstag eines Menschenfreundes", unter den Versdichtern Agnes Miegel! Auch die Abteilung „Bedeutende Novellen" hätte reichhaltiger ausfallen müssen; die Auswahl der Lebensbeschreibungen ist unzureichend. Dankenswert ist die Zusammenstellung der wichtigsten Reihendrucke.

Da diese Art von Einführungen sich unmittelbar mit unserer Arbeit berührt, glaubte ich hier etwas ausführlicher sein zu sollen und will auch noch warnend zwei ältere Arbeiten erwähnen, von denen sich Adolf Bartels „Beste deutsche Romane"*) tief unter dem Niveau der eben besprochenen bewegt. Bartels hat hier unverantwortlich flüchtig gearbeitet, und es ist tief bedauerlich, daß dieses Buch in der sonst trefflichen Reihe der kleinen Literaturführer von Köhler & Volckmar steht und zahlreiche Auflagen erleben konnte. (Vgl. die ausführliche Besprechung unter dem Titel „Adolf Bartels als Erzieher der deutschen Romanleser" im 2. Jg. dieser Zeitschrift S. 87—90.) Auch „Der historische Roman als Begleiter der Weltgeschichte" von Herm. Bock und Karl Weitzel**), zu dem kürzlich eine Ergänzung erschien, ist ganz unzureichend, da das Buch alle Sicherheit des Urteils vermissen läßt. Die Verfasser arbeiten zum großen Teil nach der Zeitschriftenkritik ohne eigene Kenntnis der Werke, und es ist schon hieraus für den Kundigen klar, was herauskommen mußte.

Einen knappen Überblick über die „Geschichte der deutschen Dichtung" hat uns Friedrich von der Leyen***) geschenkt. Da

*) Adolf Bartels: Die besten deutschen Romane. Mit Anhang: Die wichtigsten Romane der fremden Literaturen. (Kleine Literaturführer Bd. 1.) 8. Aufl. Leipzig: Koehler & Volckmar. 138 S.

**) Herm. Bock und Karl Weitzel: Der historische Roman als Begleiter der Weltgeschichte. Ein Führer durch das Gebiet der historischen Romane und Novellen. Mit Nachtrag enthaltend die Erscheinungen der Jahre 1920—1924. (Lehrmeister-Bücherei Nr. 535—544.) Leipzig: Hachmeister & Thal 1920—25. 416 S.

***) Friedrich v. d. Leyen: Geschichte der deutschen Dichtung. Ein Überblick. München: Brinckmann 1926. 131 S.

das Buch von Röhl in der neuesten Auflage doch schon recht umfangreich ist, darf man sagen, daß hier wohl die beste Darstellung in kurzer Form vorliegt, die wir besitzen. Überall spürt man den für dichterische Werte sehr feinfühligen und mit umfassender Kenntnis ausgestatteten Gelehrten. Groß ist seine Kunst, mit wenigen sorgfältig und glücklich gewählten Adjektiven zu charakterisieren. Vielleicht hätten an einigen Stellen die sozialen und politischen Hintergründe kräftiger hervortreten können. Dafür ist der landschaftliche Anteil der Stämme sorgfältig berücksichtigt. Selten regt sich ein Widerspruch (Ganghofer ist zu hoch bewertet!), überall locken feine und tiefe Hinweise zu weiteren Gedankengängen. Ein Beispiel: „Genialer als Grabbe war der früh verstorbene Büchner, Dichter und Naturforscher in einem, er wirkt fast, als sei er ein wunderbares, unvergeßliches Widerspiel des jungen Goethe. In seiner Freude am Märchen und Lied, an süßem Übermut, leichter Phantasie, wehmütigem Schmerz ist Büchner wieder der Romantik verwandt (Leonce und Lena, Lenz) und viel weniger literarisch als sie, zugleich wühlt in seinen Dramen der Sturm der Revolution, die Geknechteten und Unterdrückten richten sich auf und reißen an ihren Ketten (Woyzek, Danton)." — In den wenigen Seiten, die in diesem Rahmen der jüngsten Entwicklung zukommen konnten, hätte der mystische Zug nicht vergessen werden dürfen. Da von der politischen Einstellung des Verfassers, die ihn anderswo jüngerer Dichtung gegenüber oft verständnislos sein läßt, in diesem Büchlein kaum etwas zu spüren ist, kann es mit seiner künstlerisch schönen und klaren Darstellung allen Volksbüchereien warm empfohlen werden.

Eine kurze Darstellung der „Deutschen Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart" gibt Wolfgang Stammler*) in der „Jedermanns Bücherei". Sie vermag das zuvor genannte Buch glücklich zu ergänzen, wenn auch die beiden Verfasser sehr verschiedenen Geistes Kinder sind. Stammler zeigt sich nicht immer unbeeinflußt von dem snobistischen Urteil großstädtischen Literatentums und kommt so auch an einer Stelle zu einem verwunderlichen Urteil über die Heimatdichtung (er selbst schrieb eine Geschichte der niederdeutschen Literatur!). Aber er ist geschickt, klar und vielseitig in seiner Darstellung, für die er von der Ideenbewegung in seinem Zeitraum ausgeht, als deren Auswirkungen er die Literatur begreifen will. Für ästhetische Werte hat er ein feines Empfinden und hebt glücklich bezeichnende Besonderheiten in der Wortwahl und Stilgebung der Dichter heraus (seine Vergleiche einzelner Dichter mit zeitgenössischen Malern sind dagegen nicht immer treffend), im ganzen eine gute Leistung. Hans Grimm, Nabl erwähnt er nicht. Strindberg läßt sich natürlich auf keine kurze Formel bringen, aber er und ebenso auch Wedekind sind hier nicht richtig gefaßt. Nicht Übersteigerung des „Mannesbewußtseins" führt zu diesen literarischen Erscheinungen, sondern Übersteigerung und Zusammenbruch des Intellektualismus und Ästhetizismus, welche beiden sich gegenseitig bedingen. Das Natur-

*) Wolfgang Stammler: Deutsche Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart. (Jedermanns Bücherei) Breslau: Ferd. Hirt 1924. 144 S. — 2. Aufl. 1927 (der Besprechung lag nur die 1. Aufl. vor).

hafte, in Sonderheit das Sexuelle, ist nur dann erträglich, wenn symbolisch-mystische Auffassung es reinigt und heiligt, jede Abwendung von diesem menschlichen und religiösen Ur-erlebnis führt zur Krisis. Stammler ist feinsinnig und hellhörig für die geistigen wie die ästhetischen Dinge, aber weniger gewiß ist, daß hinter dem Ganzen eine entschlossene, umfassende und ins Tiefe gehende Welt- und Lebensanschauung steht. Die aber ist nötig zur Darstellung von Literatur- und Geistesgeschichte.

Vom Theaterspielen.

Von Dr. Pirmin Biedermann (Guben).

V.

Fortsetzung der Auswahl von Stücken für die Erwachsenen des Dorfes.

A. Die Vereinsbühne.

59. Ein altdeutsch Schelmenspiel. Von H. Landgraf. Leipzig: Neulandhaus.

3 Aufzüge. 11 männl., 1 weibl. Spieler. Bauernhof. Vor dem Schneiderladen. Gerichtshof. — Einem Bauern, der bisher seiner Frau Hab und Gut im Wirtshaus durchgebracht hat, wahrsagt ein Zigeuner Ruhm, Ansehen und Ehre, nur seien hübsche Kleider nötig. Der Knecht findet im Stall einen Beutel Gold, den die sparsame Bäuerin vor dem Manne dort versteckt hat. Schleunigst schickt der Bauer den Knecht nun in die Stadt, feines Tuch zu kaufen. Aber der Zigeuner überredet den Knecht zum Betrug: der Knecht holt das Tuch, ohne es zu bezahlen, und macht dem Bauern vor, er habe das Geld beim Schneider gelassen, aber noch kein Tuch mitgebracht, weil er die Farbe ja nicht gewußt. Nun, der Betrug kommt ans Tageslicht und der Knecht vor Gericht. Auf Rat des Zigeuners sagt er zu allem nichts als „Buh" und wird denn auch freigesprochen. Als der Zigeuner seinen Lohn holen kommt, kriegt er nichts zu hören als „Buh" und schließlich Prügel. Ein Prolog und Epilog würzt das witzige Spiel noch moralisch. Die einzelnen Gestalten müssen recht charakteristisch gegeben werden. Knittelverse. 1 Stunde.

60. Heilige Erde. Von Hans Kaden. Leipzig: K. Loele.

1 Aufzug. 5 männl., 3 weibl. Spieler. Weibl. Statisten. Bauernstube. Ein Volkslied. Ein Tanz. — Rupert, des Sonnhofbauers Pflegesohn, hat sich vom unruhigen Alois den Kopf verdrehen lassen und will in die weite Welt. Der alte Bauer ist empört über den Undank und Unverstand, da Rupert hier nicht darben, bloß ein bißchen arbeiten braucht; seine Tochter, die Ev, die den Pflegebruder heimlich liebt, ist tief betrübt. Den schwankend werdenden Rupert weiß Alois ordentlich aufzuhetzen. In einer Szene mit dem alten Bauern, der dem Rupert das redlich verwaltete Vermögen bis auf den letzten Pfennig auszahlt, kommt es zum völligen Bruch zwischen den beiden. Vergeblich sucht die Bäuerin ihren Mann zu beruhigen. Sie richtet auch die Ev wieder auf mit dem Versprechen, doch noch alles zum guten Ende zu führen. In der Abschiedsszene zwischen Ev und Rupert wird dem klar, daß ihn Ev innig liebt, daß also der tiefste Grund seiner Weltfahrt — hoffnungslose Liebe zu Ev — hinfällig geworden. Aber ist er nicht des Hofes verwiesen? Vor dem nahenden Bauern versteckt sie den Rupert in der Seitenstube. Doch der hat gemerkt, daß da etwas nicht in Ordnung ist und nach vergeblichen Versuchen der Ev, ihn abzulenken, ruft er das Haus zusammen, das Gespenst aus der Kammer zu vertreiben. In diesem Augenblick erscheint Rupert, über und über mit Mehl bestäubt. Es kommt zur Versöhnung, da der Rupert ja gern bleiben will, denn er hat sein Glück in der Heimat gefunden. Der Sonnhofer ermahnt zur Heimatliebe in treuherzigen, kernigen Worten. — Leicht zu spielen, dankbare Rollen. Nicht ohne Spannung und Humor. Prosa leicht süddeutsch gefärbt. 3/4 Stunde.

61. Im Dreiweiberwinkel. Von H. Kaden. Leipzig: K. Loele.

1 Aufzug. 4 männl., 4 weibl. Spieler. Weibl. Statisten. Bauernstube. Ein einstimmiges und ein zweistimmiges Lied. — Seit der Bauer in der Untersuchungshaft sich erhängt hat, schaltet die Bäuerin allein auf dem Hof. Sie hält Ordnung unter dem Gesinde und im Haus. Ist für äußere Reinlichkeit, wie der Knecht Valentin, des ehemaligen Bauern „rechte Hand", auf komische Art erfährt. Sie ist aber auch für innere Reinlichkeit, wie derselbe Valentin erleben muß, den sie wegen seines erpresserischen Benehmens vom Hof weist. Doch bei ihrer Tochter Rosl Herzensangelegenheit versagt ihr Regiment. Die hat ihren Dickkopf und will nur den Jägertoni, aber nicht den Waschlappel Naz. Ihr Liebster hat ein Schneid und wagt ein offenes Wort mit der Bäuerin zu reden, erreicht freilich nichts. Der Hintertupferbauer mit seinem Naz, einem etwas ängstlichen Menschen, der der Bäuerin Altmagd liebt, aber vor der Ev gewaltigen Respekt hat, kommt zur Verlobung. Doch alles entwickelt sich anders, wie die Alten wollen. Der Naz kriegt den Mut, zur Altmagd zu stehen, und der Toni erwirbt sich die Rosl, weil er beim Kampf mit dem Brandstifter Valentin verwundet worden. Eine prachtvolle humorgewürzte Schlußszene! — Gut umrissene Gestalten, spannende, humorvolle Handlung. Prosa leicht süddeutsch gefärbt. 3/4 Stunde.

62. Dreiunddreißig Minuten in Grünberg oder Der halbe Weg. Von Karl von Holtei. Schweidnitz: Heege.

1 Aufzug. 1 männl., 2 weibl. Spieler. Wirtshausstube. — Der Breslauer Klempnermeister Jeremias Klagesanft, verhungert, bleich, schüchtern und verzagt, ist auf der Reise nach Berlin, wo er bei seiner Schwägerin, der Witwe des verstorbenen Bruders, Geld oder Unterkommen zu finden hofft, in Grünberg in einer armseligen Wirtschaft abgestiegen, bis die Postkutsche weiterfährt. Im gleichen Wirtshaus sucht die Schwägerin Rosaura auf umgekehrter Fahrt Nachtquartier. Sie ist eine echte resolute Berlinerin (Fleischerstochter), die ein gewaltiges Mundwerk, ordentlichen Körperumfang und das Herz auf dem rechten Fleck hat. Da nur ein Zimmer vorhanden, wird der verschüchterte Hungerleider kurzerhand rausgeschmissen von der frechen Magd, aber Frau Rosaura mischt sich ein und, ohne sich zu kennen, wollen sie das Zimmer teilen. Zum Dank dafür lädt Rosaura den Jeremias zum Abendbrot ein. Und nun läßt Holtei seiner humoristischen Gabe freien Lauf. Ergötzlich, wie sie ihre Verwandtschaft entdecken, wie Jeremias heimlich vor der Schwägerin zittert, noch ergötzlicher, wie der Champagner und das gebratene Huhn aus dem Jammerlappen einen „Löwen an Mut und einen Tiger an Liebe" macht, während Rosaura immer weicher wird und schließlich spürt, daß sie „Nerven" hat, und zum Schießen, wie sie beide nach feurigem, kühnen Anschwärmen unter dem Ruf „Gattin — Jatte" sich in die Arme fallen. — Eine harmlose, wirkungsvolle Posse, die nur zwei gute Charakterspieler verlangt. Die Prosa ist leicht schlesisch gefärbt. Kann natürlich geändert werden, wie auch Grünberg in einen anderen Ort mit Weinbau. Etwa 40 Minuten.

B. Die Volksbühne des Bildungspflegers.

1. Rumpelstilzchen. Von P. Kania. Schweidnitz: L. Heege.

4 Aufzüge. 5 (4) männl., 1 weibl. Spieler. Park. Kammer. Saal. — 1. Aufzug. Der hartherzige Graf will den ihm verschuldeten Müller in den Turm werfen lassen. Dessen Tochter Hedwig bietet sich als Magd an, aber, da sie nichts Besonderes kann, weigert sich der Graf, das Opfer anzunehmen, bis der Müller in seiner Not angibt, sie könne Gold spinnen. Rumpelstilzchen hilft der Verzweifelten, die sterben soll, falls ihre Kunst eine Lüge, gegen ein Halsband. Dem goldgierigen Graf genügt das Gold nicht. Hedwig soll auf seinem Schloß noch mehr spinnen. 2. Aufzug. Wiederum hilft Rumpelstilzchen für einen Ring. Begeistert verspricht der Graf, das Mädchen zu heiraten, wenn sie noch einmal ein Bund Stroh zu Gold spinne. Der drollige Kobold will ein drittes Mal spinnen, wenn er dafür das erste Kind kriege. Hedwig sagt schließlich zu. Die Hochzeit soll gefeiert werden, worüber der alte vom Zipperlein geplagte Schloßvogt vor

Freude außer sich gerät. 3. Aufzug. Die Mutter singt ihr Kind in Schlaf. Der seelisch gewandelte Graf ist ganz Weichheit und Liebe. Als beide weg sind, stolziert der Schneider Fridolin herein, merkt nach einigen devoten Grußformeln, daß er allein ist, erklärt sein Erscheinen — er ist auf Arbeitsuche — und wird durch des Kindes Geschrei ordentlich in Schreck versetzt. Er denkt, es spuke! Als er dann, mutig mit Schere und Nadel vorrückend, das Würmlein entdeckt, nimmt er sich seiner verzückt an und schenkt ihm einen Hampelmann. Da poltert der Vogt herein. Drolliges Mißverstehen. Er will den Schneider einsperren und jagt nach ihm. Graf und Gräfin, die herbeistürzen, klärt Fridolin frisch-fröhlich auf und da keine Arbeit für einen Schneider vorhanden ist, wird er als Sänger zur Kindtaufe engagiert, zumal sein lustiger Probegesang „Es war einmal ein Schneider" ihm des Grafen Herz gewinnt. Knurrend zieht der Vogt mit Fridolin in die Küche. Nun kommt Rumpelstilzchen seinen Lohn sich holen. Durch der Mutter Flehen läßt er sich bewegen, von seiner Forderung abzustehen, wenn sie seinen Namen in drei Tagen erraten habe. Hedwig bittet Vogt und Fridolin um Hilfe. 4. Aufzug. Nach drei Tagen. Graf und Gräfin sind in schwerer Sorge. Prahlend stürmt der Vogt herein. Aber als er nach umständlichem Erzählen seiner Erlebnisse im Walde den Namen sagen will, hat er ihn vergessen. Krampfhaft, aber erfolglos denkt er nach. Da bringt Fridolin die Rettung. Alle bis auf Hedwig verstecken sich. Als Rumpelstilzchen hereingehüpft, nennt ihm Hedwig den Namen. Aufschrei. Der Kobold ist verschwunden. Große Freude. Fridolin wird Oberhofschneidermeister und alle tanzen einen Volkstanz vor Freuden. — Also schlichte, etwas freie Dramatisierung des Grimmschen Märchens, wirksam, wenn die männlichen Gestalten charakteristisch gespielt werden: der herrische Graf, der verzagte Müller, der knurrende, stachlige Vogt, der frische Fridolin, der drollige Kobold. Schlichte Prosa. Das Stückchen eignet sich besonders für jüngere Kräfte der Spielschar des Bildungspflegers. 1¼ Stunde.

2. Die sieben Schwaben. Von H. Kaden. Leipzig: K. Loele.

3 Aufzüge. 14 männl., 6 weibl. Spieler. Beliebig viele Statisten: Zwerge, Elfen, Frauen, Volk. Chöre (können z. T. auch gesprochen werden), Volkslieder. Schmiede. Wald. Stube. — 1. Aufzug. Wie der Sieben-Schwaben-Bund zustande kommt und gleich siegreich das erste Abenteuer besteht: Er schlägt die keifende Barbiersfrau in die Flucht. 2. Aufzug. Der sieben Schwaben Abenteuer im Zauberwald, wobei der Bürgermeister eine Krone, der Barbier ein Wunschhörndl, der Nachtwächter einen Wundermagneten, der Schmied ein junges Weib, der Schuster einen Wunderspieß, der Schneider eine Wundernadel, der Bäcker das Kräutlein Zufriedenheit gewinnt. Das alles wird in ergötzlicher Weise dargestellt. 3. Aufzug. Zu den beim Kaffeeklatsch seufzenden Frauen kehren die Sieger zurück und werden zu Ehrenbürgern ernannt. Wo das Stück nicht in der Weihnachtszeit aufgeführt wird, kann die Schlußszene mit dem Weihnachtsbaum gestrichen werden. — Ein Märchenscherzspiel voll fröhlicher, drolliger, witziger Ausgelassenheit in Sprache, Situationen und Gestalten, wie wir nur wenige haben. Es überkommt einen schon bei der Lektüre die Lust zum Koboldschießen, wie erst bei der Aufführung, wenn die Spieler die Knittelverse gut gelernt haben und sich vom Humor ihrer Rollen hinreißen lassen! Dieser Kaden ist mehr als ein geschmackvoller Dilettant. Schon daß bei ihm der Rhythmus ein Mittel des Ausdrucks ist, hebt ihn über die üblichen „Vereins- und Volkstheaterdichter" hinaus. Seine üppige Erfindungsgabe, sein dramatischer Blick und nicht zuletzt sein heller Verstand berechtigen zu der Hoffnung, daß hier ein Dichter für die volkstümliche Laienkunst heranwächst. Der Humor scheint seine Stärke zu sein. — Das Spiel bietet keine technischen Schwierigkeiten. Die Chöre und Tänze kann man streichen, wenn es an Spielern fehlt. Etwa 2½ Stunden.

3. Eulenspiegel in Schilda. Von H. Kaden. Leipzig: K. Loele.

3 Aufzüge. 16 männl., 3 weibl. Spieler. Statisten bezw. Choristen: Mädchen, Burschen, Kinder, Frauen. (Die Noten der volkstümlichen Lieder und Chöre sind leihbar. Die Chöre können übrigens zum größten Teil gestrichen werden, wo Schwierigkeiten vorhanden sein sollten. Aber nur dann!) Szenerie: Frühlingslandschaft. — 1. Bild. Zu den Schildaern, deren Beschränktheit und Gespreiztheit wir

sehr anschaulich kennen lernen, kommt als Wanderbursch der für Frohsinn, Lebensfreude, Natürlichkeit und Naturverbundenheit kämpfende Eulenspiegel in dem Augenblick, als die Mäuseplage den alten Herren groß Kopfzerbrechen macht. Gegen 50 Taler Lohn will er ihnen einen Mäusefang bringen. Da er, ein Freund der Kinder und Jugend — reizvolle Szene! — mit seiner Katze im Sack zu lange den Magistrat warten läßt, ist der sehr empört, nimmt die Katze zwar an, aber verweist den Eulenspiegel ohne Lohn des Landes für seine Unverschämtheit. Eulenspiegel rächt sich aber ganz unbeabsichtigt: der Barbier, der ihm nachrennt und frägt, was der Mausfang fresse, wenn keine Mäuse da sind, verhört sich und versteht statt „Mäuschen" Menschen. — 2. Bild. Schilda ist in Not. Sehr ergötzliche, vergebliche Versuche, Licht ins Rathaus zu bringen, wo heute eine wichtige Sitzung stattfindet. Punkt 1 der Tagesordnung: die Salzpflanzen. Punkt 2: die Finsternis im Rathaus. Punkt 3: der menschenfressende Mausfang. Eulenspiegel, als Zauberer gekleidet, nimmt an der Sitzung teil und, nachdem er den verkalkten Stadtvätern eine anschauliche Lektion vom Zeitgeist und seiner Sinnlosigkeit erteilt hat, löst er die drei Probleme, nicht ohne den Herren ein bißchen die Leviten zu lesen wegen ihrer Betrügerei dem Wanderburschen gegenüber. Er verspricht gegen 100 Taler den Mäusefang unschädlich zu machen. Da platzen Wächter im Volk schreckensbleich herein: der Mausfang ist frei. Alles fleht den Zauberer um Hilfe an. Zunächst will er sie ohne Leid nach Hause führen. Zum Koboldschießen, wie die ganze Gesellschaft unter entsprechenden Versen auf Zehen ängstlich hinter ihm herschleicht: „Leis und sacht, leis und sacht, daß der Mausfang nicht erwacht". — 3. Bild. Die Stadt liegt wie ausgestorben. Denn voll Angst hält man sich in den Häusern. Eulenspiegel, der die Katze gefangen, spielt lockende Weisen. Erst kommt tanzend klein Gretel an, die entsetzte Mutter stürzt herbei und erliegt dem Zauber der sorgenlösenden Melodie, allmählich füllt sich die Bühne mit Frauen und Mädchen und Jungens („Damit auch paar Männer vorhanden sind") und alles tanzt. Schwer bewaffnet rückt die Männerwelt an, aber „leis und sacht, daß der Maustod nicht erwacht". Sie fallen in die Knie vor Schreck, als Gerüchte vom Maustod hereinschwirren, während die Jugend und Frauenwelt das alles nicht bekümmert: sie haben Musik und fröhlichen Leichtsinn im Blut. Eulenspiegel erlöst dann die Hasen aus ihrer Angst, erwirkt die Lösung des Wanderburschen vom Bannspruch, hält der Sippschaft eine kleine moralische Lektion und wird sogar Ehrenbürger von Schilda, wo von jetzt an keine Enge und Beschränktheit und Gespreiztheit mehr herrschen soll. — Eine in der Erfindung eigenartige Schelmenmär, reich an Abwechselung, erfüllt von gesundem Humor und einer feinen erzieherischen Tendenz, die mancher muffigen Gemeinde sehr nützlich ist. Leicht zu spielen. Der Text besteht aus prachtvollen Knittelversen. Etwa 2 Stunden.

4. **Das Märlein vom tapferen Schneiderlein.** Von K. Kaden. Leipzig: K. Loele.

3 Aufzüge. 12 männl., 4 weibl. Spieler, 4 Kinder. Statisten: Soldaten, Zwerge, Rosenmädchen, Kinder, Hofdamen. Einige Märchengestalten im 2. Aufzug können gestrichen werden. Kinder-, Rosen-, Soldatenchöre. Schneiderwerkstatt. Kuchenberg in freier Gegend. Thronsaal. — Eine recht freie, äußerst humorvolle Bearbeitung des Grimmschen Märchens, von dem eigentlich nur das Motiv „Sieben auf einen Schlag" verwertet wird. Das übrige ist übermütige oder sinnvolle Erfindung des Verfassers. 1. Bild: Wie der grätige, phantastische Schneider Fleck, der bisher nur in Träumen ein Held war, sieben Fliegen auf einen Streich tötet, sich für den Ritter Fleck von Fleckenstein erklärt und entsprechend benimmt, den Ratsherrn Siebenschlau, der seinen Rock holen kommt, zu ersterbender Ehrfurcht zwingt, den groben Fleischer in die Flucht schlägt und dem bescheiden nahenden Magister huldvollst eine Stelle als Kultusminister bei seinem Freunde, dem Hunnenkönig Bela Kun, verspricht, vor der mit gesundem Menschenverstand begabten Frau Stadtschreiberin aber jämmerlich auskneift und, unterm Tisch verkrochen, das übermütige Schneiderlied „Zu Regensburg" einer Kinderschar anhören muß, die er allerdings mit seinem mutigen Ruf „Sieben auf einen Streich" auseinandertreibt. 2. Bild: Im Schlaraffenlande. Die Schlaraffen sind nach langem Krieg durch den König Blockaderich aus ihrem Lande vertrieben. Vorbei

ist's mit bequemem Genießen und herrlichem Leben. Rübezahl, der in das Land will, findet es verschlossen. Auch die anderen Märchengestalten, wie Schneewittchen, das für seine hungernden Zwerge hier Lebensmittel zu holen gedachte, oder Dornröschen, das hier ihren Königssohn sucht in Begleitung des Rosenchors, oder Hänsel und Gretel, die das Pfefferkuchenhäuschen aufgefressen und nach mehr Süßigkeiten verlangen, oder Rotkäppchen, das für die erkrankte Großmutter Kuchen braucht, oder der Däumling, der vor dem Menschenfresser hierher geflüchtet. Betrübt wollen die Gestalten zurück ins Märchenbuch wandern. Da stößt zu ihnen Ritter Fleck von Fleckenstein und sein Knappe Florian, ehemals der bedächtige Schneidergeselle des Schneidermeisters Fleck. Dem Ritter ist das Umherziehen auch über, er will ebenfalls in das ungefährliche Märchenbuch. Da erscheint mit seinem Soldatenchor, einem Gemisch aller Völkerrassen, Blokaderich, verhöhnt die Herrschaften und verschwindet wieder. Däumling hat sich unter die Soldaten gemischt und öffnet dann heimlich das Tor, so daß der Sturmlauf von Rübezahl, den beiden kugelrunden Müllern und dem nachhinkenden Schneiderlein gelingt. Blokaderich ergibt sich eingeängstigt vom Schneiderschlachtruf „Sieben auf einen Streich" dem wackeren Maulhelden, der denn auch gleich die Königsherrschaft übernimmt. „Und wie ich regiere allen zum Heil, das sollt ihr erfahren — im dritten Teil." 3. Bild: Ergötzliches „Lever" des Schneiderkönigs und noch komischere Erledigung der Audienzen (er will z. B. mit dem Fürsten von Kuckuckshelm 66 spielen!), zu denen Dornröschen, Schneewittchen, der Magister und der Ratsherr erscheinen. Nach Beendigung der Strapazen seufzt der König: „das Königsein ist unerträglich". Sein getreuer Florian macht aus seinem Verlangen nach dem Nähtisch kein Hehl und als gar Brigitte, des Schneiderleins Schwester, ihm eine Nadel zum Geschenk bringt, da wirft er die Königswürde ab, um fortan ein freier Schneider zu sein. — Das Märlein eignet sich für die Fastnachtszeit. Es stellt weder an Spieler noch Regisseur noch Publikum besondere Anforderungen. Knittelverse. Etwa 2 Stunden.

5.*) **Das tapfere Schneiderlein.** Von M. Gümbel-Seiling. Siehe Liste A Nr. 14.

6. **Bruder Lustig.** Von M. Gümbel-Seiling. Leipzig: Breitkopf & & Härtel.

4 Aufzüge. 6 männl., 3 weibl. Spieler. Engelchor. Im Freien. Wirtsstube. Im Schloß. Vor dem Himmels- und Höllentor. — Wie der freche, dreiste nie verlegene abgedankte Soldat, Bruder Lustig, schließlich doch noch in den Himmel kommt, das ist mit viel ansteckender Laune nach dem Grimmschen Märchen in Szene gesetzt. Für Ernst sorgt der gütige St. Petrus. Ein Spiel so recht nach dem Herzen jugendlicher Erwachsener. Der Spielleiter hat zu musikalischen Improvisationen Gelegenheit. Z. B.: Am Schluß des einen Aufzuges holt ein Englein den Petrus ab in den Himmel. Um diesen ganz von Petrus beherrschten Aufzug stimmungsvoll ausklingen zu lassen, den Kontrast Erde und Himmel zu betonen und die Wanderung anzudeuten, haben wir einen dreistimmigen Engelchor erst hinter verschlossener, dann bei immer weiter geöffneter Tür in anwachsender Stärke in H-dur singen lassen: „Eja, seht St. Petrus kömmt von der Erde wieder. Laßt uns ihm entgegenziehn usw.". Die Hauptsache war nicht der Text, sondern das Glockengetön der Melodie mit ihren dynamischen Reizen. Ebenso ist im letzten Aufzug musikalische Ausschmückung möglich. — Die Szenerie macht vielleicht im letzten Aufzug einige Schwierigkeiten: Himmelstor! Höllentor! Im Notfall bringe man Tafeln an, wenn die Phantasie versagt. — Verse. 1 Stunde.

7. **Das Glückskind.** Von M. Gümbel-Seiling. Leipzig: Breitkopf Härtel.

6 Aufzüge. 7 männl., 6 weibl. Spieler. (Doppelrollen leicht möglich.) Vor der Mühle. Vor der Räuberhütte. Im Königsschloß. In der Hölle (trübrotes

---

*) Da der Verlag Breitkopf & Härtel es nicht für nötig hält, Besprechungsexemplare zu schicken, kann ich nur auf die Stücke empfehlend hinweisen, die ich durch Aufführungen kenne. Der Verf.

Licht). — Die Szenen dieser schlichten, sehr geschickten Dramatisierung des Grimmschen Märchens „Der Teufel mit den drei Haaren" wirken wie treuherzige, lebendige Holzschnitte. Szenische Schwierigkeiten sind nicht vorhanden. Die Sprache bald gedrungen kräftig, bald volkstümlich bequem, bald treuherzig naiv, je nach dem Stimmungsgehalt der einzelnen Situationen. Vers und Prosa. 1½ Stunde.

8. Das Marienkind. Von M. Gümbel-Seiling. Leipzig: Breitkopf & Härtel.

4 Aufzüge. 7 männl., 5 weibl. Spieler. Beliebig viele Engel. Wald. Himmelssaal. Königssaal. Scheiterhaufen. — Lichteffekte, Beleuchtungswechsel wesentlich! — Ein Engelchor singt Strophen eines alten Marienliedes (Zupfgeigenhansl). — Grimms Märchen ist unter Wahrung des innigen, goldgrundigen Märchentones in Szene gesetzt. Szenische Schwierigkeiten, außer dem Beleuchtungswechsel, sind nicht vorhanden. Die Wiedergabe verlangt von Spielleiter und Spielern Ergriffenheit und Sich-Versenken in den Stimmungsgehalt der Szenen. Es ist ratsam, an der Hand von Scholz' künstlerischem Märchenbuch „Das Marienkind" die Spieler zuerst mit dem Märchen bekannt zu machen. Das verzückt seufzende Ach! vor dessen Bildern muß in Spiel und Sprechen bei der Aufführung noch nachklingen. Da zu Weihnachten des Marienkindes Leid ein Ende hat, eignet sich das Spiel am besten für eine Feier im Dezember, wo ja alt und jung für Himmlisches auch empfänglich sind. Mittelpunkt darf nur das Schicksal des Marienkindes sein. In allzu protestantischen Gegenden kann der Vorsicht halber die eine und andere Marienliedstrophe gestrichen oder durch sonstige geistliche Volksliedstrophen ersetzt werden. Verse. 2 Stunden.

9. Gevatter Tod. Von M. Gümbel-Seiling. Leipzig: Breitkopf & Härtel.

3 Aufzüge. 7 männl., 3 weibl. Spieler. Stube. Kreuzweg. Im Palast. Kerzensaal des Todes. Chor: „Es ist ein Schnitter ...". — Das Grimmsche Märchen liest man gewöhnlich mit Neugier. Die szenische Bearbeitung Gümbels weiß trotz oder gerade wegen ihrer Schlichtheit Ernst und Schauern zu wecken, so daß ich kein gehaltvolleres Bühnenspiel für die Osterwoche oder den Totensonntag wüßte. Thema ist nicht: „Wie einer dem Tod ein Schnippchen schlägt, aber schließlich doch den Kürzeren zieht", sondern: „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod. Hat G'walt vom großen Gott." Spielleiter und Spieler müssen den wachsenden Mollton beachten, doch darf darunter die Frische des Arztes nicht leiden. Wirkungsvoll ist ein musikalisches Nachspiel, das in sphärischen Durklängen endet. Der Tod, der gedanklich die Hauptperson ist, muß körperlich die andern überragen. Vers und Prosa. 1¼ Stunde.

10. Der Schweinehirt. Von W. Blachetta. Frankfurt a. M.: Bühnenvolksbund-Verlag.

3 männl., 2 weibl. Spieler. Schloßhof. — Ein köstliches Spiel voll feinem Spott. Andersens Geist ist lebendig geblieben. Verlangt Spieler, die für feine Karikatur Gefühl haben. Nur kein derbes Unterstreichen. Also nicht so leicht zu spielen, aber der Dorfjugend doch nicht unzugänglich. Es kommt nur auf den Spielleiter an. Prosa. ¾ Stunde.

11. Die Stadt ohne Sonne. Von H. Kaden. Leipzig: K. Loele.

3 Aufzüge. Bis 11 männl., mindestens 8 weibl. Spieler. Statisten: Kinder, Volk. Die Chorlieder im besonders zu leihenden Klavierauszug. Marktplatz mit Brunnen. — 1. Aufzug. In einer mittelalterlichen Stadt. Dunkler Tag. Die kleinen Mädels sind gerade in ihrem Spiel „Mariechen saß auf einem Stein" bis zur 3. Strophe „Da kam der böse Karl herein" gekommen, als Nachtwächter Jochen ihnen väterlich alles Fröhlichsein verbietet; denn, wie er erzählt, durch Selbstsucht und Laster der Bürger ist aus der wohlhabenden Stadt eine arme, sorgenverzehrte Stadt ohne Sonne geworden, auf der ein Fluch liegt. Licht wird es wieder werden in den Menschen, „wenn einer eine Nacht am Brunnen wacht und fürchtet sich nicht und drei erlösende Worte spricht". Wie die Bürger unter

der freudlosen Dunkelheit leiden, wird aus der darauffolgenden Szene klar. Der Bürgermeister sucht zu trösten: Zipfelmütze über die Ohren und tagsüber sich das Leben so angenehm wie möglich gestalten! Doch den Schrei nach Licht und Sonne kann er nicht ersticken. Da knien sie alle nieder und singen den Bußgesang: „Herre Gott! Erbarme dich!" Aus dem Brunnen taucht ein Dämon auf und spricht: „Greife nach dem, was das Spröd'ste zum Dienen zwingt! Lerne von dem, was güldene Enden zusammenzwingt! Lausche dem, was aus uralten Liedern klingt!" Aber keiner weiß das Rätselwort zu deuten. „Wehe, Wehe!" ruft das Volk. Da tritt ein blonder, frischer Wanderbursch zu ihnen, der grüne Georg. Licht atmet sein Wesen, ein frohes, beglückendes Herz schlägt in seinen Worten. Er will es wagen, die Menschen von dumpfer Sorgennacht zu erlösen. Wirkungsvoll schließt die Szene mit dem Schrei des Volkes: „Lieb Sonne, komm wieder!" — 2. Aufzug. Geisternacht. Georg wacht am Brunnen („Schon fließt wie aus schwarzen Kannen Dunkelheit über die Stadt"). Aus dem Brunnen steigen Teufel (die bösen Gedanken der Menschen), der erste führt den Neid, der auch gleich in seiner giftigen Art auf Georg zufährt. Doch er fertigt die Dame überlegen ab. Der zweite Teufel — bei Personenmangel kann es auch der erste sein — bringt Frau Neugier herbei. Auch für sie hat Georg nur überlegen abweisendes Lachen. Der dritte bezw. erste Teufel kommt mit der Faulheit an. Sie stellt sich vor, aber „Wozu denn so viel reden? Dazu bin ich zu faul!" und verschwindet. Feuerrot kommt mit dem vierten (ersten) Teufel die Lüge herbei. Sie erzählt Mordsgeschichten, eine verlogener als die andere und naht sich schmeichelnd dem Wanderburschen, der aus seinem Ekel keinen Hehl macht. Der Dämon ruft alle noch einmal zusammen. Aus ihren Worten wird ihr unheilvolles Wirken in der Stadt klar. Da springt Georg zwischen sie, ruft aus dem Brunnen die Wahrheit, den Edelsinn, die Wißbegier, den Fleiß. Die Laster flüchten. Triumphierend ruft Georg die Stadt aus dem Schlaf, aber der Dämon verlangt die Lösung der drei Rätsel, dann erst würden die Gassen hell. Arbeit, Einigkeit, Treue dünken Georg die rettende Lösung zu sein. Da sinkt der Dämon tot zusammen. Sonnenjungfrauen erscheinen. Ein unsichtbarer Gesang jubelt. — 3. Aufzug. Sonnentag. Ließ der 2. Aufzug vielleicht kalt, weil zu allegorisch und undramatisch, so macht der Schlußakt das vergessen. Nachtwächter Jochen, jubelnd über das Sonnenlicht, das in allen Gassen singt, weckt den Bürgermeister. Der zieht sich die Zipfelmütze ab, entdeckt das Wunder und will es in Form eines feierlichen Erlasses der Gemeinde bekannt geben. Aber schon schallen überall frohe Rufe „Sonne, Sonne!", sehr zum Verdruß des Stadtoberhauptes, der Ruhe für die erste Bürgerpflicht in allen Lagen hält. Jugend kommt singend herbei, Handwerker und Gewerbetreibende sind vor Freude zu allen möglichen Stiftungen bereit, die Frau Bürgermeisterin erklärt sogar — zum Schrecken des Gemahls —, man werde auf das Gehalt für ein Vierteljahr verzichten. Man beschließt das Sonnenfest zu feiern. Da taucht Georg mit den drei Tugenden aus dem Brunnen auf, öffnet den Leuten die Augen über ihr selbstverschuldetes Unglück und heißt sie seine drei Freundinnen von nun an beherbergen. Das Volk gelobt es ihm. Dann deutet er ihnen die Lösung der drei Rätsel und gibt sich als den alten Frühlingsgott zu erkennen, der alles Gute im Volk wecken will. Begeisterter Jubel des Volkes. Symbolisch wird die schlafmützige bisherige Zeit vernichtet, indem alle Zipfelmützen auf einen Haufen geworfen werden, den Frauen, Kinder, Männer frühlingslustig umtanzen. Dann werden die Mützen in den Brunnen geworfen, aus dem ein guter Geist auftaucht. Er mahnt, nicht bloß heiterer Gegenwart nach dumpfer Vergangenheit sich zu freuen, sondern auch der Zukunft zu denken. Die Kinder, einst die Erben, sollen zur Arbeit, Treue und Einheit erzogen werden, ohne daß das Kinderland voll Sonne zerstört wird. Wie der Geist das Volk segnet, braust der Sonnengesang: „Die Sonne steigt ... Wahrheit, Freiheit, treues Walten hilft erhalten uns hienieden Kinderglück und Altersfrieden." — Ein Spiel voll erzieherischen Wertes im Dienste sittlicher und nationaler Aufbauarbeit, ohne das widerliche Moralisieren und Hurrageschrei der Tendenzstücke, volkstümlich gestaltet und belebt. Die einzige Schwierigkeit der Aufführung liegt in der Personenfülle. Ein phantasievoller Spielleiter kann aber durch kleine Änderungen leicht Doppelrollen schaffen. Schwer zu lernen ist der Text (Knittelverse) nicht. Etwa 1½ Stunden.

12. Der Schatzgräber. Von H. Kaden. Leipzig: K. Loele.

3 Aufzüge. Mindestens 11 männl., 10 weibl. Spieler, 4 Kinder. Statisten und Choristen: Burschen, Mädchen. Alte Volkslieder und Tänze. Klavierauszug ist zu leihen. Wirtsstube. Schatzhöhle. — 1. Aufzug. Der Schäfertag. Heute ist der Jahrestag der Rettung der Stadt aus Feindeshand durch eines Schäfers Klugheit, wie Peter Bloch, der behäbige Wirt, der, ein guter Kerl mit einer kleinen Schwäche für guten Schmaus, leider bloß ein etwas zänkisches, knauseriges Weib hat, seinem fremden Gast erzählt. Jeden Augenblick muß der Schäferzug eintreffen, um von der Stadt bei Peter Bloch bewirtet zu werden. Der fremde Gast erhält noch mancherlei Einblicke in Blochs Familienleben: er hat einen verfressenen, aber sonst geistig harmlosen Jungen, sein Jockele, und ein tüchtiges, anmutiges und schlichtes Mädel, die Els, ein verkörpertes Volkslied. Festlich geschmückt, begleitet vom Rat der Stadt, Burschen und Mädel, ziehen die alten Schäfer ein unter allgemeinem Gesang („Nichts kann auf Erden verglichen werden des Schäfers Lust"). Nach des Bürgermeisters Ansprache geht's ans Essen, wobei Burschen und Mädel nach Wunsch der Schäfer ein lustiges, ein trauriges, ein kriegerisches und ein verliebtes Volkslied singen. Dann erzählen sich die Kauenden Wolfsgeschichten und einer sein Erlebnis in der Schatzhöhle, wo ein guter Geist eines zu Grunde gegangenen Volkes schönste seelische Schätze in Truhen verschlossen hält. Er habe alles für Teufelsblendwerk gehalten und sei geflüchtet. Da mischt sich der fremde Gast in die Unterhaltung und klärt die Erstaunten über den Schatz auf. Noch könne ihn heben der Mann, „aufrecht, edel und zart, dem wahre Treue und Tugend Zeugnis ward". Mit den Worten „Hebet den Schatz, dem deutschen Volke zum Heil", verschwindet der Gast, der niemand anders als der Schatzhüter war. Seltsam durchschauert geht alles auseinander. Frau Ilse Bloch aber hetzt ihren zagenden Mann, den Schatz zu heben, in dem sie viel Geld vermutet. Bloch entschließt sich endlich um des Glückes seiner Kinder willen. — 2. Aufzug. Der Schatzgräber. Vergeblich wartet der Schatzhüter auf den kühnen deutschen Mann. Der unsichtbare Geisterchor verheißt zwar: „Es kommt der Tag, wo aus tiefsten Gründen des Volkes Freiheit steigt zum Licht". Hoffend schläft der Hüter ein und Wotan, der Wanderer, läßt ihn im Traume vergangene Herrlichkeit sehen: die Treue [ein blaugekleidetes Mädchen führt zwei Burschen und Mädel an, die Dachs Lied „Der Mensch hat nichts so eigen" singen (kann natürlich auch durch das Mädchen allein geschehen)], den Fleiß [Knabe mit Hammer, der vier Gesellen herbeiruft zum Schmiedelied „Kling du mein Eisen ... Arbeit nur kann euch retten ... Werd Volk der Tat"], das schlichte Lied [bloßfüßiges Mädel mit Heckenrosenkranz stellt sich vor. Drei vorüberziehende Mädel singen „Ach, wie ist's möglich dann"]. Da erwacht der Schatzhüter und ein Zwerg meldet das Nahen des Schatzhebers. Sie verschwinden. Peter Bloch öffnet mit der Springwurzel das Tor. Ein unsichtbarer Chor läßt ihn zagen. Aber um der Kinder willen geht er vorwärts. Feuerflammen [vier Mädchen in Rot] wehren ihn, weichen aber zurück, weil nicht Gier ihn treibt; ebenso Wasserwogen [vier Mädchen in Grün], Luftgeister [vier Mädchen in Blau], Erdgeister [vier Knaben in Braun]. Da naht der Schatzhüter. Aus den vielen Truhen soll sich Peter vier wählen. „Hast nicht den Schatz gehoben, du hast ihn nur geholt! Wenn du ihn jemals hebest, so ist's an andrem Ort". Peter nimmt vier Truhen. Das Tor fällt zu. Mit verklärtem Gesicht steht der Schatzhüter davor, während ein Chor singt: „Es kam der Tag ..." — 3. Aufzug. Blochs Rückkehr. Bei der Els sind sechs Freundinnen zu Besuch. Prachtvoll lebenswahres Geplauder über Träume. Dann wird ein Weihnachtslied gesungen „Spann die Maria von silbernem Rocken" und schließlich der Schustertanz getanzt, worüber Frau Ilse Bloch loskeift. Aber Els und die Freundinnen wissen mit herzlichen Worten die verbitterte Frau in eine frohe zu wandeln. In diesem Augenblick erscheint der Vater Peter Bloch. Bürgermeister, Rat und Schäfer werden zur Öffnung der Truhen geholt. Des Peters Erzählung schließt mit dem Gelöbnis, in das alle einstimmen: „Wir wollen sein wie die Väter: wahrhaftig, mannhaft, treu!" Da steht der Schatzhüter da: „Der Schatz ist gehoben" und die Truhen werden geöffnet: die erste birgt die Wahrheit [einen Spiegel], die zweite das deutsche Schwert, die dritte ein blaues Kränzel, die Treue; die vierte bleibt verschlossen. In

ihr ruht, nach des Schatzhüters Worten, das deutsche Herz („Und jeder Schlag heißt Liebe zum deutschen Vaterland“). Niederkniend singen alle: „Freiheit, die ich meine“. — Kaden ist hier ein vaterländisches, schlichtes, nachdenksames Volksstück gelungen, belebt von altem Volksgut, ohne Phrasen und billige Sentimentalität. Gesundes Schwarzbrot! Kein Bildungspfleger sollte an dem Spiel vorübergehen. Es bringt Freude und Erquickung seiner Gemeinde. Der Text (Knittelverse) ist leicht zu lernen. 2¼ Stunden.

13. Das Wunderkäpplein. Von H. Lindau. Siehe Liste A Nr. 4.
14. Der Bauer und die drei Studenten. Von R. Peschke. Siehe Liste A Nr. 5.
15. Die geliebte Dornrose. Von A. Gryphius. Siehe Liste A Nr. 22—24.
16. Onkel Bräsig als Horcher u.s.w. Von Reuter-Matzdorf. Siehe Liste A Nr. 38.
17—26. Hans Sachs-Spiele. Siehe Liste A Nr. 41—50.
27. Die Altweibermühl. Von H. Schiller. Siehe Liste A Nr. 53.
28. Sankt Petrus' Wett' mit Beelzebub. Von H. Schiller. Siehe Liste A Nr. 54.
29. Das böse Weib. Von W. Wiesebach. Siehe Liste A Nr. 57.
30. Der Bauer als Arzt. Von H. Lindau. Siehe Liste A Nr. 58.
31. Fürst Blücher in Teterow. Von F. Reuter. Siehe Liste A Nr. 37.

32. Meister Petrucius. Aus dem Altfranz. von Graf Wickenburg. In: Busse: Deutsche Hausbühne. Berlin: F. Schneider.

3 Aufzüge. 4 männl., 1 weibl. Spieler. Offener Platz mit Tuchhändlerladen oder -stand. Stube mit Bett. Platz mit erhöhtem Richtertisch. Ein prachtvoller Schwank in Reimen. — 1. Aufzug. Der Advokat Petrucius nagt mit seiner Grete am Hungertuch. Es will niemand mehr mit dem geriebenen Geldschinder zu tun haben. Trotzdem verspricht er seiner Frau, ihr heute noch das schönste Stück Tuch heimzubringen. Der Tuchhändler Holzschuher wird denn auch von ihm hereingelegt. Prachtvoll, wie der Windhund sich in des Kaufmanns Vertrauen schmeichelt, ihm die kostbarsten Tuche abluchst auf Kredit und ihn zum Geldholen, Gänsebraten und Wein einlädt. Noch freut sich Holzschuher diebisch, daß er sechs Taler abgefordert statt vier. — 2. Aufzug. Wie der Kaufmann kommt, liegt Petrucius als Todkranker im Bett. Seine Grete weiß von keinem Tuch. Köstliche Szene, die ihren Höhepunkt erreicht, als Petrucius, Delirium heuchelnd, aus dem Bett springt, den Holzschuher für den Teufel hält, dann für den heiligen Thomas, der ihn vor der Hölle retten soll, und schließlich, als der Händler von seiner Geldforderung nicht abgeht, ihn lateinisch anredet und mit dem Besenstiel verfolgt wie ein Irrsinniger. Da zieht sich Holzschuher zurück, überzeugt, daß Petrucius kein Tuch gekauft habe. — 3. Aufzug. Holzschuher glaubt sich auch von seinem Schäfer Jochem bestohlen und betrogen. Den Verlust des Tuches hat er noch nicht vergessen, ja er vermengt immerfort in seinen Reden und Gedanken Schafe und Tuch. Den Jochem wird er vor Gericht zerren. Der nimmt den Petrucius zum Anwalt. Der übernimmt die faule Sache — das soll aber ein Geheimnis bleiben! — und prägt dem Jochen ein, auf alle Fragen nur mit „Beee“ zu antworten. Gleich darauf Gerichtssitzung. Holzschuher klagt den Jochem des Diebstahls an. Da erblickt er den Petrucius und nun ist's um seine Geistesklarheit geschehen. Er vergißt den Fall Jochem und schimpft auf Petrucius los, vermischt dann, vom Richter zur Sache gerufen, beide

fälle. Scheinheilig läßt sich Petrucius die Vertretung des Schäfers übertragen, um den verworrenen Knäuel zu entwirren. Jochem antwortet auf alles mit „Beee" und wird schließlich freigesprochen. Wütend geht der Kaufmann ab. Als nun Petrucius von Jochem Bezahlung verlangt, kriegt er nur „Beee" zu hören und muß sich fügen. — Der tolle Schwank muß in flottem Tempo von schauspielerisch begabten, geübteren Spielern realistisch gespielt werden, dann ist er von zwerchfellerschütternder Wirkung. $1\frac{1}{4}$ Stunde.

Büchereiwesen und Bildungspflege.

Leitsätze von Dr. Erwin Ackerknecht.

Das Büchereiwesen ist die breiteste und sicherste Grundlage für die Lösung aller anderen Aufgaben zeitgemäßer Bildungspflege. Eine gründliche und die Mehrzahl der Leser erfassende Erweckung der in den Büchern schlummernden Bildungswerte ist jedoch auch dem begabtesten und erfahrensten Techniker und Pädagogen des Büchereinkaufs, der Bücherverzeichnung und der Bücherverleihung nur möglich, wenn er sich planmäßig der Wechselwirkung der Bücherei mit anderen Gebieten der Bildungspflege annimmt. So hat denn sowohl der nebenamtliche Buchwart als das gesamte hauptamtliche Büchereipersonal auch außerbibliothekarische Pflichten. Um diese erfüllen zu können, ist es nötig, sich mit den bildungspfleglichen Nachbargebieten des Büchereiwesens theoretisch und praktisch vertraut zu machen, vor allem mit der Vorlesestundenarbeit, der freihändigen Lesestoffversorgung (Erziehung zum Eigenbesitz von Büchern) und dem Vortragswesen (Volkshochschularbeit).

Die Vorlesestunde ist die methodisch klarste und technisch einfachste Form, die weltanschaulichen und künstlerischen Werte von Schönliteratur auch einen gemischten Hörerkreis von Grund aus miterleben zu lassen und ihn so zu ausschöpfendem Lesen zu erziehen. Sie tut das, indem sie Kunstwerke (Erzählungen und Gedichte) sinnenhaft (durch den Wortklang) und in ihrer Ganzheit („synthetisch") darbietet. Sie steigert diesen gefühlsmäßigen und geistigen Eindruck noch, indem sie mehrere Werke in den Gesichtswinkel eines Themas zusammenrückt („Programm") und indem zu Beginn vom Vorlesenden einige einstimmende Worte gesprochen werden.

Die Vorlesestunde ist zugleich der beste Ansatzpunkt für die freihändige Lesestoffversorgung weiter Kreise, die den Weg in den Buchladen nicht finden oder dort das ihnen Erschwingliche nicht bekommen. Da durch die Vorlesestunde bereits eine Vorliebe für einzelne Werke und ihre Schöpfer erweckt worden ist, darf man mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß hier der Eigenbesitz eines Buches für seinen Käufer jeweils nicht nur den Anlaß zur wiederholten Lesung desselben durch ihn bilden werde, sondern auch den Anreiz zur Verleihung an andere, ja sogar zur Vorlesung vor anderen. Und gerade diese ansteckende Wirkung ist bildungspfleglich von unvergleichlichem Wert.

Das Vortragswesen, insbesondere volkshochschulmäßige Vortragsreihen und Arbeitsgemeinschaften, sind ein methodisch ungemein abwandlungsfähiges Mittel, um zum Buche hinzuführen und zum ausschöp-

fenden Lesen — sowohl auf dem Gebiet der belehrenden wie auf dem der Schönen Literatur — zu erziehen. Diese Erziehung erfolgt hier wesentlich durch zergliedernde und erörternde („analytische") Darbietung, auch dichterischer Gebilde. Besonders wichtig sind dabei gedruckte Studienhilfen: besprechende Fachschriftenverzeichnisse, Übungshefte, Manuskriptdrucke. Sie zeigen recht eigentlich den Kreuzungspunkt zwischen Bücherei- und Vortragswesen und veranschaulichen die gegenseitige Befruchtung dieser beiden Arbeitsgebiete der Bildungspflege.

Im Kampf um die Jugendschrift.

Von Dr. Wilhelm Schuster.

Die eifrige und von verschiedenen Seiten her geführte Arbeit an dem Gesamtgebiet der Volksbildungspflege läßt eine zusammenfassende Übersicht über die Lage als ein schmerzlich empfundenes Bedürfnis erscheinen. Leider fehlt es so sehr an geeigneten Vorarbeiten vorzüglich historischer Art, daß die bisherigen Versuche für einzelne Gebiete kein befriedigendes Ergebnis zeitigen konnten. Bei der polemischen und propagandistischen Weise, in der diese Dinge zu ihrem Schaden meist behandelt werden, ist es auch für den Fachmann des einen Gebietes kaum möglich, mit einiger Sicherheit die Situation auf dem Nachbargebiete zu überschauen. Das muß den Autoren zugute gehalten werden, wenn Irrtümer und Schiefheiten in der Darstellung der Grundsätze und Ansichten wirklicher oder vermeintlicher Gegner immer wieder überraschen. Andrerseits aber zeigt sich doch oft ein bedauerlicher Mangel an jenem klaren und folgerechten Denken, das sich weder durch die Sympathie für oder die Zugehörigkeit zu einer „Richtung" noch durch Gegnerschaft gegen eine andere verwirren läßt und das im Stande ist, einen Gedanken wirklich zu Ende zu denken und dadurch in seinen Konsequenzen zu übersehen, wodurch allein gewissermaßen selbsttätig eine Klärung und Korrektur einseitiger Aufstellungen möglich ist.

An diesen Unzulänglichkeiten leidet das Buch von Wilhelm Fronemann, Das Erbe Wolgasts, ein Querschnitt durch die heutige Jugendschriftenfrage (Langensalza, Beltz 1927) in so hohem Maße, daß eine ausführliche Betrachtung wenigstens seines ersten grundsätzlichen Teiles an dieser Stelle gerechtfertigt ist, denn es lassen sich im Zusammenhang damit Dinge klären, deren Verwirrung unsere gemeinsame Arbeit schwerer und schwerer belastet und an vielen Orten in immer neuem Gewande sich wiederfindet.

Fronemann erkennt durchaus, daß eine Monographie der Jugendschriftenbewegung heute noch unmöglich ist. Er will nicht mehr als einen persönlich gesehenen Querschnitt durch den gesamten Fragenkomplex geben und den derzeitigen Stand der Problematik scharf hervorheben. Aber obwohl er sich darüber klar ist, wie weit die Bewegung heute über die zeitlich bedingten Anfänge Wolgasts hinweggeschritten ist, erreicht er sein Ziel nicht, weil er von den Grundlagen Wolgasts allzuviel festhalten möchte. Er möchte sich zwar die neuen Ergebnisse der Arbeit der Jugendschriftenbewegung selbst in Verbindung mit denen der Jugendpsychologie und Pädagogik zunutze machen, ja er zeigt ein fast ängstliches Bestreben, in dieser Hinsicht „modern" zu sein; seine durchaus rationalistische Grundeinstellung hindert ihn aber, sich über die Konsequenzen dieser neuen Ergebnisse klar zu werden und so ergeben sich mit Notwendigkeit zahlreiche Widersprüche und ein wahrer Irrgarten aus Behauptungen, polemischen Sätzen und Zustimmungen, die sich nur äußerlich, halb oder gar nicht decken und den Wert der fleißigen Materialsammlung so gänzlich überwuchern, daß dieses Buch die an sich bereits verwirrte Situation nur hoffnungslos weiter zu verdunkeln im Stande ist.

Den Beweis für die rationalistische Grundeinstellung des Verfassers, als die Wurzel alles Übels, stelle ich voran und führe ihn von der Seite, die mir am augenfälligsten erscheint, um einige grundsätzliche Erörterungen daran zu knüpfen. Folgende Strophen Heinrich Heines sind dem Buche als Motto vorgesetzt:

Es wächst heran ein neu Geschlecht,
ganz ohne Schminke und Sünden,
mit freien Gedanken und freier Lust,
dem werd ich alles verkünden.
Schon knospet die Jugend, welche versteht
des Dichters Stolz und Güte,
und sich an seinem Herzen wärmt,
an seinem Sonnengemüte.

Wie der Verfasser sich das „neue Geschlecht“ und das denkt, was ihm Lehrer und Jugendliteratur zu „verkünden haben“, zeigen am besten seine Ausführungen über das Verhältnis von Weltanschauung und Wissenschaft (S. 27):

„Das Problem Weltanschauung und Wissenschaft kompliziert sich erheblich durch die Anwendung pädagogischer Gesichtspunkte. Jede Weltanschauung arbeitet mit sicheren oder „heiligen“ Wahrheiten, Dogmen, die sie für unantastbar ausgibt. Vermittelt man sie dem ungefestigten Geist, so entstehen innerhalb des strömenden und wogenden persönlichen Geisteslebens *tote Inseln, die oft erhebliche Kräfte binden**). Können diese Zonen innerhalb einer abgeschlossenen Gemeinschaft durchaus gleichartig gehalten werden, stellen sie also die Basis des Gemeinschaftslebens dar, so bedeuten sie für die Gemeinschaft *einigen* Vorteil. Man denke an die großartige Einheitlichkeit der Weltanschauung im gotischen Mittelalter. Heute ist ein derartiger Zustand vollkommen illusorisch. Jeder *weltanschaulich einseitig eingestellte***) Mensch wird von dem Geistesleben der Gegenwart umbrandet. Das geistige Milieu reißt und zerrt an den Inseln der dogmatischen Weltanschauung, Gegensätze und Spannungen tuen sich auf, häufig sind äußerst starke Kämpfe um den geistigen Bestand unausbleiblich. Der Kräfteverbrauch in solchen inneren Konflikten ist immer sehr groß. Er würde vermieden, wenn man die weltanschauliche Bildung anders eingestellt hätte. Bei einer starken Prozentzahl aller Gegenwartsmenschen aber fällt die dogmatische Weltanschauung der Jugend der späteren geistigen Entwicklung zum Opfer. Dann entsteht eine große Leere, Skeptizismus oder gar Verzweiflung tritt an die Stelle eines ruhigen geistigen Aufbaus. Die wenigsten Menschen vermögen nach solchen Krisenzeiten die Kraft zu neuem weltanschaulichen Aufbau von innen heraus aufzubringen. Schuld daran trägt immer eine falsche Erziehung, die ein totes Dogma bot, wo sie hätte Kraft und Willen wecken sollen. Was nützt zum Beispiel die dogmatische Erziehung des Religionsunterrichts? Kaum ins Leben hineingestellt, reißt der Strom des geistigen Milieus die mühsam errichteten Dämme ein, zerrt den jungen Menschen in jahrelange Weltanschauungskämpfe hinein, wo er doch seine geistigen Kräfte zum Aufbau seiner Persönlichkeit so bitter nötig hätte.“

Welch ein Gemisch von Erkenntnis und Irrtum! Zu Grunde liegt natürlich eine rein rationalistische Auffassung des Dogmas wie der Religion überhaupt. Das beweisen folgende Sätze: „Unversöhnlicher Streit wird erst auf dem Boden der exaktwissenschaftlichen Fächer entstehen. Hier kann kein ernster Wissenschaftler und der wissenschaftlich gesinnte Erzieher der Weltanschauung irgend ein Hineinreden gestatten. Das gilt insbesondere von der Naturwissenschaft. Wenn von dort aus irgend einer Weltanschauung ihr bisheriges Geltungsgebiet beschnitten wird, dann hat sie sich einfach zu fügen. Die Offenbarung gegen wissenschaftliche Erkenntnis auszuspielen, bedeutet ein Stück Mittelalter.“

Das ist die Spannung zwischen Religion und Wissenschaft, wie sie zur Zeit des Positivismus und Monismus, also etwa im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts und in breiten Schichten noch um die Jahrhundertwende bestand. An diesem Lehrer und Volkserzieher ist die seitherige große Entwicklung des Geisteslebens innerhalb und außerhalb der Religionsgemeinschaften spurlos vorübergegangen. Doch nicht ganz, denn „er hat schrecklich viel gelesen“. Nur eine Seite zuvor nämlich belehrt er uns aus einem andern Zettelkasten heraus: „Die Geisteswissenschaften sind ferner ohne einen erheblichen weltanschaulichen Einschlag nicht

---

*) Sämtliche Sperrungen in den Zitaten sind von mir.
**) Nur dieser?



denkbar. Aber nur der blutige wissenschaftliche Laie wird glauben, daß die exaktwissenschaftlichen Fächer frei davon wären."

Abgerundet wird dieses Bild durch die Ausführungen Fronemanns gelegentlich einiger Sondergruppen der Jugendliteratur: der Lebenskunde oder des sittlichen Jugendbuchs und der Jugendbühne: „Vor allem soll man Religion und Ethik scharf zu trennen suchen. Die Religion ist nur solange eine brauchbare Basis für die Ethik, als sie einheitlich und unangreifbar dasteht. Das kann man von den Religionen in ihrer heutigen Ausprägung nicht sagen, im Gegenteil, sie bieten ein Wirrnis ohnegleichen, von der sich der Ethiker, der nach einem festen Fundament für seine Wissenschaft sucht, enttäuscht abwendet. Die Ethik muß sich heute in sich selbst konsolidieren" (S. 29).

Unselige Jugend, die die Ethik solchergestalt als „Wissenschaft" verzapft bekommt! Muß man das alles noch kommentieren? „Wissenschaft" heißt der Götze, vor dem Herr Fronemann anbetend auf den Knien liegt. Nicht vom Standpunkt einer der großen Religionsgemeinschaften gedenken wir ihn zu kritisieren, von dem aus er von vornherein mit Recht gerichtet ist. Er ist es ebenso vom Standpunkte jeder tieferen Weltanschauung, im besonderen von alle dem aus, was die Gegenwart in ihren letzten Tiefen erschüttert. Nur einiges mag ganz knapp hinzugefügt sein, da wir bei jedem Leser voraussetzen, daß er diesen Rationalismus selbst bereits abgefertigt hat.

Die erste Grundvoraussetzung jeder Erziehung auf dem Boden jeder tieferen Weltanschauung ist, Ehrfurcht zu erwecken (das hätte der Autor schon bei Goethe lernen können), Ehrfurcht vor den großen Lebenstatsachen des Guten, Wahren, Schönen und Heiligen. Das Heilige, als das Höchste dieser vier Gebiete, stellt sich aber dar in der Bildwirklichkeit des Symbols, das den Kern des Dogmas bildet. Seine Wirklichkeit liegt auf einer anderen Ebene als die der exakten Naturwissenschaften, sie ist deshalb nicht weniger „wirklich" und „wahr". Jedes der großen Menschheitssymbole und damit jedes Dogma birgt eine Wahrheit und ein Heiliges. Bekenne ich mich nicht zu ihm, so nehme ich an, daß seine Wahrheit und sein Heiliges mir besser und vollständiger auf anderem Wege und in anderer Form zu eigen ist. Mache ich mir von einer bestimmten Religionsgemeinschaft aus ein Dogma zu eigen, d. h. zum religiösen Erlebnis, so ist es keine „tote Insel", die „Kräfte bindet" innerhalb meiner geistig-seelischen Persönlichkeit, sondern eine lebenspendende Quelle, die höchste seelische Kräfte entbindet. Es ist Sache des Religionsunterrichts, in diesem seelisches Leben entbindenden Sinne tätig zu sein, es ist ebenso Sache der religiösen Jugendschrift, das Heilige zum religiösen Erlebnis werden zu lassen. Abzulehnen ist die religiöse Jugendschrift rationalistischer Prägung, die nicht dem religiösen Erlebnis als solchem gilt, sondern mechanistischer Belehrung oder gar der Polemik gegen andere Religionsgemeinschaften und Weltanschauungen. Es ist sehr bezeichnend, daß die alte religiöse Jugendschrift diese apologetische Polemik nicht kennt, während sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, besonders in seinem letzten Drittel, mehr und mehr in Aufnahme kommt. Sehr zum Schaden der Religion selbst*).

Ethik im Sinne einer Wissenschaft (d. h. wissenschaftliche Betrachtung der Sitte und der Sittlichkeit) gehört überhaupt nicht in die Schule und die Jugendschrift. Ethik, d. h. Sitte und Sittlichkeit, ist kein Erzeugnis der Wissenschaft, sondern ein Stück Weltanschauung (die viel mehr ist als „Wissenschaft"), aus ihr erwachsen und mit ihr untrennbar verbunden. Die „Wissenschaft" der Ethik kann sich „in sich selbst konsolidieren", Sitte und Sittlichkeit können es so wenig, als man einen lebendigen Menschen in der Retorte erzeugen kann. Die chemische Formel des Brotes ist nicht das Brot selbst.

Hiermit dürfte zunächst der Geist des Fronemannschen Buches gekennzeichnet sein.

*) Es braucht nicht näher ausgeführt zu werden, daß ein Zusammenstoß zwischen exakter Naturwissenschaft und Dogma nur bei einer rationalistischen, d. h. falschen Auffassung des Dogmas möglich ist und die Möglichkeit solchen Zusammenstoßes eben durch die neuere, tiefere Erkenntnis vom Wesen der beiden Reiche überwunden wurde.



Das Buch beginnt mit einer unzulänglichen Darstellung der kulturellen Situation, aus der die Jugendschriftenbewegung erwuchs. Die Zeit vom Ausgange der klassisch-romantischen Zeit, also vom Jungen Deutschland bis zum Naturalismus, ist als Einheit zu fassen und zwar als eine Kampf- und Übergangszeit, auf allen Gebieten des Lebens. Einer ihrer Wesenszüge ist es, daß sie den (mit der Renaissance einsetzenden) im 18. Jahrhundert noch auf wesentlich höherer sozialer Ebene geführten Kampf unter den veränderten politischen und sozialen Verhältnissen in die Masse und die der Masse dienenden Organe hineinträgt. Als eine der letzten Positionen wird die Schule angegriffen und zwar geschieht dies u. a. durch Wolgast von der Kunsterziehungsbewegung her. Dadurch, als Ausdrucksbewegung dieser großen Strömung, ist Wolgasts Bedeutung umrissen und bedingt. Es ist deshalb schief gesehen, wenn Fronemann meint, dadurch, daß das Ästhetische „äußerlich so überstark in Erscheinung trat", sei „zunächst der Charakter der Gesamtbewegung verdeckt". Er trägt damit in die Anfänge der Bewegung hinein, was das Resultat einer späteren Entwicklung ist, nämlich alles das, in dem er selbst mit der Bewegung (die nicht einheitlicher Natur ist und die ich von Fronemann selbst wohl zu trennen weiß) weit über Wolgast hinausgegangen ist. Freilich hat die Jugendschriftenbewegung, weil sie einer der späteren Ausläufer der großen rationalistischen Kampfbewegung Junges Deutschland — Naturalismus ist, mit der Kunsterziehungsbewegung gewisse Übergangsmerkmale zu der bald darauf einsetzenden großen „Revolution der Seele" gemeinsam, wie sie sich damals bereits schärfer in den symbolistischen und neuromantischen Strömungen zeigen*). Ihrem Kern nach aber ist sie in ihrem rationalistischen Ästhetizismus durchaus ein Kind der damals im Abschluß stehenden Periode.

Weil sie aber einer der letzten, bereits Übergangstöne aufweisenden Ausläufer ist, deshalb ist es ihr so schwer gemacht, den Gegensatz zu erkennen, in dem die nun nach und nach von ihr Besitz ergreifenden neuen Ideen zu ihrem ursprünglichen Wesen stehen. Anstatt sich vorbehaltlos ihnen zu öffnen, klammert sie sich (Fronemann ist das beste Beispiel) an die überwundenen Sätze an und sucht das Neue in unmöglichen Kompromissen damit zu vereinen. Wir können das nachfühlen, denn wir haben genau das gleiche Bild in der Volksbüchereibewegung. Auch sie ist ein Kind der gleichen überwundenen Epoche und auch in ihr gibt es eine in der Kunsterziehungsbewegung wurzelnde Richtung, die der Fronemannschen Haltung eng verwandt ist, was Fronemann selbst auch lebhaft empfindet, wie wir noch sehen werden. (Es liegt mir natürlich fern, diese große Kampfbewegung rationalistischer Natur als solche deshalb zu schelten, weil sie überwunden ist. Sie hatte ihre Aufgabe und ihre Größe, die wir erst dann werden vollständig ermessen können, wenn wir nicht mehr genötigt sind, gegen ihre Überbleibsel zu kämpfen, die dem Neuen entgegenstehen, und wenn vielleicht einmal die Zeit kommt, in der wir fürchten müssen, der von ihr erkämpften, uns heute selbstverständlich gewordenen Güter wieder verlustig zu gehen.)

Wolgast sieht die Wirkung der dichterischen Jugendschrift „im künstlerischen Genuß, pädagogisch ausgedrückt in der künstlerischen Genußfähigkeit". Diese künstlerische Genußfähigkeit aber ist nach ihm „die Freude an der Form, an der Wahrheit und Wesenheit der Dichtung". In diesem Kernpunkt der Wolgastschen Anschauung freilich kann Fronemann dem Meister nicht mehr folgen. Bei der Jugend „steht die ästhetische Wirkung einer Dichtung unter allen Momenten der seelisch aufbauenden Wirkung eines Buches wahrscheinlich immer an letzter Stelle. Das sittliche, geistige und gefühlsmäßige Ergebnis der Lektüre dürfte auch als erziehlicher Wert höher stehen als die ästhetische Empfindung, auch wenn wir diese als höchstes und feinstes Ziel betrachten."

---

*) Ich muß mich bei diesen, leider nur andeutungsweise zu gebenden Dingen notgedrungen dieser Kennzeichnungen (Junges Deutschland — Naturalismus, symbolistisch neuromantisch) bedienen, indem ich annehme, daß der Kundige unter diesen abkürzenden Formeln richtig das Ganze der alle Lebensgebiete ergreifenden Kulturbewegung versteht.

Auch hier die gewundene Unklarheit eines in dieser Art unmöglichen Kompromisses. Die logische Folge aus dieser Erkenntnis der seelisch aufbauenden Wirkungen eines Buches und des höheren Wertes der sittlichen, geistigen und gefühlsmäßigen Ergebnisse der Lektüre wäre doch wohl, daß nun diese „Wirkungen" und „Ergebnisse" auch für die Beurteilung der Jugendschrift voranzugehen hätten (was eben der von Fronemann ebenso hilflos wie wütend bekämpfte Ackerknecht seit langen Jahren fordert), aber davon ist er weit entfernt. Wie sehr er in rationalistischen, ja mechanistischen Anschauungen befangen bleibt, zeigen die unmittelbar folgenden Sätze: „Wolgast glaubt, daß eine Dichtung auf Erwachsene und Kinder im wesentlichen gleich wirkt. Er hält also nur Quantitätsunterschiede für gegeben. Das ist ihm vielfach bestritten worden, aber sicher mit Unrecht." Wer allerdings nach den Untersuchungen von Charl. Bühler und anderen heute noch glauben kann, daß im Verhalten von Kindern und Erwachsenen hier nur „Quantitätsunterschiede" bestehen, mit dem ist über diese Dinge überhaupt nicht mehr zu rechten. Das Schlimmste ist, daß Fronemann diese Schriften sehr gut kennt und ihnen in der Darstellung der Entwicklungsstufen der jugendlichen Psyche genau folgt. Er wird sich also offenbar gar nicht bewußt, wie sehr diese Dinge seinem eigenen, vornehmlich im Anfang dargelegten Standpunkt widersprechen. Ebenso erstaunlich wie diese ganze Auffassung ist ihre Begründung: „Wer die künstlerische Selbsttätigkeit des Kindes in Vergleichung zur Kunst der Primitiven betrachtet, der muß dem Kinde künstlerische Empfindung sogar in sehr hohem Maße zusprechen." Weil also Kind, Primitiver, erwachsener Kulturmensch „künstlerische Empfindung" zeigen, so ist sie ihrer Art (Qualität) nach bei allen dreien gleich, es bestehen nur Größen- (Quantitäts-) Unterschiede! Nun besitzt aber das Kind im Vergleich zum Primitiven künstlerische Empfindung „sogar in sehr hohem Maße". Man ist versucht, anzunehmen, die Größenunterschiede dieser imaginären „künstlerischen Empfindung" seien so geordnet, daß der Primitive davon das geringste Maß, das Kulturkind ein höheres, der erwachsene Kulturmensch endlich das volle habe.

Originell ist dann die Art, in der Fronemann der historischen Bedingtheit entrinnen möchte, der Wolgast unterlag, als er seiner Lehre das naturalistische Kunstempfinden seiner Zeit zu Grunde legte. Fronemann ist modern: „Was bedeutet uns heute äußere und seelische Wirklichkeit in der Dichtung? Fast nichts... Was schiert uns im Zeitroman die Wirklichkeit des Milieus, im geschichtlichen Roman die Wirklichkeit der Zeit?... Der Wirklichkeitsgehalt einer Dichtung ist uns heute gleichgültig, und wir schalten die Erziehung zum Wirklichkeitssinn durch die Kunst vollständig aus unsern erziehlichen Formeln aus...*) Wir müssen unsere Kritik gegen manche Erscheinungen in der Jugendliteratur anders einstellen. Wolgast hat gegen Karl May, Pajeken, Wörrishöfer und verwandte Geister und Ungeister vom Standpunkt des Wirklichkeitsprinzips aus gekämpft. Die expressionistische Dichtung aber wählt vereinzelt gerade Karl May als Vorbild (Leonhard Franks „Räuberbande"!) und Hans Naumann hält diese Tatsache sogar literargeschichtlich fest (Deutsche Dichtung der Gegenwart). Damit hätten wir freilich nur einen uns gemäßen kunstkritischen Gesichtspunkt gewonnen. Es bliebe aber die Tatsache bestehen, daß auch er im Grunde falsch angewendet wäre. Jede Dichtung kann nur aus den Kriterien heraus gewertet werden, die ihrem Wesen und ihrer Eigenart entsprechen. Kunst ist immer die Blüte einer bestimmt gearteten Kultur und ihre Maßstäbe müssen ihrem ursprünglichen Nähr-

---

*) Hiermit befindet sich Fronemann doch in entschiedenem Widerspruch zu einigen seiner Kollegen aus der Jugendschriftenbewegung, die noch fester als er an Wolgast halten. So bekämpfte vor einigen Monaten hier in Berlin eine aus der Bewegung bekannte Persönlichkeit ein (aus andern Gründen gewiß schlechtes) Märchen des „Funkheinzelmanns" auf einer Tagung u. a. deshalb, weil darin ein Riese und ein Zwerg sich die Hand gaben und so Hand in Hand weiter wanderten, was doch „lächerlich und gänzlich unmöglich" sei. Diese Ausführungen fanden wenige Tage danach eine hübsche Illustration, als mein Junge (3½ Jahre) auf meine Frage nach zwei „Bauten", die er auf der Erde vor sich herschob, erwiderte, es seien die elektrische Bimbahn und der Kirchturm, die hier miteinander spazieren gingen.

boden entnommen werden. Nur dann, und das scheint mir das Entscheidende zu sein, läßt sich feststellen, ob überhaupt Kunst vorliegt oder mehr oder weniger geschickte Mache" (S. 12).

Aus diesen „ästhetischen Lesefrüchten" wird dann acht Seiten später gefolgert: „Daraus ergibt sich, ... eine Dichtung immer aus dem Blickpunkt ihrer Zeit heraus zu beurteilen. Der Jugendschriftenkritiker muß hier mit den Methoden der Literaturgeschichte arbeiten. Der Tagesrezensent, der die literarische Produktion der Gegenwart zu werten hat, darf ganz nach seinem Kunstempfinden urteilen; er soll es sogar, denn der Dichter soll in der Gegenwart wurzeln, und in historischen Stilen schwelgen bedeutet üblen Anachronismus. Der Jugendschriftenkritiker aber hat die ganze Nationalliteratur als Arbeitsfeld und wird dort mit einseitigen Maßstäben der Gegenwart immer scheitern müssen."

Wieder der „Götze Wissenschaft"! Der Literaturhistoriker erklärt eine Dichtung aus ihren zeitlichen Bedingungen, er wertet sie nach ästhetischen Grundsätzen. Beides ergibt natürlich nur annähernde, niemals absolute Lösungen. Der „Blickpunkt der Zeit" für den Jugendschriftenkritiker, mit einem besonderen Maßstab für jede Dichtung, ist eine trostlose, aus falscher Sucht nach „Wissenschaftlichkeit" geborene Verirrung!

Ein anderer Zettelkasten, ein anderes Bild. Von Severin Rütgers hat Fronemann gelernt: „Ohne die primitiven Kunstformen (Märchen, Sage) steht die ganze literarische Erziehung auf äußerst schwachen Füßen." Und er kennt natürlich in seiner umfangreichen Belesenheit auf seinem Gebiete auch die ganze Literatur derer, die den Weg vom Kinde aus gehen. Er stellt ihn im Anschluß an die einschlägigen Schriften dar, ohne besonders kritisch Stellung zu nehmen, außer daß er zur Vorsicht rät, nicht einseitig zu sein. Er möchte ja gern das alles irgendwie vereinen, das Beste von allem zusammenbringen, er weiß nur nicht recht wie. Ähnliche Widersprüche, wie aufgezeigt, weisen sich allenthalben. Gelegentlich gibt die Praxis einen Wink: „Denn die hochgeistige Kunstauffassung, etwa des Expressionismus, ist ihm (dem Kinde) nur sehr begrenzt faßbar."

Das Schlimmste an dem ganzen Buche ist, daß der Verfasser, dessen geistige Unklarheit wohl zur Genüge aufgewiesen ist, sich kritisch an Männern vergreift, denen er ganz und gar nicht gewachsen ist. Überhaupt lassen sich von diesem rationalistisch-ästhetisierenden Standpunkt weder die Gedankengänge Ackerknechts noch Schönhubers und Rumpfs begreifen. Seine scharf ablehnende, gelegentlich maßlose Kritik bedarf deshalb hier keiner Widerlegung oder Richtigstellung, da diese implicite im obigen mit gegeben ist. Notwendig ist es dagegen, auf das besondere Kapitel einzugehen, das Fronemann der „neuen Volksbüchereibewegung" widmet. Er hat es richtig herausgefunden, daß „Walter Hofmann auf dem Gebiete des Volksbüchereiwesens zwei Jahrzehnte nach Wolgast einen Ideenzug zur Geltung bringt, der denselben Grundzug wie die Jugendschriftenbewegung zeigt", soweit sie nämlich noch im Wolgastschen Fahrwasser weiter schwimmt. Und an anderer Stelle betont er nochmals ausführlicher, daß die Bestrebungen Hofmanns „so stark in der Richtung des Wolgastschen Ideenzuges" liegen, „daß es wie eine Übertragung der heutigen (lies: Wolgastschen) literarpädagogischen Gedankenwelt auf das Gebiet der Volksbildung anmutet... In der neuen (lies: Leipziger) Volksbücherei-Bewegung ist also ein verspäteter Durchbruch der Geisteswende festzustellen, die ich vor allem im 2. Kapitel dieses Buchteiles skizziert habe." Diese Verwandtschaft der Ideen führt Fronemann denn auch dazu, sich in seiner Darstellung der Volksbüchereibewegung einseitig auf polemische Schriften der Leipziger Zentrale zu stützen, woraus sich mit Notwendigkeit das bekannte Zerrbild ergeben muß, auf das erneut zurückzukommen für uns keine Veranlassung vorliegt. Wenn aber Herr Fronemann sich aus irgend einer minderwertigen Propagandaschrift die Weisheit schöpft, Ackerknecht sei der Vertreter der „älteren extensiven Volksbildung"*), deren Eigenheit darin bestehe, daß sie „nicht un-

---

*) So bezeichnet er Ackerknecht ausdrücklich S. 16 oben und erläutert diesen seinen Begriff der „älteren extensiven Volksbildung" S. 78 in der oben ange-

ähnlich dem Betrieb eines großstädtischen Warenhauses" sei, so ist das eine unerlaubte, durch nichts zu rechtfertigende Leichtfertigkeit, die an Verleumdung grenzt. Wer sich berufen glaubt, in einem Buche von 246 Seiten einen „Querschnitt durch die heutige Jugendschriftenfrage" zu legen, und darin ein besonderes Kapitel über die Volksbücherei-Bewegung einzufügen, der hat die moralische Pflicht, sich eine zureichende Kenntnis der Tatsachen zu verschaffen, und kein noch so offen dargelegtes testimonium paupertatis an Klarheit und Folgerichtigkeit des Denkens kann ihn davor schützen, daß seine Leichtfertigkeit gebührend gekennzeichnet wird.

Interessant und bezeichnend ist es dann wieder, daß er glaubt, Hofmann folgen und doch im Wesentlichen anderer Meinung sein zu können: „Hofmann verzichtet angesichts der wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Widerstände auf seine (des Büchereigedankens) allgemeine Durchführung. Er glaubt, nur die Empfänglichen, also die geistige Schicht des Volkes erreichen zu können. Dadurch bleibt seine Volkskulturgemeinschaft Modell, sein Bildungsgedanke erfährt aristokratische Zuspitzung. In diesem Punkte trennen sich die Wege der Jugendschriftenbewegung von denen der neuen (lies: Leipziger) Volksbüchereibewegung. Sie hat von ihrem Meister Wolgast den Gedanken aufgenommen, auch die Massen geistig zu heben. Wie schwierig dieses Problem ist und wie grundverschieden die Mittel der Massenbildung von denen der literarischen Bildung schlechthin sind, das konnte Wolgast nicht ganz überschauen. Aber dreißigjährige Erfahrungen haben es gelehrt."

Es ist Fronemann offenbar nicht aufgegangen, daß er durch die Herausnahme dieses Kernstückes der Hofmannschen Theorie, das folgerecht mit seiner ästhetizistischen Haltung zusammenhängt, diese Theorie zerstört und sich in dem für die Auswirkung in der Praxis vielleicht wichtigsten Punkte den so verächtlich bekämpften Gegnern Hofmanns anschließt. Noch interessanter aber ist die am Schlusse dieses Abschnitts verkündete Erkenntnis, man habe in dreißigjähriger Erfahrung seit Wolgast gelernt, daß „Massenbildung" grundverschiedener Mittel von denen literarischer Bildung schlechthin bedürfe. Das ist ja doch wohl der entscheidende und scheidende Punkt! Aber so oberflächlich hat sich Herr Fronemann die Volksbüchereibewegung angesehen, die er zu richten sich berufen fühlt.

Für die Wege zur Massenbildung verweist Fronemann auf den 5. Abschnitt seines Buches, der sich mit dem „untergeistigen Schrifttum" befaßt. Leider muß die Auseinandersetzung mit diesem wichtigen Teil seines Buches einer weiteren Arbeit in einem etwas anderen Zusammenhange vorbehalten bleiben, da sie notwendig tief in die Grundlagen unserer Arbeit hinabsteigen muß. Die Bedeutung, die der literarisch fruchtbare und praktisch vielfach verdienstvolle Fronemann auf seinem Gebiet besitzt, rechtfertigt eine eingehendere Auseinandersetzung. Er gibt außerdem ein Beispiel, wie weit Antipathien und Sympathien, unterstützt durch eine verdunkelnde, propagandistische Polemik, verführen können, und wie notwendig es ist, vor allem die geistige Herkunft der einzelnen Strömungen herauszuarbeiten, um klar das Veraltete und unzulänglich Gewordene vom Neuen, Zukunftsträchtigen sondern zu können. Die Zurückweisung überwundener Formulierungen beeinträchtigt dabei das historische Verdienst der einzelnen Strömungen nicht, ja stellt es erst klar, während es die Propaganda gehässig verdunkelt, und es zeigt sich, wie sehr sich das Verdienst an dem Fortschreiten der Gesamtbewegung auf alle ihre Träger und Förderer verteilt. Auch Wolgasts überragende Bedeutung kann nur blinde Liebe und Eifersucht durch solche Klarstellung bedroht glauben. Fronemanns Arbeit selbst aber bleibt durch ihre fleißige Materialsammlung ebenfalls verdienstlich, so sehr sie andererseits durch ihre widerspruchsvolle Unklarheit die allgemeine Verwirrung zu erhöhen geeignet ist.

---

gebenen Weise. — Typisch für Fronemann: Die ältere Volksbildung schwamm vollständig „im intellektualistischen Fahrwasser" (S. 78), S. 17 aber führt er von Ackerknecht (der ihr doch angehören soll) an, dieser halte fälschlich „unsere Zeit für ganz und gar intellektualistisch", sei also doch wohl antiintellektualistisch eingestellt!

Die Dorfbücherei.

Von Dr. M. Thilo (Stolp i. P.).

Es sind in dieser Zeitschrift, gemäß ihrer Aufgabe, auch gerade dem nebenamtlichen Büchereileiter in der Kleinstadt und auf dem Lande zu dienen, wiederholt Fragen der Theorie und Praxis des ländlichen Büchereiwesens behandelt worden. An einer grundlegenden Erörterung der Probleme aus der steten Berührung mit ihnen heraus hat es bisher jedoch gefehlt. Zwar hat man sich theoretisch mit der „kleinen Bücherei" oder im Rahmen einer Arbeit über die Volksbildungsarbeit auf dem Lande mit der Dorfbücherei beschäftigt. Doch befriedigend konnten die Lösungen nicht sein, weil entweder die ländliche Bücherei als eine verkleinerte Ausgabe der Großstadtbücherei oder nur als einzelne Bücherei, nicht als Teil des Organismus „ländliches Büchereiwesen", behandelt wurde. So ist es außerordentlich zu begrüßen, daß der Leiter der Zentrale für Nordmarkbüchereien in Flensburg sich entschlossen hat, das in fünfjähriger, fast ausschließlich dem ländlichen Büchereiwesen gewidmeten Tätigkeit Erarbeitete weiteren Kreisen darzubieten. (Schriewer, Franz: Die Dorfbücherei. Stettin: Verlag Bücherei und Bildungspflege 1926. 111 S. Kart. 3,30 M.). Im Folgenden seien einige Hauptgesichtspunkte, insbesondere des ersten Teils „Theoretische Grundlegung" wiedergegeben.

Das Wesentliche der jetzigen Büchereiarbeit — im Unterschied zu der „charitativen" der alten „Volksbibliothek" — sieht Schriewer darin, daß sie sich bemüht, die Bücherei statt zur „Unterhaltungs"- zur Bildungseinrichtung für die Gesamtheit des Volkes zu machen. Damit aber ist gefordert „das Studium und die eindringende Beobachtung der geistigen, seelischen und sozialen Voraussetzungen sowohl der Leserschichten wie der einzelnen Leser". Diese Erkenntnis der soziologischen Einstellung wendet Schriewer auf die Dorfbücherei an und kommt so zur Forderung ihrer Bodenständigkeit. Diese deckt sich nicht mit der Stammestümlichkeit, sondern „vor dem Problem des Stammestums steht dasjenige der Bauernkultur überhaupt". Das Bauerntum löst sich auf in „Landwirtschaft", städtischer Geist und städtische Lebensformen dringen auf das Land vor und somit treffen auch den Bauern die Probleme der Gegenwart. Die Bücherei hat nicht die Aufgabe, diesen unaufhaltsamen Verlauf zu hemmen, sondern bei dieser Lage die Entwicklung abzukürzen. „Wir müssen damit rechnen, daß sich auf dem Lande die gemeinschaftsbildenden Formen der Sitte früherer Zeiten mehr und mehr auflösen und daß die Menschen dort, heraustretend aus dem Verband der Gemeinschaft, mehr und mehr ihr individuelles Wollen in den Vordergrund schieben. Hier gibt es für den Erzieher keine andere Möglichkeit, als die, daß er die Individualität zu erfassen, zu führen und zu vertiefen sucht, damit ein solcher Mensch aus vertiefter Erkenntnis seiner selbst wieder Gemeinschaftsgefühl bekommt und nunmehr neue Formen wachsen. Daß wir auch im Bauerntum vielleicht schon daran sind, auf dem Wege über das Individuum zu einer neuen Gemeinschaft zu streben, zeigt doch wohl die Jungbauernbewegung in ihren besten Kräften." Je nach der Stufe, die der Rationalisierungsprozeß erreicht hat, wird man also aus erziehlichen Gründen zu einer anderen Einstellung für die Buchauswahl kommen. — Wichtig ist die Kenntnis der rein äußerlichen Lesefertigkeit; dabei ist durch den neuen Unterricht und die Zeitung eine schnelle Weiterentwicklung in Betracht zu ziehen. Die soziale, konfessionelle und, gerade in der Grenzbücherei, die politische Schichtung ist beim inhaltlichen Aufbau ebenso maßgebend wie die Individualität des Büchereileiters.

Bei der Besprechung des Verhältnisses „Bauer und Buch" charakterisiert Schriewer den jetzigen Zustand durch die bäuerliche Beurteilung „Buch ist gleich Buch". An Stelle dieser „Zufallswirtschaft" hat eine „sinnvolle Planwirtschaft" zu treten; „die Vermittlung des Buches muß zu einer bewußt pädagogischen Angelegenheit gemacht werden". Gerade das gute Unterhaltungsbuch ist heute auf dem Lande nötiger als je. Es darf jedoch nicht der „Maßstab extremer Werthaftigkeit" angelegt werden, sondern wichtiger als die Echtheit des dichterischen Erlebnisses ist die „echte Auswirkung", die „sittlich bildende Wirkung, die von dem Buche ausgeht". „Tatsachensinn und Gefühligkeit wollen beide berücksichtigt und

befriedigt sein"; die Pflege der Heimatliebe und des Gefühls für Tradition ist zu fördern. Doch darf die Heimatliteratur nicht das A und O der Anschaffungspolitik bilden; in Niederdeutschland ist für die plattdeutsche Literatur, gerade auch durch Vorlesen, zu werben. Um den Blick kulturell und sozial zu weiten, das Verantwortungsgefühl für die Volksgemeinschaft zu stärken, müssen durch die Bücher auch fremde Lebenswelten gezeigt werden. — Der Zugang zu der belehrenden Literatur, deren Auswahl bei dem Mangel wirklich guter volkstümlicher Werke schwierig ist, wird oft durch die Schöne Literatur gefunden, z. B. durch geschichtliche Erzählungen wie auch Lebensbeschreibungen, die das „Geschichtsempfinden" stärken, zu geschichtlichen Werken. Die Reisebeschreibung „ist für viele der konkreten Lesertypen auf dem Lande geradezu die Brücke zur Bücherei". Nicht so stark wie zu erwarten, ist das Interesse an naturkundlichen Büchern; doch auch landwirtschaftliche Bücher dürfen nicht fehlen. — Bei nicht ganz unentwickeltem Lesezustand ist dem „dickeren Buch" der Vorzug zu geben; Reihenschriften und ähnliches eignen sich für die Ausleihe kaum. Eine schwierige Frage ist das Frauenbuch. „Im großen und ganzen wird man auf eine gewisse Männlichkeit des Inhalts zu achten haben." Gerade auf dem Lande ist eine individuelle Ausleihe und Werbung für wertvolle Bücher möglich. Dazu gehört jedoch, „daß der Büchereileiter in seinen Büchern lebt und sich über die Verschiedenheiten oder Grenzen ihrer Werte klar ist".

Bei der Besprechung der Organisationsformen kommt Schriewer zur Forderung der Standbücherei gegenüber der Wanderbücherei. Diese muß, wenn die Möglichkeit, jene aufzubauen, noch nicht gegeben ist, von der Praxis einer Bücherei ausgehen und hat zur Werbung für die Standbücherei zu dienen. Nur die Standbücherei kann den Büchereigedanken, gerade auch für die finanziellen Forderungen daraus, auf dem Lande entwickeln, nur sie kann bodenständig sein, nur die Standbüchereien werden in ihrem Zusammenschluß durch die Beratungsstelle den Organismus eines ländlichen Büchereiwesens ergeben. Der Lehrer ist der gegebene Büchereileiter; ihm wird durch die Bücherei ein Mittel gegeben, vom „Beamten mit Lehrauftrag" zum wirklichen Erzieher und Volksbildner auch außerhalb der Schule zu werden. Zur finanziellen Sicherstellung ist ein fester jährlicher Gemeindezuschuß erforderlich; wo dies zunächst nicht zu erreichen ist, kann ein Büchereiverein die Bücherei tragen mit dem Ziel der späteren gemeindlichen Unterstützung. Ein geringes Lesegeld ist zu erheben, schon aus erziehlichen Gründen. — Der Ausbau des ländlichen Büchereiwesens erfolgt durch die mit der leistungsfähigsten öffentlichen Bücherei des Bezirks verbundenen Beratungsstelle. Für sie fordert Schriewer eine Vermehrung der Arbeitskräfte und Verkleinerung der Arbeitsgebiete auf drei bis vier Kreise, um die immer wiederholte persönliche Berührung zu ermöglichen. Ihr liegt die Bearbeitung des besprechenden Bücherverzeichnisses wie auch die zusammenfassende vergleichende Statistik ob. Diese ist zur dauernden Überprüfung der Erziehungsabsichten, -notwendigkeiten und -möglichkeiten unbedingt notwendig. Möglich ist sie allerdings nur bei gleicher Grundlage der Büchereien in technischer und inhaltlicher Beziehung.

In dem zweiten Teil bringt Schriewer auf 35 Seiten Ratschläge über die Praxis der Dorfbücherei. Die Büchereitechnik wird in den Abschnitten über die Benutzungsordnung, den alphabetischen Zettelkatalog, Buch- und Leserkarte, Leserliste, die Aufstellung der Bücher, Ausleihezeit, -frist und Bändezahl der Verleihung nach dem in den Nordmarkbüchereien bewährten System einfach und verständlich eingehend behandelt. Muster der Formulare sind abgebildet. Die durch Zeichnungen erläuterten Angaben über die Anfertigung eines praktischen Büchereischrankes und eines dauerhaften Buchumschlages werden vielen Büchereileitern willkommen sein. — Schließlich macht Schriewer in einer etwa 250 Bände enthaltenden Liste Vorschläge für Anschaffungen (der Büchereileiter wird allerdings zweckmäßig die ausführlichen Besprechungen des von der Zentrale für Nordmarkbüchereien herausgegebenen Bücherverzeichnisses zu Rate ziehen) und bringt „zum Mitmachen" vier Programme für Vorleseabende, auf deren bildungspflegliche Bedeutung er schon im ersten Teil hingewiesen hatte.

Damit ist etwa der Hauptinhalt des übrigens sehr anschaulichen und lebendigen, gar nicht mit trockener Lehrhaftigkeit geschriebenen und schon deshalb außerordentlich anregenden Buches umschrieben.

Schriewer hat bei seinen Ausführungen das Beispiel des Grenzbüchereiwesens der Nordmark vor Augen, erhebt also nicht den Anspruch auf Allgemeingültigkeit in allen Einzelfragen. In anderen Gegenden werden sich andere Probleme finden und andere, jedoch nicht grundsätzlich und im Ziel verschiedene Lösungen zu suchen sein. Hier sind die Verhältnisse eines sozial, weltanschaulich und kulturell ziemlich einheitlichen Gebietes mit überwiegender Bauernbevölkerung zu Grunde gelegt. Es wird nicht überall das Problem der Bauernkultur so vorherrschen. Bei der durch den Großgrundbesitz bedingten anderen Bevölkerungsschichtung Ostdeutschlands, bei der durch die stärkere Industrialisierung wieder anders gearteten des Westens werden sich ebenso dringend andere soziologische Probleme vordrängen; gerade um die von Schriewer geforderte Bodenständigkeit zu erhalten, wird demnach die Bücherei wie auch in Einzelzügen der Organismus des regionalen Büchereiwesens ein anderes Gesicht haben. Es wird Aufgabe vor allem der Beratungsstellen sein, Richtlinien je nach der sozialen, kulturellen und weltanschaulich-konfessionellen Gliederung des Beratungsbezirks zu geben. Das von Schriewer aufgestellte und in der Nordmark schon weit durchgeführte Programm zu verwirklichen, wird allerdings nur bei weit stärkerer staatlicher Förderung möglich sein.

Bücherverzeichnis der Volksbücherei Kaiserswerth a. Rh.

Von Dr. Wilhelm Schuster.

Im Mai 1926 erschien ein großangelegtes Bücherverzeichnis der Volksbücherei Kaiserswerth, herausgegeben von dem Leiter, Lehrer Peckhaus, das allgemeineres Interesse verdient. Es handelt sich nicht um ein „besprechendes Bücherverzeichnis", wie solche für einige Zweige der belehrenden Literatur in Stettin und Leipzig, für den Gesamtbestand einer ländlichen Volksbücherei von der Zentrale für Nordmarkbüchereien herausgebracht wurden, sondern um einen Stoffkreisführer mit Inhaltsangaben, der also auf Wertungen bewußt Verzicht leistet. Darin liegt seine Begrenzung. Der erste Teil, der die Schöne Literatur umfaßt, ist im großen folgendermaßen gegliedert: a) Geschichtliche und kulturgeschichtliche Romane, b) Zeitromane, c) biographische Romane, d) Heimatromane, e) Tiergeschichten, f) Sammelwerke und Gesamtausgaben, g) Dichtungen in Vers und Prosa.

In der ersten Abteilung „Geschichtliche und kulturgeschichtliche Romane" findet, da sie nach Geschichtsperioden bis zu „Weltkrieg und Nachkriegszeit" gegliedert ist, natürlich eine Überschneidung mit der Abteilung der „Zeitromane" statt, aber solche Überschneidungen sind bei Aufteilungen nach stofflichen Gesichtspunkten nicht zu vermeiden, gelegentlich helfen Wiederholungen der Titel an anderer Stelle. Die Abteilungen sind, im Gegensatz zum Essener Katalog (vgl. B. u. B. 1927, Heft 1), weiträumig genug, so daß dies nicht allzuoft eintritt. Die Inhaltsangaben selbst sind ohne Rücksicht auf den Wert recht verschieden in ihrer Länge. Das ist um so gefährlicher, als eine Wertung, von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen, vermieden wird. Denn so muß der stärkere Stoffreiz der längeren Inhaltsangabe oft gerade dem wertloseren Buche zugute kommen. Gelegentlich könnte leicht gekürzt werden. So würde etwa bei Ebers „Uarda": „Schilderung altägyptischen Kulturlebens unter Ramses II. der priesterliche Dichter Pantaur und des Königs Ramses Tochter Pent Anat lieben sich und werden mit einander vereinigt", der Hinweis genügen: „Aus dem altägyptischen Kulturleben unter Ramses II.". Andernfalls zieht man den Leser geradezu dorthin, wovon man ihn lösen möchte.

Die großen Schwierigkeiten der Werthinweise bei der Schönen Literatur sind mir natürlich bewußt, auch die bisher reinste Lösung im kleineren Rahmen, der Flensburger Katalog, vermag ihnen nicht immer zu entgehen. Je größer die Zahl der aufgenommenen Bücher, je höher wachsen diese Schwierigkeiten. Die Abstufung der Wertungen ist bei dem Mangel an Ausdrucksmöglichkeiten auf diesem Gebiet kaum klar herauszubringen und festzuhalten, die öftere Wiederholung wärmer empfehlender Worte schwächt ihren Nachdruck ab. Die Möglichkeit einer Besiegung dieser Widerstände liegt in der Formung der Inhaltsangabe. Sie mag

schon einen Teil Wertung in sich bergen. Wenn z. B. im vorliegenden Verzeichnis A. v. Drostes „Judenbuche" charakterisiert wird: „Schicksale eines Mannes, der durch böse Einflüsse zum Mord und schließlich durch Gewissensqualen zum Selbstmord getrieben wird", so ist das eine rein äußerliche Inhaltsangabe. Setze ich dagegen: „In der dumpfen Umwelt eines abgeschiedenen westfälischen Dorfes, in der sich die Begriffe von Recht und Unrecht seltsam verwirren, wird der Sohn eines trunksüchtigen Vaters durch Stolz und Prahlsucht zum Mörder. Nach verfehltem Leben sucht er unter dem unheimlichen Zwange des Gewissens durch Selbstmord eine späte Sühne"*), so ist damit versucht anzudeuten: 1. es handelt sich um eine westfälische Dorfgeschichte, 2. soziales Milieu und Familie (Vererbung) geben den Boden, aus dem das Verbrechen wächst, 3. die Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht im „dumpfen Hirn" (das Grundmotiv), 4. die eigene böse Eigenschaft (Stolz und Prahlsucht) als das Saatkorn, aus dem in diesem Boden das Verbrechen wachsen muß, 5. ist mit dem „unheimlichen Zwange" des Gewissens die düstere Stimmung des Ganzen angedeutet. Nicht gegeben sind damit die Geschlossenheit des kunstvollen Aufbaus, die kraftvolle Geradlinigkeit und herbe Verhaltenheit dieser klassischen Novelle. Diese rein ästhetischen Wertungen wären dann noch in einen weiteren kurzen Satz zu fassen, wenn man Wertungen eben einschließen will.

Die Abteilung der Zeitromane „Kriminalpsychologische und Kriminalromane", aus der dieses Beispiel beliebig herausgegriffen ist, gibt zu zahlreichen Bedenken Anlaß. So ist man erstaunt, hier Dostojewskis „Brüder Karamasow" mit dem sparsamen Verlegenheitszusatz „Ein breites Bild russischen Lebens in seinen Höhen und Tiefen" zu finden. Wenn zu Doyles „Späte Rache" der schlichte Zusatz gemacht wird: „Eine Art Schauerroman", so wäre anzunehmen, auch wenn man, wie ich, dieses Buch nicht zu kennen gestehen muß, daß es besser ganz fortbliebe.

Mit der Buchauswahl kann man sich überhaupt nicht einverstanden erklären. Es findet sich eine große Zahl minderwertiger Literatur. Ich notiere nur als Beispiele: O. Elster, F. Rose, J. Edhor, E. Fels, A. v. Gersdorff, O. v. Gottberg, A. Landsberger. Bei den mittelwertigen Schriftstellern fällt auf, daß nicht der eine und der andere Roman, der brauchbar ist, ausgewählt wurde, sondern entweder fast die gesammelten Werke vorhanden sind oder die Auswahl rein zufällig zustande gekommen zu sein scheint. Ich nenne als Beispiele: Dose (der Paternostermacher von Lübeck ist natürlich da!), Ganghofer, Heer, Stratz, Enking, J. R. z. Megede (!), Boy-Ed u. a. m. Zu G. Samarow (O. Meding) „Um Szepter und Kronen" findet sich der eigenartige Zusatz: „Der Schriftsteller haust in der Zeitgeschichte fürchterlich sensationell, darum hier nur das eine Werk als Beispiel" (!). An andern Orten findet sich aber Meding noch öfters. Es empfiehlt sich doch in der Volksbücherei wohl kaum, „Gegenbeispiele" für die Leser einzustellen.

Irrtümer sind natürlich bei der großen Zahl der Inhaltsangaben auch unterlaufen. Als Beispiele: Bei Sinclairs „Hundert Prozent" ist der ironische Untertitel „Der Roman eines Patrioten" als Inhaltsangabe gesetzt. — Schief ist die Auffassung von Hansuns „Neue Erde": „In diesem Literatenroman werden die braven Kaufleute gegen die hochnäsigen, schmarotzenden Dichter ausgespielt", weshalb sich der Roman auch in d e r Unterabteilung der „Standesromane" findet, die „Kaufleute, Ingenieure und Techniker" befaßt. Überhaupt ist die Abteilung „Standesromane" sehr angreifbar. So steht Raabes „Hungerpastor" natürlich unter „Pastorenromane und Verwandtes", ist also nach einem ganz äußerlichen Merkmal eingereiht, obwohl die eigene Inhaltsangabe ganz richtig den Angelpunkt des Romans trifft. — Schaffners „Schweizerkreuz", mit „Eine Novelle von Heimat und Liebe" sehr dürftig charakterisiert, gehört nicht auch in die Abteilung „Familienromane — Frauenromane", sondern allein unter die Heimatromane, denn der Dichter setzt sich darin mit seiner Schweizer Heimat und dem berechtigten und unberechtigten Gefühl landsmannschaftlicher Gebundenheit auseinander: ein für die Kenntnis des „Schweizertums" besonders wichtiges Buch.

---

*) Viel unwichtigere Bücher haben in diesem Katalog längere Inhaltsangaben.

Bei der Einteilung der „Heimatromane" ist „Zwischen Elbe und Oder" ein unglücklicher geographischer Begriff, denn die Oder ist keine Kulturscheide. So sind auch Brandenburg und die Altmark ganz mit einbezogen, während Schlesien und die Ostmark eine besondere Abteilung bilden (auch nicht sehr glücklich). Pommern und die mecklenburgische Küste fallen wieder in die Abteilung „Am baltischen Meere". Vielleicht kommt es von dieser Verwirrung „Zwischen Elbe und Oder", daß der pommersche Heimatdichter Hans Hoffmann in der Abteilung „Heimatromane" nur als Heimatdichter — des Harzes auftritt.

Im Gegensatze zu der überreichen Fülle der erzählenden Literatur tritt die Versdichtung unbillig zurück. Unter den Gedichtsammlungen fehlen u. a. „Die Ernte", „Vom goldnen Überfluß", „Das niederdeutsche Balladenbuch". Die neuere deutsche Lyrik ist nur durch eine Anthologie von E. Krauß „Deutschlands Dichter" und M. Bern, „Deutsche Lyrik seit Goethes Tod" vertreten. Fast alle großen deutschen Dichter von der Klassik bis zum Naturalismus (ausschließlich) sind nur unter den Gesamtausgaben oder Ausgewählten Werken zu finden. Von Dehmel, Dauthendey, Hofmannsthal, Rilke, Liliencron u. a. ist kein einziger Band Lyrik da. Unfaßlicherweise fehlt von Gerhart Hauptmann die Gesamtausgabe und von seiner gesamten Dramatik ist nur — das „Festspiel" da. Ich gehe absichtlich nicht näher auf diese Abteilungen ein und empfehle sie vor einer Neuherausgabe nur dringend einer eingehenden Überarbeitung.

Die belehrende Literatur einschließlich Lebensbeschreibungen und Reisebeschreibungen nimmt im Gesamtbestand einen verhältnismäßig geringen, viel zu geringen Raum ein. Hier sind nur sparsame Zusätze zu den Titeln gemacht, wenn sie nicht ganz fehlen, Schwierigkeitsgrade der Lektüre sind nicht angegeben. Da offenbar die ganze, ungeheure Arbeit, die ohne Zweifel für diesen Katalog geleistet worden ist, zunächst ausschließlich der erzählenden Literatur zugute kam, wäre es unbillig, hier überhaupt in eine — wohlfeile — Kritik einzutreten.

Technisch ist der in Druck und Ausstattung sehr schöne Katalog mit großer Sorgfalt gearbeitet. Ein alphabetisches Verfasserverzeichnis am Schluß läßt die von jedem Schriftsteller vorhandenen, in die einzelnen Abteilungen aufgeteilten Werke leicht auffinden. In dem Ganzen steckt eine so große und ehrliche Arbeit, daß man sich nur ungern entschließt, die zahlreichen Mängel zu berühren, die notwendig eintreten müssen, wenn eine kleine Bücherei, womöglich gar eine einzelne Persönlichkeit, an die Lösung solcher Riesenaufgabe herantritt. Die von mir aufgeführten Verstöße, die sich natürlich noch sehr vermehren ließen, stehen nur als Beispiele hier. Hoffentlich sind sie so gewählt, daß sie einerseits dem Büchereileiter, der sich mit ähnlichen Plänen trägt, einen Begriff von der ungeheuren Schwierigkeit solcher Arbeit geben, andrerseits doch auch dem Verfasser selbst einen oder den anderen Anhalt für eine Neubearbeitung bieten. Als allgemeinen Rat möchte ich ihm die Kürzung der Inhaltsangaben auf wenige Stichworte (Ein Familienroman aus dem Kleinbürgerleben — Aus dem dreißigjährigen Kriege — Ein Bauernroman aus Ostfriesland) für den Bestand im großen nach Ausmerzung der schädlichen und entbehrlichen Bücher empfehlen. Dann mag er nach und nach bei denjenigen Büchern seiner einzelnen Abteilungen, die er für bildungspfleglich besonders wichtig hält, ausführlichere Charakteristiken beifügen, die er nun mit aller Ruhe und Sorgfalt behandeln kann und für die ja auch schon manche Anhaltspunkte in der Arbeit anderer vorliegen.

Das besprechende Bücherverzeichnis für die Abteilung der erzählenden Literatur wird, trotz der so eifrigen Arbeit an vielen Stellen, auf längere Zeit hin noch ein frommer Wunsch bleiben. Die Durcharbeitung des Bestandes ist aber heute doch schon erheblich gefördert, und daran tragen ein gut Teil des Verdienstes auch diejenigen Versuche, die wir als im ganzen noch unzulänglich ablehnen müssen.

Lehrgänge und Versammlungen.

„Erste Grenzbüchereitagung". Der Verein zur Verbreitung guter volkstümlicher Schriften E. V., Berlin W. 30, Haberlandstraße 3, gibt in dem soeben erschienenen Heft seiner „Mitteilungen" den Bericht über die von ihm einberufene „Erste Grenzbüchereitagung". Die hier vorliegenden Beiträge geben

von verschiedenen Gesichtspunkten aus Einblicke in die Büchereiarbeit der Grenzgebiete, in seine Probleme und gegenwärtigen Formen, sowohl in Hinsicht auf die Deutschtumspflege, als auch auf die volksbildnerische Arbeit.

In einem grundsätzlichen Referat „Büchereiproblem und Kulturpolitik an der Grenze" geht Dr. Schriewer, Leiter der Zentrale für Nordmarkbüchereien in Flensburg, von dem scheinbaren Gegensatz zwischen Kultur und Politik aus. Er kommt zu dem Schlusse: Wenn der Staat auf der Volksgemeinschaft beruht, und die Volksgemeinschaft ohne Kulturgemeinschaft nicht gedacht werden kann, dann ist jede kulturelle Arbeit politische Arbeit im tiefsten Sinne. Von diesem Blickpunkt aus betrachtet, wird sodann Sinn und Ziel der Grenzbüchereiarbeit entwickelt. Diese Arbeit hat nichts mit „Kulturpropaganda" zu tun; sie will durch das rein geistige und seelische Erleben, das Bücher zu vermitteln vermögen, den Leser zum Bewußtsein seines nationalen Kulturbesitzes und damit seiner eigenen tiefen Verbundenheit mit seinem Volke führen. Weiter wird gezeigt, wie die Büchereiarbeit sich organisch in den Rahmen sonstiger Volksbildungsarbeit fügt, welche natürliche und bedeutungsvolle Ergänzung sie z. B. für Schule, Jugendpflege, Volksabende und Volkshochschule bildet.

Wie solche Arbeit praktisch aufgebaut und getrieben wird, erhellt sodann aus den „Grundgedanken über die Organisation eines vorwiegend ländlichen Büchereiwesens" von Dr. Kock-Schneidemühl, sowie aus den Berichten der leitenden Bibliothekare der Grenzgebiete. Diese Einzeldarstellungen zeigen die mannigfaltigen Organisationsformen, die sich, der Verschiedenheit der Grenzländer entsprechend, auch auf diesem Arbeitsgebiet entwickelt haben.

In einzelnen Provinzen — Schleswig, Grenzmark, Hinterpommern — besteht ein geschlossener einheitlicher Aufbau des gesamten provinziellen Büchereiwesens. In anderen Gegenden ist die Organisation zunächst noch lockerer, sei es, daß gegebene Verhältnisse berücksichtigt werden müssen, wie z. B. das System der Wanderbüchereien in Ostpreußen, sei es, daß die Betreuung des Büchereiwesens nicht bei Büchereizentralen, sondern bei behördlichen Stellen der Provinzen und Kreise liegt, wie in Ober- und Niederschlesien. Sehr lebhaft ist die Büchereitätigkeit im Westen Deutschlands, die dort bereits auf älterer Tradition fußen kann. In der Pfalz ist die Zusammenfassung der verschiedenen weltanschaulichen Büchereiverbände in dem „Pfälzischen Verband für freie Volksbildung" bemerkenswert. Hier wird durch den allgemeinen Besuch der gemeinschaftlichen öffentlichen Büchereien einerseits der Gedanke der Volksgemeinschaft gepflegt, während durch Aufnahme entsprechender Büchergruppen den besonderen weltanschaulichen Bedürfnissen Genüge getan wird.

Weiterhin schreibt die Bibliothekarin des Vereins Charlotte von Hesse über die Lagerliste als Grundliste, die auf der Konferenz in völliger Übereinstimmung als Auswahl von etwa 300 Bänden guten deutschen Schrifttums, vorzugsweise für ländliche Kleinbüchereien in den Grenzgebieten, geschaffen wurde.

Die Konferenz führte in enger Zusammenarbeit aller Tagungsteilnehmer zu fruchtbarer Aussprache über grundsätzliche Probleme und zu praktischen Ergebnissen für die Büchereiarbeit. So entsprach sie dem leitenden Gedanken des Vereins bei Berufung der Tagung: Die gemeinsame Behandlung der Grenzbüchereifragen der räumlich weitgetrennten Gebiete Deutschlands werde sowohl für das Büchereiwesen wie für die Deutschtumspflege unserer bedrohten Grenzgebiete von besonderem Werte sein. Gerade in einer derartigen Zusammenfassung der gesamten Grenzbüchereiarbeit sieht der Verein zur Verbreitung guter volkstümlicher Schriften neben der Beschaffung von Büchern für die Grenzgebiete eine seiner Hauptaufgaben.

Deutscher Volksbildnerlehrgang in der Tschecho-Slowakei. Am 3., 4. und 5. Januar fand in Prag ein vom „Sonderausschuß des Verbandes der deutschen Selbstverwaltungskörper für das gesamte Volksbildungswesen" veranstalteter Volksbildnerlehrgang statt, an dem etwa 180 haupt- und nebenamtliche deutschböhmische und deutschmährische Buchwarte und Mitglieder von Bezirks- und Ortsbildungsausschüssen teilnahmen. (Einen Überblick über diese, durch die tschecho-slowakische Büchereigesetzgebung festgelegten Organisationsformen wird der im nächsten Heft erscheinende Aufsatz des staatlichen Büchereiinstruktors Dr. Moucha bieten.) Zum ersten Mal wirkten an einem solchen Lehrgange auch reichsdeutsche Volksbildungs-

männer mit, und zwar am ersten Lehrgangstage, der mit Referaten von Dr. Moucha („Unsere Gemeindebüchereien") und von Professor Dreyhausen, Teplitz-Schönau („Das Vortragswesen in der öffentlichen Volksbildungspflege") eröffnet worden war, Dr. Ackerknecht mit einem Vortrag über „Büchereiwesen und Bildungspflege" (die Leitsätze stehen auf S. 102 dieses Heftes), am zweiten Lehrgangstage Direktor Weitsch, Dreißigacker, mit einem Vortrag über „Deutsche Volkshochschulen". Außerdem sprachen am zweiten Lehrgangstage der bekannte Führer der Wiener Arbeiterbildung Dr. Josef Luitpold Stern über „Arbeiterbildung". Am dritten Lehrgangstage sprach, als weiterer Gast, Dr. Semetkowski aus Graz über „Die ländliche Volkshochschule". Von einheimischen Vortragenden wurde am zweiten und dritten Lehrgangstage über „Volksgesundheitspflege", über „Gesang und Musik in der öffentlichen Volksbildungspflege", über „Lichtbild und Volksbildungspflege", über „Heimatschutz und Denkmalspflege in Dorf und Stadt" und über „Laienbühne" referiert. Das Interesse der Lehrgangsteilnehmer war sehr rege, was sich sowohl in dem Besuch der Vorträge wie in den zahlreichen Besprechungen zwischen Vortragenden und Teilnehmern während der vortragsfreien Stunden zeigte. Eine kleine Ausstellung von wichtigen Neuerscheinungen aus der belehrenden und aus der Schönliteratur und von bildungspfleglichen Fachschriften, die in einem Zimmer neben dem Vortragsraum aufgebaut war, erfreute sich ebenfalls lebhaftester Aufmerksamkeit.

Zur Frage der Ausbildung für den höheren Volksbüchereidienst.

Auf der Tagung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare im Mai 1926*) wurde bekanntlich eine von Dr. Waas (Darmstadt) ausgearbeitete Resolution einstimmig angenommen, die sich auf das Verhältnis der wissenschaftlichen und volkstümlichen Bücherei bezog. Diese Thesen bildeten die Grundlage eines Referats, welches Dr. Waas bei der Jahresversammlung des Vereins Deutscher Bibliothekare im Mai 1926 in Wien erstattete und das in folgenden Forderungen gipfelte:

„Es kann in das Leben einer Bibliothek leitend, anordnend oder beratend nur eingreifen, wer in demselben Bibliothekstyp ausgebildet und erfahren ist. Sonst ist eine klare Entwicklung beider Typen unmöglich. Wo es möglich ist, müssen beide Typen in getrennten Arbeitsweisen nebeneinander gestellt werden. An manchen Orten wird man beide Typen aus praktischen Gründen derselben Leitung vorläufig noch unterstellen müssen, dann aber muß — die Forderung aber erscheint selbstverständlich — der Leiter so gewählt werden, daß er seiner Ausbildung und Erfahrung nach dem an Bedeutung überwiegenden Typ angehört. Aus den gleichen Gründen ist getrennte Ausbildung für wissenschaftliche und volkstümliche Bibliotheken ein dringendes Erfordernis.

Alles das sind mit Notwendigkeit aus der geistigen Lage der Gegenwart und aus der praktischen Arbeit sich ergebende Forderungen, hinter denen die Gesamtheit der deutschen Volksbibliothekare steht. Erst kürzlich wieder hat der Verband Deutscher Volksbibliothekare eine diese Forderungen aufstellende Resolution gefaßt, die verlesen wird."

Die von dem Korreferenten Dr. Reismüller-Speyer aufgestellten Thesen vertraten einen völlig anderen Standpunkt und hatten folgenden Wortlaut:

„1. Neben den rein wissenschaftlichen, meistens staatlichen Bibliotheken gewinnen infolge der zunehmenden Bedeutung der öffentlichen Selbstverwaltung die kommunalen Bibliotheken (Stadt- und Provinzialbibliotheken) immer mehr an Wichtigkeit für das Bildungswesen und die öffentliche Kulturpflege überhaupt in dem betreffenden Ort oder Landesteil.

2. Den Stadt- und Provinzialbibliotheken obliegt die Pflege nicht nur des wissenschaftlichen, sondern auch des volkstümlichen Büchereiwesens.

3. Um den Aufgaben des wissenschaftlichen und des volkstümlichen Büchereiwesens gerecht zu werden, ist es nicht notwendig, daß dafür jedesmal zwei verschiedene Bibliotheken eingerichtet oder in Anspruch genommen werden, sondern ist es, auch aus Ersparnisgründen und zur besseren Ausnützung des

*) Vgl. 6. Jg. dieser Zeitschrift S. 327.

Bibliothekspersonals und des Bücherbestandes, anzustreben, daß die beiden Büchereigattungen in einer Bibliothek (Einheitsbibliothek) gepflegt werden, entsprechend den zwischen den beiden Gattungen bestehenden engen literarischen und technischen Wechselbeziehungen.

4. Die wissenschaftliche und die volkstümliche Bücherei bilden in der Bibliothek zwei nebeneinander bestehende Abteilungen, die unter der einheitlichen Leitung eines akademisch-wissenschaftlich vorgebildeten Bibliothekars stehen und soweit notwendig auch in der Volksbücherei-Abteilung mit akademisch-wissenschaftlich vorgebildetem Personal arbeiten.

5. Auch die rein wissenschaftlichen Bibliotheken sollen im Zusammenhang mit der immer mehr sich ausbreitenden Volkshochschulbewegung der Pflege des volkstümlichen Büchereiwesens mehr als bisher ihre Aufmerksamkeit zuwenden, besonders in solchen Fällen, wo in dem betreffenden Landesteil keine größeren Stadt- oder Provinzialbibliotheken bestehen, welche sich, auch in der Form von Beratungsstellen, dem volkstümlichen Büchereiwesen widmen.

6. Es ist vom VDB bei den zuständigen Stellen dahin zu wirken, daß die Leiter der größeren Einheitsbüchereien ausschließlich aus den Reihen der akademisch vorgebildeten Bibliothekare genommen werden.

7. Um den Anforderungen ihres Berufes auch nach der volksbibliothekarischen Seite hin zu genügen, sollen auch die wissenschaftlichen Bibliothekare Gelegenheit zur Ausbildung im Volksbüchereiwesen erhalten, indem die Lehrpläne der staatlichen Fachkurse für wissenschaftliche Bibliothekare in Preußen, Bayern, Sachsen usw. in fakultativer oder obligatorischer Weise nach der volksbibliothekarischen Seite hin ausgebaut werden.

8. Die Zweiteilung des Berufes in wissenschaftliche und Volksbibliothekare wie beim mittleren Bibliothekspersonal ist beim wissenschaftlichen Bibliothekspersonal in Anbetracht der inneren Einheit und Verwandtschaft der beiden Bibliotheksgattungen nicht angezeigt, vielmehr nach beiden Richtungen hin schädlich.

9. Die diesjährige Versammlung beauftragt eine aus ihrer Mitte zu wählende Kommission mit dem Studium der einschlägigen Fragen und mit der Ausarbeitung von entsprechenden Vorschlägen, die vom VDB den Regierungen, Kommunalverwaltungen und Städtetagen zu unterbreiten sind."

Die Versammlung gab dem Antrag Reismüllers Folge und ernannte zu Mitgliedern der Kommission: Fritz-Berlin, Kemp-Solingen, Nörrenberg-Düsseldorf, Reismüller-Speyer und Waas-Darmstadt.

Die Kommission hat am 3. Oktober zu Düsseldorf in der Landes- und Stadtbibliothek unter Teilnahme aller Mitglieder getagt und sich zunächst mit der Frage der Anforderungen beschäftigt, die an die Leiter der volkstümlichen Bibliotheken zu stellen sind. Sie schlägt einstimmig dem Verein Deutscher Bibliothekare folgende Richtlinien vor:

I. An die Anwärter für leitende Stellen an

a) Stadtbüchereien mittlerer (kreisfreier) Städte (Bildungsbüchereien, die nicht der wissenschaftlichen Forschung dienen),

b) kommunalen Volksbüchereien von Großstädten

sind folgende Anforderungen zu stellen:

A. Vorbildung: in der Regel abgeschlossenes Hochschulstudium;

B. fachliche Ausbildung:

1. Gründliche Ausbildung und Bewährung — im ganzen mindestens zwei Jahre — im volkstümlichen Büchereiwesen;
2. Vertrautheit mit der Gesamtheit des Volksbildungswesens;
3. Vertrautheit mit der wissenschaftlichen Bibliotheksarbeit.

II. Der Nachweis der Eignung ist zu erbringen durch eine Prüfung vor einem Prüfungsausschuß, den der zuständige Unterrichtsminister aus Vertretern des volkstümlichen Büchereiwesens bildet.

III. In besonderen Fällen, über welche der Prüfungsausschuß entscheidet, kann von einer Prüfung oder von der Erfüllung einzelner Bedingungen abgesehen werden. Dies gilt auch für Fälle, wo Beamte des höheren wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes in den volkstümlichen Bibliotheksdienst übertreten wollen.

IV. Der Ausschuß erklärt es außerdem für wünschenswert, daß die Ausbildung der Bibliotheksreferendare das volkstümliche Volksbildungswesen in angemessener Weise berücksichtigt, ohne daß damit eine Anwartschaft auf Anstellung im volkstümlichen Büchereidienst erworben wird.

Eine einheitliche Regelung für die Länder ist anzustreben.

Obgleich die Referenten Waas und Reismüller in Wien einen verschiedenen Standpunkt eingenommen hatten, hat sich der Ausschuß doch auf diese Forderungen einigen können. Zur Erläuterung der einzelnen Punkte kurz Folgendes:

Zu I a. Die Größe der Städte, für deren Büchereileiter die Anforderungen gestellt werden, konnte nicht gut nach der Höhe der Einwohnerzahl bestimmt werden, man nahm indes an, daß etwa solche Städte, die nach den gesetzlichen Bestimmungen einen eigenen Stadtkreis zu bilden berechtigt sind, die Verpflichtung haben müßten, einen Büchereileiter anzustellen, der den Anforderungen der Entschließung entspreche.

I b gilt für solche Großstädte, deren Volksbüchereien von den wissenschaftlichen Bibliotheken (seien dieselben staatlich oder kommunal) gesondert verwaltet werden.

Was die Anforderungen betrifft, so sollen die Worte „in der Regel" solchen Personen, die vorzüglich geeignet sind, aber keine abgeschlossene Hochschulbildung besitzen, die Möglichkeit nicht verschließen, in leitende Stellungen zu gelangen.

Zu B verstehen sich die Punkte 1 und 2 von selbst.

Die Forderung zu 3 muß erhoben werden, weil in der vollständigen Bücherei einer Mittelstadt an den Leiter nach dieser Richtung bestimmte Anforderungen gestellt werden.

Zu II. Die Entschließung konnte nur ganz allgemeine Richtlinien geben, es würde Sache der zuständigen Instanzen, d. h. des Deutschen Städtetages sein, die Folgerungen zu ziehen und einen solchen Prüfungsausschuß einzusetzen.

III ist einleuchtend.

IV. Der Ausschuß hält es für wünschenswert, daß wissenschaftliche Bibliotheksbeamte eine deutlichere Vorstellung von der Volksbüchereiarbeit, ihrem Werte und ihrer Eigenart haben, als es bis jetzt meist der Fall ist. Diese kann nur durch Tätigkeit in der volkstümlichen Bücherei oder Einheitsbücherei erworben werden, diese Tätigkeit gehört unter allen Umständen in die Ausbildungszeit.

Die Anwartschaft auf Anstellung im volkstümlichen Büchereidienst hat außerdem zur Voraussetzung diejenige innere Einstellung, die auf dem Wege der Ausbildung allein nicht erworben werden kann, sondern angeboren sein muß.

Die Entschließung der Kommission will helfen, einem Zustande ein Ende zu machen, der es bisher ermöglicht hat, daß in deutschen Städten Personen ohne fachliche Eignung oder Vorbildung zu Leitern kommunaler Büchereien bestellt wurden. Ein Zwang, daß die Städte nur solche Personen zu Büchereileitern bestellen, die die Prüfung bestanden haben, kann naturgemäß nicht in Frage kommen, jedoch wird eine Einrichtung, hinter der der Deutsche Städtetag steht, sich schon durchsetzen. G. F.

Gegenentwurf.

Die Formulierung der vorstehenden Forderungen wird dem, was die Bibliothekare der Volks- und Stadtbüchereien von einer „Regelung" des außerstaatlichen Bibliotheksdienstes erwarten müssen, nicht gerecht. Die Forderungen bewegen sich in einer Richtung, die lediglich gewissen Wünschen des höheren wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes entspricht. Insbesondere läßt die Formulierung der Ziffer 1 scheinbar nicht die Möglichkeit zu, daß die Leitung einer großstädtischen Bibliothek, die zugleich wissenschaftliche Bibliothek und volkstümliche Bücherei ist, einem aus dem Volksbüchereidienst hervorgegangenen Bibliothekar übertragen wird — mag es sich nun im einzelnen Falle um eine „Einheitsbücherei" oder um einen

Volksbücherei und Stadtbibliothek umfassenden „zweigeteilten Betrieb“ handeln, der der Leitung durch ein und dieselbe Persönlichkeit untersteht —. Hingegen kann gemäß der Forderung zu Ziffer 2 den Beamten des höheren wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes der Übertritt in den Volksbüchereidienst in einem für die Entwicklung des Volksbüchereiwesens recht bedenklichen Umfange erleichtert werden.

Im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung des Volksbüchereiwesens und des kommunalen Bibliothekswesens überhaupt ist zu fordern, daß nicht solche Bestimmungen gegeben werden, die bei den Stadtverwaltungen den falschen Eindruck erwecken, der Volksbüchereidienst sei nur eine mindere Form des Bibliotheksdienstes überhaupt. Vielmehr ist im Interesse des Volksbüchereiwesens in diesen grundlegenden Forderungen einmal klar zum Ausdruck zu bringen, daß beide Zweige des Bibliotheksdienstes gleichwertig, wenn auch verschieden geartet sind; daraus ergibt sich aber die Forderung, daß nicht nur den Beamten und Anwärtern des höheren wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes der Übertritt in den Volksbüchereidienst ermöglicht wird, sondern daß auch umgekehrt Mittel und Wege gefunden werden, die den Beamten und Anwärtern des Volksbüchereidienstes den Übertritt in den höheren wissenschaftlichen Bibliotheksdienst gestatten. Das ist nur eine gerechte Forderung, deren Erfüllung zudem beiden Zweigen des Bibliotheksdienstes zugute kommen würde.

Nachfolgend geben wir als „Gegenentwurf“ zu den von der Wiener Kommission aufgestellten Forderungen den Versuch neuer

Richtlinien für die Besetzung leitender Stellen an Volks- und Stadtbüchereien.

1. Die Anwärter für leitende Stellen an Volksbüchereien in Städten über 50 000 Einwohner müssen hinsichtlich ihrer Vor- und Ausbildung folgende Voraussetzungen erfüllen:
   a) Abgeschlossenes Hochschulstudium (erste Staatsprüfung oder Promotion).
   b) Gründliche Ausbildung und Bewährung im Volksbüchereidienst; die Ausbildungs- und Bewährungszeit beträgt mindestens zwei Jahre.
   c) Vertrautheit mit den anderen Gebieten des Volksbildungswesens.
2. Leitende Stellen an Stadtbüchereien, die neben allgemein volksbildnerischen auch wissenschaftliche Aufgaben haben, werden nur mit solchen Anwärtern besetzt, die außerdem noch eine mindestens einjährige Tätigkeit an einer wissenschaftlichen Bibliothek nachweisen können.
3. Der Nachweis der Eignung gemäß Ziffer 1 wird durch eine Prüfung vor einem Ausschuß erbracht, der vom zuständigen Minister aus Vertretern des Volksbüchereidienstes gebildet wird.
4. Der Nachweis der Eignung gemäß Ziffer 2 wird durch eine Zusatzprüfung erbracht vor einem ebensolchen Ausschuß, der je zur Hälfte aus Mitgliedern des höheren wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes und aus Leitern großer Stadt- und Volksbüchereien besteht.
5. In besonderen Fällen, über die der zuständige Prüfungsausschuß entscheidet, kann von dem Erfordernis des Hochschulstudiums bei der Besetzung von leitenden Stellen an Volksbüchereien abgesehen werden. Das darf jedoch nur geschehen, wenn die Eignung für den Volksbüchereidienst in leitender Stelle durch hervorragende Bewährung nachgewiesen wird.
6. Beamte und Anwärter des höheren wissenschaftlichen Bibliotheksdienstes können in den Volksbüchereidienst übertreten, sofern sie nach mindestens einjähriger praktischer Tätigkeit im Volksbüchereiwesen ihre Eignung durch Ablegung einer Zusatzprüfung für den Volksbüchereidienst vor der zu Ziffer 3 genannten Kommission erbringen.
7. Der Nachweis der Eignung gemäß Ziffer 2 bezw. Ziffer 6 kann jederzeit bis zum Ablauf des 30. Lebensjahres erbracht werden.
8. Bei den bisherigen Bewerbern für leitende Stellen, die bereits vor Inkrafttreten dieser Bestimmungen sich länger als zwei Jahre im Volksbüchereidienst bewährt haben, wird von den Erfordernissen der Vorbildung und Prüfungsablegung abgesehen; in Zweifelsfällen entscheidet die Prüfungskommission.
9. Zur Herstellung der Einheitlichkeit des bibliothekarischen Berufes ist in gleicher Weise den Beamten und Anwärtern des Volksbüchereidienstes der

Übertritt in den wissenschaftlichen Bibliotheksdienst zu ermöglichen, sofern ihre akademische Vorbildung den für den wissenschaftlichen Bibliotheksdienst gestellten Anforderungen genügt.

10. Eine einheitliche Regelung in allen Ländern ist anzustreben.

Braun. Eggebrecht.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Okkultismus.

Als „Besprechendes Fachschriftenverzeichnis der Stettiner Volkshochschule Nr. 53" in Verbindung mit dem Vortragenden, Landgerichtsdirektor Dr. Hellwig-Potsdam, zusammengestellt von der Stettiner Stadtbücherei im Februar 1926.

Allgemeine Werke.

Baerwald, R.: Okkultismus, Spiritismus und unterbewußte Seelenzustände. Aus Natur und Geisteswelt Nr. 560. 1920. 125 S. Hlw. 2,—.

Das Bändchen gibt in zusammenfassender Darstellung eine gute Einführung in den Okkultismus und Spiritismus vom Standpunkt der wissenschaftlichen Psychologie. Baerwald führt eine beträchtliche Anzahl von Beispielen aus der Literatur an und kritisiert sie streng sachlich nach ihrer Tragweite. Dabei lehnt Baerwald den Spiritismus ab. Er ist der Meinung, daß man mit den psychologischen „Grundtatsachen" der Bewußtseinspaltung, der latenten Erinnerung und der Telepathie jedes spiritistische Phänomen ohne Benutzung der Geisterhypothese erklären könne. Die Schrift vertritt im wesentlichen den kritischen Standpunkt, den Dessoir in seinem Werk „Vom Jenseits der Seele" dargelegt hat, verdient aber jenem gegenüber als Einführungsschrift wegen seines weit geringeren Umfanges und der größeren Übersichtlichkeit den Vorzug. Zu erwähnen ist noch ein dem Bändchen vorangestelltes, die wichtigste Fachliteratur umfassendes Verzeichnis.

Lehmann, A.: Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis zur Gegenwart. Übersetzt und bis in die Neuzeit ergänzt von Petersen. Stuttgart: Enke. 752 S. Geb. 17,60.

Der dänische Psychologe gibt hier eine ganz ausgezeichnete Darstellung und Untersuchung des Aberglaubens. Er geht von der Überzeugung aus, daß der Spiritismus zwar zuerst in Amerika ans Tageslicht getreten sei, aber seinen Ursprung im mittelalterlichen Aberglauben des europäischen Abendlandes habe, und stellt, indem er den Zusammenhang des Spiritismus mit den alten magischen Theorien nachweist, zunächst dessen historische Grundlage fest. Der geschichtliche Teil umspannt die mystischen Auffassungen großer Zeiträume, von der Weisheit der alten Chaldäer an über die gelehrte Magie der Kabbalisten und die Astrologen des Mittelalters hinaus bis zum Okkultismus unserer Tage. In dem darauf folgenden Abschnitt unternimmt Lehmann eine psychologische Deutung der okkulten Tatsachen, indem er deren Ursachen in der seelischen Konstitution des Menschen selbst sucht und jede Einwirkung übernatürlicher, unbekannter Kräfte aus einer jenseitigen Welt ablehnt. Das ausführliche Werk ist reich an anschaulichen Beispielen und wegen seiner gut verständlichen Schreibweise weiten Kreisen zugänglich.

Dessoir, M.: Vom Jenseits der Seele. Die Geheimwissenschaften in kritischer Betrachtung. Stuttgart: Enke 1920. 5. Aufl. 344 S. Pp. 9,60.

Gegenüber den beiden extremen Einstellungen zum Okkultismus, dem ungeheuren Zulauf und unbedingten Glauben einerseits und der energischen Abwehr der Wissenschaft andrerseits, verfolgt Dessoir den doppelten Zweck, durch unbefangene, aber kritische Diskussion den die okkulten Phänomene umgebenden Dunstkreis abergläubischer Vorstellungen zu zerstreuen und dasjenige, was von den seltsamen Erscheinungen der sorgfältigsten Prüfung standhält, für die Wissenschaft als Gegenstand eines eingehenden Studiums zu gewinnen. Nach einer einleitenden Übersicht über das Gesamtgebiet der in Betracht kommenden Erscheinungen ent-

wickelt Dessoir in dem mit „Parapsychologie" betitelten Teil in einer Theorie des Unterbewußtseins die psychologischen Begriffe zur richtigen Deutung der von den normalen Verlaufsformen abweichenden Seelenvorgänge, analysiert mit ihnen die Erscheinungen des Traumes und der Hypnose und bringt dann in kritischer Beleuchtung die wichtigsten Fälle der Fernwirkung, des Fernsehens usw. Der dritte Abschnitt enthält eine vernichtende Kritik des Spiritismus, die durch genaue Schilderungen von spiritistischen Täuschungen und Schwindeleien der verschiedensten Formen gestützt ist. Das Ergebnis ist außer diesem negativen ein für die Wissenschaft positives, indem Dessoir feststellt, daß er unter allen Phänomenen keins gefunden habe, das zur Revision unserer wissenschaftlichen Weltauffassung Anlaß gäbe.

Der Okkultismus in Urkunden. Herausgegeben von Dessoir. Bd 1: Der physikalische Mediumismus. Von W. v. Gulat-Wellenburg, Graf C. v. Klinckowstroem und H. Rosenbusch. Berlin: Ullstein 1925. 494 S.

Der erste Band der jüngst erschienenen okkultistischen Urkunden beschäftigt sich in unparteiischer Prüfung mit den Erscheinungen des physikalischen Mediumismus. Es werden dabei weltanschauliche Probleme in keiner Weise berührt, sondern nur die Tatsachen als solche einer kritischen Analyse unterzogen. Die Berechtigung einer solchen Auseinandersetzung liegt angesichts der vielen Betrugsmöglichkeiten, der tatsächlich vorgekommenen Betrügereien und zahlreicher anderer Fehlerquellen auf der Hand. Die Ausführungen zeigen zur Genüge, daß man selbst bei größter Vorsicht und Genauigkeit des Experimentierens ganz überraschenden Täuschungen ausgesetzt ist. — Das Ergebnis der Untersuchung stellt fest, daß bisher kein sog. physikalisches Phänomen beobachtet worden sei, das eine natürliche Erklärung seitens der Beobachtungswissenschaften ausschließt, so daß man den wissenschaftsgültigen Nachweis der Erscheinungen des sog. physikalischen Mediumismus, mit dem sich bei uns besonders v. Schrenck-Notzing befaßt hat, als bisher restlos gescheitert betrachten müsse.

Schrenck-Notzing, A. Frhr. v.: Materialisationsphänomene. Ein Beitrag zur Erforschung der mediumistischen Teleplastie. München: Reinhardt 1923. 2. Aufl. 523 S. Brosch. 20,—.

In einem sehr umfangreichen, mit reichem photographischen Material versehenen Werk beschäftigt sich Schrenck-Notzing eingehend mit den Erscheinungen der Materialisation, d. h. der Bildung verschiedenartiger Gegenstände, die meist aus dem menschlichen Körper auszutreten scheinen und das Aussehen einer Realität annehmen, wie z. B. Kleidungsstücke, lebende Körper usw. Das Werk, dem eine 25jährige Erfahrung des Verfassers auf dem heiklen Gebiet des Okkultismus zugrunde liegt, berichtet ebenso von ergebnislosen wie von erfolgreichen Versuchen mit Medien. Die überwiegende Anzahl von (nach Schrenck-Notzings Angaben) positiven, peinlich nachgeprüften Experimenten haben den Verfasser zu der festen Überzeugung tatsächlich existierender Materialisationsphänomene gebracht. Ob er damit recht hat, bleibt allerdings sehr fraglich, da sich später herausgestellt hat, daß Schrenck-Notzing selbst das Opfer sehr geschickt angelegter Täuschungen geworden ist und da es ihm seitdem nicht gelungen ist, den Beweis für die Richtigkeit seiner Überzeugungen zu erbringen. Es ist daher größte Vorsicht und eine möglichst kritische Einstellung bei der Lektüre dieses, wie überhaupt der Bücher von Schrenck-Notzing zu empfehlen.

Schrenck-Notzing, A. Frhr. v.: Physikalische Phänomene des Mediumismus. Studien zur Erforschung der telekinetischen Vorgänge. Ebenda 1920. 201 S. Hlw. 5,—.

Das Buch behandelt eine bestimmte Art physikalischer Erscheinungen des Mediumismus, nämlich die Fernwirkung auf unberührte, leblose Objekte, und kommt in eingehender Erörterung der Experimente von Ochorowicz, Crawford usw. mit bekannten Medien zu der Auffassung, daß telekinetische und teleplastische Vorgänge nur verschiedene Gradstufen desselben unbekannten innerlich zusammenhängenden animistischen Prozesses sind. Im Anhang gibt Schrenck-Notzing noch einen Bericht des Franzosen Geley über die Phänomene der Ideoplastie. (Was die Experimente Crawfords anbelangt, so haben sie sich als absolut unzulänglich

herausgestellt. Selbst überzeugte Spiritisten geben zu, daß Crawford getäuscht worden sei und daß seinen Veröffentlichungen kein Beweiswert zugesprochen werden könne.)

Schrenck-Notzing, A. Frhr. v.: Experimente der Fernbewegung (Telekinese). Stuttgart: Union 1924. 273 S. Hlw. 10,—.

Das Interessante dieses Buches besteht darin, daß es Bericht erstattet von telekinetischen Erscheinungen, die im Beisein von 27 Universitätsprofessoren und vielen andern Wissenschaftlern und Schriftstellern stattfanden. Autoritäten der Wissenschaft und Literatur wie Becher, Winterstein, Driesch, Klages, Thomas Mann, Meyrink usw. nahmen an den Experimenten teil und geben darüber Sitzungsberichte. Dabei handelt es sich aber nicht etwa um beweiskräftige Gutachten, sondern lediglich um Wiedergaben der Experimentvorgänge.

Leisegang, H.: Die Geheimwissenschaften. Gotha: Klotz 1924. 45 S.

Die kleine polemische Schrift scheidet zunächst streng zwischen wissenschaftlichem und gläubigem Okkultismus und geht nach einer kurzen Erörterung des ersteren zu einer eingehenden Prüfung des gläubigen Okkultismus über. Leisegang tadelt scharf die Kritiklosigkeit der Spiritisten und behandelt in dem Zusammenhang die Anschauungen des bekannten Anthroposophen Rudolf Steiner, wobei die Kritik für Steiner vernichtend ausfällt. Bemerkenswert ist, daß Leisegang sein Urteil intimen Kenntnissen verdankt, die er aus den „Zyklen", d. h. unveröffentlichten Geheimschriften der Anthroposophischen Gesellschaft, geschöpft hat.

Zeitschrift für kritischen Okkultismus und Grenzfragen des Seelenlebens. Herausgegeben von Bärwald.

Die Zeitschrift nimmt nicht nur negativ gerichtete, sondern auch kritische positive Arbeiten auf. Das Niveau der Beiträge ist durchaus wissenschaftlich; doch sind die Aufsätze fast durchweg so geschrieben, daß sie auch jeder, der über die allgemeinen Fragen einigermaßen unterrichtet ist, mit Verständnis lesen kann.

Tischner, R.: Einführung in den Okkultismus und Spiritismus. München: Bergmann 1923. 2. Aufl. 124 S. Kart. 4,20.

Das Büchlein bildet eine knappe und gut verständliche Einführung in die okkulten Gebiete. Methodologisch vertritt der Verfasser die gefährliche Ansicht, daß ein erfahrener Forscher auf jeden Wunsch des Mediums, soweit nur irgend möglich, Rücksicht nehmen müsse und könne.

Oesterreich, T. K.: Der Okkultismus im modernen Weltbild. Dresden: Sibyllen-Verlag 1923. 3. Aufl. 198 S. Pp. 4,—.

Der Verfasser ist der Ansicht, daß die Skepsis, die man heute noch in wissenschaftlichen Kreisen dem Okkultismus entgegenbringt, viel zu weit gehe, und sucht durch das vorliegende Buch den Beweis zu liefern, daß die okkulten Erscheinungen in Wirklichkeit bestehen und darum ernsthafte wissenschaftliche Beachtung verdienen.

Richet, Ch.: Grundriß der Parapsychologie und der Parapsychophysik. Übersetzt von R. Lambert. Stuttgart: Union 1923. 491 S. Hlw. 14,—.

Der berühmte französische Physiologe gibt hier eine wissenschaftliche Darstellung der Parapsychologie und der Parapsychophysik, die nicht die okkulten Erscheinungen erklären will, sondern sich damit begnügt, Tatbestände festzustellen. Auf Grund einer großen Anzahl von Beispielen stellt er den für die gesamte Psychologie revolutionären Satz auf: „Es gibt Vibrationen (Kräfte) im Universum, die unsere Empfindlichkeit erregen und gewisse Erkenntnisse über die Wirklichkeit vermitteln, welche die normalen Sinne uns nicht verschaffen können." Die Grundphänomene sind nach Richet folgende: 1. Die Kryptästhesie, eine Erkenntnisfähigkeit, die früher mit Hellsehen bezeichnet wurde, 2. die Telekinesie, eine von den bekannten Kräften völlig abweichende mechanische Wirkung, die auf Entfernung ohne Berührung unter bestimmten Bedingungen auf leblose Gegenstände oder Personen ausgeübt wird, 3. die Teleplastik (früher Materialisation genannt). Die Existenz des ersten und dritten Phänomens hält Richet für einwandfrei feststehend.

Eine vierte Gruppe von Erscheinungen, die Richet zwar nicht als Grunderscheinung anspricht, da sie mit der Kryptästhesie verwandt ist, aber für ebenso zweifelsfrei hält, sind die Ahnungen. — Die allgemeinen Grundsätze, die Richet aufstellt, sind gut, nur beachtet Richet selbst bei der Darstellung der okkulten Phänomene nicht diese Grundsätze ganz genau. Wenn man jedoch die kleinen Inkonsequenzen bemerkt und im Auge behält, so bietet das Buch bei seiner klaren und verständlichen Fassung auch sachlich wertvolle Anregungen.

Ludwig und Tischner: Geschichte der okkultistischen (metapsychischen) Forschung von der Antike bis zur Gegenwart. 2 Bde. Pfullingen: Baum 1922. 1924. Hlw. 5,—, brosch. 8,—.

Der erste von Ludwig bearbeitete Band enthält eine anregende historische Darstellung der okkultistischen Forschung (d. h. der theoretischen Versuche, die rätselhaften Erscheinungen zu erklären, deren Dasein nicht zu leugnen war), von Sokrates an bis Schopenhauer. Der zweite von Tischner verfaßte Teil umspannt die Zeit von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, in der erst von einer eigentlichen experimentellen Forschung die Rede sein kann. Beide Teile sind unabhängig voneinander und von Standpunkten aus geschrieben, die wohl im Grundsätzlichen, nicht aber bezüglich aller Einzelfragen übereinstimmen.

Buchner, E.: Von den übersinnlichen Dingen. Ein Führer durch das Reich der okkulten Forschungen. Leipzig: Meiner 1924. 323 S. Hlw. 7,50.

Buchner gibt in diesem Buch der Meinung Ausdruck, daß alles das, was wir heute noch als übersinnlich bezeichnen, Natur sei und man nicht zwischen Natur und Übernatur oder Widernatur, sondern allein zwischen erkannter und unerkannter Natur unterscheiden dürfe. Auch Buchner gehört zu denjenigen, die zur gründlichen allgemeinen wissenschaftlichen Erörterung der okkulten Erscheinungen auffordern. Er gibt zu, daß zwar die Erklärungsmethoden der Phänomene teilweise noch sehr im Dunkeln tappen, meint aber, daß an dem Vorhandensein der Erscheinungen selbst nicht zu rütteln sei.

Schopenhauer, A.: Versuche über das Geistersehen und was damit zusammenhängt. Herausgegeben von Hartlaub. Stuttgart: Frommann 1922. 95 S. Kart. 0,90.

Als gewissermaßen „klassischer" Vorläufer aller bisher erwähnten Theorien über okkulte Dinge sei noch der „Versuch über das Geistersehen" von Schopenhauer angeführt. Schopenhauers idealistische Metaphysik scheidet die Welt in zwei unvergleichbare Hälften: die blindwaltende Willenswelt der Dinge an sich, die durch Verstand und Erfahrung nicht erfaßt werden kann, und die bloße Erscheinungs- und Vorstellungswelt, eine Illusion, die sich das metaphysische (also auch willensmäßige) Ich des Menschen durch das Gehirn gesetzmäßig nach Raum, Zeit und Kausalität schafft. Aus dieser weltanschaulichen Einstellung heraus versteht sich Schopenhauers Ansicht, daß übersinnliche Vorgänge wie Geistererscheinungen, prophetische Träume usw. sämtlich vom jenseitigen Willen bewirkte Phänomene seien.

Zur Parapsychologie.

Moll, A.: Prophezeien und Hellsehen. Stuttgart: Franckh 1922. 9. Aufl. 91 S. Pp. 2,—.

In dem kleinen Bändchen gibt Moll nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung Darstellungen von „okkulten" Ereignissen (Wahrträume, Hellseherei usw.) und stellt fest, daß in keinem Falle die Versuchsbedingungen so klar und einwandfrei waren, daß man ein räumliches oder zeitliches Hellsehen und ähnliche Erscheinungen als bewiesen ansehen könne.

Hellwig, A.: Okkultismus und Strafrechtspflege. Über die Verwendung von Hellsehern bei Aufklärung von Verbrechen. Leipzig: Bircher 1924. 112 S.

Hellwig erörtert an Hand einer Reihe von Fällen aus der Praxis die Frage, ob es nach dem gegenwärtigen Stand unseres Wissens möglich sei, Verbrechen durch Hellsehen (durch sogenannte Kriminaltelepathen) aufzuklären. Verfasser verneint die Frage und zeigt die vielen Fehlerquellen auf, aus deren Wirkung sich manche Scheinerfolge erklären.

Der Okkultismus in Urkunden. Herausgegeben von Desoir. Bd 2: Die intellektuellen Phänomene. Von Bärwald. Berlin: Ullstein 1925. 382 S.

Bärwald kommt auf Grund einer leidenschaftslosen und unbefangenen Prüfung der wichtigsten deutschen und ausländischen Literatur zu der Überzeugung, daß die Zeugnisse über telepathische Versuche auch bei Berücksichtigung aller möglichen Fehlerquellen, die aufgezeigt werden, doch als beweiskräftig angesehen werden müssen. Dagegen hält er eigentliches Hellsehen nicht für erwiesen, wobei allerdings zu bemerken ist, daß er den Begriff der Telepathie außerordentlich weit faßt. Die intellektuellen Phänomene, die sich als Geisterbotschaften geben, führt er gleichfalls auf Telepathie zurück. Auch wer auf einem anderen Standpunkt steht als der Verfasser, wird das Werk mit großem Nutzen studieren.

Oesterreich, T. G.: Grundbegriffe der Parapsychologie. Eine philosophische Studie. Pfullingen: Baum 1921. 55 S. Brosch. 1,20.

In der vorliegenden Schrift handelt es sich nicht darum, ob und in welchem Umfange in der Wirklichkeit okkulte Erscheinungen existieren, sondern um eine rein theoretisch-psychologische Frage. Es werden die Beziehungen der den okkulten Phänomenen entsprechenden Begriffe der Parapsychologie zu denen der bisher bekannten Normalpsychologie geklärt und dabei festgestellt, daß sich beide nicht widersprechen, sondern sehr wohl miteinander in Einklang zu bringen seien. Zur Erörterung stehen dabei Begriffe wie die des Unbewußten, des Hellsehens, der Telepathie usw. Das Buch erfordert einige begriffliche Vorkenntnisse.

Gruber, K.: Parapsychologische Erkenntnisse. München: Drei Masken-Verlag 1925. 230 S.

Das Buch ist geschrieben von einem Biologen und Naturforscher, der „durch eigene Anschauung und experimentelle Arbeit die Tatsache der parapsychologischen Erscheinungen als unwiderlegliches Naturgeschehen erkannt" hat und in seiner Darstellung der Phänomene von solchen ausgeht, deren Echtheit für ihn keiner Beweisführung mehr bedarf. Die Ausführungen sind lebendig und durchaus verständlich gehalten. Zum Schluß findet sich eine sehr umfangreiche Zusammenstellung von deutscher und ausländischer Literatur über Okkultismus.

Wasielewski, W. v.: Telepathie und Hellsehen. Versuche und Betrachtungen über ungewöhnliche seelische Fähigkeiten. Halle: Marhold 1922. 3. Aufl. 224 S. Pp. 3,80.

Wasielewski schildert interessante Fälle des Hellsehens und der Telepathie, die sämtlich von ihm selbst erlebt und nachgeprüft sind. Zur Erklärung dieser Fälle bedient sich der Verfasser der psychischen Theorie, womit er die philosophische Theorie des psychophysischen Parallelismus (jedem körperlichen Vorgang läuft ein entsprechender seelischer parallel und umgekehrt) durchbricht und das geistige bezw. seelische Element in der Welt als selbständig hinstellt. Er sucht darzulegen, daß die naturwissenschaftliche Strahlungs- resp. Schwingungstheorie zur Erklärung der genannten Erscheinungen keineswegs ausreiche, sondern daß man notwendigerweise Telepathie und Hellsehen als psychische Leistungen ansprechen müsse, denen keine bekannte (vielleicht überhaupt keine) physische Vermittlung oder materielle Gegenseite entspreche und die uns wesentlich deshalb so fremdartig erscheinen.

Carus, C. G.: Über Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt. Herausgegeben von Bernouilli. Basel: B. Schwabe & Co. 1925. 245 S.

Die Schrift des einst so berühmten und erst jetzt durch Ludwig Klages wieder zur vollen Würdigung gebrachten sächsischen Arztes und Seelenforschers Carus ist trotz aller Fortschritte, die inzwischen die naturwissenschaftlich orientierte Erforschung der magnetischen, hypnotischen und mediumistischen Erscheinungen gemacht hat, auch heute noch von großem Wert und Reiz besonders für solche Leser, die an den Fragen der „Nachtseiten" des menschlichen Lebens ernsthaft interessiert sind.

Lamm, M.: Swedenborg. Übersetzt von Meyer-Lüne. Leipzig: Meiner 1922. 379 S.

Lamm gibt eine gut geschriebene Studie über die Entwicklung des schwedischen Philosophen Swedenborg vom gründlichen exakt-wissenschaftlichen Forscher zum Mystiker und Geisterseher. Swedenborg lehrte als Theosoph die Existenz eines Geisterreiches, das mit dem Menschen schon während dessen Lebzeiten in steter Verbindung stehe und sich ihm in Visionen offenbare. Während Kant diese Lehre seinerzeit in den „Träumen eines Geistersehers" als bloßes Hirngespinst ohne empirische Grundlage verwarf, ist heute im Spiritismus der Glaube an eine hinter dem sinnlich Wahrnehmbaren existierende, auf die unsrige einwirkende Geisterwelt wieder sehr lebendig geworden. Das Buch hat darum ein nicht nur historisches Interesse.

Zur Parapsychophysik.

Moll, A.: Der Spiritismus. Stuttgart: Franckh 1925. 9. Aufl. 99 S. Pp. 2,40.

Moll zeigt sich in diesem Buch als einer der heftigsten Gegner des Spiritismus. Er berichtet von erfolglosen Sitzungen und Entlarvungen von Schwindelmedien und schließt daraus auf die Unechtheit aller okkulten Phänomene, die teils auf der raffinierten Gewandtheit der Medien, teils auf der wissenschaftlichen Unzulänglichkeit der Beobachter beruhen sollen.

Schrenck-Notzing, A. Frhr. v.: Der Spuk in Hopfgarten. Eine gerichtliche Feststellung telekinetischer Phänomene. Aus „Psychische Studien" Jg. 48 Oktoberheft 1921. 24 S.

Schrenck-Notzing liefert hier einen interessanten Bericht über die spukhaften Erscheinungen, die 1921 in Hopfgarten bei Weimar großes Aufsehen erregten und deren gerichtliche Beglaubigung. Diese Beglaubigung ist aber nicht als Beweis für die Echtheit des Spuks anzusehen, da sie auf Grund eines die Aussagen der am Spuk beteiligten Personen enthaltenden gerichtlichen Protokolls gegeben ist. Ob die sich für das objektive Vorkommnis des Spuks verbürgenden Personen nicht selbst getäuscht waren, darüber ist nichts beglaubigt.

Piper, O.: Der Spuk. 250 Geschehnisse aller Arten und Zeiten aus der Welt des Übersinnlichen. München: Piper 1917. 169 S. Hlw. 3,—.

Eine bunte Reihe wissenschaftlich keineswegs verbürgter Berichte über Doppelgängerei, Zweites Gesicht, Spukorte, Erscheinen Sterbender oder Verstorbener, Ahnungen usw. ist hier von Piper in einer Sammlung vereinigt, die ein beredtes Zeugnis ablegt von dem starken irrationalen Element in der Natur des Menschen.

Nielsen, E.: Das große Geheimnis in Neuzeit und Gegenwart. 1923. (Bücher der Rose.) 322 S.

Ähnlich wie das eben erwähnte Buch von Piper „Der Spuk" enthält auch dieses einen Sammelbericht von mysteriösen Ereignissen. Es sind allerdings unkontrollierte Aussagen verschiedener Persönlichkeiten, die von Nielsen ohne jegliche Deutungsversuche möglichst wort- und sachgetreu wiedergegeben sind. Die Sammlung umfaßt nur Berichte vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis zum Weltkrieg, ist also zeitlich viel beschränkter als die von Piper.

B. Wissenschaftliche Literatur.

I. Religion, Philosophie, Erziehung.

Andreas-Salomé, Lou: Friedrich Nietzsche in seinen Werken. Mit 3 Bildern Nietzsches und faksimilierten Briefen. Dresden: Reißner (1924). 230 S.

Beim Lesen dieses glänzend stilisierten, ungemein lebendigen und geistreichen Buches staunt man immer wieder, daß es der unveränderte Neudruck eines im Jahre 1894 vollendeten Werkes sein soll. Was wurde damals noch für unsinniges oder unwesentliches Zeug über Nietzsche zusammengeschrieben und zwar

nicht nur von philosophisch ungeschulten Literaten oder Theologen! Man kann wohl nichts stärkeres zum Lobe des Buches sagen als das, daß es trotz der Fülle ernst zu nehmender Nietzsche-Literatur, die uns die letzten zwei Jahrzehnte gebracht haben, und trotz der völlig veränderten Akustik des Zeitbewußtseins auch heute noch zu den wesentlichen Büchern über Nietzsche gehört. Wer es gründlich liest, der wundert sich nicht mehr, daß es Jahre in Nietzsches Leben gab, in denen er sich seelisch und geistig mit dieser überaus gescheiten Frau aufs innigste verbunden fühlen konnte. Und daß Lou Andreas-Salomé für Nietzsches Größe von vornherein das richtige Verständnis hatte und sich in ihm auch nicht durch die spätere persönliche Entfremdung beirren ließ, davon zeugt eben die Tatsache, daß es ihr gelungen ist, schon vor mehr als dreißig Jahren das „Geistesbild Nietzsches" zu zeichnen, „das Gedanken-Erlebnis in seiner Bedeutung für Nietzsches Geistesleben — das Selbstbekenntnis in seiner Philosophie" darzustellen. (Dabei denke ich noch nicht einmal an den im engsten Sinn persönlichen Gehalt des Werkes, an die Schilderung der Person Nietzsches und des Umganges mit ihm, an die Mitteilung von mündlichen oder schriftlichen Aphorismen, die Nietzsche seiner Freundin schenkte, z. B. seiner „Lehre vom Stil", an die faksimilierten Briefe, die uns auch heute noch, wo soviele Briefe Nietzsches bekannt sind, tief berühren usw.) Besonders treffend ist, was Lou Andreas-Salomé über den „religiösen Affekt" sagt, den Nietzsche „an sich selber zum Ausbruch gebracht" habe und was sie über die Vielspältigkeit von Nietzsches Wesen als den pathologischen Nährboden seines Heroismus ausführt. — Für große Büchereien neben den Nietzsche-Büchern von Klages, Bertram und Obenauer unentbehrlich.

E. Ackerknecht.

Cheltschizki, Peter: Das Netz des Glaubens. Aus dem Alttschechischen ins Deutsche übertragen von Carl Vogl. Dachau: Einhorn-Verlag 1924. XVI, 317 S. Brosch. 8,—, geb. 10,—.

Das Buch, wohl der reinste Ausdruck der hussitisch-taboristischen Richtung, geschrieben um das Jahr 1440, ist gegen Ende des 19. Jahrhunderts wieder bekannt geworden vor allem durch das Verdienst Tolstois, der seine eigene Lehre vom „Nichtwiderstehen" darin vorausgenommen sah. In der Tat finden sich darin nicht nur der Grundgedanke von Tolstois berühmter Lehre, sondern auch viele Einzelzüge, vor allem die Polemik gegen den Krieg, gegen die Todesstrafe, gegen die Gewalt überhaupt, gegen den Staat, der seine Gewalt in den Dienst des Rechts stellt. Eine Übereinstimmung, die in merkwürdiger Weise die Beständigkeit nicht nur der Nationalcharaktere, sondern sogar die der Rassencharaktere beweist. Der Verfasser, über dessen Persönlichkeit nähere Nachrichten fehlen, ist sehr belesen in den kirchlichen Autoritäten, aber vollkommen frei von ihrem Banne. Ein großer Teil des Berichts ist der Auseinandersetzung mit den Lehren der Kirche gewidmet, deren „Abfall" für den Verfasser vor allem darin besteht, daß sie ein Reich der Macht anstelle eines Reiches der Liebe aufgerichtet hat. Die Polemik gegen die kirchlichen Autoritäten ist für den heutigen Geschmack oft etwas breit. Der Übersetzer hat schon eine Reihe von Längen weggelassen, hätte aber hier vielleicht noch weitergehen können. Andererseits findet sich auch in diesen Auseinandersetzungen manches Geistvolle, z. B. das Kapitel über die „Rotten der Universitätsmagister" Buch II Kap. 15, das, wenn es auch nicht Schopenhauers vernichtende Kritik der Universitätsphilosophie erreicht, doch in dem Grundgedanken mit ihr sich berührt, daß nämlich die Bildungsanstalten im Dienste der Machtfaktoren stehen, wie der Intellekt im Dienste des Willens. Das Buch ist von einem ernsten Manne für ernste Leser geschrieben. Die Übersetzung zeigt ein gutes, an Luther geschultes, altertümliches Deutsch.

K. Hartmann (Stettin).

Obenauer, Karl Justus: Friedrich Nietzsche, der ekstatische Nihilist. Eine Studie zur Krise des religiösen Bewußtseins. Jena: Diederichs 1924. 204 S.

Dieses Nietzsche-Buch steht insofern dem von Bertram am nächsten, als auch Obenauer — von der Beschäftigung mit der großen Weltanschauungsdichtung der klassischen und romantischen Epoche herkommend und nicht von der

Schulphilosophie — sich bestrebt, Nietzsches Gedankenwelt in einer ihrem gehobenen Stil gemäßen Form darzustellen. Daß Obenauer dabei die geistreiche, fesselnde Vieltönigkeit des Bertramschen Buches nicht erreicht hat, kommt nicht bloß von dem engeren Gesichtswinkel her, unter dem er Nietzsche betrachtet — der Untertitel „Eine Studie zur Krise des religiösen Bewußtseins" bezeichnet ihn treffend — sondern auch von der zusammengefaßteren Art der kritischen Erörterung. Dieser wiederum ist es zu verdanken, daß die Zwiespältigkeit im Wesen Nietzsches hier noch deutlicher hervortritt als bei Bertram. Die letzte Schärfe dieses Zwiespaltes freilich, wie sie Klages gezeigt hat, ist hier noch nicht enthüllt. Das war aber auch weder bei Bertram noch bei Obenauer zu erwarten, da sie beide sozusagen nicht von der heidnischen, sondern von der christlichen Seite aus (von einem freilich überkonfessionellen, philosophisch durchleuchteten Christentum aus) das Wesen Nietzsches zu erfassen suchen. Diese perspektivische Tatsache erklärt auch, warum Obenauer Nietzsche als „den ekstatischen Nihilisten" bezeichnet. Gewiß kann er sich dabei dem Buchstaben nach auf Nietzsche selbst berufen. Aber das will an sich nicht viel heißen. Nietzsche hat ja gewissermaßen — wie Goethe — alles einmal gesagt, aber — im Unterschied von Goethe — auch immer das wirkliche (nicht nur scheinbare) Gegenteil davon. Es fragt sich schließlich bei der Wahl einer solchen Etikette, ob man mit ihr den positiven oder den negativen Wert einer Erscheinung, ihre Vorder- oder ihre Rückseite, anschaulich macht. Überdies kann gar kein Zweifel darüber sein, daß Nietzsche selbst, schon im Hinblick auf seine grundlegende Entdeckung vom nihilistischen Wesen und der nihilistischen Wirkung des Ressentiment, niemals hätte einverstanden sein können, wenn er auf diese Formel gebracht worden wäre. Nietzsche, der die Gleichung „Antichrist und Antinihilist" für den von ihm ersehnten und verkündeten „Menschen der Zukunft" aufstellt, Nietzsche, der alle „Schleichwege zum Nichts" so ingrimmig haßte — er würde es als den schrecklichsten Hohn auf seine Sendung empfunden haben, wenn man das beiläufig von ihm hingeworfene Paradoxon „ekstatischer Nihilist" zur Bezeichnung der Gesamtheit seines Wesens wählte. Obenauer sieht sich denn auch immer wieder veranlaßt, den strengen Sinn des Wortes Nihilismus zu mildern, in ihm bei Nietzsche im Grunde doch ein „Stirb und Werde", den „Willen, den Prozeß der Auflösung zu beschleunigen", und nicht den Willen zum „Ewig-Leeren", zu sehen. — Im einzelnen enthält das Buch, wie von dem ausgezeichneten Darsteller der Goetheschen Religiosität (vgl. 4. Jg. dieser Zeitschr. S. 101) nicht anders zu erwarten war, viele geistvolle Bemerkungen, z. B. über die Bedeutung des Tauwindes in der Bildersprache Nietzsches, über den Wesensunterschied zwischen Hölderlins und Nietzsches Religiosität, über das Prometheische und Flammenhafte der Nietzscheschen Philosophie, über den Zusammenhang zwischen Nietzsches Dionysos und Faustens Erdgeist-Erlebnis. — Größere Büchereien werden dieses schöne Buch für ihre religiös interessierten Leser anschaffen müssen. E. Ackerknecht.

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Braig, Friedrich: Heinrich von Kleist. München: Beck 1925. 637 S.

Dieses umfangreiche Kleist-Buch ist ein Versuch, das Leben und Werk Heinrichs von Kleist zu deuten und zu verherrlichen dadurch, daß es seiner metaphysischen Grundtendenz nachspürt. Braig weiß, daß solche Rätsel wie Kleist nur zu lösen sind von der Metaphysik her, und für ihn ist hier der religiöse Glaube des Christentums der Schlüssel zur Wesenserkenntnis des Dichters. Er feiert Kleist als „Ritter des Kreuzes". Kleists Dichtung ist eine Auseinandersetzung mit den „Zentralgedanken des Christentums von der Erbsünde und ihren Folgen" bis zur Erlösung. In einer Zeit rationalistischer Gottesferne, von der auch Goethe und Schiller nicht erlöst hätten, sei Kleist zuerst den Weg bis zu den Grenzen gegangen, habe aber den Sprung zum Glauben nicht gewagt und habe darum zerbrechen müssen. Von diesem Kreuzweg zeugen seine Werke, deren Gipfelung dann die Tragödie Penthesileas darstelle, die symbolisch den Opfertod und die Erlösungstat Christi am Kreuze wiederhole, nachdem der „Amphitryon" sich um das Geheimnis der Menschwerdung Gottes — des christlichen Erlösergottes — gemüht habe. Ähnlich werden alle anderen Werke von christlichen Gedankengängen

her erschlossen. So entsteht aus gründlicher philologischer Forschung und einem fast religiösen Drang zur Heiligenverehrung ein Bild Kleists, das viele zum Widerspruch auffordern wird, und das gegenüber bisherigen Deutungsversuchen (Gundolf, Witkop u. a.) zwar neuartig, aber keineswegs endgültig ist. — Nur für große Studienbüchereien. Victor A. Schmitz (Stettin).

Ebert, Friedrich: Schriften, Aufzeichnungen, Reden. Mit unveröffentlichten Erinnerungen aus dem Nachlaß. Mit 16 Bildern. Hrsg. von Friedrich Ebert jun. Mit einem Lebensbild von Paul Kampfmeyer. Dresden: Reißner 1926. 2 Bde. Brosch. 11,—.

Die beiden Bände bringen Äußerungen Eberts von seinem ersten politischen Wirken in Bremen an. Die recht zahlreich vertretenen Aufsätze und Reden aus der Bremer Zeit haben heute kein lebendiges Interesse mehr, charakterisieren aber Eberts immer lebhafte, gerade, realpolitische Natur ganz ausgezeichnet. Ebert war Parteiführer und Politiker, und als solcher entfaltete er seine ganze Kraft im praktischen Wirken und nicht im Theoretisieren. Seine Reden — es sind weiter abgedruckt Auszüge aus Ansprachen, die er als Vorsitzender der S. P. D., als Volksbeauftragter und als Reichspräsident gehalten hat — haben daher eigentlich immer nur Gelegenheitsbedeutung. Und da sie auch geschichtlich gesehen nichts wesentlich Neues aussagen, hätte man in dieser Ausgabe ruhig etwas sparsamer mit ihnen sein können; zumal die vielen Reden des Reichspräsidenten, die oft genug den Stempel des Improvisierten tragen, lesen sich doch recht ermüdend. Vielleicht wäre die Ausgabe wirkungsvoller geworden, wenn man sich auf einen Band beschränkt hätte; dann hätte natürlich auch Kampfmeyers „Lebensbild" bedeutend kürzer gefaßt werden müssen, was ohne Schaden hätte geschehen können. — Trotzdem vermag die Ausgabe zum besseren Verständnis dieses bedeutenden, uneigennützigen und aufopferungsfreudigen Lebens beizutragen, und in großstädtischen Büchereien wird sie nicht fehlen dürfen. R. Joerden (Stettin).

Hülsen, Hans von: Tage mit Gerhart Hauptmann. Mit 36 ganzseit. Zeichn. von H. G. Haas. Dresden: Reißner 1925. 39 S. Brosch. 4,—, geb. 6,50.

Das Verhältnis der Volksbücherei zu Gerhart Hauptmann ist allmählich recht schwierig geworden. Die offizielle Propaganda, die unter den mannigfaltigsten Gesichtspunkten versuchte Einordnung der Persönlichkeit in das Gesamtbild des geistigen Lebens der Zeit, das bei objektiver Betrachtung hierzu fast gegensätzliche literarische Urteil haben nachgerade eine solche Verwirrung geschaffen, daß es kaum noch möglich ist, die ursprüngliche Wesenheit des Dichters von der Trübung durch verfälschende fremde Zutaten und leider auch die eigene Pose zu scheiden und daraus abzuleiten, was für die Bildungsarbeit von bleibender Bedeutung sein mag. Die vorliegende Schrift eines betriebsamen literarischen Hausfreundes, der sich und dem Leser gern als neuer Eckermann erscheinen möchte, läßt nahezu daran verzweifeln, die menschliche und künstlerische Sonderart des Dichters noch zu seinen Lebzeiten aus unmittelbaren Zeugnissen zu erfassen. Hans von Hülsens Veröffentlichung ist ein wahrer Bärendienst an einem Manne, der verdient genug ist, um zu unbefangener Würdigung aufzufordern. Sollte Hauptmann wirklich unempfindlich dagegen sein, wie abträglich seinem Ansehen diese mit der selbstgefälligen Gespreiztheit eines Reporters einherkommenden, stofflich und gehaltlich so ungeheuer leeren Notizen über seine Häuslichkeit, sein Essen und Trinken, Tun und Treiben daheim und in der Sommerfrische, sein Verhalten bei der Arbeit, seine Aussprüche und Ansichten sein müssen? Was an Material zusammengetragen wird, steht an der Grenze des Tragikomischen und läßt erkennen, daß die Erinnerung an Eckermann in der einen wie der anderen Richtung gleich blamabel ist. Man zweifelt an der Aufrichtigkeit des Chronisten, wenn nicht etwa ironisch, sondern mit wichtigstem Ernst als „Äußerung aus der Tiefe der Brust" eine so banale Nichtigkeit verzeichnet wird wie der Ausruf: „Heiterkeit! gute Laune! Das ist es!" Angesichts solcher fatalen Bloßstellungen kann man nur wünschen, daß der „schwere Seufzer": „Knete mich um, lieber Gott!", der an anderer Stelle der Nachwelt erhalten wird, recht bald in Erfüllung gehen möge, damit dem bedauernswerten Dichter

hoffentlich noch an seinem Lebensabend die Kraft zuteil wird, den Kontrakt mit seinem derzeitigen Eckermann zu guter Stunde wieder zu lösen. Noch einer weiteren Schrift aus der Feder eines solchen Biographen wäre auch ein weniger umstrittenes Genie nicht gewachsen. Wir wollen es Hans von Hülsen gönnen, ungestört weiter von Gerhart Hauptmanns hoffentlich recht guten Weinen zu kosten — „Die Herrschaften Hauptmann lassen Sie bitten, falls Sie nichts Besseres vorhaben, doch auf ein Glas Wein heraufzukommen" —, aber wir müssen ihn mit Rücksicht auf die wenigen, die den Glauben an den Dichter noch immer nicht ganz verloren haben, dringend bitten, die Erlebnisse aller künftigen „Tage mit Gerhart Hauptmann" vertraulich zu behandeln. G. Kemp (Solingen).

Winnig, August: Frührot. Ein Buch von Heimat und Jugend. Stuttgart: Cotta 1924. 480 S. Geb. 7,—.

In eine Welt von sozialer Not und Bedrückung führen uns diese Jugenderinnerungen des früheren Oberpräsidenten von Ostpreußen. Ihr Schauplatz ist das am Nordrand des Harzes gelegene Blanckenburg. Ist es zu hoch gegriffen, wenn man diese Schilderungen in ihrer ergreifenden Sachlichkeit und Gemütstiefe den Bekenntnisbüchern eines Jungstilling und Ludwig Richter an die Seite stellt? Auch hier umfängt uns der Zauber einer hochbegabten, mit sich und der Welt unerschrocken ringenden Persönlichkeit, die sich allen Widerständen zum Trotz behauptet. Es ist das typische Proletarierschicksal, das der 1878 geborene Verfasser in seiner ganzen Härte zu durchleben hat, zeitgeschichtlich auch dadurch bemerkenswert, daß es uns den furchtbaren Druck des Arbeiters unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes vor Augen führt. Mit wachsender Spannung verfolgen wir die innere Entwicklung eines frühreifen, seelisch und geistig hochveranlagten jungen Menschen, der durch bittere Erfahrung einer trüben Schulzeit und des ihm aufgezwungenen Daseins als Maurerlehrling „frei durchgeht", und im engen Kreise weltweise Dinge erlebt. Das Buch enthält Stellen, die man so leicht nicht wieder vergißt, wie z. B. die pietätvolle Schilderung des innigen Verhältnisses des Knaben zu seiner Mutter, der Kameraden und der Landschaft, dabei klingt durch das Ganze der Unterton eines tiefinnerlichen, befreienden Humors. Unsere Büchereien sollten es sich angelegen sein lassen, daß das schöne Buch recht zahlreiche Leser findet. G. Fritz.

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Bernhard, Dorothea: Volkswirtschaftliche Aufsätze. Berlin: Steup & Bernhard 1926. 146 S.

Ein Lehr- und Lesebuch für die zahlreichen gewerblichen, sozialen und landwirtschaftlichen Fachschulen. Den volkswirtschaftlichen Problemen ist darin die ihnen im Anfängerunterricht anhaftende Sprödigkeit genommen. Sie sind kräftig angepackt und mit anschaulichen Beispielen aus der Geschichte belegt. Über Einzelheiten kann gestritten werden, aber Anreiz dazu liegt nicht vor, da die Aufgabe, den Blick für die großen Zusammenhänge zu schärfen, voll erfüllt ist. Die Literaturangabe ist in sehr zweckmäßiger Auswahl zusammengestellt. Pädagogischer Sinn leitet das Ganze. Für größere Bibliotheken wertvoll und bei der Beratung volkswirtschaftlich Interessierter sehr nützlich. E. Dovifat (Berlin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Uhle, Heinrich: Laien-Latein. Viertausend lateinische Fremdwörter, Redensarten und Zitate nach Form und Bedeutung erklärt, nebst einer allgemeinen Einführung in die lateinische Sprache. Gotha: Perthes 1924 2. verb. Aufl. XII, 193 S.

Von den üblichen Fremdwörterbüchern unterscheidet sich das vorliegende dadurch, daß es nicht eine mehr oder weniger treffende Verdeutschung bietet, sondern daß hier ein, wie es scheint, durchaus gelungener Versuch gemacht wird, durch Ableitung von den Stammwörtern zu einem etymologischen Verständnis zu leiten. In kurzer übersichtlicher Form wird daher zuerst eine allgemeine Einführung ins Lateinische gegeben, insbesondere das Notwendigste über Wortbildung und Gram-

matik. Als zweiter und Hauptteil folgt das alphabetisch-etymologische Wörterverzeichnis, in dem also die abgeleiteten Fremdwörter und auch die hauptsächlichsten Zitate unter dem Wurzelwort bezw. dem betr. Kompositum dieses stehen, also Konfekt unter facere — conficere. Im Index am Schluß wird dann von der Ableitung auf das Stammwort verwiesen, Advent — venire. Lateinische Vorkenntnisse sind nicht durchaus erforderlich, vielmehr kann das Buch als Einführung in den Wortschatz und die Anfänge der Grammatik dienen. Vor allem besteht der Wert der angewandten Methode in der Erziehung zum etymologischen Denken und somit schließlich auch zum besseren Verständnis unserer Muttersprache. Das Buch kommt für Ausleihe und Lesesaal mittlerer und größerer Büchereien in Betracht.

M. Thilo (Stolp i. Pom.).

Zweig, Arnold: Lessing — Kleist — Büchner. Drei Versuche. Berlin: Spaeth 1925. 195 S.

In einer Vorrede weist der Verfasser dieser drei sehr klugen Essays darauf hin, daß er sie nicht als eine „Technik des Dramas" aufgefaßt wissen wolle, sondern daß es sich vielmehr handele „um das Drama als Form, um die Gesetze, die das Drama zum Drama machen". Und zwar handelt es sich um das deutsche Drama, dessen stärkste Befruchtung wohl nicht zu Unrecht auf Shakespeare zurückzuführen ist. Auch soll kein Zweifel darüber bestehen, daß mit der gegebenen Herausstellung der drei Dramatiker eine symptomatische Formulierung nicht erschöpft sei. Was den Aufsatz über Lessing, dessen Lebenswerk sehr klar und umfassend geschildert wird, dessen eine Charakterisierung als „Künstlerkritiker" allein schon äußerst treffend ist, besonders wertvoll macht, ist die Forderung, die an unsere Zeit gestellt wird, nämlich Lessing als den Menschen zu erkennen, dessen Lebensgehalt wir bei weitem noch nicht voll erkannt haben. Man kann dem Verfasser nur beipflichten, wenn er Lessing als den wichtigsten der praeceptores germaniae hinstellt. Auch Arnold Zweig weist in dem Kleist-Essay auf das Dämonenhafte im Schaffen des Dichters hin. Uns scheint allerdings die Auffassung Stefan Zweigs hier einleuchtender zu sein. Dennoch bringt Arnold Zweig in seiner Zeichnung Kleistens eine Fülle neuer, interessanter Gesichtspunkte. Man muß es wohl im Nietzscheschen Sinne verstehen, wenn er von ihm als „nordischem Künstler" sagt: „Kleist, im Zustand inniger Jugendlichkeit bis zum Tode, ja nach dem Tode, löst sich in jeder Aufgabe, die ihn antritt . . ., auf wie das Kind in seinem Spiele, die Umwelt verzaubernd, umschaffend, weghaltend, bis sie ihn furchtbar aus seinen Träumen weckt." Aus einem Guß, ja wirklich großartig ist der Büchner-Essay, der recht dazu angetan ist, einem dieses früh erloschene Genie zu erschließen, sowohl als Persönlichkeit, wie auch besonders als Repräsentant einer Zeit, in der klassische und romantische Zeit stetig auf eine Revolutionierung hinsteuerten. Daß diese Revolution, die um 1848 nur nach außen hin eine greifbare Form erhielt, zwangsläufig war, und unter ihrer beträchtlichen Zahl geistiger Führer Büchner einer der bedeutendsten war, weiß Zweig überzeugend darzustellen. — Für mittlere und größere Büchereien.

Otto Bahrt (Insterburg).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Das Käthe Kollwitz-Werk. Mit einführendem Text von Arthur Bonus sowie 153 Bildtafeln. Dresden: Reißner 1925. 37 S. Brosch. 10,50, geb. 13,—.

Die ungeheure Not der Kriegs- und Nachkriegsjahre sowie das Erlebnis des sozialen Elends überhaupt, das sich während dieser Jahre gleichsam aus der Tiefe erhebt und ins Riesenhafte sich türmend das ganze Volk zu verschlingen droht, hat in Käthe Kollwitz den stärksten bildnerischen Ausdruck gefunden. In der vorbildlichen Wiedergabe und klugen Auswahl der Abbildungen haben wir in dem vorliegenden Buche die für unsere Zwecke beste Veröffentlichung, obwohl ich mir die Einleitung von Arthur Bonus etwas schlichter gewünscht hätte. Bonus stellt in den Vordergrund das religiöse Moment, und er trifft damit sicher die Wurzel dieser Kunst, deren Größe über alles Agitatorisch-Anklägerische weit hinausreicht. Freilich, ein Religiöses, das hüllenlos hingegeben an der Brust der

Erde liegt. — Diese Kunst spricht so rein und unmittelbar, daß das Buch auch bei solchen Lesern seinen Zweck erfüllen wird, denen Bonus' Spekulationen über die Begriffe der Religion und religiöser Kunst nicht zugänglich sind.

W. Schuster.

Leporini, Heinrich: Die Stilentwicklung der Handzeichnung. 14. bis 18. Jahrhundert. Wien: Manz 1925. Mit 304 Taf. in Kupfertiefdruck. 79 S., 152 Bl.

Zum ersten Male wird hier eine zusammenfassende, entwicklungsgeschichtliche Sonderdarstellung der Handzeichnung angestrebt. Aber das Schönste ist, daß ein selten prächtiges und reichhaltiges Abbildungswerk entstanden ist, eine schier unerschöpfliche Quelle des Genusses und der Beschäftigung. Von der flüchtig hingeworfenen Skizze bis zur sorglichen Pinselzeichnung sind alle Zwischenstufen reichlich vertreten, und gerade dies Auf und Ab auf der Stufenleiter der Bildwerdung belebt ungemein den Blick und die mitschaffende Betrachtung. Und wie in technischer ist auch in zeitlicher und volklicher Hinsicht der Kreis des Gebotenen weit gezogen: vier Jahrhunderte, die vier großen Jahrhunderte individuellen künstlerischen Formsuchens, vom ersten tastenden Wagen bis zum tändelnden Ausklang, umfaßt die Sammlung, vertreten durch eine Fülle von bekannten und minder bekannten Meistern: Italienern und Deutschen, Niederländern und Franzosen, Engländern und Spaniern. — Was den Text anlangt, so gibt er anfangs Einblicke in Technik und Material der Handzeichnung, und erläutert dann in großen Zügen den Wandel vom linear-plastischen Stil des 15./16. Jahrhunderts zum malerischen des 17. und 18. Jahrhunderts, von Meister zu Meister als den Wegzeichen fortschreitend. Leider ist die Darstellung ganz dem Objekt zugewandt, sichtend, ordnend und benennend, weit weniger dem betrachtenden Subjekt, dem sie doch lebendig erfühlte und persönlich sprechende Hinweise geben und Schranken des Verständnisses forträumen sollte. Abstrakte Eintönigkeit kunstwissenschaftlicher Terminologie läßt eine originelle Beziehung des Verfassers zu seinem Stoff nicht recht zum Vorschein kommen. Immerhin ist allen größeren Volksbüchereien, denen nicht eine wissenschaftliche Bibliothek zur Seite steht, die Anschaffung des prächtigen Werks sehr zu empfehlen. K. Kossow (Stettin).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Boie, Margarete: Waal — Waal! Erzählung. Stuttgart: Steinkopf 1926. Ill. 171 S. Hlw. 3,50.

„Das Leben eines Sylter Grönlandfahrers" aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, des zu seiner Zeit auf der Insel hochangesehenen und einflußreichen Lorenz Petersen Hahn, spiegelt sich in der lebendigen Bilderfolge dieser fesselnden Erzählung: Die frohe und freie Kindheit, das „Auf-Helgoland-Fahren" des Jungen zum Fischfang, die Walfangfahrten und das Aufrücken des kräftigen, gescheiten und tatenfrohen Matrosen zum Steuermann und Kommandeur, die Gründung des eigenen Hausstandes mit Hilfe der zahlreich vom Hamburger Reeder heimgebrachten harten Taler, das Leben der Sylter Fischer in guten Zeiten und in schweren, wo das „Strandlaufen" Recht und Sitte zu brechen beginnt. Über ein durch Wille, Kraft und Rechtlichkeit bestimmtes Einzelschicksal hinaus umschließt so die Erzählung Lebensart und Charakter des ganzen Inselvölkchens. Was Margarete Boie hier gegeben hat, ist beste Heimatkunst, die zugleich die einst fast schicksalhafte Verknüpfung des Sylter Fischerlebens mit den Jagdgründen des hohen Nordens aufzeigt und das mannhafte, gefahrvolle, schwere und doch schöne Walfischfängerleben jener früheren Zeit lebendig schildert. Ältere Kinder wie Erwachsene müssen an dem frischen, in knappem kraftvollem Stil geschriebenen Buch, einer gekürzten Bearbeitung des Romans „Der Sylter Hahn", ihre Freude haben. — Auch schon den kleinsten Büchereien sehr zu empfehlen.

B. Sauer (Stettin).

Donat, Franz: Paradies und Hölle. Abenteuerliche Schicksale eines Deutschen in Brasilien. Stuttgart: Strecker & Schröder 1926. 246 S. Lw. 6,50.

Das Leben dieses Menschen hat viel vom typischen deutschen Auswanderer-

schicksal an sich: als abenteuerlustiger Junge nach drüben, in Santos vom Schiff geflüchtet und dann mittellos als einer der vielen Abenteurer hinein ins unbekannte Land Brasilien. Und nun das unstete Leben: einmal arbeitend und Geld verdienend, dann wieder auf abenteuerliche Fahrten aus, deren jede das ersehnte Glück bringen soll: Eisenbahnarbeiter, Jäger, Schatzgräber, Kristallverkäufer, Farmer, Diamantsucher — immer enttäuscht und doch stets voll neuer Hoffnungen wie jeder echte Abenteurer. Aber er erlebt noch mehr: er wird eine Zeitlang Naturmensch im paradiesischen Urwalde, wandert dann mit Johann Orth, der im Urwalde Leute bekehrt, bis der angebliche Erzherzog als gemeiner Schwindler entlarvt wird, wird Indianer unter Indianern, verliert zwei geliebte Frauen durch denselben Meuchelmörder, und rächt sich an ihm nach blutiger Hinterwäldlerart, bis er schließlich doch noch ein bescheidenes Glück und ein treues Weib findet. — Dies bunte Leben erzählt er hier nun in treuherziger, biederer Art, ohne literarische Ansprüche und ohne sonderliche literarische Qualitäten. Manchmal möchte man ihm nicht glauben, aber dann fragt man sich wieder: Warum sollte dieser bescheidene Mensch, dessen Sprache und Denkungsart so einfach sind, der zudem sich selber so wenig heldenhaft darstellt, an dieser Stelle gerade aufschneiden? Man wird also sein Buch in seinem biographischen Wert getrost in eine Reihe mit den in den letzten Jahren so beliebt gewordenen Abenteuerbüchern Heyes und Fabers stellen können, wenn es auch nicht die künstlerische Höhe Heyes erreicht. Es wird in jeder Bücherei seine Leser finden. K. Schulz (Stettin).

Hauer, August: Ali Moçambique. Bilder aus dem Leben eines schwarzen Fabeldichters. Mit Abb. Berlin: Safari-Verlag 1922. 182 S. Hlw. 2,—.

In stimmungsvollen Bildern rollt der Verfasser das stille und wundersame Leben des ostafrikanischen Sultanssohnes Ali auf, von seiner Geburt bis zu seinem frühen Heldentod im Weltkrieg. Dahinein hat er eine Reihe von den Sprüchen, Fabeln und Märchen verflochten, die „der herzensreine Witzbold" seinen schwarzen Brüdern zur Erheiterung auf schweren Märschen und zur Erholung am nächtlichen Feuer erzählte. Da sie in fast wörtlicher Übersetzung wiedergegeben sind, kommt ihnen ein hoher kulturhistorischer Wert zu, denn sie führen an die dem Europäer so fremde Seele des Herren-Negers heran. Für Jungens kommt das Buch noch nicht in Frage, im allgemeinen auch nicht für kleinste Büchereien, wo bestenfalls mit einem verschwindend kleinen Hundertsatz von völkerkundlich-rassenpsychologisch eingestellten Lesern zu rechnen ist. B. Sauer (Stettin).

Kaergel, Hans Christoph: Wolkenkratzer. Breslau: Ostdeutsche Verlagsanstalt 1926. 181 S. Brosch. 5,—.

Reiseeindrücke eines Poeten aus dem New York der Nachkriegszeit. In unverfälschtem Feuilleton-Deutsch, aber darum auch leicht genießbar, erzählt Kaergel, was er alles in der „Stadt der Wolkenkratzer" gesehen und erlebt hat, die Nacht, die Straße, das Negerviertel, die Hitzewelle, das trockene Amerika, den Rumkrieg, das uniformierte Amerika, Girls, das Deutschtum u. s. f. Wie der Verfasser sagt, hat er „alles nur deutsch" gesehen und Deutschland ist ihm der „Vorhof des Himmels". Naturgemäß ist so seine eigentlich nichts gutheißende Beurteilung der amerikanischen Zustände ganz einseitig, zumal Kaergel nirgends versucht hat, die Einsichten von dem subjektiven Erleben zu trennen. „Es wird alles nur meine Wahrheit bleiben, die ich verkünde." Aber wer es zunächst noch nicht auf eins der gewichtigeren kritischen Bücher über Amerika abgesehen hat, mag immerhin zu diesem Erinnerungsbuch greifen. R. Joerden (Stettin).

Lewisohn, Ludwig: Gegen den Strom. Eine amerikanische Chronik. Übers. von Thea Wolf. Frankfurt a. M.: Sozietätsdruckerei 1924. 300 S.

Lewisohn erzählt die Geschichte seines Lebens als Anklage gegen die amerikanischen Verhältnisse. Als Achtjähriger kommt er mit seinen Eltern von Deutschland nach Amerika, besucht eine höhere Schule und eine Universität, wird Schriftsteller und endlich Lehrer für Philosophie und englische Literatur an einer

Privatuniversität. Während der ganzen Zeit befindet er sich durch seine geistigen Interessen im Gegensatz zu seiner Umgebung, muß lernen, daß die amerikanische Nation und die amerikanische Jugend als einzigen Leitgedanken für die Erziehung nur die Nützlichkeit anerkennen, und bekommt zu spüren, daß jede selbständige Geistesausbildung mit einem jungenshaften Lächeln zu Gunsten der allgemeinen Schablone abgelehnt wird. Als er viele Jahre, unter der Seelenlosigkeit der „Bourgeois-Demokratie" maßlos leidend, für eine tiefere Bildung vergebens gekämpft hat, kommt der Krieg und mit ihm der amerikanisch-nationalistische und antisemitische Rummel, unter dessen Anfeindungen er als einer, der die Heiligkeit des Krieges nicht zugeben will, seine Stellung verlassen muß und in eine immer einsamere Kämpferstellung hineingedrängt wird. Die etwas breiten Ausführungen sind als Äußerungen einer vielleicht ungewöhnlich zartfühlenden Seele zu werten, aber in der bitteren Lebenserfahrung dieses Menschen zeigt sich doch die enge Grenze und das Banale des heute herrschenden amerikanischen Bildungsideals; und in der Reihe der die amerikanische Kultur kritisierenden Schriften hat das Buch seine Bedeutung. — Für größere Büchereien.

R. Joerden (Stettin).

Ossendowski, Ferdinand: In den Dschungeln der Wälder und Menschen. Frankfurt a. M.: Frankfurter Sozietätsdruckerei 1924. 398 S. Hlw. 6,—.

Wie der Verfasser in „Tiere, Menschen und Götter" die Wirkungen der bolschewistischen Revolution auf Sibirien und Mongolei dargelegt hat, so gibt er hier tiefe Einblicke in das Sibirien der Vorkriegszeit, welche die seelischen Voraussetzungen für die dem Mittel- und Westeuropäer unverständliche ungehemmte Ausbreitung des Bolschewismus bloßlegen. Aus reicher Kenntnis des Landes, die er als Teilnehmer an vier wissenschaftlichen Expeditionen in die Gebiete der südsibirischen Steppe und der ostsibirischen pazifischen Küste und als zweijähriger politischer Gefangener des Zarismus in sibirischen Gefängnissen erworben hat, gestaltet er in künstlerisch abgerundeten Kapiteln eine anschauliche und oft aufregende Darstellung von der „sittlichen Verkommenheit und Roheit der russischen Offiziere, Soldaten, Beamten und Händler im fernen Osten, von dem Elend der verbannten Sträflinge — auf dem Festlande und der schlimmen Insel Sachalin — und der in die Steppe entkommenen Flüchtlinge, dem Volkstum der von den Russen hart bedrängten Tartaren und anderer Eingeborenen", in dem noch alte Kultur und Geschichte lebendig ist. Aber Ossendowski ist von Beruf Naturforscher, der über der Schilderung der „Dschungel der Menschen" die der Wälder nicht vergißt. Und so rollt er vor dem Leser farbensatte, lebendig geschaute Landschaftsbilder auf von Urwald und Steppe, von Tundra und Taiga. Durch beide führte ihn seine an Jagden und Abenteuern reiche Reise, und so, wie „Sibirien sie ineinander preßt", gibt er beide als eine Einheit wieder. Für Kinder kommt das Buch schon wegen der darin geschilderten Grausamkeiten nicht in Frage. Der literarische Gehalt aber ebenso wie der landes- und völkerkundliche und insbesondere der zeitgeschichtliche machen es schon für mittlere Büchereien geeignet.

B. Sauer (Stettin).

Salomon, Alice: Kultur im Werden. Amerikanische Reiseeindrücke. Berlin: Ullstein 1924. 186 S.

Alice Salomon hat die Eindrücke zweier Amerikareisen (1923 und 1924) in diesem kleinen Buch zusammengefaßt und als Ergebnis glücklich formuliert: „Amerika ist das Land der Kontraste." Die Verfasserin gehört nicht zu den Reisenden, die alles kritiklos bewundern oder die alles, was anders ist wie die Heimat, herunterreißen. Sie übersieht nicht die Mängel, als da sind die Schablonisierung, die brutale Erwerbsgier, die geistige Unfreiheit trotz alles Redens von Freiheit, wie sie sich im sozialen Kampf und in der Behandlung der Kriegsgegner zeigt. Aber alles das kann doch ihren Glauben nicht zerstören, daß in Amerika eine „Kultur im Werden" sei, deren Lösungen der sozialen und gesellschaftlichen Fragen einmal „der ganzen Welt eine neue Kultur zu geben haben" werden. Wie es für Alice Salomon das Gegebene ist, hat sie in dem Buch besondere Beachtung geschenkt der amerikanischen Frau, die schon lange völlig selbstbewußt in das kultu-

relle Leben eingreift. In den ausgesprochenen Frauenkapiteln — über ihr Verhältnis zum Mann, zur Kultur, zur Politik und zum sozialen Leben — zeigt sie im Gegensatz zu den meisten anderen Amerikareisenden, was an der amerikanischen Frau mehr als „girl" ist. Aber auch zur Beurteilung der anderen Fragen spielt für sie die Frau eine entscheidende Rolle; und dadurch bekommt das Buch einen ganz eigenen Charakter, der es für jede städtische Bücherei unentbehrlich macht. R. Joerden (Stettin).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Flettner, Anton: Mein Weg zum Rotor. Mit 114 Abb. Leipzig: Koehler & Amelang 1926. 122 S.

Der bekannte Erfinder plaudert in diesem Buch von dem Werdegang des Rotors. Mit seiner ersten Erfindung beginnend, welche die Fernsteuerung von Fahrzeugen zum Gegenstand hatte, leitet er über zu dem Flugzeugruder mit Hilfssteuerfläche, das ihn sodann stark beschäftigte und ihn über die Erfolge dieser Erfindung zum strombetätigten Schiffsruder führte. Er schildert, wie ihn schließlich Versuche mit Metallsegeln auf den Grundgedanken des Rotors brachten, und wie trotz aller Mühen und Gegenströmungen der Gedanke sich seine Bahn brach. Ein Ausblick beschäftigt sich mit Rotorwindkraftwerken und dem dafür konstruierten ärodynamischen Transformator. — Das Werk bietet durchaus mehr als eine Beschreibung der Flettnerschen Erfindungen. Der Hauptanziehungspunkt auf die meisten Leser wird ohne Zweifel der psychologische Einblick in die Geisteswerkstatt des Erfinders sein, den Flettner in freimütigster Art gibt, so daß dieses Buch gleichzeitig eine kleine Lebensgeschichte von ihm selbst geworden ist. Selbstverständlich werden die Erfindungen nicht nur in ihrem Entstehen geschildert, sondern vom Verfasser auch in ihrer Wirkungsweise klargelegt, und man darf ohne weiteres sagen, daß dies in klarster und allgemeinverständlicher Form geschehen ist. Auch werden die zeichnerischen Veranschaulichungen, die manchmal in der Form von Diagrammen auftreten, einem ernstlich bemühten Leser keine Schwierigkeiten machen, zumal das Werk äußerst fesselnd geschrieben ist. — Für alle Büchereien bestens geeignet. Conrad Barth (Stettin).

Häffer, Hermann: Das Sternbilder-Buch. Mit 6 farb. Steindr., 2 Sternkarten u. 4 Zeichn. München: Callwey 1926. 187 S.

Das Werk will die Sternbilder, die uralten Kulturzeugen der Menschheit, dem Leser näher bringen. Das geschieht nun nicht in einer leitfadenmäßigen „Erklärung" ihres Ursprunges, sondern tiefschürfend durch verständnisvolles Hineinvertiefen in die Gedankenwelt der Urvölker, die zum größten Teile ja eine symbolische war. Zur Einführung werden zunächst die astronomischen Grundbegriffe vermittelt, wie sie sich dem auf der Erde weilenden Betrachter ergeben, da ja dieses Weltbild ausschlaggebend für den vorliegenden Zweck ist. Ein geschichtlicher Zwischenteil berührt tiefste Fragen der zur Bewußtheit hinführenden Menschheitsentwicklung und leitet vorbereitend über zu der symbolischen Schauungsart, in der Assyrer, Babylonier und Griechen den Sternenhimmel als Verkünder der Jahreszeiten und des Lebensganges auf der Erde gewohnt waren zu sehen. — Stil und Darstellungsart des Werkes sind ungemein fesselnd, besonders auch durch die aufgedeckten Verknüpfungen, welche Sagenkreise und Religionsmythen vieler Völker verbinden und auf einen gemeinsamen Ursprung zurückführen. — Durch die künstlerisch ausgeführten Bildtafeln, auf denen die Gestalten der Sternbilder unaufdringlich, wie Nebelzusammenballungen fast, erscheinen, hat das Werk einen besonderen Schmuck bekommen. Allerdings ist die übliche Darstellung der Sternbilder oft umgeformt und den Sagenkreisen des Textes angepaßt worden. Einband und Ausstattung des Buches sind erstklassig. — Das Werk, welches vom Dürerbund der Jugend gewidmet ist, dürfte jedoch nur für die reifste Jugend in Frage kommen. Es kann für alle Büchereien, besonders auch für Lehrerbüchereien wärmstens empfohlen werden.

Conrad Barth (Stettin).

C. Schöne Literatur.

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

François, Louise von: Stufenjahre eines Glücklichen. Roman. Leipzig: Reclam. 653 S.

Louise von François' „Stufenjahre eines Glücklichen" ist einer der wenigen Romane aus der Zeit der trostlosen Literaturdürre der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die ein Fortleben bis über unsere Zeit hinaus verdienen. Sein Held wird geboren als der zehnte Sohn eines Trunkenbolds, und seine Mutter stirbt an seiner Geburt. Der rasende Vater trägt ihn als „Pfarrdezem" den Pfarrersleuten ins Haus, und die gute Frau Pastor Blümel hat kein Bedenken, das geschenkte Kind zu ihrem eben geborenen siebenten Töchterlein in die Wiege zu legen. So waltet über dem Geschick des kleinen „Dezimus" schon von der Wiege an ein guter Stern: er wächst in Gemeinschaft mit seiner Brustschwester heran, von den treuesten Eltern behütet, von guten Freunden gefördert, beglückend und beglückt. Mit vielen edlen und reinen Menschen kommt er in Berührung, und deren Schicksalsringe verbinden sich mit den seinen. Er ist ein Glücklicher und alles scheint ihm gut vonstatten zu gehen, und erst da, wo sein Leben ruhig in die Bahn eines treuen Nachfolgers seines Vaters überzuleiten scheint, beginnt der erste Konflikt seines Lebens: er ist mit der Schwester verlobt, aber die empfindet nichts als geschwisterliche Liebe für ihn, während sie leidenschaftlich an einem gemeinsamen Jugendfreunde hängt. Dezimus überwindet auch das, noch mehr: in selbstloser Aufopferung bahnt er den beiden den Weg zum Glück, und er selber findet seinen Glückslohn an der Seite einer anderen Frau, die „seinen Jugendträumen als Leitstern vorgeschwebt hatte und seinen Mannesjahren die Erfüllung bringen sollte". — Das Buch atmet in seiner Schlichtheit und der Ruhe und Behaglichkeit, mit der die Schicksale des Dezimus und all der anderen Menschen um ihn erzählt werden, den Geist einer Zeit, die noch unberührt war von der Unrast unseres Maschinenzeitalters. Und sieghaft leuchtet in ihm der Glaube an den Sinn des Lebens und an die Sterne, die über dem Menschen walten. Es fordert einen besinnlichen Leser, aber für den wüßte ich auch kaum ein beglückenderes Buch zu nennen. K. Schulz (Stettin).

Der Meier-Helmbrecht. Wernher dem Gartenaere nacherzählt von Josef Hofmiller. München: Langen 1925. 68 S.

Aus den Literaturgeschichten wissen wir, daß bald nach dem Jahr 1200 ein sonst unbekannter Dichter, der sich Wernher der Gärtner nennt, ein Epos geschrieben hat, das in gereimten Versen erzählt, wie des reichen Hofbauern Helmbrecht verwöhnter, abenteuerlustiger und roher Sohn, den Stand des Vaters verachtend, sich unter die Raubritter mischt, als „Junker Bauernschreck" die Seinen heimsucht, die einzige Schwester Gotlind einem seiner Kumpane zuführt, alsbald aber von den Schergen gefangen und gerichtet wird. Josef Hofmiller hat nun diese einfache Geschichte in einer altertümlichen, oberdeutschen Prosa, die in ihrer rhythmischen Kraft an Luther erinnert, frei wiedererzählt, und hat sie so für heutige Leser neu belebt. Besonders stark tritt in dieser Fassung das Sagamäßige der Erzählung heraus, z. B. bei der Erfüllung der düsteren Schicksalsträume des alten Helmbrecht. Der Verlag hat durch den Druck (in großer, schöner Fraktur) die Ehrwürdigkeit der alten Geschichte glücklich hervorgehoben. — Man sollte, wenigstens in Oberdeutschland, schon in kleinen Büchereien versuchen, nachdenkliche Leser für das Büchlein zu finden. E. Ackerknecht.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Fönhus, Mikkjel: Der Troll-Elch. Hrsg. von J. Sandmeier. München: Beck 1926. 208 S. Geb. 5,50.

„Dies ist die Geschichte von einem Troll-Elch, einem Spuk-Elch". Der norwegische Jäger Sjur, Gaupa genannt, hat ein junges Elchkalb, dessen Mutter er gerade erlegt hat, mit seinem Messer gezeichnet, um es später wiederzuerkennen; doch ein ganzes Menschenleben lang muß er dem Tier nachjagen, an das

sich bei der sagen- und märchengläubigen Bevölkerung der einsamen norwegischen Bergwälder bald mancher Aberglaube knüpft. Die ruhelose Seele eines längst verstorbenen Schatzsuchers soll nach diesem Glauben in dem prächtigen Tier wohnen, das zu dem stärksten und flinksten in den Bergen heranwächst und über dessen „schwermütigem Haupt" die Sonnenstrahlen heller leuchten. Mit dem gleichen Messer, mit dem er einst das neugeborene Tier zeichnete, erlegt der inzwischen gealterte, kindisch gewordene Gaupa den sagenumwobenen Troll-Elch und geht mit ihm zugrunde. „Gaupa und Rauten schlafen Seite an Seite, und Rautens Haupt liegt dicht an Gaupas Brust, als wolle es bei ihm ruhen." — Kein ins Menschliche verzerrtes Tierschicksal hat der Dichter hier gezeichnet, sondern ein starkes, urwüchsiges Leben in der Einsamkeit nordischer Bergwälder und stiller Seen, über denen der Adler noch seine Kreise zieht. Ergreifend wirkt der Parallelismus zwischen Jäger und Gejagtem, so daß das Buch neben Bengt Bergs „Seefall" und Hauklands „Elch" seinen Platz behaupten kann. Alle Büchereien, die Leser für diese beiden nordischen Tierbücher haben, sollten auch diese Erzählung einstellen. W. Eggebrecht (Stettin).

Hadina, Emil: Maria und Myrrha. Geschichte zweier Frauen und einer Liebe. Leipzig: Staackmann 1924. 160 S. Lw. 3,50.

Der Dichter, der auf einer Sommerwanderung Zeuge des traurigen Endes eines unheimlich düsteren Romans geworden war, deckt durch die Wiedergabe der Schicksalsbeichte des Malers, des eigentlichen Bewegers des Geschehens, „Anfänge und Verwicklungen" dieses Dramas auf. „Unselig-selig ist das Geschick, das zwei Menschen völlig zerbrach und zwei andere, weil sie in gesunder Urkraft dieser schönen, starken, sinnesfrohen Erde die Treue hielten, nach schweren Leid- und Irrwegen zu höchster menschlicher Glücksvollendung emporführte." — Diesseitsfrohe, bejahende, schaffende Welt und verzehrendes, freudloses, erstarrtes Asketentum und Frömmigkeit sind einander gegenübergestellt; auch klingt das Motiv der Wahlverwandtschaften an, doch ist alles derart gewollt und gekünstelt, der Stil so aufdringlich süßlich und die schmückenden Beiwörter in solcher sinnverwirrenden Fülle verschwendet, daß das Buch für Volksbüchereien kaum in Betracht kommt. Margarete Schmeer (München).

Hauer, August: Meine Sippe. Ein Lied des Heimwehs. Berlin: Safari-Verlag 1925. 198 S. Lw. 6,—.

Der Untertitel „Ein Lied des Heimwehs" könnte eine wesentlich lyrisch-reflektierende Stimmungsschilderung vermuten lassen. Daß das ein Irrtum ist, ist der große Vorzug des Buches. Der Verfasser, der durch sein Afrikabuch „Kumbuke" bekannt ist, hat die Kraft, anstatt in Träumen der Sehnsucht sich zu verlieren, die alte liebe Heimat der Kinderzeit in frischer Gegenständlichkeit neu zu schaffen. Freilich trägt das Buch durchaus nicht den Charakter einer episch fortlaufenden Erzählung; es geht meist vom Lyrischen, von der Stimmung aus, aber überraschend natürlich und wie von selbst tauchen stets greifbare Gestalten aus den Nebeln. Die Gesichter und Gestalten des Heimatdorfes, die Jugendgespielen mit ihren kleinen Streichen vor allem sind es. Das Seltsame und Ergreifende ist der einfache und eindringliche, von Sentimentalität wie Ironie gleich entfernte Ernst, mit dem nur reine und sichere Menschen auf das Kinderland zurückzuschauen und seine Alltäglichkeiten in Köstlichkeiten zu wandeln vermögen. Die Freude an der Natur, die Verbundenheit mit aller Kreatur ist hier nichts als das einfache Glück unmittelbarster Tast- und Seheindrücke. Unvergeßlich ist es, wie der im seichten Wasser spielende Rücken eines Fisches, die hilflosen Fluchtversuche eines jungen Raben recht eigentlich mitgelebt werden. Nicht was, sondern wie dieser Dichter alles sieht, darauf allein kommt es an. Man sollte werben für dies Buch, das jeden nicht ganz auf stoffliche Spannung erpichten Leser beglücken und im Goetheschen Sinne frömmer machen wird. K. Kossow (Stettin).

Kloerß, Sophie: Sturm in Schmalebek. Roman. Berlin: Scherl 1926. 174 S. Brosch. 2,70, Lw. 4,50.

In dem holsteinischen Städtchen Schmalebek lebt im Jahre 1842 die Lehrerswitwe Eggers, deren einziger Sohn Fiete nach ihrem Wunsche Theologie studieren

soll. Überzeugt von seiner Begabung hält sie es für Böswilligkeit, als die Pastoren und der Arzt des Städtchens ihr dringend raten, den beschränkten Jungen lieber in die Malerlehre zu geben. Die gekränkte Mutter will sich und den Sohn an den Bürgern des Städtchens rächen dadurch, daß sie — bezeichnend für ihre ganze Art — anonyme Schmähbriefe ausschickt, die einen „Sturm in Schmalebek" hervorrufen. Als Urheberin entdeckt, schließt sie sich ein in ihre Wohnung und verkommt völlig, zumal ihr noch ihr Sohn, für den sie nur gelebt, durch den größeren schleswig-holsteinisch-dänischen Kriegssturm genommen wird; seinen Heldentod erlebt sie nicht mehr. — Neben diesem Hauptthema laufen noch allzu breit die Liebesromane der Arzt- und Pastorentochter, sowie verschiedene kleinere Erzählungen her, wodurch die Straffheit der Handlung sehr leidet. Dieser ganz durchschnittliche Unterhaltungsroman kann entbehrt werden.

Jenny Müller (Flensburg).

Koelsch, Adolf: Der Mann im Mond. Roman. Leipzig: Grethlein 1924. 365 S.

Dieses Buch wäre schon um seiner innigen Verbundenheit mit der Natur willen, wegen seiner prächtigen Schilderungen des Tier- und Pflanzenlebens jeder Bücherei zu empfehlen. Was den Roman selbst angeht — die Geschichte eines Sonderlings, der auf einer Insel innerlicher und äußerer Gesundung lebt —, so ist er von der Liebe zur Wahrhaftigkeit und von den ruhig strahlenden Lichtern eines ernsthaften Humors beseelt, daß man ihm recht viele aufmerksame und dankbare Leser wünscht. M. Schaefer (Elberfeld).

Poeck, Wilhelm: Die Heiratsjacht. Ein lustiger Filmroman aus Karaibenland. Leipzig: Grunow 1924. 229 S.

Wenn einer durchaus lustig und humorvoll sein will, so hat er oft das Pech, daß ihm dies nicht gelingt, daß im Gegenteil alles gekünstelt, ja verkrampft klingt. Dies Pech hat ganz entschieden Poeck mit seinem Buche „Heiratsjacht" gehabt. Trotz des großen Mangels an humoristischer Literatur tun die Volksbüchereien besser, auf die Anschaffung dieses Buches zu verzichten und dafür, soweit dies noch nicht geschehen ist, von dem genannten Verfasser lieber einzustellen: „De Herr Innehmer Barkenbusch und andere lustige Geschichten von der Waterkant". R. Kock (Schneidemühl).

Sejfullina, Lydia: Wirinea. Berlin: Malikverlag 1925. 247 S.

Es wird die Geschichte eines russischen Bauernmädchens erzählt, das aus der Dumpfheit ihres Instinktes und ihrer Umgebung tastend nach einer Erfüllung sucht. Einem schwindsüchtigen Bauernburschen hat sie, ohne seine Gefühle recht zu erwidern, mehr in erstaunter Dankbarkeit für seine überströmenden Liebesbezeugungen ihren Körper geschenkt; als die Fesseln des Zusammenlebens mit dem kranken Schwächling ihr unerträglich werden, reißt sie sich in brutaler Gesundheit los und fristet — verachtet und begehrt — teils als Arbeitsmädchen in den Höfen, teils in den Schänken beim Eisenbahnbau ihr Dasein. Dann gibt sie sich einem Manne ins Haus, den sie zwar nicht liebt, der ihr aber in seiner harten Männlichkeit Achtung einflößt und schließlich doch in gemeinsamem Dienst an dem Werke der Revolution die Glut ihres Herzens entfacht. Sie schenkt ihm ein Kind, findet dann aber bei einem Überfall der Gegenrevolutionäre ein jähes Ende. — Der Roman ist nicht nur wegen seiner ungeschminkten Schilderung des russischen Dorflebens während der Revolution, sondern ganz allgemein menschlich wertvoll und verdient Aufnahme in mittlere und große Volksbüchereien. Doch mag der Ausleihende berücksichtigen, daß das Buch einige erotische Derbheiten enthält. K. Kossow (Stettin).

Thieß, Frank: Der Kampf mit dem Engel. Novellen. Stuttgart: Engelhorn 1925. 257 S. Brosch. 1,50, geb. 2,50.

Frank Thieß ist in unserem entgötterten und entseelten Maschinenzeitalter eine erfreuliche Erscheinung. Wenn auch manchmal schwer an die mystischen Verwandlungen seiner scharf gesehenen und realistisch gezeichneten Gestalten zu glauben ist, so vermag doch seine eindringliche und gläubige Art, dem Leben hinter

den Dingen nachzugehen, von neuem Erschütterung und Ehrfurcht vor den großen Zusammenhängen des Weltganzen zu wecken. Sein „Kampf mit dem Engel" ist das Ringen um das „Ziel einer neuen Menschwerdung" in Einklang mit der Natur, in diesem Buche versinnbildlicht an drei verschiedenen Menschen. Der „Nooghi" ist eine östliche Verkörperung des Todes, dessen grauenvoller Macht sich der einzig überlebende Flüchtling einer deutschen Gefangenenschar in Rußland durch die Erschaffung eines neuen Lebens entzieht. Erschütternd — an die „Chinesischen Geister- und Liebesgeschichten" erinnernd und doch in ihrer Wärme und deutschen Ergriffenheit über sie hinausgehend — ist die Geschichte der „Wölfin", in der ein Mann aus zivilisierten Gegenden in die menschenlose Einsamkeit der Wälder geflüchtet ist und hier, im heiligen Bund mit einem Wesen auf der Schwelle zwischen Tier und Mensch, versucht, „die Überlegenheit des Menschen mit der stummen Reinheit des Tieres zu paaren". Seinem Unvermögen, zur Vollendung zu gelangen, fällt die geheimnisvolle Erscheinung des Mädchens auf grausame Art zum Opfer. Unklar und etwas schwächlich ist die letzte: „Tropische Dämmerung", in der ein Mann, verwirrt durch die geheimnisvollen Einflüsse der tropischen Natur, kurz vor und nach dem Ableben seiner sehr geliebten Frau sich innerlich um das Rätsel des Todes und den Sinn des Lebens abquält, um schließlich zur Erkenntnis, d. h. hier zum einfachen, klaren Glauben an Gott zu kommen. Durch die etwas verworrene Breite dieser Novelle wird sich mancher Leser nur schwer durcharbeiten. Indessen wird die blühende Sprache der zweiten wie die unheimliche Atmosphäre der ersten viele in ihren Bann ziehen. Mit Vorsicht auszuleihen. Für große Büchereien. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Undset, Sigrid: Jenny. Roman. Aus dem Norweg. übers. von Thyra Dohrenburg. Berlin: Universitas 1921. 366 S. Brosch. 4,50, geb. 6,50. — Frühling. Roman. Aus dem Norweg. übers. von Thyra Dohrenburg. Ebenda 1926. 354 S. Brosch. 5,50, geb. 7,50.

Jenny Winge, die Malerin, ist die junge selbständige arbeitende Frau unserer Tage. Ihrer feinsten seelischen Regungen zu sehr bewußt und mit scharfem Geist alles zerdenkend, besitzt sie nicht mehr die Fähigkeit zur reinen unbefangenen Hingabe ihrer selbst, ohne daß jedoch künstlerisches Schaffen und starke Vernunft in dem 29jährigen schönen und gesunden Mädchen den Hunger nach Liebe betäuben könnten. Von den drei sehr verschiedengearteten Männern, deren Liebe ihr begegnet, kann keiner sie ganz beglücken. Dem jungen weichen, unschlüssigen Helge Gram vermag sie auf die Dauer kaum mehr als mütterliche Zärtlichkeit zu geben. Seinen durch eine Ehe voll Strindbergschen Hasses zermürbten Vater, der endlich der allen — nur sich selbst nicht — Hilfespendenden das bißchen Wärme und zärtliche Fürsorge schenkt, nach der sie sich sehnt, verläßt sie noch vor der Geburt seines Kindes, weil sie die Unzulänglichkeit ihrer nur im Dankgefühl wurzelnden Liebe fühlt. Über den Tod ihres kleinen Jungen, an dem sie sich kurze selige Wochen gefreut hat, sucht sie sich in zweifelhafter Gesellschaft zu betäuben. In Gestalt eines ihr Leben treulich aus Nähe oder Ferne bewachenden Freundes bietet sich ihr noch einmal eine reine Liebe und ein neuer Anfang. Aber eine zweite Begegnung mit Helge, ihrem ehemaligen Verlobten, besiegelt unsagbar brutal ihr tragisches Schicksal. Jenny Winge wollte die Eigenart ihrer Persönlichkeit nicht angetastet wissen, und doch wäre ihre Seele einer solchen Überwindung froh gewesen. — In einem mildfarbigen sehnsüchtigen italienischen Frühling beginnend, führt die Pilgerfahrt ihrer Liebe sie zurück in die starken Gegensätze ihrer norwegischen Heimat und vollendet sich an der Stätte ihres Ausgangs, drei Jahre nach jenem Frühling. — Alle Personen des Buches sind lebensecht gestaltet, die Hintergründe sind von impressionistischer Deutlichkeit, psychologisch ist alles mit erschreckender Folgerichtigkeit erfaßt. Nur zu viel geredet wird in diesem Buch. Beachtenswert für die mutige Art, mit der Sigrid Undset auf die Rätsel dieser schwierigen Frauenseele losgeht, ist die Tatsache, daß der Roman im Original bereits 1911 erschienen ist. Für psychologisch interessierte Leser, Erzieher und andere seelsorgerlich eingestellte Menschen hat das Buch großes Interesse. Für katholische Gegenden ist es nicht geeignet. Es ist mit Vorsicht auszuleihen. Für mittlere und große Büchereien.

In tiefem innerem Zusammenhang steht zu diesem Frauenbuch der Eheroman „Frühling". Hier ist es die seelische Not der jungen Frau, die, „schön und ruhig, mild und gesund", „blindlings den Ersten, Besten" nahm, als sie „des Wartens müde" war. Zu ihrem Heil erfüllt diesen Ersten, Besten seit seiner Jugend tiefe Liebe zu ihr, und seine fast überempfindliche Seele steht auf der gleichen sittlichen Höhe wie die ihre. In all ihrer reinen Treue und pflichtbewußten Festigkeit leidet die Frau bitter unter dem Mangel an echtem Fühlen und schämt sich, ihrem Mann für ein ganzes Leben ihre Halbheit zu bieten. Eine von beiden Gatten vernünftig beschlossene Trennung reift in ihr endlich die rechte, freudig schenkende Liebe. Aus dem rein zufälligen Zusammenleben ihrer bisherigen Ehe erwächst nun erst die beide beglückende echte Gemeinschaft. — Zart und schön hat Sigrid Undset die Verwurzelung der beiden edlen Herzen geschildert, erfrischend platzt zu Zeiten die derbgesunde fröhliche Weiblichkeit einer beiderseitigen Freundin dazwischen, unsagbar quälend umfängt uns die Atmosphäre des Elternhauses, in dem der Mann und seine Geschwister alle drei irgendwie Schaden an ihrer Seele nahmen. — Das erste Buch, etwa bis zur Hochzeit der beiden, verliert sich in einer liebevoll empfindsamen Breite, der zweite Teil wirkt geschlossener. Für Leser mit größerer seelischer Reife ist der Roman eine schöne Bereicherung. Für Jugendliche ist er nicht geeignet. Für mittlere und größere Büchereien. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Die Tierbücher. Eine Auswahl der schönsten Tiergeschichten. In Einzelbänden hrsg. von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin. Mit je 5 Textbildern von Jan Blisch. Berlin: Kube 1926. Lw. je 2,80.

1. Der Herr des Urwaldes. Elefantengeschichten. Ausgew. und zusammengest. von Otto Winter. 105 S.
2. Löwen. Ausgew. und zusammengest. von Paul Schneider. 103 S.
3. Meister Petz. Bären- und Löwengeschichten. Ausgew. und zusammengest. von Otto Winter. 105 S.
4. Wölfe. Bilder aus dem Leben des Wolfes. Ausgew. und zusammengest. von Walter Kublank. 108 S.
5. Menschenaffen. Erlebnisse mit Großaffen. Ausgew. und zusammengest. von Alexander Troll. 107 S.
6. Kleine Räuber. Geschichten vom Igel, Maulwurf, Marder, Hermelin und Dachs. Ausgew. und zusammengest. von Karl Meyer.

In diesen gut ausgestatteten, mit hübschen Zeichnungen versehenen Bänden sind mit geschickter Auswahl der volkstümlichen Tierkunde, der Tier- und Jagdgeschichten, der Sagen und Dichtung, geordnet nach einzelnen Tieren oder Gattungen, wirklich eine Reihe der „schönsten Tiergeschichten" vereinigt. Unter den Verfassern findet man die bekanntesten Schilderer der Tierwelt, z. B. Brehm, Hagenbeck, Bronsart von Schellendorf, Berger, Kuhnert, Kipling, London, Roberts, Mikkelsen, Knotterus-Meyer, Kapherr, Thompson u. a. m. Die Berichte sind in den einzelnen Bänden verschieden angeordnet. Es wird aber immer in unterhaltender Form ein lebendiges Bild von der Lebensweise, den Gewohnheiten und den geistigen Fähigkeiten des Tieres vermittelt und auch Volkssage und Märchen zur Charakteristik des Verhältnisses zwischen Mensch und Tier herangezogen. Es wäre zu wünschen, daß die Reihe wieder fortgesetzt wird und daß dabei noch mehr die heimische Tierwelt und die Haustiere berücksichtigt werden. Die vorliegenden Bände können allen Büchereien, zumal kleineren, und der Jugend empfohlen werden. M. Thilo (Stolp i. Pom.).

Weißmantel, Leo: Das unheilige Haus. Roman. München: Kösel & Pustet 1922. 427 S.

In den Tälern der Rhön gilt auf den Höfen das Gesetz, daß der Älteste das ungeteilte Erbe erhält, Brüder und Schwestern aber ihm ehelos als Knechte und Mägde dienen. Franz, der Zweitgeborene, bricht das Gesetz und wandert als

Schmied in die Weite, wo ein anderes, milderes Gesetz herrscht. Der Kunstreiche wird Herr der von spukhafter Sage umwobenen „Goldenen Schmiede", dies unheilige Haus zu einem heiligen zu machen. In diesem Wunsch opfert er den einzigen Sohn auf dem Altar des Herrn, ihn in reinem Willen unter ein anderes strenges Gesetz stellend. Schön und voll inneren Reichtums wächst der zum Priester bestimmte Jürg Dill auf. Auf der Klosterschule ein frommer, verträumter Schüler, erlebt er die märchenschöne Liebe zu seiner Jugendgespielin Elis, die als Kind dem Kloster geweiht wurde. An den unerbittlichen Schranken der Gelübde stoßen sich die jungen Herzen wund. So muß Jürg seinen erneuten Schwur zu Gott mit dem Treubruch an Elis erkaufen. Als Priester zu Mariä Ehrenberg waltet er eines dritten strengen Gesetzes: gefallenen Mädchen das Joch mit den Schandsteinen aufzulegen, das sie um die Kirche tragen müssen vor allem Volk. Unheilvoll ist auch dies harte Gesetz. Als er seiner einstigen Geliebten Elis die Steine auflegen soll, wirft er sie in den Brunnen, das alte Gesetz dem ewigen Gesetz der Liebe opfernd, und gibt Ehre und Priestertum dafür hin. — Sage, Märchen und Legende aus dem Bereiche der Heimat des Dichters, der einer der kunstreichsten Neugestalter dieser alten Formen ist, durchziehen das Buch und bestimmen die Stilgebung. Die Aufgabe, den Stoff, die realen Vorgänge, mit dem Sagenhaften auf höherer Ebene zu neuer Gestalt so zu verschmelzen, daß das Symbolische restlos darin aufgeht, ist ihm trotz zahlreicher Schönheiten im einzelnen nicht gelungen. Den hierdurch bedingten Bruch machen barocke Steigerungen, die ihn überdecken wollen, nur fühlbarer. Die Figuren gewinnen keine Standfestigkeit und Plastik. Was Selma Lagerlöf meistert, bleibt hier — achtenswertes — Fragment. — Große Büchereien werden das Buch um seiner Schönheiten willen als eines der hervorragendsten Beispiele der neuen Romantik und seines ethischen Gehalts wegen anschaffen. Bei der Ausleihe ist seine drückende, oft quälende Düsterheit zu berücksichtigen, die es nur für reife Leser geeignet macht. W. Schuster.

Kleine Mitteilungen.

Neuauflagen vergriffener Werke. Die unter dem Kennwort „Buchhändlerische Verlustlisten" im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift (S. 75 und 237) gegebenen Anregungen, Neuauflagen zu veranstalten von vergriffenen, bildungspfleglich wertvollen Büchern, welche dann in einem im Juli vorigen Jahres versandten Rundschreiben der „Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Pommern" zu brauchbaren Vorschlägen verdichtet wurden, haben insofern zu praktischen Ergebnissen geführt, als von den im Rundschreiben zunächst aufgeführten 19 Büchern bis jetzt fünf in neuer Auflage erschienen sind und von vieren eine Neuauflage so gut wie sicher ist. Neuerschienen sind die Werke: Oppel, Die Abenteuer des Kapitäns Mago; Mühlau, Hamtiegel; Hoffmann, Wider den Kurfürsten; Knudsen, Fortschritt; Bjely, Die silberne Taube*). Die Neuauflage der beiden letzten Werke war, wie ausdrücklich hervorzuheben ist, nur dadurch möglich, daß die „Beratungsstelle" auf Grund der bei ihr eingegangenen Subskriptionen in der Lage war, von vornherein für den Absatz eines bestimmten Teiles der Neuauflage den Verlegern zu garantieren. (Es sei hier übrigens gleich vermerkt, daß von allen obengenannten Büchern noch eine Anzahl von der „Beratungsstelle" in ihren bekannten Büchereieinbänden an öffentliche Büchereien abgegeben werden können.) Gesichert erscheint die Neuauflage der beiden wertvollen, seit langer Zeit vergriffenen Romane des dänischen Dichters Jürgensen, Die große Expedition und Christian Svarres Kongofahrt, welche noch in diesem Jahre erscheinen sollen, ferner die Neuauflage eines Auswahlbandes aus Jacobs, Seemannshumor Bd 1—3 (mit der Auswahl ist zur Zeit die „Beratungsstelle" beauftragt und beschäftigt) und des Bondeschen Schimannsgarn (voraussichtlich in einer Bearbei-

*) Außerdem ist es den Bemühungen der „Beratungsstelle" im Verein mit der „Zentrale für die Grenzmarkbüchereien, Schneidemühl" gelungen, eine Neuauflage von „Moeschlin, Amerikajohann" herbeizuführen. Sie befindet sich z. Zt. im Druck.

tung), das namentlich von norddeutschen Büchereien immer wieder schmerzlich vermißt worden ist.

Wenn der erzielte Erfolg auch auf den ersten Blick bescheiden erscheint, so erhält er doch sofort ein anderes Ansehen, wenn man ihm die Schwierigkeiten gegenüberstellt, die sich weit über das erwartete Maß hinaus bei den langwierigen Verhandlungen mit den betreffenden Verlegern in der Praxis ergaben. Sieht man ganz davon ab, daß einzelne Verleger infolge anderweitiger verlegerischer Inanspruchnahme von vornherein Neuauflagen älterer Werke ablehnend gegenüberstanden und daß für solche Werke dann wiederum andere Verleger gewonnen werden mußten, wobei die Abgabe des Verlagsrechtes zum Gegenstand zeitraubender und verwickelter Verhandlungen wurde, sieht man ferner davon ab, daß sich zum Teil auch autorenrechtliche Fragen mancherlei Art ergaben, deren Lösung nicht minder zeitraubend war (so ist in einem Falle z. B. eine Autorin in Afrika unauffindbar; eine andere wünscht intensivste Bearbeitung ihres Werkes, wozu sie aber in absehbarer Zeit wegen anderer Arbeiten nicht kommt), sieht man von allen diesen Schwierigkeiten ab, die Hauptschwierigkeit, welche sich allen Neuauflagen immer wieder entgegenstellt, ist das geldliche Wagnis, welches kein Verleger, trotz der meist verhältnismäßig ganz stattlichen Subskriptionsziffern, so leicht zu tragen bereit ist. Durch die von der „Beratungsstelle" eingeleiteten Subskriptionen der Büchereien wird nämlich doch immer nur erst ein Teil einer Neuauflage gedeckt, und es gilt in jedem Falle ernsthaft zu prüfen, ob der andere, größere Teil durch die Mithilfe des Sortimentsbuchhandels im freien Handel Aussicht auf Absatz in absehbarer Zeit hat. Wie es freilich damit steht, wird wohl am Besten durch die wörtlich wiedergegebene Stelle aus dem Briefe eines bekannten Verlages veranschaulicht. Sie heißt: „Wie wir Ihnen wohl bereits über unsere Erfahrungen mit .... berichtet haben, nimmt das Sortiment eine fast feindselige Stellung gegenüber Neuauflagen von bereits seit längerer Zeit vergriffenen Werken ein, da es kaum weiß, wie es die zahlreichen Neuerscheinungen verdauen soll." Daß die unablässig heranrollende Woge der vielzuvielen Neuerscheinungen die individuelle Behandlung des Bücherangebots durch das Sortiment zerstört, muß zugegeben werden, daß es aber wiederum nur wenige Sortimenter gibt, die auf Grund wirklich gediegener Literaturkenntnisse sich die Verbreitung guter älterer Werke vornehmlich der Belletristik, welche nur den modischen Fehler haben, nicht mehr feucht von der Presse zu sein, immer wieder angelegen sein lassen, muß ehrlicherweise ebenfalls zugegeben werden. Natürlich ist es schwer, gegen den Strom zu schwimmen, der nur Modeschmarren und Neues-Allerneuestes mit sich führt. Aber hier kommt zu den viel beredeten „Kultur"aufgaben des deutschen Sortiments eine wirkliche Kulturaufgabe und auch die Büchereien sollten sich der Gefahr, wenn auch vielleicht der erst keimenden, bewußt werden, die darin besteht, daß sie vielleicht einmal in ihrer Arbeit auf brauchbares Material verzichten müssen, weil es einer oberflächlichen Neuigkeitshascherei zum Opfer gebracht worden ist. Sie sollten mit allen verfügbaren Kräften die Bestrebungen unterstützen, durch Zusammenschluß die Neuauflagen bildungspfleglich wertvoller, vergriffener Werke durchzusetzen. Sie vergrößern dadurch den Kreis ihrer Wirkungen und erwerben sich Verdienste nicht nur um die Schriftsteller, sondern um das deutsche Schrifttum überhaupt.

Zum Schlusse seien noch einige Titel von solchen Werken genannt, welche u. a. demnächst in einer zweiten Subskriptionsliste gebracht werden sollen. Der jetzt hier wieder genannte „Norris" ist s. Zt. wohl in die Fehlliste, nicht aber (versehentlich) in die Subskriptionsliste aufgenommen worden. Vorschläge aus den Fachkreisen zur Erweiterung der Liste nimmt die „Beratungsstelle" gern entgegen.

Wells, Der Unsichtbare.
Jensen, J. V., Die neue Welt.
Norris, Das Epos des Weizens (1. Der Oktopus. 2. Die Weizenbörse).
Ular, Die Zwergenschlacht.

Das Mittlertum in der gegenwärtigen Literatur. In der Literarischen Beilage der Bayerischen Lehrerzeitung (vom 27. Januar 1927) äußert sich E. G. Kolbenheyer über „Dichtung und Literatur". Am Schluß seines Aufsatzes kommt



er auch auf „das Mittlertum in der gegenwärtigen Literatur" zu sprechen und führt folgendes aus:

„Im gegenwärtigen Zeitpunkte ist von den gebräuchlichen Mittelwegen, deren sich die Dichtung bedienen muß, um zum Volke zu gelangen, von Presse, Theater, Verlags- und Sortimentswesen, nicht allzuviel zu erhoffen, wiewohl auch hier schon erste Zeichen einer Besserung zu beobachten sind. Die Presse hat angesichts der immer noch schwer beunruhigten politischen Lage die Dichtung ganz vernachlässigt und das literarische Feld — wenige Zufälle ausgenommen — marktläufigen Literaten und deren Propagatoren überlassen. Das Theater, vom Geldmangel bedroht und deshalb versucht, durch Sensations- und Kinodramatik das Publikum anzulocken, zum Teil auch in die Abhängigkeit der politischen Parteien geraten, von denen Subventionen und Bestallung der Leiter abhängen, ist dem Bühnenexperimente verfallen. Und Verlags- und Sortimentswesen ringen unter der Armut des Volkes und unter der eigenen Überorganisation, die früheren Zeiten des Wohlstandes und einer Kunstliebhaberei angepaßt ist. So versagen fast alle Wege, auf denen Dichtung sonst zum Volke konnte. Zwei Wege sind unserer Zeit noch geblieben: Das Büchereiwesen und die Lehrerschaft aller Schulkategorien. Fast einzig noch aus den Kreisen der Bibliothekare und Lehrer kann deutsche Dichtung unbedingt erwarten, daß Männer und Frauen in reiner Freude und edler Erhobenheit, jenseits vom Marktlärm und Parteigeschrei des Tages für Wert und Schönheit zu kämpfen innerlichst bewegt sind. Und Bibliothekare und Lehrer sind heute auch berufen, Presse, Theater, Verlags- und Sortimentswesen erneut zur Dichtung zurück zu leiten, da sie wie kaum eine andere Mittlergruppe im Volke das Begehren nach Dichtung zu wecken und zu fördern vermögen. Es ist ein bedeutendes Amt in ihre Hände gelegt, bedeutender als sie vielleicht selbst wahrhaben wollen. Ein Amt, dessen nur der praktische Idealismus fähig bleibt."

Büchereilehrgang in Heidelberg. Die Schule zur Ausbildung von Bibliothekaren an der Universität London beabsichtigt vom 9. bis 23. April d. J. an der Universität in Heidelberg einen Bücherei-Lehrgang abzuhalten. Das Programm umfaßt zehn Vorträge über den modernen englischen Roman von Direktor Dr. Ernest Baker, zehn über moderne deutsche Literatur von einem deutschen Fachmann, zehn (oder zwanzig) über englische Aussprache sowie Vorlesungen über moderne Büchereiverwaltung von O. R. Sanderson und W. C. Berwick Sayers. Aus: „For Folkeoplysning".

Kurzsichtige Interessenpolitik. In einer Sitzung des „Forfatterforening" („Schriftstellerverband") im verflossenen Jahr fand über das Verhältnis zwischen Autoren, Buchhändlern und Büchereien eine lebhafte Auseinandersetzung statt. Nach einer Einleitung durch Sophus Michaelis hielt Büchereidirektor Dössing einen Vortrag, in dessen Verlauf er auf die herkömmlichen Behauptungen einging über die Schwierigkeiten, die die Volksbüchereien Buchhändlern und Autoren verursachen. Zu der von den letzteren oft gewünschten „Quarantäne" für die neueste Schönliteratur — d. h., daß diese während des ersten Jahres nicht ausgeliehen werden darf — bemerkte der Büchereidirektor, daß sich dem kaum ein Bibliothekar widersetzen würde, da dem Bedürfnis nach dem neuesten Buch doch nicht genügt werden könne; daß aber, wenn diese Forderung für die Büchereien durchgeführt würde, die „Lesezirkel" der Buchhändler dasselbe Schicksal erleiden müßten.

„Extrabladet" (eine Kopenhagener Zeitung) befragte nach der Sitzung den bekannten Antiquar Th. Johansen um seine Meinung. Er äußert sich: „Meine Erfahrung ist, daß die Büchereien den Bücherkauf im höchsten Grad gefördert haben.... Der Kampf der Buchhändler gegen die Büchereien scheint mir sehr kurzsichtig. Es ist eine Tatsache, daß ein sehr großer Teil der Bücherauflagen feste Abnehmer in unseren Büchereien und Lesezirkeln hat; ja, die Herausgabe vieler Bücher ist geradezu abhängig vom Absatz dieser Exemplare."

(Aus „Bogens Verden" 1927. I. 2.)

Der erste Bibliotheksneubau nach dem Kriege. In Erwiderung auf unsern Aufsatz „Der Neubau der Lübecker Bibliothek" in Heft 1 dieses Jahrgangs teilt Herr Bibliotheksdirektor i. R. Hofrat R. Brunn mit, daß der Vorrang für den ersten Bibliotheksneubau nach dem Weltkriege der Stadt Dresden gebührt,

die in den Jahren 1922/23 den Bau des neuen Stadthauses an der Theaterstraße 11/13 unternahm, in dem die städtische Bücherei und Lesehalle nach Angaben Herrn Hofrat Brunns und Plänen des Hochbauamts ihr neues Heim bezog. Am 1. Oktober 1923 konnte bereits die Ausleihe in den neuen Räumen wieder aufgenommen werden.

Offene Stellen. Hagen i. W.: Büchereiassistentin (siehe Anzeigenteil).
Lüneburg: Büchereiassistentin (siehe Anzeigenteil).

Erklärung.

Bei der letzten Haushaltsdebatte im Preußischen Landtag erklärte der Vertreter des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Ministerialdirektor Kästner, in Abwehr der Angriffe der Lehrerzeitschrift gegen den Referenten für das freie Volksbildungswesen, Oberregierungsrat Dr. von Erdberg, er bekenne sich „zur Auffassung der gestaltenden Volksbildung, nach der es heute nicht mehr darauf ankommen könne, lediglich die geistigen Güter der Kultur in einem möglichst weiten Umfange einer möglichst breiten Schicht des Volkes zugänglich zu machen, sondern darauf, daß unter Anerkennung der weltanschaulichen und politischen Gegensätze eine gestaltende Volksbildung getrieben werden müsse, die alle Schichten des Volkes zu einer Verständigung auf dem gemeinsamen Boden einer Volkskultur zusammenführe".

Die Unterzeichneten erklären im Namen der deutschen Volksbibliothekare, die sich um die Zeitschrift „Bücherei und Bildungspflege" geschart haben, daß sie und ihre Freunde dieses Ziel der freien Bildungspflege seit Jahrzehnten vertreten und daß sie sich jene Formulierung durchaus zu eigen machen können. Sie haben durch ihre Arbeit bereits um die Jahrhundertwende die Grundlinien festgelegt, aus denen sich in allmählicher Entwicklung die organisatorischen Formen und die sozialpädagogischen Ziele der modernen Büchereiarbeit entfaltet haben.

Die Entwicklung führte zum bewußten und betonten Gegensatz gegen alle nur „verbreitende" Volksbildung. In ihrem Verlaufe teilte sich die Bewegung in die von der „Bücherei und Bildungspflege" vertretene, im allgemeineren Sinne sozialpädagogische Auffassung und in die von Walter Hofmann geführte und durch die Autorität des Ministerialreferenten Dr. von Erdberg planmäßig geförderte Leipziger Richtung.

Diese will sich im Bereich der Schönen Literatur auf das „wesentliche" oder „echte" Buch beschränken, ohne freilich diesen Begriff zureichend definieren zu können, und nimmt deshalb — anfangs ausschließlich, später mit gewissen Zugeständnissen — den ästhetischen Wert als weit überragenden Leitwert für das große Gebiet der erzählenden Literatur. (Nur auf diesem Gebiete liegen nämlich Unterschiede zwischen den beiden Auffassungen, die sich praktisch auswirken.) Sie muß daher auf eine ganze Reihe von Entwicklungsschichten der städtischen und erst recht der ländlichen Leserschaft grundsätzlich verzichten, füllt aber die so entstehende Lücke wenigstens theoretisch aus durch eine Lehre, wonach die von ihr erfaßte Minderzahl die Masse allmählich gewissermaßen durchsäuern und zu einer allgemeinen Volkskultur führen werde.

Die im allgemeinen Sinne sozialpädagogische Auffassung derer um die „Bücherei und Bildungspflege" hat es auf den ganzen seelisch-geistigen Menschen in allen seinen sozialen Abwandlungen abgesehen, sofern in ihm nur ein Drang nach Wert überhaupt erkennbar und faßbar ist. Sie kann also dem ästhetischen Wert (genauer dem Kunsterlebnis des Menschen mit voll entwickeltem Kunstverständnis) nicht eine solche unbedingte volkserziehliche Bedeutung beimessen wie die Leipziger Richtung. Auch hat sie durch die enge Verbindung ihrer Büchereien mit den Vorlesestunden, einer von ihrer Seite theoretisch und praktisch entwickelten Hilfseinrichtung des Büchereiwesens, und mit der Volkshochschularbeit ihre Ausleihepädagogik in einer Weise planmäßig unterbaut und ergänzt, die jedem unbefangenen Beurteiler zeigt, daß ihr volksbildnerisches Ziel nicht minder hoch gesteckt ist als das der Leipziger Richtung, ja daß sie im Hinblick auf die Wege, die sie zu finden und gangbar zu machen sich bemüht hat, wohl vor anderen den Anspruch machen darf, „alle Schichten des Volkes zu einer Verständigung auf dem gemeinsamen Boden einer Volkskultur zusammenzuführen".

Die Anschauung der Büchereiarbeit, die auf beiden Seiten geleistet wird, lehrt, daß sich beide Auffassungen in der Praxis nicht so scharf gegenüberstehen wie in der Theorie. Kann doch die Leipziger Richtung trotz ihrer ausschließenden Qualitätsforderung an der erzählenden Zeitliteratur, in der sich zum großen Teile die allgemeine geistige Auseinandersetzung der Gegenwart vollzieht, auch dann nicht vorbei, wenn sie schon heute als dichterisch sicher nicht vollwertig anerkannt werden muß. Genau wie die sozialpädagogische Auffassung läßt sie gelegentlich von der Zeitliteratur solche Werke zu, in denen sich zwar keine vollgültigen dichterischen Werte, wohl aber seelisch-geistige Werte (sittlicher, gemütbildender und belehrender Art) finden und die dabei frei von unsittlichen Tendenzen sind. Es ist daher einem literaturkundigen ,aber büchereipolitisch unbefangenen Betrachter oft kaum möglich, beim Durchblättern eines Kataloges — auch der Abteilung Schöne Literatur — zu sagen, ob es sich um den Bestand einer der Leipziger Richtung zuzurechnenden Bücherei handelt oder um eine Bücherei, die unserem Kreise nahesteht.

Es wäre daher, nach unserer Meinung, durchaus möglich, daß beide Richtungen in friedlichem Wettbewerb nebeneinander dem ihnen gemeinsamen Ideal „gestaltender Volksbildung" dienen. Ja wir würden uns von einem kollegialen Erfahrungsaustausch zwischen beiden Richtungen nur eine Forderung des ganzen deutschen Büchereiwesens versprechen können. Wir vermögen aber auf eine solche Verständigung nur dann zu hoffen, wenn unsere Arbeit nicht weiterhin in Denkschriften, Aufsätzen, Vorträgen und Gutachten als nur „verbreitende Volksbildung" disqualifiziert oder in unklarer Formulierung mit minderwertiger Arbeit zusammengeworfen wird. Wir hoffen daher auf die offizielle Anerkennung, daß auch unsere Büchereiarbeit grundsätzlich der ministeriellen Forderung entspricht, indem auch sie durch „gestaltende Volksbildung" planmäßig darauf hinarbeitet, „alle Schichten des Volkes zu einer Verständigung auf dem gemeinsamen Boden einer Volkskultur zusammenzuführen".

Ackerknecht. Fritz. Schuster.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. Schuster, Berlin, Stadtbibliothek.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 28. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1927

7. Jahrgang + Heft 3

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege"
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint im Jahre 1927 in 6 Heften im Gesamtumfang von 24 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang G.-M. 9.—. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Verbandes deutscher Volksbibliothekare" und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B." ausschließlich durch die Vertriebsstelle der „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Grüne Schanze 8 — Stadtbücherei (Postscheckkonto: Stettin 9036. Verband pommerscher Büchereien) zum Vorzugspreis von G.-M. 5.— für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist die **Stadtbücherei Berlin** (C 2, Breite Straße 37). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Verband deutscher Volksbibliothekare. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien. 6. Verband niederrheinischer Büchereien. 7. Verband der Büchereien der Grenzmark Posen-Westpreußen.

Inhalt dieses Heftes:

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte:

Ackerknecht, Neue Schriften zur Jugendschriftenfrage.
Barth, Volksorganisches Denken.
Biedermann, Vom Theaterspielen. VII.
Horstmann, Sammelbesprechung Ompteda.
Jürgens, Die Cleveland Public Library (Ohio).
Kauder, Grenz- und Auslanddeutschtum.
Schuster, Weltanschaulich gebundene Bildungspflege.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 7 | 1927 | Heft 3

Die erd- und völkerkundliche Literatur in der Volksbücherei.

Von Dr. Bruno Sauer (Stettin).

Unter den Wissenschaftsgebieten, welche für den belehrenden Bestand der Volksbücherei die nach Umfang und Ausleihefähigkeit wichtigsten Literaturgruppen stellen, stehen neben Geschichte, Naturwissenschaft und Technik (diese freilich nur in der Großstadtbücherei) die Erdkunde und die Völkerkunde obenan, ja sie gehen im allgemeinen wohl allen übrigen voran. Die Gründe dafür sind erstens der eigentümliche Gefühlswert des Stoffes dieser beiden verwandten Wissensgebiete, zweitens der starke Erlebnisgehalt und die besonderen literarischen Formen, welche beide in der vom Leser bevorzugten Gruppe ihrer Werke aufweisen, und endlich die nationale, bezw. internationale Entwicklung der letzten fünfzig Jahre.

Die Geographie oder Erdkunde, nach Hettner*) eine Vereinigung von Natur- und Geisteswissenschaft, sucht einmal — als allgemeine Geographie — die Gesetzmäßigkeiten zu ergründen, welche der Erde in ihrer Gesamtheit wie in ihren einzelnen Teilen die heutige Struktur und äußere Gestalt einschließlich Besiedlung durch Pflanze, Tier und Mensch gegeben haben und beide fortwirkend bestimmen, zum andern — als Länderkunde — das Wesen der einzelnen Landschaften zu erkennen, aus den Einzeltatsachen geographischer Erfahrung, der zahlreiche Disziplinen als Hilfswissenschaften dienstbar sind, „die Erde wieder zu jenem vollendeten Gebäude aufzubauen, als das sie uns in der Natur auf Schritt und Tritt vor Augen kommt..**) In entsprechender Weise geht die Völkerkunde, „die Wissenschaft vom Menschen als einem Gliede geselliger Verbände"***), einerseits darauf aus, „die Menschheit, wie sie heute lebt, in allen ihren Teilen kennen zu lehren"†), andrerseits den stofflichen Kulturbesitz, die geistige Kultur und das Gemeinschaftsleben der Menschen entwicklungsgeschichtlich zu erforschen und dabei die Gesetze nachzuweisen, nach denen unter bestimmten Voraussetzungen bestimmte ethnologische Tatsachen in die Erscheinung treten.

Beschäftigt sich also die Völkerkunde mit dem Menschen selbst, so die Erdkunde mit dem Schauplatz seines Werdens und Lebens, der zugleich mitgestaltender Nährboden ist. Diese Bezüglichkeit beider Wissenschaften auf den Menschen birgt einen Reizwert in sich, der erklärlicherweise jeden Menschen anzieht. In besonderem Maße ist das natürlich der Fall bei den Werken beschreibender Art, weil hier dem Leser kon-

*) „Die Einheit der Geographie in Wissenschaft und Unterricht." Berlin 1919, S. 15 f.

**) Banse, „Illustrierte Länderkunde". Braunschweig 1914. S. 1 f.

***) Banse, „Lexikon der Geographie". Braunschweig 1923.

†) Ratzel, „Völkerkunde". 2. Aufl. Leipzig 1894, Bd 1, S. 3.

krete Tatsachen geboten werden. Solche Werke bilden nun fast allein den Bestand der erd- und völkerkundlichen Volksbüchereiliteratur. Außer dem eben angeführten Grunde ist dafür bestimmend deren literarisch-stilistische Form. Die Beschreibung einer Landschaft, die geographische Darstellung eines Volkes ist möglicherweise nüchtern und trocken, aber ihr Verständnis ist nicht durch Schwierigkeiten logisch-begrifflicher Art erschwert. Da die Absicht eines jeden solchen Werkes darauf abzielt, eine möglichst anschauliche Vorstellung dem Leser zu vermitteln, ist von Natur aus in jedem Werk das Streben nach einem möglichst bildhaften Stil zumindest spürbar. Ganz besonders wird dadurch jene Gruppe hierher gehöriger Literatur charakterisiert, die wir als Reisebeschreibungen im weitesten Sinne bezeichnen. Der persönliche Erlebnisgehalt schafft sich da einen persönlichen, lebensvollen Stil, der dem Stil der innerlich eng verwandten Lebenserinnerungen, ja mitunter dem schöngeistiger Werke nahekommt.*) Aber nicht nur der innere Stil, auch die äußere Form der Reisebeschreibung birgt infolge ihrer Verwandtschaft mit jenen beiden Literaturarten eine Fülle besonderer Reizwerte für den Leser. Ihrer wird freilich nur der ästhetisch empfängliche Leser bewußt werden, während sie der primitive Leser höchstens unterbewußt empfindet. Aber auch dieser wird aufs stärkste gefesselt von dem oft reichen Gehalt persönlichen Erlebens und spannungsreichen Geschehens, der ihn unmittelbar anspricht. Hierin liegt der bestimmende Grund für die außerordentliche Wertschätzung und Bevorzugung der Erd- und Völkerkunde in der Volksbücherei — von seiten des Lehrers wie des Bibliothekars. Er zeigt, daß das allgemeine Interesse der Leserschaft für diese Literatur vorwiegend gefühlsmäßig bedingt ist, und daß es sich hauptsächlich einer ganz speziellen Gruppe von Werken zuwendet.

Über diesen, der erd- und völkerkundlichen Literatur innewohnenden Anziehungskräften ist nun aber nicht zu übersehen, daß auch äußere zeitliche Umstände wesentlich dazu beigetragen haben und beitragen, ihr ein bevorzugtes Interesse zu verschaffen. Die mit der Reichsgründung einsetzende Entwicklung des deutschen Reiches zur Großmacht prägte sich einmal aus in der steigenden Beteiligung am internationalen Handel und Verkehr, in der Gründung von Kolonien, der Schaffung einer großen Handels- und Kriegsflotte; zum andern in der zunehmenden Industrialisierung weiter Landstriche und Bevölkerungskreise und der Konzentration großer Menschenmassen in den Großstädten. All das bedeutet entwicklungsgeschichtlich das Hinauswachsen unseres Volkes aus bäuerlich-kleinstädtisch-kleinstaatlich-patriarchalischer Lebenshaltung in das gesamtnationale und internationale politische und Wirtschaftsleben. Damit ist nicht nur eine weitgehende soziale und seelische Umschichtung gegeben, sondern auch eine außerordentliche Erweiterung des erd- und völkerkundlichen Gesichtskreises des ganzen Volkes. (Nicht zu unterschätzen ist auch die Auswirkung des Weltkrieges in dieser Hinsicht.) In nachhaltigster Weise ist diese Entwicklung nun noch gefördert durch die außerordentlichen Fortschritte der immer mehr zeit- und raumüberwindenden Technik;

*) Vgl. Koch, „Die erzieherische und bildende Bedeutung der Lebenserinnerungen" in H. 2 dieser Zeitschrift.

welchen Anteil Eisenbahn, Schnelldampfer, Flugzeug, Telegraph und Telephon, Rundfunk, aber auch Film und Presse daran haben, ist leicht zu ermessen.

In ganz anderer Weise als noch vor einem halben Jahrhundert verlangt das Gegenwartsleben von jedem Staatsbürger eine weitgehende Kenntnis der Erde und ihrer Völker. Wie der Verlagsbuchhandel den Wunsch und das Gebot der Zeit erkannt hat — das zeigt die gesteigert Produktion an erd- und völkerkundlicher Literatur —, so muß auch der Volksbibliothekar diesen Erfordernissen Rechnung tragen.

Die erd- und völkerkundliche Literatur dient zunächst also der regionalen Erweiterung unseres Gesichtskreises, bezw. der Vertiefung der auf anderem Wege (z. B. durch Reisen, Zeitung, Film, Bilder, welche ja selbst wieder ein vorzügliches Hilfsmittel erd- und völkerkundlicher Darstellung sind) gewonnenen Kenntnis. Diese Aufgabe erfüllen zunächst große Gesamtdarstellungen, Länderkunden, Völkerkunden, Heimatkunden, und in Ergänzung gute Atlanten; von diesen sei hier nur auf den äußerst lehrreichen wirtschaftlich-statistischen Weltatlas von Westermann empfehlend hingewiesen. Die Hauptgruppe der hierher gehörigen Volksbüchereiliteratur bilden aber, wie schon angedeutet, die Reisebeschreibungen, mit denen wir uns um ihrer vorzüglichen bildungspfleglichen Bedeutung willen noch eingehend zu befassen haben. Zu ihnen können wertvolle schönliterarische Werke — z. B. ethnographische (Sealsfield) und rassenpsychologische Romane (Willy Seidel) — ergänzend hinzutreten.

Aus Tausenden von Beobachtungen, die im System der Wissenschaften den verschiedensten Fächern angehören, der Geologie und Gesteinskunde, der Botanik, der Zoologie, der Menschenkunde, Volkskunde und Kulturgeschichte, Religions-, Kunst- und Staatswissenschaft baut die Länder- und Völkerkunde das gegenwärtige Bild vom Antlitz unserer Erde. Sie geht also durchaus synthetisch vor, der Blick ist stets auf das Ganze der irdischen Erscheinungswelt gerichtet, jedes Einzelgebiet hat nur insoweit Bedeutung, als es als Glied des Ganzen zum Verständnis notwendig ist. Diese Einstellung ist gerade heute im Zeitalter des Spezialistentums bildungspfleglich wertvoll, weil so eine gewisse universalistische Betrachtungsweise im Leser geweckt und gepflegt wird.

Nun prägt sich freilich nur in einem geringen Bruchteil der Reisebeschreibungen eine ausgesprochen universale Anschauung aus, Werke wie Humboldts „Reise in die Äquinoktialgegenden des neuen Kontinents" sind selten, und die weitere Untersuchung wird uns eine ganze Anzahl unterschiedlicher Typen aufzeigen, deren jede gerade ein besonderes Stoffgebiet bevorzugt. Da muß der Bibliothekar durch die Zusammensetzung seines Bücherbestandes wie durch planvolle Ausleihepädagogik dem Ziel einer universalen „Weltanschauung" im eigentlichen Sinne des Wortes entgegenarbeiten.

In doppelter Weise kann diese universale Zielstrebigkeit der erdkundlichen Bildung sich volkserzieherisch auswirken. Indem sie die physische und kulturelle Abhängigkeit des Menschen von seiner Erde und seinem Klima, die innere Gesetzmäßigkeit von Landschaft und Rasse aufzeigt, betont sie die Vernünftigkeit der Natur und die Notwendigkeit für uns,

ihr um der Selbstbehauptung willen als Lehrmeisterin zu folgen. Ein Beispiel möge das veranschaulichen: Die physisch-sittliche Minderwertigkeit afrikanischer Bastardstämme lehrt, daß die den Idealen der Gleichheit und Brüderlichkeit entsprechende Gleichsetzung und Vermischung der weißen und schwarzen Rasse eine naturwidrige und gefährliche Utopie ist. Mit der Schärfung des Verstandes für die vernunftgemäße Harmonie der Natur, der den verlorenen Instinkt ersetzen muß, verbindet sich eine andere, ausgesprochen ethische Wirkung. Aus der Erkenntnis der bunten Fülle aller mannigfaltigen, oft widerspruchsvoll anmutenden und doch stets naturnotwendigen Erscheinungsformen unserer Erde und insbesondere ihrer Völker erwächst als schönste Frucht die Erziehung zur überparteilichen Betrachtung, die für die Toleranz und Gerechtigkeit des Handelns — vor allem in Rassen- und Nationalitätsfragen — die notwendige Grundlage gibt.

Bieten uns die erd- und völkerkundlichen Darstellungen solcherart infolge ihres zusammenfassenden Charakters eine Reihe allgemeiner und aufs Allgemeine abzielender Bildungswerte, so überschütten sie den Leser andererseits mit einer Fülle neuer und merkwürdiger Einzeltatsachen aus den verschiedensten Gebieten menschlichen Wissens; für den primitiven Leser sind sie häufig der erste, ja der einzige Lesestoff belehrender Art, der ihm so mannigfaltige Kenntnisse zuführt. Von dieser Seite aus gesehen ist die Erd- und Völkerkunde bei unserer büchereimäßigen Bildungsarbeit nicht synthetisch tätig, sie leistet vielmehr Schrittmacherdienste für andere Wissenszweige. Es liegt in ihrer Natur, daß sie in bezug auf die eigengesetzlichen Verhältnisse der einzelnen, ihr als Hilfswissenschaften dienenden Wissenschaften an der Oberfläche bleiben muß. Den fortgeschrittenen Leser aus der erdkundlichen Gebundenheit zum Studium der einzelnen Wissensgebiete selbst hinzuführen ist eine wichtige Aufgabe des Bibliothekars.

Dazu ist zweierlei unbedingt Voraussetzung: einmal ein harmonisch abgestimmter Bestand erdkundlicher Literatur, der deren verschiedene, sich ergänzende Typen enthält, und zweitens dessen genaue Kenntnis durch das Büchereipersonal. Im folgenden haben wir nun die einzelnen Haupttypen unserer erd- und völkerkundlichen Literatur näher zu betrachten, deren jede nach Inhalt oder Form bestimmte Eigenheiten aufweist und infolgedessen besondere Bildungsmöglichkeiten birgt, wodurch wiederum ihre Ausleihefähigkeit bestimmt wird. Das ist ebenso aus dem Grunde nötig, weil — wie schon betont — allein eine richtige, d. h. organische und zugleich der Leserschaft der Bücherei angepaßte Zusammensetzung des Bücherbestandes auch die Erfüllung der eigentlichen erdkundlichen Bildungsaufgaben gewährleistet. Daß die Grenzen der einzelnen Typen durchaus fließend sind, versteht sich dabei von selber.

Die umfangreichste Gruppe bilden die ausgesprochen abenteuerlichen Erlebnisbücher, die im allgemeinen von dem, was wir wissenschaftlich nennen, am weitesten entfernt sind. Ihr hervorstechendes Merkmal ist der starke Spannungsgehalt, der sie, zumindest für den männlichen Teil der Leserschaft, zu einem sehr begehrten Lesestoff macht. Ihrer Abfassung liegt vorwiegend kein belehrendes, sondern

ein erzählerisches Interesse zugrunde. Somit dienen sie in erster Linie nicht erdkundlicher Bildung, sondern — wie der verwandte, doch was die äußere Tatsächlichkeit angeht, unwirkliche Abenteuerroman und der zumeist erst recht unwirkliche, konstruktive Kriminalroman — der Befriedigung und dem Ausgleich seelischer Spannungsbedürfnisse in einfachster und ursprünglichster Form. Dabei pflegen sie aber, weil sie auf wirkliches Erleben und Anschauen zurückgehen — und das unterscheidet sie vorteilhaft von der herkömmlichen abenteuerlichen Unterhaltungsliteratur — auch lebendige und zutreffende Anschauung von fremden Ländern und Völkern zu vermitteln. Daß es sich dabei fast nur um fremde Erdteile, oder zumindest fremde, vom Verkehr abgelegene und abgeschlossene Länder Europas, fast nie aber um Deutschland selbst oder europäische Kulturstaaten handelt, liegt in ihrem Abenteuercharakter begründet. Daß solche Werke durchaus nicht **nur** für primitive Leser sich eignen, sondern auch anspruchsvollere zu unterhalten, erzieherisch zu beeinflussen und nachdrücklich zu belehren vermögen, zeigen Bücher wie Fabers „Rund um die Erde", Francks „Ohne Geld um die Welt", Heyes „Wanderer ohne Ziel", Rosens „Deutscher Lausbub in Amerika" u. a. mehr.*) Ja, wir können sagen, daß sie auch psychologisch und weltanschaulich nicht ohne Reiz und Wert sind, weil sie das Abenteuer wieder als Ausdruck eines bestimmten Lebensgefühls und als charakteristische Periode eines unbürgerlichen Lebens begreifen. Der Zusammenhang mit der biographischen Literatur ist hier besonders ersichtlich.

Das gleiche ist der Fall bei einer andern Gruppe von Abenteuerbüchern, die den bisher behandelten **Trampberichten**, wie man diese Gattung nach dem eigenwüchsigen Typ der amerikanischen Vagabunden charakteristisch bezeichnen kann, in mancher Hinsicht nahe steht: den **Kriegserinnerungen aus fernen Erdteilen**. Sie unterscheiden sich von anderen Kriegserinnerungen dadurch, daß strategisch-militärische Gesichtspunkte selten hervortreten, hingegen dem Handeln des Einzelnen wie dem eigenartigen Kriegsleben in der Wildnis von Busch und Steppe von der Schilderung ein breiter Raum eingeräumt wird und dabei notwendigerweise Land und Leute miteinbezogen werden müssen. Erzieherisch sind sie insofern von besonderem Wert, weil, wie die Trampberichte die Ungebundenheit des Lebens, **sie** die ethisch höhere Gebundenheit der Pflicht, Mut, Entschlossenheit, Umsicht, Selbstüberwindung und das Ertragen der größten Strapazen unter Hunger und Durst verherrlichen. Es liegt im Wesen des Stoffes begründet, daß es sich dabei fast nur um deutsche Kolonialliteratur handelt; weil kriegerische Taten anderer Nationen uns unter ähnlichen Bedingungen nicht das gleiche Interesse abnötigen, liegen solche Bücher aus der ausländischen Literatur kaum in deutschen Übersetzungen vor.

Der Kampf zwischen Weiß und Farbig war früher der allein mögliche Inhalt exotischer Kriegserinnerungen; ohne Kampf war für die europäische Kolonisation kein Eindringen in unzivilisierte Gebiete möglich,

*) Eingehende Charakteristiken der hier und im folgenden genannten Werke finden sich in dem Katalog „Ferne Länder. Reisen und Abenteuer. Eine besprechende Auswahlliste der Stettiner Volksbücherei." 2 Teile. 1926—27.



und so sind auch fast alle Schilderungen amerikanischer, afrikanischer oder anderer Expeditionen der vergangenen Jahrhunderte, von den spanischen Conquistadoren an, voll von mehr oder weniger großen und zahlreichen Kämpfen und Gefechten mit den Eingeborenen. Während die meisten Berichte von den früheren Kämpfen unserer Schutztruppen in der ungeheuren Brandung des Weltkrieges und seiner Literatur untergetaucht sind, erhalten einige wertvolle Werke der Schönen Literatur das Andenken daran wach. Es sind insbesondere Frenssens „Peter Moors Fahrt nach Südwest", Hans Grimms afrikanische Novellen und Romane und Voigts im vergangenen Jahre erschienener Roman „Auf dorniger Pad", der den Hottentottenkrieg 1894 eindrucksvoll schildert.

An kolonialer Literatur aus dem Weltkrieg ist kein Mangel und wir haben eine Reihe von Werken darunter, die in Inhalt und Form vortrefflich sind; ich erinnere nur an Lettow-Vorbecks „Heia safari!", Wenigs „In Monsun und Pori", Hauers „Kumbuke", Heyes „Vitani", Herbsts „. . . . und der König tanzt . . ." Das letztgenannte Buch ist insofern besonders beachtenswert, weil es ahnungsvoll an das rassisch-politische Problem der „Schwarzen Welle", der afrikanischen Erhebung gegen die Europäer rührt. Es kennzeichnet damit die Veränderung des Verhältnisses von Weiß und Schwarz, seitdem die Engländer den europäischen Krieg in die Kolonien trugen und Europäer die Schwarzen zum Kampf gegen Europäer führten.

Während diese kolonialen Kriegserinnerungen — auf die übrige Kolonialliteratur komme ich nachher noch zu sprechen — einen Übergang zur Geschichte ermöglichen, steht eine a n d e r e Untergruppe der abenteuerlichen Erlebnisbücher zur N a t u r k u n d e, zur Tierkunde in nächster Beziehung: Die J a g d b e r i c h t e. Herkömmlicherweise rechnet man nur exotische Jagdschilderungen dazu, obwohl man zweifelsohne mit gutem Recht auch manche heimatlichen Jagdschilderungen mit ihrer getreuen Charakteristik der Landschaft miteinbegreifen könnte. Freilich fehlt bei ihnen das, was für die exotischen Jagdbücher bezeichnend ist, die Gefährlichkeit, Fremdartigkeit und oft hochdramatische Spannung des Abenteuers. Neben den Trampberichten sind die exotischen Jagdschilderungen die spannendste und darum begehrteste Gruppe der abenteuerlichen Erlebnisbücher. Der bildende Wert des einzelnen Werkes richtet sich danach, in welchem Umfang tier-, länder- und völkerkundliche Belehrung sich mit dem rein Abenteuerlichen verbindet. Daß dabei keins der scheinbar gegensätzlichen Interessen das andere zu beeinträchtigen braucht, zeigen so treffliche Werke wie Schillings' „Mit Blitzlicht und Büchse", Akeleys „Im hellsten Afrika", Ottos „In kanadischer Wildnis", Hagenbecks „Kreuz und quer durch die indische Welt" u. a. Der Grund dafür liegt in einer Eigenschaft, die mehr oder weniger allen echten Weidmannsbüchern germanischer Herkunft eignet, in der Liebe zum Tier in der unberührten Freiheit seiner natürlichen Landschaft und in der von ihr geweckten liebevollen T i e r b e o b a c h t u n g, der das Töten nur ein Abschluß des innerlich und äußerlich reichen Jagderlebnisses ist. Allein solche exotischen, Anschauung von Landschaften und ihrer Tierwelt, in gewissem Grade auch ihrer Eingeborenen vermittelnden Jagdschilderungen haben für unsere Volksbücherei-

arbeit Wert. Von ihnen führt der Weg einerseits zu eigentlichen Tierschilderungen und zur Tierkunde selbst, andererseits zu Tierromanen und Tiernovellen, etwa zu Londons „Wenn die Natur ruft", Schauweckers „Ghavati", zu Kiplings Dschungelbüchern und in weiterem Abstande zu ausgesprochenen Tierromanen wie denen von Fleuron. Bücher, wie des Altmeisters Brehm Reiseschilderungen „Polarstern und Tropensonne" und „In Steppe und Urwald" und die einzigartigen Bilderwerke des schwedischen Naturwissenschaftlers und Dichters Bengt Berg „Mit den Zugvögeln nach Afrika", „Abu Markub" und „Mein Freund der Regenpfeifer" ermöglichen in zwanglosester Weise den Übergang.

Die bisher behandelten Arten volkstümlicher erdkundlicher Literatur bildeten zusammen die am weitesten ausleihefähige Gruppe der abenteuerlichen Erlebnisbücher. Ihnen gegenüber steht eine andere Gruppe von Reisebeschreibungen, die größtenteils gleichfalls durch ihren abenteuerlichen, oft heroischen Gehalt dem großen Spannungsbedürfnis der Leserschaft entgegenkommen, dabei aber ausgesprochen erd- und völkerkundlich belehrende, ja wissenschaftliche Ziele verfolgen: die Gruppe der Forschungsreisen. Hierher gehören — um nur ein paar der allerbekanntesten zu nennen — die großen asiatischen Reisewerke Sven Hedins, die umfangreichen Berichte der großen Afrikaforscher, der Barth, Nachtigal, Schweinfurth, Livingstone und Stanley, aus Amerika die Werke eines Nordenskjöld und Koch-Grünberg, aus der Südsee Forschungsberichte wie Behrmann „Im Stromgebiet des Sepik", Krämer „Hawaii, Ostmikronesien und Samoa", Reischek „Sterbende Welt" und schließlich die zahlreichen Beschreibungen der Grönland- und Nord- und Südpolexpeditionen. Gleichzeitig von kulturgeschichtlichem Reiz sind darunter die Entdeckungsreisen früherer Jahrhunderte, die wirklich erste Begegnungen von Europäern mit ursprünglichen Naturvölkern waren. Ich möchte hier nur, unter Übergehung der bekannten Namen, an die Südseeschilderung des Spaniers Mendaña erinnern. Aber auch noch Werke wie Chamissos „Reise um die Welt" gehören dazu.

Alle solche Werke sind für unsere erdkundliche Bildungsarbeit von grundlegender Bedeutung. Sie belehren und sind gleichzeitig ein wertvolles Mittel der Charakterbildung. Denn es sind oft Heldenbücher kühnen und zähen Kampfes um die Erschließung der Erde, um die Entschleierung ihrer Geheimnisse, wobei das Ziel alles, der Weg und der Einsatz des Lebens nichts ist; es sind oft Zeugnisse heroischer Lebenshaltung, wie wir sie sonst fast nur aus Kriegen oder alten Epen kennen. Da sie durchweg von namhaften Forschern geschrieben sind, ist die Güte des Inhalts gewährleistet. Die wirtschaftliche Notwendigkeit, genügend Werke bei einem größeren Publikum abzusetzen, hat ihnen andererseits stets eine Form verschafft, die sie wirklich für weitere Kreise lesbar und anziehend macht; trotzdem können im einzelnen beträchtliche Unterschiede hinsichtlich der Spannung usw. vorhanden sein. Bestehen für den Bibliothekar bei der Anschaffung, die sich naturgemäß von dem Gesichtspunkt der geographischen Ergänzung wird leiten lassen, in dieser Hinsicht keine Schwierigkeiten, so fällt leicht ein anderer Umstand hindernd ins Gewicht: der große Umfang und damit der hohe Preis der betreffenden

Werke. Trotzdem dürfen kleinere Büchereien, die es mit ihrem Etat irgendwie vereinbaren können, vor der Anschaffung wenigstens des einen oder des anderen Werkes nicht zurückschrecken. Im übrigen wird es Aufgabe der Kreiswanderbüchereien und insbesondere der Landeswanderbüchereien sein, hier durch Leihsendungen helfend einzugreifen. Die von den meisten Werken hergestellten Auszüge — ich erinnere da besonders an die Sammlungen „Reisen und Abenteuer" und „Alte Reisen und Abenteuer" des Brockhausschen Verlages — sind zumeist so klein, daß sie in kurzen Zügen wohl den äußeren, meist abenteuerreichen Verlauf der Expeditionen wiedergeben, von dem Reichtum länder- und völkerkundlicher Belehrung, der in den Orginalwerken steckt, aber häufig kaum noch etwas ahnen lassen. Trotzdem werden sie aus finanziellen Gründen, besonders in kleineren Büchereien, in weitestem Maße herangezogen werden müssen. Recht brauchbar sind sie zumeist auch als Jugendliteratur.

Je nach der wissenschaftlichen Vorbildung und persönlichen Neigung des Forschers und je nach dem Gebiet, das er erkundet hat, sind die Berichte mehr nach der länder- oder mehr nach der völkerkundlichen Seite hin ausgestaltet, immer aber sind beide Gebiete darin vertreten, ausgenommen, wo es sich um die Erschließung unbewohnter Gegenden, etwa des Polargebietes, handelt. Darin liegt gerade ihr besonderer Bildungswert, daß sie Landschaft und Mensch zusammen zeigen und damit die inneren Zusammenhänge bloßlegen, die zwischen beiden bestehen. Erst dadurch, daß wir in Landschaft und Klima die Ursache rassischer Besonderheiten, die Gründe für seltsame sittliche, religiöse, soziale, rechtliche, künstlerische Bräuche und Einrichtungen eines Volkes sehen, bringt uns die Erdkunde mehr als Tatsachenwissen, bringt statt Belehrung Erkenntnis.

Das gleiche geschieht dadurch, daß wir bei den, vom europäischen Standpunkt aus gesehen, zumeist mehr oder minder primitiven Völkern — und nur um solche handelt es sich bei diesen Reisewerken — die Abhängigkeit der einzelnen Lebens- und Kulturgebiete von einander leicht erkennen können, viel leichter, als das an modernen komplizierten Großstaaten der Fall ist. So können solche Reisewerke die Grundlage für Erkenntnisse der Völkerkunde überhaupt, der Rassenforschung, wirtschaftlicher, staatlicher, rechtlicher Art für breitere Kreise abgeben. Erst recht tun das natürlich vorwiegend völkerkundlich eingestellte Werke, die gleichwohl allgemein zugänglich sein können. Gute Beispiele dafür sind z. B. Weules „Negerleben in Ostafrika", Stefanssons „Geheimnis der Eskimos", die eine Fülle völkerkundlichen Wissens im Gewand einer Reisebeschreibung bergen. Sie führen bereits hinüber zu rein völkerkundlichen Schilderungen, wie Nansens „Eskimoleben", Parkinsons „30 Jahre in der Südsee", die zwar keine Abenteuer mehr bieten, aber durchaus volkstümlich geschrieben und fesselnd sind, freilich schon ein Sonderinteresse beim Leser voraussetzen. Von ihnen ist dann der Weg zu wissenschaftlichen Völkerkunden wie der von Buschan nicht mehr weit.

Hier ist noch eine Gruppe von Reisebeschreibungen zu nenen, die stofflich einer der bisher behandelten Arten angehören können, durch das feste Band heimatlicher Liebe zu fremden Boden aber zu einer besonderen Einheit verbunden sind: ich meine die deutschen volkstüm-

lichen Kolonialbücher, von denen ich die Kriegserinnerungen bereits erwähnt habe. Sie bei der Auswahl des Bestandes besonders zu bevorzugen, ist außer allem übrigen ein Gebot politischer Erziehung. Nur durch Schilderungen unserer einstigen Kolonien und des Lebens in ihnen ist es möglich, allen Volksgenossen klar zu machen, was die Kolonien für uns bedeuteten, wie ihr Verlust sich für uns auswirkt, und warum wir sie wieder haben müssen. Dazu verhelfen auch Werke wie Voigts „Du meine Heimat Deutsch-Südwest" und Hans Grimms, unseres größten Kolonialdichters, neuer Roman mit dem bezeichnenden Titel „Volk ohne Raum." Den Kolonialgedanken und darüber hinaus den Gedanken des Auslandsdeutschtums pflegen, heißt keine Parteipolitik in die Volksbücherei tragen, im Gegenteil, es heißt Parteigegensätze überbrücken. Wie dem interfraktionellen Kolonialausschuß des Reichstages alle Parteien von den Sozialdemokraten bis zu den Völkischen angehören, so gilt es für die Volksbücherei, ihre Leser von rechts bis links politisch wenigstens im kolonialen Gedanken zu einigen.

Zum politischen Wert gesellt sich ein anderer, erzieherisch sehr fruchtbarer, wenigstens bei den Büchern, die im eigentlichen Sinne von der wirtschaftlichen Erschließung kolonialer Gebiete handeln und von ansässigen Kolonisten, Kaufleuten, Beamten, Offizieren geschrieben sind. Die Männer und Frauen, die aus der Enge, aber auch aus der Geborgenheit des Mutterlandes nach Übersee zogen, waren zumeist ganze Menschen. Sie hatten das Herz auf dem rechten Fleck und die Hand am Pflug oder am Schwert, je nach dem es not war. Und wenn sie so mit ihrer Hände Arbeit und der Überlegenheit ihres Geistes aus der Wildnis urbares Land schufen, so leisteten sie Pionierarbeit wie in Europa unsere Vorfahren vor tausend und mehr Jahren. Nicht zufällig hat Hans Grimm bei seiner ergreifenden Olewagensaga die Erzählungsform und -bezeichnung der altnordischen Bauernerzählung übernommen. Gerade an seinen Erzählungen, aber auch an belehrenden Werken wie Reiner „18 Jahre Farmer in Afrika", Margarethe v. Eckenbrecher „Was Afrika mir gab und nahm", Frida Zieschank „Ein Jahrzehnt auf Samoa" und anderen wird klar, in welchem Maße die Schilderung starker Charaktere und zielbewußten, verantwortungsfreudigen und rassestolzen Kolonistentums besonders auch auf Jugendliche erzieherisch wirken kann.

Wie die Forschungsreisewerke uns mit mehr oder weniger unerschlossenen Gegenden und wenig bekannten, also unzivilisierten Völkern bekannt machen, so schildert uns eine andere Gruppe von Reisebeschreibungen vorwiegend gerade Kulturländer. Wir wollen sie zum Unterschied von jenen Reisebilder nennen, weil bei ihnen das Gewicht nicht mehr auf dem Verlauf der Reise liegt, sondern in einer Reihe einzelner, einander ergänzender Bilder und Skizzen von Landschaften, Städten, Volksleben, Kunst, gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Zuständen. Ich rechne hierher Werke wie die Amerikabücher von Feiler, Frenssen, Key, Rohrbach, Salomon, Scheffauer, die vorwiegend wirtschaftspolitisch eingestellten Schilderungen von Colin Roß und die vor allem völkerpsychologisch tiefschürfenden Reisebilder des Journalisten und Dichters Alfons Paquet. Journalisten und Schriftsteller stellen

überhaupt das größte Kontingent zu den Autoren dieser Gruppe. Formal-stilistisch prägt sich das darin aus, daß sie von Werken rein intellektuell-begreiflicher Art alle Zwischenstufen aufweist bis zu rein dichterischen Impressionen, etwa Hesses „Indien" oder Lafcadio Hearns zarten Japanbildern oder Dauthendeys sensiblen Erlebnisdichtungen aus Java.

Mischt sich schon bisweilen in die Betrachtung der primitiven Völker und ihrer Kulturen bei der Gegenüberstellung mit unserer europäischen Kultur ein kritisch-pädagogisches Moment, so tritt das hier in besonderem Maße in die Erscheinung. Diesen Reisebildern ist es meist nicht nur um einfache Schilderung des jeweils Sehens- oder Wissenswerten zu tun, sondern zugleich um subjektive Wertung; nicht nur um bloße Tatsachenbelehrung, sondern auch um Weitergabe eines bestimmten Standpunktes, ja um Beeinflussung der öffentlichen Meinung. Je nach der nationalen, politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Einstellung des Verfassers verteilen sich Licht und Schatten im Bilde des geschilderten Landes und Volkes. An den Amerikabüchern und den Reiseschilderungen aus dem kommunistischen Rußland ist das besonders deutlich zu sehen. Die Reisebeschreibung greift hier mitunter auf das Gebiet der Tendenzliteratur über. Aber gelegentliche Auswüchse können den Bibliothekar nicht von der Einstellung solcher Literatur abhalten; liegt doch gerade in der sachlichen Belehrung der Werke dieser Gruppe das hauptsächlichste Mittel, den Leser zur Erfassung gegenwärtiger außerdeutscher und außereuropäischer Probleme zu führen, ihn für die Lektüre der Zeitung kritisch und damit reif zu machen

Die innere Vielseitigkeit dieser Reisebilder bedingt ihren vielseitigen Bildungswert. Da fast alle Fragen aus allen Gebieten, die jeweils im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehen, darin angeschnitten werden können und werden, vermögen sie in verschiedenster Hinsicht zu belehren und zur Vertiefung in die einzelnen Wissensgebiete anzuregen. Im Vergleich zu den bisher besprochenen Gruppen ist ihre Ausleihefähigkeit oft beträchtlich geringer, setzen die einen doch, um vom Leser richtig verstanden und zugleich kritisch betrachtet zu werden, zumeist schon größere Allgemeinkenntnisse voraus, die andern, poetischen, Empfänglichkeit für verfeinerte, ins Seelische gehende Stimmungsmalerei. Die Abenteuerlichkeit geht ihnen dabei ganz oder doch fast ganz ab. Aufgabe des Bibliothekars ist es hier besonders, durch die Zusammensetzung des Bücherbestandes und Beratung des Lesers an der Ausleihe Einseitigkeiten auszugleichen und abzurunden.

Ein kurzes Wort sei hier über die w i s s e n s c h a f t l i c h e n L ä n d e r k u n d e n angebracht, die von den hier behandelten Gruppen erdkundlicher Volksltieratur praktisch am ehesten in die Nähe der sachlichen Reisebilder gehören. Größere Werke der Art wird sich die kleinere Volksbücherei kaum anschaffen. Bei der Auswahl von kleineren wird sie darauf achten, möglichst solche zu beschaffen, die zugleich praktisch von Nutzen sein können. Das sind Länderkunden solcher Gebiete, mit denen uns ein engeres kulturelles oder wirtschaftliches Band verbindet und die als Auswanderungsländer für uns Deutsche in erster Linie in Frage kommen können, unsere ehemaligen Kolonien, einige südamerikanische Staaten und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wichtig ist es, daß die Werke allerjüngsten Datums sind, in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht

durchaus zuverlässig sind und auch auf die Bedürfnisse der Auswanderer ausgesprochen Rücksicht nehmen. In Auswanderungsfragen und Sachen des Deutschtums im Ausland aufklärend zu wirken, ist eine nicht gering zu achtende praktische Bildungsaufgabe der Volksbücherei, die zwar schon ins staatsbürgerlich-politische Gebiet übergeht, für die die länder- und völkerkundliche Literatur aber wertvollstes Anschauungsmaterial geben muß.

Wenn wir auf die Reihe der in der Volksbücherei nutzbarsten, hauptsächlichsten Typen von länder- und völkerkundlicher Literatur zurückblicken, müssen wir erkennen, daß gerade die Gruppe fehlt, die uns am nächsten stehen sollte, die über unsere engere und weitere Heimat. Daß ich erst jetzt zum Abschluß auf sie zu sprechen komme, liegt daran, daß sie uns praktisch leider nicht am nächsten steht, daß sie vielmehr in der Stufenleiter der Nachfrage, in der wir bisher die Typen verfolgt haben, die letzte, oberste Stufe einnimmt, die nur wenige Leser zu ersteigen für wert halten. Und der andere Grund, der mich diese Gruppe an den Schluß stellen läßt, ist der, daß gerade deren Pflege auf das letzte Ziel unserer erd- und völkerkundlichen Bildungspflege weist.

Hier ist freilich die meiste Werbearbeit für die einzelnen Werke vonnöten. Die Gründe für das mangelnde Interesse des Durchschnittlesers für dies Gebiet liegen auf der Hand: es fehlen die Reize des Abenteuerlichen, Erotischen oder doch Fremdartigen, die all die andern Bücher anziehend und schmackhaft machen. Was wir dagegen an Schilderungen aus Deutschland haben, sind mehr oder weniger sachliche und abgerundete Monographien oder Skizzen einzelner Landschaften oder Städte; Schilderungen, die zugleich von kräftigem Erleben — nicht nur ästhetischer Art — durchpulst sind, gehören erklärlicherweise zu den Seltenheiten. Aber es gibt welche, und sie müssen die außerordentlich wichtige propädeutische Aufgabe lösen, den Leser daran zu gewöhnen, daß Heimat und Vaterland landschaftliche Reize besitzen, die den exotischen nicht nachstehen, wenn sie auch anderer Natur sind. Solche Bücher sind etwa die Segel- und Flußwanderschilderungen von Otto Protzen „40 Jahre auf dem Wasser" und „Vom Schwarzwald zum Schwarzen Meer. Eine Kajakfahrt Donauabwärts", Schätz' „Wanderfahrten in den Bergen", Hübels „Führerlose Gipfelfahrten", von älteren Büchern Trinius' „Frohe Wanderfahrten", Hans Hoffmanns „Harzwanderungen" und Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg".

Ist der Vorrat an diesen zugänglichsten Werken erschöpft, müssen erdkundliche Monographien, etwa Velhagen Klasings „Volksbücher" oder deren „Monographien zur Erdkunde" zu Hilfe kommen. Reiches Bildermaterial muß äußere Spannungsreize ersetzen. Die vorzüglichen Bilderbände der „Blauen Bücher", „Die schöne Heimat", „Deutsch-Südost" und in weiterem Abstand „Deutsche Burgen und feste Schlösser", „Deutsche Dome des Mittelalters", „Tore, Türme und Brunnen", „Große Bürgerbauten aus deutscher Vergangenheit" u. a. können da vorzügliche Dienste leisten. Sind die letzten Werke schon eigentlich kunstgeschichtlicher Art, so halten andere die Beziehung zum Landschaftlichen stärker aufrecht, wenngleich auch bei ihnen nicht mehr die Landschaft als solche, sondern als Gegenstand menschlicher Gestaltung hervortritt; ich denke an Werke wie

Schultze-Naumburgs „Gestaltung der Landschaft durch den Menschen" und Gustavs Wolfs „Das norddeutsche Dorf" und „Die schöne deutsche Stadt", welche beiden das schöpferische Verhältnis des Menschen zu seiner Landschaft unter dem Gesichtspunkte der Siedlung begreifen. Solche Werke stehen schon außerhalb des Rahmens der erdkundlichen Literatur, aber von ihr aus führt für den durchschnittlichen Volksbüchereileser der leichteste und erfolgreichste Weg zu ihnen. Es kommt in unserm Fall ja nicht darauf an, den Leser kunstgeschichtlich zu bilden, sondern ihn ganz allgemein ästhetisch zu erziehen, d. h. ihn „sehen" zu lehren, ihm die Schönheit deutscher Landschaft und deutschen Städtebaus zu erschließen und ihm andererseits die Augen zu öffnen für deren technische Verschandelung durch neuzeitliche, naturfremde, wurzellose Zivilisation*).

An den großen Schönheiten soll sich der Blick schulen für die kleinen, aber vertrauten und heimlichen Reize der nächsten Umgebung. Aus stumpfer Hinnahme des Gewohnten soll liebevolle Vertiefung erwachsen. Die eigentlich heimatkundliche Literatur will dazu verhelfen; sie besonders zu pflegen, muß sich jeder Volksbibliothekar angelegen sein lassen. Belehrt und bildet sie doch nicht nur in erdkundlicher, sondern ebenso in völkerkundlicher Hinsicht, indem sie zugleich Art und Sitte des eigenen Volkstums zum Gegenstand hat. Wie die unterhaltende Heimatliteratur muß auch die zur Heimat- und Volkskunde verengte, aber seelisch vertiefte Länder- und Völkerkunde an das Herz des Lesers rühren, sie muß die Seele der Landschaft offenbaren und so die Liebe zur Heimat, zu Vaterland und Volkstum wecken und vertiefen, sie muß menschliche Gestaltungskraft und Landschaft in Einklang bringen. Erst wenn die erd- und völkerkundliche Literatur der Volksbücherei in Verbindung mit der planvollen Arbeit des Volksbibliothekars diesem nächsten und doch weitesten, bescheidensten und doch wesentlichsten Ziele zustrebt, hat sie ihre Aufgabe voll und ganz erkannt.

Vom Theaterspielen.

Von Dr. Pirmin Biedermann (Guben).

VI.

33. Till Eulenspiegel. Trilogie von F. Lienhard. Stuttgart: Greiner & Pfeiffer.

a) 1. Teil. Eulenspiegels Ausfahrt. 3 Aufzüge. 10 männl., 3 weibl. Spieler. Kammer. Notarstube. Bauernstube. Möglichst mittelalterliche

*) Praktisch wie bildungspfleglich von Wert ist gerade in dieser Hinsicht die Einrichtung einer Abteilung „Reisebücherei" im Lesesaal, wie sie in Stettin vor zwei Jahren unternommen ist (vgl. „Führer durch die Handbücherei des Lesesaals der Stettiner Stadtbücherei." 1926, S. 26 ff., wo die einzelnen Werke in besprechender Form aufgeführt sind). In gleicher Weise, wie man dem Leser, der eine Reise plant, durch Bereitstellung von Kursbüchern, Bäderadreßbüchern, Reiseführern zunächst rein technische Hilfen an die Hand gibt, führt man ihm erd- und völkerkundliche Monographien, stadtkultur- und stadtkunstgeschichtliche Einzeldarstellungen, Naturführer, Heimatbücher und Bilderwerke zu und vermag so eine weitgehende Bildungswirkung auszuüben, ja wohl die Reiseroute zugunsten bedeutsamer Landschaften oder Städte zu beeinflussen. Daß noch so gut arbeitende Verkehrsvereine oder Reisebüros kein Ersatz für eine Reisebücherei im Lesesaal sind (wie ja auch umgekehrt!), bedarf keiner Begründung.

Kostüme. — 1. Aufzug. Da der ruhelose, jugendlich gärende, von Phantasie schäumende Till bisher wenig Sinn für korrektes Leben und Arbeiten gezeigt hat, wurde er von seinem biedern Vater bis zum Familienrat in eine Kammer eingeschlossen. Es gäbe schon ein Wesen, den lebensaftenden Gesellen zu bändigen: die herbe, aber herzenswarme Bauerntochter Gertrud. Doch die soll dem lappigen, aber reichen Theobald verkuppelt werden, denn Till gilt nichts bei der Sippschaft. Sie ist schuld, daß Till noch nicht die spießige Enge gesprengt hat und in die Welt wanderte. Er verspricht ihr, die ihn im „Gefängnis" heimlich besucht, ein brauchbarer Kerl zu werden, der ein Recht habe, um sie zu freien. Als Gertrud gegangen, gerät Till vor Freude über ihre Liebe ganz aus dem Häuschen. Er muß noch den allerletzten Streich ausführen: er sägt an jedem der für den Familienrat bestimmten Stühle einen Stollen an, worauf er sich schlafen legt. Dann kommen die lieben Onkels zum Gerichtstag und Familienrat. Alle mehr oder minder komische, verschrobene Käuze. Erst fliegen sie mal alle auf die Nase, als sie sich setzen. Dann beginnt die umständliche Beratung. Till ist nicht auf den Mund gefallen, und die Ankläger stehen als Angeklagte da. Es kommt sogar zu einer Prügelei unter den würdigen Onkels. Schließlich will der verzwickt gelehrte und aufgeblasene Onkel Notar einen Schreiber aus Till machen, da die Onkel Handwerker ihn nicht erziehen konnten. — 2. Aufzug. Till lernt beim Notar scheinbar fleißig Latein, führt ihn aber an der Nase herum. An einem Bäuerlein soll er beweisen, was er bis jetzt gelernt hat. Prachtvoll, wie der Schalk auf Narrenart den Bauern und Notar durch den Kakao zieht. Als der Notar dann gegangen, kommen Bauern zum Aufgebot. Till spielt den Notar. Aus der Komödie wird aber Ernst: denn Gertrud und Theobald sind die Hochzeiter. Till schmeißt die ganze Gesellschaft hinaus, tobt, will morden und findet endlich den Mut, in die Welt zu fliehen. Zu spät kommt der Notar, der wütend ist, daß seine Erziehungsmethode so jämmerlich Fiasko erlitten hat. — 3. Aufzug. Gertrud gibt Theobald endgültig das Jawort zurück. Dann kommt heimlich und verkleidet Till, um das Herz der Gertrud zu sondieren, indem er für den angeblich in den Wäldern umherirrenden Till um Gertruds offene Liebe bittet. Wie die herbe Gertrud ihr Herz verrät, wirft Till die Verkleidung ab. Nun ist das Mädchen über die neuen Narrenpossen empört und weist in Scham und Wut dem Till die Tür, zumal da auch die Häscher nahen. Dem Till ist nun, da er das Mädchen verloren zu haben glaubt, alles gleichgültig. Er will ins Gefängnis und an den Pranger. Da bricht Gertruds Liebe durch. Sie fleht Till an zu fliehen und schließlich gesteht sie ihm ihre Liebe. Da ist Till wieder lebensfroh. Er will in der Welt ein Kerl werden und dann heimkehren, wo Gertrud auf ihn wartet. Die Häscher kommen zu spät. Während sie, von Gertrud getäuscht, beim Weine vor dem Hause auf den alten Bauern warten, schluchzt Gertrud zusammenbrechend: „Er kehrt nie wieder". — Ein vollendetes Kunstwerk ist die Dichtung nicht, aber ein wirksames Spiel mit dankbaren, leichten Rollen. Es bietet szenisch keine Schwierigkeiten. Nur den Till muß ein geweckter Bursche spielen, der selbst etwas vom Schalk und von gärender Jugend im Leibe hat. Das Stück bringt trotz aller Schwächen — bei Lienhard stellt man hohe Forderungen! — des Spaßmachers Gestalt einem menschlich nahe. Es dürfte, wo es isoliert aufgeführt wird ohne einen andern Teil der Trilogie, am besten in einem Unterhaltungsabend „Volksgestalten" (Vom Pfaffen Ameis bis zum Tollen Bomberg) seinen Platz finden. Prosa. Etwa 1½ Stunde.

b) 2. Teil. Der Fremde. 1 Aufzug. 6 männl., 1 weibl. Spieler. Wirtsstube. — Schneider und Schreiber, ehemalige Freier der Wirtstochter Gundel, eines herben, kurzangebundenen, nach der Kraft eines tiefer gearteten Mannestums begehrenden Mädchens, dem keiner der spießigen Sippe imponiert, unterhalten sich über des Hofnarren von Braunschweig tolle Streiche. Da tritt Till, unerkannt, als Fremder in die Stube. Er gibt sich zunächst als einfältigen Stotterer, über den die andern natürlich sich ordentlich lustig machen. Als Schreiber und Schneider mit dem Wirt zur Besichtigung des prachtvollen Schimmels des Fremden hinausgehen, kommt der Pächter Hans, ein froher, kindlich sonniger Mensch, der neuste Freier der Gundel. Sie weist ihn spöttisch ab, denn Sonnigkeit ist ihr, die nur die Kehrseite des Lebens in der Spelunke kennen gelernt hat, zuwider. Da mischt sich der Fremde ins Gespräch, und als Gundel erklärt,

eher wolle sie dem hergelaufenen Stotterer um den Hals fallen als den Hans heiraten, wettet Till, sie würde ihn noch vor Mitternacht küssen. Hans wird eifersüchtig. Gundel, empört über dies Mißtrauen, will ihn auf der Stelle heiraten, wenn sie zu solcher Närrischkeit fähig wäre. Hans geht ab. Till gibt das Komödienspiel auf: er ist nicht mehr der Stotterer. Natürlich Staunen und Entrüstung über den Fopper bei dem zurückkehrenden Wirt, Schneider und Schreiber. Ergötzlich, wie Till im Redekampf mit ihnen Sieger bleibt, die Gesellschaft einschüchtert, sogar den groben Wirt kleinkriegt. Alle verziehen sich dann, denn der Fremde ist ihnen unheimlich. Nur Till und Gundel sitzen noch da. Und nun beginnt das Spiel zwischen den zwei, in dem Schritt für Schritt die Herbheit der Gundel sich löst, die Schalkstollheit des Till zu Ernst sich wandelt, schmerzliche Sehnsucht zweier Einsamen inmitten einer nüchternen, erbärmlichen Welt aufblüht. Als es Mitternacht schlägt, lehnen die beiden schweratmend aneinander und nehmen Abschied. Wirt und Knecht erscheinen, erstaunt über die Situation. Dem Hans, der etwas später kommt, führt Till, innerlich schmerzlich zerrissen, die Gundel zu: „Wär ich nicht, der ich bin, Hans, ich prügelte dich hinaus und nähme sie selber zum Weibe. Mach' sie zu deiner Königin, Junge. Sei wenigstens ihr getreuer Knappe, da du nicht ihr König sein kannst. Und sei gesegnet für alle Liebe, die du ihr antust." Gundel ist empört über das „ruchlose" Spiel, aber Till entgegnet ernst, sie anschauend: „Wär' es Spiel gewesen, ich hätte wohl nicht so gut gespielt." Dann gibt er sich zu erkennen und geht rasch ab. — Ein Spiel voll Humor und leiser, aber tiefer Tragik, ohne Zusammenhang mit „Tills Ausfahrt" verständlich, aber in seiner Tiefe doch erst in Verbindung mit dem ersten Stück voll erfaßbar. Verlangt für den Till einen intelligenten Spieler, der Tills innere Zerrissenheit nachzufühlen versteht. Sonst leichte und sehr dankbare Rollen. Ich weiß aus Erfahrung, wie ein unverbildetes Publikum nach den beiden Stücken benommen war. Eine Volksgestalt war zum inneren Besitz geworden. — Prosa. Etwa 3/4 Stunde.

c) 3. Teil. Eulenspiegels Heimkehr. 3 Aufzüge. 13 männl., 3 weibl. Spieler. Statisten: Bauern, Landsknechte, Hofdamen. Schloßzimmer. Wald. Freie Gegend. Zeit: Bauernkrieg. — 1. Aufzug. Das Stück beginnt mit einer Szene, in der Till, der Braunschweiger Hofnarr, mit den das Maienfest feiernden Hoffräulein anmutigen und fröhlichen Scherz treibt (Kußszene!), aber er wird schwer gedemütigt: der eifersüchtige und standesstolze Junker Heinz peitscht ihn. Es folgt ein Gespräch zwischen Herzog, Bischof, Magister und Rechtsgelehrtem über Deutschlands Barbarei und Welschlands harmonische Künste. Es geht nicht an, diese Szene zu streichen, weil sie etwa nur einem gebildeten Publikum verständlich wäre. Der einfache Mann wird, wenn der welschenfreundliche Bischof nur recht deutlich die Nase rümpft und überlegen sich benimmt, der Magister recht kauzig gelehrt und pedantisch artig redet, der Herrenmensch von Herzog aus seiner Volksverachtung bei aller Liebe für deutsches Wesen kein Hehl macht, das Wesentliche verstehen. Die Spieler müssen stark charakterisieren und ihrer durch Erläuterungen in den Proben gestärkten Antipathie gegenüber den darzustellenden Gestalten freien Lauf lassen. Dann wird der Hörer der folgenden Szene nicht so überrascht gegenüberstehen: der Schloßhauptmann berichtet dem Herzog vom Bauernaufruhr. Eine versprengte Rotte des Bundschuh brandschatze vom Main herüber. Zwei Kundschafter seien ins Schloß eingedrungen. Noch einmal wird die Aufmerksamkeit der Zuschauer vom drohenden Gewitter abgezogen. Till nimmt Rache an Junker Heinz, indem er dessen Braut küßt. Sie flieht. Zwei zerlumpte Bauerngestalten — Knittlinger Verwandte des Till — schleichen herein, stoßen auf Till und klären ihn in ihrer Art über die revolutionäre Bewegung auf. Da die Hofgesellschaft wiederkehrt, versteckt sie Till unter dem Tisch. Disput zwischen den Herren über Macht, Recht und Kirche, in dem der Herzog den kürzeren zieht. Till mischt sich ein und treibt frech den Bischof wie Herzog in die Enge. Kühn zerrt er die beiden Bauern vor aller Augen aus dem Versteck und zieht mit ihnen ab. Keiner der Anwesenden ahnt den Ernst der Situation. — 2. Aufzug. Bauernkrieg. Das Dorf wird gebrandschatzt. Die Herzoglichen greifen ein. Till, der, herzgetrieben, zu den Bauern hält, wird von Junker Heinz verwundet. Ein Schustergeselle, Hans Sachs, der auf seiner Wanderschaft in den Tumult hineingeraten, nimmt sich des Verlassenen an. Tief menschliches Gespräch zwischen den

beiden: Sachs die gefestigte, klare, Till die zerrissene, verirrte Persönlichkeit. Sachs wird den Todsiechen nach Hause bringen zu Gertrud. Dieser 2. Akt ist ungemein lebendig gestaltet. Er reißt mit. — 3. Aufzug. Tills Sterben in der Heimat. Hans Sachs hat ihn nach Knittlingen geführt. Er trifft Gertrud, erzählt ihr von Till und führt sie zu dem Sterbenden. Die Tillsche Sippschaft kommt hinzu, während Till wortlos in Gertruds Armen seine Seele aushaucht. Gertrud und Hans Sachs, die einzigen, die den ruhelosen Einsamen verstanden, wollen die Totenwache halten. Ein ergreifender, unsentimentaler Abschluß. — Schwierigkeiten bietet auch der 3. Teil nicht. Wirksam und verständlich wird er nur in Verbindung mit der Ausfahrt. Vieleicht wagt ein Bildungspfleger an drei Sonntagen des Herbstes die Trilogie zu spielen, die trotz aller künstlerischen Schwächen den Schalk Eulenspiegel dem Hörer menschlich nahe brnigt. — Prosa. 1½ Stunden.

34. **Hanns Frei. Lustspiel von Otto Ludwig. In: Busse: Deutsche Hausbühne. Berlin: Fr. Schneider.**

5 Aufzüge. 7 männl., 3 weibl. Spieler. Möglichst mittelalterliche Kostüme. Gleichbleibende Szenerie: zwei Gärten nebeneinander, durch eine Hecke mit Tür geschieden, darüber Sonnenuhr. Zwei offene Lauben. — 1. Aufzug. Hanns Frei, ein kecker, selbstbewußter Allerweltskerl, eben als Hauptmann heimgekehrt, lachender Weibverächter, erfährt von seiner nicht weniger trutzigen und kecken, zungengewandten Base Felicitas, die er etwas gutmütig-gnädig behandelt, in einem entzückend plänkelnden Dialog, daß die beiden Jugendgespielen, Albrecht und Engeltraut, nach dem Willen der Eltern sich heiraten sollen, aber nicht wollen. „Meine Seele wett' ich, meinen Leib, / In kurzem sind sie Mann und Weib", woranf Felicitas sich spöttisch sogleich einen Mann bei ihm bestellt. Das gleiche verspricht er den Vätern der Widerspenstigen. Wir erleben dann auch gleich, wie es um die beiden steht. Hanns Frei sucht Albrecht für Engeltraut zu erwärmen, im Garten nebenan Felicitas die Engeltraut für Albrecht. Aber ohne Erfolg, wie das Hin und Her mit dem Türenzuschlagen beweist. Trotzdem: „Ich sage: Backet die Hochzeitskuchen". — 2. Aufzug. Die Intrigue beginnt. Hanns redet Albrecht ein, daß die Väter sich entzweit hätten. Gleiches die Felicitas der Engeltraut. Die Väter gebärden sich denn auch äußerst feindselig und verbieten den Kindern den Verkehr. Kommen aber durch deren Fragen sehr in Verlegenheit und rücken aus. Hanns gratuliert Albrecht zur Freiheit, aber er so wenig wie Engeltraut ist glücklich, nun da ihnen Sprechen und Verkehr verboten. Sie reden sich zwar das Gegenteil ein, aber ihre Herzen fangen an zu begehren, was sie entbehren sollen. Da wird ein neuer Knoten geknüpft. Der Vergolder Leblanc, ein Witwer, geht auf Freiersfüßen, obwohl er mit seinen drei Frauen, wie er Felicitas ergötzlich schildert, wenig Glück gehabt hat. Albrecht und Engeltraut verraten in ihrem Gebahren, wie wenig gleichgültig sie einander sind. — 3. Aufzug. Die Tür zwischen den Gärten ist verschlossen, über die Hecke kann man nicht sehen. Engeltraut ist unruhig wie eine vereinsamte Gefangene. Sie bringt mit Felicitas den Tisch an die Tür, wohl um in Albrechts Garten sehen zu können. Albrecht macht sich auch allerhand in der Nähe der Tür zu schaffen. Er verschwindet wie ein Verbrecher, als der Vater und Leblanc kommen. Leblanc hält um Engeltraut an, zunächst „inkognito". Offiziell will er die Werbung im Hause erledigen. Albrechts Vater sucht seine Base Sibylle als Frau für Albrecht zu gewinnen. Sie scheint nicht abgeneigt. Die Verwicklung wird immer drolliger. Zu Engeltraut, die im Garten sich beschäftigt, um etwas von Albrecht zu erhaschen, kommt freiend Herr Leblanc, deutet ihr verlegenes und geistesabwesendes Benehmen für Schüchternheit und nimmt ihr gedankenloses „Ja, ja" für Annahme seiner (allzu zart vorgebrachten) Werbung. Und nun folgt die köstlichste Szene: Engeltraut im einen Garten, Albrecht im andern, beide ahnungslos, beide voll Verlangen nach einander, er auf die Leiter, sie auf den Tisch steigend, und plötzlich, da die alte Sonnenuhr herabfällt, Gesicht an Gesicht! Dann nach der Verlegenheit scharfes Geplänkel, Atemholen, Gespräch über das Wetter, weiteres Rededuell mit blutendem Herzen, tiefem Seufzen. Inzwischen sammeln sich die Väter mit ihren Gästen (Sibylle und Leblanc) unbemerkt in den Gärten, rufen ihre Kinder an, die sich mit Katzen- und Täubchenfangen herausreden. Die Väter glauben, die beiden haßten sich gründlich, der Hochzeit mit Sibylle bezw. Leblanc scheint nichts mehr

im Wege zu stehen. — 4. Aufzug. Nun ist Holland in Not. Aber Hanns Frei weiß Rat. Er wird die Hochzeiten hintertreiben, indem er Leblanc und Sibylle zusammenhetzt. Albrecht und Engeltraut verraten zwar Freude über die Eröffnung, aber sehen sich sonst grimmig und verächtlich an. Felicitas muß Engeltraut dem Leblanc verleiden, sie weiß ja, was ihm ein Greuel war an seinen früheren Frauen. Frei wird ähnlich bei Sibylle über Albrecht reden. Zwischen Frei und Felicitas beginnt es übrigens merklicher zu keimen, wobei Felicitas ein bißchen nachhilft. Sie schlägt ihm die Engeltraut als Frau vor. „Daß sie den — Albrecht kriegt für sich?" blitzt es gleich in Hanns auf. Zunächst werden sie durch Leblanc abgelenkt, der mit einer dick vergoldeten Pfefferkuchenpuppe — ein Sinnbild der Ehe nach seiner drolligen Deutung! — zu Engeltraut will. Felicitas bearbeitet ihn gleich im Sinne Freis, und als Engeltraut sich recht gefräßig aufführt, ist Leblanc ganz außer Fassung und neigt sich Sibylle zu. In der folgenden Szene erfährt Frau Sibylle durch Frei und Albrechts Benehmen, was für ein Scheusal ihr zukünftiger Mann ist. Ersatz ist gleich da: Felicitas bringt Herrn Leblanc, und in einer urkomisch-zarten und umständlichen Weise entdecken Sibylle und Leblanc ihre Liebe, sehr zum ärgerlichen Verwundern der beiden Väter. Doch Hanns Frei tröstet sie, denn Schwäher werden sie doch, wie den versteckt Lauschenden die liebeseufzenden Kinder Engeltraut und Albrecht — jeder für sich in seinem Garten — beweisen. Hanns Frei triumphiert. Felicitas warnt ihn. — 5. Aufzug. Energisch führt Frei das Spiel zum Abschluß. Dem verliebten, aber äußerlich immer noch gleichgültigen Albrecht erklärt er, selbst Engeltraut zum Weibe zu nehmen, um sich für den Freund zu opfern, den ja wohl der Vater nun wieder zur Ehe mit Engeltraut treiben werde. Nur schlecht verbirgt Albrecht seine Eifersucht hinter der Besorgnis um seinen Freund, der ins Verderben taumle. Doch Frei hat nicht mit Felicitas gerechnet, die ihrerseits den Weibverächter kleinkriegen will und mit den Vätern von Albrecht und Engeltraut eine kleine Komödie verabredet hat. Eine für Zuschauer wie Albrecht und Engeltraut überraschende Szene folgt. Albrecht erklärt dem Pfarrer seine Bereitschaft zu freien, wen er ihm geben wolle. Er meint natürlich Engeltraut. In gleicher Weise will Engeltraut gefügig sein. Sie denkt natürlich an Albrecht. Da führt der Vater dem Albrecht die Felicitas zu und der andere Alte die Engeltraut dem Hanns Frei. Als Albrecht und Engeltraut, erst tief erschrocken, ihren Schmerz und ihre Liebe nicht mehr verhehlen, eilt Frei ab, den Vater zu holen. Albrecht und Engeltraut aber kommen, nachdem sie sich rückhaltlos ihre Liebe gestanden, zur Besinnung. Die Väter haben Mitleid und, wenn sie dem Hanns Frei die Komödie der Kalten vorspielen wollen, sollen sie ein Paar werden. Der kommt auch siegesstolz und verlangt als Lohn die Base Felicitas. Aber Albrecht stellt sich entrüstet, als er hört, Opfer einer Wette zu sein. Er will nur noch Felicitas. Frei fällt darauf herein, zumal Engeltraut sich ebenfalls mit Albrecht nicht mehr einverstanden und Felicitas sich ganz zufrieden mit ihrem Schicksal zeigt. Er nimmt reumütig seine verächtlichen Worte über die Frauen zurück. Als er zerknirscht niederkniet, sieht er Albrecht und Engeltraut kosen. Da kehrt er den Spieß um, nimmt Engeltraut als seine Braut bei der Hand, um zum Priester zu gehen. Läßt sich durch nichts beirren, bis er Felicitas schwach wie ein kleines Mädchen weinen sieht. Da stürzen sie sich in die Arme, besiegte Sieger! — Der Kundige ersieht aus der Inhaltsangabe, daß das Spiel wesentlich gekürzt wurde und dadurch an Wirksamkeit gewonnen hat. Es ist von einigermaßen schauspielerisch Begabten sehr leicht zu spielen, sie müssen nur die Knittelverse besonders gut beherrschen, damit in die Dialoge nichts Schleppendes und Schwerfälliges hineinkommt, wie überhaupt ein fröhliches Tempo, nach dem 1. Akt immer mehr sich steigernd, die halbe Wirkung des Stückes ausmacht. Die Rollen sind äußerst dankbar, jede ein Kabinettstück. Szenische Schwierigkeiten gibt es nicht. Man wundert sich, das Stück so wenig von Dilettanten aufgeführt zu sehen. Es ist ein zu Unrecht vergessenes Lustspiel, wirksamer als Minna von Barnhelm. 2½ Stunden.

35. **Düvels.** Bauerndrama von H. Sohnrey. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung.

4 Aufzüge. 10 männl., 4 weibl. Spieler, 3 Kinder. Beliebig viele Statisten. Dorfstraße mit Bauerngehöft links und Armenhäuschen rechts. Szenerie durch das

ganze Spiel gleichbleibend. — 1. Akt. Der junge Bauer Düvel hat gegen die Stimme seines Herzens auf Drängen seiner Eltern eine Reiche heimgeführt. Seitdem ist die Hölle im Haus, da die Frau mit den Alten nicht in Eintracht lebt. Der 1. Aufzug gibt ein realistisches, erschütterndes Bild von Zank und ewigem Haß im Hause. Es kommt so weit, daß die Alten ausziehen. — 2. Aufzug. Die ehemalige Braut des Bauern, Johanna, steht vor der Hochzeit. Das bringt den Bauern herunter. Die Alten ergeben sich dem Trunk. Ihre Tochter, die als zu arm und heruntergekommener Eltern Kind von ihrem Bräutigam verlassen wird, geht ins Wasser. Johanna gibt dem Bräutigam das Jawort zurück. — 3. Aufzug. Die alten Düvels werden ins Armenhaus gebracht, nachdem die junge Frau sich gegen ihre Rückkehr gewehrt hat. — 4. Aufzug. Der junge Düvel will seine verwahrlosten Eltern ins Haus zurückbringen. Seine verbitterte Frau setzt sich zur Wehr. Da schlägt er mit der Axt die Tür ein und trifft die Frau. Büßend stellt er sich dem Gericht. Johanna aber will auf ihn warten. — Eine echt volkstümliche und dichterische Schöpfung, reich an packenden Szenen und vollen, lebensechten Bauerngestalten, geschrieben in einer kräftigen, lebendigen (dialektfreien) Prosa. Weil bis zur kleinsten Nebenfigur plastische, realistische Gestaltung herrscht, lauter dankbare Rollen. Zur Aufführung sind freilich gedächtnisstarke, tüchtige Spieler nötig und viel Proben. Und doch muß um des künstlerischen wie sittlichen Gehaltes willen jeder Bildungspfleger, der seiner Gemeinde etwas Großes bieten will, das sie leicht versteht, einmal das Stück anpacken. Etwa 3 Stunden.

36. **Freund Hein.** Von F. W. Moormann. In: Busse: Deutsche Hausbühne. Berlin: Fr. Schneider.

1 Aufzug. 1 männl., 2 weibl. Spieler, 1 Kind. Kirchhofswinkel. Ein unheimliches und doch menschlich erschütterndes Spiel. — In der Nacht vor Allerseelen haben die Toten Ausgang. Die Arbeiterfrau Marie taucht aus ihrem Grabe, ihren Mann, den Otto Toppelmann, zu besuchen. Freund Hein warnt sie: nur Kinder kehren froh vom Ausgang zurück. Aber die Liebe und Sorge um ihren Mann („Nun hat er keinen mehr, der ihm den Schnaps abgewöhnt und ihn die Nächte zu Haus hält"), der sie so lieb hatte, ist stärker. Wie sie zum Pförtchen will, taucht Liese auf. Ein Schwatz über die Todesursache beginnt. Inzwischen ist der Knabe Rolf von den Kindergräbern hergekommen auf der Suche nach seinem Bruder, der ihm doch nachsterben wollte. Er stürzt auf Marie mit dem Ruf „Mutter" zu, erkennt dann aber weinend seinen Irrtum. Marie heißt ihn von der Ausgangserlaubnis Gebrauch zu machen und den Bruder zu Hause aufzusuchen. Nun verabschiedet sich Marie von der Liese, die ja freilich als alte Jungfer keinen Anlaß habe, auszugehen. Liese weist nur auf die Inschrift des Grabsteines: sie ist die zweite Frau Ottos. Marie keift los, erfährt, daß ihr geliebter Otto fünf Monate nach ihrem Tode geheiratet, heult auf, während Liese kalt bleibt. Freund Hein verbittet sich den Lärm. Marie will nicht mehr zu ihrem Otto, faßt aber plötzlich den Entschluß, ihm die Meinung zu sagen, wenn auch die alte Jungfer Liese ihn verführt habe zu dem Frevel. Da teilt ihnen der Tod aus dem Lokalblatt, das er gerade liest, mit, daß der Flickschuster am letzten Sonntag gestorben sei. (Ausführlicher Bericht im Provinzblattstil.) „Zum Grabe werden ihm folgen seine vier Söhne und seine untröstliche Witwe." „Trigamie" stöhnt Marie auf und bittet, zerbrochen, Liese, sie nach „Haus" zu ihrem Grabe zu führen. Der Knabe Rolf kehrt mit einem Teddybär zurück und erzählt glückselig, daß sein Bruder noch seiner in Liebe wie einst gedenke. Marie seufzt düster: „Warum werden wir nicht ebensosehr vermißt wie die Kinder?" Liese tröstet sie. Marie resigniert: „Ich glaube, es ist der Tod, der mich jetzt traf." Zu ihrem Grab geführt, entdeckt sie den Kranz, den Liese am Hochzeitstag niedergelegt. Da schmilzt der letzte Rest von Irdischkeit in Maries Seele. Beide steigen in Maries Grab: „Wir wollen auch für Otto Platz machen, Liese. Wir wollen schlafen wie Geschwister." Der Tod ordnet das Beet wieder. Seine Bewegung und Erscheinung gewinnt von Augenblick zu Augenblick an Würde. Segnend hebt er die Hände: „Die Welt ist eine Stadt voll Straßen zahllos vielen / Und Tod der Marktplatz drin, wohin sie alle zielen." Eine Kirchenuhr schlägt eins. — Eine künstlerisch wie menschlich gehaltvolle Schöpfung. Dem Eindruck dieser Wandlung

vom fast Grotesken zum Menschlich-Ergreifenden und Erhabenen, dieser befreienden Lösung einer bitteren Dissonanz in versöhnende, tiefe Harmonie, kann sich auch der zuerst vielleicht über das Sujet Empörte nicht entziehen. Die Aufführung verlangt geübte Spieler. Die Sprache ist einfache Prosa. Man gebe das Stück in Verbindung mit Nr. 38. ³/₄ Stunde.

57. **Die Geschichte einer Mutter. Von W. Blachetta. Wolfenbüttel: Jul. Zwißlers Verlag.**

3 Aufzüge. 3 männl., 2 weibl. Spieler. Stube. Wiese mit Brunnen. Garten des Todes. — 1. Bild. Die arme Mutter wiegt ihr krankes Kind. Lied: „Schlafe mein Liebling, schlaf ein mein Kind." Der Nachtwächter singt hinter der Bühne die 12. Stunde. Ein alter Mann tritt wärmesuchend ein. Er redet seltsam mit der Mutter über das Kind, das sie ihm zum Halten gegeben, während sie ihm einen Trunk bereitet. Plötzlich überfällt die Mutter Müdigkeit und sie schläft ein. Der Alte wirft Hut und Mantel ab: es ist der Tod. Er eilt mit dem Kinde davon. Von Kälteschauer geschüttelt, erwacht die Mutter: „Wo ist mein Kind? Wo ist der alte Mann?" Sie reißt die Tür auf: da steht die Nacht. Als die Mutter von ihr erfährt, wer ihr Kind geholt, bettelt sie: „Sag mir den Weg, ich will ihm nach." Sie soll der Nacht alle Lieder singen, die sie dem Kinde gesungen. Die Mutter kann nicht, stumm bleibt die Nacht. Da singt die Mutter in Angst und Not: „Schlafe, mein Liebling". Eisig verlangt die Nacht noch mehr Lieder und bleibt trotz allem Flehen dabei. Die Mutter singt: „Sonne und Regen müssen ja sein". Aber noch ein drittes Mal muß sie singen („Alles still in süßer Ruh"), bis die Nacht ihr den Weg beschreibt zur Wohnung des Todes. — 2. Bild. Morgengrauen über der Wiese. Die verzweifelte Mutter weiß nicht weiter und bittet voll Liebe den Brunnen um Auskunft. Der verweigert sie. Die Mutter bietet ihm alles, was sie hat. Aber erst, als sie ihm ihre Augen verspricht, taucht der Wassermann auf und heißt sie ihre Augen in den Brunnen weinen. Während die Tränen hinabtropfen, ertönt eine feine zarte Melodie. Nun verweist der Wassermann die Mutter an den Gärtner. Zögernd tastet sich die blinde Mutter zum Gartentor. Nach einer Weile öffnet es sich unter wunderbarem Klingen. Den heraustretenden Gärtner frägt die Mutter nach dem Kind. Er erzählt ihr von des Todes Garten, will aber nur für das Geschenk ihrer Jugend, ihres dunklen Haares, verraten, was sie tun soll, ihr Kind zu finden. Die Mutter ist zu allem bereit und läßt sich zum Tausch des Haares in den Garten führen. — 3. Bild. Ein wunderbarer Garten mit farbenglühenden und kranken, zerzausten Blumen. An alle hält die Mutter ihr Ohr, geführt vom Gärtner, und erkennt schließlich nach einigem Irren den Herzschlag ihres Kindes. Der Gärtner rät, zu warten, bis der Tod kommt, um dann ihm mit der Vernichtung aller Blumen zu drohen. Während er abgeht, inniges Reden der Mutter mit dem Blümlein. Da kommt der Tod mit dem Kinde. Er läßt der Mutter, die des Kindes Blümlein pflücken will, die Hände in Todeskälte erstarren. Da weicht der Armen aller Mut und sie bettelt um ihr Kind. Fest bleibt der Tod. Aufbäumend greift die Mutter nach der nächsten Blume, sie zu brechen. Vergeblich warnt der Tod die Verzweifelte. Erst auf des Todes eindringliche Worte hin: „Willst du eine andere Mutter ebenso unglücklich machen wie du es bist" läßt sie die Hände sinken. Voll Mitleid gibt ihr der Tod die Augen wieder. Die sehen ... die glückliche Zukunft des fremden Kindes, dessen Blume die Mutter brechen wollte. Und wieder sehen die Augen ... das unselige, fluchbeladene Leben des eigenen Kindes ... Da bricht die Mutter zusammen, rafft sich aber auf: „Sein Wille mag geschehen". Ein paar schlichte, tröstende Worte, dann pflückt der Tod die Blume und legt sie in des Kindes Hände. Im Gehen ruft er der Mutter zu: „Dein Kind gehört nun Gott". — Schlicht im Aufbau, schlicht in der Sprache (Prosa!), erschütternd in der Wirkung. Um seiner Schlichtheit willen aber nur von geübten Spielern darzustellen. Verlangt gedämpftes Spielen, keine Theaterei. Ich wüßte neben Gevatter Tod von Gümbel-Seiling (Nr. 9) oder R. Mirbt (Nr. 38) kein würdigeres Spiel für den Totensonntag. Etwa 1 Stunde.

38. **Gevatter Tod.** Von R. Mirbt. München: Kaiser. Mirbts Münchener Laienspiele 4.

Vorspiel und 3 Bilder. 5 männl., 2 weibl. Spieler (bei Doppelrollen 4 männl., 1 weibl. Spieler). Kreuzweg. Zimmer. — Das Grimmsche Märchen ist in eine herbe Bilderfolge übertragen, die das Wesentliche (Geistige) des Vorganges in beherrschter Sprache und fast nackter Gestalt gibt. Muß mit stilisierten Gebärden gespielt werden. Textbeherrschung ist Grundbedingung für die Aufführung, an die man sich nur mit seelisch und geistig empfänglichen Spielern wagen darf. Dann aber bleibt die erschütternde Wirkung nicht aus. Prosa. ½ Stunde.

39. **Lanzelot und Sanderein.** Von G. Grund. Frankfurt a. M.: Bühnenvolksbund.

4 männl., 2 weibl. Spieler. Garten. Wald. Besser Stilbühne. — Das bekannte altflämische Liebesspiel vom Ritter, der die Magd Sanderein wider seiner Mutter Willen liebt, besitzt und durch sein rohes Wort von sich treibt. Er stirbt schließlich an der Sehnsucht nach ihr, die inzwischen Gattin eines anderen geworden ist und Lanzelots erneutes Werben abweist. Das schlichte, ergreifende Spiel bietet keine szenischen Schwierigkeiten. In seiner Einfachheit ist es von starker Wirkung. Für die unsentimentale Haltung der Sanderein dürfte besonders der Dörfler Verständnis haben. Natürlich sollen sich bloß geübtere Spieler an die Aufführung wagen. Die Grundsche Übersetzung in Reimpaaren ist eindrucksvoller als die des Insel-Verlages. Etwa 1 Stunde.

40. **Das Urner Spiel von Wilhelm Tell.** Erneuert von R. Mirbt. München: Kaiser. Mirbts Münchener Laienspiele 2.

9 männl. Spieler, 1 Knabe. Statisten: Kriegsvolk des Landvogts, Bauern. Freier Platz. Stilbühne oder Freilichtbühne. — Das Urner Spiel, entstanden im 15. Jahrhundert, wurde bis ins 18. Jahrhundert von Schweizer Bauern gespielt. Die Erneuerung wirkt in Form wie Sprache graniten. (Man lasse in den Proben die Spieler Bilder von Hodler und Egger-Lienz studieren.) Auf die übliche Theaterillusion ist verzichtet, dafür wird sich niemand der Wurzelhaftigkeit der Dichtung entziehen können, die ein lebendiger patriotischer Holzschnitt ist. Ein Bauernchor „Trem, trem, trärediði, / Mir wei freie Schwizer si" — besonders wirkungsvoll, wenn Sprechchor! — rückt auf die Bühne. Tell mit seinen beiden Buben gesellt sich dazu. Dann tritt der Sprecher in die Mitte der Bühne und berichtet Voraussetzung und Inhalt des Spiels. Mit Trommelschall und Fackelschein zieht der Landvogt auf und stellt sich zur Linken. Er kündet den Bauern ein neues, strenges Regiment an und fordert zu Gehorsam auf. Der Stauffacher tritt zu Tell und klagt über den Vogt. Nach ihm der junge Melchthal, dessen Vater schwere Gewalttat vom Vogt erfahren. Voll Zorn fordert Tell zur Abwehr auf. Stauffacher stimmt bei. Sie sollen alle heim und Freunde werben. Tell schlägt die Zusammenkunft im Rütli vor. Die Spieler mischen sich dann wieder unter das Bauernvolk. Der Vogt gibt nun seinem Knecht Heinz Vögeli den Befehl, die Stange mit dem Hut aufzurichten. Wer nicht grüßt, soll Gut und Leben verlieren. Nachdem er abgegangen, wird sein Befehl ausgeführt, und Vögeli fordert die Bauern zum Gruß auf. Mehr oder minder unwillig o[illegible] spöttisch leistet man ihm Folge, aber der Tell grüßt nicht. Auseinandersetzung darob mit Vögeli, der mit Anzeige droht. Da kommt auch schon der Landvogt, der den Tell holen läßt. Als Gefangener wird er herbeigebracht und verteidigt sein Tun. Höhnisch verlangt der Vogt zur Strafe den Apfelschuß. Vergeblich bittet der kleingewordene Tell. Sein liebster Junge wird neben den Vogt gestellt. Tell, der nirgends Hilfe sieht, schreit verzweifelt zum Himmel und zu seinen Landsleuten. Sein Kind fleht rührend, nicht zu schießen. Da faßt sich Tell, tröstet kurz den Buben, legt zwei Pfeile auf und schießt den Apfel herunter. Nach dem zweiten Pfeil gefragt, gesteht er gegen Zusicherung seines Lebens seine Absicht ein, worauf der wütende Vogt ihn binden läßt und unter Trommelklang mit ihm nach Küßnacht zieht. Sehr wirkungsvoll macht es sich, wenn man von einem unsichtbaren Sprecher mit ergriffener Stimme Mirbts verbindenden Text nun sprechen läßt: „Ihr seht die Fackeln nimmer. Ihr hört die Trommel verhallen.

Ihr könnt das alles nit für wahr nehmen. Schier ohne Leben stehen die Bauern, warten. Warten mit euch und warten nit umsonst. Wisset ihr, wie der Tell plötzlich vor euch steht? Der Grüeb, der Melchthal, der Abelzellen, der Stauffacher eilen, springen zu ihm." Nun wird das Spiel fortgesetzt. Der Grüeb fragt den auftauchenden Tell; der erzählt vom Mord am Landvogt. Der Abelzellen berichtet von seiner Bluttat an einem andern Vogt und bittet als Landflüchtiger um der andern Schutz. Der Stauffacher fordert, da der Bund stark sei, zur Vertreibung aller Vögte auf. Der Grüeb stimmt ihm bei. Tell findet dann flammende Worte für den Freiheitskampf und alle schwören — während Tell vorspricht — zusammenzuhalten und keine Tyrannen mehr zu dulden. Der Tell voran, ziehen die Bauern ab und rufen ins Land hinein: „Trem, trem, trärедidi... Usi Buebe müesse säge: „sie sin gstorbe üsertwäge"." Wirkungsvoll läßt man den unsichtbaren Sprecher Mirbts Schlußbemerkung sprechen, wenn der Chor verklungen: „So gehen wir alle heim und tun desgleichen!". — Ich weiß kein gehaltvolleres, packenderes vaterländisches Spiel für eine Bauerngemeinde. Bei aller Herbheit und Primitivität — oder gerade darum! — wird es ein starkes Erlebnis. Verse. 1 Stunde.

41. Der deutsche Schlemmer. Von G. Grund. Frankfurt a. M.: Volksbühnenbund.

2 Aufzüge. 9 männl., 5 weibl. Spieler. Vor dem Altar einer Kirche oder durch Erhöhung in Vorder- und Hinterbühne geteilte Szene. Orgelspiel. — 1. Aufzug. Das Gastmahl. Den Prolog spricht der Tod. Er, dem Macht über alle Kreatur gegeben, soll den Schlemmer vor Gottes Gericht laden. Mitten aus dem Saufen und Buhlen heraus wird er ihn noch heute holen. Dann beginnt das eigentliche Spiel. Der Schlemmer rühmt sich seines ungebundenen, genußfrohen Lebens. Gott und Pfaffe kümmern ihn nicht. Seiner Frau befiehlt er, Essen und Trinken zu schaffen. Schüchtern warnt sie ihn vor Völlerei und dem Strafgericht Gottes. Sie will eine schlichte Frau werden, wenn ihr Mann nur umkehrte. Der verspricht, nach einem Jahr sein Lotterleben zu lassen, vorher aber noch in vollen Zügen genießen. Betrübt geht die Frau ab. Da kommt der Vetter, den Schlemmer zum Gelage zu holen. Nach und nach stellen sich die Gäste ein, die Buhlin, der Ohm, der Schwager, der Nachbar, und man beginnt zu tafeln. Sie animieren einander zum Saufen. Der Schlemmer raunt und kost mit der Buhlin. Da kommt der Prediger. Seinen Mahnungen begegnet man mit frechem Hohn, und schließlich droht ihm der Schlemmer mit Prügel. In Eierschaum-Bier erstickt der Schlemmer seine Wut. Da steht plötzlich ein Engel hinter ihm: er soll heute noch Rechenschaft seinem Gott geben. Der Schlemmer stellt sich dumm: er sei weder Schreiber noch irgend eines Vogt. Als der Engel eindringlicher mahnt, läßt er Gott bestellen, er sei jetzt beim Trinken und habe keine Zeit. Da hebt der Engel das Schwert gegen ihn: „Dieser Stoß bringt dir groß Herzeleid". Als er verschwunden, bricht der Schlemmer jammernd zusammen: „Mein Leben endet in großer Pein". Da aller Welttrost vergeblich, holt man den Prediger. Der Schlemmer gelobt ihm Besserung. Aber den zurückkehrenden Freunden gelingt es, ihn gründlich wieder umzustimmen. Gestrichen voll schwankt die Gesellschaft schließlich nach Hause. — 2. Aufzug. Das Gericht. Moses, der strenge, harte Gesetzesbewahrer, heißt den Tod den Schlemmer vor das Gericht bringen. Ganz der alte tritt dann der Schlemmer auf. Er will zu einem neuen Gelage. Da gewahrt er die seltsame Gestalt des Todes und will sich drücken. Aber der hängt sich an ihn und gibt sich schließlich zu erkennen. Der Schlemmer wehrt sich auf jede Weise und erreicht eine kleine Frist, um einen Helfer vor dem Gericht zu gewinnen. Seine Freunde versagen jämmerlich und weisen ihn an Gott. Allein steht der Schlemmer dem Tode gegenüber. Schmerzlich bereut er sein bisheriges Leben. Seine letzte Hoffnung ist sein Weib. Aber „selber töten mag ich mich nicht, sonst bin und bleib ich Euch verpflicht". Nun holt den Verzweifelten der harte Tod endgültig zum Gericht. Teufel, Sünde, Gesetz enthüllen als Ankläger des Schlemmers sündhaftes Leben, dessen Laster nicht bloß Saufen und Wollust waren. Moses verdammt den Flehenden und Winselnden in die Hölle. Der Teufel lauert grinsend auf die Seele. Da rafft sich der Arme zu einem stöhnenden Gebet auf und läßt sich in seiner Inbrunst

nicht durch des Teufels Hohn beirren. Zu seiner Erlösung naht der Prediger, der erst hart mit ihm verfährt, dann aber dem Reuigen Trost spendet: um Christi Blut willen soll er erlöst sein. Unter Orgelspiel kommen der Engel und der Tod. Der Engel verkündet ihm Gottes Erbarmen, der sein Flehen erhört. Willig folgt der Schlemmer dem Tod ins Himmelreich. Mit einer Mahnung des Engels an die Gemeinde schließt das Spiel. — Grund hat hier die Dichtung eines norddeutschen Geistlichen, Joh. Stricker (1584), von allem zu Dogmatischen und Undramatischen befreit und ein leicht spielbares, wirksames Buß- und Bettagspiel für die moderne Bühne geschaffen. Die niederdeutschen Verse sind ins Hochdeutsche übertragen, ohne daß die Sprache an Kraft und Eindringlichkeit gelitten hätte. Voraussetzung für den Erfolg ist, daß die Spieler von christlicher Gläubigkeit erfüllt sind. Etwa 1¼ Stunde.

42. Spiel vom verlorenen Sohn. Von G. Uhde. Leipzig: Matthes.

7 männl., 1 weibl. Spieler. Bauernstube. Wirtshaus. Freier Platz. Oder Stilbühne geteilt in Vorder- und erhöhte Hinterbühne. — Bearbeitung des süddeutschen Spiels von Wolfgang Schmeltzl (1540 aufgeführt). Das Allzulehrhafte ist zugunsten des Rein-Menschlichen weggelassen, so daß eine belebte Dramatisierung des Evangeliums ohne allzuviel geistlichen und geistigen Ballast vorliegt, die nichts als volkstümliche Veranschaulichung der Tatsachen des Evangeliums sein will. Über dem Ganzen liegt trotz seiner süddeutschen Gemütlichkeit und Lebendigkeit schlichte Feierlichkeit. Verse. Etwa 1 Stunde.

Streiflichter auf das Leben der amerikanischen Public Library.

Von Dr. Jürgens (Berlin).

Wenn ich zunächst in kurzen Worten auf die Festversammlung der American Library Association in Atlantic City eingehe, so darf ich dieses tun unter Verzicht auf die Schilderung des äußeren Verlaufs und der internationalen Seite dieses Ereignisses in der Geschichte der Bibliothekswelt, da diese bereits von Generaldirektor Krüß im „Zentralblatt für Bibliothekswesen"*) eingehend gewürdigt wurden. Den Eindruck von der Stellung der Public Library im Bildungswesen der Vereinigten Staaten, wie er mir besonders stark in den beiden nichtinternationalen allgemeinen Sitzungen zu Tage trat, habe ich bereits für das Zentralblatt**) verarbeitet; aber diese allgemeinen Sitzungen umgab ein Kranz zahlreicher einzelner kleiner Zirkel, welche sich Round Tables, Sections oder sogar Associations nannten und die geschlossene Einheit der A. L. A. in Arbeitszirkel aufgelöst zeigten und mehr in die tägliche Arbeit einführten. Dem entspricht es, daß man auch bereits häufig nicht mehr von dem „Librarian" [Bibliothekar] schlechtweg spricht, welcher Begriff noch die Einheit seines Faches repräsentiert, sondern im Stellenmarkt einen Cataloguer [Katalogspezialisten], Childrens-Librarian [Kinderbibliothekar] oder Bibliographer [Bücherkundler] sucht. Alle diese einzelnen Sektionen behandeln die Frage eines Fachgebietes und suchen die Wirkungsmöglichkeiten des Bibliothekars auf diesem bis ins einzelnste auszuarbeiten. Bewundernswert ist der Eifer, mit dem diese einzelnen Kreise in gemeinsamer Arbeit Hilfsmittel herstellen, Bücherlisten, Arbeitspläne, Propagandamaterial für die Bearbeitung gerade ihrer Kreise (z. B. der bibliothekarischen Ausmünzung von landwirtschaftlicher Literatur, von Kunstliteratur, von religiösem Schrifttum, von Gesetzesliteratur, von bücherkundlichen Nachschlagewerken, von Jugendschriften, von behördlichen Drucksachen, von Zeitschriften, von Krankenhausbüchereien, von Schülerbüchereien), um auch die Arbeit des Einzelnen fruchtbringend zu verwerten.

Es zeigt sich hier deutlich ein Grundsatz, der sich im Laufe der Zeit in der American Library Association und im amerikanischen Büchereiwesen immer stärker fühlbar macht, der Zug zur Spezialisierung. Als seine Hauptursache erscheint mir die Tatsache, daß in allen großen Städten der Verkehr zwischen Biblio-

*) Jahrg. 44, Heft 3, Seite 118.
**) Jahrg. 44, Heft 4.

thekar und Publikum, abgesehen vielleicht von der Arbeit mit den Kindern, so mechanisiert worden ist, daß der amerikanische Bibliothekar nach einem anderen Inhalt sucht, weil er den kulturellen Erfolg des Romanlesens, wie es augenblicklich vielfach üblich ist, wohl selbst bezweifelt. Denn der Grundsatz, auch die neuesten Romane des Jahres in unzähligen Exemplaren zu kaufen, auch die „best sellers", also die aktuellsten „Schlager", dem Publikum in fast unbeschränkter Anzahl zur Verfügung zu stellen, muß doch einer erzieherischen Aufgabe im Grunde widersprechen. Deshalb greift man mit Freuden zu dem Ausweg, einen sachlichen Beitrag zum Leben der Kommunen, der Landschaft oder zur Erziehung zum Staatsbürger zu geben, Bestrebungen, welche gekrönt werden durch die enge Verbindung zwischen Volkshochschule und Bücherei und der sachlichen Arbeit, welche z. B. die Boston Public Library durch Konzentration des Vorlesungswesens und Herstellung von halbjährlichen Vorlesungsverzeichnissen in glücklicher Zentralisierung übernimmt.

In allen diesen Abteilungen der Library Association wird wertvolle Arbeit geleistet. Es besteht aber vielleicht die Gefahr, daß doch die Spezialisierung auch einmal zur Auflösung des einenden Bandes führen kann; namentlich bildete sich ein starker Unterschied zwischen den wissenschaftlichen Bibliotheken und den Public Libraries im Laufe der Zeit heraus. Bisher allerdings erscheint das gesamte amerikanische Bibliothekswesen von dem Gedankengange und den Erfolgen der Public Libraries so stark durchströmt, daß ich es für eine schwere Gefährdung halten würde, wenn diese Gedanken sich tatsächlich durchsetzen würden.

Die amerikanische Büchereibewegung hat ihren Impuls von den Männern kolonisatorischen Geistes erhalten, welche sich vor 50 Jahren in stärkstem Idealismus an die Arbeit einer Durchgeistigung dieses jungen Volkes machten und im Buch den Weg dazu gefunden zu haben glaubten, welche schon damals die ganze Entwicklung in ihrem Programm vorwegnahmen und welche auch selber den äußeren technischen Rahmen gespannt haben.

Der Eindruck, den diese überlebenden Pioniere des Bibliotheksgedankens, vor allem Melvil Dewey und Bowker, auf mich gemacht haben, sagt mir, daß es auch abgesehen von den Zahlen Kräfte im amerikanischen Bibliothekswesen gibt, welche stärkste Kulturwirkungen auszulösen imstande sind und — anders als in Europa — vielleicht im Endziel zu etwas besserem führen, wenn es auch nicht unser Ziel ist.

Bücherverzeichnis der Stadtbibliothek Kaiserslautern.

Von Hans Rosin (Stettin).

Lehrer Adolf Trumm, Stadtbibliothekar zu Kaiserslautern und Leiter der Volksbüchereiberatungsstelle der Westpfalz, hat im Juli 1926 mit dem Leitwort: „Ehrt eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister" ein Bücherverzeichnis „Das schöne Schrifttum" herausgegeben. Das 418 Seiten starke, gut gedruckte und verhältnismäßig gut ausgestattete Verzeichnis, mit 2 Abbildungen versehen, enthält — außer „Praktischen Winken für die Benutzung der Stadtbibliothek", einer „Leseordnung", einer „Übersicht über die übrigen Kataloge der Stadtbibliothek", einer Zusammenfassung über „Die Bibliotheken Kaiserlauterns" aus den 104 (maschinenschriftlichen) Katalogen der Stadtbibliothek — die Teilkataloge der Unterhaltungsliteratur Nr. 30—46. Jeder dieser Teilkataloge umfaßt ein bestimmtes Stoffgebiet unter den folgenden Überschriften: Deutsche Romane, Novellen, Erzählungen — Außerdeutsche Romane, Novellen, Erzählungen — Dorf- und Bauerngeschichten — Familiengeschichten — Mutter-, Frauen- und Mädchengeschichten — Geschichten um Weihnachten, Ostern, Pfingsten u. a. Feste — Abenteurergeschichten — Arbeiternot und Arbeiterhoffen — Soldaten- und Kriegsgeschichten — Tier- und Jagdgeschichten — Berufs- und Standesromane — Geschichtliche Erzählungen — Entwicklungs- und Erziehungsromane. Biographische Romane großer Persönlichkeiten — Humor und Frohsinn — Spiegel der Jetztzeit — Klassiker, Dramen, Gedichte. Die „Heimatliteratur" ist nicht berücksichtigt worden, weil ihr ein demnächst erscheinendes eigenes Druckverzeichnis gewidmet sein soll. Ein Verfasserregister fehlt; es konnte darauf verzichtet werden, weil Leser, die einen bestimmten Verfasser suchen, diesen in den in alphabetischer

Anordnung gehaltenen Katalogen 30, 31 und 46 finden können (Deutsche Romane — Außerdeutsche Romane — Klassiker), während Leser, die nach Stoffgruppen auswählen, die entsprechenden Bücher in den Katalogen 32—45 finden.

Das Verzeichnis, welches den Bücherbestand der Stadtbücherei Kaiserslautern von z. Z. 8000 Bänden erschließt, ist ein besprechendes Bücherverzeichnis in der Art, daß einem Teil der Verfasser eine allgemeine, größere oder kleinere Charakteristik beigegeben ist, der dann die titelmäßige Aufzählung der Werke folgt. „Die Charakteristiken sollen in Kürze den Leser damit vertraut machen, was dem Verfasser hinsichtlich des Stoffes und der künstlerischen Form eigentümlich ist. Die mit (Z) versehenen Charakteristiken sind von der „Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen" in Leipzig zur Verfügung gestellt worden. Leicht verständlich geschriebene wesentliche Bücher der deutschen und außerdeutschen Literatur, die jedermann gelesen haben sollte, sind durch Unterstreichen hervorgehoben; Bücher, die ein reifes Urteil voraussetzen und hingebende Ausdauer beim Lesen verlangen, sind mit einem * versehen."

Bei der Teilnahme, die man beim heutigen Entwicklungsstande des volkstümlichen Büchereiwesens besonders besprechenden Bücherverzeichnissen entgegenbringt, zumal wenn der Herausgeber zugleich Leiter einer Volksbüchereiberatungsstelle ist und sein Verzeichnis wie hier als das einer „Musterbücherei" bezeichnet, ist es begreiflich, wenn man die Durchsicht dieses Verzeichnisses mit gespannter Aufmerksamkeit beginnt und von allerlei Hoffnungen erfüllt ist. Aber je weiter man bei der Durchsicht fortschreitet, um so mehr fühlt man sich verblüfft, um nicht zu sagen verwirrt; man traut weiterhin kaum noch seinen Augen, bis man endlich, am Schlusse angelangt, nur noch feststellt, daß dieses Verzeichnis auch beim besten Willen nicht ernst genommen werden kann, besonders weil es so anspruchsvoll daherkommt. Um es vorweg zu nehmen: von den rund 130 Autorencharakteristiken ist etwa der vierte Teil von der „Deutschen Zentralstelle" in Leipzig zum Nachdruck zur Verfügung gestellt worden. Sie bringen sich rein äußerlich durch ihre beachtliche Länge in Gegensatz zu den vom Herausgeber selbst beigesteuerten, wodurch diese von vornherein etwas dürftig erscheinen, und behandeln Autoren, die heute zum unbestrittenen Allgemeingut aller Volksbüchereien zählen (Alexis, Erth, Finckh, Francois, Gotthelf, Hebel, Gottfried Keller, Otto Ludwig, Polenz, Söhle, Stifter usw.). Dem Herausgeber ist es also zugefallen, den weitaus größeren Teil derjenigen Autoren, die weniger fest im Urteil stehen, literarisch zu umreißen und bildungspfleglich auszuwerten. Das ist an und für sich schon eine undankbare Aufgabe, welche der Herausgeber sich noch undankbarer gemacht hat durch die Übernahme der literarisch niveauhaltenden Charakteristiken der „Zentralstelle", weil diese unablässig zum Vergleiche mit seinen eigenen herausfordern. Aber auch ohne diese Schwierigkeiten wäre der Herausgeber niemals Herr seiner Aufgabe geworden; denn seine Besprechungen sind so voll von Naivität des literarischen Urteils, Plattheit des Ausdrucks, Mangel an Sachlichkeit (die wiederum durch schlecht erträgliche Bonhomie ersetzt wird), von einer unmöglichen bildungspfleglichen Einstellung, daß sie auch für sich allein genommen den Ansprüchen nicht genügen, die man heute nach den bereits vorliegenden Arbeiten an ein besprechendes Bücherverzeichnis zu stellen gewöhnt ist. Von welchen Grundsätzen aus der Herausgeber die Autoren ausgewählt hat, die einer Besprechung bedürfen, ist nicht ersichtlich, da eine ganze Anzahl durchaus problematischer Autoren keine Besprechungen bekommen hat, obwohl sie mit mehreren oder allen Werken vertreten sind. So sind beispielsweise unbesprochen geblieben Brod (Schloß Nornepygge!), Edschmid, Meyrink, Ponten (Peter Justus!), Schaffner, Schnitzler, Thieß (Die Verdammten — Der Leibhaftige!), Ulitz. Beachtlich für die literar-kritische Einstellung des Herausgebers ist auch in diesem Zusammenhange die Tatsache, daß er stets mit peinlicher Genauigkeit glaubt angeben zu müssen, ob der Autor Träger eines Nobelpreises ist und mit welchem seiner Bücher er berühmt geworden ist, d. h. also einen Publikumserfolg errungen hat. Es ist leider unmöglich im Rahmen dieses Referates auf Einzelheiten der Charakteristiken näher einzugehen, aber auch die hier wiedergegebenen wenigen Proben werden genügen, um ihre Eigenart hinreichend zu erkennen.

Max Geißler. G. schreibt sehr poesievolle Bücher, in denen er seiner romantischen Art nachgibt. Er verlangt den schon reiferen Leser.

Alfred Huggenberger. Dieser Schweizer, Landwirt und Dichter, schreibt wie einer, der tagsüber den Pflug und die Sense führt und abends dichtet: wahrhaftig und schlicht.

Hoffmann, E. Th. A. Der Dichter des Grauens! Er ist der geniale phantastische Dichter. Bei Geistern und Gespenstern kennt er sich aus. Der Aufbau seiner Erzählungen ist von vollendeter Kunst. H. gehört mit zu den repräsentativsten Erscheinungen des deutschen Schrifttums und wird schon lange auch in Frankreich und Rußland gelesen.*)

Fritz Reuter. Wer das Plattdeutsch nach wenigen Stunden zu lesen versteht, wird beim Lesen seiner Werke einen seltenen Genuß haben, der sich vertieft, je mehr er in Reuter eindringt. Man lasse wirklich nicht das zunächst fremd anmutende Plattdeutsch zum Dickicht werden, das uns hindern könnte, in die Wunderwelt herztiefen Humors einzudringen. Reuter steht den großen spanischen, französischen und italienischen Erzählern in nichts nach und zählt mit zu den größten Humoristen der Weltliteratur. Sein „Ut mine Stromtid" wiegt hunderte von modernen Romanen auf.

Hermann Sudermann. Er ist als dramatischer Schriftsteller bekannt geworden. Seine Romane „Der Katzensteg" und „Frau Sorge" mit einem Geschehen in ostpreußischer Umwelt sind genußreich zu lesen.

F. M. Dostojewski. Er gehört zu den größten Dichtern der Menschheit und ist der stärkste und geschlossenste Ausdruck der russischen Seele. Seine Bücher, die z. T. bis zu 1600 Seiten stark sind, wühlen so auf, daß nur stark lebensbejahende Leser sie ohne nachhaltige Verdüsterung lesen können.

Hermann Stehr. („Der Dichter der Seele.") Der bedeutendste Epiker der deutschen Gegenwart stammt aus Schlesien, der uralten Landschaft der Mystik. Seine Kunst ist nicht die des Naturalismus, nicht die des Impressionismus, nicht die der psychologistischen Gestaltung, sondern irgendwie das zusammen und im besten Sinne das, was mit dem Schlagwort Expressionismus bezeichnet wird. Man denkt bei der Lektüre an Dostojewski. Seine Bücher „Der begrabene Gott", „Drei Nächte", „Der Heiligenhof" und „Peter Brindeisener" sind von solch grausamer Wucht, daß zartbesaitete Leser unter dem Eindruck zerbrechen.

Lawrence, James: Das Paradies der Liebe. Utopischer Roman. Anmutige Abenteuer im Lande der Nairen an der Küste von Malaba, wo die Freiheit des Weibes dem Menschen das Glück gewährt, sowie schreckliche Begebenheiten aus der ganzen übrigen Welt, wo die unselige Ehe herrscht.

August Strindberg. Seine fünf autobiographischen Bücher stehen in der neueren Literatur einzig da und sind den Bekenntnissen Augustins und Rousseaus an die Seite zu stellen. Auch für alle späteren Werke muß das eigene glutvolle, qualvolle, zweifelgehetzte Leben den Stoff abgeben. Wie kein anderer wußte er die Seele der Frau und die Zustände der Ehe zu schildern. Sein Leben verläuft in dauernden Krisen als leiblicher und geistiger Mensch. Es war eine Hölle, („Inferno") bis er vom Materialismus zu dem Theosophen Swandenborg (?) gegangen war und den „Weg nach Damaskus" fand . . .

Gustav Flaubert. Sein erster Roman „Madame Bovary" ist das unerreichte Kunstwerk des von Balzac begründeten Realismus. Die Darstellung ist ohne innere Anteilnahme des Verfassers, dagegen unerbittlich sachlich wie ein aufgenommenes Protokoll über die Geschichte einer unglücklich Verheirateten. Auch „Salambo" hat dieselben Vorzüge der Gestaltung.

Kurz und bündig und recht summarisch werden dem Leser ästhetische Werte der heutigen Literatur folgendermaßen plausibel gemacht:

Binding, Rudoph G. Flake, Otto. Ponten, Joseph. Schaeffer, Albrecht (der im Verzeichnis übrigens mit keinem Werk vertreten ist). Thieß, Frank. Ulitz, Arnold sind Erzähler von überraschender Kraft und Kühnheit der Gestaltung. Sie ringen aber alle noch um einen Stil, der Naturalismus und Expressionismus versöhnen könnte.

Walter Bloem, Ganghofer, Heer, Herzog, Höcker, Lauff, Ompteda,

*) Die Sperrungen sind vom Verfasser des Artikels.

Perfall, Presber, Stratz sind die Lieblingsschriftsteller für einen Geschmack, der nicht gut und nicht verwerflich zu nennen ist; dem es weniger auf ein wahrhaftes Weltbild in den Büchern ankommt, als auf angenehme Unterhaltung.

Bei „Spielhagen" lesen wir: „Zu seiner Zeit war er der meistgelesenste Schriftsteller. Seine Bücher erkennt man heute als übertrieben romanhaft. Der Roman „Problematische Naturen" ist immerhin lesenswert." — Wer nun etwa glaubt, daß mit der Aufführung der „Problematischen Naturen" dieser „übertrieben romanhafte" und veraltete Schriftsteller abgetan sei, der irrt sich; denn es folgt nunmehr die Aufzählung von nicht weniger als 19 Werken. Bei „Dante" lesen wir: „D. ist einer der größten Dichter aller Zeiten und der höchste Ausdruck des Mittelalters. Seine „Göttliche Komödie" hat kaum ihresgleichen in der Dichtung der Menschheit." — Man wird nach dieser Einführung vermuten, daß gegebenenfalls mehrere Ausgaben in verschiedenen Übersetzungen dem Leser zur Verfügung gestellt werden. Stattdessen findet man verzeichnet: „Göttliche Komödie. Nach ihrem wesentlichen Inhalt dargestellt (196 S.)" — also nicht einmal eine Textausgabe!

Man sieht nach den obigen Proben ohne weiteres ein, daß der Leser, und besonders der vorkünstlerische, mit dieser Art von Charakteristiken nicht viel anfangen kann, obwohl sie ja in erster Linie für ihn bestimmt sind. Erschwerend kommt noch hinzu, daß er einer ganzen Reihe von Autoren, weil sie, wie schon gesagt wurde, keine Besprechungen bekommen haben, nunmehr ganz hilflos gegenüber steht. Was das Verzeichnis aber noch völlig ungenießbar macht, ist, daß von einer Buchauswahl oder gar von einer Buchauswahl im bildungspfleglichen Sinne gar nicht die Rede sein kann. Da finden wir unter den „Romanen, Novellen, Erzählungen der deutschen Literatur" nicht nur aufgenommen den Bayrischen Hauskalender, Verlegeralmanache, das „Jahrbuch der illustrierten deutschen Monatshefte", das „Lesebuch für Bürgerschulen 1—3", nicht nur Werke, die in dieser rein belletristischen Abteilung nichts zu suchen haben, wie „Aretz, Napoleons Gefangenschaft und Tod", „Bischoff, Bilder aus meinem Leben", „Dehmel, Zwischen Volk und Menschheit", „Heye, Vitani", „Immelmann, Meine Kampfflüge", „Luckner, Seeteufel", sondern auch eine unverhältnismäßig große Zahl von kaum dem Namen nach bekannten Autoren vierten und fünften Ranges und dann vor allem fast alle diejenigen Schriftsteller mit ganzen Reihen von Werken, welche die Zierde jeder gewerblich betriebenen „Leihbibliothek" sind. Da sind sie alle, die Brausewetter, Paul Burg, Georg Engel, Otto Ernst, Ganghofer (mit allein 32 Titeln), Herzog (mit 17 Titeln), P. O. Höcker, Wilhelm Jensen (mit „nur" 33 Titeln), Paul Keller, Skowronnek, Sudermann (einschließlich „Katzensteg", „Das hohe Lied" und „Bilderbuch aus meiner Jugend"), Spielhagen, Stilgebauer, Stratz, Voβote und Wohlbrück. Überflüssig ist es beinahe, zu sagen, daß dahingegen, nur um einige Beispiele zu nennen, Boßhart mit einer kleinen Erzählung, Jegerlehner mit ebenfalls nur einem Werke vertreten sind. Wir finden aber auch in diesem Verzeichnis einer „Musterbücherei" verschiedene Werke, bei denen es sehr zweifelhaft ist, ob sie überhaupt ihres starken erotischen Einschlages wegen in den Bestand einer Volksbücherei hineingehören und noch dazu, wenn sie wie hier ohne Warnungssignale angeboten werden. Es ist eine recht lückenlose Reihe, angefangen mit Bierbaum, Prinz Kuckuck, hinweg über Ewers, Alraune — Flake, Schritt für Schritt — Ponten, Peter Justus — Sudermann, Katzensteg — Wassermann, Renate Fuchs — Weiß, Tiere in Ketten — Krogh, Albertine — Barbusse, Hölle — bis zu den großen Erotikern Boccaccio (Gesammelte Werke) und Casanova (Memoiren aus meinem Liebesleben). Merkwürdig ist auch die Auffassung, die der Herausgeber hat von „Büchern, die jedermann gelesen haben sollte" und solchen „wesentlichen Büchern, die ein reifes Urteil voraussetzen." Zu den ersten zählt er zum Beispiel Otto Ernst, Gulliver in Liliput — Gerstäcker, Die Flußpiraten — Hauff, Die Karawane — Liliencron, Kriegsnovellen — Molo, Der Schillerroman — Sudermann, Frau Sorge — Schröer, Peter Lorenz — Thoma, Lausbubengeschichten — Viebig, Das schlafende Heer — Laurids Bruun, Die Zanten-Romane — Peter Nansen, Gottesfriede — Jokai, Der Goldmensch — Tolstoi, Die Kreutzersonate — Marryat, Siegismund Rüstig — Rolland, Meister Breugnon — Verne, Reise um den Mond. Zu den zweiten gehören u. a. Brachvogel, Friedemann Bach — Brod,

Tycho Brahes Weg zu Gott — Dehmel, Zwei Menschen — Goethe, Reineke Fuchs — Hadina, Die graue Stadt — Molo, Der Schillerroman — Sick, Jungfrau Else. Man weiß vollends nicht, wo hinaus der Herausgeber mit diesen Einteilungen will, wenn man zum Vergleich heranzieht, daß bei den nachstehenden Werken kein reifes Urteil vorausgesetzt wird, somit also diese Bücher offenbar jedermann zugänglich sind: Griese, Ur — Hauptmann, Die Insel der großen Mutter — Hesse, Demian — Ponten, Der babylonische Turm — Seidel, Das Labyrinth — Schäfer, Anekdoten — Schaffner, Die Weisheit der Liebe — Winckler, Der tolle Bomberg — Larsen, Der Stein der Weisen usw. Nur der Vollständigkeit halber soll noch erwähnt werden, daß unter „Deutsche Literatur" der Norweger Johan Bojer, die Dänen Holger Drachmann, Falk-Rönne und Peter Nansen, der Schwede Victor Rydberg, der Ungar Eötvös, der Belgier Georg Rodenbach, unter „Slawen", die beiden Deutschen Samarow und Sczcepanski, unter „Engländer und Amerikaner" der Schwede Hjalmar Bergman gebracht worden sind.

Man könnte sich bei diesem Verzeichnis, das seine großen Mängel so offensichtlich darlegt, mit der Feststellung dieser Mängel begnügen, wenn nicht sein Herausgeber der Gruppe der deutschen Volksbibliothekare angehörte, deren exklusive Forderungen gerade hinsichtlich der Buchauswahl allgemein bekannt sind. Man wird unwillkürlich nach den Ursachen suchen, aus denen solch gründliches Mißverstehen dieser Forderungen erklärlich wird. Keineswegs wird man die Fehler ihrer Anhänger einer Zentralstelle restlos in die Schuhe schieben, selbst wenn man voraussetzt, daß sie die Aufgabe hat, zu prüfen, in welche Verbindung die der angeschlossenen Stelle zur Verfügung gestellten eigenen Arbeiten gebracht werden sollen, und wenn eine so lose geistige Bindung zwischen einer Zentralstelle und ihren Anhängern manche Bedenken erregt. Es ist leider an dieser Stelle unmöglich, die eigentlichen Ursachen ausführlich aufzudecken, die hier zu solcher unfreiwilligen Synthese der Extreme im volkstümlichen Büchereiwesen geführt haben und eine so große Kluft zwischen Theorie und lebendiger Praxis entstehen ließen. Die Wurzel des Übels liegt jedenfalls im allgemeinen in dem Gegensatz dieser Theorie zu jeder möglichen praktischen Bildungspflege, im besonderen aber in dem viel zu allgemeinen, unsicheren und schwankenden Kriterium der „Echtheit", das bei eingehender Analyse des von den Büchereien aller Art und Richtung benutzten und ihnen unentbehrlichen Bildungsgutes nicht standhält.

Wir wissen von Herrn Trumm, daß er innerhalb seines Beratungsbezirkes sehr tätig ist, wenn auch vorzugsweise auf organisatorischem Gebiete, und an seinem löblichen Eifer und an seinen guten Absichten kann nicht gezweifelt werden. Aber mit dem Eifer allein ist es keineswegs getan und wird keine Qualitätsarbeit geschaffen; und es mag ihm ein Trost sein, daß vermutlich viele seiner Kollegen an dieser Aufgabe, ein besprechendes Bücherverzeichnis der Schönen Literatur von solchem Ausmaße herzustellen, ebenfalls gescheitert wären und auch in Zukunft noch scheitern werden; denn diese Aufgabe ist, wie die Erfahrung immer wieder zeigt, für den Einzelnen unlösbar. Der zukünftige „Normalkatalog der deutschen Volksbücherei" wird nicht geschaffen werden von einem Einzelnen, auch nicht von einer zentralen Stelle, sondern von einer Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare, von der nur zu hoffen ist, daß sie sich recht bald zusammenfinden möge.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Alice Berend.

Die einzige Dichterin der Gegenwart, der man den Titel einer Humoristin mit Recht geben kann, ist Alice Berend. Zwar fehlt der Humor einer Helene Böhlau keineswegs, auch Helene Voigt-Diederichs und Auguste Supper lassen ihn nicht vermissen, und sogar die herbe Ina Seidel und die strenge Ricarda Huch weisen ihn gelegentlich auf; nie aber ist er Selbstzweck der Erzählung, wie es bei Alice Berend der Fall ist. Die Berliner Erzählerin, die nach

jahrelangem Aufenthalt in Süddeutschland jetzt wieder in ihrer Vaterstadt Wohnsitz genommen hat, erzielte gleich mit ihren ersten Büchern große Erfolge: „Die Reise des Herrn Sebastian Wenzel", „Frau Hempels Tochter" und „Spreemann & Co." weisen heute enorme Auflageziffern auf — und trotzdem wird Alice Berend in vielen Fällen unterschätzt. Sie teilt das Schicksal Wilhelm Buschs, oft zu sehr als bloßer „Spaßmacher" genommen zu werden. In Wahrheit steht auch hinter ihrem Humor, der in der Hauptsache Weltanschauungshumor ist, das Lächeln des Weisen und die heitere Güte des Erziehers. Freilich nimmt Alice Berend die Gelegenheit zur Groteske wahr, wo immer es möglich ist. Ihr Gesamtwerk aber weist durchaus darüber hinaus. — Die Welt des Bürgers und Kleinbürgers ist es, die in vielfachen Variationen von Alice Berend behandelt wird. Mit großem psychologischen Scharfblick erkennt sie seine Vorzüge und Schwächen, gestaltet sie seine positiven Eigenschaften und die Mängel seines Wesens; fast kann man das Gesamtwerk der Berend als eine kleine Kulturgeschichte des Bürgertums in neuerer Zeit bezeichnen. In ihrer Darstellung verfällt Alice Berend zuweilen dem Fehler, Sprichworte, deren Anwendung sie liebt, zu häufen. Meist aber hilft die nicht alltägliche, stets irgendwie ironische Deutung, die sie ihnen gibt, über diese Peinlichkeit hinweg.

Die Entwicklungslinie der Alice Berend steigt in ihren ersten Büchern, bis zu der Bauernerzählung „Die zu Kittelsrode", wo ihre Darstellung flacher, ihr Humor weniger ursprünglich zu werden beginnt, und „Matthias Senfs Verlöbnis" bestätigt diese Annahme. Aber bereits in dem folgenden Werk, im „Glückspilz", erweist sich die Unverbrauchtheit ihrer erzählerischen Kraft und die unversiegte Frische ihres köstlichen Humors. Die nächsterschienenen Werke halten sich auf der gleichen Höhe, mit Ausnahme von „Bruders Bekenntnis", einer Hundegeschichte. Die Entwicklungsmöglichkeiten der Berend aber scheinen nun erfüllt zu sein, und wenn sie uns auch wohl noch neue Werke bringen wird, so werden diese uns kaum vor neue künstlerische oder weltanschauliche Probleme stellen. Eine Sammelbesprechung ihrer Schriften im Hinblick auf die Verwendbarkeit ihrer Bücher in Volksbüchereien erscheint darum gerechtfertigt.

Für alle Büchereien.

Die Reise des Herrn Sebastian Wenzel. Roman. Berlin: S. Fischer 1912. 176 S. Brosch. 1,50, Lw. 2,50.

Mit Sebastian Wenzel eröffnet Alice Berend die Reihe der philiströsen Hagestolze, die in vielfacher Abwandlung immer wieder in ihren Büchern auftauchen. Der erste Vertreter dieser Kategorie, Sebastian Wenzel, ist zweifellos der am wenigsten sympathische. Aus kleinen Verhältnissen stammend, tritt Sebastian dem Leben mit zäher, fordernder Energie gegenüber. Er macht eine Erbschaft, die ihm erlaubt, den Rest seines Lebens seinen bescheidenen Neigungen zu widmen. Geizig, hypochondrisch, mißtrauisch, vergrämt er sich und den wenigen Bekannten das Leben, bis ihn die Furcht vor Verschlimmerung seiner zärtlich gepflegten „Leiden" zu einer Badereise treibt, auf der Wenzel — als einzigen Erfolg dieses Unternehmens — sein Herz entdeckt. „Sie" aber ist zu jung, um für den grämlichen Hagestolz mehr zu empfinden, als großnichtenhafte Zuneigung. Sebastian Wenzel kehrt um die Erfahrung reicher heim, daß es zu Haus doch am besten sei, und daß es nichts Besseres auf der Welt gebe, als das eigene Leben zu erhalten.

Frau Hempels Tochter. Roman. Berlin: S. Fischer 1913. 178 S. Brosch. 1,50, Lw. 2,50.

Frau Hempels Tochter ist eine sehr „romanhaft" anmutende Erzählung, der aber die köstlich realistische Darstellung die notwendige Daseinsberechtigung gibt. Frau Hempel in ihrer Portiersloge eines vornehmen Berliner Hauses bringt es durch Fleiß und Geschick (und auch eine ganze Portion Glück) dazu, Schwiegermutter eines wirklichen Grafen zu werden. Sie bleibt aber die bescheidene Frau, deren Leben in der Portiersloge begann, und begnügt sich damit, von ihrer Tochter, der „Frau Gräfin" erzählen zu können. Lebensvoll und klug sind alle die Gestalten des kleinbürgerlichen Berlins der Jahrhundertwende gezeichnet und die feine Beobachtungsgabe der Berend zeigt sich hier in liebenswürdigster Weise.

Spreemann & Co. Roman. Berlin: S. Fischer 1916. 334 S. Brosch. 4,—, Hlw. 5,50.

Nach beendigter Lehrzeit macht Spreemann sich von den erbettelten Groschen seines vagabundierenden Vaters selbständig und mißt hinter dem Ladentisch die Stoffe nach Ellen ab, bis das revolutionäre Berlin um 48 auch sein geruhsames Leben aufwirbelt. Seine getreue Haushälterin avanciert zur Frau Spreemann und im Verein mit ihr, die, fleißig und sparsam, den Wohlstand vermehren hilft, später auch mit Hilfe der beiden Söhne, bringt Spreemann es im aufblühenden Berlin — nach dem 70er Kriege — zum ersten Warenhausbesitzer. Dieser Roman der Berend ist ihr bestes Werk. Eine kleine Kulturgeschichte der Bürgerlichkeit bietet er zugleich. Mit einer tiefgründigen Erkenntnis der bürgerlichen Labalität hat Alice Berend hier die Trägheit des Herzens und die Enge des Blickes aufgewiesen, die den Horizont der bürgerlich-allzubürgerlichen Welt charakterisieren.

Diese drei Romane werden älteren Lesern beiderlei Geschlechts heitere Stunden bereiten und bei den Jüngeren eine gewisse erzieherische Wirkung — in bezug auf die Vermeidung einer allzu bürgerlichen Einstellung — gewiß nicht verfehlen.

Für große und mittlere Büchereien.

Die Bräutigame der Babette Bomberling. Roman. Berlin: S. Fischer 1914. 154 S. Brosch. 1,50, Lw. 2,50.

In den „Bräutigamen der Babette Bomberling" ist nicht der ehrsame Bürger der Held der Geschichte, sondern der Emporkömmling. Nicht der Sargfabrikant Bomberling selbst, aber seine Frau liebt es, die kleinbürgerliche Vergangenheit mit den echten Perserteppichen ihres „Salons", des „Kulturgebietes", wie Alice Berend so köstlich sagt, — zu bedecken. Aber der gesunde Menschenverstand bewahrt ihre reizende Tochter Babette sowohl vor dem leichtsinnigen Offizier als auch vor dem ältlichen und spießigen Regierungsrat. „Vetter Paul" wird schließlich der Auserwählte der Babette. Er bringt das zusammengebrochene geschäftliche Unternehmen Bomberlings wieder zu Ansehen.

Matthias Senfs Verlöbnis. Roman. München: Langen 1918. 232 S. Brosch. 4,—, Lw. 6,50.

Die liebevoll erzählte Geschichte von den Leidens- und Liebesumwegen des Matthias Senf bildet keine besonders wertvolle Bereicherung der humoristischen Erzählungsliteratur. Mittlere Büchereien aber werden sie einstellen können, um den Freunden der ersten drei Berendschen Romane noch etwas Gleichartiges — wenn auch nicht Gleichwertiges — bieten zu können.

Die zu Kittelsrode. Roman. München: Langen 1917. 297 S. Brosch. 3,50, Lw. 6,—.

Die Geschichte eines ganzen Dorfes wird hier in breiter, ein wenig gesuchter Darstellung erzählt. Und doch verdient dieses Buch der Berend eingestellt zu werden, um der völlig unsentimentalen Art willen, in der sie die Einwirkung des Weltkrieges auf das Dorf und seine Bewohner ausspinnt. Diese ist viel bedeutender als die etwas süßliche Liebesgeschichte.

Für große Büchereien.

Einfache Herzen. Novellen. Berlin: Dürr & Weber (Zellenbücherei). 95 S. 1,50.

Diese kleinen Geschichten — meist aus dem Kriege — sind nicht ganz unbedeutend, wenngleich sie eine starke künstlerische Wertung keinesfalls vertragen. Immerhin wird sich die eine oder andere Geschichte zum Vorlesen eignen. Darum mag die große Bücherei sie ihrem Bestande einreihen.

Der Glückspilz. Roman. München: Langen 1920. 219 S. Brosch. 4,—, Lw. 6,50.

Der „Glückspilz" bildet den ersten der stark weltanschaulich gerichteten Romane der Alice Berend. Diese sind nicht für einen so großen Leserkreis geeignet, wie die ersten Werke der Erzählerin ihn fanden. Vorurteilslosigkeit und die Fähigkeit, auch sehr wunderlichen Menschenwesen nachgehen zu können, gehören dazu, um diesen letzten Büchern der Humoristin all die Feinheiten und Schönheiten abzugewinnen, die ihnen eigen, und die sie wertvoller erscheinen lassen als ihre

Anfangswerke. Denn hier ist sie voller Güte und Reife, und zugleich offenbart sie eine kreatürliche Verbundenheit mit allem Lebenden, eine Lebensgläubigkeit, die selbst die bekannten Gestalten neu und bedeutend erscheinen läßt. — Der Glückspilz ist die Erzählung vom kindlich-gläubigen Menschen, als welcher Professor Bökelmann den intriganten Frauen seiner Umgebung gegenübertritt. Aber sein Leben scheitert an der Enge seines eigenen Lebensgefühls, an der fruchtlosen Bemühung um Dinge, die ihm versagt sind.

Jungfer Binchen und die Junggesellen. Roman. München: Langen 1920. 225 S. Brosch. 4,—, Lw. 6,50.

Eine ganz köstliche Erzählung ist dieser Bericht vom Leben der beiden Hagestolze, Uhrmacher von Beruf, die ziemlich spät zu einem Liebeserlebnis kommen und beide auf das gleiche junge Mädchen verfallen, ohne daß einer vom andern weiß. Dazwischen wandelt die bucklige Jungfer Binchen umher, die beiden seltsamen Gestalten sorgsam betreuend, bis das Schicksal, in Form eines leichtsinnigen Schornsteinfegers, sie für einige Zeit ihrem gewohnten Wirkungskreis entzieht. Mit prächtiger Gelassenheit gleitet die Erzählung dieser Dinge an uns vorüber, in denen doch ein bitter erństes Stückchen Leben gefangen ist.

Der Schlangenmensch. Roman. Berlin: S. Fischer 1926. 262 S. Brosch. 4,50, Lw. 6,50.

Ein italienisches Proletarierkind, früh gewohnt, seine Glieder dazu zu gebrauchen, auf den Dächern der kleinen Gasse seiner Vaterstadt den Katzen nachzuschleichen, wird als Klosterschüler von einem Zirkusdirektor entführt und zum „Schlangenmenschen" ausgebildet, der als sensationellste Zirkuserscheinung die ganze Welt in atemlose Spannung versetzt, — um eines Tages spurlos zu verschwinden — und zum Kloster zurückzukehren. Die Inhaltsangabe erzählt wenig von den Schönheiten des Buches, das trotz des etwas sensationell anmutenden Stoffes von lyrischer Zartheit und franziskanischer Innigkeit ist.

Betrachtungen eines Spießbürgers. München: Langen 1926. 116 S. Brosch. 2,—, Lw. 4,—.

In den geistreichen Tagebuchaufzeichnungen eines Großindustriellen variiert Alice Berend ihr Lieblingsthema vom Spießbürger aufs neue, und zwar diesmal in so konzentrierter und anmutiger Form, daß es den Freunden ihrer Erzählungskunst als besonders lesenswert erscheinen wird. Man kann diesen schmalen Band auch gut dazu gebrauchen, Leser mit der Art und dem Stoffgebiet der Erzählerin bekannt zu machen, um sie dann auf die anderen Werke hinzuweisen.

Das verbrannte Bett. Roman. Berlin: S. Fischer 1926. 184 S. Brosch. 3,—, Lw. 4,50.

Nicht der berlinische Spießbürger ist es diesmal, dessen mißglückter Heiratsversuch hier erzählt wird, sondern der wienerische Kanzleioffizial, dem Sebastian Wenzel verwandt, läßt sich aus seiner Junggeselleneinsamkeit herausreißen — mit Hilfe von gutem Kaffee und Wiener Walzern — und sogar zu einer fast dionysischen Opferhandlung verleiten. Diese symbolhafte Handlung taucht die ganze Erzählung in ein bemerkenswert neues und bedeutendes Licht, um dessentwillen man dieses vorletzte Buch der Berend gern anschafft.

Abzulehnen:

Bruders Bekenntnis. Roman. München: Langen 1922. 224 S. Brosch. 3,50, Lw. 6,—.

Alice Berend gibt in dieser Geschichte das Tagebuch eines Hundes wieder, das von den Erlebnissen der Kreatur mit den Menschen berichtet. So fein und bemerkenswert einige Bilder und Erfahrungen auch sind, so erscheint das Ganze doch perspektivisch nicht ganz richtig gesehen. Die Anschaffung erübrigt sich.

Muhme Rehlen. Ein Märchenbuch. Köln: Schaffstein 1921. 148 S. Hlw. 3,50.

Muhme Rehlen, die sonderbare Märchengestalt, wird von Alice Berend ans Tageslicht geholt und durch eine beträchtliche Reihe kleiner Episoden getragen, die im Grunde irgend eine kleine moralische Rechtfertigung für das Handeln der merkwürdigen Frau enthalten. Da aber die Gestalt der „Muhme Rehlen" vielen deutschen Volksstämmen sowohl als auch Volkskreisen nicht so vertraut sein dürfte

wie andere aus der deutschen Märchenwelt, so kann man vom Besitz dieses Buches absehen.

Der Floh und der Geiger. Roman. München: Langen 1923. 270 S. Brosch. 3,50, Lw. 6,—.

So reizvoll die Geschichte der Familie Floh und ihrer menschlichen Gegenspieler für den ausgesprochenen Freund Berendscher Erzählungskunst sein mag, so wird sie doch in der Ausleihe der Volksbücherei nicht am Platze sein, weil, abgesehen von der nur geringen stofflichen Spannung, die Menschendarstellung etwas tendenziös ist und der ganze Ton des Buches leicht ans Frivole streift.

Fräulein Betty, die Witwe. Ein kleiner Roman. Berlin: Rembrandt-Verlag 1927. 109 S. Brosch. 2,50, Lw. 3,80.

Von dem letzterschienenen Buch der Dichterin sagt man am liebsten nur, daß von der Anschaffung abzuraten ist. Die Fabel an sich — ein in Männerhaß erzogenes Altjüngferlein beherbergt einige Wochen lang einen Kellner, den sie in ihr Herz schließt und der sich schließlich als ein verkleidetes, liebendes Mädchen entpuppt — ist außerordentlich gesucht, unecht und fragwürdig; auch die Art der Darstellung enttäuscht. Ganz oberflächlich und nicht immer sauber sind die wenigen Personen hingezeichnet. Es ist schade, daß Alice Berend sich von dem belanglosen Stoff hat bewegen lassen, mit so groben Mitteln zu arbeiten.

Lisa Schultze-Kunstmann (Stettin).

B. Wissenschaftliche Literatur.

I. Religion, Philosophie, Erziehung.

Clauß, L. F.: Rasse und Seele. Mit 155 Textbild. u. 8 Taf. München: J. F. Lehmann 1926. 182 S. Hlw .9,—.

Das Buch füllt eine Lücke aus, nicht in der Stoffauswahl, sondern in der Betrachtungsweise. Über Rassenkunde auch im Hinblick auf die seelischen „Eigenschaften" der Rassen ist ja weitläufiges Schriftwerk vorhanden. Hier wird jedoch versucht, durch die Mittel der Erscheinungswissenschaften dem Kernpunkt näherzukommen. Die Fragestellung lautet hier nicht, wie ist dieses oder jenes, sondern was bedeutet es; sie ist also auf den „Sinn" der Erscheinungen gerichtet, die irgendwie mit Rassefragen zusammenhängen. Weniger die Aufweisung begrifflich faßbarer Tatsachen ist das Ziel, sondern in erster Linie soll dem Leser der innere Zusammenhang aller artlich bestimmten Ausdrucksmerkmale anschaulich werden, und aus ihnen soll er dann das Charakterbild der Rassen deuten können. Der Verfasser sieht den Grundzug der nordischen Seele in der Wahrung des gegenseitigen Abstandes und im schöpferischen Ausgriff in die Ferne. Die mittelländische Seele dagegen kennzeichnet sich durch geringeren Abstand und mehr spielerische Lebensgestaltung, die der „Tribüne" eines Zuschauertums bedarf, während die orientalische Seele keinen festen Umriß hat, aber die Möglichkeit, viele seelische „Rollen" innerlich erlebend zu spielen. Diesen reinen Gestaltungen wird als gestörte gegenübergestellt die ostische Seele, deren Wesen besonders gekennzeichnet ist durch das Fehlen jedes Abstandes und Ausgriffes, der vielmehr durch eine Art emsiger Beharrlichkeit ersetzt wird. Landschaft, Bauwerk und äußere menschliche Erscheinung sind die Beispiele, deren Ausdrucksgehalt als Mittel zur Seelenfindung dient und die durch gute Abbildungen in reicher Fülle veranschaulicht sind. Das Werk ist in einem fesselnden und gemeinverständlichen Stil geschrieben, der das Wesentliche klar herausarbeitet. Es erhält besonderen Wert dadurch, daß der Verfasser bemüht ist, jeder Rasse in ihrer Eigenart gerecht zu werden und jede parteiliche Darstellung streng vermeidet. Conrad Barth (Stettin).

Delius, Rudolf von: Genuß der Welt. Eine Philosophie der Freude. Dresden: Reißner 1925. 144 S. 3,—, geb. 5,—.

Für den Verfasser gibt es keine Welträtsel, nichts Metaphysisches und nichts Göttliches. Wie die Tiere und die Pflanzen lassen wir unsere Sinne wirken, sie vermitteln uns die einfachen Wahrheiten, die wir für unser Handeln brauchen. Das soziale Problem ist ein Problem des Anstandes und der natürlichen Vornehmheit. Der Sklaventypus ist eine Schmach auch für die Herren. Alle haben

Recht auf Glück und Freude. Seiner Bekenntnisschrift hat der Verfasser ein paar Kapitel in Vers und Prosa angehängt, die zeigen wollen, wie er aus der Betrachtung der Natur, der Geschichte mit ihren Persönlichkeiten und Taten, und der Kunst sich Lebensfreude und Genuß holt wie die Biene den Honig aus der Pflanzenblüte. Daß viele nun einmal nicht so geartet sind, das Honigsüße ausschließlich an solchen Genüssen zu empfinden und zu werten, wird natürlich auch dem Verfasser bekannt sein. G. Kohfeldt (Rostock).

Papini, Giovanni: Lebensgeschichte Christi. 4. Aufl. München: Allgemeine Verlagsanstalt 1925. 519 S.

Das Buch ist von einem Manne geschrieben, der nach langer seelischer Heimatlosigkeit seine Heimat im Katholizismus gefunden hat. Er ist Italiener und hat dem Buche seinen Stempel überall aufgedrückt, besonders durch seine dichterische Phantasie, die in ihrer echt südländisch schwellenden Art und in ihrer Liebe zum Einzelnen etwas Imponierendes hat. Ein zweiter Renan, diesen Eindruck gewinnt man! Freilich so, daß manche den modernen Menschen bewegenden Fragen stärker berücksichtigt sind. Als Beispiele seien hervorgehoben die Geschichte vom verlorenen Sohn, die ein Roman für sich ist, und die Betrachtung über Judas, die nicht nur wissenschaftlich, sondern auch menschlich interessant ist und tiefer greift. Manches berührt uns recht sentimental wie die „weichen Locken" Christi am Schluß der Geschichte von der Ehebrecherin. — Als Roman ist das Buch interessant. Theologisch bietet es nichts Neues (von Einzelheiten abgesehen) und arbeitet mit einer sehr geschickten Harmonistik den Stoff der Evangelien zusammen. Was viele aber stark befremden wird, ist die Grundeinstellung zum Leben. Damit meinen wir natürlich nicht das Katholische, das ein ebenso gutes Recht hat wie jede andere religiöse Haltung, sondern wir meinen, daß es sich Papini in fast allen wirklichen Lebensfragen, die über die Gestaltung der dichterischen Phantasie hinausliegen, entschieden zu leicht macht. Dazu rechnen wir die Art, wie er Nietzsche leichthin abfertigt oder die „Gottsucher" unserer Zeit oder auch, der geschichtlichen Wahrheit nicht entsprechend, die Pharisäer. Da fehlt ein letztes Verständnis für die zwiespältige Lage des Menschen und das Paradoxe. — Wir fassen zusammen: Wissenschaftlich, künstlerisch und psychologisch (auch zur Kenntnis des Katholizismus) sehr interessant, für deutsche Leser im tiefsten Grunde wohl nicht wesensnotwendig, für Urteilslose mag es sogar das religiöse Problem vielfach verschieben. Vielen wird freilich die Gestalt Christi dadurch recht lebendig werden. Lic. Dr. Hartmann (Solingen-Foche).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Eulenberg, Herbert: Die Familie Feuerbach. In Bildnissen. Stuttgart: Engelhorn 1924. 206 S.

In seiner, wenn auch etwas distanzlosen, so doch liebenswürdigen und unterhaltsamen Art, die wir aus den „Schattenbildern" usw. schon kennen, stellt Eulenberg das „Atridengeschlecht" der Feuerbachs dar, von dem Strafrechtler Anselm Feuerbach bis zu Anselm dem Maler. Gebührenderweise ist der Philosoph Ludwig Feuerbach am ausführlichsten behandelt, Briefe von ihm und Stücke aus seinen Werken sind zur Ergänzung herangezogen. — Für größere Büchereien. R. Joerden (Stettin).

Elwenspoek, Kurt: Jud Süß Oppenheimer. Der große Finanzier und galante Abenteurer des 18. Jahrhunderts. Erste Darstellung auf Grund sämtlicher Akten, Dokumente, Überlieferungen. Mit zahlreichen Bildern und Faksimile nach zeitgenössischen Originalen. Stuttgart: Süddeutsches Verlagshaus 1926. 192 S.

Das Andenken an den seltsamen Hofjuden des württembergischen Herzogs Karl Alexander ist heute noch im schwäbischen Volke lebendig, obwohl jenes (aus Baden stammende) Finanzgenie nur während der letzten zweieinhalb Jahre der insgesamt überhaupt nicht mehr als dreieinhalb Jahre dauernden Regierungszeit des Herzogs in Württemberg residierte und seine beispiellose Steuer- und

Sportelschraube mit immer heftigeren Rucken anzog, bis nach dem plötzlichen Tod seines Auftraggebers die Volkswut ihm (1738) ein langwierig-grausiges Ende bereitete. Der „Jud Süß" ist eine richtige Sagengestalt geworden, ein von der Volksseele stilisiertes Urbild frevelhafter Überhebung und ihrer Bestrafung. Das sieht man besonders deutlich, wenn man diese glänzende, auf Grund umfangreicher Aktenstudien verfaßte Monographie Elwenspoeks liest. Auch hier bleibt zwar immer noch ein letzter, dämonischer Rest an diesem außerordentlichen Schicksal haften, der sich jeder geschichtlichen und psychologischen Aufhellung entzieht und der es übrigens erst recht verständlich macht, daß die Phantasie eines zum Grübeln neigenden Volksstammes so heftig und nachhaltig erregt wurde. Aber hier sehen wir den Mann doch immerhin als Kind seiner Zeit, erkennen die skrupellosen klerikalen und absolutistischen Pläne des Herzogs, der, selbst zum Katholizismus übergetreten, sein ganzes Land trotz allen verfassungsmäßigen Garantien katholisch machen wollte, wir ermessen die besondere Macht, die der vollendete Kavalier Süß in der erotischen Atmosphäre dieses Rokoko-Hofes haben mochte, und wir begreifen schließlich schaudernd, warum der Bedauernswerte nicht nur eigene Schuld büßen, sondern auch noch den Sündenbock für viele andere machen mußte, die der Strafe entschlüpften. — Das Buch Elwenspoeks wird jeden Leser fesseln, der sich für merkwürdige Menschen interessiert. Überdies werden auch denen, die ohne besondere Beziehungen zur Kultur des 18. Jahrhunderts oder gar zur schwäbischen Lokalgeschichte an das Buch herantreten, die überaus lebendigen Zeitbilder starken Eindruck machen. Besonderes Lob verdient die Auswahl der Abbildungen. — Für die ausleihemäßige Verwendung ist zu beachten, daß das Erotische naturgemäß ziemlich stark hervortritt. Es ist jedoch mit soviel Humor und Takt behandelt, daß man erwachsenen Lesern gegenüber keine Bedenken zu tragen braucht. — Schon für mittlere Büchereien. E. Ackerknecht.

Everth, Erich: Conrad Ferdinand Meyer. Dichtung und Persönlichkeit. Dresden: Sibyllen-Verlag 1924. 364 S. 6,50, Hlw. 8,—.

Everths Buch macht keinen Anspruch darauf, eine wissenschaftliche Biographie oder eine endgültige kritische Würdigung der Meyerschen Kunst zu sein. Es will nur dazu beitragen, daß den Freunden C. F. Meyers, den seine Dichtung „Genießenden ihr eigenes Erlebnis bewußter und bereichert werde". Durch tiefes Eindringen in die Besonderheiten dieser Kunst gelingt ihm dies in hohem Maße. Indem er ein umfangreiches Beispielmaterial vorführt, schildert er anziehend das Wesen des Mannes und seines Werkes: die Art der Sprache, die Bildkraft der Darstellung, die Vorliebe für heldenhafte Naturen, die epische Veranlagung, die Bedeutung der Geschichte in Meyers Dichtung, die geistige Haltung des spätreifen, aristokratisch zurückhaltenden, auf klassische Klarheit und Plastik dringenden, echt deutschen und doch stark von romanischer Stilkunst beeinflußten Mannes. Das Buch ist eine vorzügliche Einführung in die originelle Dichtung dieses Renaissance-Künstlers, dessen Einfluß auch auf die jüngste Epik und Lyrik — man denke besonders an Stefan George — erkennbar ist. G. Kohfeldt (Rostock).

Kaßner, Rudolf: Essays. Leipzig: Insel-Verlag 1923. 210 S. Geb. ca. 8,—.

Die hier vereinigten Aufsätze sind durchweg schon früher — z. T. schon vor zwei Jahrzehnten — in die Öffentlichkeit gelangt. Gogol, Kardinal Newman, Hebbel, Baudelaire, Browning, Rodin, Kierkegaard und ein paar andere Themata aus Literatur und Philosophie gaben dem Verfasser den Stoff zu seinen sehr persönlichen und eigenwilligen Betrachtungen. Wie immer liebt Kaßner es auch hier, den einfachen graden Weg des denkenden Betrachters durch allerlei Purzelbäume und Akrobatenstücke zu unterbrechen. Manchen seiner Sätze muß man dreimal lesen, um sich zu überzeugen, daß das Körnchen Wahrheit darin sich auch in schlichter, weniger anspruchsvoller Fassung hätte ausdrücken lassen. Schade, daß die wertvollen Bemerkungen des Buchs so sehr von der Masse der superlativischen, überspitzten und absichtlich orakeldunkel gehaltenen Behauptungen überwuchert werden. Den Durchschnittslesern volkstümlicher Büchereien kann man jedenfalls eine Lektüre dieser Art nicht empfehlen. G. Kohfeldt (Rostock).

Kurz, Isolde: Meine Mutter. Tübingen: Wunderlich 1926. 83 S.

Für den, der die anderen Erinnerungsbücher von Isolde Kurz kennt — namentlich die lange nicht genug bekannte Biographie ihres Vaters Hermann Kurz und ihre Jugenderinnerungen (vgl. 4. Jg. dieser Zeitschr. S. 171 ff.) — ist ihre Mutter längst keine Fremde mehr. Aber es war doch sehr schön und weit mehr als die Erfüllung einer Pietätspflicht, daß die Dichterin ihr nun auch noch ein eigenes Gedächtnisbuch gewidmet hat. Wie unwiderstehlich lebensvoll tritt uns hier die ganz eigenwüchsige Dichtersgattin, Dichtermutter und — Dichterin entgegen, die Goethe sicher, wenn er sie gekannt hätte, eine „Natur" genannt haben würde! Und wie ergreifend ist es, die unversiegliche Jugendlichkeit eines liebenden, verschwenderisch gütigen und freien Herzens, triumphierend selbst über den bitteren Verlust teurer Söhne, noch bei der Achtzigjährigen in Tagebuchversen sich ausströmen zu sehen. Wahrhaftig, wenn wir Isolde Kurz bis zur antiken Totenfeier für die Entrückte am Strand des Mittelländischen Meeres begleitet haben, klingen ihre Schlußworte auch in unserer Seele nach: „Wer war sie? Vielleicht ein seliger Geist, der gekommen war, um irgendeine kleine liebenswürdige Rebellion hier abzubüßen und im Hinschweben einen Lichtstreif zu hinterlassen? Denn von dieser Erde war sie nicht." — Aus einem kleinen Märchenband von Marie Kurz, den diese 1867 hatte erscheinen lassen, um durch seinen Erlös zum Haushalt beizusteuern, teilt die Tochter anhangsweise noch zwei echt kindliche Märchen in Prosa mit, die man gerne von Kreidolf illustriert sähe, und eine artige Versnachdichtung der Andersenschen „Nachtigall". Man kann aus diesen Stücken wohl eine Ahnung gewinnen, welches Glück es für ihre Kinder und Enkel gewesen sein muß, sie erzählen zu hören. — Für mittlere und größere Büchereien, die aber vorher die eingangs genannten Erinnerungsbücher (und womöglich auch die prächtigen „Florentinischen Erinnerungen") anschaffen sollten. E. Ackerknecht.

Ludwig, Emil: Bismarck. Berlin: Rowohlt 1926. 692 S. Lw. 14,—.

Ludwigs Bismarckbiographie will die „Geschichte eines Kämpfers" sein — „denn er ist ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein" —, das Buch wendet sich gegen die Phrase vom „eisernen" Kanzler, darin die „Heroisierungssucht, die Barbarossa-Romantik des neudeutschen Spießers ihr Bekenntnis ablegte": „zum Standbild verurteilt", zum Götzen entmenscht, zum Klotz versimpelt, so sah schließlich der Volksheld aus, so brauchte man ihn. Da aber „Bismarck als Person den Deutschen zum Schicksal wurde, muß die Nation den Charakter dieses Mannes erkennen, wie er war, nicht wie ihn Anbetung und Haß entstellten". Haß hat in dieser Biographie eines Republikaners nichts entstellt, man müßte denn Wesensverschiedenheit und politische Gegnerschaft des Verfassers auf Antisemitenart deuten. Der Republikaner freilich verleugnet sich nicht, er bringt als günstigste Vorbedingung diejenige, ganz bestimmte Unbefangenheit mit, die nötig ist, um die Untersuchung auch auf Wegen zu betreiben, die für Obrigkeitsgläubige verboten sind. Die Hohenzollern, überhaupt die Fürsten, kommen schlecht dabei weg; wer würde z. B. im Folgenden eine Charakteristik Wilhelms I. aus dem Munde seines Getreuesten vermuten: „Er ist steinhart und kalt, hegt gar keine Dankbarkeit gegen mich, behält mich nur, weil er glaubt, ich könne noch etwas leisten"; und kann es ein erschütternderes Facit eines im Dienst dreier Monarchen verbrachten Lebens geben als dieses: „Ich habe drei Könige nackt gesehen, sie sahen nicht immer gut aus." In solchen Worten liegen keine vereinzelten Gemüts- oder Geistestrübungen vor, vielmehr hat Ludwig recht, hier ein Kernproblem zu sehen und tapfer anzuschneiden: wie fand sich das zum Herrschen geborene Genie mit seiner Dienerrolle ab? Das ist nun das große Wagnis dieses Buches, daß die primitive, bei einem Geist wie Bismarck geradezu atavistisch wirkende Königstreue des preußischen Junkers als unzureichend empfunden und ein Charakter angenommen wird, in dem Faust und Mephisto sich seltsam vertragen, ergänzen und aushelfen: „Faust wacht in nie beruhigtem Bestreben, Mephisto in nie ermüdendem Zynismus, um jedes Erreichte zu entwerten"; doch Mephisto ist es zugleich, der den Realisten und Opportunisten, den Politiker, recht eigentlich ausmacht, der die Skrupel beseitigt und sich, zynisch, mit den gegebenen Verhältnissen abfindet. Und hier kommt, wie Ludwig treffend bemerkt, noch das hinzu, daß Bismarck als echter Deutscher die Macht der Freiheit unbedingt vorzog. Dies sei vom Haupt-

punkt des Buches wenigstens angedeutet. Im übrigen ist es reich an historischen Porträts, von denen die Roons und Moltkes als Kontrastfiguren gebraucht und glänzend gelungen sind, reich auch an feinen Bemerkungen über Bismarcks Wirkung auf die Deutschen, über seinen Mangel an Urbanität, seine „Ungeistigkeit", endlich ist diese Biographie auch in der Form und, was mir ausschlaggebend scheint, im Ton so ganz gelungen, daß jede Volksbücherei, die mit geschichtlich interessierten Lesern zu rechnen hat, sie einstellen sollte.

G. Hermann (Stettin).

Moltkes philosophisches Vermächtnis. Hrsg. von Max Wieser. Darmstadt: Reichl 1927. 81 S. Brosch. 3,—.

Der neunzigjährige Feldherr hat in diesem Vermächtnis, „Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben", in knappen Sätzen die Summe seines reichen Lebens gezogen, sich selbst zur Klärung und Rechtfertigung, seiner Familie zu letztem Dienst. In geläuterter Form, wie sie nur ein zu vollendeter Reife gediehenes Leben zu bieten vermag, finden wir hier die seelischen Untergründe ans Licht gehoben, aus der die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, eine Epoche, die uns zeitlich so nahe wie unserm Verständnis heute fern liegt, die Kräfte zu einer Leistung schöpfte, die wir aus gegensätzlicher Einstellung und aus der Verzeichnung des allzu nahen Sehens heraus kaum schon richtig zu werten vermögen. — Diese schlichte Altersweisheit in ihrer ebenso klaren und tiefen wie freimütigen Frömmigkeit findet in Wieser einen Erläuterer von seltener Einfühlungskraft und einer glücklichen Gabe, die Fäden zu schlagen und zu verknüpfen, die von hier aus zu den großen Geistern der Zeit und den in der Tiefe verlaufenden Zusammenhängen führen. So schlingt er ein farbiges Gewebe sinnreicher Betrachtungen um die sparsamen, eindrucksstarken Linien der Moltkeschen Sätze und ordnet sie in Zusammenhänge, aus denen sie in neuem Lichte wundersam erstrahlen. — Das kleine, schöne Büchlein hat seinen besonderen bildenden Wert in der Erziehung zu nachdenklichem Lesen und Betrachten und ist deshalb allen Büchereien bestens zu empfehlen. W. Schuster.

Warschauer, Adolf: Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark. Erinnerungen aus vier Jahrzehnten. Berlin: Hobbing 1926. VII, 324 S.

Der langjährige Posener Archivar Adolf Warschauer hat seinen Lebenserinnerungen mit Recht den stolzen Titel „Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark" gegeben. Denn die Bedeutung dieses Buches liegt nicht darin, daß es eine bunte Fülle menschlicher und landschaftlicher Merkwürdigkeiten böte oder durch tiefsinnige Betrachtungen den Freund philosophischer Durchdringung menschlichen Wesens erquickte; sein Wert ist vielmehr ein im besten Sinne lokalgeschichtlicher: Warschauer legt darin über seine umfassende und sehr verdienstvolle Tätigkeit als Geschichtsschreiber und Wissenschaftsorganisator Rechenschaft ab und gibt dabei von mehr als vierhundert Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung gekommen ist, knappe, fast immer unterstrichen wohlwollende Charakteristiken. Von den Männern und Frauen, die zwischen 1882 und 1912 im geistigen oder im gesellschaftlichen Leben oder in der Verwaltung der Ostmark eine nennenswerte Rolle gespielt haben, wird man kaum einen vermissen. Natürlich findet man auch von mancher Persönlichkeit, die nicht im engeren Sinne der Geschichte der Ostmark angehört, Charakteristisches berichtet, so z. B. von dem bekannten Ministerialdirektor Althoff. Ja in den letzten Kapiteln des Buches, in denen Warschauer seine Kriegstätigkeit in Warschau beschreibt, wird sogar aus guter Quelle eine weltpolitische Tatsache mitgeteilt, nämlich daß und wie sich Wilhelm II. schon zwei Tage vor der Kriegserklärung für die Schaffung eines polnischen Staates aussprach. — Warschauers Erinnerungsbuch sollte östlich der Oder von allen größeren Büchereien angeschafft werden. E. Ackerknecht.

Weber, Marianne: Max Weber. Ein Lebensbild. Mit 11 Tafeln und 2 Faksimile. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1926. 711 S. Brosch. 24,—, geb. 27,—.

Wohl selten traf einen tatkräftigeren, geistvolleren, gelehrteren Menschen mit größerer Gelassenheit ein tragischeres Schicksal, als Max Weber, der meines-

Erachtens der bedeutendste geistige und politische Kopf war, den Deutschland in der Zeit von 1890—1922 besaß: Nahe daran, an Stelle von Prinz Max von Baden Reichskanzler zu werden, um auf eigene Verantwortung zu retten, was zu retten ist, Mitschöpfer der Reichsverfassung, Aufroller der Kriegsschuldfrage aus prinzipieller Bedeutung als Welt-Gewissensklärung, Spiritus rector von Politikern wie Friedrich Naumann (der sich an geistiger Bedeutung und realpolitischem Sinn mit Weber nicht messen kann), furchtbar darunter leidend, enorme politische Fähigkeiten zu besitzen und doch keinen verantwortlichen Posten bekleiden zu dürfen: So starb dieser Mann von unheimlicher Frische, umfassendem Wissen, logischer und juristischer Hellsichtigkeit, rücksichtslosem Wirklichkeitssinn und tiefer Herzlichkeit gleichsam an gebrochenem Herzen. Und dennoch blieb Weber dem Durchschnitt der heutigen Menschen so unbekannt, wie Leibniz, Goethe in ihrer Zeit. Erst Menschengenerationen nach ihrem Tode pflegen solche Geister ja populär zu werden. — Weber war in erster Linie Mensch, in zweiter Linie Gelehrter, in dritter Linie Politiker. Wenn seine Bedeutung als Politiker nach so flüchtigen Andeutungen schon so groß war: wie erst dann seine Größe als Gelehrter, als Mensch! Wie Wundt beherrschte er noch als einer der letzten das ungeheuer differenzierte Wissen unserer Zeit. Die Feststellung von Tatsachen genügte ihm als ganz vom Leben erfüllten Menschen, und er hielt sie doch im Brennpunkt der Soziologie zusammen, in der die Wissenschaft unserer Zeit überhaupt ihren letzten Ausdruck findet, mag sie ihre eigene Methode, die Wirtschaft, die Politik, die Kunst, die Religion betreffen. In all diesen Lebensformen hat Weber unserer Zeit letzte Dinge gesagt. — Der Mensch hat sich nur den Lebenden ganz erschlossen: der Mutter, der Gattin (selbst bedeutende, sozialpädagogisch tätige Frauen!), den Freunden (z. B. Ernst Troeltsch), den Schülern, die ihn u. a. in Heidelberg, Wien, München zu hören das Glück hatten; denn einen Redner von gleich kaltem Verstande und zugleich unheimlich verhaltenem Temperamente hat unsere Zeit nicht wieder gesehen, so wenig wie den Kreis geistig bedeutender Menschen — nach Art von Platons Akademie — in Max Webers Gartenhaus am Strande des Neckar! — Weber war ganzer Mensch auch in seinen Menschlichkeiten: bis auf den (rein physischen, nicht hypochondrischen oder hysterischen!) Zusammenbruch seines Nervensystems. Das ließ dieser Koloß gleichmütig über sich ergehen, um nach vier Jahren lebendigen Begrabenseins sich zu seiner Höhe als Lehrer und Politiker erst auszurecken! — Mensch war Weber vor allem in seiner Hilfsbereitschaft für den geringsten Einen, dem Unrecht geschehen war, der menschlich gefehlt hatte. Zu solchem Zwecke gab er sein ganzes Können und Wollen her und schreckte so wenig wie Luther, Lessing, Fichte vor dem letzten Appell an das öffentliche Gewissen zurück. Er griff dann rücksichtslos an: und wenn es der Richter selbst war! Ritterlich verzieh er dem Gegner, den er um der Sache willen hatte bekämpfen müssen. — Nie war das Verhältnis eines Menschen zur Schwester zarter, zur Mutter inniger, zur Gattin edler. Dieser Riesenkämpe und vollgelehrte Mann findet in Briefen, bei festlichen Gelegenheiten in Familien- und Freundeskreis die zartesten Töne, weiß jede Stimmung und Bewegung der Seele fast poetisch zur Sprache zu bringen, was seine gelehrten Werke nicht vermuten lassen. — Wie soll man nur ein flüchtiges Bild dieses einzigartigen Mannes geben? Die Biographie seiner Gattin ist ein seiner würdiges Dokument. Sie gewährt zum ersten Male auf Grund von Erinnerungen und Briefen ein ganzes Bild von Webers Leben und Werk, ebenso schlicht, schön, klar im Stil, wie durch die 711 Seiten fesselnd zu lesen selbst für den Durchschnittsleser, der sich nicht in die Teile des Werkes versenkt, die von Webers wissenschaftlichen Arbeiten einen Begriff zu geben versuchen; eine Schule des Denkens, der Politik, der Gesinnung, der Menschlichkeit für jeden Deutschen, der tiefen Anteil nimmt an dem Geschicke seines Volkes, denn hierin erleben wir das Wilhelminische Zeitalter in seiner tiefen Tragik für diejenigen, die Führer in ihm hätten sein sollen. — Meines Erachtens gehört das Buch trotz des hohen Preises in jede mittlere und größere Volksbücherei; denn es ist, um es nochmals ausdrücklich hervorzuheben, kein gelehrtes Werk und liest sich zu zwei Dritteil wie jede andere Biographie, die längst in unserem Bücherbestande Wurzel gefaßt hat. Wir sind meines Erachtens geradezu verpflichtet, ein solches Werk unseren Lesern nicht vorzuenthalten. M. Wieser (Spandau).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Jentsch, Carl: Volkswirtschaftslehre. Neu bearb. von Dr. Heinrich Rose. 8. verm. u. verb. Aufl. Leipzig: Grunow 1926. 445 S. Brosch. 6,50, geb. 9,50.

Das an dieser Stelle schon in früherer Auflage besprochene Buch (zuletzt 1922 erschienen) ist in seiner neuen Auflage um die grundlegenden volkswirtschaftlichen Erkenntnisse und Ergebnisse ergänzt, die uns die Jahre 23—26 gebracht haben. Dem Bearbeiter, Heinrich Rose, ist es auch diesmal geglückt, den volkstümlichen Charakter, den der alte Jentsch den ersten Auflagen gegeben hat, voll zu erhalten. Das reiche und ausführliche Anmerkungswerk klärt auch gelegentlich volkswirtschaftlich-wissenschaftliche Streitfragen in ihren Grundzügen. Die gerade die arbeitenden Klassen heute stark interessierenden Probleme der Rationalisierung und wissenschaftlichen Betriebsführung sind von einem sehr vernünftigen und objektiven Standpunkte aus dargelegt. Das Werk eignet sich für Volksbüchereien aller Größen. E. Dovifat (Berlin).

Lassalle, Ferdinand: Reden und Schriften. In Auswahl hrsg. von Ludwig Maenner. Berlin: Hobbing 1926. 317 S.

In der Sammlung „Klassiker der Politik" erscheint diese Auswahl und ist dementsprechend getroffen. Sie enthält die bedeutendsten Arbeiten Lassalles (Offenes Antwortschreiben, Italienischer Krieg, Arbeiterprogramm u. a. m.) in einer gewissenhaft durchgesehenen und durch sachliche Anmerkungen ergänzten Form. Erfreulicherweise ist auch die weniger bekannte Ronsdorfer Rede, die für Lassalle so charakteristisch ist, wiedergegeben. Dankenswert ist die im Anhang beigegebene, zum Teil besprechende Auswahl aus der umfangreichen Lassalle-Literatur. — Ludwig Maenners Einleitung zeichnet das geistige Bild Lassalles in starken und bewußten Strichen, allerdings von einem so entschiedenen Standpunkte aus, daß zeitweise das Vorurteil hart gestreift wird. Davon abgesehen aber vermittelt die Einleitung einen starken Eindruck der politischen Persönlichkeit Lassalles. — Das Buch wird in größeren Volksbüchereien einem politisch oder sozial interessierten Leserkreis gute Dienste tun. E. Dovifat (Berlin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Schaeffer, Albrecht: Dichter und Dichtung. Kritische Versuche. Leipzig: Insel-Verlag 1923. 500 S.

Der Naturalismus hat uns eine große Bereicherung der Stilmittel gebracht und hat uns dabei den Stil und das Stilgefühl zerstört. Darunter leidet unsere Kunstübung und darunter leidet unsere Bildungspflege in der Praxis wie in der Theorie. Aus der Untersuchung der verschiedenen Kunstformen, ihrer Stilmittel und ihrer in sich geschlossenen Einheitlichkeit, bis zur „Idee einer Sprachkunst" aufzusteigen, ist die Absicht des vorliegenden Buches. Der Verfasser lehnt sich dabei, nicht immer zu seinem Vorteil, an die Schriften und die Begriffsbestimmungen Worringers an: übernimmt also vor allen Dingen die Gegensätzlichkeit von „Abstraktion" (ein m. E. recht gefährlicher Ausdruck für den als bekannt vorauszusetzenden Gedanken) und „Einfühlung". Einzelerscheinungen mehr gleichnishaft heranziehend durchläuft er die verschiedenen Dichtungsgattungen, auch wo man ihm im einzelnen nicht folgen kann, wie etwa in der Beurteilung Kleists und Hebbels, überall durch feine Beobachtungen entzückend und im großen immer ins Wesentliche treffend. — Obwohl nun so das Buch im ganzen wertvoll und sein Ziel zeitgemäß und notwendig ist, fürchte ich doch, daß seine schweifende Art, die Dinge zu behandeln, die zahlreichen Wiederholungen, wenn auch immer in neuer Abwandlung, Überzeugungskraft und Wirkung allzusehr abschwächen. So werden vielleicht als das Beste und Einprägsamste daran die wundervollen Einzelbeobachtungen vornehmlich zu lyrischen Gedichten bleiben, um derentwillen allein das Buch zahlreiche andere Schriften ähnlichen Bemühens aufwiegt. Leicht zu lesen ist es nicht. Die in melodischer Glätte vielgliedrig dahineilenden Sätze (die sehr rasch gelesen und aufgenommen sein wollen) dürfen nicht über die barocken

Elemente des Stiles täuschen, die trotz oft hinreißend schöner und plastischer Bildhaftigkeit sich dem Verständnis des einfacheren Lesers verschließen. Dann aber zielt der Verfasser oft auf so feine, zarte Unterscheidungen des Gefühls, dringt so tief hinab in die letzten Geheimnisse der Form und ihrer seelischen Untergründe, daß ein gepflegter Kunstsinn Voraussetzung des Verständnisses ist, freilich seine Mühe am Ende belohnt finden wird. Das Buch, das hiernach nur für große Büchereien in Frage kommt, schließt mit einem großen, in der Einzelbetrachtung wieder herrlichen Aufsatz über Stefan George, der allerdings wohl allzu „entwicklungslos" gefaßt wird. W. Schuster.

Schirmer, Walter F.: Der englische Roman der neuesten Zeit. Heidelberg: Winter 1923. (Kultur und Sprache 1. Bd.) 80 S.

Die ausgezeichnete Schrift bietet in einem ersten Teil die Darstellung des „großen Romans" — Wells, Galsworthy, Bennet und Conrad — und analysiert im zweiten Teil „die Jüngsten" auf die Hauptmomente ihrer Dichtung — Revolution, Expansion, Mystik, Psychologie, die neue Form. Anhangsweise werden kurze Übersichten über das Schaffen der einzelnen Dichter mit knapper Charakterisierung ihrer Eigenart gegeben. Jeder Bücherei mit besonders für die englische Literatur interessierter Leserschaft ist das Heft bestens zu empfehlen und für die Ausleihepraxis wird es gute Dienste leisten. R. Joerden (Stettin).

Ullrich, Hermann: Defoes Robinson Crusoe. Die Geschichte eines Weltbuches. Für den weiteren Leserkreis. Mit einem Titelbild. Leipzig: Reisland 1924. VI, 108 S.

Allzu emsige Behandlung des Robinsonproblems. Die hilflose Darstellungsweise vermag außerdem den an sich sehr interessanten Stoff nur wenig schmackhaft zu machen. Weder für Volksbüchereien noch für die literarische Orientierung des Volksbibliothekars kommt das Buch in Frage.

R. Joerden (Stettin).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Bender, Ewald: Die Kunst Ferdinand Hodlers. 1. Bd. Mit 279 Bild. im Text. Zürich: Rascher & Co. 1923. 343 S.

Benders Buch bedeutet für die Volksbücherei, deren Rahmen die großen Veröffentlichungen von Mühlestein und Loosli weit überschreiten, das grundlegende Werk über Hodler. Die Würdigung Hodlers ist heute dahin gelangt, jenseits aller Meinungskämpfe um Manieriertheiten und qualitative Ungleichwertigkeiten die machtvolle Größe seiner Monumentalkunst vorbehaltlos anzuerkennen. Der Volksbücherei erwächst eine schöne und würdige Aufgabe darin, der einzigartigen Erscheinung des Mannes im Gegensatz zu all der kleinlichen und gefühlsschmachtenden Art von Malerei, an der noch immer das Herz des Publikums hängt, den Weg bereiten zu helfen. Benders Buch kann dabei als bester Ratgeber dienen. Die Fülle des beigegebenen Bildmaterials zeigt die Bahn, die Hodler gehen mußte, um aus der Tradition zu jener Einsamkeit zu gelangen, in der seine Kunst erhöhtes Leben in einer über irdisches Maß gesteigerten Form zu gestalten vermochte. Der Text erzählt in ruhiger Schlichtheit Hodlers Leben ganz und analysiert ohne viel versteckten Tiefsinn die Gesetze seines Schaffens. — Größere Büchereien können an dem Buch nicht vorübergehen. Kleinere Büchereien seien auf Benders kürzere Schrift „Das Leben Ferdinand Hodlers" (Zürich: Rascher 1921) hingewiesen, die von dem farbigen Reiz der Hodlerschen Bilder eine gute Vorstellung vermittelt. G. Kemp (Solingen).

Frank, Paul: Taschenbüchlein des Musikers. Neu bearb. von Wilhelm Altmann. 28. Aufl. Leipzig: Merseburger 1925. 152 S.

Dieses Taschenbüchlein ist, wie der Umschlagtitel besagt, ein Musik-Fremdwörterbuch, das die fremdsprachlichen musikalischen Fachausdrücke erklärt und ins Deutsche überträgt und zugleich Auskunft gibt über die gebräuchlichsten Ab-

kürzungen. Gedacht ist es vor allem als Nachschlagewerk für den musikalischen Laien, wenngleich die kurze, etwas überschwengliche und nichtssagende Einleitung über das Wesen der Musik auch für diesen wertlos ist. Aus den Elementen des Musikunterrichts bringt das Buch ferner noch eine Einführung in die Notenschrift und teilt über Takt, Tonarten und Intervalle das Notwendigste in gedrängter Kürze mit. Büchereien mit eigenem Lesesaal sollten die Anschaffung des handlichen Nachschlagewerks in Erwägung ziehen.

W. Eggebrecht (Stettin).

Frank, Paul: Kurzgefaßtes Tonkünstlerlexikon. Neu bearb. von Wilhelm Altmann. 12. Aufl. Leipzig: Merseburger 1926. 482 S. Lw. 10,—.

„Wenigstens alle hervorragenden Persönlichkeiten aus dem Reiche der Tonkünstler namhaft zu machen und in gedrängter Kürze das Nötigste von ihnen zu sagen", war das Ziel der ersten Auflage des Tonkünstlerlexikons, das auch in der Neuauflage zur ersten Orientierung über schaffende und ausübende Tonkünstler und Musikschriftsteller dienen will. So hält das Werk etwa die Mitte zwischen dem umfangreicheren in erster Linie wissenschaftlichen Zwecken dienenden Musiklexikon von Riemann und dem Tonkünstlerkalender, wenngleich es nicht nur deutsche Namen bringt wie der letztere. Außer dem Geburts- und Todesdatum bieten die je nach der Bedeutung der behandelten Persönlichkeiten längeren oder kürzeren Artikel eine Übersicht über den Wirkungsbereich und über die Hauptwerke der behandelten Persönlichkeiten und gelegentlich auch bei besonders bedeutenden Musikern Literaturangaben, die dem suchenden Leser Fingerzeige zu eingehender Beschäftigung geben können. Büchereien, die über einen eignen Leseraum mit einer Handbücherei verfügen, sollten nicht versäumen, dieses für Musikfreunde fast unentbehrliche Nachschlagewerk anzuschaffen.

W. Eggebrecht (Stettin).

Leporini, Heinrich: Handzeichnungen großer Meister. Wien: Manz 1925/26. 7 Hefte.

Baldung-Grien. 8 Kupfertiefdr. m. einl. Text. 1925.

Boucher. 8 Kupfertiefdr. m. einl. Text. 1925.

Albrecht Dürer. 24 Kupfertiefdr. m. einl. Text von Anton Reichel. 1926.

Fragonard. 8 Kupfertiefdr. m. einl. Text. 1925.

Gainsborough. 8 Kupfertiefdr. m. einl. Text. 1925.

Hans Holbein der Jüngere. 8 Kupfertiefdr. m. einl. Text. 1926.

Prud'hon. 8 Kupfertiefdr. m. einl. Text. 1925.

In engem Anschluß an das oben besprochene große Werk soll diese Sammlung, von der bisher die aufgeführten Hefte erschienen sind, ein abgerundetes Bild des Zeichenstils einzelner großer Künstler geben. Auch hier ist die Auswahl der Reproduktionen geschickt getroffen, und Dürers unermüdliches Tasten nach neuen Formen, Holbeins geniale Schlichtheit treten ebenso eigenartig hervor wie etwa Prud'hons weiche, schwärmerische Sinnlichkeit oder Bouchers graziöse Erotik. Zumal die drei großen deutschen Meister, deren Zeichnungen man schwerlich in so großformatigen Reproduktionen beisammen finden wird, sollten sich die größeren Volksbüchereien nicht entgehen lassen; aber auch die fremden werden hier von einer besonders leicht zugänglichen Seite gezeigt. Die wenigen Textseiten bieten kurze Lebensabrisse und verständnisvolle Würdigungen der Künstler.

K. Kossow (Stettin).

Pastor, Willy: Rembrandt der Geuse. Mit 49 Abb. Leipzig: Haessel 1924. 132 S.

Die Rembrandt-Forschung hat bisher kein Buch hervorgebracht, das Lesern, die nicht Kunstgeschichte, sondern künstlerische Gestaltung suchen, in übersichtlich zusammenfassender Form ein klar verständliches und aus der Tiefe des Erlebens fruchtbar weiter wirkendes Bild der Gesamterscheinung des größten Malers ver-

mitteln könnte. Was wir haben, sind umfangreiche Ergebnisse gelehrter Forschung (Bode, Neumann), kunstphilosophische Betrachtungen (Simmel), dichterische Variationen (Verhaeren), dürre Kompendien oder seichte Abrisse (Schubring). Einzig für den Sonderfall der graphischen Kunst Rembrandts gibt es in Hamanns vorzüglichem Buch und dem Auswahlband Neumanns mustergültige Leistungen. Über die neuerdings erschienenen großen Bücher von Hausenstein und Weisbach ist ein Urteil noch nicht möglich. Über ein anderes Buch, die vorliegende Schrift von Pastor, kann dagegen heute schon gesagt werden, daß es den Anforderungen, die an eine Darstellung des ganzen Rembrandt gerechterweise gestellt werden müssen, wenn man an das Volk und nicht an die Gelehrten als Leser denkt, nicht entspricht. Pastors Versuch, Rembrandt als „Geuse" darzustellen, d. h. ihn in ein grundsätzliches Gegensatzpaar „Wodan und Thor, Natur und Gesellschaft, nordische Art und südliche Art, Luther und Karl" einzuordnen, ist so verfehlt wie möglich. Rembrandts Kunst, in der das Leben sich mit dem Ewigen so innig vereinigt, wie kaum bei einem anderen Künstler, steht zu hoch, als daß sie zum Kleingeld kulturpolitischer Agitation ausgemünzt werden dürfte. Man braucht nur an eine so mächtige Künstlergestalt wie die Michelangelos zu denken, um Pastors Bestreben, äußerliche Erscheinungen oder individuelle Charakterzüge im Leben und Schaffen Rembrandts als Normativ allein für das nordische Stammestum hinzustellen, als ebenso gegenstandslos wie irreführend zu erkennen; Pastors Art der Kunstbetrachtung ist bekannt, auf sein Buch über Grünewald, das mit der gleichen Methode gearbeitet ist, wurde in dieser Zeitschrift schon früher eingegangen. Man weiß, wo diese Kunstmaßstäbe im parteipolitischen Leben der Gegenwart ihre Parallelen haben. Es wäre traurig, wenn Bücher dieser Art wie dies von Pastor, dem, im Gegensatz zu pathologischen Erzeugnissen wie Wendrins Buch vom Paradies, ein ehrliches Bemühen um eine verrannte Voraussetzung ja nicht abzusprechen ist, Schule machen sollten. Das würde bedeuten, daß in der Kunst nur noch aktuelles Beweismaterial, nicht aber mehr das Ewige gesucht wird, in dem Mensch und Leben in einem Lichte erscheinen, das allen Zeiten und allen Völkern als ein Zeugnis Gottes gilt. Und gerade für Rembrandt, den — wenn der Ausdruck gestattet ist — ewigsten aller Künstler, grenzt ein derartiges Verfahren geradezu an Blasphemie. Darüber wird ja auch Pastor nicht im Zweifel sein, daß seine Betrachtung aus Rembrandt ein Reservat für ganz bestimmte und begrenzte Kreise macht, ihn damit also als ebenso klein und eng abstempelt, wie diese Kreise und ihre Wortführer es für sich selbst bezeugen, wenn sie außerhalb ihres hochmütigen und unbescheidenen Doktrinarismus kein Heil mehr für die gute Sache unseres Volkes sehen wollen. G. Kemp (Solingen).

Lüthge, Kurt: Die deutsche Spieloper. Eine Studie. Braunschweig: Piepenschneider 1924. 190 S.

Diese Darstellung der deutschen Spieloper will keine lückenlose Geschichte der Gattung sein; vielmehr greift Lüthge einzelne bedeutsame Punkte aus der Entwicklung von Telemann bis zu Busoni heraus, wobei er den Gegensatz zwischen nordischer und südlicher Musik und Musikalität klar hervorhebt. Die Spieloper bezeichnet er als einen Triumph und einen Gipfel der Oper, weil sie leicht und spielerisch und weder philosophisch noch ideelich überladen sei. Unter diesem Gesichtspunkt muß die hauptsächlich verstandesmäßig orientierte Erscheinung Wagners im ganzen abgelehnt werden, nur wenige Einzelheiten werden als fruchtbar erkannt. Im Hinblick auf den größeren der Entwicklung bis zu Wagner gewidmeten Raum ist die Zeit nach ihm mit den für die Entwicklung der Spieloper so wichtigen Erscheinungen wie Cornelius, Goetz, Wolf usw. bis zu Richard Strauß und Busoni hin etwas zu kurz behandelt. Trotzdem wird das ohne große Bildungsvoraussetzungen geschriebene Buch in größeren Büchereien manchem Leser willkommen sein. W. Eggebrecht (Stettin).

Storck, Karl: Das Opernbuch. Ein Führer durch den Spielplan der deutschen Opernbühnen. Hrsg. von Paul Schwers. Stuttgart: Muth 1925. 555 S.

Das Storcksche Opernbuch, das durch Inhaltsangaben der bekanntesten Opern und Musikdramen sowie durch lebensgeschichtliche Bemerkungen über ihre

Komponisten nicht nur auf den Besuch von Opernvorstellungen vorbereiten will, sondern auch als Überblick über die Geschichte der Oper zu dienen vermag, liegt in dieser nun wieder einbändigen Neuauflage in stark vermehrter Gestalt vor. Neben einer ganzen Reihe von in den letzten Jahren neu herausgekommenen Opern sind außer dem festen Bestand auch ältere Werke neu berücksichtigt worden; so ist auch Händel mit „Julius Cäsar" und „Rodelinde" neu vertreten. Trotzdem sind noch einige Lücken vorhanden, die bei einer Neuauflage aufgefüllt werden könnten: so fehlen Pfitzners „Christelflein", wohl das volkstümlichste Bühnenwerk des Komponisten, Straußens „Intermezzo" sowie Wolf-Ferraris nur erwähnte Oper „Der Schmuck der Madonna". Ein alphabetisches Verzeichnis der Komponisten und der Opern erhöht die Brauchbarkeit des Buches; schon mittleren Büchereien sei die Anschaffung empfohlen. W. Eggebrecht (Stettin).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Burckhardt, Carl J.: Kleinasiatische Reise. 2. Aufl. München: Verlag der Bremer Presse 1926. 107 S. Lw. 6,—.

Dies Büchlein fällt ganz heraus aus der Art der üblichen Reiseschilderungen; sein Wert liegt vielmehr in der dichterischen und gedankenreichen Darstellung als in der Mitteilung des Gesehenen und Erlebten. Es ist voll von philosophischen und psychologischen Betrachtungen. Freilich tauchen des öfteren schöne und bildhaft packende Schilderungen von Landschaft und Menschen auf, aber im ganzen bleibt die Reise selbst, die in der Nachkriegszeit liegt, und ihr Zweck, der wirtschaftspolitischer Natur zu sein scheint, im Halbdunkel; blitzartig wird dagegen ab und zu eine allgemein menschlich fesselnde Szene beleuchtet, an die der Verfasser seine Betrachtungen anknüpft. Diese behandeln häufig klug und eigenartig den Wesensgegensatz zwischen Morgen- und Abendländern. Für Leser, die Sinn haben für solch feinere, aber schwerer verdauliche Dinge, sollten größere Büchereien dies sprachlich gepflegte und köstlich ausgestattete Büchlein bereithalten. K. Kossow (Stettin).

Dietrich, Bruno: U. S. A. Das heutige Gesicht. Mit 18 Skizzen und 62 Abb. Breslau: Hirt 1926. 150 S.

Dietrich, Professor für Geographie an der Breslauer Technischen Hochschule, stellt hier die Ergebnisse seiner sorgfältig vorbereiteten Studienreise durch Amerika zusammen. Mit wissenschaftlicher Behutsamkeit enthält sich das Buch fast aller Wertungen, und wer eine unterhaltsame Reiseschilderung lesen möchte, muß sich an einen anderen Verfasser wenden. Aber wohl nirgend sonst werden mit so exakter Sauberkeit und Übersichtlichkeit die Tatsachen geboten wie hier. Der Verfasser ist durch das ganze Land gereist, ist in New York, Chicago und anderen zentralen Städten gewesen, in Kalifornien, Arizona, Florida und im Süden: Die wichtigsten Wirtschaftsgebiete von U. S. A. hat er in seiner Darstellung herausgegriffen und ihre „amerikanischen Maße" durch sorgfältige Darbietung der Zahlen anschaulich zu machen verstanden. Und wenn er über das Rassenproblem, die Indianer, den Niagarafall, über Ford, die Eisenbahnen oder die amerikanische Frau handelt, weiß er ebenso die amerikanischen, den Leser um den Atem bringenden Zahlen sprechen zu lassen. Sehr geschickt sind zur Kennzeichnung des wirtschaftlichen Aufschwungs die heutigen Zahlen neben die zur Anfangszeit der Entwicklung geltenden gestellt. Allerdings muß man zur Beurteilung die entsprechenden außeramerikanischen Zahlen kennen, wie überhaupt zum vollständigen Verständnis des wertvollen Buches Vorkenntnisse erforderlich sind. — Für größere Büchereien. R. Joerden (Stettin).

Grube, A. W.: Bilder und Szenen aus Asien. 10. Aufl. Ill. Stuttgart: Steinkopf 1926. (Fahrten und Forschungen Bd 1.) 337 S.

Daß dieser 1. Band der „Fahrten und Forschungen" mit Asien beginnt, und daß Grube in der Einleitung zu zeigen unternimmt, warum die Sammlung mit Asien beginnen mußte, verdient gewiß Zustimmung; nur läßt gerade die Einleitung an sich viel zu wünschen übrig. Grube will offenbar populär sein — mit Recht — aber in diesem Bestreben ist er so völlig ins Phrasenhafte abgeglitten,

daß er überhaupt keinen Standpunkt mehr zu finden scheint. Was will er z. B. mit Folgendem sagen: „Die Religion Mohammeds war ein loderndes Feuer ... aber es war vorübergehend und konnte den Funken wahrer Geistesbildung nicht entzünden."? Wer eine solche Einleitung ernsthaft zu Rate ziehen wollte, müßte in gesteigerter Hilflosigkeit und Begriffsverwirrung zurückbleiben. Ein Glück, daß die gute Auswahl und geschickte Zusammenstellung der Originalberichte mit Grubes eigenem Beitrag wieder versöhnt; und daß er auch weniger bekannte Reiseschriftsteller (als beispielsweise Sven Hedin) sprechen läßt, soll ihm dabei als besonderes Verdienst angerechnet werden. Inwieweit einzelne Reiseberichte schon veraltet sind, kann ich nicht beurteilen — man hat oft diesen Eindruck und hier wären vielleicht einige korrigierende Anmerkungen am Platze gewesen; in jedem Fall sind diese Berichte so treffende Völkercharakteristiken, daß sie allein den Anspruch des Buches, als Einführung in die asiatische Welt gewertet zu werden, rechtfertigen. — Für größere und mittlere Volksbüchereien.

G. Hermann (Stettin).

Hagemann, Walter: Das erwachende Asien. Arabien — Indien — China. Berlin: Germania 1926. Ill. 159 S. Hlw. 6,—.

Das Erwachen Asiens ist eine Erscheinung, die von vielen Europäern mit unverhohlenem Entsetzen, von anderen, wenigen aber mit schicksalssicherer Ruhe angesehen wird, weil es nichts ist als ein Glied in jener Kette von Erscheinungen, die alle darauf zielen, den Menschen von jeder Sklavenkette der Macht zu befreien und ihn zum sich selber frei bestimmenden Wesen zu machen. Wieweit dieser Prozeß der Selbstbestimmung Asiens schon vorgeschritten ist, wird gerade uns Deutschen, die wir schwer genug um unsere eigene Freiheit kämpfen und die wir darum etwas den Blick für außereuropäische Fragen verloren haben, vielleicht am schwersten klar. Der Deutsche, der jetzt nach dem Krieg wieder nach Asien käme, würde vielleicht erstaunt sein, wie sehr der Herrenglanz des Weißen geschwunden ist, d. h. nicht bei seinesgleichen, sondern bei den Farbigen. Das vorliegende Buch, aus Eindrücken von einer Asienreise in den Jahren 1924/25 geschrieben, berichtet über die einzelnen Freiheitsbewegungen, den Kampf der Araber und Türken um Vorderasien, den Streit um das Kalifat bei den indischen Mohammedanern und die Spinnradbewegung bei den Hindu, das Erwachen der Malayen, Chinas Autonomisierung und Japans Anschluß an die Asiaten, — überall das gleiche Ringen nach Freiheit und Menschlichkeit. Diese Bewegung übersehen heißt mit verbundenen Augen am Abgrund wandeln; hier in Asien wird ein Schicksal vorbereitet, das vielleicht Europa zwingen wird, zu einem letzten entscheidenden Kampf die Waffen hervorzuholen, oder den so frech errafften „Platz an der Sonne" gutwillig mit den asiatischen Menschenbrüdern zu teilen. Das Buch eröffnet, obwohl es nur schlicht das Beobachtete erzählt, jedem Verständigen „welthistorische Perspektiven". Für größere Büchereien.

K. Schulz (Stettin).

Kinzig, Joseph: Der große Schwarzrock, P. Peter Johannes de Smet S. J. Freiburg i. B.: Herder 1922. 244 S. Hlw. 4,60.

Der große „Schwarzrock", Jesuitenpater Johannes de Smet, hat von 1826 an in Nordamerika, hauptsächlich unter den Sioux, missioniert, mit soviel Ausdauer und Erfolg, daß er geradezu der bedeutendste aller nordamerikanischen Indianermissionare des 19. Jahrhunderts genannt werden kann. Kinzigs Buch folgt der französischen Lebensbeschreibung von Laveille, doch behandelt es das Thema kürzer, ohne auf allgemeine Fragen der Heidenmission einzugehen und ohne die Mitarbeiter de Smets zu sehr hervortreten zu lassen. So bleibt das Buch ganz im Rahmen einer Lebensbeschreibung: breit, zu breit wird de Smets Jugend aufgerollt, dann sehen wir ihn als Novizen in Florissant bei St. Louis, dann, krank geworden, in der flandrischen Heimat, schließlich auf beständigen Missionsreisen, taufend und Frieden stiftend, immer im Gegensatz zu dem brutalen Vorgehen der Regierung. In ein paar schlichte Worte läßt sich das Geheimnis seines Erfolges fassen: „Waren die Rothäute bei guter Stimmung, sprach er als Missionar; sonst sah er nach ihren Kranken und behandelte sie als Arzt." Das Buch, das nicht von einem großen Fürsten der katholischen Kirche, sondern von

einem ihrer einfachen, aber im Glauben starken Boten berichtet, wird zum mindesten in katholischen Gegenden die Anschaffung lohnen.

G. Hermann (Stettin).

Muron, Johannes: Die spanische Insel. Das Buch vom Entdecker Kolumbus. Bd 1: Die Fremdlinge. Berlin: Bühnenvolksbundverlag 1926. 346 S. Hlw. 6,—.

Eins der gewaltigsten Erlebnisse der Menschheit, die Begegnung Europas mit der neuen Welt, soll in dem Buche des bisher noch wenig bekannten Verfassers lebendig werden: Noch sieht man nur das erste Sichgegeneinanderauflehnen der zwei Kämpfer auf Leben und Tod: eine spanische Festung wird von den Wilden zerstört, ein paar vergiftete Pfeile bringen raschen Tod, ein wenig Indianerblut wird verspritzt und nur am Schluß des Bandes hören wir von einer grausigen Metzelei unter den Wilden, die den Auftakt bilden wird zu dem, was nun kommen muß: der rasende Kampf der beiden Welten, bis die eine, die schwächere, unterliegt und verblutet. Muron hat die Mittel, die man braucht, um diese vor innerem Leben zitternde Zeit wieder neu zu gestalten: die Phantasie, die den Conquistadoren wie den braunen Indios Leben gibt, die Sprache, die mit kühner und neuer Wendung dem neuen Erlebnis gerecht wird, ja, man muß sagen: er hat zuviel Phantasie und zuviel Sprachkraft. Denn die Phantasie mutet uns zu, eine immer größere Fülle in jedem Augenblick wechselnder Bilder aufzunehmen, so daß man am Schluß übersättigt ist wie nach einem Fiebertraum, und die Sprache schwillt zumal in der Schilderung der amerikanischen Welt zu grotesk-barocken Gebilden auf („Jeder spürte, wie sein Auge eine harte, schwere Kugel war, die sich mühsam drehen ließ, als hinge der Blick wie eine Stange daraus"), daß man fürchten muß, sich in dem Urwald dieser Satzlianen und Wortorchideen genau so zu verlieren wie die armen Spanier in dem realen. Noch fehlt dem — scheinbar jungen — Verfasser die Zucht des guten Schriftstellers, der — um mit Ludwig Thoma zu reden —, wenn er zehn Worte wählen möchte, nicht elf, sondern eins schreibt. Und schon hat er andrerseits Ansätze zu böser Manier. Wenn wir trotzdem das Buch zur Aufnahme in große Büchereien empfehlen, so geschieht das, weil das Thema einzigartig und mit einer gewissen Größe behandelt ist und weil wir uns von dem zweiten Bande und von dem Verfasser überhaupt noch etwas erhoffen. K. Schulz (Stettin).

Die Nordsee und ihre Küsten. Mit einer Einl. von Rudolf Kinau. Oldenburg: Dieckmann 1924. 52 S. Brosch. 1,40.

Das vorliegende Heftchen ist der erste Band einer billigen Bücherreihe „Unsere deutsche Heimat". Die 48 ganzseitigen, auf gutem Kunstdruckpapier hergestellten Abbildungen (Format ungefähr das dieser Zeitschrift) ergeben in ihrer Gesamtheit ein anschauliches Bild von der Eigenart des deutschen Nordseegebietes einschließlich Helgolands. Dabei werden allerdings die großen Hafenstädte nur als Häfen, nicht in ihren städtebaulichen Reizen gezeigt. Das Meer, die Küstenformationen und Deiche, der Schiffsverkehr und der Badebetrieb der großen Kurorte aber erscheinen in vielfältiger Abwandlung. Den künstlerischen Betrachter stören manchmal nicht glücklich gewählte Motive. Rudolf Kinau schrieb dem Heft einen warmherzigen Prosahymnus „O, du Nordsee" als Einleitung. Wenn der Verlag bei der Auswahl der Photographien noch sorgfältiger vorgeht, darf man von den weiteren noch angezeigten 17 Bändchen Gutes hoffen, zumal der niedrige Preis von 1,40 sich beim Lieferungsbezug auf 1,25 M. ermäßigt. Kleineren Büchereien wenigstens zu empfehlen. B. Sauer (Stettin).

Pommern. Aufgen. von der Staatl. Bildstelle. Eingel. von Martin Wehrmann. Beschrieben von Fritz Adler, Carl Fredrich und Otto Schmidt. Berlin: Deutscher Kunstverlag 1927. (Deutsche Lande — Deutsche Kunst. Hrsg. von Burkhard Meier.) 33, 3028, 27, 22 S. Lw. 17,50.

Pommern ist als Gebiet für kunstgeschichtliche Forschung trotz Kuglers „Pommerscher Kunstgeschichte" (1840) und zahlreicher kleiner Einzelarbeiten noch

recht wenig bekannt. Nicht als ob hier ganz ungeahnte Kunstschätze — Stralsund und Kolberg werden zumeist bekannt sein — zu heben wären, aber es gibt grade in diesem Lande recht viele höchst beachtenswerte Werke alter Meister und mancherlei Probleme, die noch der Lösung harren. Dazu werden noch viele und eingehende Forschungen nötig sein, eingehender als sie — auch rein räumlich — der neu vorliegende „Pommern"-Band der Reihe „Deutsche Lande — Deutsche Kunst" zu bieten vermag. In vielen Fällen mußten die Verfasser sich mit der Aufzeigung der Probleme, wodurch immerhin auch schon viel gewonnen ist, begnügen, weil es einfach noch an den nötigen Vorarbeiten fehlt. Trotzdem erfüllt das Werk eine dankenswerte Aufgabe, nämlich: die öffentliche Aufmerksamkeit — in Pommern vor allem — auf dieses kunstgeschichtliche Neuland zu lenken und eine Ahnung von viel verborgener Schönheit zu geben. Das geschieht vor allen Dingen durch 353 ganzseitige Abbildungen, die vom Deutschen Kunstverlag, zum weitaus größten Teil nach Aufnahmen der Staatlichen Bildstelle, ganz vorzüglich herausgebracht sind. In fünf Teilen, — die auch einzeln erhältlich sind — ist das ganze pommersche Kunstgebiet bearbeitet: Stralsund und Westpommern von Fritz Adler, Stettin von Carl Fredrich, Mittel- und Ostpommern von Otto Schmitt. Es sind immer kurze geschichtliche Abrisse gegeben, soweit sie zum Verständnis der folgenden kunsthistorischen Daten nötig sind, sowie Erläuterungen zu den Abbildungen. Diese beschränken sich nicht auf die Wiedergabe von Kunstwerken, sondern bringen auch einige charakteristische Landschaftsaufnahmen. Außerdem sind wichtige Grundrisse und alte Städteansichten in den Text eingefügt, was sehr zur Klärung mancher Fragen beiträgt. Man muß das ganze sehr gut ausgestattete Werk als durchaus gelungen bezeichnen, und kann die Anschaffung allen wissenschaftlichen und allen großen Volksbüchereien nur empfehlen. Jenny Müller (Flensburg).

Prescott, William: Die Eroberung von Peru. Wien: Zahn & Diamant 1927. Jll. 536 S.

Prescotts Bücher sind die bisher unerreichten Standardwerke über die Geschichte der spanischen Eroberungen. Obwohl ein gründlicher Kenner der Quellen, ist Prescott doch kein bloßer Kompilator, sondern er bringt es fertig, das reiche Material zu einem geschlossenen Bilde zu verarbeiten und dem ganzen Berichte jenen epischen Fluß zu geben, der ein Geschichtswerk erst anziehend macht. Auch in der „Eroberung von Peru" ist ihm das glänzend gelungen: die Conquistadoren in ihrem Goldhunger und ihrem Religionseifer, das alte Kulturreich der Inkas und der erbitterte Kampf zwischen beiden mit dem immer erneuten Aufflackern des Widerstandes, der Haß der Spanier gegeneinander und ihre Bruderzwiste, dazu das Bild einer gewaltigen, noch wilden Natur, das ist mit so kräftiger Anschaulichkeit gesehen und geschildert, daß die Geschichte wie ein gewaltiges Epos vor uns abrollt. — Die Neuherausgabe des berühmten Werkes ist zu begrüßen, die späteren Werke über die gleiche Epoche schließen sich im Grunde alle an dies an, ohne aber seine Fülle und Größe zu erreichen. Über ein paar altmodisch lehrhafte Stellen und einige leise Züge amerikanischer Bigotterie gegenüber spanischen Bekehrungsmethoden, wo nichts als Abscheu am Platze wäre, wird man gerne hinwegsehen. — Das Buch kann größeren Büchereien zur Anschaffung nur empfohlen werden. K. Schulz (Stettin).

Tomlinson, H. M.: Ästhetische Reise zu den Gewürzinseln. Mit Abb. Berlin: Vowinckel 1926. 278 S.

Tomlinson spricht von einer „ästhetischen" Reise, vielleicht wäre ein Namensschild im Stil des 18. Jahrhunderts angebrachter und statt „ästhetisch" „sentimental" zu setzen gewesen; denn Tomlinsons Buch ist ein echter Nachfahr von Sternes „empfindsamer Reise": voll geistreicher Reflexionen und verzwickter, lang ausgesponnener Paradoxe. Deutlich markierte Abneigung gegen alles herdenmäßige Bewundern, die infernalische Lust, gerade da besonders kritisch zu werden, wo der Spießer laut Reiseführer zu bewundern hat — eine erquickend absprechende Art, die das Lob desto gewichtiger macht —, die seltene Kaltblütigkeit, die gewohnt ist, zunächst einmal ein Fragezeichen vor jede Begegnung in

diesem verdächtigen Leben zu setzen — das ist ganz die Art der großen Engländer. So ist Tomlinsons Buch eine Reisebeschreibung im ungewöhnlichsten Sinn des Wortes. „Was lernen Sie denn auf Ihrer Reise?" — „Die Bestätigung meiner besonderen Vorurteile, sollte ich meinen." Es ist schwer zu entscheiden, ob nicht bei dieser subjektivistischen Versponnenheit die Anschaulichkeit der Schilderung leidet und gelegentlich Langeweile erzeugt wird. Dagegen läßt sich mit Sicherheit sagen, daß die große Mehrzahl der Leser sich unter einer Reisebeschreibung ganz etwas anderes vorstellt — für sie wird aber der Titel des Buches schon abschreckend genug wirken, so daß Enttäuschungen kaum vorkommen werden. Das Publikum für ein so preziöses Buch wird wohl nur an großen Volksbüchereien zu finden sein, hier sollte man die Anschaffung ruhig wagen. G. Hermann (Stettin).

Wittfogel, Karl August: Das erwachende China. Ein Abriß der Geschichte und der gegenwärtigen Probleme Chinas. Wien: Agis-Verl. 1926. 174 S. Brosch. 2,50.

Das Buch stellt eine von kommunistischer Seite geschriebene vernichtende Kritik des europäischen Imperialismus in China dar. Schon unsere Urteile über das alte Kulturvolk der Chinesen, wie sie einem in Hunderten von Reisebeschreibungen entgegentreten, sind für jeden Tieferblickenden tief beschämend und rechtfertigen das von den Chinesen uns gegenüber gebrauchte Wort „Barbaren". Wenn man nun gar eine auf Grund authentischer Nachrichten und „unvoreingenommener" Quellen gemachte Zusammenstellung europäischer Greuel in China seit der ersten Landung der Europäer liest, ist man versucht, den Glauben an die „Sendung" der weißen Rasse aufzugeben. Wieweit man Wittfogel mit seinem Glauben an die Rettung durch den Bolschewismus recht geben will, ist selbstverständlich in erster Linie Sache politischen Bekenntnisses; unumgänglich aber ist das Studium dieses Buches für jeden, der die Probleme des fernen Ostens, insbesondere die augenblickliche Lage Chinas mit seinem dauernden Bürgerkrieg gründlich verstehen will. — Für größere Büchereien. K. Schulz (Stettin).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Behm, Hans Wolfgang: Welteis und Weltentwicklung. Leipzig: Voigtländer 1926. 47 S. Geh. 1,—.

Das Heft will in kurzer Zusammenfassung einen Überblick über die Welteislehre geben. Diese umstrittene Lehrmeinung, welche von den Vertretern der Wissenschaft abgelehnt wird, findet hier in gedrängtester Form eine gemeinverständliche Darlegung. Vollständig geschlossene Beweisführungen vermag das Heftchen nicht zu geben, da es sich vielfach auf Behauptungen, die dem Hauptwerk der Welteislehre entnommen sind, stützt und daraus weitere Folgerungen zieht. Wohlgefällig berührt die übersichtliche, durch Randtitel gegliederte Art der Darstellung, die zudem, was in Deutschland etwas heißen will, auf jegliches Fremdwort verzichtet und auch sonst äußerst fesselnd und volkstümlich geschrieben ist. Man wird in dem Buch, selbst wenn man die Lehre an sich ablehnen mag, ihre knappe Zusammenfassung in ansprechender Form zu schätzen wissen. — Schon für mittlere Büchereien. Conrad Barth (Stettin).

Müller, Oskar: Radioaktivität und neue Atomlehre. Mit 28 Abb. Leipzig: Quelle & Meyer 1926. 160 S.

Das in der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" erschienene Bändchen gibt einen gedrängten Überblick über das heutige Wissen vom Radium und den sinnverwandten Anschlußgebieten. Mit der Eigenschaft der Radioaktivität und den Wirkungen des Radiums beginnend, leitet es über zu Erscheinungen des Atomzerfalles und damit zu den heute bekannten Tatsachen aus der Feinbaulehre des Stoffes. Die Erscheinung der Serienspektren wird mit in den Kreis der Betrachtungen gezogen, und die Ergebnisse ihrer Erforschung werden mit den Grundlagen der Radiumwissenschaft in Einklang gebracht; der Weg führt auf diese Weise zu dem Bohrschen Atommodell. Nach der Lehre von den Isotopen wird ein

Schlußabschnitt der Verbreitung und Verwendung der radioaktiven Stoffe gewidmet. — Das Buch bietet eine sehr brauchbare Zusammenfassung des Stoffes in klarer Form, verlangt aber vom Leser einige Vorherbeschäftigung mit den Grundgebieten. Für mittlere und größere Büchereien.

Conrad Barth (Stettin).

Walthard, Friedrich: Mit Stichel und Stift. Einführung in die Techniken der Graphik. Zürich: Füßli 1924. 66 S. 8,—.

Es sei gleich vorweg gesagt, daß dem Verfasser wohlgelungen ist, was er mit dem Buch beabsichtigt hat: zu zeigen, „welches der Weg ist, auf welchem ein gedrucktes Blatt, d. h. vor allem seine Druckplatte entstanden ist". In klarer Gliederung werden Hochdruck, Tiefdruck und Flachdruck behandelt, mit den Untergruppen „manuelle" und „chemische" Verfahren beim Hochdruck, „manuelle", „chemische" und „photochemische" beim Tiefdruck und „Lithographie", „Photo-Lithographie" und „Lichtdruck" beim Flachdruck. Ein letzter, vierter Abschnitt beschäftigt sich mit dem Farbendruck. 37 Tafeln und zahlreiche Abbildungen und schematische Darstellungen der verschiedenen Druckverfahren und Druckpressen im Text unterstützen die Anschaulichkeit der Ausführungen aufs glücklichste. Wenn man sich für eine Neuauflage des Buches noch etwas wünschen wollte, so wäre es die Erklärung noch einiger Fachausdrücke, die diesmal unerläutert in Anführungszeichen gebracht sind (z. B. „klopft den Satz in feuchtes gepreßtes Papier ab", „endloses Papier", „Niellen"). — Wegen seiner Knappheit und Klarheit ist das Werk für alle Büchereien, die ihren Lesern eine Einführung in die Techniken der Graphik vermitteln wollen, vorzüglich geeignet.

Therese Krimmer (Berlin).

8. Verschiedenes.

Deutsche Volkheit. Herausgeber Dr. Paul Zaunert. Jena: Diederichs. Je 2,—.

In einer Kulturkrisis, wie die, welche wir Jahrzehnte hindurch erleben, unterliegt vielleicht nichts einer so grundlegenden Umstellung wie die Geschichtsschreibung. Nicht zufällig steht an ihrem Anfang Nietzsches Abhandlung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben". Wir erlebten das plötzliche Veralten der Geschichtsschreibung der Vorkriegszeit; die Vergangenheit erscheint in durchaus neuem Lichte; die letzten zwei Generationen entfernten sich von uns, ältere, auf die wir früher wenig achteten, erregen unsere Aufmerksamkeit; ja ganze Epochen, welche seit der Aufklärung, mit Ausnahme der Romantik, im Dunkeln blieben, wie das Mittelalter, rücken uns besonders seit 15 Jahren näher, weil wir glauben, in ihnen etwas Verwandtes zu spüren. In Zeiten solchen Übergangs ist kein eindeutiges Geschichtsbild zu erwarten. Deshalb gewinnen Quellensammlungen, welche uns das Leben der Vergangenheit von unten auf ohne die gegenwärtige Brille der Geschichtsschreibung in Unmittelbarkeit sehen lassen, doppelte Bedeutung, zumal wenn sie aus solchen Zeiten herrühren, deren Kräftewalten uns ein Ansporn für gegenwärtiges und künftiges Wirken sein kann. Volkstümliche Quellensammlungen dieser Art bedeuten etwas Ähnliches wie der symbolisch-historische Roman Kolbenheyers, Schäfers, Molos, Meyer-Eckhardts („Die Möbel des Herrn Berthelemy"), Ina Seidels („Das Labyrinth"), Döblins („Wallenstein").

Schon dem Verlag Voigtländer begegneten wir vor dem Kriege auf dem Wege zu einer solchen heroischen, d. h. anspornenden Wiederverlebendigung der Vergangenheit mit seinen „Quellenbüchern", denen der Erfolg in unseren Volksbüchereien leider z. T. versagt blieb. Letzteres scheint mir nun mit der neuen Diederichsschen Sammlung „Deutsche Volkheit" deshalb nicht der Fall zu sein, weil sie weit volkstümlicher in der Darbietung der Quellen ist und das Zeiterleben in der Auswahl stärker mitschwingt. Auch die äußere Aufmachung der Bändchen, die in mancher Hinsicht an die der Insel-Bändchen erinnert, scheint mir dabei ebensowenig ohne Belang zu sein wie ihre Wohlfeilheit. Auch die Kühnheit des Planes dieser Sammlung, der sich über viele hunderte Bände erstrecken soll, zeigt, daß hier, wie es freilich von einer Reihe der schönen Voigtländerschen Sammlung gleichfalls zu sagen ist, keine einseitige Einstellung zur Vergangenheit vorwaltet,

sondern, daß möglichst viel Saiten vom Leben der Vergangenheit entsprechend der Differenziertheit unseres heutigen Lebens zum Schwingen gebracht werden sollen, damit der Akkord, der uns in die Zukunft hinüberleitet, umso voller und einmütiger sei. Solche Verlebendigung der Vergangenheit, wie sie ja schon dem Freiherrn von Stein mit seinen „Monumenta Germaniae", seit Jahrzehnten auch deutsch erschienen, vorschwebte, mußte grade für das breite Lesepublikum, aber nicht für das großstädtisch-verwöhnte, sondern für das an der Gestalt der künftigen Kultur mitarbeitende gemacht werden. Ein starker Widerhall dieser Sammlung in Kreisen der Jugendbewegung wird nicht ausbleiben. — Die hier angedeuteten Gesichtspunkte lassen sich bereits an der bis jetzt vorliegenden Reihe von 28 Bändchen verdeutlichen. Vom Mittelalter liegen an Geschichtsquellen „Die Kaiserchronik" (18), dann das Bändchen „Kaiser Friedrich Barbarossa in der Geschichte" (19), sowie im „Volksbuch von Barbarossa und den Geschichten von Friedrich dem Anderen" (9) der Barbarossa-Mythos vor, wobei — um mit Leopold Ziegler zu reden — „das heilige Reich der Deutschen" an seiner Wurzel gepackt wird. Der weltanschaulich Rechtsgerichtete findet in den Bändchen 13, 12, 24, die von Friedrich dem Großen in Rheinsberg, in Sanssouci und von seinen Soldaten handeln, seine Befriedigung; der Volksmann in dem Bande „Andreas Hofer oder Der Bauernkrieg in Tirol" (27). — Frauen, denen die Vergangenheit um der Gegenwart willen lieb ist, mögen zum „Altgermanischen Frauenleben" (1), besonders aber dem „Leben der heiligen Elisabeth" (28) und den „Marienlegenden" (8) greifen. Den Kreisen der Jugendbewegung werden willkommen sein die Bändchen: „Die Halleschen Jahreslaufspiele" (25/26), „Germanische Spruchweisheit" (17), „Deutsche Bauernweistümer" (21/22), „Pflanzen im deutschen Volksleben" (10), „Alte Heilkräuter" (23). Was die Sammlung für die Jugendbücherei so wertvoll macht, ist die bereits jetzt verhältnismäßig große Anzahl von Bänden, die enthalten: Sagen (von Rübezahl 15, von Stilzel, dem Kobold des Böhmerwaldes 16, Wendische Sagen 4, Nordische Heldensagen von Saxo Grammaticus 2, Dänische Heldensagen 3), Märchen (Vlämische 5, freilich auch plattdeutsche 11 und 14), Schwänke (von Landsknechten 6 und Bauern 7), „Alte deutsche Tierfabeln" (20). — Es kann natürlich hier nicht von der Bearbeitung der einzelnen Bände die Rede sein. Wo bald weitere 20 Bände (Dietrich von Bern, Karl der Große, über den deutschen Orden, Dürer, Pirkheimer, Hutten, Gustav Adolf, Stein, Südtirol u. a.) erscheinen, konnte nur im Ganzen nachdrücklich auf die Sammlung für die Volksbüchereien hingewiesen werden. Sicher sind auch die Bearbeitungen für die einzelnen Bände verschieden ausgefallen und sprechen namentlich bei der Anschaffung der Sammlung durch kleine Volksbüchereien, die mit beschränkten Mitteln zu rechnen haben, mit. Der Volksbibliothekar sollte aber die Sammlung als Ganzes im Auge behalten, und dafür genügt, auf Bearbeiter wie Hans Blunck, den neuen Hamburger „Gustav Freytag", auf den schlesischen Dichter Will-Erich Peuckert, den Böhmen Hans Watzlik, die Dichterin Lulu v. Strauß und Torney hinzuweisen, sieht man von so ausgezeichneten Gelehrten wie Hans Neumann (der ja als Verfasser der „Geschichte der deutschen Literatur der Gegenwart" bekannt ist) ab, um eine Gewähr dafür zu haben, daß es sich hier — im Gegensatz zu den Voigtländerschen Quellenbüchern — um eine echt volkstümliche Sammlung handelt, was auch textlich die Anpassung an das heutige Sprachgewand und die erstaunliche Fülle von seltenen Abbildungen, namentlich auch die (den Quellen selbst entnommenen) Holzschnitte bezeugen, die nach alter Manier oft in den Text eingefügt sind und die Anschauung von alten Zeiten erhöhen. Die knapp gehaltenen wichtigsten Quellenhinweise werden den Volksbüchereien ebenso willkommen sein, wie das gute Papier und der meist große, immer aber derbe Druck. M. Wieser (Spandau).

Dreiturmbücherei. Hrsg. von Jacob Brummer und Ludwig Hasenclever. München: Oldenbourg 1925. Bd 1—25. Einzelbd 1,20, Doppelbd 2,—.

1. Immanuel Kant. Ausw. von L. Hasenclever.
2. Von deutscher Tonkunst. Eine Ausw. aus dem musikalischen Schrifttum. Hrsg. von Oskar Kaul.

3. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. In Ausw. mit Einl. und verbindendem Text, hrsg. von Wilhelm Zillinger.
4. Der Kaufmannsgeist in literarischen Zeugnissen. Zusammengestellt von Horst Kliemann.
5./6. Jean Paul. Ausw. von Joseph Müller.
7. Aus der alten Geschichte. Darstellungen, ges. von Max Mühl.
8./9./10. Herder. Ausw. aus seinen Schriften, zusammengestellt von J. Brummer.
11. Von Freiheit und Vaterland. Drei Stücke aus den Schriften E. M. Arndts. Ausgew. von Adam Stoessel.
12. Von der Kunst der Griechen. Klassische Einzeldarst. zur Geschichte der griech. Plastik. Ges. von W. Zillinger. Mit 15 Abb.
13. Eichendorff über die Romantik. Drei Stücke, hrsg. u. erl. von Anton Mayer-Pfannholz.
14./15. Aus Grillparzers Prosaschriften. Ausgew. von Michael Gebhardt.
16. Martin Luther. Eine Ausw. aus seinen Schriften von Georg Merz.
17./18. Leopold von Ranke. Eine Ausw. aus seinen Schriften von Paul Joachimsen.
19. Probleme und Erkenntnisse der Naturwissenschaften im Wechsel der Jahrhunderte. Darstellungen, ges. von Stephan List.
20. Aus der Geschichte des Mittelalters. Darstellungen, ges. von Anton Mayer-Pfannholz.
21. Johann Gottlieb Fichte. Ausw. von Ludwig Hasenclever.
22./23. Homers Ilias. Übers. u. ausgew. von Thassilo v. Scheffer.
24./25. Homers Odyssee. Übers. u. ausgew. v. Thassilo v. Scheffer.

„Das Ziel der Sammlung ist, literarische Zeugnisse unserer wissenschaftlichen und künstlerischen Kultur in Auswahl nach ihren charakteristischen Erscheinungsformen vorzuführen" und so „ein geschlossenes und reizvolles Mosaikbild" des Dichters oder Themas erstehen zu lassen. Sie enthält zum größten Teil bereits klassische Werke, die gewiß in den meisten Büchereien schon vorhanden sind, aber mehr oder weniger unbenutzt stehen. Durch die guten, sachkundig zusammengestellten Auswahlbändchen, die als Einführung dienen können, werden vielleicht Leser für die größeren Werke gewonnen. Auch die ein Thema, „Kaufmannsgeist", Tonkunst u. a. behandelnden Werke bringen Verstreutes und Vergessenes in fesselnder Auslese. Jeder Band ist mit Literatur- bezw. Quellenverzeichnis, Register und Anmerkungen am Schluß, zum Teil mit Abbildungen und kurzen Einführungen versehen; die farbigen verschiedenartigen Einbände sind der Inselbücherei ähnlich, der Druck in guter Fraktur, Bd 22/25 in klarer Antiqua. Die Anschaffung kann je nach den Bedürfnissen mittleren und größeren Büchereien empfohlen werden. Vor allem kommt die Sammlung dort in Betracht, wo Beratung für die Eigenbücherei durch die Bücherei gepflogen wird. Kaum in Frage kommt der Lutherband, dessen Altdeutsch zu schwer verständlich ist.

M. Thilo (Stolp i. P.).

C. Schöne Literatur.

I. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten. Lied[e] Gesänge, verdeutscht von Richard Wilhelm. Diederichs: Jena 129 S. 8,—.

Den Prosaübersetzungen und vielen verfälschenden „Nachdichtungen" [chine]sischer Lyrik aus zweiter Hand steht hier endlich eine dichterische Verdeut[schung] aus dem Original gegenüber. Die Kürze und Fülle der chinesischen Sprache [kann] nicht „nachgeahmt" werden. Dem rühmlichst bekannten Einfühlungsver[mögen] Richard Wilhelms in die chinesische Seele gelangen aber ausgezeichnete „De[utsch]ungen", die den Unendlichkeitszauber, der in den chinesischen Gedichten zw[ischen] den Worten und zwischen den Zeilen schwingt, nicht zerstören (z. B. Einsc[...] von Li-Tai-Pe!). 16 Nachbildungen chinesischer Holzschnitte bereichern das [vor]trefflich ausgestattete Buch. Allerdings wendet sich die engbegrenzte moti[vische] Auswahl dieser chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten (nebst dem vo[rtreff]lichen Nachwort über die chinesische Poesie) vor allem an eine gebildete [Leser]schaft mit literarischem Feingeschmack; sie kommt deshalb wohl nur für gr[ößere] Büchereien in Betracht. Hans Schmeer (Münche[n]).

Hinter den Bergen. Stimmen der Sudetendeutschen. Hrsg. [von] W. Köhler. Schweidnitz: Heege 1926. 180 S.

Als 6. Band der Sammelreihe „Die schlesischen Bücher" ist vorliege[ndes] Bändchen den deutschböhmischen Autoren gewidmet, die sich dem Leser mit e[iner] kleinen Auswahl aus ihrem Schaffen nebst kurzen biographischen Notizen [vor]stellen. Neben bekannten Namen wie Ginzkey, W. v. Molo, Watzlik, R. H[...]baum stehen weniger oder wohl zumeist ganz unbekannte wie C. Leu[...] W. Pleyer, E. Ott u. a. Die dargebotenen Kostproben sind zu gering, um [die] Eigenart der einzelnen Autoren erkennen zu lassen. Aber wenn es dem Hera[us]geber daran liegt, mit dieser kleinen „Dichter-Schau" den kulturellen Zusamm[en]hang des Deutschtums beiderseits der Sudeten wach zu halten und zu schär[fen], so kann das Buch als willkommene Gabe, nicht nur in den schlesischen Land[en] begrüßt werden. — Für größere Volksbüchereien.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Moderne deutsche Lyrik. Ältere Generation (1880—1914). [M]it einer literargeschichtl. Einl. u. biograph. Notizen hrsg. von Hans Ben[z]mann. 4. Aufl. Leipzig: Reclam jun. 1924. 429 S.

Saat und Ernte. Die deutsche Lyrik um 1925. In Selbstauswahl[en] der Dichter und Dichterinnen. Mit kurzen Eigenbiographien und A[n]gaben ihrer Werke. Hrsg. von Albert Sergel. Berlin: Deutsches Ver[]lagshaus Bong & Co. 1924. 502 S.

Als die Benzmannsche Sammlung 1903 zum ersten Male, die im gleiche[n] Verlage herausgekommene Sammlung R. v. Gottschalls „Deutsche Lyrik de[s] 19. Jahrhunderts bis zur modernen Ära" ergänzend, herauskam, wurde sie viele[n], besonders jungen Menschen, schnell ein mit Begeisterung und Liebe umfaßter Besitz. Heute ist uns vieles davon kalt und leblos geworden, nachdem wir durch die abermalige Wandlung des Zeitstiles sehr rasch einen Abstand zu der Generation von 1880—1914 gewonnen haben. Dem trägt die Sammlung durch ihre Verringerung um 200 Seiten Rechnung, aber doch nicht hinreichend. Unter den beiden Möglichkeiten, sich auf das heute noch Lebendige und Wertvolle zu beschränken oder eine historische Übersicht zu geben, hat Benzmann ein Kompromiß geschlossen, während der erstere Weg für eine Sammlung wie die Reclamsche der allein maßgebliche hätte sein sollen. Ich zähle immer noch 134 Namen, die vertreten sind, wie soll man da den Weizen aus der Spreu sondern! Verdienstlich ist die Einleitung, die allenthalben von der umfassenden Kenntnis des Stoffes und besonders des Handwerklichen, auch von gutem geschmacklichem Urteil zeugt. Wäh-

.. man hier vieles lernen kann, beirren einige seltsame Auffassungen vom ..ien der deutschen Kunst": hier spuken unter den großen „deutschen" Meistern .„Ghibelline Dante" als „etwa von gotischen oder longobardischen Ahnen ab..mend" und der „von deutschen Voreltern abstammende Tolstoi"! Auch reicht ..mann bei der Deutung der Erscheinungen in dieser freilich kurzen Einleitung ..ends recht in die Tiefe. Trotz dieser Mängel werden größere Volksbüchereien .Auswahl nicht entbehren können, wenn sie nicht bereits eine der älteren Auf..n besitzen. Die jüngste Lyrik soll in einem selbständigen Sammelbande folgen.

Der Gedanke Sergels, die Dichter selbst die Auswahl ihrer Gedichte für . Anthologie treffen zu lassen, hätte vielleicht ein besseres Ergebnis haben ..en, wenn die Zahl der Dichter geringer wäre. Einhundertundzwanzig lebende ..er marschieren auf, jeder mit vier Seiten gleichmäßig bedacht. Außer einigen, sich begründet entschuldigen, fehlt nur Arnold Ulitz. Das Gesamtbild muß ..endig trostlos sein, denn bei dieser gleichmäßig „gerechten" Behandlung der ..eren Talente versinken die wenigen echten und führenden in einer breiten, ..en Flut. Dabei ist wenig Schlechtes darunter, das meiste ist recht nett, aber dieser Häufung von hoffnungsloser Trostlosigkeit. Nie habe ich schärfer emp..den, wie selten echte Lyrik ist und wie notwendig für eine Anthologie eine mit ..lerischem Takt geordnete, sorgfältige Auslese. Man könnte aus dem Ganzen ..r drei bis vier Bändchen zusammenstellen, die einen reinen Klang und Ge..s böten. Eine Heerschau dieser Art hat nur Zweck als eine Art Nachschlage..rk. W. Schuster.

..idel, Ina: Neue Gedichte. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. ..9 S.

Dieser neue Band enthält nicht nur Gedichte, die in den früheren Bänden ..t enthalten waren. Vielmehr hat Ina Seidel einige der schönsten Stücke aus . Sammlungen „Weltinnigkeit" und „Gedichte" hier von neuem abgedruckt (und ..r da und dort mit ganz leichten, aber ausdruckverstärkenden Änderungen), so ..lebnis des Wanderers", „Den Toten" (ursprünglich „Totenhymne"), „Erde ..d ich", „Heimat" (ursprünglich „Genius loci"), „Trost", „Erinnerung", „Ge..s", „Der Berg". Von den hier erstmals abgedruckten Gedichten seien „Ulrike" ..d die verschiedenen Lobgesänge auf Hermes, den schweifenden, erdumkreisenden ..tt und Seelenführer, hervorgehoben. — Volksbüchereien werden diesen Band ..behren können, namentlich wenn sie die Sammlung „Weltinnigkeit" besitzen, . nach wie vor das wichtigste Denkmal der großen lyrischen Gestaltungskraft ..a Seidels ist. E. Ackerknecht.

..elley: Dichtungen. In neuer Übertragung von Alfred Wolfenstein. Berlin: Cassirer 1922. 94 S.

Die sehr schwere Aufgabe, einen Dichter wie Shelley in gutes Deutsch zu ..agen, ist in Wolfensteins freien Übertragungen glücklich gelöst. Zudem ist die ..swahl so geschickt, daß man wirklich einen Hauch jener unabhängigen, feurigen, ..enden Seele verspürt. Allerdings wird es wohl nur in größeren Büchereien ..bleiben sein. R. Joerden (Stettin).

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

..uqué, Friedrich de la Motte: Der Zauberring. Ein Ritterroman in ..rei Teilen. Berlin-Charlottenburg: Verlag Die Bücherwarte 1924. ..24 S.

Es ist ein gewagtes Unternehmen, die glücklich vergessene Ritterromantik ..ués wieder auszukramen. Ein Tournier jagt das andere, Liebeshandel folgt .. Liebeshandel, siegreich werden die heidnischen Sarazenen und Nordvölker be..pft und glücklich bekehrt, und böse Zaubereien erliegen schließlich doch dem ..chen Glauben. In echt romantischer Verwirrung sind die Personen durch..ndergemischt und erkennen sich am Schluß beinah alle als Nachkommen des ..en Ritters Hugh, der während der fabelhaften Taten in seinem Waffensaal

hinter dem eichenen Tisch und dem Glase besten Weines sitzt und über seine Jugendsünden nachsinnt. — Dieses ganze Gemengsel einer knabenhaften Phantasie — geistesgeschichtlich höchst interessant — ist als Lektüre heute nicht mehr genießbar. R. Joerden (Stettin).

Freytag, Gustav: Markus König. Berlin: Eckart 1926. 343 S. Lw. 4,80.

Nach der Freigabe von Freytags Werken ist neben anderen die vorliegende Bildausgabe dieses bekannten Romans erschienen, die auch kleineren Büchereien erschwinglich ist. Die kräftigen Zeichnungen von Albert Otto Guse sind dem Stoff glücklich angepaßt. M. Thilo (Stolp i. P.).

Wiesbadener Volksbücher. Nr. 201. August Sperl: Der Obrist. 74 S. — Nr. 202. Wilhelm Schmidtbonn: Die Letzte. Nur noch drei. Rheinische Geschichten. 51 S. — Nr. 203. Clemens Brentano: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. 49 S.

Diese rühmlich bekannte Sammlung legt drei neue Bändchen vor, deren erstes, von G. Fritz mit einer warmen Würdigung des bekannten Erzählers, deren zweites von Agnes Waldhausen mit einer Skizzierung des Werkes von Schmidtbonn eingeleitet ist, während das dritte, von Julius Petersen bevorwortet, knapp die Entstehungsgeschichte und die Motive der vielverschlungenen Handlung der ewig jungen Brentanoschen Novelle umreißt. Wieder ist die Sorgfalt und die sichere Auswahl zu loben, die in dem zweiten Bändchen auch das Material für unsere Vorlesestunden in glücklicher Weise vermehrt. Die Bändchen können wiederum allen Büchereien warm empfohlen werden. W. Schuster.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Bock, Alfred: Die Pariser. Ein Roman aus Hessen. Neuaufl. Mit Bildern von Carl Bantzer. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung 1926. XI, 190 S.

Der Roman, der 1909 erschien und eine Zeitlang vergriffen war, ist jetzt, von dem bekannten Hessenmaler Bantzer mit einigen trefflichen Zeichnungen ausgestattet, neu herausgekommen. Er gehört ohne Zweifel zu den besten Leistungen Bocks. — In einem Hessendorfe hat der eisenharte Bauer und Bürgermeister Melchior Wallenfels vor Jahren einige Bauern von Haus und Hof vertrieben, indem er sie wirtschaftlich ruinierte. Sie sind damals nach Paris gegangen und haben sich dort zu einigem Wohlstand wieder hinaufgearbeitet. Während des deutsch-französischen Krieges sind sie zurückgekehrt, ganz erfüllt von dem Verlangen, dem Bürgermeister heimzuzahlen, was er an ihnen getan hat. Wie nun dessen Stellung langsam unterhöhlt wird, bis der Führer der Gegenpartei, der Spechtskarl, sein Nachfolger wird, wie er gleichzeitig langsam durch seinen Sohn wirtschaftlich ruiniert, wie bei dem Zusammenstoß der Parteien das Liebesglück seiner Tochter vernichtet wird, das ist mit ruhigem epischem Atem, ohne viel Umschweife, ohne Rührseligkeit und doch ergreifend erzählt. Die Hast, die in einigen anderen Erzählungen Bocks etwas stört, kommt hier nicht auf. Mit großer Sicherheit sind die prachtvollen Charaktere gezeichnet: der harte und doch sympathische Bürgermeister, die herbe Tochter Annegret, der blinde, weichmütige und feinsinnige Mandlersfranz (bei dem sie noch einmal ihr Heim finden wird), der schwankende Spechtskarl und viele andere. Dies alles, sowie auch die schlichte Moral des Buches machen es zu einem prächtigen Volksbuch, das man in jeder Ausleihe gern gebrauchen wird. J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Delmont, Joseph: Die Stadt unter dem Meere. Roman. 3. Aufl. Leipzig: Grunow 1925. 431 S. Geh. 5,—, Lw. 8,—.

Der Verfasser, der auf der Verlegeranpreisung mit Jules Verne verglichen wird, hätte vielleicht einen annehmbaren phantastischen Roman zustande-

gebracht, wenn er sich in zwei Dingen Zügel angelegt hätte. — Der Roman spielt in der Gegenwart. Durch einige Erfindungen, die nicht gerade große Originalität verraten, wird es Deutschland möglich, seine alte Stellung in der Welt ohne Blutvergießen wiederzuerringen. Dabei ist der Verfasser immer wieder auf politisches Gebiet geraten und vermag leider nicht, seinen kümmerlichen Einsichten, die aus einigen langweiligen Schlagwörtern bestehen — z. B. spricht er immer von den Leichenfleddererstaaten des Ostens, jedes andere Wort ist „Korruption" usw. — die Aussprache zu verwehren. — Dazu kommt ein zweites. Der Verfasser sagt einmal: „Wie doch die Phantasie arbeitete! Immer wieder zu schmutzigen Dingen hintrieb." Anscheinend weiß er das aus eigener Erfahrung. Wenigstens finden sich von Zeit zu Zeit einige Szenen von solcher sexuellen Schmutzigkeit, daß das Buch seitenweise glatt in die Reihe der Schundschriften gehört. Auch die Spannungsmittel sind stellenweise offenbarer Schund, so daß man oft an den Schlager des vergangenen Jahres, den Tarzan, erinnert wird. — Das Buch kommt für Büchereien nicht in Frage.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Didring, Ernst: Spekulanten. Roman. Braunschweig: Westermann 1926. 206 S.

— Die Weltspinne. Roman. Ebenda 1926. 387 S.

Die „Spekulanten", als der dritte Teil eines Romanzyklus „Erz" gedacht, fallen gegen die beiden ersten packenden und bedeutenden Romane Didrings, „Hölle im Schnee" und „Der Krater", gänzlich ab und wirken, an deren Sprachkraft und bedeutungsvollem Geschehen gemessen, bar jeden sittlichen Gehaltes und stellenweise mit einer lächerlich plumpen Erotik aufgeputzt, wie ein mißlungenes Jugendwerk, das der Verleger, ermutigt durch den Erfolg der beiden anderen Werke, ans Licht gezogen hat, zum Schaden des Verfassers. Die gewissenlose und seelisch verkommene Welt der Spekulanten, der auch der Hauptheld trotz schwacher Bemühungen des Verfassers kaum entrinnt, ist mit viel zu viel müder Gleichgültigkeit behandelt, als daß das Buch seinen offenbar angestrebten löblichen Zweck erfüllen könnte. Für Volksbüchereien ungeeignet.

Aus dem Roman „Die Weltspinne" hätte ein treffliches satirisches Zeitbild werden können. Er schildert jedoch nur die abenteuerliche, in ihrer Ergebnislosigkeit stellenweise lächerliche Jagd eines schwedischen Chemikers hinter den „Weltspinnen". Die Hirngespinste des nicht gerade produktiven Mannes sind viel zu ernst genommen, als daß nicht die endliche Entlarvung dieser Phantomjagd für den Leser verstimmend sein müßte. Die Schachzüge, mit denen der Chemiker die „Weltschurken" als die vermeintlichen Urheber alles Elends, aller Kriege und Hungersnöte einzukreisen sucht, wirken oft kindlich naiv. Zum Überfluß begleitet den ziemlich kargen Stoff als Nebenhandlung eine sentimentale Liebesgeschichte, in der es von Edelmut und Aufopferung und dem Heroismus wirklicher Taten trieft. Einzig Didrings plastische Gestaltung von Menschen und Hintergründen mit ganz geringen Mitteln verdient Anerkennung. Im übrigen wirkt der Roman wie einer mittelmäßigen Großstadtzeitung entnommen. Die Anschaffung lohnt nicht.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Dörfler, Peter: Die Braut des Alexius. Novelle. München: Kösel & Pustet 1926. 70 S. Lw. 2,80.

In dieser kleinen Novelle schildert uns Dörfler den Weg der Selbstbefreiung seines Freundes, eines Menschen, dessen Selbstbewußtsein, „ein Einmaliger und Erstmaliger zu sein", ihn dazu treibt, die Ketten zu sprengen, die ihn ans äußere Leben fesseln. Gleich dem heiligen Alexius scheidet er sich von der Gesellschaft, von seiner Stellung, selbst von seiner Braut, und folgt seinem inneren Ruf. Aber trotz aller leidenschaftlichen Begründung zweifle ich, ob der Leser gleich dem Erzähler am Ende des Büchleins „wirklich an sein Besonderes glaubt" — der eigentliche Reiz der Novelle liegt wohl vor allem in dem stimmungsvollen Zauber der Darstellung, in der gewählten Sprache und nicht zuletzt in der plastischen Gestaltung des Landschaftlichen. Es sei deshalb allen Freunden stiller Kunst empfohlen.

Margarete Schmeer (München).

Heidenstam, Verner von: Der heiligen Birgitta Pilgerfahrt. München: Langen 1925. 185 S. Lw. 6,—.

Birgitta Birgersdotter, die Heilige von Vadstena am Wettersee, die Zeitgenossin von Petrarca und Cola di Rienzi, ist gewiß eine der interessantesten Gestalten des spätgermanischen Mittelalters. Verner von Heidenstam, dem die Ufer des Wetter recht eigentlich seine engere schwedische Heimat bedeuten, hat von Kindheit auf ihre Gestalt erlebt wie eine Sagengestalt, die unlösbar ist von der Landschaft, aus der sie einst leibhaft erwuchs. Es ist deshalb auch sehr bezeichnend, daß der Roman, in dem Heidenstam vor mehr als dreißig Jahren diesen Geist beschwor, mit einer Vision beginnt, in der wir ihren riesigen Schatten im Sturm über den See reiten sehen. Dann erst setzt die Erzählung ein vom Pilgerweg Birgittas zur Heiligkeit, zur völligen „Vergeistigung" ihrer herrschsüchtigen und vollblütigen Natur. An der Bahre ihres Mannes, dem sie zwei Söhne und drei Töchter geboren hatte und dessen irdische Liebe sie zuletzt noch in die himmlische zu verklären wußte, begann dieser Weg recht eigentlich und führte sie nach Rom, wo sie mehrere Jahre lebte, und schließlich auch nach Jerusalem. Nie hat sie den Wettersee wiedergesehen, wo inzwischen das Kloster für Mönche und Nonnen erstanden war, das sie den Päpsten abgetrotzt hatte und in dessen Kirche heute noch ihre und ihrer Tochter Karin Gebeine zu sehen sind. Heidenstam versteht es hier nicht weniger als bei Karl XII., eine problematische Gestalt, ohne sie zu idealisieren, als Heldengestalt erleben zu lassen. Wenn wir auch immer wieder noch so entsetzt sind über diese vom Dämon der Heiligkeit Besessene, deren Frömmigkeit wie ein fressendes Feuer alles naturgegebene Glück um sie herum vernichtet, wenn wir auch empört mit ansehen, wie sie ihre Kinder dem Untergange preisgibt (Nietzsche hätte hier ein Musterbeispiel für „die Diabolisierung der Natur" im Namen des Christentums gehabt!) — immer wieder überläuft ein Schimmer unzerstörbarer, luziferischer Lieblichkeit diese nicht nur der Abkunft nach königliche Gestalt, so daß wir ihr Wesen schließlich doch in reiner tragischer Erschütterung betrachten können wie ihre Freunde und Mitpilger, die an ihrem Sterbelager stehen und denen sie als Letztes ihre verehrende Liebe zu all den Ihrigen bekennt, deren „hingebende Güte tausendmal größerer Ehre wert" gewesen sei als ihre eigene Heiligkeit. — Es versteht sich bei Verner von Heidenstam von selbst, daß der Roman zugleich farbenreiche, oft sinnbildlich vertiefte Bilder aus dem Schweden und den Mittelmeerländern des 15. Jahrhunderts bietet. Es ist daher doppelt dankbar zu begrüßen, daß er neu aufgelegt wurde, nachdem er lange im Buchhandel gefehlt hat. Möchte er jetzt die verdiente Beachtung finden! — Für größere Volksbüchereien. E. Ackerknecht.

Hochstetter, Sophie: Königin Luise. Berlin: Bong 1926. Jll. 357 S.

Der Roman behandelt die Lieblingsgestalt unseres vaterländischen Geschichtsunterrichts ganz im Geiste eben dieses Unterrichts: es ist die sentimentale Verhimmelung einer holden, im Schmerz reifenden, aber nicht nur höchst ungenialen, sondern auch tugendhaft-langstieligen „Landesmutter" — Königin mag man kaum sagen. „Sie tun miteinander wie gute Bürgersleute, wahrhaftig wie gute Bürgersleute", mit diesen Worten hat Sophie Hochstetter selbst ihren Luisenroman vortrefflich charakterisiert. Ein sprachlicher Schnitzer der Verfasserin verdient besonders angemerkt zu werden, weil er, so klein er an sich ist, weite Perspektiven eröffnet: Sie nennt Friedrich Wilhelm I. einen Poltron, und damit tut sie ihm bitter Unrecht, denn der roi-sergeant hat inmitten seiner verprügelten Preußen sicherlich so wenig Furcht gekannt wie der Wolf unter Lämmern. Poltron heißt nämlich „Hasenfuß" und nicht — Polterer. — Für größere Volksbüchereien.

G. Hermann (Stettin).

Kamban, Gudmundur: Ragnar Finsson. Roman aus dem Dän. übertr. von Else v. Hollander-Lossow. Braunschweig: Westermann o. J. 446 S.

Der Verfasser, der 1888 auf Island geboren ist und in Kopenhagen als Regisseur lebt, hat im ersten Teil offenbar eigene Jugenderlebnisse zu Grunde gelegt. Ein stolzer, feinempfindlicher, begabter Junge wächst der Held auf Is-

land auf. Er möchte stets „gut gegen alle sein“, aber sein Stolz, seine Empfindlichkeit und gelegentlich seine Kraft führen ihn immer wieder in Zusammenstöße mit seiner Umgebung. Er nimmt sein Studium in Kopenhagen ernst und — wird ein ewiger Student. Nach dem Zusammenbruch des elterlichen Vermögens schlägt er sich erst in Kopenhagen beim Annoncenwesen durch, geht dann nach den Vereinigten Staaten und sinkt hier rasch, da er keine Arbeit finden kann, in der Not von Stufe zu Stufe. Im Gefängnis moralisch gebrochen wird er zum Schwerverbrecher, der endlich auf der Flucht vor der Polizei in den Tod geht. — Das Buch ist eine Anklage gegen die Gesellschaft, die den Verbrecher schließlich im Gefängnis zur Bestie macht. Einiges aus der Jugend, dem ersten Liebeserlebnis, der Schilderung des Gefängnisses ist zart und gut gesehen, streift aber gelegentlich hart ans Sentimentale. Da der Roman sich nirgends über das Niveau guter spannender Unterhaltungslektüre erhebt, die wir von deutschen Autoren zur Genüge besitzen, besteht kein Bedürfnis, ihn anzuschaffen. W. Schuster.

Kaminsky, Friedrich: Des Bischofs Kapellmeister. Roman aus der ersten Zeit der deutschen Oper. Freienwaldau: A. Blazek o. J. 164 S.

Karl D. von Dittersdorf (1739—1799), dem in jungen Jahren zu der Zeit eines Gluck in Wien freundwillige Virtuosenerfolge zufielen, ist der Kapellmeister, dessen Lebensbahn erzählt wird. — Der langjährige Aufenthalt an einem kleinen geistlichen Hofe in Schlesien gibt reichlich Gelegenheit, Kultur, Gesellschaft, Sitten auf zugängliche Art in volkstümlicher Sprache darzustellen. Die Landschaft, einzelne Ortschaften sind Anlaß, Berichte oder Geschichten, die man sich als Anekdoten oder gar in halb sagenhafter Form noch heute im Schlesischen erzählen mag, in ihrem Ursprung aufzudecken; sie werden jedoch nicht etwa begrifflich zerpflückt. — Der Kapellmeister ist mit liebevoller Anteilnahme als Mensch und auch als Künstler herausgestellt. Diese oder jene Reflexion über seine Stellung in der Gesellschaft mag ihn allerdings schwerlich so geplagt haben. — Unkompliziert, wie er im übrigen erscheint, spinnt sich auch die gesamte Erzählung fort. Die dankenswerte Geradlinigkeit und die gesunde Auffassung lassen die Anschaffung des Romans als Heimatbuch für schlesische Volksbüchereien als wünschenswert erscheinen. W. Engelhardt (Berlin).

Kolbenheyer, Erwin Guido: Das Lächeln der Penaten. Roman. München: Müller 1927. 268 S. Geb. 7,—.

Der Komponist Eduard Bruckmeier führt aus dem Frieden seines durch die Inflation und den österreichischen Zusammenbruch gefährdeten Heimes den schweren Streit mit der Not des Lebens und den Kampf um seine Kunst, eine große Symphonie, gegen die snobistische Kritik und die Verlockungen einer nach Sensationen lüsternen Zivilisation. Daß er darin siegreich ist, verdankt er der Kraftquelle seines Heimes, in der er immer wieder untertauchen und die Seele sich reinbaden kann. Der Roman ist überreich an tiefen Gedanken über Kunst und Leben, ein Bekenntnis des Dichters, in dem er durch die Hauptgestalt des Musikers so unmittelbar zu uns spricht, daß die bildhafte Objektivierung darunter gelitten hat. Auch die Frau, die das Vorbild der Frau Anna abgab, scheint ihm zu nahe zu stehen, und in einem gewissen Grade gilt das sogar von den psychologisch so fein erfaßten, lieblichen Kindergestalten des Paares. Plastisch greifbar kommen dagegen der prächtige Freund Buhmann, der Kaffeehausbesitzer, die Sängerin Cori und ihr Gatte, der Musikkritiker Kerschl, ein immer wiederkehrender Typ großstädtischer Kunstmache, und die andern Nebenfiguren heraus. — Der Roman ist sehr schön und geschlossen in der Form, die selbst der einer Symphonie mit gewaltig daherbrausendem letzten Satz nachgebildet scheint, und die starke Gedankenfracht ist aufgelöst in eine so klare, wohllautende Sprache, daß das schöne, hochgestimmte und zugleich innige Buch sich bereits dem nachdenklichen, einfacher geschulten Leser erschließt. Zudem besitzt es über seinen ästhetischen und gedanklichen Gehalt und über seine Bedeutung für die Persönlichkeit seines Dichters hinaus den ethischen Wert, daß es die Welt des schöpferischen Menschen aus der alten Kulturträgerschicht des Mittelstandes in seinem Kampfe mit der neuen Welt einmal von anderer Seite zeigt und tiefer erfaßt, als das bisher im Zerrspiegel der Kaffeehausbohême geschah. W. Schuster.

Langheinrich, Franz: Friederike Brion. Erzählung aus Goethes Straßburger Studentenzeit. Leipzig: Koehler & Amelang 1926. (Amelangs Taschenbücherei Bd 13.) 157 S.

Für den, der „Dichtung und Wahrheit“ kennt, ist diese Erzählung überflüssig, weil sie sich streng an Goethes Darstellung hält, und ein Ärgernis, weil sie die Goethesche Form zerstückelt und jämmerlich verflacht. Dem, der Goethes Bekenntnisse nicht kennt, vermag sie — voller Banalität und spießbürgerlicher Überschwenglichkeit — nur ein falsches Bild des Straßburger Studenten und seines Genietreibens zu geben, ist für ihn also schädlich. Büchereien können auf die Anschaffung des Buches verzichten. Therese Krimmer (Berlin).

Muschler, Reinhold Conrad: Der Weg ohne Ziel. Leipzig: Grunow 1926. 659 S. Geh. 6,50, Lw. 10,—.

Die Entwicklung eines begabten Menschen von der Schulzeit an, bis er seinem Leben im 35. Jahre selbst ein Ziel setzt, weil er nach langem Schwanken um den innerlichen Beruf, Wissenschaftler oder Künstler, Mut und Kraft verliert, zumal ihm auch die öffentliche Anerkennung versagt bleibt. Das Ganze in Form eines Tage- — Verzeihung! — Nachtbuches geschrieben, bei dem Muschler von Anfang bis zu Ende durch Randbemerkungen, Vor- und Nachwort, Schlußnoten den Herausgeber spielt. Es wird dadurch der Eindruck einer peinlichen Indiskretion hervorgerufen, der von vornherein gegen das Buch einnimmt. Darüber hinaus aber ist nur die Stellung des Themas interessant, die Ausführung ist (wie jede der darin geschilderten Frauengestalten) parfümiert und wäre oft mit dem Hinweis auf Widersprüche und reichlich willkürliche Konstruktionen zu widerlegen. Der Verfasser scheint selbst kein gutes Gewissen gehabt zu haben, da er dem Kritiker zweimal oberflächliches und feindliches Lesen vorwirft. Die Geleise, in denen er fährt, sind manchmal recht ausgefahren: Daß die Ehe einen Künstler behindert und unfähig macht, ist ebenso oft daher geredet wie wegen der reichlich feigen Bequemlichkeit einer Gewohnheits-Ausrede im tiefsten unwahr. Zum Schluß noch der Totenkatalog des Buches, wo von zehn Todesfällen leider nur einer natürlich verläuft ... Selbst die größten Büchereien können auf dies Buch verzichten. M. Schaefer (Elberfeld).

Neumann, Alfred: Der Teufel. Roman. Berlin: Deutsche Verlagsanstalt 1926. 476 S.

Alfred Neumann ist für diesen Roman im vorigen Jahr mit der Hälfte des Kleist-Preises ausgezeichnet worden. Das Buch ist zweifellos gut, wenn auch in keiner Weise so hervorragend, wie die Beziehung zu dem großen Namen Kleists notwendig machen müßte. Wenn man rekapituliert, an welche Schriftsteller während der letzten Jahre der Kleist-Preis gefallen ist, so wird man — mit der einzigen Ausnahme Barlachs — meinen können, daß gerade dieser Preis für Durchschnittsleistungen reserviert ist, die ihre eigenen Qualitäten zwar aufweisen, aber durchaus nicht als bedeutungsvoll für das dichterische Schaffen unserer Zeit angesprochen werden können. Daß z. B. Kolbenheyer für den Abschluß seines Paracelsus-Romans keinen Preis erhalten hat und Hans Grimm ihn für seinen Roman „Volk ohne Raum“ ganz bestimmt nicht erhalten wird, ist ganz symptomatisch dafür. Neumanns „Teufel“ ist ein gut erzählter historischer Roman, der die seltsame Schicksalsverkettung zwischen Ludwig XI. und seinem Barbier und Berater Necker, genannt „der Teufel“, zum Gegenstand hat. Der historische Stoff ist geschickt verarbeitet, die Gestalten in runder Plastik hingestellt. Allerdings ist der Verfasser zu einem spürbaren Grade doch auch an der gefährlichen Klippe hängen geblieben, die dem historischen Roman aus der Verquickung von Geschichte und Privatschicksal zu drohen pflegt. Die Handlung wird sehr stark durch die Figur der Gattin Neckers beeinflußt, die dem König geopfert wird und die an der quälenden Pflicht, beiden Männern zu gehören, zu Grunde geht. Die Gestalt Ludwigs verliert durch diese menschliche Aufhellung viel von der unheimlichen Größe, die sie in der Geschichte besitzt; sie wirkt bürgerlich und dadurch nicht echt genug. Viel stärker und wahrer wirkt der Schluß, der den verzweifelten

Kampf des Königs mit dem Tode und Neckers Sühne für alle Härte, die er um des Königs willen mit seinem Namen gedeckt hat, schildert. — Der Roman eignet sich für Leser mit gereiftem Geschmack und für größere Büchereien.

G. Kemp (Solingen).

Ponten, Josef: Die letzte Reise. Eine Erzählung. Mit 4 Bild. in achtfarb. Offsetdr. von Julia Ponten und Hermann Hesse. Lübeck: Quitzow 1926. 69 S.

Ponten, der Vielgewandte, der Vielzugewandte, läßt hier einen Todessüchtigen (nur keine Bange, dieser Held ist viel zu literarisch, um ernsthaft ein Ereignis herbeiführen zu wollen, das sich hernach nicht geistreich beschreiben oder beschwatzen läßt!), seine „letzte Reise" machen zusammen mit seiner „liebsten und besten" Frau, von der er sich in der letzten Zeit getrennt hatte, weil — ja eigentlich wohl, weil es so interessant ist, das auch einmal auszuprobieren. Die Reise nimmt also kein tragisches Ende, sondern sie mündet, trotz all dem wehleidigen Gerede des intellektuellen Helden über die „unsägliche Banalität der Menschenwelt", in die standesgemäße Banalität einer städtischen Literatenexistenz. Denn „man bedarf unser da unten", so sucht der Held sich, seinem Schöpfer und uns einzureden. — Das Bändchen ist mit vier schönen Aquarellen geschmückt, von denen zwei die Gattin des Dichters, Frau Julia Ponten, die andern zwei aber Hermann Hesse beigesteuert hat. Diese beiden sind das Schlichteste und künstlerisch Wertvollste, was das Bändchen enthält. — Für Volksbüchereien entbehrlich.

E. Ackerknecht.

Siwertz, Sigfrid: Das Witwenspiel. Eine Novelle. Lübeck: Quitzow 1926. 103 S.

In ungemein sicherer und überzeugender Darstellung, wechselnd in Humor und Ernst, aber ohne psychologische Tüftelei und ohne alle Sentimentalität, ist hier das Schicksal eines jungen schwedischen Kattegat-Fischers und seiner Frau erzählt. Ivarsson ist ein recht unbesorgter, um nicht zu sagen skrupelloser Bursche, dem aber niemand gram sein kann, am wenigsten seine schwerblütige, von ihrer Kinderlosigkeit bedrückte Frau, eine Waise aus dem Binnenlande. Als er einmal in einer Zeit schlechten Verdienstes seinen Lebensversicherungsbeitrag nicht bezahlen kann, ertrinkt er zum Schein, damit seine Frau die ganze Versicherungssumme ausbezahlt bekäme und mit ihm nach Amerika auswandere. Die Sache geht schief; er muß, nachdem er eine Zeit lang unter einem falschen Namen ein jämmerliches Waldarbeiterdasein weiter im Norden droben geführt hat, heimkehren. Dem Spott seiner Dorfgenossen entzieht er sich, indem er zum Fischfang auf die Doggerbank ausfährt. Seine Frau aber findet aus dem ihrer Natur so ungemäßen „Witwenspiel" nicht mehr anders heraus, als indem nun sie Ernst macht mit dem, was ihr leichtsinniger Mann nur spielte: sie ertränkt sich. — Das ausgezeichnete, schön ausgestattete Bändchen kann allen Volksbüchereien aufs beste empfohlen werden. E. Ackerknecht.

Smith, Arthur D. Howden: Porto Bello Gold. Ein Abenteurerroman. Potsdam: Kiepenheuer 1925. 472 S.

Trotz der schwungvollen, d. h. rhythmischen Widmung an Robert Louis Stevenson: „Denk' nicht, diese Geschichte, kläglich erklügelt" — ist diese Seeräubergeschichte mit Ausnahme eines Liedes von solcher Unwahrscheinlichkeit, daß man daraus allenfalls einen Film für Kinotheater dritten oder vierten Grades drehen könnte. Ein Fressen für Warenhausleihbibliothek-Publikum.

M. Schaefer (Elberfeld).

Zweig, Stefan: Verwirrung der Gefühle. Drei Novellen. Leipzig: Insel-Verlag 1927. (Zweig: Die Kette. Ring 3.) 273 S. Lw. 7,—.

Die „Verwirrung der Gefühle", die tiefunten „im dornendichten Gestrüpp des Herzens" jedes Menschen lebt, zuweilen blitzartig, oft zu seinem

eigenen Erschrecken beleuchtet wird und ungeahnte Schicksalswendungen herbeiführt, ist das Thema, welches Stefan Zweig in diesem neuen Ring des Novellenkreises anschlägt und dreifach variiert: Eine verwitwete Frau, Mutter erwachsener Kinder, „jenseits ihres Wissens und Willens geheimnisvollen Mächten ausgeliefert", versinkt für 24 Stunden in einen Taumel von Mitleid und Leidenschaft. Jäh erwacht fühlt sie sich erniedrigt und beschmutzt und ringt 24 lange Jahre mit ihrer Schuld, bis die Güte eines verstehenden Menschen sie erlöst. — Die zweite Novelle vom „Untergang eines Herzens" ist die schwächste des Ringes: Ein reich gewordener alter Kaufmann entdeckt zufällig in seiner einzigen geliebten und verwöhnten Tochter eine Dirne. Völlig gebrochen, aber zu feige, ihr offen ihre Schande vorzuhalten, zu schwach auch seiner Frau gegenüber, fühlt er sich plötzlich ganz losgelöst von ihnen und geht innerlich zu Grunde an der „Verwirrung seiner Gefühle", in die er sich gestürzt sieht. — In der letzten, der Titelnovelle, behandelt Zweig die Tragik im Leben eines Universitätsprofessors, der den Leidensweg eines zu fehlgängerischer geschlechtlicher Neigung Verdammten geht und doppelt Tantalusqualen erfährt, da dem begeisternden Dozenten die Schüler zudrängen. Er muß sie ständig vor sich hüten und endlich zur Rettung ihrer bis dahin reinen Freundschaft auch den geliebtesten seiner jungen geistigen Gefährten von sich schicken, um dessentwillen er sich heldisch bemeistert hat. — Diese „Töne aus Tiefen, die mittleres Schicksal nie ertastet", sind meisterlich erfaßt und gestaltet, von einer Farbigkeit und hinreißenden Leidenschaft, die Stefan Zweig kennzeichnen. Bei der Kühnheit der Problemstellung und der Sprachgestaltung versteht es sich wohl von selbst, daß man das Buch nur ganz ernsthaften und reifen Lesern in die Hand geben kann, sich also eine Einstellung für kleinere Büchereien erübrigt. Jenny Müller (Flensburg).

Kleine Mitteilungen.

„Verbreitende Volksbildung". Zu diesem neuesten Schlagwort, auf dessen abträgliche Verwendung unsere „Erklärung" im vorigen Hefte hingewiesen hat, seien noch einige Randbemerkungen gestattet. Will es mir doch scheinen, als sei selbst bei gerechter Anwendung der Bezeichnung „verbreitende Volksbildung", die Gefahr ziemlich groß, daß auf eine Grundforderung aller Volksbildung ein falsches Licht falle, nämlich auf die Forderung, auch in die Breite zu wirken. So abgehärtet jeder erfahrene Volksbildner, dem es auf Wirkung und nicht auf Erfolg ankommt, gegen das Prahlen mit großen Leser- und Hörerzahlen ist, so kritisch er die Berichte betrachten und, wenn es sein kann, prüfen wird, in denen der Wert einer geistigen Leistung durch den Hinweis auf den zahlenmäßigen Ausdruck ihrer Eignung zu Massensuggestionen (Courths-Mahler!) bewiesen oder vorgetäuscht werden soll, so wenig können wir, solange wir überhaupt Volksbildner sein und heißen wollen, darauf verzichten, unser Arbeitsfeld innerlich und äußerlich so abzustecken, daß überhaupt von einer Breitenwirkung die Rede sein kann. Schon die Tatsache, daß die volksverbildenden Bewegungen (seien sie nun politischer oder „literarischer" Art) riesige Breitenwirkungen ausüben, sollte ein genügender Hinweis darauf sein, daß es kein Grund zur Mißachtung, sondern vielmehr ein Grund zur Schätzung eines Volksbildners ist, wenn dieser durch kulturell gediegene Arbeit weite Kreise erreicht. Und es ist kein Merkmal für die „gestaltende" Kraft eines Volksbildners, wenn er „exklusiv" anstatt „inklusiv" wirkt, wenn er da, wo die Einsicht in die Forderung der seelischen Gesundheitspflege vorkünstlerischer Leser beginnt, nur die Verlockung zu schmählichen Kompromissen oder zu frivoler „Popularitätshascherei" sieht und sich vornehm auf das Prinzip der kleinsten Zahl zurückzieht. Wir glauben doch auch an die Möglichkeit einer „gestaltenden" Wirkung des Volksschulunterrichtes, ohne daß wir deshalb auf seine „verbreitende" Wirkung verzichten. Gerade der moderne Volksschulpädagoge ist überzeugt, daß die möglichst weitgehende Verbindung gestaltender und verbreitender geistiger Menschenformung einfach eine methodische Aufgabe ist, deren Lösung allerdings viel schwieriger, aber im Sinne der Volkskultur auch viel wichtiger ist als die Beschränkung auf die Heranbildung einer geistigen „Auslese". A.

Verpaßte Gelegenheiten. Wir haben bereits gelegentlich der deutschen Buchausstellung in Chicago, die im Jahre 1925 stattfand, unserm Bedauern Ausdruck gegeben (siehe B. u. B. 1925 Heft 2, Seite 143 f.), daß der deutschen volkstümlichen Literatur und dem deutschen Volksbüchereiwesen auf der Ausstellung, die mit einer Versammlung der A. L. A. (American Library Association) zusammenfiel, nicht der geringste Platz eingeräumt worden ist, geschweige denn, daß die Entsendung eines Vertreters der deutschen Volksbüchereien nach Chicago in Frage kam. War hier die Gelegenheit verpaßt, mit dem amerikanischen Büchereiwesen Fühlung zu nehmen, so gilt das in noch ganz anderem Maße von der Tagung aus Anlaß der 50jährigen Jubiläumsfeier der A. L. A. im September 1926, die ein internationales Gepräge trug und die Teilnahme eines offiziellen Vertreters des deutschen volkstümlichen Büchereiwesens unter allen Umständen erfordert hätte. Die Tatsache, daß lediglich Vertreter der deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken in Atlantic City anwesend waren, fällt um so schwerer ins Gewicht, als die A. L. A. mehrfach Einladungen an den Verein deutscher Volksbibliothekare gerichtet und bei Gelegenheit der Anwesenheit ihres Sekretärs Mr. Milam in Berlin im Frühjahr 1925 zu erkennen gegeben hatte, daß man ganz bestimmt mit dem Besuch wenigstens eines offiziellen Vertreters der deutschen Volksbibliothekare rechne. Die zuständige Reichsbehörde erklärte jedoch dem Vertreter der deutschen Volksbüchereien im letzten Augenblick, daß sie die erforderlichen Mittel nicht zur Verfügung stellen könne. Sie auf eine andere Weise zu beschaffen, war erst recht unmöglich. So konnten die amerikanischen Public Libraries kein Bild von dem Stand der Entwicklung der deutschen Volksbüchereien gewinnen, und wir mußten diese einzigartige Gelegenheit versäumen, mit ihren Vertretern nähere Beziehungen anzuknüpfen. Daß auf diese Weise der deutschen Kulturpolitik ein schwerer Schaden zugefügt worden ist, daran ändert die Tatsache nichts, daß die deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken in ausreichender Weise an der Jubiläumsfeier beteiligt waren.

Unsere Leser werden mit Interesse von den Ausführungen von Dr. Jürgens im vorliegenden Heft Kenntnis nehmen, der es dankenswerterweise übernommen hatte, die Interessen der deutschen volkstümlichen Büchereien, soweit es überhaupt möglich war, in Amerika zu vertreten. Auf der Tagung selbst konnte unter den gegebenen Verhältnissen in dem Vortrage, den der Generaldirektor der preußischen Staatsbibliothek, Geheimrat Krüß, hielt, das volkstümliche Büchereiwesen keine Berücksichtigung finden. Auch Dr. Jürgens hatte keine Gelegenheit, in einem Referate darauf einzugehen und mußte sich darauf beschränken, durch einen Aufsatz in der amerikanischen Tagespresse die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit darauf hinzulenken. Trotz der bitteren Erfahrung, die die deutschen Volksbibliothekare nun zum zweiten Male gemacht haben, halten wir doch an der Hoffnung fest, daß sich in absehbarer Zeit für Vertreter unseres Faches einmal die Möglichkeit bieten wird, das amerikanische Bibliothekswesen, dessen eingehendes Studium unter allen Umständen von Bedeutung ist, an Ort und Stelle kennen zu lernen. F.

Ratschläge für Praktikanten und solche, die es werden wollen. Die mancherlei Erfahrungen, die die amtliche Mitwirkung bei der Verteilung der Praktikanten an den preußischen Bibliotheken mir gebracht hat, veranlassen mich, einiges davon zu nutz und frommen der gegenwärtigen und künftigen Anwärter hier mitzuteilen.

In erster Linie, was eigentlich selbstverständlich sein sollte, müssen sich die, welche die Absicht haben, sich dem mittleren Bibliotheksdienste zuzuwenden, die gedruckten amtlichen Bestimmungen genau, sehr genau durchlesen. Am bequemsten geschieht dies in dem ersten Hefte der Veröffentlichungen der Bibliothekskurse der Berliner Stadtbibliothek. Darin finden sie u. a., daß sie sich im Dezember bei dem Beirat zu melden und welche Papiere sie beizufügen haben. Die Zuweisung in eine Praktikantenstelle erfolgt dann etwa Ende Januar für den 1. April. Leider mußte diesesmal in der Mehrzahl der Fälle eine Ablehnung erfolgen, einfach deshalb, weil der Andrang zu dieser Laufbahn — ich schließe den Dienst an Volksbüchereien hier stets mit ein — sich derart gesteigert hat, daß etwa dreimal soviel Meldungen eingingen, als Praktikantenstellen zur Verfügung stehen. Mit Bewilligung des Ministeriums wurde zwar eine bedeutende Zahl

von Praktikanten überzählig eingestellt, ausnahmsweise, aber eine solche Ausnahme kann nicht zur Regel werden, wenn auch eine beträchtliche Vermehrung der etatsmäßigen Stellen zweifellos erfolgen wird. Daß die Auswahl der geeigneten Personen unter diesen Umständen eine verantwortungsvolle und schwierige Arbeit ist, braucht nicht gesagt zu werden. Verschiedene Gesichtspunkte spielen dabei mit, in erster Linie die Eignung des Bewerbers für den künftigen Beruf, nachgewiesen durch Zeugnisse über die Vorbildung; sehr erwünscht kommt hinzu ein Gutachten eines Bibliotheksleiters, der einen Anwärter persönlich kennt. Es kann daher nur dringend empfohlen werden, sich mit einer zur Ausbildung zugelassenen Bibliothek in Verbindung zu setzen und durch diese die Meldung einzureichen.

Es ist gewiß schon allgemein bekannt geworden, daß eine wesentliche Aenderung der Ausbildungs- und Prüfungsbestimmungen bevorsteht. Da die Beratungen noch nicht abgeschlossen sind, kann natürlich nichts darüber mitgeteilt werden; nur zweierlei steht so gut wie fest: die Forderung der Reife für Unterprima als Vorbildung und eine gewisse Gabelung der Prüfung je nach der Art der für später erstrebten Bibliothek. Es werden sich daher die Anwärter in Zukunft mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß sie während der Ausbildung zwischen wissenschaftlicher und volkstümlicher Bibliothek zu wählen haben, nicht, wie bisher, erst nach der Prüfung.

Noch ein Wort über die Rolle, die die Stenotypie bei der Prüfung spielt. In zwei in den letzten Jahren ergangenen Ministerialerlassen wird betont, daß bei unzureichenden Leistungen in diesem Fache an staatlichen Bibliotheken eine Einstellung, auch nur als Hilfsarbeiter, nicht mehr zulässig ist, andererseits, daß bei der Prüfung nur noch die Einheitskurzschrift angewendet werden darf.

Im folgenden gebe ich wie regelmäßig den Bericht über die letzte Diplomprüfung.

In der Zeit vom 17. März bis 2. April 1927 fand in der Preußischen Staatsbibliothek die 40. und 41. Diplomprüfung statt. Es hatten sich 42 Personen gemeldet, und zwar 6 männliche und 36 weibliche. Ein Bewerber konnte nicht zugelassen werden, 4 Prüflinge traten während der Prüfung zurück; von den übrigen 37 bestanden 20 mit gut, 17 mit genügend.

Wieder waren die Sprachkenntnisse besonders schwach, hier fielen fast alle Bewerber mit weitergehender Schulbildung angenehm auf. In der Prüfung in der Bibliographie wiederholte sich die bekannte Erfahrung, daß die Prüflinge die Gelegenheit, die in Betracht kommenden Werke selbst einzusehen und kennen zu lernen, vielfach nicht benutzt hatten.

Die nächste Prüfung findet vermutlich, wie alljährlich, Anfang Oktober statt; ein genauer Termin kann erst gegeben werden, wenn die neue Prüfungskommission ernannt sein wird. Kaiser.

40. u. 41. Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an Volksbibliotheken im März 1927. Folgende Damen und Herren haben die Prüfung bestanden, davon die 13 bezw. 7 erstgenannten mit „Gut": Margarete Ahrens, Margarete Coester, Lotte Eggert, Luise Fries, Margarete von Gaisberg, Charlotte Herrfarth, Ella Lamberts, Felicia Lerm, Irmgard Mitzlaff, Annelies Molkenthin, Liselotte Repenning, Renate von Uechtritz, Ursula Winter; Paul Böhmer, Ludwig Heinlein, Fritz Jerichow, Sitta Krause, Josef Kröner, Charlotte Schitkowsky, Erika Seel, Anneliese Treptow, Erich Wagner. — Margarete Diestel, Irma Fischer, Elisabeth Kiderlen, Bruno Niebuhr, Dr. Hedda Oehlke, Maria Schwippert, Wilhelmine Temme; Marga Habel, Gerda Markfeldt, Sophie Mesenbrink, Hildegard Nicolas, Dr. Elfriede Petri, Irmgard Rohrmann, Maria Teschner, Elisabeth Treffer.

Lübeck. Staatliche Bibliotheken. Der im März von den gesetzgebenden Körperschaften verabschiedete Haushaltsplan brachte der wissenschaftlichen Stadtbibliothek und ihren Volksbüchereiabteilungen ein Mehr an ordentlichen Etatsmitteln für die Vermehrung der Bücher- und Zeitschriftenbestände von insgesamt *RM* 5850,—. Der Bibliotheksverwaltung stehen somit für diese Zwecke (einschl. *RM* 1200,— für die laufende Drucklegung von Verzeichnissen) hinfort

rund *RM* 53 000,— zur Verfügung; davon entfallen insgesamt rund *RM* 20000,— auf die Bücher- und Lesehalle und die Landeswanderbücherei.

Die Einstufung der Gehälter der staatlichen Bibliothekarsangestellten des unteren und mittleren Dienstes wurde von der Beamtenkommission des Senates auf Antrag gemäß dem Reichstarif neu geregelt; es sind vorgesehen für den Hausmeister Bes.-Gr. III/IV, für Aufseher und Bürogehilfen, sowie Expedienten und Bibliothekgehilfen Bes.-Gr. IV; für das praktisch ausgebildete Personal des Büro- und Ausleihdienstes ohne Fachexamen Gr. V (Bücherei-Assistentinnen), bezw. VI (Büchereisekretärinnen); für Bibliotheks-Obersekretärinnen mit Fachexamen oder qualifizierte Büchereiangestellte mit gleichwertiger Vorbildung und Tätigkeit Gr. VII, davon eine dipl. Bibliotheks-Obersekretärinnenstelle mit evtl. Aufrückung nach Gr. VIII, und für eine dipl. Abt.-Vorsteherin Gr. VIII mit evtl. Aufrückung in Gruppe IX. Pieth.

Personalveränderungen. Gewählt wurden zum Leiter der Stadtbücherei Elberfeld Herr Dr. Walter Blase, bisher Bibliothekar in Flensburg, zum Leiter der Stadtbücherei Plauen Herr Dr. Bruno Sauer, bisher Bibliothekar an der Stadtbücherei Stettin. Dem Stadtbibliothekar von Gleiwitz, Herrn Dr. H. Horstmann, ist die Amtsbezeichnung Büchereidirektor beigelegt worden.

Offene Stellen. Solingen: Büchereiassistentin (siehe Anzeigenteil).
Wanne: Büchereiassistentin (siehe Anzeigenteil).

Lesefrüchte.

Vorlesestunden als Hilfseinrichtung der Bücherei. Wie auf Seite 332 des vorigen Jahrganges berichtet wurde, hat Dr. Ackerknecht Anfang August 1926 unter diesem Titel einen Vortrag auf dem nordischen Bibliothekartag gehalten. Er ist in dänischer Übersetzung abgedruckt im Heft 5 des Jahrganges 1926 in der Zeitschrift „Laesning". Da in diesem Vortrage — im Unterschied von dem Kapitel über „Die besondere bildungspflegliche Bedeutung der Vorlesestunden" in dem Ackerknechtschen Vorlesestundenbüchlein — der Zusammenhang zwischen der Ausleihepädagogik und der Vorlesestundenarbeit im Mittelpunkt der Erörterungen steht, glauben wir, manchem unserer Leser eine willkommene Ergänzung zu jenem Kapitel zu bieten, indem wir hier den größeren Teil des Vortrages im deutschen Original-Wortlaut wiedergeben:

„Wie Sie wissen, haben wir in Deutschland das Freihandsystem nicht. Ich habe mich schon oft besonnen, warum bei uns die meisten Volksbibliothekare instinktiv die Freihand ablehnen, und ich bin dabei immer wieder zu dem Schluß gekommen, daß vor allem für die Ablehnung maßgebend ist das Gefühl, dem Leser nicht mehr in der bisherigen, konzentrierten Weise Berater sein zu können und namentlich den jugendlichen Leser um eines bloßen Orientierungsideales willen der Gefahr des haltlosen Herumlesens und Anknabberns ausliefern zu müssen. Ich sage nicht, daß diese Bedenken in vollem Umfange berechtigt seien; ich glaube vielmehr für meine Person, daß sie für die belehrende Hälfte der Volksbüchereibestände ganz von selbst hinfällig werden, wenn wir erst in Deutschland unsere Büchereiarbeit in der heute üblichen Weise — besonders auch bezüglich der Herstellung von besprechenden Katalogen, sowie von besprechenden Fachschriftenverzeichnissen für unsere Volkshochschulen — noch einige Jahrzehnte fortgesetzt und eine feste Überlieferung der Büchereibenutzung erzielt haben. Für die belletristische Hälfte unserer Bestände aber scheinen mir jene Bedenken allerdings richtig. Solange man überhaupt auf diesem Gebiete die Bildung des literarischen Geschmacks als eine unserer wichtigsten Aufgaben anerkennt, wird man, wenigstens bei uns in Deutschland, auf diejenige Betriebsform den größeren Wert legen, die dem Bibliothekar Gelegenheit gibt, den Leser nach Maßgabe von dessen Führungswilligkeit recht eigentlich zu führen (was ganz gewiß nicht heißen soll: zu bevormunden), anstatt daß bei freiem Zutritt zu den Büchergestellen diese Führungswilligkeit — beim Bibliothekar und beim Leser — verkümmert. Es kommt im Augenblick nicht darauf an, ob Sie mir diesen Erwägungen zustimmen. Ich habe sie nur angestellt, um Ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß und

warum wir in Deutschland bei allen Überlegungen, die unsere Bücherausleihe betreffen, immer ganz selbstverständlich von der Bedienung des Lesers an der Ausleiheschranke ausgehen. Und von hier aus ist es dann auch zu verstehen, warum in Deutschland das Wort Ausleihepädagogik eine so große Rolle spielen kann.

Nun muß ich gestehen, daß ich zwar diese ausleihepädagogische Arbeit des Volksbibliothekars stets für das Herzstück unserer Büchereiarbeit gehalten habe und daß ich es durchaus berechtigt finde, wenn man die höchsten Ansprüche an die Berufskenntnisse und an die Berufsgesinnung gerade der ausleihenden Bibliothekare und Bibliothekarinnen stellt, daß ich aber andererseits bezüglich der Reichweite dieser unserer ausleihepädagogischen Bemühungen ein hartnäckiger Zweifler bin und insbesondere stets entgegengetreten bin allen jenen billigen volksbibliothekarischen Illusionen, die von der Bildungsheuchelei oder der Autoritätssucht mancher Leser oder gar von bloßen Statistiken zehren. Es ist meine Überzeugung, daß niemand häufiger und leichter belogen wird als derjenige Bibliothekar, dem die Leser anspüren, daß er ihre Benutzung der Schönen Literatur im stillen sozusagen mit Bildungszensuren versieht. Aber selbst wenn wir Leser vor uns haben, die sich und uns nichts vormachen wollen und die überdies ehrlich führungswillig sind: was nutzt die psychologisch scharfsinnigste und pädagogisch taktvollste „Einstellung" des Lesers auf sein Buch durch den ausleihenden Bibliothekar, wenn er nachher, bei der häuslichen Lesung, dem Lärm seiner Hausgenossen ausgesetzt ist, wenn er immer wieder die Lesung ganz unterbrechen muß oder wenn er durch innere Störungen, durch Sorgen, Ärger und Abspannung, daran verhindert wird, seine gesammelte Aufmerksamkeit dem Buche zuzuwenden. Dabei haben wir bisher immer nur an den günstigsten Fall gedacht, nämlich an den Leser, der sich mit Ernst und Eifer an die Lesung macht und der „lesen kann". Wir wissen aber nur zu gut, daß wir es sehr oft mit Lesern zu tun haben, deren Verhältnis zum Buche, namentlich zu den Werken der Schönen Literatur, unreif oder verwahrlost ist. An solchen Lesern werden wir die typischen Leserunarten des bloßen Naschens oder des flüchtigen Darüberhinlesens beklagen müssen. Sie werden vielleicht zuerst den Schluß des Buches lesen, um je nach ihrer Vorliebe für „befriedigende" oder tragische Schlüsse zu entscheiden, ob das Buch für sie überhaupt in Betracht komme, oder sie werden immerhin mit dem Anfang beginnen, aber viele Seiten des Buches, auf denen z. B. künstlerisch wertvolle Landschaftsschilderungen oder weltanschaulich vertiefte Gespräche stehen, in der Diagonale lesen. Sie meinen — sofern sie überhaupt etwas meinen und nicht bloß einer schlechten Gewohnheit folgen —, das seien ja eigentlich nur so Ausschmückungen, die für die Erzählung als solche keine Bedeutung hätten.

Lassen Sie mich den folgenden Tatbestand an einem Beispiel veranschaulichen, nämlich an Hermann Hesses Novelle „Eine Fußreise im Herbst". (Sie steht in dem köstlichen Novellenband „Diesseits".) Bei dieser Geschichte beschränken sich viele Leser darauf, die „Liebesgeschichte" herauszulesen. Sie überschlagen dann ganz das Kapitel „Sturm", in dem nach ihrer Meinung „nichts los ist". (Es ist nämlich nur ein weltallhaftes Schauspiel darin skizziert.) Sie lesen das nächste Kapitel, „Erinnerungen", nur an, da sie gleich merken, daß diese Erinnerungen äußerlich fast nichts mit der Liebesgeschichte zu tun haben. Wie verhält es sich nun in Wirklichkeit? Gerade diese beiden Kapitel sind für den seelischen Ablauf der Geschichte, für den unterirdischen Fluß der Handlung ebenso wichtig wie für den Bildrhythmus, für die Komposition dieses ganzen Prosakunstwerkes. Und das spüren viele von denen, die beim stillen Augenlesen so roh mit der Novelle verfahren, sogleich, wenn man sie ihnen vorliest. Denn jedes Wortkunstwerk hat nun einmal zunächst einen sinnenhaft gestalteten Leib, ja es ist ein solcher Leib und zwar in demselben Sinne, wie jeder von uns ein Leib ist, — durch den eine Seele sich offenbart. Nur wer eine solche leibliche Erscheinungsform sinnlich wahrgenommen und dadurch sich „eingebildet" hat (wie am deutlichsten der Maler tut), kann ihren Sinn, ihre Seele nacherleben — was man dann mit dem etwas unbescheidenen Wort verstehen bezeichnet. Die Grundlage aller sinnlichen Wahrnehmung von Worten aber ist bekanntlich, wenigstens beim normalen Menschen, das Gehör.

Damit sind wir, wie ich hoffe, von der Betrachtung der mangelnden Reichweite unserer Ausleihepädagogik auf dem Gebiet der Schönen Literatur rasch in

den Mittelpunkt unserer Überlegungen gelangt und haben vorläufig erkannt, daß und warum die Volksbücherei die Vorlesestunde braucht — mit oder ohne Freihand! —, wenn sie ernsthaft dem Ziele zustreben will, daß die entliehenen Werke von jedem Leser soweit ausgemünzt werden, als es bei voller Entwicklung seiner Lesefähigkeit möglich ist.

Bei den Vorlesestunden, von denen heute die Rede ist, handelt es sich ausschließlich um Werke der Schönen Literatur, vor allem um Erzählungen und Gedichte. Nicht als ob ich nicht auch das Vorlesen von wissenschaftlichen Werken in seinem volksbildnerischen Wert zu schätzen wüßte! Ich halte es im Gegenteil für sehr wichtig. Aber es gehört in einen anderen Zusammenhang, nämlich in die Vortragsreihen und Übungen der Volkshochschulen. Denn hier wird es sich doch immer um ein erklärendes Vorlesen handeln müssen. Man wird selbst beim Vorlesen so prachtvoll stilisierter und darum auch gefühlsmäßig eindrucksvoller philosophischer Schriften wie etwa von Nietzsches Abhandlung „Über den Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben" immer wieder nach einigen Sätzen Halt machen und sie besprechen müssen, wenn sie einem fachlich nicht vorgebildeten und geübten Hörerkreis gedanklich erschlossen werden sollen. Oder man wird auch bei einem so glänzenden Briefschreiber wie Gottfried Keller oder einem so großen Gesprächskünstler wie Goethe nicht einfach Briefe oder Gespräche dieser Meister vorlesen können, ohne dazwischenhinein da und dort ein Wort einzuflechten über die Anlässe zu bestimmten Wendungen, über das mit dieser oder jener Anspielung Gemeinte. Allgemein gesagt: Hier handelt es sich wesentlich um eine gedanklich-analytische Erschließung, die, auch soweit sie sich auf Werke der Schönen Literatur bezieht, von der ausgesprochen gefühlsmäßig-synthetischen Darbietung in Vorlesestunden reinlich getrennt zu halten ist. Auch solche analytischen Übungen betreiben wir fleißig und zwar in der mit unserer Stadtbücherei in engster Wechselwirkung stehenden Volkshochschule. Und diese „Übungen im Betrachten historischer Novellistik" oder im Betrachten moderner Romankunst, die ich wiederholt unter reger Beteiligung von Lesern unserer Stadtbücherei abgehalten habe, haben gerade auch manchen Besucher unserer Vorlesestunden nachweislich gefördert. Aber eben in anderer Weise als die Vorlesestunde selbst, die sich in erster Linie an sein Gefühl wendet, indem sie ihm den sinnlichen Eindruck des Literaturwerkes in einer nicht durch schlechte Lesegewohnheiten beeinträchtigten Vollständigkeit vermittelt. Auch die paar einleitenden Sätze, die in der Regel zu Beginn der Vorlesestunde von dem Vorlesenden gesprochen werden, dürfen, da sie einstimmend wirken sollen, aus der gefühlsmäßigen Sphäre nicht heraustreten; weshalb es z. B. von vornherein methodisch aufs entschiedenste abzulehnen ist, daß der Vorlesende die Einleitung dazu benutzt, um eine Sammlung literaturgeschichtlicher Daten auf seine Hörerschaft auszuschütten.

Wenn ich die gefühlsmäßige Grundrichtung der Vorlesestunde von vornherein so stark betone, will ich damit durchaus nicht sagen, daß der Vorlesende einen Nebel von „Stimmung" um sich verbreiten oder gar sich selbst die intellektuelle Durchdringung der vorzulesenden Stücke leicht machen dürfe. Ja ich will nicht einmal sagen, daß er jene Einleitungssätze nicht dazu benutzen soll, den Hörer auf die weltanschaulichen Werte der Erzählungen und Gedichte vorzubereiten oder ihn für die Person eines Dichters zu interessieren. Jenes wird vielmehr in der Regel der Fall sein, sofern das Programm einer Vorlesestunde einer bestimmten Idee untergeordnet, dieses, wenn es dem Schaffen eines Dichters gewidmet ist, das vielleicht als besonders zeitgebunden oder national bedingt schwer zugänglich ist und aufklärender Hinweise bedarf.

Die Kunst ist aber, für diese Vorbereitung eine Form zu finden, die nicht nur mitteilend, sondern auch ausdrückend, die nicht alltäglich, sondern im guten, ungesalbten Sinne feierlich wirkt und die so überleiten kann zu den Worten der Dichter. Natürlich gibt es innerhalb dieser Grundforderung wieder so viele Abwandlungen, wie es Programme gibt, und es ist z. B. eine andere Stilisierung der Einleitungssätze nötig, wenn es sich um ein Totensonntagsprogramm handelt, dessen Eröffnungsstück „Die Pest in Bergamo" von Jacobsen ist, als wenn ich ein Programm „Tierkomödien" lesen will, das mit Alexander Kiellands „Torfmoor" und mit Karl Ewalds „Vier feinen Freunden" beginnt. Und meine Bemerkungen über die Person des Dichters sind anders geartet, wenn ich mit einem

Programm die Aufmerksamkeit meiner Hörer für die an Humor und Tragik reiche Erzählungskunst Nylanders gewinnen will, als wenn ich der fast schon zur Legende gewordenen Persönlichkeit Hölderlins ein Programm widme.

An einigen Beispielen aus der Praxis sei noch besser veranschaulicht, was ich mit den weltanschaulichen Werten meine, deren Beachtung und Verständnis durch jene einleitenden Sätze gefördert werden soll. Ich verstehe weltanschaulich hier nicht in dem engeren Sinne, als philosophisch, sondern in seinem eigentlichen, weiteren Sinne als unserer Gesamtanschauung von der Welt (außer uns und in uns) dienend. Und da wird denn niemand bestreiten wollen, daß alle Leser von belletristischen Werken, vor allem von Erzählungen, neben dem künstlerischen Genuß (von dem noch zu reden sein wird) auch eine Erweiterung und Vertiefung ihres Weltbildes suchen. Am stärksten, wenn auch meist am wenigsten bewußt, ist dieses weltanschauliche Bedürfnis der Belletristik gegenüber bei den unreifen oder geistig undifferenzierten Lesern, die wir die vorkünstlerischen nennen. Wieviele junge Menschen lesen einen bedeutenden Roman mit bohrendem Interesse, weil er ihre Menschenkenntnis erweitert oder weil er ihnen ein fremdes Lebensgebiet, das Tun und Treiben einer andern Gesellschaftsschicht oder eines fernen Volkes wenigstens geistweise erschließt! Und was für kulturell unendlich wichtige Wirkungen, die an und für sich gar nichts mit seiner rein künstlerischen Form zu tun haben, kann ein Werk der Erzählungskunst auf solche Leser ausüben! Ich erinnere mich noch aus meiner eigenen Schulzeit lebhaft des Eindruckes, den mir die Zolaschen Romane gemacht haben. Nachdem ich sie gelesen hatte, war mir, als hätte ich zuvor den Ernst der sozialen Probleme, namentlich des Problems der erblichen Belastung, gar nicht richtig erfaßt gehabt.

In diesem Sinne kann man schon eine weltanschauliche Absicht darin sehen, daß die Zusammenstellung eines Programms von einer Leitidee ausgeht, daß es also ein Thema hat. In der Tat kommt der weltanschauliche Gehalt der einzelnen Stücke eines Programms auf diese Weise zu viel eindringlicherer Wirkung, als wenn dieselben Stücke in einem anderen, weltanschaulich nicht einheitlichen Zusammenhang gelesen werden. Und es ist nicht mehr als eine unaufdringliche Unterstreichung des Themas, wenn etwa bei den Programmen „Aus der guten alten Zeit" oder „Das schwächere Geschlecht" die halbe Ironie in der Anwendung dieser sprichwörtlichen Redensarten auf die Stücke des Programmes einleitend angedeutet oder begründet wird, oder wenn bei einem Programm „Mensch und Tier" auf die Tragik unseres Mangels an kreatürlicher Verbundenheit mit dem Tiere hingewiesen wird, oder wenn bei dem Thema „Proletarierkinder" die besonderen Gefahren gestreift werden, die ihr junges Menschentum bedrohen und sie in einen verfrühten und meist allzu schweren Kampf hineindrängen, oder wenn bei dem Thema „Kameradschaft" die erhabene Schrankenlosigkeit dieses Gemeinschaftsideales betont wird, oder wenn ein Programm „Tod dem Philister!" durch einige Bemerkungen über das Grundübel des Philisters, über seine Herzensträgheit, und durch einen Hinweis auf Goethe und seinen Faust als die beiden großen Antiphilister eingeleitet wird, oder wenn bei den jährlich am Totensonntag wiederkehrenden literarischen Totenfeiern in immer neuer Abwandlung einige feierliche Sätze bald in aufrüttelndem, bald in tröstlichem, bald in wehmütigem, bald in triumphierendem Sinne dem Verhältnis von Leben und Tod gewidmet werden. Immer freilich wird — das sei recht stark hervorgehoben — die Lesung der Stücke selbst der entscheidende Erlebnisantrieb auch in weltanschaulicher Hinsicht sein müssen. Die Einleitungsworte dürfen nie mehr leisten wollen, als die Hörer innerlich zu sammeln und ihre Aufmerksamkeit, gewissermaßen den Blick ihres inneren Auges, in eine bestimmte Richtung zu lenken. Wir können es dann getrost dem Dichter überlassen, daß er, dem die Vollmacht des Wortes verliehen ist, richtig verstanden wird, auch bezüglich dessen, was er an weltanschaulichen Werten mitzuteilen hat.

Nun aber sei noch genauer betrachtet, wie es sich mit der geschmacksbildenden Wirkung der Vorlesestunde verhält. Bei ihr sind wir noch viel mehr als bei der weltanschaulichen Wirkung der Vorlesestunde auf den Eindruck der Stücke selbst angewiesen. Wohl bietet hier die Zusammenfassung des Programmes unter einen Dichternamen eine thematische Möglichkeit, die durch Einleitungsworte unaufdringlich zu unterstreichen ist, die Aufmerksamkeit der Hörer

hinzurichten auf die besondere Stärke des Dichters, etwa im Aufbau der Handlung, in der Charakteristik der Personen, in der Wiedergabe der Landschaft, in der klanglichen und bildlichen Gestaltung des sprachlichen Ausdruckes. Aber man wird von solchen Dichterprogrammen, wie ich sie kurz nennen will, nie einen so unbegrenzt mannigfaltigen Gebrauch machen können wie von den Themenprogrammen. Meiner Erfahrung nach ist das stärkste Hilfsmittel, um die künstlerischen Werte des Vorgelesenen, auch bei Themenprogrammen, den Hörern zum Gefühl zu bringen — ich sage noch nicht zum Bewußtsein zu bringen —, der innere Aufbau des Programmes, an den, um das gleich hinzuzufügen, dieselben rhythmischen Forderungen zu stellen sind wie an ein Kunstwerk. Die Wirkung dieses Aufbaues kann man dann allerdings in einzelnen Fällen durch Einschaltung kleiner Spannungsreize in die Einleitung oder durch kurze Bemerkungen zwischen den einzelnen Stücken noch besonders sichern. So etwa, wenn man bei einem Programm „Lebenskünstler" ankündigt, man werde zunächst einen schwärmerischen, dann einen resigniert-besonnenen, dann einen egoistisch-derben Typ vorführen, oder wenn man bei einem „Dichterprogramm", das mit einer sehr aufregenden Geschichte beginnt, während man das zweite Stück aufschlägt, den Hinweis einflicht: „Nach einem starken Stück nun ein heiteres" und vor dem dritten und letzten sagt: „Und nun noch eine innige, nachdenkliche Geschichte". Man begegnet so der Gefahr, daß die Hörer sozusagen nicht richtig einbiegen und darum hernach innerlich umkehren müssen. Da sie aber das Buch nicht selbst in der Hand haben und nach Belieben zurückblättern können, bedeutet ein solches Umkehren für sie fast ein Versäumen der bisherigen Wirkung des betreffenden Stückes. Wenn z. B. jemand, durch die Lustigkeit des vorhergehenden Stückes verführt, die Bitterkeit des nächstfolgenden zuerst mißversteht, wird dieses Stück auf ihn schon nicht mehr die volle künstlerische Kontrastwirkung ausüben können, die bei der Aufstellung des Programmes beabsichtigt wurde.

Diese Kontrastwirkungen also und nicht minder die Angleichungswirkungen, die sich durch die Auswahl und Reihenfolge der Stücke ergeben, sind es in erster Linie, durch die wir die geschmacksbildende Wirkung des gelesenen Dichterwortes steigern. So erzielen wir auf eine Weise, die noch in besonderem Sinne synthetisch genannt zu werden verdient, daß auch der vorkünstlerische Hörer in Form innigster menschlicher Berührtheit die künstlerischen Werte zunächst einmal *spürt*, die beim bloßen Augenlesen auch seinem Gefühl zum größten Teil entgangen wären. Und aus dem Spüren wird bei den meisten Hörern allmählich ein *Bewußtwerden*, ein Prozeß, der natürlich sehr beschleunigt werden kann durch Volkshochschulübungen im Betrachten von Werken der Erzählungskunst oder der Lyrik, wie ich sie vorhin erwähnte. Es entwickelt sich so aus der literarischen *Genußfähigkeit* die literarische *Urteilsfähigkeit*, die namentlich viele jugendliche Leser davor schützt, daß ihr belletristisches Lesebedürfnis in der üblichen Weise verkümmert, verbildet oder verwüstet wird. *Hier und nicht an der Ausleiheschranke oder gar vor dem frei zugänglichen Regal ist die Stelle, wo mit der verhältnismäßig größten Aussicht auf Erfolg und in der denkbar positivsten Form jener Kampf gegen die festgewordenen Lesegewohnheiten der Romanfresser aufgenommen, wo jenes schwierige Stück Erwachsenenbildung methodisch durchgeführt werden kann, das wir als literarische Geschmacksbildung durch die Volksbücherei bezeichnen.*

Nicht als ob wir auf diesem Wege nun *allen* Lesern unserer belletristischen Bestände einen künstlerischen Geschmack anerziehen könnten! Der Volksbibliothekar, der sich ein solches Ziel setzt, beweist damit, daß er nicht biologisch denken kann. Es werden vielmehr die meisten vorkünstlerischen Leser, zumal solche, deren geistige Entwicklung auch schon physiologisch abgeschlossen ist, nach wie vor in ihrem primitiven Lesegeschmack verharren. Aber auch, wenn wir nur bei dem kleineren Teil unserer vorkünstlerischen Leserschaft einen vollen Erfolg erzielten und gar nicht in Anschlag brächten, was die Vorlesestunden für den künstlerisch entwickelten Teil unserer Leserschaft bedeuten, wäre unsere Vorlesearbeit schon reichlich aufgewogen. Im übrigen wollen wir jedoch nicht vergessen, daß wir mit unserer gesamten Volksbüchereiarbeit grundsätzlich für *alle* da sind, die zu ihrer

seelischen Gesundheit und zu ihrer geistigen Nahrung oder zu ihrem praktischen Fortkommen des Buches bedürfen. Wir können es keinem an der Nase ansehen, wieweit seine innere Entwicklungsfähigkeit reicht. Und wer will sich anmaßen, zu bestimmen, wie lange er mit seinem Bruder Geduld zu haben verpflichtet ist? Zumal wer zur Vorlesestunde kommt, der beweist damit ein inneres Bedürfnis nach literarischer Erbauung, und es wäre lächerlich, von ihm nach Jahr und Tag gewissermaßen eine Quittung für die empfangene Guttat zu verlangen in Gestalt eines Befähigungsnachweises zu literaturkritischer Beurteilung. Wer aber die Vorlesestunde nicht zu brauchen glaubt zu seiner literarischen Geschmacksbildung, weil er seinen primitiven Lesegeschmack nicht für mangelhaft hält, der ist damit ebenfalls keineswegs unserer Fürsorge unwert geworden. Goethe hat in seinem Vorspiel zum Faust der „lustigen Person" sehr lebenskluge Worte in den Mund gelegt, die den Tatbestand der bloßen, flüchtigen Unterhaltung im Unterschied von der ewigen Kunst vom Künstler aus beleuchten. Sie sagt dort:

„Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören sollte!
Gesetzt daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will sie doch und soll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Ist, dächt ich, auch schon was."

Und wie der bloße Unterhaltungsschriftsteller trotz aller Kunstmoralisten ein braver Knabe sein kann, so der bloße Unterhaltungsleser auch, trotz aller Büchereimoralisten.

.... Schließlich sei noch eine bildungspflegliche Frage kurz erörtert, auf die es mir in der Praxis ganz besonders ankommt, nämlich die ansteckende Wirkung der Vorlesestunde. Es ist mir von jeher die liebste Erfahrung im Bereich meiner Vorlesearbeit gewesen, wenn ich feststellen konnte, daß Hörer das, was sie in der Vorlesestunde gehört hatten, nun im Familien- oder Freundeskreis ihrerseits vorlasen. Ich habe diese Erfahrung zu meiner Freude nicht selten machen dürfen. Und ich glaube, daß zwei Dinge dazu beigetragen haben, diese ansteckende Wirkung zu erleichtern: Einmal merken die Hörer unserer Vorlesestunden, daß zu einem eindrucksvollen Vorlesen keine eigentliche Vortragskunst, zum mindesten keine rezitatorische Virtuosität gehört. So fühlen sie sich von vornherein nicht entmutigt bezw. mit ihrem Vorlesebedürfnis auf eine falsche Bahn gedrängt. Zum andern aber bieten wir nach jeder Vorlesestunde billige Ausgaben der vorgelesenen Stücke zum Kauf an, soweit es solche gibt, oder wenigstens billige Ausgaben von anderen Werken der Dichter, von denen Stücke gelesen wurden. (Vgl. die bibliographischen Angaben in meinem Vorlesestunden-Büchlein.) Ja, wir gehen noch darüber hinaus, indem wir mit Erlaubnis der Verfasser und Verleger manche besonders geeigneten Novellen und Skizzen als „Manuskriptdrucke" selbst herausgeben, um auch so die weltanschaulichen und geschmackbildnerischen Antriebe, die von unseren Vorlesestunden ausgehen, über den Kreis unserer Hörer hinauszuleiten. Es ist dies ein kleines Mittel, gemessen an der Größe der Aufgabe, die gesamte Weltliteratur allen zu erschließen, deren Leseorgane gesund und entwicklungsfähig sind. Aber wie oft schon hat ein kleines Mittel, das, mit dem Spürsinn echter Menschenliebe, im rechten Augenblick angewandt wurde, Wunder gewirkt! Wie oft hat ein — äußerlich betrachtet — kleines Werk eines Dichters einem Menschen aus innerer Not und Bedrängnis geholfen, ja seinem Leben eine entscheidende Wendung gegeben! Wir können jedenfalls im Interesse unserer Büchereiarbeit, soweit wir in ihr mehr sehen als eine rein intellektuelle Hilfstätigkeit, nur wünschen, daß in recht vielen Häusern der gute Geist jenes anspruchslosen Vorlesens, jener literarischen Hausmusik wieder einziehe, den die Unrast der modernen Zeit aus ihnen vertrieben hat. Wir glauben an den gemeinschaftsbildenden Sinn unserer Vorlesestundenarbeit, auch in dieser weiter reichenden Form, und darum ist sie uns doppelt teuer in einer Zeit, in der so viel von der Gemeinschaft des Volkes und der Völker geredet wird und die doch so bitter arm daran ist."

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. Schuster, Berlin, Stadtbibliothek.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 28. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1927

7. Jahrgang + Heft 4

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege"
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Inhalt dieses Heftes:

Mitteilung an unsere Leser.

Das vorliegende vierte Heft des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift bringt lediglich Besprechungen und erscheint als

S o n d e r h e f t ,

so daß der Jahrgang sieben Hefte umfassen wird, ohne daß für diesmal eine Erhöhung des Bezugspreises eintritt. Der Verlag hat sich hierzu entschlossen, da die Herausgeber im Besprechungsteil Raum für die kommenden Erscheinungen der Herbstmesse zu gewinnen trachteten, die ständige Erweiterung des Kreises der Mitarbeiter und das Bemühen, einen einigermaßen vollständigen Überblick über die für uns wichtigen Neuerscheinungen zu erhalten, den Besprechungsteil aber notwendig immer größere Ausdehnung gewinnen läßt. Auch für den Hauptteil haben leider eine große Anzahl wichtiger Arbeiten zurückgestellt werden müssen, so über Kunst- und Musikpflege in der volkstümlichen Bücherei, über weltanschaulich gebundene und politische Bildungspflege, über die neuere Jugendpsychologie und die Jugendschrift, über Katalogfragen und vieles andere, was zur Zeit im Mittelpunkte des Interesses der Fachgenossen steht und dessen Förderung dringend notwendig erscheint. Nur die Grenzen, welche die finanzielle Lage unserer Zeitschrift zieht, hindern uns noch, die Zahl der Hefte und des jährlichen Bogenumfanges um ein Beträchtliches zu vermehren. Wir richten deshalb an unsere Freunde die dringende Bitte, sich für die weitere Verbreitung der Zeitschrift einzusetzen und die Bemühungen der Herausgeber und des Verlages zu unterstützen, den Wirkungskreis der Zeitschrift zu erweitern, damit wir vom nächsten Jahrgang ab die Zahl der Hefte und Druckbogen vermehren können.

H e r a u s g e b e r u n d V e r l a g.

Bücherei und Bildungspflege
Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel
Jahrgang 7 1927 Heft 4

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Maxim Gorki.

Gorki heißt „bitter" und ist das Pseudonym für Alexej Maximowitsch Peschkow (geboren 1868 in Nishni-Nowgorod). Gorki verlor mit fünf Jahren den Vater, bald darauf die Mutter. Im großväterlichen Hause erlebte er am eigenen Leib den Ruin des russischen Handwerks. Schon der neunjährige, dessen Großvater vom Zunftmeister zum Bettler geworden war, mußte sich durch eigne Arbeit ernähren. Als Küchenjunge, Lumpensammler, Bäcker, Maurer, Eisenbahnarbeiter und in ungezählten anderen Berufen durchwanderte Gorki 15 Jahre lang Rußland. Das Erleben dieser 15 Jahre gab den unerschöpflichen Stoff für seine Dichtung.

Gorkis Leben spielte sich auf der Grenze zwischen Kleinbürgertum und Lumpenproletariat ab. Seine Schöpfungen entstanden als Protest gegen diese Zustände, diese „Ordnung" der Dinge, gegen Chaos und Fäulnis. Er beabsichtigte, dem Russen einen neuen, harmonischen, zielbewußten Weg zu weisen, das spezifisch Russische zu überwinden.

Und doch wollte es die widerspruchsvolle Tatsächlichkeit, daß Gorki so stark unter dem Banne der Erlebnisse und der Herkunft stand, daß der Weg aus dem Chaos erst in seinen letzten (allerdings bedeutendsten) Werken sichtbar wurde und er mit Recht bekannt wurde gerade als der Sänger der Kleinbürger sowohl als der Enterbten, Barfüßer, Vagabunden. Ganz entgegen seiner Absicht, ohne Kritik, ganz hingerissen hat Gorki die beiden Welten geschildert, so wie sie sind: beide losgelöst vom Zusammenhang der vorwärtsschreitenden Gesellschaft und darum zum Tode verurteilt; diese jedoch keineswegs nur bemitleidenswert, vielmehr zum Teil sogar erstaunlich in den in ihr weiterlebenden kraftvollen Resten menschlichen Fühlens oder verwegenen Handelns, jene erstickend in ihrer ausweglosen Enge, Verwirrung und Feigheit.

Die durch eine unglückselige Geschichte genährte Neigung des Russen „zum schönen Reden und unvernünftigen Handeln", zur Quälerei, zum Chaos, die auch Tolstoi und Dostojewskij geben, aber ins Perverse, Pathologische oder europäisch Formvollendete, Abstrakte verbogen, hat bei Gorki, der aus der Tiefe kam, unmittelbar Gestalt gewonnen; ist fast widerlich substantiell, weil mit dem materiellen Mutterboden fest verwachsen.

Aber Gorki wurde mehr als der Historiker der sterbenden Kleinbürger und „Barfüßer". Wie alle russischen Schriftsteller nie ausschließlich Literat, rang er in seiner Biographie dem russischen Leben doch die Gewißheit ab, daß der menschliche Wille alle Güte verwirklichen werde.

„Nicht allein das ist an unsrem Leben so erstaunlich, daß in ihm die Schicht des Rohen, tierisch Gemeinen noch so fest und dick ist, sondern auch das, daß durch diese Schicht, so dick sie auch sein mag, das menschlich Gute, Gesunde, Schöpferische siegreich hindurchwächst und die unerschütterliche Hoffnung auf unsere Wiedergeburt zu einem schönen, lichtvollen, wahrhaft menschlichen Dasein wachhält." (Aus „Meine Kindheit".)

Wenn man Gorkis Jugendwerke überschätzt hat, so übersieht man jetzt mit viel größerem Unrecht, daß mit ihm ein seltner, gesunder, ehrlicher, ganz einfacher Mensch in die Literatur gekommen ist, der mit seinen farbigen Bildern die Kräfte des guten Willens stärkt, statt sie zu verwirren.

Inhalt dieses Heftes:

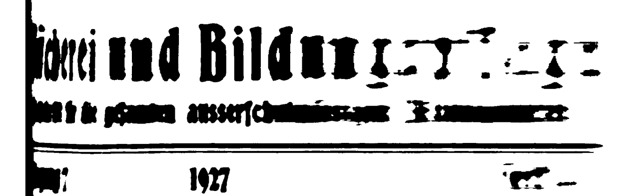
Mitteilung an unsere Leser.

Das vorliegende vierte Heft des laufenden Jahrgang[s] ...schrift bringt lediglich Besprechungen und erscheint als

Sonderheft,

so daß der Jahrgang sieben Hefte umfassen wird, ohne d[aß] eine Erhöhung des Bezugspreises eintritt. Der Verlag hat ... schlossen, da die Herausgeber im Besprechungsteil Raum f[ür] den Erscheinungen der Herbstmesse zu gewinnen trachtete[n] ... Erweiterung des Kreises der Mitarbeiter und das Bemühen ... maßen vollständigen Überblick über die für uns wichtigen N[euerscheinungen] zu erhalten, den Besprechungsteil aber notwendig immer ... dehnung gewinnen läßt. Auch für den Hauptteil haben le[ider eine] Anzahl wichtiger Arbeiten zurückgestellt werden müssen, ... und Musikpflege in der volkstümlichen Bücherei, über wel[tanschaulich ge]bundene und politische Bildungspflege, über die neuere Ju[gendbewegung] und die Jugendschrift, über Katalogfragen und vieles a[ndere, das zur] Zeit im Mittelpunkte des Interesses der Fachgenossen ... Förderung dringend notwendig erscheint. Nur die Gren[zen, die die] finanzielle Lage unserer Zeitschrift zieht, hindern uns noc[h, die Zahl der] Hefte und des jährlichen Bogenumfanges um ein Beträc[htliches zu ver]mehren. Wir richten deshalb an unsere Freunde die dring[ende Bitte, sich] für die weitere Verbreitung der Zeitschrift einzusetzen ... mühungen der Herausgeber und des Verlages zu unterst[ützen, den Wir]kungskreis der Zeitschrift zu erweitern, damit wir vom ... gang ab die Zahl der Hefte und Druckbogen vermehren ...

Herausgeber u[nd Verlag.]



1927

Bücherschau

I. Sammelbesprechungen

Maxim Gorki.

... und ist das ... Nishni-Nowgorod ... die Mutter. Im ... des russischen Handwerks ... zum Bettler ... Lumpen... anderen Berufen ... die Stätten dieser 15 Jahre ...

... sich auf der ... Seine Schöpfungen ... der Dinge, gegen ... harmonischen, zielbewußten ...

... es die widerspruchsvolle ... Summe der Erlebnisse ... erst in seinen ... er mit ... sowohl als ... Schicht, ohne ... wie sie sind: ... und daran ... vielmehr ... Reihen menschlicher ... ausweglosen ... Geschichte ... Handeln", zur ... ins Perverse ... hat der Gorki, der ... widerlich ...

... der Schöpfer der ... Schriftsteller ... Leben doch ... werde.

... Leben ... und ... mag, das menschlich ... unerschütterliche Hoffnung ... wahrhaft menschlichen Daseins ...

... überschätzt hat, so übersieht man jetzt ... seltener, gesunder, ehrlicher, ganz ein... der mit seinen farbigen Bildern die ... verwirren.

n Frei- ... olfenen, ... cht mit ... ung der ... ergleich ... r durch ... ischeren

äten" ... te, noch ... nan es ... d revo- ... r einige ... abscheu- ... Kapitel ... s letzte ... r Koro-

logische, ... n. Eine ... e Fülle ... wieder ... Bugrin.

rd ohne ... r politi- ... die von ... , findet ... erstörten

gen auf- ... re Nah- ... gekostet ... großen,

e Film- ... ptgestalt, ... ften, zur ... Bauern, ... lungenen ... historisch

, an die ... n Italien ... eundliches

Außer der ... den Durch-

darum nur ... werden zwar, ... aturalistische ... mangeln die ... atung. Aber ... einem Prosa-

Von Gorkis Büchern eignen sich für jede Bücherei:

Meine Kindheit. 1. Band der schon oben in ihrer Bedeutung kurz gekennzeichneten Selbstbiographie. Wie in sehr vielen russischen Selbstbiographien viel mehr ein Bild der Umwelt und der Zeit als Aufzeichnung der jeweiligen persönlichen Reflexionen des Verfassers. Behandelt in erster Linie die Kinderjahre im großväterlichen Hause, einem typischen russischen Handwerkerhaus alten Stiles. Der Sadismus des großväterlichen Prügelpatriarchen, der unaufhörliche, unversöhnliche, boshafte Erbstreit der Söhne, die sinnlose Geduld der Gehilfen, der Ruin des Hauses, die Diebeszüge der Kinder u. a. m. Dieser ganze schmutzige, kleinbürgerliche Komplex ist aus der kindlichen Perspektive ungemein farbig und echt geschildert. Die düstere Atmosphäre aber erwärmt und durchleuchtet von der herrlichen Gestalt der Großmutter, der kräuterkundigen Märchenerzählerin und Spitzenklöpplerin mit den langen schwarzen Zöpfen, die niemals ruht, niemals verzweifelt. Sie ist die eigentliche Hauptperson des Buches, eine der schönsten Gestalten der ganzen russischen Literatur.

Unter fremden Menschen. Der 9jährige Aljoscha wird hinausgestoßen, sich nun allein sein Brot zu erwerben. Im Schuhladen, als Vogelfänger, Zeichner, auf dem Dampfer, als Heiligenbildmaler und noch in vielen andern Arbeiten baut aus hundert Einzelschicksalen, die man nicht vergessen kann, sich dem Knaben das eine, kollektive, menschliche, russische Gesicht mit seinem furchtbaren Nebeneinander von Schönheit und Roheit, Güte und Härte, seinen großen Möglichkeiten, wie sie sich ihm im Heizer Jakow, im Koch Smirnow, in vielen andern zeigen. Schwärmerei und Ekel des empfindsamen Knaben, seine reine Beobachtungsgabe verleihen dem Buch neben seinem reichen stofflichen Gehalt, der auch schon primitivere Ansprüche befriedigen dürfte, seinen außerordentlichen Reiz. Von allen Gorkischen Büchern sei dies in erster Linie empfohlen.

Die Holzflößer und 16 andere Novellen. Enthält die Jugendnovellen und damit einzelne Sachen, die uns heute kitschig erscheinen, andrerseits aber auch ausgezeichnete Bettler- und Strolchgeschichten wie „Großvater Archip und Leujka", „Konowalow", „Im Weltschmerz", „Geschichte mit dem Silberschloß", so daß das Buch Gorkis novellistische Kunst voll repräsentiert.*)

Verlorene Leute und andere Novellen. Unter den zehn Novellen sind acht hervorragend starke Dichtungen. Während die Stücke des vorigen Bandes mehr zum Versöhnlichen neigen, zeugen diese Geschichten von der ganzen Unerbittlichkeit, die dem Leben jener armen Arbeiter, Handwerker und Verlorenen zu eigen ist.

Der 9. Januar. Eine leicht verständliche, gut abgerundete und durch Augenblicksbilder illustrierte historische Studie von dem Schreckenssonntag des Jahres 1905, an dem der Zar Tausende von friedlichen Demonstranten zusammenschießen ließ und damit selbst das Signal zum Ausbruch der ersten russischen Revolution gab.

Foma Gordejew. Entwicklung des reichen Erben eines von Kraft überströmenden Parvenüs, der unfähig, die betrügerische und eitle Geschäftigkeit des väterlichen Berufs nachzuahmen, unfähig aber auch im Anblick einer hohlen Intelligenz einen andern Weg zu finden, an diesem Widerspruch materiell und seelisch zu Grunde geht. Eine Fülle von Episoden und Nebenpersonen, voran Majakin, der Vormund, der vernünftige Gauner, geben dem Buch die erdrückend echte, hoffnungslos trübe Atmosphäre, in der diese stets unsichere junge und doch schon alte russische Bourgeoisie lebte.

Das Werk der Artamonows. Diese selbe Entwicklung, nur an Hand der Geschichte einer ganzen Familie ins Überindividuell-Historische erhoben, ist auch der Gegenstand dieses letzten gorkischen Romans, der formal zum Teil

---

*) Natürlich enthalten die Novellen, wie alle Werke Gorkis, Partien, die keineswegs ad usum Delphini geschrieben sind, aber in ihrer selbstverständlichen Ehrlichkeit prüde Gemüter auch nicht härter angreifen als alle klassischen russischen Romane.

neue Wege geht. Vom alten Artamonow, dem Begründer des Werks, einem Freigelassenen, einem unbändigen Kraftmenschen, über die Söhne, den Unbeholfenen, aber Gewissenhaften, den Krüppel und den Lebemann, reicht das Geschlecht mit den amerikanisierten, entwurzelten Enkeln hinein in die beginnende Auflösung der „Artamonowschen" Periode, die große, soziale russische Revolution. Der Vergleich mit den Buddenbrooks liegt nahe, von denen sich der gorkische Roman aber durch das Fehlen „psychologischer Feinheiten", den strafferen Aufbau und organischeren Zusammenhang der verschiedenen Lebenskreise unterscheidet.

Mittlere und größere Büchereien werden noch dazu anschaffen:

„Dem Morgen zu" (russisch treffender „Meine Universitäten" betitelt). Vier lose zusammenhängende autobiographische Kapitel. Das erste, noch ganz in dem bunten Stil von „Unter fremden Menschen" (s. o.), dem man es am besten einverleiben würde, erzählt von Jahren unter Handwerkern und revolutionären Studenten, im abergläubischen, tierisch primitiven Dorf. Wieder einige herrliche, voranleuchtetende Gestalten. Ein zweites Kapitel voll düsterer, abscheulicher Erlebnisse; Bilder von Orgien „verlorener Menschen!" Ein hübsches Kapitel erzählt die Geschichte der ersten Liebe und dichterischen Tätigkeit. Das letzte Kapitel ist persönlichen Erinnerungen an den großen Publizisten Wladimir Korolenko geweiht.

Erlebnisse und Begegnungen. Ausgesprochen psychologische, schon mehr psychopathologische Studien an „alltäglichen" russischen Menschen. Eine Sammlung von oft wenig sympathischen, aber interessanten Käuzen, eine Fülle eigentümlicher Beobachtungen (z. B. „Menschen mit sich allein"), dann wieder historisch bedeutsame Porträts wie von A. A. Block oder dem Millionär Bugrin.

Der Spitzel. Ein heimatloser Knabe, ein schwacher Mensch, wird ohne sein Zutun in eine Kriminalaffäre verwickelt und gerät so in die Kreise der politischen Polizei. In seinem schmutzigen und unsicheren Beruf von oben wie von außen bedrängt, ohne Kraft zur Selbstbelügung, mehr Wild als Jäger, findet er einen frühen Tod. Fast alle diese durch ihren hoffnungslosen Beruf zerstörten Menschen erregen im Verfasser wie im Leser mehr Mitleid als Haß.

Drei Menschen. Der durch seine Skrupellosigkeit vom Betteljungen aufgestiegene kleine Kaufmann wird in dem neuen Milieu, das ihm keine innere Nahrung bietet, das ihn aber einen Mord und schmutzige sexuelle Beziehungen gekostet hat, seines Daseins nicht froh. Sehr slawisch, bringt er sich nach einer großen, öffentlichen Beichte um.

Die Mutter. Der Wert des neuerdings durch die Pudowkinsche Filmbearbeitung wieder bekannt gewordenen Werks liegt nicht in der Hauptgestalt, einer Arbeiterfrau, die durch das Schicksal des Sohnes, eines Sozialisten, zur überzeugten Kämpferin wird, sondern in der lebensechten Darstellung der Bauern, Arbeiter und Revolutionäre, denen Gorki selbst angehörte, in dem gelungenen Stimmungsbilde aus dem Rußland von 1905, das uns heute so stark historisch interessiert.

Märchen der Wirklichkeit. „Die Arbeit ist ein Gebet, an die Zukunft gerichtet." Dieses Thema wird mit in der Zeit der Emigration in Italien geschriebenen Bildern veranschaulicht; keine Untiefen mehr, aber dafür ein freundliches ermutigendes und unterhaltsames kleines Buch.

„Wie ein Mensch geboren wurde." Fünf Novellen. Außer der schwächeren Titelnovelle vier gute, sich allerdings nicht wesentlich über den Durchschnitt erhebende Novellen.

Gorkis Dramen sind literarisch nicht besonders originell, darum nur Büchereien zu empfehlen, wo spezielles Interesse vorhanden ist. Sie werden zwar, wie auch die frühen Hauptmannschen Dramen, durch ihre strenge naturalistische Technik nie ihren Wert als historische Dokumente verlieren; auch ermangeln die meisten weder der Bühnenwirksamkeit noch der menschlichen Bedeutung. Aber gerade ein Vergleich des mit Recht berühmten „Nachtasyls" mit einem Prosa-

stück ähnlichen Inhalts wie „Verlorene Leute", zeigt, wo die eigentliche Stärke des Dichters liegt. Außer diesen Szenen unter den unrettbar Versinkenden spielen alle andern Dramen im sich zersetzenden Bürgertum.

„Barbaren." Zersetzung des trägen kleinstädtischen Milieus durch eindringende Ingenieure, die ihrerseits wieder dem Druck der kleinstädtischen Stumpfheit erliegen, ist wohl das dramatischste dieser Gebilde.

„Die Letzten." Das erschütternde Bild einer zerstörten Familie, Hauptmanns Friedensfest verwandt.

„Die Kleinbürger." Hier wird das anmaßliche Querulantentum junger und alter Kleinbürger recht treffend karikiert.

„Die Feinde" zeigt die Fabrikleitung unter dem Einfluß eines ersten Streiks und mutet etwa wie das Manuskript zu einem Film an.

Ganz entbehrlich sind die Dramen „Sommergäste" und „Kinder der Sonne", beide den menschlichen Bankrott von geistigen Leuten demonstrierend, (sie sind trotz guter Witze und Figuren zu konstruiert) und die Romane „Eine Beichte" und „Ein Sommer", nicht bewältigte Versuche, die Wirkung der sozialistischen Lehre auf den revolutionären, russischen Bauern zu zeigen.

In größeren Büchereien übersehe man auch nicht Gesammelte Aufsätze (Die Zerstörung der Persönlichkeit) hrsg. von Chapiro u. Rud. Leonhard. Dresden: Kammerer 1922.

Gorkis philosophische und publizistische Tätigkeit ist leider viel zu wenig bekannt, obwohl sie jeder ahnt, der seine grüblerischen Werke liest. Der schlichte Ton, der hier mehr als anderswo den Autodidakten verrät, gibt den Mahnrufen besonderes Gewicht. Die Aufsätze versuchen den Niedergang des russischen Schrifttums zu erklären und bekämpfen leidenschaftlich die geistigen Ursachen dieser Erkrankung, den schmutzigen Zynismus, die masochistische Geduld und Passivität, die aus der „Idioten"verherrlichung aufsteigen. Sie versuchen den Weg in eine reinere literarische Zukunft durch Analyse des Vorliegenden zu erschließen. Die Polemik nicht gegen die Kunst aber gegen den weltanschaulichen, infektiösen Effekt Dostojewskis und Tolstois als literarischer Repräsentanten der Passivität runden das Bild des Dichters und führen tief hinein in die Probleme russischen Denkens und russischer Literatur.

Auch die kleine Schrift „Vom russischen Bauern", mögen Einzelangaben und die pessimistischen Konsequenzen falsch sein, bietet über die russische Seele, die Ursachen ihrer Grausamkeit und ihre Zukunft, durch die nüchterne geschichtliche und geographische Betrachtung mehr Brauchbares als die meisten jener dicken und verworrenen, unrealen Bücher, die bei uns in Westeuropa alljährlich über diesen Gegenstand zu Tage gefördert werden. Bis auf die biographischen Werke, für deren Ausstattung und Propagierung Ullstein leider sehr wenig getan hat, wird das gesamte Werk vom Malikverlag in der bekannten vorbildlichen Ausstattung und Übersetzung herausgebracht.

Erwin Heinz Ackerknecht (Wien).

B. Wissenschaftliche Literatur.

I. Religion, Philosophie, Erziehung.

Becker, Minna: Graphologie der Kinderschrift. Celle: Niels Kampmann 1926. 246 S., 120 Schriftabb. Brosch. 9,50, geb. 11,50.

Dieses ausgezeichnete Buch, das zu den ganz wenigen wertvollen Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Handschriftenpsychologie gehört, beweist schlüssig an vielen eingehend und fesselnd dargestellten Fällen, die durch reiche

Bildbeigaben erläutert werden, daß auch die Kinderschrift vom ersten Tage des Schreibenlernens an in weitestem Maße graphologisch verwertet werden kann; selbst in ganz zusammenhanglosen kindlichen Kritzeleien kommen schon grundlegende Wesensunterschiede zur Geltung. Besonderes Interesse werden die Abschnitte über die graphologische Feststellbarkeit der verschiedenen Begabungen, der gesundheitlichen Störungen, der Kinderlüge in ihren mannigfaltigen Quellen und Erscheinungsformen finden. Sehr bemerkenswert ist, daß die Verfasserin sich nicht nur auf die Diagnose, die Ermittlung der jeweiligen Wesensart und Fähigkeiten beschränkt, sondern viel Wesentliches zu sagen weiß zur Verhütung von Mißbildungen, zur Behandlung schwieriger Fälle. In zahlreichen Fällen ist es ihr gelungen, „fußend auf graphologischer Erkenntnis, klärend, schlichtend und fördernd zwischen Erziehern und Kindern zu wirken, den Weg zu finden zum psychischen Verständnis mancher entgleisten Kinder; nicht etwa, wie häufig angenommen wird, auf Grund ahnenden Verstehens, sondern durch richtiges Einsetzen der an der Hand exakter graphologischer Forschungen gewonnenen Erkenntnisse". Welche Bedeutung einer sachverständig ausgeübten Graphologie hier zukommt, das hat die Verfasserin überzeugend genug dargestellt. Sie warnt übrigens vor der ...mäßigen, beiläufig betätigten Schriftbeurteilung und schlägt einen „graphologischen Beratungsdienst" an den Schulen in dem Sinne vor, daß bewährte Graphologen oder Graphologinnen von Beruf die Beratung von Lehrern und Eltern auf Grund graphologischer Untersuchungen übernehmen. Daß die Verfasserin selber in manchen Schulen Hamburgs einen solchen Beratungsdienst einführen konnte, läßt uns hoffen, daß ihr Vorschlag auch an anderen Orten Gehör finden wird. — Fesselnd sind auch die Bemerkungen der Verfasserin zum Streit zwischen den verschiedenen Schreiblehrmethoden; was sie hierzu zu sagen weiß vom Standpunkt des Handschriftenpsychologen, der gerade in dieser Frage besonders zuständig ist, sollten sich die Beteiligten nutzbar machen. — Alles in allem: ein kluges und liebenswürdiges Buch, eine Erweiterung unseres bisherigen graphologischen Wissens bedeutend. Ludwig Klages selbst hat der Verfasserin ein Geleitwort voll Anerkennung geschrieben. S. Ranitzsch (Stettin).

Harms, Rudolf: Philosophie des Films. Seine ästhetischen und metaphysischen Grundlagen. Leipzig: Meiner 1926. 192 S. Brosch. 8,—, geb. 10,—.

Die ästhetischen und metaphysischen Grundlagen des Films werden hier in übersichtlicher Zusammenfassung vorgetragen. Es fehlt dem Buch allerdings durchaus an Ergebnissen, die eine vollkommen unabhängige Betrachtung hätte bringen können. Das gebotene Material beruht fast durchwegs auf einer Kritik der Anschauungen von Lange, Balácz, Bloem, Gad, Pordes, Warstat und anderen Kronzeugen der Kinofrage; es wird aber immerhin so vollständig zusammengetragen, daß ein ganz brauchbares Handbuch entstanden ist. Der meist so üble Snobismus der Interessenten des Filmkapitals macht einer ernsten Überlegung, einem ästhetisch gut geschulten Urteil Platz, so daß die Frage nach dem Kunstwert des Films, von dem seine Zukunft in starkem Maße abhängt, nun viel eindringlicher aufgeworfen werden kann, als es früher der Fall war. Zu einer voll befriedigenden Antwort gelangt auch Harms noch nicht. Es gelingt ihm, in der Überwindung von Raum und Zeit, sowie in den mancherlei neuartigen Bewegungsfaktoren Elemente einer lediglich dem Film eigentümlichen ästhetischen Wesensart glaubhaft zu machen. Ob aber diese ästhetisch berechtigte Anschauung auch schon den Kern einer neuen metaphysischen Wertung enthält, ist zweifelsohne noch nicht nachgewiesen. Von der Soziologie des Films ist nur in sehr allgemeinen Andeutungen die Rede. Für die mißverstandene Einstellung zur „Filmreform" ist bezeichnend, daß wohl Konrad Lange ihr zugezählt wird, dagegen Häfker, der die Filmreform überhaupt erst aus der Ideologie zur Praxis führte, gar nicht genannt wird. Daraus erklären sich so befremdliche Angaben wie die, daß die Filmreformer den Spielfilm abschaffen möchten. Für eine weitere Auflage des Buches sei demgemäß empfohlen, dem überaus wichtigen Ausgleich zwischen Theorie und Praxis erheblich mehr und vor allem auch sorgsameres Augenmerk zu widmen. G. Kemp (Solingen).

Hirsch, M.: Friedrich Nietzsche, der Philosoph der abendländischen Kultur. Stuttgart: Strecker & Schröder. 181 S.

Hirsch gibt zunächst einleitend einen ziemlich ausführlichen Überblick über Nietzsches Lebens- und Schaffensgeschichte. Auffallend ist dabei, wie oberflächlich er die „Unzeitgemäßen Betrachtungen" charakterisiert. Das ganze Buch enthält auch bezeichnenderweise nicht ein einziges Zitat aus ihnen (dagegen verhältnismäßig viel Zarathustra-Zitate). Bei dem Untertitel des Buches erwartet man weiterhin besonders konzentrierte Ausführungen über Nietzsches Kulturbegriff. Umsonst! Wohl ist in manchen Kapiteln die Rede von Nietzsches Stellung zu einzelnen Gebieten unserer Gegenwartskultur, aber gerade in dem Kapitel „Das Grundproblem" wird der Leser mit einer allgemeinen Formel abgespeist. — Der Lehre Nietzsches, das Wesen des Lebens sei „Wille zur Macht", steht Hirsch völlig unkritisch gegenüber. Wohl sagt er in dem (sehr kurzen und dürftigen) Kapitel „Nietzsche und die Religion", Nietzsche habe verkannt, „daß in der Persönlichkeit neben dem Element der Selbstbehauptung und Selbstentfaltung ein Element der Hingabe wirksam ist"; aber nirgends hat er klar herausgestellt, daß der Lobpreis der schenkenden Tugend als des Sinnes allen Lebens und aller Menschlichkeit und der Lobpreis des Willens zur Macht sich weltanschaulich ausschließen. Am verdienstvollsten scheint mir das Kapitel „Nietzsche und der Sozialismus", und zwar vor allem wegen der dort zusammengestellten antikapitalistischen Zitate. Denn hier wird einigermaßen dem Mißbrauch vorgebeugt, Nietzsches weltanschauliche Ablehnung des Sozialismus zu mißbrauchen zur Verteidigung einer reaktionären politischen Parteimeinung oder gar eines eigenen Mangels an sozialer Gesinnung, an schenkender Tugend. Umso befremdlicher klingt die am Schluß dieses Kapitels geäußerte Ansicht des Verfassers, die Demokratisierung unseres heutigen Lebens „scheine den Höhepunkt bereits überschritten zu haben, ihre Dämmerung scheine bereits hereingebrochen zu sein". Ganz verkannt ist Nietzsches Bedeutung als Psychologe. Es ist von ihr überhaupt nur beiläufig die Rede. — Im ganzen: eine erste Einführung in die Gedankenwelt Nietzsches, die sich weder durch Anschaulichkeit noch durch Gedankenreichtum besonders auszeichnet. Vor dem Erscheinen von Werken wie Havensteins „Nietzsche als Erzieher" (vgl. 3. Jg. dieser Zeitschrift S. 23) oder von Karl Heckels Reclambändchen über Nietzsche (vgl. 3. Jg. S. 229) wäre man noch auf sie angewiesen gewesen. Heute ist sie, mindestens für kleine und mittlere Büchereien, entbehrlich. E. Ackerknecht.

Kaßner, Rudolf: Die Grundlagen der Physiognomik. Leipzig: Insel 1922. 106 S. Pp. 4,50.

Diese Abhandlung, aus einem Vortrage entstanden, gibt nicht etwa ein System der Physiognomik, sondern philosophische Betrachtungen über ihr Wesen in einer weniger lehrhaften als dichterischen, etwas kapriziösen Gestaltung. Die Physiognomik, die Kaßner meint, ist kaum lehrbar; sie erblüht jedenfalls nur demjenigen, der sehende Augen mitbekommen hat. — Das Büchlein enthält manchen feinen Gedanken. S. Ranitzsch (Stettin).

Kautz, Heinrich: Im Schatten der Schlote. Versuche zur Seelenkunde der Industriejugend. Köln: Verlagsanstalt Benziger 1926. 295 S. Brosch. 5,—, geb. 6,—.

Der Kampf um die Seele des Industriemenschen tobt mit ungehemmter Heftigkeit weiter, wenn auch die Jahre lauter Demonstration und öffentlicher Kontroverse vorüber sind. Dies Buch beschäftigt sich mit der Seele der Industrie*jugend* und tut das in so großer Herzenswärme und mit einem so überzeugenden Rüstzeug eigenen und tiefen Erlebens, daß man nur wünschen kann, das Buch komme alle denen zu Gesicht, denen es der Verfasser gewidmet hat: „Allen, die guten Willens sind." Eine glückliche Verbindung gereifter volkspädagogischer Erkenntnisse und hingebender sozialer Hilfsbereitschaft. Das Buch gehört in jede Bücherei, deren Leserkreis Industriebevölkerung umschließt.

E. Dovifat (Berlin).

Rupprecht, Christian: Bücher und Bibliotheken. Was können sie den Menschen sein und geben? Mit einem Anhang für Bibliothekbenutzung, besonders der Studierenden, und für Haus- und Familienbibliothek. Langensalza: Beyer 1926. 29 S.

Das kleine Heft hat den Wert eines Kuriosums. Der Verfasser, früher Oberbibliothekrat an der Münchener Universitätsbibliothek, ist sichtlich bemüht, eine Art Biologie des Buches und der Bibliotheksbenutzung zu geben. Er beginnt mit dem Bilderbuch des kleinen Kindes und endigt mit moralischen Ermahnungen an die Studierenden. Dazwischen stehen allerlei Verlautbarungen über das Buch in der Familie und in der Bibliothek, der ganze wässrige Aufguß gewürzt mit Zitaten weiser Männer und sonstigen Sprüchen. Die Schrift bedeutet eine so ärmliche Banalisierung elementarster und nirgends mehr diskutierter Voraussetzungen, daß man sich vergebens fragt, was einen alten wissenschaftlichen Bibliotheksbeamten wohl veranlaßt haben mag, seine sich über die Jahrzehnte moderner Bibliothekentwicklung erstreckende Berufsauffassung und Berufsarbeit als eine so erschütternd ideenlose Handwerkerei bloßzustellen. Daß innerhalb dieses Vorstellungsgebäudes kein Platz für die Volksbücherei ist, wird niemand bedauern. G. Kemp (Solingen).

Rutz, Ottomar: Vom Ausdruck des Menschen. Lehrbuch der Physiognomik. Celle: Niels Kampmann 1925. 236 S. und viele Bild- und Handschriftenbeigaben. Hlw. 10,—.

Im Gegensatz zur üblichen Physiognomik lehnt es Rutz ab, die Formen oder Farben des menschlichen Körpers zu deuten im Sinne einer Bestimmung oder eines Werturteils; dies erscheint ihm nach seinen eigenen Worten „unsinnig, ja geradezu lächerlich". Für ihn ist „maßgebend allein das Gesetz der Bewegung selbst, wie es sich im Körperlichen offenbart: nach Körperbewegung, Körperhaltung, Art und Weise des sichtbar und hörbar Gestalteten". Aus dieser Art der Betrachtung erwachsen ihm vier Typen (der sphärische, parabolische, pyramidale und polygonische Mensch); diese Typen und ihre Spielarten setzen die gesamte Menschheit zusammen. Rassenfragen erscheinen hier in einem gänzlich neuen Lichte, unter anderen wird Günther besonders stark angegriffen. — Zweifellos bedeutet dieses Buch eine sehr wesentliche Bereicherung besonders der charakterkundlichen und Rassenfragen betreffenden Literatur. Die Rutzsche Typenanalyse (ein eigenartiges Verfahren, das die Zuweisung jedes Menschen zu einer bestimmten Type oder Spielart bezweckt) scheint uns eine Zukunft zu haben. Dahingegen ist der Verfasser unserer Ansicht nach im Irrtum, wenn er z. B. meint, der Ausdruck des Grausamen, Sinnlichen, Listigen, den jeder zumeist aus Erfahrung kenne, sei wissenschaftlich nicht festzustellen; auch seine gänzliche Ablehnung physiognomischer Wertung im üblichen Sinne geht zweifellos zu weit. S. Ranitzsch (Stettin).

Springenschmid, Karl: Das Bauernkind. München: Oldenbourg 1926. 135 S. Lw. 3,60.

Der Verfasser macht den ziemlich oberflächlich geratenen Versuch einer Naturgeschichte, oder moderner ausgedrückt, einer Soziologie und Psychologie des Bauerntums, vom Bauernkind und seiner körperlichen und geistigen Entwicklung aus betrachtet. Der Verfasser ist völlig befangen in romantischer Betrachtungsweise, der wir heute nicht mehr folgen können. Die Probleme, die sich aus der jetzt auch das Bauerntum mehr und mehr ergreifenden Rationalisierung des Lebens ergeben*), sind nirgends auch nur erwähnt. Es mag zugegeben werden,

*) Vgl. Schriewers trefflichen Aufsatz „Bodenständigkeit in der ländlichen Büchereiarbeit" „Bücherei und Bildungspflege" 6. Jg. H. 1 und von dem gleichen Verfasser den Aufsatz „Die Dorfbücherei als soziologische Frage" in dem Heft „Die Dorfbücherei". Stettin: Verlag Bücherei und Bildungspflege.

seelischen Gesundheit und zu ihrer geistigen Nahrung oder zu ihrem praktischen Fortkommen des Buches bedürfen. Wir können es keinem an der Nase ansehen, wieweit seine innere Entwicklungsfähigkeit reicht. Und wer will sich anmaßen, zu bestimmen, wie lange er mit seinem Bruder Geduld zu haben verpflichtet ist? Zumal wer zur Vorlesestunde kommt, der beweist damit ein inneres Bedürfnis nach literarischer Erbauung, und es wäre lächerlich, von ihm nach Jahr und Tag gewissermaßen eine Quittung für die empfangene Guttat zu verlangen in Gestalt eines Befähigungsnachweises zu literaturkritischer Beurteilung. Wer aber die Vorlesestunde nicht zu brauchen glaubt zu seiner literarischen Geschmacksbildung, weil er seinen primitiven Lesegeschmack nicht für mangelhaft hält, der ist damit ebenfalls keineswegs unserer Fürsorge unwert geworden. Goethe hat in seinem Vorspiel zum Faust der „lustigen Person" sehr lebenskluge Worte in den Mund gelegt, die den Tatbestand der bloßen, flüchtigen Unterhaltung im Unterschied von der ewigen Kunst vom Künstler aus beleuchten. Sie sagt dort:

„Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören sollte!
Gesetzt daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will sie doch und soll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Ist, dächt ich, auch schon was."

Und wie der bloße Unterhaltungsschriftsteller trotz aller Kunstmoralisten ein braver Knabe sein kann, so der bloße Unterhaltungsleser auch, trotz aller Büchereimoralisten.

.... Schließlich sei noch eine bildungspflegliche Frage kurz erörtert, auf die es mir in der Praxis ganz besonders ankommt, nämlich die ansteckende Wirkung der Vorlesestunde. Es ist mir von jeher die liebste Erfahrung im Bereich meiner Vorlesearbeit gewesen, wenn ich feststellen konnte, daß Hörer das, was sie in der Vorlesestunde gehört hatten, nun im Familien- oder Freundeskreis ihrerseits vorlasen. Ich habe diese Erfahrung zu meiner Freude nicht selten machen dürfen. Und ich glaube, daß zwei Dinge dazu beigetragen haben, diese ansteckende Wirkung zu erleichtern: Einmal merken die Hörer unserer Vorlesestunden, daß zu einem eindrucksvollen Vorlesen keine eigentliche Vortragskunst, zum mindesten keine rezitatorische Virtuosität gehört. So fühlen sie sich von vornherein nicht entmutigt bezw. mit ihrem Vorlesebedürfnis auf eine falsche Bahn gedrängt. Zum andern aber bieten wir nach jeder Vorlesestunde billige Ausgaben der vorgelesenen Stücke zum Kauf an, soweit es solche gibt, oder wenigstens billige Ausgaben von anderen Werken der Dichter, von denen Stücke gelesen wurden. (Vgl. die bibliographischen Angaben in meinem Vorlesestunden-Büchlein.) Ja, wir gehen noch darüber hinaus, indem wir mit Erlaubnis der Verfasser und Verleger manche besonders geeigneten Novellen und Skizzen als „Manuskriptdrucke" selbst herausgeben, um auch so die weltanschaulichen und geschmackbildnerischen Antriebe, die von unseren Vorlesestunden ausgehen, über den Kreis unserer Hörer hinauszuleiten. Es ist dies ein kleines Mittel, gemessen an der Größe der Aufgabe, die gesamte Weltliteratur allen zu erschließen, deren Leseorgane gesund und entwicklungsfähig sind. Aber wie oft schon hat ein kleines Mittel, das, mit dem Spürsinn echter Menschenliebe, im rechten Augenblick angewandt wurde, Wunder gewirkt! Wie oft hat ein — äußerlich betrachtet — kleines Werk eines Dichters einem Menschen aus innerer Not und Bedrängnis geholfen, ja seinem Leben eine entscheidende Wendung gegeben! Wir können jedenfalls im Interesse unserer Büchereiarbeit, soweit wir in ihr mehr sehen als eine rein intellektuelle Hilfstätigkeit, nur wünschen, daß in recht vielen Häusern der gute Geist jenes anspruchslosen Vorlesens, jener literarischen Hausmusik wieder einziehe, den die Unrast der modernen Zeit aus ihnen vertrieben hat. Wir glauben an den gemeinschaftsbildenden Sinn unserer Vorlesestundenarbeit, auch in dieser weiter reichenden Form, und darum ist sie uns doppelt teuer in einer Zeit, in der so viel von der Gemeinschaft des Volkes und der Völker geredet wird und die doch so bitter arm daran ist."

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. Schuster, Berlin, Stadtbibliothek.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel
Der Blätter für Volksbibliotheken 28. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1927
7. Jahrgang + Heft 4

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Inhalt dieses Heftes:

Mitteilung an unsere Leser.

Das vorliegende vierte Heft des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift bringt lediglich Besprechungen und erscheint als

S o n d e r h e f t,

so daß der Jahrgang sieben Hefte umfassen wird, ohne daß für diesmal eine Erhöhung des Bezugspreises eintritt. Der Verlag hat sich hierzu entschlossen, da die Herausgeber im Besprechungsteil Raum für die kommenden Erscheinungen der Herbstmesse zu gewinnen trachteten, die ständige Erweiterung des Kreises der Mitarbeiter und das Bemühen, einen einigermaßen vollständigen Überblick über die für uns wichtigen Neuerscheinungen zu erhalten, den Besprechungsteil aber notwendig immer größere Ausdehnung gewinnen läßt. Auch für den Hauptteil haben leider eine große Anzahl wichtiger Arbeiten zurückgestellt werden müssen, so über Kunst- und Musikpflege in der volkstümlichen Bücherei, über weltanschaulich gebundene und politische Bildungspflege, über die neuere Jugendpsychologie und die Jugendschrift, über Katalogfragen und vieles andere, was zur Zeit im Mittelpunkte des Interesses der Fachgenossen steht und dessen Förderung dringend notwendig erscheint. Nur die Grenzen, welche die finanzielle Lage unserer Zeitschrift zieht, hindern uns noch, die Zahl der Hefte und des jährlichen Bogenumfanges um ein Beträchtliches zu vermehren. Wir richten deshalb an unsere Freunde die dringende Bitte, sich für die weitere Verbreitung der Zeitschrift einzusetzen und die Bemühungen der Herausgeber und des Verlages zu unterstützen, den Wirkungskreis der Zeitschrift zu erweitern, damit wir vom nächsten Jahrgang ab die Zahl der Hefte und Druckbogen vermehren können.

H e r a u s g e b e r u n d V e r l a g.

Bücherei und Bildungspflege
Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel
Jahrgang 7 1927 Heft 4

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Maxim Gorki.

Gorki heißt „bitter" und ist das Pseudonym für Alexej Maximowitsch Peschkow (geboren 1868 in Nischni-Nowgorod). Gorki verlor mit fünf Jahren den Vater, bald darauf die Mutter. Im großväterlichen Hause erlebte er am eigenen Leib den Ruin des russischen Handwerks. Schon der neunjährige, dessen Großvater vom Zunftmeister zum Bettler geworden war, mußte sich durch eigne Arbeit ernähren. Als Küchenjunge, Lumpensammler, Bäcker, Maurer, Eisenbahnarbeiter und in ungezählten anderen Berufen durchwanderte Gorki 15 Jahre lang Rußland. Das Erleben dieser 15 Jahre gab den unerschöpflichen Stoff für seine Dichtung.

Gorkis Leben spielte sich auf der Grenze zwischen Kleinbürgertum und Lumpenproletariat ab. Seine Schöpfungen entstanden als Protest gegen diese Zustände, diese „Ordnung" der Dinge, gegen Chaos und Fäulnis. Er beabsichtigte, dem Russen einen neuen, harmonischen, zielbewußten Weg zu weisen, das spezifisch Russische zu überwinden.

Und doch wollte es die widerspruchsvolle Tatsächlichkeit, daß Gorki so stark unter dem Banne der Erlebnisse und der Herkunft stand, daß der Weg aus dem Chaos erst in seinen letzten (allerdings bedeutendsten) Werken sichtbar wurde und er mit Recht bekannt wurde gerade als der Sänger der Kleinbürger sowohl als der Enterbten, Barfüßer, Vagabunden. Ganz entgegen seiner Absicht, ohne Kritik, ganz hingerissen hat Gorki diese beiden Welten geschildert, so wie sie sind: beide losgelöst vom Zusammenhang der vorwärtsschreitenden Gesellschaft und darum zum Tode verurteilt; diese jedoch keineswegs nur bemitleidenswert, vielmehr zum Teil sogar erstaunlich in den in ihr weiterlebenden kraftvollen Resten menschlichen Fühlens oder verwegenen Handelns, jene erstickend in ihrer ausweglosen Enge, Verwirrung und Feigheit.

Die durch eine unglückselige Geschichte genährte Neigung des Russen „zum schönen Reden und unvernünftigen Handeln", zur Quälerei, zum Chaos, die auch Tolstoi und Dostojewskij geben, aber ins Perverse, Pathologische oder europäisch Formvollendete, Abstrakte verbogen, hat bei Gorki, der aus der Tiefe kam, unmittelbar Gestalt gewonnen; ist fast widerlich substantiell, weil mit dem materiellen Mutterboden fest verwachsen.

Aber Gorki wurde mehr als der Historiker der sterbenden Kleinbürger und „Barfüßer". Wie alle russischen Schriftsteller nie ausschließlich Literat, rang er in seiner Biographie dem russischen Leben doch die Gewißheit ab, daß der menschliche Wille alle Güte verwirklichen werde.

„Nicht allein das ist an unsrem Leben so erstaunlich, daß in ihm die Schicht des Rohen, tierisch Gemeinen noch so fest und dick ist, sondern auch das, daß durch diese Schicht, so dick sie auch sein mag, das menschlich Gute, Gesunde, Schöpferische siegreich hindurchwächst und die unerschütterliche Hoffnung auf unsere Wiedergeburt zu einem schönen, lichtvollen, wahrhaft menschlichen Dasein wachhält." (Aus „Meine Kindheit".)

Wenn man Gorkis Jugendwerke überschätzt hat, so übersieht man jetzt mit viel größerem Unrecht, daß mit ihm ein seltner, gesunder, ehrlicher, ganz einfacher Mensch in die Literatur gekommen ist, der mit seinen farbigen Bildern die Kräfte des guten Willens stärkt, statt sie zu verwirren.

Von Gorkis Büchern eignen sich für jede Bücherei:

Meine Kindheit. 1. Band der schon oben in ihrer Bedeutung kurz gekennzeichneten Selbstbiographie. Wie in sehr vielen russischen Selbstbiographien viel mehr ein Bild der Umwelt und der Zeit als Aufzeichnung der jeweiligen persönlichen Reflexionen des Verfassers. Behandelt in erster Linie die Kinderjahre im großväterlichen Hause, einem typischen russischen Handwerkerhaus alten Stiles. Der Sadismus des großväterlichen Prügelpatriarchen, der unaufhörliche, unversöhnliche, boshafte Erbstreit der Söhne, die sinnlose Geduld der Gehilfen, der Ruin des Hauses, die Diebeszüge der Kinder u. a. m. Dieser ganze schmutzige, kleinbürgerliche Komplex ist aus der kindlichen Perspektive ungemein farbig und echt geschildert. Die düstere Atmosphäre aber erwärmt und durchleuchtet von der herrlichen Gestalt der Großmutter, der kräuterkundigen Märchenerzählerin und Spitzenklöpplerin mit den langen schwarzen Zöpfen, die niemals ruht, niemals verzweifelt. Sie ist die eigentliche Hauptperson des Buches, eine der schönsten Gestalten der ganzen russischen Literatur.

Unter fremden Menschen. Der 9jährige Aljoscha wird hinausgestoßen, sich nun allein sein Brot zu erwerben. Im Schuhladen, als Vogelfänger, Zeichner, auf dem Dampfer, als Heiligenbildmaler und noch in vielen andern Arbeiten baut aus hundert Einzelschicksalen, die man nicht vergessen kann, sich dem Knaben das eine, kollektive, menschliche, russische Gesicht mit seinem furchtbaren Nebeneinander von Schönheit und Roheit, Güte und Härte, seinen großen Möglichkeiten, wie sie sich ihm im Heizer Jakow, im Koch Smirnow, in vielen andern zeigen. Schwärmerei und Ekel des empfindsamen Knaben, seine reine Beobachtungsgabe verleihen dem Buch neben seinem reichen stofflichen Gehalt, der auch schon primitivere Ansprüche befriedigen dürfte, seinen außerordentlichen Reiz. Von allen Gorkischen Büchern sei dies in erster Linie empfohlen.

Die Holzflößer und 16 andere Novellen. Enthält die Jugendnovellen und damit einzelne Sachen, die uns heute kitschig erscheinen, andrerseits aber auch ausgezeichnete Bettler- und Strolchgeschichten wie „Großvater Archip und Lenjka“, „Konowalow“, „Im Weltschmerz“, „Geschichte mit dem Silberschloß“, so daß das Buch Gorkis novellistische Kunst voll repräsentiert.*)

Verlorene Leute und andere Novellen. Unter den zehn Novellen sind acht hervorragend starke Dichtungen. Während die Stücke des vorigen Bandes mehr zum Versöhnlichen neigen, zeugen diese Geschichten von der ganzen Unerbittlichkeit, die dem Leben jener armen Arbeiter, Handwerker und Verlorenen zu eigen ist.

Der 9. Januar. Eine leicht verständliche, gut abgerundete und durch Augenblicksbilder illustrierte historische Studie von dem Schreckenssonntag des Jahres 1905, an dem der Zar Tausende von friedlichen Demonstranten zusammenschießen ließ und damit selbst das Signal zum Ausbruch der ersten russischen Revolution gab.

Foma Gordejew. Entwicklung des reichen Erben eines von Kraft überströmenden Parvenüs, der unfähig, die betrügerische und eitle Geschäftigkeit des väterlichen Berufs nachzuahmen, unfähig aber auch im Anblick einer hohlen Intelligenz einen andern Weg zu finden, an diesem Widerspruch materiell und seelisch zu Grunde geht. Eine Fülle von Episoden und Nebenpersonen, voran Majakin, der Vormund, der vernünftige Gauner, geben dem Buch die erdrückend echte, hoffnungslos trübe Atmosphäre, in der diese stets unsichere junge und doch schon alte russische Bourgeoisie lebte.

Das Werk der Artamonows. Diese selbe Entwicklung, nur an Hand der Geschichte einer ganzen Familie ins Überindividuell-Historische erhoben, ist auch der Gegenstand dieses letzten gorkischen Romans, der formal zum Teil

*) Natürlich enthalten die Novellen, wie alle Werke Gorkis, Partien, die keineswegs ad usum Delphini geschrieben sind, aber in ihrer selbstverständlichen Ehrlichkeit prüde Gemüter auch nicht härter angreifen als alle klassischen russischen Romane.

neue Wege geht. Vom alten Artamonow, dem Begründer des Werks, einem Freigelassenen, einem unbändigen Kraftmenschen, über die Söhne, den Unbeholfenen, aber Gewissenhaften, den Krüppel und den Lebemann, reicht das Geschlecht mit den amerikanisierten, entwurzelten Enkeln hinein in die beginnende Auflösung der „Artamonowschen" Periode, die große, soziale russische Revolution. Der Vergleich mit den Buddenbrooks liegt nahe, von denen sich der gorkische Roman aber durch das Fehlen „psychologischer Feinheiten", den strafferen Aufbau und organischeren Zusammenhang der verschiedenen Lebenskreise unterscheidet.

Mittlere und größere Büchereien werden noch dazu anschaffen:

„Dem Morgen zu" (russisch treffender „Meine Universitäten" betitelt). Vier lose zusammenhängende autobiographische Kapitel. Das erste, noch ganz in dem bunten Stil von „Unter fremden Menschen" (s. o.), dem man es am besten einverleiben würde, erzählt von Jahren unter Handwerkern und revolutionären Studenten, im abergläubischen, tierisch primitiven Dorf. Wieder einige herrliche, voranleuchtetende Gestalten. Ein zweites Kapitel voll düsterer, abscheulicher Erlebnisse; Bilder von Orgien „verlorener Menschen!" Ein hübsches Kapitel erzählt die Geschichte der ersten Liebe und dichterischen Tätigkeit. Das letzte Kapitel ist persönlichen Erinnerungen an den großen Publizisten Wladimir Korolenko geweiht.

Erlebnisse und Begegnungen. Ausgesprochen psychologische, schon mehr psychopathologische Studien an „alltäglichen" russischen Menschen. Eine Sammlung von oft wenig sympathischen, aber interessanten Käuzen, eine Fülle eigentümlicher Beobachtungen (z. B. „Menschen mit sich allein"), dann wieder historisch bedeutsame Porträts wie von A. A. Block oder dem Millionär Bugrin.

Der Spitzel. Ein heimatloser Knabe, ein schwacher Mensch, wird ohne sein Zutun in eine Kriminalaffäre verwickelt und gerät so in die Kreise der politischen Polizei. In seinem schmutzigen und unsicheren Beruf von oben wie von außen bedrängt, ohne Kraft zur Selbstbelügung, mehr Wild als Jäger, findet er einen frühen Tod. Fast alle diese durch ihren hoffnungslosen Beruf zerstörten Menschen erregen im Verfasser wie im Leser mehr Mitleid als Haß.

Drei Menschen. Der durch seine Skrupellosigkeit vom Betteljungen aufgestiegene kleine Kaufmann wird in dem neuen Milieu, das ihm keine innere Nahrung bietet, das ihn aber einen Mord und schmutzige sexuelle Beziehungen gekostet hat, seines Daseins nicht froh. Sehr slawisch, bringt er sich nach einer großen, öffentlichen Beichte um.

Die Mutter. Der Wert des neuerdings durch die Pudowkinsche Filmbearbeitung wieder bekannt gewordenen Werks liegt nicht in der Hauptgestalt, einer Arbeiterfrau, die durch das Schicksal des Sohnes, eines Sozialisten, zur überzeugten Kämpferin wird, sondern in der lebensechten Darstellung der Bauern, Arbeiter und Revolutionäre, denen Gorki selbst angehörte, in dem gelungenen Stimmungsbilde aus dem Rußland von 1905, das uns heute so stark historisch interessiert.

Märchen der Wirklichkeit. „Die Arbeit ist ein Gebet, an die Zukunft gerichtet." Dieses Thema wird mit in der Zeit der Emigration in Italien gesehenen Bildern veranschaulicht; keine Untiefen mehr, aber dafür ein freundliches ermutigendes und unterhaltsames kleines Buch.

„Wie ein Mensch geboren wurde." Fünf Novellen. Außer der schwächeren Titelnovelle vier gute, sich allerdings nicht wesentlich über den Durchschnitt erhebende Novellen.

Gorkis Dramen sind literarisch nicht besonders originell, darum nur Büchereien zu empfehlen, wo spezielles Interesse vorhanden ist. Sie werden zwar, wie auch die frühen Hauptmannschen Dramen, durch ihre strenge naturalistische Technik nie ihren Wert als historische Dokumente verlieren; auch ermangeln die meisten weder der Bühnenwirksamkeit noch der menschlichen Bedeutung. Aber gerade ein Vergleich des mit Recht berühmten „Nachtasyls" mit einem Prosa-

stück ähnlichen Inhalts wie „Verlorene Leute", zeigt, wo die eigentliche Stärke des Dichters liegt. Außer diesen Szenen unter den unrettbar Versinkenden spielen alle andern Dramen im sich zersetzenden Bürgertum.

„Barbaren." Zersetzung des trägen kleinstädtischen Milieus durch eindringende Ingenieure, die ihrerseits wieder dem Druck der kleinstädtischen Stumpfheit erliegen, ist wohl das dramatischste dieser Gebilde.

„Die Letzten." Das erschütternde Bild einer zerstörten Familie, Hauptmanns Friedensfest verwandt.

„Die Kleinbürger." Hier wird das anmaßliche Querulantentum junger und alter Kleinbürger recht treffend karikiert.

„Die Feinde" zeigt die Fabrikleitung unter dem Einfluß eines ersten Streiks und mutet etwa wie das Manuskript zu einem Film an.

Ganz entbehrlich sind die Dramen „Sommergäste" und „Kinder der Sonne", beide den menschlichen Bankrott von geistigen Leuten demonstrierend, (sie sind trotz guter Witze und Figuren zu konstruiert) und die Romane „Eine Beichte" und „Ein Sommer", nicht bewältigte Versuche, die Wirkung der sozialistischen Lehre auf den revolutionären, russischen Bauern zu zeigen.

In größeren Büchereien übersehe man auch nicht Gesammelte Aufsätze (Die Zerstörung der Persönlichkeit) hrsg. von Chapiro u. Rud. Leonhard. Dresden: Kammerer 1922.

Gorkis philosophische und publizistische Tätigkeit ist leider viel zu wenig bekannt, obwohl sie jeder ahnt, der seine grüblerischen Werke liest. Der schlichte Ton, der hier mehr als anderswo den Autodidakten verrät, gibt den Mahnrufen besonderes Gewicht. Die Aufsätze versuchen den Niedergang des russischen Schrifttums zu erklären und bekämpfen leidenschaftlich die geistigen Ursachen dieser Erkrankung, den schmutzigen Zynismus, die masochistische Geduld und Passivität, die aus der „Idioten"verherrlichung aufsteigen. Sie versuchen den Weg in eine reinere literarische Zukunft durch Analyse des Vorliegenden zu erschließen. Die Polemik nicht gegen die Kunst aber gegen den weltanschaulichen, infektiösen Effekt Dostojewskis und Tolstois als literarischer Repräsentanten der Passivität runden das Bild des Dichters und führen tief hinein in die Probleme russischen Denkens und russischer Literatur.

Auch die kleine Schrift „Vom russischen Bauern", mögen Einzelangaben und die pessimistischen Konsequenzen falsch sein, bietet über die russische Seele, die Ursachen ihrer Grausamkeit und ihre Zukunft, durch die nüchterne geschichtliche und geographische Betrachtung mehr Brauchbares als die meisten jener dicken und verworrenen, unrealen Bücher, die bei uns in Westeuropa alljährlich über diesen Gegenstand zu Tage gefördert werden. Bis auf die biographischen Werke, für deren Ausstattung und Propagierung Ullstein leider sehr wenig getan hat, wird das gesamte Werk vom Malikverlag in der bekannten vorbildlichen Ausstattung und Übersetzung herausgebracht.

Erwin Heinz Ackerknecht (Wien).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Becker, Minna: Graphologie der Kinderschrift. Celle: Niels Kampmann 1926. 246 S., 120 Schriftabb. Brosch. 9,50, geb. 11,50.

Dieses ausgezeichnete Buch, das zu den ganz wenigen wertvollen Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Handschriftenpsychologie gehört, beweist schlüssig an vielen eingehend und fesselnd dargestellten Fällen, die durch reiche

Bildbeigaben erläutert werden, daß auch die Kinderschrift vom ersten Tage des Schreibenlernens an in weitestem Maße graphologisch verwertet werden kann; selbst in ganz zusammenhanglosen kindlichen Kritzeleien kommen schon grundlegende Wesensunterschiede zur Geltung. Besonderes Interesse werden die Abschnitte über die graphologische Feststellbarkeit der verschiedenen Begabungen, der gesundheitlichen Störungen, der Kinderlüge in ihren mannigfaltigen Quellen und Erscheinungsformen finden. Sehr bemerkenswert ist, daß die Verfasserin sich nicht nur auf die Diagnose, die Ermittlung der jeweiligen Wesensart und Fähigkeiten beschränkt, sondern viel Wesentliches zu sagen weiß zur Verhütung von Mißbildungen, zur Behandlung schwieriger Fälle. In zahlreichen Fällen ist es ihr gelungen, „fußend auf graphologischer Erkenntnis, klärend, schlichtend und fördernd zwischen Erziehern und Kindern zu wirken, den Weg zu finden zum psychischen Verständnis mancher entgleisten Kinder; nicht etwa, wie häufig angenommen wird, auf Grund ahnenden Verstehens, sondern durch richtiges Einsetzen der an der Hand exakter graphologischer Forschungen gewonnenen Erkenntnisse". Welche Bedeutung einer sachverständig ausgeübten Graphologie hier zukommt, das hat die Verfasserin überzeugend genug dargestellt. Sie warnt übrigens vor der laienmäßigen, beiläufig betätigten Schriftbeurteilung und schlägt einen „graphologischen Beratungsdienst" an den Schulen in dem Sinne vor, daß bewährte Graphologen oder Graphologinnen von Beruf die Beratung von Lehrern und Eltern auf Grund graphologischer Untersuchungen übernehmen. Daß die Verfasserin selber in manchen Schulen Hamburgs einen solchen Beratungsdienst einführen konnte, läßt uns hoffen, daß ihr Vorschlag auch an anderen Orten Gehör finden wird. — Fesselnd sind auch die Bemerkungen der Verfasserin zum Streit zwischen den verschiedenen Schreiblehrmethoden; was sie hierzu zu sagen weiß vom Standpunkt des Handschriftenpsychologen, der gerade in dieser Frage besonders zuständig ist, sollten sich die Beteiligten nutzbar machen. — Alles in allem: ein kluges und liebenswürdiges Buch, eine Erweiterung unseres bisherigen graphologischen Wissens bedeutend. Ludwig Klages selbst hat der Verfasserin ein Geleitwort voll Anerkennung geschrieben. S. Ranitzsch (Stettin).

Harms, Rudolf: Philosophie des Films. Seine ästhetischen und metaphysischen Grundlagen. Leipzig: Meiner 1926. 192 S. Brosch. 8,—, geb. 10,—.

Die ästhetischen und metaphysischen Grundlagen des Films werden hier in übersichtlicher Zusammenfassung vorgetragen. Es fehlt dem Buch allerdings durchaus an Ergebnissen, die eine vollkommen unabhängige Betrachtung hätte zeitigen können. Das gebotene Material beruht fast durchwegs auf einer Kritik der Anschauungen von Lange, Baláçz, Bloem, Gad, Pordes, Warstat und anderen Kronzeugen der Kinofrage; es wird aber immerhin so vollständig zusammengetragen, daß ein ganz brauchbares Handbuch entstanden ist. Der meist so üble Snobismus der Interessenten des Filmkapitals macht einer ernsten Überlegung, einem ästhetisch gut geschulten Urteil Platz, so daß die Frage nach dem Kunstwert des Films, von dem seine Zukunft in starkem Maße abhängt, nun viel eindringlicher aufgeworfen werden kann, als es früher der Fall war. Zu einer voll befriedigenden Antwort gelangt auch Harms noch nicht. Es gelingt ihm, in der Überwindung von Raum und Zeit, sowie in den mancherlei neuartigen Bewegungsfaktoren Elemente einer lediglich dem Film eigentümlichen ästhetischen Wesensart glaubhaft zu machen. Ob aber diese ästhetisch berechtigte Anschauung auch schon den Kern einer neuen metaphysischen Wertung enthält, ist zweifelsfrei noch nicht nachgewiesen. Von der Soziologie des Films ist nur in sehr allgemeinen Andeutungen die Rede. Für die mißverstandene Einstellung zur „Filmreform" ist bezeichnend, daß wohl Konrad Lange ihr zugezählt wird, dagegen Ackerknecht, der die Filmreform überhaupt erst aus der Ideologie zur Praxis führte, gar nicht genannt wird. Daraus erklären sich so befremdliche Angaben wie die, daß die Filmreformer den Spielfilm abschaffen möchten. Für eine weitere Auflage des Buches sei demgemäß empfohlen, dem überaus wichtigen Ausgleich zwischen Theorie und Praxis erheblich mehr und vor allem auch sorgsameres Augenmerk zu widmen. G. Kemp (Solingen).

Hirsch, M.: Friedrich Nietzsche, der Philosoph der abendländischen Kultur. Stuttgart: Strecker & Schröder. 181 S.

Hirsch gibt zunächst einleitend einen ziemlich ausführlichen Überblick über Nietzsches Lebens- und Schaffensgeschichte. Auffallend ist dabei, wie oberflächlich er die „Unzeitgemäßen Betrachtungen" charakterisiert. Das ganze Buch enthält auch bezeichnenderweise nicht ein einziges Zitat aus ihnen (dagegen verhältnismäßig viel Zarathustra-Zitate). Bei dem Untertitel des Buches erwartet man weiterhin besonders konzentrierte Ausführungen über Nietzsches Kulturbegriff. Umsonst! Wohl ist in manchen Kapiteln die Rede von Nietzsches Stellung zu einzelnen Gebieten unserer Gegenwartskultur, aber gerade in dem Kapitel „Das Grundproblem" wird der Leser mit einer allgemeinen Formel abgespeist. — Der Lehre Nietzsches, das Wesen des Lebens sei „Wille zur Macht", steht Hirsch völlig unkritisch gegenüber. Wohl sagt er in dem (sehr kurzen und dürftigen) Kapitel „Nietzsche und die Religion", Nietzsche habe verkannt, „daß in der Persönlichkeit neben dem Element der Selbstbehauptung und Selbstentfaltung ein Element der Hingabe wirksam ist"; aber nirgends hat er klar herausgestellt, daß der Lobpreis der schenkenden Tugend als des Sinnes allen Lebens und aller Menschlichkeit und der Lobpreis des Willens zur Macht sich weltanschaulich ausschließen. Am verdienstvollsten scheint mir das Kapitel „Nietzsche und der Sozialismus", und zwar vor allem wegen der dort zusammengestellten antikapitalistischen Zitate. Denn hier wird einigermaßen dem Mißbrauch vorgebeugt, Nietzsches weltanschauliche Ablehnung des Sozialismus zu mißbrauchen zur Verteidigung einer reaktionären politischen Parteimeinung oder gar eines eigenen Mangels an sozialer Gesinnung, an schenkender Tugend. Umso befremdlicher klingt die am Schluß dieses Kapitels geäußerte Ansicht des Verfassers, die Demokratisierung unseres heutigen Lebens „scheine den Höhepunkt bereits überschritten zu haben, ihre Dämmerung scheine bereits hereingebrochen zu sein". Ganz verkannt ist Nietzsches Bedeutung als Psychologe. Es ist von ihr überhaupt nur beiläufig die Rede. — Im ganzen: eine erste Einführung in die Gedankenwelt Nietzsches, die sich weder durch Anschaulichkeit noch durch Gedankenreichtum besonders auszeichnet. Vor dem Erscheinen von Werken wie Havensteins „Nietzsche als Erzieher" (vgl. 3. Jg. dieser Zeitschrift S. 23) oder von Karl Heckels Reclambändchen über Nietzsche (vgl. 3. Jg. S. 229) wäre man noch auf sie angewiesen gewesen. Heute ist sie, mindestens für kleine und mittlere Büchereien, entbehrlich. E. Ackerknecht.

Kaßner, Rudolf: Die Grundlagen der Physiognomik. Leipzig: Insel 1922. 106 S. Pp. 4,50.

Diese Abhandlung, aus einem Vortrage entstanden, gibt nicht etwa ein System der Physiognomik, sondern philosophische Betrachtungen über ihr Wesen in einer weniger lehrhaften als dichterischen, etwas kapriziösen Gestaltung. Die Physiognomik, die Kaßner meint, ist kaum lehrbar; sie erblüht jedenfalls nur demjenigen, der sehende Augen mitbekommen hat. — Das Büchlein enthält manchen feinen Gedanken. S. Ranitzsch (Stettin).

Kautz, Heinrich: Im Schatten der Schlote. Versuche zur Seelenkunde der Industriejugend. Köln: Verlagsanstalt Benziger 1926. 295 S. Brosch. 5,—, geb. 6,—.

Der Kampf um die Seele des Industriemenschen tobt mit ungehemmter Heftigkeit weiter, wenn auch die Jahre lauter Demonstration und öffentlicher Kontroverse vorüber sind. Dies Buch beschäftigt sich mit der Seele der Industrie*jugend* und tut das in so großer Herzenswärme und mit einem so überzeugenden Rüstzeug eigenen und tiefen Erlebens, daß man nur wünschen kann, das Buch komme alle denen zu Gesicht, denen es der Verfasser gewidmet hat: „Allen, die guten Willens sind." Eine glückliche Verbindung gereifter volkspädagogischer Erkenntnisse und hingebender sozialer Hilfsbereitschaft. Das Buch gehört in jede Bücherei, deren Leserkreis Industriebevölkerung umschließt.

E. Dovifat (Berlin).

Rupprecht, Christian: Bücher und Bibliotheken. Was können sie den Menschen sein und geben? Mit einem Anhang für Bibliotheksbenutzung, besonders der Studierenden, und für Haus- und Familienbibliothek. Langensalza: Beyer 1926. 29 S.

Das kleine Heft hat den Wert eines Kuriosums. Der Verfasser, früher Oberbibliothekrat an der Münchener Universitätsbibliothek, ist sichtlich bemüht, eine Art Biologie des Buches und der Bibliotheksbenutzung zu geben. Er beginnt mit dem Bilderbuch des kleinen Kindes und endigt mit moralischen Ermahnungen an die Studierenden. Dazwischen stehen allerlei Verlautbarungen über das Buch in der Familie und in der Bibliothek, der ganze wässrige Aufguß gewürzt mit Zitaten weiser Männer und sonstigen Sprüchen. Die Schrift bedeutet eine so ärmliche Banalisierung elementarster und nirgends mehr diskutierter Voraussetzungen, daß man sich vergebens fragt, was einen alten wissenschaftlichen Bibliotheksbeamten wohl veranlaßt haben mag, seine sich über die Jahrzehnte moderner Bibliotheksentwicklung erstreckende Berufsauffassung und Berufsarbeit als eine so erschütternd ideenlose Handwerkerei bloßzustellen. Daß innerhalb dieses Vorstellungsgebäudes kein Platz für die Volksbücherei ist, wird niemand bedauern. G. Kemp (Solingen).

Rutz, Ottomar: Vom Ausdruck des Menschen. Lehrbuch der Physiognomik. Celle: Niels Kampmann 1925. 236 S. und viele Bild- und Handschriftenbeigaben. Hlw. 10,—.

Im Gegensatz zur üblichen Physiognomik lehnt es Rutz ab, die Formen oder Farben des menschlichen Körpers zu deuten im Sinne einer Bestimmung oder eines Werturteils; dies erscheint ihm nach seinen eigenen Worten „unsinnig, ja geradezu lächerlich". Für ihn ist „maßgebend allein das Gesetz der Bewegung selbst, wie es sich im Körperlichen offenbart: nach Körperbewegung, Körperhaltung, Art und Weise des sichtbar und hörbar Gestalteten". Aus dieser Art der Betrachtung erwachsen ihm vier Typen (der sphärische, parabolische, pyramidische und polygonische Mensch); diese Typen und ihre Spielarten setzen die gesamte Menschheit zusammen. Rassenfragen erscheinen hier in einem gänzlich neuen Lichte, unter anderen wird Günther besonders stark angegriffen. — Zweifellos bedeutet dieses Buch eine sehr wesentliche Bereicherung besonders der charakterkundlichen und Rassenfragen betreffenden Literatur. Die Rutzsche Typenanalyse (ein eigenartiges Verfahren, das die Zuweisung jedes Menschen zu einer bestimmten Type oder Spielart bezweckt) scheint uns eine Zukunft zu haben. Dahingegen ist der Verfasser unserer Ansicht nach im Irrtum, wenn er z. B. meint, der Ausdruck des Grausamen, Sinnlichen, Listigen, den jeder zumeist aus Erfahrung kenne, sei wissenschaftlich nicht festzustellen; auch seine gänzliche Ablehnung physiognomischer Wertung im üblichen Sinne geht zweifellos zu weit. S. Ranitzsch (Stettin).

Springenschmid, Karl: Das Bauernkind. München: Oldenbourg 1926. 135 S. Lw. 3,60.

Der Verfasser macht den ziemlich oberflächlich geratenen Versuch einer Naturgeschichte, oder moderner ausgedrückt, einer Soziologie und Psychologie des Bauerntums, vom Bauernkind und seiner körperlichen und geistigen Entwicklung aus betrachtet. Der Verfasser ist völlig befangen in romantischer Betrachtungsweise, der wir heute nicht mehr folgen können. Die Probleme, die sich aus der jetzt auch das Bauerntum mehr und mehr ergreifenden Rationalisierung des Lebens ergeben*), sind nirgends auch nur erwähnt. Es mag zugegeben werden,

---

*) Vgl. Schriewers trefflichen Aufsatz „Bodenständigkeit in der ländlichen Büchereiarbeit" „Bücherei und Bildungspflege" 6. Jg. H. 1 und von dem gleichen Verfasser den Aufsatz „Die Dorfbücherei als soziologische Frage" in dem Buch „Die Dorfbücherei". Stettin: Verlag Bücherei und Bildungspflege.

daß in den abgeschlossenen Gegenden des Alpenlandes noch solche patria lischen Verhältnisse herrschen, wie der Verfasser sie schildert. Das sind Ausnahmen und keineswegs allgemeingültige Erscheinungen. Völlig auf fa Bahn befindet sich der Verfasser mit seiner Ansicht, daß es im Bauerntum Individualitäten gäbe („Die Bauernschule braucht keine Persönlichkeitspädag S. 78). Eine solche Ansicht verrät das vollkommene Mißverstehen der mod Typenlehre. Alles in allem: trotz einiger guter Einzelbeobachtungen ein ohne ernstes Bemühen, journalistenhaft hingeschrieben und für Volksbüch wertlos.
R. Koch (Schneidemüh

Festschrift zur deutschen Lehrerversammlung Düsseldorf 1927. Hrsg. vom Ortsausschuß. Düsseldorf: Deutscher Lehrerverein 1927. Geb. 3,—.

Die in einer Auflage von 10 000 Stück auf bestem Papier ged vorzüglich ausgestattete Festschrift enthält zahlreiche Beiträge zur Kul und zum Kulturleben Düsseldorfs und der Rheinlande, dazu manche Aufgaben der Schule und der Bildungspflege Wichtige. Von den Mitar seien Karl Koelschau, Paul Wentzke, D. H. Sarnetzki, Paul Zaunert Röttger, Werner Mahrholtz, Severin Rüttgers, Otto Brües genannt. Die und würdige Festgabe wird weit über das Rheinland hinaus das Interess Lehrerschaft, auch sofern sie hat daheim bleiben müssen, und damit zahlr Freunde und Mitarbeiter unserer Zeitschrift erregen, denen sie hiermit Wärmste empfohlen sei.
W. S

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Boehn, Max von: Wallenstein. Mit 6 Faksimile und 48 Abb. (Menschen, Völker, Zeiten. Bd 13). Wien: Karl König 1926. 186 Lw. 6,—.

In der erfreulich fortschreitenden Sammlung gehört der Wallenstein widmete zu den durch Stoff und Darstellung fesselndsten und volkstümlich Bänden. Boehn gibt nach einer kurzen Orientierung über das ungelöste auch wohl unlösbare Problem, das Wallenstein immer wieder dem Dichter dem Historiker bedeutet, ein außerordentlich lebendiges Zeitbild, aus dem d der meteorgleiche Aufstieg und Untergang Wallensteins, der Feldherr, Poli und Geschäftsmann in seiner Größe und Schwäche sich entwickelt. Boehn m in seiner weniger auf eigenen Quellenstudien als auf geschickter Zusammenfas des bisher über die rätselvolle Gestalt des Friedländers Erforschten beruhen Darstellung nicht den Versuch, nach der einen oder anderen Seite zu einer scheidung über Schuld oder Unschuld Wallensteins zu gelangen. Dor läßt er den Menschen erstehen und mit ihm seine Zeit, sein Gegner. Als Einführungswerk nicht nur in die Geschichte Walle in die des dreißigjährigen Krieges kann das sehr gut ausgestattete auch f mittleren Büchereien gerade auch für einfachere Leser empfohlen werden.
M. Thilo (Stolp

Breitner, Erhard: Der Reichste Mann der Welt. Aus dem Lebe roman des Ölkönigs John Davison Rockefeller. Berlin: Verlag Kulturpolitik 1926. 181 S.

Eine lebhafte Darstellung der Laufbahn des amerikanischen Ölkönigs. bleibt jedoch ganz im Stofflichen stecken und rührt nicht an die tiefen Proble die gerade in der Entwicklung der amerikanischen Riesenvermögen so interes und einflußreich sind.
E. Dovifat (Berlin

hler, Johannes: Die Hohenstaufen. Nach zeitgenössischen Quellen. it 16 Bildtaf. (Deutsche Vergangenheit.) Leipzig: Insel 1925. 587 S. w. 9,—.

Sage und Dichtung haben die Staufer und ihre Epoche mit den Erinne- n an die reiche hochmittelalterliche Kultur, an die Kämpfe mit Papst und ischen Städten wie mit den Stammesherzögen unvergessen bleiben lassen. Die was romantische Vorstellung über die Epoche bleibt allerdings nur selten vor züglichen Auswahl zeitgenössischer Berichte bestehen, aber dafür tritt das lbare Leben in diesen Auszügen hervor. In einer kurzen und klaren Ein- gibt Bühler über die verfassungsrechtliche und politische Entwicklung einige menfassende Erläuterungen. Die Quellen berichten in zeitlicher Folge von der Lothars (1125) bis zur Enthauptung Konradins (1268). Sie schildern mit teren Farben, nicht so ungewandt und unter größeren Gesichtspunkten als nisten der Sachsenkaiser; so sind die Darstellungen Ottos von Freising, der nd Magdeburger Jahrbücher, der Kaiserchronik, der Sächsischen Welt- .molds Slawenchronik auch eine fesselndere Lektüre als jene. Politische einrichs von Veldeke, Walthers von der Vogelweide, des Erzpoeten, os von Viterbo, aus dem Spiel vom Antichristen zeigen das wachsende e an den politischen Problemen, der Briefwechsel der kaiserlichen Kanzlei — von Dassel und Petrus von Vinea sind ihre bekanntesten Leiter —, päpstlichen zeigt die außerordentlich gewandte Diplomatie der Zeit. — Wie rhergehenden Bände ist auch dieser mit übersichtlichen Registern und An- n und mit guten Wiedergaben von zeitgenössischen Kunstwerken, insbe- r Kaiserbildern ausgestattet. Die Anschaffung kann schon mittleren npfohlen werden. M. Thilo (Stolp).

rt B.: Geschichte Ägyptens in Charakterbildern. München: ösel Pustet 1925. 98 S., 11 Abb., 2 Kt.

Der kleine der Sammlung Kösel angehörende Band gibt die ägyptische ichte in einem ganz knappen, zur allerersten Orientierung leidlich ausreichen- Abriß. Eigene Meinung oder entschlossene Stellungnahme zu bestimmten en wird man vergebens suchen; nicht einmal über ein auch dem Laien so ssantes Thema wie den Aufenthalt Israels in Ägypten wird ein nur an- endes Urteil gewagt, obgleich die neuen Ermittlungen von Walter Wreszinski rücklich zitiert werden. Vorteilhaft verwenden läßt sich die dem Text voran- llte graphische Tabelle, aus der das Auf und Ab der ägyptischen Macht- ing gut ersichtlich wird. — Wo nicht gerade konfessionelle Gründe zur Be- ugung der Sammlung Kösel vorliegen, ist das Bändchen entbehrlich.

G. Kemp (Solingen).

ahnes, Günther H.: Freundliches Begegnen. Goethe, Minchen Herzlieb und das Frommannsche Haus. Auf Grund von Fr. Frommann Das Frommannsche Haus und seine Freunde" neu herausgegeben. Mit Abb. Stuttgart: Frommann 1927. VIII, 263 S.

s ist reude zu begrüßen, daß das vor bald sechzig Jahren erschienene des Jenaer Verlagsbuchhändlers Friedrich Frommann nun in er, deren Quellen ergänzter Fassung wieder ausgegeben worden ist. m es bietet in traulich familienhaftem Rahmen eine Fülle von Kleinbildern Goethes letzten drei Lebensjahrzehnten und aus dem gesamten geistigen und elligen Leben des damaligen Deutschland. Besonders eindrucksvoll sind die ilderungen von der Plünderung Jenas (1806), von der Gründung der Bur- nschaft und vom Wartburgfeste (an diesen beiden Ereignissen ist Friedrich mmann selbst als einer der „Urburschenschaftler" nächstbeteiligt gewesen), von Feier der fünfzigjährigen Anwesenheit Goethes in Weimar und von der Bei- ung Goethes. Von den vielen bedeutenden Gestalten, die Frommann meist unter ranziehung von Briefen oder Gesprächsaufzeichnungen vor unser geistiges Auge t, behaupten sich gewiß in der Erinnerung der meisten Leser nächst Goethe vor lem Friedrich Frommann selbst und seine prächtigen Eltern. (Daneben werden onders lebendig Tieck, Hegel, Steffens, Gries, Riemer, Zelter, Schelling und seine

Caroline.) Minchen Herzlieb, die Pflegetochter des Hauses, steht dagegen trotz des Berichtes von Goethes heftiger Neigung zu ihr und von ihrem späteren traurigen Geschick ziemlich zurück. — Leider ist die schriftstellerische Form des Buches dadurch ziemlich unübersichtlich, daß die Zeitfolge der Erzählung dreimal von vorne anhebt und daß einzelne Ereignisse, die für das „freundliche Begegnen" im gastfreien Verlegerhause oder doch für die Entwicklung des Frommannschen Familienkreises wichtig sind, entweder zunächst (im ersten Teil) übersprungen oder mehrere Male berührt werden. Es wäre das beste, wenn bei späteren Auflagen, die wir dem edlen und liebenswürdigen Buche von Herzen wünschen, alle drei Teile in einen zusammengearbeitet würden, zumal nun schon die stilistische Einheitlichkeit des Frommannschen Originalwerkes geopfert worden ist. Auch wäre eine mehr dem Texte folgende Anordnung der zahlreichen und höchst ansprechenden Bildbeigaben sowie die Hinzufügung eines Namenregisters dankenswert. — Mittlere und größere Büchereien werden das Werk unter ihre Erinnerungsbücher aus der Goethezeit stellen und damit nicht nur die Goethefreunde unter ihren Lesern erfreuen.

E. Ackerknecht.

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Lüddecke, Theodor: Das amerikanische Wirtschaftstempo als Bedrohung Europas. Leipzig: List 1925. 121 S. Hlw. 4,—.

Der in dem vorliegenden Buche zum Ausdruck kommende Pessimismus ist nicht unberechtigt, und man muß dem Verfasser beipflichten, wenn er behauptet, daß die gegenwärtige Wirtschaftskrise nicht als eine aus der politischen Konstellation entstandene akute Krise aufgefaßt werden darf, sondern daß der Hauptgrund in den Veränderungen der Weltwirtschaft liegt, seit Amerika die wirtschaftliche Vormachtstellung Europas an sich gerissen hat. Amerika ist ein gefährlicher Konkurrent geworden, „der mit modernstem Produktionsapparat und mit einer fast unbegrenzten Kapitalmacht in den Kampf um die Exportmächte eintritt." Die Überlegenheit der amerikanischen Produktion, die begünstigt wird durch die „geschlossene Aktivität des Amerikaners" („Europa spintisiert, Amerika handelt!"), ist um so gefährlicher, als die ehemaligen reinen Rohstoffländer sich immer mehr industrialisiert und von der europäischen Industrie unabhängig gemacht haben. Die Absatzkrise würde also wohl auch ohne Reparationszahlungen weiterbestehen. — Zustimmen wird man dem Verfasser auch, wenn er sagt, daß die Wirtschaft Europas unökonomisch sei (Der Satz „Gib nicht mehr aus, als Du einnimmst!" ist in Vergessenheit geraten), daß wir von der Substanz und von amerikanischen Krediten leben, und daß der Staat allzu stark auf Kosten der Wirtschaft lebt. — Wenn aber Lüddecke glaubt, unsere sozialen Einrichtungen angreifen zu müssen, weil sie die Wirtschaft belasteten, und demgegenüber das fast völlige Fehlen einer sozialen Fürsorge in Amerika rühmt, so ist dagegen zu bemerken, daß der amerikanische Arbeiter mit seinem hohen Lohn sich selbst helfen kann, daß aber der größte Teil der europäischen Arbeiter „von der Hand in den Mund leben" muß und für Krankheit und Alter nichts zurücklegen kann. Es ist ja auch kaum anzunehmen, daß der bei uns für die sozialen Lasten aufgewandte Betrag den Unterschiedsbetrag zwischen europäischen und amerikanischen Löhnen erreicht. Amerika mit seinen hohen Löhnen, die durch den natürlichen Reichtum des Landes und die größeren Absatzmöglichkeiten, aber auch — und das kann man vielleicht Europa zum Vorwurf machen — durch die bessere Organisation (Ford ist für den Verfasser das Symbol des „grandiosen Systems organischer Wirtschaftsführung") und sparsamere Verwaltung ermöglicht werden, kann es sich — wenigstens vorerst — leisten, ohne Sozialpolitik auszukommen. Der von Lüddecke aufgestellte Satz „Je weiter die soziale Bewegung mit allen ihren Begleiterscheinungen in einem Lande fortgeschritten ist, desto mehr wird der Intensitätsgrad seiner Produktion sinken" kann auch umgedreht werden: „Je stärker in einem Lande der Intensitätsgrad seiner Wirtschaft steigt, desto schneller wird die soziale Bewegung abflauen." — Das Buch erfordert keine volkswirtschaftlichen Fachkenntnisse, es ist allgemeinverständlich geschrieben und eignet sich für jeden gebildeten Leser, der Interesse für Wirtschaftsfragen hat. Die Anschaffung empfiehlt sich in erster Linie für größere Büchereien.

W. Klein (Essen).

Murray Butler, Nicholas: Der Aufbau des amerikanischen Staates. Deutsche Übersetzung. Berlin: Hobbing. 340 S., 10 Bildn., 2 Ktn. Brosch. 12,—, Lw. 14,—.

Das Buch, dem ein Geleitwort des deutschen Botschafters in Washington voraufgeht, zeichnet in sehr großen Bildern Persönlichkeit und politische Leistungen der Väter der Vereinigten Staaten, um dann in einer knappen zusammenfassenden Darstellung die letzten 50 Jahre des Wachstums und Wandels Nordamerikas vorzutragen. Natürlich vom amerikanischen Standpunkt aus. Aber die Persönlichkeit des Verfassers, des bekannten Präsidenten der Columbia Universität und der Carnegie-Stiftung, bürgt dafür, daß dieser amerikanische Standpunkt nicht der lächerliche jenes Mannes aus der Fabel ist, der immer voll tiefsten Respekt seinen Hut abnahm, wenn er von sich selbst sprach. Butler kommt zu dem gesunden und richtigen Schluß völliger Unvergleichbarkeit europäischer und amerikanischer Politik, ein Grundsatz, den man hüben und drüben beherzigen sollte. — Ohne einige allgemeine Kenntnisse vom Werden der Vereinigten Staaten ist das Werk nicht leicht zu bewältigen. Wer aber die Zusammenhänge überblickt, dem ist es eine historisch spannende fast dramatische Darstellung der äußeren und inneren Einigung des mächtigsten Staatswesens der Gegenwart. E. Dovifat (Berlin).

Teubners Handbuch der Staats- und Wirtschaftskunde. In 2 Abteil., 2 u. 3 Bde. Leipzig: Teubner 1924—25.

Das Standardwerk will eine auch dem Laien zugängliche Einführung in Werden, Wesen und heutige Gestaltung des Staates wie in die Daseinsbedingungen und Organisationsformen unseres Wirtschaftslebens sein. — Ohne den hemmenden wissenschaftlichen Ballast derartiger Sammelwerke erfüllt es diese Aufgabe in klarer Anordnung des gewaltigen Stoffgebietes und in beherrschter Beschränkung auf das Wesentliche. Die Mitarbeiter sind zu einem großen Teil nicht jene hochwissenschaftlichen Autoritäten, die zwar den Vorteil der „reinen Lehre" besitzen, aber dem Laien unnahbar sind. Der Verlag hat recht daran getan, Probleme, die in starker Fortentwicklung sind, zur Bearbeitung Persönlichkeiten anzuvertrauen, die seinen begründeten wissenschaftlichen Ruf im öffentlichen Leben praktisch bewähren. Namentlich auf dem Gebiete der Wirtschaft und der Politik hat sich dieser Grundsatz gut bezahlt gemacht. So hat Theodor Heuß den Beitrag über die Presse beigesteuert. Gertrud Bäumer schreibt über die „Staatserziehung", General v. Kuhl über Heeresverfassung und Staatssekretär Müller über das Genossenschaftswesen. Daneben stehen bedeutende wissenschaftliche Namen. Der Leipziger Staatsrechtslehrer R. Schmidt stellt der Sammlung einleitend einen Band „Wesen und Entwicklung des Staats" vorauf, der für die kommenden Bände der Staatskunde theoretisch und historisch die Voraussetzungen schafft. Für die Wirtschaftskunde gibt der Freiburger Volkswirtschaftler R. Liefmann diese Grundlegung. Die Entwicklung der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen gibt Sieveling. V. Valentin zeichnet die Leitgedanken des Parteiwesens und Jellinek gibt einen Überblick über das Verwaltungsrecht des Reiches und der Länder. Auch innerhalb der Wirtschaftskunde haben die Fachgebiete durchweg bekannte Bearbeiter gefunden. Soweit uns die Bände vorliegen, ist auch bei sprödem Stoff eine anschauliche und allgemeinverständliche Anordnung durchgeführt. — Will aber der Verlag diese Sammlung lebendig erhalten, so muß er sie ständig auffrischen. Der aktuelle Stoff bringt es mit sich, daß auf manchen Gebieten, die in diesen Jahren beschleunigter Entwicklung unterliegen, die Arbeiten schneller veralten. So bedürfte z. B. der Beitrag über den Völkerbund (Prof. Meures) und namentlich der Aufsatz über die Presse, einer baldigen Neubearbeitung. Den größeren Büchereien, die das Werk beschaffen, um es im Lesesaal zur Verfügung zu halten, sei deshalb angeraten, die einzelnen Teile getrennt und nicht zusammen zu binden. E. Dovifat (Berlin).

Ziegler, Wilhelm: Einführung in die Politik. Mit 46 Kartenbeilagen. Berlin: Zentralverlag 1927. 316 S.

Politik ist wirklich nicht nur ein Handeln nach sicheren Instinkten. Neben die viel zitierte politische Begabung tritt ganz im gleichen Rang ein klares

Wissen um die Realitäten, eine genaue Kenntnis der Grenzen der Machtverhältnisse und all ihrer mannigfaltigen Voraussetzungen. Dieses politische Wissen vermittelt Zieglers Buch in einer Mannigfaltigkeit und in so glücklich belehrender Art, daß die Lektüre, ohne die Intensität umfangreicher Studien zu ersetzen, doch deren Ergebnisse für die Verwendung in der praktischen Alltagsarbeit in anschaulicher Weise bereit legt. — Nirgends verfilzt sich diese Arbeit in spröder Theorie. Sie läßt keinen Lehrsatz ohne Beleg aus der praktischen Politik. Die großen Grundlinien des politischen Wissens werden erlebend nahegebracht. — Das Buch ist unentbehrlich für jeden, der die politische Praxis mit Aufmerksamkeit verfolgt oder darin wirksam werden möchte. Überraschend ist gerade in diesen Tagen das erkenntnisquellende Material, das es zur Beurteilung der großen ostasiatischen Fragen beibringt. — Bilder und Diagramme sind zu allen großen Problemen beigegeben. Ihr sorgfältiges Studium erspart die Lektüre mancher Nebensächlichkeit und prägt sich bleibend verfügbar ein. Das Buch gehört in jeden Lesesaal, wo Zeitungen ausliegen oder politische Literatur gesucht wird. E. Dovifat (Berlin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Houben, H. H.: Der gefesselte Biedermeier. Literatur, Kultur, Zensur in der guten alten Zeit. Leipzig: Haessel 1924. 271 S. Brosch. 6,—, Hlw. 7,50.

In dieser Fortsetzung zu seinem bekannten Buch „Hier Zensur — wer dort?", wo Houben die Zensur von Friedrich dem Großen bis 1815 behandelt, bringt er auf Grund seiner eingehenden Quellenkenntnis Anekdoten und Histörchen von der unheilvollen Wirkung der mit einer unglaublichen Beschränktheit in der Reaktionszeit durchgeführten Zensur aus Österreich, Preußen und anderen deutschen Bundesstaaten. Er gibt damit nicht nur eine Illustration von zuweilen grotesker Komik zu dem damaligen Geist der Regierungen, der gekrönten Häupter wie der eigentlich Regierenden, Metternichs und seiner Anhänger, sondern einen Beitrag zur Geschichte des Buchhandels, — der alte streitbare F. A. Brockhaus wird besonders oft erwähnt —, der Presse, — als dessen Vertreter Görres, Börne, Saphir genannt seien —, und der Literatur und des Theaters, in deren Geschichte meist nicht die Schwierigkeiten, mit der Druck- und Aufführungserlaubnis erkämpft werden mußten, erwähnt werden. Hier erfahren wir von den ersten Aufführungen des Prinzen von Homburg, des „Faust" und Grillparzers Dramen Einzelheiten von den Vorspielen hinter den Kulissen im Büro des Zensors. Jedoch ist nicht das Anekdotische, so amüsant Houben die Szenen zu schildern weiß, das Reizvollste, sondern daß mit diesen Ausschnitten ein Stück Kultur und Geistesgeschichte der guten alten Zeit in originaler Form nahegebracht wird. — Schon für mittlere Büchereien. M. Thilo (Stolp i. P.).

Huebner, Friedr. Markus: Europas neue Kunst und Dichtung. In Verbindung mit Dirk Cöster, Paul Cölin, Douglas Goldring, Romano Guarnieri. Berlin: Rowohlt 1920. 96 S.

Die hier vereinigten fünf Aufsätze über die neue Kunst in Holland, Frankreich, England, Italien und Deutschland wollen der Völkerverständigung dienen. Sie stellen die Dichter und Künstler in den Vordergrund, deren Gedanken und Ziele über die Landesgrenzen hinausgehen und deren Wirken dem Herausgeber eine reinere und edlere europäische Zukunftskunst zu verbürgen scheint. Heute — sechs Jahre nach dem Erscheinen des Buches — würden die Verfasser ihren Darstellungen zweifellos manche andere Wendung und Färbung geben.
G. Kohfeldt (Rostock).

Bücher des Mittelalters. Hrsg. von Friedr. v. d. Leyen. München: F. Bruckmann.

Bd 1: Wunder und Taten der Heiligen von Goswin Frenken. 1925. XXX, 234 S. Brosch. 7,50, geb. 9,—.

Bd 2: Sagen und Geschichten aus dem alten Frankreich und England von Werner Schwartzkopff und Maja Schwartzkopff. 1925. XX, 318 S. Brosch. 8,50, geb. 10,—.

Bd 3: Tristan und Isold von Friedrich Ranke. 1925. 283 S. Brosch. 8,50, geb. 10,—.

Bd 4: Märchen, Schwänke und Fabeln von Ernst Tegethoff. 1925. XIV, 386 S. Brosch. 9,50, geb. 11,—.

Voragine, Jacobus de: Legenda Aurea. Deutsch von Richard Benz. Volksausgabe. 2 Bde in 1 Bd geb. Jena: Diederichs 1925. Geb. 25,—.

Unter den zahlreichen neuen Veröffentlichungen zur Literatur- und Kulturgeschichte des Mittelalters nimmt die Reihe der „Bücher des Mittelalters" unter der Leitung Friedr. v .d. Leyens insofern einen besonderen Platz ein, als hier zunächst das Dichterische, die Gestaltung des Stoffes im Vordergrunde steht. Dabei wird — und hierin liegt ein besonderer Wert der Sammlung — das Mittelalter einheitlich als europäische Erscheinung gefaßt, die nationalen Ausformungen sind also nur als Abwandlungen begriffen. Natürlich entsteht dadurch eine große Mannigfaltigkeit, die nicht leicht zu einem großen Bilde zusammenzuschauen ist, deshalb also schon eine intensive Mitarbeit des Lesers voraussetzt. Andrerseits dürften die dogmatischen Vorurteile über diesen großen Abschnitt europäischer Kulturgeschichte nicht schöner berichtigt werden können: man sieht allenthalben das Gegeneinanderfluten und das Ringen der formenden Kräfte, man lernt die ungeheure Vielfältigkeit in der Einheitlichkeit begreifen, sieht Kampf und Bewegung, wo romantisches Vorurteil nur Gebundenheit, organische Entfaltung lehrt. Der erste Band gibt am Beispiel eine Entwicklungsgeschichte und eine Übersicht des Motivreichtums der christlichen Legende, der sich bekanntlich in verhältnismäßig engen Grenzen bewegt. Sehr schön ist zu verfolgen, wie sich antike, orientalische, keltische, germanische und andere Einflüsse in diesem großen Becken mischen. Heldensage und Spielmannslied, Märchen und Volkssage tun das Ihre hinzu. Vielleicht hätte die große Bedeutung des Jacobus de Voragine für die Ausbildung der Kunstform der Legende schärfer hervorgehoben werden können. Und die sinnbildliche Bedeutung der Legende für den Glauben, für die ganze Mythologie der Zeit ist nicht scharf genug betont und nicht tief genug erfaßt. Der Herausgeber geht zu sehr als moderner Rationalist an diese Dinge heran. Da springt für uns die herrliche Volksausgabe der Legenda aurea von Richard Benz ein. Sie ist für jeden, der tiefer in den Geist mittelalterlicher Kunst — der Dichtung wie besonders auch der bildenden Kunst — eindringen will, unentbehrlich. Gerade weil sie die ganze Einbettung der Legende in den Kreislauf des kirchlichen Jahres und ihr Verschlungensein mit der dogmatischen Spekulation gibt. Hier fügen sich die einzelnen Legenden wirklich wie der figürliche Schmuck der großen Kathedralen in den überwältigenden Bau eines Gesamtkunstwerkes ein. Die Übersetzung von Benz mit bewußter Anlehnung an das Deutsch des 15./16. Jahrhunderts ist sehr schön. Die kenntnisreiche, begeisterte Einführung bringt dem modernen Leser die eigenartige Schönheit wie die Bedeutung des ganzen großen Werkes nahe. — Beide Bücher eignen sich für größere Büchereien, kleinere werden sich am besten mit der ebenfalls bei Diederichs erschienenen Auswahl von Rich. Benz „Alte deutsche Legenden" (geb. 6,— M.) begnügen können. Oder, wenn sie darüber hinausgehen wollen, zunächst zu der zweibändigen Erneuerung des deutschen Passionals von Severin Rütgers im Insel-Verlag greifen, wo man die Legenden, in sehr schöner, noch schlichterer Sprache, ohne die theologische Spekulation findet. — Der zweite Band der Bücher des Mittelalters „Sagen und Geschichten aus dem alten Frankreich und England" dagegen ist mittleren und großen Büchereien warm zu empfehlen. Es handelt sich allerdings nur um altfranzösische und normannische Dichtung (nicht um altenglische), und die französische Ritterepik (Crestien de Troyes) ist unberücksichtigt. Das wird hoffentlich in einem späteren Bande nachgeholt, vor allem gehört der Lanzelot des Chrestien hierher,

da immer noch zahlreiche deutsche Literaturgeschichten die französische Epik des Mittelalters glauben verkleinern zu müssen, um die deutsche zu erhöhen. Dieser Band gibt nun mit dem Rolandslied und den übrigen Proben aus den Chansons de geste einen prachtvollen Einblick in den Reichtum und die Kraft dieser altfranzösischen Kunst und weist klar ihre germanische Grundlage auf, ohne an den gallischen Zügen vorüberzugehen. Ist doch dieser germanische Einschlag einer der wichtigsten formgebenden Züge in dem Gesamtbild des europäischen Mittelalters. Prächtig sind dann auch die Proben aus der altfranzösischen Prosa des 13.—15. Jahrhunderts mit ihrer frühen Reife. Das Buch vermittelt reichen ästhetischen Genuß und ist für die Vermittlung der Grundlagen französischen Wesens unentbehrlich. Es lehrt aber auch, welch ungeheuren Einschnitt die (romanische!) Renaissance für alle nicht vorwiegend germanischen europäischen Völker bedeutet. Erst mit der Renaissance bricht Europa auseinander. Solange währt die mit der Völkerwanderung geschaffene Verbindung durch das Germanentum. Auch die Kirchenspaltung muß von hier aus betrachtet werden. — Der nächste Band „Tristan und Isold" von dem feinsinnigen Friedrich Ranke zeigt nun an einem großen Beispiele das Wandern eines Stoffes und seine Umformung durch die verschiedenen Nationalitäten. Er verlangt natürlich ein geduldiges und liebevolles Studium, aber wie leicht und genußreich wird das hier dem ernsthaft bemühten Liebhaber gemacht. Ranke gibt auch Proben der altfranzösischen und mittelhochdeutschen Texte mit daneben gestellter Übersetzung, bis in die späteren Prosafassungen hinein. Für größere Büchereien. — Der vierte Band „Märchen, Schwänke und Fabeln" von Ernst Tegethoff sei wieder allen Büchereien empfohlen. Er gilt der Volkspoesie, die ja in breitem Strome das ganze Mittelalter durchflutet, wenn sie auch erst später in weiterem Ausmaße an die Oberfläche gelangt. Zuerst die ältesten Spielmannsstücke aus dem Lateinischen, dann Keltisches, Deutsches, Holländisches, Nordisches, Englisches, Italienisches und Spanisches. Wundervoll tönen in diese Nebeneinanderstellung wieder die „Stimmen der Völker" und verflechten sich doch zu einer höheren Harmonie. In den knappen und klaren Einführungen ist nicht nur auf die Eigenart der Volkscharaktere, sondern auch auf die Wandlung der sozialen und kulturellen Grundlagen Bezug genommen. Über die Auswahl läßt sich bei dem ungeheuren Reichtum des Stoffes nicht streiten. Wertvoll erscheint mir gerade, daß Märchen, Sage, Legende, Schwank und Fabel nicht zu trennen versucht wurden und man so einen lebendigen Eindruck von dem Ineinanderübergehen der Gattungen und ihrer wechselseitigen Bereicherung erhält. Der Herausgeber suchte das Charakteristische zu wählen und gibt so eine Ahnung des allgemeinen Reichtums und auch der engen Beziehungen zwischen hoher Dichtung und Volkspoesie. — Die einzelnen Bände sind ganz herrlich ausgestattet, mit wundervollen Abbildungen nach alten Miniaturen geschmückt und werden eine besondere Zierde jeder Bücherei bilden. W. Schuster.

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Alt-Hollands Bürgerbauten. 65 Abb. mit einer Einführung von Dr. Manfred Hausmann. Bremen: Schünemann 1927. 71 S. Kart. 3,30.

In der Art und etwa im Format der Blauen Bücher gibt das Büchlein 65 wunderschöne Abbildungen holländischer Rathäuser und anderer Bürgerbauten. Die etwas knappe Einleitung hebt klar das Wesen dieser höchst bodenständigen Kunst heraus, in der sich — vor allem in der holländischen Renaissance — so scharf der Volkscharakter spiegelt. — Einige Anmerkungen zu den einzelnen Abbildungen hätten den Wert des Büchleins noch erhöht, die Angabe des Erbauungsjahres allein genügt nicht. Ferner wären einige Beispiele des Hinüberwirkens holländischen Stiles auf andere Länder (Börse in Kopenhagen!) sehr instruktiv gewesen. — Das schöne Büchlein ist schon kleinen Büchereien, vor allem Norddeutschlands, warm zu empfehlen. W. Schuster.

Gurlitt, Cornelius: Die deutsche Kunst seit 1800. Ihre Ziele und Taten. 4. umgearb. u. erw. Aufl. Mit 56 Taf. Berlin: Bondi 1924. 536 S. Brosch. 12,—, Lw. 16,50.

Das umfangreiche Buch, das Cornelius Gurlitt vor einem Menschenalter zuerst der deutschen Kunst seit 1800 gewidmet hat, ist nie zu volkstümlicher Verbreitung gelangt. Es ist kein Buch zum Nachschlagen, zur raschen Orientierung, wenn die eigene Kenntnis von Daten und Vorgängen eine Lücke aufweist; es ist noch weniger ein Buch, das mit hingeworfenen Schlagworten überraschen und blenden will. Aber wenn man den großen geistigen Strömungen nachgeben will, von denen die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts getragen wurde, wenn man wissen will, wie der Künstler und sein Werk als Ausdruck der Zeit und in der Wirkung auf die Zeit verstanden werden soll, wenn man das Kommen und Gehen neuer, unablässig wechselnder Anregungen und Forderungen beobachten will, dann gibt es kaum ein zuverlässigeres Buch als dies. Es bietet sich heute als das Werk eines alten Mannes dar, und gewiß bedeutet das ein Versagen gegenüber Problemen, die heute von einer jungen Generation aufgeworfen werden. Aber es bedeutet auch Ruhe und Reife des Urteils, gediegenes Wissen um die Tatsachen der Entwicklung und weithin wirkende Fähigkeit des Berichtens und Darstellens. Daß Gurlitt im besonderen ein Kenner der Architektur ist, kommt dem Buch in mancher Hinsicht zu gute: werden doch die Gesetze der Stilentwicklung nirgends so deutlich wie in der Sprache der Architektur, die abstrakter Formung am nächsten steht. — Für größere Büchereien und für reife Leser sei das Buch eindringlich empfohlen. Bei einer später nötig werdenden weiteren Auflage könnte der Verlag sich vielleicht zu einer reicheren Beigabe an Abbildungen entschließen.

G. Kemp (Solingen).

Die Venus in der italienischen Malerei. Mit 32 ganzseit. Bildern in Kupfertiefdr. Dachau: Einhorn-Verlag 1924. 6 S. u. 32 Taf. Brosch. 4,—, Hlw. 6,—.

Die Venus-Darstellung kann für die italienische Malerei als formales Prinzip im Zusammenhang mit dem Ideal der weiblichen Schönheit oder aber des nackten menschlichen Körpers überhaupt behandelt werden. Beide Male werden Komplexe berührt, die zu eingehendster wissenschaftlicher Untersuchung verpflichten. Daneben ließe sich eine Betrachtung des Themas denken, die von der Aufnahme und Abwandlung antiker Erotik in der italienischen Kunst, wesentlich also der Renaissance, ausgeht. Auch das eine Betrachtung von erheblicher Tragweite. Die vorliegende Veröffentlichung gibt von allen diesen Gesichtspunkten nur so vage Andeutungen und erläutert sie durch kläglich wiedergegebene Abbildungen so kümmerlich, daß ihr irgend eine Berechtigung nicht zuzusprechen ist. Durch solche Buchmacherei wird die heute so reich entwickelte Kunstliteratur bedauerlich kompromittiert, zumal für das Thema längst das weit umfassendere Buch von Schulze „Das weibliche Schönheitsideal in der Malerei" (Verlag Eug. Diederichs) zur Verfügung steht.

G. Kemp (Solingen).

Wackernagel, Martin: Max Slevogt. Mit 1 Bildnis und 32 Abb. M.-Gladbach: Führer-Verlag 1927. 32 S. Hlw. 4,—.

Schon zu Zeiten des Impressionismus hob sich Max Slevogt aus der Reihe der Mitstrebenden als ein Eigner heraus, einmal indem er die Wirklichkeitselemente in phantasievollem Spiel zum Ausdruck seiner inneren Gesichte zusammenfügte, dann aber weil die Linie, bezeichnender noch die Gebärde, ihm immer mehr zum Träger seelischen Ausdrucks wurde und bei aller gelegentlichen Lockerheit, besonders des Gefüges der graphischen Werke, doch eine feste Rhythmik und Geschlossenheit der Form ihm eigen war. Wackernagel hat Wesen und Entwicklung seiner Kunst in der Einführung knapp und klar umrissen, auch die Bildauswahl mit Geschick getroffen. Nur hätten wir noch einige Zugaben etwa aus den Lithographien zur Ilias und aus der Folge um die „Inseln Wak-Wak" gewünscht, um aus dem Abbildungsmaterial des Büchleins einen noch umfassenderen Eindruck von der Kraft und der gelösten Grazie dieses reichen Künstlers gewinnen zu können. — Schon für kleine Büchereien.

W. Schuster.

Waldmann, Emil: Menzel. Leipzig: Seemann 1924. 12 S., 20 Abb. (Bibliothek der Kunstgeschichte Bd 79.)

In einer ganz knappen Skizze umreißt Waldmann Persönlichkeit und Werk des großen Malers. 20 klug ausgewählte Abbildungen runden das Bändchen erfreulich ab, so daß zur raschesten Orientierung ein brauchbarer Überblick entsteht. Leider dürfte auch dies Bändchen, wie die ganze „Bibliothek der Kunstgeschichte", für Zwecke der Volksbücherei doch zu geringen Umfanges sein. Die Sammlung eignet sich bei aller Vortrefflichkeit im einzelnen doch eben nur für den privaten Liebhaber. G. Kemp (Solingen).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Berges, Philipp: Wunder der Erde. Leipzig: Brockhaus 1926. (Reisen und Abenteuer.) Ill. 158 S. Lw. 3,50.

Diese „Reisetage in fernen Breiten" sind ein schönes Gegenstück zu Rummels „Sonnenländern" oder zu Wegeners „Erinnerungen eines Weltreisenden". In ungemein lebendigen Bildern zieht die verwirrende Pracht und das Menschengewühl indischer Tempelstädte, die freundliche oder schwermütige Landschaft einer Reihe von Südseeinseln an dem Leser vorüber. Nicht minder unterhaltend sind die „Schlendertage in Japan" und die „Chinesischen Impressionen". Den Abschluß dieser idyllischen Wochen einer glücklichen Zeit (im Jahre 1913) bildet eine Fahrt mit dem „großen Überländer", dem Canadian-Pazific-Expreß, quer durch Nordamerika. Was Berges hier gibt, sind nur Kostproben all der Herrlichkeiten, die er auf seiner Weltreise gesehen hat; aber sie sind in der lebendigen Sicherheit ihrer Zeichnung wohl geeignet, den Leser auch das miterleben zu lassen, was hinter dem einzelnen Wort steht. Das mit guten Abbildungen versehene Büchlein ist für alle Büchereien geeignet.
B. Sauer (Stettin).

Breuler, Bernardo: Im Lande des Silberstromes. Argentinien, Land und Leute. Berlin: Morawe & Scheffelt 1926. 221 S. Brosch. 4,50.

Das „Land des Silberstromes", Argentinien, ist heute für viele Deutsche das Sehnsuchtsziel, das Land, in das sie zu flüchten hoffen, aus der Not unserer Zeit. Für solche Auswanderungslustige ist das Buch geschrieben von einem Kenner der Verhältnisse, der selber vor langen Jahren dahin auswanderte und der es, wenn auch nicht zu Reichtümern, so doch zu gutem Auskommen und bescheidenem Wohlstande gebracht hat. Alle Provinzen des riesigen Landes beschreibt er, vom eisigen Feuerland bis hinauf zu dem tropenheißen Misiones, überall bestrebt, etwaigen Auswanderern Wege zu weisen zum Erwerb oder mehr noch, sie zu warnen vor den Gebieten, in denen Deutsche niemals ein Fortkommen finden können. Ein Buch wie dieses ist für die Büchereien eine wertvolle Ergänzung ihres Bestandes, gerade ein solcher „Führer für Auswanderungslustige" tut not, der nüchtern, sachlich die gegenwärtigen Lebensverhältnisse der ersehnten Länder untersucht und dem Auswanderer schon hier die Illusionen raubt, die er „drüben" unfehlbar am dritten Tage aufgeben muß. Das Buch kann schon mittleren Büchereien warm empfohlen werden; denn über die sachliche Stoffsammlung hinaus bringt es auch eine lebendige Schilderung des Lebens in Argentinien, für die auch ein nicht speziell interessierter Leser dankbar sein wird.
K. Schulz (Stettin).

Bryce, James: Amerika als Staat und Gesellschaft. (The American Commonwealth.) Übers. von J. Singer. 2 Bde. Leipzig: Neuer Geist-Verlag 1924. 442, 579 S. Brosch. 18,—, geb. 25,—.

Dieses hervorragende Werk des berühmten englischen Historikers ist nach der 1920 erschienenen, völlig neu bearbeiteten Ausgabe übersetzt. Es gilt drüben seit langem als das beste, das über den staatsrechtlichen Aufbau, die Verwaltung und die sozialen sowie allgemein kulturellen Einrichtungen der Vereinigten

Staaten geschrieben ist und bietet auch für deutsche Leser, die sich eingehender mit diesen Dingen beschäftigen wollen, eine vortreffliche Einführung. Die Gründlichkeit und die glänzende Darstellung des Werkes erheben es turmhoch über die neuerdings allzu üppig ins Kraut geschossene Amerikaliteratur, die zum Teil oberflächliche Eindrücke journalistisch verwertet und mehr zu unterhalten als ernsthaft zu unterrichten geeignet ist. Besonders aufschlußreich sind die der geistigen und gesellschaftlichen Kultur gewidmeten Abschnitte des zweiten Bandes. Wenn dabei das Schulwesen und die Public Libraries zu kurz kommen, so sind die Ausführungen Bryces doch überaus wertvoll für die Erkenntnis der Grundlagen, auf denen diese von anderer Seite hinreichend gewürdigten Einrichtungen beruhen. Größere Bildungsbüchereien sollten auf die Anschaffung des Werkes nicht verzichten. G. Fritz.

Dienst, Rudolf: Im dunkelsten Bolivien. Anden-, Pampa- und Urwaldfahrten. Mit einem Geleitwort von Theodor Herzog. Mit 60 Abb. u. 1 Kt. Stuttgart: Strecker & Schröder 1926. XIV, 205 S. Lw. 8,—.

Der Verfasser, ein deutscher Kaufmann in Bolivien, wurde während des Krieges durch die Hetze der Alliierten aus seiner Stellung verdrängt und so auf die Bahn des Forschers gelenkt. Mehrere Erstbesteigungen der höchsten Schneegipfel des Landes, welche Dienst mit zwei andern Deutschen vollbrachte, stellen sportliche Glanzleistungen dar. Im übrigen hören wir von kühnen Jagdunternehmungen und Forscherfahrten durch das teilweise noch gänzlich unerschlossene Land und empfangen dabei einen guten Eindruck von der Wildnis und ihren Bewohnern. Zahlreiche prächtige Landschaftsaufnahmen schmücken das Buch, an dem auch schon geweckte Knaben ihre Freude haben werden. — Für mittlere und große Büchereien. K. Kossow (Stettin).

Foller, Hermann von: Unter Javas Sonne. (Reisen und Abenteuer.) Mit Abb. Leipzig: Brockhaus 1926. Lw. 3,50.

Hermann von Foller ist im Dezember 1921 nach Java gegangen und dort im Auftrage der Siemens-Schuckert-Werke zwei Jahre lang tätig gewesen, u. a. bei Anlegung einer elektrischen Straßenbahn in Soerabaja; doch sei gleich gesagt, daß diese geschäftlichen Angelegenheiten des Verfassers in seinem Buch nicht langweilend hervortreten. Davor bewahren ihn ein ausgeprägter Natursinn, sein guter, die Langeweile überhaupt meidender Humor und seine — fast zu schwärmerische — Kolonialbegeisterung. Von Java schildert Foller besonders eingehend den botanischen Garten von Buitenzorg und den Tempel von Boroboedoer; daneben werden die wirtschaftlichen Beziehungen Javas tabellarisch und mit große Sachkenntnis erläutert. Auch zu einer Reise durch Nordsumatra und zu einem Abstecher nach Singapore hat Foller Zeit gefunden.

G. Hermann (Stettin).

Haas, Thea de: Urwaldhaus und Steppenzelt. Mit Abb. Leipzig: Reclam 1926. 344 S. Lw. 7,—.

Die Verfasserin, die Gattin des bekannten Kolonialschriftstellers Rudolf de Haas, erzählt von ihren zumeist gemeinsamen Reisen an der Nordküste und im Innern unserer einstigen Kolonie Deutsch-Ostafrika. Mehr als sonst wohl Frauen lernte sie das schöne Land kennen, denn sechs Jahre dauerte ihr Aufenthalt, weil der Weltkrieg ihren Mann in die Schutztruppe rief und sie selbst bis 1919 als Zivilgefangene festhielt, und in dieser Zeit kam sie weit herum. Thea de Haas ist Malerin, als solche sah sie Land und Leute und schildert sie hier, farbig, wie ihre Aquarelle, von denen eine Anzahl dem fesselnden Buche beigegeben sind. Nicht der Kitzel des Abenteuers lockte die mutige, sympathische Frau, sondern der Reiz fremder und glühender Farben, der Reichtum neuartiger Formen. Ihn versteht sie mit ihren gründlichen Beobachtungen ohne jede Empfindsamkeit im Leser wachzurufen, ganz gleich, ob sie das orientalisch-bunte Treiben Sansibars schildert oder von einer Besteigung des Kilimandscharo bis zur 4600 Meter hohen Meyerhöhle erzählt, von Burenhäusern oder Jagdsafaris

auf Antilopen, Nashörner, Elefanten und anderes Wild. Menschlich besonders eindrucksvoll sind die Berichte aus der Kriegszeit, die Flucht vor den andringenden Engländern, die Tätigkeit als Lazarettschwester, die Gefangenschaft in Daressalam und die Heimkehr. — Vorgeschrittene Leser, insbesondere auch Frauen, werden diese guten Reiseschilderungen gern und mit Gewinn lesen. — Für mittlere und größere Büchereien. B. Sauer (Stettin).

Holitscher, Arthur: Das unruhige Asien. Reise durch Indien, China, Japan. Mit Abb. Berlin: Fischer 1926. 346 S. Lw. 10,—.

Asien, jahrhundertelang ruhend in einer von uns unverstandenen Lebensstarre, wird „unruhig" — das ist die Erkenntnis, die uns heute von Asienfahrern, die Augen haben zu sehen, immer wieder gepredigt wird. Wie in Europa eine Klasse, so erwachen dort die Völker eins nach dem anderen zu der Einsicht, was ihnen der Westen mit seiner „Kultur" brachte. Während Europa sich im Weltkriege zerfleischte, begannen sie, ihren Freiheitskampf zu organisieren. In Vorderasien wehren sich die Türken und Araber gegen England und Frankreich. Indien fand in Gandhi seinen Propheten und Lehrer und schuf sich in „Swaraj", der indischen Freiheitspartei, die Organisation zum Kampfe gegen England. China führt unter seinen jungen Revolutionären zäh, aber unerbittlich den gleichen Kampf — sie gewannen durch den Wirtschaftsboykott Tsingtau den Japanern ab, jetzt wenden sie dieselbe Waffe gegen Hongkong —, Japan versucht, zur von Europa unabhängigen Großmacht Asiens zu werden. All diese Bewegungen schildert Holitscher in dem vorliegenden Buch über seine Asienreise 1925, aber nicht mit dem halb neugierigen Grauen der anderen Asienfahrer, sondern mit der witternden Seele des geborenen Revolutionärs, dem jede dieser Bewegungen eine neue Bestätigung seines Glaubens an die Befreiung des Menschengeschlechts und an das Heraufkommen einer neuen Menschheit ist. Viele der großen asiatischen Führer zeigt Holitscher hier ganz nah: die Zionisten in Palästina, Gandhi und Tagore, die chinesischen Generale und die russischen Funktionäre, die dort ihre zielbewußte Arbeit leisten. In farbenprächtig-schönen Bildern schildert er die von ihm besuchten Länder und Städte, mit ganz besonderer Liebe erzählt er von dem einfachen Volk in seinen vielfachen Lebensformen. „Das unruhige Asien" ist für jeden an dem Walten der Welt und des Lebens tiefer Interessierten ein reicher Quell neuer Erkenntnisse und vielfacher Anregung. Für diese Leser sollten es schon mittlere Büchereien bereithalten.

K. Schulz (Stettin).

Iden-Zeller, Oskar und Anita: Der Weg der Tränen. Elf Jahre verschollen in Sibirien. Mit 4 farb. Bildtaf. u. 32 einfarb. Bildtaf. Leipzig: Reclam 1926. 510 S. Lw. 8,50.

Iden-Zeller, der schon ein Jahrzehnt früher auf einer großen sibirischen Forschungsreise seinem Wissensdrang unerhörte Opfer gebracht hatte, brach im Jahre 1913 wieder in seine geliebte sibirische Wildnis auf, diesmal von seiner Gattin begleitet. Es sollte seine letzte Forscherfahrt werden, und zugleich die längste. Sie endete nach elf Jahren im sibirischen Revolutionsgefängnis, das Iden-Zeller nur verlassen sollte, um in der Heimat den Nachwirkungen der langen Leidensjahre zu erliegen. Er starb im November 1925, mitten in der Niederschrift seiner Erinnerungen. Seine kühne Gattin, die die längste Zeit alle Nöte mit ihm geteilt hatte, der es aber schließlich gelang, nach Kanada zu entkommen, hat seine Erbschaft angetreten. Die Schilderungen dieses Buches entstammen zum größten Teil ihrer Feder. Sie ist ihrer Aufgabe gewachsen gewesen. Selten ist die sibirische Landschaft und der sibirische Mensch mit solch warmer Eindringlichkeit, selten der Hexensabbat der Revolution mit soviel Temperament geschildert worden. Alles, was diese Frau beschreibt, bekommt Leben aus der Lebensfülle und Kühnheit ihres Wesens. Mag sie einen Besuch im sibirischen Zuchthaus der Vorkriegszeit oder ihre Lehrerinnentätigkeit in Jakutsk während des Krieges oder eine Fahrt mit Fischern in die einsame Tundrenwildnis des Lenadeltas darstellen, immer sucht sie das Wesentliche, immer ist es von eindringlichster Wirkung. — Am Ende des Bandes stehen Oskar Iden-Zellers un-

vollendete Erinnerungen, schlichter, ausgeglichener im Stil, voll warmer dichterischer Schönheit, nicht minder packend. Sie schildern die Zeit nach der Trennung von der Gattin, wo er sich in unverwüstlicher Lebenskraft im fernsten Osten Sibiriens als Fellhändler durchgeschlagen hat, mitten unter den Eingeborenen, die ihn liebten und achteten wie einen der Ihren. Aber schließlich machten die Bolschewisten aller Hoffnung ein Ende. Von übermenschlichen Leiden und Qualen künden die letzten Seiten des Buches; im sibirischen Gefängnis endet die Schilderung, dies letzte Lebenszeugnis des toten Forschers. — Das prächtige, menschlich überreiche Buch, das mit vielen mühsam geretteten Photographien und einigen farbigen Tafeln von ungewöhnlicher Frische geschmückt ist, verdient Aufnahme in alle Büchereien. K. Kossow (Kiel).

Knaus, Robert: Im Großflugzeug nach Peking. Der 1. Weltflug der Deutschen Lufthansa. Mit 46 Abb. und 2 Kt. Stuttgart: Union. 176 S. Preis Lw. 5,50.

Aus der Aufgabe dieses ersten deutschen Weltfluges Berlin—Moskau—Peking, „die Möglichkeit eines regelmäßigen Verkehrs auf der Transeurasischen Weltfluglinie in Zusammenarbeit mit den beteiligten Staaten, Rußland und China, zu erkunden“, ergibt sich für den Verfasser diese Darstellungsweise, die mit der Wiedergabe der rein äußeren Erlebnisse wirtschaftliche, besonders verkehrswirtschaftliche und politische Betrachtungen verknüpft, oder wo es nötig erschien, kurze historische Rückblicke gibt. Die sibirischen und chinesischen Verhältnisse werden eingehend behandelt. Wohltuend wirkt die Objektivität, mit welcher der Verfasser vor allem der bolschewistischen Gesellschafts- und Staatsform gerecht zu werden versucht. — Das bedeutungsvolle Ergebnis dieses Fluges erhellt besonders aus der Tatsache, daß Peking von Berlin aus künftig mit dem Kursflugzeug in drei Tagen erreicht werden kann, gegenüber 14 Tagen mit der Eisenbahn und 42 Tagen mit dem Dampfer. Der an und für sich auch für Volksbüchereien nicht geringe Wert dieses Buches wird leider durch die etwas ungepflegte Sprache gemindert. R. Kock (Schneidemühl).

Kühne, Georg: Von Mensch und Motor, Farm und Wolkenkratzer. Reiseskizzen eines deutschen Ingenieurs. Mit Abb. Leipzig: Hinrichs 1926. 111 S. Lw. 8,50.

Der Verfasser, Professor an der technischen Hochschule zu München, ist im Auftrage der deutschen Regierung nach Nordamerika gereist zum Studium technischer Neuerungen auf dem Gebiete der Industrie und Landwirtschaft und zur Überprüfung, wieweit amerikanische Methoden für Deutschland anwendbar seien. Seine Schilderung dessen, was er in Amerika gesehen hat, ist natürlich begeistert: für ihn ist alles, was Amerika in der Bewältigung technischer Probleme leistet, einfach mustergültig, er sieht in allem, was drüben geschieht, eine herrliche Zukunft sich entwickeln. Der Standpunkt hat seine Berechtigung, sofern man in der Erreichung technischer Bequemlichkeiten und eines möglichst hohen Lebensstandards das Hochziel des Lebens sieht, und von hier aus gesehen hat Amerika heute schon den Gipfel des Erreichbaren fast erklommen. Anders aber, wenn man — und ich rechne es dem Verfasser an, daß er diesen anderen Standpunkt doch wenigstens andeutet — die Frage stellt: welche Kulturwerte vermittelt denn nun diese aufs höchste gesteigerte Zivilisation? Sollen wir unsere Art zu leben wirklich aufgeben zugunsten des Amerikanismus, einer sinnlosen Gelderwerbsarbeit und einiger Stunden „Erholung“, die in Anhören von Jazz-Musik und dem Besuch von Kinos, Kabaretts und Vaudevilles besteht? Hier liegt eine der grundlegenden Lebensfragen unserer künftigen Entwicklung überhaupt: es sei dem Verfasser zugestanden, daß wir uns in manchem amerikanischer Art annähern werden müssen; ehe wir aber uns selbst aufgeben, um mit den Amerikanern mitzukommen, müßte uns erst einmal gezeigt werden, daß dieses Land auf dem Wege ist, wirklich neue Kultur zu schaffen — Das Buch wird vielleicht manchen zum Nachdenken über diese Fragen bringen, es ist für größere Büchereien verwendbar.

K. Schulz (Stettin).

Landor, A. H. Savage: Der wilde Landor. Das Maler- und Forscherleben A. H. Savage Landors. Von ihm selbst erzählt. Mit Abb. Leipzig: Brockhaus 1926. 391 S. Lw. 16,—.

Landor ist ein Weltenbummler größten Stils. Als Sohn englischer Eltern in Italien geboren, hat er schon in seiner Jugend halb Europa kennen gelernt, noch beinahe ein Knabe war er schon ein berühmter Maler, den die Zeitungen begeistert empfingen, von dem gemalt zu werden selbst für Fürstlichkeiten eine Ehre war. Durch seine Porträtkunst schuf er sich die Mittel für seine Weltreisen, die ihn wohl durch alle Länder des Erdballs führten. War er zunächst nur Globetrotter, der vor allem die Hauptstädte berührte, so fühlte er sich allmählich abgestoßen durch den Lack der Zivilisation und immer mehr zogen ihn die unberührten „wilden" Länder im Innern der Kontinente an. Bekannt ist sein Zug nach Tibet, den er in dem Buche „Auf verbotenen Wegen" geschildert hat, aber hier erzählt er nun auch von seinen anderen Reisen, zu den Wilden im Innern der Philippinen, durch Afrika, in den Urwald Brasiliens usw. Beispiellos ist seine Kühnheit und Sicherheit im Verkehr mit den Kulturlosen, er ist fast immer ohne Waffen gegangen und hat, wenn man ihm alles glauben darf, unerhörte Gefahren und große Qualen ausgestanden. Daß er daneben noch am Boxerkrieg teilgenommen hat, an der Front unserer Kriegsgegner tätig war, fast alle großen Männer Europas kennen gelernt hat, wirkt gegenüber all seinen anderen Erlebnissen fast nur episodisch. — Das Buch wird den einfacheren Leser unserer Volksbüchereien, der sonst für Abenteuerliteratur so empfänglich ist, vielleicht nicht immer fesseln, weil es sehr aristokratisch gehalten ist und eine gewisse Vertrautheit mit der „besten Gesellschaft" Europas voraussetzt, feiner organisierte Leser werden sich leicht an der leisen aber doch zu oft fühlbaren Eitelkeit des Verfassers stoßen; dennoch sei die Anschaffung den größeren Büchereien empfohlen, denn es vermittelt eine große Kenntnis fremder Kulturen und Länder und darüber hinaus eines Menschenlebens, das ein ganz besonderes Format hatte und darum der Beachtung wohl wert ist. K. Schulz (Stettin).

Mansilla, L.: Die letzten wilden Indianer der Pampa. (Reisen und Abenteuer.) Leipzig: Brockhaus 1925. 159 S. Lw. 3,50.

Die Berichte des argentinischen Obersten (späteren Generals) Mansilla erschienen vom Mai 1870 an fortlaufend, als Briefe, in einer in Buenos Aires erscheinenden Zeitung. Mansilla war Grenzschutzoffizier, und es handelte sich bei seinem Zuge zu den zentralargentinischen Rankelen um einen Versuch, in friedlicher Unterhandlung die Indianer dahin zu bringen, daß sie ihre Raubzüge einstellten und sich von der Regierung unterhalten ließen. Dieser Versuch einer friedlichen Lösung scheiterte. 1878 wurde Militär gegen die Rankelen geschickt, und die letzten wilden Indianer der Pampa wurden bis auf wenige, jetzt „zivilisierte" Reste ausgerottet. — Mansillas Buch beschreibt die Sitten des untergegangenen Volkes mit der ganzen Anschaulichkeit intimster Sachkenntnis, nebenbei charakterisiert sich der Verfasser selbst als ein echter Spanier und halber „Gautscho", verwegen, kaltblütig, stolz und bigott. G. Hermann (Stettin).

Plüschow, Gunther: Segelfahrt ins Wunderland. Im Reiche der Papageien und Guanakos. Mit 17 Taf. Berlin: Ullstein 1926. 222 S. Lw. 5,—.

Gunther Plüschow, der Flieger von Tsingtau, hat im Herbst 1925 auf einem Viermastschoner den Ozean durchquert und unter wilden Stürmen Kap Horn umschifft, um in Valdivia, der Deutschenstadt Chiles, an Land zu gehen. Er erzählt viel Gutes von den dortigen Deutschen und ihrem Festhalten an deutscher Art. Der Hauptzweck seiner Reise war, südamerikanisches Leben zu filmen, und so hat er denn weite Fahrten in die chilenischen Anden und nach Patagonien hinein unternommen, hat Menschen und Tiere beobachtet und gekurbelt und hat sich vollgesogen an der übermächtigen Schönheit des Urwaldes und der Gebirgswildnis. Von all dem erzählt er schwungvoll, bisweilen allzu überschwänglich. Auch von der Tierwelt des Meeres, von Delphinen, Pelikanen, Seelöwen weiß er manch

hübsches Bild zu zeichnen. Er hat selbst einen riesigen Hai gefangen und mehrere Tage lang auf einem Walfischfänger den Fang gekurbelt. Schließlich ist er nach Umschiffung des ganzen pazifischen Südamerika über den Panamakanal nach Deutschland zurückgekehrt. — Schon die reifere Jugend wird an dem temperamentvollen Buch ihre Freude finden. — Für mittlere und größere Büchereien.

K. Kossow (Kiel).

Roß, Colin: Das Meer der Entscheidungen. Beiderseits des Pazifik. Mit Abb. Leipzig: Brockhaus 1924. 333 S. Hlw. 8,—.

In diesem Werke gibt der bekannte Verfasser von „Südamerika, die aufsteigende Welt" und „Der Weg nach Osten" seine Eindrücke und Erlebnisse von einer neuen, soeben beendeten Weltreise, die ihn in die Länder beiderseits des Pazifik führte, nach dem Westen Nordamerikas, nach Japan, Korea, der Mandschurei, China und den Philippinen. Es ist nicht allein die bunte Fülle der scharf beobachteten und mit wenigen charakteristischen Strichen gezeichneten Bilder, die den Leser fesselt, darüber hinaus ist es das Problem der machtpolitischen weltwirtschaftlichen Zusammenhänge und Entwicklungen, das der gerade nach dieser Richtung hin letzten Endes orientierte Verfasser dem deutschen und abendländischen Leser überhaupt in dem ganzen Umfang seiner Bedeutung darzulegen sucht: die Wende zum Pazifik, auf dem nach des Verfassers Ansicht einst nicht nur der Kampf zwischen Amerika und Japan, nicht nur der zwischen Angelsachsen und Asiaten, sondern der zwischen Weiß und Farbig überhaupt ausgetragen werden wird. — Schon kleineren Büchereien zur Anschaffung zu empfehlen.

B. Sauer (Stettin).

Rummel, Walter Frh. v.: Sonnenländer. Mit Abb. (Reisen und Abenteuer.) Leipzig: Brockhaus 1925. 159 S. Lw. 3,50.

Das hübsche Büchlein, ein wohlgerundeter Auszug aus dem inzwischen vergriffenen Werke des Verfassers „Erster Klasse und Zwischendeck, gibt lebendige, auch gelegentlich humorvolle Eindrücke von einer Weltreise in den Jahren 1907 und 1908. Es bringt zunächst farbige, fesselnde Bilder aus Japan. Die Landschaft und ihre Bewohner, das tägliche Leben bei Tag und bei Nacht, feierliche Tempelfeste und auch die Wirkungen der furchtbaren Naturgewalten, die in Gestalt von Taifun und Erdbeben das Land häufig heimsuchen, erstehen in plastischen Skizzen vor unserem inneren Auge. Dann folgen schöne Schilderungen von einigen Südseeinseln, die damals noch zu unserem Kolonialbesitz gehörten, von den Marianen, von Jap und den Palauinseln. Schon der reiferen Jugend, erst recht natürlich allen Erwachsenen kann es aufs wärmste empfohlen werden, zumal es auch recht gute Abbildungen enthält.

B. Sauer (Stettin).

Schubart, Frida: Von der Flügelsonne zum Halbmond. Ägyptens Geschichte bis auf die Gegenwart. Mit 64 Abb. auf 40 Taf. u. 2 Ktn. Leipzig: Hinrichs 1926. IX, 192 S. Lw. 14,—.

Die Gattin des Berliner Papyrusforschers gibt hier handlich, billig und gemeinverständlich eine Geschichte Ägyptens von den Anfängen seiner Kultur bis heute, begleitet und belebt von gut gewählten Bildern und reichlichen Übersetzungen geschichtlicher, literarischer und religiöser Texte. Zum Ersatz des veralteten Oppel und neben Erman-Ranke's schwererwiegendem „Ägypten" war für ein solches Werk längst Raum. Für eine spätere Neuauflage wird man neben der Ausmerzung der nicht seltenen Druckfehler und mancher Flüchtigkeit eine etwas artigere Würdigung der politisch wirren aber kulturell so reichen arabischen Zeit und wohl auch eine etwas eingehendere Behandlung der Gegenwart wünschen dürfen. Aber auch in der vorliegenden Form kann man das Buch größeren Büchereien wohl empfehlen.

E. Gratzl (München).

Stefansson, Vilhjamur: Jäger des hohen Nordens. Mit Abb. (Reisen und Abenteuer Bd 28.) Leipzig: Brockhaus 1924. 159 S. Lw. 3,50.

In diesem Büchlein — einem in sich abgerundetem Auszuge aus einem größeren Werk gleichen Namens — gibt Stefansson eine volkstümliche Zusammen-

fassung der Ergebnisse und Erlebnisse von seinen langjährigen arktischen Reisen, die ihn in dem Zeitraum von 1906—18 zehn Winter und dreizehn Sommer hindurch bei den Eskimos an der Nordküste Amerikas und den vorgelagerten Inseln, hauptsächlich in der Gegend des Mackenzieflusses, festgehalten haben. Dadurch, daß er als Eskimo unter Eskimos lebte, nicht nur ihre Sprache völlig erlernte, sondern sich auch durch die Anpassung der Ernährungsweise und der Lebensgewohnheiten ihrem Verbande völlig einordnete, gelang es ihm — wie Rasmussen in Grönland — tief in das Leben und die Gedankenwelt dieser genügsamen Jägervölker einzudringen und ihre Eigenart zu verstehen. So erfahren wir von ihrem Familienleben, ihren Begriffen von Gastfreundschaft und Gemeineigentum, ihren Wanderzügen, dem Bau von Sommerzelten und Schneehütten, von den Jagden auf Karibus, Seehunde und Eisbären. Wertvoll sind Stefanssons Forschungen besonders. deswegen, weil er gerade die abgelegenen Eskimos aufgesucht hat, deren bewußte Wahrung alten Brauches noch nicht der Alkohol und die übrigen Segnungen der Zivilisation vernichtet haben. Seinen Abschluß findet das inhaltreiche Büchlein, das in seiner durch eine Anzahl interessanter Bilder noch erhöhten Anschaulichkeit auch für die reifere Jugend durchaus geeignet ist, in der Schilderung einiger Jagdabenteuer und des waghalsigen Eilmarsches zu Fuß und Schiff, mit Floß und Kanu von der Herschel-Insel nach Eagle City, der nördlichsten Funkenstation Amerikas, den Stefansson allein unternahm, um die falsche Nachricht von dem Untergang der Expedition zu dementieren. — Für alle Büchereien. B. Sauer (Stettin).

Vasco da Gama: Der Weg nach Ostindien. Bearb. von H. Plischke. (Alte Reisen und Abenteuer Bd 13.) Leipzig: Brockhaus 1924. 158 S. Lw. 3,50.

Der Portugiese Vasco da Gama ist wie Columbus und Magalhaes einer der größten Entdecker aller Zeiten. Als er im Mai des Jahres 1498 nach zehnmonatiger Fahrt um das Kap der Guten Hoffnung herum bei dem heutigen Kalkutta vor Anker ging, hatte er durch die Auffindung des Seeweges nach Ostindien eine Entdeckung von weittragender Bedeutung gemacht. Sie ermöglichte den Portugiesen, die wertvollen Erzeugnisse Indiens, besonders seine Gewürze, ungehindert von orientalischen Handelsvölkern, von dort zu holen und zu einer Quelle ungeheuren Reichtums zu machen, der wiederum für die Schaffung eines großen indischen Kolonialreiches die Grundlage gab. — Das vorliegende Buch enthält — nach einer über die Zeitverhältnisse gut orientierenden Einleitung — den fesselnden, anschaulichen Bericht eines Teilnehmers über da Gamas erste und eigentliche Entdeckungsreise 1497—99 und eine andere zeitgenössische, mehr historische, aber nicht weniger interessante Darstellung über da Gamas dritte Indienfahrt und seine kurze Herrschaft als Vizekönig Indiens im Jahre 1524. — Für alle Büchereien. Auch schon für ältere Jungen. B. Sauer (Stettin).

Wied, Prinz Max zu: Unter den Rothäuten. (Reisen und Abenteuer Bd 29.). Mit Abb. Leipzig: Brockhaus 1924. 158 S. Lw. 3,50.

Es ist zu begrüßen, daß der Verlag von Brockhaus auch diese Reise eines älteren und bekannten Forschers in der Sammlung der „Reisen und Abenteuer" wieder einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht hat. Prinz Max zu Wied hat die Indianer noch zu der Zeit besucht, wo sie zwar schon im Zurückweichen vor der Zivilisation begriffen waren, aber doch noch genug von ihren alten Sitten und Gebräuchen beibehalten hatten, um reichlich Stoff zu völkerkundlichen Studien zu geben. Er schildert die bekanntesten Indianerstämme, die heute noch in unseren Indianerbüchern leben, die Sioux, Kräheindianer, Schwarzfüße, er hat sie beobachtet im Schmuck der Waffen und der Skalpe, bei Jagd und Überfall, aber auch bei Feldarbeit, Handel und häuslichem Gewerbe. Das Buch stellt also nicht nur eine Bereicherung unserer völkerkundlichen Kenntnisse dar, es wird auch überdies manchem Bibliothekar willkommen sein, weil es die üblichen Vorstellungen von den Indianern etwas korrigiert. — Schon für mittlere Büchereien.

K. Schulz (Stettin).

W i l h e l m, Prinz von Schweden: Zwischen zwei Kontinenten. Reiseschilderung aus dem heutigen Mittelamerika. Übers. von Rhea Sternberg. Mit Abb. Lübeck: Quitzow 1925. 296 S. Lw. 10,—.

Prinz Wilhelm von Schweden, der sich durch seine afrikanischen Jagdschilderungen auch in Deutschland einen Namen gemacht hat, unternahm im Jahre 1920 eine Reise durch Mittelamerika, mit dem besonderen Zweck, Reste alter indianischer Kultur ausfindig zu machen. Er ging in Britisch-Honduras an Land und besuchte von da aus zuerst die alte Ruinenstadt Tuloom und dann die südlicher gelegenen Republiken Guatemala und Salvador. Frisch und humorvoll erzählt er von seinen Eindrücken und Erlebnissen. Zumal die Eigenart des südlichen Menschen, seine Indolenz und seine sprunghafte Unberechenbarkeit, entlocken ihm manch köstliche Bemerkung. Das Leben in den kleinen Republiken wird anschaulich geschildert: die Revolution in Guatemala und die patriarchalischen Zustände in Salvador. Zwischen die Reiseerlebnisse sind breite Abschnitte über indianische Kultur und Geschichte des Landes eingeschaltet. — Für große und mittlere Büchereien. K. K o s s o w (Kiel).

7. Naturwissenschaft, Technik.

H i l z h e i m e r, Max: Die Stammesgeschichte des Menschen. Mit 35 Abb. Leipzig: Quelle & Meyer 1926. 148 S. Geb. 1,80.

Das im Rahmen der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" erschienene Bändchen sucht dem Leser den Weg zu zeigen, den die Vorahnen des Menschen in ihrer Entwicklung vom Ein-Zeller bis zum Zivilisationsmenschen genommen haben. Es wird nun nicht etwa nur das Ergebnis der Forschung übermittelt, sondern dem Leser auch Einblick gewährt in die verschiedenartigen Erwägungen, die dazu führten, an jeder Verzweigungsstelle der Arten alle Möglichkeiten bis auf eine auszuschalten. Ebenso geht aus der Darstellung klar hervor, wie nicht nur Ausgrabungsstücke allein dem Forscher den Weg weisen, sondern wie in Zusammenwirkung mit diesen die vergleichende Tieraufbaukunde, die Keimesgeschichte der Lebewesen, selbst die Seelenkunde in bestätigender und lückenfüllender Weise helfen, den Stammbaum des Menschen herauszuarbeiten. — Das Buch ist in anregender Form geschrieben und wird durch klare, das Wesentliche herausholende Abbildungen ergänzt. An den Leser stellt es die Anforderung ernster Mitarbeit und läßt gewisse Vorherbeschäftigung mit zoologischen Dingen wünschenswert erscheinen. Für mittlere und größere Büchereien empfehlenswert.

Conrad B a r t h (Stettin).

S i e m e n s, Hermann Werner: Grundzüge der Vererbungslehre, der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik. Mit 24 Abb. München: J. F. Lehmann 1926. 125 S. Brosch. 3,—, Lw. 4,—.

Ausgehend von einem kurzen geschichtlichen Überblick über die Erbforschung wendet sich der Verfasser zunächst den Mendelschen Gesetzen zu, die an mehreren anschaulichen Beispielen verdeutlicht und auch in verwickelteren Fällen klargestellt werden. Besonders hervorzuheben ist hierbei die Möglichkeit, die eigenartigen Erbgänge gewisser Krankheiten aufzuhellen, wie sie durch „Überdecken" kranker Anlagen durch gesunde Gegenkräfte entstehen. Der Verfasser arbeitet weiterhin mit größter Bestimmtheit den Wesensunterschied heraus zwischen Keimplasma und Körperplasma, zwischen dem Erbbild, das weitergegeben wird, und der als „Nebenbild" bezeichneten Erscheinungsform des Einzelwesens, die nur für dieses verbindlich ist, jedoch keinen Einfluß auf die Nachkommenschaft hat. An dem fesselnden Beispiel eineiiger Zwillinge, die ja gleiche Erbmasse haben, werden die Unterschiede treffend erläutert. Über die Wirkung der Erbübertragung und der fast bedeutungslosen „Nebenübertragung" des Einzelbildes gelangt der Verfasser zu der Unterschiedsbetonung von dem Wert der Nebenbildänderung, die nur das z e i t w e i l i g e Geschlecht angeht (z. B. durch Hygiene, Erziehung, Sport), und dem dauernden Wert einer Erbänderung, die das immer weitergegebene Bild betrifft, welches durch Geschlechterfolgen hindurchreicht. Über diese un-

widerrufliche Erbänderung ist leider Genaueres nicht bekannt, auch ist man nicht im entferntesten in der Lage, sie zu beeinflussen. Die Möglichkeit einer Einwirkung auf die Eigenschaften kommender Geschlechter bildet den abschließenden Teil des Buches, und sie wird darin gesehen, daß die Auslese nach der guten Seite hin unterstützt werden soll durch eine verständige Geburtenpolitik der gesetzgebenden Körperschaften, die um so nötiger ist, als zur Zeit das gesamte Abendland, wie der Verfasser darlegt, in einer durchaus negativen Auslese der Entartung zutreibt. — Das Buch ist äußerst fesselnd und sehr klar und übersichtlich geschrieben. Es kann daher für alle Büchereien wärmstens empfohlen werden.

Conrad Barth (Stettin).

Staeger, Robert: Über den Dingen. Bilderbuch eines Naturfreundes. Zürich: Orell Füßli 1926. 110 S. Pp. 4,80.

Was dieser Naturfreund in Form geistreichelnder Gedankenblitze („Die Wespe: Eine heute wegen ihrer Taille ganz stilwidrige Erscheinung aus der längst vergessenen Zeit der Krinoline") oder sentimentaler Tiraden („Der Himmelsschlüssel: Im feuchten Grund am Wiesenbach... liegt ein güldner Schlüssel...") zu einem Bilderbuch zusammengestellt hat, beweist, daß er wenigstens weit unter den Dingen steht. Neben einigen wenigen gut beobachteten Bildern zerstört er durch seine gesuchten Vergleiche mit allen möglichen Menschentypen das Wesen der Dinge, Blumen, Bäume, Tiere und Landschaften, die er seiner Dichterei zum Opfer gebracht hat. Ein höchst überflüssiges Büchlein, genußreich nur für ähnlich himmelblau geartete Seelen.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Wanke, Georg: Psychoanalyse. Halle a. S.: Marhold 1924. 304 S. Geh. 6,50, geb. 8,—.

Das Buch, welches sich an Ärzte, Geistliche, Juristen, sowie Eltern, Lehrer und Erzieher wendet, gibt einen sehr gemeinverständlich gehaltenen Einblick in den Gesamtfragenkreis der Psychoanalyse. Diese durch Freud begründete Seelenerforschungsform macht es sich zur Aufgabe, den unter mannigfachsten Zwangserscheinungen Leidenden dadurch Hilfe zu bringen, daß sie ihnen den vergessenen oder „verdrängten" Ursprung ihres Übels ins Gedächtnis zurückruft und dadurch jene „eingeklemmten Gemütserregungen" sich auswirken läßt, womit dann gleichzeitig die Folgeerscheinungen verschwinden. Der Verfasser weist nach, daß solche Zwangsformen durchaus nicht zu den verhältnismäßig seltenen Fällen gehören, sondern daß sie in verschiedenster Gestalt auftretend die Lebenskreise von Familie, Schule, Beruf und Gesellschaft durchsetzen und die Erklärung für so manche allgemein bekannten und geläufigen, jedoch fälschlich für unabänderlich gehaltenen Schäden und Widerwärtigkeiten bilden. — Das Werk beginnt mit einem kurzen einführenden Teil, der die Geschichte der Psychoanalyse bringt. Einem Abschnitt über ihr Wesen, in dem die Aussagen von Ärzten, Laien und Kranken verwertet sind, folgt ein Hauptstück über die Aufgaben der Seelenerforschung, der das Schwergewicht auf die Erziehungsfragen und -sünden in Häuslichkeit und Schule legt, und viele Dinge unter besonderer Beleuchtung sehen läßt. Über die Wirkung der Psychoanalyse vereinigen sich wiederum die Urteile von Ärzten, Kranken und Laien, und zum Schluß werden die Heilaussichten dieser Behandlungsform betrachtet. — Das Buch wird besonders Eltern und Erziehern manches Wissenswerte und Nachdenkliche zu bieten haben. Die Form der Darstellung macht es für jedermann gut verständlich, wenn auch durch reichliche Anführungen und Belege die Übersichtlichkeit etwas leidet.

Conrad Barth (Stettin).

C. Schöne Literatur.

I. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Der heilige Alltag. Deutsche bürgerliche Dichtung 1770—1870. Gesammelt und eingeleitet von Ernst Lissauer. Berlin: Propyläen-Verlag 1926. 325 S.

Die schöne Sammlung will in dem als Zeitalter des Individualismus heute so oft gescholtenen Jahrhundert eine künstlerische Konvention im hohen Sinne

des Wortes als Ausdruck einer bürgerlichen Kultur im Spiegel der Lyrik zur Darstellung bringen, und es kann gesagt werden, daß dem Herausgeber diese Absicht voll geglückt ist und ein geschlossenes Gemälde von intimstem Reiz geschaffen wurde. Die Lyriker des Zeitraumes treten natürlich nur so weit in Erscheinung, als sie in diesem warm durchbluteten Kreise zu Hause sind, den Lissauer mit einem schönen Worte Emil Kuh's die „heilige Alltäglichkeit" nennt. Wir wissen, wie Goethe in Haus, Garten und Familie wirkte und webte, wie die ungeheure Weite, die er umspannte, hier, wo er seine Sammlungen barg, seine Freunde herbergte, wo er träumte, dichtete und das Glück selbstgeschaffenen Besitzes genoß, ihren gleichsam geographischen Mittelpunkt hatte. Er hat denn der Zahl nach, das Meiste beigesteuert, nach ihm Storm, dann Mörike, Rückert, Uhland, Claudius, Hebbel in seiner Wiener Zeit, C. F. Meyer und manche der anderen kleineren Sterne. Schöne Bildbeigaben von Spitzweg, Kersting, Steinle, Runge, Overbeck, Eipert und entzückende Vignetten der Zeit begleiten die Gedichte der Sammlung, die einem tiefen Grundzuge deutschen Wesens Ausdruck verleiht, den zu pflegen und hell vor das Auge einer zerrissenen Gegenwart zu stellen wir heute besonderen Anlaß haben. Die Sammlung, durch eine feinsinnige Einleitung in ihrem bildungspfleglichen Wert erhöht, sollte in keiner Bücherei fehlen. — Bei dieser Gelegenheit mag auch auf die gleichfalls wertvolle Anthologie des gleichen Herausgebers: „Das Kinderland, im Spiegel der deutschen Lyrik von den Anfängen bis zur Gegenwart", Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1924 verwiesen werden.

W. Schuster.

Dante, Alighieri: Die Göttliche Komödie. Übers. u. erl. von August Vezin. München: Kösel & Pustet 1926. 1123 S. Brosch. 25,—, Lw. 26,—.

Wenn sich eine Bücherei Dantes Göttliche Komödie anschaffen will — und in keiner größeren Bücherei dürfte sie fehlen — sollte sie die Übertragung von Vezin wählen. George hat auf die Gesamtübertragung verzichtet, andere wie Zoozmann haben die Terzine fallen gelassen, andere wie Geisow haben sogar am Text „verbessert" und versucht, Dante „einzudeutschen". Vezin hat mit einer ganz erstaunlichen Leistung das Wagnis bestanden, unter Beibehaltung der Danteschen Strophe eine ungekürzte Nachdichtung des Werkes zu geben. Naturgemäß — und absichtlich — ist es keine wortgetreue Übersetzung geworden, und auch so sind noch manche Unebenheiten geblieben; aber das wird bei einer solchen Aufgabe unvermeidlich sein. Im ganzen haben wir wirkliches Deutsch vor uns und so ist durch Vezin ein tiefes „Genießen" der Göttlichen Komödie in deutscher Sprache möglich geworden. Die ausführliche Einführung und die kurzen einleitenden Worte zu jedem Gesang erleichtern das Verständnis sehr und machen das Buch damit für Volksbüchereien besonders empfehlenswert. Die Buchausstattung ist vorzüglich.

R. Joerden (Stettin).

Deutsche Gedichte. Eine Auswahl. München: Allgemeine Verlagsanstalt 1925. 339 S. Lw. 8,—.

Wenn wir die bei der Allgemeinen Verlagsanstalt in München erschienene neue Auswahl deutscher Gedichte in die Hand nehmen, überkommt uns Freude an dem reichlich Gebotenen, und wir versenken uns gerne in das Buch. Die Auswahl ist eine etwas eigenwillige, es fehlen z. B. Namen wie R. Huch, Stefan George, Fr. Werfel, dafür taucht A. Kerr auf. Die Herausgeber erklären allerdings im Vorwort: „...Nicht als ob wir uns die unlösbare Aufgabe gestellt hätten, gerade die schönsten und nur die schönsten Stücke auszuwählen. Bei den großen Meistern haben wir vornehmlich Bedacht genommen auf das, was noch nicht Gemeinbesitz ist, und im übrigen den Kreis so eng wie möglich gezogen... Jedes wahre Gedicht bildet eine Welt für sich... Enthält somit unser Buch nicht alle guten Gedichte, so sind doch alle Gedichte gut, die es enthält." — So bietet das Buch in seiner Fülle einen weiten Überblick über die Lyrik der letzten Jahrhunderte, und ich möchte es größeren Büchereien zur Anschaffung empfehlen, zumal auch der Druck und die Ausstattung ganz vorzüglich sind. — Kleinere Büchereien werden allerdings zunächst zu andern Sammlungen greifen müssen.

Margarete Schmeer (München).

Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen. Leipzig: Insel 1926. 424 S. Lw. 6,80.

Seine seit 1914 erschienenen acht Liederhefte hat der Insel-Verlag in einem starken schön ausgestatteten Bande neu herausgebracht und hat uns damit ein prächtiges Bild deutschen Volkslebens gegeben. Die mehr oder minder wohlbekannten alten innigen Weisen werden am schönsten von den Bildern Ubbelohdes und Richters begleitet, während Slevogts und Meids Federzeichenkunst sich besser den balladenartigen Liedern anpaßt. Auch Menzel und Schwind sind vertreten. Dagegen erscheinen Kalckreuths Illustrationen — mit Ausnahmen — etwas langweilig und mondscheinblaß. Die Weisen sind zweistimmig gesetzt; die Lautenbegleitung erfordert mehr als Anfängerleistungen. Ihrer Entstehungszeit zufolge enthalten einige der Hefte eine größere Anzahl alter und neuer Soldatenlieder. Ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis für den ganzen Band, neben denen für die einzelnen Hefte, ist dazugekommen. Wegen seines Gewichtes, seines empfindlichen Einbandes und seiner nicht sehr übersichtlichen Einteilung eignet sich das Liederbuch nicht so für Wanderfahrten wie etwa der Zupfgeigenhansl oder Eberleins Volksliederbuch für die deutsche Jugend. Aber zur Aufnahme in große Volksbüchereien, Jugendheime und Jugendbüchereien sei es bestens empfohlen.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Luitpold, Josef: Die Rückkehr des Prometheus. Berlin: Buchmeister-Verlag 1927. 126 S.

Dieses Balladenbuch des bekannten Führers der Wiener Arbeiterbildung Josef Luitpold Stern läßt mit kraftvoller Vielstimmigkeit das Lob all der Prometheus-Naturen erschallen, die den himmlischen oder irdischen Göttern zum Trotz der unterdrückten Menschlichkeit zum Durchbruch verhelfen, ohne Leiden und Tod zu scheuen. Dreißig solche Märtyrer der Menschlichkeit sind besungen aus allen Zeiten und Zonen, Bekannte und Namenlose: aus finnischer Vorzeit, aus dem alten Indien und Griechenland, aus dem mittelalterlichen Norwegen und Schottland, das Amselfelder Mädchen und der Pauker von Niklashausen, Comenius, weibliche Helden der amerikanischen Sklavenkämpfe, Helden der französischen Revolution, Florence Nightingale, Kommunarden und schließlich Balladenhelden aus unseren Tagen, denen sogar schon das Radio dienstbar ist. Der Dichter hat den Balladenton, gerade auch in diesen modernsten Balladen, meist sehr glücklich getroffen. Einige Stücke sind besonders eindrucksvoll und müßten in Vorlesestunden aufrüttelnd wirken, so „Der Blick aufs Schloß" und „Das Schweigen von Malplaquet". Es ist freilich schwer, sie gut vorzulesen, und zwar vor allem aus einem typographischen Grund: Das Buch ist in einer schönen aber schwer lesbaren Schrift gedruckt, und die Wortzwischenräume sind unverhältnismäßig klein. — Eine Einleitungsballade „Rückkehr des Prometheus", in der erzählt wird, wie Prometheus nach seiner Begnadigung nicht zu den Olympiern wiederkehrt, sondern erst recht zu den Menschen sich bekennt und die Grundfesten des Himmels erschüttert, bildet den prachtvollen revolutionären Einleitungsakkord. — Das Buch ist mit prächtigen Holzschnitten geschmückt. — Jede Großstadtbücherei sollte es einstellen.

E. Ackerknecht.

Voß, Johann Heinrich: Idylle. Schwerin: Stiller 1926. 50 S. Geb. 3,80

Viele Leser wird J. H. Voß ja nie finden, aber diese geschickte Auswahl ist doch auch schon mittleren Büchereien zu empfehlen. Sie bringt drei Idylle, in denen das soziale Problem des 18. Jahrhunderts, die Leibeigenschaft, lebendig wird, zwei plattdeutsche Idylle und den 70. Geburtstag. Die Aufmachung des Buches ist geschmackvoll.

R. Joerden (Stettin).

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Arnim, Bettina und Gisela von: Das Leben der Hochgräfin Gritta von Rattenzuhausbeiuns. Zum ersten Male hrsg. von Otto Mallon. Berlin: Fraenkel 1926. 234 S. Lw. 6,—.

Das fast vollständig überlieferte kleine Romanwerk der merkwürdigen Frau Bettina und ihrer jüngsten Tochter Gisela, der späteren Gattin Herman

Grimms, weist alle Kennzeichen des künstlerischen Schaffens jener Zeit auf, romantische Verwirrung und Ironie, Reichtum des Gefühls und Absonderlichkeit der Einfälle. Seinem märchenhaften Charakter nach eignet es sich schon für größere Kinder und Jugendliche (vom 13. Jahre an), doch werden erst kunstverständige Erwachsene seinen wunderlichen Liebreiz spüren. Der Inhalt läßt sich kaum wiedergeben; denn die Handlung ist äußerst sprunghaft und durchaus nicht folgerichtig. Ein kleines braves Mädchen, die Gritta, lebt auf dem von Ratten bewohnten zerfallenden Schloß ihres grillenfangenden hochgräflichen Vaters, betreut vom alten Diener Müffert. Später muß sie, nach einem kurzen Klosteraufenthalt, mit elf gleichfalls entwichenen Gespielinnen durch die Länder pilgern, bis sie mit einem Prinzen Hochzeit hält und durch ihr braves Leben die „Ahnfrau vom Rutenbaum" erlöst. Ihr Geschichte ist der Rahmen für viele kleine seltsame Erzählungen, von denen das Abenteuer auf der Schatteninsel die geistreichste und reizvollste ist. — In Sprache und Phantasie offenbart sich Bettina hier als getreue Schwester ihres Bruders Clemens. Man hätte dem kleinen eigenartigen Werk Bilder von Ubbelohde gewünscht. — Für mittlere und große Volksbüchereien und für Jugendbüchereien.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Der Bannwald. Von oberschlesischen Dichtern und Geschichtenmachern. Hrsg. von W. Köhler. 2 Bde. (= Die schlesischen Bücher. Hrsg. von P. Barsch. Bd 3 u. 4.) Schweidnitz: Heege 1924. 159, 164 S. Geb. je 2,50.

In dankenswerter Weise hat Willibald Köhler, selber ein schlesischer Dichter, durch diese beiden Sammelbände einen Überblick über die schlesischen Dichter ermöglicht. Viele der Verfasser sind allerdings nur „Geschichtenmacher"; manche hoffen, wie Dominik, durch expressionistisch aussehende Symbolisiererei und dunkle Sprache etwas Besonderes zu leisten; aber es sind auch wirkliche Dichter darunter, die auch außerhalb der Heimatgrenzen warme Beachtung verdienen. — Im ersten Bande sind die „Ostoberschlesier" vereinigt. Von Bruno Arndt sind gute Gedichte abgedruckt, neben denen seine Novelle stark abfällt. Die begabteste unter ihnen ist Elisabeth Grabowski, die in schlichter realistischer Weise und mit frischer unmittelbarer Sprache die Menschen so darstellt, wie sie wirklich sind. In ihren Erzählungen ist der Charakter ihrer Heimat lebendig geworden. Die „Westoberschlesier" sind im ganzen stärker als ihre Brüder. Paul Barsch verleugnet in seiner unbefangenen Lebendigkeit seine Herkunft aus den unverbildeten Schichten nicht, und wie sein Leben, so ist auch sein Dichten ähnlich dem Karl Brögers. Georg Battel hat wohl die besten Gedichte geliefert, sie sind klangrein und gefühlsecht. Hugo Gnielczyks Erzählung vom „Topfmännlein" ist lustig und anschaulich erzählt und Max Herrmann hat neben unbedeutenden Gedichten eine gute, wie ein Albdruck lastende Phantasie über die Selbsterkennung eines Egoisten gegeben. — Alles in allem können die Bändchen auch außerhalb ihrer engeren Heimat den größeren Büchereien empfohlen werden.

R. Joerden (Stettin).

Die jüngere Edda mit dem sogenannten ersten grammatischen Traktat. Übertragungen von Gustav Neckel und Felix Niedner. Jena: Diederichs 1925. 360 S. Brosch. 10,—, Hlw. 12,50.

Das Werk gibt in vollständiger Übertragung die Edda des Snorri Sturluson: nicht nur die längst bekannten Perlen der Götter- und Heldenerzählungen, sondern auch den merkwürdigen Rahmen einer Poetik, in den sie gefaßt sind. Bei weitem am interessantesten ist unzweifelhaft der zweite Teil: die Dichtersprache. Die Übertragungskunst Felix Niedners feiert hier ihren Triumph in der Wiedergabe der schwierigen Skaldenstrophen, in denen der primitive Charakter des Inhalts unter einer außerordentlich verkünstelten Form sich so seltsam verbirgt. Das Buch ist für Germanisten von höchstem Werte; unmittelbar für den gebildeten Laien genießbar sind vor allem die größeren Prosaerzählungen. Für eine zweite Auflage ist ein genaues Inhaltsverzeichnis wünschenswert. Es ist ein Mißverhältnis, daß in dem Inhaltsverzeichnis für die wissenschaftliche Ein-

leitung eine ganz eingehende Gliederung gegeben ist, dagegen für den ganzen, so schwer zu übersehenden Inhalt der Edda nur einige ganz allgemeine Überschriften. Ein eingehendes Namen- und Sachverzeichnis würde das Buch auch dem Laien zugänglicher machen. K. Hartmann (Stettin).

Holtei, Karl von: Christian Lammfell. Roman. Durchges. von Marie Barsch. Schweidnitz: Heege 1925. 330, 237 S. Brosch. 6,—, Lw. 7,50.

Holteis Romane gehören zu den Büchern, von denen nur noch die Literaturgeschichte weiß; es gehören ja auch Ruhe und Beschaulichkeit dazu, um sich hindurchzulesen durch diese breite, behagliche Darstellungsweise, die so weite Kreise zieht. „Christian Lammfell" ist der Entwicklungsroman eines katholischen Priesters, eines stillen, gütigen Menschen, der reinen Herzens seinen Weg geht und in allem Ungemach noch ein Quentlein Freude zu finden weiß. Vom siebenjährigen Krieg bis zum Revolutionsjahr 1848 reicht dieses Leben, und aus ihm erspart uns der Dichter keine Etappe von der Zeit vor der Geburt des Helden bis zum Tode des beinahe Neunzigjährigen. Groß ist die Zahl der Personen des an Abschieds- und Wiedersehensszenen überreichen Buches, und manche Persönlichkeit von geschichtlicher Bedeutung trägt mit dazu bei, die kulturgeschichtliche Lebendigkeit dieses schlesischen Romans zu erhöhen. Noch bedeutsamer jedoch ist der sittliche Wert des Buches, wenngleich die erzieherische Tendenz den Dichter gelegentlich zu Übertreibungen nach der guten wie nach der schlechten Seite verführt. Die Bearbeitung von Marie Barsch hat einige allzu üppig wuchernde Schößlinge der Holteischen Phantasie beseitigt, ohne dadurch dem Reiz der Darstellung etwas Wesentliches zu nehmen. Es wäre vielleicht sogar wünschenswert, wenn bei einer Neuauflage der nur aus Briefen (100 Seiten!) bestehende dritte Teil noch etwas gekürzt würde zugunsten der Lesbarkeit des Ganzen. — Größere und mittlere Büchereien werden jedenfalls unter ihren geschichtlich interessierten Lesern manchen Freund für den Roman finden, zumal da jeder nachdenkliche, nicht nur auf grobe Spannungsreize erpichte Leser durch den „Christian Lammfell" auch innerlich bereichert wird. W. Eggebrecht (Stettin).

Stifter, Adalbert: Briefe, Schriften, Bilder. Mit lebensgeschichtlichen Verbindungen von Hans Amelungk. Mit Abb. Ebenhausen: Langewiesche-Brandt. 298 S. Lw. 6,—.

Die Auswahlbände Wilhelm Langewiesche-Brandts, die über Goethe, Hebbel, Keller, die Droste u. a. vorliegen, sind so bekannt und geschätzt, daß der neue Band über Stifter eigentlich einer besonderen Empfehlung nicht mehr bedarf. Er bringt in gleicher Art wie die vorigen eine große Reihe biographisch und charakterologisch bedeutsamer Briefe Stifters, lebensgeschichtliche Anmerkungen und endlich einige sonst wenig bekannte Prosastücke: „Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten", „Die Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842", „Ein Gang durch die Katakomben" und „Aus dem Bayrischen Wald". Außerdem hat man durch die Wiedergabe einiger Gemälde auch den Maler Stifter gezeigt. Das Ganze ist wohl geeignet, ein treues Bild des lange mißkannten und erst jetzt wieder verstandenen Dichters zu geben. Größere Büchereien werden das Buch einstellen. K. Schulz (Stettin).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Anet, Claude: Lydia Sergijewna. Roman. Autor. Übers. aus dem Franz. von Georg Schwarz. Leipzig: Weller 1926. 339 S.

— Russische Frauen. Novellen. Ebenda 1926. 194 S. Brosch. 4,—, Hlw. 5,50.

Claude Anet, Pseudonym des französischen Schweizers Jean Schopfer, war als Berichterstatter einer großen Pariser Zeitung während des Krieges und der Revolution in Rußland. Seine genaue Kenntnis der Verhältnisse macht seinen Roman zu einem zeitgeschichtlich höchst interessanten Dokument: Es wird die Wir-

kung der Revolution auf das vornehme Bürgertum gezeichnet, das zunächst während all der Unruhen so weiter lebt wie vorher, zusammenkommt, um beim Tee die „interessanten" Ereignisse zu besprechen, flirtet usw., das dann aber in seiner lähmenden politischen Passivität allen noch so gegensätzlichen geistigen Einwirkungen der Revolution zugänglich wird und unter der Angst vor dem unheimlich Kommenden alle Ruhe und Sicherheit verliert; bis der sich festigende kommunistische Staat auf der Jagd nach Gegenrevolutionären immer mehr in das persönliche Leben der Einzelnen eingreift. Sehr reizvoll hebt sich von diesem Hintergrunde die von der schwermütigen Stimmung einer untergehenden Welt gesättigte Geschichte der jungen Lydia Sergijewna und ihrer Liebe zu einem schließlich eingekerkerten Wirtschaftsführer ab. — Der Roman kann schon mittleren Büchereien empfohlen werden.

In dem Novellenband sind drei Liebesgeschichten vereinigt, die so unbedeutend sind, daß man dem Verfasser den größeren Dienst erweist, wenn man wohlwollend über sie hinwegsieht. R. Joerden (Stettin).

Arnet, Edwin: Emanuel. Roman. Zürich: Orell Füßli 1926. 172 S. Brosch. 3,60, geb. 4,80.

Emanuels Eltern verwalten die Portierstelle in einem reichen Hause der Großstadt und werden von der harten Fron der Arbeit innerlich vollständig ausgezogen. Ihr einziges Kind, Emanuel, ein scheuer und feinfühliger Knabe, leidet früh unter der brutalen Lebenstüchtigkeit seines Spielkameraden, des Sohnes des vermöglichen Herrn von Stein aus dem dritten Stock. Bittere Kindheitserlebnisse reifen ihn weit über seine Jahre und machen ihn einsam. Sein ausgeprägter Rechtlichkeitssinn und seine unerbittliche Beobachtungsschärfe lassen ihn, älter geworden, im öffentlichen Leben weder auf der politisch rechten noch auf der linken Seite Fuß fassen. Durch ein kluges und leidenschaftlich sozialistisch denkendes Mädchen wird er endlich aus seiner Passivität gerissen, wird Journalist einer linksgerichteten Zeitung und scheitert doch wieder an seiner inneren Neutralität, die ihm schließlich bei einem Massenaufstand den Kopf kostet. — Der Entwicklungsroman zerfällt in viele Einzelbilder, die namentlich im ersten Teil von eingehender Beobachtung der Kindesseele zeugen; sehr eindrucksvoll ist die eigentümlich verhaltene Stimmung und Symbolik bei Emanuels Taufe dargestellt. Mittlere und große Büchereien sollten diesem Buche des sicherlich talentvollen Schweizer Anfängers ihre Beachtung schenken. Frida Endell (Stettin).

Babel, J.: Geschichten aus Odessa. Berlin: Malik-Verlag 1926. 111 S. Geb. 3,—.

In Odessa, wo Babel seine Kindheit verlebt, lehrt ihn der alte Jude Reb Arie Leib auf der Kirchhofsmauer den berühmten jüdischen Verbrecherkönig Benja Krik lieben, den Beschützer der Armen und Bedrückten, ihren Rächer an allen hartherzigen Besitzenden. Von den Judenprogromen unter Nikolaus II., von den Freuden und Schmerzen der eigenen Kindheit, die er als Jude in Rußland verlebt, erzählen die andern Novellen dieses Bandes. In ihnen allen aber ist der Held Odessa, die Stadt mit ihrem bunten Völkergemisch, in der alle Leidenschaften, im Guten wie im Bösen, lebendig sind. — Größere Büchereien, deren Leser Interesse haben für eine farbenprächtige, lebendige Darstellung des Lebens in einer vorrevolutionären Großstadt Rußlands, tun gut, diesen Band einzustellen.
W. Eggebrecht (Stettin).

Bojer, Johan: Der Mann mit den Masken. Roman. Hrsg. von J. Sandmeier. München: Beck 1926. 214 S. Brosch. 4,—, Lw. 5,50.

Bojer hat hier ein früheres Werk „Der Gefangene, der sang" neugestaltet und fortgeführt. Schon als Knabe hat Andreas, einer armen Häuslerin Kind, das unbezwingliche Bedürfnis, sich in die Gesichter seiner Umgebung zu verwandeln; der junge Bursche verwickelt sich so in allerlei teils komische, teils üble Affären und bringt das ganze Dorf in Aufruhr. Der Mann wird ein Hochstapler, der durch die von Kindheit an geübte Kunst, eine beliebige Gestalt täuschend echt anzunehmen, als Bankbote, als Ingenieur, als Wanderprediger und in vielen an-

deren Masken durch das Leben geht, durch Stadt und Land, auf Küstendampfern und im Gefängnis, getrieben von dem Bedürfnis, sich immer wieder umzuformen. „Es waren Stimmen in mir, die nach neuer und immer neuer Menschenform verlangten." Er ist schließlich so in seinen eigenen Gebilden verfangen, daß er sich selbst nicht mehr findet; auch wie er als Tagelöhner unerkannt bei der Geliebten arbeitet und er fast zur Ruhe gekommen ist, treibt es ihn wieder zu seinem Spiel. Als Pfandleiher und kommunistischer Agitator tritt er auf, bis dieser jenen umbringt, und in einer Gerichtsverhandlung deckt er das Spiel auf und seinen Ernst und die Bedeutung dieses Wechsels, dem jeder unterworfen. — Das mit Bojers ganzer Kraft und Schilderungskunst gestaltete Buch, fesselnd und spannend durch die eigenartige Fabel und doch tiefsinnig und eindringlich, wird allen reiferen Lesern, besinnlichen und stoffhungrigen, etwas bieten. — Für mittlere und größere Büchereien. M. Thilo (Stolp i. P.).

Bonsels, Waldemar: Der tiefste Traum. Eine Erzählung. Leipzig: Grethlein 1925. 150 S.

Diese Jugendnovelle von Bonsels, die übrigens bereits in der Sammlung „Jugendnovellen" von Waldemar Bonsels (Deutsche Verlagsanstalt) steht, ist für Volksbüchereien entbehrlich. Denn die Darstellung des lebensunfähigen Träumers, jenes nordischen Menschen, den am gültigsten vielleicht Jacobsens „Niels Lyhne" repräsentiert, ist hier durch eine schwüle Erotik so verdorben und äußerlich übersteigert, daß einem weder ästhetische Freude noch irgendeine andere Vertiefung beim Lesen dieser Erzählung zuteil wird. Victor A. Schmitz (Stettin).

Brandenburg, Hans: Traumroman. Leipzig: Haessel 1926. 75 S. Brosch. 1,80, Lw. 3,80.

Schon von jeher hat der Traum die Menschenseele ahnend erschauern lassen und in wechselndem Maße zu geheimer Deutung verlockt, bald abergläubisch, grausig, bald fromm und gläubig Gottes Willen ausdeutend. Heute hat sich die Wissenschaft der Traumdeutung bemächtigt und sie wieder einmal in den Vordergrund des Interesses gerückt. Da haben in den letzten Jahren eine ganze Anzahl Schriftsteller mehr oder weniger glücklich versucht, den Traum künstlerisch zu gestalten. Das vorliegende Buch unterscheidet sich aber wesentlich von andern Traumerzählungen. Ausschließlich in der Sphäre des Traumes verweilend, scheint es gleichsam unmittelbar aus ihr heraus geschrieben zu sein. In rasendem Tempo jagt eine Fülle sich ununterbrochen verändernder und verschiebender Gesichte an uns vorüber, die unwirklich und doch zugleich innerlich wahr sind; wie „das Haus, das groß ist wie eine Stadt" sämtliche Baustile zeigt, so kommt in diesem phantastischen Durcheinander alles zu Wort, was unsere chaotische Zeit bewegt. Deutliche und schemenhafte Bilder von Krieg und Revolution — Kindheit, Schule und Verfehlungen wechseln unaufhörlich, bald sich überstürzend, bald zögernd verweilend. Wir verirren uns im Labyrinth der Großstädte und durchleben im Fluge alle die vielfältigen und zwiespältigen Phasen von Wollust, Liebe, Haß, Leiden und Tod. — Es ist unmöglich, den fast allzureichen Wechsel der Traumbilder wiederzugeben. — Dies Büchlein von nur 75 Seiten wird in erster Linie den Seelenforscher interessieren, aber auch Lesern, die von Psychoanalyse unbelastet sind, dürfte es eine spannende Lektüre sein. Es kommt nur für große Bibliotheken und für intellektuelle Leser in Betracht.

Annemarie Kossak (Königsberg i. P.).

Eisherz und Edeljaspis oder Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl. Ein Roman aus der Ming-Zeit. Aus dem Chines. übertr. von Max Kuhn. Leipzig: Insel 1926. 343 S. Lw. 6,50.

Lange Jahre hat man China in Europa aus der Atmosphäre des gewonnenen Boxerkrieges betrachtet als ein unterlegenes Land, das kein besseres Schicksal zu verdienen schien, als baldigst unter die europäischen Siegerstaaten aufgeteilt zu werden. In dieser Zeit aber, wo Europa die Hohlheit seiner „Kultur" zu ahnen beginnt, schenkt man dem „schlafenden Riesen" plötzlich neue Beachtung; man ahnt, daß in dem Vierhundertmillionenreich Kräfte am Werk sind, die

Jahrtausende überdauert haben und die auch heute noch zukünftige Schicksale in sich bergen. Und daher erwacht heute wieder ein Interesse für die chinesische Kultur, das — auf unserem Gebiet — sich in vielen Veröffentlichungen über China ausspricht. Jetzt bringt der Insel-Verlag zum ersten Mal in deutscher Sprache die „Geschichte einer glücklichen Gattenwahl", eins der zehn Meisterwerke der chinesischen Literatur, ans Licht. Die Erzählung von dem äußeren Schicksal der beiden Liebenden ist zwar nur einfach: entgegen allen Anfeindungen der Nebenbuhler und allen Tücken einflußreicher Freunde und endlich gegen den Widerspruch des eigenen Gewissens (weil sie sich ohne das vorgeschriebene Zeremoniell kennen gelernt haben und befürchten, durch eine Heirat die gute Sitte zu verletzen), gelangen sie doch endlich dazu, „nach altem Brauch die hochzeitliche Trinkschale zu leeren", und ihre Verbindung wird durch Edikt des „Himmelssohnes" selber anerkannt: „In strahlender Helle hat sich ihre Unschuld offenbart. Wahrlich sie sind zwei Edle im Sinne der glücklichen Gattenwahl des alten Schi-king." Von der unbeschreiblichen Poesie aber, die diese einfache Geschichte umhüllt, kann ein kurzes Referat keinen Begriff geben: wer das Buch gelesen hat, wird nicht nur eine Vorstellung von dem alten China unter der glanzvollen Ming-Dynastie davontragen, sondern auch beglückt sein von der hohen Kultur und Sittlichkeit, die aus dem Buch auch zu uns noch spricht. Goethe sagt von ihm: „Die Menschen denken, handeln und fühlen fast ebenso wie wir, und man fühlt sich bald als ihresgleichen, nur daß bei ihnen alles klarer, reinlicher und sittlicher zugeht." — Größere Büchereien müssen es einstellen. K. Schulz (Stettin).

Fechter, Paul: Der Ruck im Fahrstuhl. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. 492 S. Lw. 7,50.

Paul Fechter sucht hier den Roman der Inflationszeit oder richtiger noch den Roman des Ausgangs dieser Zeit und der Markstabilisierung zu schreiben. An dem Beispiel einer begüterten Familie, die, aus Hamburg stammend, in Berlin W wohnt und deren Ernährer kurz vor dem Kriege gestorben ist, die außer zwei recht ungleichen Onkeln und einem Großvater nur weibliche Mitglieder zählt, wird gezeigt, wie verschieden sich die überraschende Einführung der Rentenmark, der „Ruck im Fahrstuhl", auswirkt. Die Moral von der Geschichte soll die sein, daß alle diese Menschen, die mehr oder weniger im eigentlichen Sinne des Wortes entsetzt sind, nicht „das richtige Gefühl für das Leben hatten", daß sie sich zu wichtig nahmen und nicht gelernt hatten, zu arbeiten. Erst in der Arbeit lernt man die Wirklichkeit kennen. Diese Moral mag ja ganz schön sein, wenn sich auch die vielen von der Inflation und der nachfolgenden Stabilisierung Betroffenen kaum von ihr getröstet fühlen werden, aber sie hat dadurch einen fatalen Beigeschmack, daß der große Retter, der sie ausspricht, Herr Alwin Hempel, zwar gearbeitet hat, daß ihm aber doch besonders sein guter Riecher für den Gang des wirtschaftlichen Lebens half, so daß der gelobte Wirklichkeitssinn etwas reichlich nach Geschäftstüchtigkeit schmeckt. — Trotzdem ist das Buch in seiner Mischung von Ernst und Scherz nicht übel, mancher Charakter ist gut gelungen. Fechter hat es sich auch nicht so bequem gemacht, alle Schieber als „Raffkes" zu zeichnen, eine gewisse Liebenswürdigkeit ist über alle Gestalten und Situationen ausgegossen. Das Buch wird als fleißig gearbeitetes Bild der Nachkriegszeit mit einer Unzahl scharf gesehener Einzelzüge sicher historischen Wert behalten. — Man wird beim Lesen oft an Alice Berend erinnert. Fechter hat das Zeug zu einem Humoristen in sich, wenn er sich etwas weiter von der Karikatur halten wollte, wenn er nicht ganz so charmant wäre und sein Wirklichkeitssinn tiefer dränge als bis zu der treuen täglichen Arbeit. — Schon für mittlere Büchereien. J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Finckh, Ludwig: Bricklebritt. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. 166 S. Lw. 4,50.

Daß Ludwig Finckh in seinen Werken gern die schwäbische Stammestypischkeit betont und darstellt, ist uns aus seinen bisherigen Werken bekannt.

In diesem vorliegenden Buch ist jedoch die Hervorkehrung des Heimatlichen im weitesten Sinne des Wortes so auf die Spitze getrieben (Ahnenforschung, Familiengeschichte, Vorgeschichte, botanische Erforschungen, Kultivierung der Moore usw.), daß darunter die an sich einfache Fabel von der Freundschaft dreier junger Menschen, welche die innere Entwicklung (die natürlich aus der Ahnenreihe her begründet wird) auf ganz verschiedene Bahnen treibt, entschieden leidet. — Volksbüchereien werden kaum Veranlassung haben, das Buch einzustellen.

R. Koch (Schneidemühl).

Fleuron, Svend: Sigurd Torleifssons Pferde. Roman aus Island. Übers. aus dem Dän. von Thyra Jakstein-Dorenburg. Jena: Diederichs 1926. 228 S. Brosch. 5,—, Lw. 8,—.

Das Buch von der isländischen Schimmelstute Flyga und ihrem kleinen grauen Fohlen Jungin inmitten des Gestütes des Bauern Torleifsson ist fast eine isländische Landeskunde, die man wohl neben Selma Lagerlöfs „Reise Nils Holgersons" nennen kann. In seiner grandiosen Wildheit steigt das Land mit seinen wetterharten Menschen und Tieren vor uns auf, seinen uralten Höfen, eisigen Wüsten, tückischen Mooren und donnernden Strömen. In den Lüften der frühlingverkündende Ruf des Regenpfeifers, der heisere Schrei des Raben oder das hungrige Kreischen der Raubmöve. An der großartigen, aber bei aller Wildheit doch einförmigen Schönheit der Landschaft bewährt sich die hohe Kraft des Dichters, der in immer neuen Farben und Tönen zu gestalten weiß. Szenen voll dramatischen Lebens, wie Schneesturm und Eisnebel, Flußdurchquerungen, Irrfahrten in wasserarmer Lawawüste und lauernden Sümpfen bringen Bewegung in das breit dahinströmende epische Geschehen. Dennoch wird sich das Buch nur dem schon etwas geschulteren Leser ganz erschließen, der Freude an der vollendeten Kunst der Landschaftsschilderung hat. Dieser aber wird sehr reich belohnt werden. Für alle Büchereien.

W. Schuster.

Forsch, Olga: In Stein gehüllt. Roman. Leipzig: Fikentscher 1926. 279 S. Brosch. 4,50. Lw. 7,50.

Dieser Roman erschien als zweites Werk einer Sammlung „Die russische Revolution im Spiegel der Dichtung". Wer in die letzte russische Revolution und nach Sowjet-Rußland geführt werden will, wird zunächst enttäuscht sein. Denn es handelt sich hier um Begebenheiten, die weit zurückführen, bis in die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts sogar. Aber diese Begebenheiten werden lebendig vergegenwärtigt in einer Art Beicht-Tagebuch eines greisen, 83jährigen russischen Edelmanns im Sowjet-Rußland des Jahres 1923. Und in das Vergangene, in quälender Erinnerung fast hellsichtig neu Erlebte — das, was als Wetterleuchten der heutigen Revolution schon die Aufmerksamkeit dessen beanspruchen darf, der die russische Revolution im „Spiegel der Dichtung" sucht — drängt sich gebieterisch immer wieder das Gegenwärtige: der junge Edelmann, dessen Leben durch Liebe und Freundschaft schicksalhaft verkettet war mit der Tätigkeit eines revolutionären Geheimkreises, die ihm, dem Adligen, dem Künstler, dem zarentreuen Offizier, gefühlsmäßig entgegen war, die sein ethisches Gewissen und das tiefe Mitgefühl seiner Seele jedoch mehr und mehr als gerecht und notwendig anerkannte, dieser junge Edelmann, der mehrmals aus Schwäche und dumpfem Getriebensein fast widerwillig seinen Freund und Nebenbuhler in der Liebe den Machthabern verriet, damit Schuld an dessen unmenschlichen Leiden als politischer Gefangener im Außenwerk der Peter-Pauls-Festung in St. Petersburg trug, verwandelt sich immer wieder in den bettelarmen, von allen bemitleideten, wahnsinnsnahen Alten, auf den die gewaltigen neuen Zeitereignisse eindringen und der erinnerungsbeladen ihnen eigentlich doch entrückt ist. — Eine Fülle von Gestalten, Ereignissen, hier und da einfach-anspruchslose „lebensphilosophische" oder psychologische Betrachtungen, hier und da Einschlag visionärer Expression — im ganzen ein gehaltener epischer Stil schaffen ein Buch, das jeden Leser auf seine Weise befriedigen wird. Zumindest größeren Büchereien ist daher die Anschaffung zu empfehlen.

Victor A. Schmitz (Stettin).

Frenssen, Gustav: Otto Babendiek. Roman. Berlin: Grote 1926. VII, 1921 S. Brosch. 12,—, Lw. 15,—.

Alle große Kunst soll wohl die Dinge unter dem Gesichtswinkel des Ewigen sehen und darstellen. Wenn auch nicht immer mit demselben Nachdruck betont, wird diese Forderung gewiß niemals verjähren. Und heute gerade wird man gern wieder einer Dichtung, die zugleich die Schöpfung eines Künstlers und eines tiefen Weltbetrachters ist, einen eigenen Mehrwert zuerkennen. Mir scheint deswegen der neueste Roman Frenssens, eben weil aus ihm überall der große Künstler und der reife, weitblickende Mensch spricht, zu unsern wertvolleren Dichtungen zu gehören. Der Roman gibt sich als Selbstbiographie. Aber nur in den großen allgemeinen Zügen sind die Tatsachen dieses Dichterlebens festgehalten worden. Die sechs Lebensjahrzehnte erscheinen auf etwa vier, die aber doch noch die Kriegszeit mit umfassen, zusammengedrängt. An der inneren Wahrheit und an der Treue der Umwelt fehlt es trotzdem nirgends. Man kann deshalb dem an sich einfachen Entwicklungsgange vom Dorfjungen zum Dichter mit stärkster Anteilnahme folgen, um so mehr als alle diese schlicht-menschlichen Begebenheiten so gar nicht alltäglich, vielmehr wie einem tieferen Zusammenhang von Welt und Dingen entspringend anmuten. Dennoch wirkt die Dichtung nicht lehrhaft. Alles ist echt künstlerisch geschaut und gestaltet. Die straff zusammengefaßte Schilderung der an sich so breiten Romanwelt zeigt gerade in diesem Roman die künstlerische Reife Frenssens. Abgesehen von den Kriegsereignissen, die noch in den Roman hineinragen, spielt sich alles auf dem engbegrenzten Boden der Holsteinischen Heimat ab. Die Zeit, die der Dichter außerhalb der Heimat verbringt, wie die ganze Universitätszeit, wird mit ein paar Zeilen abgetan. Und auch auf dem engen Schauplatz der Erzählung sind es immer wieder dieselben Menschen, die von der Jugend bis ins Alter die Hauptgestalt umgeben und die so dem Leser durch und durch vertraut werden. Ja, bei der Schilderung auch dieser einzelnen Zeit- und Weggenossen liebt es Frenssen immer wieder dieselben Züge, dieselben Redewendungen — vielleicht gelegentlich allzu geflissentlich — zu wiederholen und zu unterstreichen. Die Dichtung gewinnt dadurch bei aller Buntheit eine epische Ruhe und Stetigkeit, die die Erinnerung an Homer geradezu aufdrängt. Daß der neue Frenssen in jede volkstümliche Bücherei hineingehört, bedarf keiner weiteren Begründung. G. Kohfeldt (Rostock).

Galsworthy, John: Der Patrizier. Roman. Autor. Übers. aus d. Engl. von Leon Schalit. Berlin: Zsolnay 1925. 397 S. Brosch. 4,—, Hlw. 6,—, Lw. 7,—.

Die Vertreter des englischen Großgrundbesitzes, die „zur Befriedigung aller materiellen Bedürfnisse des Daseins nur die Hand auszustrecken und sich um die Meinung andrer nie zu kümmern brauchen", sind gekennzeichnet durch eine gewisse rücksichtslose Oberflächlichkeit, mit der sie stets Herr der Sachlage zu bleiben verstehen. In eigenartigem Gegensatz zu dieser konventionellen Lebensführung steht der Patrizier Viscount Miltoun, dessen einsame Seele sich eher in ihrem eigenen Feuer verzehren ließe, als daß sie von der ihr vorgezeichneten Richtung abwiche. Tief durchdrungen von seiner Aufgabe, zum geistigen Führer der Nation berufen zu sein, erhält er ein Mandat im englischen Unterhause. Noch vor seiner Wahl wird ihm die Liebe der Audry Lees Noel zuteil, die er allen sozialen Voreingenommenheiten zum Trotz heiraten will. Als er jedoch erfährt, daß sie von ihrem Manne, einem Geistlichen, getrennt lebt und daß die Kirche eine Scheidung nicht zuläßt, will er nach hartem Kampfe sein Mandat niederlegen. Es ist ihm unmöglich, sich von der Geliebten zu trennen, während seine strenge Selbstzucht ihm jedes Anrecht auf eine Stellung im öffentlichen Leben, auf Führerschaft verbietet, ihm, dem es selber an Haltung gebricht. Doch nun wird Audry Lees Noel von seiner Familie bewogen, ihn ihrerseits zu verlassen, um ihm seine politische Laufbahn nicht zu verderben. — In diese Haupthandlung hinein spielen andere, ähnliche Konflikte: die Annäherung zwischen dem glänzend gezeichneten Demokraten Courtier, einem Bürgerlichen ohne Stammbaum, und der Lady Barbara, der jüngsten Schwester Viscount Miltones. Auch hier triumphiert —

äußerlich — die Konvention; Lady Barbara ist vernünftig und heiratet den ihr bestimmten Lord. — Als eine Schilderung der englischen Gesellschaft und englischer Charaktere ist der Roman hoch zu bewerten. Auch die Führung der Handlung, unterstützt durch den geistreichen Dialog, wird ernsthafte Leser fesseln. Dennoch wird die kühle, objektive Schreibweise des Verfassers in vielen Fällen nur schwer ein inneres Verhältnis zwischen Leser und Buch aufkommen lassen. Deshalb kommt die Anschaffung nur für größere Büchereien in Frage.

Else Mau (Lüneburg).

Geist, Rudolf: Nijin der Sibire. Roman. Mit Abb. von Rudolf Schlichter. Berlin: Malik-Verlag 1925. 211 S. Hlw. 4,—, Lw. 5,—.

Nijin ist ein riesiger sibirischer Bauer, ein Epileptiker von wüster Sinnesart. Geldgier und Abenteuerlust führen ihn zu den Bolschewiken. Hier begeht er in kurzem zwei Morde, den einen wegen einer Taschenuhr, den andern am Volkskommissar um einen Tag Arrest. Dann flieht er auf gestohlenem Pferde in sein Heimatdörfchen zurück, steckt wegen schlechten Quartiers unterwegs eine Ortschaft in Brand, und zieht mit seinen Dorfgenossen zu dem heimlichen Kohlenlager hinaus, das er den Bolschewiken in der Hoffnung auf reichen Lohn verraten hat. Wenige Stunden hinter ihm zieht die bolschewistische Kommission zur Auffindung und Nutzbarmachung des Kohlenlagers. Hier im ewigen sibirischen Schnee vollzieht sich beider Schicksal: Nijin erschlägt in krankhafter Wut einen der Dorfgenossen und wird von den andern in die eisige Öde hinausgejagt: dicht neben den Leichen der erfrorenen Bolschewiken deckt auch ihn die weiße Last. „Das Schneetreiben geisterte weiter, monoton über das eisige Reich, fauchend, darunter die gute Kohle lag“. — Nijin und der sibirische Schnee — darin symbolisieren sich die beiden Mächte, die, einander feind, beide die grimmigen, unwiderstehlichen Feinde einer menschlichen und rationalen Ordnung sind, wie der Bolschewismus sie anstrebt: die tierische Dumpfheit und Ungezügeltheit des sibirischen Bauern und die bannende Macht der Kälte. So hat der mit charakteristischen Zeichnungen geschmückte Roman guten Wert als zeitgeschichtliches Dokument, während seine allgemein menschliche Bedeutung durch die vorwiegende kühle Schilderung des Untermenschlichen herabgedrückt wird. Schon deshalb, aber vor allem wegen einer ungewöhnlich starken erotischen Derbheit, die noch durch eine Zeichnung unterstrichen wird, ist in der Ausleihe äußerste Vorsicht geboten. — Für große Büchereien. K. Kossow (Kiel).

Ginzkey, F. K.: Die Reise nach Komakuku. Geschichten aus seltsamer Jugend. Wien: Rikola-Verlag 1923. 325 S.

Die Reise nach Komakuku geschieht auf einem alten eisernen Hoftor und das Ziel liegt immer am anderen Ende, Komakuku, die Traumstation, ausgeschmückt mit allem Zauber, den eine kindlich sprießende Phantasie ersinnen mag. Für den Dichter hat dieses Spiel symbolischen Wert: „Was war es, das ich später betrieb, all die Zeit meines Daseins hindurch? Ich bin auf dem Tor des Lebens gefahren, immer nach Traumland. Was war mein Leben anderes als die Reise nach Komakuku?“ Man mag über den rein künstlerischen Wert solcher sinnbildlichen Ausmünzung kleinster Erlebnisse streiten: leicht führt sie zu einer gewissen pedantischen Geschwätzigkeit, und Ginzkey entgeht dieser Gefahr nicht ganz. Aber die Geschichten aus seiner Jugend sind psychologisch von Interesse und in ihrer liebenswürdigen Mischung von österreichischer Weichheit und fröhlichem Humor menschlich sympathisch, etwa die heitere Episode von seiner „Bühnenlaufbahn Glück und Ende“ oder die rührende von seinem Freund Terribile. Den landschaftlichen Hintergrund, der ohne Aufdringlichkeit mithineinverwoben ist, bildet Triest und seine Umgebung. — Die Bücherei, die Ginzkeys andere Werke besitzt, wird dieses Buch gerne auch einstellen.

Gertrud Kast (Stettin).

Grogger, Paula: Das Grimmingtor. Breslau: Ostdeutsche Verlagsanstalt 1926. 569 S. Lw. 9,—.

Die junge steirische Dichterin, die sich mit diesem Erstling gleich in die vordere Reihe der lebenden deutschen Erzählerinnen gestellt hat, hätte mit dem-

selben Recht wie vor Jahren Heinrich Federer ihren Roman „Berge und Menschen“ betiteln können; denn das Wesen der Menschen, von denen sie berichtet, ihr Denken und Trachten, ihre Sitten und Bräuche, ihr Glaube und ihre Liebe sind durchwirkt vom Genius des über dem oberen Enstal aufsteigenden Grimming. Die Geschichte spielt in der napoleonischen Zeit, und der Schatten Andreas Hofers fällt über einige ihrer stärksten Szenen. Es sind offenbar der Dichterin eigene Vorfahren, die im Mittelpunkt der ebenso spannenden wie episodenreichen Handlung stehen. Andreas Grogger, genannt Stralz, hat von seiner Frau Constantia vier Söhne, deren ältester, der ungestüme Matthäus, als junger Bursch einen törichten Überfall der Bauern auf die französische Einquartierung anführt. Er muß fliehen, und sein Vater entgeht nur durch ein Wunder der Gefahr, an seiner Stelle standrechtlich erschossen zu werden. Matthäus kehrt aber auch später nicht ins Elternhaus zurück. Denn ein Gerücht kommt auf, er sei gar nicht des Stralzen rechtes Kind, sondern er stamme von dem unseligen Jäger, der in die Constantia wahnsinnig verliebt war und wenige Tage nach ihrer Heirat umgekommen ist, als er hoch droben am Grimming das sagenhafte Tor zu den Schätzen des Berges suchte. Dieses Gerücht glauben schließlich auch Vater und Sohn, ohne sich in ihrer verschlossenen Art miteinander oder gar mit der zunächst ahnungslosen Constantia aussprechen zu können. So findet Matthäus als Wildschütz an einem Fronleichnamstage droben vor dem Grimmingtor seinen Tod. — Es ist Paula Grogger gelungen, ein Stück steirischer Gebirgswelt in quellender Lebensfülle vor das geistige Auge des Lesers zu stellen, nicht zuletzt mit Hilfe einer leicht altväterischen, mundartlich gefärbten, vollblütigen Sprache. Am schwächsten ist es noch mit der künstlerischen Ökonomie und mit der Kraft der Komposition bestellt. Noch ist die Gefahr übermächtig, daß sich wohl die einzelnen Szenen, nicht aber das Ganze zu organischer Geschlossenheit runden. Wer jedoch solche Szenen wie die humorvolle Taufe des dritten Stralzenbuben, das französische Kriegsgericht, des guten Pfarrers Isidor Hinterseer schweren Abschied von seiner Gemeinde, das Sterben des Matthäus so darstellen und die vielen stimmungsschweren Bergbilder formen konnte, die dieser Roman enthält, dessen weiterer Entwicklung dürfen wir mit guten Hoffnungen entgegensehen. — Für alle Büchereien, namentlich auch in katholischen Gegenden. E. Ackerknecht.

Harms, Paul: Unter den Auserwählten. Eine Erz. von Parlamentariern und Journalisten der Kaiserzeit. Leipzig: Quelle & Meyer 1925. 370 S. Lw. 5,60.

Ein Eingeweihter erzählt in Romanform von dem letzten Versuch, das liberale Bürgertum bei der Blockpolitik des Fürsten Bülow zur politischen Geltung gegen Ultramontanismus und Sozialdemokratie zu bringen. So entsteht ein Bild von dem früheren deutschen Reichstag, ebenso unerfreulich wie das Bild des heutigen, von Parteigetriebe, Journalisten und Parlamentariern, Männern, Frauen und Weibchen dieser Kreise. Stofflich nicht uninteressant und zu Vergleichen mit der Gegenwart zwingend, bleiben die Personen mehr Typen als Menschen, die Nebenhandlung führt zum erotischen Kitsch, so daß Volksbüchereien auf die Anschaffung verzichten sollten. M. Thilo (Stolp i. P.).

Heyck, Hans: Die Halbgöttin und die Andere. Roman. Leipzig: Staackmann 1926. 347 S. Brosch. 5,—, Lw. 7,—.

Das Buch wird uns als der Roman der deutschen Jugendbewegung, des Geschlechtes von morgen angepriesen; aber die deutsche Jugendbewegung besagt, doch, gottlob, mehr. Reinhart soll ihr Suchen verkörpern, er bleibt blaß und unentschieden, sein Freund Harm ist ein Abseitiger, sein Bruder Felix eine höchst unsympathische Gestalt, der gegenüber der Dichter sich seltsam wechselvoll verhält. Zu wem soll das Buch sprechen? Für junge Menschen ist es schon wegen des Herrn Felix und seines unsaubern Verhältnisses zu seiner schönen Frau Eveline unmöglich. Überhaupt meldet sich manchmal eine kaum verdeckte, lüsterne Erotik. Demgegenüber wiegen einige gut und realistisch gesehene Züge leicht. Anderes bleibt wieder schattenhaft oder ist im üblen Sinne romanhaft. So genügt das Buch weder ästhetischen noch weltanschaulichen Ansprüchen.

W. Schuster.

Kraze, Friede H.: Maria am Meer. Roman. Kempten: Kösel & Pustet 1923. 216 S. Brosch. 2,80, Hlw. 3,80.

Elsabill, die Tochter des Deichgrafen, und Klaus Andersen sind Gespielen aus der Kinderzeit und Verlobte. In die Idylle eines Weihnachtsfestes im Hause des Deichgrafen kommt Vinzenz von Laßberg, der bayrische Kunsthistoriker, Klaus' alter Studienfreund. Elsabill ist noch unerwacht, herb und kindlich, tief und klar wie ein Bergsee. Als Vinzenz sie sieht, wird sie ihm zum Schicksal. Aber er hat sein Herz fest in der Hand. Da Klaus tödlich erkrankt, pflegt er ihn in aufopfernder Treue, ja er tut dem hoffnungslos in qualvollem Leiden Ringenden den furchtbaren Dienst, daß er ihn tötet, um ihn zu erlösen. Obwohl er weiß, daß er auch sein Leben damit zerstört, denn immer wird der Tote zwischen ihm und Elsabill stehen. Da erwacht diese zur Erkenntnis tiefer Weibesliebe und verzeihend und entsühnend tritt sie zu dem Gebrochenen. — Friede H. Kraze hat ein starkes Erzählertalent, ihrer Art nach hüllt sie alles in die goldenen Schleier des Märchenhaften. Aber ihre Kraft reicht zu so gewagten Problemen nicht hin, sie gleitet ins Sentimentale ab, die Nebenfiguren bleiben in Ansätzen stecken, das große und tiefe seelische Leben der Hauptgestalten dringt nicht durch zu schicksalhafter Notwendigkeit und weiß nicht zu überzeugen. So lassen die bunten Schleier nicht Tiefen ahnen, sondern scheinen Untiefen zu verhüllen. Im weniger Anspruchsvollen, Idyllischen, mag die Schriftstellerin Gutes leisten, wenn sie dem Sentimentalen und allzu Spielerischen entgeht. Ein so gefährliches Problem, wie das hier gewählte, ist nur bei hoher Gestaltungskraft zu bewältigen. So besteht kein Grund, das Buch anzuschaffen. W. Schuster.

Leip, Hans: Tinser. Roman einer Heimkehr. Leipzig: Grethlein 1926. 323 S. Lw. 7,—.

Leips Roman handelt von der Problematik des aus jahrelanger Kriegsgefangenschaft im Osten nach der Heimat Zurückkehrenden, der in seltsamen Erlebnissen und Abenteuern verwildert in den deutschen Verhältnissen nicht mehr Fuß fassen kann, bis es ihm nach verzweifelten Mühen gelingt, die Aufgaben zu erkennen, die in der Heimat auch ihm gestellt sind. Leider gelingt es dem Verfasser in keiner Weise, diese Problematik ganz scharf zu sehen, geschweige denn herauszuarbeiten. Sein Buch ist fast ganz auf rohe und äußerliche Spannung eingestellt, die durch die Verschwommenheit der Erzählung womöglich noch gesteigert wird, da diese hinter den mit wichtiger Miene gefabelten Ereignissen geheimnisvolle Dinge ahnen läßt, die gar nicht vorhanden sind. Mag man den Vorgängen, die sich auf der Platinsuche im Ural abspielen, noch das Recht auf derbe Abenteuerei zugestehen, so streifen die Geschehnisse, die mit der Tätigkeit des allmächtigen deutschen Finanzdiktators Galew (= Stinnes), seiner eindeutigen Tochter und Sowjetkommissaren verknüpft sind, in unerlaubtem Maße die Grenzen des Albernen. Man kann dem Buch gewiß manches nachsehen, wenn man weiß, daß es als Fortsetzungsroman einer Tageszeitung bestellt war: das ist indessen kein Grund, es für die Zwecke der Volksbücherei als geeignet anzusehen. G. Kemp (Solingen).

Lieblich, Karl: Das proletarische Brautpaar. Ein Volkslied in Prosa. Jena: Diederichs 1926. 147 S. Brosch. 3,—, Lw. 5,—.

Der Waschzettel brauchte nicht darauf hinzuweisen: die Ähnlichkeit des Buches mit Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe" im Stoff und Erzählton ist unverkennbar. Freilich sind dieser Romeo und diese Julia Kinder unseres revolutionären Maschinenzeitalters; nicht Familienhader stellt sich ihrem Glück entgegen, sondern die Verpflichtung des jungen Arbeiters, im bewaffneten Kampf gegen das Unternehmertum in der vordersten Reihe zu kämpfen; das Volksfest, auf dem die beiden ihren einzigen Liebestag verleben, präsentiert sich in der Gestalt eines großstädtischen Rummelplatzes; und sie finden ihren Tod nicht im Wasser, sondern auf den Barrikaden. — Es spricht für die Kraft des Dichters, daß man diese Ähnlichkeit nicht als Schwäche des Werkes empfindet, und daß es ihm gelungen ist, das Grundmotiv der reinen Liebe und des heldenhaften

Standesbewußtseins so stark herauszuarbeiten, daß er selbst die banalen Vorgänge des „Volksfestes" in epischer Breite erzählen darf, ohne daß man die edle Sprache als unvereinbar mit dem Dargestellten empfindet. Daneben ist das Buch bei aller ehrlichen Parteinahme für das Proletariat so frei von jeder Klassengehässigkeit, daß es allen ernsten Lesern empfohlen werden kann.

Therese Krimmer (Berlin).

London, Jack: Jerry, der Insulaner. Berlin: Universitas 1927. 310 S. Lw. 4,80.

— Ein Sohn der Sonne. Ebenda 1926. 300 S. Geb. 4,80.

Wie im „Ruf der Wildnis" handelt es sich auch in diesem Roman um die Geschicke eines Hundes: Jerry, ein irischer Terrier edelster Rasse wächst in der Schule seines Hundelebens zum kleinen Helden heran; als „Niggerjäger" auf ein Sklavenschiff geführt, als gelehriger Schüler eines klugen alten Südseeinsulaners in allen Künsten des Buschlebens unterrichtet, schließlich verhätschelt und gleichsam zu ehrenvoller Ruhe gesetzt bei Kennan Harley, den er vor der Flinte eines Banditen gerettet hat, so wird uns dieses Schicksal vorgelebt. Denn „auch dies ist Leben. Vierbeiniges Leben war es, jung und töricht, heiß und beseelt." Auch in dieser Geschichte erweist London sich als Meister der Hundepsychologie, wenn das Hündchen Jerry uns auch weniger ergreift als Buck, der Held der Arbeit. „Jerry" ist ein typisches happy-end-Buch, manchmal schon gar zu rührselig, aber ganz prachtvoll in der Schilderung der Südsee-Kanibalen, besonders geglückt die Figur Baschtis, des mephistophelischen, machiavellistischen Kanibalenfürsten. Für kleinere Büchereien (besonders, sofern sie den „Ruf der Wildnis" schon eingestellt haben) entbehrlich.

Davig Grief, der Held der Kurzgeschichten des anderen Buches, ein „millionenschwerer" Großhändler, ist ein Sohn der Südseesonne, zwischen Samoa und Neuguinea ist er zu Haus, d. h. stets unterwegs von einer Insel zur anderen, stets auf der Jagd nach dem Ungewöhnlichen, ein Abenteurer-Kaufmann, dem ein Geschäft nur Freude macht, wenn er es wie ein Abenteuer betreiben kann, dabei eine kerngesunde Seele, Feind alles Unrechts, eine Art moderner Rinaldo Rinaldini („der reine Teufel, aber reell"). In allen diesen Geschichten handelt es sich um Wiedergutmachung eines Unrechts, ob nun Grief — wie in den „Teufeln von Fuatino" — als Rächer gegen Seeräuber auftritt, oder — vgl. „Aloysius Pankburns wunder Punkt" — einen verlotterten jungen Säufer zur Selbstbesinnung bringt. Londons Buch hat also ganz die gesunde Tendenz der echten alten Abenteuererzählung: das moralische Idealbild eines Helden inmitten spannender, bewegter Handlung aufleuchten zu lassen (gelegentliche Sentimentalitäten dabei nicht scheuend), und sollte eben deshalb auch in kleineren Volksbüchereien nicht fehlen.

G. Hermann (Stettin).

Lux, Jos. Aug.: Beethovens unsterbliche Geliebte. Der Roman seines Lebens, Liebens und Leidens. Mit 17 Wiederg. nach zeitgen. Bildern u. 6 Faks. Berlin: Bong 1926. (Romane berühmter Männer und Frauen.) 351 S. Lw .7,50.

Der Roman hat seinen großen Stoff, den er der Spannungsreize halber phantastisch aufpulvert, nicht bewältigt. Eine üble Sentimentalität macht ihn stellenweise geradezu ungenießbar. Volksbüchereien werden deshalb auf ihn verzichten müssen und dafür die kleine, schöne und historisch zuverlässige Beethoven-Biographie von Romain Rolland (Zürich: Rascher & Co.) einstellen. — Bei dieser Gelegenheit sei noch vor einem andern Erzeugnis geschäftstüchtiger Beethoven-Begeisterung gewarnt: „W. Nohl, Ludw. van Beethoven. Aus seinem Leben und Wirken. Berlin: Max Galle 1927". Gibt eine Zusammenstellung aufgeputzter Anekdoten ohne jede Zusammenschau und Vertiefung des Stofflichen, das in seiner Nebensächlichkeit oft geradezu lächerlich wirkt.

Hanna Voll (Stargard i. P.).

Maartens, Maarten: Gottes Narr. Eine Geschichte aus Koopstad. Übers. von Eva Schumann. Dresden: Verlag „Die Brücke" 1926. 372 S.

Diese geist- und temperamentvolle Übersetzung des holländischen Romans macht in dem Buch erst all das lebendig, was die Nüchternheit der alten Übersetzung (Köln: Ahn 1909) verschwieg. — Die Geschichte eines reinen und reichen Herzens, dem in früher Jugend durch die kindisch unbedachte Tat eines seiner jüngeren Stiefbrüder Augenlicht und Gehör zerstört wurden, ist geschrieben worden, damit an der seelischen Größe und dem niemals irregeleiteten sittlichen Empfinden dieses Menschen einmal der grauenvolle Abgrund menschlicher Selbstsüchte gemessen werde. Nach und nach tritt die verehrungswürdige Gestalt des blinden und tauben Elias, dessen jugendliche Entwicklung liebevoll bis ins Kleinste geschildert wird, hinter den Machenschaften seines Stiefbruders Henrik zurück. Henrik droht als Leiter der großen Teefirma Volderdoes Zonen, deren Chef eigentlich der arbeitsunfähige Elias ist, durch seine „Geschäftstüchtigkeit" und Unredlichkeit seinen hilflosen Stiefbruder an den Bettelstab zu bringen. Die anfangs sensationslose Erzählung spitzt sich schließlich zu einer Katastrophe zu, die trotz ihres ungeheuerlichen Charakters versöhnend in die Schicksale der Familie Lossell eingreift. Hubert, der andere der beiden Zwillinge, immer im Bestreben, durch Liebe und rechtliches Handeln seine Urheberschaft am Unglück seines Stiefbruders zu sühnen, tötet in einem Augenblick furchtbarer Aufwallung über Henriks Niedertracht seinen Zwillingsbruder. Die Tat, von deren Umständen nur er und Elias wissen, nimmt der von der Bevölkerung für geisteskrank gehaltene Dulder auf sich, dessen sehnlichster Wunsch es ist, „wie Christus" zu sein. — Um die drei Brüder Lossell gruppiert sich die kaufmännische Welt von Koopstad (19. Jahrhundert). Mit einem halb traurigen, halb verächtlichen Lächeln hat Maartens den im übelsten Sinne bourgeoisen Charakter dieser Gesellschaft gezeichnet. Es ist eine Stimmung von bitterer Resignation in der Erzählung, die an Multatuli erinnert. Ihre künstlerisch anfechtbare Breite und ihr religiöser Charakter wird sie nicht viele Leser finden lassen. Trotzdem sollte man versuchen, das Buch in großen Büchereien ernsthaften Lesern nachdrücklich nahezubringen.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Moeschlin, Felix: Meine Frau und ich und andere Erzählungen. Zürich: Orell Füßli 1926. 245 S.

Die erste Geschichtenfolge aus einer bunten Menge von kleinen Erzählungen und Skizzen gibt dem Buche den Titel. Nicht alle lesen sich so gut wie diese humoristischen Schilderungen aus der friedlichen Häuslichkeit eines „geplagten" Familienvaters; denn was dann folgt, sind allgemein moralisch gehaltene Skizzen über die Unzulänglichkeit der menschlichen Natur, wie man sie sich im Feuilleton einer Zeitung wohl gefallen läßt, von denen aber kaum etwas haften bleibt. Man könnte also auf dieses Buch des Schweizer Dichters trotz seines guten Anfanges verzichten, wenn nicht die letzte Folge von sieben Erzählungen den Schaden einholte; denn in ihnen gerät Moeschlin ganz ins Positive, überhaupt ins Erzählen. Da muß er immer wieder die Auferstehung der Menschenseele feiern, und ob es nun ein Künstler ist, der dem „Strom vertraut, der in ihm rauscht", oder ein Mensch, der in einem Musikerlebnis den Glauben an die menschliche Bruderschaft wiederfindet, oder eine Frau, die schwerste Kränkung vergibt: Alle sind sie Brüder, die sich getreu an den Händen halten und davon zeugen, daß doch die Liebe das Mächtigere, Dunkelerhellende ist. Um dieser schönen, kurzen, eindringlichen Geschichten willen, die sich auch zum Vorlesen eignen, sei das Buch allen größeren Büchereien zur Anschaffung empfohlen.

Hildegard Lohmann (Hamburg).

Ojetti, Ugo: Mein Sohn, der Herr Parteisekretär. (Aus dem Italienischen übers.) München: Wolff 1925. 341 S. Brosch. 5,50, geb. 8,—.

Ojetti läßt einen alten Arzt, der das ganze Weltgetriebe von der Höhe des erfahrenen und alles ironisierenden Alters betrachtet, manch „köstliches" Stück

erzählen, von seinem Sohn, dem Parteisekretär mit 1500 Lire Monatsgehalt, und den anderen sozialistischen Führern und Gefährten, die von dem Zukunftsstaat unaufhörlich und laut redend allerhand saubere Nebenbeschäftigungen haben und sich die kapitalistische Wirtschaftsordnung ganz gut bekommen lassen. Von der jämmerlichen Bourgeoisie und den muskelkräftigen Fascisten hört man auch manchmal etwas, allerdings weniger Tendenziöses — Ojetti scheint sich Anatole France zum Vorbild genommen zu haben, ohne ihn allerdings nur entfernt zu erreichen, und amüsant liest das Buch sich ja auch. Aber etwas „Amüsantes" können wir eben heute über diese verteufelt ernsthaften Probleme nicht hören. Diese Dinge verlangen einen geraden, vorwärtszeigenden Roman oder eine beißende Satire, aber nicht die etwas schwatzhaft unterhaltsamen Auslassungen eines schmunzelnden Beschauers. Das Buch kann deshalb, trotz seiner literarischen Qualitäten, für Volksbüchereien kaum empfohlen werden.

R. Joerden (Stettin).

Ratzka, Clara: Das Bekenntnis. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. 408 S. 7,—.

Dieser Roman baut sich auf einem eigenartigen Motiv auf: Der Heldin, Heli Ursula Brand, die ihren Stiefvater im Zorn erschlagen hat, gelingt es, ins Ausland zu entkommen, wo sie angeblich an einer Lungenentzündung stirbt. In Wirklichkeit aber lebt sie ein zweites Leben weiter unter dem Namen einer unbekannten toten Russin, die als Heli Ursula Brand begraben wird. Die Schwierigkeit liegt nun für sie darin, daß sie mit dem Namen auch die Vergangenheit der Fremden übernommen hat. Dies wird ihr verhängnisvoll. Denn als sie nach schwerer und entsagungsreicher Zeit einen Mann kennen und lieben lernt, drängt sich die Vergangenheit der Toten zwischen sie und ihn und zerstört seinen Glauben an sie; bis nach weiteren einsamen Jahren des Kampfes und der Läuterung das Bekenntnis ihrer Schuld das Mißtrauen zwischen ihnen tilgt und sie zu Ruhe und Glück gelangen. — Dem Roman fehlt es leider etwas an weltanschaulicher Tiefe und psychologischer Sicherheit. Es ist so vieles mit Hilfe zufälliger äußerer Umstände erreicht, was seelisch begründet sein müßte (z. B. daß die Heldin aus innerer Notwendigkeit heraus weiterleben muß und darum den Ausweg der Namenfälschung benutzt). Sonst ist das Buch reich an Schönheiten: Voll starken Heimatzaubers ist der erste Teil, in dem die Heldin von ihrem Leben auf dem finnischen Gut erzählt. Wo es (bei den Nebenfiguren) nicht auf psychologische Gründlichkeit ankommt, zeigt die Erzählerin humorvoll beobachtete Typen. Wohltuend wirkt auch die taktvoll zurückhaltende Behandlung des Erotischen. — Bei der großen Nachfrage nach guter Unterhaltungsliteratur wird jede städtische Bücherei das Buch gern einstellen. Gertrud Kast (Stettin).

Renard, Maurice: Die Fahrt ohne Fahrt, und andere seltsame Geschichten. Mit 14 Federzeichn. von S. Carvallo-Schülein. (Übertr. von Lucy v. Jacoby.) München: Drei Masken 1923. 201 S. Brosch. 4,—, Hlw. 5,—.

Diese sieben Erzählungen sollen als Ganzes „eine Studie über das logische Wunderbare" bilden; „so handelt es sich darum, die beiden extremsten Punkte zu suchen, bis zu welchen eines der beiden Elemente vorherrschen kann". Die erste und die letzte der Geschichten „setzen diese beiden entgegengesetzten Punkte fest". Die ersten drei behandeln fesselnd und geistreich — die dritte, E. A. Poe gewidmete, überdies mit schauervoller Phantastik — je eine wissenschaftliche oder technische Utopie: die Loslösung des Menschen von der Erdumdrehung, die Auffindung einer neuen Dimension und die Wirkung der Hypnose über den Tod hinaus. Von da an sieht man „nach und nach die Tinten der Logik mehr und mehr hinschwinden", — aber nicht wie der Verfasser glaubt, „die Farben des Wunderbaren sich mehr und mehr vertiefen". Die vierte und die vorletzte Erzählung, die beide ein großes Künstlerschicksal mit Hilfe des Übersinnlichen symbolisch zu verkörpern suchen, üben noch einen gewissen Reiz aus, aber die beiden andern, die sich an griechische Sagengestalten, die Sirenen und den Aktäon, heranwagen, bedeuten ein übles Versagen der dichterischen Phantasie. Zumal die

„christliche Legende Aktäon" wirkt ungemein läppisch und nichtig in ihrer Mischung von naiver Einfalt und alberner Verhöhnung des griechischen Götterglaubens. Immerhin mögen große Büchereien den Band, dem einige schlechte Zeichnungen beigegeben sind, wegen der ersten drei Erzählungen, die allein zwei Drittel des Ganzen bilden, für interessierte Leser anschaffen, aber wegen der Gewagtheit der dritten mit Vorsicht ausgeben. K. Kossow (Kiel).

Schickele, René: Ein Erbe am Rhein. 2 Bde. München: Wolff 1926. 299, 312 S. Brosch. 7,—, Lw. 9,—.

Der Titel „Ein Erbe am Rhein" und die elsässische Stammeszugehörigkeit des Verfassers lassen einen politischen Roman vermuten, in Wirklichkeit ist es so wenig möglich, das Buch in dieses wie in irgendein anderes Klassifikationsfach abzuschieben: Schickele behandelt politische Probleme, er schildert z. B. den Einmarsch der Franzosen (1918), denen er aus innerer Verwandtschaft wohlgeneigt ist, er läßt erkennen, daß trotzdem die Lösung des Problems Elsaß nur in der Autonomisierung bestehen kann, dennoch ist es kein „Zeitroman"; Schickele erzählt durch einen ganzen Band Kindheitsgeschichten von seinem Helden, aber das Ganze ist kein Kindheitsroman — man muß nach anderen als stofflichen Gesichtspunkten suchen, um dieses Werk eines echten Dichters nach seiner Eigenart zu charakterisieren. Es ließe sich dann sagen, daß es ein „lyrischer" Roman ist, ein Roman voll landschaftlicher und erotischer Sensationen, episch in der Konzeption, lyrisch im Ausdruck. Schickeles Sprache leistet dabei das Äußerste an Präzision und Konzentration, ist geschmeidig, klar, sogar elegant, aber nicht prosaistisch-flüssig. „Für die Rosen der Gärten nahte indessen die Stunde, wo sie am schönsten sind, die große Klarheit, die der Dämmerung vorangeht, wenn eine jede von ihnen wie auf einer Geisterhand ruht." Das ist der Stil, der durch das ganze Buch gewahrt ist; hier den „Inhalt" anzugeben wäre ebenso belanglos wie bei einem lyrischen Gedicht. Es handelt sich um einen jungen Elsässer, Claus von Breuschheim, der, teils neben-, teils nacheinander zwei Frauen liebt und sie schließlich beide verliert. Diese Liebeshandlung ist nicht sehr ergreifend, zumal der Held ziemlich passiv bleibt. Überhaupt sind die Charaktere blaß, unplastisch, wie eingewoben in den farbenschimmernden Teppich der Landschaft. Der Roman verrät französische Schule, so meisterhafte Schilderungen aus der Reiseperspektive finden sich sonst wohl nur noch in Marcel Prousts „Journées en auto". Eine D-Zugfahrt nach dem Süden, Ferientage in Venedig, darüber hat im Deutschen noch niemand so beschwingt und ausdrucksmächtig geschrieben wie Schickele. Der Roman eignet sich nur für die feinsinnigsten Leser großer Volksbüchereien.

G. Hermann (Stettin).

Schmidtbonn, Wilhelm: Die Geschichten von den unberührten Frauen. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1926. 253 S. Lw. 5,50.

Diese fünfundzwanzig kleinen Erlebnisse, die sich sechs junge Männer erzählen, bestehen jedes in einem „Abenteuer, das nicht zum letzten Ende geführt hatte". „Und nun zeigte sich, daß nicht die Frauen, die ihnen zu eigen geworden, die Unvergeßlichsten geblieben waren, sondern jene Frauen, ... die sie oft nur mit einem Blick gegrüßt hatten." Bloß schade, daß die große Bedeutung, die diesen kleinen Begegnungen beigelegt wird, allein in der laxen Sentimentalität des Autors begründet ist, aus der nur hier und da echte rheinische Herzlichkeit aufblitzt. Teils langweilig, teils plump erotisch spannend, sind die Geschichten ohne Sorgfalt und künstlerische Zucht hinerzählt. — Für Volksbüchereien wertlos.

K. Kossow (Kiel).

Schmidtbonn, Wilhelm: Die unerschrockene Insel. Sommerbuch aus Hiddensee. Mit Abb. München: Drei Masken-Verlag 1925. 200 S. Geb. 5,—.

Es ist eine sicher sehr dankbare Aufgabe, das Erlebnis einer Landschaft dichterisch zu gestalten. Aber — Schmidtbonns Buch zeigt es wieder — die Aufgabe ist auch sehr schwer. Des Dichetrs Erlebnis mag noch so reich sein, — und niemand wird nach dem Lesen dieses Buches an dem Erlebnisreichtum Schmidt-

bonns zweifeln — vieles davon hat eben einen so ausschließlich persönlichen Reiz, daß es niemanden sonst interessiert, und wenn es dann doch erzählt wird, dann wirkt es banal oder aufdringlich. Das soll gewiß nicht heißen, daß nun alles in diesem Buche von dieser Art sei; gerade wer Hiddensee kennt und liebt, der wird in Schmidtbonns gut gesehenen Bildern vielen seiner eigenen Erlebnisse begegnen, aber das viele Andere —nicht zuletzt die 33 Seiten lange Aufzählung (mit Anmerkungen) aller deutschen Maler, Dichter, Schauspieler, die Hiddensee besucht haben — verwischt schließlich die wenigen guten Eindrücke, die man aus dem Buche bekommt. Volksbüchereien sollten auf die Anschaffung verzichten.

K. Schulz (Stettin).

Lewis, Sinclair: Die Benzinstation. Roman. Wien: Herz 1927. 356 S. Lw. 5,30.

Der meisterhaft satirische Darsteller des zahlungsfähigen amerikanischen Spießers hat sich auch diesmal wieder wenigstens seine Heldin aus der Welt der sehr ehrenwerten „Babbits" geholt. Aber er läßt sie dieser Welt entwachsen; denn sein Held, dem sie sich im Verlauf der höchst abenteuerreichen Autofahrt von Minneapolis nach Seattle (also quer durch die westliche Hälfte von Nordamerika) entgegenentwickelt, ist einer jener armen, aber frohen und entschlossenen Burschen, die sich nicht ins Bockshorn jagen lassen durch die hochmütigen Mienen und Meinungen „dieser gutangezogenen Leute", sondern die Kümmernisse und Freuden eines wechselvollen Lebens tapfer angehen. Es ist ungemein aufschlußreich für die dichterische Gesamtpersönlichkeit von Sinclair Lewis, daß er am Schluß des Buches (das Schlußkapitel führt den bezeichnenden Titel „Der Anfang einer Geschichte") dem jungen Paare als beste Gewähr für eine wahrhaft glückliche Zukunft bezeugt, daß sie „miteinander lachen können" und „an die Romantik glauben, welche die Jugend unversiegbar macht". Der Humor von Lewis ist in diesem Werke von sprühender Frische und ohne Bitterkeit, die Handlung überaus spannend und abwechselungsreich und der landschaftliche Hintergrund mannigfaltig in Form und Farbe. Gewiß ist die „Benzinstation" nicht nur zur ersten Bekanntschaft mit der Erzählungskunst von Lewis besonders geeignet, sondern auch sonst eines der zugänglichsten und bezeichnendsten Werke der amerikanischen Gegenwartsliteratur. — Schon mittlere Büchereien werden leicht Leser dafür finden. Nur schade, daß die Übersetzung wenig sorgfältig ist! E. Ackerknecht.

Speckmann, Diedrich: Der Helfer. Erzählung. Berlin: Warneck 1926. 268 S. Lw. 5,—.

Karl Thelen, der ausgewanderte jüngere Sohn eines stattlichen weserländischen Bauernhofes, wird von seiner Mutter aus seiner New Yorker Zuckerbäckerarbeit in die Heimat zurückgerufen, um seinen auf die schiefe Ebene geratenen älteren Bruder auf den rechten Weg und den langsam verwahrlosenden Hof wieder zu Ansehen zu bringen. Ehe ihm die Lösung dieser schwierigen und undankbaren Aufgabe gelingt, wird der Hoferbe das Opfer seiner Alkoholleidenschaft. Die unglücklichen Begleitumstände seines Todes stürzen den „Helfer" in einen schweren seelischen Konflikt. Erst die Rettung des Neffen aus großer Gefahr unter Hintansetzung des eigenen Lebens entreißt ihn seinen selbstanklägerischen Grübeleien und schenkt ihm bei der Rettung des Hofes vor dem Verfall endlich Gelingen. Nach getaner Arbeit kehrt er nach New York zurück. — Die Gestalt des Helfers ist ein wenig zu idealistisch gesehen. Sonst aber ist die einfache Erzählung, stellenweise mit anspruchslosem Humor gewürzt, sehr viel brauchbarer als die letzten Werke Speckmanns. Das Buch ist leicht zu lesen und eignet sich für alle Büchereien. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Uebelhör, Max: Die Tänzerin von Es-Scham. Der Roman eines Abenteurers von Ehre. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. 364 S. Hlw. 5,75.

Yamileh, „die Tänzerin von Es-Scham", ist eine kleine Araberin, die dem Sir Charles Hohlander Esquire, alias Karl Hohlander, dem Helden von „Einer gegen Millionen", zur Bewachung und um ihn gegebenenfalls dem Henker ans Messer zu liefern, von englischer Seite mitgegeben wird, als er im deutschen Auf-

trage über London an die Suezfront fährt, um seinen Schwager, den französischen Spion Guy de St. Armand, unschädlich zu machen und — ihn seiner Frau zuliebe zu retten. Aber trotz der Schlange, die er am Busen nährt, gelingt es ihm, nach Plünderung der englischen Spionageakten die Suezfront zu überfliegen, die syrische Spionage lahmzulegen und seinen Schwager schließlich als Araberscheich in Berlin festzustellen. — Die Handlung ist nicht immer glaubhaft, aber durchweg spannend; ein paar Mal freilich droht sie zu versanden, wozu häufig eingestreute schnoddrig-sentimentale Betrachtungen das Ihre tun. Der Stil legt stellenweise in seiner gemacht nachlässigen Eleganz den Gedanken nahe, als sei er eine schlechte Übertragung aus dem Französischen. Dem steht positiv gegenüber, daß der Verfasser in der Welt Bescheid weiß; was er über Land und Leute im Orient, über englische Erfahrung und deutsche Ungeschicklichkeit in der Behandlung des Orientalen einfließen läßt, trägt besonders zum Verständnis des türkischen Zusammenbruchs im Weltkriege bei. So kann man großen und mittleren Büchereien das Buch wohl empfehlen. K. Kossow (Kiel).

Ulitz, Arnold: Christine Munk. Roman. München: Langen 1926. 307 S. Lw. 7,50.

Dieser neueste Roman von Ulitz ist ein Liebesroman aus der Nachkriegszeit, doch zum Schluß weitet er sich ins Grenzenlose. Der politisch links gerichtete Schriftsteller Dr. Bernhard Severin hat nach der Revolution bei einem Rechtsputsch einen jungen Offizier erstochen, weil dieser vor seinen Augen eine alte Frau aus dem Volke erstach, die sich ihm widersetzte. Er bekam dafür Gefängnis. Durch Amnestie der politischen Gefangenen wird er nach elfmonatlicher Haft unerwartet entlassen. Hier setzt der Roman ein. Berauscht von seiner Freiheit findet sich Severin anfangs scheinbar mühelos wieder ins Leben. Ihm begegnet Christine Munk, ein in der Enge des Elternhauses fast verkümmertes, noch ganz knospenhaftes Geschöpf. Seine Liebe zu ihr erweckt sie zum Leben und niemand hätte in ihr eine so starke Leidenschaft und Hingabefähigkeit vermutet. Severin glaubt sich nach seiner langen Haft berechtigt, das Leben aus vollen Bechern zu trinken, und merkt nicht, daß ein Teil seines Wesens von dem großen Taumel nicht miterfaßt wird, so sehr er es sich auch einreden möchte. Er hat im Grunde „Angst vor der Ehe, vor der Enge". Da bietet ihm ein Zeitungskonzern eine einjährige Weltreise an: die ersehnte Weite der Erde öffnet sich vor ihm! Doch erschrocken denkt er an Christine und beschließt, ihr zu Liebe zu verzichten. Aber Christine, die mit ihrem tiefen fraulichen Instinkt sein Wesen besser durchschaut als er, fleht ihn an, die Reise zu machen, obgleich ihr eine Ahnung sagt, daß sie ihn dadurch verlieren werde. Auf ihr Bitten hin reist er. Und als er einige Monate getrennt von ihr im tropischen Asien weilt, erlebt er eines Tages im Urwald mit bestimmender Deutlichkeit, daß er sein seelisches Gleichgewicht durch den Krieg und die nachfolgenden Erlebnisse verloren habe und daß er nicht mehr nach Europa zurück könne. Er taucht klanglos in der fremden asiatischen Wesenheit unter: „Zeit und Ewigkeit sind nur noch zwei kleine Kerzen. Menschenlust und -leid können nicht mehr freun und nicht mehr schmerzen." Christine, der nährenden Flamme ihres Lebens beraubt, verkümmert, und nur noch in ihren Augen wird zu Zeiten eine unendliche Süßigkeit sichtbar, „wenn ihre verschütteten Sinne in der Erinnerung wunderbar erblühn". — Die letzten 40 Seiten des Romans, von Beginn der Reise an, sind mit visionärer Kraft gestaltet, die unmittelbar ergreift und an die stärksten Kapitel im „Ararat" erinnert. Des Dichters Glaube ist freilich ein Untergangsglaube, wenn nicht eine Hoffnung darin liegen kann, daß er eine Christine Munk schuf, deren Liebesfähigkeit ein leuchtendes Sinnbild des Lebens darstellt. Im ganzen liest sich der Roman leichter als die früheren Werke von Ulitz; sein Stil ist lebendig, ein wenig derb und voll treffsicherer Ironie. Für mittlere und große Büchereien. Frida Endell (Stettin).

Unamuno, Miguel de: Der Spiegel des Todes. Novellen. München: Meyer & Jessen 1925. 238 S.

Unamuno ist Moralist und hat die alte Form der moralischen oder satirischen Novelle erneuert und vertieft. Wie in der alten moralischen Novelle ist alles

auf eine einzige Eigenschaft gestellt, aber diese Eigenschaft ist nicht immer der tiefste Kern der Persönlichkeit, sie ist oft nur das, was der Betreffende um jeden Preis sein und scheinen möchte, oder sie ist das, worunter er seiner Umgebung, vielleicht gänzlich gegen seinen Willen, erscheint. Aus alle dem kann Schicksal werden und wird Schicksal für den Betreffenden oder seine Umgebung. Aber obwohl es zunächst so scheint, als habe der Dichter damit gewissermaßen die bewegende Feder des Geschehens herausgearbeitet, so steht doch hinter diesem auf wenige große Linien zurückgeführten Spiel noch ein Letztes, Tieferes, das eigentliche, metaphysische Sein der Gestalten, „so wie sie vor Gott sind". Und damit wird es noch mehr zum „Spiel", zum Narrentanz, bei dem der Tod aufspielt, den nackten Schädel von den Schellen der Narrenkappe umklingelt. — Die Form ist freie Gestaltung bei scharfer, einseitiger Charakterisierung, geistreich, gelegentlich voll schmerzhaften Humors, streng und geschlossen, obwohl manchmal über die Dinge plaudernd, mit ihnen spielend. Da ist die Kinderlose, die mit List und Gewalt sich ein Kind verschafft, der „ganze Mann", der hinter der kalten Maske der leidenschaftlich Liebende ist, der Gleichgültige, an dessen „Laß mich in Frieden" ein Frauenschicksal zerbricht, da spielen Ränke, Ehrsucht, Leidenschaft und alle Menschlichkeiten. Die neben den Novellen eingestreuten philosophierenden Betrachtungen sind nur durchgebildeten Lesern verständlich, die Novellen selbst schon besinnlichen, geschulten Lesern. Für mittlere und größere Büchereien.

W. Schuster.

Undset, Sigrid: Kristin Lavranstochter. Dritter Band: Das Kreuz. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1927. 622 S. Brosch. 7,50, Lw. 10,—.

Der dritte Band der „Kristin Lavranstochter", mit dem das umfangreiche Werk der norwegischen Dichterin abschließt, liegt endlich vor. Die Handlung rückt in wenigen großen Ereignissen dem Ende zu: Kristins und Erlands Leben auf dem letzten Hof, der ihnen nach dem Urteil über Erland geblieben ist, das Verhältnis zu Simon Darre, dem ersten Verlobten Kristins, dessen Tod, Kristins Verleumdung wegen ehelicher Untreue, Erlands Ende, das Heranwachsen der Kinder, Kristins Weg ins Kloster, ihr Tod bei der Pflege der Pestkranken. Auch dieser Schlußband erweckt in seiner ersten Hälfte schwere Zweifel in die dichterische Kraft der weit und breit gerühmten Verfasserin. Die Handlung schleppt sich unter kleinlicher Betonung gleichgültiger Nebenmotive und Einschaltung lediglich raumfüllender Episoden monoton dahin, bis endlich die zweite Hälfte ein kraftvolles Vorwärtsschreiten und ein energisches Zusammenraffen der tragenden Handlungsmomente bringt, das geradezu erlösend wirkt. Schon mit der Schilderung von Simon Darres Sterben wird eine rühmliche Höhe erreicht, die nur deshalb nicht voll befriedigt, weil die kahle und kalte Beiläufigkeit, mit der schon in den beiden ersten Bänden wichtigste Vorgänge herbeigeführt werden, auch hier den rechten Glauben an die seelische Teilnahme der Verfasserin am Schicksal ihrer Gestalten nicht aufkommen läßt. Der große Abschnitt jedoch, der Kristins Verleumdung wegen ehelicher Untreue, das Eintreten der Söhne für die Mutter und Erlands Tod für die Wahrung ihrer Ehre bringt, ist von so erschütternder Größe in der Darstellung und dem seelischen Gehalt, daß man um seinetwillen dem Werk den Titel einer dichterisch hochstehenden Leistung gern zugestehen wird. Ob man dem ganzen Werk im eigentlichen Sinne dadurch erst gerecht wird, daß man es im alten Sagastil gestaltet findet, wie es Mode geworden ist, möchte ich sehr dahingestellt sein lassen. Mir erscheinen die Menschen der Undset in ihrer seelischen Haltung viel zu modern konstruiert, die Charakterzeichnung viel zu stark durchsetzt mit sentimentalen, oft genug geradezu weinerlichen Einzelzügen, die Auffassung des Problems Mann und Frau viel zu erklügelt, als daß man berechtigt wäre, allzu viele Schwächen, die ebenso auf künstlerisches Unvermögen wie auf feminine Schriftstellerei deuten, als Eigenarten des Saga-Stils zu erklären und zu rühmen. (Wobei sich die Frage nicht unterdrücken läßt, ob die Saga unbedingt so quälend langweilig und phantasielos erzählen muß, wie es die Undset in endlosen Partien der drei Bände tut.) Daß die Undset von der großen Überlieferung ihrer heimischen Dichtung getragen und gehoben wird, zeigen freilich so große Szenen

wie das innere Leid des alten Lavrans im ersten Band, der Kampf der Kinder und Erlands Tod für die Ehre der Mutter und Gattin, vor allem auch manche mit elementarer Kraft hervorleuchtende Bilder („— es war ein Erbleichen, wie der Waldhang erbleicht, wenn ein Windstoß das Laub an den Bäumen umwendet —"). Aber als Ganzes genommen erscheint mir das Werk als ein Produkt ausgesprochen modernen Schrifttums. Es ist ein Buch, das man seines Ernstes willen achten kann, aber man sollte ihm nicht die Ehre antun, um seinetwillen die Verfasserin zum Nationaldichter ihres Volkes und der höchsten literarischen Auszeichnung würdig zu erklären. Es ist in einem Maße Modebuch geworden, daß man seine Wirkung neben Zauberberg und Forsyte-Saga einigermaßen verdächtig finden kann. Für die gepriesene Naturkraft des Werkes spricht das kaum, eher für seine peinlich literatenhaften Elemente .... Weder mit „Gösta Berling" und „Jerusalem", noch mit den „Polnischen Bauern", diesen modernen Meisterwerken wahrhaft großer epischer Gesinnung hält es den Vergleich aus. Es ist ein gutes Buch mit mancherlei Vorzügen, dem man die Leser der großen Volksbücherei gewiß zuführen wird; ihm darüber hinaus einen Ehrenplatz einzuräumen, sehe ich keinen berechtigten Anlaß. G. Kemp (Solingen).

Kleine Mitteilungen.

Die Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek.

Zweites Unterrichtsjahr April 1926 bis März 1927.

Die Kurse fanden in den gleichen Räumen und unter den gleichen Bedingungen wie im Jahre 1925/26 statt. Das Unterrichtsjahr begann am 13. April 1926 und endete am 11. März 1927; es umfaßte im ganzen 36 Unterrichtswochen.

Als Lehrer waren tätig: Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Fritz (Berliner Stadtbibliothek), Oberbibliothekar Dr. Homann (Stadtbücherei Charlottenburg), Bibliotheksrat Dr. Krabbe (Preuß. Staatsbibliothek), Fräulein Krimmer (Berliner Stadtbibliothek), Studienrat Dr. Reuter (Charlottenburg), Stadtbibliothekar Dr. Schuster (Berliner Stadtbibliothek), der im Wintersemester an die Stelle von Dr. Reuter trat, Bibliotheksrat Dr. Vorstius (Preuß. Staatsbibliothek).

Auch die Kurse haben den Verlust von Dr. Homann, der noch im April und Mai einige Vorträge über die neueste deutsche Literatur hielt, besonders schmerzlich empfunden.

Im ersten Semester besuchten die Kurse 33 Schülerinnen, im zweiten Semester 34 Schülerinnen und 3 Hospitantinnen, insgesamt 37 Teilnehmerinnen.

Statistik der Schülerinnen.

Es nahmen teil: 1. Hildegard Alsleben 2. Doris Bayne 3. Hildegard Berg 4. Wiltrud Bückmann 5. Marie Eisenträger 6. Ilse Foerster 7. Käthe Genz 8. Emmy Gies 9. Elisabeth Heynemann 10. Nora Huth 11. Annemarie Knopp 12. Christa-Maria Korten 13. Hilde Kosler 14. Margarete Kranz 15. Ursula Kuczynski 16. Annemarie Müller 17. Käthe Müller 18. Dorothea Pieconka 19. Hertha Pommerenke 20. Sieglinde Quehl 21. Toni Reicher 22. Ursel Reinecke 23. Elfride Richert 24. Charlotte Schitkowsky 25. Ilse Schluroff 26. Marie Schroeder 27. Dora Marie Sehnert 28. Margarete Stoick 29. Erna Stolzenberg 30. Ilse Törpisch 31. Margot Tosch 32. Anneliese Treptow 33. Elisabeth Warlo 34. Ruth Wittner.

Geboren:	1894	1900	1902	1903	1904	1905	1906	1907	1908
	1	1	1	1	6	2	8	10	4

Heimat:	Berlin	Brandenburg	Preußen
	18	3	13

Schulmäßige Vorbildung:	Lyzeum	O II	U I	O I	Frauenschule (Oberlyzeum)
	29	2	2	1	8

Bibliothekarische Vorbildung:	2 Prakt.-Jahr	1 Prakt.-Jahr	Geringer
	9	9	16

Die Diplomprüfung bestanden im Oktober 4 Schülerinnen, im März 1927 7 Schülerinnen, davon 5 aus dem ersten, 2 aus dem zweiten Kursus.

Zur Ergänzung des Unterrichts fanden folgende Einzelvorträge und Besichtigungen statt:

am 21. September Vortrag von Fräulein Mühlenfeld über Jugendliteratur und Kinderlesehallenarbeit,

vom 24. bis 26. Juni Reise nach Leipzig mit Besichtigung der Deutschen Bücherei, des Deutschen Museums für Buch und Schrift, der Leipziger Bücherhallen, des Barsortiments und der Kommissionsbuchhandlung von Koehler & Volckmar,

am 13. und 20. November Führung durch die graphischen Werkstätten der Kunstgewerbeschule Charlottenburg,

vom 3. bis 5. Dezember Reise nach Stettin mit Besichtigung der Stadtbücherei, der Volksbücherei und der Volksbüchereizweigstellen und Vorträgen von Büchereidirektor Dr. Ackerknecht über Vorlesestunden, Volksunterhaltungsabende, Lichtspiel und Vortragswesen,

am 1. und am 3. März Besichtigung der graphischen Kunstanstalten von Richard Labisch und von Dr. Selle, ferner Führungen durch wissenschaftliche und volkstümliche Großberliner Büchereien.

Allen Damen und Herren, die bei den Führungen in so entgegenkommender Weise den Schülerinnen die für sie so wertvollen Einblicke in die Praxis der Büchereiarbeit sowie des Buchhandels und der buchgewerblichen Technik ermöglicht haben, sei auch an dieser Stelle der aufrichtigste Dank ausgesprochen.

In beiden Semestern wurde den Schülerinnen Gelegenheit gegeben, in der Hausbuchbinderei der Stadtbibliothek unter Leitung von Buchbinder Lemser praktisch zu arbeiten.

Für den Unterricht in den Sprachen sowie in Stenographie und Schreibmaschine wurden geeignete Fachkurse nachgewiesen.

Seitens des preußischen Kultusministeriums wurde den Kursen auch im Jahre 1926/27 eine Beihilfe von 1500 Mk. gewährt. Dem Herrn Minister verfehlen wir nicht, auch an dieser Stelle zu danken.

Über den Unterrichtsplan der Kurse unterrichtet Heft 2 der „Veröffentlichungen der Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek": „Die Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek. Jahresbericht über das erste Unterrichtsjahr April 1925 bis März 1926", das gegen Einsendung von 50 Pf. von der Berliner Stadtbibliothek (Bibliothekskurse), Berlin C. 2, Breite Str. 37, zu beziehen ist. F.

Neue Wege zum Literatur-Snobismus. „Wir stehen an einem Wendepunkt des Bildungsweges . . . immer mehr tritt an jeden einzelnen . . . die Frage heran, wie er sich einen besonderen Reichtum an Erfahrungen sichert, um im Daseinskampf mit genügend Welt- und Menschenkenntnis gewappnet zu sein . . . Da tauchen die Weltstimmen auf und bringen in flüssigklaren, objektiven Umrissen bedeutende Schriftwerke der Welt, zunächst aus den letzten fünfzig bis sechzig Jahren . . . Unser raschlebiges Jahrhundert läßt auch Ihnen keine Zeit, erst lange zu suchen und zu überlegen, wie Sie zu den Quellen menschlichen Geistes, menschlicher Tatkraft kommen können . . . Aber jetzt finden Sie in den Weltstimmen die großen Werke und Bücher der Dichter und Romanciers, der Genies der Wissenschaft, der Pioniere der Technik, der großen Forscher, der Staatenlenker und Stürmer wundervoll wiedergegeben . . .

Wer gibt Ihnen diese Bücher wieder in spannender, sachlicher Schilderung?: Dr. Friedr. Düsel, Herbert Eckert, Herbert Eulenberg, Wilhelm Fronemann (der bekannte Vorkämpfer der Jugendschriftenbewegung und des Kampfes gegen Schund und Schmutz), Matthäus Gerster, Hanns Günther, Winfried Gurlitt, Hans Härlin, Staatsminister a. D. B. Heymann, Tony Kellen, Dr. Ludwig Lang, Rudolf Paulsen, Walther Saxe, Dr. Werner v. d. Schulenburg, Prof. Dr. W. Schüßler, Dr. Georg Stehli, Karl Strecker, H. G. Wells, Dr. Nikolaus Walter ... So reiht sich Seite an Seite, Bild an Bild, so wird Ihr Blick immer weiter, immer umfassender, so haben Sie Freude und Erholung und Fortbildung zugleich, so gehört Ihnen eines schönen Tages ein Meisterwerk der Bildung und damit Reichtum von bleibendem Wert auch für Ihre heranwachsende Jugend ... Täglich wenige Minuten Lektüre schaffen in wenigen Monaten reiche Bildung!"

Soweit der Prospekt der „Weltstimmen: die schönsten Weltbücher in Umrissen." (Stuttgart: Franckh. Lfg. 1. 40 S. 0.80 M.)

Die erste Lieferung hält, was die hier auszugsweise mitgeteilte Ankündigung verspricht. „Klarheit und Kürze heißt das Bekenntnis unserer gehetzten Zeit!" So wird der „Zauberberg" mit sechs Seiten abgetan, einige spärliche in den Text eingestreute Zitate, ein Bild von Davos nicht zu vergessen, müssen genügen, um den ungeduldigen Leser die restlose „Einfühlung" zu vermitteln. (Die Schilderung eines bestimmten Abschnitts erhält das Prädikat „umständlich wie das Ganze".) Dann wird ebenfalls auf sechs Seiten, mit den nötigen Zitaten, versteht sich, Shaws „Heilige Johanna" dem gehetzten Leser im Schnellzugstempo vorgeführt, genau so „Raskolnikow", wobei eine Illustration, wie wir sie etwa bei der Gesamtausgabe der Werke der Courths-Mahler erwarten würden (Unterschrift: „Plötzlich, starr vor Entsetzen, sieht er ..." S. 24) in den Text eingesprengt ist. Dann folgt „Jürg Jenatsch", der es aber auf nur vier Seiten bringt, wofür „Kristin Lavranstochter" wieder das Maximum von sechs Seiten zugebilligt erhält. Der Vielseitigkeit modernen Bildungsstrebens dient ein Extrakt aus Stanley „Wie ich Livingstone fand" sowie aus Floerickes „Vogelbuch." Freuen wir uns darauf, daß in den nächsten Heften Nietzsches „Zarathustra", Grimms „Volk ohne Raum", Rollands „Johann Christoph", Spenglers „Untergang des Abendlandes", Bismarcks Briefe, Marx „Das Kapital", Keyserlings „Reisetagebuch", Euckens „Geistige Strömungen", Freuds „Psychoanalyse", Schäfers „Dreizehn Bücher der deutschen Seele" und noch viele, viele andere Bücher an die Reihe kommen, die in ihrer lästigen Weitläufigkeit genossen den Leser nur ermüden und von anderen Beschäftigungen fernhalten könnten. Zu bedauern bleibt nur, daß die Weltstimmen möglicherweise der Verfilmung literarischer Stoffe Konkurrenz machen könnten. Schließlich winkt in naher Zukunft auch eine Entlastung der Volksbüchereien, da nach vorläufiger Schätzung etwa 100 Lieferungen der „Weltstimmen" ausreichen würden, um sowohl die Schöne wie die wissenschaftliche Literatur „auszuschöpfen." Einstweilen versprechen wir uns viel von der Hebung des literarischen Salongesprächs. Niemand wird fortan errötend zuzugeben genötigt sein, daß er den „Zauberberg" usw. nicht gelesen habe.

Zum Schluß: aus dem Schreiben eines „Volksbibliothekars" an den Franckh'schen Verlag: „Ihr Unternehmen stellt eine ganz ungeheure Erleichterung für den Bibliothekar dar. Ohne daß die „Weltstimmen" irgendwie einem Urteil vorgreifen, zeigen sie dem vielbeschäftigten Bücherfachmann, was der Mühe wert ist, selbst gelesen zu werden ..."

„So schreibt — fährt der Verlag fort — uns ein Volksbibliothekar über unsere „Weltstimmen." Wir brauchen dem wohl nichts hinzuzusetzen ..." Wir auch nicht. F.

25 Jahre Lesehalle in Bremen. Zu einer Zeit, in der die deutsche Bücherhallenbewegung noch in ihren Anfängen stand, wurde in Bremen durch den Verein „Lesehalle in Bremen" die gleichnamige Bücherei ins Leben gerufen, die durch ihre ausgezeichnete Organisation und Verwaltung durch ihren noch heute tätigen Leiter Dr. Arthur Heidenhain bald in die erste Reihe

der deutschen Bildungsbibliotheken trat. Je wertvoller die in Bremen geleistete Arbeit und die vielfachen besonders im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts von dort ausgegangenen Anregungen gewesen sind, um so schmerzlicher mußte es alle an der Entwicklung des volkstümlichen Büchereiwesens interessierten Kreise berühren, als sich nach dem Kriege infolge der Entwertung des Stiftungsfonds durch die Inflation, der Verein genötigt sah, den Lesesaal zu schließen und durch Vermietung der Räume eine neue Einnahmequelle zu erschließen. 1921 mußte sogar das ganze am Ansgarikirchhof gelegene Haus geräumt werden, um eine Fortführung der Ausleihe in billigerer Unterkunft zu ermöglichen. Hierfür stellte der Staat das Erdgeschoß der Stadtbibliothek gegen geringen Entgelt zur Verfügung. Auch die zeitweilig geschlossene Zweigstelle im Westen der Stadt konnte in einem Realschulgebäude ihren Dienst wieder aufnehmen. Wesentlich gefördert wurde die Wiederbelebung der Tätigkeit der „Lesehalle" durch die großzügig angelegte Sammlung eines Hilfsvereins sowie der „Freunde der Lesehalle im Westen." Da die Staatsbibliothek bald neuen Raum für ihren Zuwachs braucht, wird die Lesehalle binnen kurzem aufs neue vor die Frage der Unterbringung gestellt sein. Vor allem erfordert die Erhaltung und zeitgemäße Vermehrung ihres Bücherschatzes größerer Mittel. Möchte der Staat Bremen eingedenk der Bedeutung der „Lesehalle" für das geistige Leben und ihrer hervorragenden, auch außerhalb Bremens anerkannten Leistungen, die der Allgemeinheit seit 1902 zugute gekommen sind, nicht zögern, für den Ausbau der Bücherei die nötigen Mittel bereit zu stellen. So gelten unsere Glückwünsche der „Lesehalle", sie gelten insbesondere ihrem Leiter Dr. Heidenhain, dessen vorbildliche hingebende Tätigkeit dem Staat Bremen und der durch seine Mitarbeit vielfach geförderten deutschen Büchereisache, wie wir hoffen, noch recht lange erhalten bleibt.

Personalveränderungen. In Berichtigung unserer Mitteilungen in Heft 1 und 3 des laufenden Jahrganges teilen wir mit, daß Dr. Wolfgang van der Briele (bisher erster Bibliothekar in Dortmund) zum 5. 2. 27. zum Direktor der Stadtbücherei Elberfeld ernannt worden ist, während Dr. Walther Blase (bisher Bibliothekar in Flensburg) zum 1. 3. 27 als Stadtbibliothekar nach Dortmund berufen wurde.

Zur Ausbildung der Praktikanten. Als Heft 3 der „Veröffentlichungen der Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek" ist soeben erschienen: Die bibliothekarische Fachbücherei. Eine Liste von grundlegenden Büchern und Zeitschriften, vornehmlich für den Gebrauch von Bibliotheksschülern und Praktikanten. Zu beziehen gegen Einsendung von 50 Pf. durch die Berliner Stadtbibliothek (Bibliothekskurse), Berlin C. 2, Breite Str. 37.

Offene Stellen. Cottbus: Büchereiassistentin (siehe Anzeigenteil).
Dessau: Volksbüchereileiterin (siehe Anzeigenteil).
Flensburg: 2. Bibliothekar (siehe Anzeigenteil).
Flensburg: Büchereiassistentin (siehe Anzeigenteil).
Hamburg: Zwei Bibliothekarinnen (siehe Anzeigenteil).
Zwickau: Büchereiassistentin (siehe Anzeige).

Lesefrüchte.

Der Verleger und sein Buch im Tempo der Zeit. Auf der Hauptversammlung des deutschen Verlegervereins vom 14. Mai 1927 führte Dr. G. Kilpper in seinen Betrachtungen zur Wirtschaftslage aus, wie das sich steigernde Tempo unseres Lebens niemand mehr zur Ruhe und zum Genuß eines Erfolges kommen lasse. Einen Erfolg, den man heute habe, müsse man morgen schon verteidigen und übermorgen müsse man schon wieder etwas Neues bringen, wenn man leben und vorwärtskommen wolle. „Der Absatz auch der gangbarsten Bücher hält nur noch einige Monate an, dann geht er in der Regel auf ein geringes Maß zurück, und wir müssen wieder etwas Neues haben. Wer nicht jedes

Vierteljahr einen Schlager hat, ist nach kurzer Zeit selbst erschlagen. Nur durch rasche Aufeinanderfolge größerer Erfolge ist es überhaupt noch möglich, einen schöngeistigen Verlag rentabel zu gestalten und zu erhalten; freilich, was das für Anforderungen an die Nervenkraft stellt, brauche ich Ihnen nicht zu sagen."

In diesem raschen Tempo sieht Dr. Kilpper mit Recht die schwerste Gefahr, aber man müsse es eben mitmachen und sehen, die Bücher zu schaffen, die im guten Sinne der Zeit dienten, dann würde der nötige Absatz auch da sein. Wir können hier nicht näher auf diese interessanten Ausführungen eingehen, die Schwierigkeit des Problems, jedes Vierteljahr einen Schlager bringen zu müssen, der dann doch in gutem Sinne der Zeit dienen soll, ist ersichtlich groß. Aber wir können vielleicht die Verleger bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, welche Unterstützung sie bei den volkstümlichen Büchereien finden, die es in zahlreichen Fällen verhindern, daß ein gutes Buch schon nach wenigen Monaten vergessen ist. Wie stark die Einwirkung der Büchereien bereits heute ist — und sie wird sich bei dem fortschreitenden Ausbau noch sehr steigern —, sehen die Verleger daran, daß auf Anregung und mit Unterstützung der Volksbüchereien verschiedene Neuauflagen vergriffener Werke aufgelegt werden konnten. (Vergl. S. 140 dieses Jahrgangs.) Die Volksbüchereien wirken durch ihr Einsetzen für das gute Buch in hohem Maße retardierend auf das von den Verlegern mit Recht beklagte Tempo der amerikanisierten Gegenwart. Die Büchereibewegung und ihre Zeitschriften nach Kräften zu unterstützen liegt deshalb im wohlverstandenen Interesse des Verlegers guter schöngeistiger Literatur. Sch.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. Schuster, Berlin, Stadtbibliothek.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 28. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1927

7. Jahrgang + Heft 5

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift „Bücherei und Bildungspflege" erscheint im Jahre 1927 in 6 Heften im Gesamtumfang von 24 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang G.-M. 9.—. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Verbandes deutscher Volksbibliothekare" und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B." ausschließlich durch die Vertriebsstelle der „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Grüne Schanze 8 — Stadtbücherei (Postscheckkonto: Stettin 9036. Verband pommerscher Büchereien) zum Vorzugspreis von G.-M. 5.— für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist die **Stadtbücherei Berlin** (C 2, Breite Straße 37). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Verband deutscher Volksbibliothekare. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien. 6. Verband niederrheinischer Büchereien. 7. Verband der Büchereien der Grenzmark Posen-Westpreußen.

Inhalt dieses Heftes:

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte:

Ackerknecht, Neue Schriften zur Jugendschriftenfrage.
Ackerknecht, Eindrücke von meiner Büchereireise durch Finnland.
Barth, Volksorganisches Denken.
Biedermann, Vom Theaterspielen VII.
Horstmann, Sammelbesprechung Ompteda.
Langfeldt, Zwei neue Ordnungshilfen für größere Büchereien.
Moucha, Das deutsche Volksbüchereiwesen in der Tschechoslowakei.
Schmitz, Die Internationale Volkshochschule in Helsingör.
Warstat, Die Europäische Lehrfilmkammer.
Wild, Die nächsten 50 Jahre. Amerikaner über die Zukunftsaufgaben der Public Library.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 7 — 1927 — Heft 5

Der berufstätige Jugendliche und das Buch.

Von Fachschulvorsteher Conrad Barth (Stettin).

Den folgenden Betrachtungen liegt die Schülerschaft einer Fachschule für Lehrlinge des Metallgewerbes zugrunde, die durchschnittlich vom 14. bis 18. Lebensjahr die Anstalt besuchen, daher in ihrer Entwicklungszeit von Kindern zu Jungmännern der Schule angehören. Die überaus große Verschiedenheit menschlicher Eigenartsausprägungen, selbst auf gleichen Stufen des Entwicklungsalters, spiegelt sich, wie in anderen Ausdrucksformen, auch in dem Verhältnis der Jugendlichen zu Buch und Schriftwerk ab. Während manche vollkommen in körperlichen Betätigungen aufgehen, auch ihre Freizeit durch Hausarbeit, Sport und dergl. ausfüllen und für alles, was irgendwie mit bedrucktem Papier zusammenhängt, nur eine herablassende Verachtung übrig haben, sind anderseits wieder viele zu finden, und zwar ist es ein größerer Teil, die mit einer wahren Sucht alles Lesbare zu ergattern suchen und in wahlloser Folge in sich hineinstopfen. Zwischen diesen äußersten Punkten erstreckt sich die ganze Leiter der Übergänge, die zudem auch nach anderen Gesichtspunkten in einer Breitenerstreckung sich anordnen ließe. Um in einer solchen Mannigfaltigkeit zurechtzufinden, ist es notwendig, verwandte Erscheinungen zu Gruppen zusammenzufassen, um überhaupt etwas festhalten zu können.

Es sei zunächst einmal die eigentümliche Zwiespältigkeit betrachtet, die sich in der inneren Verfassung eines Jugendlichen ausspricht, der zum ersten Mal in seinem Leben in einem Berufsverhältnis steht. Es tritt mit harter Plötzlichkeit eine neue Beziehung in sein Leben, nämlich die volle Einordnung als Glied in einen Zweckverband (oft Organismus genannt, meistenteils jedoch Zweckmechanismus). Das Verhältnis des Jugendlichen zu seiner Umwelt vor dieser Zeit war ein wesentlich anderes. Er war den lebensvollen Beziehungen anheimgegeben, die durch ihren Ausdrucksinhalt wirkend, sich an seine Erlebnisfähigkeit wandten und dadurch mühelos sein Handeln so bestimmten, daß es als selbstgewolltes erschien. Sie wurden nur unterbrochen durch Einflüsse von Haus und Schule, die, gebieterischer herantretend, davon abwichen, jedoch kein allzu großes Gegengewicht zu bilden pflegten. Nun aber, mit dem Beginn eines Berufsverhältnisses, tritt ein sehr merkbarer Umschwung ein: Täglich stellt ihn der Wirtschaftsmechanismus in acht-, neun- oder zehnstündiger Anspannung in sein Getriebe. Er sucht ihn nicht zu Handlungen, die vonnöten sind, zu gewinnen, sondern setzt ein hartes „Muß" dahinter und fragt nicht nach Neigung oder Begehr. Wohl dem Jugendlichen, daß ein kleiner Ausgleich mildernd hier hineinwirkt; mit eigenartigen, merkwürdigen und seltsamen Gesichtern sehen ihn ungewohnte Dinge, Menschen und Verhältnisse an und

fesseln ihn so durch jene Ausdrucksbeziehungen, die ihm in der Vorzeit alles waren. Und ein weiteres: Sein Geltungsbedürfnis bekommt Nahrung dadurch, daß er sich als Teil eines bedeutenderen Ganzen fühlt. Langsam, erst zögernd, nachher mit größeren Schritten, beginnt dann der Wandel in der inneren Haltung; aus der auf den Sinn und Ausdruck gerichteten Einstellung des Jungen wird die zweckbetonte Auffassungsweise des erwachsenen Arbeiters und Gesellen; am Anfang liegen beide oft im Kampf miteinander und schaffen jene Zwiespältigkeit, von der eingangs die Rede war. Auch hier herrscht eine Art seelischer Massenträgheit wie in der Welt der Mechanik, die es mit sich bringt, daß in der ersten Zeit noch lange das Bild des Ausdrucksbetonten und Lebensvollen im Neigungskreise den Schwerpunkt einnimmt, das erst später vom Regelhaften, Begrifflichen und Planvollen abgelöst wird. Unter anderem spiegelt sich dieser Zusammenhang beim Jugendlichen auch in der Auswahl seines Lesestoffes. Im ersten und sogar noch im zweiten Lehrjahr merkt man von dem fachlichen Einschlag noch verhältnismäßig wenig. Es sind vor allem Bücher, die das Lebendige in seinem farbigen Reiz und seiner Bewegtheit bieten, nach denen das Begehr hauptsächlich steht. Das Begrifflich-Logische spricht kaum mit; Unmöglichkeit der Handlung stört nicht, wenn nur die Schilderung bildkräftig und aufregend ist. Diese Gemütslage treibt den Jugendlichen so leicht in die Netze des Schundschrifttumes. (Ein Schüler über die „Schwarten": „Es ist meistens furchtbarer Blödsinn, aber es liest sich so schön und spannend".) Auch in der Benutzung der Schülerbücherei zeigt sich dasselbe. Von den Lehrlingen des ersten Jahres werden besonders gefordert: Abenteurergeschichten (möglichst solche mit einem gefährlich aussehenden bunten Bild auf dem Umschlag), Reiseerzählungen, Phantasieromane. (Gerstäcker und Jules Verne haben bisher noch nicht an Zugkraft eingebüßt.) Es ist erstaunlich, wie wenig besonders bei den schwächer Begabten dieser Jahrgänge das Gefühl für moralische Wertung entwickelt ist; ihr Herz wird unparteiisch aufgeteilt zwischen dem Verbrecher und dem Detektiv, zwischen dem Seeräuber und dem kühnen Verfolger und ist immer auf der Seite dessen, der gerade geschildert wird. Für ein wenig mehr Lebensfülle ihres Helden sind sie gern bereit, ihm große Mengen moralischer Eigenschaften zu erlassen. Man kann diese Einstellung fast mit außermoralisch bezeichnen. In ähnlicher Weise sieht man das Handlungsbewegte und Phantasieanreizende gegenüber irgendeiner sonst gemißbilligten Richtung eines Buches überwiegen, wie es sich z. B. zeigte, als in der Nachkriegszeit eine ganze Anzahl von kriegsverherrlichenden Schriften ausgemerzt wurde, und dieselben Jungen, welche ihre politisch linksgerichtete Überzeugung nicht verhehlten, durchaus diese Bücher entleihen wollten. Man könnte das Ganze als eine Auswirkung des biogenetischen Grundgesetzes betrachten, jener von Haeckel festgestellten Gesetzlichkeit, wonach die Keimesentwicklung die Stammesgeschichte anähnelnd wiederholt; nur daß diese hier noch nach Abschluß jener auf seelischem Gebiet fortwirkend in der Jugend des Entwicklungsalters die Vorgeschichte unserer Völkerstämme abspiegelt, deren einstiges Heldenideal, körperliche Hochleistungsfähigkeit und Lebensfülle, hier wiederkehrt.

Mit dem vorschreitenden Lebensalter, der damit übereingehenden

Ausbildung im Beruf und der Erziehung in der Berufsschule treten nun auch allmählich zweckhaftes und begrifflicheres Denken hervor. Im fachlichen Unterricht der Berufsschule wird bewußt angeknüpft an die Lebenseinstellung des Jugendlichen, die Lehrstoffe werden im Lichte einer lebensnahen, mehr intuitiven Auffassungsweise betrachtet, also nicht logisch-systematisch behandelt. Durch stetigen Übergang wird versucht, daraus die begrifflich-planvolle Denkweise zu entwickeln, deren der Fachmann irgendeines praktischen Arbeitsgebietes bedarf. So kommt nun, durch alle diese Ursachen begründet, diese Wandlung auch in der sich verändernden Wertschätzung verschiedener Sachgebiete zum Ausdruck. Der Junge beschäftigt sich auch in seiner Mußezeit immer mehr mit Dingen, die an das Berufliche anklingen. Zuerst noch mit solchen, die seiner bisherigen Einstellung entgegenkommen. Es sind deshalb in dieser Zeit Bastelbücher, die leichtfaßliche technische Dinge in ansprechender und unterhaltender Form bringen, sehr beliebt; gleichzeitig gewinnt der Jugendliche auch an solchen Erzählungen und Romanen mehr Geschmack, die mit technischen Fragestellungen verknüpft sind, wie sie z. B. die Bücher Hans Dominiks bieten.

Während des zweiten Lehrjahres, wenn bei Gelernten schon die Gesellenprüfung in Sichtweite rückt, fangen auch rein fachlich eingestellte Werke an, als Lesestoff für die Freizeit Bedeutung zu gewinnen. Es wird durch das vorrückende Verständnis der Arbeitsvorgänge und der Wirkungsweise der Maschinen, sowie durch die größere Klarheit über die besonderen Wissensanforderungen des erwählten Berufes ein besserer Nährboden für die Entwicklung fachlicher Neigungen geschaffen. Sehr begehrt werden jetzt Schriften, welche als Handbücher leichtverständlich und übersichtlich alles das bringen, was Geselle und Meister an Wissen besitzen müssen, um den täglichen und den besonderen Anforderungen ihres Berufes gewachsen zu sein. Hier zeigt sich auch schon deutlich eine Trennung der Voranstrebenden von den Gleichgültigeren, die in der gekennzeichneten Entwicklung hinterherhinken oder gar überhaupt nicht vorangehen, wenn sie ihren Beruf verfehlt haben.

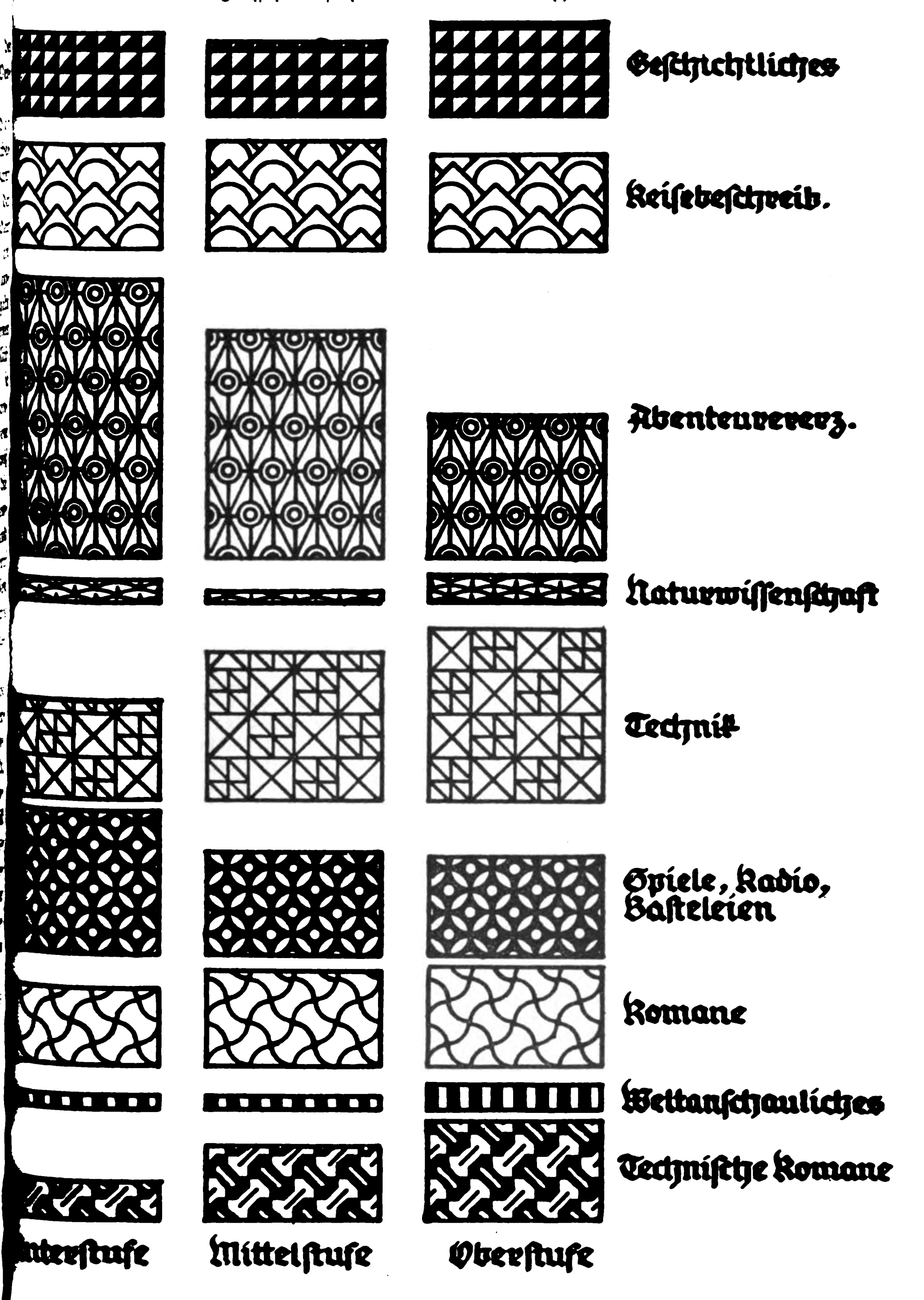
Erst verhältnismäßig spät und nur bei Begabteren entwickelt sich eine Sachliebe, die sich an gedankliche Fragestellungen, sei es mathematischer, mechanischer, projektiver, konstruktiver oder auch weltanschaulicher Art, hält. Es sind dies oftmals solche jungen Leute, die später in gehobenere Berufe übergehen.

(Das beigegebene Schaubild gibt eine Darstellung davon, wie Jugendliche verschiedener Altersstufen ihre Wertschätzung auf die einzelnen Sachgebiete verteilen. Die Vergleichszahlen ergaben sich von rund tausend Schülern auf folgende Weise: In den Klassen wurde eine Liste der Bücherabteilungen mit laufender Nummer an die Tafel geschrieben und den Schülern klargemacht, es handle sich um eine Erhebung, deren Ergebnisse für die Neuanschaffungen der Schülerbücherei maßgebend wären. Jeder Schüler sollte nun auf einen Zettel die Nummer der Gruppe schreiben, aus welcher er ein Buch wählen würde, wenn ihm die ganze Bücherei zur Verfügung stände; darunter eine weitere Zahl für die Abteilung, die in Frage käme, wenn ihm die erste versagt wäre, und dasselbe in diesem Sinne noch einmal. Die Ergebnisse wurden so ausgewertet, daß die

Punktzahlen der ersten Wahl vierfach, die der zweiten doppelt, die der dritten einfach angerechnet wurden, und diese führten dann zu den Verhältniszahlen des nebenstehenden Schaubildes.)

Im ganzen betrachtet zeigt sich somit eine Entwicklung von der Einstellung, welche, sich einfühlend und mitlebend, die Welt als Erscheinung aufnimmt, zu jener, die sie logisch zergliedernd begreifen und dann beherrschen will. Diese Entwicklung, die unter dem Erfordernis der Berufsausbildung eine zwangsläufige in unserer heutigen Zeit ist, erfordert zunächst eine ziemliche Anspannung der wandelnden Kräfte (vielleicht ein Zeichen dafür, daß sich der in Lebensbeziehungen verwebte Mensch unbewußt gegen die seelenertötende Rationalisierung zu stemmen sucht), geht jedoch, einmal eingeleitet, auch unter verminderten Einflüssen mit eigener Zielstrebigkeit ihren Weg weiter und schafft oft genug den nur fachlich und verstandesgemäß gerichteten Menschen. Diese Gefahr liegt um so näher, je weniger gebildet (nicht in dem oft gebrauchten einseitigen, sondern im umfassendsten Sinne verstanden) jener der Änderung unterworfene Mensch ist. Einer solchen Verkümmerung entgegenzuarbeiten ist gewiß eine vornehme Aufgabe bildungspfleglichen Wirkens, und ebenso, wie die Berufsschule bei der Fachausbildung versucht, die dem Anfänger eigentümliche seelische Haltung zugrunde zu legen, um Anknüpfungspunkte und Wirkungsmöglichkeit zu finden, wird die Bildungsarbeit der Volksbücherei den vorwiegend zweckhaft Gearteten auf seinem eigenen Gebiet zu fassen und ihn dann einem harmonischen Ausgleich entgegenzuführen suchen, wie dies von Dr. Schuster, Jg. 1926, S. 239 ff. der „Bücherei und Bildungspflege" eingehend dargelegt wurde.

Auch die zeitgemäße Berufsschule sieht es als ihre Aufgabe an, der Gefahr einseitiger Verbildung, die in einem fachlichen Unterricht immer naheliegt, vorzubeugen; sie tut es nicht nur durch Einschaltung besonderer „Gesinnungsfächer", die, lebenskundlich eingestellt, weite Berührungsflächen mit außerfachlichem Schrifttum bieten, sondern sucht vor allem im Unterton der Erziehung und der Methodik den jungen Menschen so zu gestalten, daß wohl der Beruf zum Lebensmittelpunkt wird, daß aber, von diesem ausstrahlend, Beziehungen geschaffen werden, die, allmählich durchgreifend, von erst näheren zu immer weiterliegenden Kulturkreisen leiten, die jenem Berufsmittelpunkt sich organisch und strukturgleich angliedern; etwa so, wie bei einem Kristall vom Verdichtungspunkt das ganze Gebilde weiterwächst. Sie hofft in diesem Sinne auch „Bildungs"arbeit leisten zu können, die um so nötiger ist, als gerade die Arbeitsumwelt des jungen Menschen fast durchweg einseitig rationalisierend wirkt. So ergibt sich das sonderbare Bild, daß von der Berufsschule erst Mühe aufgewandt wird, um begrifflich-folgerichtiges Denken anzuerziehen und weiterhin wieder dafür gesorgt werden muß, daß keine platte Erklärungssucht daraus erwächst, die alles Tiefere verschlingt. Wird der Jugendliche nach abgeschlossener Lehrausbildung von der Schule entlassen, dann ist er ihrer Fürsorge entrückt und ganz den starken und einseitigen Umwelteinflüssen ausgesetzt. Hier eröffnet sich dem freien Bildungswesen das Betätigungsfeld mit der ersten Aufgabe, diese jungen Leute, welche die Berufsschule hinter sich haben, zu erfassen.


Geschichtliches
Reisebeschreib.
Abenteuererz.
Naturwissenschaft
Technik
Spiele, Radio, Basteleien
Romane
Weltanschauliches
Technische Romane
[U]nterstufe
Mittelstufe
Oberstufe

Das ist am besten möglich, wenn schon vorher die **Verbindungen von Berufsschule und Volksbücherei** recht zahlreich und fest sind, damit noch in der Schulzeit die vielen Trägheitswiderstände überwunden werden, die den Jugendlichen sonst abhalten, die freien Bildungsstätten aufzusuchen. Die Besprechung der am Ort vorhandenen öffentlichen Büchereien (vor allem, wie man sich anzustellen hat, wenn man entleihen möchte, und was dabei zu beachten ist) in der Bürgerkunde, Beratung für die Ergänzung des unterhaltenden Teiles der Schülerbüchereien von seiten der Volksbücherei, anderseits von der Berufsschule Vorschläge geeigneter Fachbücher für Neuanschaffungen der öffentlichen Bücherei, vielleicht gelegentlich eine Besichtigung der Volksbücherei mit Schülergruppen, Anschlag von Auszügen aus den Bücherverzeichnissen (besonders der neueingestellten Bücher) der öffentlichen Bücherei in der Berufsschule u. ä. sind Wege hierzu.

Freies Bildungswesen und Berufsschule sehen beide in Buch und Schrifttum ein wichtiges Mittel für ihre Strebungen, die in vielem zusammenfallen. Es ist darum zu erwarten, daß sie mit weit größerem Wirkungsgrad arbeiten können, wenn sie, statt getrennt vorzugehen, sich zu gemeinsamem Schaffen verbünden und dadurch der berufstätigen Werkbevölkerung zu einer Vertiefung ihres Verhältnisses zu Arbeit, Welt und Kultur verhelfen.

Grenz- und Auslandsdeutschtum.

Eine Schrifttumsschau von **Viktor Kauder** (Kattowitz).

Da das Schrifttum über das Grenz- und Auslandsdeutschtum sehr angeschwollen ist, kann es sich hier nur um die Darbietung einer Auswahl des Wichtigsten handeln. Vor allem wären eine Reihe von wertvollen Zeitschriften zu erwähnen, die in Reichsdeutschland erscheinend das Binnendeutschtum über das Leben und die Nöte seiner draußen lebenden Brüder unterrichten wollen. An die Spitze ist wohl der „Auslandsdeutsche" des Deutschen Auslandsinstitutes in Stuttgart zu stellen. Er unterrichtet in umfassender Weise in Wort und Bild sowohl über das kontinentale, als auch über das überseeische Deutschtum. Das zweiwöchentliche Erscheinen, gemeinsam mit dem bedeutenden Umfang, ermöglicht z. B. den ständigen Abdruck der Zugänge der Bibliothek des Auslandsinstitutes. Sehr wertvoll ist auch die jeweilige Zeitschriftenschau, die die wichtigsten Aufsätze verzeichnet. Auf diese Weise leistet die Zeitschrift die Vorarbeiten für eine Bibliographie des Auslandsdeutschtums, die demnächst erscheinen soll. In ihrer sachlichen Weise ist sie ein Spiegel gründlicher deutscher Arbeit. — Auch der Verein für das Deutschtum im Ausland gibt durch sein Wirtschaftsunternehmen in Dresden eine Zeitschrift, die „Deutsche Welt", heraus, die sich aber mit dem „Auslandsdeutschen" nicht messen kann noch will, sondern in Aufsätzen und Bildern hauptsächlich die Tausende von Ortsgruppen des V. D. A. unterrichtet. Auf 25 Jahre fruchtbarer Arbeit im Dienste des Grenz- und Auslandsdeutschtums, besonders des Sudetendeutschtums, sieht die „Deutsche Arbeit" zurück. Den vornehmen, tiefgehenden Aufsätzen, die sie zu allen wichtigen Fragen bringt, verdankt sie die große und treue Lesergemeinde. Wenn heute im Reich doch etwas Verständnis für das Auslandsdeutschtum zu finden ist, so trägt diese Zeitschrift, neben den Zeitumständen, einen guten Teil des Verdienstes daran. Im zweiten Jahrgang erscheint, herausgegeben im Auftrag des deutschen Schutzbundes von Friedrich Heiß, die Zeitschrift „Volk und Reich", politische Monatshefte für das deutsche Volk. Während die anderen Zeitschriften, ausgenommen die „Deutsche Arbeit", die den großdeutschen Gedanken als Ziel aufstellt, mehr berichten und nicht zielsetzend arbeiten, werden in „Volk und Reich" alle Fragen des Grenz- und Auslandsdeutschtums zusammen-

gefaßt in dem Ziel „Großdeutschland — Deutschbestimmtes Mitteleuropa — Europäischer Völkerbund". In ausgezeichneten Arbeiten, die durch viele Karten und Bilder unterstützt werden, hat die Zeitschrift tiefgehende Arbeit geleistet. Seit kurzer Zeit gibt der „Deutsche Ostbund" eine dem Außendeutschtum und zwar besonders dem Deutschtum in Polen dienende Zeitschrift „Grenzgau Ostland" heraus, die nach Umfang, Inhalt und Ausstattung der ersten Hefte recht vielversprechend ist. In einem zweiten Blatte „Ostland" tritt er ständig für die Interessen der aus Polen vertriebenen Optanten und Liquidanten ein, bringt aber auch in einer kleinen Beilage „Ostlandkultur" kulturelle Themen zur Sprache. Dann erscheinen im Reich Zeitschriften, die sich einem Gebietsteil besonders widmen. So die „Elsaß-Lothringer Heimatstimmen", die von Dr. Robert Ernst in ausgezeichneter Weise geleitet, das Deutschtum in der Welt über die Fragen des Reichslandes auf dem Laufenden erhalten. Das von Reimesch und Schleunig geleitete „Deutsche Leben in Rußland" betreut hauptsächlich die Interessen der Wolga- und Schwarzmeerdeutschen, die von A. Eichler herausgegebene „Deutsche Post aus dem Osten" sorgt für die kongreßpolnischen, wolhynischen und galizischen Deutschen. In der Zeitschrift „Das junge Volk" besteht ein Grenzlandblatt deutscher Jugend, welches der heranwachsenden Generation wertvolle Kenntnisse und Erkenntnisse über die der draußenlebenden Brüder vermittelt. In Österreich gab ehemals der große Schutzverein „Südmark" die ausgezeichnete Zeitschrift „Die Südmark" heraus. Nach der Verschmelzung des deutschen Schulvereins mit der Südmark beschäftigen sich die Bundesmitteilungen „Grenzland" mit Fragen des Grenz- und Auslandsdeutschtums und betreuen im besonderen die Kärntner, südsteirischen und burgenländischen Deutschen, beschäftigen sich aber auch lebhaft mit der tschechischen Frage in Niederösterreich. Aus dem reichen Strauß von Zeitschriften sehen wir, daß das Interesse an den Lebensbelangen des Grenz- und Auslandsdeutschtums rege ist.

Im Auslandsdeutschtum selbst erscheinen eine Reihe bedeutender Zeitschriften, die der Festigung und Weiterbildung grenzdeutschen Wesens dienen. In Sudetendeutschland ist das vorzüglich geleitete „Böhmerland", das im „Sudetendeutschen Bund" weitergeführt wurde, leider eingegangen. Es hat in hervorragender Weise der Vertiefung des sudetendeutschen Stammesgedankens gedient. In rein abwehrender Art wird die Arbeit vom „Altvaterboten" fortgeführt. Er dient hauptsächlich der Arbeit der deutschen Schutzvereine in der Tschechoslowakei. In Polen vermitteln die „Deutschen Blätter", die heute im dritten Jahrgang erscheinen, das Kennenlernen des verschieden gearteten Deutschtums der drei Teilgebiete, ehemals Rußland, Österreich und Deutschland, und versuchen darüber hinaus die Linie gemeinsamer Arbeit zu weisen. Im ersten Jahrgang erscheint in Hermannstadt die Zeitschrift „Ostland", welche sich die Herausarbeitung der für alle Minderheiten, besonders über für das Ostdeutschtum geltenden Richtlinien zur Aufgabe gesetzt hat. Mit geschickter Hand geleitet, brachten die bisherigen Hefte recht Bedeutungsvolles, wenn auch nicht alle Aufsätze gleichwertig sind. Im Banat vermitteln die „Deutsch-politischen Hefte" reiches Wissen. Neben den Zeitschriften wirken manche Zeitungen des Binnen- und Auslandsdeutschtums im bezeichneten Sinne.

Auch Bücher über das Grenz- und Auslandsdeutschtum hat uns der deutsche Buchhandel reichlich beschert, ein Zeichen, daß auch hierfür Interesse vorhanden ist. Es sind vor allem die Arbeiten von Max Hildebert Böhm zu erwähnen. In seinem Werke „Europa Irridenta" hat er ein großes Material zur Nationalitätenfrage in Europa zusammengetragen, und auch in politisch und wissenschaftlich wertvoller Weise verarbeitet. Allerdings vermißt man in dem Buche die Beachtung der seelisch-kulturellen Vorgänge, die doch gerade in der Minderheitenfrage eine große Rolle spielen. Zum Verständnis der Entstehung des heutigen Staatsgefüges Europas ist das Studium des Buches unerläßlich. Sein zweites Werk „Die deutschen Grenzlande" vermitteln in Wort und Bild eine geschichtlich aufgebaute Kenntnis aller deutschen Minderheiten in Europa. In einem einleitenden Abschnitt stellt er die Minderheitenfrage in das Licht des großdeutschen Gedankens. Infolge des gediegenen Inhaltes und der leichten Lesbarkeit hätte das Buch die Möglichkeit, Allgemeinbesitz zu werden. In allzukurzer Weise versucht G. Fittbogen in seinem Schriftchen „Was jeder Deutsche vom Auslandsdeutschtum wissen muß" das Wichtigste zusammenzufassen.

Nicht nur mit Fragen des Grenz- und Auslandsdeutschtums beschäftigt sich das von K. von Loesch herausgegebene Werk „Volk unter Völkern", welches den ersten Band einer „Soziographie des Deutschtums" darstellt. Es muß hier genannt werden, weil manche wichtige Frage darin anklingt und Antwort findet. Der zweite Band „Staat und Volkstum" berührt wichtige Fragen des Auslandsdeutschtums. Besonders sei der Aufsatz über die Kulturautonomie in Estland hervorgehoben. In zusammenfassender Weise soll das ebenfalls von Loesch herausgegebene „Taschenbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums" über alle Deutschtumsteile berichten. In Lieferungen erscheinend bringt es in einzelnen abgeschlossenen Heften verschiedener Verfasser die Darstellung der einzelnen Gebiete. Allerdings sind die Hefte dem Werte der Darstellung nach nicht gleich hoch einzuschätzen. Von dem Sammelwerke „Das Deutschtum in der Welt" erschien bisher der Band „Die deutsche Schule in der Welt", bearbeitet von H. H. Reimesch. Die Materialien und Zahlen, die hier geboten werden, sind allerdings schon während des Druckes veraltet. In allgemeiner Weise einen Blick über das Grenz- und Auslandsdeutschtum zu geben versucht Paul Rohrbach in seinem Büchlein „Deutsches Volkstum als Minderheit". Leider sind manche Gebietsteile lächerlich kurz abgespeist und die Darstellung dadurch lückenhaft. Wir können deshalb das Büchlein nicht als gut werten. Vor ganz kurzer Zeit brachte Rohrbach ein Buch „Volkstum in Not" heraus, das wohl etwas bunt ist, aber in seiner Vielfältigkeit recht gut unterrichtet. Besonders sei der reiche Bildschmuck hervorgehoben. Verdienstlich ist ein anderes Unternehmen, welches Rohrbach gemeinsam mit Herbert Rudolph veranstaltet: Das Auslandsdeutschtum im Unterricht. Praktische Ratschläge und Lehrmittel für volkskundliche Unterweisung und Erziehung. Da die Erkenntnis der Notwendigkeit von Wissenvermittlung über das Grenz- und Auslandsdeutschtum allgemein durchdringt, sei auch auf das vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Gang gesetzte Werk, welches die Schaffung von Behelfen für den Unterricht über das Außendeutschtum bezweckt, hingewiesen. F. Mohr hat zusammen mit anderen ein Buch „Deutsche im Ausland" herausgegeben, welches aber auch in seiner neuesten Auflage noch zahlreiche Unzulänglichkeiten enthält. Zum Beispiel die neuesten Vorfälle in den einzelnen Deutschtumsgebieten sind nicht berücksichtigt. Ein sehr gediegenes Büchlein hat uns W. v. Hauff in seiner Schrift „Die wirtschaftliche Bedeutung des Auslandsdeutschtums" geschenkt. Wohl niemand hat sich im Binnendeutschtum um die draußen lebenden Brüder so angenommen wie der Dichter Ludwig Finckh. Seine Büchlein „Bruder Deutscher" und „Sudetendeutsche Streife", sowie sein Roman „Der Vogel Rock" legen Zeugnis davon ab. In ganz besonderer Weise hat sich das Deutsche Auslandsinstitut durch die Herausgabe einer Reihe von Büchern über das Auslandsdeutschtum verdient gemacht. Unter anderen erschienen dort die wertvollen Bücher: A. Eichler „Das Deutschtum in Kongreßpolen", Bonwetsch „Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga", Blocher „Die deutsche Schweiz in Vergangenheit und Gegenwart", Brunau „Das Deutschtum in Mazedonien", Hennings „Deutsche in England", Holzhausen „Die Deutschen in Rußland", Lindemann „Von den deutschen Kolonien in Rußland", Ergebnisse einer Studienreise 1919—1921, Lohmann „Die Bedeutung der deutschen Ansiedlungen in Pennsylvanien", Pastor Nelke „Das Deutschtum in Uruguay", Stumpp „Die deutschen Kolonien im Schwarzmeergebiet, dem früheren Neu-Süd-Rußland", zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Wanderungen in Osteuropa, Traeger „Die Deutschen in der Dobrudscha", Wettstein „Die deutschen Kolonien an der französischen Riviera".

Nachdem wir so die wichtigsten Erscheinungen Binnendeutschlands verzeichnet haben, gehen wir dazu über, die Bücher, die das Auslandsdeutschtum selbst hervorgebracht hat, zu betrachten. Hier ist besonders das Sudetendeutschtum als größter grenzlanddeutscher Volksteil stark hervorgetreten: Es hat als einziger Volksteil ein Buch, welches seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunftsgestaltung in einzigartiger Weise aufzeigt, Lehmanns „Der Sudetendeutsche". Emil Lehmann hat uns auch in seiner „Sudetendeutschen Volkskunde" ein wertvolles, in das Volksleben tief einführendes Buch geschenkt, das wohl die Verschiedenheit der einzelnen Stammesteile des Sudetendeutschtums aufzeigt, vor allem aber das Gemeinsame, als das Verbindende darstellt. Neben Lehmann, der auch durch seine

pädagogischen Schriften viel Anregung und Stärkung des heimatlichen Denkens bewirkt hat, ist die Arbeit Otto Kletzls zu erwähnen. Er hat im „Sudetendeutschen Jahrbuch" ein vorbildliches Werk jährlicher Berichterstattung geschaffen, welches das gesamte Leben des Sudetendeutschen widerspiegelt, aber auch Wege in die Zukunft weist. Auch seiner Mappen- und Kartenreihe über sudetendeutsche Größen wäre zu gedenken. Auch von anderer Seite wurde dem sudetendeutschen Stammesgedanken Hilfe. So ließ Universitätsprofessor Dr. R. Wolkan im Johannes Stauda-Verlag seine „Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen und in den Sudetenländern" erscheinen. Dortselbst verlegte auch Dr. Neuwirth seine „Geschichte der Kunst in den Sudetenländern" und K. F. Leppa seine volkstümliche Geschichte des Deutschtums, genannt „Der Königsbrief".

Das Deutschtum in Polen ist bei weitem nicht so gut dran, was die Darstellung seiner Art und seiner Zukunft betrifft. Leider klaffen die Gegensätze zwischen den einzelnen Teilgebieten noch immer. Niemand nimmt sich die Mühe, eine zusammenschauende Leistung, wie es Lehmanns Arbeit im Sudetendeutschtum war, an den Anfang zu setzen. Man lebt von der Hand in den Mund gemütlich in den Tag hinein. Wohl liegen Pläne für ein Handbuch des Deutschtums in Polen vor, doch weiß man nicht, ob die Ausführung in den rechten Händen liegt, und ob der Plan jemals Leben wird. Ein kleiner Katechismus des Deutschtums in Polen soll demnächst erscheinen. Darstellend arbeiten eigentlich nur die schlesischen Gebiete. Hier erscheint die Reihe „Ostdeutsche Heimatbücher", deren 1. Band: Walter Kuhn „Aus dem Ostschlesischen Zunftleben" erschienen ist, deren 2. Folge: Hofrat Strzygowski „Die Holzkirchen in der Umgebung von Bielitz-Biala", im Erscheinen ist. Es folgen Bände mit Beskidensagen, schlesischen und schwäbischen Volkstänzen, schlesischen Räubergeschichten, Bauernschwänken u. a. m. Andere Reihen, wie die „Ostschlesischen Heimathefte" brachten Volkslieder und Volkstänze. Eine „Reihe „Deutsche Gaue in Polen" blieb leider aus Mangel an Einsicht bei den in Frage kommenden Kreisen beim ersten Bändchen „Die deutsche Sprachinsel Bielitz-Biala" stecken. In den anderen Gebietsteilen rührt sich nur hie und da etwas. So erschien in Lodz ein Bändchen „Deutsche Klänge aus Kongreßpolen", in Bromberg ein Buch „Aus dem Netzegau", in dem Just. Sienno ein ausgezeichnetes Heimatbuch geschaffen hat. Erwähnenswert sind noch der „Landwirtschaftliche Kalender" und der „Heimatbote", Jahrbuch des Deutschtums in Polen. Das Deutschtum in Jugoslawien hat sich nur durch ein Buch des Rechtsanwalts Morocutti „Die völkischen Minderheiten und Europa" zu Worte gemeldet. Wir glauben aber kaum, daß in seinem Buche die Stimme des deutschen Volkes in Jugoslawien spricht.

Das Deutschtum in Rumänien hat durch das Kulturamt in Hermannstadt einige über das Deutschtum in Siebenbürgen und in Rumänien unterrichtende Schriften herausgebracht, z. B. das Heft „Was jeder Deutsche von Siebenbürgen wissen muß". Im übrigen verfügt das Deutschtum in Siebenbürgen über ein ausgezeichnetes landes- und volkskundliches Schrifttum. Erwähnenswert ist die große „Geschichte der Siebenbürgener Sachsen" von Teutsch, dann das Buch von Müller-Langental „Die Siebenbürgener Sachsen und ihr Land". Im Verlag Kraft erschien letzthin das treffliche „Ludwig Roth-Buch". Das Deutschtum im Banat hat durch seinen Dichter Adam Müller-Guttenbrunn Verherrlichung und Darstellung gefunden. In den letzten Monaten erschien ein Buch von Karl Bell „Banat". Hingewiesen sei auf das „Jahrbuch des Deutschtums in Rumänien", welches reiche Literaturnachweise bringt (Kulturamt Hermannstadt).

Das neuerwachte Deutschtum in Ungarn ist schon mit einem Roman aus den Pester Bergen hervorgetreten.

Das alteingesessene Elsaß-Lothringer Deutschtum ist letzthin in dem Roman von Lisbeth Dill „Die Herweghs" und in Schickeles „Das Erbe am Rhein" gestaltet worden.

Das Schicksal des Moseldeutschtums hat Mathar zum Inhalt seines Romans „Unter der Geißel" genommen.

Das baltische Deutschtum hat im „Baltenbuch", das Paul Rohrbach herausgab, eine Widerspiegelung erlebt.

Das in den letzten Tagen erschienene Buch von Paul Herre: „Die Süd-

tiroler Frage" bringt endlich in gediegener und umfassender Weise Nachricht von den ungeheuerlichen Schicksalen des Deutschtums südlich vom Brenner.

Eine ausgezeichnete, vorbildliche Gestaltung einer Grenzlandfrage hat Rolf Schierenberg in seinem Buche „Die Memelfrage als Randstaatenproblem" gegeben. Hier wird das Problem von allen Seiten, geopolitisch, kulturell und wirtschaftlich, beleuchtet.

Das Kolonialdeutschtum endlich hat in Hans Grimms „Volk ohne Raum" eine erhebende und eindringliche Darstellung gefunden, deren Lehren hoffentlich weithin wiederklingen werden.

So klingt aus dem Ring der Grenzlande das deutsche Schicksal ins Reich zurück.

Weltanschaulich gebundene Bildungspflege.

Von Dr. Wilhelm Schuster.

Im Jahre 1926 erschien der „Literarische Ratgeber der Bücherwelt" in 6. Auflage als „Literarischer Ratgeber des Borromäusvereins", lange sehnlich erwartet nicht nur von seinen getreuen Vereinsmitgliedern, sondern von allen Büchereien in katholischen oder stark mit katholischer Bevölkerung gemischten Bezirken. Wer die „Bücherwelt" verfolgt hat (und das sollte jeder Büchereileiter schon wegen der zusammenfassenden Aufsätze über einzelne Dichter und Schriftsteller), wer überhaupt eine Ahnung von dem neuen reichen Leben verspürte, daß sich in der katholischen Bildungswelt allenthalben regt, der mußte dieser Neuauflage mit Spannung entgegensehen. Es ist nicht nur die allgemeine Wendung ins Seelische, die eine Neublüte der alten christlichen Bekenntnisse mit sich brachte, welche sich hier auswirkt, es ist die damit zeitlich ungefähr zusammenfallende tiefgreifende politische Wandlung, die den Katholizismus aus seiner oppositionellen Haltung heraus als politisch ausschlaggebenden Faktor zu einer Führerstellung brachte, wie er sie seit den Tagen der Reformation nicht mehr gesehen hatte. Dazu befähigte ihn aber nicht, wie seine Gegner wohl glauben machen wollen, ein Verharren außerhalb des anderen, größeren Teiles der Nation, sondern im Gegenteil seine innige Verflochtenheit mit allen Ständen und Klassen, deren ihm zugehörige Teile er als organische Glieder einem übergreifenden Ganzen einzugliedern gewußt hat.

Man muß diese Dinge wenigstens streifen, da sie in der Kulturpolitik sämtlich den ihnen gemäßen Ausdruck finden. Aus der Gewißheit des eigenen neuen und kraftvollen inneren Lebens ebenso wie aus der Umstellung aus einer (wenn auch noch so einflußreichen) Oppositionspartei in eine führende ergibt sich mit Notwendigkeit ein Zurückdrängen der Abwehr, der Apologetik, zugunsten der Entfaltung werbender Kräfte nach außen hin, die nun überall anzuknüpfen suchen, wo sie ein ihnen verwandt erscheinendes Seelentum zu spüren meinen. Selbstverständlich stehen dabei die jüngeren, vorwärtsdrängenden Kräfte den älteren konservativen gegenüber, und dieser Kampf, der im „Literarischen Handweiser", im „Hochland" u. a. Zeitschriften leicht zu verfolgen ist, hat natürlich auch im „Literarischen Ratgeber" seine Spuren hinterlassen, so großartig seine pädagogische Geschlossenheit nach wie vor wirkt.

Diese Einheitlichkeit in aller Wandlung kann nur auf dem Boden einer derartig geschlossenen Weltanschauung erreicht werden. In ihr liegen ohne Zweifel hohe erziehliche Werte, was hier um so mehr betont werden muß, als die folgende Betrachtung der Schranken einer solchen Geschlossenheit den Gedanken ihrer Vernachlässigung aufkommen lassen könnte. Das würde um so unrichtiger sein, als in diesen Blättern, wie schon ihr Name sagt, die Büchereiarbeit als organisches Glied einer allgemeinen Bildungspflege betrachtet werden will, in welcher Hinsicht sie denn zu der Arbeit des Borromäusvereins und der katholischen Bildungspflege überhaupt zahlreiche Vergleichsmöglichkeiten bietet, indem diese in ihrer Begrenzung ein Ideal nahezu verwirklicht, das wir in elastischerer Fügung auf anderer Ebene erstreben.

Im Vordergrund unseres Interesses steht das Referat über die „Schöne Literatur." Obwohl der Führer nach dem Vorwort zur 4. Auflage nicht

nur den Leitern volkstümlicher katholischer Büchereien, sondern auch gebildeten Lesern bei der Anschaffung einer Hausbücherei dienen soll, so ist doch der „volkstümliche" Charakter ausschlaggebend, und hier fällt uns sogleich die scharfe Scheidung zwischen dem Buche für das Volk und dem Buche für den gebildeten Leser auf, dem man eine kritische Auseinandersetzung mit dem Gebotenen zutraut. Nicht ein Schwierigkeitsgrad ist dabei entscheidend, sondern einfach die von der christlichen Weltanschauung oder Sittenlehre abweichende Einstellung, die im Leser Zweifel und seelische Irrungen hervorrufen könnte. Hierin unterscheiden wir uns grundsätzlich von der Auffassung des Borromäusvereins, indem wir eine solche innere Auseinandersetzung nicht zu hindern oder unter einseitiger Darbietung eines Standpunktes zu beschränken suchen, sondern sie vielmehr indirekt durch die Buchauswahl fördern, indem wir unsere Hilfe auf die Darbietung ernster und dem jeweiligen Verständnis zugänglicher Literatur beschränken und behutsam abwarten, nach welcher Richtung hin sich der kämpfende Geist klären will, um ihm dann ohne Hineinspielen der eigenen weltanschaulichen Auffassung weiter zu helfen. In weltanschaulicher Hinsicht nun ist für den Ratgeber des Borromäusvereins die Grenze etwa folgendermaßen gezogen:

Abgelehnt werden mit ihrem ganzen Werk u. a.: Anzengruber (als Vertreter eines „antichristlichen Vulgärliberalismus mit pantheistischem Einschlag"), Rud. Hans Bartsch („sittliche Fäulnis und religiöse Freigeisterei"), Otto Julius Bierbaum, Alfred Bock („allzu naturalistische Darstellung besonders in sittlicher Hinsicht"), Wald. Bonsels (mit Ausnahme der „Biene Maja"), Max Brod, Hermann Burte, Max Dauthendey („ungebändigte Sinnlichkeit"), Rich. Dehmel, Paul Ernst, Leonhard Frank, Max Halbe, O. E. Hartleben, G. Hauptmann, Karl Hauptmann, Wilh. Hegeler, Hugo v. Hofmannsthal (mit Ausnahme von „Jedermann"), Ricarda Huch, Wilh. Jensen, Heinrich Mann, Jos. Ponten, Albrecht Schaeffer, Wilh. Schäfer, Jak. Schaffner, Arthur Schnitzler (mit Ausnahme der Novelle „Der blinde Geronimo" für gebildete Leser), Paul Schreckenbach, Karl Spitteler, Karl Sternheim, Ed. Stucken, Sudermann (mit Ausnahme von „Frau Sorge"), Frank Thieß, Ludwig Thoma, Klara Viebig (mit Ausnahme der „Wacht am Rhein" und „Drei Erzählungen", Schulausgabe), Helene Voigt-Diederichs (mit Ausnahme von „Regina" und „Zwischen Lipp'- und Kelchesrand"), Jakob Wassermann (mit eventueller Ausnahme von „Kasper Hauser"), Stefan Zweig.

Wird schon hierdurch die Beschränkung des Kreises offenbar, so geht sie doch noch weiter, da von den Verbleibenden viele Schriftsteller nur dem „gebildeten" oder „gereiften" Leser und auch dann nur in strenger Auswahl zugänglich gemacht werden sollen. Um eine Vorstellung auch von dieser Grenze zu geben, nenne ich einiges von dem, was zugelassen wird:

Von Herm. Bahr 2 Romane, 1 Drama; von Helene Böhlau die kleineren Erzählungen, Ratsmädelgeschichten usw.; von Dauthendey die Auswahl der Gedichte bei Langen „für literarische Studienzwecke" (was gewissermaßen den obersten Kreis des noch Zugestandenen bedeutet); von Ebner Eschenbach Bozena und 7 Erzählungen; von Otto Ernst „Vom geruhigen Leben", „Asmus Sempers Jugendland" und „Appelschnut" für „gereiftere Leserkreise unserer städtischen Büchereien"; von Fontane 7 Romane, seine Balladen und „Kinderjahre"; von Frenssen für alle Volkskreise „Peter Moor" und „Die drei Getreuen", für reife Leser „Die Brüder", „Lütte Witt", „Untergang der Anna Hollmann"; von Gustav Freytag „Soll und Haben" für städtische Volksbüchereien; von Ganghofer „Der Dorfapostel", „Der laufende Berg", „Schloß Hubertus", „Herrgottsschnitzer"; von Herm. Hesse „Peter Camenzind", „Unterm Rad", „Roßhalde"; von Friedr. Huch „Mao" und „Die Geschwister"; von E. v. Keyserling „Fürstinnen"; von Kolbenheyer „Amor dei" und die Paracelsus-Romane „für gebildete und mit dem historischen Tatbestand vertraute Leser."

Diese Auswahl wird eine hinreichende Vorstellung vermitteln. Es ist selbstverständlich, daß das ästhetische Urteil nicht abhängig von dem weltanschaulichen gemacht wird (Eine kleine Einschränkung siehe weiter unten). Es ist scharf, sucht

besonders alles „Literatenhafte" zu treffen, aber fast immer gut begründet. Müßig wäre es, über das weltanschauliche Urteil zu streiten, von dem scharfumrissenen Standpunkt aus ist es sicher und einleuchtend. In seltenen Fällen nur stören offenbare Voreingenommenheiten und eine gewisse Enge. So bei Alexis, und ganz merkwürdig bei Grillparzer, hier aus einem süddeutschen Partikularismus, der den Norddeutschen schweres Unrecht tut („Weil aber die Reichsdeutschen ‚namentlich die nördlich vom Main, stets mit ungeheurer Geringschätzung auf Österreich herabsahen, so ignorierten sie auch möglichst den großen Klassiker"). Seine engere Heimat ist doch wohl an ihm nicht minder schuldig als andere Teile Deutschlands! Österreichische Kunst und Dichtung aber, nicht durch Norddeutschlands Schuld eine Zeit lang zurückgedrängt, haben längst wieder einen bevorzugten Platz im Herzen des norddeutschen Volkes, wie ihn umgekehrt spezifisch norddeutsche Künstler in Österreich kaum je erreichen werden, worüber sich die Norddeutschen aber kaum einmal beklagt haben. Eine falsche Einschätzung der Leser liegt auch in der Bemerkung zu Felix Dahn: „Der vielgelesene Wälzer „Ein Kampf um Rom" verdankt seine Empfehlung wohl mehr der gut antikatholischen Tendenz als dem künstlerischen Werte." Die antikatholische Tendenz dieses Werkes werden die meisten Leser ganz übersehen: es sind natürlich Stoff- und Spannungsreize, die dieses Buch so allgemein beliebt machen; auch katholische Leser lieben es nach wie vor aus diesem Grunde. — Eine unrichtige Einschätzung im Schwierigkeitsgrade liegt bei Eyth vor: „Als Volkserzähler kann Eyth nicht angesehen werden. Sein Leserkreis setzt einen Schulunterricht mit etwa Realschulbildung voraus." Eyth dringt tief in die Schicht der Leser mit Volksschulbildung hinab.

Entgleisungen (in unserm Sinne) wie die bei Dahn dürfen nun nicht zu der falschen Ansicht verleiten, als sei der Ratgeber irgend antiprotestantisch eingestellt. Nur wo man Angriffe des Protestantismus herauszufühlen meint, setzt die Abwehr ein, während sonst der fest auf kirchlichem Boden stehende Protestantismus bevorzugt behandelt wird (vgl. etwa die Ausführungen zu Jeremias Gotthelf, Raabe, Speck u. a.).

Im Allgemeinen ist gegen den früheren Auflagen eine Erweiterung des Bereiches des Zugelassenen zu spüren. Wenn nun dem weltanschaulich anders eingestellten Fachmann der hier abgegrenzte Kreis für die Volksbücherei (bezeichnenderweise tritt sehr oft die Koppelung „Volks- und Jugendlektüre" auf) trotzdem noch sehr eng erscheint, so muß er bedenken, daß dieses Gebiet sich nach der Seite der religiösen Kunst und Dichtung hin in großem Ausmaße erweitert und vertieft. Die dem Katholizismus eigene Auffassung von den Aufgaben und Zielen wahrer Kunst, die im religiösen Kunstwerk den absoluten Gipfel sieht, faßt die sich nicht mit religiösen Fragen beschäftigende oder wenigstens nicht von einer sicheren christlichen Weltanschauung unterbaute schöne und unterhaltende Literatur gewissermaßen nur als ein Außenwerk des ihr eigenen Bildungsgutes, als dessen Kernwerk man etwa die erhabene, feierliche Schönheit der Liturgie ansehen kann, die neuerdings zum Ausgangspunkt einer tiefgreifenden Bewegung im Rahmen der Gesamtbestrebungen der katholischen Kulturbewegung wurde. In gleicher Weise ist die Stellung der katholischen Weltanschauung zu den andern beiden großen Kunstgattungen, zu Musik und bildender Kunst, zu verstehen, wie denn alle drei Künste sich dem gewaltigen Dome des katholischen Kultus dienend eingliedern.

An dem überkommenen Kulturgut des Gesamtvolkes, wie es sich in den „Klassikern" in weiterem Sinne sammelt, nimmt diese Bildungsbewegung durch die Auswahlen bei Herder und bei anderen katholischen Verlagen teil, in denen eine äußerst rege und folgerichtige Tätigkeit der fortschreitenden Entwicklung nachzukommen sich bemüht.

Es würde also durchaus unrichtig gedacht sein, wenn man der katholischen Bildungspflege eine bewußte Abschließung gegen alles nicht auf ihrem Boden gewachsene deutsche Kulturgut vorwerfen würde, was notwendig die nun einmal vorhandenen Gegensätze in der Volksgemeinschaft unheilvoll vertiefen müßte. Vielmehr ist in der katholischen Bildungspflege überall das Bestreben erkennbar, in den Kreis ihrer Bildungsgüter alles einzubeziehen, das sich mit ihren Voraussetzungen vereinbaren läßt, also von sich aus die Verbindung mit dem Gesamtvolk auf dem Wege zur Volksgemeinschaft, soweit sich eine solche unter den gegebenen

Verhältnissen verwirklichen läßt, offen zu halten. Gewiß ist sie dabei in anderer Lage als die protestantische Bildungspflege zu einem Teile und besonders die der dogmatisch nicht gebundenen Weltanschauungsrichtungen, da sich die große Entwicklung der westeuropäischen Gesamtkultur (mag man sie bejahen oder nicht) seit dem 16. Jahrhundert in zunehmendem Maße außerhalb der christlichen Kirchen, oder besser über sie hinweg, die aus der Tiefe heraus dauernd noch wirksam bleiben, vollzieht. Auch in rein katholischen Ländern wie Frankreich zeigt sich deshalb ein ähnliches Verhältnis der katholischen Kultur und Bildungspflege zu den weltanschaulich freien Richtungen. Obwohl hier also eine gewisse Zwangslage besteht, sollte dieses Bestreben der kirchlich gesinnten katholischen Volksteile nicht ohne Erwiderung von der anderen Seite bleiben. Zwar ist der protestantische und der kirchlich ungebundene Teil des Volkes wirklich bedeutenden Erscheinungen von katholischer Seite her immer unbefangen gegenübergetreten, ich erinnere nur an Annette von Droste und Eichendorff (ja vielfach haben solche Dichter gerade von der anderen Seite wissenschaftlich und ästhetisch die eingehendste und liebevollste Behandlung gefunden), aber die Kenntnis des Wesens des katholischen Bekenntnisses und der in ihm liegenden religiösen und sittlichen Werte beruht mit wenigen gelehrten Ausnahmen in breiten Schichten auf dem apologetisch eingestellten protestantischen Schulwissen. In diesem sind beide Konfessionen aber gleichmäßig eng: durch seine geringere Vertretung innerhalb des allen gemeinsamen literarischen Kulturgutes gerät dabei der katholische Teil in Rückstand.

Die Richtlinien, die sich hieraus für den protestantischen oder weltanschaulich nicht gebundenen Büchereileiter ergeben, dem die deutsche Volksgemeinschaft und das erste Erfordernis jeder tieferen Bildung — Ehrfurcht vor dem Ideellen in allen seinen Erscheinungen — wirklich am Herzen liegen, sind gegeben. Bei der Bedeutung des Gegenstandes möchte ich jedoch das gekennzeichnete Bestreben des „Ratgebers" noch durch wenigstens zwei Beispiele erläutern:

Zu Theod. Storm: „Wir begegnen darum Erzeugnissen seiner Muse mit dem unverhohlenen Bekenntnis zu einer rein diesseitigen Lebensauffassung, für welche der Tod das Ende von allem ist ..., wie auch solchen, wo das religiöse Moment vollständig außerhalb des Spieles bleibt, und solchen mit christlicher Färbung; dann nämlich, wenn der Dichter Charaktere aus den gläubigen Volkskreisen in ihrem Denken und Hoffen objektiv gestaltet. Wenn deshalb der katholische Kritiker auch eine Gesamtausgabe der Stormschen Werke für das katholische Haus nicht empfehlen kann, so wird er trotzdem gern auf die unten verzeichneten Auswahlausgaben hinweisen ..."

Zu Gustav Frenssen, nach Anführung des ablehnenden Urteils von Adolf Bartels: „Aber es geht nicht an, die großen Vorzüge der Erzählungskunst Frenssens zu übersehen. Wenn ein Süddeutscher den „Jörn Uhl", „Hilligenlei", „Klaus Hinrich Baas" und vor allem „Der Untergang der Anna Hollmann" und „Die Brüder" liest, dann erkennt er sofort, wieviel allgemein Menschliches Frenssens Darstellungen der Lebensschicksale der friesischen Tatmenschen, Träumer und Grübler enthalten. Es packt ihn trotz des Manierismus, der nach Art des Predigers durch auffallende Redewendungen und gewolltes Pathos sich Aufmerksamkeit erzwingen möchte, die Plastik der Sprache, sowie auch die Ehrlichkeit und Wärme, womit der Dichter für seine Überzeugung, die nicht die unserige ist, eintritt, und seine Liebe zum Volke, für die besonders der letzte Roman „Der Pfarrer von Poggsee" zeugt." Wegen seines Rationalismus und seiner Erotik wird Frenssen dann für die Volksbücherei bis auf einige Werke abgelehnt, die man wegen ihrer „vielen Vorzüge" empfehlen zu müssen glaubt. — Diese Beispiele ließen sich zahlreich vermehren.

Die untere Grenze in ästhetischer Hinsicht liegt bei der Auswahl für alle nicht dem Boden der eigenen Weltanschauung entsprossenen Werke etwa auf der Höhe der guten Unterhaltungsliteratur, für die erzählende Literatur katholischer Weltanschauung liegt sie tiefer, besonders wo, wie in manchen Volkserzählungen, sich eine gesunde Moral mit derber, einfacher, aber ehrlicher Erzählungstechnik verbindet. Für diese Grenze führe ich an: Franz Heinr. Achermann, Achleitner*, Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem* („Gattung der höher stehenden Unterhaltungsromane mit Qualitäten"), Ansgar Albing, C. v. Bolanden, Ferd. v. Brackel („edle Unterhaltungslektüre ....

Niveau jener ... Zeitromane eines Auerbach, Lindau, Spielhagen"), Franziska Bram, Henriette Brey, M. v. Buol, Ad. Jos. Cüppers, August Ganther, Katharina Gondlach, J. Haarhaus, Thea v. Harbou* (mit ihren Novellen „Der Krieg und die Frauen" und ihrem Büchlein „Aus Morgen und Abend ein neuer Tag"), Antonie Haupt, M. Herbert, Wilhelmine v. Hillern, M. Homscheid, A. Hruschka, Maria von Hutten, Isabelle Kaiser, A. v. Krane, Ad. Kolping, Konr. Kümmel, Ernst Lingen, Joh. Mayrhofer, Jos. Mockenhaupt, F. Nabor, Marg. v. Ortzen, Joh. Peter, Eva v. Pütz, L. Rafael, Hans Richter*, Felicitas Rose*, Otto v. Schaching, M. Scharlan, Wilh. Scharrelmann*, Marie Schenk, Else Schmücker, Anton Schott, Henriette Schrott-Pelzel, Heinrich Sohnrey*, Jos. Spillmann, Hubertus Kraft Strachwitz, Hermine Villinger*, Fedor und Hans v. Zobeltitz* (in Auswahl und mit Bedenken).

Man sieht, daß der katholische Unterhaltungsroman (alle nicht mit einem Stern bezeichneten Namen, die sich noch vermehren ließen, und zwar — ästhetisch — meist leichterer Art, die breite Masse des Bestandes ausmacht. Maßgebend sind seine ethischen Werte, gelegentlich wird auf die Phantasiebedürfnisse stoffhungriger Leser betont Rücksicht genommen, immer ist die ästhetische Höhenlage sorgfältig vermerkt, so daß eine falsche Einschätzung im Sinne einer Überschätzung durch den Büchereileiter im allgemeinen vermieden wird, wenn uns auch manchmal hier die ästhetische Sonde erheblich rücksichtsvoller angelegt zu sein scheint, als bei den aus weltanschaulichen Gründen abgelehnten Werken. Das ist aber wohl natürlich und wiederholt sich bei jeder weltanschaulich gebundenen Bildungspflege.

Wir haben uns bei diesem Bericht mit Absicht auf diesen Teil der deutschen Schönen Literatur beschränkt, obwohl sie von dem 497 Seiten starken Führer nur 114 Seiten einnimmt. Für diesen Teil zeichnet verantwortlich Pfarrer Herman Herz-Dettlingen. Wir hofften so im Rahmen des verfügbaren Raumes ein besseres Bild dieser weltanschaulich gebundenen Bildungspflege geben zu können, als wenn wir eine flüchtigere Gesamtübersicht gaben. Nur einige Hinweise sollen das Bild ergänzen.

Dem Referat über die schöne Literatur folgt ein sehr nützliches über „Belletristische Buchreihen" vom Generalsekretär des Borromäusvereins Dr. A. Rumpf, durch Vollständigkeit und sorgfältige Durcharbeitung ausgezeichnet. Neu eingefügt dahinter „Deutsche Mundartdichtung". Es folgen: „Literatur des Auslandes in Übersetzungen", „Jugendschriften" und „Jugendschriftenreihen".

Während für die Schöne und die Erzählungsliteratur, wie wir sahen, für die breite Masse der Leser ein ziemlich tief liegender Schwierigkeitsgrad maßgebend war, so bringt die belehrende Literatur, z. T. von Universitätslehrern bearbeitet, auch gelehrte Werke in größerer Zahl, obwohl im Allgemeinen durchaus die populärwissenschaftliche Literatur, das belehrende Volksbuch überwiegt, so besonders in den Referaten „Naturwissenschaftliche Literatur", „Gesellschaftslehre und Gesellschaftsleben", „Theologische und religiöse Literatur". Bezeichnenderweise fehlen Referate über Philosophie und Psychologie. Schwierigere, gelehrte Werke finden sich in „Literaturgeschichte", „Ästhetik, Kritik und literarische Erziehung", „Kunstphilosophie und Kunstgeschichte". In dem Referat „Geschichte" vermißt man Namen wie Droysen, Mommsen, Ed. Meyer, Sybel, Gregorovius, E. Marcks, Jak. Burckhardt, Max Lehmann (Stein und Scharnhorst), Meinecke u. a. ganz. Trotz der z. T. gegnerischen Einstellung sollte man, da diese großen Werke nur von gebildeten Lesern bewältigt werden können, diese bedeutendsten deutschen Gestaltungen der geschichtlichen Vergangenheit seinen Lesern nicht vorenthalten. Wie ganz anders stehen da die Franzosen zu ihren großen Historikern! Hier liegt nebenbei auch für unsere Volksbüchereien noch eine bedeutende Aufgabe, denn noch immer sind diese großen Prosaisten mit ihrem reichen Schatz an historischen, politischen und allgemein-menschlichen Bildungsgütern außer den Fachgenossen der Besitz weniger Hochgebildeter.

Mit den Referaten „Erd-, Länder- und Völkerkunde, Reisen", „Missionsliteratur" und „Theater" ist dann der Kreis erschöpft, für dessen Auswahl eine

harmonische Allgemeinbildung auf katholisch-kirchlicher Grundlage bis zur Grenze, wo diese ins eigentlich Wissenschaftliche übergeht, im Allgemeinen maßgeblich scheint*). Hier liegt wieder ein bedeutsamer Gegensatz zu unserm Bildungsideal. Ich will nicht eine solche „Allgemeinbildung" mit der etwa um die Jahrhundertwende und früher erstrebten, die wir mit Recht als veraltet ansehen, gleichsetzen, da dieses katholische Bildungsideal vor mechanischer Stoffanhäufung durch die immer treibende, alles durchglühende Kraft des zentralen religiösen Gedankens wenigstens der Idee nach bewahrt und zum lebend bewegten Organismus geordnet wird. Aber es ist selbstverständlich, daß trotzdem ein mehr rezeptives Verhalten dem Bildungsstoff gegenüber durch diese Einstellung begünstigt wird. Unser Bildungsideal will den Leser möglichst in einem Punkte soweit bringen, daß er bis in die Quellen hinab und bis an die Grenzen hinauf zu reichen befähigt wird, um selbst kritisch frei Stellung nehmen und von dem gewonnenen Punkte aus sein Weltbild sich gestalten zu können. Deshalb können wir hier nicht stehen bleiben. Wir wissen natürlich, daß die Bücherei dies allein nur in den seltensten Fällen erreichen kann, aber auch wir sehen sie ja nur als Teil, freilich als zentralen Ausgangspunkt einer umfassenden Volksbildungspflege, die allmählich aufzubauen wir uns bemühen.

Ein weiterer Unterschied, mit dem aufgewiesenen eng zusammenhängend, ist das schon berührte autoritative Verhalten der katholisch-kirchlichen Bildungspflege, wie es ja bei der Schönen Literatur sehr deutlich wurde. Es eignet wieder mehr oder weniger jeder weltanschaulich gebundenen Bildungspflege. Ein gewisses Maß von Autorität freilich üben auch wir dem Leser gegenüber aus, aber es ist doch sehr verschieden von dem hier angewandten. Wir halten es, um es nach der praktischen Seite hin kurz zu formulieren, von unserm Bildungsideal aus grundsätzlich für verfehlt, politisch, weltanschaulich oder religiös eine Bücherei einseitig aufzubauen. Daß auch außerhalb der weltanschaulich gebundenen Büchereipolitik darüber andere Ansichten bestehen, als sie in diesen Blättern vertreten werden, damit können wir uns im Augenblick nicht auseinandersetzen.

Selbstverständlich ist aber, daß diese grundsätzlich andersartige Grundeinstellung weltanschaulich gebundener Büchereiarbeit (und der Bildungspflege überhaupt) auch auf die Methoden hin sich auswirken muß. Und dies muß, wie wir sogleich sehen werden, dahin erweitert werden, daß auch zwischen den einzelnen dogmatisch gebundenen Weltanschauungen ihrer Eigenart nach solche Unterschiede bestehen, daß hier ebenfalls eine Rückwirkung auf die Methode stattfinden muß. Eine übergreifende Einheit kann also auch im Büchereiwesen wie in aller Bildungspflege nur auf dem rein technischen Gebiet hergestellt werden. In den eigentlich pädagogischen Methoden kann (und sollte) eine ständige gegenseitige Befruchtung stattfinden, aber als Unterkreise einem übergreifenden Oberbau lassen sie sich organisch nicht eingliedern, sowie man diesem Oberbau gedanklich klare Linien zu geben sich befleißigt.

Abschließend muß noch von dem „Literarischen Ratgeber des Borromäusvereins" gesagt werden, daß eine ungeheure und in ihrer Art bewundernswürdig einheitlich durchgeführte Arbeit damit geleistet ist, die in der Volksbildungspflege ohnegleichen dasteht. Und auch der Nichtkatholik kann sehr viel daraus lernen, wenn er recht zu lesen versteht.

Es ist von Interesse, mit diesem katholischen Ratgeber den „Eckart-Ratgeber. Ein Führer durch das Schrifttum der Gegenwart" zu vergleichen, der im ersten Jahrgang 1926 im Eckart-Verlag in Berlin erschienen ist. Er wird herausgegeben von der „Deutschen Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre" im Anschluß an die Monatsschrift „Eckart", Blätter für evangelische Geisteskultur. Bei dem Vergleich muß zunächst berücksichtigt werden, daß der Führer sich auf „Das Schrifttum der Gegenwart" beschränken will. Da ihn aber die „Deutsche Zentralstelle für Volks- und Jugendlektüre" herausgibt, so muß angenommen werden, daß er sich ungefähr an die gleiche soziale Schicht wendet wie der Ratgeber des Borromäus-Vereins.

---

*) Die eigentliche „Berufsliteratur", auch für die handarbeitenden Klassen, bleibt also unberücksichtigt.

Schon der erste Blick in den Ratgeber klärt diesen Irrtum auf. Er wendet sich ausschließlich an gebildete Kreise in einer hohen Fassung dieses Begriffes. Die einzelnen Abschnitte, von denen sich mehr als ein Drittel mit theologischen und weltanschaulichen Fragen beschäftigt, haben Einleitungen, teils kulturkritischen, teils normativen Inhalts. Ich zitiere aus dem ersten „Weltanschauung und Geistesbildung":

„Lebendige Weltanschauung treibt, um der unerfüllten Idee, um des ungestalteten Chaos willen, zur Bildung. Das Ziel der Bildung ist die in der Weltanschauung verpflichtend geschaute Gestalt. Bildung ist wachsende Gestalt über den Gegensätzen des Gestaltlosen. Wer den heiligen Ruf vernommen hat, dem wird die Idee zum Ideal; der bringt sich selbst zum Opfer, auf daß die Gestalt werde. Denn Gestalt ist die Einheit der (in ihr bewahrten und erlösten) Gegenkräfte."

So halten sich die Besprechungen auf ähnlicher Stufe. Sie gehen auch kritisch über das Ausmaß dessen hinaus, was zur Einführung eines nichtfachmännischen Lesers geboten erscheint. Wo in den weltanschaulich-theologischen Abschnitten katholische Werke berührt werden, geschieht dies bei Wahrung des eigenen Standpunktes ohne Enge. Man hat das Gefühl, daß eine gemeinsame Not und eine gemeinsame Hoffnung die beiden großen christlichen Kirchen nähergebracht haben. Erfreulich ist die vorurteilslose Art, mit der im Abschnitt „Seelenleben" Erscheinungen wie die Psychoanalyse, die Individualpsychologie und Parapsychologie gewürdigt werden. Ähnliche Weltoffenheit findet sich in den anderen Referaten. Hierin prägt sich am stärksten der Unterschied zum katholischen Bildungsideal aus, das viel strenger autoritativ gehalten ist. Von unserem Bildungsideal aus wird man das als einen Vorzug empfinden, freilich dürfte diese Haltung, welche die geringere Geschlossenheit und den Mangel einer gleichmäßigen Durcharbeit a l l e r Lebens- und Geistesgebiete bedingt, doch nicht unschuldig daran sein, daß der evangelischen Kirche heute weite Volkskreise entfremdet sind. Wie lebhaft das empfunden wird, zeigt das Referat über „Gesellschaft und Wirtschaft", aus dem ich zitiere:

„Die soziale Neuorientierung, die unsere Kirche braucht, wenn sie mit den großen entfremdeten Volksmassen wieder Fühlung gewinnen will, kann nicht aus der Verfechtung des idealistischen Kultursystems, auch nicht aus einem idealistisch verdünnten Christentum kommen, sondern aus einer religiösen Haltung, die m e h r a n d e n W i r k l i c h k e i t e n a l s a n I d e e n u n d a m „G e i s t l i c h e n" o r i e n t i e r t i s t." Und weiter: „Man wird in liebevollem Verständnis für die innere Kraft der proletarischen Bewegung dafür sorgen müssen, daß sie anstelle der brüchigen Grundlagen der Aufklärungsphilosophie einen neuen Geist erhält. Wer von der geschichtlichen Mission einer großen umfassenden proletarischen Bewegung überzeugt ist, hat sich an diesem Dienst zu beteiligen. Das sollte mehr als bisher auch die evangelische Kirche tun..."

Ich führe diese Bemerkungen an, nicht weil sie an sich interessant sind, sondern weil sie zeigen, nach welcher Seite sich das evangelische Bildungsideal zu erweitern strebt. Es fehlt ihm, allzu ausschließlich im geistigen Bereich schwebend, der Boden unter den Füßen.

Die verschiedene Einstellung der katholischen und dieser evangelischen Betrachtungsweise in literarischer Hinsicht wird vielleicht am besten durch eine Gegenüberstellung charakterisiert. So nennt der Eckart-Ratgeber Hans Naumanns „Deutsche Dichtung der Gegenwart" die „beste Darstellung der neuesten deutschen Literatur" und Albert Soergels neue Folge seines „Dichtung und Dichter der Zeit" „im ganzen ein für den Literar-Historiker wie für jeden Freund und Leser neuer Dichtung unentbehrliches und noch dazu äußerst unterhaltendes Buch". Der Ratgeber des Borromäus-Vereins meint zu Naumanns Werk, es sei „auf den Ton der offiziellen großstädtischen Kritik eingestellt und müsse deshalb mit Vorsicht benutzt werden", das Soergels aber „laufe auf eine Verherrlichung aller neuesten Richtungen hinaus, sei vielfach unkritisch, lasse sittliche Maßstäbe empfindlich vermissen und habe deshalb „für uns" nur den Wert einer fleißigen Materialsammlung". So ist es verständlich, daß das Referat des Eckart-Ratgebers über erzählende Dichtung bei knappem Umfang die evangelisch gebundene Weltanschauung eigentlich nur durch Bevorzugung einiger spezifisch evangelisch eingestellter

Schriftsteller erkennen läßt. Die eigentliche „Volks“-Literatur wird bezeichnenderweise fast gar nicht berücksichtigt.

Im ganzen also tritt eine gemilderte autoritative Auffassung nur in den der Weltanschauung und Theologie gewidmeten Abschnitten auf.

Die Kritik steht durchweg auf hoher Warte, so daß der Ratgeber unsern Büchereien in zahlreichen Fällen gute und sichere Auskunft geben wird, so sehr er, wie wohl aus dem Vorangegangenen ersichtlich ist, die eigentlich bildungspflegliche Einstellung vermissen läßt, wie wir sie suchen und brauchen. Wie weit die protestantische Volksbildungspflege eine feste, neuzeitliche Methode bereits besitzt, wie weit sie danach noch auf der Suche ist, läßt sich aus diesem Ratgeber nicht ersehen. Soviel dürfte klar geworden sein, daß diese Methode sich von der katholischen in mancher Hinsicht unterscheiden muß, aber auch nicht mit der weltanschaulich nicht fest gebundenen Bildungspflege übereinstimmen kann, obwohl sie sich in einzelnen Punkten vielleicht enger mit ihr berühren dürfte als die katholische (als die am strengsten autoritative).

So lockend es wäre, in diesem Zusammenhange auch auf die heute vielfach ausgebaute sozialdemokratische Bildungspflege einen Blick zu werfen, muß dies doch einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Um mich vor Mißdeutungen zu wahren, möchte ich am Schluß betonen, daß ich natürlich mit einem Referat über zwei „Ratgeber“ als vereinzelter, wenn auch in gewissem Sinne typischer Erscheinungsformen vielverzweigter Gebilde nicht mehr als einen Hinweis auf die damit zusammenhängenden Fragen habe geben wollen und geben können.

Die Cleveland Public Library (Ohio).

Von Dr. Jürgens (Berlin).

Wenn ich die Fülle des auf der vierzehntägigen, von der American Library Association den fremden Delegierten als Gastgeschenk dargebotenen Rundreise durch die Bibliotheken der Vereinigten Staaten Gesehenen an mir vorüber gleiten lasse, die große Zahl der neuen prächtigen Bibliotheksgebäude rückschauend überblicke, möchte ich aus den Public Libraries die neueste Schöpfung herausgreifen und genauer schildern, die Cleveland Public Library, nicht weil sich diese Bibliothek in jeder Hinsicht als die beste darstellt, sondern weil sie einen neuen Typ der amerikanischen Bücherei zeigt. Den Beständen nach stehen manche andere Bibliotheken ihr weit voran, namentlich auch hinsichtlich der dauernd wertvollen Bücher, auch scheint mir die Gesamtarbeitsleistung des Personals in manchen anderen Bibliotheken im Verhältnis zu seiner Größe höher zu sein, aber die Neuartigkeit des Systems verdient Beachtung.

Zunächst einige Statistik: Nach der letzten Veröffentlichung des „U. S. Department of the Interior. Statistics of Public, Society and School Libraries 1923“ hatte die Public Library in Cleveland mit ihren 54 Zweigstellen in der Stadt insgesamt 775 262 Bände, wovon 114 055 Bände während des Stichjahres erworben waren. Bei einer Gesamtbevölkerung von 880 000 Einwohnern waren 214 393 Benutzerkarten ausgegeben. Die Zahl der benutzten Bände betrug in diesem Jahre 4 797 688, das Gesamteinkommen der Bibliothek 3 015 688 Dollar, davon die eigentlichen Bibliothekausgaben 951 148 Dollar, während der Rest als Teil der Bausumme anzusehen ist. Diese Zahlen sind dann im neuen Hause schnell überholt. Die letzten, mir persönlich gegebenen Ziffern mögen von Interesse sein, „obwohl auch sie längst antiquiert sein werden, wenn Sie in Europa von ihrem Dampfer steigen“, wie man mir mit Stolz sagte: Nach einem Vortrag von Frau L. Eastman, der jetzigen Leiterin der Bibliothek, beträgt der Gesamtbestand ca. 1 Million Bände, wovon die Hälfte in der Hauptbibliothek aufgestellt, die übrigen auf die Zweigbibliotheken verteilt sind. Der Zugang des letzten Jahres betrug 220 00 Bände, wobei die Schlager des Jahres und Kinderbücher etc., in 60—80 Exemplaren gekauft wurden, während etwa 30—40 000 Bände als verbraucht ausgeschieden wurden. Ausgeliehen wurden etwa 6 Millionen Bände. Als Etat standen 1 670 00 Dollar zur Verfügung, wobei nur ein geringer Teil für den Bau neuer Zweigbibliotheken anzusetzen ist. Die Arbeit wurde von insgesamt

975 Angestellten, d. i. mehr als ein Protausend der Bevölkerung geleistet. Diese Zahlen zeigen uns den Idealismus der Bürger von Cleveland und eine Wertschätzung des Buches als Kulturfaktor, wie sie fast unerhört erscheint, wenn auch ein Teil dieser Anstrengungen auf Konto nachbarlichen Wettstreits mit dem anderen Emporium am Ufer des Eriesees, Detroit, zu setzen ist.

Das erst kürzlich mit einem Kostenaufwand von 5 Millionen Dollar (ohne Bauplatz) errichtete Gebäude der Bibliothek ist aus dem Gedanken heraus entworfen, dem Benutzer den Gesamtbestand der Bibliothek direkt zugänglich zu machen. Man hat darum auf den traditionellen Hauptlesesaal verzichtet und trennt nicht die Reference- und Circulation books; vielmehr besteht die Bibliothek im Grunde aus 16 einzelnen Lesesälen mit großen Handbibliotheken und direktem Zugang zu den unmittelbar nach dem Kern des Gebäudes hin daran anschließenden Magazinen für das betreffende Fachgebiet, so daß eigentlich alle Fenster des ganzen Hauses Lesesäle anzeigen, während die Magazine, um einen Riesenlichtschacht gruppiert, den Kern des Hauses bilden. Der innerste Hof im Erdgeschoß, von der Brett Memorial Hall — so nach dem früheren Leiter und Schöpfer des neuen Systemes und Baues genannt — eingenommen, dient allerdings als Zentralzeitschriften-Lesesaal, während der Raum darüber in den oberen Stockwerken, wie gesagt, als Lichtschacht für die Magazine unumbaut blieb. Das Erdgeschoß des Baues nehmen die am häufigsten benutzten Abteilungen ein: hier finden sich die „Allgemeinen Nachschlagewerke", einschließlich der Adreßbücher für den Kaufmann, eine Kartenabteilung, die allgemeine Abteilung „Literatur", die Abteilung „Fremde Literatur" und die Popular Library, Romane für die Ausleihe enthaltend, mit direktem Ausgang in die Leihstelle der Bibliothek. Der zweite Stock ist dagegen mehr für den „scholar" bestimmt, mit den Abteilungen Philosophie und Religion, Erziehung, Soziologie, Geschichte, (Biographie und Recht), Technik, Patentwesen. Im dritten Stockwerk Kinderabteilung, Junge Leute-Saal, Schulabteilung, daran anschließend eine Abteilung für die Bibliotheksausdehnungsbewegung auf Erwachsene, eine Abteilung für Klassenbibliotheken, die in den Schulen unterhalten werden, der feuersichere Schatzraum für besonders kostbare, noch zu erwerbende oder als Geschenk begeisterter Freunde erwartete Bücher, ferner die John C. White Collection für Folklore und Orientalistik, eine wissenschaftliche Spezialbibliothek von 50 000 Bänden, die Stiftung eines der Trustees der Bibliothek — wohl der wertvollste Teil dieser Sammlung —, die in dieser industrierreichen Stadt natürlich mehr die Funktion eines Archives hat, ferner Musik-, Kunst- und Bilderverleihabteilung, wobei jede Abteilung einen länglichen Lesesaal umfaßt, an dessen Wänden Standardwerke stehen, von dem aus die Magazine des betreffenden Faches direkt ohne Unterbrechung durch eine Mauer zugänglich sind.

So kann der Belehrung suchende Einwohner von Cleveland auf den Gebieten, auf denen die Bibliothek reicher versorgt ist, die gesamte vorhandene Literatur einsehen, er kann zugleich Auskunft bei dem Leiter der betreffenden Abteilung erbitten, der in ihrer Mitte hausend auf seinem Sondergebiet besondere Kenntnisse besitzt und dafür besonders ausgebildet ist. Man hat so den gewöhnlich nur einmal vorhandenen „Information Desk" zerlegt und statt des sonst in allzu vielen Fällen zu Rate gezogenen Konversationslexikons einen Fachmann eingesetzt, der an Stelle allgemeinerer Aufklärung über die Benutzung von Büchern überhaupt oder die Benennung einiger Titel ohne Kennzeichnung ihres Wertes eine auf eigener Kenntnis der Sache beruhende Auskunft erteilt. Selbstverständlich haben die meisten großen Bibliotheken wie die New York Public Library für ihre Sonderabteilungen besonders ausgebildete Leiter, welche auch innerhalb der Abteilung ihren Arbeitsplatz haben und Auskünfte erteilen. Aber als System hat man diese Ordnung nicht durchgeführt, sondern nur für bestimmte Gebiete wie Genealogie, Kupferstiche, Volkswirtschaft, Gebiete, auf denen die besondere Stärke dieser Bibliothek liegt, und ohne das Prinzip des freien Zugangs zu den gesamten Beständen der Bibliothek anzuwenden. Man hat mit diesem System den Fehler abstellen wollen, daß der amerikanische Bibliothekbetrieb zum Teil zu mechanisiert war, denn es besteht, wie mir häufig gesagt wurde, nur in seltenen Fällen ein persönliches Verhältnis des Bibliothekars zum Leser. Die Auswahl der Bücher, welche man in Cleveland einer besonderen Abteilung gewürdigt hat,

ist einzig von dem Gedanken diktiert, auf welchen Gebieten wird der Bürger Rat suchen und nicht von irgendwelchen Gelehrten oder wissenschaftssystematischen Gedanken. Man konnte dabei auch darauf Rücksicht nehmen, daß für die Stadtverwaltung und juristisch interessierte Einzelpersonen eine Municipal Reference Library als Zweigbibliothek sorgt, während andere Spezialbibliotheken der Stadt andere Fächer übernommen haben. Das Streben, den Bedürfnissen der Bewohner der Stadt zu dienen, zeigt sich auch sonst in der ganzen Bibliothekspolitik. Der Zusammensetzung der Einwohnerschaft der Stadt entsprechend besitzt die Bibliothek moderne Bücher in 23 Sprachen und hält z. B. arabische Zeitungen, da sich unter der Arbeiterbevölkerung der Stadt einige tausend Araber finden. Selbst eine arabische Schreibmaschine fand ich dort als Paradestück. Man erwartet, daß ein Fremdgeborener, wenn er sich erst einmal durch Lektüre in seiner Muttersprache an die Bibliothek gewöhnt hat, auch amerikanische Literatur entleihen wird. Die Bibliothek gibt Auskünfte über jede Frage und bittet nur die Fragen telephonisch vorher anzumelden, damit das Material bereits vor dem persönlichen Besuch zusammengestellt werden kann. Man fordert die Bevölkerung direkt auf, Bücher mit in die Ferien zu nehmen, sendet allen Blinden des Staates Bücher in Blindenschrift mit Postfreiheit zu u. s. f. Klubräume werden Vereinen und Klubs bereitgehalten, soweit sie erzieherische, literarische, künstlerische oder staatsbürgerliche Ziele verfolgen. So beabsichtigt die Bibliothek als Zentrum der Aufklärung, der Weiterbildung und Erziehung der städtischen Bevölkerung zu dienen.

Aus der Beratungspraxis.

Die Technik im Spiegel der Dichtung.

Von Dr. Wilhelm Schuster.

1.

In meinem Aufsatz „Volkstümliche Bücherei und Berufsliteratur" im 6. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 239 ff ist (S. 244) die Forderung erhoben, „sorgfältig alle die Fäden zu verfolgen und darzulegen, die zwischen der ‚eigentlichen Literatur' und der Berufsliteratur herüber und hinüber führen", um eine Verbindung und Durchdringung der Zweckbildungswerte und der Sinnbildungswerte zu erreichen und zu fördern. Praktisch sollte dies durch eine entsprechende Ausgestaltung der Kataloge für ein bestimmtes Berufsgebiet erreicht werden, so daß eine knappe Auswahl der einschlägigen Werke aus der Schönen Literatur, der Lebensbeschreibungen und evtl. philosophischer, ethischer, soziologischer und volkswirtschaftlicher Werke mit kurzen Besprechungen den einzelnen Abteilungen vorangeht oder ihnen folgt. Das Bildungsziel, das damit erstrebt ist, wird am klarsten umrissen durch das Hebbelsche Epigramm, das „Goethes Biographie" in den schönen Versen deutet:

> Anfangs ist es ein Punkt, der leise zum Kreise sich öffnet,
> Aber, wachsend, umfaßt dieser am Ende die Welt.

Wobei man freilich recht verstehen muß, daß die Erweiterung nicht lediglich nach der Breiten-, sondern gleichzeitig nach der Tiefendimension vor sich zu gehen hat, und so zugleich die seelische Ausgeglichenheit entsteht, welche die schöpferischen Kräfte des Menschen entbindet.

Einen praktischen Versuch habe ich gemacht, indem ich für einen von der Zentrale für das Berliner Volksbüchereiwesen (Stadtbibliothek Berlin) ausgearbeiteten technischen Katalog eine Abteilung „Die Technik im Spiegel der Dichtung" bearbeitete. Die Anordnung der ausgewählten Werke ist so getroffen, daß zunächst der Techniker und Arbeiter als Pionier, dann die entstehende Spannung zwischen zivilisatorischer Technik und Kultur (Seele), darauf die materielle und seelische Verelendung der Masse im Gefolge der technisch-kapitalistischen Entwicklung und ihr Ringen nach einem neuen menschenwürdigen Dasein in Erscheinung tritt, woraus sich die erhoffte Erlösung anbahnt, die die Technik „dem Lebensprozesse so einordnet, daß sie aller Leben erhöht".

Es ist selbstverständlich, daß die Art der kurzen Besprechungen von dem besonderen Zwecke bestimmt wird. Für eine Abteilung „Erzählende Literatur" oder für eine ähnliche Verwendung einzelner der aufgeführten Werke in einem Katalog „Sozialwissenschaft" müßten die Besprechungen zum Teil wieder neu gefaßt werden, indem der Nachdruck auf andere Werte gelegt würde.

Ich lasse die kleine Abteilung mit ihrem kurzen Vorspruch hier so folgen, wie sie in dem Katalog zum Abdruck kam.

2.

Ohne Streben nach Vollständigkeit soll diese Auswahl die Umgestaltung des äußeren wie des inneren Lebens der Menschheit durch die Technik etwa vom Beginn des 19. Jahrhunderts an aufzeigen. Die Dichtung leuchtet unmittelbar in die Entstehung der großen gesellschaftlichen Kämpfe hinein, welche die technische Entwicklung heraufführt und die auch unsere Gegenwart fortlaufend bewegen, und zeigt, wie sich die Masse und der einzelne Mensch mit den um ihre Seele ringenden Mächten auseinandersetzen.

Eyth, Max. Der Schneider von Ulm. Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen.

Das Schicksal eines der kühnen Erfinder, die ihrer Zeit weit vorauseilend ihr Leben an die Erfüllung ihres Traumes setzen. Auf dem Hintergrunde des lebendig erfaßten schwäbischen Kleinstadtlebens zu Anfang des 19. Jahrhunderts, in dem sich die ersten Spuren des heraufziehenden technischen Zeitalters bemerkbar machen.

Eyth, Max. Der Kampf um die Cheopspyramide. Eine Geschichte und Geschichten aus dem Leben eines Ingenieurs.

Eyth, Max. Hinter Pflug und Schraubstock. Erzählungen.

In Eyth gewinnt der frische Wagemut und die Schaffensfreude des Technikers als Pionier des neuen Lebenswillens der Menschheit Gestalt. Es sind Bilder aus der siegreichen Frühzeit der Technik, getragen von dem tiefen Ernst und der Wärme eines echten Herzens und durchleuchtet von einem köstlichen Humor.

Didring, Ernst. Hölle im Schnee. Roman aus dem Schwedischen.

Didring, Ernst. Der Krater. Roman.

Der erste Roman gibt ein großartiges Bild des menschlichen Ringens mit den Naturkräften beim Bau der Lapplandbahn, der zweite schildert das Bergmannsleben nach ihrer Eröffnung. Heißer Lebenswille, Abenteuerlust und Werkfreude treiben diese Menschen vorwärts, die Schulter an Schulter, der Ingenieur neben dem Arbeiter, den Kampf mit der Wildheit und Grausamkeit des Lebens bestehen. Als Ziel erscheint die Vertiefung der äußeren Arbeitsgemeinschaft zur inneren Gemeinschaft aller zueinander und zu ihrem Werke.

Brinkmann, Ludwig. Aus meiner Bergwerkszeit. Bd. 1. Silber.

Brinkmann, Ludwig. Aus meiner Bergwerkszeit. Bd. 2. Blei.

Der 1. Bd. schildert das Minenleben im tropischen Mexiko. Als zwei junge Ingenieure am Ziel ihrer mühevollen Arbeit sind, entreißt ihnen ein Großkapitalist den Gewinn. — Der 2. Bd. führt nach Spanien, wo der Held des Buches als Vertreter einer deutschen Großbank dieser einen Anteil an der Bleiproduktion zu sichern versteht, aber mit seinem großzügigen Unternehmen an der kleinlichen Profitgier des Kapitals scheitert. — Brinkmann arbeitet hier besonders scharf den schon bei Didring anklingenden Gegensatz zwischen dem schöpferischen Menschen der Technik und dem nur auf eine hohe Dividende versessenen kleingeistigen und unschöpferischen, aber übermächtigen Kapital heraus.

Ponten, Josef. Der babylonische Turm. Geschichte der Sprachverwirrung einer Familie. Roman.

Der Maurer Großjohann, eine Künstlernatur mit unbändigem Schaffenswillen, wird Großunternehmer. Um bauen zu können, muß er sich dem Kapital verschreiben, das ihn verschlingt. Über dem gehetzten Schaffen des Vaters zerbricht die Familie. — Eine dreifache Tragik spricht sich aus: Die Einsamkeit des Schaffenden in einer gehetzten Zeit, die keinen Raum mehr für ihn hat, das

schöpferische Tatmenschentum im Kampfe mit der alles verschlingenden Macht des Kapitals, der Gegensatz der primitiven Härte des Emporkömmlings zu der gesättigten Kultur alten Besitzes, die ihm seine Kinder entfremdet und entlockt. Ein tiefsinniges Bild deutschen Lebens.

Hamsun, Knut. Kinder ihrer Zeit. Roman.

Hamsun, Knut. Die Stadt Segelfoß. Roman.

Die beiden zusammengehörigen Romane schildern, wie die Industrie (hier ein Mühlenwerk) das äußere und das seelische Leben der Menschen in einem kleinen verschlafenen norwegischen Küstenort umgestaltet. Mit dem Rückgange des Werkes fällt das wirtschaftliche Leben in seine alte Bedürftigkeit zurück, aber die Menschen finden nicht mehr heim zu ihrer früheren, genügsamen Lebensform. — Der Dichter steht der modernen Zivilisation und Industrialisierung ablehnend gegenüber, aber die seherische Tiefe seines Blickes und die Kraft seiner Gestaltungsgabe heben die Darstellung ins Allgemeine.

Kretzer, Max. Meister Timpe. Sozialer Roman.

Leichter zugänglich als die beiden eben genannten Bücher Hamsuns schildert dieser Roman den Verzweiflungskampf des untergehenden Handwerks gegen die Industrie im Rahmen der werdenden Großstadt, des Berlin der siebziger Jahre. Zwei Generationen, das vergeblich ringende solide und sittlich gefestigte Kleinbürgertum und die Vertreter der gewissenlosen Geschäftstüchtigkeit der neuen Zeit, stehen einander gegenüber.

Toller, Ernst. Die Maschinenstürmer. Ein Drama aus der Zeit der Ludditenbewegung in England.

Das Stück spielt in der Frühzeit der Arbeiterbewegung, während des Übergangs von der Handweberei zur Maschinenindustrie. Grell tritt das Elend der Masse heraus, die ihrem dumpfen Triebe folgend sich schließlich gegen den eigenen Führer wendet. Im Verhältnis der Masse zu ihren Führern liegt eine der schwierigsten Fragen des neuen industriellen Zeitalters.

Hauptmann, Gerhart. Die Weber. Schauspiel aus den vierziger Jahren.

Schildert den Aufstand der durch Not und Hunger zur Verzweiflung getriebenen Handweber der schlesischen Berge. Das erschütterndste und großartigste deutsche Dichtwerk dieser Art. Der große deutsche Arbeiterroman fehlt uns noch immer, wofür die folgenden französischen, dänischen, amerikanischen und spanischen Werke eintreten.

Zola, Emile. Germinal. Roman. Aus dem Französ.

Das ganze Leben eines Grubenbezirkes in seinen Höhen und Tiefen, das düstere Los der Bergarbeiter, ihre Freude, ihr Leid und ihre Arbeit, Streik und Grubenkatastrophe, haben in diesem großen Werke gewaltigen Ausdruck gefunden. Zugrunde liegen die französischen Zustände der achtziger Jahre, aber die Novellen Paul Zechs etwa zeigen, daß vieles von dem hier Geschilderten auch heute noch gilt und die Grundzüge des Arbeiterlebens die gleichen geblieben sind.

Sinclair, Upton. König Kohle. Roman. Aus dem Amerikan.

Der ideal gesinnte Sohn eines amerikanischen Kohlenmagnaten geht als Arbeiter unerkannt in eine Grube und lernt die entsetzliche Korruption und das unsagbare Leiden der unorganisierten Bergleute kennen, wodurch er zum Gewerkschaftsführer wird. Obwohl die Kraft der Darstellung nicht an die verwandten, hier aufgeführten Werke heranreicht, ist das Buch, das auf sicheres Material gestützt ist, zur Kenntnis der Lage des Arbeiters in manchen amerikanischen Bezirken unentbehrlich. Es schildert die Zeit kurz vor dem Weltkriege.

Espina, Concha. Das Metall der Toten. Roman. Aus dem Span.

Eine großzügige, von dichterischem Schwunge getragene Darstellung des Lebens in den spanischen Metallgruben und des furchtbaren Loses der Bergleute. Auch hier der Schrei nach gewerkschaftlicher Organisation als einzigem Wege zur Rettung. — Das Buch ergänzt sehr schön das Brinkmannsche „Blei", da es die Gruben, um die dort gehandelt wird, in ihrem inneren Leben zeigt.

Andersen, Nexö, Martin. Pelle der Eroberer. Roman in 2 Bänden. Aus dem Dän.

Pelle, der Sohn eines armen Häuslers aus Schweden, erlebt auf der

Ostseeinsel Bornholm das Schicksal des Landarbeiterkindes und armen Schuhmacherlehrlings in dem sterbenden Handwerk der Kleinstadt. Als Geselle in Kopenhagen durchläuft er alle Stationen des Proletarierelends und versucht, in längerer, ungerechter Gefängnisstrafe innerlich gereift, eine eigene Lösung auf dem Wege der Kooperation, d. h. der Produktionsgemeinschaft, die er zur Blüte bringt. — Die Kenntnis aller Abgründe des Lebens, einfache tiefe Menschlichkeit und die Kraft eines starken Kampfwillens über Not und Tod kennzeichnen das große Werk und erheben es zum dichterischen Grundstock der modernen Arbeiterbewegung.

Laßwitz, Kurd. Auf zwei Planeten. Roman.

Wells, H. G. Der Luftkrieg. Roman. Aus dem Engl.

Die rasche Entwicklung der Technik im 19. Jahrhundert rief den phantastischen technischen Roman hervor, der die technischen Mittel ins Ungeheure steigert und in der Ausmalung der hierdurch herbeigeführten Lage ein getreues Spiegelbild der Lebensstimmung der Zeit gibt. Während das ausgehende 19. Jahrhundert von der Höherentwicklung der Technik alles irdische Heil und den Frieden auf Erden erwartet, wofür der Roman von Kurt Laßwitz bezeichnend ist, sieht man seit der Jahrhundertwende mehr und mehr die Gefahren des Übermaßes technischer Mechanisierung, wie Wells „Luftkrieg" zeigt, der in einen Weltuntergang als Weltgericht ausklingt, indem er an uralte menschliche Vorstellungen von der Strafe für menschlichen Übermut anknüpft.

Kaiser, Georg. Gas. Schauspiel in zwei Teilen.

Die fortschreitende Mechanisierung und Arbeitsteilung, welche die Technik mit sich bringt, tötet das Seelische und macht den Menschen mehr und mehr zum Sklaven der Maschine. Dieses Schauspiel formt den Schrei der Massen nach Erlösung zu einem naturhaften Dasein, das den Menschen der Erde und sich selbst zurückgibt. Eine Lösung, der wir folgen können, gibt es nicht, aber es gibt der Sehnsucht unserer Zeit Stimme, wie mehr oder weniger alle die genannten Werke, und aus dieser Sehnsucht wird einst die Erlösung geboren werden, welche die Technik dem Lebensprozesse so einordnet, daß sie aller Leben erhöht.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Peter Rosegger.

Peter Rosegger entstammt dem steirischen Bauerntum. Geboren ist er am 31. Juli 1843 in Alpel, einer kleinen zu Krieglach gehörenden Siedlung als ältester Sohn eines Waldbauern und hat die ersten zwanzig Jahre seines Lebens nichts gesehen als das Bauernleben seiner Heimat in jener Zeit, da das Bauerntum der Alpen noch in völliger patriarchalischer Einfalt lebte und fast noch keine Berührung mit all den zersetzenden Kräften bekommen hatte, die heute hier wie dort die Struktur des alten Bauerntums gründlich verändert haben. Damals ruhte der Bauer ganz in sich, die Grenzen seines Hofes oder seines Dorfes umschlossen seinen Lebensbezirk; heute ist an dessen Stelle die moderne Landwirtschaft getreten, die ein Wirtschaftsfaktor wie alles andere geworden ist und die darum ihre alte Kultur vollends zu verlieren im Begriff ist. Das alte Bauerntum bestimmt Roseggers geistige Haltung bis ins höchste Alter: er ist trotz fünfzigjährigen Stadtlebens im Herzen Bauer geblieben. Emil Ertl erzählt in seinem unten näher gewürdigten Erinnerungsbuch, daß Rosegger, durch das lange Siechtum seiner letzten Zeit für alle anderen Fragen teilnahmlos geworden, völlig auflebte und sein Leiden vergaß, wenn ihn Ertl um landwirtschaftliche Einrichtungen und Tätigkeiten befragte, und daß er sich mit seinem besten Freunde überwerfen konnte, wenn der die Behauptung aufstellte, auch der Bauer habe von der industriellen Entwicklung Vorteile gehabt. Von hier aus, aus der einfachen, beinahe primitiven Haltung des Landmenschen, ist Roseggers Stellungnahme zu den Fragen städtischen Lebens zu verstehen: immer predigt er Einfachheit und Natur; das

Leben des Stadtmenschen, seine Jagd nach dem Erwerb, seine Vergnügungen, seine Kunst (den Wagnerkultus der achtziger Jahre, den bald darauf aufkommenden Naturalismus) versteht er im Grunde überhaupt nicht.

Das Bauerntum bestimmt letztlich auch seine Dichtung. Wie kaum ein anderer Dichter hat Rosegger Gelegenheit gehabt (als Bauernjunge wie als Schneiderlehrling „auf der Ster"), das „Volk" zu beobachten in seinem täglichen Leben, seiner Lust und seinem Leid. In jener Jugendzeit sowie in späteren Jahren der Beobachtung hat er all die Geschichten erlauscht und erlebt, die er später nicht müde wird zu erzählen. Rosegger ist ein Dichter von einem beneidenswerten Stoffreichtum. Tausend und tausend Geschichten und Schnurren weiß er und er erzählt sie mit jener Naivität und derselben Anschaulichkeit, die einst die namenlosen Geschichtenerzähler am Herdfeuer auszeichnete. Die „Lust zu fabulieren" war ihm von frühester Jugend eigen und sie machte sich Luft im Erzählen für seine kleinen Geschwister (man lese einmal aus der „Waldheimat" das entzückende Kapitel „Dreihundertvierundsechzig und eine Nacht"), im Selbstverfertigen von „Österreichischen Volkskalendern" (die Freunde und Bekannte für zwei Kreuzer Lesegeld einsehen durften) und später in der Schneiderzeit in endlosem nächtlichen Dichten und Sinnen und Schreiben. Als Dr. Albert Svoboda, der Redakteur der „Grazer Tagespost", den jungen Naturdichter entdeckt hatte und ihn zur Einsendung seiner Dichtungen aufforderte, umfaßten die, wie Rosegger erzählt, bereits ein fünfzehn Pfund schweres Manuskriptenpaket. Und dieser Schreibseligkeit ist Rosegger sein ganzes Leben lang treu geblieben. Von der ersten Buchveröffentlichung in steirischer Mundart „Zither und Hackbrett" vom Jahre 1869 ab bis in seine letzten Lebensjahre im Krieg hat Rosegger fast Jahr für Jahr sein Buch auf den Weihnachtsmarkt geliefert, insgesamt eine Reihe von über fünfzig Bänden, die allerdings in der von Rosegger selbst zusammengestellten Ausgabe der Gesammelten Werke auf vierzig Bände eingekürzt wurden. Rechnet man dazu noch seine jahrzehntelange Tätigkeit in dem von ihm begründeten und redigierten „Heimgarten", den er so ziemlich allein schrieb, so kommt ein fast unübersehbar großes Lebenswerk zustande, das man trotz vieler Ausstellungen im einzelnen doch als volkserzieherisch bedeutsam werten muß.

Daß in einem so weitläufigen Lebenswerk viele Nieten und Bedeutungslosigkeiten mit unterlaufen, ist selbstverständlich. Doch darf man entschuldigend sagen, daß Rosegger, der in seinem eigenen Leben das Menschliche über das Dichterische stellte und der nach Aussage seiner Freunde auch durch unablässige Selbstzucht eine seltene Höhe reiner Menschlichkeit erreichte, mit seinen Werken weniger künstlerische als sittliche, volkserziehliche Wirkungen erstrebte. Seine Dichtung sollte eine Tendenzdichtung sein, er stellte sie (wie Gotthelf) bewußt unter die Aufgabe, die Menschen durch Erbauung, durch Ermahnung und Belehrung zu bessern, und immer wieder versuchte er, eine der brennenden Zeitfragen dadurch zu lösen, daß er seinen Helden sich mit ihr auseinandersetzen ließ. Daß seine Kunst dabei keine Tendenzdichtung im üblen Sinn geworden ist, dankt er seinem glänzenden Erzählertalent, das oft, wenn auch nicht immer, die Kraft hatte, den gedanklichen Gehalt in Geschehen und Handlung umzusetzen. Im „Jakob der Letzte" etwa, der ergreifenden Klage um das untergehende Bauerntum, im „Gottsucher", in dem Rosegger seine religiösen Gedanken ausspricht, ist ihm das voll gelungen, im „Weltgift" aber, das den verheerenden Einfluß der Welt auf einen Naturmenschen schildern soll, bleibt alles im bloßen Gerede stecken, und die Handlung wirkt unglaubwürdig, um nicht zu sagen: abgeschmackt.

Roseggers Ansichten wird man dabei immer anerkennen, ja hochschätzen müssen. Nie, es sei denn da, wo es um das Bauerntum geht, ist er Parteimann, immer hat er in allen Fragen und Nöten der Zeit die warme Stimme der Menschlichkeit erhoben, immer ist er sachlich geblieben und hat Personen nur da bekämpft, wo er Roheit, Gemeinheit oder Untreue witterte. Der Dank dafür war die treue Anhänglichkeit seiner Gemeinde, auf der andern Seite aber der Haß der Angegriffenen: die Reaktionäre schalten ihn liberal, die Liberalen einen Reaktionär, die Antisemiten einen Judenknecht und die Juden einen Antisemiten. Viel persönliche Anfeindung hat er auch von kirchlicher Seite her erfahren. Rosegger, der aus gläubig katholischem Hause kam, ist zwar lebenslang gläubiger Christ

gewesen und hielt die fortschreitende Entkirchlichung der Massen für eine gefährliche Zivilisationskrankheit. Er behielt sich aber gegenüber jedem Dogma das Recht zu eigner Deutung und gegenüber der Kirche das Recht zu freimütiger Kritik vor. Daß er dabei zwischen den Konfessionen wenig Unterschied machte und etwa einer bedrohten Protestantengemeinde zu einer eigenen Kirche verhalf, genügte allen Zeloten im andern Lager, ihn als Teufel und Antichristen zu verschreien.

Von all diesen Kämpfen, Siegen und Niederlagen Roseggers finden sich in seinen Schriften reichliche Spuren, ob er sie nun in die Erlebnisse seiner Menschen verwebt oder selber in Aufsätzen und Berichten Stellung zu den ihn bewegenden Fragen nimmt. Für unseren Zweck, das Wertvolle und Zukunftsreiche aus Roseggers Werk dem Leser zu vermitteln, werden wir uns mit geringen Proben aus diesem Teil der Roseggerschen Lebensarbeit begnügen können, von den erzählenden Werken werden wir alle die ausschalten, in denen die Einheit zwischen der Tendenz des Volkserziehers und der künstlerischen Form, in die der Dichter sie gekleidet hat, nicht erreicht ist. Dabei ist es auffallend, wenn auch aus Roseggers Art verständlich, daß ihm wirklich Wertvolles nur in der Bauerngeschichte gelungen ist: überall, wo er aus dem Borne seiner Jugenderinnerungen schöpft, überall, wo er bäuerliche Menschen gestaltet, ist er echt; begibt er sich aber aufs Großstadtpflaster, so wirkt er unglaubwürdig, süßlich, geschmacklos Unter den Novellen, die in städtischer Umgebung spielen, steckt wenig Brauchbares, die entsprechenden Romane sind völlig mißlungen. Unter den Bauerngeschichten (von denen Rosegger auch viel zu viele geschrieben hat) wird man doch immer ein Stück finden, das den Leser durch seine Frische, seine Herzlichkeit oder seinen Humor für viele Nichtigkeiten entschädigt. Dem Werke Roseggers täte die Hand eines strengeren Redaktors, als er es gewesen, sehr not. Jetzt sind wir leider gezwungen, auf manches Wertvolle zu verzichten, weil es in einem Wust von Belanglosigkeiten versteckt ist.

Roseggers Kunst ist die eines handfesten Realismus, der aber verklärt und überschienen ist von seiner idealistischen Weltanschauung sowie von seinem Glauben an den endlichen Sieg des Guten und Vernünftigen. Den Mut zur Tragik hat er selten; da, wo ihm die Tragik gelingt („Gottsucher", „Jakob der Letzte"), wirkt sie erschütternd und wahr, meist aber zieht er das „gute Ende" vor.

Der Besprechung wurde die bei Staackmann in Leipzig erschienene Ausgabe der Gesammelten Werke zugrunde gelegt, die wohl allein noch buchhändlerisch greifbar ist. Der Preis der durchschnittlich 400 Seiten starken Bände, die alle einzeln käuflich sind, beträgt geheftet je 3,50 *RM*, in Halbleinen 5,—, in Ganzleinen 6,—. Auch die darüber hinaus noch besprochenen Werke sind, wo nicht ausdrücklich bemerkt, bei Staackmann erschienen.

Da Rosegger in seinen Schriften das Ideal möglichster Volkstümlichkeit erstrebt, und infolge der Einfachheit seiner Themen und der Schlichtheit seiner Sprache auch erreicht, so bedeutet die Einordnung seiner Werke nach der Eignung für kleine, mittlere und große Büchereien weniger eine Scheidung in leichter oder schwerer lesbare als eine Wertskala. Jede Bücherei wird Bedacht haben müssen, zunächst einmal die zuerst genannten, wertvollsten Werke anzuschaffen, um dann erst ihren Mitteln entsprechend die übrigen Bände mehr zur Abrundung des Gesamtbildes von Roseggers dichterischem Lebenswerk zu erwerben.

Schon für kleinste Verhältnisse, vor allem für jede Jugend- und Schülerbücherei:

Als ich noch der Waldbauernbub war. 3 Bde. Kart. je 0,80, geb. je 1,50.

Diese vom Hamburger Jugendschriftenausschuß vor allem aus der „Waldheimat" ausgewählten Geschichten gehören mit zu unseren schönsten Jugendschriften überhaupt. Bald scherzhaft und schelmisch („Als ich das Ofenhückerl war", „Dreihundertvierundsechzig und eine Nacht"), bald besinnlich („Als ich mir die Welt am Himmel baute", „Was bei den Sternen war"), bald aber auch mit tiefem Ernst („Auf der Wacht", „Von meiner Mutter", „Als ich zur Drachenbinderin ritt") erzählt Rosegger hier aus seiner Jugendzeit im Waldbauernhofe. Die Erzählungen können auf ein überhaupt aufnahmefähiges Kind wie auch auf

Erwachsene ihre Wirkung nicht verfehlen. Auf ihre vorzügliche Eignung für Vorlesestunden sei nur beiläufig verwiesen.

Mit Tieren und Menschen. 138 S. Geb. 3,50.

Der Band ergänzt die vorigen in der vorteilhaftesten Weise. Er bringt einige hübsche, sonst wenig gekannte Tiergeschichten und vor allem mehrere Kapitel aus dem dritten Bande der „Waldheimat", der von des Waldbauernbuben Erlebnissen als Schneiderlehrling erzählt. Gerade diese Ergänzung wird seinen jungen Freunden willkommen sein.

An die Stelle des „Waldbauernbuben" kann auch treten:

Kindheitswege des Waldbauernbuben. 181 S. Geb. 3,50.

Fast alle wesentlichen Geschichten des Obengenannten sind hierin enthalten. Diese Auswahl ist mit der vorigen unter dem Titel „Die schönsten Geschichten von Peter Rosegger" auch in einem Bande käuflich (Lw. 6,—, mit Abb.).

Die kleine Bücherei sollte zum wenigsten anschaffen:

Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. 375 S. (Werke, Bd 12.)

Es ist die übliche Tragödie des untergehenden Bauern, die Rosegger erzählt, die wir selber immer noch miterleben und die schon oft dem Bauerndichter zum Vorwurf gedient hat. Bei uns im Reich ist es meist die Industrie, die den Bauern zugrunde richtet, in den Alpen der große Herr, der die Bauerngüter „abstiftet", weil er ihr Land zur Abrundung seiner Jagdgebiete braucht. Auch an Altenmoos, der Heimat Jakob Steinreuters, hat sich dieses Schicksal vollzogen; nur er als der Letzte trotzt allen lockenden Angeboten und auch der versteckt drohenden Gewalt. Aber das Schicksal ist stärker als er: Er muß sich zuletzt selber wehren gegen das überhandnehmende Wild, er kommt ins Gefängnis, und, wieder beim „Wildern" ertappt, richtet er in seiner Verzweiflung die Waffe auf den „Waldmeister". Im „Gottesfrieden", einem kleinen Waldsee, sucht der zu Schanden Gehetzte dann seinen Frieden. — Das Leben, die Not und der Tod dieses Bauern ist erschütternd gestaltet, das Buch ist wohl der beste Roman Roseggers.

Die Schriften des Waldschulmeisters. 429 S. (Werke, Bd 1.)

Ein Roman in Form von Tagebuchblättern eines kleinen Waldschulmeisters. Aus den Wirren der Welt ist er in das vergessene Alpendorf gekommen, wo er nur ein halb verwildertes Waldvolk findet. Aber auch diese Menschen haben ihre Not und ihre Freude und ein empfindendes Menschenherz, und so beginnt denn der Waldschulmeister unter ihnen seine mühselige Volkserzieher- und Seelsorgerarbeit. Im Laufe seines langen Lebens sieht er wenigstens einen kleinen Teil der ausgestreuten Saat aufgehen und gedeihen: Menschenschicksale erfüllen sich, sein eigenes Leben gewinnt Form und Sinn, und aus dem Waldvolk ist allmählich ein fester Gemeindeverband mit Kirche und Schule geworden. Da darf der Waldschulmeister zur Ruhe gehen; auf dem höchsten Berge findet man ihn, dahingegangen „im Angesichte der Meeresunendlichkeit". — Das Buch ist, verglichen mit dem vorigen, mehr idyllischer Natur, deswegen aber nicht weniger frisch und echt. Trotz des hohen Erfolges, den es schon hatte, verdient es noch heute die Förderung der Bücherei.

Der Höllbart und andere Geschichten aus der Vorzeit 409 S. (Werke, Bd 22.)

Der Höllbart ist ein Bergpfarrer, der in der Zeit der Kirchenreformation lutherisch predigt und darum, mit dem Kirchenbann belegt, ruhlos und gehetzt durch die Lande fliehen muß. Er geht schließlich mit einem treuen Weib, das sich auf einer seiner Irrfahrten ihm angeschlossen hat, zu den „Waldleuten", einem wilden Bergvolk, das aber bei all seiner äußeren Rauheit nach Priesterzuspruch und milder Frauenhand verlangt. Hier findet der Landflüchtige eine neue, wertvolle Lebensaufgabe. — Die Novelle ist eins der schönsten Werke Roseggers und ein Meisterwerk historischer Erzählungskunst schlechtweg. Die ganze Haltung der wilden Zeit, Reformation, Bauernaufstand, das „Herrenerschlagen",

Türkenkriege, ist in höchster Lebendigkeit heraufbeschworen, und auf dem düsteren Hintergrunde leuchtet das Leben des Helden in umso schönerer Menschlichkeit. Die beigegebenen fünfzehn weiteren Novellen sind immerhin gut lesbar.

Die Abelsberger Chronik. 374 S. (Werke Bd 10.)

Die Abelsberger arbeiten nicht, aber sie feiern die hundertjährige Einführung der Unterhose, sie kümmern sich nicht um die Kirche, aber sie führen einen Kulturkampf um eine alte Baßgeige, sie können ihre eigene Gemeinde nicht verwalten, aber sie senden Mißtrauensadressen an den deutschen Kronprinzen und an die französische Regierung, sie sammeln für den zweiten Kirchturm, aber nur der Küster bekommt ihn zu sehen, wenn er abends aus dem Wirtshaus kommt und vorher den Opferstock geleert hat. Es geschehen noch andere Dinge zu Abelsberg: einer schickt seine Ehefrau für ein paar Wochen in den Nachbarort auf Arbeit und bekommt sie als attestierte Jungfrau zurück, ein Korbmacher macht einen prächtigen Wagenkorb und muß ihn auseinanderreißen, weil er ihn nicht durch die schmale Tür hinausbekommt, und viele Narrheiten und Tollheiten mehr. Kurz: Abelsberg ist das Schilda oder Seldwyla in neuer Form. Rosegger hat es verstanden, der alten Narrenkappe noch einige neue Schellen und Fetzen anzuhängen. Gerade als Probe von Roseggers Humor wird man diesen Band auch schon in kleinen Büchereien gebrauchen können.

Mittlere Büchereien werden noch dazu anschaffen:

Waldheimat. Erzählungen aus der Jugendzeit. 4 Bde. (Werke Bd 11, 13, 16, 20.) 1. Das Waldbauernbübel. 2. Der Guckinsleben. 3. Der Schneiderlehrling. 4. Der Student auf Ferien.

Hier erzählt Rosegger, Dichtung und Wahrheit bunt vermischend, aus seinem Jugendleben unter den Bauern seiner Heimat, aber nicht in fortlaufender Folge, sondern in vielen einzelnen Geschichten, deren Titel man nur aufzuzählen brauchte, um für die meisten Leser einen ganzen Kranz froher Leseerinnerungen heraufzuzaubern. Nachdrücklich möchte ich dabei auf den viel zu wenig gekannten dritten Band hinweisen, der Roseggers Schneidererlebnisse auf der Ster im Bauernhofe und bei dem guten Meister Natz erzählt. In diesem Bande stecken einige ganz köstliche Stücke aus der Schneiderzunft, manch merkwürdiger Mensch lief zu dem einsamen Schneider und seinem zugleich dummen und gescheiten Lehrbuben ins Haus, und in manchem Hause mußten sie absonderliche Ster abhalten, und wenn es eine mit Schuster und Weber zusammen war, oder eine andere bei lauter Leder. All die Geschichten sind straff und frisch erzählt und haben die einprägsame Anschaulichkeit des unmittelbar aus dem Leben Gegriffenen. Auch in diesen Bänden steckt reichlicher Vorlesestoff selbst für einfachste Hörer.

Das ewige Licht. Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers. 403 S. (Werke Bd 21.)

Das Buch ist in seiner Haltung und in seinem Inhalt den „Schriften des Waldschulmeisters" recht ähnlich, nur ist die Zeit hier schon um fünfzig Jahre vorgeschritten. Mit dieser Gemeinde geht es nicht mehr aufwärts, sondern hinab. Der wilde Geist der Welt dringt in dieses Waldpfarrers Alpendorf: der Junge, den er zu seinem Nachfolger ausersehen hat, wird sozialdemokratischer Agitator, der Dorfschulmeister läßt sich durch die Begierde nach Ruhm in die große Stadt locken und verkommt, die Arbeiter werden Opfer der Fabrik und leben ein stumpfes Maschinendasein ohne eine Ahnung vom Sinn der Welt. Und den Pfarrer selber überfällt die Hoffnungslosigkeit, als er nicht die geringste Frucht seines Schweißes sieht: er stirbt im Wahnsinn. — Besonders in katholischen Gegenden dürfte dies Buch, das den Geistlichen so edel und vornehm schildert, unentbehrlich sein.

Der Gottsucher. Ein Roman aus dunkler Zeit. 438 S. (Werke Bd 8.)

Eine düstere Geschichte von merkwürdig zwingender Wirkung. Die Gemeinde Trawies, von einem übereifrigen Pfarrherrn gequält und in ihren alten Gebräuchen gestört, greift zur Selbsthilfe: Ein Femeurteil verurteilt den Pfarrer zum Tode, und er wird von einem ausgelosten Gemeindeglied, Wahnfred,

während des Meßopfers getötet. Kirchenbann und Ächtung folgen, und nun verliert die Gemeinde Zucht und Sitte. Draußen hindert eine strenge Wache den Mörder und jeden Trawieser am Entfliehen, aber herein kommt alles Gesindel der Umgegend, und Trawies gleicht bald einer Räuber- und Mörderhöhle. Nur wenige noch bleiben dem Gotte treu, unter ihnen Wahnfred, der erst als Einsiedler seine Schuld büßen will, dann aber glaubt, dadurch Gottes Versöhnung zu erlangen, daß er das Volk zu Zucht und Gottesglauben zurückzuführen versucht. Aber all seine Versuche scheitern an der Verwilderung des Volkes, und so löscht er endlich die Schuld von Trawies, indem er den Rest der Bewohner in den Tempel des neuen Feuergottes lockt und sich mit ihnen verbrennt. Nur sein Sohn und ein reines Mädchen tragen die Keime des Gottsuchers in eine bessere Zukunft. — Leider ist es Rosegger in diesem Romane nicht gelungen, die zuerst klar und überzeugend geführte Handlung bis zum Schluß einheitlich zu halten. Da zerflattert alles ins Episodische. Dennoch bleibt der Eindruck des Werkes groß.

Erdsegen. Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes. Ein Kulturroman. 392 S. (Werke Bd 25.)

Das Buch ist besser als sein süßlicher Titel. Hans Trautendorffer, volkswirtschaftlicher Redakteur einer großen Tageszeitung, verpflichtet sich durch eine Wette, sich ein Jahr lang als Bauernknecht zu verdingen. Aus dem Spiel wird bald Ernst: Die Schicksalslinien des Bauern, bei dem er lebt, zwingen ihn in ihre Kreise. Die Krankheit des Hausvaters, die glücklich-unglückliche Liebe der Tochter, das Unglück des Sohnes, dem beim Wilddieben die Kugel des Försters die Hand zerschlug, binden ihn bald viel stärker an seine Stellung als die äußere Verpflichtung. Als der Bauer stirbt und das Glück der Tochter zu versinken droht, tritt er tapfer in die Bresche, und er findet nun an der Seite dieses Mädchens und als Bauer das Glück, das er im Hasten der Städte vergebens gesucht hat. — Das Buch wirkt trotz seines zurechtgemachten Anlasses nicht ausgeklügelt und auch in der etwas fremden Briefform liest es sich durchaus fesselnd.

Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. 391 S. (Werke Bd 19.)

Peter Mayr ist ein Mitkämpfer Andreas Hofers. Sein Leben im schlichten Familienkreise, sein mannhaftes Eintreten für die bedrohte Freiheit Tirols, die tapferen Kämpfe der Tiroler gegen Bayern und Franzosen, in denen Peter Mayr als Führer in den Reihen steht, hat Rosegger hier erzählt. Aber er hebt Peter Mayr über einen bloßen Freiheitshelden hinaus: Er ist ein Mann unbeugsamer Rechtlichkeit, der da weiß, daß durch Lüge und Betrug alles Unglück über Tirol gekommen ist und der darum keine Lüge duldet, nicht bei sich, nicht bei seinem Sohn, der ihm durch eine Lüge das Leben gerettet hat. Und er bleibt seinem sittlichen Pathos treu, als alles auf dem Spiele steht: dem Gefangenen legt der milde französische Richter in den Mund, sich durch die Ausrede, er habe bei seinem letzten vernichtenden Streich von dem Friedensschlusse mit Bayern nichts gewußt, zu retten. Aber er besinnt sich nicht: „Ich will nicht mein Leben mit einer Lüge erkaufen. Ich habe es gewußt, das ist die Wahrheit und anders kann ich nicht reden.“ Am anderen Tage zerreißen ihn die französischen Kugeln.

Die Försterbuben. Ein Roman aus den steirischen Alpen. 326 S. (Werke Bd 31.)

Die beiden Söhne des Försters Rufmann, der leichtsinnige, heitere Fridolin und der schwermütige, zum Pfarrer bestimmte Elias, geraten durch einen unglücklichen Zufall unter Mordverdacht. Elias, der eine eingebildete Schuld am Bruder sühnen will, zerstört durch ein törichtes Geständnis alles: Der gequälte Vater weiß nun keinen Ausweg mehr für sein zerbrochenes Leben als einen Sprung von der Brücke in die brausenden Wasser des Wildbaches. Die Söhne finden, als sie, schuldlos befunden, zurückkommen, ein vereinsamtes Vaterhaus; so bleibt ihnen nichts, als sich auf fremder Erde ein neues Leben zu zimmern. — Obwohl das Thema nicht neu und die Lösung nicht zwingend ist, ist das Buch wegen seiner schönen Schilderung des Dorflebens der Alpen als

quälte Vater weiß nun keinen Ausweg mehr für sein zerbrochenes Leben als einen Sprung von der Brücke in die brausenden Wasser des Wildbaches. Die Söhne finden, als sie, schuldlos befunden, zurückkommen, ein vereinsamtes Vaterhaus: so bleibt ihnen nichts, als sich auf fremder Erde ein neues Leben zu zimmern. — Obwohl das Thema nicht neu und die Lösung nicht zwingend ist, ist das Buch wegen seiner schönen Schilderung des Dorflebens der Alpen als gute Volkslektüre zu betrachten, die auch dem einfachsten Leser zugänglich ist.

Mein Weltleben. Erinnerungen eines Siebzigjährigen. 2 Bde. (Werke Bd 39/40.)

„Mein Weltleben" schließt sich unmittelbar an die „Waldheimat" an und erzählt, „wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging". Auch hier gibt Rosegger keine geschlossene Selbstbiographie, sondern eine Reihe lose zusammengeknüpfter Bilder und Betrachtungen über sein Leben und seine Erlebnisse. Er schildert seine Studienzeit, sein erstes kurzes Eheglück, seine Kinder, seine Schriftstellererfahrungen, und das alles in so liebenswürdiger Form, daß man ihm gerne zuhört.

Mein Himmelreich. Ein Glaubensbekenntnis. 351 S. (Werke Bd 34.)

Rosegger entwickelt hierin seinen religiösen Standpunkt eines gemäßigten Katholizismus, der insofern gut protestantisch ist, als er nie an Dogmen und Worte glaubt, sondern überall selbst forschen und deuten und auslegen will. Peinlich wirken in dem Buch nur einige freie Umformungen biblischer Geschichten ins Roseggerdeutsch; auch in den übrigen Kapiteln steht manche Plattheit und Binsenweisheit. Dennoch wirkt das Buch erfreulich, weil es sich ebenso fern von Frömmelei wie von dem religiösen Indifferentismus mancher anderen „Religionsphilosophen" hält. Gegen Roseggers Ansicht läßt sich schwer streiten; seine Religion ist eine Religion des Herzens, die von keiner „ratio" widerlegt werden kann. Bei dem Mangel an brauchbaren religiösen Büchern wird man das Buch gern in die Bücherei einstellen.

Für große Büchereien kommen noch in Frage:

Heidepeters Gabriel. Eine Geschichte in zwei Büchern. 348 S. (Werke Bd 4.)

In dem Roman ist viel aus Roseggers eigenem Leben verarbeitet: Heidepeters Gabriel kommt genau wie Rosegger aus „den Niederungen des Lebens", er wächst als Bauernsohn auf, erringt sich durch seine Walddichtungen einen Namen und in seinem jungen Weibe und dem Kinde, das sie ihm schenkt, ein großes Glück. Aber der Tod seiner Frau zerstört ihm nur zu bald sein Lebensglück und seine Hoffnungen. — In dem Roman ist eigentlich nur der erste Teil, der die Jugend des „Waldsing" erzählt, ganz gelungen; in dem zweiten Buche, der Schilderung seines Eheglückes, ist Rosegger reichlich sentimental. Der Wert des Buches als einer guten Volkslektüre wird dadurch aber nur wenig herabgesetzt.

Das Buch von den Kleinen. 321 S. (Werke Bd 37.)

In diesen Erzählungen von seinen Erlebnissen mit Kindern zeigt sich Rosegger von der liebenswürdigsten Seite. „Von keinem Schulmeister, von keinem hochgelehrten Professor, von keinem weisen Philosophen habe ich so viel gelernt als von Kindern. Mich dünkt, die Kinder sind die wahren Lehrmeister der Menschheit." In all ihren Lebensaltern hat er sie beobachtet, seine eigenen, Enkelkinder und fremde, aber auch in all ihren Lebenshaltungen, bei Art und Unart, und überall weiß er Worte der Freude am Kind und des Rats an die Erzieher zu finden, die alle in der Lehre gipfeln: Vergiß dein Herz nicht als Erzieher und wisse, daß alle Erziehung vergebens ist, die nicht die Herzens- und Gemütskräfte im Kinde fördert und ausbildet. Selbstverständlich ist das Buch keine moderne Pädagogik, es ist Pädagogik für den Hausgebrauch, die vielen Eltern und Kinderfreunden etwas zu sagen haben wird, in der aber auch der Pädagoge von Fach manch fesselnde Beobachtung finden wird.

Volksleben in der Steiermark. In Charakter- und Sittenbildern dargestellt. 375 S. (Werke Bd 14.)

Rosegger schildert hier das Leben des steirischen Landvolkes in ausgezeichneten, scharf umrissenen Bildern, die Umwelt des Hauses und Hofes, in der sich das Leben des Bauern abspielt, und die zeitliche Jahresspanne vom „Glückselig Neujahr" bis zur „Vedelzeit", in der es in immer gleichem Rhythmus abläuft. Dabei wird seine Schilderung nie lehrhaft und trocken, immer stellt er einen individuellen Menschen in den Mittelpunkt, und es macht Freude zu sehen, wie er die Schilderung unversehens zu einer kleinen, novellistischen Geschichte ausweitet. Als wertvolle Kulturstudie über das untergehende Bauerntum der Alpen wird das Buch vorläufig immer noch seine Bedeutung behalten; es ist aber auch für die Volksbücherei gut verwertbar als ein leichtes, unterhaltsames Lesegut, das sich eigentlich jedem Leser erschließen müßte.

Die Älpler in ihren Wald- und Dorfgeschichten. 400 S. (Werke Bd 3.)

Dies Buch ist dem vorigen insofern ähnlich, als es auch eine Art von Kulturstudie darstellt, aber diesmal nicht über eine Sache, sondern über die Menschen. All die Menschen, die im Alpendorfe leben, bekommen eine kurze Würdigung, vom Pfarrer und Küster herab bis zum „Einleger" und Pechölmann und Wildschützen. Auch hier keine trockene Lehrhaftigkeit, sondern anschauliche Lebensbilder, die mit mancher bunten Anekdote und heiteren Schnurre aufgeputzt sind. Für die Verwendbarkeit des Buches gilt das gleiche, was über das vorige gesagt wurde.

Geschichten aus Steiermark. 385 S. (Werke Bd 26.)

Die Sammlung gehört zu den ersten, die Rosegger herausgegeben hat. Die Geschichten weisen zwar noch die typischen Fehler der Erstlingsarbeiten auf: mangelnde Konzentration und übermäßige lyrische Breite, berühren aber doch frischer und lebendiger als viele der späteren Arbeiten Roseggers, in denen, was hier Natur ist, zur Manier wurde.

Die neue Bahn. Eine Geschichte. Berlin: Landbuchhandlung. 161 S. Hlw. 3,—.

Die aus dem Nachlaß herausgegebene Geschichte stammt, wie Hans Ludwig Rosegger erzählt, noch aus Roseggers Werdezeit, wo er eben aus der Enge des Landlebens in die große Welt kam, und diese und ihr Treiben ganz anders ansah als in späteren Jahren. Rosegger gibt sich in dieser Geschichte sehr fortschrittsfreudig: Es soll eine neue Bahn nach einem kleinen Ort gebaut werden; die treibende Kraft und der eigentliche Held der Erzählung ist der Ingenieur Bruno Lechner, sein Gegenspieler ein nur auf seinen engen Vorteil bedachter Wirt. Natürlich wird die Bahn gebaut, und die erste Fahrt wird zu einem Triumph für den Ingenieur, der den widerborstigen Alten dadurch am besten gewinnt, daß er seine Tochter heiratet. Einen selbständigen Wert hat die kleine Novelle nicht, die Roseggerfreunde werden sie trotzdem gerne lesen.

Frohe Vergangenheiten. Launige Geschichten. 252 S. Hlw. 4,—.

Auch dieser Band ist aus dem Nachlaß zusammengestellt worden, und man darf sagen, daß er eine noch recht angenehme Nachlese zu Roseggers Schriften darstellt. Die kleinen Erzählungen stammen in ihrer Haltung alle noch aus Roseggers Waldbauernbubenzeit (aus der übrigens auch ein Originalstück „Lebns-Beschreibung des Peter K. Rosseggers eines Baern Sohnes" beigebracht ist), sie erzählen von klugen und dummen Bauern, von hübschen Almmädchen und kühnen Burschen, alles in der feinen und innigen Art, die wir aus der „Waldheimat" kennen. Zwei oder drei Geschichten, denen man in den Gesammelten Werken schon begegnet ist, kehren allerdings überflüssigerweise wieder.

Gute Kameraden. Persönliche Erinnerungen an berühmte und eigenartige Zeitgenossen. 373 S. (Werke Bd 36.)

Die Erinnerungen beschäftigen sich mit den literarischen Persönlichkeiten, die Rosegger in seiner langen Schriftstellertätigkeit nahe getreten sind. Die

meisten Namen haben allerdings wohl nur in Österreich Klang, erhöhtes Interesse dürften die Erinnerungen an Robert Hamerling, Anzengruber, Auerbach (die über die Hälfte des Buches einnehmen), sowie die mitgeteilten Briefe Spielhagens beanspruchen. Um deretwillen wird sich die Anschaffung doch lohnen.

Entbehrlich sind:

Abenddämmerung. Rückblicke auf den Schauplatz des Lebens. 307 S. Hlw. 4,—.

Wenn man von den Werken, in denen Rosegger nicht erzählt, sondern sich ohne dichterische Umformung zu den Zeitfragen äußert, einen Probeband haben will, dürfte sich für große Büchereien die Einstellung dieses Nachlaßbandes am ehesten empfehlen. Er bringt Aufsätze aus den verschiedensten Lebensjahren Roseggers von 1891 bis 1916 und über alle Fragen, die ihm am Herzen gelegen haben, über Alkohol, Burenkrieg, Katholizismus, Luxus, Volksbüchereien u. a. Es steht zwar nichts überwältigend Neues darin, und viele Fragen sind heute natürlich längst beiseite getan, aber das Buch ist doch charakteristisch für diese Seite der Roseggerschen Lebensarbeit: die tätige Anteilnahme an allen Fragen der Kultur und des Lebens.

Heimgärtners Tagebuch. 416 S. (Werke Bd 33.)

Eine Zusammenstellung der vielen kleinen Artikel und Aufsätze, die Rosegger, als er 1906 die Redaktion des Heimgartens seinem Sohne abtrat, noch für das Tagebuch der Zeitschrift schrieb. Viel Neues über Rosegger kann man aus ihnen nicht mehr lernen, überall tritt der Idealismus und Optimismus zutage, den man an ihm schon lange kennt. Aber gerade hier, wo er, oft ein wahres Erlebnis erzählend, sich durch den Umfang der Zeitschrift zu anekdotischer Kürze gezwungen sieht, gefällt er dem anspruchsvolleren Leser viel besser als da, wo er sich breit und geschwätzig ergießt. Als Beitrag zur Lebensgeschichte Roseggers sowie als Teil seiner erzählenden Schriften ist das Buch am ehesten noch in katholischen Gegenden verwendbar.

Am Tage des Gerichts. Volksschauspiel in vier Aufzügen nebst kleinen dramatischen Szenen und Mein Lied. 374 S. (Werke Bd 9.)

Man tut Rosegger gewiß kein Unrecht, wenn man sagt, daß er zum Dramatiker nicht das geringste Talent hatte. Diese Tragödie des Wildschützen, der den Mord am Förster erst gesteht, als er die verzeihende Liebe der Gattin seines Opfers zu fühlen bekommt, ist viel zu unwahrscheinlich gestaltet, als daß sie bühnenwirksam sein könnte, und mit viel zu viel Sentimentalität und gewollter Lehrhaftigkeit ausgestattet, als daß sie zu lesen wäre. Über die beigegebenen „kleinen dramatischen Szenen" schweigt man besser ganz. In der Gedichtsammlung „Mein Lied" ist viel Spreu und wenig Frucht. Wer sich aber die Mühe macht, das Ganze durchzulesen, wird besonders im Volksliedhaften und Spruchartigen einige schöne Gedichte finden, für die man dem Dichter dankt. Aber das ist zu wenig des Lohnenden auf fast vierhundert Seiten.

Höhenfeuer. Allerhand Beleuchtungen mit Sternen und Laternen. 365 S. (Werke Bd 30.)

Die Fragen, die hier behandelt sind, sind im Grunde so banal, daß sich die Lektüre dessen, was Rosegger darüber denkt, nicht lohnt, mag es im einzelnen noch so gut und vernünftig sein.

Das Sünderglöckel. 355 S. (Werke Bd 28.)

Allerhand Volkssünden, Laster und Gebrechen werden hier gegeißelt: Trinken, Verschwenden, Schuldenmachen, Genußsucht und Literaturmache. Als einzelne Beiträge im „Heimgarten" sicher ganz lesbar, sind die Aufsätze in der Buchform nur sehr schwer erträglich.

Alpensommer. 399 S. (Werke Bd 5.)

In dem Bande erzählt Rosegger von seinen vielfachen Sommerfahrten in die Alpen. Die Erlebnisse sind aber so wenig originell, die Schilderungen der verschiedenen Alpengegenden so wenig anschaulich, daß das Ganze nur geringen Eindruck hinterläßt.

Dorfsünder. 420 S. (Werke Bd 18.)

Sonnenschein. 391 S. (Werke Bd 6.)

Sonderlinge. 413 S. (Werke Bd 23.)
Nixnutzig Volk. Eine Bande paßloser Leute. 356 S. (Werke Bd 7.)
Der Schelm aus den Alpen. 381 S. (Werke Bd 17.)
Das Buch der Novellen. 3 Bde. (Werke Bd 2, 24, 32.)

In all diesen Bänden findet man das Gleiche: immer wieder einmal ein wirklich gut gelungenes Stück und dann daneben nichts als Belanglosigkeiten oder gar ausgemachte „Schmarrn". In ihnen kann man, wenn man Lust hat, studieren, wie ein begabter Erzähler seine beste Kraft verzettelt und vertrödelt, wenn er seinem Hange zur Vielschreiberei zu hemmungslos frönt. Einem mittelmäßigen Schriftsteller ließe man vielleicht noch manches davon durchgehen, von Rosegger aber hätte man, wenn er sich schon bemüßigt sah, solche Mittelmäßigkeiten zu schreiben, erwarten dürfen, daß er sie dann hübsch verschwiegen in der Schublade gelassen hätte. In sämtlichen acht Bänden findet man vielleicht soviel Brauchbares (am meisten noch in „Dorfsünder" und im „Buch der Novellen"), um einen Band zusammenzustellen, der eine wirkliche Bereicherung von Roseggers Schriften bedeutet hätte.

Gänzlich abzulehnen sind:

Fremde Straßen. 406 S. (Werke Bd 27.)

Der Titel soll nach des Autors Willen andeuten, daß er sich hier in ihm sonst ungewohnte Gebiete, nämlich aufs Stadtpflaster, begeben hat. „Von der Kritik mir untersagte Gebiete" nennt Rosegger diese in der Stadt spielenden Novellen, — hätte ihn die Kritik nur eindringlicher vor solchen Ausflügen gewarnt! Er kann sich wirklich im Städterfrack nicht bewegen.

J. N. R. J. Frohe Botschaft eines armen Sünders. 357 S. (Werke Bd 38.)

Das Neue Testament in freier Umdichtung. Ein armer Sünder schreibt vor seinem letzten Gang, weil er kein Testament hat, sich die Geschichte von Jesus Christus auf, so wie er sie im Kopfe und im Herzen trägt. Aber so gut Rosegger Absicht war, die hehre Lehre Christi für die Einfältigen verständlich zu machen, dieser Versuch ist wohl sein ungeschicktestes und am meisten mißlungenes Unternehmen. Das hohe Pathos der Rede Christi ins weiche Österreichisch übertragen — es könnte einem für immer den Geschmack an der Bibel und an — Rosegger verderben.

Martin der Mann. Eine Erzählung. 366 S. (Werke Bd 15.)

Ein großes Thema ist hier mit völlig unzulänglichen Mitteln behandelt: eine reine, edle Frauenseele auf einem kleinen Fürstenthron mit dem edelsten Willen, nur ihrer Menschlichkeit zu folgen und doch Sklavin alter Gesetze und Sitten. Ihr begegnet der Mann, der in einer Zeit der Halbheiten und Kompromisse den Mut hat, er selbst zu sein. Und diese beiden Menschen suchen einander und für ihr Zusammengehören sind sie bereit, alles zu opfern: er seine Freiheit, sie ihren Thron. Einen anderen hätte vielleicht das Problem einer solchen Ehe gereizt; soweit ist Rosegger nicht gedrungen. Kurz vor der Hochzeit stellt sich Martin seiner künftigen Frau als der Mörder ihres Oheims, des vormals regierenden Fürsten, vor. Theatralischer Sturz aus dem Fenster, trübe Aussicht in die Zukunft. — Romane wie dieser können das Bild Roseggers nur verzerren.

Weltgift. Roman. 342 S. (Werke Bd 29.)

Ein verlebter Großstädter will vom „Weltgift" genesen durch Ankauf eines Landgutes, und als er von dem infolge seiner Faulheit und seines Leichtsinns davonlaufen muß, versucht er dasselbe noch einmal als kleiner Häusler. Aber hier lernt er auch nicht zu arbeiten — trotz des guten Zuspruchs seines Knechtes, des munteren Sabin — er grübelt nur und träumt vom Bessermachen. Schließlich endet er in der Irrenanstalt. Und das Schicksal dieses „Helden" soll nach Rosegger beweisen, „daß ein Mensch, dessen Seele vom Weltgift zerfressen ist, nicht in die ländliche Natur zurückkehren kann und soll". — Dem Romane fehlt zur Lesbarkeit schlechthin alles: Ohne Plan und Kraft hingeschrieben, peinigt er durch seine Plattheiten und seine psychologischen Unmöglichkeiten von der ersten bis zur letzten Seite. Lediglich die recht gut gezeichneten Nebenfiguren machen die Lektüre überhaupt erträglich.

Die beiden Hänse. Ein Roman aus unserer Zeit. 362 S. (Werke Bd 35.)

Auch dies Buch ist wie das vorige ein verfehlter Versuch Roseggers, die „Welt" und ihre Verheerungen an der Menschenseele zu schildern. Die beiden Hänse, auf einer Schulbank aufgewachsen, sind gute Freunde, aber ihr Studium führt sie auseinander. Der eine wird ein schlichter Landgeistlicher, der andere ein materialistischer, selbstbewußter Mediziner. Bei der Primiz des jungen Geistlichen hält der Doktor einen höchst törichten Aufklärungsvortrag, der zu völligem Bruch der beiden alten Freunde führt. Aber „das Schicksal ereilt" den Doktor! Er verführt ein Mädchen, das in die Welt flieht, als es von seiner Verlobung hört, und nun beginnt er, zu büßen und seine Liebe wieder zu suchen, und er findet sie nach etwas merkwürdigen Irrfahrten bei dem andern Hans wieder, der ihm selbstlos und treu sein Weib und Kind gerettet hat. Die kurze Inhaltsübersicht genügt wohl, um alle Büchereien von der Anschaffung des Buches abzuhalten.

Endlich sei noch auf einige biographische Werke verwiesen, die für mittlere und große Büchereien geeignet sind:

Emil Ertl: Peter Rosegger, wie ich ihn kannte und liebte. Ein Buch der Erinnerung. 231 S. Geb. 2,50.

Ertls Erinnerungsbuch will natürlich keine Biographie oder literarische Würdigung Roseggers sein. Es sind nur rein persönliche Erinnerungen aus der langen Zeit ihres freundschaftlichen Verkehrs, die Ertl aufschreibt, oft vielleicht belanglose Einzelheiten, die aber doch in dem Zusammenhang, in dem sie erzählt werden, charakterologischen Wert bekommen. Das Bild Roseggers ist, wenn auch von einem Freunde gezeichnet, doch nicht verschönert, auch die „Ecken und Kanten" in dem Charakter Roseggers fehlen nicht. Es ist zudem in jener liebenswürdigen wienerischen Form geschrieben, die die Lektüre leicht und zum Genuß macht.

A. Dulliod: Peter Rosegger. Sein Leben und seine Werke. Übers. von Moritz Necker. 412 S. Hlw. 5,—.

Im Gegensatz zu dem vorigen will die umfangreiche Monographie des französischen Literarhistorikers das Gesamtbild von Roseggers Persönlichkeit erfassen. Das Buch beginnt also mit einer genauen Biographie (die vielleicht nur in unbedeutenden Einzelheiten, da wo Dulliod sich allzu eng an die „Waldheimat" hält, zu berichtigen wäre), gibt genaue Inhaltsangaben aller Werke und sucht dann in mehreren Querschnitten („Natur und Landschaft", „Christentum und Orthodoxie", „Soziale Ethik und Erziehungslehre", „Kunst und Humor") die Haltung und den geistigen Standpunkt Roseggers genauer zu bestimmen. Einen Mangel nur hat das Werk: Es gibt nie ein Urteil oder eine Kritik über ein Werk Roseggers. Und doch täte gerade das am meisten not.

Briefwechsel zwischen Peter Rosegger und Friedrich von Hausegger. Hrsg. von Siegmund von Hausegger. 214 S. Lw. 7,—.

In dem Briefwechsel, der vor allem um den Antisemitismus und um die Bedeutung von Wagners Musik geht, ist der hoch- und feingebildete F. von Hausegger unstreitig der führende und anregende Teil, aber — als Mitglied der nationalen Partei und in seinen musiktheoretischen Schriften als Verkünder Wagners — auch der einseitige Parteimann, während Rosegger mehr passiv aber auch zugleich unbeirrter und leidenschaftsloser ist. Immer wieder ist man verwundert, mit welcher Sicherheit Rosegger urteilt, wie genau er unterscheiden kann zwischen richtiger Idee und falscher Ausführung, wie er selbst angesichts der gehässigsten Angriffe jene Ruhe bewahrt, die den wahrhaft weisen und sittlich in sich gefestigten Menschen auszeichnet. Aber auch die bei aller Parteilichkeit im Innersten vornehme Haltung Hauseggers befreundet diesen dem Leser bald. Als Beitrag zur Charakteristik Roseggers sowie als Denkmal echter Männerfreundschaft sei diese Briefsammlung allen größeren Büchereien warm empfohlen.

K. Schulz (Stettin).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Hessen, Johannes: Die philosophischen Strömungen der Gegenwart. (Sammlung Kösel 95.) München: Kösel & Pustet o. J. 118 S.

Obwohl der Verfasser von christlich-katholischer Auffassung ausgeht, kann das neue Bändchen allen Volksbüchereien ohne Ausnahme wärmstens zur Anschaffung empfohlen werden. Denn sein Standpunkt drängt sich nicht vor und ist ohne Enge, gibt aber eine glücklich klare und feste Grundlage, von der aus in mustergültiger Kürze, Übersichtlichkeit und Durchsichtigkeit die Hauptrichtungen der Gegenwartsphilosophie dargelegt werden. Daß dabei auch die im Mittelalter wurzelnde Philosophie aristotelisch-thomistischer und platonisch-augustinischer Richtung zu ihrem wohlzugemessenen Rechte kommt, kann nur dankbar empfunden werden. Der zusammenfassende Ausblick am Schluß betont die Tendenzen zur Überwindung der herrschenden Gegensätze und das immer stärkere Hervortreten einer idealistischen Geisteshaltung, wie überhaupt mehr das Verbindende als das Trennende wohltuend und pädagogisch einsichtsvoll betont wird. W. Schuster.

Vetter, August: Nietzsche. (Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen. Bd 37.) München: Reinhardt 1926. 328 S. Brosch. 6,—.

Diese sehr eindringliche Darstellung der Philosophie Nietzsches geht von der Überzeugung aus, daß es sich bei ihr nicht um ein „ruhendes System", sondern um einen „lebendigen Prozeß", um einen „vorwärtsdrängenden Strom" handele. Vetter schließt sich daher, nach einem einleitenden Überblick über Nietzsches Leben und Schaffen, der zeitlichen Reihenfolge seiner Werke an. Er gewinnt so Anlaß zu einer Gliederung in die Abschnitte: „Das Dionysische und das Apollinische", „Die moderne Kulturproblematik", „Der psychologische Kritizismus", „Auswirkung des Kritizismus", „Die neue Wertschätzung", „Die Wiederkunft und der Übermensch" (in diesem Abschnitt ist u. a. besonders bemerkenswert, wie Vetter, an ein geistvolles Wort Kierkegaards anknüpfend, eine der Wurzeln des Willens zur ewigen Wiederkunft in dem Bedürfnis nach Überwindung des „historischen Sinnes" nachzuweisen sich bemüht; ferner seine klare Erkenntnis der nur gleichnishaften Bedeutung des Darwinismus für die Übermenschenlehre Nietzsches und von deren letzten Endes immanenten Sinne), „Der Immoralismus", „Der Wille zur Macht", „Die Umwertung aller Werte". In diesen drei letzten Abschnitten geht Vetter allen dialektischen Windungen Nietzsches referierend nach, so daß hier, wie kaum in einem anderen Buch über Nietzsche, gewiß unbeabsichtigt, der lebhafteste Eindruck entsteht von der Peinlichkeit der an Ideenflucht grenzenden geistigen Unruhe Nietzsches in seinen Spätwerken. Der psychologischen Zwiespältigkeit seines Voluntarismus steht Vetter unkritisch gegenüber, da auch er die Artgleichheit von Trieb und Wille als selbstverständlich voraussetzt. Auch macht er keinen Versuch, den krassen Widerspruch zwischen der Annahme, das Wesen des Lebens sei „Wille zur Macht", und der andern, es sei Liebe, „schenkende Güte", als solchen nachzuweisen und psychologisch aufzuhellen. — Das ungemein fleißige Buch wird namentlich solche Leser zur näheren Beschäftigung mit Nietzsches Werken anregen, die von Kant herkommen und sich, wie Vetter, gerne in dessen Denkformen bewegen. (Vetter wirft auch häufige Seitenblicke auf kantische Lehren.) Ihnen wird es auch am ehesten einleuchten, wenn Vetter am Schluß seines Buches Nietzsches Philosophie zusammenfassend sozusagen als einen Entwicklungsfaktor in kantischer Richtung würdigt und die Prognose stellt, „die Erneuerung und Vertiefung des Apollinischen dürfte die Aufgabe der kommenden Philosophie sein, deren Heraufkunft Nietzsche durch seine extreme Durchbildung des Dionysischen nicht nur möglich, sondern auch notwendig gemacht" habe. — Nur für große Büchereien und philosophisch geschulte Leser.

E. Ackerknecht.

Die Pädagogik der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Hrsg. von Dr. Erich Hahn. Band I: Stanislaus von Dunin-Borkowski S. J. (Breslau), Georg Kerschensteiner (München), Rudolf Leh-

mann (Breslau), Paul Oestreich (Berlin), Wilhelm Rein (Jena). Leipzig: Meiner 1926. XXIV, 224 S. Mit 5 Bildnissen. Lw. 12,—.

In dem groß angelegten Sammelwerk „Die Wissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen" des Verlages von Felix Meiner in Leipzig erscheint nun auch neben Philosophie und Medizin, Rechts- und Kunstwissenschaft, Volkswirtschaftslehre, Geschichts- und Religionswissenschaft der 1. Band einer „Pädagogik der Gegenwart in Selbstdarstellungen". Das darf zweifellos als ein Anzeichen für die langsam fortschreitende Anerkennung der Pädagogik als Wissenschaft betrachtet werden. Der Herausgeber hat den Band mit einer tief schürfenden grundsätzlichen Abhandlung „Über Persönlichkeit und Autobiographie" eingeleitet. Wenn er auch „die Grenzen der Innenperspektive" dahin absteckt, daß ihr „Gesetz und Sinn des eigenen Lebens zu erfahren grundsätzlich versagt" ist, so findet er doch darin „die originale Leistung der Autobiographie, daß sie allein in ursprünglicher Weise die Einsicht in das stoffliche Material des personalen Prozesses zu vermitteln vermag". Für den Verfasser liegt darum „der personale Sinn des autobiographischen Aktes" in „dem widerspruchsvollen Bestreben, auch den subjektiven Ausgangspunkt in die Welt der gegenständlichen Ordnung einzugliedern, wie andererseits die Gegenstände in ihrer subjektiven Gestalt und in ihrem stetig sich bewegenden Werden darzustellen". Aus dieser Anschauung heraus sieht er den „pädagogischen Sinn des autobiographischen Aktes" in der Notwendigkeit, „die pädagogischen Kräfte aus der Gesamtheit des Prozesses" herauszuholen; nicht nur aus dem „Werk", als der „Vollendung des personalen Prozesses", sondern aus der „autobiographischen Handlung", und zwar „sowohl als Darstellung subjektiven Lebens überhaupt wie auch als Darstellung der ‚methodischen' Bewegung, die kontinuierlich vom Subjekt zum Werk führt". Daß damit einzigartige pädagogische Quellen unserer Erkenntnis erschlossen werden, ist nicht zu leugnen, wenn auch die Ausschließlichkeit ihrer Geltung nicht fraglos entschieden sein dürfte. Für den 1. Band wählte der Herausgeber fünf Pädagogen: Stanislaus von Dunin-Borkowski S. J., Georg Kerschensteiner, Rudolf Lehmann, Paul Oestreich und Wilhelm Rein, deren charakterkundlich so aufschlußreiche Bildnisse mit Unterschriften den einzelnen Beiträgen vorangesetzt wurden. Diese Auswahl muß als eine äußerst kluge bezeichnet werden. Neben die vornehme Gestalt von Dunin-Borkowski aus dem altgräflichen Adelsgeschlecht, dessen Kultur ganz in der Welt des Katholizismus wurzelt, stellt er Paul Oestreich mit dem „Werdegang des proletarischen Empörers" aus pommerschem Kleinbürgertum, und so tritt neben den Träger der in jahrhundertelangem Wachstum organisch gewordenen Ordenspädagogik der Gesellschaft Jesu, die in Dunin-Borkowski aber doch in innigster Wechselwirkung mit den modernsten Zeitströmungen der Pädagogik steht, der Vertreter radikalster Erziehungsreform, getragen von der innigsten Durchdringung der von ihm einheitlich geschauten Kräfte der Politik, Wirtschaft und Erziehung. Während Wilhelm Reins Erziehungssystem in seinen Grundlagen die Philosophie und Pädagogik Herbarts einerseits treu zu wahren, anderseits die neuzeitlichen Erscheinungen der pädagogischen Welt sich einzugliedern sucht, erscheinen in Rudolf Lehmann die wirkungsreichen humanistischen Bestrebungen Wilhelm Diltheys in pädagogischer Gestalt. Ihnen allen ist Georg Kerschensteiner gegenübergestellt, dessen Entwicklungsgang alle Bildungswege in sich vereinigt, und dessen pädagogische Lebensarbeit als Leiter eines großstädtischen Schulsystems wie als Universitätsprofessor in einzigartiger Weise ganz auf den Gedanken der Bildung gestellt ist. Die Lektüre dieses ersten Bandes vermittelt eine höchst lebendige Anschauung von der widerspruchsvollen Vielgestaltigkeit des pädagogischen Lebens der Gegenwart. In dem Gegensatz des vorwiegend innerlich gezeichneten Entwicklungsganges von Dunin-Borkowski, der mehr oder weniger bewegten Gelehrtenlaufbahn Rudolf Lehmanns und Wilhelm Reins wie des dramatisch gespannten Lebensganges Georg Kerschensteiners und Rudolf Oestreichs ist sie auch charakterkundlich von feinem Reiz. Das Werk ist deswegen eine ebenso wertvolle wie eigenartige Bereicherung der pädagogischen Literatur. Bei der Scheu, die bis weit in gebildete Kreise hinein vor pädagogischer Lektüre besteht, dürfte die Anschaffung nur für größere Volksbüchereien in Frage kommen. K. Polensky (Greifenhagen).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Heilborn, Ernst: Zwischen zwei Revolutionen. Der Geist der Schinkelzeit (1789—1848). Berlin: Wegweiser-Verlag 1927. 317 S.

Das Buch ist eine wirkliche Bereicherung, schon weil Bücher solcher Art in Deutschland selten sind. Es weiß wirklich zu plaudern und gibt dabei doch viel mehr, als es selbst sich den Anschein geben möchte. Wie ein Sammler alter, seltsamer und köstlich kunstvoller Dinge ist der Verfasser, die er spielend ordnet und ausbreitet, ein Stück nach dem andern in die Hand nimmt, hin und her wendet und seine Geschichte erzählt: wie es war und wurde und wie es in dieser Reihe und an diesem Platze tiefere Bedeutsamkeit gewinnt. — Hinter der Zeit zwischen den Revolutionen liegt ein Bangen, Herbstduft durchweht sie, Abschied nimmt sie und sie weiß darum: denn die, welche über die Köpfe der Menge hinwegschauen, sehen die feurige Röte am Horizont der kommenden Tage wie einen Widerschein der großen Flamme, die am Anfang dieser Zeit stand. Aber dazwischen leben sie, ererbte Formen der Geselligkeit, des Verkehrs, der Kunst nach ihrem Geiste umbildend und eine Kultur in geschlossenem Stile schaffend, deren Reiz nicht zuletzt in der Überreife der späten Frucht liegt, in deren Duft schon der herbe, kühle Hauch des Kommenden sich mischt. Symbol dieser Zeit ist die Sage und die Gestalt der Loreley, welche sie sich zum Bilde erschuf. — Aus so vielen bunten Fäden hat Heilborn dies Bild gewoben, daß man ihm hier ins Einzelne nicht folgen kann. Aber eins ordnet sich dem andern zu, so daß am Ende ein wundervoll abgetöntes, einheitliches Bild der Zeit entsteht, dessen allgemeinen Eindruck wir wiederzugeben versuchten. — Das Buch sollte als Ergänzung der Literatur- und Kunstgeschichte der Zeit in keiner Bücherei fehlen. Eine deutsche Kulturgeschichte in einer Reihe ähnlicher Monographien, gleich schön im Stil und gleich lesbar und verständlich, zu besitzen, wäre für unsere Sache ein hoher Gewinn. W. Schuster.

Dostojewski, F.: Briefe. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Arthur Luther. Leipzig: Bibliographisches Institut 1926. 478 S.

Mit Recht kann diese mit außerordentlicher Sorgfalt und Sachkenntnis bearbeitete Auswahl von Briefen als ein wohlabgerundetes „Lebensbild in Selbstzeugnissen" angesprochen werden, ergänzt durch eingestreute biographische, auf die wichtigeren Lebensabschnitte des Dichters bezügliche Einführungen sowie Erläuterungen zu den einzelnen Briefen. So erschließt sich uns das heroische Ringen des großen Dichters und die herbe Tragik seines Lebens unmittelbarer und eindringlicher, als es eine biographische Darstellung vermocht hätte, wobei der deutsche Leser mit besonderem Interesse durch die Schilderungen gefesselt wird, die den wiederholten Aufenthalt Dostojewskis in Orten wie Berlin, Dresden und Ems zum Gegenstand haben, wobei freilich die durchweg zutage tretende unverhohlene, sich oft fanatisch äußernde Verständnislosigkeit für deutsches Wesen mit in den Kauf genommen werden muß. Dafür entschädigt die allen Lebensstürmen und Enttäuschungen trotzende tapfere Haltung und Tiefe des Gemüts, die im Verein mit der Gattin und den Freunden zutage tritt. Wir wissen dem Herausgeber für die mühevolle Arbeit, die er wie kein anderer geleistet hat, Dank: das Buch bedarf umso weniger einer besonderen Empfehlung, als es daneben an einer brauchbaren biographischen Darstellung, die dem großen Dichter gewidmet und deutschen Lesern zugänglich ist, fehlt. G. Fritz.

Erdmann, Nils: August Strindberg. Die Geschichte einer kämpfenden und leidenden Seele. Berechtigte Übertragung von Heinrich Goebel. Leipzig: Haessel 1924. 865 S.

Das gegen 1000 Seiten starke Werk will, soviel wie möglich, Rohmaterial für den Aufbau eines eigenen Strindberg-Bildes geben und trägt sehr viel zusammen, was sich nicht überall in der Literatur über Strindberg findet; folgerichtig unterdrückt der Verfasser synthetische Bemerkungen, die das Leben Strindbergs deuten sollen — der Untertitel legt eine andere Zielsetzung nahe —, oder bringt sie versteckt (s. S. 492, wo der pathologische Charakter des Dichters ein-

leuchtend dargelegt wird). Wer einen einheitlich gesehenen Strindberg angenehm lesbar finden will, wird bei Erdmann enttäuscht sein — er sei auf Hedén (vgl. 6. Jg. dieser Zeitschrift S. 217) verwiesen —, wer sich aber seinen Strindberg allmählich, in erster Linie natürlich aus den Werken, zurechtlegen will, der wird zur Erweiterung seiner Eindrücke mit Nutzen zu Erdmann greifen. Für kleinere Büchereien dürfte das Buch demnach nicht in Frage kommen. Sehr verdienstlich sind die beiden Verzeichnisse der Werke, ein chronologisches und ein alphabetisches.

O. Tacke (Stettin).

Heyking, Elisabeth von: Tagebücher aus vier Weltteilen. 1886—1904. Hrsg. von Grete Litzmann. Leipzig: Koehler & Amelang 1926. 413 S.

Elisabeth von Heyking, Tochter des preußischen Gesandten am Badischen Hof Grafen Flemming, Enkelin der Bettina und somit Nichte des von ihr hochverehrten Hermann Grimm, Schwester der Irene Forbes-Mosse, hatte kein leichtes Schicksal. Früh gereift erlebt das noch sehr jugendliche Mädchen die Qualen hoffnungsloser Leidenschaft und flüchtet sich in die Ehe mit einem feinsinnigen und hochgesinnten Manne, dem Freiherrn Stefan zu Putlitz, Privatdozent der Nationalökonomie an der Berliner Universität. Aber die beiden Gatten kommen nicht zusammen. Die Frau kann die leidenschaftliche Liebe des Mannes nicht erwidern, ja eine neue Liebe zu dem Freunde ihres Gatten, dem baltischen Freiherrn Edmund von Heyking, erfaßt sie. Zwar entsagt sie und folgt der Pflicht, aber der Gatte will weder dies Opfer annehmen noch kann er es ertragen, die geliebte Frau an der Seite eines anderen zu sehen. Er erschießt sich. Zeitungsskandale, Prozesse folgen, endlich kann sie Edmund von Heyking 1884 als Gattin nach New York folgen, wo dieser im diplomatischen Dienst als Konsul tätig ist. Von nun an beginnt das Wanderleben der beiden, zugleich ein erbitterter Kampf um den äußeren Aufstieg des Gatten, dem die Frau gewandt und mit glühendem Ehrgeiz zur Seite steht. Die Tagebücher beginnen in Chile, führen über Kalkutta und Kairo nach Peking, wo Heyking während der wichtigen Zeit der Erwerbung Kiautschous als Gesandter weilt. Nach einem Urlaubsjahr in Deutschland folgt schließlich die „Verbannung" als Gesandter in Mexiko, mit der Rückkehr nach Deutschland 1904 brechen die Tagebücher ab. Die Herausgeberin mag recht vermuten, daß nun nach dem Erfolge der „Briefe, die ihn nicht erreichten", die schriftstellerische Arbeit allein das Gefäß für das Erleben wird. — Es ist selbstverständlich, daß eine so kluge, geistreiche und schriftstellerisch gewandte Frau manchen interessanten Einblick in die Verhältnisse im diplomatischen Dienst, in den Einfluß des Hofes, das diplomatische Leben im Ausland vermittelt. Man muß sagen, diese Einblicke sind fast durchweg ebenso unerfreulich, wie belehrend für die Ursachen der Katastrophe des Weltkrieges. Aber darüber hinaus fesselt der Charakter dieser Frau, in der das Blut der Brentanos mit dem Blute des norddeutschen Adels eine seltsame Mischung einging und Gegensätze schuf, die ihr Schicksal hätten notwendig scheitern lassen müssen, wenn nicht der norddeutsche Einschlag mit seiner zähen Kraft sie immer wieder emporgerissen hätte. Sie ist für mich kein sympathischer Mensch, dazu trägt sie die Fehler der großen und ehrgeizigen Weltdame einer Zeit, die ohne Größe auch der Form ist, allzu deutlich an sich. Aber man kann ihrem starken Willen, der äußerem und innerem Aufstieg gleichermaßen gilt, und ihrem Mut in schweren Schicksalen die Achtung nicht versagen. Mittlere und größere Büchereien werden das fesselnd geschriebene Buch, das sicher gern gelesen werden wird, als Zeugnis für die Atmosphäre der Vorkriegszeit in ihren höheren Lagen und als interessantes menschliches Dokument einstellen.

W. Schuster.

Kröger, Timm: Aus dämmernder Ferne. Jugenderinnerungen. Braunschweig: Westermann 1924. 226 S. Lw. 3,50.

In behaglicher Breite erzählt T. Kröger Erinnerungen aus den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, wobei er sich gleichzeitig bemüht, „die allgemein herrschenden Ansichten über die Dumpfheit und Stumpfheit, worin der Bauer Niederdeutschlands vermeintlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dahingelebt habe, . . . zu berichtigen". Das gelingt ihm leicht, da die Hauptpersonen die Krögersleute sind, „etwas eigene Leute, die Wirtschaft wahrnehmend . . ., viel

lesend, immer von irgendeiner neuen Erscheinung begeistert, immer aus freiem Handgelenk über die Welt hinwegphilosophierend..." In ihnen ist nicht, ebensowenig wie in ihren Haus- und Dorfgenossen, Dumpfheit und Stumpfheit, sondern warmes Leben ungebrochenen niedersächsischen Volkstums. Es ist verklärt gesehen durch die tiefe, fast sehnsüchtige Liebe zur Heimat und den Humor des alten Dichters. Eingestreut sind tiefsinnige Betrachtungen des so gerne philosophierenden und grübelnden Niedersachsen, der sich hierin im besonderen als Sproß von „Krögers Hus" erweist, und viele kluge Bemerkungen zur Literatur und Zeitgeschichte des feingebildeten Rechtsanwalts (vgl. die Lesefrüchte dieses Heftes). — Doch der hoch in den 70ern stehende Kröger hat nicht die Kraft (oder nicht mehr die Zeit) gehabt, diese Erinnerungen richtig aufzureihen. Dem Buch fehlt jeder Fortgang der Ereignisse, es finden sich viele Wiederholungen. Sind es vielleicht nur lose Blätter, die man nach seinem Tode zusammengelegt hat? — Auf jeden Fall verhindert dieser Umstand wie auch die gepflegte Art der Betrachtungen und Erörterungen, die allerlei Kenntnisse voraussetzen, daß man das Buch zu den Volksbüchern rechne. Es sollten aber schon kleinere Städte, vor allem Niederdeutschlands, das Büchlein einstellen, wenn sie vorher, wie es ihre Pflicht ist, einige Werke des Dichters ihren Lesern nahegebracht haben.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Schaefer, Dietrich: Mein Leben. Mit Bild des Verf. Leipzig: K. F. Koehler 1926. 244 S. Lw. 8,—.

Für die Volksbücherei sind diese Lebenserinnerungen des bekannten Berliner Historikers wertvoll, weil sie vorbildlich sein können für die Tapferkeit und Lebenstüchtigkeit, mit der eine aus ärmlichen Verhältnissen kommende Persönlichkeit sich zu einer angesehenen und in ihrer Art führenden Stellung emporgearbeitet hat. Dieser Entwicklung wird niemand die Achtung versagen und gern wird man dem Verfasser manche Äußerung eines gelegentlich recht hohen Selbstgefühls nachsehen, weil die Leistung, die zu solchem Selbsturteil Anlaß gibt, eindrucksvoll und überzeugend ist. Weniger zustimmend wird man sich dagegen zu der ausführlich geschilderten Stellungnahme Dietrich Schäfers während des Krieges und der Nachkriegszeit verhalten. Als Schöpfer und Leiter des Alldeutschen Verbandes und der Vaterlandspartei ist Schäfer gewiß von den lautersten Absichten geleitet gewesen. Allein seine politische Haltung läßt so jede billige Duldung anderer Anschauungen vermissen, daß das Bild der charakterfesten Persönlichkeit des Mannes dadurch bedauerlich getrübt erscheint. Wenn man das abfällige Urteil in Erinnerung behält, mit dem Schäfer anläßlich der Septennatswahlen 1886/87 gewisse demagogische Agitationsmethoden bedenkt, dann empfindet man seine einseitige Polemik gegen alle Andersdenkenden, die anprangernden Etikettierungen politischer Gegner und die wenig bescheidenen Empfehlungen seiner Gefolgleute als der „besten" oder „urteilsfähigsten" Kreise des deutschen Volkes mindestens als einseitig und unsachlich. Als historisches Dokument für die entmutigende Zerrissenheit des deutschen Volkes, die so tief geht, daß damals wie heute selbst vor der tendenziösen Monopolisierung des Allen gehörenden Wortes „Vaterland" aus Parteidoktrinarismus nicht Halt gemacht wird, hat freilich gerade diese zweite Hälfte des Schäferschen Buches ihre besondere charakteristische Bedeutung. — Für größere Büchereien.

G. Kemp (Solingen).

Scheffler, Karl: Der junge Tobias. Eine Jugend und ihre Umwelt. Leipzig: Insel 1927. 385 S.

Der bekannte Kunstschriftsteller erzählt hier im Werdegang des jungen Johannes Schüler seine eigene Entwicklung vom Handarbeiter zum Publizisten. Das Buch wird nicht so sehr durch das Ungewöhnliche des Lebens interessant als vor allem durch den Reichtum an Erinnerungen aus der Zeit vor 1900, durch die Fülle von Aufschlüssen über das damalige Arbeiter- und Handwerkerdasein. Aber vielleicht ist es doch nicht geschickt gewesen, zur Darstellung die dritte Person zu wählen. Hinter dem fingierten Namen sieht man immer die eigentliche Gestalt des sich erinnernden Schriftstellers, und offenbar hat diese Darstellungsweise dazu verleitet, allzuoft aus dem Ton des anschaulichen Erzählens in den der nachträglichen und theoretischen Betrachtung zu fallen. So kann das

Buch, das man seines Inhaltes wegen in allen städtischen Büchereien wissen möchte, nur großen Büchereien empfohlen werden. R. Joerden (Stettin).

Schweinitz, Lothar von: Denkwürdigkeiten des Botschafters General von Schweinitz. 2 Bde. Berlin: Hobbing 1927. 444, 479 S.

Die, man möchte sagen unerwartet veröffentlichten, Aufzeichnungen des Generals v. Schweinitz, der den wichtigen Posten des preußischen Militärbevollmächtigten in Wien und Petersburg und später als Botschafter an beiden Höfen von 1861—1892 eingenommen hat, müssen als ein Memoirenwerk ersten Ranges bezeichnet werden. Es verdient nicht nur als ein wichtiger Beitrag zur diplomatischen Geschichte der bismärckischen Epoche gewürdigt zu werden, sondern auch als das Lebensbild eines hochgebildeten, bedeutenden Mannes, der in seiner hervorragenden Stellung glänzend bewährt viel dazu beigetragen hat, die preußisch-deutschen Interessen in jenen entscheidenden Jahren zu fördern und die Spannungen auszugleichen, die der von Bismarck verfolgten Politik nicht selten verhängnisvoll zu werden drohten. Können so die Denkwürdigkeiten des Generals v. Schweinitz einen beachtenswerten Platz neben den „Gedanken und Erinnerungen" des ersten Reichskanzlers beanspruchen, so gewinnen sie ein besonderes Interesse durch die Persönlichkeit des Verfassers, der, durch vielseitige Bildung und als ein scharfer unbestechlicher Beobachter ausgezeichnet, uns in meisterlicher Darstellung ein getreues Bild jener für uns mit ihren Licht- und Schattenseiten längst entschwundenen Zeit vermittelt. Einem verarmten schlesischen Adelsgeschlecht entstammend, begann Schweinitz nach entbehrungsreicher Jugend seine glänzende Laufbahn bereits 1857 als Adjutant des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem er zeitlebens nahegestanden hat, um dann, vom König Wilhelm und später von Bismarck besonders geschätzt, mit den wichtigsten diplomatischen Aufgaben betraut zu werden. Vor allem sind erwähnenswert die Schilderungen, die Schweinitz von dem diplomatischen Ränkespiel am Wiener und Petersburger Hofe entwirft, wobei die Charakteristik Alexanders II. und seines Nachfolgers besonders interessieren. Für die traditionell streng konservative, junkerliche Lebensauffassung, die selbstverständlich nicht wunder nehmen darf, entschädigt die trotz alledem hervorstechende Weite des Blickes und das Streben nach vorurteilsloser Bildung sowie der durch zahlreiche Reisen vertiefte Natursinn, der in lesenswerten Schilderungen zutage tritt. So wird das Buch, das nicht nur von zeitgeschichtlicher Bedeutung ist, allgemeines Interesse beanspruchen können und seiner Anschaffung für unsere Büchereien höchstens der immerhin erhebliche Preis im Wege stehen. G. Fritz.

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Lukacs, Georg: Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik. Berlin: Malik-Verlag 1923. (Kleine revolutionäre Bibliothek. Bd 9.) 342 S. 4,50.

Es ist unmöglich, diesem Buche in einer kurzen Kritik gerecht zu werden. Im engen Zusammenhang mit den Wirtschafts- und Geschichtsproblemen werden darin auch die letzten und tiefsten Fragen der Philosophie beleuchtet, und zwar in eingehender und scharfsinniger, wenn auch etwas eigenwilliger Weise. Für nicht philosophisch geschulte Leser kann das Buch jedenfalls nicht in Betracht kommen. Das Heil der Philosophie und die Lösung der erkenntnistheoretischen Rätsel sieht Lukacs in der dialektischen Methode, wie sie von Hegel begonnen und von Marx fortentwickelt worden sei. Daß es sich auch bei dieser Einstellung letzten Endes um ein Glauben handelt, besonders wenn dieses ganze Denkgebäude als alleinige Angelegenheit des Proletariats in Anspruch genommen wird, das zuzugestehen müßte eigentlich einem so scharfsinnigen Kopf wie Lukacs nicht schwer werden. Aber Lukacs läßt sich durch nichts von seiner Überzeugung abbringen, daß die Handhabung der dialektischen Methode und die Erkenntnis des dialektischen Geschichtsprozesses als die schärfste und die absolut erfolgreiche Waffe im Kampf des Proletariats gegen den Kapitalismus zu gelten habe. Das bürgerliche Denken mit seiner Verdinglichung und seiner Erstarrung der Begriffe sei end-

gültig erledigt. In besonderen Abschnitten beschäftigt sich Lukacs noch mit einigen schwierigen Problemen der Revolution: mit der Frage der Legalität, der Organisation, des Verhältnisses von Gewalt zu Entwicklung, der Stellung Rosa Luxemburgs zur russischen Staatsumwälzung und den damit zusammenhängenden taktischen Fragen. Die hierbei überall auftretenden Schwierigkeiten entgehen Lukacs nicht, aber er stellt sie zurück hinter seinen Glauben an die alleinige Herrschfähigkeit und Herrschberechtigung des Proletariats.

G. Kohfeldt (Rostock).

Handwörterbuch der Arbeitswissenschaft, unter Mitwirkung von 280 Fachleuten des In- und Auslandes, hrsg. von Dr. Fritz Giese. Halle: Marhold 1927. 1. Lieferung 9,—.

Seit dem Ende des Krieges hat sich überstürzt und anfangs in starker Anpassung an die Bedürfnisse und Zwangslagen des Tages in allen arbeitswissenschaftlichen, vornehmlich aber arbeitsrechtlichen Fragen eine Praxis herausgebildet, hinter der die Fachliteratur erst herhinkte. Arbeitsfragen aller Art rückten mit einem Schlag in den Vordergrund und waren Gegenstand von hunderten aktueller Verhandlungen in Tarifausschüssen, in Schlichtungsstellen, Selbstverwaltungsorganisationen, Betriebsräten und in jener Fülle anderer Organisationsgremien, die die Nachkriegszeit geschaffen hat. Auch im politischen Leben begannen arbeitsrechtliche Fragen Rollen von entscheidender Bedeutung zu spielen. — Es bedurfte einiger Jahre ruhigerer Entwicklung, um dieses ganze Stoffgebiet so weit zur Ruhe zu bringen, daß es reif wurde, in einem Handwörterbuch kodifiziert zu werden. Von diesem Standardwerk liegen nunmehr die beiden ersten Lieferungen vor (Abbau — Baubetriebslehre). Das Werk trägt den Charakter der ernsten wissenschaftlichen Handwörterbücher und ist in seiner ganzen Art wohl als arbeitswissenschaftliches Gegenstück des großen Handwörterbuches der Staatswissenschaften gedacht. Unter den Mitarbeitern sind erste arbeitswissenschaftliche Fachleute vertreten, sowie erfreulicherweise auch eine ganze Reihe von Beamten der großen Zentralbehörden. Daneben Persönlichkeiten aus allen Gebieten, die mit Arbeitsfragen zu tun haben: Politiker, Volkswirte, Ingenieure, Gewerkschaftsführer, Syndici usw. Das auf zehn Lieferungen berechnete Werk soll rund 5000 Stichworte, Verweisungen usw. umfassen. Die vorliegenden Lieferungen lassen durchweg die volle Parität auch auf Gebieten erkennen, die z. Zt. noch umkämpft sind. Die Darstellung ist bei aller Kürze vollständig und die Literaturangaben dem neuesten Stande angepaßt. — Wir behalten uns vor, auf die weiteren Lieferungen zurückzukommen. E. Dovifat (Berlin).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Westermanns Weltatlas. Bearb. von Adolf Liebers. 15. Aufl. Braunschweig: Westermann 1926. XI, 117, 92 S., 109 Kt.-Bl. Lw. 30,—.

Westermanns Weltatlas, der jetzt fünf Jahre nach seinem ersten Erscheinen bereits in erweiterter 15. Auflage vorliegt und schon dadurch seine praktische Verwendbarkeit hinreichend bewiesen hat, ist der erste großzügige wohlgelungene Versuch, den engen Rahmen des physikalisch-politischen Kartenbildes zu sprengen, es aus seiner gewissermaßen beschaulichen Ruhe zu wecken und, als Ausdruck der Gegenwart und Hilfsmittel zu ihrem Verständnis, mit wirtschaftspolitischem Inhalt zu füllen. Das geschieht durch die stärkere Hervorhebung der wichtigsten Verkehrswege (Eisenbahn und Schiffahrt) in den Hauptkarten und durch Einfügung zahlreicher besonderer Verkehrs- und Wirtschaftskarten, die, eine Verbindung von Landkarte und graphischer Darstellung, über Erzeugung, Verbrauch und Handel der wichtigsten Rohstoffe und Fabrikate in den einzelnen Staaten Auskunft geben (zu Grunde gelegt sind die Nachkriegsverhältnisse bis zum Jahre 1923). Hand in Hand damit geht ein umfang- und inhaltreicher Textteil, der in Gestalt von Stichworten und Tabellen die kartographischen Angaben in weitgehender Weise ergänzt und auch über Geologie, Flora, Fauna, Ethnologie, Entdeckungsgeschichte, Geschichte (einige Geschichtskarten eröffnen den Atlas), Staatsverfassung einzelner Länder unterrichtet. Die Mannigfaltigkeit und Fülle des übersichtlich geordneten

Stoffes hilft ein weitgehendes Orts- und Sachregister erschließen. Daß bei einem solchen konversationslexikonartig erweiterten Atlas hier und da kleine Ungenauigkeiten mitunterlaufen, ist verständlich; spätere Auflagen werden sie mehr und mehr ausmerzen. Mehr ins Gewicht fällt der Umstand, daß die politischen Karten, in die das physikalische Bild meist mithineingearbeitet ist, oft etwas überladen (eine Folge des verhältnismäßig kleinen Formats 22 : 25 cm) und nicht immer sehr klar sind. Ein weiterer Mangel liegt in der Natur solchen Werkes: daß es rasch veraltet. Trotzdem sollten es schon kleinere Büchereien — am zweckmäßigsten in den Lesesaal — einstellen. B. Sauer (Plauen).

Böhm, Gustav: Des Faustinus Grobianus Querkopfs empfindsame Reise an den Bodensee. Konstanz: See-Verlag 1927. 330 S. Lw. 5,—.

Empfindsam ist diese Reise im altmodisch-launigen und nachdenklichen Sinne eines Lawrence Sterne und eines Jean Paul. Aber auch Raabe, Fr. Th. Vischer und — Hansjakob zählen zu den Ahnengeistern dieses höchst munteren schwäbischen „Querkopfes"; Hansjakob, der ja auch „dem Bodensee am Herzen lag", Hansjakob, der auch „an Deutlichkeit der Ausdrücke litt", Hansjakob, der „reaktionäre Demokrat", wie der Verfasser aus oberdeutschem Katholizismus stammend. Das Buch, das mit „einigen Vorworten" beginnt, liest sich namentlich in seiner ersten Hälfte sehr vergnüglich; und besonders allen denen, die den See und seine Ufer um Bregenz und Lindau herum kennen oder kennen lernen wollen, wird Gustav Böhm mit seinen prächtigen Landschaftsbildern und dem krausen Rankenwerk, das er um sie zu flechten versteht, viele Freude machen. Wir wollen es ihm gern bezeugen, daß er keine „Baedeker-Augen" hat, daß er kein „Sucher und Freund numerierter Schönheiten" ist, daß seine Art zu reisen nicht gleichbedeutend ist mit der „Amortisation eines Reisehandbuches", sondern daß eine tiefe männliche Liebe zu jener herrlichen Landschaft (zumal in ihrer herbstlichen Fülle), Augen, die sich auf sich selbst verlassen können, und eine ebenso lebhafte wie eigenbrödlerische Phantasie die guten Gründe sind, kraft deren er uns davon zu überzeugen weiß, daß seine Art, den Bodensee zu bereisen, die deutscheste und lohnendste ist. — Für mittlere und größere Büchereien. E. Ackerknecht.

C. Schöne Literatur.

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Schmidt, Maximilian, genannt Waldschmidt: Gesammelte Werke. Regensburg: Waldschmidt-Verlag Jos. Habbel 1927 ff. Je 3,50.

Der rührige Verlag Habbel in Regensburg hat es unternommen, die völlig vergriffenen Werke Maximilian Schmidts neu aufzulegen und so dem Dichter des bayerischen Waldes — er ist in Eschlkam im bayerischen Wald geboren — und des bayerischen Hochlandes neue Freunde zu gewinnen. Die Bedeutung des Dichters liegt weniger darin, daß er in seinen Romanen große Probleme, die Geist und Herz bewegen, behandelt, sondern in den geschichtlichen, besonders aber volkskundlichen Schilderungen, die er in seine Erzählungen mitverwebt. Er war der Erste, der auf den Bayerischen Wald und seine Schönheiten hinwies, dabei aber mit Seherblick die Bedeutung erkannte, die diesem Strich deutschen Landes zukommt, wenn nicht mehr der Freund der Grenznachbar ist.

Bd 1. Der Leonhardsritt. Erzählung aus dem bayerischen Hochland. 313 S.

Eine schlichte, einfache Erzählung aus der Zeit der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit viel volkskundlichem Stoff wie Haberfeldtreiben u. a.

Bd 2. Am goldenen Steig. Englmar. Vitus. Erzählungen aus dem Bayer- und Böhmerwald. 1927. 311 S.

Drei Musikantengeschichten. Der „goldene Steig" ist der Saumpfad, der aus dem Passauer Bistumsland nach Böhmen, besonders Bergreichenstein führt. In dieser Erzählung veröffentlichte Schmidt zum ersten Male das Lied „Tief im Böhmerwald, da liegt mein Heimatsort", das heute noch allgemein gesungen wird.

Bd 5. Die künischen Freibauern. Kulturgeschichtlicher Roman aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. 1927. 318 S.

Die künischen Freibauern sind deutsche Ansiedler an der bayerisch-böhmischen Grenze bei Eisenstein. Sie hatten eigene Gerichtsbarkeit und standen direkt unter kaiserlicher Oberhoheit. Der Kampf um ihre Rechte und das Wetterleuchten des Dreißigjährigen Krieges bilden den Untergrund der Erzählung.

Bd 25. Glasmacherleut. Kulturbild aus dem bayerischen Wald. Der Tranklsimmet. Erzählung. 1927. 316 S.

Behandeln die Glasindustrie — Familie Schenk — und das Kurpfuschertum.

Einen hohen literarischen Maßstab darf man an all diese Erzählungen nicht anlegen. Doch für einfache ländliche Verhältnisse, besonders in Bayern, sind sie wohl geeignet. Der Hauptreiz liegt, wie schon erwähnt, in dem Volkskundlichen, das sie bieten, weil sie von manchem berichten, was heute schon längst ausgestorben ist. S. Höpfl (München).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Eulenberg, Herbert: Um den Rhein. Roman. Berlin: Spaeth 1927. 328 S. Geb. 5,—.

Französische Besatzung am Rhein, die in der Verteilung von Licht und Schatten auf die einzelnen Vertreter der fremden Nation neutral zu betrachten versucht wird, ihre Wirkung auf die deutsche Bevölkerung, insbesondere auf eine reiche Fabrikantenfamilie, die nicht ungeschickt charakterisiert ist durch die Art und Weise, wie sie die Besatzungsnöte trägt: das ist doch nicht der eigentliche Inhalt dieses Romans „Um den Rhein". Die Hauptfigur ist ein durch die Wirrnisse der augenblicklichen Geisteslage zermürbter Architekt, der aus sich den zersetzenden Einflüssen der Zeit nichts entgegenzustellen hat. In seinen Studienjahren einem russischen Revolutionär geistig verfallen, durch die Freundschaft der Fabrikantenfrau aus Selbstmordgedanken noch einmal befreit, unter dem „französischen Joch" noch einmal jäh aufflammend, geht er schließlich doch in Kraftlosigkeit und Verachtung der Masse zugrunde. Neben diese ungesunden „Helden" seines Romans, für den eine lebhafte Anteilnahme niemals aufkommen will, stellt Eulenberg eine Unzahl irgendwie verkrampfter, geistig oder körperlich verunstalteter Menschen. Ihr einziger greifbarer Gegenspieler, der einigermaßen gesund und kräftig wirkende Fabrikant Wohlleben, ist eine durchaus oberflächliche Natur. Der Hauptvorgang verzettelt sich durch eingestreute Episoden, durch die eine Vorstellung von der Gesamtheit der in der Gegenwart wirkenden geistigen Kräfte doch nur vorgetäuscht wird. Das alles wird in wenig gepflegtem Stil, gelegentlich mit beleidigender Anmaßung vorgetragen. — Für die meisten Büchereien ungeeignet.

J. Beer (Göttingen).

Ginzkey, Franz Karl: Der Weg zu Oswalda. Erzählung. Leipzig: Staackmann 1924. 136 S. Lw. 3,—.

Mit schlichter Wärme und ergreifender Abgeklärtheit läßt der Dichter seinen Freund seinen „Weg zu Oswalda", der blinden, stillen, heiteren Frau erzählen, die ihm durch „die Wunder des inneren Lichtes" Erlösung brachte von der Tragik eines schweren Jugenderlebnisses, das ihm das Vertrauen zum Weibe, den Glauben an ihre Treue geraubt hatte. — Voll zarten Dämmers wie ein milde verklingender Sommertag, mit leiser Wehmut dunkel verschleiert, dabei stark und rein im Geistigen ist dieses Schicksal nachgefühlt und ergreift unmittelbar. Das — auch äußerlich sehr geschmackvoll ausgestattete — Büchlein sei Freunden reifer Kunst herzlich empfohlen! Margarete Schmeer (München).

Hadina, Emil: Maria und Myrrha. Geschichte zweier Frauen und einer Liebe. Leipzig: Staackmann 1924. 160 S. Lw. 3,50.

Der Dichter, der auf einer Sommerwanderung Zeuge des traurigen Endes eines unheimlich düsteren Romans geworden war, deckt durch die Wiedergabe der Schicksalsbeichte des Malers, des eigentlichen Bewegers des Geschehens, „Anfänge und Verwicklungen" dieses Dramas auf. „Unselig-selig ist das Ge-

schick, das zwei Menschen völlig zerbrach und zwei andere, weil sie in gesunder Urkraft dieser schönen, starken, sinnesfrohen Erde die Treue hielten, nach schweren Leid- und Irrwegen zu höchster menschlicher Glücksvollendung emporführte" — diesseitsfrohe, bejahende, schaffende Welt und verzehrendes, freudloses, erstarrtes Asketentum und Frömmigkeit sind einander gegenübergestellt; auch klingt das Motiv der Wahlverwandtschaften an, doch ist alles derart gewollt und gekünstelt, der Stil so aufdringlich süßlich und die schmückenden Beiwörter in solcher sinnverwirrenden Fülle verschwendet, daß das Buch für Volksbüchereien nicht in Betracht kommt. Margarete Schmeer (München).

Jansen, Werner: Die irdische Unsterblichkeit. Braunschweig: Westermann 1924. 221 S.

Werner Jansen hat uns schon mit mehreren Romanen nach Stoffen aus dem Mittelalter „beglückt". Auch diese Erzählung läßt er dort spielen (zur Zeit der Kreuzzüge, Friedrichs Barbarossa), und zwar hat er diesmal einige Züge des Volksbuchs von Robert dem Teufel übernommen, dessen Buße auf einer Art Kreuzfahrt nach vorangehendem wilden Leben er aus dem äußerlich Kirchlichen der Vorlage ins innerlich Religiöse zu übersetzen sich bemüht.— Er bemüht sich: daß er es vermag, kann man nicht behaupten. Dies weltanschauliche Gerede in Seelenwanderungsstimmung und Weltabgewandtheit wirkt in seiner Unreife peinlich, ganz abgesehen davon, daß es zu jener Zeit nicht recht passen will. Auch bei der Ausmalung des historischen Hintergrunds nimmt Jansen oft unechte Farben. Hinzu kommt ein unruhiger, in seinem Ausdruck übertriebener Stil. — Wer Lust hat, ein solches Konglomerat von moderner weltanschaulicher und stilistischer Manier mit mittelalterlich und orientalisch sein sollenden Lebensbildern vorzunehmen, mag zu dem Buch greifen. Eine besondere Empfehlung kann man dem Roman nicht mitgeben. Mittlere Büchereien brauchen ihn nicht zu besitzen.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Kapherr, Egon von: Möff Pürzelmann. Die Geschichte eines wilden Schweines. Mit 18 Zeichn. von P. Haase. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1926. 144 S.

Mit Humor und manchen satirischen Anspielungen an menschliche Verhältnisse wird hier mit der Geschichte des Keilers Möff Pürzelmann ein Ausschnitt aus dem Tierleben des deutschen Waldes gegeben, in dem auch bekannte Typen aus Kapherrs Tiergeschichten, wie „Kolk der Rabe", wiederkehren. Die anschauliche und ergötzliche Geschichte eignet sich für alle Büchereien; bei katholischen Lesern ist allerdings vielleicht Vorsicht bei der Ausgabe geboten.

M. Thilo (Stolp i. P.).

Rolland, Romain: Mutter und Sohn. (Verzauberte Seele Bd 3.) München: Wolff 1927. 572 S. Geb. 7,50.

Auch in diesem dritten Bande des großen Romanes ist sehr viel Schönes und Feines. Und doch scheint es, als ob die Kraft des Dichters hier zu erlahmen beginne. Er zeigt zunächst, wie der Krieg im Hause Annettes wütet, wie er ein Opfer nach dem anderen nimmt und wie die laute Begeisterung der Bewohner schwindet, der Verzweiflung Platz macht, dem Grauen und dem Ekel, oder wie von diesen die Kulisse des Ruhmes und der Begeisterung krampfhaft aufrechterhalten wird, weil ein Ende dieser Lebenslüge Vernichtung bedeuten würde. Annette selbst wandelt sich langsam. In ihrer bekannten wahrhaften und tüchtigen Art nimmt sie den Kampf auf sich, als Lehrerin, als Retterin eines Schwerverwundeten, dem sie in der Schweiz zum letzten Wiedersehen mit seinem deutschen Freunde verhilft. Wieder tritt die Liebe in ihr Leben, ohne ihr doch mehr als die herbe Frucht der Entsagung, als Erkenntnis bringen zu können. Und in das Leben hinein wächst der Sohn, die Mutter suchend und fliehend, schließlich eins mit ihr nach langen Irrwegen, in dem Wissen von der Gleichgerichtetheit ihres Strebens aus der Gemeinsamkeit des Blutes, und im Wissen um die tiefe Einsamkeit aller nach Wahrheit Ringenden. Denn: „Frieden ist nicht Abwesenheit des Krieges. Er ist jene Tugend, die der Kraft der Seele entspringt", welches Spinoza-Wort dem Roman als Motto vorgesetzt ist. — Die Schwäche des Buches liegt einmal

darin, daß diese ganz aufs Seelische gestellte Kunst ermatten muß, wenn ein Charakter, gefestigt und längst in seinen Konsequenzen entwickelt, noch einmal durch 572 Seiten hindurch im Mittelpunkte steht. Dafür bietet auch die Entwicklung des Sohnes, als wichtigster Nebenfigur, keinen Ersatz. Dann sind weiter auch die Abenteuer Annettes z. T. ein wenig herbeigeholt und mühsam romanhaft. Wie gesagt, müssen die zahlreichen schönen Einzelzüge, psychologische Feinheiten und reife Weisheiten des Lebens entschädigen. Große Büchereien werden diesen Band den beiden ersten deshalb gewiß hinzufügen. Notwendig ist seine Anschaffung zu den beiden ersten nicht. W. Schuster.

Unamuno, Miguel de: Abel Sanchez. Die Geschichte einer Leidenschaft. München: Meyer & Jessen 1925. 169 S. Pp. 4,—.

Dies ist der erste der im Rahmen der deutschen Gesamtausgabe erscheinenden Romane des spanischen Gelehrten und Dichters. Es ist der Denker und Sprecher moderner Prägung und universalen Auditoriums, der in diesem Roman ein ethisch-religiöses Problem, das Kain-Abel-Problem, nach allen Richtungen hin und bis in die letzten Tiefen mit, man möchte sagen: wissenschaftlicher Konsequenz der Gedankenführung verfolgt und seiner Darstellung durch seltene Prägnanz des Ausdrucks, Schärfe und Schwung des Dialogs eine künstlerische Form eigenen Lebens gibt. Scharf herausgearbeitet sind nur die Menschen in ihrer (typisch gefaßten) seelischen Haltung und Wechselbeziehung, ihre äußere Umgebung ist nicht einmal angedeutet. Ihr Handeln besteht fast ausschließlich in Reden, alles ist Dialog und alles dient der Erhellung, Zuspitzung und Typisierung des Konflikts der beiden feindlichen Brüder. Abel Sanchez ist von Kind an der Liebling aller, der Begabte, der durch sein bloßes Sein schon Erfreuende und Erwärmende, später der leicht schaffende, rasch berühmt werdende Künstler. Sein Freund Joachim Monegro ist der sich verabscheut glaubende, nach Anerkennung dürstende Streber, dem die Überlegenheit und Beliebtheit des andern die Seele vergiftet. Als ihm Abel vollends die Geliebte wegnimmt, steigern sich Neid, Haß und Selbstzerfleischung ins Maßlose. Äußerlich beherrscht, vor der Welt der gefeierte Arzt, ist Joachim innerlich von seinem Dämon zermartert. Nichts kann ihn, den „Heros der finstern Qual" heilen, obwohl er beständig um seine Gesundung kämpft. Schließlich begeht er in jäher Aufwallung des Hasses den Brudermord. In düsterer Melancholie siecht er dahin und stirbt unerlöst. — Die Erzählung hat ethisch bildende Kraft durch die Wahrhaftigkeit, mit der die Qual der unerlösten menschlichen Kreatur geschildert, und durch den Ernst, mit dem die letzten verborgenen Gründe der Unerlöstheit und die Rettung aus ihr gesucht werden. — Für große Büchereien und selbständige Leser.

R. Gerstlauer (Erlangen).

Werfel, Franz: Der Tod des Kleinbürgers. Novelle. Berlin: Zsolnay 1927. 114 S.

Während Werfels Dichtungen der letzten Jahre große Gestalten der Geschichte, bedeutsame religiöse, politische, künstlerische Geschehnisse darstellten, während das kämpferische, zwiespältige Suchen und Sinnen unserer Zeit Vordergrund und Grundton seiner ersten Gedichte und seines ersten Romans „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig", bildeten, schildert sein neues Werk das Schicksal eines Namenlosen am Ende eines langen Alltags. Wie eine naturalistische Novelle beginnt die Erzählung in der Fülle glänzender Menschen- und Umweltschilderungen, in der Charakteristik Fialas, des ehemaligen Torhüters der k. k. Finanzlandesprokuratur in Wien, der als eines der unzähligen Opfer der wirtschaftlichen Folgen des Weltkrieges kümmerlich sein Leben mit seiner Familie durch eine Halbtagsbeschäftigung als Magazinaufseher fristet. Er lebt ganz in der Vergangenheit und ihren Sinnbildern, aber er lebt doch auch in der neuen Zeit weiter — für seine Frau und für den kranken, arbeitsunfähigen Sohn. Mit dem letzten Rest seines kleinen Vermögens kauft der Vierundsechzigjährige sich in eine Lebensversicherung mit dem vertrauenerweckenden Namen „Tutelia" ein und hofft, dadurch Frau und Sohn nach seinem Tode vor der schrecklichen „öffentlichen Fürsorge" zu bewahren, ihnen ihr Bürgersein zu erhalten. Aber das Schicksal droht, ihm auch sein letztes Lebensziel zu zerstören. Er erkrankt schwer, hoffnungslos, völlig ist

der Körper vom Leben verbraucht, stündlich erwarten die Ärzte im Krankenhaus seinen Tod — vor dem Termin, an dem die Versicherung frühestens in Kraft tritt. Nun wird aus dem Kleinbürger ein Kämpfer, aus der virtuosen Skizze die Geschichte eines Menschen. Noch darf Fiala nicht sterben, so kämpft er gegen den Tod vor der Zeit für den ruhigen Bürgertod zur rechten Zeit. Die Ärzte staunen über seine Zähigkeit; Kranken-, Schlachtberichte werden ausgegeben, „als kämpfe nicht Herr Fiala, sondern ein Held dieser Erde mit dem Tode". Der Körper ist schon in allgemeiner Verwesung, aber das ausdruckslose Gesicht des Kleinbürgers wird allmählich zum gewaltigen Antlitz eines großen Kämpfers. Der Wille siegt. Zwei Tage über das Ziel hinaus lebt Fiala! Diese Novelle Werfels gehört trotz einzelner schwacher Stellen (z. B. die Gespräche der Ärzte) zu den wesentlichen Dichtungen unserer Zeit. Sie gestaltet im Einmaligen, im anekdotischen Sonderfall allgemein menschliches Geschehen und Sein mit reifster Kraft. — Für alle Büchereien.

C. Wormann (Berlin).

Kleine Mitteilungen.

Zur Büchereipolitik. In der letzten Nummer der „Hefte für Büchereiwesen" S. 238 wird ein Begleitschreiben zu unserer im Heft 3 dieser Zeitschrift veröffentlichten „Erklärung" abgedruckt, welches die Werbestelle unseres Verlages als Beilage zu dieser Erklärung an die Büchereien des Regierungsbezirkes Liegnitz versandte. Das Schreiben hat, als es ihnen nachträglich bekannt wurde, nicht die Billigung der Herausgeber finden können, welche auch fürderhin alles vermeiden wollen, was die an sich heilsame und notwendige Auseinandersetzung mit geistigen Waffen auf ein anderes Niveau zu stellen geeignet sein könnte.

Wir begnügen uns deshalb hier mit dieser Feststellung einer übereilten und verfehlten Maßnahme, ohne auf die Vorgänge, welche sie veranlaßten, oder den Kommentar einzugehen, welchen die Leipziger Zentralstelle daran zu knüpfen für gut befand.

Es ist selbstverständlich, daß zwischen Herausgebern und Verlag volle Einstimmigkeit darüber besteht, daß die Verlagsabteilung ohne Zustimmung der Herausgeber in Zukunft keine Maßnahmen trifft, welche sich irgendwie büchereipolitisch auswirken könnten.

Der Leipziger Zentralstelle wurde das nachstehende Schreiben zugesandt:

An den Geschäftsführer der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen
Leipzig-Gohlis.
Richterstr. 8

Sehr geehrter Herr Becker!

Zu dem von Ihnen in den „Heften für Büchereiwesen" veröffentlichten Begleitschreiben zu einer Versendung unserer „Erklärung" an die Büchereien des Regierungsbezirkes Liegnitz teilen wir Ihnen ergebenst mit, daß es sich dabei um eine übereilte Maßregel der Werbestelle des Verlages der „Bücherei und Bildungspflege" handelte, von der die Berliner Herausgeber keine Kenntnis hatten. Wir haben der Werbestelle sogleich, nachdem wir Kenntnis davon erhielten, unsere Mißbilligung dieses Schrittes ausgesprochen, ohne Rücksicht auf die Art der Vorgänge, welche diese spontane Reaktion auslösten und die hier zu berühren wir uns versagen.

Wir brauchen Ihnen hiernach kaum noch zu versichern, daß die Herausgeber nach wie vor auf dem Boden der „Erklärung" stehen.

Ich zeichne zugleich im Auftrage des soeben in Urlaub gegangenen Professor Fritz

mit vorzüglicher Hochachtung
als Ihr sehr ergebener

gez. Schuster.

Vorlesestunden und Leseabende in ihrem Verhältnis zu Bücherei und Volkshochschule. Im 2. Hefte der „Hefte für Büchereiwesen" berichtet Dr. Adolf Waas über an der Darmstädter Bücherei eingerichtete Leseabende und Lesekreise. Es handelt sich um Einzelabende oder Reihenabende, an denen ein einzelnes Buch oder ein einzelnes Problem oder auch mehrere Bücher gelesen und besprochen werden. Dabei wird von seiten der Bücherei ein Einfluß auf die Art, wie gelesen wird, auf die Auswahl der Bücher und endlich eine Vertiefung der Beziehungen zwischen Leserschaft und Bibliothekaren erstrebt. Den Lesern unserer Zeitschrift ist diese schöne und nützliche Arbeit nicht fremd: besonders hoch ausgebildet ist sie in den skandinavischen Ländern und in Berichten von dort hier mehrfach behandelt. Ich selbst habe sie in Polnisch-Schlesien einzubürgern versucht (nach schwedischem Vorbild und nach Erfahrungen an der Stettiner Volkshochschule) und gute, wenn auch zeitlich nicht allzu ausgedehnte Erfolge damit gehabt, da ich dort sehr zahlreiche Ämter und Aufgaben in meiner einen, schwachen Person zu vereinigen hatte. Sie wird ferner an vielen deutschen Volkshochschulen in dieser Form geleistet.*)

Wir halten denn diese Arbeit auch für eine Aufgabe der Volkshochschule, wobei allerdings nicht übersehen werden darf, daß nach unserer Büchereiauffassung (wie das in Stettin, Elberfeld, Kattowitz und anderwärts bereits verwirklicht ist) die Volkshochschule möglichst vom Bibliothekar geleitet und auch räumlich möglichst mit der Bücherei verknüpft sein soll. Wenn Waas glaubt, solche Leseabende der Bücherei erhielten dadurch einen eigenen Charakter, daß in ihnen der Leiter vor dem Werk selbst zurücktrete, so irrt er, denn auch die Volkshochschule hat diese Form gepflegt, sich theoretisch und auf Grund praktischer Erfahrungen darüber geäußert, und die Volkshochschulleute, ob zugleich Bibliothekare oder nicht, dürften kaum gewillt sein, der Bücherei als solcher diese Form als ein Besonderes zuzugestehen.

So ist auch das Problem, welches Waas für die Zusammensetzung des Teilnehmerkreises bei den Reihenabenden aufgestoßen ist (einen möglichst einheitlichen Kreis zu erhalten, sei es durch Lebensalter, durch gleiche soziale Zuordnung, sei es durch ein stark bindendes gemeinsames Interesse), eben eines der vornehmsten und auch sehr häufig behandelten Probleme für die Volkshochschule, welche Gemeinschaftsbildung durch Gruppenbildung zu ihrem Ziele hat.

Etwas ganz anderes als diese Leseabende, welche wir den Arbeitsgemeinschaften zurechnen, ist die Vorlesestunde, wie sie Ackerknecht in Theorie und Praxis seit Jahren ausgebaut und zu einem der schönsten und dankbarsten Hilfsmittel vertiefter Büchereiarbeit durchgebildet hat.**) Sie dient allein dem Erlebnis des Kunstwerkes ganz aus sich und ohne jede Zutat, eine „Auseinandersetzung" mit dem Gelesenen wird strengstens vermieden. Die wenigen Worte der Einleitung des Vorlesenden dienen nur der „Einstimmung" der Hörer und deuten höchstens einmal leise und behutsam auf die Eigenart oder die besondere Schönheit des Kommenden hin, um das Kunstwerk ganz in seiner Reinheit und Unmittelbarkeit wirken zu lassen. Vielleicht darf ich hier zur Verdeutlichung (ohne die „Leseabende" als Gegenstand der Volkshochschularbeit, als welche ich sie selbst ja wie Waas vertrete, in ihrem Wert herabsetzen zu wollen, der nur auf anderem Gebiet liegt) die Worte wiederholen, die der Volkshochschullehrer Dr. Otto Tacke in seinem Aufsatz „Die verschiedenen Formen der ‚Arbeitsgemeinschaft' im Volkshochschulleben" (Jg. 1925,

*) Von befreundeter Seite erfahre ich bei dieser Gelegenheit die historisch sehr interessante Tatsache, daß schon vor nunmehr 20 Jahren der verstorbene Leiter der Stadtbücherei Elberfeld, Dr. Emil Jaeschke, an seiner Bücherei unter der Bezeichnung „Lese- und Besprechungsabende" die hier auch von Waas empfohlene Einrichtung mit sehr gutem Erfolge gepflegt habe. Die Hörer der „Lese- und Besprechungsabende" in Elberfeld waren hauptsächlich Angehörige der sozialdemokratischen Arbeiterschaft. Elberfeld gehörte bekanntlich zu den führenden Büchereien der „Bücherhallenbewegung".

**) Für ländliche Verhältnisse hat danach Dr. Schriewer-Flensburg diese Arbeit geleistet.



S. 13 dieser Zeitschrift) prägte: „Wir haben in der Schule uns angewöhnt, kein literarisches Kunstwerk unbesprochen und unberedet zu lassen, und sind in Gefahr, den intellektualistischen Irrweg nun in der Volkshochschulmethodik noch einmal zu gehen. Welche Kleingläubigkeit gegenüber den Wirkungsmöglichkeiten der Kunst und des Künstlers, und schließlich auch gegenüber der Auffassungsfähigkeit des Hörers — des im eigentlichen Sinne ‚hören' Könnenden — spricht aus dieser Methode! Wir lernen jetzt allmählich die irrationalen Ausdrucksmöglichkeiten, die der Stimme, der Mimik, einer vorsichtigen Pantomimik der Hand, der Pause innewohnen, wieder schätzen, nachdem uns das Pathos langer Jahrzehnte für diese feinen Mittel unempfänglich gemacht hatte." Deshalb läßt ja Waas auch ganz richtig das Werk in den Vordergrund treten, aber das Entscheidende bleibt, daß in den „Leseabenden" das Gelesene besprochen wird, um sich kritisch mit ihm auseinanderzusetzen, was die „Vorlesestunde" aus ihrer Absicht und Methodik heraus gerade vermeiden muß. Es ist aus diesem Grunde sehr verständlich, daß Waas selbst auf die „Vorlesestunde" als ein außerhalb seines Aufsatzes liegendes Gebiet überhaupt nicht Bezug nimmt. Beide Einrichtungen ergänzen einander aufs Glücklichste, sind aber methodisch etwas Grundverschiedenes.

Um so erstaunlicher ist die Anmerkung, welche die Schriftleitung der „Hefte für Büchereiwesen" zu Waas' Ausführungen an der Stelle macht, die, wie oben erwähnt, von der Notwendigkeit spricht, gleich gerichtete Gruppen für seine Leseabende zu gewinnen. Diese Anmerkung lautet: „An diesem Punkte tritt der Wesensunterschied zwischen diesen Lesegemeinschaften, Leserkreisen einerseits und den weithin üblichen Vorleseabenden und den auch von Adolf Waas selbst veranstalteten Einzelabenden anderseits ganz besonders deutlich in Erscheinung. Das Entscheidende und aus der Grundauffassung unserer Arbeit unmittelbar Hervorgehende ist der Gedanke der Gruppenbildung, des organisch gewordenen Kreises, der erst den rechten Boden für eine fruchtbare Bildungsarbeit darstellt. Hier liegt der grundsätzliche Unterschied zu allen den „Veranstaltungen", bei denen unterschiedslos vor der ungegliederten Masse der Anwesenden ein — oft durchaus gut und einheitlich aufgestelltes — „Programm" von Darbietungen durchgeführt wird. Diesen Unterschied, der selbstverständlich sich nicht nur auf Vorleseabende beschränkt, sondern durch unser ganzes öffentliches oder halböffentliches kulturelles Leben geht, weiterzuverfolgen, wird Aufgabe einer späteren Untersuchung sein gelegentlich einer Besprechung der früher zu dieser Frage erschienenen Literatur."

Den Kommentar zu der bewundernswert gewandten Verwendung von Anführungsstrichen und zu der Wortwahl („„Veranstaltungen", bei denen unterschiedslos vor der ungegliederten Masse der Anwesenden ein — oft durchaus gut und einheitlich aufgestelltes — „Programm" von Darbietungen" usw. usw.) muß der geneigte Leser sich nun schon selber schreiben, er liegt außerhalb meiner Zuständigkeit. Sachlich ist dazu nur folgendes zu bemerken:

Der „Gedanke der Gruppenbildung, des organisch gewordenen Kreises" wird, wie oben ausgeführt, von der Volkshochschule, seit man sie eine solche nennen kann, und von den Büchereien seit Jahren zielsicher vertreten, die in enger Verbindung mit der Volkshochschule arbeiten, im Idealfalle die Volkshochschule organisch mit der Bücherei verbunden haben, womöglich unter gleicher Leitung.

Auch die „Vorlesestunde" schafft, wo sie planmäßig und regelmäßig durchgeführt wird, nach kurzer Zeit aus der „Erlebnisgemeinschaft", zu der sich Freunde der Dichtung zunächst ungezwungen zusammenfinden, bald aus sich feste Gruppen, organisch zusammenwachsende Kreise. Das wird jeder bestätigen, der eben einmal praktisch mit diesen Dingen gearbeitet hat.

Wesen, Methode und Wirkungsweise der „Vorlesestunde" sind überhaupt nicht begriffen worden.

Der Versuch, die Büchereien, welche die Vorlesestunden als ein wertvolles Hilfsmittel erkannt und bewährt gefunden haben, so en passant zu Einrichtungen zu stempeln, welche anstatt Gemeinschaft durch Gruppenbildung zu erstreben, ihre Bildungsarbeit an eine „unterschiedslos" zusammengewürfelte Masse in „Veranstaltungen" verschleudern, entbehrt jeder Grundlage. Sch.

Vom Grenzbüchereiwesen der Nordmark. Der vorliegende ausführliche Jahresbericht über das Grenzbüchereiwesen in der Nordmark im Jahre 1926/27 enthält Nachrichten über die finanzielle Neuregelung des ländlichen Büchereiwesens, die so glücklich und vorbildlich getroffen ist, daß wir sie den Fachgenossen wenigstens im Auszuge an dieser Stelle zugänglich machen möchten.

Es wurde hier zwischen den Gemeinden, den beiden Grenzkreisen und dem Wohlfahrts- und Schulverein die Vereinbarung geschlossen, daß jede der drei Stellen je ein Drittel des Minimums des Büchereietats der Gemeinde übernimmt. Als Minimum für den Büchereietat gilt M. 0,55 auf den Kopf der Bevölkerung unter Zugrundelegung der jeweiligen letzten amtlichen Volkszählung. Die Einziehung der Gemeindeanteile geschieht durch die Kreise, welche die Gelder zugleich mit ihrem Anteil in zwei gleichen Raten am 1. April und 1. Oktober eines jeden Jahres an die Zentrale für Nordmarkbüchereien überweisen. Die Gemeinden dürfen eine Lesegebühr in den Büchereien erheben, die jedoch M. 1,— pro Familie im Jahr nicht überschreiten soll, und dürfen die Einnahme aus dieser Gebühr für sich verbuchen. Es wird aber sehr nahegelegt, keine Lesegebühr zu erheben. Für die so zusammenkommende Summe erhalten die Büchereien seitens der Zentrale Bücher, oder es werden Reparaturen und Inventaranschaffungen davon bezahlt. Die Büchereien gehen auf Grund der Neuregelung in das Eigentum der Gemeinden über. Der bisherige Arbeitszusammenhang mit der Zentrale für Nordmarkbüchereien wird jedoch hierdurch nicht berührt. Die Zentrale muß zur Wahl eines Büchereileiters ihre Zustimmung geben, der Standort der Bücherei darf nur im Einvernehmen mit ihr verändert werden, eine Änderung in der Leitung ist ihr rechtzeitig vorher mitzuteilen. Durch diese Übernahme der finanziellen Lasten an die öffentlichen Körperschaften erhalten die ländlichen Büchereien ebenso wie die städtischen einen regelmäßigen Etat, ohne daß die Arbeitsfreiheit der Büchereien irgendwie beeinträchtigt würde. Es werden hierdurch jährlich allein für den ländlichen Grenzbezirk gut M. 30 000,— für das ländliche Büchereiwesen aufgebracht.

Im übrigen enthält der Jahresbericht mit seinen ausführlichen statistischen Angaben noch vieles für den Fachmann Belehrende, aus dem wir nur einiges hervorheben möchten.

Auch hier auf dem Lande wird über die Beeinträchtigung der Büchereiarbeit durch die unheimlich grassierenden Lesezirkel mit ihren Zeitschriftenmappen geklagt, deren Verbreitung mit Auto und allen möglichen Hilfsmitteln vor sich geht. — Interessant ist die Zunahme der Benutzung der sogenannten belehrenden Bücher, die von 18% im Vorjahre auf 20,2% in diesem Jahre gestiegen ist, woran in erster Linie die Abteilung „Lebensbeschreibung" beteiligt ist. — Aus den jenseits der Grenze in Nordschleswig befindlichen Büchereien ist die Klage bemerkenswert, daß schon jetzt mancherorts in der Kinderwelt die Verbindung mit der deutschen Sprache abgerissen ist. Diese bedauerliche Erscheinung hat im Osten zahlreiche Parallelen, wo man etwa in den deutschen Siedelungen Galiziens ganze Dörfer finden kann, deren Bevölkerung das Bewußtsein ihrer deutschen Herkunft treu bewahrt hat, in der aber nur noch die alten Leute Deutsch verstehen und sprechen, während die Kinder durchweg einsprachig-polnisch geworden sind. Auch hier die Beobachtung, daß diese Gefahr, die Verbindung zum deutschen Leben zu verlieren, in Stadt und Land unter Kindern und Erwachsenen einen wahren Heißhunger nach dem deutschen Buch hervorruft. Das Mutterland hat hier eine Ehrenpflicht zu erfüllen, deren Versäumnis sich schon in wenigen Jahren bitter rächt.

Zum Schluß mag noch auf die Übersicht über die Lehrtätigkeit der Zentrale hingewiesen werden. Die Bedeutung dieser planmäßigen und stetigen Arbeit mit den Büchereileitern, vornehmlich der Kleinstädte, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sie liefert über die lokale Bedeutung hinaus nach und nach auch die Grundlage für die Lehre vom ländlichen Büchereiwesen überhaupt, deren ersten, von allen Fachgenossen mit warmem Dank begrüßten Niederschlag wir ja bereits vor einem halben Jahre in dem Büchlein „Die Dorfbücherei" von dem Leiter der Zentrale, Dr. Schriewer, erhalten haben. Sch.

Achttägiger Büchereilehrgang der Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Pommern. Vom 16. bis zum 21. Mai konnte die Beratungsstelle zum ersten Male den langgehegten Plan eines längeren, auf einen kleinen Kreis beschränkten Büchereilehrganges für die Leiter von Volksbüchereien in der Provinz verwirklichen. Vor allem einer Vertiefung der nebenamtlichen Büchereiarbeit sollte dieser Lehrgang dienen, der naturgemäß nur ein erster Versuch sein konnte.

Um den neun aus allen Teilen der Provinz stammenden Teilnehmern an diesem Lehrgang Gelegenheit zu geben, in einem den eigenen Verhältnissen möglichst nahekommenden Größentyp der Stettiner Volksbücherei zu arbeiten, wurden sie in zwei Gruppen auf zwei verschiedenartige Zweigstellen verteilt, wo sie jeweils drei Tage an allen Arbeiten teilnahmen.

Diese Tätigkeit ermöglichte eine nähere Beschäftigung mit den der verschiedenartigen Leserschaft entsprechend zusammengesetzten Buchbeständen der beiden Zweigstellen und gab so Anregungen für eigene Anschaffungen. Außerdem wurden die Besucher dadurch, daß sie an der täglichen Ausleihe und an den regelmäßig wiederkehrenden Ordnungsarbeiten teilnahmen, mit den für die Ausleihe nötigen Handgriffen vertraut und gewannen gleichzeitig Einblick in die Haupterfordernisse der Buchpflege, der Aufstellung des Bestandes und der für ihre Verhältnisse notwendigen Fragen der Signierung und der Kataloge.

Daneben wurde versucht, durch einführende, sämtliche Lehrgangsteilnehmer vereinigende Referate über die Schöne und die Belehrende Literatur den Lehrgangsteilnehmern bestimmte Bücher und Buchgruppen besonders nahezubringen; in den daran anschließenden Aussprachen über die als typisch ausgewählten Ansichtsbücher wurden Anschaffungswünsche erörtert sowie über die Psychologie der einzelnen Lesergruppen und über die Auswertung der vorhandenen Bestände die Ansichten ausgetauscht. Mit der Besprechung der Schönen Literatur wurde ein Hinweis auf die immer noch zu wenig gepflegten Vorlesestunden verbunden, die besonders als Werbemittel für die Bücherei und als Keimzelle von Arbeitsgemeinschaften gewürdigt wurden.

Eine Besichtigung der Ausleihe in der Zentrale, sowie Führungen durch die Beratungsstelle und die von allen Besuchern schon vor dem Lehrgang rege benutzte Landeswanderbücherei schlossen den Lehrgang ab.

Von den in einer gemeinsamen Schlußaussprache von seiten der Teilnehmer gemachten Vorschlägen für künftige Lehrgänge fand besonderen Anklang der Vorschlag, auch noch einen unter bestimmten Gesichtspunkten zusammengesetzten Studien- und Schaubestand aufzustellen, für dessen Benutzung bestimmte Arbeitsstunden freizuhalten seien.

Die Beratungsstelle hofft, im Herbst dieses Jahres einen weiteren Lehrgang dieser Art veranstalten zu können. E.

Verbandstagung. Am 27. und 28. Mai fand in Dresden die 7. Hauptversammlung des Reichsverbandes Deutscher Bibliotheksbeamten und -angestellten statt. Im Mittelpunkt der Verhandlungen stand die Frage der Neuregelung der Ausbildungs- und Prüfungsbestimmungen für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an Volksbibliotheken. Außerdem hielt Professor Menz-Leipzig einen Vortrag über den deutschen Verlagsbuchhandel in der Gegenwart. Bibliotheksbesichtigung und Führungen schlossen sich an die Sitzungen an.

25 Jahre Elberfelder Stadtbücherei. Die Elberfelder Stadtbücherei nimmt in der Geschichte des neuen deutschen Büchereiwesens eine besonders ehrenvolle Stelle ein. Die ersten Versuche zur Gründung einer städtischen Bücherei wurden bereits 1828 gemacht, ein zweiter Vorstoß geschah 1851, aber auch er drang nicht durch. Erst die Bücherhallenbewegung Mitte der neunziger Jahre besaß hinreichende Kraft, zumal als Moritz von Egidy und andere Männer sich des Gedankens annahmen. Im Herbst 1901 übernahm dann der um die Bücherhallenbewegung hochverdiente Kieler Universitätsbibliothekar Dr. Constantin Nörrenberg, heute Direktor der Landes- und Stadtbibliothek zu Düsseldorf, die

Leitung der fachlichen Einrichtung. Am 14. Juni wurde die Bücherei mit einem Bestande von rund 10 000 Bänden eröffnet. Ihr erster Leiter war der ebenfalls in der Büchereibewegung rühmlich bekannte Dr. Emil Jaeschke (gefallen 1918). Ende 1904 konnte die erste Zweigstelle, 1912 die erste Kinderlesehalle eröffnet werden. Eine vertiefte Bildungspflege und den für den kulturellen Mittelpunkt des Bergischen Landes notwendigen wissenschaftlichen Ausbau der Stadtbücherei in die Wege geleitet zu haben, ist das Verdienst des zweiten Direktors, Dr. Alfred Löckle (1913—1924). Die Stadtbücherei (Direktor Dr. van der Briele) verfügt heute über 100 000 Bände, seit 1919 leitet der Büchereidirektor zugleich die Volkshochschule, so daß zu einer Vereinigung der außerschulmäßigen Bildungspflege und ihrer Gruppierung um die Bücherei der wichtigste Schritt getan ist. Die Geschichte der Bücherei, die eine so bedeutende Entwicklung genommen hat, beweist mit anderen Schwesteranstalten die organische und ununterbrochene Fortentwicklung, welche aus der großen Bücherhallenbewegung der neunziger Jahre bis zur modernen Bücherei als Mittelpunkt des kommunalen Bildungswesens führt. Der Bücherei wurde seitens ihrer Stadtverwaltung das schönste Jubiläumsgeschenk in dem Beschluß zu einem großzügigen Neubau der Stadtbücherei. Sch.

Hermann Escher siebzig Jahre. Wie wir eben noch, kurz vor Redaktionsschluß, erfahren, feiert der auch in reichsdeutschen Bibliothekarskreisen wohlbekannte und hochgeschätzte Schöpfer und Direktor der (aus der Züricher Stadtbibliothek entwickelten) Züricher Zentralbibliothek, Professor Dr. Hermann Escher, am 27. August seinen siebzigsten Geburtstag. Wir Volksbibliothekare haben besonderen Grund, an diesem Tage dankbar und mit herzlichen Wünschen Professor Eschers zu gedenken. Hat er doch dem deutschen Volksbüchereiwesen nicht nur in Gestalt seiner vortrefflichen Schrift über das amerikanische Büchereiwesen (siehe 4. Jg. dieser Zeitschrift S. 281 ff.), sondern auch durch sein bahnbrechendes Eintreten für die „Schweizer Volksbibliothek" (eine Landeswanderbücherei für die Schweiz) wertvolle theoretische und praktische Impulse gegeben.

Zur bibliothekarischen Berufsausbildung. Auf der diesjährigen Tagung des Vereins Deutscher Bibliothekare in Dortmund war die Frage der bibliothekarischen Berufsausbildung Gegenstand eines Berichtes der 1926 in Wien gebildeten Kommission (Berichterstatter Prof. Fritz).*)

Die Kommission hat sich über die grundsätzlichen allgemeinen Fragen der Neuordnung der volksbibliothekarischen Ausbildung, die für Preußen demnächst zu erwarten steht, nicht einigen können und sich auf folgende Stellungnahme zu den von dem Vorsitzenden des Beirates für Bibliotheksangelegenheiten aufgestellten Leitsätzen für die Neuordnung der Preußischen Diplomprüfung beschränkt:

Die Kommission hat an der Hand der von Herrn Generaldirektor Krüß dem Preußischen Beirat vorgelegten Leitsätze die grundsätzlichen Fragen erörtert. Da eine Einigung hier nicht zu erzielen war, verzichtet die Kommission darauf, der Versammlung ihrerseits formulierte Leitsätze vorzulegen. Sie unterbreitet indes der Versammlung folgenden Entschließungsentwurf:

> „Der Verein Deutscher Bibliothekare hält es für notwendig, daß vor dem endgültigen Erlaß einer Prüfungsordnung Vertreter der zuständigen volksbibliothekarischen Berufsvereinigung, nämlich des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare, zur mündlichen Beratung zugezogen werden."

Insbesondere konnte keine Einigkeit erzielt werden in der Frage der Gabelung des bibliothekarischen Dienstes sowie hinsichtlich der Auffassung, ob ein besonderer volksbibliothekarischer mittlerer Dienst anzuerkennen sei oder ob es sich nur um volksbibliothekarischen Dienst schlechtweg handeln könne. Der Berichterstatter erklärte ferner, daß die Kommission darauf verzichte, in eine materielle Prüfung anderer Erklärungen oder Gutachten einzutreten, die zu ihrer Kenntnis gekommen sind.

In der Frage, welche Anforderungen an die Leiter größerer volkstümlicher Büchereien zu stellen seien, schlug die Kommission dem Verein Deutscher Biblio-

*) Vgl. B. u. B. 1927, Heft 2, Seite 116 ff.

thekare einstimmig die Annahme der in Heft 2 bereits veröffentlichten Richtlinien vor. Die darin erhobenen Forderungen sollen für Volksbüchereien in Städten von einer gewissen Größe, aber nicht für Volksbüchereien schlechthin gelten. Auch soll mit diesen Richtlinien nichts über die Trennung des höheren und mittleren Dienstes gesagt sein. Vielmehr sollen diese Forderungen ein Minimum von dem darstellen, was unter bestimmten Voraussetzungen verlangt werden muß, und den Städten Material an die Hand geben, wobei die Mitwirkung des Deutschen Städtetages besonders erwünscht wäre.

Die Versammlung stimmte dem Entschließungsentwurf sowie den Richtlinien zu.

Bekanntmachung betr. Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst usw. Die nächste Prüfung beginnt Donnerstag, den 6. Oktober 1927 in der Preußischen Staatsbibliothek. Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Papieren (Prüfungsordnung vom 24. März 1916, § 5) spätestens am 8. September 1927 an den Vorsitzenden der Diplomprüfungskommission, Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzureichen. In den Gesuchen ist auch anzugeben, auf welche Art von Schreibmaschinen der Bewerber eingeübt ist. Von hier aus können nur Adlermaschinen (Universaltastatur) zur Verfügung gestellt werden; andere Maschinen haben die Bewerber auf eigene Kosten zu beschaffen.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission: K a i s e r.

Prüfungen I. für den höheren, II. für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken **Sachsens.** Es finden in Leipzig statt Prüfungen:

I. für den höheren Dienst am Montag, den 12. September 1927, und den folgenden Tagen,

II. für den mittleren Dienst am Dienstag, den 13. September 1927, und den folgenden Tagen.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Nachweisen (Bekanntmachung des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts vom 24. September 1917 im Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen 1917 Stück 15 Seite 92 ff., und Bekanntmachung über die Prüfungen für den höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken vom 20. August 1919 im Gesetz- und Verordnungsblatt für den Freistaat Sachsen 1919 Stück 20 Seite 226 ff.) für die unter I. genannte Prüfung bis spätestens Montag, den 1. August 1927, für die unter II. genannte Prüfung bis spätestens Dienstag, den 2. August 1927, an den Vorsitzenden des Prüfungsamtes, Bibliotheksdirektor Professor Dr. Glauning, Leipzig, Universitäts-Bibliothek, Beethovenstr. 6, einzureichen.

Verband Deutscher Volksbibliothekare. Die diesjährige M i t g l i e d e r v e r s a m m l u n g findet am 3./4. Oktober in Jena statt. Einladungen mit näherem Programm gehen den Mitgliedern noch zu.

Das J a h r b u c h d e r d e u t s c h e n V o l k s b ü c h e r e i e n, herausgegeben vom Verband Deutscher Volksbibliothekare, erscheint demnächst im zweiten Jahrgang. Die hauptamtlich tätigen Mitglieder des V. D. V. sind laut Beschluß der Mitgliederversammlung vom Mai 1926 zur Abnahme eines Exemplars, das nicht weiter veräußert werden darf, zum Vorzugspreis von 2,— M. verpflichtet. Diesen Mitgliedern wird das Jahrbuch sogleich nach Erscheinen durch die Geschäftsstelle zugesandt. Nebenamtlich tätige und außerordentliche Mitglieder können das Jahrbuch ebenfalls zum Vorzugspreis auf besondere Bestellung bei der Geschäftsstelle beziehen. Für Nichtmitglieder ist das Jahrbuch nur im Buchhandel (Verlag O. Harrassowitz-Leipzig) zum Preise von 6,— M. zu erhalten.

Zur Aufklärung mancher Mißverständnisse weisen wir darauf hin, daß die im Mai d. J. zur Versendung gekommenen Nachnahmen sich auf rückständige Beiträge aus dem Jahre 1926 bezogen.

Verzeichnis der Volkshochschulheime. Das A r c h i v f ü r V o l k s b i l d u n g i m R e i c h s m i n i s t e r i u m d e s I n n e r n hat als dritten Teil seines Nachweisers für das deutsche Volksbildungswesen ein Verzeichnis der deutschen Volkshochschulheime herausgegeben. Durch kurze Angaben über Leitung,

Bildungsziel, Lehrperioden, Tageseinteilung, Schulgeld und Aufnahmebedingungen der einzelnen Heime erweist sich das Verzeichnis als schnell unterrichtendes Nachschlageheft für Behörden, Verbände, Firmen und Einzelpersonen. Das Heft ist gegen Einsendung von 2 Mark auf das Postscheckkonto des Archivs für Volksbildung NW 40, Platz der Republik 6 (Berlin Nr. 16 756), dort unmittelbar zu beziehen.

Personalveränderungen. Zur leitenden Bibliothekarin der Städtischen Volksbücherei in Dessau wurde Fräulein Dora Büll, bisher Bibliothekarin der Städtischen Volksbücherei in Stettin, gewählt. Die Stelle des Stadtbibliothekars an der Berliner Stadtbibliothek (Dr. W. Schuster) ist in eine Oberbibliothekarstelle verwandelt worden. Bibliothekare und Oberbibliothekare der Stadt Berlin führen in Zukunft die Amtsbezeichnung „Stadtbibliotheksrat".

Offene Stellen. Bochum: Zwei Büchereiassistentinnen (siehe Anzeigenteil).
Eisenach: Bibliothekar(in) (siehe Anzeigenteil).
Lüdenscheid: 2. Büchereiassistentin (siehe Anzeigenteil).
Lüneburg: Büchereiassistent(in) (siehe Anzeigenteil).
Plauen: Büchereiassistent(in) (siehe Anzeigenteil).
Wanne-Eickel: Büchereiassistentin (siehe Anzeigenteil).

Lesefrüchte.

Zur Jugendschriftenpsychologie. Aus Timm Kröger: Aus dämmernder Ferne. Jugenderinnerungen (vgl. S. 292). Die lebensvollen Ausführungen des Dichters über seine jugendlichen „Bildungserlebnisse" an Hand der kleinstädtischen Leihbibliothek lassen eindringlich erkennen, was die Jugendschrift diesem Alter bieten muß, wenn sie ihm wirklich den Ersatz für eine Literatur geben soll, die seinen Erlebnishunger befriedigt, aber weniger gesunden Naturen wie diesen Landkindern doch zu einer bösen Gefahr zu werden vermag:

Ich trat in die Speckische Schule ein, vollgestopft von Schmökern und Romanen der Leihbibliothek, wie sie eine Kleinstadt der fünfziger Jahre darbot.

Mit Ritter- und Räubergeschichten hatte ich natürlich angefangen. Was waren das für Kerle, die Ritter, die von Starkenburg und Ehrenfels, die ersten, welche der heiligen Feme ein Schnippchen geschlagen! Was waren das für edle Räuber, die Rinaldo Rinaldini und der lebendig begrabene Eugen von Waldenhorst! Ich nenne nur ein paar Namen, wie sie just mein Gedächtnis aus dem dunklen Schacht einer weit hinter mir liegenden Vergangenheit emporschnellt. Und dann die unübersehbare Reihe von Räuberhauptleuten, edle Charakterköpfe, das Wams voller prächtiger Pistolen und goldverzierter Dolche. Und neben den Rittern und Räubern ... trapp ... trapp ... die Helden der landläufigen Romane, um derentwillen Millionen Leser sich um das Türloch des Buchhändlers scharten, wie die Bienen um das Flugloch des Stockes bei rauher Witterung. Wer unterwindet sich, als Wegführer hindurchzuwaten und rechts und links die Literaturkönige zu segnen, mit denen ich eine Art Gottesdienst trieb?! Ich lasse es dabei bewenden, ein paar Bücher zu nennen, die meine Phantasie derzeit wohl mehr, als für solch junge Köpfe billig ist, heiß gemacht haben.

Die Beecher-Stowe mit ihrem zerlesenen Buch „Onkel Toms Hütte" gehörte natürlich vor allem dazu. Ich nenne sie zuerst, weil ein Bild dabei war, wie die junge Negermutter, ihr Kind im Arm, von Eisscholle zu Eisscholle über den treibenden Fluß springt, sich und den Kleinen ins freie Kanada zu retten. Wundervolle Frühlingszeit eines Knabengemüts!

Damals glaubte ich noch an ein gütiges und freies England. Das Bild machte großen Eindruck auf mich, mehr noch ein Kapitel, in dem es spukte, daß es eine Freude war. So wenigstens nach meiner Erinnerung. Das Buch ist mir nicht zur Hand, ich würde es aber auch dann nicht aufschlagen, wenn ich es be-

sätze, schreibe ich doch Erinnerungen, so richtig und so falsch, wie sie sind. Kein Studium und keine Literatur soll den nüchternen Meterstab hervorkramen, festzustellen, wie weit die Wahrheit rechts, wie weit sie links liegt — jede Berichtigung wäre eine Fälschung; kommt es doch nicht darauf an, wie es gewesen ist, sondern was ich von meiner Jugend weiß. Ich lege nur auf das meinen Finger, was in meine Phantasie hineingeleuchtet hat und noch jetzt, wenn auch gebrochenen Lichts, darin leuchtet.

Phosphoreszierend die Franzosen Eugen Sue und der ältere Alexander Dumas, vor allen Dingen Eugen Sue. Ich weiß nicht genau, in welchem Buch, es mag wohl „Martin, das Findelkind" gewesen sein — da lernen wir einen Landsitz kennen, wo alles verrottet und verfault ist. So im Beginn des Buches; das Gut gehört einem Aristokraten. Am Ausgang der Geschichte sehen wir es wieder. Wie anders, wie neu, wie glänzend ist nun alles bestellt! Grund: eine kleine, über den Erdball dahingeraste Revolution, Umwandlung des Privateigentums in kommunistisches Gesamteigentum.

Das erschien dem jungen unbesonnenen Gutsbesitzer, meinem Bruder Hans, so vortrefflich, daß er es unseren Knechten, hauptsächlich unserm Großknecht Kassen, bei einer Piep Tabak und einem Mundvoll Schnack (ich war zugegen) klarmachte. So müsse und sollte es überall kommen. Als ich ihn nach vielen Jahren Scherzes halber daran erinnerte, zu einer Zeit, wo er konservativer und agrarischer gesinnt war als späterhin Oertel und Heydebrand, da erinnerte er sich dessen, was ja auch natürlich, nicht mehr, wollte auch nicht glauben, daß er je so unvernünftig knabenhaft geredet habe, was ebenfalls begreiflich war. Aber wahr ist es doch.

Und „Der ewige Jude". Zwei Gespenster marschierten durch das Werk: der ewige Jude, Personifikation des bei der Abfassung des Buches neu auftretenden großen Sterbens, der Cholera. Wo der ewige Jude seinen Fuß hinsetzte, läuteten die Totenglocken. Und das zweite Gespenst (ich glaube nicht zu irren), die Königin Herodias. Daneben wälzte sich eine wunderbare Geschichte durch die Bände, wonach zu Christi Zeit eine kleine Summe Geld, Zins auf Zins angelegt, zu 214 Millionen Franken aufgelaufen war. Um dies Kapital wird in den Formen des Rechts gekämpft, das heißt in Wirklichkeit mit Lug und Trug und Verbrechen. Darum wird gelogen, betrogen, natürlich von Jesuiten, diese sind hauptsächlich am Werk. Das Teufelsspiel der Jesuiten brachte Hans außer aller Fassung. Wenn er sich recht besann, wußte er freilich, daß er einen Roman lese, und doch lebte er dabei in dem Wahn, etwas tun zu müssen, die verruchten Netze der Jesuiten zu zerreißen und zu zertreten. Er trug sich mit verwegenen Plänen, wollte die vertrauensselige, betrogene Partei brieflich aufklären.

In der Wohnstube, abends bei nächtlicher Lampe, las er und entbrannte in Zorn gegen die Jesuiten, rückte ihnen und dem leichten Tisch in seinem Zorn immer mehr auf den Leib und drückte dabei so sehr auf die Platte, daß er mit Tisch und Lampe und Stuhl unter großem Getöse hinfiel. Es war zu später Stunde, alle Hausgenossen im Bett: großes Erschrecken, meine Schwester Katrin schrie laut aus ihrer Kammer: „O Gott, o Gott, Hans hett sick fastleest!"

Nach dem „Ewigen Juden" kamen die „Geheimnisse von Paris" heran, die mit den scheußlichen Verbrecherfiguren des Schulmeisters und der Eule. Ein kleiner deutscher Fürst übt da an ihnen in Paris auf eigne Hand Vergeltung und führt die neue Strafart der Blendung ein. Es ist ja kaum ein anderer Roman des Verfassers so bekannt geworden wie dieser. Ferner „Die Geheimnisse des Volkes", etwa zwanzig Bände, ein den Gegensatz der gallischen und fränkischen völkischen Bestandteile behandelnder historischer Roman, der mit Vercingetorix beginnt und uns nach Galliens Unterwerfung nach Rom führt, dann aber Galliens Geschichte an zwei Familien aufrollt, wovon eine dem germanischen Eroberer der Franken angehört, die andere die einheimische gallische Bevölkerung vertritt. An diesen Familien wird achtzehn Jahrhunderte hindurch der Kampf der fränkischen Aristokratie mit dem gallischen Demos geschildert, bis man dem Frankentum glücklicherweise in der großen Revolution den Kopf abschlägt.

Damit ist das, was wir uns von dem großen Eugen einverleibten, kaum erschöpft; wir wollen's aber gut sein lassen, um noch Alexander Dumas den

älteren zu erwähnen. „Der Graf von Monte Christo“ machte auf mich einen gewaltigen Eindruck. Wie er als vermeintliche Leiche des verstorbenen und mit ihm auf dem Schlosse Iff gefangengehaltenen Abts in einen Sack eingenäht, eine Metallkugel an den Füßen, von hoher Felsplatte ins Meer geschleudert, bestattet wird. — Ich übergehe, was mir die Franzosen sonst noch, was die Engländer und was die Schweden mir an Leihbibliotheksware auf den Lebensweg mitgegeben haben, obgleich davon eigentlich alles wichtig erscheint. Was man als Erwachsener zur Unterhaltung liest, fällt wieder ab, wenn es unserem Wesen nicht zusagt; in jungen Knabenjahren sind Sinn und Gedächtnis nicht wählerisch, noch ist die innere, nach Füllung und Sättigung verlangende Leere zu groß. Das ist schon bei städtischen, mit Schulweisheit getränkten Jungen der Fall, wieviel mehr bei einem Knaben meiner Vergangenheit! Da ist alles, alles wie in einen frischen Acker gesät, dessen jung gepflügte Erde noch von seines Schöpfers Odem dampft, wo noch kein anderer Sämann die Furche abgeschnitten hat, wo der des Empfangens frohe Boden der blanken Saat seine so lang verhaltene Liebe erklärt. Denn zum erstenmal hat ihn ein Pflug berührt.

Es ist interessant, festzustellen, wie die Romane auf einen so jungen Leser wirken. Ich glaube den Beginn meiner Romanleserei in das zwölfte Lebensjahr verlegen zu müssen. Anfangs glaubte ich mit nichts anderem zu tun zu haben als mit der Aufzählung nackter, wahrer Tatsachen, die sich just so, wie sie erzählt wurden, zugetragen hatten, daher von mir hingenommen wurden, ohne zu fragen, wie der Erzähler das alles wissen könne. Allmählich aber regte sich diese Frage. Die ersten Bedenken dieser Richtung bezogen sich auf einzelne Gesten der handelnden Personen. Die eine hatte mit der Hand so getan, die andere Person stand hinter einem Stuhl, hielt die Hand auf die Lehne gelegt, geriet dann aber in Erregung, ließ die Stuhllehne fahren und zersägte mit der Rechten die Luft. Einmal ließ jemand eine Papierschere, mit der er gespielt hatte, schwer auf die Tischplatte fallen. Woher wußte der Verfasser das? Im „Grafen von Monte Christo“ kam einmal unter mehreren Anwesenden die Rede auf den König von Pontus, der befürchtete, von den Römern vergiftet zu werden, und sich deshalb an Arsenik gewöhnte. „Wie hieß er doch?“ fragte man. „Mithridates“, antwortete ein halberwachsener Knabe, der in der Stube mit Bleisoldaten spielte und in demselben Augenblick, wie er die Antwort gab, anfing seinen Kriegern die Köpfe abzuschneiden. — Wie konnte der Romanschreiber das alles wissen, namentlich das, daß der Junge den Bleisoldaten die Köpfe gerade in dem Augenblick abschnitt, wie er die Antwort gab? — so fragte ich mich. War er, der es schrieb, dabeigewesen?

Der Verfasser selbst spielte in meinen Augen eine wenig wichtige Rolle, ich achtete kaum auf seinen Namen. Die Tatsachen waren ja geschehen, es fiel mir kaum ein, daß es dessenungeachtet eine Kunst sein könne, alles nach Reihe und Ordnung aufzuschreiben, dem Hergang Licht und Schatten und Farbe zu geben. Mein Ehrgeiz und meine Begeisterung gingen deshalb keineswegs dahin, auch solche Geschichten zu schreiben. Ich wollte vielmehr Ähnliches erleben wie meine Helden.

Einmal lag uns das Verzeichnis der Leihbibliothek vor. Hans studierte es und machte mich darauf aufmerksam, daß es nicht so sehr auf die Titel der Bücher (das war für mich bislang die Hauptsache gewesen), sondern auf die Verfasser ankomme. Zum erstenmal wurde mein Blick auf sie und auf die Kunst gelenkt, auch erfuhr ich bei dieser Gelegenheit, daß nicht immer und nicht alles wahr sei, was im Buch stehe, daß es auch erdachte Geschichten gäbe. Es ging mir auf, daß dabei ein Können mit im Spiele sei, und zwar ein wunderbares Können, da es uns in den Stand setzte, alles im Augenblick des Lesens für wahr zu halten, alles vom Film der Druckseiten Heraufgeworfene, obgleich man genau wußte, daß es einfach erlogen war.

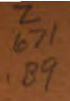
Franzosen, Engländer, Schweden! — Wo blieben die Deutschen? Schillers Werke standen auf dem Bücherbord, Gedichte waren drin und Komödienstücke und Abhandlungen, das meiste über mein Verständnis hinausgehend, auch ein paar Erzählungen, bei denen es nicht viel anders war. Eine Auslese aus deutschen Gedichten war auch vorhanden, über den Balladen entbrannte mein junger Kopf

(hoch Bürger, hoch Uhland!), es war aber nicht das, was in August Schulzes Leihbibliotheksbüchern zu lesen war. — Gab es denn keine deutschen Romane? Ja, es gab schon, und schließlich schüttete August Schulze auch die aus. Friedrich Gerstäcker — „Die Regulatoren von Arkansas" und „Die Flußpiraten vom Mississippi". Ja, das war ein Deutscher, der sich sehen lassen konnte, sich mit den Franzosen messen konnte. Fast noch regeres Interesse erregte Theodor Mügge mit dem „Vogt von Sylt". Bei diesem Roman war freilich nicht allein unser ästhetisches, sondern auch ein patriotisches und heimatliches Interesse am Werke. Aber alle übertraf (wir waren geneigt, dabei auch sämtliche fremde Romandichter nicht auszunehmen), alle übertraf Luise Mühlbach, deren Tempel uns auch noch erschlossen wurde. Ein wunderbarer Tempel: „Ich trete ein in den Tempel meines Herzens, knie nieder vor dem Altar meines Herzens und bete an mein Herz." — Wunderbare Gelenkigkeit! So hat man sie verspottet, nicht ganz ohne Grund. Zunächst lasen wir die historischen Romane „Friedrich der Große und sein Hof", „Joseph der Zweite und sein Hof", „Karl der Zwölfte und sein Hof". Und dann „Berlin vor fünfzig Jahren" und so weiter... und so weiter... Wer wagt die unübersebare Reihe ihrer Bücher zu nennen? Alles, was die illustre Clara Müller (das war ja ihr wirklicher Name) uns als Lesefutter vorwarf, wir verschlangen alles, und unser Entzücken war ebenso unerschöpflich wie das Tintenfaß der Schreiberin.

Ich habe hier einigemal im Namen einer Mehrheit das Wort genommen und glaube dazu berechtigt zu sein, denn meine zu Hause befindlichen Geschwister Hans und Grete und Jürn (Katrin und Luise waren weniger für Lesen) dachten so wie ich, wenn ich mich auch wohl am eifrigsten über die Bücher hermachte. Alle liebten wir Luise Mühlbach und hielten sie für eine große Dichterin. Wie verstand sie es aber auch, uns alle großen und kleinen Größen in dem Licht zu zeigen, wie wir sie sehen wollten! Und wie uns in hohe und höchste Kreise einzuführen und dabei das Gefühl in uns zu erwecken, eigentlich gehörten wir auch dahin, und sicherlich würden sich die Dinge in ferner Zeit so gestalten, daß wir von Angesicht zu Angesicht schauten, was wir jetzt aus einem dunklen Wort Luisens (eigentlich Klärchens) ahnen mußten! Noch wehten die Schleier der Zukunft darüber her, aber uns allen war, als ob Frau Luise so was wie leitende Vorsehung vorstelle und uns die rechten Wege führen werde. Denn wie wußte sie das Puppenspiel ihrer Geschichten zu leiten! Wir glaubten ihr selbstverständlich, immer nur mit dem Vorbehalt, daß man, bei Licht besehen, nirgend besser aufgehoben sei als in „Krögers Hus in Haal". Aber Luise Mühlbach blieb doch die Unvergleichliche. Nicht zu reden von ihrer eigenen Rührung, wenn sie etwas berichtete, was traurig und tragisch sein und die Leser zum Weinen bringen sollte. Bei meiner Schwester Grete gelang das denn auch ausgiebig. Luisens Worte waren wie ein in die Augen beißender warmer Seifenschaum, da mußten sie schon übergehen.

Selbstverständlich habe ich aus den Romanbüchern nur ein paar Gipfel genannt: ich habe eine unglaubliche Anzahl gelesen. Vom zwölften bis sechzehnten Lebensjahr, vier Jahre gleich 208 Wochen, jede Woche zwei Bände — ich schätze die Anzahl auf rund vierhundert Bände. Daneben wurden (Hans las die Lübecker Eisenbahnzeitung und die Itzehoer Nachrichten) die Romane unterm Strich (es ist nicht ganz genau, die Itzehoer brachte sie in der vollen Spalte) auch mitgenommen. Die Helden der Wochenblätter sahen sich alle ähnlich: hohe, schlanke Figur, sonnverbranntes Gesicht, regelmäßige Züge, hohe weiße Stirn, drei Falten des Nachdenkens darin, große, ausdrucksvolle Augen. Der Schnurrbart gibt ihnen ein Zeichen von Entschlossenheit. Ähnlich die Heldinnen — ein wunderbarer Reiz liegt auf ihrem Antlitz, schlanke, biegsame Gestalt, weißer Schmelz der Zähne, ein Haar — nicht zu sagen — so reich, so weich, so entzückend. Held und Heldin wollen sich heiraten, kriegen sich schließlich auch, nachdem zwischen ihnen stehende Hindernisse durch einen gefälligen Maschinengott beseitigt worden sind.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. Schuster, Berlin, Stadtbibliothek.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin



Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 28. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1927

7. Jahrgang + Heft 6

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint im Jahre 1927 in 6 Heften im Gesamtumfang von 24 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang G.-M. 9.—. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Verbandes deutscher Volksbibliothekare" und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B." ausschließlich durch die Vertriebsstelle der „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Grüne Schanze 8 — Stadtbücherei (Postscheckkonto: Stettin 9036. Verband pommerscher Büchereien) zum Vorzugspreis von G.-M. 5.— für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist die **Stadtbücherei Berlin** (C 2, Breite Straße 37). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Verband deutscher Volksbibliothekare. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien. 6. Verband niederrheinischer Büchereien. 7. Verband der Büchereien der Grenzmark Posen-Westpreußen.

Inhalt dieses Heftes:

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte:

Ackerknecht, Neue Literatur zur Jugendschriftenfrage.
Biedermann, Vom Theaterspielen. VII.
Hermann, Sammelbesprechung Emile Zola.
Joerden, Der Verkehr mit dem Leser.
Langfeldt, Zwei neue Ordnungshilfen für größere Büchereien.
Moucha, Das deutsche Volksbüchereiwesen in der Tschechoslowakei.
Schmitz, Die Internationale Volkshochschule in Helsingör.
Schuster, Historische und andere Irrtümer in der Kritik der Volksbildungsbewegung.
Schuster, Neuere Arbeiten zur Literaturgeschichte (Schluß).
Schuster, Katalogfragen. II.
Dr. Helen Wild, Die nächsten 50 Jahre.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 7 | 1927 | Heft 6

Eindrücke von meiner Büchereireise durch Finnland.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

Im 5. Jahrgang dieser Zeitschrift (Seite 225 ff.) konnten wir unseren Lesern aus der Feder der staatlichen Büchereidirektorin Finnlands, Mag. Helle Cannelin, einen Überblick über die Geschichte und den heutigen Stand des dortigen Büchereiweisens bieten. Die folgenden Zeilen sollen insofern eine Ergänzung dazu bringen, als ich versuchen will, zu zeigen, was einem deutschen Beobachter besonders bezeichnend erscheint an den gegenwärtigen Büchereiverhältnissen Finnlands. Ich habe in der Zeit vom 30. Mai bis 15. Juni besichtigen können die Stadtbücherei in Helsingfors (das älteste skandinavische Volksbüchereigebäude) samt ihrer Zweigstelle in dem Stadtteil Berghäll (mit eigenem modernen Gebäude), die Stadtbüchereien von Viborg, Kuopio, Tammerfors und Abo, die Stadtbücherei von Borgå als Beispiel einer nebenamtlich verwalteten Bücherei; außerdem die Universitätsbibliothek und die Bibliothek des Generalstabs in Helsingfors, die aber beide für die im folgenden zu erörternden Fragen nur mittelbare Bedeutung haben. Überall fand ich, dank vor allem der großen Umsicht und Freundlichkeit von Mag. Cannelin, meinen Besuch so gut vorbereitet, daß ich jeweils die Zeit meines Zusammenseins mit den Kollegen und Kolleginnen voll ausnutzen und alles Wesentliche sehen und besprechen konnte. Überdies durfte ich zuletzt aktiv an einem Lehrgang des Staatlichen Büchereibüros teilnehmen. (Er fand in der Nähe von Helsingfors in einer wundervoll gelegenen ländlichen Internatsvolkshochschule statt.) Die Fragen, die nach einem kleinen Vortrag von mir über deutsche und finnländische Büchereiverhältnisse aus dem Teilnehmerkreise gestellt wurden, bestätigten mir, was schon die ganze Reise immer wieder gezeigt hatte: daß man in Finnland lebhaften Anteil nimmt an unserer deutschen Büchereiarbeit und daß eine engere Fühlung zwischen finnischen und deutschen Volksbibliothekaren für beide Teile fruchtbar werden kann. Ich möchte auch an dieser Stelle der Hoffnung Ausdruck geben, daß die nächsten Jahre recht viele wechselseitige Besuche bringen, und möchte all den Kollegen und Kolleginnen, die mich bei meiner Reise so gütig aufnahmen, besonders auch dem verehrten Helsingforser Kollegen und Vorsitzenden des finnischen Büchereiverbandes, Mag. Uno Therman, öffentlichen Dank sagen.

Wie man sich aus dem eingangs erwähnten Aufsatz von Mag. Cannelin erinnern wird, ist zwar nicht das Büchereiwesen als solches, wohl aber die „moderne“ Büchereibewegung Finnlands noch recht jung und hat sich eigentlich erst nach der Befreiung des Landes von dem russischen Druck (der ja vor allem auch ein kultureller Druck war) richtig entfalten

können. Die Spuren dieser Jugend bemerkt man umso leichter, wenn man, wie das bei mir der Fall war, nicht lange zuvor das älteste und am weitesten normalisierte Büchereiwesen Skandinaviens, das dänische, an Ort und Stelle studiert hat. Aber man sieht auch, daß diese junge Bewegung gute und rasche Erfolge verspricht, da ihre Führer vom echten library spirit, wie man in Amerika sagt, vom echten fortschrittsfreudigen Büchereigeist erfüllt sind und da sie ein Volk hinter sich haben, das trotz seiner schweren Wirtschaftslage Ernst macht mit seiner Überzeugung von der Bedeutung des Büchereiwesens für die Zukunft seiner nationalen Kultur. Überdies genießt Finnland (wie mehr oder weniger alle vier skandinavischen Reiche) die organisatorischen Vorteile kleiner Länder. Wie übersichtlich sind, im Vergleich zu Deutschland, die Büchereiverhältnisse in einem Lande, das nur eine Großstadt und drei Dutzend Mittel- und Kleinstädte hat! Dazu kommt die konfessionelle Einheitlichkeit der skandinavischen Staaten. Gerade in Finnland stoßen wir freilich auf eine Art Ersatz für die konfessionelle Spaltung, die in Deutschland so viele kulturpolitische Hemmungen verursacht. Ich meine die Frage der Zweisprachigkeit, genauer gesagt, das Ringen zwischen dem Teil des Volkes, der zur Einsprachigkeit durchdringen will, weil er der Meinung ist, daß die finnische Sprache die Bestimmung und die Fähigkeit habe, als das Ausdrucksmittel des aus dem Mutterboden finnischer Bauernkultur gespeisten Geisteslebens des modernen Finnlands zu dienen, und dem Teil des Volkes, der die schwedische Sprache nach wie vor für unentbehrlich hält, weil er der Meinung ist, daß sie nicht nur eine geschichtliche Aufgabe gehabt habe, die jetzt erfüllt sei, sondern daß sie die für Finnland lebensnotwendige kulturelle Verbindung mit den anderen skandinavischen Ländern auch weiterhin gewährleisten müsse. Es steht mir als Ausländer nicht zu, in dieser Frage, die an die heiligsten Gefühle der meisten Gebildeten Finnlands rührt, ein Urteil zu äußern. Aber ich durfte doch nicht versäumen, auf sie aufmerksam zu machen, da sie gegenwärtig für die gesamte Bildungspflege Finnlands eine viel größere Bedeutung hat, als man in Deutschland weiß.

Zu den Vorteilen des kleinen Landes gehört auch die Übersichtlichkeit seines Buchhandels. Wir dürfen uns bloß einen Augenblick vorzustellen suchen, wir hätten es auch in Deutschland nur mit einem halben Dutzend einheimischer Verlage zu tun, um zu erkennen, wie geradlinig auch bei der Bücheranschaffung die organisatorischen Wege sein können.

Wesentlich ist natürlich für die Organisation des Büchereiwesens, daß die 3½ Millionen Einwohner Finnlands über ein verhältnismäßig großes Gebiet mit weitmaschigem Eisenbahnnetz verstreut sind. Da ist die Frage der Zentralbüchereien, also der Zwischenzentralen für einzelne Landesteile, noch wichtiger als in dem viel dichter besiedelten Dänemark (vgl. 5. Jg. dieser Zeitschr. Seite 21 f. und 4. Jg. Seite 27 und Seite 90). Man hofft auch, demnächst auf dem Wege eines Büchereigesetzes nach dänischem Muster zur Schaffung von „Landesbüchereien" (insbesondere durch Ausbau der vorhandenen Stadtbüchereien in Landesbüchereien mit Hilfe von Staatsmitteln) zu gelangen.

Zu den Nachteilen des kleinen Landes — im Vergleich zum großen — gehört es dagegen, daß sich der bibliothekarische Beruf als ein dem Lehrerstand gleichgeordneter Stand viel schwerer durchsetzt, was z. T. wiederum damit zusammenhängt, daß bei der kleinen Zahl von bibliothekarischen Hilfskräften, die jährlich nötig sind (der Abgang von Bibliothekarinnen durch Heirat fällt auch noch weg, da in Finnland eine verheiratete Frau ruhig in ihrer Stellung bleiben kann), die Einrichtung regelmäßiger besonderer Ausbildungslehrgänge für hauptamtliches Personal, wie sie in Dänemark wenigstens alle zwei bis drei Jahre stattfinden, nicht lohnt. Andererseits haben die städtischen Büchereikommissionen („Direktionen" genannt) in Finnland unmittelbaren Einfluß auf die Anstellung bibliothekarischer Hilfskräfte und auf ihre Besoldung. Das hat zur Folge, daß auch heute noch nicht selten neue oder frei gewordene Stellen auf dem Wege parteipolitischer oder sonstiger Protektion mit Leuten besetzt werden, die keinerlei Beweise dafür gegeben haben, daß ihre besonderen Fähigkeiten und Vorkenntnisse eine ersprießliche volksbibliothekarische Tätigkeit erhoffen lassen. Auch sind die Gehälter durchweg so niedrig, daß viele Bibliothekare und Bibliothekarinnen noch andere Arbeit machen müssen, um sich bezw. ihre Familien erhalten zu können, eine Tatsache, die allgemein als schwere Gefahr für die äußere und innere Entwicklung der Büchereien empfunden wird.

Mir scheint, daß die Frage der Qualifikation des Nachwuchses im Büchereiwesen Finnlands zurzeit die brennendste Organisationsfrage ist, und ich möchte sehr wünschen, daß das Büchereigesetz, das die Regierung eben vorbereitet, den erhofften Ausweg bringe: durch die Bedingungen, die an die Gewährung staatlicher Zuschüsse zu den Gehältern des städtischen Büchereipersonals geknüpft werden, Normen für eine Mindestvor- und -ausbildung durchzudrücken. Dann wird allerdings, solange die finnische Städteverfassung den „Direktionen" so weitgehende Büchereiverwaltungsrechte beläßt wie bisher, auch fernerhin allerhand lokalpolitische Willkür möglich sein; aber es wird doch stets das bibliothekarische Sachverständnis die Grenze bilden, innerhalb der sich die Gunst von Mehrheitsparteien oder von besonders mächtigen Quiriten betätigen kann. Die pekuniäre Strippe ist in solchen Fällen noch immer die haltbarste gewesen.

Daß das Büchereiwesen Finnlands mittelbar — auf dem Umwege über Dänemark — und unmittelbar von amerikanischen Vorbildern ausgegangen ist, kommt dem deutschen Betrachter gleich zum Bewußtsein, wenn er sieht, wie selbstverständlich das Freihandsystem als das moderne Ausleiheverfahren, und zwar sowohl für die belehrenden Bestände (in ganz Skandinavien „Fachliteratur" genannt) als für die Schönliteratur, angesehen wird. Es ist überall durchgeführt worden, wo es die räumlichen Verhältnisse irgend erlaubten, auch in Kleinstadtbüchereien. Ebenso sind nicht selten alphabetische Kreuzkataloge (in Karteiform) vorhanden, so daß man jedes Buch unter dem Namen des Verfassers und unter dem sachlichen Ordnungswort des Titels finden kann. Dagegen fehlen noch meist die (den systematischen Katalog ersetzenden) Schlagwortkataloge. Es wird auf diesem Gebiet ein wesentlicher Fortschritt auch

wohl erst erreicht werden, wenn durch Arbeitsgemeinschaft der größeren Büchereien oder vom staatlichen Büchereibüro aus ein Register der wichtigsten Schlagworte (mit Verweisungen) zustande kommt, das der Katalogarbeit in den einzelnen Büchereien als Rückgrat dienen kann.*) Ziemlich weit zurück ist auch noch die Entwicklung der Druckkataloge. Die Aufstellung der Bestände an „Fachliteratur" ist überall systematisch, doch, im Unterschied von Dänemark, meist nur in freier Anlehnung an Dewey. (In Helsingfors ist in der Stadtbücherei wohl für die Oberabteilungen — und zwar ganz ohne Beziehung auf amerikanische Vorbilder — die Zehnzahl zugrunde gelegt worden; bei den Unterabteilungen spielt sie dort überhaupt keine Rolle.)

An das amerikanische Vorbild erinnern auch die mit allen größeren Büchereien Finnlands sozusagen zwangsläufig verbundenen Kinderbüchereien. Und zwar ist stets eine Ausleiheabteilung (mit Freihand!) und ein Lesesaal mit Präsenzbestand (darunter vor allem auch Bilderbücher) vorhanden.

Bei den Lesesälen für Erwachsene ist in den größeren Stadtbüchereien die Dreiteilung üblich: „Studiensaal" (mit reichlichem Präsenzbestand an Bibliographien, Lehrbüchern und Grundrissen), „Allgemeiner Lesesaal" (mit allgemeinen Zeitschriften und den gebräuchlichsten Nachschlagewerken) und „Zeitungslesesaal". Dieser liegt im Erdgeschoß und ist in der Regel durch besonderen Eingang von der Straße her unmittelbar zugänglich, da er außerordentlich stark besucht wird. Es ist für einen deutschen Beobachter überraschend, wie groß (im Verhältnis zu der Größe der Stadt) meist die Zahl der ausliegenden Zeitungen ist und wie lebhaft sie begehrt werden. Man sucht den Andrang dadurch zu bewältigen, daß man die Blätter ausschließlich an Stehpulten bezw. sehr steilen und unbequemen Tafeln darbietet. (Außerdem aber werden meist einige der großen in- und ausländischen Zeitungen in je einem Exemplar auch noch für die Besucher des allgemeinen Lesesaals zur Verfügung gehalten.)

Gelegentlich habe ich auch Anfänge von Porträtkarteien (nach dänischem Vorbild) gefunden, die zweifellos schon im Hinblick auf die Gewohnheit der skandinavischen Öffentlichkeit, jede namhafte Persönlichkeit im Bilde kennen lernen zu wollen, nützlich sind, die aber ihren vollen bildungspfleglichen Wert erst als Illustrationsmaterial von Vorträgen und Arbeitsgemeinschaften gewinnen.

Ehe ich auf die Frage des Zusammenwirkens der Büchereien mit dem Vortragswesen eingehe, möchte ich noch über die modernste Bücherei Finnlands einige besondere Bemerkungen machen. Es ist die Stadtbücherei von Tammerfors (finnisch Tampere), einer aufstrebenden Industriestadt von nicht ganz 50 000 Einwohnern. Dort ist vor zwei Jahren ein neues Büchereigebäude gebaut worden, das man wohl unter die schönsten und zweckmäßigsten Stadtbüchereien rechnen darf, die es zurzeit in Europa gibt. Der kundige Fachmann merkt ihm sofort an, daß hier ein tüchtiger Volksbibliothekar mit dem Architekten zusammenge-

*) An diesem Register wird bereits im staatlichen Büchereibüro eifrig gearbeitet (wie auch an den dazugehörigen Katalogisierungsregeln).

arbeitet hat. Die Stadtverwaltung hat zur Erstellung des Hauses ihren schönsten Platz und etwa 250 000 M. (nach deutschem Geldwert) hergegeben, zu denen noch 100 000 M. als Stiftung eines Großindustriellen hinzukamen. Dank der durch einen mehrmonatlichen amerikanischen Studienaufenthalt erweiterten Sachkenntnis und ermutigten bibliothekarischen Unternehmungslust des Stadtbibliothekars Mag. J. A. Kemiläinen ist hier wirklich einmal großzügig verfahren worden und die räumliche Entwicklung eines Büchereibetriebes und seiner Hilfseinrichtungen nicht nur für ein oder zwei Jahrzehnte, sondern nach menschlichem Ermessen für ein oder zwei Jahrhunderte sichergestellt worden. Die Tammerforser Stadtbücherei verfügt nicht nur über all die üblichen Freihand-Büchereiräume und Lesesäle für Erwachsene und für Kinder in geräumigsten und zweckmäßigsten Formen (wobei als Kuriosum erwähnt sei, daß sie auch ein besonderes Rauchzimmer für Lesesaalbesucher besitzt), sie besitzt außerdem Garderobe- und Aufenthaltsräume für Personal (einschließlich eines Badezimmers, das einmal wöchentlich von allen Angestellten benutzt wird), einen Vortragssaal und eine Reihe von Arbeitszimmern für „Studienzirkel" (Arbeitsgemeinschaften, vgl. 6. Jg. d. Z. Seite 303 ff.) und von Studienräumen für Büchereibenutzer, welche größere wissenschaftliche Arbeiten machen, ja sie enthält auch einen großen Gemäldeausstellungssaal und den — Stadtverordneten-Sitzungssaal mit Nebenräumen sowie die Dienstwohnung des Stadtbibliothekars. Diese letzterwähnten Räume sind alle in weiser Vorsicht mitgebaut worden, um in späterer Zeit, wenn die jetzt dem Büchereibetrieb und seinen Hilfseinrichtungen dienenden Räume nicht mehr ausreichen, zu diesen hinzugezogen zu werden.*)

Der Tammerforser Betrieb gibt mir willkommene Gelegenheit, nun auch noch auf die Frage der Hilfseinrichtungen der Bücherei zu kommen. Vorlesestunden, um das vorweg zu sagen, sind bisher in Finnland noch nicht üblich. Aber die Einsicht verbreitet sich auch dort, daß gerade Büchereien, die auch ihre Schönliteratur durch Freihand ausleihen, allen Grund haben, jene wirkungsvollste Ausbildungsmaßregel zum ausschöpfenden Lesen von Schönliteratur ins Werk zu setzen, und es ist ziemlich sicher, daß im kommenden Winter wenigstens an einer Stadtbücherei mit der Vorlesestundenarbeit begonnen wird. Die Studienzirkelarbeit dagegen hat schon da und dort auch bei den Büchereien eingesetzt. Gerade in Tammerfors durfte ich lehrreiche Einblicke tun in die Anwesenheitslisten und Protokolle und in die Festzeitungen der von der Stadtbücherei aus veranstalteten Studienzirkel.**) Hier ist man überall mit Ernst und Humor am Werke, und namentlich auch gemeinsame kleine Wanderungen und Studienreisen vertiefen die Lerngemeinschaft zu einer Erlebnisgemeinschaft, stellen sie noch mehr in den Dienst sozialer Wärmeerzeugung.

In diesem Zusammenhang darf nicht unerwähnt bleiben, daß die

---

*) Gegenwärtiger Bücherbestand etwa 35 000 Bände, Gesamtausleihe im Kalenderjahr 1926 160 000 Bände.

**) Es wird beiläufig interessieren, daß dort aus dem jeweiligen Zirkel ausgeschlossen gilt, wer zweimal unentschuldigt gefehlt hat. Die Mindestteilnehmerzahl ist 15, die Höchstzahl 40. Im vergangenen Jahr haben insgesamt 99 Personen an den Zirkeln teilgenommen.

Städte Finnlands außer ihren Büchereien auch noch sogenannte Arbeiterinstitute unterhalten. Es sind Vortrags- und Unterrichtsinstitute für die Arbeiterschaft, deren Verwaltung von der der Bücherei völlig getrennt ist. (Ich habe nur eine Ausnahme kennen gelernt, und sie ist insofern einer methodischen Entwicklung der Wechselwirkung zwischen Bücherei und Arbeiter nicht günstig, als der betreffende Kollege über viel zu wenig bildungspfleglich geschultes Personal verfügt, um beide Institute ausbauen zu können.) Auch in Tammerfors sind sie nur räumlich vereinigt. Das ist natürlich ein organisatorischer Mangel, da so die organische Zusammenfassung der gesamten gemeindlichen Bildungspflege von der Bücherei aus mindestens außerordentlich erschwert ist. Übrigens ist es auch ein volkserziehlicher Mißgriff, die Arbeiterklasse so schlagwortmäßig aus dem allgemeinen Volksbildungswesen auszusondern.

Der Vollständigkeit halber sei gesagt, daß es in Finnland auch die ländliche Internatsvolkshochschule nach dänischem Muster gibt. Ich hatte auch die Freude, in einer von ihnen zu Gaste zu sein, nämlich in der Volkshochschule von Nord-Savolax (Pohjois-Savon Kansanopisto) bei Kuopio. Sie liegt wundervoll zwischen Wäldern und Seen, und die breiten einstöckigen Holzhäuser, die im Lauf der letzten 35 Jahre allmählich entstanden sind, bilden mit den Stallgebäuden, den Scheunen, dem Wasserturm, den Spiel- und Turnplätzen und dem großen Garten zusammen einen rechten nordischen Herrenhof, und der Herr, dessen starkem Willen zu geistiger Helferschaft dieses alles seine Entstehung verdankt, der Herr, der hier seiner Heimat seit mehr als einem Menschenalter auf seine Weise dient, Mag. Hjalmar Mikander, ist eine der prächtigster Volksbildnergestalten, die der an Volkshochschulpatriarchen so reiche Norden hervorgebracht hat. Auf die Einrichtungen dieser Volkshochschule näher einzugehen, ist hier leider nicht der Raum.

Da ich mich schon wiederholt mit der Frage beschäftigt habe, wie man den skandinavischen Kollegen planmäßig behilflich sein könne bei ihrer Auswahl deutscher Schönliteratur (in Originalausgaben und in Übersetzungen) die eigentlichen Qualitätsautoren der Gegenwart stärker zu berücksichtigen,*) wird man mir die anhangsweise Bemerkung nicht verdenken, daß auf diesem Gebiet noch viel zu tun ist, solange es vorkommen kann, daß in einer gut geleiteten Stadtbücherei Finnlands nicht weniger als 32 Bände der Courths-Mahler anzutreffen sind. Auch soweit es sich um Darbietung bloßer Unterhaltungsliteratur handelt, haben wir es glücklicherweise nicht nötig, von solchen Vertreterinnen allerunterster Kitsch-, ja Schunderzählung repräsentiert zu werden. Umgekehrt aber wollen wir auch in Deutschland den Qualitätsautoren Finnlands immer mehr unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Runeberg, Topelius, Kivi und Nylander sind bei uns bereits ziemlich bekannt. Kivis „Sieben Brüder" (vgl. 3. Jg. d. Z. Seite 241) seien aber noch einmal den Lesern unserer Zeitschrift aufs nachdrücklichste empfohlen. Auf Schritt und Tritt

*) Vgl. meinen Vortrag über „Deutsche Schönliteratur seit 1900" (6. Jg. d. Z. Seite 334), der in dänischer Übersetzung und in verkürzter Form abgedruckt ist in dem offiziellen Bericht über die erste nordische Büchereitagung „Det Nordiske Biblioteksstaevne paa Hindsgavl 1926", Kobenhavn Graebes Bogtrykkeri.

tauchen ihre prächtigen Gestalten in der Erinnerung des Finnlandreisenden auf. Mit den Gestalten der Kalewala und mit Runebergs Balladenhelden zusammen vermögen sie auch den für Finnland zu erwärmen, der noch nicht das Glück gehabt hat, dorthin zu reisen und Bande der Freundschaft zu knüpfen. Von neueren Autoren seien auch noch Juhani Aho und Linnankoski genannt, von denen wenigstens einige Werke in deutschen Übersetzungen erschienen sind. (Leider sind wir ja infolge der großen Schwierigkeiten der finnischen Sprache bei den finnisch schreibenden Dichtern Finnlands ganz auf Übersetzungen angewiesen.) Auch möchte ich zum Schluß noch auf die schöne Sammlung „Gedichte aus Finnland“ von Friedrich Israel, dem Pfarrer der deutschen Gemeinde in Helsingfors, aufmerksam machen. Man gewinnt aus diesen meisterhaften Verdeutschungen eine Ahnung vom Reichtum und von der Vielseitigkeit namentlich auch der Runebergschen Lyrik.

Katalogfragen.

Von Dr. Wilhelm Schuster.

I.

Wichtige Beiträge zu der heute im Mittelpunkt des Interesses der Fachwelt stehenden Frage nach der vorbildlichen Gestaltung des Kataloges der volkstümlichen Bücherei gaben die Aufsätze von Hans Rosin (Jg. 1923, S. 197 ff. dieser Zeitschrift) und Schriewer-Flensburg (ebenda, Jg. 1925, S. 263). Rosin, dem Bücherverzeichnis der Schönen Literatur zugewandt, fordert auch für diese Abteilung den besprechenden Katalog: „Bücherverzeichnisse, die den Bestand nur in einer Titelwiedergabe aufzählen, sind bequem, aber kein pädagogisches Hilfsmittel, weil für die übergroße Masse der Leserschaft der Autorenname vorläufig noch kein festumrissener literarischer Begriff, sondern eitel Schall und Rauch ist. ... Mit dem Titelbücherverzeichnis wird dem Benutzer lediglich ein Instrument in die Hand gegeben, das er nicht zu spielen versteht, und da der Verfasser für ihn kein Begriff, sondern ein bloßer Name ist, muß der Buchtitel zum bloßen Objekt einer wünschenden Phantasie werden, die nur allzu häufig erstaunliche Irrwege wandelt.“ Die großen Schwierigkeiten, welche solcher Arbeit freilich entgegenstehen, werden betont, vor allem der Mangel an Raum, der äußerste Kürze und Prägnanz des Ausdrucks verlangt, das Erfordernis großer Abwandlungsfähigkeit im sprachlichen Ausdruck und die steilste Klippe: die Wahl einer Form, die dem einfachen und dem künstlerisch vorgebildeten Leser gleichermaßen gerecht wird. Grundsätzliches hat dann vor allem Schriewer in seinem erwähnten Aufsatz dargelegt. Er weist zuerst auf klare methodische Trennung des Bücherverzeichnisses für den Bibliothekar als Hilfe für Bücheranschaffung und Beratung und des Bücherverzeichnisses für den Leser hin. Als wesentliche Forderungen für die Besprechungen des Leserkatalogs legt er fest, daß sie aufklärend, werbend und führend sein müssen.

Dem Leserkatalog für die belehrenden Abteilungen hat vor allen anderen Büchereipädagogen Walter Hofmann seine Aufmerksamkeit geschenkt. Soviel ich sehe, hat er zuerst auf die Bücherhalle und die kleinere Volksbücherei das im Buchhandel aus werbetechnischen Gründen und bei wissenschaftlichen Bibliotheken schon aus Gründen des Umfanges geübte Verfahren*) übertragen, den Gesamtkatalog in eine Reihe von einzelnen Heften aufzulösen, zunächst nach Fächern (Technik, Naturwissenschaft), dann später auch nach sogenannten „Lebenskreisen“, worüber unten Weiteres. Die sehr sauber und zuverlässig gearbeiteten Fachkataloge sind besprechend unter Berücksichtigung der Schwierigkeitsgrade und in vieler Hinsicht für den Katalog der belehrenden Abteilung der Volksbücherei bahnbrechend

*) Auch für den Druckkatalog. So der Druckkatalog der Berliner Stadtbibliothek 1906 ff.

und vorbildlich geworden. Zweifellos birgt die Katalogfrage für die
Literatur geringere Schwierigkeiten als bei der schönen Literatur, w
Schriewer hingewiesen hat, und ist in erster Linie eine Frage der M
die Aufgabe, wenn sie die Bücherei mit eigenen Kräften zu lösen unte
zahlreicheres, für die betr. Fächer besonders vorgebildetes Personal
Sich diese Mittel und dieses Personal in einer schweren Zeitlage ve
haben, ist jedoch schon an und für sich ein Verdienst, das sich für da
haben, ist jedoch schon an und für sich ein Verdienst, das sich für da
Volksbüchereiwesen denn auch aufs glücklichste auswirkte. Walter Ho
abgelegt und die Frage auch theoretisch zu fördern gesucht. Er hat
kannt, daß die Kataloggestaltung unmittelbar mit den letzten Fragen de
zusammenhängt, nämlich den Zielen, welche die Büchereiarbeit sich setzt,
Wegen, auf welchen sie diese Ziele zu erreichen strebt, und wir werden s
von hier aus gesehen die Katalogfrage auch für die belehrenden Ab
grundsätzliche Entscheidungen verlangt, in denen wir uns die Leipziger
der jetzigen Form allerdings nicht ganz zu eigen machen können. — Im F
ist, wenn es nicht ausdrücklich anders vermerkt wird, von Katalogen
Hand des Lesers die Rede.

1. Kataloge für die belehrenden Abteilungen.

Für die Arbeit an den Verzeichnissen der belehrenden Literatur
Erwägungen maßgebend: 1. die sozialpädagogische Haltung der Bücher
besonders im Hinblick auf ihre Einstellung zu den Weltanschauungen (Bil
ziel), 2. die Bewertung der belehrenden Literatur als Bildungsfaktor,
Stellung der Bücherei zur allgemeinen Bildungspflege, insbesondere zur
hochschule.

Wir sprechen hier von der freien Volksbildungspflege, welche sich von
weltanschaulich gebundenen Bildungspflege wesentlich unterscheidet. Die
scheidende Bedeutung der Weltanschauung für jede tiefe und wahre Bildung
hierdurch nicht berührt, aber: die weltanschaulich (oder politisch) gebundene
dungspflege führt dahin, daß der Leser alles von ihr aus sieht und durch
sieht. Die freie Bildungspflege stellt bewußt und allerorten die einzelne W
anschauung in den Zusammenhang der allgemeinen Geistes- oder Kulturbewegu
Sofern diese (und das ist stets der Fall) über die bestehenden Gegensätze hinw
gemeinsame Züge aufweist, betont sie diese, die vorhandenen Gegensätze ab
bringt sie so zur Geltung, daß auf geistiger Ebene die innere Auseinandersetzu
des Lesers oder Hörers mit ihnen erleichtert oder gefördert wird. Sie erkennt d
bei grundsätzlich an, daß jede weltanschauliche Haltung die Erreichung des letzt
Bildungszieles ermöglicht. Diese Einstellung bleibt der freien Bildungspflege au
in Gebieten, die überwiegend einer Weltanschauung zuneigen, wenn auch als
dann diese mit Recht besondere Berücksichtigung erfährt. Von dieser Eigenart der
freien Bildungspflege ist die Bücherauswahl wie die Form und Methode ihrer
Darbietung grundsätzlich bedingt.

Eine Ausnahme von dieser Erkenntnis von der Eigenart freier Volks-
bildungspflege, welche neben der von den Weltanschauungsgemeinschaften und
politischen Parteien betriebenen gebundenen Bildungspflege ihre besondere Be-
deutung für die Erhaltung und Förderung der Volksgemeinschaft besitzt, ist nur
in der Form möglich, daß man in einer Bücherei die verschiedenen Weltanschau-
ungen mehr oder weniger beziehungslos nebeneinanderstellt. Ein dahingehender
Versuch ist gemacht mit dem Leipziger Verzeichnis „Die Welt des Sozia-
lismus", Leipzig 1927. Das Verzeichnis bringt „die Selbstdarstellung der
sozialistischen Gedankenwelt und der sozialistischen Bewegung". Ein zweiter Teil
soll dann die Kritik bringen, die von Nichtsozialisten am Sozialismus geübt ist.
Diese Trennung in zwei besondere Hefte hat einen doppelten Nachteil. Ein
großer Teil der Leser wird den Band, der die Kritik am Sozialismus bringt,
überhaupt nicht in die Hand nehmen, ein anderer nur diesen kritischen Teil.
Bebel verlangte einmal von jedem wertvolleren Parteigenossen, daß er mindestens
ein Blatt der gegnerischen Presse aufmerksam verfolge. Heute feiert die Ab-
schließungspraxis, die den Menschen von der Schulbank bis zum Greisenalter in
einen bestimmten Gedankenkreis einkapseln möchte, immer größere Triumphe. Da
müssen wir doppelt vorsichtig sein. Das zweite ist, daß hierdurch der Sozialismus

ür acht eine gewisse Verengung erfährt, indem die Beschränkung auf den ur. und Kommunismus streng marxistischer Observanz die Möglichkeit ab- er Sozialismus als Kulturmacht zur Darstellung zu bringen, als welche ur Parteiangelegenheit wie über seine ursprüngliche weltanschauliche on hinausgewachsen ist, so sehr auch die Sozialdemokratie und der Kom- nach wie vor das Kraftzentrum der Bewegung bilden. Es ist selbst- ür daß mit der Erfüllung der hier aufgestellten Forderungen, nach ür einem Katalog der Sozialismus in seiner Entstehung, in seiner Aus- ung mit anderen geistigen und weltlichen Mächten und in seinem bis tief in die Reihen der schärfsten Gegner hinein, wie in den ver- von ihm ausgehenden Formen und Richtungen darzustellen wäre, sich em erheblich kompliziert. Unlösbar ist es aber nicht, denn durch ge- uswahl des Stoffes ist es wohl zu bewältigen. — Wie nun der l des Kataloges, der die Kritik der Nichtsozialisten am Sozialismus ll, seine Aufgabe lösen wird, darauf dürfen wir gespannt sein.

trachtet man den vorliegenden Katalog dahin, was er im Rahmen seiner ten Begrenzung und Vereinfachung des Problems leistet, so muß ge- en, daß hier für die Einführung in die wissenschaftliche Welt des marxi- ozialismus und seine Entstehung als geistige und soziale Bewegung eine tige Leistung vollbracht ist. Die Anordnung, die im Wesentlichen getroffen ist und in einzelnen Kapiteln Theorie und Geschichte der Be- behandelt, ist klar und glücklich, die Einführungen in die einzelnen Kapitel chsichtig, dabei kurz und inhaltsreich. Für die Geschichte der Theorie (und ler historischer Begründung findet sich eine weitere Verknüpfung mit der inen Geistesbewegung) ist eine sehr schöne Zusammenstellung „Sozialistische und Tendenzen in der Welt des deutschen Idealismus" eingefügt. Das geht sehr weit in das Wissenschaftliche hinein, im Theoretischen wie im chen. Es könnte, so wie es vorliegt, jungen Studenten, die das Studium Dinge zu ihrer Lebensaufgabe machen wollen, die beste Anleitung geben. es „university extension" im besten Sinne. Wie weit es den Arbeiter, für s doch vor allem gedacht ist, nicht durch seine Fülle verwirrt, ist zu be- n. Die meisten Büchereien werden hier nicht mehr folgen können. Wenn immer im Rahmen der oben besprochenen Selbstbegrenzung, an der hervor- den Arbeit etwas auszusetzen wäre, so wäre das wohl am 33. Abschnitt „Der lismus als Kulturbewegung und als Kulturausdruck" der Fall, wo diese renzung am härtesten fühlbar wird. Wenn wir nun noch hinzufügen, daß die einzelnen Besprechungen der Werke, bei denen der Schwierigkeitsgrad die leichtere oder schwerere Verständlichkeit der Besprechungen selbst zum druck kommen soll, alles Lobes wert sind (auch für sie ist der Ausgangspunkt marxistische Sozialismus mit einer spürbaren Hinneigung zum Jungsozialismus), wird die Arbeit, die für die Auflockerung eines großen und wichtigen Gebietes leistet wurde, erhellen. Deshalb werden die Büchereien, auch wo sie andere Wege einschlagen wollen, außerordentlich viel daraus lernen können.

Die Bedenken, welche wir gegen die allgemeine Einstellung dieser Form der Bildungspflege äußern zu müssen glaubten, werden sich vertiefen, wenn wir uns die hier eingeschlagene Richtung konsequent weiter verfolgt denken. Es wäre, nach der im Vorwort zu dem Katalog ausgesprochenen Forderung, daß „ausge- prägte Kräfte und Strebungen, die zu pflegen sich die Bücherei entschließt, in besonderen Verzeichnissen ihre Darstellung finden müssen" und diese Darstellung ch immer in diesen Kräften und Strebungen selbst zentriert statt ihr Zentrum in der allgemeinen Geistes- und Kulturbewegung zu suchen), notwendig, eine Darstellung des katholischen, des evangelischen, des deutschvölkischen Kulturkreises usw. immer von dem betreffenden Standpunkt aus zu geben. Die Bücherei besäße dann eine Reihe von Katalogen, welche beziehungslos nebenein- ander ständen. Sinn der allgemeinen öffentlichen Bücherei als keiner Partei und keiner weltanschaulichen Richtung als solcher dienstbar wäre alsdann eine rein örtliche Zusammenfassung verschiedener weltanschaulich gebundener Teilbüchereien.

Betrachten wir nun die Bewertung der belehrenden Literatur als Bildungs- faktor, so ist ein Unterschied bei den einzelnen Abteilungen offenbar. Die volks- tümliche Bücherei pflegt die Abteilungen der Lebensbeschreibungen und der

Literatur der Länder- und Völkerkunde aus oft behandelten Gründen besonders stark. Sie wird danach auf die sozialwissenschaftliche und soziologische, geschichtliche und andere geisteswissenschaftliche Literatur wie auf die Naturwissenschaften einen größeren Nachdruck legen als auf die eigentliche Berufsliteratur. Dennoch halte ich es für grundsätzlich falsch, die Pflege der Berufsliteratur für ein Nebengebiet zu halten, das lediglich aus technischen Gründen mit der volkstümlichen Bücherei äußerlich verbunden sei. Über die hierfür entscheidenden bildungspfleglichen Gründe habe ich mich (Jg. 6, S. 239 ff. und Jg. 7, S. 275 ff.) geäußert und damit auch mir besonders wertvolle Zustimmung aus den Kreisen der Fortbildungs- und Fachschullehrerschaft gefunden. Ich kann das seinerzeit Entwickelte hier als bekannt voraussetzen. Übrigens hat Walter Hofmann, der hauptsächlich die von mir abgelehnte Auffassung von der Berufsliteratur vertritt, über eines dieser Gebiete, die Technik, bekanntlich einen ausgezeichneten besprechenden Fachkatalog herausgebracht (bearbeitet von Dr. Hallbauer), auf den unten noch einzugehen ist. An dieser Stelle ist dazu nur zu bemerken, daß nach unserer Auffassung der Katalog allzusehr das Einzelgebiet auf sich selbst stellt und die Einordnung der Technik als eines großen Lebensgebietes in das soziale Leben wie das allgemeine Geistesleben noch vermissen läßt. Vielleicht kann das Gesagte an einem Nachbargebiet der Bildungspflege noch deutlicher werden: es ist ein großer Unterschied, ob man in einer Arbeitsgemeinschaft über ein bestimmtes technisches Gebiet dieses rein fachlich-technisch behandelt, womit man im Wesentlichen nur „Wissen" vermittelt, oder ob man gleichzeitig das betreffende Einzelgebiet in den Lebenszusammenhang zu stellen sich bemüht, wodurch sofort wirtschaftliche, soziologische, weltanschauliche Linien sichtbar werden, welche nun nicht allein das Einzelgebiet in ganz anderer Weise bedeutsam machen, sondern auch den in und an ihm beschäftigten Menschen umspinnen.

Die Herstellung besprechender Fachkataloge begegnet großen Schwierigkeiten, weil noch die wenigsten Büchereien sich besondere Fachreferenten leisten können, die dann vielleicht durch Jahre hindurch fast ausschließlich mit dieser Arbeit beschäftigt sind. Da man eine hochqualifizierte Persönlichkeit braucht, die mindestens nach Gruppe X zu besolden ist, so kann man sich die Kosten eines solchen Kataloges leicht berechnen. Auch hier ist also Zusammenarbeit dringend notwendig, wie denn auch die in Leipzig für die Technik und Naturwissenschaft geleistete Arbeit andern vielfach zugute gekommen ist. Der Gedanke, mehr als eine Hilfe bis zu teilweiser Übernahme der Gliederung und der einzelnen Besprechungen erhalten zu können, indem eine zentrale Stelle die Fachkataloge für alle bearbeitet, wird heute wohl überall, ebenso wie der Gedanke der „Modellbücherei" (nomen est omen) abgelehnt. Auch für die Fachkataloge gilt, daß örtliche Bedingungen und grundsätzliche bildungspflegliche Einstellung jeweils Abwandlungen bedingen. Nur das rein Technische der Berufskunde läßt sich rationalisieren und typisieren, darüber hinaus ist jeder Versuch nach dieser Richtung ein Übel.

Für die Herstellung der besprechenden Fachkataloge wird auch die Zusammenarbeit mit pädagogisch eingestellten Fachleuten empfohlen, die nicht Büchereileute zu sein brauchen. In der Tat wird ein jüngerer, etwa an der Volkshochschule tätiger Dozent, welcher bereits von Berufs wegen die Fachliteratur laufend verfolgen und durcharbeiten muß, in Zusammenarbeit mit dem Bibliothekar für eine wesentlich geringere Summe unter günstigen Bedingungen für den Katalog dasselbe leisten können wie ein Fachreferent. Und zwar wird das um so mehr der Fall sein, wenn man geneigt ist, das Einzelgebiet auf sich selbst zu stellen.

Neben die besprechenden Fachkataloge, welche ein größeres Gebiet im Zusammenhang behandeln, treten kleinere besprechende Verzeichnisse, welche Ausschnitte aus dem Gesamtgebiet des Faches unter verschiedenen Gesichtspunkten behandeln. Sie sind selbstverständlich besonders wirksam, wenn sie in Zusammenhang mit der Volkshochschularbeit entstehen. Als Beispiel nenne ich die besprechenden Fachschriftenverzeichnisse der Stettiner Stadtbücherei zu ihren Volkshochschulkursen, von denen bisher (seit 1919) insgesamt 64 erschienen sind.*) Aber auch außer Zu-

*) Einige Beispiele findet man nachgedruckt in dieser Zeitschrift (Jg. 1926, S. 147; Jg. 1927, S. 120).

sammenhang mit verwandten Bildungsbestrebungen versucht man mit Nutzen eine Auflockerung des Bücherbestandes im Zusammenhang mit Zeitfragen usw., so etwa das von Dr. Wieser-Spandau bearbeitete Verzeichnis „Geopolitische Literatur", das kleine Leipziger Verzeichnis zur Radiotechnik u. a. m.

Der besondere bildungspflegliche Nutzen dieser Sonderverzeichnisse liegt, wie schon angedeutet, in der Möglichkeit, bestimmte Ausschnitte eines umfassenderen Gebietes unter besondere Beleuchtung zu stellen, Verbindungslinien aufzuzeigen, die in einem größeren Katalog nicht berücksichtigt werden können und an geeigneten Stellen auch einmal zu verweilen und ausführlicher zu werden, als dies in der Ökonomie eines größeren Ganzen möglich ist. Für den Bibliothekar selbst haben sie den Vorteil, daß er durch sie immer wieder von einer gewissen Starrheit befreit wird, die für ihn sein Werkzeug, das Buch, allzuleicht annehmen kann, wenn es stets nur unter der festen Schablone des für die Bücherei maßgebenden besprechenden Fachkataloges, des Kritikenkastens oder in den Präsenzkasten hineingearbeiteter Hilfen betrachtet wird. Diese Erstarrung droht ihm, auch wenn er das betr. Buch einmal sehr eingehend gelesen hat und es ihm einst viel reicher, lebendiger, mannigfaltiger war, als die beste Besprechung es wiederzugeben vermag, weil er ihr immer von neuem wieder begegnet.

Diese Art der Sonderverzeichnisse ist dann in anderer Weise zu größeren Zusammenfassungen ausgebaut worden, zuerst, soviel ich weiß, von Mainz, das einen ausgezeichnet zusammengestellten und auffallend schön gedruckten Katalog „Kunst und Kultur unserer Zeit im deutschen Buch" 1925 herausbrachte, und bald darauf, noch im selben Jahr, erschien der Darmstädter Katalog „Unsere Zeit. Aus dem Suchen unseres Volkes". Diese Kataloge sind nun allerdings nicht mehr besprechend, sondern suchen allein durch Gliederung zu wirken. Deshalb sind zuvor hier noch einige andere Fragen zu erörtern.

Das besprechende Verzeichnis belehrender Literatur kann zunächst im ganzen so verfaßt sein, daß seine Lektüre zugleich eine Art zusammenhängender Darstellung des betr. Gebietes im Aufriß gibt. Hierzu werden sich in erster Linie Gebiete aus den Geisteswissenschaften eignen, in geringerem Maße die Naturwissenschaften im ganzen (für einzelne Gebiete, wie etwa die Biologie, ist es sehr wohl angängig), am wenigsten die Technik und alle mehr technischen Berufswissenschaften und Berufskunden. Als gutes Beispiel eines solchen Verzeichnisses kann der erwähnte Leipziger Katalog „Die Welt des Sozialismus" angesehen werden. Für diese Form sind kurze Einführungen in die einzelnen Abschnitte unerläßlich, ferner die Forderung, daß jedes Buch mindestens eine kurze Besprechung erhält, wichtigere Werke ausführlicher behandelt werden. Diese Form trägt in sich selbst bereits die Nötigung, die innerhalb des besprechenden Kataloges so notwendigen Verzahnungen (nach einem Ausdrucke von Schriewer a. a. O.) anzubringen, nämlich Vergleiche einzelner Werke miteinander, Rückverweisungen auf bereits besprochene, Herstellungen von Beziehungen mannigfaltiger Art, welche dem Leser das Weitertasten auf seinem Wege so vielfach zu erleichtern vermag und ihm, ohne daß es ihm unangenehm zu Bewußtsein kommt, zugleich Führung ist.

Eine zweite Form lädt nicht zum systematischen Lesen ein, verlangt aber doch schon durch die Ausführlichkeit der einzelnen Besprechungen ein richtiges Lesen, nicht ein Durchgehen der Seiten. Als gutes Beispiel dieser Form kann man den Stettiner besprechenden Katalog „Ferne Länder. Reisen und Abenteuer" betrachten. Er gliedert in ganz große Gruppen, etwa „Asien", „Amerika" ohne weitere Unterteilung, so daß man sich etwa die vorhandenen Werke über China aus der Abteilung Asien erst zusammensuchen muß, denn in ihr sind die Werke nur alphabetisch nach Verfassern geordnet. Solche lockere Gliederung führt dazu, daß der Benutzer, welcher ein Werk über China sucht, sich leicht an der einen oder anderen Stelle festliest und so über sein augenblickliches begrenztes Interesse hinaus weiter in das Gebiet hineingelockt wird.*) Alles dies, dazu die Beschränkung auf Reisen und Abenteuer unter Ausscheidung der wissenschaftlich-systematischen Geographie, dafür aber die Heranziehung der einschlägigen erzählenden Literatur und damit das Betonen des völkerpsychologischen Interesses,

*) Womit nicht gesagt sein soll, daß nicht eine etwas weitergehende Gliederung manchen Vorteil geboten hätte, ohne in Gefahr zu geraten, allzusehr ins Schematische des Fachkataloges zu kommen.

zeigt, daß es bei diesem Katalog in erster Linie auf das „Erlebnis" des fremden Landes und fremden Volkes ankommt, und daß das „Belehrende", das rationale Wissen, dahinter weit zurückgestellt ist. So zusammengestellt und aufgebaut ist der Katalog typisch für die volksbibliothekarisch als fruchtbar erwiesene Methode, die Reiseliteratur als eine Zwischenform von erzählendem und belehrendem Schrifttum zu nutzen. Eine zur Vollendung durchgearbeitete Volksbücherei müßte deshalb daneben noch einen Katalog „Länder- und Völkerkunde" besitzen, der bei anderer Gliederung und Auswahl nur einen Teil der dort aufgeführten Werke enthalten würde.

Die Systematik des Fachkataloges der volkstümlichen Bücherei wird selbstverständlich nicht in allen Fällen und vor allem nicht in alle Einzelheiten hinein der wissenschaftlichen Systematik des betreffenden Gebietes entsprechen. Leserpsychologische, praktische und sozialpädagogische Erwägungen mannigfacher Art werden Abwandlungen bedingen. Ein allgemeingültiges Schema oder Modell läßt sich nicht geben, nur Anleitung und Beispiel. Denn es sind nicht allein wieder die besonderen örtlichen Bedingungen, sondern darüber hinaus und in erster Linie die klare Einsicht darein und die Rechenschaftslegung darüber, was die Bücherei mit dem Katalog bezweckt, welches bildungspflegliche Ziel sie verfolgt und wie dieses besondere Ziel mit ihren allgemeinen Zielen in Einklang zu bringen ist.

Die hin und wieder in volksbibliothekarischen Kreisen vertretene Meinung, die wissenschaftliche Systematik als „rein logisch bedingt" und deshalb „lebensfremd" sei von vornherein abzulehnen, beruht selbstverständlich auf einer irrigen und ungenügenden Vorstellung vom Wesen der Wissenschaft, ihren Voraussetzungen und ihren historischen und soziologischen Bedingungen, nach welchen sie sich als dem allgemeinen Lebensstrome innig verbunden erweist, was sich denn auch in ihrer Systematik spiegelt. Richtig ist, daß logisch-systematische Einteilungsgründe von der Volksbücherei aus den oben angeführten Gründen in viel weiterem Maße zurückgestellt werden, als dies von der Wissenschaft zu geschehen pflegt. Die wissenschaftliche Systematik bildet aber auch in den Fachkatalogen der Volksbücherei überall die Grundlage und schaut auch in den Verzeichnissen aller Orten durch, welche wissenschaftliche Literatur unter andern Gesichtspunkten zusammenstellen als die Fachkataloge.

Eine dritte Form des Kataloges belehrender Literatur bezweckt weder eine zusammenhängende Einführung in das betr. Gebiet noch lädt sie zu Entdeckungsfahrten ein, wie der auf das Erlebnis eingestellte Katalog der Reisen und Abenteuer, sondern will als typischer Fachkatalog den Leser rasch und sicher zu dem Buche führen, das er für seinen besonderen Zweck gerade braucht und das seiner geistigen Entwicklung angepaßt ist. Treffliche Beispiele für diese Form geben die Leipziger Verzeichnisse „Naturwissenschaften" (2. Aufl. 1920) und „Technik, Handwerk, Gewerbe" (2. Aufl. 1920). Sie erfordert

1. daß der Leser genau weiß, was das vorliegende Buch behandelt.
2. daß die Voraussetzungen charakterisiert sind, welche es an die Vorbildung des Lesers stellt.

Bei dieser Form braucht nicht notwendig jedes Buch eine Besprechung zu erhalten, da sein Titel zur Genüge Art und Inhalt des Werkes bezeichnen kann. Oft genügt ein Abdruck der darin enthaltenen Kapitalüberschriften. Typische Beispiele für besprechende Zusätze bei dieser Form sind:

„Das Buch ist als Lehrbuch für Baugewerkschulen bestimmt und zur Selbsteinführung auch sehr geeignet. An Mathematik wird nur sehr wenig vorausgesetzt."

„Für Leser, die in der Festigkeitslehre und in der Mathematik schon einige Übung haben."

„Schöne farbige Tafeln der häufigsten Pflanzen mit beschreibendem Text. Geeignet, Freude an botanischen Studien zu erwecken und zur Einführung zu dienen."

Diese Form ist im Wesentlichen aufklärend. Auch in der klaren, übersichtlichen Anordnung des Stoffes, worin die Hauptschwierigkeit liegt. Jeder tüchtige Fachlehrer kann für diese Form in Zusammenarbeit mit dem Bibliothekar das Notwendige leisten. (Schluß folgt.)

Volksorganisches Denken.

Von Fachschulvorsteher Conrad Barth, Stettin.

Berthold Otto hat seinem nunmehr fertig vorliegenden, unter dem obigen Titel erschienenen Werk*) den Untertitel hinzugefügt: „Vorübungen zur Neubegründung der Geisteswissenschaften". Mancher Leser denkt da gewiß: Du sprichst ein großes Wort gelassen aus. Eine „Neu"begründung der Geisteswissenschaften! Warum? — Taugt die bisherige Betrachtungs- und Arbeitsweise nichts? Und dann: „Volksorganisches Denken". Was hat Denken mit einem Volksorganismus zu tun, wo „Denken" doch nur immer Ausübung eines Einzelnen ist? — So und ähnlich mögen die Betrachtungen sein, welche der Titel des Werkes bei dem auslöst, der es zum ersten Mal in die Hand nimmt.

Und beim Lesen der ersten Abschnitte wird sich die anfängliche Verwunderung in der Regel wohl bald noch mehr steigern. Die Form der Darstellung entspricht ganz und gar nicht dem, wie Bücher geschrieben zu sein pflegen. Der Leser tritt doch gewöhnlich mit der Erwartung an ein Werk und vollends an eines, welches den Grund zu einer neuen Betrachtungsweise legen will, daß die Gedankenwelt eines solchen Werkes in wohlgegliederter Form an ihn herangebracht werde. Womöglich durch den begrifflich aufgebauten Grundriß eines Inhaltsverzeichnisses getragen, so daß er sich statt dessen unversehens in eine zwangslose Plauderei verwickelt, die ihn, wie das bei einem solchen Gespräch ja üblich ist, durch die unglaublichsten Gebiete in kurzer Zeit hin- und herführt, daß er sich bald einer gewissen heimlichen Angst nicht erwehren kann, das Teilziel aus den Augen zu verlieren, auf das die ersten Gedankengänge zuzusteuern schienen.

Hier sei jedoch vorerst nur verraten, daß diese ungewohnte Darstellungsart durch die Auffassungsweise, zu der das Buch hinführen will, selbst bedingt wird. Wenn der Leser mit dem letzten Abschnitt fertig ist, wird er das, was an der Form ihm zuerst so merkwürdig schien, einleuchtend finden und — das Buch noch einmal von vorn anfangen.

Allen Darlegungen drückt der Grundgedanke den Stempel auf, daß jedes Einzel-Ich unlösbar mit der Gesamtheit verknüpft ist. Berthold Otto sprengt die Grenzen dieses „Ich" und läßt es in seinem seelischen Umfang übergreifen in die Gebiete der andern Einzelwesen, läßt es als organisches Glied größerer Gesamtwesen erscheinen, und zwar nicht nur im Sinne einer rein gedanklichen Setzung, und läßt es wiederum selbst die Zusammenfassung der verschiedensten geistigen Einzelwesen sein, die in Form von Gedankengruppen und Denkprovinzen ein selbständiges Leben innerhalb des Einzel-Ichs führen und sich mitunter gegenseitig gewaltig ins Gehege kommen. So bleibt schließlich der Gegenstand des persönlichen Ich nur übrig als Herrschergefühl der augenblicklich am stärksten erregten Gedankengruppe, die nicht nur als Wortdenken, sondern in noch größerem Maße als Bilderdenken auftreten kann. Eine Folgerung aus dieser Verknüpfungsauffassung des Ich ist die Stellung der großen Geister innerhalb des Volkes. Da sie selbst durch Erbtum und Ahnenverflechtung eingegliedert sind in die Gesamtheit, durch Bildungsgut und Umwelt mit ihr verknüpft sind, ergibt sich auch daraus die Gleichzeitigkeit großer umwälzender Gedankengänge in vielen Einzelnen. Der hervorragende Geist eilt der Gesamtheit um eine Spanne voraus, ist der höchste Gipfel der großen Welle, die durch eine Gedankenbewegung gebildet wird. Der Volksgeist selbst spricht durch ihn als das geeignetste Organ das aus, was er zu sagen hat. Daher ist auch nur die Tatsache zu verstehen, daß ein hervorragender Geist bei andern überhaupt Verständnis findet. Eben, weil die Denkvoraussetzungen bei allen diesen andern vorhanden waren, daß sie selbst durch eine gewisse Steigerung in der Lage gewesen wären, dasselbe zu finden, erwächst dem Urheber des Gedankens Zustimmung und Anhängerschaft. Durch die Beobachtung, daß jeder einzelne alle gedankliche und seelische Übermittlung nur dadurch aufnimmt, daß er Gleiches und Ähnliches bei sich selbst feststellt, wird diese Tatsache erhärtet.

*) Im Jahrgang 1925 dieser Zeitschrift haben wir auf den Seiten 257 bis 260 eine sehr bezeichnende Lesefrucht daraus gebracht.

Dieser naturgemäße Ablauf des Geschehens wird vor allem durch zwei seelische Krankheitsformen des Volksgeistes zur Zeit beeinträchtigt: durch das Schriftdenken und das Gelddenken. Die an sich staunenswerte Tatsache, daß der Mensch in der Lage ist, Gedachtes und Gesprochenes in bestimmte Zeichen zu bringen, aus denen er wiederum die Gedanken lebendig machen kann, hat ja unserer ganzen Kultur wie kaum eine andere Erfindung ihr Gepräge aufgedrückt. Es ist deshalb im Grunde wohl auch nicht weiter verwunderlich, daß hier wie überall die Bewegung in der Freude am Erreichten über ihr Ziel hinausgeschossen ist. Aus dem fördernden Hilfsmittel wurde so stellenweise ein Hemmschuh. Wenn zum Beispiel in der Wort- und Schriftwissenschaft ein geschriebener Satz gleichwertig einem geistigen Vorgang erachtet wird, so liegt hier eine solche Überbewertung des Schriftwerkes vor. Otto spricht hier sehr treffend von Fremdkörpern im Geistesleben, die auf solche Weise entstehen können. An sich ist ja jedes Schriftstück zunächst nur eine Anordnung von Zeichen. Die Gedanken werden nach ihrer Anleitung aber in dem Leser selbst erzeugt, d. h. eigentlich betrachtet jeder einzelne nur immer sich selbst dabei. Etwas wirklich Neues, was in dem Lesenden noch in keiner Weise einen Platz hatte, kann also auch durch eine Schriftübertragung nicht vermittelt werden. Die Geisteswissenschaften haben im Laufe der Zeit immer mehr das Zielstreben gezeigt, ihre Anhänger zu Schriftgelehrten zu entwickeln. Infolge dieser Überbewertung des Buchstabendienstes haben sich die Geisteswissenschaften immer mehr der Forschungsweise der Naturwissenschaften, also der Betrachtung und Erschließung von fremden Dingen, genähert. Ein Verstoß gegen den schon vorerwähnten Satz, daß ein geisteswissenschaftlicher Vorgang nur durch eine gleichwertige Selbstbeobachtung erschlossen werden könne.

Das Feststellungsverfahren, welches aus einer Reihe von schriftlichen Niederlegungen durch eine Art Schwerpunktskonstruktion das Richtige zu ermitteln glaubt, möchte Otto abgelöst sehen durch eine Erforschungsart, die auch jene bisher für nicht literaturhoffähig gehaltenen Äußerungen des Volksgeistes miterfaßt, wie sie sich in Gesprächen, Zeitansichten und ähnlichem ergeben. Werke des Schrifttums von hohem Ruf bringen es mit sich, daß sie für lange Zeiten als Muster der Darstellungsform angesehen werden; hieraus folgt dann andererseits leicht das Streben, diesen Zustand zu verewigen, also eine lebensfeindliche Einstellung. Indem ihr durch die vorgeschlagene erweiterte Forschungsweise das so aufgezeigte ewig wechselnde Lebensdrängen der Sprache entgegengestellt würde, könnte noch mehr als sonst die zeitliche Bedingtheit jener künstlichen Bollwerke, wie sie die Regeln aller Sprachlehren sind, aufgezeigt werden.

Auch das Geld ist in ähnlicher Weise wie die Schrift aus einem anfänglich nützlichen Mittel zu einer Art Giftstoff geworden, der das Volksdenken in weitgehender Weise lebensfeindlich beeinflußt hat. Der Grundsatz des volkswirtschaftlichen Wertes, der allem beigelegt wird, läßt auch alles gegen Entgelt erhaltbar, also käuflich erscheinen. Hierdurch ist das Geld geeignet, seelische Bindungen zu zerschneiden, wenn das Gelddenken in bestimmtem Maße um sich greift. Die beste Veranschaulichung hierzu ist ja die Zeit der Geldentwertung gewesen, die noch in aller Erinnerung ist. Auch hierbei wie überhaupt kam das allgemeine Denken besonders schön in den minderwertigen Moderomanen zur Geltung, ich denke hier beispielsweise an Ludwig Wolff: „Die Brüder Schellenberg“, bei dem die breitbehagliche Schilderung des Emporkömmlings das Kernstück und sicher den Hauptanziehungspunkt für die große Lesermasse bildet, wenn auch der Sache dann ein moralisierendes Mäntelchen umgehängt wird, weil ja die Geschichte schließlich irgendwie aufhören muß. — Ebenfalls wird durch den Anteil an einer Sache, die nur in einer Geldforderung besteht (Aktienbesitz), Recht und Verantwortung getrennt, die bei jedem gesunden Gemeinschaftskörper immer aneinander gebunden sind. Es bleibt zwar das verbürgte Recht, jedoch sind Pflichtgefühl und Verantwortung verloren gegangen und sind durch Gewinntrieb ersetzt, der durch die Möglichkeit des Börsenspieles leichteste Gelegenheit erhält, sich an Stelle der beiden andern zu setzen. Auf diese Weise wird alles nur Denkliche zu einer verrechenbaren Zahl, alle seelischen Eigentumsbeziehungen, die zwischen Dingen und Menschen sich aufgebaut haben, werden durch Gegenstellung des Geldes zertrümmert. Wie verheerend auch rein ausdrucksmäßig solche Verkörpe-

rungen des Gelddenkens in das harmonisch beseelte Bild der Natur einschneiden, lehrt ja jeder Gang durch einen industrialisierten Großstadtvorort.

In allen diesen Überlegungen über den schädlichen Einfluß von Schrift und Geld, sowie im einführenden und abschließenden Teil findet sich eine Fülle von Gedankengängen, die sich besonders auf psychologischem Gebiet bewegen. Auch hier der Gesichtspunkt der ausschlaggebenden Selbstbeobachtung, die es uns erst möglich macht, die Erscheinungen der Umwelt zu verstehen. Auch im eignen Geistesleben findet sich die Außenwelt in der Art gespiegelt, daß dort Parteien und Gruppen gegeneinanderstehen und diese Tatsache dem Einzelnen nicht einmal bewußt zu werden braucht. Die augenblickliche Stimmung oder der herrschende Trieb hebt dann von selbst diejenigen Gedankenzüge unter ihnen heraus, die dem Stimmungsausdruck oder der Triebverwirklichung am dienlichsten sind, was aber nicht im mindesten ausschließt, daß die so entstehenden Gedankengänge in sich vollkommen folgerichtig gefügt sind. Aus diesem Grundsatz heraus ergibt sich auch manches zuerst eigenartig Anmutende in der Arbeits- und Darstellungsweise Berthold Ottos: Er verzichtet einerseits darauf, ehemalige Aufzeichnungen zur Zusammenstellung seiner Darlegungen zu verwenden, weil in ihnen ganz verschiedene Stimmungshintergründe aneinandergekettet würden und eine Uneinheitlichkeit trotz logischer Glätte hineinbrächten, und er verschmäht es andererseits, der unbewußten Selbstbewegung der Gedanken hemmende Dispositionszügel anzulegen, da der Trieb zum Gestalten in der Regel das richtige Ziel auf bestem Wege zu finden weiß. Auf diese Art ergibt sich das ganz unleitfadenmäßige Gepräge seiner Schrift. Wenn man die streng aufgebauten Lehrbücher den strahlenartigen Kunststraßen vergleichen mag, die nach allen Richtungen die Städte verlassen und in gerader Linie Dörfer und Orte an sich aufreihen, so möchte ich die Art Berthold Ottos einem freien Durchstreifen einer Gegend vergleichen, bei dem man von dem Führer an der Hand genommen seitab von Weg und Steg durchs Gelände schweift, manchmal auch von anderer Seite beim selben Fleck noch einmal vorbeikommt, alles in allem aber die Gegend gründlich kennen lernt. Allerdings kann man sich gelegentlich auch tüchtig wundern, wie man auf einem kurzen Buschweg an einen ganz andern Ort gelangt, zu dem man sonst erst die eine Straße zur Stadt zurück und von da auf einer andern wieder hinzufahren pflegte.

Berthold Otto betont an mehr als einer Stelle, daß er die Einzelergebnisse seiner Darlegungen nicht etwa als von ihm allein gefundene Wahrheiten betrachtet haben wolle. Diese Auffassung würde auch mit seinem Grundsatz von der Verflechtung alles Denkens innerhalb der Volksgesamtheit in Widerspruch stehen. Das volksorganische Denken, als Denken mit Anerkennung und Einordnung in einen übereinzelnen und wesenhaften Volksgeist, dürfte aber mit diesem Werk immerhin eine erstmalige bewußte Zusammenfassung gefunden haben. Ein unbewußtes volksorganisches Denken ist ja an sich durchaus vorhanden, wie die Geschichte aller Vorgänge zeigt, bei denen große Mengen einheitlich handelnd auftraten. Da ein Bewußtwerden immer dann neu eintritt, wenn Triebmäßiges durch Veränderung der Umstände zu Unzweckmäßigem hinführt, könnte man sich hier veranlaßt fühlen, diesen Satz in der Übertragung auf den durch Geld- und Schriftdenken irregeleiteten Volksorganismus anzuwenden und zu schließen, daß auch hier das Bewußtwerden darauf mit Notwendigkeit erfolgen mußte. Es würde in diesem Falle zu folgern sein, daß auch unser vorliegendes Werk von Berthold Otto in seinem Wirkungsbereich nicht auf eine Minderheit beschränkt bleiben würde. Dafür, daß die Zeit der rein dinglichen Betrachtung der Welt ihrem Abschlusse sich entgegen zu neigen scheint, um einer umfassenderen Schauungsweise Platz zu machen, mehren sich die Anzeichen auf verschiedenen Seiten. Wenn wir in diesem Sinne am Anfang einer Zeit stehen sollten, die uns ein neues Lebensgefühl bescheren will, dann ist auch das Werk Berthold Ottos ein Wegweiser dahin, ein Buch, das viele Ausblicke zeigt und noch mehr Arbeitsstoffe bereitlegt für die, welche den Weg weiter beschreiten wollen.

Die Europäische Lehrfilmkammer und ihre Aufgaben.

Als Ergebnis der Europäischen Lehrfilmkonferenz in Basel, die auf Einladung des Erziehungsdepartements des Kantons Basel-Stadt vom 7.—12. April getagt hat und an der sich 17 europäische Staaten durch Entsendung amtlicher Vertreter sowie zahlreiche Vertreter der am Lehrfilm interessierten Organisationen, insgesamt etwa 150 Personen, beteiligten, ist eine Europäische Lehrfilmkammer geschaffen worden. Sie hat die Form eines „ständigen Arbeitsausschusses für Lehrfilmwesen", in den jeder der an der Konferenz beteiligten Staaten drei Vertreter zu entsenden hat. Als deutsche Vertreter gehören ihm an Prof. Lampe, Berlin, der Leiter der Bildstelle am Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Direktor Walter Günther, der geschäftsführende Vorsitzende des Deutschen Bildspielbundes, der aus dem „Bilderbühnenbund Deutscher Städte", einer Gründung des Stettiner Oberbürgermeisters Dr. Ackermann und des Büchereidirektors Dr. Ackerknecht, hervorgegangen ist, und Prof. Ammann, München, der Leiter der bayerischen Bildstelle. Ein aus fünf Mitgliedern bestehender engerer Ausschuß unter dem Vorsitz des holländischen Lehrfilmmannes Dr. van Staveren, Haag, führt die Geschäfte der Lehrfilmkammer. Deutschland ist in ihm durch Direktor Günther, Berlin, vertreten. Generalsekretär ist Regierungsrat Dr. Imhof, Basel.

Die europäische Lehrfilmkammer hat nun die Aufgabe, in Fühlungnahme und eventuell in Zusammenarbeit mit den gleichgerichteten Institutionen des Völkerbundes, z. B. mit dem Institut für internationale geistige Zusammenarbeit in Paris, das in Basel zusammengetragene Material über das Lehrfilmwesen zu sichten, zu bearbeiten und zu vervollständigen, bei den Regierungen der europäischen Staaten die Interessen des Lehrfilms zu vertreten, insbesondere sie zu energischer administrativer und finanzieller Unterstützung der Lehrfilmherstellung und der Lehrfilmverwendung in den Schulen anzuregen und auf diese Weise die nächste europäische Lehrfilmkonferenz, die im kommenden Jahre in Rom, einer Einladung des italienischen Regierungsvertreters folgend, tagen soll, vorzubereiten.

Das in Basel zusammengetragene Material über das Lehrfilmwesen, vor allem die mündlich oder gedruckt vorgelegten Berichte über den Stand des Lehrfilmunterrichts in den verschiedenen europäischen Staaten sind außerordentlich wertvoll. Wir Deutschen können an der Hand dieses Materials feststellen, daß in anderen Ländern, z. B. in Frankreich und Italien, der Lehrfilm und seine Verwendung im Dienste der Forschung, des Unterrichts und der Volksbildung eine viel stärkere und wirksamere Förderung findet als bei uns. Die Regierungen des Reichs und der Länder haben es bei uns in der Hauptsache bei einer fast ganz platonischen Liebe zum Lehrfilm bewenden lassen. Gemeinnützige Organisationen, die privater Anregung entsprungen sind, in vorderster Reihe der „Bilderbühnenbund Deutscher Städte" und der „Deutsche Bildspielbund", haben die methodischen und organisatorischen Grundfragen der Lehrfilmarbeit geklärt und dabei nicht nur das Interesse der Schule, sondern auch das der freien Volksbildungsarbeit in Volkshochschule und Verein mit im Auge behalten. Lehrer- und Elternschaft haben vielfach durch persönliche Opfer ideeller und materieller Art an vielen Schulen die technischen Einrichtungen für Filmvorführungen geschaffen. So ist auch bei uns der Lehrfilm heute so weit gefördert, daß Deutschland in keiner Weise hinter den übrigen Nationen zurückzustehen braucht. In vielen Ländern, namentlich in den nordischen, hat das deutsche Beispiel sogar offenkundig Nachahmung gefunden.

Im allgemeinen hat die Entwicklung des Lehrfilmunterrichts den Weg genommen, daß man zuerst behelfsmäßige Schulfilmvorführungen im Kinotheater veranstaltete, wie es bei uns noch heute in der Stettiner Urania geschieht, und die Schulen zu ihnen geschlossen hinführte, dann aber die Errichtung fester Schulkinos erstrebte, in denen allerdings, um die Kosten des Betriebes zu decken, meist auch noch andere, nämlich einwandfreie unterhaltende Filme vor sogenannten „Schulkinogemeinden" gezeigt werden. Hier öffnet sich ein Feld, auf dem auch für den guten unterhaltenden Film wertvolle Arbeit geleistet werden kann und geleistet worden ist. Allgemein wird als die dringendste, ideale Forderung für

die Schularbeit jetzt aber der Ruf nach dem methodisch bearbeiteten Unterrichtskurzfilm erhoben, der im engsten Anschluß an den Unterricht entweder in der Klasse selbst oder in einem Lichtbild- und Filmzimmer, mit dem jede Schule auszustatten wäre, vorgeführt werden kann. In dieser Richtung muß sich also in Zukunft die Arbeit für den Lehrfilm bewegen.

Daneben aber bleibt noch eine ganze Anzahl Einzelfragen des Lehrfilmwesens, sei es praktisch-organisatorischer, sei es methodischer Art, zu klären. Zu diesem Zwecke ist von der Lehrfilmkammer eine Reihe von ständigen Facharbeitsausschüssen eingesetzt worden, z. B. für Methodik des Lichtbild- und Filmunterrichts, für Lehrfilmherstellung, Filmauswahl und -austausch, Lehrerausbildungsfragen, Film- und Apparateprüfung usw. Es kann uns Deutsche mit Befriedigung erfüllen, daß sechs von diesen Kommissionen unter deutschem Vorsitz stehen. Die hier geleistete Facharbeit wird also in der Hauptsache deutsche Arbeit sein, und da vom Erfolg der Kommissionsarbeit der Erfolg der nächsten Lehrfilmkonferenz abhängt, so wird die Tagung in Rom unter dem Zeichen deutscher Arbeit stehen. Mitteilungen, Anregungen und sonstiges Material, vor allem auch statistische Angaben über die Verwendung des Lehrfilms in Schule und Volksbildungsarbeit, nimmt der deutsche Vertreter im geschäftsführenden Ausschuß der Lehrfilmkammer, Direktor Günther, Berlin NW 21, Bochumer Straße 21, entgegen.

Die Hauptaufgabe der Lehrfilmkammer und ihrer verschiedenen Organe wird aber die Propaganda für den Lehrfilm in den Kreisen der Lehrerschaft sowohl, als vor allen Dingen bei den Verwaltungsbehörden der Städte, Staaten und des Reiches sein, damit sie namentlich bei uns in Deutschland sich endlich zu einer tatkräftigeren administrativen und finanziellen Unterstützung des Filmunterrichtes aufraffen.

W. Warstat (Stettin).

Die neuen Räume der Stadtbücherei Gleiwitz.

Mit dem Beginn des Jahres 1927 ist die Stadtbücherei mit ihren sämtlichen Abteilungen (Studienbücherei, Landesbücherei und Volksbüchereizentrale) nach dem Wilhelmsplatz 8/12 übergesiedelt in Räume, die bis dahin von anderen Ämtern belegt waren. Diese Verlegung bedeutet für die weitere Entwicklung des städtischen Büchereiwesens einen außerordentlichen Fortschritt. Die bisher von der Bücherei in der Karlstraße benutzten Räume, die bei der Gründung der Bücherei im Jahre 1923 von vornherein nur als vorläufige Unterkunft dienen sollten, waren inzwischen völlig unzureichend geworden. Der Lesesaal und der Warteraum für die Benutzer der Volksbücherei reichten schon seit langer Zeit nicht mehr aus, insbesondere war eine geordnete Unterbringung der Bücherbestände der Studien- und Landesbüchereiabteilung im zunehmenden Maße erschwert und schließlich unmöglich. Diesem Übelstande ist nun vorerst abgeholfen. Auch die allgemeine Verkehrslage der Bücherei ist wesentlich verbessert, da der Wilhelmsplatz in nächster Nähe eines wichtigen Kreuzungspunktes der Hauptstraßen und der öffentlichen Verkehrsmittel liegt, andererseits aber dem Büchereigebäude, zu dem ein 2,50 Meter langer über den Bürgersteig ragender Lichtreklamearm schon von weitem den Weg weist, eine ruhige Lage bietet.

Die Bücherei nimmt im ersten Stock des Gebäudes eine Gesamtfläche von rund 500 Quadratmetern ein, bestehend aus 12 Zimmern verschiedener Größe, die beiderseits eines 36 Meter langen Korridors liegen. Dieser wurde aus verwaltungstechnischen und betrieblichen Gründen durch zwei Zwischenwände abgeteilt, so daß nur noch die eine Hälfte mit einem kleinen Vorraum als Zugang für die Besucher dient, während der andere Teil als Büchermagazin hinzugewonnen wurde. Durch verhältnismäßig geringe bauliche Veränderungen — Erweiterung bezw. Verkleinerung oder völlige Herausnahme von Türen — sind für den Lesesaal, der mit dem Katalog- und Zeitschriftenzimmer einen durchgehenden, durch türlose Zwischenwände gegliederten Raum von 18 Metern Gesamtlänge bildet sowie für die Volksbücherei zweckentsprechende und vorerst ausreichende Räumlichkeiten geschaffen. Alle dem Publikum zugänglichen Räume wurden mit Linoleum ausgelegt — der Lesesaal außerdem mit einfachen Kokosläufern — und sind mit sehr leuchtenden

Farben geschmackvoll ausgemalt, so daß sie einen überaus freundlichen Eindruck erwecken. Auch das gesamte Mobiliar für den Lesesaal ist neu hergestellt. Die Tische, an denen je zwei Personen sich gegenübersitzend Platz finden, sind leicht beweglich und können mühelos herausgenommen werden, wenn der Lesesaal für Vorleseabende, Ausstellungen, Schattenspiele und andere mit der Büchereiarbeit zusammenhängende Veranstaltungen in Ermangelung eines besonderen Ausstellungs- und Vortragsraumes benötigt wird. Die aus einer Spezialfabrik bezogenen, gänzlich aus Holz bestehenden Stühle haben bequeme Sitzflächen und kurze Armlehnen. Der Lesesaal einschl. Katalog- und Zeitschriftenzimmer bietet für 44 Personen Sitz- und Arbeitsplatz, im Notfall auch für 50 Personen. Die Regale des Lesesaals haben nur 50 Zentimeter lange, auf Stiften verstellbare Bücherbretter, unten einen vorspringenden Sockel mit schließbaren Fächern für die Aufbewahrung der abgelegten Hefte der ausliegenden Zeitschriftenjahrgänge. Die Handbücherei umfaßt zur Zeit rund 1200 Bände nebst 100 Zeitschriften. Einer Verdoppelung stehen keine Schwierigkeiten entgegen, da noch genügend Stellflächen für neue Regale vorhanden sind. Im Katalogzimmer, durch das die Besucher den Lesesaal betreten und in welchem gleichzeitig der Lesesaalbeamte seinen erhöhten Platz hat, befinden sich die allgemeinen und bibliographischen Nachschlagewerke, die Handbücherei und der Schlagwortkatalog der Landesbücherei, die handschriftlichen Sachkataloge der Studienbücherei, Auswahlverzeichnisse der Volksbücherei, sowie der alphabetische Verfasserkatalog der Studien- und Landesbücherei in Zettelform (7½ × 12½ cm), aufbewahrt in 24, mindestens 40 000 Zettel fassenden Kartothekkästen. Diese ruhen auf einem Schrank, der in ausziehbaren Schubfächern die Standortskataloge enthält und zur Aufbewahrung von Kartenblättern, Plänen, Bildnissen usw. dient. In einem besonders konstruierten Regale werden die wöchentlichen Neuerwerbungen der Studien-, Landes- und Volksbücherei in Auswahl ausgelegt.

In der Volksbücherei ist vielleicht erwähnenswert die Anlage des Ausgabetisches, der in einer 2,60 Meter breiten Maueröffnung in den Bücheraufbewahrungsraum eingezogen ist, an beiden Enden von Holzwänden in Höhe der Maueröffnung begrenzt wird und nach dem Publikum zu durch einen vorspringenden, etwas niedrigeren und schmäleren, mit dem Ausgabetisch unmittelbar verbundenen Ablagetisch für Büchermappen usw. zwei Ausgabestellen abteilt. Hierdurch wird die wartende Leserschaft in zwei Staffeln aufgeteilt und die Bildung einer langen Schlange vermieden. Dadurch, daß nur jeweils ein Leser an den durch Mitteltisch und Seitenwände ausgesparten Raum des Ausgabetisches herantreten kann, wird auch eine ungestörtere Beratung und Abfertigung ermöglicht.

Die jetzt der Stadtbücherei zur Verfügung stehenden Räume genügen für mehrere Jahre. Die Hinzugewinnung neuer Räume ist möglich, da durch Ausbau des Dachbodens, evtl. durch Aufstockung, Platz für die Unterbringung der Bücher gewonnen werden kann. Sollten auch die im Erdgeschoß befindlichen, jetzt noch von einem anderen Stadtamt belegten Zimmer durch den dringend notwendigen Neubau eines Rathauses frei werden, so bietet sich auch hier Gelegenheit für eine weitere Ausdehnung. Es könnte dann die Volksbücherei aus dem ersten Stockwerk heruntergenommen werden, außerdem würde noch genügend Raum sein für die Herrichtung einer Jugend- und Kinderlesehalle, eines Zeitungssaales und eines besonderen Vortrags- und Ausstellungsraumes. Das Büchereiwesen der Großstadt Gleiwitz (103 000 Einwohner) hat daher auch in räumlich-betrieblicher Hinsicht nunmehr eine gute Grundlage gewonnen, von der aus es sich ungestört weiterentwickeln kann. Die städtischen Körperschaften haben in anerkennenswerter Weise die junge Bücherei durch Bereitstellung der erforderlichen jährlichen Mittel nachdrücklich gefördert, so daß sie nicht allein für die Stadtbewohner selbst, sondern auch über die Stadtgrenze hinaus von Jahr zu Jahr nachhaltiger im Sinne der allgemeinen Bildungspflege, der Förderung der Heimatkunde und der Festigung des deutschen Kulturgedankens zu wirken in der Lage war. Auch auf die Entwicklung des kommunalen Büchereiwesens in anderen oberschlesischen Städten hat sie belebend und fördernd eingewirkt. H. Horstmann (Gleiwitz).

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Georg Freiherr von Ompteda.

Die folgende Besprechung von Omptedas Werken ist dahin eingeschränkt, daß sie nicht seine sämtlichen Schriften, sondern nur einen Teil derselben umfaßt und zwar wie sie der Verfasser selbst für die Auswahlausgabe seiner Werke zusammengestellt hat, die im Jahre 1923 in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, erschienen ist. Diese Ausgabe dürfte alle diejenigen Schriften enthalten, die der Verfasser für wertvoll genug hält, um auch heute noch gelesen zu werden. Hinzu treten die beiden Romane „Es ist Zeit" und „Ernst III.".

Ompteda (geboren 1863) ist der Schilderer des deutschen Adels, seiner Lebensart und Lebensauffassung. Da er selbst ein Mitglied dieser Standesschicht ist, so scheint er auch dazu berufen, ein wirklichkeitsgetreues Bild von ihr zu zeichnen. Fast alle seine Romane sind in einer Zeit geschrieben, als der Adelsstand in der sozialen Struktur des deutschen Volkes auf Grund seiner durch Generationen dem Staate geleisteten Verdienste und seiner Verwendung in ihm standesgemäß erscheinenden Berufen (Offiziere, Diplomaten, höhere Verwaltungsbeamte) eine bevorzugte und bevorrechtete Stellung einnahm und gegenüber andern Volksschichten durch einen besonderen Sittenkodex sich selbstbewußt abschloß. Der Weltkrieg und seine Folgen haben die Grundlagen seiner ehemaligen Stellung, die an der monarchischen Staatsform ihren Rückhalt hatte, auf das Stärkste erschüttert und in den Strudel der allgemeinen sozialen Umschichtung und Umwertung mit hineingezogen. Ompteda schildert somit eine wichtige Gesellschaftsschicht, wie sie in ihrer typischen Ausprägung im Wesentlichen der Vergangenheit angehört. Seinen Romanen ist daher ein besonderer kulturgeschichtlicher Wert beizumessen, der sich auch um vieles höher als der künstlerische erweist.

Die Lektüre seiner Bücher bereitet an und für sich keinem Leser Schwierigkeiten. Die Sprache ist schlicht und ungekünstelt, in der Auswahlausgabe sind zudem Fremdwörter gründlich ausgemerzt. Der Gang der Handlung ist durchweg übersichtlich und gradlinig, aber die breit ausgeführte Darstellung und das Verweilen bei Nichtigkeiten bereiten dem Leser der heutigen Zeit manche Hemmung, trotzdem in der Auswahlausgabe eine wesentliche „Verdichtung" vorgenommen ist. Die Romane hinterlassen keinen nachhaltigen tiefen Eindruck. Die Leidenschaften seiner Menschen sind in eine beherrschte zurückhaltende Form gebannt, ihre Charakterisierung bleibt zumeist am Äußerlichen allzusehr haften. Ihre Schicksale und Erlebnisse überschreiten nicht das Maß des Alltäglichen, ihr Leben entwickelt sich ohne alle innere Problematik in den fest vorgezeichneten Bahnen der Tradition, der Erziehung und Konvention ihres Standes. Trotz ihrer bevorzugten Lebensstellung sind Omptedas Adelsmenschen Durchschnittsmenschen ohne außergewöhnliche Leistungen. Der Leser findet in seinen Werken eine mehr oder weniger gute Unterhaltungsliteratur, aber kaum eine Bereicherung des Geistes und der Seele. Die in seiner „Adelsreihe" (Sylvester von Geyer — Eysen — Cäcilie von Sarryn) erklommene, immerhin beachtenswerte künstlerische Höhe, hat er in späteren Romanen nicht wieder erreicht.

Gefallen an seinen Werken werden diejenigen Leser finden, die einmal zum Adel selbst in einer persönlichen Beziehung stehen, zum andern solche Leser, die Sinn für die Fülle sozialer Lebensformen und die Vergangenheit haben. Für die Volksbüchereiarbeit ist sein Schrifttum nur in begrenztem Maße verwendbar und es bleibt im Wesentlichen mit einigen Werken auf größere Büchereien beschränkt.

Sylvester von Geyer. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt (erstmalig erschienen 1897). X, 616 S.

Der Roman will ein typisches Bild aus den Kreisen des unbemittelten Armeeadels zeichnen, dessen Angehörige seit Generationen Offiziere gewesen sind. Sylvester von Geyer, der letzte Sproß des Geschlechts, wird vom Vater, der frühzeitig seinen Abschied nehmen mußte, und somit recht eigentlich wurzellos geworden ist und unfähig, sich in andere Lebens- und Berufsmöglichkeiten hineinzufinden,

nach anfänglichem Schwanken doch dazu bestimmt, den militärischen Beruf zu ergreifen. Die Lebensbahn des jungen Geyer wird nun vor den Augen des Lesers abgerollt. Mit oftmals ermüdender Sachlichkeit werden die Schuljahre auf dem Gymnasium geschildert, auf dem der Junge nicht recht vorwärts kommt, die straffe Ausbildung in der Kadettenanstalt, der nüchterne Dienst in einem Infanterieregiment, die Beförderung zum Offizier und dessen äußerlich so glänzend erscheinendes, aber in Wirklichkeit doch so anspruchsloses Dasein, da ohne ausreichenden Zuschuß von Hause das kärgliche Gehalt die Befriedigung kostspieliger geistiger Bedürfnisse verbietet und die Erfüllung mancher gesellschaftlicher Verpflichtung unmöglich macht. — Die sehr nüchterne und referierende Art der Darstellung verlangt vom Leser wirkliche Anteilnahme.

Eysen. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt (erstmalig erschienen 1900). 506 S.

Ein an Charaktertypen farbenreiches Bild aus den Kreisen des Hochadels etwa um die Zeit 1890. Die Angehörigen des Geschlechts der Freiherrn von Eysen und Ley leben teilweise in Berlin als Mitglieder des Offizierstandes und oberster Behörden, teilweise auf alten Familiengütern in der Nachbarschaft. Ihr Zusammengehörigkeitsgefühl wird durch Familientage wachgehalten, an denen manche Mitglieder jedoch nur der Form nach teilnehmen und unter dem Drucke des Geschlechtsältesten, der die Zinsen seines großen Vermögens für die Erziehung der Eysenschen Jugend bestimmt hat. Außerhalb dieses durch die Tradition sich gebunden fühlenden Kreises stehen einige Mitglieder, die ihren Lebensweg selbständig gestaltet haben und solche, die in völliger Verleugnung der Standesvorurteile nichtstandesgemäße Berufe ergriffen haben und daher in den Augen der standesbewußten Mitglieder eine mehr oder weniger komische Rolle spielen. — Mit scharfen Strichen hat Ompteda das geistige und wirtschaftliche Milieu des Hochadels jener Zeit skizziert und auch mancherlei Auflösungs- und Zersetzungserscheinungen beleuchtet.

Cäcilie von Sarryn. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt (erstmalig erschienen 1901). 430 S.

Der Roman eines unverheiratet gebliebenen adligen Mädchens, das nach dem Tode der Mutter sich der Pflege ihres Vaters, eines pensionierten Geheimrats, widmet und nach dessen Tode die Aussicht hat, der Einsamkeit eines ärmlichen Daseins durch eine günstige Heirat zu entrinnen. Jedoch das Schicksal verwehrt ihr ein eigenes Eheglück. Nach hartem inneren Kampfe entschließt sie sich unter dem Drucke ihrer selbstsüchtigen Verwandten dazu, an ihren durch einen tödlichen Unglücksfall der Eltern beraubten Neffen und Nichten Mutterstelle zu vertreten, für deren Erziehung und Unterhalt sie auch ihre eigene spärliche Erbschaft opfert. In der Betätigung entsagungsvoller Nächstenliebe erkennt sie nach mancher Enttäuschung und Bitternis schließlich den Weg, der zu innerem Glücke und zur Sinngebung ihres Lebens führt. — Mit psychologischer Kraft und warmer Darstellungsart hat Ompteda dem heroischen Pflichtbewußtsein einer Adelsdame ein Denkmal gesetzt, dessen Vorbildlichkeit auch außerhalb dieser Standesschicht seine Berechtigung hat.

Die drei vorstehend genannten Romane, die typische Bilder vom deutschen Adel um 1900 geben, gehören zu denjenigen Büchern, die in einer großen Volksbücherei auch heute noch ihren Platz beanspruchen dürfen.

Heimat des Herzens. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt (erstmalig erschienen 1905). 255 S.

Nach den eigenen Worten des Autors, der mit französischem Wesen eng verknüpft war und Einblick hatte in das Familienleben eines anderen Volkes, ist dieser Roman gleichsam „als Niederschlag fremden französischen Wesens in der Seele eines Deutschen" geschrieben. Ein deutscher Graf und Offizier lernt in Frankreich ein Mädchen aus altfranzösischem Adel kennen und führt sie in seine norddeutsche Garnisonstadt als Gattin heim. Alsbald müssen beide erkennen, daß die Liebe die natürlichen Unterschiede der Rasse und auch die Kluft, welche durch andere Sitten, Erziehung und Lebensauffassung gezogen ist, nicht zu überbrücken vermag. Voll Sehnsucht nach ihrer sonnigen südfranzösischen Heimat kann die

Französin sich nur schwer in ihre deutsche Umwelt hineinfinden. Hinzu kommt noch ein schwerer Kummer, hervorgerufen durch den Verlust ihres kaum geborenen Kindes und den Tod ihres Vaters. Als sie darauf mit ihrem Gatten einen Urlaub in Frankreich verbringt, verliert sie auch diesen durch einen Unglücksfall. Nach seiner Bestattung in deutscher Erde kehrt sie in ihre alte Heimat zurück. — Der zwischen deutschem und französischem Wesen empfundene und betonte Gegensatz bleibt leider allzu sehr an der Oberfläche haften und erfaßt das Problem deutsch-französischen Wesens nicht in seiner Schicksalsschwere. Das Buch ist mehr ein neuer Beitrag zur Charakterisierung des deutschen Adels und Offizierstandes, deren Lebensart gegenüber der natürlichen Eleganz französischen Adels schwerfällig und nüchtern erscheint. Die gefällige Darstellungsweise, bisweilen erfüllt von billiger Sentimentalität, hilft über den offenbaren Mangel an seelischer und geistiger Verinnerlichung nicht hinweg. Für Volksbüchereien entbehrlich.

Excelsior. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt (erstmalig erschienen 1910). 312 S.

Der Roman schildert die Schönheit der Alpen und ihre ehrfurchtgebietenden Gipfel. In einem Knaben aus der Großstadt, der mit seinen Eltern zum ersten Mal in den Alpen seine Ferien verbringt, hinterläßt der Anblick des Matterhorns einen großen Eindruck, der sich bei jedem folgenden Ferienaufenthalt durch Kennenlernen neuer Bergwelten verstärkt. Der Junge entwickelt sich schrittweise zu einem hervorragenden Hochalpinisten, der immer schwierigere Gipfel bezwingt. Als Jüngling besteigt er eines Tages das Matterhorn, den Berg seiner Knabensehnsucht, findet aber beim Abstieg, als er vor Überanstrengung unbemerkt im Schneetreiben zusammenbricht und durch Hilferufe das Leben seiner ihm vorausgeeilten Freunde nicht gefährden will, den Tod des Erfrierens. — Der Roman ist in der Absicht geschrieben, die Freude an der Bergwelt und am körperstählenden Alpensport zu wecken und der Großstadtjugend als ein Gesundungsmittel gegen ihre entnervende Lebensweise zu empfehlen. Er wird bei allen Freunden der Bergwelt Interesse finden, wenn auch die Gefahr besteht, daß er durch das Aneinanderreihen von immer größeren Rekordleistungen und durch den ganz auf männliche Geschicklichkeit eingestellten Inhalt für den besinnlicheren Leser leicht ermüdend wirkt. Für größere Volksbüchereien.

Benigna. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt (erstmalig erschienen 1901). 312 S.

Dieser Roman, der ebenfalls in Adelskreisen spielt, gehört zu den schwächsten, die in der Auswahlausgabe einen Platz gefunden haben. Die Tochter eines Grafen, eines ehemaligen Diplomaten, der sich auf einem Jagdschloß in der Nähe Dresdens zur Ruhe gesetzt hat, besitzt eine 18jährige Tochter, die sich auf den ersten Blick in einen blutjungen Reiteroffizier verliebt und ihn alsbald heiratet. Nach kurzer Eheseligkeit durchschaut sie die geistige Öde ihrer Ehe, da ihr Gatte bloß auf Äußerlichkeiten und auf seine Karriere bedacht ist. Nur durch das entschlossene Dazwischentreten ihrer Schwiegermutter wird sie vor einem Ehebruch bewahrt. — Die Zeichnung der Personen ist zu oberflächlich, die Handlung zu nichtssagend, so daß dieser Roman wegen seiner allgemeinen Flachheit für die Volksbüchereiarbeit ausscheidet.

Der zweite Schuß. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt (erstmalig erschienen 1912). 238 S.

Die tragische Geschichte zweier Adelsfamilien, zwischen denen eine Abneigung besteht, seitdem die eine Familie an die andere einen Teil ihrer Güter als Spielschuld verloren hat und seit zwischen zwei Mitgliedern ein Duell stattfand, dessen wahrer Grund bis zum Schlusse der Erzählung verschleiert bleibt. Die durch eine Verlobung zwischen zwei Familienmitgliedern angebahnte Annäherung wird im letzten Augenblick durch die Weigerung der Braut, die Ehe einzugehen, wieder zunichte gemacht. Die Folge soll wiederum ein Duell sein, das aber verhindert wird, da sich sonst Vater und Sohn gegenüber gestanden hätten. Denn der Bräutigam entstammt einer ehebrecherischen Beziehung seiner Mutter zum Onkel seiner Braut. Erschüttert durch diese Enthüllung, und in dem Bewußtsein, daß sein ganzes Leben auf einer Lüge beruhe, nimmt sich der Bräutigam das Leben. —

Der die Anschauungen der Adelskreise von Ehre und Ehe behandelnde Roman mit seiner verwickelten Handlung ist als durchschnittlicher Unterhaltungsroman allenfalls für größere Volksbüchereien verwendbar.

Es ist Zeit. Tiroler Aufstand 1809. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1921. 414 S.

Ompteda schildert in diesem Roman die wachsende Erbitterung der Tiroler Bauern über die Besetzung und Drangsalierung ihres Landes, die schließlich zur Selbsthilfe greifen, um den Feind aus dem Lande zu verjagen. In Heimlichkeit und mit gerissener Bauernschlauheit werden die Vorbereitungen zum Volksaufstand getroffen und, wie aus tausend kleinen Rinnsalen die Wildbäche zusammenströmen und zum reißenden Strome anschwellen, so vereinen sich auf ein gegebenes Zeichen, als „es Zeit ist", aus Hütte und Hof und Dörfern die Scharen der Bergler und Bauern zum Massenangriff auf den Eindringling. In packenden Bildern werden die Kämpfe um den Berg Isel bei Innsbruck geschildert, die jedoch wegen der unentschlossenen Politik des Wiener Hofes ohne wirklichen Erfolg bleiben. Nachdem unter der Übermacht neuer feindlicher Truppen der Aufstand zusammengebrochen ist, wird der Haupträdelsführer und die Seele des Aufstandes, Andreas Hofer, aufgespürt und gefangen genommen. — Die reichbewegte Handlung ist anschaulich und auch spannend erzählt. Die Darstellung gewinnt durch die Nachahmung der eigenwilligen Tiroler Sprache (ohne daß jedoch Dialekt verwandt wird), an bodenständiger Ausdruckskraft. Schon für mittelgroße Büchereien geeignet.

Ernst III. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1925. 482 S.

Eine behagliche Satire auf die Herrlichkeit eines kleinen Königreiches. Seit 700 Jahren sind die Osterburger die Beherrscher des Ländchens Tillen irgendwo in Süddeutschland. Seit 1861 ist Ernst II. Regent und zur Zeit der Handlung bereits ein Greis. Sein Sohn, der Kronprinz, ein Bluter, stirbt frühzeitig an einer harmlosen Wunde. Als nun auch bald darauf der alte König die Augen schließt, wird ein Sproß aus einer Seitenlinie, der bisher eine eltern- und liebelose Jugend gehabt hat und als Rittmeister ein kärglich bescheidenes Leben führte, Thronerbe als Ernst III. Auch als solcher bleibt er im Wesen der bescheidene, kleine Rittmeister, der sich nur schwer in die repräsentative und autokratische Rolle eines Monarchen hineinfindet. In einer Reihe kleiner Skizzen schildert nun Ompteda allerlei amüsante Erlebnisse aus dem Leben des jungen Herrschers, der nach manchen Hindernissen aus Staatsräson eine Braut heimführt, mit deren Einzug zugleich Glück und Freude in das Königreich Tillen Eingang zu finden scheinen. — Der Roman ist flott erzählt und für Mußestunden eine ergötzliche Lektüre. Originell, aber zuweilen auch etwas abgeschmackt ist die symbolische Namengebung der handelnden Personen, die entsprechend ihrer Tätigkeit und Stellung satirische Bezeichnungen erhalten haben. Für reifere Leser größerer Volksbüchereien.

Ausgewählte Novellen. Traum im Süden. — Herzeloyde. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt. 238, 70, 112 S.

Die für die Auswahlausgabe ausgewählten und zu einem Bande vereinigten Novellen bilden zwar einen wesentlichen Bestandteil dieser Ausgabe, um das literarische Porträt Omptedas abzurunden, aber für die besonderen Aufgaben der Volksbücherei erscheinen sie entbehrlich. Wohl zeichnen sie sich durch eine schlagkräftige Sprache und zugespitzte Darstellungsweise aus, die den Übersetzer Maupassantscher Novellen verrät, jedoch ihrem Inhalte nach sind sie zu belanglos, vielfach auch erotisch abnorm gefärbt und ohne letzte psychologische Feinheiten. Es erübrigt sich, auf eine nähere Besprechung der 16 kleineren Skizzen einzugehen.

Eine selbständige Stellung unter ihnen nehmen die beiden größeren Novellen „Traum im Süden" (erstmalig 1902 erschienen) und „Herzeloyde" (erstmalig 1905 erschienen) ein. In der ersten Novelle versucht ein adliger Gutsbesitzer, Naturverehrer und Heidejäger eine ehemalige Jugendgespielin, die später lange Zeit in Frankreich und an der Riviera lebte, nach dem Tode ihres französischen Gatten für sich zu gewinnen. Aber allzu sehr verwöhnt durch französischen Luxus und den heiteren Himmel des Südens fühlt sie die Unmöglichkeit, sich wie-

der in die schwermütige nordische Landschaft zurückzufinden. — In „Herzeloyde" lernt ein lebenslustiger, adliger Reiteroffizier nach manchen Liebeleien ein Mädchen kennen, das einen tiefen Eindruck auf ihn macht. Trotzdem heiratet er eine andere Frau, die jedoch alsbald an einer schweren Krankheit dahinsiecht. Nach vielen Jahren begegnet er wiederum „Herzeloyde", deren Liebe zu ihm nie aufgehört hat, und heiratet sie. — Beide Novellen sind allzu sentimental und oberflächlich in der Darstellung von der Liebe Leid und Seligkeit. Sie bleiben unter dem Niveau guter Unterhaltungslektüre und sind daher für die Volksbildungsarbeit ungeeignet.

H. Horstmann (Gleiwitz).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Kreppel, Friedrich: Die Religionsphilosophie Max Schelers. München: Chr. Kaiser 1927. 83 S.

Im Ringen der Gegenwart um eine neue Weltanschauung ist Max Scheler der stärkste Vertreter einer am Katholizismus orientierten Philosophie, die er, freilich in wesentlichen Punkten von Husserl abweichend, auf dessen phänomenologische Methode stützt. Die vorliegende Schrift kritisiert Schelers Religionsphilosophie vom Standpunkte des an Kant und dem deutschen Idealismus orientierten Protestantismus und arbeitet sehr klar und scharfsinnig grundsätzliche Gegensätze des Geisteskampfes heraus, von deren Austrag die Zukunft unserer Kultur wesentlich bestimmt sein wird. Die in der Beleuchtung der Schwächen des Schelerschen Systems sehr aufschlußreiche Schrift ist nur dem philosophisch Gebildeten verständlich, sollte aber überall dort eingestellt werden, wo man Schelers Buch „Vom Ewigen im Menschen" oder seine anderen Werke besitzt, denn diese liegen auf gleicher Ebene. Will man dazu eine kritische Beurteilung Schelers vom katholischen Standpunkt (Scheler tritt zur katholischen Dogmatik in manchen Punkten in Widerspruch), so greift man am besten zu Josef Geyser: Max Schelers Phänomenologie der Religion, Freiburg 1924. W. Schuster.

Kaßner, Rudolf: Zahl und Gesicht. Nebst einer Einleitung: Der Umriß einer universalen Physiognomik. 2. veränd. Aufl. Leipzig: Insel-Verlag 1925. 245 S.

Der mit der Mathematik des Unendlichen vertraute Leser wird hoffentlich die geistvollen Ausführungen Kaßners verstehen. Ob ein solcher Leser aber auch in der Lage sein wird, all die krausen Folgerungen, die Kaßner bei der Annahme einer unendlichen, einer endlichen, einer vierdimensionalen Welt auf die Beschaffenheit des Menschen, auf die Gültigkeit der Moral u. dgl. zieht, zu unterschreiben, darf wohl bezweifelt werden. Kaßners Buch bewegt sich von Anfang bis zu Ende in Konditionalsätzen: was wäre, wenn die Welt endlich, wenn sie Zahl wäre usw.? Und seine Aussagen lauten in allen diesen Fällen genau so bestimmt wie die eines Durchschnittsmenschen über die Farbe des Laubfrosches. Ein paar Beispiele nur von der Art der Kaßnerschen Aufklärungen: Wenn der Tod nicht wäre, so würden sich die Züge und Linien unserer Hand, unseres Gesichts ganz sicher in den Bahnen der Planeten wiederfinden lassen. Das Gesicht der Engel ist Zahl. In der endlichen Welt könnten wir nur „glücklich" oder „unglücklich" sein. Indem wir eine innere Welt, eine Welt der Ideen, fordern, leugnen wir die vierte Dimension. Ließe sich ein Koordinatensystem durch den Mittelpunkt der Welt legen, dann wäre dies ganz gewiß das christliche Kreuz. Wenn die Liebe teilbar wäre, würde es nur Liebe und keinen Haß in der Welt geben. Die Mitte des Unendlichen ist in der Freiheit. — Hunderte von Goldkörnern dieser Art kann jeder, der Lust hat, sich in das Gedankenbergwerk Kaßners zu vertiefen, aus seinem Buche herausholen. Schade, daß sie in den Händen der meisten Leser Sandkörner bleiben werden — woran möglicherweise der Verfasser nicht einmal schuld ist. G. Kohfeldt (Rostock).

Saudek, Robert: Wissenschaftliche Graphologie. München: Dreimaskenverlag 1926. 347 S., 48 Taf. Geb. 12,50.

Saudek versucht hier ein wissenschaftliches System der Handschriftbeurteilung aufzustellen, das die Forschungen des Franzosen Crepieux-Jamin und vor allem von Dr. Ludwig Klages verwertet, zugleich aber den Anspruch macht, über beide hinausgewachsen zu sein. Saudek anerkennt die überragende Bedeutung von Klages für die Graphologie; umso kühner erscheint sein Unterfangen, den Meister kritisieren zu wollen. Der Versuch eines Saudekschen Systems mußte schon deshalb mißlingen, weil Saudek Klages in wesentlicher Hinsicht überhaupt nicht verstanden hat. Auch abgesehen davon mutet es einen Graphologen von Fach sonderbar an, wie dem Verfasser an zahllosen Stellen seines Buches Fehler unterlaufen, die von einem bedenklichen Mangel an graphologischem Feingefühl zeugen. Das Meiste von dem, was an seinem Buche Wert hat, stammt von Klages, ohne daß uns diese Abhängigkeit immer mit der wünschenswerten Deutlichkeit mitgeteilt würde. Vieles ist ein verwässerter, unbrauchbarer Abklatsch von Klages. Als eigenen brauchbaren Befund hat uns der Verfasser außer vereinzelten guten Bemerkungen einiges zu sagen über die Unterschiede der nationalen Alphabete; auch der Abschnitt über moderne Schreiberziehung und Schreibtechnik bietet manches Wissenswerte. Aber diese Dinge hätten sich in einem Heft von allenfalls 20 Seiten erledigen lassen, und es war nicht nötig, sie mit solcher Wichtigtuerei in die Welt zu setzen. Von besonderem Interesse sind die zahlreich beigefügten Schriftproben hervorragender Persönlichkeiten des Auslandes. — Insgesamt ist zu sagen, daß das Buch eine Anmaßung bedeutet und sein Erscheinen — noch dazu in mehreren Sprachen — besonders deshalb zu bedauern ist, weil es durch den Anschein strenger Wissenschaftlichkeit blendet und den Nichtunterrichteten irreführen muß. S. Ranitzsch (Stettin).

Scholz, Wilhelm von: Deutsche Mystiker. Berlin-Grunewald: Horenverlag 1927. 61 S. Geb. 5,—.

Das Interesse an der mittelalterlichen Mystik hält an; es besonnen zu fördern, liegt besonders dort in unserem Interesse, wo wir den Hang zu unklarem Okkultismus verspüren. Das mit den Dürerschen Bildern zur Apokalypse geschmückte Büchlein des Dichters Wilhelm von Scholz gibt unter Anführung zahlreicher Stellen aus den Meistern Eckhart, Suso und Tauler eine klare und besonnene Einführung in die mittelalterliche Mystik wie mystisches Denken und Fühlen überhaupt, sucht auch die verbindenden Linien zur Gegenwart zu ziehen und macht das Ganze reizvoll durch die Heranziehung eigener Verse an geeigneter Stelle, die paralleles Erleben in moderner Formgebung weisen. So besitzt die kleine Schrift auch für die Kenntnis des Dichters selbst Bedeutung. Für geschultere, interessierte Leser schon mittlerer Büchereien. W. Schuster.

Adler, Max: Die Aufgabe der Jugend in unserer Zeit. (= Jungsozialistische Schriftenreihe.) Berlin: Laub 1927. 41 S. Brosch. 0,85.

Adlers temperamentvolle Reden fordern die Jugend auf, sich die Aufgabe der nächsten Zukunft: „Klassenbefreiung des Proletariats" bewußt zu machen und sich in den Dienst dieser Aufgabe zu stellen. Als Gelegenheitsreden auf Jugendtagen gehalten, dienen sie weniger der Erkenntnis als der Festigung sozialistischer Gesinnung. Für die Volksbücherei kommt das Heft so weniger in Frage, aber als erste Vorlage ist es Arbeitsgemeinschaften sehr zu empfehlen. R. Joerden (Stettin).

Oberhagemann, E.: Jugendpflege und Film. Dortmund: Ruhfus 1925. (Bücherei für Jugendpflege. Hrsg. von R. Frankenberg und H. Benser. Heft 4.) 44 S. Kart. 1,80.

Die kleine Schrift richtet sich im wesentlichen an die in der Jugendpflege ländlicher Kreise und kleiner Städte Tätigen. Sie wirbt für die Verwendung des Lichtsbildes, insbesondere des guten Spiel- und Lehrfilms als wertvolles pädagogisches Hilfsmittel der Jugendpflege. Während der praktische Teil anschaulich

die technischen und organisatorischen Voraussetzungen zeigt und gute Hinweise auch für die Arbeit unter ungünstigen Verhältnissen gibt, ist der ihm vorangehende theoretische Teil ziemlich farblos und dürftig. Der Verfasser berührt fast ausschließlich moralische Probleme, die Zusammenhänge des Films mit dem Zeitgeist und die besonderen ästhetischen Fragen werden dagegen kaum gestreift. Für eine etwaige 2. Auflage ist eine entsprechende Ergänzung dieses Abschnitts, sowie eine Erweiterung des Literaturverzeichnisses (s. Besprechungen in „Bücherei und Bildungspflege" und im „Bildwart") wünschenswert. — Schon für kleinere Büchereien als Einführung. C. Wormann (Berlin).

Riekel, August: Vom Wesen der Erziehung. Untersuchungen über die Problematik des Erziehungsbegriffes. Braunschweig: Westermann 1927. 227 S.

Riekels Buch ist ein Beitrag zur Begründung der Pädagogik als autonomer Wissenschaft. Um ihr wissenschaftliches Eigenrecht zu erlangen, soll sich die Pädagogik, nach Herbarts Wort, auf ihre „einheimischen Begriffe" besinnen; und wie die moderne philosophische Pädagogik überhaupt sieht der Verfasser diese eigentümlich pädagogische Begriffswelt in dem Zusammenhang der unabhängig von aller geschichtlichen Abwandlung in der Erziehungswirklichkeit wesensmäßig enthaltenen Momente: Bildung, Bildsamkeit, Erzieher u. a. Das vorliegende Buch gibt aber mehr Anregungen als Antworten auf die gestellten Fragen, und so kommt es eher für reine Studienbüchereien als für große Volksbüchereien in Frage. R. Joerden (Stettin).

Scheler, Max: Die Formen des Wissens und die Bildung. Bonn: Cohen 1925. 48 S. Brosch. 2,50.

Ausgehend von der Forderung der „Freiheit zur Bildung" untersucht Scheler in seinem schönen Vortrage das Wesen der Bildung, den Prozeß der Bildung und das Verhältnis der Bildung zu den verschiedenen Formen des Wissens. Bildung, „eine Kategorie des Seins, nicht des Wissens und Erlebens", ist ihm die zweckfreie Gestaltung der Wesensstruktur der ganzen Welt im Individuum, so daß dem subjektiven Gebildetsein jedesmal objektiv ein „Mikrokosmos", eine „Bildungswelt" entspricht. Wesentlich für das Werden der Bildung ist, daß es nicht willentlich gemacht werden kann, sondern „sich ereignet"; die Vorbilder der großen Menschen können nur „Bildungsreize" sein. In der Rangordnung der Formen des Wissens nimmt die Bildung die mittlere Stufe ein, indem das auf Beherrschung der Welt gerichtete „Leistungswissen" doch schließlich nur der Formung der Persönlichkeit dienen darf, und indem das „Bildungswissen" noch überbaut wird vom „Erlösungswissen", das aus der religiösen Besinnung gewonnen ist. — Man vermißt in der sonst so klärenden Arbeit ein Eingehen auf die Frage der nationalen Bildungseinheit. Die Schlußbemerkung, daß heute die „Weltstunde" gekommen sei, in der die Synthese der bisher immer nur einseitig ausgebildeten Wissensformen (Indien — Erlösungswissen; Griechenland, China — Bildungswissen; neuzeitliches Abendland — Leistungswissen), vollzogen werde, gibt darauf keine genügende Antwort.

R. Joerden (Stettin).

Stern, Erich: Jugendpflege, Jugendbewegung, Jugendfürsorge. Dortmund: Ruhfus 1925. (Bücherei für Jugendpflege. Hrsg. von R. Frankenberg und H. Benfer. Heft 1.) 94 S. Kart. 3,60.

Das Buch enthält vier bereits früher veröffentlichte Aufsätze in zum Teil erweiterter Form. Der wichtigste Aufsatz hat auch dem Buch den Titel gegeben. Er vermittelt einen guten Überblick über die Gebiete der Jugendwohlfahrt, über Aufgaben und Einrichtungen wie über die allgemeinen politischen, sozialen, kulturellen und die besonderen pädagogischen und psychologischen Grundlagen. Sehr reichhaltige Literaturnachweise, die allerdings für eine Einführungsschrift zu stark mit Werken von nur noch historischer Bedeutung belastet sind, geben die Möglichkeit zur Vertiefung der kurzen Übersichten. Zu wenig berücksich-

tigt ist in der Darstellung die fürsorgerische Gesetzgebung, vor allem das Reichsgesetz für Jugendwohlfahrt und das Reichsjugendgerichtsgesetz; hier weist auch die entsprechende Literaturanmerkung Lücken auf, so fehlt z. B. die wichtigste kommentierte Ausgabe des Reichsgesetzes für Jugendwohlfahrt von Friedeberg und Polligkeit. — Der zweite Aufsatz „Über Lebensverhältnisse und Interessenkreis der gewerblichen Lehrlinge einer Mittelstadt" ist nicht nur für den Pädagogen, sondern auch für den Volksbibliothekar wertvoll, weil er aufschlußreiche Berichte über die Lektüre und die Bildung der Berufsschüler vermittelt. Der dritte Aufsatz „Die besonderen Schwierigkeiten der Berufsschule" und der vierte Aufsatz „Berufsauslese und Berufsberatung" sind als Einführung in die betreffenden Gebiete für weite Kreise nützlich. Der Volksbibliothekar wird in allen Aufsätzen ein Eingehen auf die besonderen Aufgaben der Volksbüchereien im Rahmen der geistigen Jugendpflege vermissen. — Schon für mittlere Büchereien.

C. Wormann (Berlin).

Nattermann, Johannes: Adolf Kolping als Sozialpädagoge und seine Bedeutung für die Gegenwart. Leipzig: Meiner 1925. 241 S. Brosch. 5,—. Geb. 6,50.

Darstellung der sozialpädagogischen Anschauungen Kolpings, des Begründers der katholischen Gesellenvereine. Das Buch hätte sehr interessant werden können, wenn es die Parallelität Kolpings und der Reformbewegungen, die zu gleicher Zeit und mit ganz ähnlichen Zielen ans Werk gingen (Wichern!), beachtet hätte. So ist das Buch, trotz der reichlichen Zitierung verschiedenartigster Autoren, etwas langweilig, und die Volksbücherei, auch mit vorwiegend katholischer Leserschaft, wird es kaum einstellen. R. Joerden (Stettin).

Führer durch die Handbücherei des Lesesaals der Stettiner Stadtbücherei. Stettin: Stadtbücherei 1926. 32 S. 0,20.

Der Grund für den schlechten Besuch der Lesesäle vieler Volksbüchereien liegt m. E. darin, daß der Leser nicht weiß, welche Bücher im Lesezimmer vorhanden sind. Wer einmal die Spalten „Briefkasten" in den Tageszeitungen durchsieht, wird finden, daß auf mindestens 50% der dort gestellten Fragen irgendein in der öffentlichen Lesehalle aufgestelltes Nachschlagewerk Auskunft gibt. Doch da gewöhnlich besondere Lesesaal-Bücherverzeichnisse fehlen, kann der Besucher nur schwer eine Übersicht über die aufgestellten Bände erlangen und erfährt darum nichts von ihrem Vorhandensein. Um diesen Übelstand zu beseitigen, hat die Stadtbücherei Stettin für ihre Leser den vorliegenden Führer herausgegeben, der die nach einzelnen Wissensgebieten aufgestellte Handbücherei des Stettiner Lesesaales von rund 2900 Bänden gleichfalls nach Wissensgebieten geordnet darlegt. — Sehr vorteilhaft erscheint mir die sonst in Lesezimmern nur selten zu findende Abteilung einer Reisebücherei. Jeder Bibliothekar weiß, daß gerade die Reiseführer viel verlangt und meist erst nach mehreren Wochen zurückgegeben werden. Selbst beim Vorhandensein von Mehrexemplaren müssen dann — besonders in den Sommermonaten — viele Leser lange warten oder auf die Benutzung der gewünschten Literatur verzichten. Befindet sich aber neben den im Magazin stehenden Werken dieser Art auch noch eine Reisebücherei im Lesesaal, deren Bände nicht mit nach Hause genommen werden dürfen, dann hat jeder die Möglichkeit, sich über den geplanten Weg zu orientieren oder bei noch unbestimmten Reiseplänen mit Hilfe der zahlreich vorhandenen Führer, Abbildungswerke, landeskundlichen Einzelschriften usw. ein Reiseziel zu finden. — Es ist leicht, an Hand dieses Führers die Bestände einer Lesesaalbücherei zu erweitern und zu ordnen.

W. Klein (Essen).

Länder, Ferne. Reisen und Abenteuer. Eine besprechende Auswahlliste der Stettiner Volksbücherei. 2 Tle. Stettin: Volksbücherei 1926/27. 79 u. 143 S. 1,—

Nachdem bereits im vergangenen Jahre die Stadtbücherei Stettin die erste Hälfte eines Besprechungskataloges „Ferne Länder" mit den Abteilungen „Weltreisen, Polarreisen, Im hohen Norden, Afrika, Australien und die Südseeinseln"

herausgegeben hatte, ist jetzt auch die doppelt so starke 2. Hälfte mit der Asien- und Amerikaliteratur und den Nachträgen zu den Abteilungen des ersten Teiles erschienen. — Wenn auch der Katalog nur eine Auswahl unserer Reiseliteratur geben soll, so sind doch unter den 700 Besprechungen alle wichtigeren bis 1926 in deutscher Sprache und als deutsche Übersetzungen erschienenen Werke dieser Art zu finden. Neben der oben angeführten Einteilung nach geographischen Gebieten ist die Literatur auch noch „durch hinter den Preisangaben stehende Sternchen jeweils in vier annähernd gleiche Teile gefaßt, die eine gewisse Rangordnung der Anschaffung, aber nicht des literarischen oder wissenschaftlichen Wertes der Bücher darstellen". Diese „Rangordnung" soll dem Büchereileiter bei der Zusammenstellung des Bücherbestandes die Auswahl erleichtern, während der Leser „nur aus den Besprechungen selbst Fingerzeige für die richtige Auswahl seines Lesestoffes entnehmen kann". — Da der Katalog in jeder Ausleihe verwendet werden kann, wenn die in den einzelnen Büchereien geführten Signaturen hinzugeschrieben werden, und da ferner außer den Ausleihebeamten auch die Leser selbst das Verzeichnis benutzen sollen, empfiehlt sich für größere Betriebe, soweit sie nicht einen Nachdruck durch Vermittelung der Stettiner Stadtbücherei vorziehen, die Anschaffung mehrerer Exemplare. Mindestens ein Stück sollte aber auch die kleinste Bücherei einstellen. W. Klein (Essen).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Aron, Erich: Hölderlin. Der ewige und der deutsche Jüngling. München: Hain-Verlag 1924. 81 S. Hlw. 4,—.

Der Verfasser entstammt dem Stefan-George-Kreis und versucht gemäß der dort geübten Methode, die Persönlichkeit Hölderlins zu erschließen, nicht durch eine Deutung und Erklärung der einzelnen Phasen seines Lebens und seines Werkes, sondern durch eine Zusammenschau der Einzelheiten zu einem Gesamtbilde. Hölderlins Erscheinungsform wird zum Mythus ver-dichtet. Er soll verstanden werden als „der ewige und der deutsche Jüngling", sein Schicksal soll zureichend erklärt sein, wenn man es als das eines Jünglings versteht, dem die Erreichung der nächsten Stufe, des Mannesalters, unmöglich war und der darum, nachdem er seine Mission erfüllt, sein Lied ausgesungen hat, von gnädigen Göttern in selige Entrückung versetzt wird. Und aus diesem Schicksale wird seine Bedeutung wie seine Wirkung erklärt, daher wird die Verpflichtung der Nachwelt gegenüber diesem „heiligen Seher" geleitet. — Nun hat eine solche Deutung von einem Blickpunkt her gewiß manches für sich, mancher kühne, treffende Gedanke überrascht, manches neue Licht fällt auf den Dichter, aber gerade im Vergleich mit anderen Werken wird man sagen müssen: diese Deutung ist sicher allein nicht zureichend: das Phänomen Hölderlin umspannt viel mehr, als daß es durch eine Formel gedeutet werden könnte. Darin liegt die Begrenzung dieses Buches, das man als Beitrag zur Hölderlinliteratur gerne nennt, das aber sich nicht anheischig machen kann, das letzte Wort über Hölderlin gesagt zu haben.

K. Schulz (Stettin).

Berwin, Beate: Friedrich Hölderlin. Mit Abb. Stuttgart: Union o. J. 187 S. Lw. 4,—.

Einen selbständigen wissenschaftlichen Wert (besonders etwa im Vergleich mit den Werken von Pigenot und Obenauer) wird dies Buch nicht beanspruchen können. Es begnügt sich im allgemeinen damit, gut und mit philosophischer Emsigkeit ausgewählte Stellen aus Hölderlins Werken zu sinngemäßen Abschnitten („Die Götter", „Griechenland", „Vergänglichkeit", „Diotima" usw.) zusammenzustellen. Das zur Verbindung dieser Auszüge gesagt wird, zeugt von der Kunst der Verfasserin, sich in einen so schwierigen Dichter wie Hölderlin einzulesen, und ihrer Fähigkeit zu formen und zu kombinieren. Ein kurzes Lebensbild geht dem Ganzen voran. Das Buch führt nicht in Hölderlin hinein, aber an ihn heran, und es ist gerade darum für die Volksbücherei vor den oben genannten schwierigeren Werken einzustellen. K. Schulz (Stettin).

Obenauer, Karl Justus: Hölderlin — Novalis. Gesammelte Studien. Jena: Diederichs 1925. 290 S. Brosch. 6,—.

Als „Studie zum nachgoethischen Menschen" bezeichnet Obenauer, dessen bedeutendes Nietzsche-Buch in der B. u. B. (Jg. 1927, S. 126) schon besprochen wurde, das vorliegende Werk. Es behandelt die beiden großen religiösen Dichter jener Zeit, die gerade in der Gegenwart wieder lebendig werden. Obenauers Methode ist ähnlich wie Pigenots Hölderlin-Behandlung: auch er verzichtet auf eine philologisch-schulmeisterliche Deutung, sucht vielmehr den Dichter aus seiner metaphysischen Bedingtheit zu erfassen. So hat er gerade Hölderlin aus seiner Beziehung zur Natur her gedeutet, hat gezeigt, wie sein Wesen nicht romantische Sehnsucht ist, sondern der Wille zur Hingabe, zum Opfer an die Natur, an die vergessenen „Götter" dieser Natur, und wie aus dieser Opferbereitschaft seine Größe und seine Tragik erwächst. Das schönste an diesem Teil ist wohl das Kapitel, in dem Obenauer in wundervoller Antithese Hölderlins Art abgrenzt von der Goethes, bei dem der Wille sich zu bewahren ebenso groß war wie bei jenem der Wille sich zu verlieren. Im Gegensatz zu Hölderlin ist Novalis als der spezifisch romantische Geist gezeigt, bei dem alles hervorgeht aus seiner „magischen Anschauung", die alles vom Ich und seinen Entwicklungen, nichts von der Welt erwartet. Hier ist Obenauer besonders auf Novalis' Verhältnis zum Geisterreich („Hymnen an die Nacht") und seine mystische Todessehnsucht eingegangen. Das Buch ist nicht nur ein bedeutender Beitrag zum Verständnis der beiden Dichter, sondern überdies ein wertvoller Beitrag zur Geistesgeschichte der Romantik, den man in Studien- wie in großen Volksbüchereien sehr gerne einstellen wird. K. Schulz (Stettin).

Pigenot, Ludwig von: Hölderlin. Das Wesen und die Schau. Ein Versuch. München: Hugo Bruckmann 1923. 164 S. Geb. etwa 3,60.

Ludwig von Pigenots Buch wird immer zu den wesentlichen Veröffentlichungen über Hölderlin gerechnet werden müssen. Es verzichtet von vornherein gegenüber diesem vielleicht von allen deutschen Dichtern am meisten Gottrunkenen auf jede rationale Deutungsmethode. Pigenot weiß, daß ein solcher Dichter, Seher, Prophet nur zu verstehen ist im Zusammenhang mit dem Weltgrund, mit der Gottheit, die ihn begeistert. Und hieraus entwickelt er nun die für Hölderlin so wesentlichen Ideen des Universums und des Individuums (der Gottheit und des Helden), er zeigt ihn als den Künder, der aus einer Zeit der Entgottung und Entseelung zurückweist zu den alten Göttern oder (was für ihn dasselbe bedeutet) zur Natur. Von hier aus versteht er Hölderlins Hellenentum, das viel weniger „Griechensehnsucht" als „Griechentraum" gewesen sei, das nicht, wie man etwa im Vergleich mit Goethes Griechentum geglaubt hat, auf die klassische Form (Homer, Euripides) gegangen ist, sondern viel mehr auf die Totalität des Griechentums, auf das Apollinische und Dionysische, vor allem aber auf die Welt Pindars, des von Goethe kaum verstandenen zu tiefst hellenischen Sängers. Und Pigenot zeigt, wie aus derselben Quelle Hölderlins Deutschlandglaube fließt, weil für ihn eben nach Hellas Deutschland das Land ist, das Träger sein darf des Gottesgedankens, der die Menschheit durchglüht. Die Kunst und das Feingefühl, womit Pigenot diese Deutung unternimmt, sein weitschauender Blick über Hellas und seine Epoche nötigen zu tiefster Bewunderung, man wird dankbar begrüßen, daß nach einer Zeit rein literarischer oder gar philologischer Deutungsversuche sich eine neue Kunst, den Dichter zu sehen und zu verstehen, entwickelt. Man wird für das Buch, das sehr warm empfohlen sei, allerdings nur in großen Büchereien Leser finden.

K. Schulz (Stettin).

Bie, Oskar: Franz Schubert. Sein Leben und sein Werk. Mit 11 Taf. Berlin: Ullstein 1925. 161 S. Geb. 6,—.

In den sechs Kapiteln dieses Buches spricht Bie vom Leben und vor allem von der Musik des frühvollendeten Wiener Meisters Franz Schubert mit einer solchen inneren Wärme, daß er auch den Leser für seinen Stoff erwärmt. Er

schreibt, „wie ein Amateur über Gegenstände, die er liebt, nicht wie ein Wissenschaftler über Details, die er erforscht hat". Einige Werke unterstreicht er besonders, aus anderen wieder pflückt er nur die Schönheiten heraus, allen aber sucht er gerecht zu werden; so wandelt er mit dem Leser nicht nur durch Klaviermusik und Lied, sondern auch durch Kammermusik, Symphonien und Chöre, sowie durch Messen und Opern, wobei die Darstellung unterstützt wird durch zahlreiche längere Notenbeispiele und bezeichnende Bilder, von denen besonders die Schwindschen Zeichnungen aus dem Schubertschen Freundeskreis zu nennen sind. Keine gelehrten Phrasen macht Bie in diesem Buch; vielmehr will er so sprechen, wie Schubert komponiert hat, ganz einfach und herzlich. Das Buch ist durchaus geeignet, als Führer in die musikalische Welt Schuberts zu dienen. Jede Bücherei mit musikalischen Lesern sollte es einstellen.

W. Eggebrecht (Stettin).

Chesterton, G. K.: Bernard Shaw. Wien: Phaidon-Verlag 1925. 240 S.

Für einen so mißdeutbaren Schriftsteller wie den vielseitig schillernden Shaw ist eine im wahren Sinne „bedeutende", noch dazu von Dichter- und Landsmannshand stammende Beurteilung von unschätzbarem Werte, da die eigenen Werke bei ihm, anders wie bei einem Strindberg, nicht genügen, um zum Verständnis zu gelangen. Demgegenüber will es m. E. wenig besagen, wenn man als Deutscher manches Urteil des Engländers ablehnt, denn immer ist, wie bei dem Objekt der Untersuchung, die Meinung des Subjekts anregend, oft sogar im Stil, soweit man das nach einer, nicht einmal stets einwandfreien Übersetzung behaupten kann. Eine Bücherei, die überhaupt Shaw einstellt, sollte auch den Chesterton ihren Lesern mit in die Hand geben.

O. Tacke (Stettin).

Engelke, Gerrit: Briefe der Liebe. München-Gladbach: Orplid-Verlag 1926. 160 S. Brosch. 2,40. Geb. 3,60.

Ob J. Kneip mit der Herausgabe dieser Briefe an eine sehr geliebte Frau, die vermutlich noch lebt, im Sinne seines kriegsgefallenen Freundes gehandelt hat, erscheint bei dem Charakter dieser Briefe immerhin zweifelhaft. Darum gerät man auch beim Lesen des schmalen Bändchens in starken Zwiespalt zwischen ehrlicher Freude an diesen dichterisch schönen Bekenntnissen einer reifen und innigen Liebe und dem peinlichen Gefühl, eine unverzeihliche Indiskretion begangen zu haben. Da es nun aber geschehen ist: Von den beiden Persönlichkeiten, die sich in diesen Briefen offenbaren, erscheint die des Dichters in ungleich größerer Reife und Vollendung als die der einige Jahre älteren Frau, ja, man legt das Buch mit dem Eindruck beiseite, — „wen die Götter lieben..." — als habe das Schicksal es besonders gut mit ihm gemeint, als es ihn mitten auf der Höhe seines Lebensgefühls — trotz Krieg und Schützengraben — hinwegnahm, bevor er in der Alltäglichkeit einer Ehe mit der Mutter zweier Kinder, die nicht die seinen waren, Stück für Stück seiner großen schenkenden Liebe zerstört sehen mußte. — Dem norddeutschen Leser wird es zunächst schwer fallen, über „alles slawisch allzu Weiche", sein mütterliches Erbteil, hinwegzukommen. Im übrigen eignet sich der auch äußerlich ansprechende Band für alle diejenigen, denen man genug Zartgefühl den Offenbarungen des Dichters gegenüber zutrauen kann. Für große und mittlere Büchereien.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Figner, Wera: Nacht über Rußland. Lebenserinnerungen. Berlin: Malik-Verlag 1926. 416 S. Lw. 7,—.

Wera Figners Leben bedeutet ein Stück russische Geschichte. Als sie 1875 23jährig aus der Schweiz, wo sie wie viele andere Russen die revolutionären Ideen des Westens kennen gelernt und sich zu eigen gemacht hat, nach Rußland zurückkehrt, werden dort die ersten politischen Prozesse geführt. Sie geht zuerst aufs Land, um den Bauern ärztliche Hilfe zu bringen und sie durch friedliche Bildungsarbeit für die kommende Revolution reif zu machen. Als ihr Ver-

bannung nach Sibirien droht, schließt sie sich in Petersburg dem radikalen terroristischen Flügel der revolutionären Partei „Land und Freiheit" an, ist aktiv und organisatorisch an mehreren Attentaten beteiligt, so an dem geglückten gegen Alexander II., und während ihre Genossen hingerichtet oder zu Zwangsarbeit verurteilt werden, gelingt es ihr, eine zeitlang der Polizei zu entgehen und mit beispielloser Entschlossenheit die Reste der Partei zusammenzuhalten. 1882 wird sie verraten, zum Tode verurteilt und zu lebenslänglichem Kerker begnadigt. Und nun beginnt die Schreckenszeit der Einzelhaft in der Schlüsselburg, deren Gewölbe wiederhallen vom „Klopfen", vom Husten der Lungenkranken und den Schreien der wahnsinnig Werdenden — eine wahre Hölle. Als Wera Figner 1904 amnestiert wird, steht sie fremd einer neuen Zeit gegenüber, einer neuen Generation von Revolutionären mit ihren neuen Zielen und ihren neuen, die alte Taktik verwerfenden Methoden. Die erste russische Revolution ist vor der Tür. — Man kann sich zur politischen Auffassung der Terroristen stellen wie man will, abgesehen davon, daß die damaligen russischen Zustände der beste Boden für solch gewaltsame Aktionen waren, nötigt die jeden Eigennutzes bare Gesinnung, die heldenhafte Aufopferungsfähigkeit dieser Frau zur Bewunderung. Wenn man diesen Menschen nicht lieben kann, achten muß man ihn. Übrigens zeigt sich auch häufig genug in den Briefen die „andere Seele", wie etwa auch Rosa Luxenburg in ihren „Briefen aus dem Gefängnis" offenbarte, daß die Liebe die Grundlage ihrer politischen Haltung war. — Vorliegende Ausgabe ist eine wenig gekürzte Übersetzung des russischen Originals; der Bearbeiter hätte Wiederholungen noch rigoroser streichen können. Für städtische Büchereien.

R. Joerden (Stettin).

Gurlitt, Cornelius: August der Starke. Ein Fürstenleben aus der Zeit des deutschen Barock. Sibyllen-Verlag 1924. Bd 1 416, Bd 2 859 S. 21,—.

Mit Friedrich dem Großen und seiner Schwester Wilhelmine, die angeblich nach der Hand des sächsischen Kurfürsten strebte, glaubt man berechtigt zu sein, August den Starken von Sachsen als den Typus eines verschwenderischen und sittenlosen Fürsten anzusehen. War er das? War er nicht vielmehr ein Kind seiner Zeit und der ihn umgebenden Verhältnisse? Der Geschichtschreiber der Kunst des Barock, C. Gurlitt, unternimmt es in vorliegendem Werke, die oben gestellte Frage zu beantworten und, ohne die Fehler seines Helden irgendwie beschönigen zu wollen, legt er dar, daß die ganzen Zeitverhältnisse an dem Leben Augusts mit schuld waren, ja ein solches geradezu verlangten. Um es gleich hier zu sagen: Der Beweis ist dem Verfasser, abgesehen von einigen Unrichtigkeiten und Mängeln, die er selbst zugibt, im großen und ganzen gelungen. „Das Buch will von den Beziehungen eines deutschen Barockfürsten zu den geistigen und wirtschaftlichen Verhältnissen seines Landes berichten. Es will weder eine Lebensbeschreibung noch Landesgeschichte geben." Dies das Programm. In eingehender und ausführlicher Weise wird das Sachsen der Barockzeit geschildert und dargetan, wie vom Fürsten ein belebender Hauch ausging auf Handel und Industrie, wie auf seine Initiative hin die Ein- und Ausfuhr gehoben, mit starker Hand für Ruhe und Ordnung im Lande gesorgt wurde, so daß der auswärtige Handel Sachsen als Durchgangs- und Umschlagsplatz benützte. Diesem Umstande verdankt vor allem Leipzig sein Emporkommen und seine Bedeutung im internationalen Handel. Der Steuerdruck war groß, aber das Geld kam wieder unter das eigene Volk; denn soweit möglich mußte alles im Lande hergestellt, nichts sollte vom Ausland bezogen werden. Ganz richtig bemerkt hier Gurlitt: Das Ganze sei nicht das Tun eines vergnügungssüchtigen Despoten, sondern das eines um sein Land besorgten Fürsten. Daß das Land, wie man nach allem annehmen möchte, nicht darniederlag, das beweisen Verordnungen gegen Kleiderpracht und andere Dinge, die auf eine gewisse Wohlhabenheit schließen lassen. Was nun August und seine Mätressen betrifft, so sei zugegeben, daß Hofklatsch, Verdächtigung, Streben nach Macht u. a. eine gewisse Rolle spielten und die Sache über Gebühr aufbauschten. Aber wegdisputieren kann und will Gurlitt diesen sittlichen Defekt nicht, wenn er auch mit Recht verlangt, daß alles vom Zeitgeiste aus be-

urteilt werden müsse. Der größte Vorwurf, Volksgut verschleudert und ehrgeizigen Zwecken geopfert zu haben, wird August aus seinem polnischen Abenteuer gemacht. Hier, sagt Gurlitt, haben wir es mit keinem ehrgeizigen Abenteuer, sondern mit einer deutschen Tat zu tun. In Polen galt es einmal, den wachsenden französischen Einfluß zurückzudämmen — man denke an die Gegenwart — andrerseits das Deutschtum im Osten zu stärken. Eine Sache des ganzen deutschen Volkes hätte die Wahl des sächsischen Kurfürsten zum König von Polen sein sollen; daß sie es nicht wurde, daran war schuld die Uneinigkeit und, wenn man es so nennen will, der Brotneid der deutschen Fürsten. — Ein packendes Bild der Barockzeit in einem deutschen Lande zieht, dargestellt in fesselnder Sprache, an uns vorüber. Man muß dem Verfasser dafür Dank wissen. Möchte sein Wunsch, sein Werk möge zu neuen Forschungen anregen, in Erfüllung gehen, dann könnte manches Dunkel aufgehellt werden. Selbstverständlich setzt die Lektüre des Werkes geschichtlich vorgebildete Leser voraus. Nicht versäumt soll werden, auf die glänzende Ausstattung hinzuweisen, sowohl was Papier und Druck als auch das Bildermaterial betrifft. S. Höpfl (München).

Harich, Walther: Jean Paul. Leipzig: Haessel 1925. 864 S. Geb. 18,50.

Jean Paul. Ein Lebensroman in Briefen. Mit geschichtlichen Verbindungen von Ernst Hartung. Ebenhausen bei München: Langewiesche-Brandt 1925. 480 S. Kart. 4,—, Lw. 6,—.

Der bekannte Biograph E. T. A. Hoffmanns sucht in diesem umfangreichen Werk vor allem auf Grund der Forschungen von Eduard Berend die Gestalt Jean Pauls, die wir bisher nur im Rahmen ihrer zeitlichen Bedingtheit zu sehen gewohnt waren, für die Gegenwart lebendig zu machen. Ausgehend von den satirischen Schriften der ersten rationalistischen Schaffensperiode widmet er besonders den großen Romanen und den humoristischen und idyllischen Dichtungen der Reifezeit sowie den philosophischen und politischen Schriften eingehende Betrachtung im Rahmen der Lebensschicksale des Dichters. Glänzend gelungen sind Harich die eingehenden Inhaltsanalysen der Werke, die sogar im Stil den Werken Jean Pauls glücklich nahe kommen. „Zur Lektüre Jean Pauls hinzuleiten, durch die Fülle seines Schaffens einige Richtwege festzulegen", ist das Ziel des jedem ernstlich literarisch interessierten Leser zugänglichen Buches. Größere Büchereien sollten jedenfalls seine Einstellung reiflich erwägen, zumal das Buch auch schon als bloße Biographie reizvoll zu lesen ist.

Im Gegensatz zu dem Buche Harichs will Hartung in seinem Lebensroman keine Analyse der Werke Jean Pauls geben, sondern vielmehr von der Persönlichkeit und dem Schicksal des Dichters her zur Beschäftigung mit seinen Büchern anregen. Hier sind fast nur persönliche Äußerungen des Dichters gesammelt und durch Briefe an ihn und Äußerungen über ihn ergänzt worden, denen der Herausgeber den Rahmen und die verbindenden Zwischenglieder hinzugefügt hat. So ist ein Werk entstanden, das das Wesentliche aus den von Eduard Berend herausgegebenen Büchern über Jean Pauls Persönlichkeit und aus der großen noch nicht abgeschlossenen Ausgabe der Briefe des Dichters enthält, außerdem aber viel weiteren Kreisen zugänglich ist. Dieses Buch kann man wie einen Roman lesen, schon mittleren Büchereien sei die Einstellung empfohlen.

W. Eggebrecht (Stettin).

Kaulitz-Niedeck, R.: Das Dichtergrab auf Ösel. Ein Buch für Freunde und Verehrer von Walter Flex. Mit einem Feldpostbrief von Walter Flex. Als Anh.: Deutsche Soldatengräber auf Ösel. Heilbronn: Salzer 1926. 2 Taf., 87 S.

Nach einigen warmen Einleitungsworten und einem bis jetzt noch nicht veröffentlichten Feldpostbrief von Walter Flex beschreibt die Verfasserin die ferne einsame Insel und die Grabstätte des Dichters. Den Schluß bildet ein Ver-

zeichnis der anderen deutschen Soldatengräber auf Ösel. Eine willkommene, biographisch wertvolle Gabe für die vielen Freunde von Walter Flex.

Margarete Schmeer (München).

Maync, Harry: Conrad Ferdinand Meyer und sein Werk. Frauenfeld: Huber & Co. 1925. XVI, 434 S. 12,—.

In der sehr umfangreichen C. F. Meyer-Literatur wird Maynes Buch wohl noch lange einen hervorragenden Platz einnehmen. Nicht weil es besondere neue Forschungsergebnisse zu bieten hätte. Sein Wert liegt vielmehr darin, daß der Verfasser infolge seiner langjährigen Vertrautheit mit der Persönlichkeit und dem Werk des Schweizer Dichters mehr als andere imstande ist, in dies eigenartige Kunst-Wollen und -Schaffen einzuführen. Die knappe Biographie sowohl wie die Erläuterungen der einzelnen Meyerschen Dichtungen bringen den Leser wirklich nahe an die Entstehungsgründe dieses Lebens und dieser Dichtungswelt heran. Denn trotz seiner lebhaften Verbundenheit gerade mit der eigenartigen Kunst Meyers hat sich sein Biograph doch so viel Unbefangenheit bewahrt, daß er auch an ihren Schwächen nicht blind und schweigend vorübergeht und daß er so den Verehrern des Dichters wie denen, die mit geringerer Begeisterung an seine zurückhaltend-kühle und form-vornehme Kunst herangehen, als zuverlässiger Führer gelten kann. G. Kohfeldt (Rostock).

Schlözer, Kurd von: Amerikanische Briefe. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. XVIII, 179 S. Lw. 6,50.

Schlözer war Bismarcks Bevollmächtigter und Gesandter bei verschiedenen europäischen und außereuropäischen Staaten. Seine Briefe sind sehr aufschlußreich für die Bismarcksche Politik, zeigen ihre Schnelligkeit im Handeln und die Sicherheit, mit der sie sich die Achtung der Welt zu erobern verstand. Dabei sind sie geistvoll geschrieben, von einem Menschen, der Augen hatte für die Schönheiten der Welt und die Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere, der sich überall in der Welt, wohin er kam, Freunde zu erwerben wußte. — Vorliegende Sammlung faßt die schon früher herausgegebenen Briefe des Bevollmächtigten bei der Republik Mexiko bald nach der Hinrichtung des Kaisers Maximilian zusammen mit denen des Gesandten in Washington 1871—1881. Für größere Büchereien. R. Joerden (Stettin).

Das Hermann Stehr-Buch. Eine Auswahl aus seinen weltanschaulichen Dichtungen und Gesprächen. Mit 15 Bildbeigaben. Berlin-Grunewald: Horen-Verlag 1927. 168 S. Geb. 5,—.

Hermann Stehr, die Geschichte eines Lebens und seines Werkes. Hrsg. von Willibald Köhler. Schweidnitz: Heege 1927. (Die schlesischen Bücher. Bd 8.) 152 S. Brosch. 2,—, geb. 3,—.

Hermann Stehr, sein Werk und seine Welt. Hrsg. von Wilhelm Meridies. Habelschwerdt: Frankes Buchhandlung 1924. 194 S.

Hermann Stehr gehört zu den Dichtern, die sich nicht leicht erschließen. Es ist deshalb verständlich, wenn seine Freunde den Versuch machen, durch Einführungen in seine eigentümliche seelische Welt den Weg zu den hier verborgenen Reichtümern und Schönheiten zu ebnen. Am besten vermag dies vielleicht das erste der drei Bücher, das Hans-Christoph Kaergel besorgte. Seine Einleitung ist knapp und klar und gibt das Wesentliche an Lebensdaten. Seine Auswahl aber ist sehr klug so gewählt, daß sie zunächst immer das Seelische durch das Gestaltete sehen läßt, also den Dichter vor den Sinnierer stellt und einen guten Begriff davon gibt, wie bei Stehr alle Dinge transparent und von innen her leuchtend werden. Das letzte Viertel des Buches bringt dann Verse aus dem Lebensbuch und als eine dem Freunde Stehrs besonders kostbare Gabe Gespräche mit Stehr, die Kaergel aus der Erinnerung aufzeichnete. So kann das Buch allen Büchereien als gute Einführung empfohlen werden, große Büchereien werden es wegen der „Gespräche" bestimmt anschaffen müssen.

Köhler ist bei seinem Büchlein von der Tatsache ausgegangen, daß gerade bei Stehr die Kette der Werke eine stetige seelische und künstlerische Entwicklung aufweist: unter schweren inneren Kämpfen hat sich der Dichter zur Höhe seiner heutigen Weltanschauung emporgerungen. Wer ihn ganz verstehen will, muß daher sein Werk in chronologischer Reihenfolge lesen. So gliedert Köhler die ausgewählten Stücke nach Lebensstationen und wählt sie auch so, daß sich das persönliche Schicksal mit in ihnen spiegelt. Die einzelnen Abschnitte verbindet er mit lebensgeschichtlichen Angaben und knappen Deutungen. Auch dies ist sehr reizvoll und wird besonders denen Freude machen, die den Dichter schon etwas lieben gelernt haben. Köhler ist seiner Eigenart gemäß manchmal etwas barock im Stil, aber es tritt hier nicht so stark hervor, daß es das Verständnis erschweren und einfachere Leser abschrecken könnte, wenn es auch gelegentlich stört. Die Beschäftigung mit Stehr verlangt ja immer schon einen besinnlichen Leser. Auch dies Büchlein kann allgemein empfohlen werden, wo man das Interesse für Stehr hat wecken können.

Das dritte Buch war eine Ehrengabe zu Stehrs sechzigstem Geburtstag. Freunde und Berufene haben sich dazu zusammengetan. Für den Dichter scheint mir sehr aufschlußreich der Aufsatz von Paul Fechter: er zeigt Stehrs Grenzen auf, wird seiner Eigenart aber doch nicht voll gerecht. Die einzelnen Aufsätze sind gegliedert in die Gruppen: der Künstler, das Werk, das Weltbild, der Mensch, im ganzen genommen sind sie sehr ungleichmäßig. Weniger wäre mehr gewesen. Lebensgeschichtlich interessant sind die Mitteilungen Paul Kaestners; Moritz Heimanns zartsinnige Gabe ehrt den Darbringenden wie den Dichter. Das Wesentliche an dem Buche wird in die erste größere Stehr-Biographie aufgehen. Nur große Büchereien mit einer starken Gemeinde für Stehr werden es anschaffen.

W. Schuster.

Weiß, Bernhard: Aus 90 Lebensjahren 1827—1918. Hrsg. von Hansgerhard Weiß. Mit 10 Bildern. Leipzig: Köhler & Amelang 1927. 245 S. Brosch. 6,—, Lw. 8,50.

In drei größeren Abschnitten wird dies lange arbeitsreiche Leben des bekannten evangelischen Theologen positiver Richtung dargestellt: Jugendzeit in Königsberg von 1827—1863, Dozentenzeit in Kiel von 1863—1877 und Wirken in Berlin von 1877—1918. Der Herausgeber hat in dieser Bearbeitung „das Allgemein-Menschliche zu betonen versucht, um so ein kulturhistorisch für weiteste Kreise interessantes Bild eines deutschen Gelehrtenlebens an Stelle einer fachwissenschaftlichen Biographie zu setzen". Dieser Versuch ist ihm fraglos im großen und ganzen gelungen, wenn es sich hin und wieder auch nicht vermeiden ließ, auf die theologische, besonders die praktisch theologische Tätigkeit ausführlicher einzugehen. Das Buch, das interessante Einblicke in die Schleswig-Holsteinische Geschichte der bewegten Zeit von 1863—67 und in die Geschichte der evangelischen Kirche in Deutschland, besonders der Inneren Mission, bietet, ist allerdings den „Lebenserinnerungen eines alten Mannes" nicht gleichzustellen, ist aber trotzdem ethisch und erzieherisch wertvoll, besonders für kirchlich eingestellte Leser.

R. Kock (Schneidemühl).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Fraenkel, Ernst: Zur Soziologie der Klassenjustiz (in: Jungsozialistische Schriftenreihe). Berlin: Laub 1927. 44 S. 0,85.

In sehr sachlicher, sich aller Kraftworte enthaltender Darstellung werden die gesellschaftlichen Bedingungen des Rechts und der Rechtsprechung gezeigt, die daraus entspringenden gegenwärtigen Probleme und ihre von dem Proletariat zu fordernden Lösungen. Arbeitsgemeinschaften werden viel Anregung von dem Heft haben können.

R. Joerden (Stettin).

Gutmann, W.: Um die Welt zu Paneuropa. Gesammelte Aufsätze. Reichenberg: Gebr. Stiepel 1926. 156 S. Pp. 3,50.

In Briefform schildert der Verfasser die Eindrücke einer im Jahre 1925

nach Indien, Ostasien und Nordamerika unternommenen Reise. Die Gandhi-Bewegung und der enge Verkehr mit Engländern, Amerikanern und Angehörigen anderer Nationen während der langen Dampferfahrten und in den fremden Kolonien bringen ihm mehr und mehr die Eigenart und Selbständigkeit der Engländer und der Amerikaner und ihnen gegenüber die Zusammengehörigkeit der eigentlichen Europäer zum Bewußtsein. Alle diese Eindrücke bestärken ihn in der Überzeugung, daß das Heil und die Rettung der abendländischen Kulturstaaten in der Verwirklichung der Coudenhoveschen Paneuropa-Pläne liege. Etwas überraschend wird den meisten Lesern bei den temperamentvollen Ausführungen Gutmanns vielleicht das recht ungünstige Urteil über die Amerikaner sein. Ein sicheres Urteil über den Durchschnitts-Charakter eines Volkes abzugeben, ist allerdings auch auf Grund langer und breiter Beobachtungen eine schwere, fast unlösbare Aufgabe. G. Kohfeldt (Rostock).

Hauff, Walter von: Die wirtschaftlichen und politischen Aufgaben des Auslanddeutschtums. Wesen, Ziele, Wege. Karlsruhe: Braun 1925. (Wissen und Wirken. Hrsg. von E. Ungerer. Bd 25.) 64 S. 1,20.

Die Anregungen des Verfassers, das Auslanddeutschtum wirtschaftlich zu stärken und es wirtschaftlich auch in engere Verbindung zum Mutterlande zu bringen, sind gewiß beachtenswert. Ohne in Konflikt mit der neuen Heimat zu kommen, würden die Auswanderer und ihre Nachkommen auf diese Weise in dauerndem Zusammenhang mit der deutschen Kultur bleiben können.

G. Kohfeldt (Rostock).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Neue holländische Baukunst. 65 Abbildungen mit einer Einführung von Gustav Brandes. Bremen: Schünemann o. J. 71 S. Kart. 3,30.

Es ist sehr zu begrüßen, daß der Verlag uns mit dieser Veröffentlichung ein preiswertes Bändchen nach Art der „Blauen Bücher" beschert, welches nun auch den Lesern kleinster Volksbüchereien von der Kraft und Schönheit der neuen Baukunst zu erzählen weiß, wie sie sich in Holland, das sich mit Deutschland in diesen Ruhm teilt, vielleicht am frühesten und reinsten durchsetzte. Das Buch, mit guter, kurzer Einführung versehen, sollte überall neben den „Bauten der Arbeit und des Verkehrs" (Blaue Bücher, Langewiesche) eingestellt werden, welches dann die deutschen Bauten zum Vergleich bietet. Die Pflege dieser Dinge ist um so notwendiger, als sich bei uns vielfach bereits mangelhaftes Können nicht berufener Architekten der neuen Formen bemächtigt hat und sie in Verruf bringt, ehe sie sich durchgesetzt haben. W. Schuster.

Becker, Carl: Die Malerei des 19. Jahrhunderts. Erläutert an Bildern im Wallraf-Richartz-Museum zu Köln. Mit 38 Abb. Köln: Bachem 1925. 64 S.

Wie alle die kleinen Einführungen des Verfassers entbehrt auch diese nicht einer verständigen und besonnenen Haltung. Für Freunde, denen die Bilder des Kölner Museums nicht zur Verfügung stehen, ist die erstrebte Leichtfaßlichkeit, wenn sich ihr die Macht des künstlerischen Eindrucks nicht zur Seite stellt, doch wohl zu elementar. Als Führer durch die Sammlung selbst tut die Schrift sicher gute Dienste. G. Kemp (Solingen).

Breysig, Kurt: Eindruckskunst und Ausdruckskunst. Ein Blick auf die Entwicklung des zeitgenössischen Kunstgeistes von Millet bis zu Marc (ohne Abb.). Berlin: Bondi 1927. 250 S. Brosch. 5,50, Lw. 7,50.

Das Werk von Breysig, Professor für Geschichte an der Universität Berlin, reiht sich zunächst den zahlreichen Versuchen an, eine Darstellung der bildenden Kunst der Gegenwart zu geben. Es unterscheidet sich von den meisten bereits vorliegenden Büchern durch seine Methode. Alle Werke Breysigs, von denen die

„Kulturgeschichte der Neuzeit", die „Geschichte der Menschheit" und „Vom geschichtlichen Werden" (sämtlich noch unvollendet) hervorzuheben sind, werden beherrscht von der Idee einer Geschichtslehre, d. h. „einer Wissenschaft von dem Wesen und den Formen des geschichtlichen Werdens". So gibt er auch in seinem neuen Werk keine spezifisch kunsthistorische und ästhetische Sonderbetrachtung oder in sich geschlossene Monographien einzelner Künstlerpersönlichkeiten, sondern „den Grundbau dieses Kunstschaffens". Er stellt „Kunst in das Rahmengefüge eines Zeitbildes aus dem Grunde, der mich immer und immer zu ihr als einen Erforscher allgemeiner Geschichte getrieben hat: weil ich in ihr das Wirken einer Zeit empfinde, das den sinnlichsten, also den unmittelbarsten, den unbewußtesten, also den tiefsten Aufschluß über ihr Wesen gibt". In dieser Grundeinstellung betrachtet Breysig das Werden und Wesen der bildenden Kunst vom Naturalismus bis zum Expressionismus. Klar und überzeugend hebt er jeweils die Eigenart und Verknüpfung der einzelnen Epochen hervor, zeigt den Zusammenhang mit dem ausländischen Kunstgeist und skizziert ohne unfruchtbares Suchen nach stofflichem Einfluß die entscheidenden Kräfte. Gemäß seiner Sehart und seinem Ziel begnügt Breysig sich nicht mit der Darstellung von Malerei und Plastik, sondern reiht auch die Baukunst als sinnbildlichsten Ausdruck des Zeitgeistes in die Zusammenhänge ein, wobei er zu sehr guten Deutungen der modernen Baukunst (Gropius, Poelzig u. a.) gelangt, und das Problem: Maschine, Großstadt — Kunst in seiner Geltung für unsere Zeit hervorhebt. Stärker und weitgespannter als alle bisherigen Darstellungen behandelt Breysig die Verwandtschaft und die Verschiedenheit der bildenden Kunst mit der Dichtung. Auch die Verknüpfungen mit der Philosophie sowie andererseits mit der sozialen und politischen Entwicklung werden jeweils ergänzend hervorgehoben, während die Musik nur ganz kurz gestreift wird. — Das Buch Breysigs wird von all denen, die eine wissenschaftliche Darstellung der Kunst unserer Zeit erst späteren Geschlechtern vorbehalten wollen, abgelehnt werden. Es gibt auch denen, die einen solchen Versuch schon jetzt als notwendig bejahen — und zu diesen gehören alle in der Volksbildung Tätigen — zahlreiche Angriffspunkte. Viele Wertungen, besonders die Darstellung des Expressionismus als eine der größten Epochen aller Kunst, die der Grundeinstellung widersprechende einseitige Gipfelung des Buches in Nolde und Marc, die Unterschätzung Gerhart Hauptmanns, Wedekinds und Thomas Manns (die beiden letzteren werden überhaupt nicht erwähnt), die bei aller gerechten Hochschätzung kräftegeschichtlich unklare Einstellung zu George, sind, um nur einige Beispiele zu geben, außerordentlich anfechtbar. Der dritte Teil des Buches ist in seinen kunstphilosophisch abstrakten Zusammenfassungen weit schwächer als die ersten Teile, der Aufbau des Buches und die Ausdrucksform oft konstruiert. Aber ein solches Buch, geschrieben aus dem Lebensgefühl unserer Zeit, muß, soll es nicht bloße Stoffsammlung bleiben, in allem wissenschaftlichen Ernst notwendigerweise persönliches Bekenntnis geben. Allen Lesern, die bereits eine Anschauung von der Kunst der letzten Jahrzehnte besitzen, wird Breysigs Werk wertvolle Anregung und Vertiefung vermitteln. — Nur für große Büchereien.

C. Wormann (Berlin).

Deutsche Kunstführer. Hrsg. von Adolf Feulner. Augsburg: Benno Filser. Bd 1: Kloster Wiblingen, Bd 2: Kloster Maulbronn, Bd 3: Kloster Blaubeuren.

Deutsche Kunstführer an Rhein und Mosel. Hrsg. von Egid Beitz. Ebenda. Bd 1: Kloster Heisterbach. Je etwa 45 S. und je 2,—; Bd 3 der Deutschen Kunstführer 2,50.

Hier liegen eine Reihe von monographischen Abhandlungen vor, die in erster Linie dem Kunsthistoriker nützlich sind. Dennoch wird auch der gebildete Laie einer solchen Baugeschichte mit Interesse folgen können, zumal wo es sich um Bauwerke der engeren Heimat handelt, die er kennt und die am Orte selbst zu studieren er Gelegenheit findet. Die Bücher sind einheitlich mit gutem, instruktivem Abbildungsmaterial (darunter auch Risse, Schnitte, Rekonstruktionen) ausgestattet und unterrichten im Sinne moderner Kunstgeschichtsschreibung über kulturelle Zusammenhänge. Soweit rein wissenschaftliche Streitfragen, die mit dem

einen oder anderen Bauteil zusammenhängen, berührt werden, sind sie mit Sachkenntnis vorgetragen, ohne den Ehrgeiz, ihre Lösung, die glücklichen archivalischen Funden oder stilkritischer Vergleichung vorbehalten bleiben muß, in so engem Rahmen durch weitere Hypothesen zu erschweren. Ein Nachgehen solcher Baugeschichte läßt die Gesetze, die einer Kunstform innewohnen und die die Wechselwirkung von Geist und Gestalt bedingen, in ihrer Auswirkung auf die Erscheinung deutlich werden, wie immer sie uns heute entgegentreten mag. Und dieses Wissen um die Dinge befähigt erst zu echtem Erleben an ihnen und durch sie. — Die Bücher werden in den Büchereien ihres engeren Heimatgebiets vor allem dort ihren Zweck erfüllen, wo sie im Zusammenhang mit der Volkshochschularbeit zur Einführung und Ergänzung des näheren Studiums der mittelalterlichen bezw. der Barockarchitektur dienen können. W. Engelhardt (Berlin).

Lang, Oskar: Die romantische Illustration. Die volkstümlichen Zeichner der deutschen Romantik. Mit über 180 Abb. Dachau bei München: Einhorn-Verlag o. J. 165 S. Kart. 3,—, Hlw. 5,—.

Nach Art der „Blauen Bücher" zusammengestellt, führt dieses Buch vortrefflich in die bunte, kleinmeisterliche Welt vornehmlich des Holzschnitts der Richter, Pocci, Schwind, Speckter, Neureuther, Süß, Hosemann u. a. ein, die so eindringlich und unerschöpflich zu plaudern verstehen, wie es seitdem vielleicht zum ersten Mal wieder Slevogt, wenn auch von anderer Ebene aus, übte. Die Einleitung ist klug, geschmackvoll und unterrichtend, so daß das Büchlein jeder Volksbücherei willkommen sein muß. W. Schuster.

Waser, Otto: Anton Graff 1736—1813. Frauenfeld: Huber & Co. 1926. (= Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Illustr. Reihe Bd 7.) 110 S., 50 Abb. Geb. 6,40.

In dieser Biographie A. Graffs von Winterthur sucht der Verfasser aus mehreren rein wissenschaftlichen und größtenteils vergriffenen Werken über diesen bedeutendsten deutschen Porträtisten des ausgehenden Barocks das Fazit zu ziehen, soweit es für breitere Kreise Interesse hat. Ein solches Interesse ist gewiß bei Graff schon infolge der Einseitigkeit seines Schaffens — seine wenigen Landschaften spielen neben seinen Porträts kaum eine Rolle — nicht besonders groß. Wohl hat Graff die fast jedem Deutschen bekannten Bildnisse der großen Klassiker und ihrer Mitlebenden geschaffen. Aber diese selbst waren, wie Waser in seinem Buche anführen muß, von der Graffschen Fassung nicht sonderlich überzeugt; Lessing fragt: „Sehe ich denn so verteufelt freundlich aus?"; und Schiller versichert, in einer Pose dargestellt zu sein, „in der er sein Lebtag nicht gesessen habe"! Es kommt hinzu, daß Graff bei aller persönlichen Liebenswürdigkeit so sehr Durchschnittsmensch ist, daß aus seinem Umgang mit den großen Deutschen seiner Zeit wesentliche Wirkungen auf seine Person nicht ausgingen, so daß also die Beschäftigung mit seinem Lebensgang nicht sehr aufschlußreich und fördernd ist. Deshalb hat es dem Verfasser nicht gelingen können, ein wirklich lebenswarmes, mitreißendes Buch zu schreiben. Das würde auch einem anderen, der mit weniger minutiöser Kleinarbeit in Nebensächlichkeiten, wie sie in den reichlich vielen Anmerkungen sich ausspricht, und mit größerer schriftstellerischer Gewandtheit ans Werk ginge, kaum gelingen. — Das Buch, das für die Schweiz gewiß lokale Bedeutung hat, ist in deutschen Volksbüchereien entbehrlich.

J. Beer (Göttingen).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Feigel, Theodor: Ägypten und der moderne Mensch. Ein Beitrag zum Erleben der Seele in Landschaft und Kunst. Mit einer Einführung und einer Zeittafel zur ägyptischen Geschichte von Eduard Meyer. Berlin: Curtius 1926. XVI, 168 S. u. 13 Tafeln. Lw. 10,—.

Ein berühmter Historiker empfiehlt das Buch in der Einleitung; ein klassischer Archäologe hat es begeistert gepriesen, ein Ägyptologe dagegen scharf abge-

lehnt. Die sehr persönliche Art des Verfassers macht diese verschiedene Beurteilung begreiflich. An eine Naturstimmung, an den von einem Denkmal empfangenen Eindruck knüpft er Betrachtungen über Art und Wesen des alten Ägypters, seines Staates, seiner Kunst und Religion, stützt diese Betrachtungen nach den besten Übersetzungen mit Belegen aus der ägyptischen Literatur und stellt als Gegenbeispiel gelegentlich Stücke aus babylonischen Texten daneben. Ganz unsystematisch also, aber lehrreich dafür, was ein gebildeter und fein empfindender Beschauer im alten Ägypten (das moderne bleibt unerwähnt) finden kann. Damit ist schon gesagt, daß das Buch nur für große Büchereien und einen sehr fortgeschrittenen Leserkreis in Betracht kommt, nicht aber für den, der eine Einführung in die Geschichte und Kultur des Landes sucht. E. Gratzl (München).

Palästina. 300 Bilder. Einleitung von Sven Hedin. Mit ausführlich beschreibendem Text hrsg. von Georg Landauer. München: Meyer & Jessen 1925. X, 242 S. Lw. 20,—.

In diesem großen Bilderwerk, zu dem Hedin eine schwungvolle Einleitung geschrieben hat, finden Vergangenheit wie Gegenwart Palästinas eine anschauliche Darstellung. Neben den Resten der großen Vergangenheit, den Städten, Burgen, Tempeln und Toren wird den wechselvollen Landschaften, den verschiedenen Bevölkerungstypen und mancherlei Szenen aus dem Volksleben von Fest und Arbeit, breiter Raum gewährt. Auch die moderne Besiedelung Palästinas durch den Zionismus ist reichlich berücksichtigt. Der ausführliche Text von Landauer, der in einer neuen verbilligten Ausgabe unter dem Titel „Das heilige Land" fortbleiben mußte, behandelt die einzelnen Bilder im Zusammenhang einer geschichtlich-geographischen Betrachtung. Für große Büchereien, die nicht den sechs Mark teueren, phototechnisch schöneren, von K. Gröber herausgegebenen Palästinaband der Serie „Orbis terrarum" vorziehen, der aber das moderne Palästina nicht so stark berücksichtigt. K. Kossow (Kiel).

Schulze-Maizier, Friedrich: Die Osterinsel. Mit Abb. Leipzig: Insel 1926. 238 S. Lw. 12,—.

Die 1722 von dem Holländer Jakob Roggeween entdeckte, einsam inmitten der Wasserwüste des Stillen Ozeans liegende Osterinsel ist noch heute eins der rätselreichsten und reizvollsten völkerkundlichen Probleme jener Gegenden. Dazu machen sie sowohl die unbekannte Herkunft wie die einstige hohe Kultur der kanakischen Bewohner. Sind die Osterinsulaner doch die einzigen Südseebewohner, die eine Schrift, und zwar in noch ungedeuteten Hieroglyphen, hervorgebracht haben; vielleicht noch bewundernswerter sind die zahlreich vorhandenen menschlichen Stein- und Holzplastiken, deren größte eine Länge von 23 Metern hat! — Unter Verarbeitung der einschlägigen Literatur hat der Verfasser hier eine anschauliche, äußerst fesselnde Darstellung der Osterinsel und ihrer alten Kultur gegeben, die dem gegenwärtigen Stand der Forschung entspricht und die deren Problematik keineswegs verbirgt. Schilderungen von Rasse, Kunst, Religion, Riten und Vogelkult nebst Bruchstücken sagenhafter Überlieferung vereinigen sich zu einem überraschenden, eindrucksvollen Bilde primitiven und doch hochstehenden Seelen- und Kulturlebens. Das mit wertvollen Abbildungen geschmückte Buch ist um der Besonderheit des Stoffes willen schon mittleren Büchereien zu empfehlen.
B. Sauer (Plauen).

Illustrierte Völkerkunde. Hrsg. von Georg Buschan. Bd 2, T. 2: Europa und seine Randgebiete. Von A. Byhan, A. Haberlandt, M. Haberlandt. Mit 43 Taf., 708 Abb. u. Völker-, Sprachen- und Hausformenkarten. Stuttgart: Strecker & Schröder 1926. XXIV, 1154 S.

Das Erscheinen des Schlußbandes der „Illustrierten Völkerkunde" ist nicht nur wiederum eine hervorragende verlagstechnische Leistung, sondern auch wegen seines Inhaltes eine wissenschaftliche Tat. Denn der vorliegende Band behandelt Europa, „den Erdteil der weißen Rasse, der bisher in den Handbüchern der Völkerkunde wenig berücksichtigt worden ist, mit der Begründung, daß Europa

nun einmal der Schauplatz der Entwicklung einer weltbeherrschenden Hochkultur geworden sei". Das vorliegende Werk zeigt nun aber, wie reich an urtümlichem Volksgut auch heute noch die europäischen Länder sind, so daß selbst mancher Kulturforscher und Ethnologe vielfach überrascht sein wird. Es ist unmöglich, in Kürze den mit großem Fleiß zusammengetragenen Stoff dieses Bandes näher zu würdigen, der sich ebenso wie die beiden vorhergehenden Bände durch Klarheit der Darstellung und durch vorzügliche Ausstattung mit Bildern, Zeichnungen und Karten auszeichnet. Im ersten großen Abschnitt sind die indogermanischen Völkergruppen Europas behandelt; daran schließt sich die Schilderung der volkstümlichen Kultur Europas, geordnet nach Sachgebieten und im Hinblick auf ihre geschichtliche Entwicklung. Die letzten beiden Abschnitte sind den Völkern Kaukasiens, Ost- und Nordrußlands, Finnlands, der Mittelmeerlandschaften Nordafrikas und den Kanarischen Inseln gewidmet. Dem Bande ist wiederum ein übersichtliches und umfangreiches Literaturverzeichnis und ein Namen- und Sachregister beigegeben, welche die Benutzung des Werkes erleichtern und Wege zu weiteren Studien weisen. Als unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch gehört das treffliche Werk in jede Lesesaalbücherei und zum Bestande bereits jeder mittelgroßen Volksbücherei. H. Horstmann (Gleiwitz).

Wrede, Adam: Eifeler Volkskunde. 2. verm. Aufl. Bonn: Kurt Schröder 1924. VII, 294 S., 71 Abb. 6,—.

Neben Schlesien, Bayern und ein paar anderen ländlichen Gegenden Deutschlands haben sich vor allem in der Eifel alte Volksbräuche und Sitten, Sprache und Trachten am längsten erhalten. Doch in letzter Zeit beginnen die zahlreichen Sommerfrischler und der zunehmende Automobilverkehr auch hier auf das Volkstum ihren unheilvollen Einfluß auszuüben; an den Hauptverkehrspunkten ist bereits jetzt von der alten Eigenart der Eifelbewohner viel verloren gegangen. Darum ist es ein Verdienst Adam Wredes, der sich schon längst als volkskundlicher Forscher einen geachteten Namen geschaffen hat, das Wesen und Leben der Eifeler Volksgemeinschaft in diesem Werk festgehalten zu haben. Eine erschöpfende, brauchbare Eifeler Volkskunde besaßen wir bisher noch nicht; denn das alte Büchlein von J. H. Schmitz über Sitten, Sagen, Lieder, Sprichwörter und Rätsel des Eifelvolkes schuf zwar eine Grundlage, blieb aber doch zu dürftig und war mehr eine Zusammenstellung einzelner Tatsachen als eine einheitliche, fortlaufende Darstellung. Wrede dagegen hat ein reichhaltiges, genügend erschöpfendes Material gesammelt und es in einer vorbildlichen Weise verarbeitet, so daß jeder Leser auf seine Kosten kommt. Wer in die Eifel wandert und sich vorher über ihre Bewohner unterrichten will, wird nicht weniger Gewinn aus der Lektüre dieses Buches ziehen wie der Rheinländer, der Heimatkunde treibt, oder der volkskundliche Forscher, der in den 50 Seiten Quellenangaben „verwertbare Feststellungen und fördernde Anregungen" findet. Aber auch als belehrende Unterhaltungslektüre kann das Buch empfohlen werden, so daß auch nichtrheinische Büchereien es einstellen sollten. Das in den letzten Jahren im deutschen Volke gewachsene Interesse am Rheinland verlangt mehr als leere Worte in Versammlungen und am Biertisch, es verlangt eine vertiefte Kenntnis von dem rheinischen Volkscharakter und dem Deutschtum im Rheinlande. — Der vorliegende Band ist der erste einer Sammlung „Volkskunde rheinischer Landschaften", in der die einzelnen Bände die Stromlandschaften von der niederländischen bis zur alemannischen Grenze umfassen sollen. Da Adam Wrede die ganze Sammlung herausgibt, ist zu hoffen, daß auch die folgenden Bände in gleicher Weise wie der erste eine gute, allgemeinverständliche Darstellung des rheinischen Volkswesens und Volkslebens geben werden. — Gute photographische Aufnahmen erleichtern das Verständnis.

W. Klein (Essen).

Bahder, Egon von: Herden, Hirten und Herren. Mit Abb. Berlin: Safari-Verlag 1926. 219 S. Lw. 6,50.

Der Verfasser, ein Deutschbalte, der bis zur russischen Revolution in Südrußland längere Zeit als Landwirt tätig war, erzählt hier von dem Leben auf einem großen Gut bei Orenburg und — im größten Teil des Buches — von einer

Reise, die ihn südöstlich durch Turkestan, „das Land Tamerlans, des großen Eroberers", führte. Bildhaft und fesselnd schildert Bayder die weite Steppenlandschaft, den echt orientalischen Zauber oder die europäische Nüchternheit der großen Städte: Orenburg, Turgai, Taschkent, Samarkand, Buchara, Merw und Kungrad; in einzelnen Erlebnissen eröffnet er reizvolle Einblicke in Art, Sitten und Gebräuche der turkestanischen Völker, der Kirgisen, Sarten, Uzbeken und Turkmenen, deren äußeres und inneres Dasein nächst der Landschaft Religion und Tradition, Stammeszusammengehörigkeit und Familiensinn wie in Urväterzeiten bestimmen. Von besonderem Interesse sind die Schilderungen der alten, trotz Verfall prachtvollen Moscheen, die des bunten Steppenmarktes und der feierlichen Totengedenkfeier, die Berichte von der furchtbaren Gewinnung der in Europa begehrten Karakul- oder Persianerfellchen und die von der Fahrt über den Aralsee und von der gefahrvollen Schlittenreise in den Ural. Das treffliche Buch, das sich wie eine fesselnde Erzählung liest, ist allen Freunden guter erlebnishaltiger Reisebücher zu empfehlen. — Schon für kleinere Büchereien geeignet.

B. Sauer (Plauen).

Consten, Hermann: „... und ich weine um dich, Deutschafrika." Mit Abb. Stuttgart: Strecker & Schröder 1926. 210 S. Lw. 7,—.

Hermann Consten, dem wir das treffliche Werk „Weideplätze der Mongolen" verdanken, gibt in den Geschichten dieses Buches stimmungsgesättigte, lebendig-anschauliche und z. T. außerordentlich spannende Erlebnisse aus Deutsch-Ostafrikas kolonialer Frühzeit: einige tragische Jagdabenteuer, Kämpfe mit Eingeborenen und mit dem Fieber, Bilder aus dem Leben der Eingeborenen, Männer und Frauen, einsamer Pflanzer und Beamten im Innern, und vom „Betrieb an der Küste". Unter- und Hintergrund für alles, für Mensch und Tier, ist die Wildnis, wesenhaft erfühlt und sinnlich nachgestaltet. Tieferes, sinnlicheres Erleben der Erotik, als Kolonialbücher durchschnittlich geben, spricht aus diesem ernsten und auch humorvollen Werke; dafür aber auch gelegentlich — gerade in den Landschaftsschilderungen mit ihrem oft schwülstig-gespreizten Stil — literarische Gewolltheit. Nur reiferen, literarisch vorgebildeten Lesern werden sich die Reize aller hier gebotenen Erzählungen erschließen. Des erotischen Einschlags einiger Geschichten wegen ist das Buch für Jugendliche nicht geeignet. Mittlere und größere Büchereien mögen es einstellen. B. Sauer (Plauen).

Fräßle, Joseph: Negerpsyche im Urwald am Lohali. Mit Abb. Freiburg: Herder 1926. 189 S. Lw. 4,80.

Fräßles „Beobachtungen und Erfahrungen" des Negers und seines Seelenlebens kann man in gewisser Hinsicht, insbesondere was Auffassung und Darstellung anlangt, denen Albert Schweitzers an die Seite stellen, wenn man davon absieht, daß Fräßle als katholischer Missionar am Lohali, dem von Stanley irrtümlich Aruwimi genannten Nebenfluß des oberen Kongo, wirkte, während der protestantische Theologe den Urwaldnegern im unteren Kongogebiete vorzüglich als Arzt hilfreiche Hand bot und noch bietet. In den fünfzehn Jahren seines zentralafrikanischen Aufenthaltes (von 1905—20) hat Fräßle eine intime Kenntnis des noch ursprünglichen, vom Europäer unverderbten Negerlebens (natürlich nur in seinem Gebiet) sich erworben, wie wenige sonst in Afrika. Er bricht grundsätzlich damit, den Neger vom egozentrischen Europäerstandpunkt zu beurteilen; vertieft sich liebevoll in seine, von außen gesehen, rätselhaften, von innen durchaus verständlichen, weder dummen noch rohen Anschauungen, lichtet das Dunkel und beseitigt so eine Fülle von Mißverständnissen, an denen Unkenntnis der Eingeborenensprachen und der Verhältnisse in gleicher Weise wie europäischer Dünkel, Unverstand und Gewalttätigkeit schuld sind. Was Fräßle über „Charakter und Eigenschaften", „Denkungsart", „Seelenbegriff", „Religion", „Recht im allgemeinen" und „Eherecht", „Regierung", „Wille" und „Gemüt" seiner Neger sagt, ist anschaulich, klar, großenteils neu und durchaus fesselnd. Kennzeichnend für seine Urteile wie für seine Missionsbestrebungen ist die Toleranz als Grundzug wahrer Kultur: „Nicht alles europäisieren wollen, als wäre Europas Kultur in allem die beste. Nicht alles Fremde mit Stumpf und Stil ausrotten: man lasse den Völkern ihre Eigenarten, sonst wird's langweilig in der Welt." So verdient das Buch auch

die Beachtung nichtkatholischer Kreise; sein Lesen setzt freilich eine gewisse Vertiefung und Nachdenken voraus. — Als eins der besten Bücher seiner Art kann es schon kleineren Büchereien — durchaus auch protestantischen — sehr zur Anschaffung empfohlen werden. B. Sauer (Plauen).

Reischek, Andreas: Sterbende Welt. Leipzig: Brockhaus 1927. (R.u.A.) 158 S. Hlw. 2,80, Lw. 3,50.

Diese gekürzte Ausgabe von Reischeks gleichnamigem größeren Werk ist sehr zu begrüßen. Reischek weiß ungeheuer anziehend zu erzählen von seinen Wanderungen durch das damals (1880) noch wenig bekannte Neuseeland, auf denen ihn oft nur seine Mundharmonika und sein treuer Hund begleiteten, von der Unberührtheit und wilden Größe dieser Insel und dem Edelsinn ihrer Bewohner, von dem aussichtslosen Heldenkampf der Maoris gegen Hinterlist und technische Überlegenheit der Weißen. „Hier fühlte ich, daß der zivilisierte Mensch das ärgste Ungeziefer des Erdballs ist; wohin er kommt, vernichtet er das wunderbare Gleichgewicht der Natur und ist, soviel er sich auch mit allen Künsten müht, nicht imstande, das Zerstörte zu ersetzen." Das Buch enthält neben allem natur- und völkerkundlich Interessanten in dieser kürzeren Form soviel Spannung, daß es, auch für Jugendliche geeignet, allen Büchereien wohl zu empfehlen ist.
R. Joerden (Stettin).

Reitz, Walter: Bei Berbern und Beduinen. Mit Abb. Stuttgart: Strecker & Schröder 1926. 202 S. Lw. 8,—.

Im vorliegenden Buche schildert der schweizerische Verfasser eine Reise, die er im Frühjahr 1925 durch das uns Deutschen noch immer verschlossene Tunesien unternahm. Die Reise führte ihn von der Hauptstadt Tunis aus zu den wichtigsten Küstenstädten, durch die Wüste ins „Reich der Oasen", zum Salzsee Chott el Djerid und bis zum Tafelgebirge in der südöstlichen Militärzone. In bildhafter, reizvoll unterhaltsamer Sprache gestaltet Reitz seine Eindrücke zu einer farbigen Folge morgenländischer Bilder. Der Leser lernt alles kennen, was die Aufmerksamkeit eines empfänglichen, gebildeten Reisenden auf sich lenkt: Landschaft, Siedlungen, Rassen und ihre eigentümlichen Bräuche und Gewohnheiten. Das mit ausgezeichneten Abbildungen ausgestattete Buch dürfte um seiner knappen, wirkungssicheren Darstellung willen auch Leser fesseln, die vorwiegend nach Abenteuerliteratur verlangen. — Schon mittleren Büchereien sehr zu empfehlen.
B. Sauer (Plauen).

Salten, Felix: Neue Menschen auf alter Erde. Eine Palästinafahrt. Berlin: Zsolnay 1925. 275 S. Geb. 5,60.

Der bekannte jüdische Schriftsteller gibt hier Bericht von einem Besuch des neuen Judenstaates in Palästina. Er fühlt noch die schmerzliche Liebe zu der alten verlorenen Heimat seines Volkes, und voll Ergriffenheit, wenn auch ein wenig wortreich, erzählt er von dem Besuch der heiligen Stadt und der anderen Stätten einer großen Vergangenheit. Insbesondere aber schildert er mit Anteilnahme und zugleich nachdenklich beobachtend die neuen Versuche seiner Volksgenossen, die alte Heimat wiederzugewinnen, und die Menschen, die dies Wagnis auf sich genommen haben. Das Buch, dessen Stil freilich manchmal ins allzu Journalistische verfällt, wird nicht nur jedem reiferen Leser, der etwas über den Zionismus und seine Verwirklichung wissen möchte, willkommen sein, sondern auch den fesseln, dem die Frage der Siedlung und menschlichen Gemeinschaftsbildung überhaupt ein Problem ist. Für große Büchereien. K. Kossow (Kiel).

Schalek, Alice: Japan, das Land des Nebeneinander. Mit Abb. Breslau: Hirt 1925. 403 S. Hlw. 18,—.

Die Verfasserin hat als eine der ersten Deutschen nach dem Kriege im Jahre 1923 Japan, dann auch Korea und die Mandschurei besucht und erstattet nun in fesselnder und ansprechender Weise Bericht über ihre Beobachtungen und Eindrücke. Ihr besonderes Interesse gilt der Frage der Auseinandersetzung Japans mit der europäisch-amerikanischen Zivilisation, und sie hat in ausgezeichneter Weise

das „Nebeneinander" der beiden Welten geschildert: amerikanisches Tempo und asiatische Beschaulichkeit, Wolkenkratzer und Papierhaus, europäische Weltweisheit und japanische Religiosität. Es ist nicht das Japan Lafcadio Hearns, das uns hier entgegentritt, sondern das Japan der großen Städte, das allerdings ein Land des „Nebeneinander" ist, ohne daß aber schon, wie die Verfasserin anzunehmen scheint, damit entschieden wäre, welche der beiden Kräfte den Sieg davontragen wird. Mit großer Vorsicht wird man auch ihre Ansichten über die Stellung der japanischen Frau und deren Erlösungsbedürfnis aufnehmen müssen; denn gerade in diesen Fragen urteilt die moderne europäische Frau nicht gerade objektiv, sondern nur allzuweiblich. Durch diese Ausstellungen aber wird der Wert des Buches als einer fesselnden Studie über das heutige Japan nicht berührt; die Anschaffung des prächtig ausgestatteten Bandes kann schon mittleren Büchereien empfohlen werden. K. Schulz (Stettin).

Taylor, Merlin Moore: Bei den Kannibalen von Papua. Mit Abb. Leipzig: Brockhaus 1925. 280 S. Lw. 15,—.

Die aus drei Weißen und einer größeren Anzahl Träger bestehende Expedition, die in halbamtlichem Auftrage 1921 auf unbekannten Pfaden ins gebirgige Innere Britisch-Neuguineas zog, hatte nicht eigentlich wissenschaftliche Aufgaben; sie wollte vielmehr allgemeine Erkundigungen und Bilder der noch unerschlossenen Gebiete heimbringen und zudem unter Hinweis auf die Macht des „großen weißen Volkes" die einzelnen, zumeist in fortwährenden Blutrachekriegen sich aufreibenden und auffressenden Stämmchen und Dörfer befrieden. Der Zähigkeit, Entschlossenheit, Klugheit und Sachverständigkeit der Männer gelang das Unternehmen trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellten in der Unwegsamkeit des Gebirgslandes, in Klima und Vegetation und nicht zuletzt in der Hinterlist und Feindseligkeit der Papuas. Taylors Schilderung gibt in lebhafter, anschaulicher, oft dramatisch zugespitzter Darstellung Kunde davon. Doch der Wert des Buches liegt nicht nur im Abenteuerlichen, sondern ebenso sehr in den zahlreichen landschaftlichen und besonders völkerkundlichen Beobachtungen, die sich zwanglos in den Gang der Handlung einfügen und über Zauberei, Blutrache, Menschenfresserei, überhaupt die Seele der Papuas manches Neue bringen. Zu erwähnen sind auch die zahlreichen vorzüglichen Abbildungen. — Für alle Büchereien. B. Sauer (Plauen).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Borchardt, Bruno: Der Mond. Berlin: Ullstein 1927. 136 S.

Eine kleine Sonderschrift über den Mond, die dem Sternfreund, ohne weitgehende Anforderungen an die Vorbildung zu stellen, über alles Wissenswerte Aufschluß gibt. Sowohl die Erscheinung und Bewegung des Mondes, wie sie sich von der Erde aus gesehen ergibt, seine Verfinsterungen und den Anblick durchs Fernrohr eingerechnet, als auch die Erklärungsversuche über sein Entstehen und seine Oberflächengebilde, sowie die Gezeiten mit ihren weiteren Auswirkungen, die abergläubische Verflechtung Mond — Wetter — Erdbeben und schließlich die Bewohnbarkeit und zukünftige Erreichbarkeit des Mondes (die der Verfasser, darin wohl zu weit gehend, für immer ablehnt) sind die Leitlinie für die Betrachtungen und Darlegungen. — Wie die andern sternkundlichen Bücher der Sammlung „Wege zum Wissen" ist auch dieses Werkchen als Baustein zu einer kleinen himmelskundlichen Bücherei bestens geeignet. C. Barth (Stettin).

Floericke, Kurt: Aussterbende Tiere. Stuttgart: Franckh 1927. 77 S. Brosch. 1,50, Geb. 2,40.

Der bekannte und geschätzte Naturforscher legt in diesem Buche dar, wie erschreckend in unserem Lande der Bestand an urwüchsigen Tierarten zurückgegangen ist. Gewinnsucht und Verständnislosigkeit der großen Masse werden in ihren Erscheinungen und ihrer Wirkung auf die letzten Überbleibsel seltenster Tierarten gekennzeichnet. Lebensbilder von Biber, Nerz, Luchs und Uhu bilden den äußeren Rahmen der Betrachtungen, die sich eindringlich bemühen, den bedrängten

und für unser Heimatbild nicht zu entbehrenden Tiergestalten Freunde und Schützer zu werben. — Dem Buche ist weiteste Verbreitung zu wünschen. Für alle Büchereien geeignet. C. Barth (Stettin).

Gruber, Georg: Die Welt der kleinsten Lebewesen. Berlin: Ullstein 1927. 131 S.

Den Bakterien, Schimmel- und Sproßpilzen ist dieses Bändchen der Sammlung „Wege zum Wissen" gewidmet. Von der Entdeckung und Erforschung, von Lebensbedingungen und Lebensäußerungen und von ihren Aufgaben und Wirkungskreisen in der Natur und endlich ihrer Bedeutung für das menschliche Wirtschaftsleben handelt das Werkchen im einzelnen und bringt seinen Stoff in einer erfreulichen Frische unter Heraushebung des Wesentlichen. — Der Naturfreund wird das Buch wegen des knappen und treffenden Überblickes, den es gibt, zu schätzen wissen. Für alle Büchereien geeignet. C. Barth (Stettin).

Koch, Fr. J. und F. W.: Vogelsprache und Vogelleben. Essen: Fredebeul & Koenen 1926. 36 S. Geh. 1,80.

Als Wanderbuch für Naturfreunde, wie der Untertitel der Sammlung angibt, kann das Heft in keiner Weise dienen. Schon die Reihenfolge der Einzelbeschreibungen, die systematisch, bei der Nachtigall beginnend, angeordnet sind, ist dafür denkbar ungeeignet. Die Form der Darstellung erinnert stellenweise an Schulaufsätze. Auch die Abbildungen, die angeblich in halber natürlicher Größe die Arten wiedergeben sollen, sind dem vorliegenden Zwecke nicht angepaßt. Zudem lassen sie jegliche zeichnerische Geschicklichkeit vermissen. — Das Buch muß deshalb abgelehnt werden. C. Barth (Stettin).

Schmid, Bastian: Das Seelenleben der Tiere. Mit 34 Abb. Wien: Rikola-Verlag 1926. 212 S. Brosch. 5,—, Hlw. 6,—.

Forschungen über das Seelenleben von Tieren sind vor allem von zwei Gefahren bedroht, die das zu gewinnende Bild leicht trüben können. Einmal ergibt sich besonders bei den Forschern, denen daran gelegen ist, ursächliche Zusammenhänge aufzudecken, leicht die Möglichkeit, die Tierseele hinwegzubeweisen, so daß nur noch ein Antwortmechanismus auf vorgelegte Fragereize übrigbleibt. Zum andern aber droht auf der Gegenseite die Gefahr, daß die Regungen des Tieres dort, wo sie dem beobachtenden Menschen die Auffassung erschweren, ohne weiteres vermenschlicht werden, besonders wenn Anlaß dazu durch Gleichklänge menschlichen Seelenlebens gegeben sind. Dieser zweite Abweg ist wohl im ganzen der häufigere, der hauptsächlich in Laienauslegungen über Tierbeobachtungen stark hervortritt. Das vorliegende Buch hat es verstanden, den einen wie den anderen zu vermeiden, und sucht mit verständnisvollem Einfühlen in das Tier und zugleich wissenschaftlicher Vorsicht dem geheimnisvollen Fragenkreis, der sich um das Seelenleben des Tieres rankt, näherzukommen, und soweit es angängig ist, Lösungen zu finden. So geht der Weg von den Ausdrucksmöglichkeiten des Tieres über ihre Spiele, ihre Ehen und Freundschaften schließlich zum Instinkt, bei dem der Verfasser einen unerklärbaren Rest zugesteht, und zur Intelligenz der Tiere, die, als Fähigkeit zum Begriffsdenken aufgefaßt, weitgehend verneint wird. — Da der Verfasser selbst seit dreißig Jahren mit Tieren Umgang pflegt, kann er aus dem Schatz eigener Erfahrung das Ganze äußerst anschaulich gestalten. Die wiedergegebenen Abbildungen sind größtenteils eigene Aufnahmen des Verfassers und werden durch einige von Künstlerhand stammende Zeichnungen ergänzt. — Für alle Büchereien zu empfehlen. C. Barth (Stettin).

Fürst, Artur: Der Ozeanriese. Berlin: Ullstein 1926. 153 S. Brosch. 0,85, Hlw. 1,35.

Dem Laien will dieses Buch eine Ahnung vom Schiffbau und dem, was weiterhin damit zusammenhängt, beibringen. In Form einer zwanglosen Plauderei führt der Verfasser den Leser durch die Werkstätten und läßt ihn den Bau eines Ozeandampfers von Anfang an miterleben. Dabei ergeben sich dann Möglichkeiten zu kleinen Abschweifungen, welche die Antriebsmaschine, die Hilfs-

maschinen, die Wohnlichkeit älterer und neuerer Schiffe und schließlich Aufbau und Einrichtungen der Schiffahrt zum Ziel haben. — Das Buch ist, wie es der Name des Verfassers schon verbürgt, von Anfang bis zum Schluß fesselnd geschrieben und vermittelt so manches Wissenswerte aus dem verhältnismäßig unbekannten Schiffbau dem Leser mit leichter Mühe. — Für alle Büchereien gut geeignet.

C. Barth (Stettin).

8. Verschiedenes.

Kaßner, Rudolf: Die Verwandlung. Physiognomische Studien. Leipzig: Insel 1925. 118 S. Geb. 5,—.

Die Physiognomik ist kaum eine Wissenschaft. Einzelne Züge beweisen nichts, die Bedeutung des Ganzen läßt sich aber nur intuitiv erfassen. Eine solche intuitive Begabung ist nun dem Verfasser zweifellos in hohem Grade eigen. Seine zahlreichen in diesem Buch vereinigten knappen Skizzen der Hauptcharaktertypen kann man deshalb mit Interesse lesen. Sie enthalten manche feine Beobachtung. Leider allerdings auch manches gewollt Geistreiche und Orakelhafte in Sätzen wie „Mitte ist immer Geist und Geist Mitte, das Grab ist nicht Mitte" u. a.

G. Kohfeldt (Rostock).

Koß, Helene: Aachener Bibliothekenführer. Aachener Verlags- und Druckerei-Gesellschaft 1925. 79 S.

In dem Büchlein sind 129 Bibliotheken besprochen. Dabei sind nicht nur alle Zweigbüchereien des Borromäusvereins, alle Institutsbibliotheken der Technischen Hochschule, Kirchen-, Schul-, Behördenbüchereien einzeln aufgeführt, sondern auch z. B. die Büchereien von Krankenhäusern, von Vereinen aller Art, Firmenbüchereien und 19 größere Privatbüchereien. Überall sind Angaben gemacht über die Hauptbestände (darüber am Schluß ein Schlagwortregister), über Besonderheiten und wertvolle Besitztümer, Zahl der Bände, Vermehrungsetat 1924, Benutzung, Kataloge, Geschichte der Bibliothek und Literatur über sie. Die Arbeit ist als Beitrag für eine Neubearbeitung des Adreßbuches der deutschen Bibliotheken von Schwenke gedacht und verdient als solche sowohl ihrer methodischen Vorbildlichkeit als der sorgfältigen Ausführung wegen breiteste Nachahmung.

R. Gerstlauer (Erlangen).

Thomalla, Curt: Falsche Scham. Mit 109 Abb. Berlin: Film-Druckerei G. m. b. H. 1926. 215 S. (Kultur-Bücherei. Hrsg. von Hans Kyser. Nr. 1.)

Diesem Buche liegt zu Grunde der vielgezeigte, die Geschlechtskrankheiten behandelnde Aufklärungsfilm gleichen Titels. Mit Hilfe zahlreicher, z. T. vorzüglicher Abbildungen wird hier versucht, Aufklärungsarbeit zu leisten in einer Weise, die bereits von berufener ärztlicher Seite als durchaus einwandfrei anerkannt ist. So haben auch wir Volksbildner keine Veranlassung, das taktvoll geschriebene und sicher wirkungsvolle Buch abzulehnen, wenn auch die gewählte Darstellung der ursprünglichen Form des „Kinostücks" entspricht. Aber das ist vielleicht unvermeidlich, um dem Buche die Leser zuzuführen, auf die es berechnet ist. Im Dienst der leider so notwendigen sexualhygienischen Aufklärungsarbeit kann das Buch viel Gutes stiften.

G. Fritz.

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Deckelmann, Heinrich, und Johannesson, Fritz: Deutsches Gedichtbuch. Berlin: Weidmann 1925. (Weidmannsche Bücherei Bd 7.) XI, 366 S. Lw. 3,—.

Da diese Sammlung in erster Linie für 13—16jährige Schüler bestimmt ist, so ist ihre Ausdehnung nach der Tiefe hin nicht eben groß. Wie ein Vergleich mit

anderen Sammlungen, etwa dem Avenariusschen Hausbuch, noch verdeutlicht, ist das reine, zwecklose lyrische Element zurückgedrängt durch eine im Grunde lyrikfeindliche pädagogische Absicht. Allzu viel Trommelwirbel und Trompetenstöße und Aufrufe zu Zucht und Mannhaftigkeit übertönen die leiseren, ferneren Klänge des Herzens, wenn solche auch sicher vorhanden sind. Ob man nicht auch in einer Schulsammlung heute manches Allzubillige, allzu oft Hergeleierte durch Andeutung moderner Probleme ersetzen sollte, bleibe dem Schulmann überlassen, für die Volksbücherei jedenfalls bildet dies Gedichtbuch keine Bereicherung.

K. Kossow (Kiel).

Anthologie jüngster Lyrik. Hrsg. von Willi R. Fehse und Klaus Mann. Geleitwort von Stefan Zweig. Hamburg: Gebr. Enoch 1927. 169 S. Geb. 4,50.

Was an dieser Sammlung jüngster Dichter auffällt, ist eine frühe Formsicherheit, die in einzelnen Zeilen Klänge von schmeichlerischer Süße finden läßt, eine fast dekadent anmutende „wissende" Haltung und ein Mangel an jugendlicher Kraft, der von diesen Dichtern kaum eine große Zukunft erhoffen läßt. Es ist bemerkenswert, daß sich auch keiner bedeutsam aus der Reihe heraushebt: wo soziale oder politische Töne anklingen, geschieht es gedämpfter, ohne letzte Entschiedenheit und ohne die Unbeirrbarkeit des Glaubens. Nur große Büchereien haben Anlaß, den Band als Zeitdokument anzuschaffen (Klaus-Mann-Schwärmerei der Jüngeren wird ihn fordern: man kann damit trösten, daß dieser dem Buche selbst kein Gedicht, sondern nur ein Nachwort von zwei Seiten beigefügt hat).

W. Schuster.

Antlitz der Zeit. Sinfonie moderner Industriedichtung. Selbstbildnis und Eigenauswahl der Autoren. Hrsg. von Wilh. Haas. Berlin: Wegweiser-Verlag o. J. 234 S.

Der Band vereinigt Gedichte von Max Barthel, Karl Bröger, Wilh. Haas, Paul Kloje, Richard Kraushaar, Heinrich Lersch, Karl Vaupel, Christoph Wieprecht, Josef Winckler, Otto Wohlgemuth und Paul Zech. Man sieht sehr deutlich daran, daß der Stoff allein es nicht macht, denn „neu" ist dabei eigentlich nichts und „Poesie" ist auch nur sehr weniges. Davon macht nur Paul Zech eine Ausnahme, von dem wir aber eine Sammlung seiner Gedichte demnächst erwarten dürfen, so daß man auch seinethalben das Buch nicht anzuschaffen braucht. Gerrit Engelke, der hier mit an erster Stelle genannt werden müßte, fehlt leider ganz, weil sein Verlag ihn für diesen Zweck nicht freigab. Im übrigen fällt noch Josef Winckler angenehm auf, Bröger und Lersch haben nicht gehalten, was man einst erhoffen zu können glaubte. Größere Büchereien, vornehmlich in Industriegegenden, werden das Buch vielleicht zur Orientierung über diesen Zweig der Dichtung einstellen müssen, der trotz aller Pflege leider so gar nicht recht gedeihen und Frucht tragen will. W. Schuster.

Flex, Walter: Die schwimmende Insel. Ein Kriegs-Märchenspiel. München: Beck 1925. 92 S. 2,50.

Wie ich schon in meiner zusammenfassenden Besprechung der Werke Walter Flex' sagte, ist „Die schwimmende Insel" ein Gelegenheitsgedicht, das mehr von der Güte und Menschlichkeit als von der Gestaltungskraft des Dichters zeugt. Deswegen erübrigt sich die Einstellung dieser Einzelausgabe.

Margarete Schmeer (München).

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Romantische Novellen. Mit Einleitung und Anmerkungen von Josef Nadler. Regensburg: Habbel o. J. 2 Bde.

Die Novellen, die Nadler hier vereinigt hat, wollen ein Stück Entwicklung bezeichnen, das in unserer sonst so sprunghaft einherschreitenden Literaturgeschichte

einzig dasteht an innerer Folgerichtigkeit und an Gleichwertigkeit der künstlerischen Leistungen: es sind die Novellen der Tieck, Arnim, Fouqué, Kleist, Hoffmann, Brentano und Eichendorff. „Nirgends sonst ist die große Entwicklung von 1797 bis 1824 so lückenlos, so von einheitlichen großen Kräften getrieben wie in der Novelle. Nirgends hat die Romantik so sichtbar und ebenbürtig die Arbeit der Klassiker ergänzt, nicht als Schülerin, weder Goethes noch Schillers, sondern als Schöpferin, die auf eigenem Boden stand." Das war Nadlers Leitgedanke bei dieser Auswahl, auf das Vorwärtstreibende, Zukunftsträchtige ist der Hauptwert gelegt, nicht auf die künstlerische Vollendung schlechthin. So mag es kommen, daß der Freund romantischer Erzählungskunst manches in dieser Auswahl vermissen wird, z. B. Arnims „Isabella von Ägypten" oder Hoffmanns „Klein-Zaches". Eine Entschädigung dafür wird er an der Einleitung finden, die an Nadler selbst gemessen vielleicht nicht vollwertig ist, jedenfalls aber immer noch mehr lebendige Erkenntnis vom Wesen geistesgeschichtlicher Vorgänge gibt als ähnlich gedachte Einleitungen anderer Literarhistoriker, denen bei Betrachtung so komplizierter Dinge wie Geistesverwandtschaft und kulturelle Tradition Nadlers seltsamer Klarblick eben fehlt. Die „romantischen Novellen" sollte jede Volksbücherei einstellen, nur fürchte ich, daß ihr unhandliches Format, die ganze lesebuchartige Aufmachung einer weiteren Verbreitung überall hinderlich sein wird. G. Hermann (Spandau).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Bartsch, Rudolf Hans: Histörchen. Leipzig: Staackmann 1926. 293 S. Lw. 6,—.

Es sind zehn Geschichten in diesem Bande gesammelt, die meistens um historische Persönlichkeiten wie Maria Theresia und Joseph II., den Marschall von Ligne und Radetzky, Beethoven und Spitzweg, herumgesponnen sind und — wie immer bei Bartsch — einen heiter erotischen Grundton haben. Meist ist die Fabel sehr hübsch, so in „Kaiserin Weib", in den „zwölf blasenden Trompetern", der „Venus von Penzing", den „schwarzen Handschuhen", — aber Bartschs großer Fehler ist seine unmäßige Geschwätzigkeit: statt einer straff gebauten, scharf pointierten Anekdote, zu der die Stoffe fast alle prädestiniert sind, ist stets eine breit ausgewalzte, mit Anekdötchen, Zwischenbemerkungen und Betrachtsamkeiten gespickte Geschichte entstanden. Dem Stil fehlt es an Sorgfalt, und die Bilder sind manchmal geschmacklos; so heißt es von Beethoven, dem, als er ein geliebtes Mädchen sieht, „vor Glück ganz schwach in den Knien wird": „er blieb dennoch stehen, um diese Schwäche durchzufühlen. Wohl auch um sie zu belächeln wie eine Mutter die rührend kleine nasse Wäsche ihres Kindes". — Immerhin birgt der Band so viel harmlos nettes Österreichertum, daß große Büchereien ihn neben andere Bücher des Verfassers stellen dürfen. Einige Zurückhaltung bei Jugendlichen ist geboten. K. Kossow (Kiel).

Burkert, Karl: Am fränkischen Grenzstein. Erzählungen. München: Bayerland-Verlag 1926. 216 S. Lw. 2,70.

Dieser neue fränkische Dichter bedeutet eine große Hoffnung. Warme Menschlichkeit, große Herzensgüte und tiefer Lebensernst klingen aus seinen Erzählungen, die sich durch künstlerische Gestaltungskraft, plastische Schilderung von Landschaft und Charakteren und eine bildkräftige Sprache auszeichnen. — Der vorliegende Band spielt an der Grenze zwischen Franken und Schwaben, im Ries, und handelt meistens von Bauern; manche Erzählungen greifen in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurück. Alle sind auf einen ernsten Ton gestimmt; die Liebe des Dichters gilt den stillen, besinnlichen, den vom Schicksal enterbten Menschen, wie in der „Krone des Lebens" oder dem packenden Stimmungsbild „Der Vagabund". Erschütternd ist auch die Kindergeschichte „Das Bild der Mutter" oder „Der Dragoner" aus dem Dreißigjährigen Kriege. Manche der 18 Erzählungen eignen sich zum Vorlesen. Der Band, der vorzüglich ausgestattet und dabei preiswert ist, kann nicht warm genug empfohlen werden.

Margarete Schmeer (München).

Ehrler, Hans Heinrich: Elisabeths Opferung. Novellen. Stuttgart: Greiner & Pfeiffer 1924. 124 S. 2,—.

Das vorliegende schmale Bändchen bringt acht Novellen des bekannten schwäbischen Dichters aus den letzten zehn Jahren und zeigt seine lyrische, sensible, resignierende Art. Manche der Novellen muten uns ihrem Stimmungsgehalte nach fast wie Legenden an; freilich fehlt ihnen die wahrhaft fromme, naive Empfindung, alle sind mehr oder minder gekünstelt, unklar und sprachlich geschraubt und kühl. Das Beste an ihnen ist das Naturgefühl. Dieser Band kann der anderen, weit besseren Werke des Dichters wegen entbehrt werden.

Margarete Schmeer (München).

Eidlitz, Walther: Die Gewaltigen. Novellen aus drei Jahrtausenden. Berlin: Zsolnay 1926. 203 S. Lw. 4,50.

Drei Novellen versuchen drei gewaltige Herrschergestalten zu beschwören — an der seelischen Grenzscheide von Herrschsucht und Demut. (König David und Urias, Alexanders des Großen Jugend, Wladimir als der büßende russische „Gewaltige".) Diese lapidar sein sollenden Erzählungen sind (psychologisch wie sprachlich) unplastisch und unausgeglichen; sie können daher von den Büchereien entbehrt werden. H. Schmeer (München).

Fleischer, Viktor: Absturz. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1925. 73 S. Geb. 3,—.

Ein Jugendfreund berichtet nach Erinnerungen und Aufzeichnungen das Leben eines Menschen, dessen Hang zum besonderen Erlebnis, zum Abenteuer und Ausleben um jeden Preis schon in dem Knaben erkennbar wird, der es z. B. fertig bringt, als Schüler einen Streich zu begehen, nur um einmal den Karzer kennen zu lernen. Vielseitig begabt, wechselt er sprunghaft den Beruf, wird Soldat und Klosternovize, Matrose, Bilderfälscher und Fremdenführer, Komödiendichter und Offizier im Kriege. Seine zügellose Gier zerstört ein Menschenleben, und um zu rächen und zu sühnen, führt er seine Helfer in den Alpen irre und geht mit ihnen in den Tod. — Eine knapp und in gepflegter Sprache erzählte Novelle, die, bei einiger Vorsicht in der Ausleihe, schon in mittleren Büchereien verwendbar ist. M. Thilo (Stolp i. P.).

Fleuron, Svend: Waldkäuze. Ein Geschichtenkranz. Jena: Diederichs 1926. 165 S. Brosch. 3,—, Lw. 5,—.

Fleuron berichtet von Waldgängen mit einem befreundeten Förster, auf denen er die Bekanntschaft mit Holzfällern, Holzdieben, Wilddieben und anderen „Waldkäuzen" macht und ihre vielverschlungenen Lebensläufe erzählt bekommt. Das Buch entbehrt fast völlig der lebendigen Anschaulichkeit, die wir an Fleurons Tierbüchern so schätzen, und es ist deshalb nur den großen Büchereien zu empfehlen, die alle übersetzten Werke Fleurons in ihrem Bestand haben möchten.

R. Joerden (Stettin).

Fogazzaro, Antonio: Das Geheimnis des Dichters. Roman. Kempten: Kösel 1925. (Hausschatz-Bücher.) 160 S. 1,50.

In der netten, handlichen Ausgabe der „Hausschatz-Bücher" erschien die erste deutsche Übersetzung eines der letzten Romane des 1911 verstorbenen Italieners. Es scheint manches Eigenerlebnis in dieser Geschichte einer unglücklichen Liebe zu sein, die nach schwersten Kämpfen ihrem Ziele nahe, niemals Erfüllung findet. Ein tragischer Tod, dessen wahre Ursache das „Geheimnis des Dichters" bleibt, trennt die Liebenden. Die glutvolle Schilderung der Schweiz und Süddeutschlands und feine Zeichnung der Charaktere fesseln die Spannung des Lesers bis zum Ende. — Für große wie kleinere Büchereien kann die Einstellung empfohlen werden. Johanna Kilian (Spandau).

Gluth, Oskar: Die Prinzessin von Babel. Roman. Leipzig: Staackmann 1926. 315 S. Brosch. 4,—, Lw. 6,—.

Eine deutsch-amerikanische Dollarprinzessin sucht vergebens im Vergnü-

gungstrubel mit ihren leichtlebigen Freunden das Glück und findet es endlich kurz vor ihrem Tode in entsagungsvoller Pflichterfüllung. Der Roman spielt in den „besten Kreisen", wo das Geld immer in Fülle da ist und alle Menschen „feine sehnige Hände" haben. Abgeleierte Liebesgeschichten und wohlwollende Patriotismen halten, was der ungepflegte Stil von vornherein verspricht. — Für keine Bücherei. R. Joerden (Stettin).

Hauptmann, Carl: Tantaliden. Eine Romandichtung. Berlin-Grunewald: Horen-Verlag 1927. 277 S. Brosch. 5,—, Lw. 7,50.

Dieses letzte Werk Carl Hauptmanns ist sozusagen „reine" Dichtung, ohne jede Namensnennung, ohne Beziehung auf irgendwelche tatsächlichen Geschehnisse, alle historischen Bezüge durch Anklänge an längst Vergangenes und gerade Heutiges auflösend. Es ist die Geschichte eines Königssohnes, seiner träumenden Jugend, seines zwangsläufigen Hineinwachsens in den Besitz der Macht und damit des Herrschenwollens, seiner höchsten Erhebung und seines tiefsten Sturzes in Krieg und Revolution. Das Thema des Buches, das eine Vision der apokalyptischen Zeit, in der es entstanden ist (1918), zu sein scheint, ist: „Es gibt keine wahre Autorität außer der inneren Stimme. Es gibt ein Höchstes im Menschen: Güte." Aber wie eindrucksvoll auch das einzelne sein mag, als Ganzes wirkt das Werk unfertig und durch die vielen Abstraktheiten blutleer. Es kommt nur für große Büchereien in Frage, für Leser, die schon frühere Verbindungen zu Carl Hauptmann haben. R. Joerden (Stettin).

Hegeler, Wilhelm: Die zwei Frauen des Valentin Key. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. 262 S. Lw. 5,50.

Der Maler Valentin Key, der sich aufreibt im Ringen um sein Kunstideal, geht auf das Drängen seiner Freunde hin für kurze Zeit aufs Land. Hier begegnet ihm ein junges Mädchen, Camilla, die, von einem pedantischen Vater und einer altjüngferlichen Tante einseitig erzogen, nach dem Tode beider ihre seit 20 Jahren allein lebende Mutter aufgesucht hat. Diese Mutter, eine mehr als robuste und durchaus hemmungslose Natur, lebt nach dem Grundsatz: die Natur hat mich gewollt, wie ich bin. Camilla wird nach dem, was sie hier durch Zufall beobachtet, von einem unüberwindlichen Grauen vor allem Erotischen erfaßt; und das läßt sie auch nicht los, als sie nach dem Tode der Mutter (die Staatsrätin wird von einem Landstreicher, einem ihrer zahlreichen Geliebten, ermordet!) wohl mehr um Schutz zu suchen als aus Liebe Valentin heiratet. — Bis dahin die Vorgeschichte, die fast die Hälfte des Buches einnimmt. — Die junge Frau leidet selbst schwer darunter, ihrem Manne nicht Gattin sein zu können und begünstigt schließlich seine Liebe zu dem frischen Landkind Giulia, ihrer beider Hausgenossin. Als Giulia Mutter wird, nimmt sie sogar anfangs schwesterlich an ihrem Glück teil, doch allmählich weicht der Bann von ihr und die Gatten finden den Weg zueinander. Valentin muß sich zuletzt für die Frau entscheiden, die ihm auch geistig nahesteht. So muß Giulia weichen, und sie tut es nach schwerer Krise ohne Groll. — Der Roman leidet unter dem zu breiten Unterbau, durch den die Behandlung der Hauptprobleme zu kurz kommt. Die Gestalten sind, verglichen mit denen zweier früherer Romane des Verfassers, des „Pastor Klinghammer" und des „Ingenieur Horstmann", farblos. Am unklarsten ist der Valentin Key selbst, wogegen die alte Staatsrätin, immerhin eine Nebenfigur, am plastischsten wirkt. Mit den beiden genannten Romanen Hegelers kann es dieser letzte nicht aufnehmen, doch ist er vielleicht in großen Büchereien neben den anderen bei einiger Vorsicht in der Ausgabe verwendbar.

Hanna Voll (Stargard i. P.).

Hesse, Hermann: Der Steppenwolf. Berlin: S. Fischer 1927. 289 S.

Diese mit Wertherischer Egozentrizität geschriebenen Aufzeichnungen Harry Hallers, des „Steppenwolfes", des Doppelgängers von Hermann Hesse, bedeuten, wie der Dichter den fingierten Herausgeber sagen läßt, „ganz wörtlich einen Gang durch die Hölle, einen bald angstvollen, bald mutigen Gang durch das Chaos einer verfinsterten Seelenwelt, gegangen mit dem Willen, die Hölle zu durchqueren, dem Chaos die Stirn zu bieten, das Böse bis zu Ende zu erleiden"; aber damit

auch ein Dokument unserer Zeit, da es sich nicht um „die Schrulle eines Einzelnen handelt, sondern die Krankheit der Zeit selbst, die Neurose jener Generation, welcher Haller angehört". Mehr als irgendein anderes Werk Hesses ist dieses „durchtränkt von der Not der Einsamen", aber auch „von der Sehnsucht nach einer neuen Sinngebung für das sinnlos gewordene Menschenleben". Die schmale äußere Handlung, die sich in den Aufzeichnungen Harry Hallers spiegelt, nachzuerzählen, ist umso weniger nötig, als sie sich — trotz der vorbeugenden Einleitung des fingierten Herausgebers — gegen den Schluß hin ganz ins Traumhafte auflöst. Der Held ist, nachdem er eben der Versuchung zum Selbstmord beinahe erlegen wäre, wie Faust zu neuem Lebenslauf bereit, obwohl er wie dieser seinem Führer versichert: „Es wird mir der Versuch nicht glücken; ich wußte nie, mich in die Welt zu schicken." Er lernt moderne Tänze tanzen, soupieren, die Liebeskünste galanter Mädchen würdigen und genießen, im dionysischen Taumel eines Maskenballes untergehen. Sein Führer aber ist kein Mephisto, sondern eine ihm seltsam wesensverwandte Hetäre. Die Komposition des Werkes ist ausgesprochen romantisch. An Jean Paul, den Lieblingsdichter Hesses, erinnert die Einschaltung des geistvollen „Traktates über den Steppenwolf", in dem noch mehr als in den übrigen Teilen des Werkes die tiefe Ähnlichkeit zwischen der lebensgefährlichen, selbstmörderischen Veranlagung Hesses und der Nietzsches („Selbstkenner — Selbsthenker") hervortritt, nur daß Hesse zu seinem Glück mehr Dichter ist als Nietzsche und sich deshalb hoffentlich in immer neue Mythologien retten kann und in den — Galgenhumor, an dem es Nietzsche durchaus fehlte. Schon jetzt klingt — wie die Stimme von oben, die durch ihr „Sie ist gerettet" den Höllenbann zerbricht — in dieser Menschheit ganzen Jammer herein „das kühle und helle Lachen der Unsterblichen". Besonders die Traumaudienz beim alten Goethe, die überhaupt zu den dichterisch und weltanschaulich bedeutendsten Szenen des Werkes gehört, hat den Dur-Klang jenes Überwinderlachens. — Es ist also ein schweres Buch in jeder Hinsicht, dieser Steppenwolf, und er fordert reife Leser, die aber innerlich noch nicht erstarrt sind, die sich noch „zusammenraufen" können mit solch kühnen, von Symbolen trächtigen Werken; die nicht, wie einst die Werther-Jünglinge, ihre Neigung zur Weltflucht daraus bestätigt finden, sondern die daraus neue Gewissensantriebe gewinnen, jeder auf seine Art den Weg nach vorwärts, „immer tiefer in die Menschwerdung hinein", zu gehen. Es ist ein Buch, das jungen Leuten — von aller Erotik abgesehen — gefährlich werden kann, wenn sie es dahin mißverstehen, als lerne man das „Lachen der Unsterblichen" nur im „magischen Theater", wenn sie übersehen, daß nur der Dichter das Recht hat, sich in ein solches Phantasiespiel zu retten, daß aber wir andern, sofern uns unser Beruf ein wirklicher Beruf und nicht bloß ein Amt oder ein Brotverdienst ist, andere Erlebnismöglichkeiten suchen und finden müssen, die uns aus Verirrung und Vereinzelung immer wieder „zurückbringen ans lebendige Herz der Welt". — Für größere Büchereien.

E. Ackerknecht.

Jammes, Francis: Die kleine Bernhardine. Aus dem Franz. von Georg von der Vring. Hellerau: Hegner 1927. 121 S. Lw. 4,50.

In zarten Pastellfarben gehaltene Genrebildchen aus dem ersten Lebensjahre des Töchterchens des Dichters, in ihrer Vereinigung ein aus tiefster Seele aufsteigendes Dank- und Jubellied, das der fromme Dichter am Altar seines Gottes für die Gnade dieses unerschöpflich reichen und wunderbaren Lebens zum Opfer bringt. Jammes entbehrt bei aller Lyrik nicht der Kraft. Wem die hauchfeinen Valeurs dieser Kinderszenen nichts zu sagen vermögen, der wird doch den herrlichen, mit meisterhafter Sicherheit in wenigen Pinselstrichen hingesetzten Porträts (im Abschnitt „Deine Toten") die Bewunderung nicht versagen können. Für empfängliche, vornehmlich auch weibliche Leser aller Büchereien.

W. Schuster.

Joyce, James: Jugendbildnis. Basel: Rheinverlag 1926. 373 S. Brosch. 5,—, Geb. 8,—.

In diesem selbstbiographischen „Roman" (man denke etwa an Strindbergs selbstbiographische Romane) spiegelt sich die ungeheure Schwermut und bilderträch-

tige Resignation der irischen Seele und — ihre Zuchtlosigkeit. Zugleich ist es ein Dokument jesuitischer Seelsorge und Erziehungspraxis; ja man kann geradezu sagen, daß bisher nirgends das religiöse Training nach den „Exercitien" Loyolas in einem Werke der schönen Literatur so anschaulich dargestellt wurde wie hier. Was den künstlerischen Wert des Buches betrifft, so scheint er mir dadurch etwas beeinträchtigt, daß manche der Szenen aus dem Leben auf dem kleinen irischen Gutshofe und in der Jesuitenschule, aus dem Jesuitenkolleg und aus dem Dubliner Studentenleben zu skizzenhaft, zu „intim", wenigstens für einen deutschen Leser, ist. Es wird zu viel Wissen von irischer Geschichte und Politik vorausgesetzt. Auch ist es ein Mangel an kompositorischer Geschlossenheit, daß der Schluß des Buches nur noch in Tagebuchblättern (bis dahin war alles in der dritten Person erzählt) berichtet, wie der verarmte Student Stephan Dädalus seine irländische Heimat und seine in Schmutz und Elend versinkende Familie verläßt, um sein Künstlertum zur Reife bringen zu können „an der Realität der Erfahrung, aus der er in der Schmiede seiner Seele das ungeschaffene Bewußtsein seines Volkes schmieden will". — Große Büchereien werden das „Jugendbildnis", vor allem für ihre völkerpsychologisch interessierten Leser, einstellen.

E. Ackerknecht.

Kassebaum, Hermann: Venne Richerdes. Roman aus der Geschichte Goslars. Berlin: Warneck 1925. 294 S. Lw. 5,—.

Der Roman führt in die Zeit der Reformation. Studenten und junge Mädchen, Landsknechte und Marketenderinnen, reisende Kaufleute und Wegelagerer, Ratsherren und Richter, kurz das ganze farbenprächtige Leben in einer mittelalterlichen Stadt und auf Landstraßen, ziehen in buntem Wechsel an uns vorüber Im Mittelpunkt steht die reine Gestalt der aus einer vornehmen Goslarer Familie stammenden Venne Richerdes, deren Eltern durch die Schuld der Stadt ihr Vermögen verlieren und die, zur verarmten Waise geworden, von dem Vater ihres Verlobten mit Haß verfolgt wird, schließlich im Kampf um ihr Recht die Hilfe einer Räuberbande annimmt, um Goslar zu befehden, und nach der Gefangennahme den Tod durch das Schwert stirbt. — Ein guter Durchschnittsroman, der sich auch für die reifere Jugend eignet. W. Klein (Essen).

Kesser, Hermann: Schwester. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1926. 73 S. Pp. 3,—.

Doktor Engelbrecht ist, gedrängt durch die Sinnlosigkeit und Abgründe des Seins, verzweifelnd am Menschentum („Die Menschen sind die einzige fürchterliche Krankheit der Welt") freiwillig in den Tod gegangen. Die Mitwelt verdächtigt einen Arbeiter, dem er bei zufälliger Begegnung kurz vor seinem Tode seine Uhr gibt, als seinen Mörder. Aufklärung gibt vor Gericht das Zeugnis der Schwester Henriette, der Pflegerin Engelbrechts während seiner letzten Krankheit. Wie dieses von wissender Liebe zu Engelbrecht gequälte Mädchen mit sich ringt, ehe es, ohne das Andenken Engelbrechts und ihren Ruf zu beflecken, öffentlich die Wahrheit enthüllen und dadurch anderen und sich Befreiung bringen kann, das wird hier dargestellt als Selbstgespräch und -bekenntnis der Schwester, ein Gespräch: ganz innere Spannung, Zerrissenheit, Not und Gewissen. — Mit den kurzen, hastigen, gedrängten, geballten, kantigen Sätzen macht die Sprache die Erregung und Verwirrung glaubhaft und lebendig: der Rhythmus der Sprache versöhnt Stoff und Form, erhebt so die Erzählung zur Dichtung. — Für größere Büchereien. Victor A. Schmitz (Stettin).

Kipling, Rudyard: Die schönste Geschichte der Welt. Ins Deutsche übertr. von Hans Reisiger. Leipzig: Paul List o. J. 271 S. Geb. 6,50.

Die hier vereinigten Erzählungen Kiplings zeigen zwar überall den gewandten Könner, aber sie sind doch von recht ungleichem Werte. Schon aus der Titelnovelle hätte ein anderer mehr gemacht, der wirklich magische Schauer zu erwecken verstünde. „Das Dorf, das beschloß, die Erde sei flach" ist ein treffliches Beispiel des grotesken Humors der Angelsachsen, aber in Indien ist Kipling immer am besten zuhause und „Das Grab seiner Ahnen", „Die Maltakatze", „Garm als

Geißel" (wohl die schönste von allen, eine Hundegeschichte) stehen höher. Notwendig ist die Anschaffung des Bandes nicht, nur große Büchereien werden es mit der ganzen Serie der „Ausgewählten Werke" kaufen, die der Paul List-Verlag in mustergültiger Ausstattung herausbringt. W. Schuster.

König, Alma Johanna: Die Geschichte von Half dem Weibe. Wien: Rikola-Verlag 1924. 305 S. Brosch. 3,50, Hlw. 4,50.

Ein Wikingerroman aus der Zeit der gewaltsamen Christianisierung Islands. Die Verfasserin hat eine glückliche Verbindung von modernem Sprachempfinden und altem Sagastil getroffen. Als wirklich spannender geschichtlicher Roman könnte das Buch jeder Volksbücherei empfohlen werden, wenn es nicht durch eine Tendenz störend belastet wäre: es soll absolut heidnisch sein. Das geht so weit, daß — in offensichtlicher Parallele zu Golgatha — der Hauptheld und Führer der Heiden, Half das Weib, in der Schlußszene von den Christen ans Kreuz geschlagen wird. Die Verfasserin hat sich nicht gescheut, selbst einzelne Züge des christlichen Mythos nachzuzeichnen und ins heidnisch-heroische umzudeuten: Half verlangt nicht nach Wasser — „Mich dürstet nicht. Ich bin trunken!" — u. s. f. Die Volksbücherei wird es nicht verantworten können, ein Buch, das durch solch naive Anmaßlichkeit und Geschmacklosigkeit verdorben ist, in ihren Bestand aufzunehmen. R. Joerden (Stettin).

Krüger, Hermann Anders: Die sieben Räudel. Roman aus drei Zeitaltern. Leipzig: Grethlein & Co. 1927. 588 S. Lw. 8,50.

In dem Schicksal der sieben Räudel (Räudel ist die selbstgewählte Bezeichnung der sieben Vettern und Basen drei verwandter Familien) will uns der Verfasser ein Entwicklungsbild der deutschen Verhältnisse der Jahrzehnte von etwa 1890—1920 geben. Ganz ungezwungen ergibt sich aus dieser Aufgabe die Dreiteilung des Romans: Im alten Reich, Im Weltkrieg, Ins neue Reich. Jeder der sieben Räudel ist ein typischer Vertreter deutschen Strebens und Wollens der angegebenen dreißig Jahre. Bei aller Verschiedenheit beweist jeder von ihnen, wenn es darauf ankommt, durch die Tat ihre Gemeinsamkeit, ihr Deutschtum. Neben Theodor, dem ganz auf seine Ehre bedachten Offizier der alten Armee (übersteigerte Tellheim-Figur), der aus lauter Pflichtbewußtsein für die junge deutsche Republik, die er im Grunde seines Herzens so sehr verachtet, sein Leben läßt, steht sein Bruder Theobald, den seine Kriegserlebnisse zum überzeugten Sozialdemokraten gemacht haben. Theodulf Amelung vertritt, frei von jeglicher Sentimentalität, den weitblickenden, kühl berechnenden Überseekaufmann. Theophrastus Rümelin, der glänzende Organisator, den sozial denkenden deutschen Großindustriellen. Sein Bruder Theophilus ist der Typus des jungen freisinnigen Gelehrten, der nicht hinter seinen Büchern vertrocknet, sondern frisch und mutig mit der Zeit fortschreitet. Theodora Rümelin ist die einfache deutsche Frau und Mutter, nicht etwa blondes sentimentales Gretchen, sondern energisch, zielbewußt und durchaus mit eigenem Willen. Neben ihr steht als letzte und jüngste der sieben Räudel die „bildhübsche" Thea Amelung, ganz Weltdame und ganz dazu geschaffen, über einen Verehrerkreis zu gebieten, ohne sich jedoch je das geringste zu vergeben. — Dem Verfasser ist es zweifellos gelungen, im großen und ganzen ein Bild der deutschen Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse zu geben, wenn auch manche Einzelheiten vielleicht etwas schief gesehen sind oder ihnen eine zu große Bedeutung beigelegt ist. Daß die sieben Räudel ganz verschiedenes, teilweise ganz entgegengesetztes deutsches Fühlen und Wollen vertreten, läßt die Handlung etwas gemacht erscheinen, bedingt auch manche konstruiert wirkende Zufälligkeit, die jedoch dem bildungspfleglichen Wert des Romans keinen Abbruch tut. Ungeübten Lesern wird man das Buch noch nicht anvertrauen können.

R. Kock (Schneidemühl).

Mathar, Ludwig: Das Glück der Oelbers. Ein rheinischer Tuchmacherroman aus dem 18. Jahrhundert. Köln: Bachem. 486 S.

Die Geschichte von dem Aufstieg der Familie Oelbers läßt drei Generationen rheinischer Tuchherren aus dem Hohen Venn an uns vorüberziehen. Wir

gewinnen einen lebendigen Eindruck von dem Tuchmachergewerbe im 18. Jahrhundert und — was uns heute wieder besonders interessiert — wir sehen, wie sich der Wandel vollzieht von der Gewandschaft der einzelnen selbständigen Meister zur Fabrik, zum Unternehmen großen Stils, geleitet von einem Einzigen, Tüchtigen, der die einzelnen Meister anzieht und sie schließlich in seinen Betrieb als Angestellte aufsaugt. Dieser Vorgang ist rein sachlich als notwendiges Ergebnis der wirtschaftlichen Entwicklung, wenn auch vornehmlich vom Standpunkt des Fabrikherren aus gesehen. — Auch in religiöser Beziehung — es kommen Katholiken, Pietisten und zum Teil recht streitbare Protestanten vor — ist eine so feine Zurückhaltung gewahrt, daß man das Buch ohne Bedenken Lesern aller Konfessionen in die Hände geben kann. — Der Held, Bernhard Oelbers, der als unverdrossen zupackender Tuchmacherlehrling anfängt und es zum reichen und angesehenen Fabrikherrn bringt, glaubt seinen Aufstieg nur auf eigene Kraft gründen zu können. Einen weiten und harten Weg durch Schuld und Leiden muß er gehen, bis der Trotzige das Wort begriffen hat: „Und hättest du allen Reichtum der Erde und hättest der Liebe nicht . . .“ und jenes andere seiner frommen, demütigen Gattin: „Leid auf uns zu nehmen ist Menschenlos“. „Leid ist die Sühne für unsere Schulden.“ Erst als er gelernt hat, demütig zu sein, sich tapfer zu seiner Schuld zu bekennen und zu versuchen, sie wieder gutzumachen, ist das Glück seines Hauses sicher begründet. — Land und Leute sind von einem Heimatdichter geschaut. Die Sprache ist oft provinziell gefärbt. Die Charakterisierung der einzelnen Personen — es werden sehr viele eingeführt — ist nicht gerade sehr tief, aber das Ganze gibt ein so frisches und buntes Bild ab, daß das Buch in allen Büchereien seinen Platz finden dürfte.

Annemarie Kossak (Königsberg i. P.).

Müller-Partenkirchen, Fritz: Kaum genügend. Schulgeschichten. Mit Abb. Leipzig: Staackmann 1927. 220 S. Lw. 4,50.

Fritz Müllers Geschichtenbücher sind zu bekannt, als daß man darüber noch viel zu sagen brauchte. Auch diese Schulgeschichten werden vielen Lesern wieder eine Freude bereiten. Die Schule wird nicht einseitig vom Standpunkte des Schülers gesehen, auch der Lehrer kommt zu seinem Recht. Fritz Müller hat ja in seinem eigenen Leben die Schule von beiden Seiten kennen lernen dürfen. Daß uns manche Geschichten mit ihrem obligat anderen Ausgang als man erwartet — der schüchterne Schüler wird im Leben zum Grobian, der Frechdachs klein und bescheiden, der Egoist zum Wohltäter — etwas zurechtgemacht vorkommen, muß man mit in Kauf nehmen, dafür findet man aber auch manche, die dem Leser mit frappierender Deutlichkeit ein Bild der Schulzeit vor die Augen rückt, das ihn wehmütig zurückdenken oder lächeln läßt. Und mehr will ja auch Fritz Müller wohl nicht erreichen. Für Büchereien — vielleicht sogar für größere Schülerbüchereien — geeignet. K. Schulz (Stettin).

Olesen Løkken, Thomas: Klaus Berg und Bodil. Bilder aus den grauen Dünen. Berlin: Safari-Verlag 1927. 415 S. Lw. 7,50.

Eine einfache Geschichte aus West-Jütland: Klaus Berg hat ohne seine Schuld seinen schönen Bauernhof im Innern des Landes verloren und schafft sich nun mit seinem tapferen Weibe Bodil zusammen in den Dünen draußen, angesichts der Nordsee, ein neues Heim. Er läßt sich, im Gegensatz zu der ärmlichen, trunksüchtigen Dünenbevölkerung, von der Gewalt der Elemente nicht unterkriegen, und auch das schwere Unrecht, das ihm durch eine ungerechte Untersuchungshaft angetan wird, vermag ihn und seine Bodil nicht zu verbittern oder in eine lebensfeindliche „Christlichkeit“ hineinzudrängen. Fest und gesund, mit der unsentimentalen Heiterkeit von redlichen Siegern im Lebenskampf stehen sie mit ihrer Kinderschar am Schluß des Buches vor uns. — Es ist ein Verdienst des Verlages, daß er mit Hilfe eines tüchtigen Übersetzers der deutschen Leserwelt diesen neuen Mann vorstellt, der in seiner dänischen Heimat bereits die ihm gebührende Anerkennung findet. Olesen Løkken ist ein geborener Erzähler, der uns besonders auch für unsere ländlichen Büchereien hochwillkommen sein muß. Die vollkommene, von dänischer Liebenswürdigkeit leicht verklärte Schlichtheit seiner Erzählweise bei stärkster Gedrungenheit der Handlung und größter Lebendigkeit der Anschauung läßt

auch einfache Leser in tiefster Seele miterleben das Verwobensein von Natur und Mensch, wie der „Dünenleute" untereinander, namentlich aber das heldenhafte Ringen von Klaus Berg und Bodil mit den Elementen wie mit den Dämonen in den Herzen ihrer Nachbarn. Wie ist der Hungerwinter dargestellt! Wie leibhaftig erscheint immer wieder der Schnapsteufel! (Es ist kein Wunder, daß man sich hier oft an Andersen Nerös Meisterschaft erinnert fühlt.) Mit seinen ruhigen, fördernden Bauernschritten, ganz ohne Nervosität, von herber Seeluft umweht, geht Olesen Löffen unter einem hochgewölbten Himmel von einem Wegzeichen zum andern, und wenn wir dann am Schluß zurückschauen, staunen wir, was für eine Strecke er in aller Selbstverständlichkeit zurückgelegt hat. — Für alle Büchereien und jeden noch nicht hoffnungslos verbildeten Lesertyp.

E. Ackerknecht.

Ostenso, Martha: Erwachen im Dunkel. Roman. Wien: F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung 1927. 354 S. Brosch. 5,—, geb. 7,—.

Dieser zweite Roman der skandinavischen Erzählerin in amerikanischer Sprache zeigt gegenüber dem „Ruf der Wildgänse", von dem mehr ausgesagt wurde, als der Nachprüfung standhielt, einen entschiedenen Fortschritt. Weshalb von diesem Buche wohl auch weniger gesprochen wird. Wieder steht im Mittelpunkt eine in ihrem überstarken, harten Willen ins Riesische gesteigerte Kolonistengestalt, aber diesmal ist es eine Frau, Hattie Murker. Sie ist einmal im Leben auf den Mann gestoßen, der sie hätte bändigen können. Er genoß und verschmähte sie. Sie aber will ihre Farm groß und stolz und Kinder als ihre Erben, und so verführt sie den idealistischen Jüngling Luce Dorrit, der sie auch brav und pünktlich heiratet, alle Träume der Zukunft begräbt und ihr hartes Joch auf sich nimmt. Bis er ihre Jugendsünde erfährt und es zerbricht. Und da der Wille alles ist in dieser Frau, so ist das auch ihr Ende. Sie wehrt sich zwar tapfer und boshaft noch einmal, aber ihr Jugendgeliebter nimmt leise mit zarter Hand die Qual des Lebens von ihr, indem er zu der Schwerkranken hereintritt und ihren Augen die Wahrheit zeigt. Nun ist für Luce und die mildschöne, traumsüße Karen Strand der Weg frei. — Alle diese Gestalten sind rund und blutwarm, trefflich ist die kleinbürgerliche Klatsch- und Scheelsucht der Bevölkerung um sie herum. Land und Menschen sind eins. Noch ist im Eingang einiges in der Motivierung der Charaktere zu deutlich, zu absichtsvoll, aber dann strömt alles sicher und rasch dahin, ohne unnötigen Seitensprung. Diese Menschen in der großen nordamerikanischen Kultursteppe sind Nachfahren der alten nordischen Bauern auf Island, aber durch die mannigfache Blutmischung, den puritanischen Geist kommen besondere Züge hinein, die das Bild reich abtönen und dem Ganzen eine neue Note geben. — Der schöne Roman wird allen Büchereien willkommen sein.

W. Schuster.

Ratzka, Clara: Urte Kalwis. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt. 271 S.

Wie die übrigen Hauptwerke der Ratzka sich für die Ausleihe recht gut eignen, so wird sich auch für die Urte Kalwis in allen Büchereien ein freudiger Leserkreis finden. Die Heldin ist nahezu belastet mit einer unauslöschlichen Liebe zur Scholle und noch tief durchdrungen von dem Wunsche nach bäuerlichem Eigenbesitz. Tochter eines verkommenen Schulmeisters wächst sie rank und eigenblütig in ihrer litauischen Landsmannschaft auf. Mit dem Tode des Vaters verfällt das Erbe, Urte muß in fremde Dienste und hier geht sie in ihr tragisches Schicksal hinein. Die Liebe zu einem Knechte bringt ihr die Mutterschaft. In Memel gerät das stadtfremde Mädchen in die Hände einer Engelmacherin, des Kindes ledig zieht Urte Kalwis wieder in ihre Heimat. Der erste, der ihr begegnet, Endrik Larenz, ist ein schlimmer Freund ihres Vaters, pathologisch ränkesüchtig, ein widerlicher Schwächling, der schon immer nach dem kraftstrotzenden Bauernmädchen gierte. Enderling, durch Erbschaft Besitzer eines reichen Hofes geworden, nimmt Urte zunächst als Wirtschafterin und weiß sie später hinterlistig zur Heirat zu zwingen. Wieder gibt sie sich einem Vorknecht, einen blühenden, schönen Mann hin, aber auch das jetzt empfangene Kind muß sterben: Damit ist die tragische Schuld gesühnt. Als der Larenz am Ekel vor sich selbst stirbt, ist

für Urte der Weg zum eigenen Land, zu reiner Mutterschaft endlich frei. — Das Buch ist außerordentlich spannend geschrieben, bringt guten Einblick in die bäuerlich-litauische Volksseele und kann durch farbenfrohe Schilderungen von Strom und Haff, von Himmel und Erde die Schönheiten unseres östlichen Landes lieben lehren. O. Bahrt (Insterburg).

Reymont, W. St.: Die Empörung. Eine Geschichte vom Aufstand der Tiere. Aus dem Poln. von Jean Paul d'Ardeschah. 3. Aufl. Basel: Rheinverlag o. J. 297 S.

Das eigenartige Werk erzählt von dem großen löwenstarken Hund Rex, der die Haustiere zu einem Aufstand gegen ihre Herren, die Menschen, verleitet, und die gewaltigen Scharen der befreiten Sklaven dem Osten zu durch Kultursteppen, Wüste und Gebirge nach dem gelobten Lande führen will, von dem die Zugvögel erzählen. Das Buch schildert mit großer gestaltender Kraft, wie Rex, der Menschenfreund, durch grausame Behandlung zum Hasser wird, wie er den Taumel und Rausch der Befreiung durchlebt, wie er Führer wird, indem er die Wölfe und den Urwald besiegt und auf dem großen Zuge, der bald ein Zug unendlicher Leiden wird, alle Qual des Führers über eine willenlose, triebgebundene Masse erfährt. Aufs fürchterlichste zusammengeschmolzen erreichen die Trümmer seiner Scharen den Vorhof in das gelobte Land, aber hier, unter dem entnervenden Einfluß neuer Sättigung, versagt der letzte Rest seines Ansehens, die Tiere zerfleischen ihn, zum Untergang bestimmt, da ihnen Freiheit unmöglich ist. — Der Dichter hat sich hier sein Erlebnis der großen Revolution vom Herzen geschrieben. Es ist düster, skeptisch, ohne Hoffnung. Als sie Rex getötet haben, stoßen die verzweifelten Tiere auf einen Gorilla, und die Horden bitten den entsetzten Affen im Chor mit andächtigem Flehen: „Herrsche über uns! Befehle uns! Wir sind dein! O, unser Herr!" — Das Werk, in seiner visionären Kraft eine Dichtung von erschütternder Gewalt, die nur an wenigen Stellen durch Absichtlichkeit gestört wird, verlangt einen reifen Leser. W. Schuster.

Schmeljow, Iwan: Der Kellner. Übers. von Käthe Rosenberg. Berlin: S. Fischer 1927. 233 S.

Es ist das Stück Leben eines Kellners, eines Kellners schlechthin in einem der feudalsten Petersburger Weinlokale: nur dienen und dienern, alles Persönliche ersticken und verbindlicher Mittler sein zwischen Küchenkunstwerken und dem verwöhntesten und anspruchsvollsten Gaumen. Neben dieses schablonenmäßige Berufsleben tritt das Privatleben, vom Verfasser in Kleinmalerei russisch-allzurussisch ausgeführt: Die kranke Frau, der sozialistische Sohn, ewig empört über des Vaters Untertanengeist, die Tochter, kaum flügge schon auf der schiefen Ebene und auf eine „romantische" Heirat lossteuernd, Untermieter und Kleinbürger, gezeichnet in freier, nicht erreichter Manier nach Dostojewski oder Gogol. Gut an dem Werk ist eine seltene Ironie, die den Helden alles verlieren läßt, Gattin, Sohn, Tochter, Stellung, die ihn aber zuletzt trotz Krieg und Revolution als Kellner der neuen Herren in Rußland zu einem abermaligen pflichttreuen Spießertum wieder in die Ausgangsstellung der Handlung einsetzt. Das Buch ist in der Ichform geschrieben, bringt manche gute Meditation einer bescheidenen russischen Seele, ist aber ziemlich schwierig zu lesen, da die Übersetzung anscheinend nicht immer das Letzte herausgeholt hat, ja manchmal geradezu gewollt eigenartig erscheint. Größere Büchereien werden das Werk zur Vervollständigung ihrer russischen Literatur einstellen. O. Bahrt (Insterburg).

Schwabe, Toni: Ulrike. Ein Roman von Goethes letzter Liebe. München: Langen 1925. 210 S. Brosch. 3,—.

Sagt nicht der Titel des Buches schon, daß es mißlingen mußte? Goethe hat sich in seinen Dichtungen, die seine Beichten und Erlösungen sind, so sehr selber gegeben, daß man seine Persönlichkeit nicht im Roman nachdichten kann. Von dieser letzten Liebe Goethes spricht die Marienbader Elegie, und die ergriffene Stimmung, die uns bei diesem schmerzlich schönen Mittelstück der „Trilogie der Leidenschaft" erfaßt, kann nur abgeschwächt werden durch eine fremde poetische

Wiedergabe jenes Alterserlebnisses. So ist gerade für den Goethekenner, Goetheliebhaber dieses Buch ohne Bedeutung. Da es aber ansprechend, auch mit feiner weiblicher Einfühlung geschrieben ist und ein gutes Bild gibt von der Umgebung und Lebensweise des alten Geheimrats, empfehlen wir die Erzählung gern für jüngere oder literarisch weniger bewanderte Leser, die auf diesem Wege wohl zu der menschlichen Persönlichkeit des alten Goethe hingeführt werden können.

Hildegard Lohmann (Hamburg).

Stehr, Hermann: Der Geigenmacher. Eine Geschichte. Berlin-Grunewald: Horen-Verlag 1927. 165 S. Lw. 5,—.

Neben seinen großen Romanen und seinen starken Novellen hat Stehr uns eine Reihe märchenhafter Stücke geschenkt, wie den „Wendelin Heinelt", das „Rauschen", „Das letzte Kind" und „Das entlaufene Herz", in denen vielleicht das tief Melodische seiner Kraft am reinsten tönt und die Form von kristallener Klarheit und schönem Gleichmaß ist. An diese Stücke schließt sich der „Geigenmacher", dessen Schicksal Symbol der alten Weisheit wird, daß des Künstlers beste Werke in Schmerzen empfangen und in Sehnsucht nach dem Unerreichbaren oder auf ewig Verlorenen geboren werden. Wie der bisher rastlos Erde und Himmel nach den letzten Zielen seiner Kunst Durchstürmende das „Schönlein" findet und eine kurze und wundersame Brautzeit mit ihr verbringt, um sie bald auf immer zu verlieren (wie das Höchste entweicht, wenn man es im Staube der Erde ansiedeln möchte), das ist der schlichte Inhalt der Fabel, deren klangreiche, innige Schönheit man sich scheut, zu zerreden. — Für alle Büchereien.

W. Schuster.

Volbehr, Lu: Das Buch von Nürnberg. Bilder vom Frühling deutscher Renaissance. München: Langen 1925. 168 S. 6,50.

Wenn man das Buch aus der Hand gelegt hat, ist man noch lange eingesponnen in den Zauber des mittelalterlichen Nürnberg, das uns die Dichterin durch diese Erzählungen in einem Rahmen so lebensvoll nahebringt. All die bekannten Familien — Pirkheimer, Dürer, Behaim, Tucher u. a. m. — zeigt sie uns im Spiegel ihrer Häuslichkeit oder in ihrem Wirken im Rate der Stadt und in der Werkstatt. Vornehmes Bürgertum, Kaiserglanz und Künstlerschaffen schildert sie in einer dem Zeitalter angepaßten Sprache, die sie den Häusern und Brunnen der wundervollen Stadt abgelauscht haben mag. — Allen Büchereien, in Süd und Nord, zu empfehlen. Johanna Kilian (Spandau).

Watzlik, H.: Einöder. Erzählungen. Reichenberg i. B.: Stiepel 1922. 139 S.

In fünf Erzählungen führt der Dichter den Leser wieder in die Tiefen seines Böhmerwaldes, dessen Romantik und urwüchsige Bewohner er in seiner packenden Art zu schildern versteht. In der ersten Erzählung „Im Überlamenwald" ist in der verknorrten Gestalt des „Riesen Türsch" gleichsam die unheimliche, zuweilen elementar hervorbrechende Naturgewalt des Waldgebirges personifiziert. Im „Spuk" kommt das Walten teuflischer Mächte, welcher der durch das schaurige Waldgebirge reisende Doktor Faustus heraufbeschwört, trefflich zum Ausdruck. „Die sieben Schwerter" symbolisieren das bittere Schicksal einer Frau, die siebenfaches Leid erfährt durch die jäh und aus Abgründen ihrer Seelen wild hervorbrechenden Leidenschaften ihrer Angehörigen. Das „Ölbergspiel", die beste Erzählung, schildert die trotz aller Widerstände zu Stande gekommene Aufführung eines Passionsspieles, das für den Judasdarsteller, den Anreger und Leiter des Spiels, einen erschütternden Ausgang nimmt, da die abergläubischen Bauern es als ein gotteslästerliches Unterfangen ansehen. Die letzte Erzählung „Heilige Saat" skizziert ein Bild aus der Schreckenszeit des Dreißigjährigen Krieges und veranschaulicht an einem alten Bauern die unverwüstliche Lebenskraft der Böhmerwaldmenschen und ihre tiefe Heimatliebe. — In allen Erzählungen, die Zeugnisse echter Heimatkunst sind, tritt das Stoffliche stark hervor; es wird aber durch eine wuchtige, urwüchsige Sprache plastisch gestaltet. Watzliks Menschen sind von erdgebundenster Lebensfülle, deren Leidenschaften in Gipfelpunkten unge-

hemmt zum Ausbruch kommen wie die Naturgewalten ihres Waldgebirges. Wegen einiger zu stark betonter erotischer Szenen eignet sich das Buch nur für reife Leser größerer Volksbüchereien. H. Horstmann (Gleiwitz).

Watzlik, Hans: Ums Herrgottswort. Roman. Leipzig: Staackmann 1926. 343 S. Brosch. 4,50, Lw. 6,50.

Die Gegenreformation in der Steiermark und die nach vielen blutigen Opfern durch kaiserliche und bayerische Truppen niedergeschlagene Erhebung der steirischen Bauern um ihre Religionsfreiheit bilden den Stoff zu diesem Roman. Die Vertreibung der lutherischen Pfarrer, das grausame Blutgericht des Statthalters und der ungestüme Anprall der durch so viel Quälerei zum Äußersten getriebenen Bauern, denen durch ihre Führerlosigkeit und die überlegene Diplomatie und Kriegskunst der Gegner schließlich die ersten großen Erfolge entgleiten und die von der Scholle vertrieben oder auf ihren zerstörten Heimstätten rekatholisiert werden: alles dies wird mit einer starken und hinreißenden Lebendigkeit zu eindrucksvollen Bildern verdichtet. Das Buch ist für alle Büchereien geeignet; selbstverständlich nicht für solche mit vorwiegend katholischer Leserschaft.

M. Thilo (Stolp i. P.).

Kleine Mitteilungen.

Verband Deutscher Volksbibliothekare. Die für den 3./4. Oktober in Jena angekündigte Mitgliederversammlung ist infolge mehrfacher Schwierigkeiten durch Vorstandsbeschluß auf das Frühjahr 1928 (um Ostern) verschoben worden. Über die wichtigsten Vorgänge des Verbandslebens werden die Mitglieder durch ein vom Vorstand herausgegebenes Mitteilungsblatt unterrichtet werden.

Die Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek 1928/29 beginnen voraussichtlich im April 1928. Meldungen zur Teilnahme an den Kursen sind unter Beifügung von beglaubigten Zeugnisabschriften und eines selbstgeschriebenen Lebenslaufes im Laufe des Dezember 1927 an die Berliner Stadtbibliothek (Bibliothekskurse) zu senden. Bei der Meldung ist auch die Heimatadresse anzugeben. Die Entscheidung über die Aufnahme erfolgt, sobald seitens des preußischen Beirats für Bibliotheksangelegenheiten über die Annahme der Praktikanten entschieden ist. Unbedingte Voraussetzung für die Aufnahme in die Bibliothekskurse ist die Ableistung mindestens eines Praktikantenjahres.

Bücherei und Volkshochschule. Nach längerer Pause legt die Lübecker Volkshochschule wieder einen gedruckten Jahresbericht (siebentes Geschäftsjahr 1926/27) vor, erstattet von ihrem ersten Vorsitzenden Büchereidirektor Dr. W. Pieth. Sie hat also in ihrer Verbindung mit der Stadtbibliothek und auf sie gestützt die Krise, der so manche Volkshochschulen zum Opfer fielen, glücklich überstanden und konnte ihr Lehrziel, die durch Arbeitsgemeinschaft zu erringende Einsicht in die großen ordnenden Grundgedanken und in die wesentlichen Zusammenhänge des Naturgeschehens und der Kultur klarer herausarbeiten. Über die Zusammenarbeit von Bücherei und Volkshochschule heißt es in dem Bericht: „Die Zusammenfassung von kulturellen Organisationen zu gemeinsamen Veranstaltungen ist geeignet, einem planlosen Nebeneinander und kräftezersplitternden Durcheinander entgegenzuwirken zugunsten einer tatkräftigen, planvollen gemeinsamen Bildungsarbeit ... Insbesondere erwies sich, daß der Volkshochschule eine enge Verbindung mit dem Büchereiwesen dienlich ist. Die Verbindung, die zwischen den Lübecker Bibliotheken und der Volkshochschule bereits seit dem Jahre 1919 bestand, wurde noch wesentlich dadurch gefestigt, daß dem seit 1920 zu einem Staatskommissar für die Volkshochschule bestellten Direktor der Bibliotheken, der seitdem auch dem Lehrkörper der Volkshochschule angehört, vom Verwaltungsausschusse der Lübecker Volkshochschule auch die Leitung dieser Anstalt ... übertragen

wurde." So sehen wir in stiller, zäher Arbeit den Gedanken der Bildungspflege als eines organischen Ganzen mehr und mehr Boden gewinnen. — Interessant ist es, daß die Lübecker Bibliothek auch das Radio in ihre Arbeit einbezieht, indem sie für die Volkshochschule in einem ihrer Hörsäle die Nachmittagsvorträge des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht übermittelt. — Im übrigen zeichnet sich der Bericht durch sehr eingehendes, reiches und sorgfältig zusammengestelltes statistisches Material aus. Sch.

Zur **„Hinauslese"-Frage.** Unlängst wurde einmal wieder gestritten, wie weit man in der Höhenlage bezw. Tiefenlage dem Massengeschmack Rechnung tragen müsse. Dabei sagte ein nebenamtlicher Büchereiverwalter sehr selbstsicher: „Die Hauptsache ist, daß der Bibliothekar sich seiner Leserschaft anpaßt." Ein Musterbeispiel für jene Art von Aussprüchen, die ein Problem mit einem Dogma zudecken! Das ist ja eben die Frage, was man unter „anpassen" versteht. Jener Büchereiverwalter meinte damit offensichtlich den Verzicht auf alle pädagogischen Gesichtspunkte, den Kompromiß mit der Phantasieträgheit und Denkfaulheit der Schmökerer, das passive Ausweichen vor der Frage, wie der Leser — vor allem der vorkünstlerische! — an die obere Grenze seiner Entwicklungsmöglichkeit geführt werden könne. Freilich, auch der Führer paßt sich seiner Truppe an, indem er nicht kilometerweit vor ihr drausmarschiert. Aber die Seele dieser „Anpassung" ist nicht der Verzicht auf eine tiefere Einsicht in die Leistungsmöglichkeit seiner Truppe, sondern sein durch diese Einsicht bedingter Führerwille. A.

Die **Amtsdauer der Preußischen Kommission für die Diplomprüfung** ist durch Ministerialerlaß vom 1. 8. 27 einstweilen bis zum Ende des Jahres 1927 verlängert worden. Die Zusammensetzung bleibt unverändert, nur Oberregierungsrat Saß ist auf eigenen Wunsch ausgeschieden. Kaiser.

Offene Stellen. Flensburg: Büchereiassistentin (siehe Anzeigenteil).
Frankfurt a. M.: Bibliothekar und Bibliotheksobersekretär (siehe Anzeigenteil).

Lesefrüchte.

Zur Psychologie der Kitschwirkung. Aus Hesses „Steppenwolf" S. 173: „Maria erzählte mir von jenem hübschen Saxophonbläser Pablo und sprach von einem amerikanischen song, den er ihnen zuweilen gesungen habe, und sie sprach davon mit einer Hingerissenheit, Bewunderung und Liebe, die mich rührte und ergriff, weit mehr als die Ekstasen irgendeines Hochgebildeten über ausgesucht vornehme Kunstgenüsse. Ich war bereit mitzuschwärmen, sei der song, wie er wolle; Marias liebevolle Worte, ihr sehnsüchtig aufblühender Blick riß breite Breschen in meine Ästhetik. Wohl gab es einiges Schöne, einiges wenige auserlesen Schöne, das mir über jeden Streit und Zweifel erhaben schien, obenan Mozart, aber wo war die Grenze? Hatten wir Kenner und Kritiker nicht alle als Jünglinge Kunstwerke und Künstler glühend geliebt, die uns heute zweifelhaft und fatal erschienen? War es uns nicht mit Liszt, mit Wagner, vielen sogar mit Beethoven so gegangen? War nicht Marias blühende Kinderrührung über den song aus Amerika ein ebenso reines, schönes, über jeden Zweifel erhabenes Kunsterlebnis wie die Ergriffenheit irgendeines Studienrats über den Tristan oder die Ekstase eines Dirigenten bei der Neunten Symphonie?"

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. Schuster, Berlin, Stadtbibliothek.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 28. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1927

7. Jahrgang + Heft 7

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint im Jahre 1927 in 6 Heften im Gesamtumfang von 24 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang G.-M. 9.—. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Verbandes deutscher Volksbibliothekare" und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B." ausschließlich durch die Vertriebsstelle der „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Grüne Schanze 8 — Stadtbücherei (Postscheckkonto: Stettin 9036. Verband pommerscher Büchereien) zum Vorzugspreis von G.-M. 5.— für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist die **Stadtbücherei Berlin** (C 2, Breite Straße 37). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Verband deutscher Volksbibliothekare. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien. 6. Verband niederrheinischer Büchereien. 7. Verband der Büchereien der Grenzmark Posen-Westpreußen.

Inhalt dieses Heftes:

Mitteilung an unsere Leser.

Um einige größere Arbeiten, für welche das Manuskript bereits seit geraumer Zeit vorliegt, nicht veralten zu lassen, hat sich der Verlag entschlossen, den Lesern dieser Zeitschrift in diesem Jahre

noch ein weiteres Heft

zu bieten, so daß der ganze Jahrgang nun 8 Hefte anstelle von 6 Heften umfaßt. Während dieses Heft keine Besprechungen enthält, wird das 8. Heft, welches Ende November erscheinen soll, deren umsomehr bringen, darunter die jährliche Sammelbesprechung der Jugendschriften. Alles dies ist ohne Erhöhung des Preises in diesem Jahre möglich gewesen. Will die Zeitschrift aber weiterhin der sich immer mehr nach Tiefe und Breite verzweigenden Bildungspflege gerecht bleiben und den Berufsinteressen ihrer Leser in vollem Umfange dienen, so wird eine geringe Erhöhung des Bezugspreises nicht zu umgehen sein. Unter den Plänen für die weitere Ausgestaltung steht die stärkere Berücksichtigung des ländlichen Büchereiwesens oben an.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 7 — 1927 — Heft 7

Historische und andere Irrtümer in der Kritik der Volksbildungsbewegung.

Von Dr. Wilhelm Schuster.

Eine captatio benevolentiae, eine Bitte, mich geduldig und wohlwollend anzuhören, muß ich vor Beginn an die Leser dieser Zeitschrift richten, wenn ich sie wieder mit Dingen plagen muß, die für uns deshalb erledigt sind, weil sie in dieser Form, in dieser Fragestellung längst überwunden wurden. Es ist aber nicht möglich, eine Schrift unbeachtet vorübergehen zu lassen oder mit wenigen Zeilen zu besprechen, die von dem Wiener Universitätsprofessor Anton Lampa unter dem Titel „Kritisches zur Volksbildung" in der von Erdberg und Picht herausgegebenen Schriftenreihe zur Volksbildung „Volk und Geist" als 9. Heft (Verlag der Arbeitsgemeinschaft. Berlin 1927) erscheint. Um eine gegenseitige Förderung der verschiedenen Auffassungen herbeizuführen, muß eine methodisch sorgfältige Arbeit geleistet werden und für eine solche ist notwendig eine ausreichende Kenntnis der historischen Tatsachen und der bildungspfleglichen Arbeit, wie sie an den verschiedenen Stellen zur Zeit geleistet wird. Andernfalls werden immer von neuem Behauptungen wiederholt, mit denen uns nicht geholfen ist. Wir könnten sie beiseite lassen, wenn wir nicht fürchten müßten, daß sie vor allem in den Reihen des jungen Nachwuchses immer von neuem Verwirrung anstiften.*) Da wir nun „Kritisches zur Volksbildung" sehr ungern geben, um Raum für die positive Arbeit an den zahlreichen ungelösten Fragen zu gewinnen, so will ich mich auf die nötigste Abwehr beschränken und zugleich den Versuch machen, durch Vorausnahme einiger in weiterem Rahmen später abzuhandelnder Dinge diese Abwehr wenigstens in etwas für unsere Leser fruchtbar zu gestalten.

Lampa arbeitet zunächst wieder mit den Begriffen „alte" und „neue" Richtung in dem Sinne, daß er unter „neue" Richtung allein die von Bäuerle, Erdberg, Hofmann vertretene Anschauung versteht. Was er darüber hinaus etwa noch von neuerer reichsdeutscher Bildungspflege kennt, ist offensichtlich unzureichend, ja, es fällt auf, daß er sogar die wichtigsten theoretischen Arbeiten von Bäuerle und Hofmann nur nach Erdbergs Aufsatz „Das freie Volksbildungswesen im neuen Deutschland" (in „Freies Volksbildungswesen". Berlin 1919) zitiert. Was nun das Gesellschaftsspiel:

*) Die Berechtigung dieser Befürchtung kann neuestens belegt werden durch die auf S. 44 der kleinen Zeitschrift „Volksbücherei und Volksbildung in Niedersachsen", Septemberheft 1927, wiedergegebenen Ausführungen Dr. Heiligenstaedts auf einem Lehrgange in Osterode, die auf drei weiteren Lehrgängen wiederholt wurden.

„alte — neue: neue — alte" anbelangt, so belassen wir es hier bei der Feststellung, da wir müde geworden sind, es mitzuspielen.*)

Lampa betont nun zwar seine beschränkte Kenntnis reichsdeutscher Verhältnisse selbst mehrfach, aber man begreift nicht ganz, weshalb er sich bei so beschränkter Kenntnis gedrungen fühlt, bei seiner Auseinandersetzung mit Fragen der Volksbildungspflege sich vielfach gerade auf reichsdeutsche Verhältnisse zu beziehen. Was Lampa über die österreichische Entwicklung mitteilt, nehmen wir als Bereicherung unserer Kenntnisse dankbar entgegen. Hier, wo er die Verhältnisse besser kennt, scheint ihm das Alte nicht so ganz verwerflich. Dafür ist überaus bezeichnend, wenn er bei einem Zitat aus Erdberg ein „reichsdeutsch" in Klammern ausdrücklich beifügt (S. 19/20): „Erdberg bemerkt, daß in der älteren (reichsdeutschen) Volksbildung zu einer gewissen Zeit die Kunst durch eine üble Volksliteratur und auf Volksunterhaltungsabenden ältesten, berüchtigsten Stiles ihrer Würde entkleidet wurde, nachdem man vorher auch versucht hatte, eine Wissenschaft für alle, die für die Bedürfnisse der Masse ausreichen sollte, herzurichten." Es hat also in Österreich neben solchen Auswüchsen auch gute Leistungen schon in „älterer" Zeit gegeben. Nun, in Reichsdeutschland liegt es ebenso! Vornehmlich auf dem Gebiete populärwissenschaftlicher Darstellung ist Musterhaftes geleistet worden.**)

Daß jede neue Auffassung sich zunächst negativ kritisch zu dem Vorhergehenden verhalten muß, auf dessen Schultern sie doch steht, ist selbstverständlich. Weniger selbstverständlich ist es, diese negativ kritische Haltung auch weiterhin historischen Exkursen über die vorhergehende Epoche zu Grunde zu legen. Zumal in einer Zeit, in der der wesentliche, produktive Teil der Bewegung über die notwendige negativ kritische Periode längst in die ebenso notwendig darauf folgende eingetreten ist, in der man sich dankbarer gegen seine Erzeuger benimmt und alsdann mit Erstaunen festzustellen pflegt, daß diese gar nicht so schlimm gewesen und man bei ihnen noch immer allerhand lernen kann.

So ist denn der Erdbergsche Satz, auf welchem Lampa aufbaut, unrichtig, beruht auf einer Verkennung der historischen Entwicklung und ist nur aus einer negativ kritischen Haltung zu verstehen, die allerdings hier länger, als notwendig, angehalten hat. Er lautet: „Nicht in der freien, harmonischen Betätigung aller Kräfte der zu eigentümlicher Gestalt entwickelten Persönlichkeit fand man das Wesen der Bildung, sondern in einer

*) Die Bezeichnung „alte Richtung" hat ihre Berechtigung für die Volksbücherei- und Bildungsbewegung vor der Bücherhallenbewegung der neunziger Jahre. Eine solche Scheidung mit einem Werturteil zu verknüpfen, ist aber auch ungerecht. Wir meinen natürlich, daß wir es heute besser machen, aber es ist ebenso töricht, vom jungen Steckling die Fruchtfülle der Reifezeit zu verlangen wie von einer vergangenen Zeit zu fordern, daß sie mit den Augen der Gegenwart hätte sehen sollen. Eine eingehende historische Darstellung, die wir hier nicht geben können, würde übrigens zu berücksichtigen haben, daß der Inhalt der wichtigsten Begriffe sich wandelt. Was wir heute unter einem bestimmten Wort bekämpfen, ist nicht im gleichen Sinne Leitbild der Vergangenheit gewesen, sondern das gleiche Wort hatte damals einen anderen (eben oft reicheren und tieferen) Sinn.

**) Vgl. auch Georg Leyh: Randbemerkungen zum volkstümlichen Bibliothekswesen. Zentralbl. f. Bibliothekswesen Jg. 44 (1927) S. 273—288.

einheitlichen Verstandesdressur, die rein im Äußerlichen stecken bleiben mußte, weil die Anleitung zu einer inneren Auseinandersetzung mit den Kulturgütern versagt blieb." Wo und wann hat es ein so dürftiges Bildungsideal gegeben? In der maßgebenden Pädagogik der von Erdberg kritisierten Zeit nicht. Ein einziges der großen Handbücher nachzuschlagen genügt. So etwa die „Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens" von K. A. Schmid, 2. Aufl. Gotha 1876, der trefflichen Vorgängerin von Wilhelm Reins großem „Encyklopädischen Handbuch der Pädagogik". Hier heißt es u. a. in dem schönen, von Hauber verfaßten Artikel Bildung:*) „Der Vorrath spezieller Kenntnisse an sich macht nicht die Bildung" (obgleich, wie er anmerkend vermerkt, sich hie und da solche Bestrebungen geltend machen), „sondern es ist zugleich die Beziehung solcher Kenntnisse zu den Fundamenten wie zu dem Verwandten, die Herausarbeitung des Stofflichen durch den Geist zum freien Besitz, also auch hier ein Sichhinausheben über die rohe Unmittelbarkeit geistigen Seins und Habens" (S. 703).. Über den Begriff „allseitige Bildung" finde viel Unklarheit statt. „Bleiben wir bei der gewöhnlichen Einteilung der menschlichen Seelenvermögen, so muß allerdings verlangt werden, daß jeder Mensch in der dreifachen Richtung des Erkennens, Fühlens und Wollens sich entwickle; aber wie weit in jeder Richtung gegangen, welche Seiten dieser Vermögen andern voran ausgebildet werden sollen, das hängt von der Individualität, Ort, Zeit und der ganzen Lebenslage ab"... Es gäbe keinen Menschen in abstracto daher „harmonische Bildung" nur dahin verstanden werden dürfe, daß keines der drei Grundvermögen (d. h. keine Seite der geistig-seelischen Persönlichkeit) schlummern dürfe. „Sobald man aber den einzelnen Menschen nach Geschlecht, Gaben, Beruf, Verhältnissen nimmt, muß man entweder auf jene Harmonie, nämlich im abstrakten Sinne, verzichten oder erkennen, daß sie nicht durch Erstrebung quantitativer Gleichheit der einzelnen Fähigkeiten, sondern eben durch Beziehung auf das natürliche und berufliche Substrat und demgemäße Proportionierung zu erreichen ist" (Lebens- usw. Kreise!)... „Überhaupt aber kommt es bei allen Menschen auf das vorschlagende Vermögen an; dies gibt den Kristallisationskern, um welchen das geistige Werden in Strahlen anschießt, und es bildet sich hier eine Grundgestalt, welche die Gliederung im einzelnen bedingt, und wobei nach der einen Seite hin reiche Entwicklungen stattfinden können, während nach der andern nur geringes Wachstum und höchstens ein schwacher Ansatz ist. Allseitige Bildung verlangen ist daher im strengen Wortsinn eine Überforderung, und zwar nicht bloß gegenüber den in beschränkten Verhältnissen befindlichen Menschen; ja es ist schon zu viel verlangt mit der Forderung eines allseitigen Interesses." (S. 705)... Es ist „das Kennzeichen der Bildung", daß man das Bildungsgut „seiner Natur assimiliert und in Harmonie mit seiner geistigen Grundgestalt bringt."... Bildung ist „wesentlich Sache der Persönlichkeit..., Ausgestaltung" (gestaltende Volksbildung!!!) „der natürlichen Anlagen des Menschen mittelst Aneignung des vorhandenen

*) Die Sperrungen sind von mir.

Bildungsstoffes, oder vielmehr Ausgestaltung der Individualität selbst, daher jene Aneignung der Naturanlage proportioniert, der Lebenslage entsprechend zu geschehen hat, wenn durch sie das persönliche Leben in harmonischer Entwicklung sich vorwärts bewegen soll. Wäre Bildung bloß als Ausstattung" (in der Vorlage gesperrt) „zu denken, so möchte man sie als einen auch nur durch äußere Beihülfe zu verschaffenden Erwerb... ansehen; aber es entspricht der Sache wie dem Wort, sie als eine Ausgestaltung" (in der Vorlage gesperrt) „der Seele zu fassen und somit haben die sittlichen Grundkräfte wesentlich ihr Werk dabei..." (S. 706).

Niemand wird bestreiten, daß es im 19. Jahrhundert ein — weithin führendes — Bildungsideal der formalen Bildung, des Intellektualismus, gegeben habe, welches sich auf Hegel stützte und durch Universalismus und Utilitarismus in seiner bösen Auswirkung (obwohl von letzterem bekämpft) noch verschärft wurde, und daß dies auch in der Volksbildung vielfach Ausdruck fand. Aber schon Herbart kämpfte gegen die einseitige Auffassung vom Werte der formalen Bildung bei Hegel, das humanistische Bildungsideal der Goethe-Humboldt ging niemals ganz verloren und gegen Ende des Jahrhunderts verstärkte sich diese Opposition gegen den einseitigen Universalismus und Intellektualismus immer mehr, um in zahlreichen Schriften und schließlich auf den drei Kunsterziehungstagen in Dresden (1901), Weimar (1903) und Hamburg (1905) elementaren Ausdruck zu finden. Das neue Bildungsideal, das damals sich bildete und noch heute umkämpft wird, knüpfte bewußt an die seit Pestalozzi, Goethe und Humboldt ununterbrochen weitergebildete Tradition an und empfand sich als deren Auswirkung. Es müßte jeden historisch Denkenden aufs äußerste verwundern, wenn die Männer der Bücherhallenbewegung, dem Kommenden zugewandt und aufgeschlossenen Sinnes, im Bewußtsein, Neues und Großes zu wollen und zu schaffen, an das Überlebte, im Zusammenbruch Befindliche angeknüpft hätten, anstatt im Werdenden, von allen Seiten siegesbewußt voran Stürmenden den natürlichen, gegebenen Bundesgenossen zu suchen und zu finden.

Lampa dagegen behauptet nach seinen Gewährsmännern, der „alten" Richtung (für ihn der Bewegung vor und neben Erdberg-Hofmann) sei Bildung nur „Besitz", also „Ausstattung" gewesen, und es sei eine Errungenschaft seiner „neuen" Richtung, daß Bildung Form des Geistes und geistiges Verhalten sei. Auch der Satz Kerschensteiners: „Die Bildung des Individuums wird nur durch jene Kulturgüter ermöglicht, deren geistige Struktur ganz oder teilweise der Struktur der individuellen Psyche adäquat ist" und den Hofmann sich in seine Sprache übersetzt hat: „Die spezifischen Bildungsmittel können nur in denen lebendig und fruchtbar werden, die für die spezifischen Bildungsmittel empfänglich sind", ist bei Hauber (s. o. und dann a. a. O. näher ausgeführt) und in zahlreichen anderen Werken älterer Pädagogen schon enthalten, und Kerschensteiner will gewiß nicht behaupten, daß diese Erkenntnis neu sei, sondern nur die Auswirkung, die er ihr gibt. Bei Hofmann ist auch diese Auswirkung ein wirklich Neues, es ist eben die bekannte Lehre, daß der Kreis der Empfänglichen nur ein Teil des Volkes sei und daß die wenigen Geförderten, in

die Massen der Vielen hineingestellt, das Amt der Wirkung in die Breite übernehmen. Hier erst, in der Auswirkung und Anwendung setzt die Trennung ein. Campa setzt sie, wie seine Gewährsmänner, in Unkenntnis der Entwicklung, viel zu früh an und unterschiebt seiner „älteren" Richtung Dinge, die diese nie behauptet hat und die noch viel weniger von der heutigen deutschen Bildungspflege, soweit sie nicht Leipziger Herkunft ist, geteilt werden.

Vielleicht aber haben die eigentlichen Vertreter der freien Volksbildung, obwohl zum Teil selbst Pädagogen, doch ähnliches behauptet? Nein, so wenig wie die allgemeine pädagogische Theorie älterer Art kennt Lampa die speziellere der älteren freien Volksbildung.

In seinem grundlegenden Buche, das mit einem Fleiß und einer Sorgsamkeit die historischen Nachrichten über die Entwicklung des älteren Volksbüchereiwesens zusammenstellt, die von keinem Späteren erreicht, geschweige denn übertroffen wurden, bemerkt Ernst Schultze (Freie öffentliche Bibliotheken, Volksbibliotheken und Lesehallen 1900) ausdrücklich mehrfach, daß bloße „Belehrung", also „Wissensvermehrung", nicht der Zweck der Volksbildung sein könne. So sagt er S. 117, indem er über die ersten verheißungsvollen Anfänge der Zeit vor 1848 spricht, daß damals für die Bewegung „Belehrung ihr eigentlicher Zweck war; man glaubte damals auch in Deutschland noch recht allgemein, daß Volksbildung durch bloße Belehrung erzielbar sei". Daher eine Beschränkung mancher Büchereien auf rein wissenschaftliche oder populär-wissenschaftliche Bestände. Er stellt also die in den neunziger Jahren einsetzende „Bücherhallenbewegung" in bewußten Gegensatz zu dieser Auffassung.

Daß aber die Bewegung vor 1848, die von der liberalen Bürgerschaft getragen wurde und die in der nachfolgenden Zeit der Reaktion schnell ins Stocken kam, auf die Belehrung, die „Aufklärung" der Massen ein so entscheidendes Gewicht legte, wird ihr kein Mensch von zureichender historischer Bildung verübeln. Bei den derzeitigen Zuständen und dem Kampfe um eine Freiheit, deren wir uns heute so selbstverständlich erfreuen, daß wir ihre Errungenschaft gering zu achten und in Gefahr zu bringen geneigt sind, war dies die unabweisbare Forderung des Tages.

Zu einer Auseinandersetzung mit dem herrschenden pädagogischen Bildungsideal der Zeit und zur Aufstellung eines eigenen Bildungsideals hat es die erste Bewegung nicht gebracht, da sie, wie gesagt, nicht zur Ausreifung kommen konnte. Die Weiterarbeit war gering, aber sie war vorhanden, und an ihre besten Vertreter knüpft die „Bücherhallenbewegung"*) an.

Auch die Bücherhallenbewegung hat noch nicht so viel über „Bildung" theoretisiert, wie wir es etwa seit dem Beginn des zweiten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts tun. Gleichwohl ist der Beweis nicht schwer zu führen, daß diese Männer und Frauen weder kritiklos die amerikanische rationalistische Arbeitsform übernahmen, noch daß sie (ebensowenig wie die maßgebende pädagogische Theorie) dem inländischen Ansturm einer

*) Die Bezeichnung „Bücherhalle" stammt von Nörrenberg, sie sollte das in Mißkredit geratene Wort „Volksbibliothek" ersetzen und der neuen Sache auch einen neuen Namen geben.

materialistischen Auffassung unterlagen, welche Bildung mit dem „Erwerb von Kenntnissen" und Bildungsarbeit mit ihrer „Verbreitung" gleichsetzte. In seinem Vortrag „Die Bücher- und Lesehalle, eine Bildungsanstalt der Zukunft", gehalten auf dem 28. Verbandstage der Rheinisch-Westfälischen Bildungsvereine am 27. September 1896 in Remscheid (gedruckt Köln 1896 bei Greven & Bechtold, leider längst verschollen wie die unten eingehender zitierte Schrift Nörrenbergs „Die Volksbibliothek" vom gleichen Jahre) führte der damalige Führer der Bewegung, Dr. C. Nörrenberg, u. a. aus:

„Das Wort Bildung, das wir hochhalten, hat einen schlechten Klang bekommen, weil viele glauben, Bildung innerlich zu besitzen, die nur damit überfirnißt sind. Wir brauchen das Wort hier im alten guten Sinne: harmonische Durchbildung der Person zur sittlichen und geistigen Freiheit. Gebildet sein heißt fähig sein, das Echte von dem Unechten zu unterscheiden, das Gesunde vom Krankhaften, das Große von dem Unbedeutenden, das Schöne von dem Häßlichen, das Edle von dem Gemeinen; gebildet sein heißt Lust haben und Anteil haben an den dauernden Gütern des Schönen und Guten, die die Menschheit seit undenklichen Zeiten hervorgebracht hat und täglich vermehrt.

Nicht jedem frommt die gleiche Bildung; die Anlagen sind unendlich verschieden; der eine findet sein Genüge an Grimms Märchen und an den Erzählungen des Verfassers der Ostereier, der andere erhebt sich an den titanischen Gestalten Shakespeares; der eine ist glücklich, wenn er einen Tanz spielt oder ein Volkslied singt, der andere läßt sich von einer Beethovenschen Symphonie in höhere Sphären erheben: die Bildung muß verschieden sein, so verschieden wie die Anlagen der Menschen, und die große Aufgabe lautet nicht: die gleiche Bildung für alle, sondern: jedem die Bildung, die ihm gemäß ist, die er in seinem Stande brauchen, die er bewältigen kann."

Diese programmatischen Sätze geben noch keine Lösung der Probleme — wie sollten sie dies auch wollen und können —, aber sie betonen stark, aus welchem Geiste die Bewegung kommt und wohin sie geht. Ganz klar schon sind die Fragen gesehen und berührt, um die sich die Diskussion der Folgezeit drehen sollte und heute noch dreht. Dem aufmerksamen Leser wird dabei nicht entgehen, daß im ersten und im zweiten Absatz das Wort „Bildung" einen verschiedenen Sinn hat. Im zweiten Absatz heißt es: Bildungsstoff oder Bildungsgut, das muß man beachten, wenn man den Verfasser nicht falsch verstehen will.

In seinem genannten, für die Kenntnis der Bücherhallenbewegung maßgeblichen Werke zitiert Ernst Schultze a. a. O. S. 254 die 1876 (1876!!) erschienene Schrift von R. Jannasch: Die Volksbibliotheken, ihre Aufgaben und ihre Organisation. Da heißt es: „Es genügt nicht, einen Bibliothekar anzustellen, welcher in gewohnheitsmäßig-mechanischer Weise an mehreren Wochen-Abenden die Bücher vertheilt, sondern es müssen Männer bei der Verwaltung der Bibliothek thätig sein, welche Erfahrung im Lehrfache und vor allen Dingen Menschenkenntnis besitzen. Gewöhnliche pädagogische Routiniers und Zopfschulmeister genügen nicht den Anforderungen, welche an einen Bibliothekar gestellt werden müssen. Der-

selbe hat die wichtige Aufgabe, die individuellen Wünsche und Neigungen der Leser zu prüfen, denselben entgegenzukommen oder sie auch auf andere Gebiete hinüberzuleiten; er hat, ausgerüstet mit Kenntnis der Personen und der sozialen Verhältnisse, in welchen jene leben, die zu beschaffenden Bücher auszuwählen resp. den Bibliothekskommissionen zur Beschaffung vorzuschlagen. Einer solchen Aufgabe gerecht zu werden, ist sehr schwierig. Die Erfüllung derselben setzt ein feines Verständnis, eine gründliche Kenntnis der Literatur wie der praktischen Lebensverhältnisse voraus..... Nur wenn die Bibliotheken sich unter der Leitung solcher jenen Anforderungen entsprechenden Männer befinden, werden sie ein Schatz, eine geistige Rüstkammer für das Volk zu werden vermögen."

Diese 1876 geschriebenen Worte, die klar die noch heute geltende Forderung der „Pädagogik der Ausleihe" enthalten, macht sich die Bücherhallenbewegung um 1900 ausdrücklich zu eigen (die Mahnung gelte heute noch in verstärktem Maße, setzt Ernst Schultze hinzu). Man ist gezwungen anzunehmen, weder v. Erdberg noch der ihm folgende Lampa haben jemals die für die Kenntnis der Bücherhallenbewegung grundlegenden Schriften gelesen, sonst könnten sie die oben mitgeteilten Behauptungen nicht aufstellen. Schultze beschäftigt sich dann weiter mit der Auswahl der Bücher (S. 259 ff.), bemerkt wiederholt, man dürfe, obwohl die freie öffentliche Bücherei „auch alle Wissenschaften in ihren Kreis einbeziehen" solle, das Volk nicht „möglichst nur mit Wissenschaft und abermals mit Wissenschaft und zum dritten Male mit Wissenschaft füttern" wollen. „Schöne Literatur muß in den freien öffentlichen Bibliotheken an allererster Stelle vorhanden sein — selbstverständlich ist, daß sie gut ausgewählt und die Spreu vom Weizen geschieden werden muß" (Sperrung von mir). Trotzdem ist das Maß des Bestandes an schöner Literatur durchaus nicht hoch genommen, 20—40 Prozent werden empfohlen! In der Jugendschriftenfrage, der ebenfalls längere Ausführungen gewidmet sind, steht Schultze im allgemeinen auf dem Boden Wolgasts, wenn er auch bereits zu sehen glaubt, daß dessen Forderungen an die Jugendschrift den Bogen etwas überspannen. Daneben zitiert er Adolf Matthias (Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? 2. Aufl. 1898).

So steht die Generation, welche die deutsche Bücherhallenbewegung schuf und trug, fest in der pädagogischen Tradition der Zeit, welche man vielleicht (unter Vernachlässigung der dem rückschauunden Blick nicht wesentlichen Differenzen) durch die oben angeführte Encyklopädie sowie etwa durch die Namen Wilhelm Rein und Adolf Matthias bezeichnen kann. Es ist das Bildungsideal, das im Kern sich unmittelbar von dem Bildungsideal unserer klassischen Zeit herleitet (Schiller, Goethe, Humboldt). Diese Generation ist zugleich durchaus fortschrittlich gerichtet, wie man an ihrer Haltung gegenüber Wolgast sieht. Wohl fühlt sie stark ihren Gegensatz zu den Vorgängern in den Volksbibliotheken alten Stils von den vierziger bis in die neunziger Jahre hinein, denn sie wird nicht müde zu betonen, daß die neue Bücherhalle etwas ganz Neues und Anderes sei (vgl. G. Fritz: Die Neugestaltung des städtischen Bibliothekswesens, Berlin 1902 u.a.m.), aber sie ist in dem sicheren Kulturgefühl, das ihre Träger auszeichnet, voll

Dankbarkeit gegen diese ihre Vorläufer, welche die ersten Schollen des steinigen Bodens brachen. Sie hat dieser Verpflichtung den schönsten Ausdruck gegeben, indem sie die Geschichte der älteren Bewegung voll Anerkennung schrieb, ohne je auf den Gedanken zu kommen, daß sie das eigene Wollen und die eigene Tat dadurch verdunkele. Das Urteil über den Wert der eigenen Arbeit überließ sie vertrauensvoll der Geschichte.

Von „Bildung" ist deshalb in ihren Schriften nicht so viel die Rede wie heute, weil sie noch sicherer in der aufgewiesenen Tradition ruhte und der Bildungsbegriff ihr noch nicht in dem Maße problematisch geworden war wie den kommenden ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Dabei war auch ihre Zeit von starken Stürmen bewegt. Die ganze zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hindurch rannte der Positivismus gegen ihr Bildungsideal an, und ihn stützte die stärkste Macht, die eine Bewegung auf ihrer Seite haben kann, die der wirtschaftlichen Lebensnotwendigkeit. Die in dieser Zeit in schnellstem Tempo voranschreitende Differenzierung der Arbeit zugleich mit der Eroberung immer neuen Weltstoffes erzwang vom Einzelnen wie von ganzen sozialen Schichten den Erwerb einer großen Menge technischer Fertigkeiten wie einer hohen Summe von Wissen, wenn sie ihren Lebenswandel und ihr Vorwärtskommen sichern wollten.*) Aus dieser Not heraus werden die Realanstalten geschaffen, werden bei Schulen aller Art immer neue Fächer in den Unterrichtsplan aufgenommen. Der hierdurch hervorgerufene Kampf ist bekannt, er ist auch heute noch nicht ganz abgeschlossen. Es ist zweifellos ein Verdienst der Schule, daß sie trotz aller, oft notgedrungener Konzessionen sich dem aufklärerischen Bildungsideal des Positivismus in ihren maßgebenden Faktoren versagte. Wie solches Festhalten am Geisteserbe der Vergangenheit sich mit fortschrittlichsten Tendenzen sehr wohl vereinigen läßt, das zeigen gerade die führenden Persönlichkeiten der Bücherhallenbewegung.

Sie haben in praktischer wie theoretischer Arbeit die Grundlagen geschaffen, auf denen die Büchereibewegung sowohl in ideeller Hinsicht wie ihrer technischen Ausgestaltung nach heute noch beruht. Alles, was nachher kommt, ist nur eine Akzentverlegung auf die eine oder die andere Seite, weitere Ausgestaltung und Entwicklung der Grundgedanken nach der oder jener Richtung, Verfeinerung, Auswahl und Zusammerfassung der damals geschaffenen technischen Mittel.

Der Beweis ist nicht schwer zu führen. Ich gebe im Nachstehenden eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Punkte, indem ich mich neben dem Werk von Schultze vornehmlich auf die kleine grundlegende Schrift von C. Nörrenberg: Volksbibliothek, Kiel 1896, stütze, die umfangreiche weitere Literatur aber nur gelegentlich heranziehe.**)

*) Es würde an dieser Stelle zu weit führen, auseinanderzusetzen, wie sich diese Dinge mit dem 20. Jahrhundert änderten, und zwar durch die neue Gliederung des gewonnenen Wissensstoffes, die reinliche Scheidung und Ausbildung der „Methoden" und durch die Zusammenschau der großen Wissensgebiete. Diese Änderung in der Struktur des geistigen Weltbildes ist die Vorbedingung für die neue Pädagogik.

**) Die ausgezeichnete kleine Schrift, die wichtigste für die Geschichte des deutschen Büchereiwesens, ist leider längst vergriffen und schwer zu erhalten. Der

1. Die öffentliche Bibliothek soll ein festes Glied im System des nationalen Bildungswesens bilden, und zwar als kommunale Bildungsanstalt für das gesamte Volk in ausdrücklichen Gegensatz zu der bis dahin üblichen Form der Bücherei als „Wohltätigkeitsanstalt für die Unbemittelten und Ungebildeten" (Nörrenberg a. a. O., ferner bei Pfannkuche, Jeep u. a.).
2. Die öffentliche Bücherei als „notwendige Ergänzung der öffentlichen Schule". („Ein jeder Ort mit Schule muß eine kommunale Volksbibliothek haben oder es muß eine solche an sie angeschlossen sein", Nörrenberg a. a. O.)
3. Für das Land die Einrichtung von Dorfbüchereien (Bube, Schultze) und von Kreisbibliotheken. („Würde in Preußen die Kreisbibliothek überall eine stehende Einrichtung, so würden wir in diesem Staate etwa 500 gut dotierte, gut verwaltbare, leistungsfähige Bibliotheken haben, statt einiger Tausend Zwergbibliotheken, die wenig leisten können.")
4. Forderung der Beratungsstellen in Form hauptamtlicher Beratung in den Provinzen. (Soviel ich sehe, zuerst bei Nörrenberg a. a. O.: „Es wäre vielleicht Sache der Provinzen, Landes-Bibliothekare anzustellen, welchen es obläge, geeignete Persönlichkeiten einzuschulen und die Bibliotheken zu revidieren.")
5. Ausgestaltung der bestehenden wissenschaftlichen Stadtbibliotheken im Sinne der neuen Forderungen („machen (wir) sie aus den Grabstätten der Bücher zu Werkstätten des Geistes, so ist Deutschland mit einem Schlage um viele Bildungsanstalten reicher", Nörrenberg a. a. O., ferner Schultze, Jeep, Fritz u. a. m.).
6. Forderung geschulter Fachbibliothekare und hauptamtlicher Leitung aller größeren Büchereien (Nörrenberg, Jeep, Fritz u. v. a.).
7. Forderung der Lage der Büchereien im Zentrum der Stadt an ruhiger Stelle. Künstlerische und behagliche Ausgestaltung der Räume und Lesesäle, die überall einzurichten sind. Buchpflege durch das Personal (Durchsehen nach jeder Ausleihe, Einband in abwaschbarem Dermatoid). — Zur Frage der Buchpflege s. besonders Pfannkuche, Freie öffentliche Bibliotheken und Lesehallen 1904 in seinem Bericht über die Bücherei Osnabrück.
8. Sorgfältige Buchauswahl. („Die Bücherei soll nicht zu ihrem Publikum herabsteigen, sie soll es emporheben" — „Die öffentliche Bibliothek hat eine erziehende Aufgabe; Literatur, die den gesunden Geschmack verdirbt, wie die Romane der Eschstruth oder die von Samarow gehören nicht in eine öffentliche Bibliothek". — Nörrenberg a. a. O., ferner Schultze u. a. m.) — Ausdrückliche Abwehr der Vielwisserei und Halbbildung. (Nörrenberg a. a. O., sehr scharf auch bei Pfannkuche. Über die Jugendschrift s. o.) *)

Verlag dieser Zeitschrift wird in Kürze einen Neudruck als Ehrung für den im Frühjahr 1928 aus seinem Amte scheidenden Senior der deutschen Büchereibewegung veranstalten.

*) Man vergleiche hierzu die lehrreichen Jahresberichte der Berliner Lese-

9. Pädagogik der Ausleihe. (S. besonders das oben angeführte Zitat von Jannasch bei Schultze. Sehr mit Recht allerdings warnt Schultze vor einer Überspannung dieses Prinzips zu einer Bevormundung des Lesers, indem er sich das schöne Wort Friedrich Albert Langes zu eigen macht: „Das Gängelband gehört nicht in Deinen Umgang mit Männern, und wenn Du ihnen gegenüber ein Riese an Kenntnissen wärest." Es scheint heute recht gut, sich auch diese Lehre der „Alten" wieder ins Gedächtnis zurückzurufen.)
10. Einführung des Zweibuchsystems (nach amerikanischem Vorbild), um der „blinden Lesewut" zu steuern. Das zweite Buch muß ein belehrendes sein, nur bei zweibändigen Werken oder Erzählungsliteratur ist eine Ausnahme davon gestattet. (Th. Längin: Die erste reichsdeutsche Bücherhalle (Freiburg i. B.), Blätter für Volksb. u. Lesehallen, Jg. 1, 1900, S. 89; ferner Schultze a. a. O. S. 298.)
11. Die Ausarbeitung von Musterkatalogen. Hierüber spricht ausführlich Schultze a. a. O. S. 266 ff. Das erste Beispiel eines besprechenden Musterkataloges gab Wilhelm Bube: Die ländliche Volksbibliothek. Ein kritischer Wegweiser und Musterkatalog... 2. Aufl. 1897 u. ö.
12. Das technisch so wichtige System des Präsenzkataloges.

Es wurde in Deutschland von Fräulein Bona Peiser in der Berliner Bibliothek des Kaufmännischen Hilfsvereins für weibliche Angestellte (Verband der weiblichen Handels- und Büroangestellten) zuerst geschaffen (1895) und dann in der Gesellschaft für ethische Kultur (welche Gesellschaft mit anderen bahnbrechend für die Bücherhallenbewegung wirkte) in größeren Verhältnissen eingeführt. Danach führte es G. Fritz in Hamburg und Heidenhain in Bremen ein. Anna Lazarus berichtete über die Hamburger Erfahrungen mit diesem System, das zum technischen Herzstück der modernen Bücherei wurde, der Fachwelt zum ersten Male in einem grundlegenden Aufsatz im ersten Jahrgange der „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen" (1900, S. 153 ff. unter dem Titel: „Zur Frage des besten Leihsystems für Volksbibliotheken"). In Hamburg hatte man die Auswirkung der neuen technischen Errungenschaft bereits klar erkannt, von der es heißt, das System sei „so organisch, daß es sich nach unserer Ansicht größeren und kleineren Betrieben und Vereinsbibliotheken leicht anpassen läßt... und eröffnet eine Reihe von Möglichkeiten, die bei keinem der anderen Systeme zu erreichen sind".

Auch die Vorstufe des Leseheftes finden wir hier in Hamburg bereits nach Vorgang von Frl. Peiser und in dem genannten Aufsatz in den wichtigsten Vorzügen erkannt. (Das erste Leseheft verwandte dann Heidenhain in Bremen.) Die Stelle gibt zugleich ein so hübsches und klares Bild von der Ausleihe, wie sie 1900 in einer der modernen, großen und fachlich gut geleiteten Büchereien der Lesehallenbewegung ge-

halle der deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur, die von 1896 (für das Jahr 1895) bis in die Gegenwart vorliegen. Der im 1. Bericht von 1896 für die Anschaffung maßgebliche Grundsatz (S. 5) lautet: „bei deren Anschaffung allein der literarische Werth und die Brauchbarkeit des betr. Schriftwerks als Bildungsmittel maßgebend sind."

handhabt wurde, daß ich sie hierher setze, auf die Gefahr hin, den Leser mit Wohlbekanntem zu langweilen:

„Für einen großen Vorzug unseres Leihsystems halte ich auch die weiter oben beschriebenen Bestell- oder Wunschzettel. Der Bibliothekar kann an der Hand dieser den Wünschen des Lesers entgegenkommen und doch mit Vorzug das Beste des Aufnotierten auswählen. Aus der aufgeschriebenen Auswahl ergibt sich die Geschmacksrichtung des Lesers, gelegentlich auch, daß die Wahl in der naivsten Weise nur nach den schönen Titeln, jedenfalls rein zufällig getroffen ist. Wenn bei jugendlichen Lesern hierdurch ganz Ungeeignetes als Wunsch erscheint, kann die Hilfe des Bibliothekars eintreten, um in einer freundlichen Besprechung den Wunsch auf etwas Geeignetes zu lenken. Das Buch, das zur Entleihung kommt, wird vom Zettel gestrichen, der sonst weiter gilt."

Eine Geschichte des neueren Volksbüchereiwesens kann hier nicht gegeben werden. Die angeführten Beispiele beweisen zur Genüge, daß von der Bücherhallenbewegung in den wenigen Jahren von 1895 bis 1900 die technischen und theoretischen Grundlagen erarbeitet sind, auf denen wir heute noch fußen, und die Forderungen aufgestellt wurden, an deren Verwirklichung wir zum guten Teile noch heute arbeiten. Daß aber alles Spätere dieser großen Leistung gegenüber, wie gesagt, nur Auswahl, Zusammenfassung, Differenzierung (besonders der technischen Mittel), allmähliche Vertiefung der Theorie und ihrer psychologischen und philosophisch-pädagogischen Grundlagen ist. Durch eine Akzentverlegung mehr auf die eine oder die andere Seite trennten sich in der Weiterarbeit die einzelnen Auffassungen, aber alle produktiv Tätigen haben Anteil an dieser Arbeit, und Lampa irrt, wenn er meint, das Verdienst daran einem engen Kreise, einem dieser Zweige allein zuschreiben zu können. Es ist selbstverständlich, daß die weltanschauliche Wende, die gegen Ende des ersten Jahrzehnts des neuen Jahrhunderts die allgemeine pädagogische Theorie und Praxis zu neuen Erkenntnissen und Forderungen führte, auch auf das volkstümliche Büchereiwesen stark einwirkte und seine einzelnen Vertreter verschieden beeinflußte. Wo nun hier die zukunftsreichste Ausprägung entstand, das sollte man bescheiden der Entwicklung und dem Urteil einer späteren Zeit überlassen, vorweggenommener Ruhm ist auch bei lautester Verkündigung nicht immer ein Zeichen für seine Dauer.

Auf welche Schriften sich Lampa neben seinen dürftigen Quellenangaben etwa noch stützt, ist ungewiß, zumal die Schriften dieser Gruppe einander sehr ähnlich sehen. Bei seiner wenig genauen Ausdrucksweise im Gebrauch der Schlagworte „alte" und „neue" Richtung muß man auf die Vermutung kommen, daß er einer Geschichtskonstruktion folgt, die in seiner Gruppe beliebt ist und welche besagt, was die Bücherhallenbewegung anfänglich geleistet habe, sei gut und schön gewesen, aber dann sei sie schnell „versandet". Diese Auffassung muß jeden schon deshalb stutzig machen, weil die um 1900 führenden Persönlichkeiten, die fast alle recht jung waren oder in der Fülle ihrer Kräfte standen, in ihrer Tätigkeit verblieben und z. T. heute noch wirken. Andere, z. B. so ausgeprägte Persönlichkeiten wie Sulz und Ackerknecht, traten — noch in der Vorkriegszeit — hinzu.

Den Beweis für diese erstaunliche Behauptung (erfunden, um mit sich selbst eine neue Zeitrechnung beginnen zu können) macht man sich denn auch sehr leicht. Er wird gefunden in einem Aufsatz, den Heidenhain in den Blättern für Volksbibliotheken von 1908, S. 173 ff., „Über die Ausbildung für den Dienst öffentlicher Bibliotheken" schrieb. Heidenhain lehnt in diesem Aufsatze, der weit davon entfernt ist, dem damaligen Stande der Entwicklung einen Vorwurf zu machen, eine „Bibliothekarschule" als annoch verfrüht ab, da eine „schulreife Technik und Verwaltungsart", „vorbildliche Arbeitsmethoden", „klare Bestimmung der Probleme", die sich allgemeiner Anerkennung erfreuten, noch nicht vorhanden seien. Die damals bereits bestehenden Kurse von Hottinger und Wolfstieg könnten lediglich als ein erster Notbehelf angesehen werden. Er befürwortet deshalb als unumgänglich notwendig, daß sich jeder Anwärter selbst an den bedeutenderen Bücherhallen umsehe, um überall das Beste mitnehmen zu können. Eine solche Ausbildung allein könne auch die Entwicklung im erwünschten Maße weiter fördern, und „dann käme auch wohl die Zeit, verschiedenartige Methoden und Systeme für Arbeitsorganisation, Ausleihbetrieb, Statistik, Katalogisierung und so fort über die Elemente hinaus zu entwickeln und brauchbare, genaue Handbücher zu schreiben". Wenn Heidenhain von „autodidaktischem Experimentieren in den kurzen Jahren unserer Praxis" spricht (Sperrung von mir), so schließt er sich und alle Gleichstrebenden mit ein und will und kann ihnen und sich selbst nicht den geringsten Vorwurf daraus machen, da ja die „kurzen Jahre der Praxis" diesen Zustand natürlich und selbstverständlich erscheinen lassen. Der Aufsatz ist also selbst der beste Beweis dafür, daß die Führer der Bücherhallenbewegung weit entfernt davon waren, ihre Errungenschaften zu überschätzen oder sich auf ihren Lorbeeren auszuruhen. Ja, wir dürfen rückschauend sagen, daß sie bereits viel mehr erreicht hatten, als sie wissen konnten, denn ihre Grundlagen haben sich zum besten Teile bewährt. Wie sich die wirklich zukunftsstarken Errungenschaften nach und nach durchsetzten, hat Bona Peiser sehr instruktiv an einer tabellarischen Darstellung der Verbreitung ihres Präsenzkartensystems gezeigt.

Was aber ist aus diesem Aufsatz Heidenhains, durch Herausschneiden eines Zitates, gemacht worden?

Es ist peinlich, es zu wiederholen, so daß ich es nur teilweise hierher setzen möchte. „Die Büchereien, große ausgedehnte Betriebe mit Zehntausenden von Bänden und Hunderttausenden von Entleihungen standen da, ohne daß die geistigen Grundlagen eines so großen Werkes gelegt gewesen wären, ohne daß eine einigermaßen gesicherte Berufskunde für Einrichtung und Betrieb solcher großer und anspruchsvoller Anstalten vorhanden gewesen wäre... Dieser chaotische Zustand bestand zehn Jahre nach Beginn der Bücherhallenbewegung! Im Jahre 1908 waren schon fast alle größeren Bücher- und Lesehallen errichtet. Und damit war schon fast alles verloren...*) usw. usw." (Denkschrift betr. die Umgestaltung älterer städtischer Büchereien und Lesehallen, überreicht von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Leipzig 1924. — Dem sächsischen Landtag vorgelegt!).

*) Sperrung von mir.

Eine Kritik versage ich mir, weil ich eine solche Behandlung geschichtlicher Dinge und für unser eigenstes Fachgebiet grundlegender Leistungen als außerhalb meiner Zuständigkeit liegend empfinde.*)

Ich weiß nicht, ob Campa diese Schrift selbst vorlag, aber sie zeigt (mit anderen), auf welche historischen Unterlagen er seine Kritik der gegenwärtigen und früheren Volksbildungsbestrebungen stützte, ohne sie einer Nachprüfung zu unterziehen. Es bleibt nur hinzuzufügen, daß die Zeitschriften und anderen Veröffentlichungen der Jahre 1900—1908 zeigen, das von einem „Versanden" der Bewegung nicht die Rede sein kann. Ich will nur noch darauf hinweisen, daß auch die Debatte, ob nur erzählende Literatur hoher künstlerischer Formgebung oder auch minderer Prägung in den Bücherhallen geführt werden solle, die ganze Bewegung seit ihrem Entstehen durchzieht und keineswegs erst vom Auftreten Leipzigs an datiert, das sich vielmehr nur der ersteren Forderung anschloß. Damit entfallen auch die hierher gehörigen Ausführungen Campas.

In den Fragen der Massenbildung schließt sich Campa ebenfalls an Erdberg-Hofmann an, für seine Unklarheit in diesem Punkte ist bezeichnend, daß er es als Kriterium seiner „neuen" Richtung empfindet, wenn diese ihre Grenze so ziehe, daß sie auf diejenigen verzichte, die „ausschließlich durch den ‚Schund' angeregt und befriedigt werden". Hierin gehen und gingen bekanntlich alle maßgebenden Persönlichkeiten einig, die Trennung beginnt oberhalb dieser Grenze. Bezeichnend für die Einstellung des Verfassers ist ferner die Äußerung, daß „eine Volksbildungsrichtung, die den Spielfilm in ihr Programm aufnimmt, eben dadurch teilweise zu einem gewöhnlichen Kino herabsinkt".**) In der ganzen Behandlung des „Schund- und Kitschproblems" ficht der Verfasser gegen Windmühlen, denn die „seichte und banale Unterhaltungsliteratur und die Literatur der Tagesmode" steht für keinen ernsthaften Volksbildner zur Debatte. Es handelt sich immer um Werte, reine Gefühlswerte, ästhetische, ethische, weltanschauliche und rationale Werte. Nur da, wo solche auftreten und nachweislich erkennbar sind, beginnt die Auseinandersetzung. Diese aber dreht sich darum, ob in der erzählenden Literatur diese sozialpädagogisch nur wirksam werden in einer dem differenzierten Kunstempfinden der kulturellen Oberschicht adäquaten Formgebung oder (und wie weit) auch noch in einer (von diesem Standpunkt aus gesehen) minderen Ausprägung. Da er also von einer Fragestellung ausgeht, die sich überhaupt nicht mit dem strittigen Problem deckt, so haben seine ausführlichen Darlegungen hierüber für uns kein Interesse. Die Statistik der Leipziger Bücherhallen aus dem Jahre 1922, die er mitteilt, beweist nicht die Schlüsse, die er daraus ziehen zu können glaubt. Wenn in einer Stadt wie Leipzig auf einen Leser im Durchschnitt nur 10 Entleihungen im Jahre kommen, so ist das (wie jeder Fachmann zugeben wird) kein Beweis dafür, daß alle diese 15 713 Leser (auch wenn

*) Ich möchte auch betonen, daß nach meiner persönlichen Auffassung die Leipziger Zentralstelle sich heute nach zwei Jahren nicht mehr zu dieser Auffassung bekennt und daß ich sie nur höchst ungern hier berührt habe. Die vorliegende Aufgabe zwang mich dazu, die Grundlagen der Campaschen Schrift aufzuweisen, für welche der 1. Vorsitzende der Zentralstelle mitverantwortlich zeichnet.

**) Es liegen im guten Spielfilm eben auch ästhetische Werte, was der Verfasser rundweg bestreiten zu können vermeint.

es sich um eine Auslese aus allen Schichten handelt) mit diesen je 10 Büchern ihr ganzes Lesebedürfnis befriedigt haben und zu besonders gründlichen Lesern erzogen sind, zumal noch 47,68 Prozent auf erzählende Literatur entfallen und Lebensbeschreibungen, Reisebeschreibungen und verwandte Literatur noch mit zur belehrenden zählen. Gerade sehr gute und fortgeschrittene Leser pflegen nicht mit 10 Büchern im Jahre auszukommen, und solche statistischen Ergebnisse müssen im Bibliothekar manche Fragen aufsteigen lassen, auch solche, welche die Statistik allein nicht beantworten kann.

Überall, wo Lampa auf die ihm persönlich bekannten österreichischen Verhältnisse zurückkommt, ist es recht lehrreich, ihm zu folgen. So weist er Erdbergs Kritik an Ludo Hartmann zurück, indem er richtig bemerkt, man habe auch in der Volkshochschulbewegung schon früher geleistet, was vielleicht dem Namen nach verschieden, im Wesen aber dem von Erdberg und seinen Freunden formulierten bereits sehr ähnlich gewesen sei. Auch hier würde er, wie bei der Büchereibewegung, bei näherer Beschäftigung mit reichsdeutschen Verhältnissen die Entdeckung machen, daß es nicht anders liegt und daß auch hier neue Namen nicht immer neue Dinge bezeichnen, wie ihre Erfinder gern vorzugeben pflegen.

Lampa wendet sich dann dem „Problem der Neutralität" der Volksbildung zu. Er legt dabei die von Hofmann 1923 formulierten Leitsätze zu Grunde (Archiv für Erwachsenenbildung, 2. Jg. S. 65—104). Was nun diese Leitsätze anbetrifft, so können sie wohl in wesentlichen Teilen von allen heute in Deutschland maßgeblichen Volksbildnern anerkannt werden. Sie bilden ein schönes Zeugnis dafür, wie sehr die Entwicklung die streitenden Parteien bereits einander näher gebracht hat. Allerdings scheint mir Hofmann noch nicht die Folgerungen aus seinen neuen Erkenntnissen gezogen zu haben, die m. E. mit Notwendigkeit daraus hervorgehen und die anderwärts bereits aus gleicher Erkenntnis gezogen worden sind. Ich kann hier nicht näher darauf eingehen, verweise aber auf folgende Zitate aus diesen Leitsätzen: „Die Aufgabe ist: die tatsächlichen Antriebe des Volkes in seinen verschiedenen Kreisen und Schichten zu erkennen, für die entsprechenden Lebensantriebe die entsprechenden geistigen Antriebe in der kulturellen Produktion zu suchen und danach die entsprechenden Kulturgüter an der entsprechenden Stelle des Volkslebens einzusetzen ...*) Die weltanschaulich nicht gebundene Volksbildungsarbeit ist eine notwendige Ergänzung der (prinzipiell gleichwertigen) gebundenen Volksbildungsarbeit. Sie kann das aber nur sein, wenn sie auch für sich Leitgedanken und Bindung anerkennt." Auf diesen letzten Punkt komme ich noch kurz zurück. Auch hier scheint mir der Weg noch nicht zu Ende gegangen. „Leitgedanken und Bindung" dünkt mich noch eine zu allgemeine Formulierung. Wenn man dafür setzt: „wenn sie auch für sich ein klar formuliertes Bildungsziel anerkennt" (welches mit dem Satze „Volksbildung ist Formung des Volkes zur Volkheit" noch keineswegs gesetzt ist), so kann ich mich auch diesem Satze anschließen. Nun scheint freilich auch Hofmann

---

*) Das eben ist es, worum wir uns in diesen Blättern seit Jahren bemühen und was sich organisch aus der geschichtlichen Entwicklung der Bücherhallenbewegung als Forderung ergibt.

ein Bildungsziel zu formulieren, indem er seinem Begriff der Volkheit Inhalt gebend sagt: „Als letztes Ziel muß uns die Einigung des deutschen Volkes in einem Glauben, in einer Anschauung der Welt, in einer Überzeugung von dem Sinn des Lebens und den Aufgaben des Menschen vor Augen stehen." Ich weiß nicht, ob auch dieses Ziel, das durch die Jahrhunderte deutscher Geistesgeschichte in seinen Hauptlinien zu verfolgen auch ohne besondere historische Studien möglich ist, hier ebenfalls als eine Errungenschaft der „neuen" Richtung angesprochen werden soll. Dem Zusammenhange nach scheint es so, und dann wäre die „neue" Richtung auf dem Umwege über eine, wie wir aufgezeigt haben, historisch sehr schwach fundierte Kritik gegen ihre Nährväter und Mütter zu einem sehr, sehr alten Resultat gekommen, für welches es dieses Umweges kaum bedurft hätte. Aber ich will das hier bei Seite lassen und nur sagen, daß m. E. damit keineswegs, wie Lampa meint, die „mögliche oder erreichbare Vorstellung von dem Seinsollenden, für welches die Volksbildungsarbeit zu leisten ist, erschöpft" ist. Mag der Inhalt kommender Weltanschauungen auch immer mehr oder weniger vor unseren Augen verborgen bleiben, mit dieser alten, viel zu allgemeinen Formel ist wenig oder gar nichts gewonnen. Sie geht vielmehr, ausgesprochen oder unausgesprochen, in ein faßbares Bildungsziel ein, etwa wie „das Moralische, das sich von selbst versteht".*)

Ist nun ein solches bestimmt faßbares Bildungsziel möglich, ohne in den Fehler zu verfallen, an die Seite der gebundenen Weltanschauungen eine neue gebundene Weltanschauung zu setzen? Das ist zu bejahen. In den Heften der „Bücherei und Bildungspflege" ist seit Jahren, sich immer klarer herausbildend, ein Weg beschritten, der auf solches Bildungsideal zielt. Führend ist hier Ackerknecht vorangegangen, der ausgehend von der pädagogischen Tradition des alten humanistischen Bildungsideals in seiner neueren Ausprägung, wie es im Anfang dieses Aufsatzes gestreift wurde, unter Auswertung der Nietzscheschen Lehre von der „schenkenden Tugend" zu einem Bildungsideal gelangt, das sich als Sozialhumanismus bezeichnen läßt. Eine Zusammenfassung hat Ackerknecht bisher seinen Gedanken nicht gegeben, seine zahlreichen Aufsätze, Arbeiten und Besprechungen enthalten jedoch eine reiche Fülle von theoretischen und praktischen Gedanken und Hinweisen hierzu. Ich bemerke jedoch, daß sich auch bei Kemp und anderen Mitarbeitern dieser Zeitschrift zahlreiche Hinweise von gleicher Richtung finden. Um Weiterungen zu vermeiden, möchte ich hier nun eine Zusammenfassung dieses Bildungszieles bringen, weil sie manche der hier aufgeworfenen Fragen beantwortet, obwohl ich sie ihrer Unfertigkeit halber (sie war für einen besonderen Zweck verfaßt) nicht für

*) Ich brauche hier nicht näher darauf hinzuweisen, daß auch gebundene Bildungspflege (katholische, protestantische, sozialistische) dieses Ziel implicite in sich enthält, womit denn jeder Unterschied im Ziel zwischen ihnen und der freien Bildungspflege hinfällig würde und er allein im Wege zu suchen wäre, was insofern richtig ist, als sich im Unendlichen die Parallelen schneiden. Auch darauf brauche ich nicht zu verweisen, daß ein solches Prinzip als erreichbares, praktisches Ziel genommen unmöglich ist, weil alle Kulturbewegung auf Spannungen beruht und Aufhören dieser Spannung ihr Tod wäre (was natürlich nicht heißt, daß unser derzeitiger Zustand nicht sehr besserungsbedürftig wäre).

den Druck bestimmt hatte, sie vielmehr in umfassenderem Zusammenhange ausführlicher behandeln wollte:

„Vor die ästhetische und die Verstandeskultur stellen wir die seelische Kultur, welche durch eine gesunde Entfaltung des Trieblebens, der Phantasietätigkeit, des Gefühls und des Gemütes der Mechanisierung der Zeit sowie den aus der Verdrängung dieser Kräfte notwendig erwachsenden Schäden entgegenwirken soll und die nach unserer Auffassung der Mutterboden aller kuturell produktiven Kräfte ist. Ohne diese Pflege der seelischen Grundkräfte entartet die ästhetische Kultur zur formalistischen oder gar zum frivolen Snobismus, erstarrt die ethische Kultur zur äußeren Konvention, führt die Verstandeskultur zu krassem Materialismus (wofür jede rationalistische Epoche der Geistesgeschichte ihr Beispiel liefert).

Unter seelischer Kultur verstehen wir eine Entfaltung sämtlicher seelischer Kräfte, mit dem Ziele, unter sich und zu den geistigen Kräften in ein Verhältnis der Ausgeglichenheit zu gelangen, in welchem die eine Kraft die andere fördert, nicht hemmt, wie es bei Verdrängung oder Verkümmerung des einen oder des andern Teiles geschehen muß. Als Ziel schwebt dabei nicht so sehr der Idealfall des gleichmäßig nach allen Seiten ausgebildeten Menschen der deutschen Klassik vor (Ideal des Neuhumanismus), welcher nach den Ergebnissen der geisteswissenschaftlichen (differentiellen) und soziologischen Psychologie als Leitbild heute nicht mehr aufrecht zu erhalten ist und allzu leicht einer Pflege abseitigen Individualismus Vorschub leisten könnte. Ausgeglichenheit in unserm Sinne bedeutet nicht Gleichgewicht, sondern je nach dem Vorwiegen des theoretischen, ökonomischen, ästhetischen, sozialen, religiösen oder politischen Menschen in einer Persönlichkeit und den soziologischen Bedingtheiten (auf welchem Gegen- und Ineinander die kulturelle Bewegung im einzelnen wie im großen beruht) eine bewußte Pflege der zurücktretenden Komponenten, um die notwendige Ergänzung zu schaffen, welche vor Erstarrung bewahrt, die produktiven Kräfte in Fluß erhält, und worauf nicht zuletzt die Möglichkeit des gegenseitigen Verständnisses der Volksgenossen als Vorbedingung der Volksgemeinschaft beruht.

Indem wir so durch Pflege der seelischen Kultur die produktiven kulturellen Kräfte wecken und dem gegenseitigen Verständnis den Weg bereiten, lenken wir den Einzelnen bewußt auf den Dienst an und in der Volksgemeinschaft hin, durch den allein eine solche Entfaltung seelischer Kultur möglich erscheint. Das Ziel unserer Bildungsarbeit ist daher zu bezeichnen als ein Sozialhumanismus, dessen Träger die zu seelischer Ausgeglichenheit gebildete, sittlich freie, im Dienst an der Volksgemeinschaft ihre Vollendung suchende Persönlichkeit ist.

Eine solche Persönlichkeit ist nur denkbar als im Metaphysischen verwurzelt. Ohne uns auf eine bestimmte Weltanschauung oder Religionsform festzulegen, suchen wir überall so weit zu führen, daß über das Erlebnis der Begrenztheit menschlicher Erfahrung und Erkenntnis der Weg zu einem über der kausal bedingten Welt der Erscheinung stehenden Reiche des absoluten Wertes eröffnet wird.

Als Objekt der Bildungspflege sehen wir den ganzen seelisch-geistigen Menschen in allen seinen sozialen Abwandlungen an, wonach

unsere Arbeit grundsätzlich jedem gilt, in dem ein Drang nach Wert überhaupt erkennbar und faßbar ist. In einer Auslese der Begabten zur Schaffung einer neuen sogenannten „Kulturträgerschicht" sehen wir zwar eine bedeutsame Aufgabe, aber nur eine Teilaufgabe. Das wichtigste Problem liegt für uns vielmehr gerade in der geistigen und seelischen Verarmung der nicht zur „Kulturschicht" gehörenden und nicht zu ihr sich erhebenden Masse, wobei zunächst dahingestellt bleiben mag, wie sich die Dinge — etwa das Verhältnis des Gebens und Nehmens — in einem von echter Kultur durchbluteten Volksorganismus denn in Wirklichkeit verhalten, ob man tatsächlich von einer „Kulturträgerschicht" im Sinne des allein produktiven Teiles sprechen darf oder nicht. Es könnte sein, daß sich diese Masse — auch heute noch — bei näherer Betrachtung als viel produktiver erweist, als man, eine unbewiesene Theorie leichthin nachsprechend, allgemein anzunehmen geneigt ist.

Der Weg zur Erfassung der breiten Masse der Bevölkerung geht für uns auch über den Beruf*), gleich welcher Art dieser ist. Unsere Stellung zur Berufsliteratur ist deshalb mit den Worten Pestalozzis umschrieben: „Der Kreis des Wissens, durch den der Mensch in seiner Lage gesegnet wird, ist enge, und dieser Kreis fängt nahe um ihn her, um sein Wesen, um seine nähesten Verhältnisse an, dehnt sich von da aus, und muß bei jeder Ausdehnung sich nach diesem Mittelpunkt aller Segenskraft der Wahrheit richten" (zitiert von Ed. Spranger in seiner Züricher Festrede). Auch hier zielen wir dahin, wo die Berufsarbeit des Menschen nach der einen Seite mit der Arbeit der Volksgemeinschaft, auf der andern Seite mit dem Metaphysischen zusammenhängt, indem sie von der einen ihren sozialen Wert, von der anderen ihre sittliche Würde nimmt."

Von einem solchen Bildungsideale des Sozialhumanismus ausgehend, ist auch der zu seiner Zeit vorbildliche Ausgleich des Neuhumanismus zwischen nationaler Kultur und Menschheitskultur auf neuer Ebene wiederzugewinnen, welcher Gegensatz heute als „völkisch" und „international" unserm Volke schwerste Schädigungen bringt, und nur unter Herausstellung der in diesem Ideal zusammengefaßten ethischen Normen ist das Ziel der Volksgemeinschaft praktisch zu verwirklichen, unter Absehung von der Idee der Einigung des deutschen Volkes in einem Glauben, einer Anschauung der Welt usw., welche als Tendenz, wie gesagt, implicite in jedem starken Kulturwillen wirksam ist. Dieses, oben skizzierte, Ideal eines Sozialhumanismus enthält nichts, was nicht Jude und Katholik, Protestant und Sozialist gleicherweise unterschreiben könnten, ohne ihrer Eigenart verlustig gehen zu müssen, obwohl es bestimmter ist als das der oben beschriebenen „Volkheit". Denn es ist aufgebaut auf der besten gemeinsamen Überlieferung des deutschen Volkes und den wichtigsten schöpferischen Tendenzen in der kulturellen Bewegung der

*) Vgl. hierzu meinen Aufsatz Jg. 6 (1926) S. 239 ff. „Volkstümliche Bücherei und Berufsliteratur", der sich mit der Hofmannschen Ansicht, die Berufsliteratur gewissermaßen in den Anhang zu verweisen, auseinandersetzt und ihre organische Eingliederung in die Bücherei und den erstrebten Bildungsvorgang fordert. In letztere Richtung weisen auch die neueren Bestrebungen zur Ausbildung der Arbeiter in den Werken als Lehrstätten, welche nunmehr eine umfassende gesetzgeberische Regelung seitens des Reiches erfahren sollen.



Gegenwart und knüpft bewußt und ehrfürchtig an sie an. Freie Volksbildung in diesem Sinne stellt sich nicht *neben* die der gebundenen Weltanschauungen, sondern sucht sie zu ergänzen, indem sie sie *übergreift*, ohne ihnen von ihrem Werte nehmen zu wollen, ja, sie bejaht sie, indem sie sie als berechtigte Ausprägungen deutschen Wesens anerkennt. Sie will ihre Stimmen nicht unterdrücken, sondern zur Harmonie führen auf Grund des Bestandes an gemeinsamen ethischen Normen, wie sie das Ideal des Sozialhumanismus in sich begreift, wenn man sich meine Namengebung zu eigen machen will. Aber auf die Namengebung lege ich kein entscheidendes Gewicht: ich gebrauche sie im Folgenden der Kürze halber.

Hofmann hat drei „Ideale des Seinsollenden" aufgestellt, die ihm das Gemeinsame auszusprechen scheinen, welches die maßgebenden Weltanschauungen verbindet:

„1. Die Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen. Dieses verbindet sie mit der religiös-konfessionell fundierten Volksbildungsarbeit.

2. Das Solidaritätsbewußtsein aller Arbeitenden auf der Erde. Das verbindet sie mit der großen Weltbewegung des Sozialismus.

3. Den Gedanken des Deutschtums, des geistigen und seelischen Lebens aus deutscher Wesensart heraus. Das verbindet sie mit der völkischen Bewegung."

Das hört sich recht gut an, ist aber nicht neu und vor allem zu dürftig und zu allgemein. Punkt 1 bedeutet eine für jeden Kulturmenschen einfache Selbstverständlichkeit, Punkt 3 ist für jede *deutsche* Volksbildungsarbeit ebenso selbstverständlich, muß gewiß immer wieder betont werden und steht auch in jedem ministeriellen Schulerlaß mit Recht zu lesen, aber auch deutsche evangelische und deutsche katholische Volksbildungsarbeit betonen diesen Punkt gleichermaßen, und auch sozialistische Bildungsarbeit negiert nicht durchaus den nationalen Wert. Diese beiden Punkte, die *jede* irgendwie beachtliche Bildungsarbeit als selbstverständlich voraussetzt, können nicht auszeichnende „inhaltliche Forderungen" oder auch *die* „obersten Leitgedanken" freier Volksbildungspflege sein. Diese zeichnete sich dann lediglich durch ein Negativum gegenüber jeder weltanschaulich gebundenen Bildungspflege aus.

Was nun den zweiten Punkt anbelangt, so ist das „Solidaritätsbewußtsein aller Arbeitenden auf der Erde" für sich selbst kein hinreichender Wert, um ihn zum obersten Leitgedanken freier Volksbildungspflege erheben zu können. In dieser Formulierung kann er nur zweierlei bedeuten: einmal die gemeinsame Front aller Arbeitenden gegen die nicht arbeitenden Schmarotzer. Ohne diese ins Politische hinüberspielende Auslegung aber den Anspruch, daß *Arbeit an und für sich ein ethischer Wert* sei, welcher alle daran Teilhabenden mit einander verbinde. Die Auffassung der Arbeit als solcher als eines ethischen Wertes liegt auch der ersten Auslegung zu Grunde, aber gerade diese Auffassung ist unhaltbar und von jeder wahren Bildungspflege zu bekämpfen. Nicht die Arbeit als solche *ist* ein ethischer Wert oder *schafft* einen ethischen Wert, auf welchen sich wahres Solidaritätsbewußtsein begründen ließe. Die Arbeit an und für sich als Wert genommen begründet vielmehr die Auffassung des Kapitalisten, welcher argumentiert: „Dies alles habe ich

mit meines Kopfes und meiner Hände Arbeit gewonnen und deshalb ist es mein ganz allein, und niemand hat ein Anrecht daran, nicht an einen Heller!" Auch diese Auffassung begründet freilich eine Solidarität, die harte und furchtbare Solidarität des Kapitalismus. Und wo die Idee vom Wert der Arbeit als solcher beim Nichtbesitzenden herrscht, da folgert er aus ihr: „Meine Arbeit allein ist Arbeit und darum bin ich allein der Wertvolle und darum müssen alle Güter der Welt in meinen Händen sein. Der andere besitzt sie nur aus Raub, so will ich sie ihm rauben." Auch diese Auffassung begründet eine Solidarität, die furchtbare Solidarität der Gier nach dem Besitz der andern, um ihn selbst zu genießen. So kann Arbeit allein durch sich selbst niemals ein ethischer Wert sein und niemals wahre Solidarität begründen.

Nur solche Arbeit gewinnt ethischen Wert, die schöpferisch, die zum Schaffen geadelt wird. Und „jede Arbeit wird zum Schaffen, wo sie dem Sinn des eigenen Lebens dienstbar gemacht wird, wo der Schaffende ‚seine Seele hineinlegt', wo sie zum ‚Berufe' wird"*). Der Sinn des eigenen Lebens aber vollendet und erfüllt sich allein im Sinne der „schenkenden Tugend", des sich Verschwendens an das Werk im Dienste der Volksgemeinschaft und der Menschheit. In diesem Sinne erst wird Arbeit werthaft und zur Grundlage einer wahren Solidarität der Volksgenossen im Dienste an der Volksgemeinschaft, der Menschengenossen an der Menschheit.

Hier liegt auch für uns die Verbindung mit dem Sozialismus, denn wir wollen, wie er, den *neuen Menschen*, mit einem neuen Ethos der Arbeit und einem neuen Ethos des (berechtigten!) Besitzes, ohne welches denn Besitz heute in der Tat nicht viel mehr als Raub ist. Und ebenso suchen wir die Verbindung unserer Arbeit mit der religiös gebundenen Bildungspflege tiefer zu fassen. „Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen" scheint uns selbstverständliche Voraussetzung *aller* Volksbildungspflege. Deshalb sehen wir das Verbindende erst darin, daß wir, wie oben ausgeführt, den Leser oder Teilnehmer an einer Arbeitsgemeinschaft bis an den metaphysischen Sinn der Erscheinung zu führen suchen und ihm damit den Weg zu dem über der kausal bedingten Welt stehenden Reiche des absoluten Wertes eröffnen.**)

---

*) E. Ackerknecht: Friedrich Nietzsche, der Prophet der schenkenden Tugend. 2. verm. Aufl. Stettin: Verlag „Bücherei und Bildungspflege 1926. (Stettiner Volkshochschul-Übungshefte. H. 2) S. 74.

**) Die „Ehrfurcht" als ethische Forderung und als Vorbedingung tieferer Erkenntnis ist auch eine pädagogische Forderung des Neuhumanismus um 1800, wie sie denn bekanntlich bei Goethe eine große Rolle spielt. Sie ist *Voraussetzung*, denn „die Welt wird sofort ein flaches Rechenexempel, wenn wir das geistige Organ der Ehrfurcht ausschalten" (M. Scheler). Deshalb bleibt der Geist, der dieses Organ wirklich ausgebildet hat, auch nicht bei der Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen stehen, sondern sucht zum Sinn der Erscheinung vorzudringen, wie Friedrich Kreppel (die Religionsphilosophie Max Schelers) es ausführt: „In ihr nimmt man *noch etwas hinzu* wahr, das der Ehrfurchtslose nicht sieht und für das er gerade blind ist: das Geheimnis der Dinge und die Werttiefe ihrer Existenz", und das, weil wir in der Ehrfurcht „der Insuffizienz unserer Verstandeskategorien vor der Welt und vor unserer Seele auf eine ganz unmittelbare Weise inne" werden (Dietrich Heinrich Kerler, zitiert bei Kreppel a. a. O.). Goethes Ausspruch, man solle „das Unerforschliche ruhig verehren" darf nicht für eine gegenteilige Haltung herangezogen werden: er erschließt seinen wahren Sinn

Sozialhumanismus in diesem Sinne ist also nicht eine eigene Weltanschauung für sich, sondern eine seelisch-geistige Haltung, in welche zwar wesentliche weltanschauliche Bindungen bereits eingegangen sind, die aber immer erst ihre Vollendung im Anschluß an eine konfessionelle, sozialistische oder philosophisch begründete Weltanschauung finden kann. Ja, es ist gerade das Wesen dieser seelisch-geistigen Haltung, daß sie bei sich selbst nicht stehen bleiben kann, sondern eine Erfüllung nach einer dieser Richtungen notwendig erstreben muß. Was wir nun „frei und ungebunden" an solcher Volksbildung heißen, das ist, daß wir nach keiner Richtung hin einen Einfluß ausüben wollen, wohin eine noch ausstehende Entscheidung fallen sollte. Vielmehr suchen wir uns hier lauschend und abwartend zu verhalten, um dem Suchenden auf dem Wege weiter zu helfen, nach dem er innerlich drängt. Hier ist alle wahre Volksbildungspflege „verstehende" Pädagogik im höchsten Sinne, und dieser Punkt ist schlechthin entscheidend für die Frage der Eignung zu solchem Beruf. Hierbei ist es erste Pflicht, jedem mit seinem angestammten Glauben oder der Weltanschauung seiner sozialen Umgebung Ringenden die Weite und die Tiefe dessen, was ihn innerlich nicht befriedigt, das ihn quält und von dem er sich doch nur schwer lösen kann, vor Augen zu führen. Denn um sich auseinandersetzen zu können, muß er erst einmal vollständige Klarheit über sich selbst und die ihm überkommenden Bindungen gewonnen haben. Er kehrt dann entweder mit einer geweiteten und vertieften Anschauung zur Richtung seines Ausganges zurück, oder er geht seiner inneren Veranlagung nach einen neuen Weg, doch ohne Haß und in Achtung und Ehrfurcht vor anderen Auffassungen.*) Den Ausdruck „neutral" vermeide ich für die freie ungebundene Bildungspflege, weil der Begriff der Neutralität ein kaltes und gleichgültiges Verhalten zu den Weltanschauungen in sich schließt, das niemals Leben wecken und zeugen kann. Freie, öffentliche

---

erst, wenn man ihn dem Gesamtbilde goethischer Weltanschauung und goethischen Lebensgefühls einfügt. Im übrigen hat sich solche Ehrfurcht als Zeichen eines reifen Geistes vor allem an der geistesgeschichtlichen Überlieferung zu bewähren. Wie der Dichter des Hiob es nach der Herderschen Übersetzung ausspricht.

Wir sind von gestern her und wissen nichts....

Man kann aber einwenden, daß auch solche Forderung, über die Ehrfurcht an den Sinn der Erscheinung und ins Reich des absoluten Wertes zu führen, erst dann eine Verbindung mit der religiös gebundenen Bildungspflege genannt werden dürfe, wenn dieser absolute Wert in religiösem Sinne näher bestimmt sei, denn ohne diese Bestimmung gelte die Forderung immer noch für jede tiefere Weltanschauung, also nicht nur für eine spezifisch religiöse oder gar christliche. Wer diesen Einwand sich zu eigen macht, sei darauf verwiesen, daß in dem Gedanken der sozialhumanistischen Bildungspflege, die Persönlichkeit könne ihre geistig-sittliche Vollendung erst in der Verschwendung an das Werk im Dienste der Volksgemeinschaft und der Menschheit finden, eine Verbindung mit dem christlichen Opfergedanken liegt, indem sein Leben nur vollendet, wer es seinen Brüdern zum Opfer bringt.

*) Ich darf an dieser Stelle hinzufügen, daß ich diese Einstellung in sechsjähriger praktischer Arbeit, selbst aus dem Protestantismus kommend und ohne Bindung an eine konfessionelle Form der Weltanschauung, in Bücherei und Volkshochschule in einem katholischen Gebiet mit starkem sozialistischen Einschlag erprobt und bewährt gefunden habe.

Bildungspflege verhält sich in diesem Sinne vielmehr verstehend zu den Weltanschauungen, und Verstehen erfordert Liebe. Die einzige Weltanschauung, welche solche Form der Volksbildungspflege nicht anerkennen kann, ist die des krassen Materialismus. In dieser Beurteilung des Materialismus ist die freie, öffentliche Bildungspflege erfreulicherweise einig mit der Gruppe Erdberg-Hofmann-Campa. In Übereinstimmung mit unserer Auffassung betont Campa, daß jener krasse Materialismus auch dem Sozialismus keineswegs notwendig zugehörig sei, daß vielmehr führende Sozialisten ihn bekämpfen und ablehnen.

Hiermit ist unsere Stellung zu den ausführlichen Darlegungen gegeben, die Campa an Hofmanns drei „Ideale des Seinsollenden" knüpft und in denen er sich große Mühe gibt, die aus Hofmanns Forderung der „Ehrfurcht" hergeleitete weltanschauliche Bindung gegen den Materialismus und gegen die Möglichkeit des Widerspruches gegen den Begriff der weltanschaulich nicht gebundenen Volksbildung zu verteidigen. Auf einzelne Dinge einzugehen, in denen wir anderer Meinung sind und die uns trotz Campas Ablehnung des Materialismus einen zu stark rationalistisch eingestellten Geist zu verraten scheinen (etwa der Satz: „Die darstellende Kunst und die Musik sind kein Mittel zur Pflege der Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen", welche Campa allein auf wissenschaftliche Erkennnis gründen zu können vermeint), braucht hier nicht mehr eingegangen zu werden. Zustimmend können wir die Auffassung anführen, daß eine Bindung an eine bestimmte Weltanschauung mit der Anerkennung eines Unerforschlichen noch nicht gegeben ist, sondern es hierzu der Hinzufügung eines Objekts durch die Nennung des Unerforschlichen bedarf, welches Gegenstand metaphysischer Spekulation, religiöser Hingabe oder mystischer Versenkung sein kann.

Zum Schluß seiner Schrift wendet sich Campa dann einem ihm persönlich besonders am Herzen liegenden Problem, der „Erziehung zur Bewußtheit" zu. Seinen sehr anregenden Ausführungen zu dieser Frage hier im Einzelnen nachzugehen, fehlt es an Raum. Aber es muß darauf hingewiesen werden, daß diese Frage heute besonders wichtig ist, wo Zeitströmungen sich hervordrängen, die (okkultistischer, mystischer oder allgemein gefühlsschwärmerischer Art) unserer volksbildnerischen Arbeit schwere Hemmnisse entgegensetzen. Ich selbst habe in diesen Blättern (Jg. 4 (1924), H. 2 S. 75 ff.) auf solche Strömungen in der Jugendbewegung und ihre Gefahren hingewiesen. Tiefe und Klarheit sind nicht Dinge, die sich ausschließen, sondern sich letzten Endes fordern, und der gegenteilige Eindruck wird nur dadurch hervorgerufen, daß so manche Taucher in noch neue und unbekannte Tiefen nicht sogleich bei dem ersten Vorstoß solche Klarheit gewinnen können, die auf ihren Wegen zu erringen dann Aufgabe der Nachfolgenden ist. Andrerseits liegt die große Gefahr vor, einer wesentlich rationalistischen Geisteshaltung zu verfallen oder doch ihr vorzuarbeiten. Hier die richtige Mitte zu halten, ist sicher eine der schwierigsten wie bedeutsamsten Aufgaben der Volksbildung.

Vielleicht haben diese Ausführungen den Verfasser der neuen Schrift zur Kritik der Volksbildung überzeugt, daß auch hinter den Bergen Leute wohnen, die mit dem gleichen Ernst und mit der gleichen Liebe der Sache

dienen, die er mit Recht für sich in Anspruch nehmen darf. Wenn ich mich so vielfach kritisch zu seinen Ausführungen verhalten mußte, so liegt das wesentlich daran, daß er sich auf ein sehr einseitig ausgewähltes Material mit mehr Vertrauen stützen zu können glaubte, als es verdient. Deshalb mußte ich notgedrungen auf diese seine Unterlagen zurückgreifen. Ich hoffe aber, hiermit im Dienste einer Klärung gearbeitet zu haben, die nicht einer Vertiefung der Gegensätze, sondern bei Anerkennung des vielfach Verbindenden ihrer Zurückführung auf die wohltätige und notwendige Spannung dient, welche einer weiteren Entwicklung förderlich sein kann. Wie ich auch nochmals betonen möchte, daß das Material des Verfassers zum Teil propagandistischer Natur ist und aus einer Periode stammt, die wohl auch für seine Gewährsmänner nunmehr für überwunden gelten dürfte.

Die nächsten 50 Jahre.

Amerikaner über die Zukunftsaufgaben der Public Library in Amerika.

Von Dr. Helen Wild (Zürich).

Die American Library Association, die nationale Vereinigung amerikanischer Bibliothekare, feierte im letzten Herbst ihr 50jähriges Bestehen. Das war wohl der Moment, Überblick zu halten über das, was in den fünf Dezennien erreicht worden war, die Resultate mit den Zielen, die sich die Vereinigung sukzessive gestellt hatte, zu vergleichen. Aber auch Ausblicke in die Zukunft konnten nicht ausbleiben. Die Papers and Proceedings 50th Anniversary Conference*) enthalten zwischen den Zeilen der zahlreichen Sitzungsberichte und Spezialrapporte und in einzelnen Vorträgen manchen Hinweis. Im Folgenden sollen die wichtigsten Punkte des Zukunftsprogramms hervorgehoben werden an Hand dieses Kongreßberichtes sowie des kürzlich erst erschienenen Führers „Libraries and Adult Education"**), welchen die Vereinigung auf Grund von eingehenden Studien einer Spezialkommission bearbeiten ließ.

Die Geschichte des ersten halben Jahrhunderts der amerikanischen Büchereivereinigung bietet das Bild eines unermüdlichen Strebens der Bibliothekare, vor allem die öffentliche Meinung für den Gedanken der Public Library zu gewinnen, ununterbrochener, oft vergeblicher Versuche, überhaupt Fuß zu fassen und den Kreis ihrer Tätigkeit auf neue Gebiete auszudehnen; es ist eine Zeit, charakterisiert durch eine bewußte Ausdehnungstendenz. Das Ziel ist erreicht. Mit berechtigtem Stolz erfüllt die Veteranen die Tatsache, daß die Public Library als gleichwertiger Bildungsfaktor wie die Schule anerkannt wird, mit Stolz auch der praktische Erfolg, daß die bibliothekarische Arbeit sich heute abspielt auf Grund eines aufbauenden Programms für einen gesunden, weitsichtigen und wirkungsvollen Büchereidienst.

Die ersten 50 Jahre organisierter Büchereiarbeit haben als am deutlichsten wahrnehmbar die Büchereitechnik ausgebildet, sie haben vor allem der Administration gedient. Neben der großen, rasch wachsenden Zahl der Büchereien, neben der Zunahme der absoluten Größe einzelner

*) Bulletin of the American Library Association Vol. 20, No. 10, p. 179—643 (zitiert: I).

**) Libraries and Adult Education. A Study by the American Library Association. New York. Mac Millan Company 1926. 286 S. (zitiert: II)

Institute sind als Errungenschaften hervorzuheben vor allem die Ausdehnung des Ausleihedienstes nach Hause — die meisten Public Libraries waren ursprünglich sogenannte Reference Libraries, d. h. ihre Bestände konnten nur an Ort und Stelle benutzt werden —, ferner mit derselben Tendenz der möglichsten Lösung von Schranken, der denkbar größten Beweglichkeit und Selbsttätigkeit der Leser, die Ausbildung der Freihand, und als drittes die Aufnahme und Ausbildung der Büchereiarbeit mit Kindern. Gerade dieser letztere Zweig, ursprünglich bedingt durch die Sorge um den Nachwuchs und hauptsächlich ausgehend auf Verbreiterung der Basis, führte den ersten Schritt in die Tiefe; denn Hand in Hand mit dessen Ausbildung ging der Ausbau der sogenannten Vorlesestunden für Kinder, welche die Public Library aus ihrem mehr passiven Verhalten und über das bloße Informationsideal hinausführte, hat sie doch zum Ziel, nicht Wissen zu vermitteln, sondern auf Phantasie, Gemüt und Geschmack zu wirken, gute Bücher zu lesen, kennen und schätzen zu lehren.*)

Wohin gehen wir? Diese Frage ist ebenso natürlich wie jene nach den erreichten Zielen. Mit beneidenswerter Sicherheit sehen die Amerikaner den Weg der nächsten 50 Jahre vorgezeichnet, sicherer und klarer als er 1876 vor den Kollegen lag. Zwei Warnungstafeln aber stellen sie sich an den Start: Lassen wir uns nicht durch verlockende Seitenpfade vom Endziel abbringen — lassen wir nicht die Kulturwerte und die feinern geistigen Qualitäten, welche die Quintessenz aller Büchereiarbeit bleiben müssen, bei Seite schieben von materiellen Tendenzen und Zielen! Und bescheiden klingt die Frage daneben: Wo sind die Pioniere, wo die Piloten, die mit jenen früherer Jahre vergleichbar sind?

Wenn wir die verschiedenen Stimmen, die sich über die Zukunft der Public Library äußern, vergleichen, so finden wir vollkommene Übereinstimmung darin, daß an ihrer jetzigen Form, der Einheitsbücherei, nicht gezweifelt wird. Unsere europäisch kontinentale Trennung in Bibliotheken mit rein wissenschaftlichem Zweck und solche mit sozialpädagogischen Zielen, eigentlichen Volksbüchereien, kommt nirgends zur Sprache. Im Gegenteil, das Allumfassende wird mehr als einmal betont, kommt in den Aufgaben, die sich die Vereinigung stellt, mehr denn je zum Ausdruck. Die ausgeprägt wissenschaftlichen Ambitionen, die dem Ausbau nach oben und damit notwendigerweise einer weitergehenden Spezialisierung rufen, gehören aber eben zu jenen Seitenpfaden, vor denen gewarnt wird, doch sind sie die Sorge nur weniger ganz großer Institute. Viel tiefer wird die Gefahr des Aufgehens in bloß technischer Vervollkommnung empfunden, am tiefsten aber jene der Überwucherung durch materielle Tendenzen. Das nötige Korrektiv glauben die Amerikaner gefunden zu haben in einem vermehrten Heraustreten aus der Passivität, indem die Public Library sich als aktiv tätiges Glied in den Dienst der auch in Amerika seit dem Krieg sich gewaltig ausdehnenden Bewegung der Erwachsenenbildung stellt. Klar steht den amerikanischen Bibliothekaren

*) Über Entwicklung und Stand des amerikanischen Büchereiwesens vgl. die in dieser Zeitschrift Jg. 4 S. 281 ff. bereits besprochene umfassende Arbeit von Hermann Escher: Amerikanisches Bibliothekwesen. Tübingen 1923.

vor Augen, daß die Akzente ihrer Arbeit sich verschieben. Zahl und Größe verlieren auch im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten ihre faszinierende Wirkung. Der Gedanke der bloß zahlenmäßigen Ausdehnung und Verbreiterung der Basis soll jenem der Vertiefung der Arbeit weichen. Nicht Beschaffung und Vermehrung des Bücherbestandes stehen im Mittelpunkt, sondern dessen Belebung. Gut eingerichtete Räume, wohlversehene Magazine, routiniertes Auskunfts- und Ausgabepersonal berechtigen nicht schon zur Bezeichnung Public Library. Erst die Belebung ihrer Bestände gibt der Bücherei ihre Existenzberechtigung; Belebung im Sinne der ökonomischen Verwendung des eigenen Materials und dessen Ergänzung durch einen wohlorganisierten Leihverkehr mit größtmöglichem Radius, Belebung aber vor allem in dem Sinne einer bessern und tiefern Kenntnis des Inhalts der Bücher und sinngemäßer Verteilung durch das Büchereipersonal. Büchereidienst und Büchereiausdehnung bekommen so einen tiefern Sinn und ein neues Gesicht. Eine Public Library soll im Stande sein, alle gedruckten Hilfsmittel auszumünzen und sie zu einem Aktivposten, einem Promotor im täglichen Leben zu machen, sie soll ein unentbehrliches Hilfsmittel in allen Lebenslagen werden. Eine wohlüberdachte, aber unaufdringliche Aufklärung soll das Publikum zur Erkenntnis bringen, daß ihr Wert nicht in ihren Büchern allein besteht, sondern in der Art, wie sie weiß, das richtige Buch in die richtige Hand zu bringen, und wie sie es versteht, ihre Resourcen am Ort zu vermehren, in gemeinsamer Arbeit mit gleichgerichteten Instituten, in Kooperation von Stadt zu Stadt, von Stadt zu Land, von Staat zu Staat, so daß die kleinste Bücherei so wirksam werden kann wie jene der großen Städte. Die neue Berechtigung der Public Library liegt in der Betonung, welche sie auf ihre Stellung in der Erwachsenenbildung legt. „Wir wachen erst auf zur Erkenntnis der unbegrenzten Möglichkeiten zu helfen, welche wir bisher brach liegen ließen, gleich in großen wie in kleinen Büchereien. Die Amerikanische Bibliothekarvereinigung stellt es sich zur Aufgabe, Bücherei und Publikum, beide darüber aufzuklären und sie auf dem Boden wirklicher Bildungsbestrebungen zusammenzuführen. Das ist der Funke, an welchem sich das Licht mancher Public Library wieder entzünden, das sie zu einer aktiven Quelle intellektuellen Lebens machen kann."*)

Der Präsident der „American Association for Adult Education" gibt der Erwachsenenbildung ein doppeltes Ziel, ein persönliches, das in der Ausbildung der dem Einzelnen innewohnenden Kräfte zu erhöhtem Lebensgefühl besteht, und ein soziales, den Menschen zu einem wertvollern Glied der Gesellschaft zu machen.**) Es bedeutet eine wesentliche

*) I: S. 275 (Belden: Looking forward).

**) „Wir wollen Erwachsene anfeuern, mehr zu sein als sie sind, und sie in Stand setzen, ihre Arbeit stets besser zu verrichten. Erwachsenenbildung nimmt ihren Anfang, wo immer jemand sich selbst findet, und hört auf, wo das Streben nach Vervollkommnung ein Ende nimmt. Erreicht sie ihr Ziel, so führt sie zu stetem Wachstum an Lebensreichtum, zu besserm Verständnis für das, was das Leben bieten kann, zu erhöhtem körperlichen und seelischen Lebensgefühl als Individuum und als Glied der Gesellschaft durch bessere Erkenntnis der Rechte und Pflichten der Mitmenschen." Russel, J. E.: A help to self-realization. Survey. Feb. 1926

Verengerung, wenn die Commission for Adult Education and the Library, welche von der Vereinigung eingesetzt, seit zwei Jahren ihre Studien macht, sich damit begnügen will, Erwachsenenbildung aufzufassen als jedes freiwillige Streben von Männern und Frauen nach Ablauf der Schulzeit, ihr Wissen zu bereichern. Als unerläßlich gilt ihr allerdings, das Attribut der Freiwilligkeit — Freiheit anzunehmen oder zu verwerfen — und individuelle Gestaltung des Bestrebens. Voraussetzung ist eine gewisse Empfänglichkeit, Selbstdisziplin und Kontinuität. Wenn die Kommission aber schließlich als Endziel ihrer Vorschläge bezeichnet: Individuelles Wachstum zu fördern, indem sie aus Büchern statt Spielzeug und Schulmaterial die besten Freunde, Führer zur Lösung der Lebensprobleme oder Quelle von Freude und Kultur machen will, so hat sie diese enge Definition bereits wieder verlassen. Immerhin behält wenigstens für die nächste Zukunft das Kenntnisse-vermitteln, das Wissen den Hauptakzent. Auf diese Seite der Erwachsenenbildung als auf das dringendste und praktisch nächstliegende Bedürfnis bleibt denn auch der oben erwähnte Führer bewußt beschränkt, um das unerläßliche Fundament für umfassendere Ziele zu legen. Der bildungspflegliche Wert, der in der Ausgabe guter Belletristik liegt, sowie die Bedeutung, die auch einem guten Informationsdienst für Erwachsenenbildung zukommt, wird nicht in Abrede gestellt, es ist aber nicht die große Menge der Unterhaltungsuchenden, es sind nicht die 1001 Neugierigen, welche den Informationstisch belagern, denen die Sorge der Zukunft gilt, sondern dem „qualifizierten Leser und Student"*), wohne er in der Stadt oder auf dem Land fern von jeder Bildungsmöglichkeit, und seinem Drange, weiter zu kommen. So kommt auch das demokratische Amerika zu einer gewissen Scheidung seiner Leserschaft, aber nicht in dem Sinne, daß jene verbannt werden, welche eine untere Grenze nicht erreichen — für sie wird wie bisher weitergesorgt —, sondern indem es jenen, welche Vertiefung suchen, mehr zu bietet trachtet. Unter diesen ist jede Form des Strebens, jeder kleine Ansatz interessant genug, daß aus ihm dem Bibliothekar eine Verpflichtung erwächst, den Funken am Leben zu erhalten. Das Niveau soll nicht hinaufgeschraubt, sondern im Gegenteil auf der Basis des Durchschnitts gehalten werden. Jene, welche Stütze und Ermutigung brauchen, deren Fähigkeiten nicht auf der Hand liegen, sind das Publikum der künftigen Abteilungen für Erwachsenenbildung an großen und kleinen Büchereien. Denn eine Spezialabteilung für diese Arbeit wird als nötig empfunden — vor allem ihre scharfe Trennung vom bloßen Informationsdienst. Soll sie richtig angepackt werden, so braucht sie in der großen Bücherei ihr eigenes Departement, in der kleinen zum mindesten ihren eigens geschulten und qualifizierten Beamten.

In der Praxis löst sich die Arbeit auf in solche mit dem Einzelleser, der Rat sucht, und in die bibliothekarische Unterstützung der verschiedensten Bildungsmöglichkeiten für Erwachsene. Der erstere viel schwierigere und tiefergreifende Teil, umfassend Beschaffung von Büchern und deren Verteilung, läuft technisch hinaus auf eine individuelle Leserberatung mit dem

*) Student heißt im angloamerikanischen Sprachgebrauch jeder Bildungsuchende, ohne daß er einer höhern Bildungsanstalt angehört, namentlich ohne daß er mit seinen Studien auf einen Examensabschluß hinarbeitet.

nötigen Unterbau, d. h. mit starker Betonung des persönlichen Elements, die Arbeit mit andern Instituten ist überwiegend eine Frage der organisatorischen Geschicklichkeit und reichlicher Mittel.

„Selbsterziehung unter Führung der Public Library" heißt eines der interessantesten Kapitel des amerikanischen Führers. Es umfaßt die Ratschläge für die Arbeit mit „Einzelstudenten", denen die Hauptsorge gelten soll — wobei sich die Kommission auf die praktischen Erfahrungen einiger großer Institute: Chicago, Cincinnati und Indianopolis stützen kann, welche auf ungefähr drei Jahre zurückgehen. Es sind alle jene Leser, die mit individuellen Ansprüchen kommen und individuell behandelt sein wollen. Persönlicher Kontakt mit dem Leser ist Grundbedingung einer gedeihlichen Arbeit, eingehende Besprechung seiner Wünsche, Ermittlung seines Bildungsgrades. Warnend aber steht als Wegleitung an der Spitze aller Ratschläge: Vermeidet Typen aufzustellen, hütet euch vor dem Genusse des Standardisierens und vor jedem Institutionalismus. Individuelle Gestaltung des Einzelfalls soll Grundprinzip bleiben, was der Leser braucht, den Ausgangspunkt der Arbeit bilden; eine patronisierende Haltung, gar der Gedanke „höher zu heben", ist jedem Büchereidienst ferne, er soll wohl Diagnose stellen, nicht aber schon präparierte Medizin verabreichen. So ist denn auch der Kontakt mit dem Leser möglichst aufrechtzuerhalten, was durch eine eigene Bücherausgabe und deren technische Hilfsmittel erleichtert werden soll. Die Leserkarten dieser Abteilungen ähneln durchaus den Leserheften, welche die deutsche Büchereiarbeit mit Erfolg verwendet, bestimmt, dem geschulten Beamten den Leser wiederzuspiegeln. Sie enthalten dessen kurze Charakteristik, die Titel der gelesenen Bücher, womöglich mit Urteilen darüber. Sie sollen zu verschiedenen statistischen Zwecken Verwendung finden, so als Grundlage für weitere Anschaffungen, vor allem aber für den Ausbau des bisher am weitesten ausgebildeten technischen Hilfsmittels, der sogenannten Lesekurse (Reading courses).

Der Amerikaner kann sich nicht von dem Gedanken freimachen, daß Bildung nur durch einen Kurs zu erreichen sei, und so gehört es zu den wichtigsten Aufgaben der Bücherei, solche Kurse für Erwachsene zusammenzustellen. Während die zahlreichen bereits bestehenden Bücherlisten und Leserführer mit oder ohne Inhaltsangaben der angeführten Literatur vor allem den Zweck verfolgen, die Leser auf bestimmte Bücher aufmerksam zu machen, ist der Lesekurs ein für individuelle Bedürfnisse zusammengestellter praktischer Führer für systematisches Lesen über ein bestimmtes Gebiet. Zwei bis höchstens zehn Bücher werden ausgewählt, so daß jedes das andere ergänzt und das Gebiet möglichst vielseitig behandelt ist. Daß sie nur als Idealersatz gelten dürfen, wird nicht bestritten, immerhin repräsentiert eine solche Sammlung von Leseführern, für Einzelfälle zusammengestellt, einen ganz erheblichen Wert, denn da sie auf genauer Buchkenntnis beruhen, kann der Inhalt jedes Führers, wenn auch vielleicht in einer etwas andern Kombination, doch für viele Fälle dienen. Daß auch bei diesen Zusammenstellungen das Ziel der bloßen Vermittlung von Kenntnissen bereits verlassen ist, zeigt sich darin, daß als einer ihrer Hauptvorteile bezeichnet wird, „daß sie eine Kombination von Lesen zur

Unterhaltung und zur Bildung ermöglichen, indem schöne Literatur, Erzählungen, welche eine Zeitepoche illustrieren oder bestimmte Lebensanschauungen vermitteln, mit Werken belehrenden Inhalts vermengt werden können".*) Ihre Schwäche liegt in ihrer jetzt noch bestehenden Unvollkommenheit, vor allem aber darin, daß sie nur das tote Wort enthalten. Darum liegt es im Aufgabenkreis dieser Abteilungen, die Einzelleser über die bloße Lektüre hinauszuweisen, sei es, daß die Bücherei selbst in ihren Räumen Diskussionsmöglichkeiten bietet, sei es, daß sie auf solche am Ort hinweist. Sich selbst auch damit zu befassen, soweit gehen die Forderungen an das Personal nicht, wenn sie auch im übrigen nicht geringe sind.

Für wirkungsvollen Dienst an diesen Abteilungen wird verlangt: Breite und Tiefe tatsächlichen Wissens, Leichtigkeit in der Überwindung technischer Schwierigkeiten sowie Beweglichkeit in organisatorischen Fragen, Takt, soziales Verständnis und Enthusiasmus und last not least psychologische Einstellung zur Arbeit „gleich jener erfolgreicher Lehrer". Die Ausleihebeamten sollen im Stande sein, mit dem gleichen Verständnis über ein und dieselbe Materie Lesern von verschiedenem Bildungsgrad, verschiedener Geschicklichkeit und verschiedenem Ziel Bücher zu vermitteln. Wenn ferner Fachreferenten verlangt werden als Berater zum mindesten für Zusammenstellung von Lesekursen oder ganz allgemein zur Beurteilung von Anschaffungen, so erschrickt man förmlich vor dem Bedarf an qualifiziertem Personal, der sich ergibt. Doch finden wir sofort die Einschränkung, daß die Wirkung dieses Dienstes sich nicht in Zahlen ausdrücken lasse, ja daß große Zahlen geradezu verdächtig seien; handelt es sich doch nicht um Massen-, sondern um Qualitätsarbeit. Es mutet denn auch gar nicht amerikanisch an, wenn die drei bisher funktionierenden individuellen Beratungsstellen großer Büchereien, über welche statistisches Material vorliegt — von Chicago seit 1923, Indianopolis seit 1924, Cincinnati seit 1925 — mit Befriedigung von einem *wirkungsvollen* Dienst reden, während die Benutzerzahlen bei keiner das erste Tausend erreichen. Immerhin bedeutet es eine erhebliche Leistung; denn für mehr als zwei Drittel wurden individuelle Lesekurse zusammengestellt.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten einzugehen, wie die Zusammenarbeit mit andern Instituten für Erwachsenenbildung geführt werden soll; denn die Gelegenheiten dafür, oder die sich wenigstens diesen Namen beilegen, sind in Amerika Legion. Die Arbeit zerfällt in zwei Zweige. Die Public Library soll im Stande sein, Auskunft zu geben über Gelegenheiten zu gruppenweiser Weiterbildung, die sich nicht

*) II: S. 34ff. — Von den zahlreichen Reading courses, welche für *allgemeine* Bildungsbedürfnisse von den verschiedensten Institutionen bereits zusammengestellt und im Druck erschienen sind (vgl. II: Appendix B), verdienen vor allem jene der American Library Association hervorgehoben zu werden. Diese „Reading with a purpose Series" weist musterhafte Zusammenstellungen auf mit verbindendem Text und instruktiver Fragestellung — übrigens ohne Antwort —, welche den Einzelstudenten nötigt, sich Rechenschaft über das Gelesene sowie über die Stellung der einzelnen Werke zum Problem zu geben. Die 23 seit 1925 erschienenen Hefte behandeln z. B. Biology, English Literature, Some great American books, Physical sciences, Conflicts in American public opinion, Our children, The poetry of our own times, American education etc.

nur am Ort selbst, sondern auch in weiterem Umkreis bieten, soll einen eigentlichen Informationsdienst für detaillierte Auskunft — nicht nur Hinweise auf ein nächstes Bureau — organisieren, anderseits soll sie sich mit jeder Art bibliothekarischer Hilfe allen diesen Stellen zur Verfügung halten. Die Hauptbetonung liegt dabei auf der Unterstützung nicht so sehr der Städte, als vielmehr des offenen Landes. Das ist die zweite große Akzentverschiebung amerikanischer Büchereiarbeit. Was bisher gemacht wurde, wird nur als ein Anfang, der einer viel strafferen Organisation bedarf, betrachtet. Daß das Radio mit einer täglichen Bücherviertelstunde dabei eine Rolle spielt, erstaunt wohl kaum und ist im Land der großen Distanzen sicher nicht verächtlich zu betrachten. Wichtiger aber ist die Bücherbeschaffung. Dabei ist interessant zu konstatieren, daß der früher so sehr gepriesenen Wanderbücherei nicht mehr die Rolle zuzufallen scheint, wie früher. Wohl soll sie ihren Weg weiter hinausnehmen in die fernsten Gegenden, aber eigentlich nur als Muster, als ein Anreiz, feste Büchereien zu errichten, wo immer möglich, aber nur kleine Sammlungen, die wohl einen festen Stock aufweisen, die aber für Spezialbedürfnisse durch eine wohlorganisierte interurbane Ausleihe auch an den Schätzen anderer Teil haben sollen, so vor allem an jenen der städtischen Public Libraries, der Staatsbibliotheken, der Spezialbibliotheken, sogar bis hinauf zur Kongreßbibliothek. Immerhin werden auch deren Bestände nicht ausreichen, namentlich dürfen sie nur teilweise vom Ort selbst auf längere Zeit fern sein. So ist denn eine ähnliche Organisation geplant, wie sie Dänemark in seinen Zentralbüchereien, England in seinen Central-libraries for Students bereits aufweist, nämlich Anlage von je nach Bedarf für einen größern oder kleinern Umkreis bestimmten Reservoirs von Büchern, welche speziell für diese Art Benutzer geeignet sind. Auch hier liegt die Betonung wiederum nicht auf der Menge, sondern auf der sinngemäßen Verwaltung und Beschaffung. Vor allem aber wird gerade für diesen Teil auf die strikteste Zusammenarbeit mit andern Bildungsinstituten gedrungen, um jede Kraft- und Mittelzersplitterung zu vermeiden. Die fruchtbarste Arbeit wird erwartet von einer Zusammenarbeit mit der University-extention-Bewegung, mit ähnlichen Bestrebungen der Arbeiterorganisationen und von vermehrter Fühlungnahme mit der Jugend.

Denn über den einen Punkt sind sich die Amerikaner durchaus klar, daß sie jene Leser, für welche diese Spezialeinrichtungen getroffen sind, noch erst zu einem kleinen Prozentsatz zu ihren Benutzern zählen. Zwar wird vor jeder Propaganda gewarnt, da diese Arbeit ihre langsame Entwicklung verlange, vor allem auch davor, mehr Leser zuzuziehen, bevor die Organisation so weit gefördert ist, daß die vermehrte Arbeit auch wirklich bewältigt werden kann. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß bisher noch trotz der ausgedehnten Arbeit mit Kindern nur ein erschreckend geringer Prozentsatz der schulentlassenen Jugend den Weg in die Public Libraries findet. Das Kapitel: „Wie gewinnen wir die älteren Jungen und Mädchen?" läßt eine gewisse Ratlosigkeit gegenüber einer teilweisen offenkundigen Abneigung der Jugend gegen das Lesen durchtönen. Gemeinsam mit der Schule wird der Public Library die Verpflichtung auferlegt, für bessern Unterbau zu sorgen durch eigene Kinder-

abteilungen und durch Vermehrung der eigentlichen Schulbüchereien. Diese jedoch sind durch Berufsbibliothekare zu leiten, um sie von dem gefürchteten autoritären Einfluß des Lehrers zu befreien. In einer freiern Entwicklung als bisher sieht man das Hilfsmittel. Von der Schule aber erwartet man, daß sie dem Lesen größere Aufmerksamkeit schenke, ihr soll das Wecken des Leseinteresses und die Pflege der Lesegewohnheit in erhöhtem Maße zufallen. Jedenfalls muß die Jugend schon gewonnen sein, bevor sie die Schule verlassen hat. Es ist bezeichnend, daß man, um sie festzuhalten, auch zur schönen Literatur greifen will; damit ist dieser auch hier eine Tür geöffnet, die ihr wohl kaum mehr verschlossen werden wird.

Soweit das Organisatorische. Absolute Klarheit herrscht darüber, daß alle der Abteilung für Erwachsenenbildung gestellten Aufgaben nur erfüllt werden können, wenn das Werkzeug gut ist, Werkzeug im weitesten Sinne aufgefaßt. Die Amerikaner fragen sich, haben wir die Bücher, welche wir brauchen, haben wir das richtige Personal?

Aus der Teilnahme der Public Library an der Bewegung für Erwachsenenbildung erwächst ihr eine neue Einstellung zur Buchauswahl. Schon jetzt ertönt der Verzweiflungsruf, daß die Zahl der wirklich brauchbaren Bücher verschwindend klein sei. Es fällt der Public Library damit eine neue Aufgabe zu, nämlich einzuwirken auf die „Humanisierung" (nicht Popularisierung) der Literatur, ja sie kommt sogar zu demselben Schluß wie die strengste Richtung deutscher Volksbüchereiarbeit: Es sollten Bücher speziell für Volksbüchereien geschrieben werden. Dies in einem Sprachgebiet, in dem auch wissenschaftliche Bücher von jedem Ballast frei sind! Immerhin begnügt sich der Führer mit der Angabe von Richtlinien für diese Art Literatur — für die es zugegebenermaßen eigene Schriftsteller brauche (echt amerikanisch wird sofort auf diesen wirtschaftlichen Vorteil hingewiesen) —, wobei die Lesbarkeit und das literarische Niveau die wichtigsten Forderungen sind. Fruchtbarer wird sich wohl das Unternehmen erweisen, das bereits in Angriff genommen wurde, durch eine Spezialkommission unter den bereits vorhandenen die sogenannten lesbaren Bücher zusammenzustellen — daneben Listen aufzustellen von Gebieten, auf denen spezieller Mangel daran besteht. Das Problem der Bücherei bleibt es vorderhand, besser kennen zu lernen und besser zu nutzen, was bereits vorhanden ist, vor allem auch auf dem Weg des gegenseitigen Austausches der Erfahrungen und auf dem Boden wissenschaftlicher Statistik. Das übrige ist Sache der Schriftsteller und Verleger. Immerhin kommt der Stellung der Bücherei zur literarischen Produktion eine ökonomische Bedeutung zu, denn mit der Ausdehnung, welche sie in Amerika hat und weiter gewinnt, ist sie doch ein Hauptklient von Verlag und Buchhandel. Unzweifelhaft wird sich ein positiver Einfluß geltend machen für den Verkauf bestimmter Bücher, wie sie von den Lesekursen, Bücherlisten usw. empfohlen sind, auch an das Privatpublikum. Man ist so optimistisch, auch auf einen negativen Einfluß zu hoffen, nämlich das Eindämmen von Schund, von unwillkommener Literatur, weil der große Klient, die Public Library, ihn zurückweist. Jedenfalls gehört ein positiveres Zusammenarbeiten von Verlag, Buchhandel und Bücherei in das Zukunftsprogramm.

Neben der Sorge um das Buch aber spielt eine viel wichtigere Rolle noch jene um den bibliothekarischen Nachwuchs.

Schon früh gab es in Amerika Büchereischulen. 1883 war Melvil Dewey ihr Initiator gewesen, der übrigens jahrelang gegen eine starke Opposition, welche eine Unifizierung befürchtete, zu kämpfen hatte. Erst 1888 war die Skepsis überwunden. 1925 waren von den 18 bestehenden Büchereischulen 14 von der Vereinigung anerkannt. Denn seit 1924 amtet eine eigene Kommission, das Board of Education for Librarianship, die sich mit der Ausbildung des bibliothekarischen Nachwuchses befaßt. Dabei kommt ihr eine hochherzige Stiftung der Carnegie Corporation New York zugute, es stehen ihr 1 Million Dollar zur Verfügung, um bereits bestehende Schulen zu unterstützen. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, anzuregen und zu überwachen. Jede Vereinheitlichung der Form soll vermieden werden, wohl aber fällt es ihr zu, gewisse Grundlinien aufzustellen. Das positive Resultat der beiden ersten Amtsjahre liegt vor in Form von einer ganzen Anzahl Standards und Lehrplänen für alle Stufen bibliothekarischer Ausbildung: Jüngere und ältere Unterstufe, Oberstufe und vorgerückte Oberstufe*), vier Typen von Sommerkursen und kürzern Lehr- und Übungskursen an Büchereien, welche keine eigentliche Schule angegliedert haben, und Schulbibliothekarenkurse. Die größte Sorgfalt liegt auf der Schaffung von Möglichkeiten für Aus- und Weiterbildung von Personal für kleine Büchereien, eine sorgfältige geographische Statistik weist nach, wie groß der Mangel vielerorts, wie ungleich die Verteilung noch ist. Die Grundnote, auf die die Vorschläge gestimmt sind, tönt neu. Der Bedarf der Zukunft geht weniger nach technisch trainiertem als nach gut gebildetem Personal, daher auch die zahlreichen Möglichkeiten von Lehrkursen kürzerer Dauer für Leute, die nach abgeschlossener Fachbildung die Technik erlernen wollen. Die zweite Note, im Einklang mit der Grundnote, ist zwar nicht neu, wird aber womöglich noch schärfer angeschlagen: Man kann nicht billig erziehen! Sparsamkeit in der Ausbildung hätte die übelsten Folgen. Die Amerikaner sind in der beneidenswerten Lage, das Prinzip verwirklichen zu können. In den Lehrplänen wird neben der Technik, welche natürlich das unerläßliche Fundament bleibt, — ein Teil der Erwerbung wird übrigens auf die Zeit vor dem Eintritt in die Schulen verlegt — der Buchauswahl und Literaturkenntnis, vor allem aber dem Organisatorischen und Pädagogischen ein wichtiger Platz

*) Die standards dieser Stufe wurden bisher noch von keiner Schule erreicht. Nun hat aber eine weitere Stiftung der Carnegie Corporation von beinahe 1,5 Millionen Dollar es ermöglicht, daß der Universität Chicago eine eigentliche Bibliothekhochschule angegliedert werden kann, welche dieses Jahr eröffnet wird. Ihr fällt die Pflege der Bibliothekwissenschaften zu; sie soll Spezialisten, Linguisten, Bibliographen usw. ausbilden, sie soll Laboratorien errichten zum Experimentieren — Studium der Lesegewohnheiten ist einer der Programmpunkte —, sie soll das qualifizierte Personal liefern nicht nur für Spezialbibliotheken, sondern auch für den Ausbau der Public Library nach oben als Stätte für wissenschaftliche Studien, welche die Bibliotheksvereinigung ernstlich ins Auge faßt; sieht sie doch am Ende der nächsten 50 Jahre die Public Library als Mittelpunkt eines weltumspannenden Dienstes, der jedes Buch in natura oder facsimile zu beschaffen im Stande ist auf Grund eines Weltbuchkataloges, der alle Literaturen umfaßt, die asiatischen inbegriffen.

eingeräumt. Und eigentliche Zukunftsmusik hören wir, wenn eine gewichtige Stimme verlangt*): daß die Bibliothekare nicht nur zu guten Ratgebern, sondern auch zu Vermittlern von Kunstwerken erzogen werden sollen. Denn dem gesprochenen Wort soll wieder zu seiner so lange verkannten Wirkung verholfen werden. Man erwartet von guten Vorlesestunden für Erwachsene noch mehr als von jenen für Kinder, „denn ihr Wert für die Entwicklung des Geschmacks, des Gefühls für das Echte und Schöne in der Literatur ist kaum zu überschätzen".

Die Kommission für bibliothekarische Ausbildung und mit ihr die ganze Vereinigung stellt hohe Anforderungen an die künftige Generation**): „Wir brauchen Praktiker, welche die Technik selbstverständlich beherrschen, deren geistige Kultur sie jedoch auch befähigt, kritisch zu urteilen sowohl über den literarischen als über den sachlichen Wert des Schrifttums, das sich ihnen anbietet, befähigt, die soziale und erzieherische Wirkung des gedruckten Wortes abzuschätzen. Sie müssen das Gefühl für das Lebendige, das Aufbauende in der Büchereiarbeit haben, dürfen sich nicht in ausgeklügelten Prinzipien und toten Statistiken verlieren, die nichts beweisen, als einen gewissen Konsum, jedenfalls noch keinen Aufbau. Sie haben die Möglichkeit, das Denken zu führen, Charaktere zu bilden, Erkenntnisse zu fördern und Kräfte aus dem Innersten zu lösen. Sie müssen aber auch den Kampf aufnehmen mit allem Schund und mit schlechter Ware, welche sich auf die Gestelle drängen will, den Kampf mit viel pseudovolksbildnerischen Tendenzen ... Umsomehr Grund, daß die Bibliothekare selbst die beste Schulung genießen und die strengste Prüfung bestanden haben, bevor sie ihre Arbeit beginnen — so lernen sie die Vergangenheit kennen und haben eine Intuition der Zukunft. Aus diesen Quellen fließt die für den Beruf nötige dynamische Intelligenz, die verbunden bleiben muß mit hilfreichem Verstehen jeder Form, in der ihnen Streben nach Bildung entgegentritt."

Neue Literatur zur Jugendschriftenfrage.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

Wir haben in den letzten Jahrgängen unserer Zeitschrift unter „Lesefrüchten", „Kleinen Mitteilungen" und in Besprechungen nicht selten Material zur Jugendschriftenpsychologie geboten (4. Jg. dieser Zeitschrift S. 136 f.; 5. Jg. S. 257 ff., 317 ff.; 6. Jg. S. 76; 7. Jg. S. 79 f., 307 ff.; vgl. auch die Besprechung des Karl May-Jahrbuches 1924, 4. Jg. S. 264). Im folgenden seien nun die wichtigsten Schriften durchgegangen, die in den letzten Jahren zur Jugendschriftenfrage erschienen sind.

Einleitend darf ich daran erinnern, daß beim Erscheinen meines Aufsatzes „Jugendlektüre und deutsche Bildungsideale" (Frühjahr 1914) in dem zum ersten Mal der Versuch gemacht war, die biologische Unzulänglichkeit der Wolgastschen Jugendschriftentheorie nachzuweisen, für die neue Problemstellung noch kein Verständnis zu finden war. Die psychologische Feststellung, in die meine Untersuchung gipfelte: „Der künstlerische Wert einer Erzählung — der künstlerische Wert im Sinne des Erwachsenen! — entscheidet nicht über ihren Bildungswert für die kindliche Persönlichkeit" wurde mißverstanden im Sinne einer Befürwor-

*) I: S. 275 (Belden: Looking forward).
**) I: S. 409.

tung jener skrupellosen Jugendschriftenfabrikation, der Wolgast — dieses große Verdienst habe auch ich stets betont — mit Hilfe der Hamburger Lehrerschaft eben den Garaus gemacht hatte. Noch fehlte es an einer Untersuchung des kindlichen Literaturverständnisses und seiner Entwicklungsstufen durch die akademische Fachpsychologie. Im Februar 1917 versuchte ich dann in einem Vortrag über „Jugendbücherei", der bald darauf in dem Sammelwerk „Die öffentliche Bücherei" gedruckt wurde (und wie der vorgenannte heute in meinen „Büchereifragen" steht), aufs neue klarzumachen, daß es wohl logisch, nicht aber psychologisch oder besser biologisch unvereinbar sei, wenn demselben Menschen, der in voll entfaltetem Zustand nur noch auf höchste Kunst anspricht, im Kindes- und Übergangsalter ein starkes, reines, bildendes Gefühlserlebnis an einer (im Sinne des Erwachsenen) künstlerisch unzulänglichen Jugendschrift widerfahren ist. Und ich sagte in diesem selben Vortrag, es sei zu erwarten, daß „die neuerliche Einstellung des psychologischen Interesses auf das fortbildungsschulpflichtige Alter" in dem Sinne auf die Beurteilung des kindlichen Seelenlebens zurückwirken werde, daß man jetzt „die spezifische Verschiedenheit der seelischen Schichtung des Kindes von der des Erwachsenen" richtig erkennen und die Folgerungen für die Jugendschriftenfrage daraus ziehen werde.

Meine Voraussage sollte sich sehr schnell erfüllen; denn schon im Jahre darauf erschien die kleine Schrift der späteren Bahnbrecherin auf dem Gebiet der Pubertätspsychologie Charlotte Bühler „Das Märchen und die Phantasie des Kindes", in der zum ersten Mal von seiten der experimentellen Seelenkunde ernst gemacht wurde mit der Zergliederung des „literarischen Verständnisses" von Kindern. Ich möchte ausdrücklich darauf hinweisen, daß das methodisch so wichtige kleine Heft 1925 in 2. Auflage erschienen ist (bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig) und von jedem Volksbibliothekar gelesen zu werden verdient. Die treffende Gliederung der literarischen Entwicklung des Kindes in die drei Phasen Struwwelpeteralter, Märchenalter und Robinsonalter, auf welchen die Forschung inzwischen weitergebaut hat, ist dort schon skizziert. (Manche unserer älteren Leser werden sich noch des Abschnittes aus Charlotte Bühlers späterem Buch „Das Seelenleben der Jugendlichen" erinnern, den wir im 2. Jahrgang dieser Zeitschrift Seite 62—65 unter dem Titel „Zum Kunst- und Literaturverständnis der Jugendlichen" mitteilen durften; wer den längst vergriffenen Jahrgang nicht zur Hand hat, liest den erwähnten Abschnitt vielleicht in einer der späteren Auflagen von Charlotte Bühlers Buch nach.)

Im übrigen ist bemerkenswert, wie Charlotte Bühler ihre Abhandlung aufgebaut hat: Erst untersucht sie „Die Personen des Märchens" und weist als bezeichnend für das geistig-seelische Aufnahmevermögen des Kindes die charakterologische Einfachheit der Märchengestalten nach; dann prüft sie „Das Milieu im Märchen", mit dem Ergebnis, daß „eine ausdrückliche Beschreibung nur dann stattfindet, wenn ein plötzlicher Übergang in eine neue Umgebung eingetreten ist" und daß „jede soziale und kulturelle Distanz zwischen den Menschen glattweg aufgehoben ist", was zu der allgemeinen Feststellung weiterführt, daß „die Dinge, die Personen als solche" für den Märchenhörer „nur Interesse haben im Fluß des Geschehens". Aus der Zergliederung der „Handlung des Märchens" ergibt sich ihr, daß das Wunder das typische Haupterregungsmoment des Märchens bilde, weil „der ungebildete Geist nach außen gerichtet" und also der „Sensationen" bedürftig sei, die beim Wunder sowohl in Gestalt der magischen Wunscherfüllungen wie des raschen und unerschöpflichen Vorstellungswechsels (vgl. die Traumpsychologie) dem Kinde geboten werden; besonders aber spielen hier auch die Scharfsinnsbeweise der Märchenhelden und ihr Gegenteil eine große Rolle.

Schließlich wird noch besonders betrachtet „die Darstellung der Handlung", mit anderen Worten die Stilisierung der Handlung, insbesondere das Stilmittel der Wiederholung, wobei sehr aufschlußreiche Hinweise auf die „Grenzen der intellektuellen Leistungsfähigkeit des Kindes" gegeben werden, auf die Kontinuierlichkeit der Darstellung und ihr Wegstreben vom reflektierenden zum rein tatsächlichen Bericht, auf die Proportionsverschiebungen und Übertreibungen. Ein zusammenfassendes Schlußkapitel stellt dann noch fest, daß „auch das phantasierende Denken, nicht nur das phantasierende Schauen des Kindes spezifischer Natur" sei und daß es sich dabei nicht um ein Kunsterleben im Sinne des Erwachsenen handele.

Anhangsweise darf ich hier noch berichten, daß Charlotte Bühler neuerdings in einem Aufsatz „Kunst und Jugend" (Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 1926 S. 288 ff.) eine Umfrage an die Wiener Schulen, die von 8000 Kindern und Jugendlichen beantwortet wurde, auszuwerten begonnen hat. Die für unsere Sammelbesprechung wichtigsten Feststellungen seien durch folgende Zitate mitgeteilt: „Die für die Entwicklung entscheidenden und gefährlichen Jahre liegen zweifellos zwischen 12 und 16 und zwar bei den Mädchen etwa von 12—14, bei den Knaben von 13—16, in denen der Übergang zu Kunst und Wissenschaft angebahnt und gefunden werden muß. Die entscheidenden Jahre der Verbreitung der spezifischen Jugendliteratur liegen in der Vorpubertät zwischen 10—12 bezw. 13 Jahren." „Geschichten aus dem Schul- und häuslichen Leben des Kindes gehen dauernd (während dieses späteren Kindesalters) neben der Märchenlektüre her. Es ist dies die spezifische Kinder- und später Backfisch-Literatur, die nur selten von wirklichen Künstlern geformt, meist ein recht flacher und wenig erfreulicher Spiegel des Lebens in dürftiger Form ist. Man stellt sich die Ausbreitung und Wirkung dieser Literatur heutzutage meist allzu verheerend vor. Selbst im Stadium ihrer stärksten Ausbreitung, beim Backfisch, überschreitet, ja erreicht sie noch nicht das Drittel der durchschnittlichen Lektüre. Die Gefahren dieser Literatur führen uns ganz in die Nähe der vorhin besprochenen beim gleichzeitigen Abenteuerroman des Knaben, dem das Mädchen mehr den Backfischroman vorzieht. Ja vielleicht sind hier die Gefahren noch größer, weil nicht einmal der Schein des Abstandes durch das fremde Kostüm gewahrt wird, sondern unmittelbare Wirklichkeitsnähe erreicht scheint. Eine Wirklichkeit, die, wie schon oft besprochen, unwahr, flach und entstellt ist und den Backfisch gewinnt, dadurch, daß sie ihm schmeichelt, die kleinsten „seiner Leiden und Freuden" rosig verklärt ihm nochmals vor Augen führt. Auch hier wird ein romantischer Schimmer über die Ereignisse gebreitet, auch hier herrscht eine allzu nahe, allzu einschmeichelnde und in ihrer Grundlage unwahre Beziehung zur Ichwelt des Lesers, und auch hier ergibt sich als Aufgabe, aus einer realistischen Art des Lesens zum Kunsterfassen hin zu erziehen. Daß wir um diese immerhin kurzen realistischen Perioden irgendwie herumkommen könnten, erscheint mir der Natur der Entwicklung nach ausgeschlossen. Ihr bessere Nahrung zu liefern, wäre ein Hauptproblem. Jeder Erwachsene wird auch an sich zwei Arten der Einstellung zur Kunst schon bemerkt haben oder wird sie bemerken können. Es gibt Kunstwerke, die er persönlich liebt, zu denen er persönliche Beziehungen hat, die in irgendwelchen inhaltlichen oder formalen Neigungen begründet sind. Und es gibt andere Kunstwerke, an denen er objektiv hohe Werte feststellt, oft größere als an denen der ersten Gruppe, die ihm aber persönlich weniger nahestehen, die er verehrt, ohne sie zu lieben. Die Gruppe der ersteren, die zu beseitigen ebenso unmöglich wie unzuträglich wäre und die von den Jugendkunstrichtern vielfach in ihrem eigenen Leben übersehen wird, leitet sich von den ersten lebensnahen Beziehungen zur Kunst her, die wir kennen lernten. Die Gruppe der zweiten Art hat gewisse Ansätze im Märchenalter, muß im wesentlichen aber erst in der Pubertät erzogen und eingeführt werden." „Wo die Ichbeteiligung und das Bedürfnis zu lernen, zu erfahren, die Gegenwartsentrückung und die ästhetisch-formale Einstellung an die Wand drücken, statt ihnen nur in angemessener Gleichgewichtsverteilung als reale Bedürfnisse die Wage zu halten, da haben wir eine als Einheit betrachtet unkünstlerische Gesamteinstellung, die in gewissen Stadien nicht zu vermeiden scheint; aus der nur im rechten Augenblick der Weg zum höheren Niveau gefunden und gewiesen werden muß."

Die nächste Etappe in der experimentellen Erforschung des literarischen Verständnisses beim Kinde und beim Jugendlichen nach den Erstlingsarbeiten von Charlotte Bühler wurde mit dem Buch von Hans Heinrich Busse „Das literarische Verständnis der werktätigen Jugend zwischen 14 und 18" (Leipzig: J. A. Barth 1923) erreicht. Es nennt sich im Titel bescheiden „eine entwicklungs- und sozial-psychologische Studie". In Wirklichkeit ist es das fast 300 Großoktavseiten umfassende Ergebnis einer mit ungeheurem Fleiß und großer methodischer Sorgfalt betriebenen, über drei Jahre sich erstreckenden planmäßigen Durchforschung der literarischen Interessen und Reaktionen von sechzig jungen Leuten aus dem katholischen Jünglingsverein in Freiburg i. B.

Wenn das Beobachtungsmaterial auch einem weltanschaulich und stammestümlich verhältnismäßig scharf und eng begrenzten Kreise entnommen ist, so bedeutet das natürlich keine Einschränkung für die grundsätzliche Bedeutung dessen, was hier bezüglich der Entsprechung zwischen dem seelisch-geistigen Entwicklungszustand des einzelnen Jugendlichen und der ästhetischen Höhenlage seines „Kunsterlebnisses" festgestellt wurde. Besonders gut ist es Busse gelungen, im Sinne neuzeitlicher Typenpsychologie verschiedene Hauptarten des literarischen Reagierens von Jugendlichen und die Einflüsse sozialer Vorbedingungen (Elternhaus, Schule) auf sie deutlich zu machen. Hier ist, zum ersten Mal in der psychologischen Fachliteratur, ein ernsthafter Ansatz zu dem gemacht, was ich gelegentlich „Bildungsbiographien" genannt habe. Besonders die 26 „Psychogramme", die Busse im dritten und letzten, dem „höheren Kunstverständnis" gewidmeten Hauptteil seines Buches (der erste Hauptteil gilt dem „auffassenden oder Sprachverständnis", der zweite den „literarischen Interessen") gibt, können wir als wertvolle Skizzen solcher Bildungsbiographien gelten lassen. Dagegen befriedigt die systematische Auswertung des Materials, das ja auch allerdings vorwiegend die zweite Stufe der Pubertät (15.—16. Lebensjahr) und die Anfänge der Adoleszenz (16. bis 18. Lebensjahr) veranschaulichen soll, für das spezifische „Literaturerlebnis" des vorkünstlerischen Lesers nicht durchweg. Es überrascht den erfahrenen Volksbibliothekar glücklicherweise nicht zu hören, daß sich auch Busse durch seine zahlreichen und ausgedehnten Beobachtungen zu der günstigen Meinung berechtigt fühlt, daß „ein Viertel bis ein Drittel der durchschnittlichen werktätigen Jugend zwischen 14 und 18 (unter Einbeziehung weniger höherer Schüler aus diesem Milieu) lebhaftes literarisches Interesse beweist und echten Kunstwerken gegenüber eine überwiegend ästhetische Haltung einnimmt". Und wir stimmen ihm gewiß bei, wenn er sagt, daß „dieses Resultat von der künstlerischen Begabung und Erziehbarkeit der werktätigen Jugend in gleicher Weise Zeugnis ablegt". Aber wir fragen weiter: Wie steht es mit dem Kunsterleben der anderen zwei Drittel bezw. drei Viertel? In welche psychologische und weiterhin moralische Kategorie gehört dieses? Busse glaubt bezüglich der „„vielumstrittenen" Jugendschriftenfrage" in einer Fußnote das Fazit ziehen zu können, „nach Beseitigung der Hauptschäden der materiellen Kultur und damit des „Erlebnishungers" — als der Hauptquelle der Neigung zur Schundliteratur sowohl als der „Lesewut" — durch den „Erlebnisunterricht" und durch eine jugendgemäße Lebensgestaltung im Wandern, Spiel und Sport könne und müsse sehr wohl von Anfang an dem Kinde und dem Jugendlichen die echte Dichtung (soweit diese in den ästhetisch indifferenten Faktoren den psychologischen Bedürfnissen dieser Altersstufen entgegenkommt) in die Hand gegeben werden", und er fügt hinzu: „Glauben wir so, alle diejenigen Jugendschriften ablehnen zu müssen, die in irgendeiner Hinsicht ein entstelltes Weltbild entwerfen, so möchten wir andererseits — neben den Märchen und Sagen — als kinder- bezw. jugendtümlich jene Darstellungen aus Meisterhand bezeichnen, die das Kinder- und Jugendland selbst beschreiben, ferner solche Schilderungen aus vergangenen Zeiten und entlegenen Ländern, die auf eigener, historischer oder leibhaftiger, Anschauung beruhen und die daher bei aller Gegenwartsferne doch weder den Boden der harten Realität verlassen noch auch in solchem Maße jede Gestaltungskraft vermissen lassen, daß sie notwendig für die Entwicklung des Schönheitssinnes wie für die Mehrung des Wissens in gleicher Weise völlig unfruchtbar bleiben müssen." Dazu ist zu sagen, daß mit solchen Wendungen gerade das Problem verhüllt wird, auf das es für den Jugendschriftenpsychologen ankommt, nämlich die Frage: ob und warum es möglich sei, daß eine Jugendschrift, die mit dem besten Willen nicht als „echte Dichtung" angesprochen werden kann (die Tabelle über „die Lektüre eines Jahres im katholischen Jugendverein im Lehrlingsheim" Seite 229 bietet Beispiele genug), doch den Vertretern einer gewissen Entwicklungsschicht des Kunstverständnisses spezifische Schrittmacherdienste leistet auch für die Entwicklung ihres Schönheitssinnes. Womit dann weiterhin die Besonderheit des psychologischen Kitschproblems zur Diskussion gestellt wäre, nämlich daß die dem Kitsch zugeordnete Entwicklungsschicht an ihm eben spezifische Schönheitserlebnisse hat und daß es grundfalsch ist, den Kitsch psychologisch damit charakterisieren zu wollen, daß man behauptet, er sei im wesentlichen dazu da, um den Stoffhunger zu befriedigen,

und es könnten keine Schönheitswirkungen von ihm ausgehen (nämlich weil wir von unserer Entwicklungsstufe aus an ihm keine Schönheitserlebnisse zu gewinnen vermögen). Der Kitschgenuß setzt geradezu ein (gewissermaßen embryonales) Schönheitsbedürfnis, ja ein erwachendes Schönheitsbewußtsein voraus.

Der besonderen Aufmerksamkeit unserer Leser darf ich von den grundsätzlichen Ausführungen Busses (daß alles Beobachtungsmaterial im einzelnen die Aufmerksamkeit des Lesers verdient, setze ich als selbstverständlich voraus) empfehlen, was der erfahrene Vorleser an verschiedenen Stellen über die literarischen Erziehungsmöglichkeiten durch Vorlesen sagt. Was er dabei über das methodische Verhältnis des reinen Vorlesens zum erklärenden Vorlesen ausführt, verdient, hier wörtlich wiedergegeben zu werden: „Kam es dem Verfasser während der ganzen Dauer seiner Erziehungsarbeit auch hauptsächlich darauf an, unter Beseitigung der rein logischen Auffassungsschwierigkeiten nur durch eindrucksvollen Vortrag das Kunstwerk lebendig zu machen und durch sich selber wirken zu lassen, einerseits, um die „furchtbare Gefahr des Erklärens" zu umgehen, andererseits aber besonders, um die natürliche Reaktion der Jugend recht unverfälscht zu beobachten, so muß doch in aller Kürze wenigstens darauf hingewiesen werden, wieviel auch noch durch unterrichtliche Behandlung, durch „Erklären" erreicht werden kann — vorausgesetzt, daß auch die Erklärung lebendig, innerlich, ausdrucksvoll oder wie sonst, kurz, selbst künstlerisch sei!" Auch nach meinen Erfahrungen bei Volkshochschulübungen kommt man dem Idealfall der zergliedernden Einführung in Erzählungskunstwerke ziemlich nahe, wenn man so vorgehen kann: „Sachliche Voraussetzungen möglichst im voraus geben, dann den naiven Gesamteindruck, dann zarte künstlerische Analyse, schließlich den synthetischen Gesamteindruck in der Wiederholung darbieten." — Zum Schluß sei noch die Forderung unterstrichen, die Busse bezüglich der vorbereitenden Leistung durch die Schule stellt, indem er meint: „Anstatt an Gedichten Grammatik und Syntax zu studieren und sie auf solche Weise zu zerreißen, sollte man nur auf das Verständnis des an Vorstellungen wirklich Dargebotenen und besonders auf dessen Zusammenhang achten und den jugendlichen Geist anleiten, alles zu sehen und alles zu verbinden, was dasteht." (Von mir gesperrt.)

Eine weitere Etappe auf dem Wege zur experimental-psychologischen Klärung der Jugendschriftenfrage bedeutet dann das Büchlein von Albert Rumpf, dem Generalsekretär des Borromäus-Vereins, „Kind und Buch" (Berlin: Dümmler 1926). Rumpf gründet seine Untersuchung auf eine Umfrage, die er an mehrere tausend Büchereien des Borromäus-Vereins gerichtet hat. Der Kern dieser Umfrage lautete: „Welche Bücher wurden oder werden am allermeisten gelesen von Kindern im Alter von erstens 9—10 Jahren, zweitens 10—12 Jahren, drittens 12—14 Jahren, viertens 14—16 Jahren?" Mehr als 600 Büchereien antworteten ausreichend, so daß das Lieblingsbuch von etwa 30 000 Kindern (aus verschiedenen Gegenden Deutschlands) im Alter von 9—16 Jahren erfaßt wurde. Auch diesmal gilt es, daß die weltanschauliche Einschränkung dem grundsätzlichen Ergebnis der Untersuchung keinen Eintrag tut. (Übrigens hat Rumpf häufig amerikanische Feststellungen zur Gegenprobe herangezogen.) Wohl würden bei einer Erweiterung der Umfrage auf nicht - katholische deutsche Büchereien selbstverständlich weitere Verfassernamen aufgetaucht sein, auch würde sich manche Prozentzahl verändert und damit manche Kurve in den (sehr zahl- und lehrreichen) graphischen Darstellungen des Büchleins im einzelnen etwas verschoben haben, aber die psychologischen Grundtatsachen wären nicht einleuchtender zu erweisen gewesen. Die wichtigsten Kapitel des ungemein klaren und treffenden Büchleins sind die, in denen Rumpf — entsprechend der psychologischen Analyse des Märchens von Charlotte Bühler — glänzende Analysen der typischen Arten von Jugendbüchern gibt, wobei er genau untersucht, welche Arten den Knaben und Mädchen gemeinsam (und in welchen prozentualen und Altersverhältnissen) und welche dem einen oder dem anderen Geschlecht eigentümlich sind. An dem „erotischen Abenteuerbuch" und an der „spezifischen Jugendschrift alten Stils" weist Rumpf dann (an eine Formulierung Karl Bühlers anknüpfend) unwiderleglich nach, daß auf dem „Wege vom Wirklichkeitsfremden zum Wirklichkeitsgetreuen", den das Kind bis zum Abschluß seiner seelischen Pubertät

zurückzulegen pflegt, sozusagen als Übergangsstadium das „Wirklichkeitsnahe" liegt. Jener ganze Weg ist „durch ein allmähliches Ablegen früherer Wahrnehmungskategorien und ein Hinzutreten neuer" bezeichnet. Und die Stelle, wo der Hang zum Phantastischen noch nicht überwunden, wohl aber das Interesse bereits auf das Wirkliche gerichtet ist (wo „das kritische Denken sich noch im Kampf mit der Phantasie befindet"), die Stelle, wo die kindliche Phantasie noch auf einfache Charakteristik, rasches Fortschreiten der Handlung, promptes Funktionieren der moralischen Weltordnung angewiesen ist und doch die „Kausalität des Wunders", wie sie im Märchen vorausgesetzt wird, nicht mehr erträgt, diese Stelle ist es insbesondere, an der die Wolgastsche Theorie völlig versagen muß. Rumpf sagt zusammenfassend ganz richtig: „Bücher, die den Wahrnehmungskategorien des Kindes auf seiner Stufe gerade entsprechen, werden bevorzugte Lieblinge des Kindes in diesem Alter sein, so das Märchen in einem bestimmten Alter, so die speziell auf ein bestimmtes Alter zugeschnittenen Jugendschriften." Und: „Ein Buch der Erwachsenenliteratur, das nicht seiner Stufe entspricht und das es zu lesen gezwungen wird, wird das Kind mit den Beobachtungskategorien seiner Stufe perzipieren, also im Märchenalter mit Märchenaugen, im Abenteueralter mit Abenteueraugen, und zwar gilt das für alle Kinder, welchen Landes oder welcher Konfession auch immer sie sind." Ich muß leider darauf verzichten, hier noch Einzelheiten anzuführen aus seiner Auseinandersetzung mit Wolgast, die übrigens durchweg den schuldigen Respekt wahrt. Wer sich ernsthaft über den heutigen Stand der Jugendschriftentheorie unterrichten will, wird ohnedies das Büchlein selbst zur Hand nehmen müssen.

Ehe ich über die letzte Schrift berichte, die einen wesentlichen Fortschritt in der fachpsychologischen Klärung der Jugendschriftenfrage bedeutet und die Busses und Rumpfs Material in soziologischer Hinsicht aufs glücklichste ergänzt, möchte ich noch drei Bücher von überwiegend katholischer Herkunft kurz betrachten, deren Kenntnis jedem Jugendschriftenpraktiker zahlreiche Anregungen gewähren wird.

Das von den beiden bekannten bayerischen Jugendschriftenpädagogen Fikenscher und Prestel herausgegebene Sammelbuch „Jugend und Schönes Schrifttum" (Ansbach: Prögel 1925) bietet von insgesamt elf Verfassern Aufsätze, die in ihrer Gesamtheit, nach der Meinung der Herausgeber, „als ein klares Bild des heutigen Standes der Jugendschriftenfrage bezeichnet werden dürfen". Ich kann mich dieser Meinung nur insofern anschließen, als damit die Vielfältigkeit der ins Gesamtgebiet der Jugendschriftenfrage gehörenden Einzelfragen, die man hier behandelt findet, gekennzeichnet werden sollen, nicht aber sofern Widerspruchslosigkeit der Problemstellung darunter verstanden werden sollte. Solange die Wolgastsche „Einstellung" allen „modernen" Jugendschriftenpsychologen gemeinsam war, konnte man sehr wohl auch in solchen Sammelbüchern ein „klares Bild" im Sinne einheitlicher Problemstellung erwarten. Heute nicht mehr, bezw. noch nicht. Ganz richtig wird im Vorwort gesagt, „die neuen jugend- und entwicklungspsychologischen Erkenntnisse hätten gezeigt, daß nicht bloß nach dem Grade des Verständnisses Unterschiede bestehen zwischen dem literarischen und künstlerischen Empfinden des Erwachsenen und dem des Kindes", daß „jede Kindheitsstufe vielmehr nach besonderen ihr zusagenden Stoffen hungert und auch ihr Formempfinden, ihr Bedürfnis nach Gefühlswerten, nach Spannung, nach Humor ein durchaus eigenes Gepräge habe". Wie verschieden aber vorerst noch die Erkenntnis von der Tragweite dieser grundsätzlichen psychologischen Neuorientierung ist, das eben sieht der Kenner in dem vorliegenden Sammelbuche veranschaulicht.

Am entschiedensten versucht Schönhuber, dessen Aufsatz „Grundsätzliches zur Jugendschriftenfrage" deshalb auch mit Recht vorangestellt ist, die Leitgedanken des Vorwortes zu verwirklichen. Er hat den Mut, den „biologischen Grundsatz, die Jugendschrift müsse entwicklungsgemäß sein", mit aller Entschiedenheit auszusprechen, wobei er mit Recht darauf hinweist, daß vor der Pubertät von einem eigentlichen „Geschmacksverhältnis" zur Literatur schon deshalb keine Rede sein könne, weil die Ratio noch unentfaltet sei. Und zur Karl-May-Lektüre macht er die treffende Bemerkung, mit der er sich der moralischen Entrüstung vieler seiner Kollegen überlegen und als wirklichen Pädagogen erweist: „Nicht weil er verderbt ist, liest also der Junge Karl May (über dessen literarischen Unwert nicht weiter zu reden ist), sondern weil er sich den von May verarbeiteten Stoffen ver-

wandt fühlt. Jeder Entwicklungsfähige wird darum auch bald sich über Old Shatterhand hinausgewachsen sehen."

Schönhubers undogmatischer Betrachtungsweise am nächsten steht Emma Wismeyer, die auf Grund von Erfahrungen an älteren Volksschülerinnen und an Fortbildungsschülerinnen „über die Einstellung der Mädchen zum Jugendbuch" berichtet. Sie will, wie sie eingangs ausdrücklich hervorhebt, „keineswegs der für die Mädchen eigens geschaffenen üblen Lektüre das Wort reden", aber sie meint, es sei „berechtigt und klug, der Neigung der jungen Leserin nachzugehen und in weisem Maße auch nachzugeben". Und sie scheut sich nicht, offen zu gestehen: „Wenn in der Bücherei (der Schule) zwischen den bestausgewählten Schriften genannter Art (hervorgehoben waren vorher gute Tiergeschichten, Reisebeschreibungen und Abenteuerbücher) einige „Jungmädchenbücher" ein geduldetes Dasein führen, dann gilt für euch, ehrenwerte Forscher und Dichter, das traurige Los „kaum gegrüßt — gemieden"!" Ihre praktische Forderung lautet: „Wenn wir wünschen, die Mädchen möchten so wenig als möglich diese kitschigen Backfischbücher lesen, so müssen wir ihnen eine gute Unterhaltungslektüre zum Ersatz geben." Als solche nennt sie Agnes Sappers „Familie Pfäffling", „Gretchen Reinwalds erstes und letztes Schuljahr" und „Das kleine Dummerle" und fährt fort: „Von Leuten, welche in ihrer literarischen Wertung sehr kritisch sind, werden diese Bücher nicht immer günstig eingeschätzt. Aber es gibt noch ein anderes Werturteil und das ist das ethische." Hernach nennt sie noch Spyris „Heidi" und Auerbachs „Barfüßele" und sagt zusammenfassend: „Nehmen wir unseren Mädchen diese Art von Lektüre, weil sie nicht als künstlerisch vollwertig anerkannt wird, so müssen wir gewärtigen, daß sie nichts oder Verbotenes lesen, vielleicht auch, daß sie uns vorheucheln, dies und jenes gefalle ihnen, wovon wir wünschen, daß es ihnen gefallen möge." Daß die Verfasserin andererseits ein gutes Gefühl dafür hat, wo sich der Kitsch seiner unteren pädagogischen Grenze nähert, beweist ihre beiläufige Bemerkung, daß „die vielgerühmten Bearbeitungen (des Gudrunliedes usw.) von Werner Jansen zu süßlich seien". Ich weiß Inhaber von Universitätslehrstühlen, die nicht so kritisch denken, sondern diese Bearbeitungen für den Gebrauch der — Volkshochschulen empfehlen. Schließlich sei noch auf den beherzigungswerten Vorschlag hingewiesen: „Wenn in der hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule von Pflege und Erziehung des kleinen Kindes gelehrt wird, ist eine Einführung in das gute Bilder- und Märchenbuch, in schöne Kinderreime eine dankbare Aufgabe. Ich denke mir diese jedoch nicht nur innerhalb der Schulstunde, sondern in Abend- und Sonntagnachmittags-Vorträgen, die im Verein mit musikalischen Darbietungen und mit Lichtbild (Richter!) recht anregend gestaltet werden könnten."

Und nun zu einigen Beispielen von der Gegenseite. Da ist zunächst Severin Rüttgers zu nennen mit seinem Aufsatz über „Die neuere Novelle als Schullesestoff". Der vielseitige Literaturkenner kommt hier, von einem Streifzug durch das „Verzeichnis empfehlenswerter Jugendbücher" der Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse ausgehend, zu dem Ergebnis, daß von der eigentlichen Novellenkunst der Gegenwart sehr wenig für das Kindesalter zu brauchen sei, schon weil „die Aufnahme vieler gerühmter Erzählungen eine ungemeine Anspannung der Aufmerksamkeit verlangt, um ihrer Handlung den Zugang zur Phantasie aufzuzwingen", und weil sie „noch viel häufiger ein gewaltsames Verpflanzen des gesamten Bewußtseins in eine entlegene oder gar widerwärtige Umwelt fordert". Trotzdem soll „in unserem Lehrplan nur die unzweifelhafte große Kunst Platz haben". Rüttgers rechnet zu dieser offenbar nicht einmal Selma Lagerlöfs „Reise des kleinen Nils Holgersson"; denn er sagt von ihr (wie von Heidenstams — der sich übrigens nie af Heidenstam, sondern stets von Heidenstam geschrieben hat! — „Die Schweden und ihre Häuptlinge"), sie sei „mit mehr oder weniger lehrhafter Absicht geschrieben und behalte darum beschränkte Geltung". Er rechnet auch „die kleinen Bilder und Geschichten aus dem Leben der Großstadtkinder" (er meint wohl Scharrelmann und verwandte Autoren) nicht zu den lehrplanwürdigen Dichtungen. „Sie gehören (als „Unterrichtsdichtung", d. h. als wohlgelungene Beispiele, vielleicht auch Muster unterrichtlichen Verfahrens) in den Sachunterricht; und nur wo man diesen nicht grundsätzlich vom literarischen

Unterrichte scheiden möchte oder wo man diese Scheidung überhaupt aus Grundsatz verwarf, war es gerechtfertigt, sie in die Lesebücher aufzunehmen."

Seidl warnt in seinem Aufsatz über „Jugend und Klassiker" einleitend davor, die Klassiker zu früh an die Jugend heranbringen zu wollen, wodurch man ihr nur den Zugang für später versperre. (Wobei er sehr richtig feststellt, daß in dieser Hinsicht das Wort „für die Jugend ist das Beste gerade gut genug" viel Schaden angerichtet habe; denn „nicht das Beste gehört für die Jugend, sondern das Geeignetste".) Er mündet aber dann doch (aus berechtigter Abneigung gegen „gereinigte Ausgaben") wenigstens in der Sonderfrage der Bearbeitung von künstlerisch wertvollen Erzählungen in künstlerischen Absolutismus aus, indem er fordert, man solle ein Werk entweder ganz der Jugend vorenthalten oder es ihr ohne jede Änderung darbieten. (Don Quixote, Gulliver, Simplizissimus???) Denn „es gibt keine „geringfügigen" Änderungen an den Werken der Meister". Im übrigen ist der Aufsatz schon wegen dessen, was Seidl über die planmäßigen Anregungen zur Anlage von Eigenbüchereien durch Schüler sagt und was er an Büchern dafür vorschlägt, für Bibliothekare lesenswert. Sie werden sich überdies freuen, auch einmal von seiten eines Vertreters der Schule bestätigt zu hören: „Die Schule kann nur den Grund legen. Der Weiterbau ist dann Sache der öffentlichen Büchereien und der freien Volksbildungsarbeit. Damit aber das, was wir begannen, nicht mit dem Tage der Schulentlassung abbricht, sondern planmäßig und ohne Stocken fortgesetzt wird, ist notwendig, daß diese Einrichtungen und die Schule engste gegenseitige Fühlung halten, sich mehr als bisher in die Hände arbeiten, nicht aneinander vorbei, als könne jedes für sich Erfolge erzielen und habe nicht nötig, auf das andere zu achten."

Von den übrigen Beiträgen seien noch erwähnt der Aufsatz des offenbar dem Charon-Kreis nahestehenden Burhenne über „Kindersprache und Kinderbuch", der „dazu neigt, unsere Erwachsenen-Literatur für die Kinder ganz abzulehnen", um das Kind „vor Verschüttung seiner eigensten Sprachquellen zu bewahren", und der — im Gegensatz zu Storm — von den Dichtern verlangt, sie sollen „mit voller Bewußtheit für die Kinder und über das Schicksal von Kindern selbst" schreiben, ja der — im Gegensatz zu Seidl — alle Werke der schon vorhandenen Literatur, „die aus der seelischen Sphäre des Kindes heraus gewählt werden, völlig neu gestaltet, neu in die Sprache des Kindes umgeschaffen" wünscht; sowie der Aufsatz von Loschky über „Tageszeitungen und Kinderbeilage", der von der ganz richtigen Überlegung ausgeht, daß in vielen Familien „das Monatsgeld für die Tageszeitungen der einzige Posten im Haushalt ist, der für geistige Nahrung angesetzt werden kann", und daß es deshalb eine wichtige volksbildnerische Aufgabe sei, dafür zu sorgen, daß die Zeitung auch den Kindern etwas zu lesen bringe, das ihrer geistigen Entwicklung dienen könne. Die Aufsätze, die sich mit ausgesprochen literarischen Themen beschäftigen — wie Prestels lehrreiche Untersuchung über den Robinson, seine Ausgaben und seine Nachahmungen, oder Becks gut unterrichtender Überblick über „Tiergeschichten und Tierbücher" — können in diesem Zusammenhang nicht näher betrachtet werden.

Die beiden anderen Bücher, auf die ich noch die Aufmerksamkeit der Volksbibliothekare beiläufig lenken möchte, ehe ich zu der letzten jugendschriftenpsychologischen Hauptschrift komme, gehören, äußerlich betrachtet, zusammen, da der Verfasser der zweiten, Josef Antz, auch der Bearbeiter der ersten, von Franz Xaver Thalhofer verfaßten, ist, und da beide Schriften in der von Friedrich Schneider herausgegebenen „Handbücherei der Erziehungswissenschaft" erschienen sind. Äußerlich betrachtet! Denn betreffs der grundsätzlichen jugendschriftenpsychologischen Haltung unterscheiden sich die beiden Autoren nicht unwesentlich. Das merkt man schon, wenn man Thalhofers, von Antz 1925 in „zweiter verbesserter Auflage" herausgegebenes Schriftchen „Die Jugendlektüre" (Geschichtliches und Grundsätzliches. Mit ausführlichen Verzeichnissen empfehlenswerter Bücher, Zeitschriften und Bühnenwerke für die Jugend. Paderborn: Schöningh 1925) auf die Frage ihrer Bearbeitung durch Antz hin genauer betrachtet. Thalhofer ist altmodischer, weniger „entschieden" als der ziemlich doktrinäre Antz, dafür aber auch in allen pädagogischen Einzelfragen seiner Jugendschriftenpraxis unbefangener, instinktsicherer. Dabei kommt allerdings Thalhofer

in seinen grundsätzlichen Forderungen nicht über einen gewissen Kompromißstandpunkt hinaus. Er stellt wohl fest: „Die kunstfreudigen Dränger der letzten Jahrzehnte haben die eine Binsenwahrheit übersehen, daß die Jugendschrift der Fassungskraft des Kindes entspreche oder daß sie kindertümlich sei", aber er fordert dann doch selbst wieder: „Wir haben aus erzieherischen Gründen die Forderung zu stellen, daß in den Jugendschriften sittliche Ideen dichterisch verkörpert dargeboten werden." Und dann zitiert er wieder zustimmend Lindes Ausspruch: „Wenn sich ein Werk, das einige Grade unter dem Gipfel künstlerischen Vollwertes sich befindet, durch besonders hohe Kindertümlichkeit auszeichnet, so wollen wir es willkommen heißen, ja ich stehe nicht an, es einem anderen und höheren Kunstwerk, aber niederer Kindertümlichkeit vorzuziehen." (Wenn man in solchen Fällen nur erführe, welche Werke gemeint sind! Wer, wie ich, erlebt hat, daß ein strenger Vertreter der ästhetischen Jugendschriftenforderung auf Befragen mit lyrischen Erzeugnissen von Julius Wolff und Otto Ernst als Beispielen „echter Kunst" herausrückte, der ist zum Mißtrauen geneigt. Übrigens hat auch Antz, der auf dem Wolgastschen Standpunkte steht, in seinem gleich zu betrachtenden Büchlein, wo er Schiller als „den Klassiker der Jünglingsjahre" erwähnt, die aufschlußreiche, für seinen Standpunkt jedoch verhängnisvolle Beobachtung mitgeteilt, daß der Wallenstein bezüglich der Beliebtheit eine Ausnahme mache, obwohl Max und Thekla die jugendlichen Leser „für das Verweilen in der nüchternen Atmosphäre des Haupthelden entschädigen".) Karl May wird nicht verdammt, vielmehr auf Männer hingewiesen, die „mit erlesenem Geschmack nur das Beste lesen und mit Anerkennung sich dessen erinnern, was ihnen einst Karl May an Anregung geboten hat" und eine Äußerung Rumpfs zitiert, der es einwandfrei findet, daß „ein Bibliothekar durch Einstellung von Karl-May-Büchern vierzig Gymnasiasten gewann". Trotzdem fehlt dann aber in den Auswahllisten guter Bücher in der Abteilung „Indianer- und Abenteurer-Geschichten" Karl May an Anregung geboten hat", und eine Äußerung Rumpfs zitiert, der geführt. Überhaupt ist diese Abteilung (im Unterschied von der vorhergehenden „Erbauliches und Beschauliches") sehr mager ausgefallen.

Thalhofer hat im übrigen sein Büchlein systematisch angelegt. Die erste Hauptabteilung gibt eine sehr lehrreiche, durch zahlreiche Zitate (namentlich auch aus Veröffentlichungen katholischer Pädagogen und Lehrerverbände) sorgfältig belegte Geschichte des Jugendbuches und der Jugendschriftenkritik. Der zweite Hauptabschnitt bringt „Grundsätzliches" (über die Bildungswerte und die dichterischen Werte der Jugendschrift, über Literaturpflege und Schule usw.) und der dritte Bücherlisten und Ratschläge „für die Praxis". Besonders zu erwähnen ist, daß sich da auch ein Abschnitt „Bücher zum Vorlesen" findet, der, wie zuvor schon gelegentliche Hinweise des Verfassers, beweist, daß Thalhofer die volksbildnerische Bedeutung des Vorlesens klar erkannt und in Theorie und Praxis tatkräftig vertreten hat.

Die Bearbeitung durch Antz scheint den Thalhoferschen Text im allgemeinen pietätvoll bewahrt zu haben. Nur an zwei Stellen sind mir Widersprüche aufgestoßen, die offenbar auf Hinzufügungen von Antz zurückzuführen sind: Vorne im Buch sagt Thalhofer, er habe Stifters „Bergkristall" nicht als Beispiel für seine (vorhergehende) vergleichende Untersuchung gewählt, weil diese Novelle „dichterisch zu gut sei für die Jugend". („Es gibt Höhenkunst, zu der Volk und Jugend überhaupt nicht emporsteigen, und das Kind fängt ganz unten an.") Und hinten im Buch heißt es, Stifter sei zwar nur wenigen zugänglich, aber „man probiere es mit der stimmungsreichen Kindergeschichte „Bergkristall"". Ebenso heißt es vorn: „Im allgemeinen lieben Kinder, besonders Knaben, Stoffe aus dem Kinderleben und aus ihrer nächsten Umgebung nicht, sie wollen in die Welt der Erwachsenen schauen und in die Ferne schweifen", hinten dagegen: „Die Bücherliste (die dann einige Seiten später abgedruckt ist) wollte zunächst die mir bekannten besten Erzählungen für die Jugend zusammenstellen. Dabei ergab sich, daß fast alle von Kindern und jungen Menschen handeln. Auch Storm wählte trotz seinem Wahlspruch in seinem Pole einen kindlichen Stoff, ein Jugenderlebnis als Mittel- und Hauptstück seiner Erzählung. Und das ist auch ganz natürlich. Der mehr besinnliche jugendliche Leser, der nicht bloß durch Abenteuer- und Heldengeschichten gefesselt wird, kann sich wohl in die Entwicklung einer jungen Seele

hineindenken und ihre Bewegungen, Erschütterungen und Kämpfe mitfühlen, aber die eigentlichen Lebensprobleme der Reifen sind ihm noch verschlossen."

Das Büchlein von Antz, das den Titel führt „Führung der Jugend zum Schrifttum" (Paderborn: Schöningh 1927), ist nicht systematisch angelegt; vielmehr umfaßt es in zwangloser Folge eine Reihe von Einzelaufsätzen, die sich von irgend einer Seite her mit literarischer Erziehung befassen. Dabei überschreitet der Verfasser gelegentlich auch den Kreis der eigentlichen Jugendschriftenfrage (so in den Aufsätzen „Dichtung und Volk" und „Zur literarischen Fortbildung des Lehrers"). Insgesamt wird uns hier das Ergebnis einer jahrzehntelangen, ungemein fleißigen Durcharbeitung der Jugendliteratur, besonders der Märchen und Sagen (in ihren verschiedenen Bearbeitungen und Ausgaben), und der Romantiker (Brentano) vorgelegt, gelegentlich nicht nur von Bücherlisten begleitet, sondern auch in förmliche Tabellen zusammengefaßt. So wird eine methodisch gegliederte Tabelle „Bücher der Geschichte für Volksschule und Jugend" und eine nach Schuljahren gegliederte Tabelle „Plan für die Klassenlektüre der Einzelschriften" geboten. Bei der letztgenannten Tabelle, wie übrigens auch sonst gelegentlich, fällt auf, daß die Sammlungen „Deutsche Jugendbücherei", „Bunte Bücher" und „Bunte Jugendbücher" recht stiefmütterlich behandelt werden. Sollten hier konfessionelle Rücksichten maßgebend gewesen sein? (So auch bei der Nichtaufführung der Schwankausgaben von Paul Brockhaus im Verlage Thienemann). Bezüglich der Wolgastschen Haltung des Verfassers ist noch zu ergänzen, daß er wenigstens Karl May teilweise gelten lassen will, freilich — aus ästhetischen Gründen. Er sagt: „Für lesewütige Gesellen mag man auch einige Bände von Karl May zugestehen, der ja zuweilen nicht nur gewandter Macher war, sondern auch etwas von der Kraft des gestaltenden Poeten besaß." Vorbildlich sind in Thalhofers und Antzens Bändchen die praktischen Hinweise auf die Auswertung der einzelnen Abschnitte für die Ausbildung von Lehrern und Bildungspflegern. Diese Hinweise finden sich jedem Kapitel in Gestalt von „Aufgaben", gewissermaßen Aufsatzthemen, angehängt. Auch die Literaturangaben sind dankenswert; nur fehlen bei Antz merkwürdigerweise meist die Erscheinungsjahre.

Doch nun endlich zur jüngsten Hauptschrift aus unserem Gebiet „Das literarische Verständnis der Jugendlichen und der Bildungswert der Poesie" von Max Zollinger (Zürich: Orell Füßli 1926). Hier ist, wie schon der Titel andeutet, die Untersuchung tiefer als bei Busse und Rumpf in philosophische Bereiche hinein ausgedehnt: Zollinger sucht das, was er erfahrungspsychologisch über das literarische Verständnis der Jugendlichen festgestellt hat, fruchtbar zu machen für eine wesentliche Erfassung des Bildungswertes der Poesie überhaupt. Er hat deshalb seine Untersuchung gegliedert in die drei Abschnitte: „Das Verstehen des literarischen Kunstwerkes", „Das literarische Verständnis des Jugendlichen" und „Das literarische Verständnis im Bildungsprozeß". Der Kreis, dem Zollinger seine Beobachtungen entnommen hat, ist, wie bei Busse, verhältnismäßig eng begrenzt. Er umfaßt Schüler eines schweizerischen Knabengymnasiums. Übrigens macht Zollinger einleitend darauf aufmerksam, daß es sich hier nicht um „ein systematisch gesammeltes Untersuchungsmaterial" handle, sondern „lediglich um illustrative Beispiele dafür, wie sich die Entwicklung des literarischen Verständnisses im Literaturunterricht selbst beobachten lasse". Jeder sachverständige Leser des Büchleins wird aber den Eindruck gewinnen, daß dieses zwanglos (und übrigens mit feinem pädagogischen Takt) gewonnene und zwanglos dargebotene Material vollständig ausreicht, um die grundsätzlichen Meinungsäußerungen des Verfassers selbsterlebt und methodisch wohlbegründet erscheinen zu lassen. Der erste Abschnitt gibt besonders treffende Hinweise auf den Wesensunterschied zwischen dem logischen Verstehen und dem organischen Verstehen schönliterarischer Werke — wenn mir diese Formulierung erlaubt ist — und auf die Rolle, welche dabei die Sprache spielt. (Er macht dort u. a. die feine Bemerkung: „In der Dichtung wird die Ungenauigkeit der Wortsprache sogar zum Vorzug: Das Wort ist für sie das geeignete Ausdrucksmittel, nicht allein obwohl es keinen festen Bedeutungswert besitzt, sondern auch weil dies der Fall ist, weil in jedem vom Dichter gewählten Wort immer noch Raum ist für Erlebnisinhalte des Lesers".) Zollinger zeigt einleuchtend, wie sich im organischen Verstehen des literarischen Kunstwerkes ein

dem Schaffensvermögen des Künstlers gleichartiges, aktives Verhalten und damit ein geistig-seelischer Entwicklungsvorgang (man könnte vielleicht bildlich sagen: ein Stück Persönlichkeits-Erbauung) auswirkt. Insbesondere, führt er aus, „erfülle auch das Verstehen der Dichtung die tiefste Sehnsucht des Menschen, die Sehnsucht nach der Bestätigung des Ich durch die Vereinigung mit dem Du. Es erlöst uns vom Fluch des Alleinseins, indem es uns alles Glück und Leid des Menschseins betrachtend erleben läßt, ohne uns selbst den fremden Lebensmächten auszuliefern. Es ist daher Selbstentäußerung und Selbstbehauptung in Einem, es entrückt uns dem engen Kreis unseres Eigendaseins und es vertieft und erweitert unser Lebensgefühl. Die Wirklichkeit des eigenen Lebens gibt uns die Elemente des Verstehens, und das Verstehen des in der Dichtung gestalteten fremden Lebens gewährt uns, wenn wir es in dieser Kunst sehr weit gebracht haben, ein tieferes Verständnis für die Wirklichkeit: für den Menschen und unser eigenes Ich und sein Schicksal". Und er krönt diesen Abschnitt durch das, was er über die Rolle der Intuition auch im „mittelbaren Verstehen" sagt. — Der zweite Abschnitt beginnt damit, daß zunächst in ganz großen Zügen die Bedeutung der Pubertät für die seelische Konstitution des Heranwüchslings — um ein Scherzwort Gottfried Kellers zu gebrauchen — dargestellt wird. Zollinger stützt sich hier natürlich vor allem auf die Untersuchungen von William Stern, Charlotte Bühler und Spranger; aber er hat auch aus Eigenem so viele treffende Bemerkungen hinzugefügt, daß diese Ausführungen auch für den Kenner der erwähnten Spezialliteratur lehrreich sind. Ich möchte hier wenigstens die ausgezeichneten Sätze mitteilen, in welchen er von denen spricht, die überhaupt nie bis zum Abschluß ihrer seelischen Pubertät kommen (man denke z. B. an die „ewigen Wandervögel"): „Es sind die ewig Jungen, die sich für a l l e s „Wahre, Gute und Schöne", d. h. für alles, was mit dem Anspruch auftritt, wahr, gut oder schön oder alles zusammen zu sein, begeistern, weil sie nicht fähig sind, sich für bestimmte Werte und Wertgebiete zu entscheiden; es sind aber auch die Neinsager aus Grundsatz, die geistig Unfruchtbaren, die in der Protesteinstellung der Pubertät verharren, weil sie ihrer selbst so wenig sicher sind, daß sie sich ewig von ichfremden Mächten bedroht fühlen. Viele erleben ihre seelische Pubertät erst, nachdem sie die Welt schon längst von ihrer körperlichen Reife überzeugt haben. Völlig frei von Pubertätsrückständen ist wohl überhaupt kaum ein Mensch, und vielleicht verdanken wir die Fähigkeit, das Ungewisse zu wagen, zu einem guten Teil dem Rest jugendlicher Sehnsucht, den die Reifezeit nicht aufgezehrt hat". (Ich darf in diesem Zusammenhang an das Wort Goethes zu Eckermann von der „wiederholten Pubertät" erinnern.) Bei der nun folgenden Nutzanwendung seiner allgemeinen Behauptungen auf die literarische Erlebnisfähigkeit der Pubertierenden betrachtet Zollinger jeweils die beiden Hälften der eigentlichen Pubertät (13./14. und 15./16. Lebensjahr) und die Stufe der Adoleszenz (16./20. Jahr) gesondert, wobei er höchst aufschlußreiche Äußerungen von Jugendlichen einstreut. — Den Höhepunkt der philosophisch vertieften Betrachtungsweise des Verfassers bietet dann aber der dritte Abschnitt. Zollinger geht hier aus von der klaren Erkenntnis, daß „die Empfänglichkeit für die Werte der großen Kunst einen bestimmten Grad geistiger Reife voraussetzt, während umgekehrt die kindliche und jugendliche Seele Bedürfnisse hat, die mit ästhetisch einwandfreien Mitteln nicht befriedigt werden können." „Trotz Wolgast", sagt er ausdrücklich, „ist die moralisierende Erzählung für das frühe Kindesalter, dem das Gehorchenmüssen ein zentrales Lebensproblem bedeutet, die geeignete literarische Kost, wie die Reiseschilderung, der Abenteuer- und Ritter-Roman für die durch einen ungeheuren Erlebnishunger gekennzeichnete erste Pubertätsstufe." Und dann wird dem Leser eine Fülle von wohlgemünzten erziehungskundlichen Wahrheiten gespendet, die sich zumal kein Deutschlehrer entgehen lassen sollte. Leider fehlt mir der Raum, um auch nur stichprobenweise wiederzugeben, was Zollinger in diesem letzten Abschnitt ausführt über die unvermeidliche Verschiedenheit des literarischen Erlebnisses des Lehrers und des Schülers und ihre unterrichtliche Fruchtbarmachung, über die tieferen Gründe für den verführerischen Reiz, den alle noch umstrittene Literatur für den jugendlichen Leser hat, über die Gefahr, daß bei „der Einstellung des dichterischen Kunstwerkes in den Bildungsprozeß" an sich schon seine außerästhetischen Werte überbetont werden, über die Wechselwirkung zwischen der auf wissenschaftlichem

Wege gewonnenen Wissenserweiterung (z. B. auf dem Gebiet der Erdkunde und der Geschichte) und der gefühlsmäßigen Anteilnahme an einem künstlerisch gestalteten Stück fremder Welt (z. B. erotische und historische Erzählung), über die Erschließung der menschlichen Beziehungen durch literarische Kunstwerke, wo die gesteigerte Subjektivität des Übergangsalters eine unbefangene Beurteilung dieser Beziehungen im täglichen Leben zu verhindern pflegt, insbesondere über die Vertiefung, Reinigung und Milderung erotischer Spannungszustände, und schließlich über die Hilfe, welche die Weltanschauungsnot vieler junger Menschen durch dichterisch gestaltete Weltanschauung — und zunächst nur durch sie — erfährt. Die vielen, trefflich ausgewählten und angewandten Beispiele aus der Weltliteratur, die hier eingefügt sind, bestätigen, was der aufmerksame Leser schon nach den ersten Seiten des Büchleins weiß: daß Zollinger selbst ein Mann von umfassender literarischer Bildung und von sicherem menschenbildnerischen Instinkt ist. Aus der gesamten neuesten Fachliteratur zur Jugendschriftenfrage hebt sich sein Büchlein hervor als das reizvollste Dokument innerster und lebendigster Berührung mit der Literatur wie mit der Jugend und phrasenlos geistvoller Darstellung. Neben dem Rumpfschen Büchlein verdient es, in den Händen aller Pädagogen zu sein — seien sie nun Lehrer oder Volksbibliothekare —, die sich der bildenden Kräfte der Literatur bedienen wollen zum Segen unserer deutschen Jugend.

Die Stadtbücherei Mülheim an der Ruhr.

Am 6. Dezember 1926 wurde die Stadtbücherei, eine Einheitsbücherei, in der die volkstümliche und die wissenschaftliche Abteilung vorläufig noch nicht getrennt sind, nachdem sie ein halbes Jahr geschlossen war, in den Räumen der ehemaligen Brückenschenke neu eröffnet, d. h. in Räumlichkeiten, die von außen und innen gesehen endlich eine würdige Behausung der Einrichtung sind. Das fast ganz neue Gebäude ist ein im Innern baulich völlig abgetrennter Flügel des großen Stadtbades, das in zentraler Lage gegenüber der weithin bekannten Mülheimer Stadthalle am Ufer der Ruhr liegt. Vorläufig nimmt die Stadtbücherei in dem Hause das Erdgeschoß und das erste Stockwerk ein, ein zweites Stockwerk, in dem z. Zt. noch Privatwohnungen sind, wird später zur Verfügung stehen, ebenso ein Kellergeschoß, das nach der Ruhrseite hin Erdgeschoß ist. Von den beiden Geschossen dient das untere, zur ebenen Erde der vorbeiführenden Schloßstraße und -Brücke gelegene, der Ausleihe und dem Arbeitsraum des Personals, das obere enthält den Lesesaal, die Musikbücherei und das Zimmer des Leiters. Im Erdgeschoß stehen der Bücherei etwa 160 Quadratmeter, im 1. Stock 320 Quadratmeter zur Verfügung. Der Unterschied erklärt sich dadurch, daß unten Arkaden das Gebäude umziehen, die auch die Räume etwas verdunkeln, was aber nicht so schwer wiegt, da man in den Magazinen wohl selten ohne künstliches Licht arbeiten kann, der Ausleiheraum selber aber von der hellen Hofseite des Gebäudes her direktes Licht erhält. Der Lesesaal im 1. Stock ist mit 260 Quadratmetern Fläche wohl einer der größten der Stadtbüchereien Westdeutschlands, er ist überaus hell und freundlich und bietet mit einer Anzahl Nischenplätzen auch vorzügliche Gelegenheit zu stiller Arbeit, obwohl eine völlige räumliche Abtrennung des Zeitungslese- und schnellen Informationsverkehrs noch nicht möglich war.

Der Bestand, der in den neuen Räumen Platz fand, zählt etwa 10 000 Bände. Die Geschichte dieses Bestandes ist bis in ihre Anfänge nicht mehr zu verfolgen. Ähnlich wie in vielen anderen Orten mittlerer Größe — Mülheim ist erst Großstadt seit den Eingemeindungen 1903/04 — geht die Bücherei wohl auf eine leihbibliotheksmäßige Einrichtung der 90er Jahre zurück. Bedeutung gewann sie erst durch die hochherzige Stiftung einer Lesehalle seitens der Eheleute Dr. Hermann Leonhard und Margarete, geb. Stinnes. Dieser Stiftung verdankt die Bücherei auch jetzt noch jährlich beträchtliche Zuwendungen. Durch die Not der Kriegs- und Inflationsjahre hatte der Bestand wie überall sehr gelitten. Nach dieser Zeit aber versuchte man alsbald, besonders dank der Initiative des Dezernenten, des Beigeordneten Dr. Schmidt, mit kräftiger Hand dieses Rückganges Herr zu werden. Die Bücherei bekam eine Leitung, zunächst allerdings nur eine

nebenamtliche, in der Person des neuen Direktors des Städt. Museums. Es zeigte sich aber bald, daß dieser Zustand nicht für die Dauer sein konnte, und im Juni 1926 wurde die Leitung der Bücherei mit einer bibliothekarisch ausgebildeten vollen Kraft besetzt.

Die Arbeit, die des neuen, unterzeichneten Stadtbibliothekars harrte, war eine Neuorganisation des Betriebes einerseits, eine Sichtung des Bestandes andererseits. Die Bücherei wurde daher geschlossen, und alle Außenstände wurden eingezogen. Der Sichtung fielen ungefähr 2500 Bände zum Opfer, die entweder zerlesen waren oder aus Gründen des Inhalts getilgt werden mußten; weitere 1000 Bände, vor allem belehrenden Inhalts, wurden aufs Altenteil gesetzt. Dann begann die Neukatalogisierung und Signierung. An die Stelle der bisherigen Größen-Signatur trat eine systematische. Hierfür wurde ein Standorts-Katalog in Kartenform angelegt. Gleichzeitig wurden ein alphabetischer und zwei systematische Kataloge begonnen, alle drei verzettelt in Lipmanns Kapseln, mit der Schreibmaschine geschrieben, die systematischen als Durchschlag des alphabetischen, um Arbeit zu sparen und schneller zum Ziel zu kommen. Später wird der eine systematische Katalog in Kapseln wohl durch eine andere Form ersetzt werden müssen. Daneben wurde ein Präsenz-Apparat fertiggestellt; im Absenzkasten werden die Buchkarten unter die Leserkarte, die Klappkartenform hat, nach Ausleihedaten geordnet.

Der Bücherbestand bekam dadurch ein anderes Gesicht, daß die düsteren schwarzen Schutz-Umschläge von den Büchern genommen wurden. Es wurden Versuche mit dem völlig durchsichtigen Cellophan gemacht (Firma Kalle & Co., Biebrich a. Rh.), doch fielen diese noch nicht befriedigend aus. Es wurde die größte mögliche Stärke (1200), fast blauem Aktendeckel entsprechend, genommen. Bei dieser Stärke muß Cellophan sehr vorsichtig umgelegt werden, es darf keine Risse haben, da diese leicht weiterreißen, in geheizten Räumen wird das Material aber leicht brüchig und hält nicht viele Entleihungen aus, es wird also auf die Dauer zu teuer. Spätere Versuche mit Ölpauspapier fielen besser aus, diese sollen mit Zappon- oder Cellon-Überzug fortgesetzt werden. Es ist das Bestreben der Leitung, das Werbende des Verlegereinbandes auf diese Weise zu wahren, ohne ihn doch der Verschmutzung zu sehr auszusetzen.

Als die Neusignierung und der Präsenz-Apparat fertiggestellt waren, wurde die Ausleihe am 6. Dezember wieder eröffnet. Die Katalogisierung hatte bis dahin den Bestand der schönen Literatur erfaßt; Biographien, Reisen und Erdkunde, Naturwissenschaft sind seitdem gefolgt.

Daß die Bücherei einem Bedürfnis entspricht, zeigt die Ausleihe, der der Bestand (vor allem an der so scharf gesiebten schönen Literatur) und das Personal nicht genügen konnten. Im ersten Vierteljahr wurden über 16 000 Bände verliehen. Bei der Ausgedehntheit der Stadt (das Stadtgebiet ist im Verhältnis zur Bevölkerungszahl das ausgedehnteste der deutschen Großstädte und ist so groß wie das Berlins vor der Bildung von Groß-Berlin) kann trotzdem nur ein geringer Bruchteil der Bevölkerung erfaßt werden, und die Schaffung von Zweigstellen ist die dringende Zukunftsaufgabe. Der Bestand hat jetzt durch den reichlicheren Beschaffungs-Etat einigermaßen aufgearbeitet werden können; das Personal (Leiter, wissenschaftliche Hilfsarbeiterin, 2 Assistentinnen, eine Hilfskraft) ist durch eine Bibliotheks-Obersekretärin verstärkt worden.

Der Lesesaal ist während der ganzen Umbildungsarbeit geöffnet geblieben und war nur für den Umzug einige Tage geschlossen. Um dem Mißbrauch dieser Einrichtung durch zuchtlose Benutzer, die die Bestände verschmutzten und verdarben, hier wohl gar ihren Rausch ausschliefen oder politische Reden hielten, zu steuern, ist ein geringes Eintrittsgeld eingeführt (25 Pfg. im Vierteljahr). Ferner wurde der Beschaffung einer guten Handbücherei und eines breiten Zeitschriftenbestandes (ca. 100 Nummern) große Sorgfalt zugewandt. Es ist daher die Wandlung der Leserschaft hier ganz deutlich zu verfolgen, doch wird natürlich noch einige Zeit vergehen, bis er zu einer allgemein bekannten, stillen Arbeitsstätte für alle Bevölkerungsklassen wird.

Viel schneller dagegen setzt sich die Musikbücherei durch. Ihr Bestand war schon früher, besonders dank dem lebhaften musikalischen Interesse des Dezernenten, zusammengestellt, doch wurde er kaum benutzt. Wegen Mangel an Per-

sonal ist diese Bücherei zunächst nur Präsenz-Bücherei. Es handelt sich dabei um einen ansehnlichen Bestand musiktheoretischer Werke, vor allem an Musiker-Biographien, um einen beträchtlichen Notenbestand und eine stattliche Reihe musikalischer Zeitschriften. Damit die Noten auch wirklich von den Besuchern benutzt werden können, stehen ihnen ein Flügel, eine vorzügliche Geige und ein ebensolches Cello zur Verfügung. Da das schöne Zimmer wirklich zum Spielen einlädt, werden die Instrumente immer stärker benutzt. Es besteht der Wunsch, von Dilettanten im Winter Hausmusik vor einem kleinen Publikum spielen zu lassen, und damit auf musikalischem Gebiet eine Einrichtung etwa wie die der Vorlesestunden zu schaffen, von denen in diesem Winter monatlich zwei abgehalten wurden. Ob das möglich sein wird, kann natürlich jetzt noch nicht gesagt werden.

Neben der reinen Büchereiarbeit hält der Leiter einen kleinen literarischen Zirkel mit Jugendlichen, deren Eifer sich darin zeigt, daß die wöchentlich einmal stattfindenden Zusammenkünfte auch im Sommer fortgesetzt werden konnten.

Aus der Darstellung geht wohl zur Genüge hervor, daß die Anfänge eines modernen Büchereiwesens in Mülheim a. d. Ruhr durchaus hoffnungsvoll sind. Es besteht die ernste Absicht, vor allem auch seitens des Dezernenten, etwas Mustergültiges zu schaffen.

J. Langfeldt (Mülheim a. d. Ruhr).

Kleine Mitteilungen.

Normung im Bibliothekswesen. Im Rahmen des Deutschen Normenausschusses wurde im September ein Fachausschuß gebildet, der Normungsfragen im Bibliothekswesen bearbeiten soll. Es waren Vertreter der am Bibliothekswesen interessierten Kreise und Vertreter der wissenschaftlichen Bibliotheken, der Büchereien von Verbänden und Firmen, technisch-wissenschaftlicher Vereine, Verleger, Buchhändler und Drucker zugegen. Der Vertreter der ebenfalls geladenen Berliner Stadtbibliothek machte auf das volkstümliche Büchereiwesen aufmerksam und es wurde beschlossen, daß dieses eine Vertretung im Fachnormenausschuß und in sämtlichen Arbeitsausschüssen erhalten soll. Professor Fritz hat daraufhin in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare an den Vorsitzenden des neuen Fachnormenausschusses, Generaldirektor Krüß, ein Schreiben gerichtet, in dem er die Vertretung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare als notwendig bezeichnet. Behandelt wird die Frage der Ordnungsmerkmale in Zeitschriften und Büchern, die Vereinheitlichung der Hilfsmittel des Bibliothekswesens (Vordrucke usw.), Vereinheitlichung der Klassifikation. Bei den Normungsarbeiten wird besonderes Gewicht auf die Zusammenarbeit mit den ausländischen Normenausschüssen und Fachkreisen gelegt.

Es ist selbstverständlich, daß das volkstümliche Büchereiwesen gemäß seiner Eigenart sich einer Normierung auch nur der Formate des Karteimaterials schwerer einfügen läßt als das wissenschaftliche Bibliothekswesen. Immerhin wird sich auch hier manches erreichen lassen. Es wäre zu erwägen, ob der Verband Deutscher Volksbibliothekare zur Bearbeitung dieser Frage einen Ausschuß bilden könnte, dessen Delegierter dann die Wünsche der volkstümlichen Büchereien im Deutschen Normenausschuß vertreten könnte. Bei der Bedeutung des deutschen volkstümlichen Büchereiwesens im Rahmen des ganzen Bibliothekswesens wäre auch zu erwägen, ob *ein* Delegierter hinreichend ist oder mehrere zu entsenden wären. (Aus praktischen Gründen sollen die Arbeitsausschüsse natürlich möglichst klein gehalten werden.) Um die Einheitlichkeit und damit Nachdrücklichkeit der Vertretung zu sichern, muß in jedem Falle das deutsche Volksbüchereiwesen vorher unter sich über das Wünschenswerte und Erreichbare einig und klar geworden sein.

Sch.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. Schuster, Berlin, Stadtbibliothek.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 28. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1927

7. Jahrgang + Heft 8

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint im Jahre 1927 in 6 Heften im Gesamtumfang von 24 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang G.-M. 9.—. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Verbandes deutscher Volksbibliothekare" und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B." ausschließlich durch die Vertriebsstelle der „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Grüne Schanze 8 — Stadtbücherei (Postscheckkonto: Stettin 9036. Verband pommerscher Büchereien) zum Vorzugspreis von G.-M. 5.— für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist die **Stadtbücherei Berlin** (C 2, Breite Straße 37). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Verband deutscher Volksbibliothekare. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien. 6. Verband niederrheinischer Büchereien. 7. Verband der Büchereien der Grenzmark Posen-Westpreußen.

Inhalt dieses Heftes:

Titelblatt und Register

des abgelaufenen Jahrgangs werden dem ersten Hefte des neuen Jahrgangs beigelegt.

Bücherei und Bildungspflege
Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel
Jahrgang 7 1927 Heft 8

Die Internationale Volkshochschule in Helsingör (Dänemark).

Von Dr. Victor A. Schmitz (Stettin).

Volksbildungsbestrebungen und internationaler Verständigungswille führten zu der Begründung der Internationalen Volkshochschule in Helsingör, die als die erste und einzige ihrer Art, betraut mit einer wesentlichen politischen oder kulturell-menschheitlichen Aufgabe, wohl die Aufmerksamkeit auch unserer Kreise beanspruchen darf.

Inn[illegible]halb der alten dänischen Grundtvigschen Volkshochschulbewegung, di[illegible] [illegible]f nationaler Kultur aufbauend vor allem unter der Landbevölkerung ih[illegible] Wirkungskreis hat, stellt die Helsingörer Hochschule ein Neues dar, inde[illegible] [illegible]ie dem Internationalismus dienen will. Diese Abweichung von der bish[illegible]zen Tradition teilt sie mit der Arbeiterhochschule in Esbjerg (Jütland), Während diese jedoch bewußt mit dem Grundtvigianismus bricht, sich auf den Boden des politischen Sozialismus stellt als eine Hilfsorganisat[illegible] im Klassenkampf der Arbeiter, versucht die J. V. H. eine Erneuerung [illegible]er alten Grundtvigschen Hochschule im modernen Sinne, eine Verbreite[illegible]g und eine überparteiliche Versöhnung zwischen Grundtvigianismus und Sozialismus. Sie hat deswegen den Bogen weiter gespannt: sie will Angehörige aller Klassen sammeln, wie sie um Angehörige aller Nationen wirbt zur Mitarbeit an einem Gemeinschaftsleben, das jenseits der Politik der Parteien und Länder Arbeit für einen kommenden Weltfrieden lei[illegible]et. Dies also ist die einzige weltanschauliche Bindung: Kriegsgegnerscha[illegible], Wille zur Völkerversöhnung, zur sozialen Gerechtigkeit.

J[illegible] Leben gerufen wurde das Volkshochschulheim erst 1921, vor aller [illegible] die Werbetätigkeit ihres derzeitigen Leiters Peter Manniche. [illegible]schiedenen Ländern, besonders in England, Amerika, Deutsch[illegible]nd un[illegible] Dänemark, wurden Komitees gebildet, die das Unternehmen wirtschaftlich und propagandistisch stützten und Schüler zuwiesen. Die Schüleranzahl ist in den wenigen Jahren beträchtlich gestiegen, der letzte Winter zählte ca. 100 Schüler (gegenüber 24 im Jahre 1921), darunter jedoch nur 2 Engländer, 1 Iren, 2 Amerikaner, 1 Isländer, 5 Deutsche; alle übrigen waren Dänen.

Man wird fragen: ist bei der Beteiligung so verschiedenartiger Kräfte und Meinungen, solcher natürlich und geistig nicht nur ungleichartiger, sondern gar auseinanderstrebender Elemente noch eine gewisse notwendige Mitte, eine notwendige Sammlung möglich? Gewiß ist es leichter, Gleichgesinnte oder von gleichen bezw. ähnlichen Voraussetzungen Bedingte unter einer Fahne zu sammeln; wertvoller ist die Arbeit, die das Mannigfache zusammenfaßt. Aber wird der englische Quäker, der deutsche Wandervogel, der dänische Hochschüler oder Fabrikarbeiter (dies sind die drei Haupttypen der Schule) wirklich ein Gemeinsames gestalten können,

das im Dienste der Menschheit einen kommenden Frieden vorbereitet? Ist der „Völkerbund im Kleinen", wie ihn die Hochschule darstellen will, hier verwirklicht oder angebahnt? Es gibt eine Bedingung: die dort zusammenkommen, müssen ernste, von der Not der Zeit und vom Heilungswillen bestimmte Menschen, müssen neue Jugend sein. Ein im Letzten gemeinsames Wollen muß jedenfalls hier alle einen.

So natürlich es nun ist, daß an dieser in Dänemark gelegenen Hochschule die dänischen Schüler in der Überzahl sind, so wenig dient es ihrem internationalen Programm, daß sie in solcher bestimmenden Mehrheit sind.

Ich spreche von den Erfahrungen des vergangenen Winters, den ich dort als deutscher Lehrer zugebracht habe. Wohl erfüllt die Schule ihre eigentliche Aufgabe eher im Sommerhalbjahr, wenn mehr „Ausländer" dort zusammenkommen, und der Winter ist in gewissem Sinne nur Vorbereitungszeit der Dänen für diesen Sommer. Meine Kritik hat daher nur Berechtigung von diesem Vorbehalt her. Immerhin aber mag der Winter darüber belehren, wie weit eben gerade der dänische Kern fähig sein wird, das Ganze zu nähren, welche Voraussetzungen diese dänische Volkshochschule zur Förderung der internationalen Fragen und Aufgaben hat.

Die dänischen Schüler, die der Schule das Gepräge geben, sind größtenteils junge erwerbslose Arbeiter und Handwerker aus Kopenhagen oder aus der Provinz. Sie sind von ihren Gewerkschaften hierher geschickt und unterstützt, kommen also in großer Menge mehr zufällig als von innen dazu gedrängt an die Schule. Mit wenigen Ausnahmen bestimmten sie in ihrer mehr begrenzten Einstellung, dem eigentlichen Sinn der Schule fremd oder verschlossen, mehr nach praktischen Kenntnissen strebend als nach Lebenserneuerung, das Schulleben und den Geist der Schule in einer Richtung, die den Auswärtigen verwunderte oder befremdete. Das ist natürlich kein Einwand gegen eine Hochschule für Arbeitslose. Es ist im Gegenteil erfreulich, daß die Arbeitslosen in Dänemark eine so günstige Gelegenheit haben, sich in einem Volkshochschulheim weiterzubilden und die unfreiwillig müßige Zeit nutzbar zu machen. Nur sollte man damit nicht diese einzige Einrichtung einer internationalen Hochschule belasten. Denn eine Belastung, eine Hemmung ihrer Arbeit bedeutet das zweifellos: so sehr man einerseits erwarten kann, daß gerade die städtischen Arbeiter schon durch ihre sozialistische Parteischulung internationalen Fragen zugewandt sind, so sehr muß man sich andrerseits vor einem Massenbesuch hüten, da nur von einem gefestigten kleinen Kreis aus die hier gestellten schwierigen Aufgaben begonnen werden können. Hier bedeutet Verbreiterung Verflachung, das Mannigfaltige und Bunte wird zum Wirrwarr; es fehlt das, was wir Stil nennen, von Zucht ganz zu schweigen. Eine solche Schule kann nicht Vorposten internationaler Zusammenarbeit und zugleich Erziehungsanstalt für Massen sein.

Man wird betonen, daß man demokratisch sei. So sei man es auch voll und ganz: man gestehe den Schülern — nicht mehr äußere Freiheit, denn die genießen sie genug, — aber mehr Mündigkeit zu, man stärke ihr Verantwortungsbewußtsein und ihren Gemeinsinn. Entweder man hat den Glauben an die Masse und den Menschen oder man bewahre in geistigem Standesbewußtsein die Stufen von Führer und Volk.

Der auf die oben erwähnte Weise zusammengeführten dänischen Schülerschaft aber fehlt überwiegend das Bewußtsein, um was es geht. Wo wirklich ein über praktische Interessen — Spracherlernung zum späteren Fortkommen im Leben, meist durch Auswanderung ins fremde Land, am liebsten Amerika — hinausführend kulturelles oder politisches Streben ist, ist es nur zu oft politisch befangen. Mit ihrer Parteidogmatik scheint diese dänische Jugend nicht auf der Höhe zeitgemäßer politischer Entwicklung zu stehen. Eine materialistische Einstellung ist gang und gäbe, religiösen Werten gegenüber verschließt man sich aufklärerisch stolz mit der Freude, wie herrlich weit wir es gebracht haben.

Dem stimmt natürlich die Leitung und die Minderheit der Schülerschaft nicht zu. Es wird von hier aus entgegengearbeitet. Aber dieser kleinere religiös-christlich bestimmte Kreis — es sind meist Schüler vom Lande oder die Älteren — hat in seiner schönen frommen, jedoch naiven Gläubigkeit dem anderen Lager so wenig geistige Werte entgegenzusetzen, daß er keine Werbekraft hat und kein intellektuelles Gegengewicht gegen den Vernunftstolz der anderen. Hier hat höchstens eigenes menschliches Beispiel gewirkt. Für die Gestaltung des Schullebens ist der Einsatz hier jedoch zu gering. Toleranz ist das Höchste, was erreicht wird: eher eine Sache des lässigen Temperaments als der Überzeugungskraft. Ohne einen neuen religiösen Impuls aber wird keiner mehr an eine Lebenserneuerung glauben, denn auch gerade der Sozialismus wird seiner religiösen Kräfte wegen wirksam sein können. Das mag uns die Not gelehrt haben, die dem friedlichen, dem allzu friedlichen Dänemark fern geblieben ist.

Gewiß, unsere deutsche Problematik ist vom Übel. Wir vergessen über dem Streit um die Wege zu gern das Ziel. Der Däne und im besonderen die dänische Hochschule mag uns zeigen, wie man auf der festen Erde bleibt, wie man Wirklichkeiten bejaht und fördert, auch wo sie der Idee, dem Traum noch wenig Genüge leisten. Gefahr ist aber auch die zu schnelle Beruhigung, der gewissenbeschwichtigende Erfolg.

Jedenfalls also darf Arbeitseifer und opferfreudiger Idealismus — und den vermißt man in Helsingör nicht, vor allem nicht bei Peter Manniche — nicht über Probleme hinweghelfen, die das Wesen der Schule in Frage stellen. Dieses Arbeitsdogma, das der Arbeit um ihrer selbst willen oder aus bloßem Bewegungs- und Tätigkeitsdrang (geistigem und körperlichem) eine so große Bedeutung beimißt, sollte — als geistiger Ausgangspunkt für den Kapitalismus oder jedenfalls die Verwirtschaftlichung der Welt — der alten Zeit angehören; mit dem neuen Menschen jedenfalls hat dieser all zu eifrige Glaube an die Arbeit nichts zu tun. Nur als Dienst hat Arbeit Sinn; wo sie, wie hier, selbstherrlich wird, führt sie zu falschen Methoden auch im Unterricht.

Der Unterricht ist denn auch zu sehr bestimmt von diesem grundtvigianischen Arbeitseifer und dem Ideal einer Volksbildung, die uns zu praktisch-zweckbestimmt, zu rational-aufklärerisch erscheint. Der englische Einfluß, dieser rationale Sinn für das Brauchbare und Lebenstüchtige, mit seiner Tugend der selbstlosen und werktätigen Menschenliebe und Hilfsbereitschaft, aber auch mit seiner Begrenztheit im Greifbaren, Nächsten, Geheimnislosen, Unfestlichen herrscht stark vor. Der Däne eifert ihm

aus der Bewunderung des ihm Entgegengesetzten nach; gerade Grundtvig hat den Anstoß gegeben zu dieser Richtung nach England.

Die Vorbedingung einer fruchtbaren Zusammenarbeit ist die Kenntnis der Sprache des Anderen. Daher fällt dem Sprachunterricht eine wesentliche Rolle zu und man darf wohl sagen, daß er im großen ganzen gute Ergebnisse zeitigt. Das tägliche Zusammenleben mit den fremdsprachlichen Kameraden zwingt ja zur täglichen Übung und praktischen Anwendung des Erlernten. Dadurch, daß der Lehrer Ausländer in seiner eigenen Sprache unterrichtet, ist gute Aussprache u. dgl. gewährleistet. Grammatische Schulung durch den Lehrer des eigenen Landes ergänzt diesen Unterricht. Allerdings sind die nichtdänischen Schüler dadurch benachteiligt, daß ihnen ein ausgiebiger Unterricht des Englischen, Deutschen und Französischen meist auf dem Umweg über das Dänische gegeben wird, wie denn überhaupt Dänisch im Winter die vorherrschende Sprache ist. Der Deutsche erlernt es leicht und bald und hat so wenigstens die Möglichkeit eines kameradschaftlichen Verkehrs mit den dänischen Mitschülern. Durch Lichtbildervorträge gewinnt der Sprachunterricht an Anschaulichkeit und Lebendigkeit; zugleich können diese zur Einführung in die Kultur des fremden Landes ausgewertet werden. Es wäre nur zu wünschen, daß reichlicheres Lichtbildmaterial zur Verfügung stände oder eine bessere Auswahl an Lichtbildern.

Neben dem Sprachunterricht, der einen wesentlichen Teil gerade des Helsingörer Stundenplanes ausmacht und der hier vielleicht zu sehr vorherrscht, stehen nach alter Grundtvigscher Methode die kulturell-geistesgeschichtlichen Fächer im Vordergrund, vor allem Geschichte und Literaturgeschichte. Denn man will ja nicht so sehr Wissen vermitteln als weltanschaulich im Dienste des Lebens bilden. Hier lebt gleichsam noch ein altes romantisches Element: denn gerade diese Fächer haben zu dem modernen Industriearbeiter doch nicht die Lebensbeziehung, die das Erfordernis der Hochschule ist, es sei denn, daß man sich mit Gegenwartsliteratur als einem Teil des Gegenwartslebens überhaupt beschäftige, wie in einer Arbeitsgemeinschaft, die der Helsingörer Bibliothekar Bremerstent leitete und die bewies, was erreicht werden kann, wenn man in kleinen Gruppen aus Liebe zur Sache arbeitet. Es scheint mir jedoch unnötig, junge Arbeiter anfänglich in einen mehrstündigen, eigentlich für Sprachlehrer bestimmten Vortrag über Lessing und Wieland zu bemühen. Dagegen mag der Unterricht in Geographie und Mathematik, vor allem aber in Volkswirtschaft und Psychologie, wohl manchem etwas gegeben haben. Zeichnen und Turnstunden dienten der Entspannung von der Denkarbeit und rundeten das Programm der Gesamtbildung ab.

Was die Methode und die Form des Unterrichts betrifft, so erwies sich im allgemeinen der Vortrag als produktiver denn der „Studienkreis" (Arbeitsgemeinschaft). Ich glaube, daß da nicht nur die deutsche Vorliebe für das Autoritative aus mir spricht. Bei der Passivität der am „Studienkreis" Beteiligten (Passivität, soweit es ernste Arbeit, nicht Diskussionsplauderlust betrifft) steht das Erworbene in keinem Verhältnis zu den Werten, die ein Vortrag vermittelt. Das gilt natürlich nicht ausnahmslos.

Es fehlt den schon durch den Sprachunterricht stark beschäftigten Schülern an Zeit zur intensiven Mitarbeit.

Wertvolle Anregungen gaben denen, die Dänisch konnten — welche gar nicht selbstverständliche Bedingung jedoch für den „Ausländer"! — allwöchentliche Abendvorträge von auswärtigen Dozenten, von Dichtern, Musikern, Politikern, Privaten, die alle von ihren beruflichen, politischen oder persönlich-geistigen Voraussetzungen her zu Zeitfragen Stellung nahmen und nicht wenig — hoffe ich — dazu beitrugen, die allzu einförmige und starre Lebensanschauung der Schüler ein wenig zu weiten und zu lockern. Dafür war durch mancherlei Beziehungen der Schule zu befreundeten Kreisen auch sonst gesorgt. Exkursionen, die Studienzwecke, gesellschaftliche Unterhaltungen und Besuche von Freundeskreisen verbanden, nach dem nahen Kopenhagen, nach Schweden, zur benachbarten Hochschule Frederiksborg erwiesen sich darin sehr fördernd. Vor allem ein Besuch in Frederiksborg. Die hier gepflegte alte volkstümliche Tradition brachte wohl doch dem einen oder anderen deutlicher als die Helsingörer Umgebung zum Bewußtsein, daß Internationalismus die Pflege der Kulturgüter des eigenen Volkes nicht ausschließt, ja daß ohne sie auch jeder Dienst an der internationalen Sache vergeblich ist.

Die Freude an alter Volkskultur hielten außerdem auch die schwedischen Gäste wach, die fast wöchentlich herüberkamen und uns ihre schönen Volkstänze lehrten. Mit Freude sahen wir hier Anfänge neuer oder sagen wir: erneuter Form geselligen Lebens, wie sie bei uns die Jugendbewegung schon gefunden hat.

Wäre man nur ebenso ernsthaft an die Pflege der Musik, dieser großen gemeinschaftsbildenden Kunst gegangen! Hier war vielleicht eine Aufgabe für uns Deutsche, die wir aber als zu Vereinzelte nicht durchführen konnten. Das Höchste war: den Hörern Ehrfurcht abzugewinnen vor den Empfindungswerten, die das deutsche Volkslied hat, während doch nur da, wo auch musikalische Formenwerte erfaßt oder geahnt werden können, wirklich kulturell bedeutsame Musikpflege möglich ist. Aber Musik galt hier noch fast nur als Unterhaltung, als Darbietung an geselligen Abenden — nicht als Andacht oder gemeinsames Erleben. Ein wenig geschulter Schülerchor befriedigte mit solchen Darbietungen diese bescheidenen Ansprüche.

Immer führt alles zurück auf das große Grundübel: es fehlte das Gemeinschaftsbewußtsein. Nicht als ob wir allzu billig der Einsamkeit unsres Selbst mit dem Ruf nach Gemeinschaft entrinnen und voreilig die Mannigfaltigkeit des Getriebes, die ja auch gerade ein positiver Faktor der Schule sein kann, zu Gunsten einer Uniformierung aufheben wollten (diese unsere „preußische" Gefahr kennen und verachten wir selbst zu sehr), — aber die Entfaltung der freien Persönlichkeit darf nicht bis zur Gleichgültigkeit gegen das Gemeinwesen der Schule führen. Und die ließ sich nur zu oft beobachten. So wurde z. B. die einzige Stunde körperlicher Arbeit, zu der die Schüler verpflichtet waren, oft nicht aus Freude am Aufbau der Schule, im Dienst der gemeinsamen Sache getan, sondern als lästiger Zwang empfunden, um so mehr als sie nicht immer als gesundheitliche Entspannung von der Kopfarbeit gelten konnte.

Zur Weckung eines solchen Verantwortungsbewußtseins im Dienste der Gemeinschaft wäre gewiß auch notwendig, daß die Lehrer einen mehr geschlossenen Kern bildeten. Und hier liegt einer der Hauptmängel der Schule: die Lehrer mit Ausnahme des Leiters und eines dänischen Lehrers wechseln zu häufig. Eine festere Bindung an die Schule wird durchaus notwendig sein. Gewiß ist regeres Leben da, wenn immer neue Lehrkräfte ihren Einsatz geben; Starrheit und Gleichförmigkeit sind damit abgewehrt. Aber diese Vorteile wiegen doch nicht die Nachteile auf. Hat einer eben den richtigen Weg gefunden, den die durch die verschiedenartige Zusammensetzung der Schülerschaft erschwerte Arbeit verlangt, tritt ein anderer an seine Stelle und fängt von vorn an. So kommt nie ein geschlossener Kreis zusammen, der das Schulleben von innen her leitet. Auch sind vielleicht zu wenig festangestellte Lehrer gegenüber den vielen „Gelegenheitslehrern", die nur lose mit der Schule in Verbindung stehen. Der Vorsteher vor allem müßte vom elementaren Unterricht mehr entlastet werden.

Statt dessen haben neu eingerichtete Sprachlehrerkurse mit Examensziel (das ja jeder echten Hochschule als bloßer Lebensschule zuwider läuft) nur neue Belastung gebracht, wenngleich die mit ihnen verbundene Absicht, einen sozialen Ausgleich unter den Schülern zu schaffen, ja begrüßenswert ist. Aber die hiermit gegebene Zersplitterung der Kräfte scheint mir verfehlt, zumal gerade in Helsingör Konzentration das Allernotwendigste ist.

Erfreulich wächst die Zusammenarbeit mit der Bücherei. Eine Anleitung zur Benutzung von Handbüchern des Lesesaals weist die Schüler auf die Büchereien hin. Und hier ist endlich einmal die alte Kluft beseitigt, die die dänische Hochschulbewegung mit ihrer Dogmatik des „lebenden Wortes" vor der Büchereibewegung auftat. Daß der Helsingörer Bibliothekar Bremerstent zugleich Lehrer an der Schule war, schloß die Verbindung noch enger zusammen. Man möchte wünschen, daß diese gute Beeinflussung von seiten der Bücherei andauert, die zweifellos eine Förderung des Hochschullebens bedeutet, wie andrerseits die Hochschularbeit die dänischen Büchereien immer mehr von der bloßen Bücherpflege zur Bildungspflege antreiben wird. Dieser Weg scheint von der dänischen Bücherei überhaupt mehr und mehr beschritten zu werden, und es scheint sich der von Amerika so gut geschulte ‚library spirit" der dänischen Bücherei der deutsche Seelsorgerwille günstig zu verbinden.

In allem liegt eben immer der letzte Entscheid beim Menschen. Die Einrichtungen sind da; es kommt darauf an, daß starke, lebendige Menschen sie mit ihrem Wesen und Werk erfüllen, und man möchte der J. V. H. solche Menschen wünschen statt der zu ziellosen Menge, die den Ernsteren dort das Zusammensein und den Glauben an die Berufung der Schule erschwert.

Neuere Arbeiten zur Literaturgeschichte[1]).

Eine Sammelbesprechung von Dr. Wilhelm Schuster.

3.

Einem mir zugegangenen Wunsche folgend erwähne ich noch die vier zunächst folgenden Werke, um die Geschichte der Gattungen zu vervollständigen. Große Büchereien werden neben den genannten Büchern von Busse und Diebold zum Drama auch noch das von Arnold[2]) herausgegebene Sammelwerk einstellen, besonders um des letzten Abschnittes „Die Lebenden" willen, welchen Julius Bab verfaßte. Monographien über das Drama unterscheiden sich von denen anderer Literaturgattungen insofern, als naturgemäß besonderer Nachdruck auf die Technik gelegt zu werden pflegt und manches Theatergeschichtliche in die Darstellung eingeht. Hierdurch tritt das rein Dichterische und das Ideengeschichtliche, obwohl sich dieses im Drama besonders scharf auszuprägen pflegt, leicht etwas in den Hintergrund. Das ist denn auch bei diesem Sammelwerke der Fall und es geht deshalb schon stark ins Spezialwissenschaftliche, bespricht auch eine große Anzahl von Schriftstellern, welche heute lediglich historisches Interesse beanspruchen können und verwirrt deshalb den Laien durch die große Fülle des Gebotenen. Der Volksbibliothekar selbst aber kann daraus sehr gut lernen, daß auch die ästhetisch wie weltanschaulich nicht vollgültige Literatur für die Entwicklung der Gattung hohe Bedeutung haben kann und sie sich auch ideengeschichtlich gar nicht von den vollgültigen, bleibenden Ausprägungen trennen läßt. Nun treiben wir gewiß nicht Wissenschaft, um sie als solche zu „verbreiten", wohl aber, um von ihr zu lernen, am Bilde der Vergangenheit das Kräftespiel der Gegenwart zu deuten und uns bildungspfleglich diese Kräfte nutzbar zu machen.

Sehr glücklich sind wir mit der Geschichte der Lyrik daran, wo wir zwei so hervorragende Werke wie das von Ermatinger[3]) und das von Witkop[4]) besitzen. Schon kleine Büchereien sollten wenigstens eines der beiden ohne Rücksicht auf die Kosten anschaffen, größere Büchereien beide. Im allgemeinen wird man zunächst zu Ermatinger greifen, weil er sowohl die dichterische wie die ideengeschichtliche Entwicklung besser gibt, während Witkop mehr die einzelnen Persönlichkeiten herausarbeitet (weshalb sich beide Werke denn auch trefflich ergänzen). Ermatinger gibt schönste Anleitung auch zur Gedichtbetrachtung bis ins Einzelne hinein, beide geben zahlreiche Proben, was bei der Lyrik ja am besten durchzuführen ist. Nicht immer freilich wird man Ermatinger beipflichten, so

---

[1]) Im zweiten Teil dieser Arbeit (Heft 2) ist eine bedauerliche Umstellung beim Satz vorgekommen. Der Abschnitt S. 89 unten von: „Eine Ergänzung zu diesem schönen Buche..." bis Seite 90, Zeile 21, Schluß des 2. Absatzes („...gehindert haben mag.") gehört auf Seite 87, hinter die 2. Zeile.

[2]) Das deutsche Drama. In Verbindung mit Julius Bab, Albert Ludwig, Friedrich Michael, Max S. Wolff und Rudolf Wolkau hrsg. von Robert F. Arnold. München: C. H. Beck 1925. 868 S.

[3]) Ermatinger, Emil: Die deutsche Lyrik seit Herder. Bd 1—3. Leipzig: Teubner 1925.

[4]) Witkop, Ph.: Die deutschen Lyriker von Luther bis Nietzsche. 2 Bde. 3. veränd. Aufl. Leipzig: Teubner 1925.

in seiner Behandlung der Dichter, die er als „Forcierte Talente" zusammenfaßt, aber das sind am Ende nur kleine Dinge gegenüber dem großen Gewinn. Beide Bücher sind leicht lesbar, in schöner Sprache, eine Lektüre, an die man sich hingeben kann. Katholische Büchereien werden seines ethischen Standpunktes wegen den Witkop vorziehen.

Erwähnt werden mag noch das kleine Heftchen der „Deutschkundlichen Bücherei" von Gertrud Fauth[5]). Es ist feinsinnig, besitzt aber, da es auf 62 Seiten von Klopstock bis zum Expressionismus führt, lediglich Anregungswert.

Nachdem die Geschichte der erzählenden Literatur lange im Argen gelegen hat, ist sie nun von dem Münchener Literarhistoriker Hans Heinrich Borcherdt[6]) in Angriff genommen worden, und wenn der folgende Band (oder die folgenden Bände?) das gleiche leisten, wie der vorliegende erste, welcher vom frühen Mittelalter bis zu Wieland führt, so werden wir ein würdiges Seitenstück zu Ermatingers Lyrik erhalten. Der Verfasser sucht die Entwicklung der Prosadichtung aus der allgemeinen Zeitgeschichte zu deuten und zu klaren Stilbestimmungen zu gelangen. Er beginnt mit dem Watharius als dem letzten Repräsentanten der altgermanischen Literatur und dem Ruodlieb, der zum ersten Mal neue Wege einschlägt. Im Einzelnen wird man natürlich nicht immer gleicher Meinung sein können. So scheint es sehr ungewiß, ob im ausgehenden Mittelalter das Fehlen selbständiger Persönlichkeiten im Kulturleben wie im politischen Leben auf die ständische und religiöse Bindung des Individuums zurückgeführt werden darf (S. 58). Die soziologischen Voraussetzungen sind gewiß gerade für die erzählende Prosakunst von größter Wichtigkeit und deshalb auch mit Recht sehr sorgfältig behandelt, aber nicht immer lassen sich die Schlüsse so unmittelbar ziehen. War die Bindung in der Blütezeit nicht auch bereits vorhanden? Sehr schön ist die Novelle der Renaissance dargestellt, wird das Faustbuch und seine Verwandten behandelt. Aber bei Jörg Wickram hätte länger verweilt werden müssen: er ist typisch für den Übergang zur bürgerlichen Erzählung, ja in Form und Ethos typisch für den Gegensatz zweier großer soziologisch bedingter Stilformen überhaupt, denn er stellt in stufenweisem Übergang seinen bürgerlichen Roman gegen die in Ethos und Ausdrucksform geschlossene Stilkunst einer führenden Kaste, die freilich damals bereits im Absinken war. Erst mit der Kunst der Gegenreformation erreicht die Darstellung dann ihre volle Höhe und führt mit großer Stoffbeherrschung durch den Roman des Barock (einschließlich des Rokoko) und die Anfänge des Romans des deutschen Idealismus' von Richardson bis zu Wieland. Man sieht dem 2. Teile mit Spannung entgegen, kann sich aber kaum denken, wie bei gleichmäßiger Fortführung der Verfasser mit nur einem weiteren Bande auskommen will. Größere Büchereien werden den erschienenen 1. Band bestimmt anschaffen müssen.

---

[5]) Fauth, G. E.: Neuere deutsche Lyrik. Leipzig: Quelle & Meyer 1925. 62 S. (Deutschkundliche Bücherei.)

[6]) Borcherdt, Hans Heinrich: Geschichte des Romans und der Novelle in Deutschland. I. Teil: Vom frühen Mittelalter bis zu Wieland. Leipzig: J. J. Weber 1926. 331 S.

Neben der Homannschen Bearbeitung des Buches von Mielke[7]), die in ihrer Reichhaltigkeit noch nirgends überholt und deshalb für alle Volksbüchereien unentbehrlich ist, liegt nun auch eine Neubearbeitung der Mielkeschen Darstellung von Walther Rehm in der Sammlung Göschen in 2 Bändchen vor, die in ihrer knappen Art ganz vortrefflich ist. Im ersten Teil kann die Darstellung kleineren Büchereien das vorgenannte Buch von Borcherdt ersetzen. Wo der Verfasser sich der Neuzeit zuwendet, geht sie freilich notgedrungen trotz aller Gewandtheit, in wenig Sätzen viel zu sagen, allzusehr ins Summarische. Dennoch wird man auch hier noch manches daraus lernen können, da die vorhandene Literatur mit großer Umsicht benutzt und auch aus eigener Kenntnis manche treffliche Beobachtung eingeflochten ist.

Als wertvolle Monographien einzelner Gattungen der Literatur erwähne ich für große Büchereien noch die „Deutsche Selbstbiographie" von Th. Klaiber[9]) und die „Geschichte der religiösen Dichtung in Deutschland von A. H. Kober[10]). Zum dem Buche von Klaiber wird man noch das schöne Buch von M. Westphal[11]) „Die besten deutschen Memoiren" einstellen, das die mittlere Bücherei vor Klaiber anschaffen sollte. Es bespricht die Biographien usw. in einzelnen Besprechungen, die in große Gruppen übersichtlich gegliedert sind, und schickt eine ausgezeichnete Einleitung über die „Entwicklung der deutschen Selbstbiographie" von H. Ulrich voran. Sorgfältige Register (Namenregister, Sammlungen, Berufsregister) erhöhen die Benutzbarkeit. Klaibers Buch entbehrt der Zusammenschau und der Herausarbeitung der großen Linien der Entwicklung, ist bibliographisch nicht immer zuverlässig, aber als Stoffsammlung doch recht wertvoll. Wenn die große Bücherei dazu noch die etwas ältere Schrift von W. Mahrholz „Deutsche Selbstbekenntnisse"[12]) einstellt, welche die Zeit von der Mystik bis zum Pietismus behandelt, und sich den Spandauer Katalog von M. Wieser[13]) nutzbar macht, so ist sie auf diesem Gebiete ausgezeichnet versehen. Kobers religiöse Dichtung behandelt das Mittelalter etwas knapp, das ja aber dann in den weiter unter verzeichneten Sonderdarstellungen dieses Zeitraums ausführlich berücksichtigt wird, bietet dagegen im weiteren Verlaufe eine Fülle von neuen Einsichten, schon dadurch, daß sie die ungeheure Breite und Tiefe des

---

[7]) Mielke, H., u. H.-J. Homann: Der deutsche Roman des 19. und 20. Jahrhunderts. Dresden: Reißner 1925.

[8]) Rehm, Walter: Geschichte des deutschen Romans. Auf Grund der Mielkeschen Darstellung neu bearbeitet. Berlin u. Leipzig: W. d. Gruyter & Co. 1927. 2 Bde. (Sammlung Göschen.)

[9]) Klaiber, Theodor: Die deutsche Selbstbiographie. Beschreibungen des eigenen Lebens, Memoiren, Tagebücher. Stuttgart: S. B. Metzler 1921. 358 S.

[10]) Kober, A. H.: Geschichte der religiösen Dichtung in Deutschland. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Seele. Essen: Baedeker 1919. 348 S.

[11]) Westphal, M.: Die besten deutschen Memoiren. Lebenserinnerungen und Selbstbiographien aus sieben Jahrhunderten. Leipzig: Koehler & Volckmar 1923. 423 S.

[12]) Mahrholz, Werner: Deutsche Selbstbekenntnisse. Berlin 1919.

[13]) Wieser, Max: Mensch und Welt. Ein Führer durch das Gebiet der Lebensbeschreibungen. Spandau 1926. 227 S.

Stromes religiöser Dichtung bis in die neueste Zeit einmal in seinem Zusammenhang überschauen läßt und in den allgemeinen literaturgeschichtlichen Darstellungen diese Zusammenhänge oft unbillig zurücktreten, indem sie den religiösen Dichter oder das Religiöse im Dichter mehr als einen Sonderfall, eine gleichsam persönliche Angelegenheit erscheinen lassen. Im Einzelnen kann man dem Verfasser nicht immer zustimmen und manchmal, zumal in ästhetischen Fragen, könnte vieles feiner und tiefer gefaßt sein, aber als erster Versuch einer großen Zusammenschau bleibt das Buch, das ohne jede Enge des religiösen Standpunktes geschrieben ist, auch für unsere Zwecke wertvoll.

Für die Geschichte einzelner Perioden der deutschen Literatur ist zunächst die neue Geschichte der älteren Dichtung von Hermann Schneider[14]) zu erwähnen. Das Gesamtwerk, dessen 1. Band Schneiders Buch bildet, soll nach den Worten Albert Kösters (†) „kein bloßer Leitfaden oder Grundriß werden, sondern auch darstellerische Reize anstreben... Am liebsten haben wir uns als Lesepublikum die Welt der Studierenden gedacht und alle diejenigen, die nach einer erhöhten Bildung streben." Für Studierende ist nun wirklich ein ganz trefflicher Führer entstanden, denn das Werk beruht überall auf den letzten Ergebnissen, ist klug und maßvoll im Abwägen der strittigen Punkte, zeigt ein geklärtes ästhetisches Urteil, das sich von der so häufigen Überschätzung älterer Dichtungen fern hält und gibt vieles vom allgemeinen kulturellen Hintergrund, dabei so schöne Kapitel wie „Die Formen des literarischen Lebens im Hochmittelalter". Als ein Höhepunkt erscheint mir ferner die Darstellung der mittelalterlichen Lyrik. Aber es fehlt doch die darstellerische plastische Kraft, der Gelehrte überwiegt zu sehr, Scherers und Uhlands große Namen werden einem sehnsüchtig immer wieder bewußt, der Abschnitt über das Heldenepos hält nicht die gleiche Höhe wie der über vorklassisches und klassisches Epos und der über die Lyrik. Die ganze Darstellung wird teilweise dadurch beeinträchtigt, daß der Verfasser allzu geflissentlich gegen die romantische Auffassung von der dichtenden Volksseele und für die schöpferische Einzelpersönlichkeit eintritt. Die volkstümlichen Unterströme, der Gegensatz von Volksdichtung und hoher, ständisch bedingter Kunst treten nicht deutlich genug heraus. Das Ethos beider bedingt aber ihre Formen; ihre wechselseitige Durchdringung, ihr Widerspiel, ist eine der großen bewegenden Grundkräfte, von hier aus erst gelingt es, Literaturgeschichte tiefer zu verstehen. Gelegentlich stört eine allzu rationalistische und deshalb flache Auffassung, bezeichnenderweise wieder im Volkskundlichen. Zum Beweise nur ein Zitat: „„Totenlieder über Bestatteten" mögen harmlos erscheinen, aber der durch das Wort helliruna = necromantia bezeugte Totenzauber führt auf das Gebiet eines krassen Aberglaubens (sic!), den das Christentum nicht dulden konnte" (S. 45). Mit solchen Wendungen kann man den gewaltigen Kampf nicht abtun, der das frühe Mittelalter in der Überwindung des Heidentums durch das Christentum durchzieht. Das sonst so kenntnisreiche Werk läßt deshalb unsere Hoffnungen auf eine neue Literatur-

[14]) Schneider, Hermann: Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung. Heidelberg: Carl Winter 1925. 532 S. (Geschichte der deutschen Literatur, hrsg. von Albert Köster † und Julius Petersen, 1. Bd.)

geschichte des Mittelalters immer noch unerfüllt und die Büchereien werden sich überlegen müssen, ob sie an seiner Stelle nicht doch die wärmer gehaltene Darstellung von Wolfgang Golther[15]) vorziehen. Große Bücherhallen, welche dem Laien den Weg zu eigenem Studium und Urteil auch in der älteren Literaur öffnen wollen, seien auf die groß angelegte Geschichte von G. Ehrismann[16]) verwiesen, die bis in die einzelnen Streitfragen hineinführt, aber von feinstem ästhetischen Urteil überall zeugt. Ein Studienwerk und Handbuch gelehrter Art, aber von hohem Range, das auch außer der notwendigen Kenntnis der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Sprache keine Spezialkenntnisse zu seinem Verständnis voraussetzt, da alles sorgfältig und einfach erklärt wird. Das rein Philologische kann leicht vom Leser übergangen werden, und er wird mit einer Fülle von bezeichnenden Einzelheiten des altdeutschen Kulturlebens bekannt gemacht.

Die Zeit des „Barock und Rokoko in der deutschen Dichtung" hat eine knappe und zugleich großzügige Darstellung durch Emil Ermatinger[17]) gefunden. Er will das Wesen der Kunst dieser Epoche aus der Weltanschauung heraus verstehen und entwickeln, seine Darstellung gehört also der ideengeschichtlichen Art an und erweist die ungemeine Fruchtbarkeit dieser Methode. Die großen Linien sind prachtvoll herausgearbeitet, der Vortrag ist von der an Ermatinger bekannten Klarheit und Schönheit. Der große Kampf des Barock zwischen Himmelssehnsucht und Diesseitsstreben, der religiöse Zeitgrund, der geistige Grund der Dichtung steigen herauf, niemals aber verliert der Verfasser die Nähe zu den Dingen selbst, welche Farbe und Wärme zugleich verleiht. So setzt er ein mit der Betrachtung der Strophen zu Niklaus Manuels Totentanzbildern zu Bern und führt über Johann Arndts „Wahres Christentum" zu Jakob Böhme. In dem Kapitel „Die Seele und ihr dichterischer Ausdruck" wird die Verspoesie des Barock gewürdigt und auf Grund der nun aufgezeigten weltanschaulichen Spannung verständlich gemacht. In das Verständnis des Rokoko, der Aufklärungszeit, führt eine glänzende Darstellung der weltlich wissenschaftlichen Aufklärung in den Nachbarländern von Calvin über Descartes, Spinoza und Hobbes bis zu Shaftesburg ein, um daran die weltlich-wissenschaftliche Aufklärung im deutschen Denken zu knüpfen. Aus dem neuen Geiste entspringen die neue Kunstlehre und neue Probleme der Dichtung. Bis hinan zu Sturm und Drang, als der Zeitwende des 18. Jahrhunderts führt der Weg, ein Höhenweg, der Überschau und Blick in die Tiefen gleichermaßen verstattet. So wird das Buch nicht nur den literarisch, sondern auch den kulturhistorisch und philosophisch interessierten Leser fesseln, eines der schönsten der letzten

[15]) Golther, Wolbgang: Die deutsche Dichtung im Mittelalter. Stuttgart: Metzler. 2. Aufl. 1922.

[16]) Ehrismann, Gustav: Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. 1. Teil: Die althochdeutsche Literatur. 1918. 471 S. — 2. Teil: Mittelhochdeutsche Literatur, 1. Frühmittelhochdeutsche Zeit. 1922. 358 S. München: C. H. Beck. (Handbuch des Deutschen Unterrichts an höheren Schulen, hrsg. von Adolf Matthias.)

[17]) Ermalinger, Emil: Barock und Rokoko in der deutschen Dichtung. Leipzig u. Berlin: B. G. Teubner 1926. 186 S. geh. 7,50 M., geb. 9,— M.

Jahre auf unserm Gebiete. Schon kleinere Büchereien sollten es anschaffen. — In einem gewissen Gegensatz zu ihm steht die schnell berühmt gewordene, ausführliche Darstellung der deutschen Barockdichtung von Herbert Cysarz[18]). Hier ist der Blick weniger auf die großen, tragenden Ideen gerichtet, deren eine Ausdrucksform auch die Dichtung ist, sondern der eine gemeinsame dichterische Formwille einer großen, erregten Epoche steht im Mittelpunkte, und das blendende Genie des Autors erweist sich in einer kaum jeweils so erfahrenen Sensibilität für die feinsten Töne und Schwingungen, Arabesken und Bizarrerien in den Abwandlungen der Grundformen, wofür ihm eine verblüffende Ausdrucksfähigkeit der Sprache zur Verfügung steht. Selbst ein guter Kenner der deutschen Barockdichtung wird immer wieder überrascht sein, was hier an Einfühlung geleistet, was an Charakterisierung des Erfühlten herausgeholt ist. Die Dinge werden neu unter seinen Händen und erlangen erstaunlichen Reichtum und höchste Leuchtkraft der Farben. So sehr er aber auch das Gewirre der europäischen Einflüsse in der Barockdichtung beherrscht und innerhalb des deutschen Bereichs die Fäden sich kreuzen und entwirren läßt, wir bleiben doch immer mehr oder weniger innerhalb des eigentlich künstlerischen Formwillens und seines Lebensgefühls, es ist keineswegs nur die Außenseite der Kunst, es ist aber wie eine Verabsolutierung des Lebensgebietes der Dichtung als Wortkunst. Das aber ist nicht die ganze Dichtung. So ist Zesen Prototyp, und der ihm gewidmete Abschnitt neben dem, der Stielers „Geharnischter Venus" gilt, in welcher für Cysarz diese Kunst gipfelt, der Höhepunkt des Buches. Grimmelshausens großes Werk, selbst Gryphius, der dieser Betrachtungsart, die von der neueren Kunstgeschichte kommt, doch weit zugänglicher sein sollte, treten erstaunlich weit zurück. Aber obwohl mich niemand wird davon überzeugen können, daß die Wortkunst des Barock noch einmal für uns lebendig zu machen ist (nur Grimmelshausen und einige weltliche und geistliche Lieder bleiben nach wie vor bestehen), möchte ich großen Büchereien das Buch für ihre literarhistorisch interessierten Leser empfehlen, weil es in der Betrachtungsart einzig dastehend ist und auch dem, der nur wenig von der Barockdichtung kennt, einen Eindruck davon vermittelt, was künstlerisch wirklich sensible Organe für eine überquellende Fülle von ästhetischen Werten aus einem Stoff zu holen vermögen, welcher stumpferem Sinn zum größeren Teile als ein einziger Riesenkitsch erscheinen muß, um den vielbeliebten Begriff zu gebrauchen, dessen sämtliche Kriterien sich in der deutschen Barockdichtung beisammen finden.

Die Periode vom Ausgang des Barock bis zum Beginn des Klassizismus, von 1700—1785, also etwa das Rokoko oder die Aufklärung und den Sturm und Drang umfassend, ist behandelt von Ferdinand Josef Schneider[19]). Das stofflich sehr reichhaltige Buch hat leider verschiedene Mängel, die es für unsere Zwecke als weniger geeignet erscheinen

[18]) Cysarz, Herbert: Deutsche Barockdichtung. Renaissance, Barock, Rokoko. Leipzig: H. Haessel 1924. 311 S.

[19]) Schneider, Ferdinand Josef: Die deutsche Dichtung vom Ausgang des Barocks bis zum Beginn des Klassizismus. 1700—1785. Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1924. 492 S.

lassen. Man kann wohl die ganze Epoche von Opitz bis zum Klassizismus in mancher Beziehung als eine Einheit sehen, denn die in der Aufklärung zum Siege gelangenden Tendenzen sind alle schon im 17. Jahrhundert angelegt, zum Teil sehr weit ausgebildet. Aber das ist für das Barock nur der eine Pol, und aus der Polarität von Jenseitigkeit und Diesseitigkeit in äußerster Spannung schöpft das Lebensgefühl des Barock seine Eigenheit. Seine Religiosität ist von der des Rokoko deshalb wesensverschieden, wenn es auch aufklärerische Menschen und Strömungen in ihm gibt. Auch eine entscheidende soziologische Wandlung liegt vor: das 17. Jahrhundert ist höfisch gerichtet, seine Kunstformen sind entscheidend vom Höfischen beeinflußt, während das deutsche dichterische Rokoko in seinen stärksten Vertretern eine ganz bürgerliche Kunst ist. Gelegentlich macht sich auch ein Antisemitismus geltend, der den Verfasser schief sehen läßt. Die große Gestalt Lessings ist unbillig verkleinert, wie er überhaupt die eigentliche Größe der Aufklärung, welche die Grundlagen moderner Zivilisation (auch im guten Sinne: was wären wir ohne sie!) mit den reinen Waffen des Geistes schuf, nicht erkennt. Ihren kühnen Aposteln stand keine politische Macht, keine „Masse" zur Seite, sie bauten meist arm, ohne Hoffnung auf irdischen Gewinn, aus kleinbürgerlicher Enge heraus ihre hochragenden Gedankendome und ihre nüchternen, aber hellen und gesunden Wohnungen des Geistes, die auch zu den Sternen Ausblick und Aufblick hatten, allein auf den zuversichtlichen Glauben an den Menschen. Und sie sahen diesen Menschen doch viel klarer und wahrer, als etwa der exaltierte Expressionismus der Nachkriegszeit mit seinem Schlachtruf: der Mensch ist gut! Es ist sonst viel Kluges in dem Buche, so ist gelegentlich etwa dem eigentümlichen Verhältnis der Aufklärungsliteratur zur Volksliteratur mit feinem Spürsinn nachgegangen. Aber die Gestalten der Dichter der Aufklärung gewinnen kein rechtes Leben. Sehr viel besser ist der zweite Teil, die Darstellung des Sturmes und Dranges mit der Herausarbeitung seiner naturalistischen Züge und seiner Gegenwartsbeziehung geglückt, die ins eigentlich Künstlerische zu erhöhen neben Klinger nur dem jungen Goethe gelang. Um dieses zweiten Teiles willen kann das Buch großen Büchereien zur Anschaffung empfohlen werden.

Zuvor allerdings werden die Büchereien, und zwar schon die mittlere Bücherei, ein Buch anschaffen müssen, welches mir zwar hier eigentlich nicht zur Besprechung vorliegt, aber (wie schon einige andere) an dieser Stelle nicht übergangen werden darf. Es ist der bisher allein vorliegende 1. Teil von Korffs Geist der Goethezeit[20]), welcher den Sturm und Drang behandelt, aber in der Aufweisung der ideengeschichtlichen Grundlagen der Goethezeit auch die Idee der Aufklärung in großen Zügen zur Darstellung bringt. Ganz vom Ideengeschichtlichen ausgehend setzt es mehr philosophische und auch ästhetisch-theoretische Bildung voraus, als literarhistorische Darstellungen sonst pflegen, gehört aber zu den großen Würfen des letzten Jahrzehnts und ist auch für die allgemeine Geistesgeschichte und Kulturgeschichte der Zeit von größter Bedeutung. Mit der

[20]) Korff, H. A.: Geist der Goethezeit. Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte. 1. Teil: Sturm und Drang. Leipzig: J. J. Weber 1923. 321 S.

Vollendung dieses Werkes werden wir nun zwar eine hochbedeutende Darstellung der ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Epoche besitzen, aber die ersehnte umfassende literarhistorische Darstellung dieser unserer größten dichterischen Epoche steht immer noch aus.

Für die Romantik und das 19. Jahrhundert liegen mir neuere Arbeiten nicht vor. Die schon für kleinere und mittlere Büchereien empfehlenswerte knappe Darstellung der Romantik von Paul Kluckhohn ist Jahrgang 1926, S. 341 dieser Zeitschrift bereits besprochen[21]). Für das 19. Jahrhundert bleibt R. M. Meyers Buch[22]) immer noch wichtig. Obwohl nicht ganz gleichmäßig gearbeitet und in manchem heute überholt, ist es nicht ersetzt worden. Dem Volksbibliothekar unentbehrlich ist die „Deutsche Literaturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts von Friedrich Kummer[23]). Zwar bringt die Darstellung nach Generationen manche Willkürlichkeit mit sich, dafür gibt sie aber jedesmal Gelegenheit zu aufschlußreichen Querschnitten. Die politischen und wirtschaftlichen Zustände, philosophische, wissenschaftliche, religiöse Einflüsse, bildende Kunst und Musik, Presse und ausländische Literatur werden herangezogen. Der Stoffreichtum ist ungeheuer und die Darstellung meist glücklich, das Urteil gut, wenn auch so bedauerliche Entgleisungen vorkommen, wie die gänzlich schiefe und unverständliche Behandlung Wilhelm Buschs. Dazu treten natürlich die beiden Bände des Soergel[24]), dessen neuen Band gewiß schon jede mittlere Volksbücherei besitzt.

Eine sehr erfreuliche Neuerscheinung ist mit Witkops „Deutscher Dichtung der Gegenwart" anzuzeigen[25]). Daß der Roman der deutschen Schweiz darin einen unverhältnismäßig breiten Raum einnimmt, liegt vielleicht doch mehr in der Arbeitsrichtung des Verfassers begründet, als darin, daß „er (ohne monumentale Einzelleistungen) auf engerem Raum die Kultur- und Formprobleme der Gegenwart . . . besonders deutlich macht", denn so klar läßt sich die Parallele nicht ziehen. Das Buch macht den Versuch, „dauernd Bedeutsames aus der deutschen Dichtung der Gegenwart herauszuheben und in ästhetische und kulturelle Zusammenhänge zu ordnen". Zu einem solchen Unterfangen gehört eine große innere Sicherheit ästhetischen und auch weltanschaulichen Fragen gegenüber. Witkop bewährt sie ohne Enge. Er sieht in der neueren Entwicklung den vergeblichen Ver-

---

[21]) Kluckhohn, Paul: Die deutsche Romantik. Bielefeld: Velhagen & Klasing 1924. 286 S.

[22]) Meyer, Rich. Moritz: Die deutsche Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Hrsg. und fortgesetzt von Hugo Bieber. 7. Aufl. Berlin: Georg Bondi 1923. 720 S. — Da diese, auf recht schlechtem Papier gedruckte Ausgabe zur Zeit verschleudert wird, so steht wohl ein Neudruck bevor.

[23]) Kummer, Friedrich: Deutsche Literaturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Nach Generationen dargestellt. 2 Bde. 13.—16. Aufl. (d. h. Tausend, in Wirklichkeit 3. Auflage). Dresden: Carl Reißner 1922.

[24]) Soergel, Albert: Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte. Neue Folge: Im Banne des Expressionismus. Mit 342 Abb. Leipzig: R. Voigtländer 1925. 895 S.

[25]) Witkop, Philipp: Deutsche Dichtung der Gegenwart. Leipzig: Haessel 1924. 207 S. Vgl. auch die Besprechung von E. Ackerknecht, Jg. 4, S. 253 f.

such, die religiöse bezw. philosophische Gemeinschaft der Nation, welche sich zuletzt in den Stilformen des Rokoko und des Biedermeier manifestiert, nach dem Zusammenbruch der großen philosophischen Systeme des Idealismus durch eine politische Gemeinschaft (Volksgemeinschaft) zu ersetzen. So beginnt er bei Jeremias Gotthelf, der die religiös gebundene schweizer Volksgemeinschaft verkörpert. In Gottfried Keller ist das politisch-völkische Lebensgefühl alleinige Grundlage und Bindung, hier wird also vorübergehend in kleineren, erdgebundeneren Verhältnissen das allgemein ersehnte Ideal erfüllt. Doch schon im zweiten Bande der Leute von Seldwyla und stärker noch in dem Alterswerke „Martin Salander" spricht sich die beginnende Zersetzung aus. Bei Conrad Ferd. Meyer ist der Verfall der Familie symbolisch für den Zerfall des Beamtenpatriziats. Seine historische Erzählungskunst ist Flucht. In Spitteler, Huggenberger, Boßhart, Möschlin, Herm. Kurz, Schaffner ringt die Sehnsucht, in ihrer Kraft durch die Reflexion gehemmt, ohne zur Vollendung durchbrechen zu können, weil große Kunst Gemeinschaft zur Voraussetzung hat. Selbst in Federer wird die Welt nicht in der objektiven Weite eines epischen Weltbildes, nur in der subjektiven Tiefe eines religiösen Gemütes geeint und gerechtfertigt. In Albert Steffen flieht das Gefühl ins Spiritualistische, zur Theosophie Steiners. Das fruchtbare dieser Betrachtungsweise, welche ich eingehender charakterisiere, weil sie mir für den Volksbibliothekar besonders wertvoll scheint, dürfte einleuchten. Sie wird dann an der reichsdeutschen Literatur, eingehender an Thomas und Heinrich Mann, Keyserling, Schnitzler, Rosegger, Thoma, Stehr, Hesse, E. Strauß, Schäfer, Wassermann und Ricarda Huch durchgeführt. Zwei weitere Abschnitte behandeln Drama und Lyrik. Auch für die Leserschaft ist das Buch deshalb so wertvoll, weil es sich außerhalb des rein Ästhetischen eine feste Basis schafft, welche dieses selbst wieder bedingt und trägt. So wird ein sicherer Maßstab gewonnen, der stets nachzuprüfen ist, während sonst oft gerade bei der Betrachtung der neuesten Literatur alles entweder auf das Artistische oder auf das subjektive Gefühl des Autors gegründet ist. Ich erinnere an die zuvor in diesem Bericht erwähnten Darstellungen von Naumann und Stammler. Naumann will (nicht ganz mit Erfolg) der Gefahr dadurch entgehen, daß er alles unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung betrachtet, wodurch das dieser Förderliche (vom Rückblickenden gesehen) einen besonderen Wertakzent erhält. Stammler weiß sich schon nicht so gut zu retten. Die Schwierigkeiten müssen besonders unterstrichen werden, denn der Volksbibliothekar gerät gar zu leicht in Gefahr, sein persönliches Kunstempfinden zum absoluten Maßstab zu machen und damit zur Bevormundung seiner Leserschaft zu mißbrauchen. Wenn er sich das Ringen Berufener um eine sichere Grundlage vor Augen hält, kann ihn dies immer wieder zur Bescheidenheit mahnen. — Das Witkopsche Buch ist schon für kleine Büchereien bestens geeignet.

Von einer festen Grundlage gehen auch die weltanschaulich oder politisch gebundenen Darstellungen der Literaturgeschichte aus. Aber diese Grundlage ist nicht wie bei Witkop u. a. in dem geschichtlichen Verlaufe selbst verankert (wenn auch vielleicht verabsolutiert und verallgemeinert), sondern aus einem ganz anderen geistigen Bereich herangetragen. Leider

habe ich die oben erwähnte Geschichte der deutschen Dichtung 1813—1918 von Wilhelm Kosch noch nicht erhalten können und muß mich auf die literarischen Streifzüge von Anna Siemsen[26]) beschränken. Die Verfasserin würde mir nicht zubilligen, daß ihr vorzugsweise für Arbeiter geschriebenes Buch seine Maßstäbe nicht in dem geschichtlichen Verlauf bewährt finde, den sie nach der marxistischen Lehre anzusehen sich bemüht. Das genaue Gegenteil würde sie behaupten. Aber man kann geistesgeschichtliche Tatsachen so oder so erklären, man kann sie nicht unter den Tisch fallen lassen. Da wird etwa der Wolfram von Eschenbach zu einem armen Hanswurst, der als echter Deutscher sich aus dem kunterbunten Epos des Herrn Chrêtien de Troyes einen ritterlichen Wunschhimmel baute, weil er selbst nichts zu knabbern hatte. Schließlich gipfelt eigentlich die ganze europäische literarische Entwicklung in Jack London. Das Buch ist ungemein lebendig geschrieben und mit großer Gewandheit auf den einfachen Menschen zugeschnitten. Es ist Anna Siemsen auch sicher heiliger Ernst mit ihrer politischen Mission. Dennoch spielt sie mit dem Arbeiter, an den sie sich wendet, denn sie weiß sehr vieles besser. Ein schlimmes Spiel, weil es so verlockend reizvoll gespielt wird. Sie will ein politisches Buch schreiben: gut! Aber Literaturgeschichte vom politischen Standpunkte aus sehen heißt nicht, eines politischen Zweckes (nicht Zieles) willen vor Politik keine Literaturgeschichte mehr sehen. Der Arbeiter beklagte sich vordem mit Recht, daß Vertreter anderer Klassen ihn „dumm machen" wollten. Die sich zu seinen Schützlingen aufwerfen, sollten nicht dazu helfen. Gerade Arbeiterbüchereien sind deshalb vor dem Buche zu warnen, das der literarisch Unterrichtete seiner flotten Darstellung wegen gerne liest, so flüchtig die Skizzen hingeworfen sind. Man kann das Buch wohl als ein Beispiel politischer, nicht aber etwa als Beispiel sozialistischer Literaturgeschichtsschreibung ansehen, womit man dem wissenschaftlichen Sozialismus schwer unrecht tun würde.

Auch Otto Wittner (gefallen 1914), dessen Literaturgeschichte Ernst Lissauer herausgibt[27]), steht auf dem Boden des Sozialismus und hat sein Buch (zuerst erschienen in einer Beilage der „Fränkischen Tagespost") vornehmlich für Arbeiter gedacht. Aber obwohl sein Sozialismus vielfach klar heraustritt, ist seine Darstellung weder politisch noch im eigentlichen Sinne sozialistisch zu nennen. Vor dem ersteren bewahrt ihn seine intime Kenntnis und sein sehr sicheres, unbestechliches Urteil, was sich — und das ist immer das beste Zeichen — auch darin bewährt, daß er ästhetische Werte sieht, wo andere sie nicht mehr sehen, und daß er in maßvoller Kritik auch bei sonst überschwänglich Gelobten die Grenzen bloßlegt. Für das zweite kann man ihn deshalb nicht recht in Anspruch nehmen, weil er die gesellschaftlichen Bedingungen zwar deutlich betont, aber sie doch nur für den allgemeineren Verlauf der Entwicklung heranzieht. Man

[26]) Siemsen, Anna: Literarische Streifzüge durch die Entwicklung der europäischen Gesellschaft. Jena: Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei (1925). 285 S.

[27]) Wittner, Otto: Deutsche Literaturgeschichte vom westfälischen Frieden bis zum Ausbruch des Weltkrieges. 2 Bde. Dresden-Altstadt: Kaden & Co. (1926). 411 u. 371 S., in 1 Bd geb.

braucht nicht Sozialist zu sein, um in dieser Hinsicht mehr aus dem Stoff herauszuholen als er. Der erste Band, der vom westfälischen Frieden bis zur Märzrevolution führt, gibt eine kluge, gewandte Darstellung ohne besondere Note, der zweite Band erfreut durch eigenes Urteil vornehmlich für die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts und das 1. Jahrzehnt des Folgenden. Hätten wir nicht seinen zu frühen Tod zu beklagen, so hätte uns der Verfasser eine sehr brauchbare, bis zur Gegenwart fortgeführte Literaturgeschichte schenken können, die zwar volkstümlich ist, aber doch nicht weniger voraussetzt, als andere ähnliche Werke auch. Nun kündigt der Verlag zwar eine Fortführung von anderer Seite an, aber im allgemeinen kommt bei solchen Fortsetzungen nicht allzuviel heraus. Wegen der ausführlicheren, dabei literarhistorisch und ästhetisch zuverlässigen Darstellung der politischen Dichtung des 19. Jahrhunderts und der Einflüsse des vierten Standes auf die Entwicklung der neueren Literatur bis etwa 1910 werden manche Büchereien gerne mit Vorteil zu dem Buche greifen, obwohl es vorzeitig abbricht.

Eine Weltanschauung im eigentlichen Sinne ist der Sozialismus nicht, er ergänzt sich zu einer solchen erst, indem er sich an eine andere Weltanschauung anschließt oder in sie eingeht. So gibt es sowohl einen positivistischen, monistischen wie religiösen Sozialismus usw. Er ist seinem Wesen nach stets politisch, sofern er ein bestimmtes politisches Ideal in sich enthält, aber er ist zugleich als historischer Materialismus oder besser ökonomische Geschichtstheorie auf den Gebieten der Geisteswissenschaften wissenschaftliche Theorie. Auf solcher baut sich das neue Buch von Alfred Kleinberg, „Die deutsche Dichtung in ihren sozialen, zeit- und geistesgeschichtlichen Bedingungen"[28]), auf, das sich bescheiden als Skizze bezeichnet, aber in großen Linien eine Gesamtdarstellung der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit gibt. Es ist mit gutem ästhetischen Urteil und ausgebreiteter Kenntnis lebendig und mit großer Liebe geschrieben, aber nicht ganz leicht zu lesen und also für reifere Leser gedacht. Es enttäuscht in einer Richtung: man möchte glauben, daß noch mehr an sozialen, ökonomischen und politischen Bedingtheiten aus dem Stoffe herausgeholt werden könnte, auch wenn man sich auf die großen Linien beschränkt. Andrerseits scheint manche Erklärung gezwungen. Es geht beispielsweise nicht an, Klassizismus und Frühromantik als ideelle Spiegelung der bürgerlichen Arbeitsweise allein auffassen und damit zureichend erklären zu wollen. Die Eigengesetzlichkeit des Geistigen kann nicht so hintan gestellt werden, die sich in dem eigentümlichen Rhythmus regelmäßigen Wechsels der vorherrschenden Potenzen offenbart. Wenn sich Parallelen im Ökonomisch-Politischen zeigen, so ist es willkürlich, dieses als das Frühere, Ursächliche und eigentlich Bewegende anzusehen, denn es ist viel einleuchtender, diese Parallelen daraus zu erklären, daß auch das Politisch-Ökonomische ein Geistiges ist und als solches den gleichen Gesetzen unterliegt, daneben aber ebenfalls seine Eigengesetzlichkeit zeigt, die hier eben zum guten Teile dadurch bedingt ist, daß es stärker an materielle Faktoren (geographische, klimatische, rassenkundliche, technische u. a.) gebunden scheint. Die Fruchtbarkeit der

[28]) Berlin: J. H. W. Dietz (1927). 444 S.

Methode der wechselseitigen Erhellung der beiden Reiche bleibt, auf ihr richtiges Maß zurückgeführt, dabei unbestritten, und hat denn auch hier zahlreiche schöne Ergebnisse gezeitigt. Dabei ist Kleinberg ohne Enge. Er sucht auch der Einzelpersönlichkeit, deren Irrationalität er achtet, ihr Recht zu belassen. So ist das Buch eine dankenswerte Bereicherung unserer Gattung und sollte schon von kleinen und mittleren Büchereien überall dort angeschafft werden, wo sozialistische und literarisch-weltanschaulich interessierte Leser vorhanden sind. Daß es dem Volksbibliothekar selbst zahlreiche neue und wichtige Hinweise und Aufschlüsse gibt, braucht nach dem Gesagten nicht besonders betont zu werden.

Nachzutragen ist, daß von dem oben besprochenen Buche von Friedrich v. d. Leyen „Deutsche Dichtung in neuer Zeit"[29]) nunmehr eine Neuauflage vorliegt, für die im großen das dort Gesagte bestehen bleiben kann, die aber die Schärfe ihrer Ablehnungen doch vielfach mildert. In einem Nachwort setzt sich der Autor ausführlich mit der Kritik auseinander, und ich meine, daß ihm die Berechtigung zu seinem Standpunkt niemand bestreiten darf. Er zwingt zu ehrlicher Entscheidung, auch den, der ihm nicht folgen kann. Die Darstellung ist vielfach bereichert, auch in der Heranziehung der ausländischen Literatur, soweit sie für die deutsche Entwicklung fruchtbar wird. So hat das Buch noch viel dazu gewonnen und wird neben dem von Hans Naumann und zu seiner Ergänzung überall eingestellt werden müssen. Zum Einzelnen möchte ich nur darauf hinweisen, daß Hermann Stehr eine eingehendere Würdigung hätte erfahren müssen und Paul Zech in der Darstellung des Expressionismus zum mindesten als Lyriker (gute Würdigung bei Witkop) nicht übergangen werden durfte.

Von der neuen Bearbeitung der Scherrschen Geschichte der Weltliteratur[30]) ist mir leider nur der erste Band zugegangen, so daß ich nur ein bedingtes Urteil abgeben kann. Dieser umfaßt den Orient, Hellas und Rom, das Christentum und die Entstehung der mittelalterlich-christlichen Literatur sowie die romanischen Literaturen. Eine Geschichte der Weltliteratur hat in tieferem Sinne Berechtigung nur als vergleichende Literaturgeschichte. Dazu ist es heute wohl noch zu früh. So bleibt es beim Kompendium. Ein Vorzug ist, daß trotz der knappen Aufzählung, in der doch letzten Endes alles gehalten werden muß, noch hin und wieder Raum für eine kleine Probe bleibt. Für unumgänglich nötig halte ich aber für jede Geschichte der Weltliteratur eine sorgsame Bibliographie der brauchbaren Übertragungen der fremdsprachlichen Werke, mit Abwägung der konkurrierenden Ausgaben. Dieser Wunsch blieb bisher unerfüllt. Ein Vergleich mit der kürzeren Darstellung Paul Wieglers[31]) zeigt, daß Wiegler doch mit besserem Erfolg eine Vertiefung der bloß lexikalischen Aufzählung der Schriftsteller und ihrer Werke erstrebt.

Nicht ohne Erwähnung kann in diesem Zusammenhange das Buch von Hans Röhl[32]) bleiben, das wir ja auch als Lehrbuch in der Ber-

---

[29]) Leyen, Friedrich v. d.: Deutsche Dichtung in neuer Zeit. 2. veränd. Aufl. Jena: Diederichs 1927. 422 S.

[30]) Scherr, Johannes: Illustrierte Geschichte der Weltliteratur. 11. Aufl. von Dr. Ludwig Lang u. a. 2 Bde. Stuttgart: Dieck & Co. 1926.

liner Bibliothekarschule empfehlen. Es geht über einen Abriß schon hinaus und hat den Vorzug, eine gut lesbare Darstellung zu bieten, die sich dem Verständnis des Anfängers anpaßt und es doch fertig bringt, nirgends oberflächlich zu sein, an vielen Stellen tiefer zu greifen und gut gewählte Proben der Versdichtung einzustreuen. Ohne die großen Linien zu vernachlässigen, wird das notwendige Detail gegeben, was für jeden Anfänger wichtig ist, denn rein aus geistigen Linien läßt sich ein Geschichtsbild nicht aufbauen, das Milieu ist auch für die soziologische Betrachtung unentbehrlich. So zeigt dies Buch eine selten glückliche Ausgeglichenheit nach allen Seiten und sollte deshalb in Volksbüchereien für Jugendliche, einfachere aber strebsame Leser und solche, welche eine schnelle und sichere Orientierung wünschen, nicht fehlen. Mitarbeit verlangt es natürlich auch, ohne solche ist ein gutes Buch nicht möglich, und wenn es einen Nürnberger Trichter auf diesen wie auf anderen Gebieten gäbe, so würden wir ihn nicht empfehlen.

Zum Schluß sind die Neuauflage des kleinen Abrisses von Gotthold Klee [33]) und das kleine „Wörterbuch zur deutschen Literatur" von Hans Röhl [34]) zu erwähnen. Den Abriß von Klee müssen wir für unsere Zwecke ablehnen. Wer eine ganz knappe Darstellung wünscht, ist auf das im zweiten Teil dieser Sammelbesprechung erwähnte Büchlein v. d. Leyens zu verweisen. Das Buch von Klee kommt über die reine Aufzählung nicht hinaus, deren Sorgfalt gewiß zu rühmen ist. Dieses Verdienst macht es als Leitfaden für den Unterricht, der sich selbst von Daten entlasten will, brauchbar und nützlich, als Lesebuch aber kommt es nicht in Frage. Dagegen kann das kleine Fachwörterbuch von Röhl dem Anfänger wertvolle Dienste leisten, zumal es auch ästhetische und stilistische Begriffe (Chiasmus, Klimax usw.) kurz und klar erläutert und sehr reichhaltig ist.

---

[31]) Wiegler, Paul: Geschichte der Weltliteratur. Dichtung fremder Völker. 2. Aufl. Berlin: Ullstein 1920. 503 S.
[32]) Röhl, Hans: Geschichte der deutschen Dichtung. 5. Aufl. Leipzig u. Berlin: Teubner 1926. 363 S.
[33]) Klee, Gotthold: Deutsche Literaturgeschichte. Hrsg. und fortgeführt von Willy Scheel. 23. Aufl. Leipzig: Hesse & Becker 1925. 249 S.
[34]) Röhl, Hans: Wörterbuch zur deutschen Literatur. Leipzig u. Berlin: Teubner 1921. 202 S. (Teubners kleine Fachwörterbücher 14.)

Lehrgänge und Versammlungen.

Lehrgänge der Zentrale für Nordmarkbüchereien.

Die Zentrale für Nordmarkbüchereien veranstaltete in diesem Jahre für die ländlichen Büchereien zwei Lehrgänge. Der erste fand vom 2.—4. August statt mit 64 Teilnehmern, der zweite vom 3.—5. Oktober mit 42 Teilnehmern.

Das Programm der Lehrgänge war folgendes: 1. Grundfragen der volksbibliothekarischen Buchbeurteilung. 2. Die Frau und das Buch. 3. Volkserzähler und Volkserzählungen. 4. Das Abenteuerbuch. 5. Die Verschiebung der deutsch-dänischen Sprachgrenze im Laufe der Jahrhunderte. 6. Kriegsliteratur. 7. Bericht über den Stand des Büchereiwesens. 8. Möglichkeiten und Grenzen der Bildungsarbeit mit dem Buch. 9. Das Tierbuch. 10. Das Bauerntum in der erzählenden Dichtung.

Die diesjährigen Lehrgänge konnten gegenüber früheren noch weitergehend sich mit grundsätzlichen Fragen beschäftigen und tiefer in den literarischen Bestand der Büchereien eindringen.

Die achte pommersche Büchereitagung.

In Kolberg fand vom 5.—7. September unter Leitung von Stadtbüchereidirektor Dr. Ackerknecht die diesjährige pommersche Büchereitagung — in der Reihe die achte — statt, in dem neuen mit Hilfe der Stiftung eines aus Kolberg stammenden Deutsch-Amerikaners erbauten Büchereigebäude. Sie war besucht von über 60 bibliothekarisch tätigen Herren und Damen, unter denen sich auch einige außerpommersche Gäste befanden.

Einleitend würdigte Dr. Ackerknecht die erfreuliche Tatsache, daß die Tagung in dem ersten modernen, eigens zu diesem Zweck errichteten Büchereigebäude der Provinz Pommern stattfand, und ging dann zu seinem Vortrag „Die Aufgaben der Beratungsstelle (unter vergleichender Heranziehung skandinavischer Verhältnisse)" über. Er gab zunächst aus den Erfahrungen der Zeit vor und nach der Gründung der staatlichen Stelle heraus einen Überblick über die verschiedenen Beratungsgebiete, um dann zur Betrachtung der verschiedenen Formen überzugehen, in denen sich die Beratung abspielt (Besichtigungsreisen, Lehrgänge, Rundschreiben, Versorgung mit Handwerkszeug in Gestalt von Fachliteratur und Formularen usw.). Die Frage des gutachtlichen Zusammenwirkens mit Staats-, Kreis- und Stadtbehörden, insbesondere die Frage der Verteilung von Staats- und Kreiszuschüssen durch die Beratungsstelle, gab dann Gelegenheit zu interessanten Seitenblicken auf skandinavische Verhältnisse. Dabei trat die wirtschaftliche und pädagogische Bedeutung der Einkaufsstellenfrage besonders deutlich in die Erscheinung. Als nächste Zukunftsaufgaben wurden erwiesen die planmäßige (nicht nur, wie bisher, gelegentliche) Einbeziehung der Schülerbüchereien in den Arbeitsbereich der Beratungsstelle, die Schaffung einer vollamtlichen Wanderbibliothekarstelle für Pommern, die (in Dänemark besonders fleißig geübte) Aufstellung von Spezialbüchereien bei landwirtschaftlichen, gärtnerischen, baugewerklichen usw. Ausstellungen (zur Veranschaulichung dieser Forderung war ein Musterbestand der Landeswanderbücherei „Bücher des Landwirts" aufgestellt) und die Versorgung der Provinzzeitungen mit Büchereinotizen. Abschließend erörterte Dr. Ackerknecht die großen und dringenden Aufgaben, die nur durch ein kollegiales Zusammenwirken vieler Beratungsstellen und großen Büchereien vollgültig gelöst werden können (und die in Skandinavien bereits vorbildlich gelöst sind): die Schaffung von besprechenden „Grundkatalogen", die Aufstellung eines auch für kleine Büchereien benutzbaren Klassifikations-Systems sowie eines Schlagwortverzeichnisses und endlich die Herstellung elementarer, ganz auf die Volksbüchereipraxis abgezielter Leitfäden für Bücherkunde und für Büchereiverwaltung.

Der nächste Vortrag des staatlichen Büchereiinstruktors Dr. Moucha (Prag) galt dem „Büchereiwesen der Tschechoslowakei (unter vergleichender Heranziehung reichsdeutscher Verhältnisse)". Der Vortragende gab eine Übersicht über den Werdegang des Büchereiwesens in seiner Heimat vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur endgültigen Regelung durch das Büchereigesetz und über die Erfahrungen mit diesem Gesetz. Besonders interessant waren die leserpsychologischen Erfahrungen, von denen der Vortragende unter Darbietung von Tabellen berichten konnte. (Den hauptsächlichen Inhalt des Vortrages bringen wir in einem der nächsten Hefte als Aufsatz.)

Den zweiten Tag des Lehrganges eröffnete Oberbibliothekar Dr. Schuster (Berlin) mit einem Vortrag über den „Leserkatalog", den er nach seinen Aufgaben und Zielen untersuchte. Bestimmte Typen aus der Zahl der vorhandenen Besprechungskataloge wurden herausgegriffen und in ihrer Eigenart kritisch behandelt (vgl. auch Dr. Schusters Aufsatz in Heft 6). Anschließend sprach Konrektor Langenfeld (Greifenberg) über „Die Bücherei der Kleinstadt", die er auf Grund seiner Erfahrungen in der von ihm verwalteten Bücherei unter wirtschaftlichen, bildungspfleglichen und verwaltungstechnischen Gesichtspunkten betrachtete. Seine Ausführungen gaben für die den Lehrgang abschließende Aussprache ergiebigen Stoff. Dann sprach Studienrat Dr. Dibbelt

(Kolberg) in Anknüpfung an die von ihm am Nachmittag des 1. Tages veranstaltete Führung durch die Stadt über „Heimatmuseum und Volksbildung" und zeigte, nach einem einleitenden historischen und theoretischen Vortrag, in dem von ihm eingerichteten Heimatmuseum, inwiefern die hier geleistete Arbeit bildungspfleglich auszuwerten sei.

Den Vormittag des 3. Tages begann Stadtbibliothekar Dr. Eggebrecht (Stettin) mit dem Vortrag „Abenteurerliteratur". Er entwickelte den literarischen Begriff des Abenteurerromans und behandelte im Anschluß daran unter Heranziehung verschiedener typischer Bücher (eine Auswahlliste, der die Ausstellung eines kleinen Bücherbestandes entsprach, war in den Händen der Teilnehmer) die bildungspflegliche Bedeutung dieser Gattung. Darauf schilderte Rektor Kempin (Kolberg) in seinem Vortrage „32 Lehr- und Wanderjahre eines Laien in der Volksbücherei" mit kernigem Humor seine Erlebnisse und Erfahrungen in der Kolberger Bücherei von ihrer Gründung bis zum Einzug in das neue Büchereigebäude und bestärkte damit manchen seiner nebenamtlichen Kollegen in dem Willen, auch den betrüblichsten Erfahrungen lokaler „Kulturpolitik" gegenüber den guten Mut nicht zu verlieren. — Auf Grund ihrer in Estland gesammelten Erfahrungen behandelte sodann die Bibliothekarin Dr. Rall (Stettin) den „Lichtbildvortrag als Hilfseinrichtung der Bücherei". Sie zeigte, inwiefern der Lichtbildvortrag ein äußerst wirksames Werbemittel für das anschließend von der Bücherei auszugebende Buch sein könne, und bot als praktisches Beispiel einige Bilder aus Nordafrika, denen sie jeweils Winke über ihre methodische Auswertung hinzufügte. — Bibliothekar Dr. Joerden (Stettin) sprach schließlich über den „Verkehr mit dem Leser". Er betrachtete die Einrichtungen der Bücherei unter dem Gesichtspunkt der Herbeiführung des Vertrauensverhältnisses zwischen Ausleihebeamten und Lesern.

Eine wertvolle Ergänzung der Vorträge boten (außer der Aussprache) die oben teilweise schon erwähnten Ausstellungen: Landwirtschaftliche Bücher, Abenteurerliteratur, Tiergeschichten, Bilderbücher, Bucheinband, Formulare. In den Bereich der Tiergeschichten wies auch die von Dr. Ackerknecht am ersten Abend gehaltene Vorlesestunde „Tierkomödien". Schließlich verdient noch Erwähnung ein Besuch der Bauernhochschule Henkenhagen, bei der die Lehrgangsteilnehmer von dem Leiter der Schule, Volkshochschulmeister Conscheidt, selbst geführt wurden.

E.

Volksbücherei-Lehrgang in Kiel.

An dem Lehrgang für Büchereileiter, der von der Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen in der Provinz Schleswig-Holstein vom 6.—8. Oktober 1927 veranstaltet wurde ,nahmen 73 Damen und Herren aus allen Teilen der Provinz Schleswig-Holstein teil. Unter den Erschienenen waren 42 Büchereileiter, die von der Beratungsstelle mit einem Zuschuß zu den Aufenthaltskosten bedacht wurden, ferner unter den Gästen die Beamten, Angestellten und Praktikantinnen der Universitäts-Bibliothek und der Stadtbücherei, sowie einige Junglehrer und frühere Leiter von Volksbüchereien.

Der Lehrgang wurde durch eine Begrüßungsansprache des Vertreters der Stadt Kiel, Herrn Stadtrat Professor Philipp, eingeleitet. Der Herr Stadtrat bedauerte, daß die räumlichen Verhältnisse der Stadtbücherei in Kiel noch immer unzulänglich seien, so daß die Stadtbücherei als Muster einer Volksbücherei nicht angesehen werden könne. Er teilte aber freudig mit, daß der Magistrat der Stadt in seiner letzten Sitzung beschlossen habe, für die Stadtbücherei ein neues eigenes Haus aufzuführen.

Unter den Vorträgen der Tage waren zwei allgemeiner Natur: Dr. Kossow (Flensburg) sprach über „Möglichkeiten und Grenzen der Bildungsarbeit mit dem Buch" und Dr. Schriewer (Flensburg) beantwortete äußerst wichtige „Grundfragen der volksbibliothekarischen Buchbeurteilung". Zwei andere Vorträge behandelten Teilgebiete aus dem Fragenkomplex: Leser und Buch. Jungclaus sprach über „Die Frau und das Buch" und Dr. Schriewer zeigte „Das Bauerntum in der erzählenden Dichtung" von Jeremias Gotthelf bis in unsere Tage. Zwei Stoffgebiete wurden monographisch von Christensen (Apenrade) behandelt, und

zwar erstens „Die Kriegsliteratur" und zweitens „Das Abenteurerbuch". Scheinbar abseits vom Arbeitsgebiet der Volksbücherei lagen die Themen „Volkserzähler und Volkserzählungen" und „Das Laienspiel der Kinder und Jugendlichen", jenes von G. F. Meyer (Kiel) und dieses von G. Clasen (Hamburg) behandelt. Die lebhafte Teilnahme der Zuhörer zeigte aber, wie sehr auch diese Ausführungen in das Gebiet der Volksbüchereiarbeit hineinreichen. Meyer gab in seiner besonderen Erzählstunde, die auf den Nachmittag verlegt war, durch Darbietung von plattdeutschen Märchen, Schwänken und Sagen aus seinem Sammelgebiet Illustrationen zu den theoretisch gehaltenen Ausführungen vom Vormittag.

Es zeigt sich, daß die Beteiligung an den jährlichen allgemeinen Lehrgängen wächst: erfreulicherweise nimmt die Zahl der regelmäßig wiederkehrenden Büchereileiter zu. Leider reichen die Mittel der Beratungsstelle nicht zu einer längeren Tagung. Als notwendig hat sich längst herausgestellt, daß mit einer kleineren Teilnehmerzahl Übungen vorgenommen werden müßten. Hoffentlich werden mit Rücksicht darauf die staatlichen Mittel, wie es mehrfach beantragt worden ist, im nächsten Jahre erhöht.

Die Beratungsstelle erfaßt die Leiter der Büchereien holsteinischer Kleinstädte außerdem noch in einer Arbeitsgemeinschaft, die in der Regel viermal im Jahre tagt.

An den Lehrgang schloß sich eine Tagung des Verbandes schleswig-holsteinischer Büchereien, auf welcher im wesentlichen Fragen wirtschaftlicher und organisatorischer Natur erörtert wurden. J.

Volksbücherei-Lehrgang Schwerin i. M.

Am 6. 7. und 8. Oktober d. Js. fand an der Volksbücherei zu Schwerin der 4. Lehrgang für die Volksbücherei-Verwalter des Landes statt, der von dem Arbeitsausschuß für das Volksbüchereiwesen des Landes veranstaltet wurde. Im Auftrage der mecklenburgischen Regierung begrüßte Herr Ministerialdirektor Dr. Krause die Teilnehmer, für ihre aufopferungsvolle und doch so wichtige Arbeit für unser Volk Worte wärmster Anerkennung findend. Der Lehrgang fand nur für solche Büchereiverwalter statt, die schon einmal an einem Lehrgang teilgenommen hatten; es waren 17 Verwalter erschienen, die sich auf Stadt und Land gleichmäßig verteilten. Der Zweck derartiger Lehrgänge ist es, die Büchereiverwalter im Lande bei ihrer oft entsagungs- und aufopferungsvollen Arbeit mit Rat und Tat zu unterstützen und ihnen Anregungen für ihre Arbeit zu geben. Folgende Vorträge wurden gehalten: Fräulein Elli Drö s ch e r (Bibliothekarin an der Volksbücherei Schwerin): Die Buchbehandlung in der Volksbücherei. Herr Mittelschullehrer M ö l l e r (Leiter des Volksbüchereiwesens im Lande): Der Volksbüchereiverwalter als Volkserzieher. Herr Lehrer M e t e l m a n n (Leiter der Volksbücherei Rostock): 1. Naturalismus, Expressionismus und Gegenwart im Roman. 2. Lebensbücher. Herr Bibliothekar S t r e n g e (Leiter der Volksbücherei Schwerin): 1. Das ländliche Büchereiwesen. 2. Die Kataloge der Volksbücherei.

Zum Schluß des Lehrganges wurde den Teilnehmern Gelegenheit geboten, die hiesige Bärensprungsche Hofbuchdruckerei eingehend unter sachgemäßer Führung zu besichtigen.

Der Lehrgang hinterließ, namentlich durch die im Anschluß an die Vorträge häufig herbeigeführten freien Aussprachen, den Eindruck, daß das Volksbüchereiwesen im Lande (es bestehen z. Zt. 79 Büchereien) fortgesetzt erfreuliche Fortschritte macht, und daß verständnisvolle und erfolgreiche Arbeit geleistet wird. Wenn die Volksbücherei Schwerin erst fester verankert dasteht, wozu augenblicklich berechtigte Hoffnung besteht, wird sie als Zentrale für das Volksbüchereiwesen im Lande erfolgversprechende Arbeit in größerem Umfang, als das z. Zt. noch möglich ist, leisten können.

Den allgemeinen Fortschritt unserer Büchereiarbeit im Lande aber verdanken wir der jahrelangen entsagungs- und verständnisvollen Arbeit des Leiters des Landes- und Arbeitsausschusses für das Volksbüchereiwesen in Mecklenburg-Schwerin, Herrn Mittelschullehrer Möller, Schwerin. St.

Bücherschau.

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Chesterton, G. K.: Der heilige Franziskus von Assisi. Übertr. von J. L. Benvenisti. München: Kösel & Pustet 1927. 158 S. Brosch. 2,80. Lw. 4,—.

Das Büchlein ist ein Essay über den großen Heiligen, der einer nach Natur und seelischer Vertiefung ringenden Zeit zum verehrten Bilde weit über den Kreis der engeren Glaubensgenossen hinaus wurde. Es wendet sich mit Betonung an den modernen, skeptischen Menschen und sucht mit gewandter und geistreicher Dialektik seine Vorurteile zu zerstören, welche ihn dem seelischen und religiösen Wunder gegenüber unempfindlich gemacht haben, während er sinnlose Götzenbilder auf allen Gassen und Plätzen anbetet. Es mag sein, daß solch verlogener Intellektualismus nur auf diesem dialektischen Wege zu besiegen ist, und daß erst hierdurch die Bahn für eine unmittelbare Empfängnis des Seelischen bereitet werden kann. Der schlichtere Sinn braucht solcher Krücken nicht. Selbst wenn er der gewandten geistigen Fechterkunst Chestertons zu folgen vermag, wird er an Stelle solchen Buches zu plastischer, Erlebnis vermittelnder Gestaltung greifen. Großstädtische, natürlich vor allem katholische, Büchereien werden das Buch für gebildete Leser einstellen, zu den Franziskus-Legenden von Holland und der Lebensbeschreibung von Johannes Jörgensen (beide im gleichen Verlage), welche für kleinere Büchereien und weniger differenzierte Verhältnisse hinreichend sind.

W. Schuster.

Adolph, Heinrich: Die Philosophie des Grafen Keyserling. Stuttgart: Strecker & Schröder 1927. 179 S.

Der Verfasser ist sich vollkommen klar darüber, daß eine Einführung in die Philosophie Keyserlings ein hoffnungsloses Unterfangen sein würde, da sie gerade in der Vielfältigkeit der Welt- und Lebensaspekte eine ihrer Grundlagen, in dem irrisierenden Farbenspiel ihrer Streiflichter einen ihrer höchsten Reize und zugleich eine ihrer Schwächen besitzt, und da sie fast untrennbar von dem Stil der sprachlichen Formgebung ist. Aber für den, der sich mit den Werken Keyserlings beschäftigt, ist das Büchlein doch ein guter Führer. Es gibt zunächst ein Bild der eigenartigen Persönlichkeit des Philosophen, sucht dann die Grundzüge seiner Weltbetrachtung darzustellen und setzt diese dann in Beziehung zu den übrigen Geistesmächten, zunächst zum Christentum, was immer den Vorteil hat, daß mit auch dem Laien bekannten Größen gemessen wird. Daraus ergibt sich dann zum Schluß eine vorsichtige Kritik. Bei dem großen Interesse für die „Schule der Weisheit" und der Verbreitung der Werke des Grafen werden schon kleinere Büchereien das vorzügliche Büchlein einstellen. W. Schuster.

Lindsey und Evans: Die Revolution der modernen Jugend. Deutsche Übers. und Bearb. von Toni Harten-Hoencke und Friedrich Schönemann. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. 258 S. Geb. 7,50.

Das schnell bekannt gewordene Buch des amerikanischen Friedensrichters ist so sehr interessant, weil es gestützt auf die langjährigen Erfahrungen des vorbildlich geleiteten Jugendgerichts in die Welt des heutigen Jugendlichen einen Blick tun läßt, den die Erwachsenen durch ihre Verständnislosigkeit sich bisher selbst verbaut hatten. Mit vielen Beispielen zeigt Lindsey das Sichloslösen dieser Jugend von den unter den heutigen Lebensbedingungen verlogen gewordenen Sitten, vor allem des Zusammenlebens der Geschlechter und ihr Ringen um neue Lebensformen. Lindsey nimmt hier ganz Partei für die Jugend, die in ihrem Kampf nur den entschlossenen Mut und den leichten Sinn für sich hat gegenüber der ganzen Wucht der Konvention und die so häufig zu Heuchelei — und zur Inanspruchnahme der Jugendgerichtsberatung — gezwungen ist. Er zeigt den Erwachsenen und besonders den Erziehern, wie ohne alle Schönrederei die Dinge

wirklich sind, wie die bisherigen Anschauungen von Ehe, Reinheit, Moral u. s. f. einfach nicht mehr Stich halten, und daß es sich jetzt darum handelt, entweder einem Zustand noch immer wachsender Korruption untätig entgegenzutreiben oder ein neues sittliches Gemeinschaftsleben mit neuen Formen der Sitte in den heute sich bildenden Ansätzen zu fördern. Auch Lindsey sieht das Ziel schließlich in der Ehe, weil sie ihm im Muttertrieb der Frau natürlich begründet zu sein scheint; aber die Vorbereitung für die Ehe als Aufgabe, das voreheliche Zusammenleben der Geschlechter, und das Eheleben selbst verlangt bei der wachsenden inneren und äußeren Unabhängigkeit der Frau andere Gestaltung. Hier gibt Lindsey keine Antworten, sondern stellt zunächst einmal unbefangen und optimistisch die Versuche der Jugend zur Diskussion. — Lindsey schildert nur amerikanische Jugend einer bestimmten Klasse und hat nur amerikanische Verhältnisse im Ziel, aber die Verhältnisse und ebenso die Probleme sind bei uns im Grunde die gleichen, und es ist sehr wertvoll, daß uns einmal, gestützt auf so reiche Erfahrung, eine solche ganz unkirchliche Auffassung dieser Schwierigkeiten der Gegenwart geboten wird. Alle größeren Büchereien sollten das Buch für ihre erziehlich verantwortungsbewußt denkenden Erzieher bereitstellen. R. Joerden (Stettin).

Bücherei und Gemeinsinn. Das öffentliche Bibliothekswesen der Freien und Hansestadt Lübeck. Hrsg. von Willy Pieth. Mit Abb. Lübeck: Quitzow 1926. 172 S.

Diese Schrift, zur Eröffnung des in schwerer Zeit errichteten würdigen Neubaus der mehr als dreihundert Jahre alten Lübecker Stadtbibliothek von ihrem Leiter herausgegeben, vermittelt in einer Reihe von Aufsätzen — „Der Aufbau der Lübecker Stadtbibliothek und die kulturelle Bedeutung unserer Büchereien", „Die Stadtbibliothek als Bauwerk", „Die Handschriftensammlung", „Die Inkunabelsammlung", „Die Lübecker Bibel von 1494" und die „Narrenbibel", „Die Musiksammlung", „Die Öffentliche Bücherhalle", „Die Landeswanderbücherei und Büchereiberatungsstelle", „Die Gesellschaft von Freunden der Lübecker Stadtbibliothek E. V.", „Ein Beitrag zur Bibliographie der Geschichte der Stadtbibliothek", „Personalnachrichten" — ein anschauliches Bild sowohl von dem Entwicklungsgang der Bibliothek als auch von ihrem gegenwärtigen großen, kürzlich durch die Eröffnung einer Kinderlesehalle noch stärker erweiterten Aufgabenkreis. Die Überschriften der Aufsätze zeigen schon die Verschiedenartigkeit der hier zu leistenden und geleisteten Arbeit an, und es ist reizvoll, zu verfolgen, wie sich eine alte Klosterbibliothek insbesondere im Laufe des letzten Jahrzehnts zu einem neuzeitlichen Büchereiwesen umgestaltet hat, das den bildungspfleglichen wie den archivalischen Aufgaben in gleicher Weise ihr Recht gibt. Aber das Buch ist mehr als eine bloße Festschrift. Obwohl oder vielmehr gerade weil es ein ganz eigengeartetes Büchereiwesen behandelt, überzeugt es besser und eindringlicher als theoretische Darlegungen auch den Laien von der Bedeutung und dem umfassenden Aufgabenkreis neuzeitlichen Büchereiwesens überhaupt. Es ist daher auch ein wertvolles Werbemittel für die Öffentlichkeit; die würdige Ausstattung tut dazu das Ihrige. Es wäre zu wünschen, daß auch andere große Stadtbüchereien recht bald zu ähnlichen in sich abgerundeten Veröffentlichungen schreiten.

B. Sauer (Plauen i. V.).

Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften vom 18. Dezember 1926. Für die Praxis erläutert von Elsa Matz und Ernst Seeger. Berlin: Heymann 1927. VII, 128 S. Lw. 4,—.

Eine handliche Ausgabe eines Gesetzes, das für den Bildungspfleger schon deshalb von Interesse ist, weil die Sachverständigen der Prüfstellen für Schund- und Schmutzschriften z. T. den Kreisen der Volksbildungsorganisationen zu entnehmen sind. Die Ausgabe bringt zunächst den einfachen Gesetzestext zur Übersicht, sodann ziemlich eingehende für die Praxis bestimmte Erläuterungen, ferner die Ausführungsverordnung und zwei von Volksbildungsorganisationen und anderen Verbänden aufgestellte Listen von Schundheftreihen. — Es übersteigt den Rahmen einer Besprechung, auf die fragwürdige Bedeutung des Gesetzes einzu-

gehen; es sei jedoch auch bei dieser Gelegenheit einmal wieder in Erinnerung gebracht, daß die lediglich negative Bekämpfung der Schundliteratur durch Maßnahmen polizeilicher Natur unzulänglich ist, solange nicht gleichzeitig durch Errichtung hinreichender Jugendbüchereien der Stoffhunger unserer jugendlichen Leser in angemessener Weise befriedigt werden kann. W. Braun (Stettin).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Aster, Ernst von: Die französische Revolution in der Entwicklung ihrer politischen Ideen. Vom Liberalismus über die Demokratie zu den Anfängen des Sozialismus. Leipzig: J. J. Weber 1926. (Webers illustr. Handbücher.) 332 S. Lw. 6,—.

Der Verfasser, Professor der Philosophie in Gießen, versteht es, klar und bestimmt die Neugestaltung der politischen Ideen von Rousseau her durch die Stürme der Revolutionsbewegung hervortreten zu lassen. Man fühlt in der Darstellung, wie trotz aller Beeinflussung durch die Wirtschaft und die Politik doch auch in den Ideen selbst etwas Vorwärtsdrängendes steckt, obwohl manche Grundvorstellungen, wie die des Privateigentums, wieder überraschend konservative Züge aufweisen. Aster, der wiederholt für die neue deutsche Verfassung eingetreten ist, geht auch ohne Voreingenommenheit an das Studium der großen französischen Staatsumwälzung heran. G. Kohfeldt (Rostock).

Bomann, Wilhelm: Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen. Mit rund 200 Taf. u. Bild. Weimar: Böhlau 1927. XII, 282 S. Geh. 14,—. Geb. 16,—.

Einzuführen in die Gedankenwelt und die Kultur der ländlichen Bevölkerung im alten Niedersachsen und vorwiegend der Lüneburger Heide, vertraut zu machen mit der Arbeit im Hause, auf dem Hofe und auf dem Felde, war die Absicht, die den verstorbenen Direktor des Celler Heimatmuseums bei der Niederschrift dieser Aufzeichnungen leitete, die ursprünglich als Beschreibung einzelner Sammelgruppen des von ihm gegründeten und geleiteten Museums gedacht waren. Durch anschauliche Federzeichnungen der behandelten Gegenstände wird aber dem, dem die Besichtigung der Originale nicht möglich ist, ein vollwertiger Ersatz dafür geboten. Anschließend an die noch vorhandene mündliche Überlieferung und an die erhaltenen Reste in Geräten, Gebäuden usw. wird das bäuerliche Arbeitsleben in der Zeit vor der Einführung der Maschinen in seiner Ursprünglichkeit und Naturverbundenheit dargestellt, ohne daß der Leser durch trockene Beschreibungen ermüdet würde. Die ganze Darstellung verbindet sich vielmehr mit dem täglichen Leben in Haus und Hof und auf dem Felde. Gemeinsam überlegen z. B. Bauer und Bäuerin die Arbeit für das Jahr, gemeinsam verrichten sie mit ihrem Gesinde ihr Tagewerk. Besonders lebendig wird die Darstellung durch die eingeflochtenen Gespräche in plattdeutscher Sprache, die vertraut machen mit den von den Vorfahren überkommenen bäuerlichen Sitten und Lebensformen. — Größeren Büchereien sei das Buch dringend zur Anschaffung empfohlen, aber auch mancher ländliche Büchereileiter, der vielleicht selbst schon ein Heimatmuseum in einfachster Form angelegt hat, wird aus der Lektüre dieses Buches manche Anregung für seine eigene Tätigkeit entnehmen. W. Eggebrecht (Stettin).

Ball, Hugo: Hermann Hesse. Sein Leben und sein Werk. Berlin: S. Fischer. 242 S.

Ball gibt zuerst sehr lebendige, durch aufschlußreiche Bilder unterstützte Charakteristiken der Großeltern und der Eltern, aus denen wir bestätigt sehen, was wir aus der Lektüre von Hesses Werken bereits schlossen, daß sein wichtigstes Erbteil jene „Beichtväterfeinheit des christlichen Gewissens" ist, von der Nietzsche bezeichnend spricht, wo er (in der „Fröhlichen Wissenschaft") die Frage erörtert, warum gerade Schopenhauer es war, der das Problem vom Wert des Daseins in den Mittelpunkt der Philosophie rückte. Es folgt der Bericht über die Kinderjahre in Calw und Basel, über die Maulbronner Zeit und die nachfolgenden, verwirrten Jahre in Calw, Eßlingen und wieder Calw, über die Tübinger Buch-

händlerjahre, über den neuen Baseler Aufenthalt, während dessen „Hermann Lauscher“ und „Peter Camenzind“ entstanden. Beide Werke werden (wie schon im Maulbronner Kapitel „Unterm Rad“) unter psychologischen und literarischen Gesichtspunkten eingehend analysiert. Dagegen wird in dem folgenden Kapitel, das den ruhigen Jahren in Gaienhofen gewidmet ist, mit den Werken, die damals entstanden, sehr summarisch verfahren: Die „Nachbarn“, in denen doch ein so bedeutendes Stück wie „In der alten Sonne“ steht, werden nicht einmal erwähnt (so wenig wie die „Umwege“), die herrliche Novellensammlung „Diesseits“ (man denke nur an die „Marmorsäge“ und die „Fußreise im Herbst“) wird nur eben gestreift. Der Biograph begeht damit dieselbe Ungerechtigkeit wie der Dichter selbst, dem jene Periode im Drang seiner Kriegs- und Nachkriegsproduktion allzu bürgerlich begnügt erscheint. Die letzten Kapitel sind dann der lebensgeschichtlich ausgewerteten Betrachtung von „Demian“, „Siddhartha“, „Klingsors letzter Sommer“, „Kurgast“ und „Steppenwolf“ gewidmet. Daneben wird auch das „Bilderbuch“, die „Wanderung“ und „Im Presselschen Gartenhaus“ gebührend gewürdigt. — Es braucht hier kaum betont zu werden, welch schwere schriftstellerische Aufgabe dem Biographen allein schon dadurch gestellt war, daß Hesse in seinen Werken — vom „Hermann Lauscher“ bis zum „Steppenwolf“ — ein ungeheures selbstbiographisches Material ausgebreitet hat und daß es galt, dieses Material erst aus seiner dichterischen Stilisierung zu lösen, also eine Art Entzauberung vorzunehmen, die doch wiederum nie zur bloßen „Stoffhuberei“ herabsinken durfte. Man kann der Ballschen Biographie wohl kein runderes Lob zollen, als indem man zusammenfassend feststellt, daß ihr Verfasser die angedeuteten Gefahren überwunden und in geist- und liebevollster Form ein Lebensbild und eine Lebensdeutung gegeben hat, wie sie sich Hesse und die Freunde seines Schaffens nicht besser wünschen konnten. Der Sprachform des Werkes aber kann man insbesondere bezeugen, daß sie, namentlich in den letzten Kapiteln, eine Höhe gewonnen hat, der sich auch der Meister selbst nicht zu schämen brauchte. — Für größere Büchereien.

E. Ackerknecht.

Der deutsche Buchhandel der Gegenwart in Selbstdarstellungen. 2. Bd H. 1: Eugen Diederichs. Leipzig: Meiner 1927. 86 S.

Die Selbstdarstellung, die Eugen Diederichs für den Buchhändler-Band der Meinerschen Sammlung beigesteuert hat, erscheint in den Tagen, während man allenthalben in Zeitungen und Zeitschriften seines 60. Geburtstages gedenkt. Wir können uns keinen besseren Bericht über den Werdegang des heute geistig führenden deutschen Buchhändlers wünschen als diese ernste Rechenschaft. Wenn es auch an dieser Stelle angezeigt wird, so geschieht es, weil gerade wir am ehesten nachprüfen können, was eine Persönlichkeit, die das Technische eines wirtschaftlichen Berufs mit der Kraft einer wirkenden Idee zu vereinen weiß, für den lebendigen Sinn schöpferischer Bildungsarbeit zu bedeuten vermag. Gewiß werden wir freilich auch so manches an der Tätigkeit des Verlages Diederichs, das einem schönen Ideal zu Liebe unternommen wurde, doch nur als Ideologie werten müssen, aber das tritt weit zurück hinter dem unendlichen Segen, der während der Jahre rastloser Veröffentlichungen unserer Arbeit an Stoff und Anregung, an Erkenntnis und Glaube, an Sittlichkeit und Gottsuchen immer aufs neue aus seinen Büchern zugeströmt ist. Ein gutes Stück des Weges, den die deutsche Volksbildungsarbeit nun ein Menschenalter gegangen ist, hätte sie ohne Eugen Diederichs nicht gehen können. Das wollen wir ihm danken. G. Kemp (Solingen).

Haeckel, Ernst: Himmelhoch jauchzend . . . Erinnerungen und Briefe der Liebe. Dresden: Carl Reißner 1927. 336 S. Geh. 6,—. Geb. 8,—.

Briefwechsel-Veröffentlichungen haben häufig nur für die dem Schreiber irgendwie nahestehenden Kreise Interesse. Bei Haeckels Brautbriefen handelt es sich aber um ein dokument humain, das weithin Beachtung verdient, weil es in nicht gewöhnlicher Weise unverschleiert das starke Innenleben eines bedeutenden Menschen veranschaulicht. Über vier Jahre, gerade über die entscheidende Entwicklungszeit, in der sich der junge Doktor zur Dozentenlaufbahn vorbereitet, erstrecken sich die zahlreichen an die leidenschaftlich verehrte Verlobte gesandten

Briefe. Sie sind zum großen Teil Selbstgespräche und Selbstbesinnungen. Sie haben kein Geheimnis vor der zukünftigen Lebenskameradin. Alles, was der junge Forscher erstrebt und erleidet, seine Niedergeschlagenheit und seine Hoffnungsfreudigkeit, seine wissenschaftlichen Arbeiten, seine Reisen, seine schwärmerische Liebe zur Natur, seine Anhänglichkeit an Jena und die Jenaer Landschaft, seine Stellung zu Gott und Menschen, sein frisches unbekümmertes Eintreten für den Liberalismus, sein Spott über das reaktionäre Preußentum — alles das und vieles andere findet beredten Ausdruck in den Zwiegesprächen mit der geistig hochstehenden Braut, deren früher Tod nur allzu schnell das junge Eheglück der beiden ausgezeichneten Menschen vernichten sollte. G. Kohfeldt (Rostock).

Landquist, John: Knut Hamsun. Sein Leben und sein Werk. Aus dem Schwed. von Heinrich Goebel. Tübingen: Al. Fischer 1927. 150 S.

Seiner Anlage nach vermag man Knut Hamsum wohl einen Romantiker zu nennen, aber es ist in ihm die Romantik des 20. Jahrhunderts, die fest mit ihren Füßen auf der nährenden Erde steht. Romantisch ist die seelische Spaltung des Kulturmenschen mit seiner sentimentalischen Sehnsucht zur ungebrochenen Stärke der Natur, welche ihn zum Feind der Industrie und zum Lobredner des Bauerntums macht, ohne daß er das Zivilisatorische in sich gänzlich zu unterdrücken fähig wäre. Aber sein Weg geht von der Lyrik des „Pan" zur Epik des „Segens der Erde" und der „Stadt Segelfoß", der frei schweifende Zuschauer des Lebens, der in sich und seiner Leidenschaft selbstherrlich und einsam ruht, wird zum Künder der Werte des unreflektiert schaffenden Lebens, seiner Arbeit, seiner Kraft, seiner verborgenen Schönheit. Es ist das gleiche Gefühl, die gleiche Erkenntnis, welche auf anderer, bürgerlicherer Ebene Thomas Mann den Zwiespalt zwischen wurzellosem Ästhetentum und beschränkter, aber schaffender Lebenstüchtigkeit erleben läßt, welche Arnold Ulitz die „Christine Munk" schreiben ließ und Werfel in der erschütternden Novelle „Der Tod des Kleinbürgers" aus dem vielverspotteten Bürger den Helden formen macht. — Landquist hat diesen Werdegang Hamsums gut durchleuchtet, hat auch seine Hemmungen und ihren Ausdruck in seinem Werke feinspürend erfaßt, das Büchlein würde alle Wünsche befriedigen, wenn es den Formproblemen eingehender nachginge. Diese sind selten und nur flüchtig gestreift. Hier hat Carl David Marcus (Knut Hamsum, Berlin-Grunewald: Horen-Verlag 1926. 242 S.) versucht, weiter zu kommen, ohne freilich Wesentliches zu leisten, denn weder sein ästhetisches Urteil noch sein weltanschauliches Vermögen reichen zu dieser Aufgabe hin. Die Persönlichkeit Hamsums, ihre Entwicklung und Spiegelung im dichterischen Werke hat Landquist trefflich erschlossen, deshalb ist sein Buch das für unsere Zwecke in erster Linie geeignete, wenn es auch nach der angedeuteten Richtung noch manchen Wunsch unerfüllt läßt. W. Schuster.

Schrempf, Christoph: Sören Kierkegaard. Eine Biographie. 1. Bd Jena: Diederichs 1927. 364 S. Geh. 7,50. Geb. 10,—.

Es liegt eine Tragik über unserem Geistesleben: alle paar Jahre wird ein anderer „Großer" wiederentdeckt. So war es vor dem Kriege, als nach den wenigen „klassischen" Goethebiographien Chamberlain, Simmel, Gundolf (und Emil Ludwig) ziemlich gleichzeitig mit ihren Goethe-Büchern herauskamen. So ging es mit Luther, Rembrandt, Hölderlin, Pestalozzi, und jetzt mit Kierkegaard. Das besonders Tragische daran ist, daß diese Bücher **über** den Geisteshelden meistens so gut, so tief erfüllt mit den Spannungen des gegenwärtigen Denkens und mit „letzter" Weisheit sind, daß sie nicht nur ungemein viel Zeit und Spannkraft zur inneren Aneignung verlangen, sondern daß man auch ungeheuer viel davon mitnimmt. Und so kommt es, daß man dann für das Studium der Autoren selbst nicht mehr genug Zeit übrig hat. — So erscheinen nun die Kierkegaardbücher. Nach Monnad und Haecker („Ein Nachwort") vor dem Kriege jetzt die umfassenderen Werke von Eduard Geismar, Arnold Gilg und Christoph Schrempf. Was letzteren **besonders** geeignet macht, ist die Tatsache, daß er Kierkegaard in Deutschland zuerst bekannt gemacht hat, sozusagen mit ihm in Deutschland gewachsen ist und die umfassende Diederichssche Kierkegaard-Ausgabe herausgab. So pulsiert bei all seiner schwäbischen Schwere Herzblut in seiner, teils recht kri-

tischen, aber zutiefst ehrlichen und sehr persönlichen Stellungnahme zu Kierkegaard. Das zeigte sich schon in den Nachworten zu den Diederichs-Bänden, das zeigt sich jetzt wieder in seinem großen Werke, dessen erster Band die Lebens- und Literaturgeschichte Kierkegaards bringt. Ein weiteres Wort wird dann noch zu sagen sein, wenn der zweite Band, der die grundsätzliche Würdigung bringt, erscheinen wird. Leider vermißt man jedes Inhaltsverzeichnis. Auch ein Namenregister wäre dringend zu wünschen. Eine Bücherei, die Kierkegaards Werke selbst nicht anschaffen will (was aber sehr wünschenswert wäre), möge sich den Schrempf sichern.

Hartmann (Foche-Solingen).

Zweig, Stefan: Romain Rolland. Der Mann und das Werk. Mit 6 Bildn. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1927. 266 S.

Das heroische Leben und Schaffen des bedeutenden Dichters und Bekenners, der neben Claudel am reinsten den französischen Neuidealismus vertritt, erzählt in diesem Buche eine weit über das Biographisch-Literarische hinausgehende Darstellung. Es ist die sorgfältig herausgearbeitete, tiefgreifende Analyse des großen Menschen, dessen reine Persönlichkeit, tief verwurzelt in der europäischen Gesamtkultur, in unablässigem Ringen sich immer reicher und freier gestaltet. So gibt das Buch weit mehr, als man von der üblichen biographisch-chronologischen Schilderung, der lediglich das Eingangskapitel gewidmet ist, erwartet: besondere Abschnitte geben über das Schaffen des Dramatikers, des Verfassers wertvoller Biographien, welche die heroische Lebensauffassung eines Beethoven, Michelangelo und Tolstoi zum Gegenstande haben, Aufschluß, um dann besonders in die geistige Werkstatt des Schöpfers des „Johann Christof“ einzuführen. Von größtem Interesse ist das Schlußkapitel, das „Gewissen Europas“ überschrieben, worin uns der Verfasser ein ergreifendes Bild von dem Menschheitsdienst Rollands, der höchsten Aufgabe seines kampfgewohnten Lebens gibt. Auch in dem vorliegenden Buche bietet Zweig eine methodisch sichere, neuartige biographische Darstellung, die freilich ein reifes, über den Durchschnitt hinausgehendes Verständnis für schwierigere geistesgeschichtliche Probleme, also eine entwickelte Leserschaft, voraussetzt.

G. Fritz.

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Diel, Louise: Käthe Kollwitz. Ein Ruf ertönt. Eine Einführung in das Lebenswerk der Künstlerin. Mit 36 Abb. Berlin: Furche-Verlag 1927. 48 S.

Diese kleine Veröffentlichung über Käthe Kollwitz kommt aus einem warmen Herzen. Mit freundlicher Hand sind die Lebenslinien der Künstlerin und die Etappen ihres Werkes nachgezeichnet, immer mit ehrlichem Verständnis, häufig allerdings auch mit überschwänglicher Pathetik. Für kleine Büchereien mag das Buch als erste Einführung genügen, für größere eignet sich weit mehr das allerdings teurere, aber in der Auswahl der Abbildungen ungleich machtvoller wirkende Käthe Kollwitz-Buch aus dem Verlag Reißner.

G. Kemp (Solingen).

Roffler, Thomas: Ferdinand Hodler. Mit 24 Abb. Frauenfeld: Huber o. J. 85 S., 24 Taf. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben; ill. Reihe Bd 6.) Lw. 5,60.

Zu Anfang wird ein kurzer Überblick über Hodlers Leben gegeben, und die Entwicklung seiner Kunst des längeren betrachtet. Dann wird die besondere Eigenart der Hodlerschen Kunst eingehend behandelt und gegen die zeitgenössischen künstlerischen Bestrebungen abgegrenzt. Schließlich setzt Roffler sich in einem sehr aufschlußreichen Kapitel „Hodler in Deutschland“ mit den deutschen Kunstkritikern, die Hodler ablehnen, auseinander und sucht erfolgreich ihre Einwände zu widerlegen. — Durchaus nicht mit rein ästhetischen Maßstäben, sondern von einer hohen weltanschaulichen Warte aus wird hier Hodlers Werk untersucht und in seiner ganzen Bedeutung verständlich gemacht. Sehr einleuchtend sind die klaren Abgrenzungen gegen Impressionismus und Expressionismus, die beide nur eine Seite im Wesen der Kunst erfüllen, während bei Hodler „die Harmonie von Ab-

straktion und Sinnlichkeit" vollkommen ist. Dieses Schweizers Kunst „lebt in der kühlen, klaren Höhenwelt der Ideen und ist doch mit allen Härten der Erde verbunden". — Wenn auch der Worte (und zumal der Fremdworte!) bisweilen reichlich viel gemacht sind, so ist doch die kluge und warmherzige Eindringlichkeit der Darstellung wohl geeignet, den etwas geschulten Leser für des Meisters Werk empfänglich zu machen. Dennoch kann man die Anschaffung des Bändchens, in dem fast keins der bedeutenden Werke Hodlers, dafür aber manches bisher nie veröffentlichte, ja völlig unbekannte Bild wiedergegeben ist, nur solchen Büchereien zu empfehlen, die bereits ein größeres Abbildungswerk besitzen.

K. Kossow (Flensburg).

Volbach, Fritz: Handbuch der Musikwissenschaften. Bd 1. Münster: Aschendorff 1926. XIV, 353 S. Geh. 6,—. Geb. 7,50.

Dieser erste Band des auf zwei Bände angelegten Handbuches, das eine zusammenfassende Darstellung der verschiedenen Wissensgebiete der Musik in ihrer Untrennbarkeit und in ihren Wechselbeziehungen geben soll, enthält außer einer einleitenden kurzen Geschichte der musikwissenschaftlichen Forschung mit vielen Abbildungen einen umfangreichen Abschnitt über die Musikgeschichte von der vorchristlichen Zeit bis zum Expressionismus, dem es weniger auf eine vollständige Aufzählung der geschichtlichen Tatsachen ankommt, als auf die Erforschung der inneren Gesetzmäßigkeit des historischen Geschehens. Die Träger der musikgeschichtlichen Entwicklung sind in kurzen abgeschlossenen Bildern behandelt, wobei die ältere Zeit gegen die neuere etwas zurücktritt, um hauptsächlich dem Verständnis der lebendigen Kunst zu dienen. Doch kann auch der mehr geschichtlich interessierte Leser auf Grund reichlicher Literaturangaben von hier aus den Weg zu weiterer Vertiefung seiner Kenntnisse finden. Besonders wertvoll sind die diesem Abschnitte beigegebenen als „Kulturquerschnitte" bezeichneten vergleichenden Tabellen, die repräsentative Erscheinungen aus dem Gebiet der Musik, der Dichtkunst, der bildenden Kunst, der Wissenschaft und der Weltgeschichte vom 1. Jahrhundert bis auf unsere Zeit nebeneinandersetzen und damit das musikalische Geschehen als eine notwendige Folge in den Rahmen der ganzen Kulturgeschichte einspannen. Die beiden anderen Hauptteile des Buches sind gewidmet der an sehr vielen verschiedenartigen Beispielen erläuterten Formenlehre von der älteren mehrstimmigen Kunst bis zu den modernen Tanzformen hin, und der Charakteristik der Musikinstrumente, deren Wesen und Klangfarbe, Tonumfang und Verwendungsmöglichkeit an Abbildungen, Noten- und Partiturbeispielen erläutert und gekennzeichnet wird. — So bietet dieser Band in der fast voraussetzungslosen Art der Darstellung auch dem Laien auf musikalischem Gebiet die Möglichkeit, mit den verschiedenen Fragen der Musikwissenschaft vertraut zu werden. Auf die Reproduktion der Abbildungen könnte in einer Neuauflage etwas größere Sorgfalt verwendet werden, besonders die Porträts der Komponisten dürften ansprechender zu gestalten sein. Größere und mittlere Büchereien sollten das Buch als Einführungswerk einstellen, das auch im Lesesaal, da es als Studien- wie als Nachschlagewerk gleich geeignet ist, eine Lücke ausfüllen kann. W. Eggebrecht (Stettin).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Andersson, Johan Gunnar: Der Drache und die fremden Teufel. Mit 208 Abb. u. 1 Kt. Leipzig: Brockhaus 1927. 390 S. Geb. 16,—.

Hinter dem fast an Abenteuererzählungen gemahnenden Titel dieses Buches verbirgt sich keine an starken Spannungsreizen reiche Reisebeschreibung, sondern eine Schilderung der Zustände in China, die der schwedische Verfasser des Buches während seines 11jährigen Aufenthaltes im Reiche der Mitte (von 1914—25) als geologischer Ratgeber in chinesischen Staatsdiensten studieren konnte. Ihm ist China zur zweiten Heimat geworden. Er will in seinem Buch „das Wesentliche und Eigenartige der Seelenhaltung und der uralten Kultur des Chinesen herausschälen, um so das Verständnis zu gewinnen für die mühevollen Bestrebungen dieses Volkes, sich der modernen maschinellen Kultur des Abendlandes anzupassen". So gibt er im ersten Teil des Buches ein fesselndes Bild der chinesischen Geschichte, so zeichnet er in typischen Bildern die Kultur und den Volkscharakter der Chinesen

und weiß des Lesers Sympathie zu wecken und wachzuhalten für die Einwohner des Millionenreiches, die ganz zu Unrecht in den Ruf der Falschheit und Verschlagenheit gekommen sind. Der zweite Teil des Buches schildert eine Ausgrabungsexpedition im Jahre 1923 durch das nordwestliche China, er läßt interessante Blicke tun in die hochstehende chinesische Kultur der prähistorischen Zeit. — Gerade jetzt, da die Zeitungen voll sind von aufregenden Nachrichten über Unruhen, Bürgerkrieg, Räuberei und Machtkämpfe von Generälen und Politikern in China, wird das auf eingehender Sachkenntnis beruhende Werk allen ernsten Lesern der Bücherei, die nicht nur grobe Spannungsreize in ihrer völkerkundlichen Lektüre suchen, willkommene Aufschlüsse über eins der interessantesten Völker geben.
W. Eggebrecht (Stettin).

Guenther, Konrad: Das Antlitz Brasiliens. Natur und Kultur eines Sonnenlandes. Sein Tier- und Pflanzenleben. Mit 71 Abb. auf 32 Taf. u. 40 Textzeichn. Leipzig: Voigtländer 1927. VIII, 359 S. Lw. 14,—.

„Das Antlitz Brasiliens ist seine Natur. Ein Bädeker für Brasilien wird daher am besten ein Führer durch seine Natur sein. Und eine solche Führung ist die erste Aufgabe, die sich dieses Buch stellt." Überdies aber will es ein „Lehrbuch" der „Tropennatur" überhaupt und schließlich „ein Heimatbuch für den Brasilianer" sein. Und dieser darf dankbar sein für solch Gastgeschenk; es lehrt ihn die verborgenen Wunder seiner Heimat kennen. Die Schilderung der Landschaft, des Tier- und Pflanzenlebens, der Kultur und des Menschen sind von so wachem und eigenartigem Verständnis getragen, daß sich all die vielen Einzeltatsachen, die das Buch in sich birgt, zu einem lebenstrotzenden Gesamtbilde zusammenschließen. Ihren eigentlichen Höhepunkt findet die Darstellung in den prachtvollen Kapiteln: „Die Natur als Organismus", „Das Mosaikbild der Farben", „Die Blütenpracht und ihre Bedeutung", „Sorgende Mütter", „Im Ameisenstaat" usw. Hier gewährt Guenther so tiefe und eingehende Einblicke in das Weben der Natur, daß man über ihren ewigen Wundern ganz vergißt, daß es sich gerade um Brasilien handelt. So wird das Buch nicht nur dem Reisebeschreibungsleser, sondern fast mehr noch dem zoologisch und botanisch Interessierten willkommen sein, und ihm bei sorgfältigem Studium immer neues Entzücken bereiten. Besonders sympathisch berührt der überall mit Leidenschaft vertretene Naturschutzgedanke. Zahlreiche Photographien schmücken den Band, den keine größere Bücherei sich entgehen lassen darf.
K. Kossow (Flensburg).

Knötel, P.: Aus alten schlesischen Städten. Schweidnitz: Heege 1926. 127 S.

Der verdiente Förderer und Kenner schlesischer Heimatkunde schildert im vorliegenden Buche die Besiedlung Schlesiens im Mittelalter durch deutsche Siedler, die Gründung von Städten und Märkten, von denen Handel und Kultur über das flache Land hinausströmte, die Anlage der Stadt und ihre bedeutenden, in der Nähe des Marktplatzes liegenden Gebäude (Kirche, Rathaus, Schulen), das Leben und Treiben in friedlichen Zeiten und in Tagen der Not, in denen die Bürger zur Verteidigung auf die turmreiche Umwehrung der Stadt gerufen wurden. Die lebendige und anschauliche Darstellungsweise ist durch zahlreiche Abdrucke alter Stadtbilder und Zeichnungen von historischen und kunstgeschichtlich bedeutenden Gebäuden unterstützt. Für jede schlesische Bücherei stellt das Buch eine wertvolle Bereicherung des Heimatschrifttums dar. Aber auch nichtschlesischen größeren Büchereien ist es zwecks Verbreitung der Kenntnis vom deutschen Osten zur Einstellung zu empfehlen.
H. Horstmann (Gleiwitz).

Schlesinger, M. L.: Land und Leute in Sowjetrußland. Langenscheidts Handbücher für Auslandkunde. 3. vollst. Neubearb. Berlin-Schöneberg: Langenscheidtsche Buchhandlung 1927. 604 S. in Taschenformat. Lw. 5,—.

Eine sehr handliche und vollständige Zusammenstellung alles Wissenswerten über Sowjetrußland. Ein Nachschlagewerk ganz ohne die Sprödigkeit, die diesen Arbeiten sonst anhaftet. Oft ist mit Auszügen aus Werken, Zeitschriften und Zei-

tungen ein ganz lebendiges und greifbar anschauliches Bild des Gegenstandes gegeben. Politisch ist das Buch nicht für, aber auch nicht wider das Sowjetregime, dessen Verfassungseinrichtungen man gerade hier in einer Objektivität dargestellt findet, die Bewunderung abzwingt. Das Buch wird jedem, den das vielumkämpfte Land jenseits der Weichsel interessiert, ein guter und zuverlässiger Führer zu unparteiischer Erkenntnis. Es gehört aber auch zur allgemeinen Nachschlageliteratur überall da, wo politische oder geographische Zeitungen oder Zeitschriften ausgelegt sind. E. Dovifat (Berlin).

Abt, Paul: Im Banne des Zauberers. Unheimliche Erlebnisse in der Südsee. Stuttgart: Strecker & Schröder 1927. VIII, 93 S., 20 Abb. auf Taf. Geh. 3,50. Lw. 5,—.

Der Zauber eines Medizinmannes bringt den Tod, Orakelsprüche warnen vor bald darauf eintretenden Gefahren und ein Ring strahlt verderbenbringende Kräfte aus, der Geist eines Geysir verfolgt den, der seine Tiefe messen wollte, und ein Götzenbild bringt Unglück über jeden, der es besitzt. — Wenn diese Geschichten nackte Wahrheiten sein sollen, dann könnten auch E. T. A. Hoffmanns Erzählungen auf wirklichen Erlebnissen beruhen. Gewiß mag es Dinge zwischen Himmel und Erde geben, die unser Verstand nicht begreifen kann, aber diese Geschichten klingen allzu unglaublich. Doch wenn sie auch nur Wahrheit mit Dichtung sein sollten, so wird das Werk darum nicht wertloser, denn der Verfasser versteht es meisterhaft, mit seinen unheimlichen „Erlebnissen" den Leser zu fesseln, so daß ich selbst das Buch an einem Abend von Anfang bis zu Ende las.

W. Klein (Essen).

Humboldt, A. von: In Südamerika. Leipzig: Brockhaus 1927. (R.u.A.)

Diese gekürzte Ausgabe von Humboldts Bericht über seine Reise durch das Orinokogebiet wird von solchen Lesern gern gelesen werden, die nicht ausschließlich auf Spannung aus sind, die farbenreicher Darstellung der überquellenden tropischen Natur, und klugen, das Allgemeine zeigenden Bemerkungen über das Leben der Völker und über die Einrichtung der Welt ihre Aufmerksamkeit schenken mögen. — Für größere Büchereien. R. Joerden (Stettin).

Kisch, Egon Erwin: Zaren, Popen, Bolschewiken. Berlin: Reiß 1927. (Umschlagt.:) Der rasende Reporter in Rußland.

In 30 kurzen, möglichst bunt und gegensätzlich aneinandergereihten Kapiteln, wohl einzelnen Zeitungsartikeln, gibt Kisch seine Eindrücke von seinem Rußlandaufenthalt wieder. Es folgen sich vor dem staunenden Leser so verschiedenartige Dinge wie etwa: die weltentlegene Sternwarte Pulkowo, eine Audienz beim Papste der Armenier, die Petroleumgewinnung am Kaspisee, die Moskauer Kriminalpolizei, die Rußlanddeutschen im Kaukasus, Osterfest und erster Mai in Moskau, das Marx-Engels-Institut, Zarskoje-Selo, ein russisches Dorf am Sonntag, die Arbeiten des Physiologen Pawlow usw. — Alles ist knapp, mit einer genauen Kenntnis der russischen Verhältnisse und doch allgemeinverständlich gegeben, farbig und lebendig gesehen. Die starke Spannung des Neuen treibt den Leser von Kapitel zu Kapitel, die ehrliche Anerkennung der Leistungen des Bolschewismus, nicht ins Überschwängliche gehend, stimmt nachdenklich. Nur die Sprache ist oft journalistisch-salopp, die Anordnung der Kapitel ist ohne Notwendigkeit, ist von dem Wunsch, zu spannen, eingegeben, die Seitenüberschriften, wie auch die der Kapitel sind etwas reißerisch. Trotzdem wird das Buch als eine der objektivsten Quellen über das heutige Rußland zu berücksichtigen sein.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Nansen, Fridtjof: Unter Robben und Eisbären. Meine ersten Erlebnisse im Eismeer. Mit Abb. Leipzig: Brockhaus 1926. X, 369 S. Geh. 12,—. Lw. 16,—.

Diese „ersten Erlebnisse im Eismeer" sind zum großen Teil eine Wiedergabe des Tagebuches, das der damals erst 20jährige Nansen im Jahre 1882 auf seiner ersten Reise ins Eismeer geführt hat. Der Anblick der zu jener Zeit noch nicht erforschten Ostküste von Grönland gab den Anlaß zur Reise über das grön-

ländische Inlandeis im Jahre 1888, und diese wieder zur Fahrt der „Fram" über das Polarmeer in den Jahren 1893—1896, war also bestimmend für das Lebenswerk des Verfassers. Die auf diesen Forschungsreisen gesammelten Erfahrungen vervollständigen zusammen mit den Ergebnissen späterer Arbeiten des Zoologen und Meeresforschers die in dem Tagebuche festgehaltenen Schilderungen, geben also „Anschauungen über Erscheinungen und Verhältnisse in jener Eiswelt wieder, zu denen die Forschung eines ganzen Lebens geführt hat". — Das interessante und leicht zu lesende Buch, das noch an Wert gewinnt durch die von Nansen selbst gezeichneten guten Abbildungen, kann von jeder Bücherei eingestellt und auch der reiferen Jugend in die Hände gegeben werden. W. Klein (Essen).

Rasmussen, Knud: Rasmussens Thulefahrt. Mit Abb. Frankfurt am Main: Frankfurter Sozietätsdruckerei 1926. 550 S. Lw. 20,—.

Das vorliegende jüngste Werk Rasmussens über seine arktische Amerikaexpedition 1921—24, das in der Stettiner Auswahlliste „Ferne Länder" II, S. 111 eingehend besprochen ist, gehört zu den wichtigsten erd- und völkerkundlichen Erscheinungen der letzten Zeit. Sein bildungspfleglicher Wert liegt weniger in der Darstellung heroischer Forscherarbeit als in dem wechselvollen Erlebnis „neuer Menschen" am äußersten Rande der bewohnbaren Welt, insbesondere in der Gegend um die Hudsonbay, die Rasmussen als die Urheimat der Eskimos erkannt hat. In ungemein lebendiger, tiefgründiger Weise, unter Wiedergabe zahlreicher Proben eskimoischer Erzählungskunst und Lieddichtung, zeichnet er ein so umfassendes Lebensbild seiner blutsverwandten Freunde, wie wir es trotz vielen anderen guten Werken bisher kaum hatten. — Schon kleinere Büchereien müssen das Buch, das bleibenden Wert hat, für ihre völkerkundlich ernsthaft interessierten Leser bereithalten. B. Sauer (Plauen i. V.).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Maeterlinck, Maurice: Das Leben der Termiten. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. 189 S. Lw. 7,—.

Seinem mit Recht berühmten „Leben der Bienen" läßt der Verfasser nun das „Leben der Termiten" folgen, noch wunderbarer in seiner Arbeitsteilung, dunkel und geheimnisreich in seinem schwer zugänglichen, unterirdischen Ablauf. Die meisterhafte Darstellung dieses Zauberreiches ist umwoben mit Betrachtungen, welche in dieser Mechanisierung organischen Lebens etwas wie ein düsteres Zukunftsbild der menschlichen Rasse sehen und zugleich den Einzelfall der Entwicklung in das Gesamtbild des schaffenden Lebens hineinzustellen suchen. Das schöne Buch sollte von allen Büchereien zur Belebung und Vertiefung der Naturbetrachtung eingestellt werden, umso mehr, als diese zur Zeit in Gefahr gerät, im Gegensatz zu ihrer Überwertung im 19. Jahrhundert unbillig zurückgestellt zu werden. W. Schuster.

Wiese, J.: Das Meer. Berlin: Ullstein 1927. 169 S.

Das Buch bringt eine Zusammenfassung des Wichtigsten aus allen Stoffgebieten, die irgendwie mit dem Meere zu tun haben, und gliedert seinen Inhalt in drei Hauptstücke. Über die Meeresräume, die erdkundlichen Sachgebiete, dann über die Tierwelt und zum Schluß über das Meer in der Volkswirtschaft bekommt der Leser vielerlei anregende Dinge zu wissen, aus denen im ganzen der Gestaltungs- und Bedeutungsreichtum des Meeres hervorgeht. — Dadurch, daß der dritte Teil aus der Feder eines anderen Verfassers stammt, kommt leider eine gewisse Uneinheitlichkeit der Klangfarbe und des Gesichtswinkels in das Buch hinein, da dieser Teil wohl eine Fülle wichtiger Tatsachen vermittelt, jedoch nicht die Frische der anderen erreicht. Conrad Barth (Stettin).

Wunder des Meeres, Die. Allgemeinverständliche Darstellung ... hrsg. von Georg Gellert. Neu bearb. von W. B. Sachs. Mit Abb. Berlin: Oestergaard 1926. XII, 399 S. Hldr. 10,—.

Das vorliegende Buch ist ein Sammelwerk mit einer ganzen Reihe von ge-

schickt zusammengestellten Aufsätzen namhafter Verfasser über das Leben und Treiben im Meere, die Tier- und Pflanzenwelt, die maritimen Einrichtungen und die Eroberung und Nutzbarmachung des Meeres durch den Menschen. — Der Fachgelehrte wird in dem Buch nichts Neues finden, aber für den Laien ist es ein wahres „Lexikon des Meeres", das ihm auf alle Fragen Antwort geben wird, und das vor allem Fauna und Flora des Meeres in einer Ausführlichkeit behandelt, wie man sie sonst in derartigen allgemeinverständlichen Werken nur selten findet. — Die Ausstattung ist gut, jedoch hätten einige Abbildungen klarer im Druck sein können. W. Klein (Essen).

Günther, Hanns: Radio für Anfänger. Mit 172 Bildern. Stuttgart: Franckh 1926. 214 S.

Eine leicht verständliche Einführung in das Wesen der drahtlosen Sprach- und Musikübertragung und gleichzeitig eine Bauanleitung für die besprochenen Grundteile und für die Empfangsanlagen gibt dieses Buch des bekannten Verfassers. Durch einfache Grundversuche kann sich der Lernende zunächst mit dem Gerippe der Radiotechnik anschaulich vertraut machen. Das Folgende gestaltet diese Grundanordnung dann immer weiter aus, bis aus den paar Hilfsmitteln eines Stegreifversuches über verschiedene Detektorgeräte Rückkoppelungsempfänger und Niederfrequenzverstärker erreicht werden. Die Bauanleitungen, die das Hauptstück des Buches bilden, sind denkbar deutlich gehalten und durch Zeichnungen und gute Aufnahmen sehr ausreichend erläutert. (Vielleicht kann an dieser Stelle einmal der Wunsch ausgesprochen werden, daß auch in volkstümlich gehaltenen Werken Zeichnungen technisch richtig bemaßt werden. Sie dürften dadurch kaum schwerer verständlich werden, gewöhnen auch den Anfänger schon an das Bild einer technischen Zeichnung und sind vor allem dann keine schlechten Vorbilder für Schüler von Berufs- und Fachschulen, die noch mit Fehlern zu kämpfen haben.) — Frische Schreibweise, guter Aufbau und klare Veranschaulichungen lassen das Werkchen als ein Jugendbuch erscheinen, wie es sein soll. Für Volks- und Schülerbüchereien und als Geschenkwerk bestens geeignet. C. Barth (Stettin).

8. Verschiedenes.

Neuendorff, Edmund: Jugend-Turn- und Sportbuch. Mit 24 ganzs. photogr. Aufn. Berlin: Bong 1926. 304 S.

Eine Einführung in das Gesamtgebiet der Leibesübungen will das Buch geben, dessen Verfasser als Direktor der preußischen Hochschule für Leibesübungen den besten Einblick hat. Nach einem Rundblick über die deutschen Verbände, die Leibesübungen betreiben, werden in knappen Abschnitten die einzelnen Spiele und Sportarten kurz und wesentlich besprochen und abschließend die bei ihnen zur Zeit geltenden Höchstleistungen angeführt, damit der Anfänger ein Maß für sein eigenes Können und Vorwärtskommen findet. Mit warmer Begeisterung setzt sich der Verfasser für die Sache der Leibesübungen ein, denen er in unserer das Geistige überbetonenden Zeit besondere Anteilnahme zuzuwenden wünscht, damit sie als Ausgleichsmittel den „harmonischen" Menschen zu erziehen helfen, der nach keiner Seite hin einen gleichgewichtverschiebenden Mangel hervortreten läßt. — Das Buch ist frisch und gewinnend geschrieben. Besonders Jugend- und Volksbüchereien sollten es einstellen; auch für die Schulen als Preis ist es bestens geeignet.

C. Barth (Stettin).

C. Schöne Literatur.

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Hauptmann, Carl: Mathilde. Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau. Berlin-Grunewald: Horen-Verlag 1927. 332 S.

Die Neuausgabe des Romans bestätigt das Urteil, daß dies mit warmer Liebe und hingebungsvoller Einfühlung gezeichnete Schicksal einer Arbeiterin stärkerer Gestaltungskraft, voller Blutwärme und der drängenden Kraft der Fülle

entbehrt. Das wird den Leserkreis immer begrenzen. Dennoch sollten sich all Büchereien für das schöne Buch als einen der nicht zahlreichen wertvollen soziale Romane einsetzen, der auch durchaus nicht auf großstädtische Verhältnisse be schränkt ist. W. Schuster.

Nexö, Martin Andersen: Überfluß. Roman. München: Langen. 370 S

Das Buch — seit früheren Auflagen in Deutschland längst bekannt — be richtet von dem Schicksalsgang eines jungen Menschen, der vom Leben seelis und körperlich in Stich gelassen ist. Es wird erzählt, wie er in der Zurück gezogenheit einer entlegenen Landstadt halb verzweifelt eine Steigerung sein Lebenskraft sucht, aber nach einigen Anläufen erkennt, daß nicht ihm, sonder der ungebrochenen Fülle lebensfroher Menschen das Dasein gehört. Das Bu klingt aus in die schneidende Dissonanz, daß die Natur ihren ungeheuren Übe fluß vergeudend dennoch das kraftvolle Leben zerstören und gerade ihn, de Lebensunfähigen, in die wirbelnde Zwecklosigkeit des Daseins tragen kann. U den Gesamteindruck vorweg zu nehmen: das Buch erweckt wenig Sympathie. Ma achtet es am Ende wegen der schonungslosen Offenheit, mit der den Dingen in Gesicht gesehen wird. Aber man wird immer wieder aufs neue von dem lastend Pessimismus befremdet, der jede Seite der Erzählung, jede Charakteristik, je Ideengestaltung kennzeichnet. Andersen Nexö gibt auch hier Beispiele einer gro artigen realistischen Darstellungskunst. Aber man kann sich nicht von dem Eindru loslösen, daß um einer vorgefaßten Idee willen die realistische Charakteristik b zur Karrikatur geführt wird. Es sind eigentlich alles Originale und Käuze, d durch die Geschehnisse des Buches gehen. Und deshalb glaubt man auch ni recht an die Echtheit des Pessimismus, von dem es redet. Er erscheint als etwa Zweckloses, Übersteigertes, als etwas sehr Episodisches in der Lebensphilosophie d Dichters. (Oder wäre Pelle, der sich die Welt erobert, auf dieser Lebensgrun lage denkbar?) Als Darstellung einer Seite des Lebens wird man das Bu gelten lassen und dann auch aufrichtig die große Kraft der Erzählung rühm wollen. Im Einzelnen darf freilich nicht übersehen werden, daß Andersen Ne den weiten Rahmen seiner beiden großen Bücher hier bei weitem nicht erreic Reichen „Pelle" und „Stine Menschenkind" ins Ewig-Menschliche, so bleibt hi recht vieles im dänisch Engen und Kleinlichen stecken, das wir uns kaum er schließen werden, auch so sehr ernst und wichtig zu nehmen. — Das Buch eign sich nur für gereifte und urteilsfähige Leser. G. Kemp (Solingen).

Das Wilhelm Schmidtbonn-Buch. Hrsg. von M. Tau. Lübec Quitzow 1927. 456 S. 6,—.

Das Buch ist sehr gut gemeint, aber auch sehr überflüssig. Es bringt eini der Gedichte und der rheinischen Erzählungen Schmidtbonns, ein paar Stücke a seinen Kriegsberichten, einige Legenden und Märchen und drei Abhandlungen üb Schmidtbonn als Epiker, Dichter und Dramatiker. Man soll so etwas mache wenn es sich um vergessene Schriftsteller handelt, die man durch Kostproben wied bekannt machen möchte. Aber bei Schriftstellern, die mitten im Schaffen steh und durchaus nicht unbekannt sind, sind derartige Veröffentlichungen verschwe dete Mühe, gegen die sich die Verfasser selbst wehren sollten. Wer Schmidtbo kennt, braucht auf den kraftvollen, so erfreulich unsentimentalen rheinischen Dich wirklich nicht durch eine solche Auswahl längst bekannter Stücke neuerdings au merksam gemacht zu werden, zumal nicht, wenn eben erst sein 50. Geburtstag g feiert wurde. Und wer ihn nicht kennt, greift erst recht nicht zu einem Auswal band. Die Verleger, die immer wieder eine ähnliche Werbung für ihre Autor versuchen, mögen sich doch einmal bei den Volksbüchereien erkundigen, wie u gern solche Bücher zur Hand genommen werden. G. Kemp (Solingen).

Stevenson, Robert Louis: Der Junker von Ballantrae. Roman. Lei zig: Hesse & Becker o. J. 347 S. Geh. 2,85. Lw. 3,50.

Der Roman schildert den Kampf zweier ungleicher Brüder, von denen d älteste, eine geborene Herrschernatur, durch ein Schicksal, welches ihm tr höchsten Einsatzes die Auswirkung versagt, zum zerstörenden Dämon der Fami

wird. Am Ende gehen beide zu Grunde. Die Geschichte spielt teils in Schottland, teils im Staate New York in der Mitte des 18. Jahrhunderts und ist reich an abenteuerlichen Geschehnissen und Verwicklungen. Die Technik ist die des älteren englisch-französischen Abenteuerromans, aber sie ist sparsamer in der Linienführung und weiß die Charaktere vorzüglich herauszuarbeiten, sich trotz der Ungewöhnlichkeit der Ereignisse vor Übersteigerungen bewahrend. — Die preiswerte Ausgabe ist sehr gut ausgestattet, der Druck groß und klar, leider genügt die Übersetzung nicht allen Anforderungen. Für alle Büchereien. W. Schuster.

Schreckenbach, Paul: Der getreue Kleist. Ein Roman aus der Zeit des großen Königs. Einmalige Ausg. in 20 000 Ex. Leipzig: Staackmann 1927. 2,85.

Es ist sehr zu begrüßen, daß der Verlag Staackmann diese sehr billige, auf gutem Papier schöngedruckte Ausgabe des bekannten Romans herausgebracht hat, und allen Volksbüchereien ist die Anschaffung nur zu empfehlen.
R. Joerden (Stettin).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Baker, Olaf: Der staubige Stern. Ein Indianer- und Wolfsroman. Leipzig: Grethlein 1927. 240 S. Geb. 5,50.

Der ganze Zauber der Carbuna, der von Wolf und Luchs, von Fuchs und Bär, von Puma und Elch belebten Einöde, wird in diesem Indianer- und Wolfs-Roman lebendig. In die Carbuna flieht der „staubige Stern", der junge Indianer, um den ihm vom Vater geschenkten Wolf Kiopo vor den Nachstellungen seiner Stammesgenossen zu retten, in der Wildnis beschützt von dem zum riesigen Tier herangewachsenen Wolf, lernt er die Weisheit der Tiere und das Gesetz der Einöde kennen und verstehen. Wunschlos glücklich reift er hier im Blühen des Sommers und in der Not des kargen Winters zum Manne heran. Aus der Gefangenschaft feindlicher Indianer, wie aus mehrfacher Todesgefahr gerettet durch den Wolf, seinen einzigen Freund, kehrt er immer wieder in die Einöde zurück, um schließlich mit dessen Hilfe das väterliche Dorf vor feindlichem Überfall zu retten, aber den besten Freund, der das Leben unter den Menschen nicht ertragen kann, für immer zu verlieren. Die racheдurstige, zaubergläubige Welt heldenhafter Indianerromantik wird hier lebendig, das spannende und buntfarbige Indianer- und Tierbuch wird in der vorzüglichen Verdeutschung des Stevenson-Übersetzers Kurt Thesing in jeder Bücherei Leser finden, auch Jugendliche werden es gern lesen. W. Eggebrecht (Stettin).

Chesterton, G. K.: Das Paradies der Diebe. München: Musarion 1927. 348 S. Geb. 6,50.

Das ist wirklich ein verteufelter Kerl, dieser „Pater Brown", der, so unscheinbar und antiquarisch er aussieht, alle Menschen an Scharfsinn und Auffassungsgabe übertrifft und von dem jede Geschichte dieser Sammlung eine „Heldentat" zu erzählen weiß. Manchmal ist es nur ein schlichtes Detektivabenteuer, aber meistens wird uns der Pater in einer Rolle gezeigt, in der an seinem gesunden Menschenverstand alle Verstellungskünste, alle Eitelkeiten und Betrügereien der Menschen, und besonders der mächtigen und angesehenen, offenbar werden. — Gleichwertig sind die Geschichten nicht, aber meist ist die Satire und die Ironie so elegant und unterhaltend, daß allen größeren Büchereien zu empfehlen ist, das Buch für ihre literarisch interessierten Leser bereitzustellen.
R. Joerden (Stettin).

Conrad, Joseph: Taifun. Stuttgart: Engelhorn 1927. 151 S.

Inhalt dieser Erzählung ist die Darstellung eines furchtbaren Taifuns im chinesischen Meer von ungeheurer Eindringlichkeit. Im Mittelpunkte steht die Gestalt des geradezu abschreckend nüchternen, beschränkten Kapitäns, der in all dem Unheil durch seine unerschütterliche, einfache und gerade Tüchtigkeit doch Sieger bleibt und sogar noch der rebellierenden Passagiere, einer Gesellschaft von 200 Kulis, Herr wird. Der Kapitän wird prachtvoll kontrastiert durch den ju-

gendlichen 1. Steuermann Jakes und den verkommenen 2. Steuermann, währ
der 1. Ingenieur in der Hölle des Maschinenraumes dem Kapitän auf der Brü
gewachsen ist. Das gewaltige Geschehen, die eiserne Zähigkeit der Männer steh
im Gegensatz zu der humoristischen Zeichnung ihrer Charaktere, wodurch das
ihrer Begrenzung Tüchtige und Starke dieser Menschen noch tiefer erlebt wi
Einen weiteren Gegensatz zu dieser männlichen Welt der Gefahr bildet die s
Behaglichkeit der Frauen in der Heimat. Hier wird der Humor zur Satire.
auf so starken Gegensätzen aufgebaute Erzählung gehört zu den besten Wer
des Autors und kann allen Volksbüchereien warm empfohlen werden.

W. Schuster

**Dreyer, Max: Das Sympathiemittel. Eine niederdeutsche Geschich
Leipzig: Staackmann 1927. 106 S. Lw. 3,—.**

Die derbfröhlich und doch nicht ohne Ernst geschriebene Erzählung spielt
der Wasserkante. Eine gescheite, tüchtige Fischersfrau müht sich lange vergeb
ihren Mann, einen sonst braven, schaffensfrohen und gutherzigen Gesellen, d
allerhand Mittel von seinem den Wohlstand des Hauses bedrohenden Quart
säufertum zu heilen. Es gelingt ihr schließlich, ihn mit seinen eigenen Waffe
schlagen. In Zukunft hält sie ihn bei seinem „Törn" dadurch in Schach,
sie ihm treulich Bescheid tut, bis er das Rennen aufgibt. — Ein wenig br
und wenig weiblich mag uns diese Heilmethode wohl scheinen. Die Beschreib
des harten Lebens dieser Menschen söhnt uns wieder damit aus. Ein g
Humor durchleuchtet die Geschichte, deren paar Menschen mit wenigen Stri
trefflich charakterisiert sind. Für erwachsene Leser aller Büchereien.

Elisabeth Wernecke (Stettin

**Duun, Olav: Die Juwikinger. Hrsg. von J. Sandmeier. (Gemein
mit Olav Duun aus dem Norw. Landsmaal übertr. von J. Sandm
u. S. Angermann.) Bd 1: Per Anders und sein Geschlecht. Frank
a. M.: Rütten & Loening 1927. Geh. 7,50. Lw. 10,—.**

Duun verfolgt in diesem bedeutenden Werke mit dem ersten Bande die
schichte des norwegischen Bauerngeschlechts der Juwikinger durch vier Ge
tionen von etwa der Wende des 18. Jahrhunderts zum 19. an. Der Auf
des Geschlechts liegt in der Vorgeschichte, die kurz gegeben wird. Der Nieder
in diesen vier Generationen äußert sich darin, daß in jeder Folge des Geschl
neben dem tüchtigen Vertreter der dekadente geboren wird, der nicht nur
direkter Gegenspieler ist, sondern ihn auch mit seiner Skepsis ansteckt; durch
Arbeitsunlust, seine Zigeunerhaftigkeit oder seine Empfindlichkeit jenem die V
tät raubt, die Kraft zur Tat. Die Lebensenergie nimmt von Generatio
Generation ab: Während die zweite noch einmal eine fast heroische Figur
vorbringt, den Anders, der die Hauptgestalt des ersten Bandes ist und mit s
Leben die vier Generationen überspannt, stirbt der Vertreter der vierten, P
in jungen Jahren an der Schwindsucht, und dessen Oheim, Ola „Zuspät",
als letzter männlicher Sproß zurück. — Der Wert des Werkes liegt in der
stellung der Charaktere dieser Menschen mit ihrem Widerspruch. Wie de
wähnte Anders z. B., mit dem Gefühl des Niedergangs im Herzen, mit in
Zweifeln, sich dennoch mit unglaublicher Rücksichtslosigkeit gegen das Sc
wehrt, die Verpflichtung seines Geschlechts, die Gemeinde zu führen, imm
sich gegenwärtig spürt, sich gegen jeden Aberglauben empört, Gott selbe
dem Teufel Trotz bietet, das ist von unverlöschlicher Eindringlichkeit. Da
stehen durchaus gleichwertig in der Kunst der Schilderung die schillernden
durchaus nicht nur sympathischen weiblichen Gestalten, vor allem etwa di
vorletzten Generation. So sagt denn auch der norwegische „Grundkatalog"
mit Recht von Duun, daß niemand den norwegischen Bauern so wahr und
dig geschildert habe wie er. Weitere Werte liegen in den eigenartig vern
lichenden Naturschilderungen und auf dem Gebiet der Volkskunde. Die Sc
des Werkes liegt in der lockeren Komposition. — Unleidlich ist das Verf
des Verlags, das Erscheinen des Gesamtwerks so hinauszuzögern, wie
auch bei der Unset tat. So wird ein abschließendes Urteil erst 1928 möglich

J. Langfeldt (Mülheim-Ru

Franck, Hans: Der Regenbogen. Siebenmalsieben Geschichten. Leipzig: Haessel 1927. 510 S. Lw. 8,—. (Auch in einzelnen Bdchen von je 7 Geschichten. Je 70 Pfg. Pp. 1,—.)

In sieben zeitgeschichtlichen Kreisen (Mythe, Mittelalter, Lutherzeit, Fridericus, Freiheit, Friede, Wirrnis) je sieben Geschichten. In bunter Fülle Märchen, Sagen, Legenden, Schnurren, Grotesken, Satiren, dramatische und andere Erzählungen aus allen deutschen Ländern und Zeitaltern vom Mythos bis zur Gegenwart. Flott erzählt, manchmal ein wenig salopp, aber immer packend, in kurzen, das Wesentliche treffenden Worten, mit einem sonnigen, wohltuenden Humor. — In gleicher Weise für gebildete und anspruchslose Leser als Unterhaltungslektüre. W. Klein (Essen).

Grieg, Nordahl: Und das Schiff geht weiter. Leipzig: Grethlein 1927. 276 S. Lw. 6,50.

Das Schiff liegt im Hafen, das Schiff fährt durch den Sturm und durch die glühende Hitze des tropischen Meeres, immer bleibt es dasselbe, durch nichts zu erschütternde Objektive. Die paar Menschen, die das Ungetüm bedienen, wechseln unaufhörlich, die einen werden von den Wellen fortgenommen, die andern verunglücken bei der Arbeit, die einen holen sich im Hafen die böse Krankheit, die andern werden bei einer Prügelei zum Krüppel geschlagen. Für den fehlenden Mann ist sofort Ersatz da, „und das Schiff geht weiter". — Grieg hat diese Vision gut durchgeführt und das Leben einer Mannschaft mit seiner Abenteuerlichkeit, Ausschweifung, Gutmütigkeit, Hilfsbereitschaft und Brutalität voll Realistik zur Anschauung gebracht. Das Buch ist Zeugnis einer guten schriftstellerischen Kraft, aber man braucht nur an Horns „Mannschaft des Aeolus" zu denken, um sich bewußt zu werden, daß für Grieg die Gefahr, ins Journalistische abzugleiten, nicht gering ist. — Das Buch ist nichts für Unreife, aber „jungen Männern" sollte man es gerade in die Hand geben. Für städtische Büchereien. R. Joerden (Stettin).

Griese, Friedrich: Die letzte Garbe. Lübeck: Quitzow 1927. 161 S. Geb. 4,50.

Drei Bauerngeschichten aus Kriegszeiten, kraftvoll, bildhaft und eindrucksvoll, bilden den Inhalt des Grieseschen Buches. Für besinnliche Leser, die Kurzgeschichten bevorzugen, geeignet; auch sollte man bei Zusammenstellung von Vorlesestunden dies Buch nicht vergessen, wenn Bauernkrieg, Bauernart, Erdhaftigkeit, Gebundenheit an die Scholle und ähnliche Themen in Frage kommen.
Lisa Schultze-Kunstmann (Stettin).

Gunnarsson, Gunnar: Die Leute auf Borg. Roman. Berecht. Übertr. aus dem Dän. von J. Sandmeier. München: Langen 1927. 466 S. Geh. 7,50. Geb. 10,—.

„Seit Menschengedenken selbstgewählte und hochgeachtete Führer und Herrscher in der Gemeinde" — das sind die Leute auf Borg. Drei Generationen der Sippe erleben wir, sehen die erste in patriarchalischer Sicherheit, die zweite voll der Unruhe eines differenzierteren Geschlechtes, leidend in Schuld und Sühne, sehen den Vertreter der dritten schließlich, nachdem er dem „Hang zu Übertreibungen und Überspanntheiten" der Leute von Borg mit dem Bau einer Steinwarte auf eigentlich unbesteigbarem Felsen seinen Zoll entrichtet hat, mit freudiger Selbstverständlichkeit sich zur Übernahme des Hofes anschicken. Der „König", für die Bauern „eine ebenso sichere Vorsehung und zugleich viel mehr unmittelbar angenehme als die himmlische" — das ist Örlygur à Borg. Seine Söhne: Ormarr, der im Gefühl seiner unwürdigen Rolle im Leben, „mehr ein Glied einer Kette als ein einzelnes Individuum zu sein", den Kampf um selbstgesteckte Ziele als Künstler und Kaufmann aufnimmt und gewinnt und doch — wenn auch im niebeendeten Ringen um den Frieden seiner Seele — auf den Hof und an seinen vorbestimmten Platz zurückkehrt, als die Ehre der Sippe es verlangt, und Ketill, der Pfarrer, der diese Ehre befleckt und in dreißigjähriger bettelhafter Wanderschaft als „Gast der Einäugigen" Buße tut in Ausübung des „einzigen Priester-

werkes, das keinem Schaden tut: Seele mit Seele zu vereinen durch ein brüderliches Band". Und der Enkel: Örlygur, der „junge Adler", Ketills Sohn, gärender Most noch, aber von jener Hingegebenheit an die einmal erfaßte Idee und von jener Unbeugsamkeit und Intelligenz des Willens, die den lauteren Führer ausmacht, den berufenen Erben von Borg, der den Hof wieder zu einer „Heimstätte des Glückes und des Friedens" machen wird. — Es ist etwas Eigentümliches um dieses Buch, in dem Zwiespältiges zur Einheit wird. Island, die karge und doch mit unendlicher Schönheit gesegnete Insel mit ihren durch Jahrhunderte unverändert bewahrten Lebensformen und das europäische Festland mit der Zivilisation des ausgehenden 19. Jahrhunderts, Badstube auf Borg und Kopenhagener Konzertsaal, Friesanzug und Frack — zwei Welten, die sich hier begegnen und verwunderlich, aber nicht unvereinbar nebeneinander bestehen. Ein Saga-Stoff mit aller Unerbittlichkeit eines Volksepos und der Erzählton des modernen Romans, herbste Verschlossenheit in allen Gefühlsäußerungen und unerbittliche Zerfaserung des Gefühlslebens — das Experiment ist gewagt und gelungen. Ein lebendiges Buch ist dabei entstanden, voll tiefer Frömmigkeit und mit einem starken Bekenntnis zum Leben. Die weiteste Verbreitung ist ihm zu wünschen. Für alle Büchereien. Therese Krimmer (Berlin).

Kipling, Rudyard: Kleine Geschichten aus den Bergen. Ins Deutsche übertr. von Wilhelm Lehmann. Leipzig: List 1926. 323 S. Lw. 6,—.

— Puck vom Buchsberg. Ins Deutsche übertr. von Ernst Hardt. Ebenda. 253 S. Lw. 6,50.

Die beiden vorliegenden Bände gehören der gut gedruckten und schön und geschmackvoll ausgestatteten Ausgabe der „Ausgewählten Werke" Kiplings an, die der Verlag List seit dem Vorjahre hat erscheinen lassen. — Die „kleinen Geschichten" offenbaren den guten Menschenkenner und geistreichen Erzähler, der seine Beobachtungen über die weißen und farbigen Bewohner des märchenhaften Landes freilich häufig auf Kosten seiner Landsleute mitteilt. Teils einfache Begebenheiten aus dem Leben, das die Engländer als die führende Rasse zwischen den Eingeborenen leben, teils amüsantes Geplauder über irgend ein besonders interessantes Mitglied der „Gesellschaft", kleine Ehe- und Offiziersgeschichten, tragisch oder humorvoll, auf lustige Art erzählte Abenteuer, die den englischen Soldaten, den „Tommy", prächtig charakterisieren, all dies findet sich in dem inhaltreichen Bändchen. Kiplings Stil, oft anekdotenhaft zugespitzt und lebendig veranschaulichend, läßt keine Langeweile aufkommen. Die Übersetzung ist vortrefflich und findet bei entscheidenden Wendungen, z. B. bei Unterhaltungen englischer Soldaten, durchaus die dem Deutschen entsprechende Ausdrucksweise. — Für mittlere und große Büchereien.

Eine kleinere deutsche Leserschaft dürfte dagegen „Puck vom Buchsberg" finden, jener Puck aus dem Sommernachtstraum, der hier an schönen Sommer- und Herbstnachmittagen auf Stätten ihrer kindlichen Spiele zwei Landedelmannskindern auf zauberhafte Weise Gestalten englischer Geschichts- und Kulturepochen vorführt. Das romantische kleine Werk verlangt vom deutschen Leser sehr gründliche Kenntnis englischer Geschichte, entschädigt ihn aber dafür durch seinen Reichtum an Phantasie und lebendiger Schilderung. — Für große Büchereien.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Kotzde, Wilhelm: Der Tag von Rathenow. Mit Abb. 6. Aufl. Stuttgart: Steinkopf 1927. 150 S. 3,50.

Der Verfasser beweist auch in diesem Werk seine Gewandtheit, den Stil so zu bilden, daß Jugendliche und Erwachsene gleichermaßen Freude an dem Buch haben. Geschildert wird die Einnahme von Rathenow durch den Großen Kurfürsten, und man vermag deutlich die Nöte und Qualen nachzuerleben, die die Mark Brandenburg als Nachwehen des Dreißigjährigen Krieges durchzumachen hatte. Auch schon kleine Büchereien werden das Werk mit Erfolg an Leser mit Spannungs- und Erlebnisbedürfnis ausgeben. O. Bahrt (Insterburg).

Lagerlöf, Selma: Charlotte Löwensköld. Roman. Aus dem Schwed. von Pauline Klaiber-Gottschau. München: Langen 1926. 277 S.

In diesem Meisterwerk erzählt die große Schwedin die — man sollte mei-nen — so unwahrscheinliche Geschichte, wie zwei Liebende sich nach fünf Jahren reuen Brautstandes innerhalb weniger Wochen nicht nur äußerlich trennen, son-dern sich auch innerlich völlig voneinander lösen; noch unwahrscheinlicher, weil diese beiden nicht leichtsinnige Menschenkinder unserer modernen Zeit in einer großen Stadt sind, sondern zwei feine und edle Gestalten, die hundert Jahre vor uns in Värmland blühten. Selma Lagerlöf weiß aber nicht nur dies wahrschein-lich zu machen, sondern zu einer Gewißheit, aus deren Wirklichkeit der Leser erst mit der letzten Zeile entlassen wird. Hierbei gerät ihr das Werk zu einer unvergleichlichen Feier der Liebe, einer Liebe von solcher Tiefe und Wahrhaftig-keit, wie sie den Menschen auch nach langem Streben kaum zuteil wird, wie sie ihm nur mitgegeben sein kann. Diese Liebe lebt in Charlotte Löwensköld — und treibt sie dazu, sich von ihrem Verlobten zu trennen, weil sie fürchtet, ihn durch ihr Festhalten von der Mutter zu lösen. Die Mutter aber ist es, deren Nähe alleine, wie sie meint, alle Keime des Sohnes zu reicher Blüte zu bringen vermag. — In dem Neben- und Gegeneinander von Charlotte und Karl Artur, ihrem Verlobten, tritt die große Überlegenheit des „ungebrochenen", irrationalen Men-schen über den „gebrochenen", rationalen hervor und macht das Werk für uns besonders wertvoll. Die Meisterschaft, mit der diese Überlegenheit des naiven Menschen herausgearbeitet ist, verrät den großen Dichter, den tiefen Menschen. — Kritiker haben geglaubt, feststellen zu müssen, daß die Bewegung der Verlobten auseinander nicht ohne Gewaltsamkeiten und Zufälligkeiten durchgeführt ist. Wer tiefer sieht, erkennt die Gesetzmäßigkeit in dieser Lösung trotz aller Verwickeltheit der Fabel. Er sieht, daß diese Zufälligkeiten nicht dem Lotteriespiel einer Komödie der Irrungen entstammen, sondern einer inneren Notwendigkeit, die einen fast glauben machen könnte, daß die Dichterin ein Buch vom geheimen Sinn der Zu-fälligkeiten des Lebens habe schreiben wollen. — Doch man kann dies überreiche Werk nicht auf einen Nenner bringen. Erwähnt sei nur noch die graziöse, leichte Linienführung der Handlung, die Plastik der Gestalten, ihre echte Liebenswürdig-keit, die Anschaulichkeit der Verhältnisse, die gehaltvolle Weisheit der Dichterin, die Wärme des Erzähltons, die sich von jeder Rührseligkeit fernhält, weil sie aus einer lebendigen Religion der Liebe fließt, welche niemals große Entscheidungen fürchtet. — So ist dies Meisterwerk der Schwedin eins ihrer schönsten, das man schon in kleinen Büchereien einstellen sollte.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Mann, Heinrich: Mutter Marie. Roman. Berlin: Zsolnay 1927. 246 S.

Die Geschichte einer Frau der Gesellschaft, die ihr uneheliches Kind, das sie vor vergessenen Zeiten ausgesetzt hat, als Sohn einer benachbarten Familie wiederfindet. Ihr Kampf um dies Kind, worin Mutterliebe, weibliche List und das späte Begehren einer reifen Frau eine merkwürdige Mischung eingegangen sind, ihre endliche Entsagung und ihr Reifen zur wirklichen Mutter ist das eigent-liche Thema des Buches, und wer die „Kunst" Heinrich Manns, über dieses wirkliche Lebensproblem mit einer schönen Konversation und Geistreichelei hinweg-zukommen, liebt, wird vielleicht auch dies Buch wieder „fabelhaft" finden. Wir andern aber werden — bei aller Bewunderung einzelner glänzend gezeichneter Szenen — diese ganze Schriftstellerei mit kalter Hand und kaltem Herzen als eine der Entartungsformen unserer Großstadtliteratur ansehen, mit der für die wirk-liche Bildungsarbeit herzlich wenig anzufangen ist. K. Schultz (Stettin).

Mathar, Ludwig: Die ungleichen Zwillinge. Ein Schelmen- und Tugendroman. Berlin: Bühnenvolksbundverlag 1927. 448 S. Geh. 5,—. Geb. 7,—. Seide 10,—.

Die Geschichte eines Bruderpaares, das das Leben und ihre innere Ent-wicklung auseinander zu bringen vermag, dennoch die zutiefst wurzelnde Ver-wandtschaftlichkeit in jedem einzelnen aufrecht erhält. Ein Bild echten Monschäuer Menschentreibens, getragen von einer fröhlich-wahrhaftigen Heimatliebe. Die

ersten heiteren Kapitel könnten den Roman zu einem Volksbuche machen, wenn
Beschluß des Buches nicht durch den Krieg hindurchginge, also Partien hat,
heute noch nicht von allen Volksgenossen gelesen werden. Immerhin ist al
lebensfroh gesehen und aus fabulierfrohem Herzen niedergeschrieben, voll M
leid und Mitfreude, so daß das Buch unbedingt zu der besseren Unterhaltun
literatur zu rechnen und damit den Volksbüchereien zur Beschaffung zu en
fehlen ist. Schaefer (Elberfeld)

**Ompteda, Georg von: Der jungfräuliche Gipfel. Roman. Stuttga
Deutsche Verlagsanstalt 1927. 306 S.**

Ein Engländer, „der trotz vorzeitig gebleichtem Heer noch jugendlich a
sah, soweit der Gletscherbrand, durch den ihm die Haut in Fetzen herabhing,
kennen ließ", wetteifert mit einer deutschen Kletterpartie — die einzelnen Ty
wie auch der Engländer nach altbekannter, bestens bewährter Schablone gearbei
der wortkarge schwerfällige grundehrliche Professor, das kernige deutsche Mäd
und der lebenslustige liebelnde junge Maler — in der Besteigung eines schw
rigen Gipfels, bei der schließlich der eine Deutsche den Tod findet. Und da
ein bißchen Weltkrieg, ein bißchen Nationenhaß, ein bißchen Nationenversöhnu
ein bißchen goldiger Humor über das Ganze gebreitet, und das Ganze von
bißchen Liebe durchzogen. Von allem ein bißchen — nur die Sprache, die ist n
nur ein bißchen, die ist sogar sehr schlecht. — Für keine Bücherei.
R. Joerden (Stettin

**Ostenso, Martha: Der Ruf der Wildgänse. Roman. Aus dem Amerik
übertr. von A. Wiesner-Gmeyner. Wien: Rikola-Verlag 1926. 425**

Die Einsamkeit nordamerikanischer Waldebenen, auf denen skandinavi
Farmer in zäher Arbeit der Wildnis den zum Leben nötigen Grund und Bo
abgerungen haben, ist der Hintergrund für die Geschichte der Familie Ga
Unvermittelt in eine von Haß und Furcht gesättigte Atmosphäre hineinspringe
stellt die Erzählung in den Mittelpunkt einen Mann, der „die Inkarnation
Landes ist, hart, fordernd, tyrannisch, wie der Boden, für den er lebte". Ca
Gare, diese Ausgeburt von geiziger Habgier, unbändiger Herrschsucht und hin
hältiger Bosheit, nutzt die Arbeitskraft seiner Frau und seiner vier Kinder
aufs letzte aus. Um den Wohlstand seiner Felder noch schneller wachsen
sehen, weiß er seine Kinder auf niederträchtige Art an der Gründung eige
Hauswesen zu hindern. Der Gegenspieler dieser dämonischen Persönlichkeit ist
jüngste 17jährige Tochter Judith, die einzige blutvolle, gesunde Gestalt
übrigen Familie. In unbändigem Trotz und Haß, gestärkt und getrieben
Lebenswillen und jugendlicher Kraft, läßt sie sich innerlich nicht unterwer
und sucht und findet Befreiung aus ihrer Gefangenschaft. Die stark spannur
betonte Erzählung spitzt sich schließlich zu einer Katastrophe zu, welche die Fan
von ihrem Peiniger erlöst und alle einem menschenwürdigen Dasein zuführt.
Den kraß und realistisch gezeichneten Gestalten der Gareschen Familie stehen ei
Nebenpersonen gegenüber, die wohl für die Entwicklung der Handlung von
deutung sind, aber trotz des beabsichtigten Gegensatzes schwach, ja verzä
wirken. Nicht recht motiviert ist auch der Titel, denn der häufig zitierte Ruf
Wildgänse erscheint weniger als Symbol dieses einsamen Landes, denn als
drucksvolle Verzierung des Ganzen. Dagegen wächst das Bild der Landschaft
vielen Szenen stark und farbig heraus, und das Mädchen Judith ist in der
mentaren Triebhaftigkeit seiner Gefühle eine hinreißende Gestalt. Die kurzen S
der eher kaltblütigen als romantischen Darstellungsweise und der mit Spann
fast überladene Stoff geben Gewähr für das Interesse einer großen, beson
weiblichen Leserschaft, schließen aber jugendliche und unreife Leser aus.
große und mittlere Büchereien. Elisabeth Wernecke (Stettin

**Renker, Gustaf: Der sterbende Hof. Roman. Leipzig: Staackm
1927. 264 S. Geh. 3,—. Lw. 5,—.**

Ein Kärntner Heimatroman ist das neueste Buch Renkers, und doch
Buch, das nur für dieses Stück Land Bedeutung hat. Was in diesem Roman
zählt wird — die allmählich sich durchsetzende Abkehr vom Lande in die G

stadt hinein —, das ist das Problem aller Landschaften und verdient darum überall stärkste Anteilnahme, vor allem die des Volksbildners. Die Motive der Landflucht sind überdies so einsichtig gestaltet, daß man gut tut, sich von Renker belehren zu lassen. Abgesehen von dem pädagogischen Wert des Buches aber, stellt die Arbeit einen Bauernroman von überzeugender Kraft und Tiefe dar, mit so echten und ehrlichen Menschen, daß man ein gutes halbes Dutzend Ganghofer gern vermißt, um dafür den „sterbenden Hof" einzustellen, der in keiner mittleren und größeren Bücherei fehlen sollte. Der — nur angedeutete — Dialekt bildet auch für den norddeutschen Leser keinerlei Schwierigkeit.

Lisa Schultze-Kunstmann (Stettin).

Roberts, Charles G. D.: Die Burg im Grase. Übers. von Gertrud Winther. Berlin: Universitas, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft 1927. 198 S. Geh. 3,—. Geb. 4,80.

Die erste von einem Dutzend Tiernovellen hat den Titel für das ganze Buch hergegeben, dessen reicher Inhalt dadurch allerdings kaum angedeutet wird. Hase und Bär, Otter und Fuchs, Adler und Reiher und andere Bewohner der nordamerikanischen Wälder treten hier als individuelle Persönlichkeiten und zugleich als vollgültige nichtvermenschlichte Abbilder ihres Tiergeschlechtes auf. Ihr Leben mit seiner ewigen Hast und Angst, seiner Gier und Grausamkeit, seiner List und Tapferkeit, seiner Kameradschaftlichkeit, seiner Mutterliebe, kurz mit allen den Tugenden und Untugenden, die uns sonst nur beim Menschen vertraut sind, gibt so reichen Stoff zu spannenden, dramatisch bewegten Schilderungen, daß jeder Naturfreund seine helle Freude an dem Band haben muß. Allerdings ist das Buch auch von einem wirklichen Naturfreund geschrieben. Von einem Naturfreund, der alles, was in Tier und Pflanze vorgeht, warm mitempfindet, der eine eindringliche Kenntnis dieser Vorgänge besitzt und der meisterhaft — anschaulich und spannend — zu erzählen und zu schildern versteht. Wer das prächtige Buch liest, wird sich den vermeintlich so tiefstehenden Mitgeschöpfen — unsern Brüdern — nähergerückt fühlen, und er wird auch seine eigene Persönlichkeit dadurch bereichern und vertiefen.

G. Kohfeldt (Rostock).

Speckmann, Diedrich: Lüdinghoff. Roman. Berlin: Warneck 1927. 284 S. Lw. 5,—.

Ein prächtiger alter Bauer der Lüneburger Heide hat für seinen stattlichen Hof, den Stammsitz der weitverzweigten Familie Lüding, keinen Erben. Wie er sich diesen gegen den Willen seiner halsstarrigen Ehehälfte und vielen anderen Hindernissen zum Trotz in jahrelangem Ringen erkämpft, erzählt der Roman mit der alten Lebendigkeit der frühesten Speckmannbücher, im ersten Teil besonders frisch und fröhlich, im zweiten mit allerlei kleinen parteipolitischen Entgleisungen, die man gern missen möchte. Die wenigen Nebenpersonen der Handlung sind schablonenhaft geraten. Aber wegen der drei lebensechten warmherzigen Gestalten — des tüchtigen jungen Hoferben, des dickköpfigen rechtschaffenen Bauern und des treuherzigen humorvollen Seniorchefs — der Lüdingfamilie, der mehr als einmal den deus ex machina spielt, kann der Roman als gute gemütvolle, wie immer bei Speckmann moralisch einwandfreie, Unterhaltungslektüre den anspruchslosen Lesern aller Büchereien empfohlen werden.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Sudermann, Hermann: Der tolle Professor. Ein Roman aus der Bismarckzeit. Stuttgart: Cotta 1926. 624 S. Lw. 8,50.

Wenn man selbst bei Sudermanns besten Dichtungen trotz aller Spannung und aller geschickten Behandlung von Einzelheiten nicht recht warm wird, so liegt das zweifellos daran, daß seine Schöpfungen mehr das Ergebnis des Berechnens und Konstruierens als des Schauens und Erlebens sind. Der neueste Roman zeigt diese Grundeinstellung des Dichters wieder aufs deutlichste. Dieser „tolle Professor" ist, so wie Sudermann ihn hinstellt, keine einheitliche Person von Fleisch und Blut. Alle diese Züge, die der Dichter ihm beilegt, sind schwerlich in einer Gestalt vereinbar. Auf keinen Fall würde einer solchen Gestalt aber der Nimbus des Heldenhaften, an dem Sudermann in seiner Darstellung festhält, zu-

kommen. Mit ungefähr allen Vorzügen ausgestattet, die ein Vollmensch haben kann, ist dieser Romanprofessor ein genialer Forscher, ein begeisternder Lehrer, ein edeldenkender Mensch; die Männer anerkennen ihn als überragenden Geist, die Frauen sind ohne Ausnahme in seinem Bann. Daneben aber — ohne daß dies seiner Größe nach Sudermanns Darstellung irgendwie Abbruch tut — ist er in Venere et Baccho von kaum zu übertreffender — sagen wir: Unbekümmertheit. Er kneipt die Nächte hindurch in anrüchigen Häusern im Kreise bezechter Studenten, mit denen er Brüderschaft trinkt, er bummelt mit Straßendirnen herum, und er steht in engsten Beziehungen zu Ehefrauen seiner Gesellschaftskreise. Politisch sich als Freigeist gebend, läßt er sich dann wieder ohne ersichtlichen Grund von den Gegenparteien einfangen. Trotzdem bleibt er für Sudermann derselbe hochstehende Held. Bis dann nach all dem Wust von Unklarheiten und Liederlichkeiten dieser angebliche Faust als Selbstmörder endet, nachdem er noch verfügt hat, daß sein geniales nachgelassenes Werk, das diesem seltsamen Denker kein Leser zutrauen wird, verbrannt und so der miserablen Menschheit vorenthalten werden solle. Alles in allem ein echter Sudermann, mit seinen Licht- und seinen Schattenseiten. — Für Volksbüchereien ist das Buch nicht geeignet.

G. Kohfeldt (Rostock).

Timmermans, Felix: Der Pfarrer vom blühenden Weinberg. Roman. Übertr. von Peter Mertens. Leipzig: Insel 1927. 188 S. Lw. 6,50.

Ein betont katholisches Buch Timmermans'! Über alles irdische Leid triumphiert die rechtgläubige Frömmigkeit. Durch ihren Tod erst entfacht die Geliebte in dem Herzen eines ehrlich suchenden Freigeistes das Licht des Glaubens. Was ihre kindliche Zuversicht nicht vermag, was ihrem brünstigen Gebete zunächst versagt zu sein scheint, was gelebtes Beispiel und kluge Zurede ihres Onkels, des Pfarrers, nicht erreichen kann: durch ihr Opfer wird es erlösende und befreiende Wirklichkeit. — Doch schwebt in diesem Buch, klug verkleidet und deshalb nicht leicht spürbar, eine peinigende Unsicherheit: Ist Timmermans mit seinem ganzen Herzen bei diesem einfachen, aber unerbittlichen Katholizismus, will er mit diesem Buch der „ecclesia militans“ aus Überzeugung eine strahlende Waffe in die Hand geben? Oder ist die „allein seligmachende Kirche“ doch nur das unerreichbare Wunschbild eines Rastlosen, der sich im Grunde eins weiß mit dem Freigeist Michael und mit ihm leidet und leiden will? Die selbstverständliche Naivität, die den Schatz christlicher Legende dichterisch umformt, ohne zu fragen und zu deuteln — wir kennen und lieben sie bei Timmermans —, sie fehlt hier. Und so fällt rückwirkend auch ein leichter Schleier über den welt- und gottfrohen „Pallieter“. — Die Formung der Gestalten ist meisterlich; durch ganz kurz charakterisierte Nebenpersonen werden die drei Hauptfiguren ungemein lebendig hervorgehoben; und das Ganze rundet sich zu einheitlicher Geschlossenheit in dem bezaubernden Milieu dieses katholischen Pfarrhauses. Die Sprache hat ihre alte Bildhaftigkeit bewahrt; nur selten führt das gewonnene Können zu einem gewagten Vergleich (S. 51). Die geschickte Hand des Illustrators Timmermans' („Symforosa“!) hat diesmal nur den Einband geschmackvoll geziert. — Für größere Büchereien ohne Ausnahme; auch an jeder kleineren wird sich das Buch für einen besinnlichen Leserkreis gut verwenden lassen, wenn es mit Vorsicht ausgeliehen wird.

J. Beer (Stettin).

Viebig, Klara: Die goldenen Berge. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1928. 349 S. Geb. 6,—.

Vor dem düsteren Hintergrund der Inflationsjahre steht das tragische Leben der Winzer in den goldenen Bergen an der Mosel. Die Not der Zeit, Mißernten und politische Unruhen werfen in ihre Häuser ihre grauen Schatten, besonders aber in das Haus Simon Bremms, dessen Schicksal als eines von vielen im Vordergrund der Handlung steht. Erst der Schluß läßt ihn und seine Berufsgenossen, die Winzer, wieder auf bessere Zeiten hoffen. Mit starkem sozialen Pathos, voller Liebe zu dem Land an der Mosel hat die Dichterin die im Reich fast ganz unbekannt gebliebene Not der Winzer anklagend und packend gestaltet. Ihre Figuren, vor allem die Frauen, leben ein starkes eigenwüchsiges Leben. Schon mittlere Büchereien können das fesselnde Buch für ihre reiferen Leser einstellen.

W. Eggebrecht (Stettin).

Watzlik, Hans: Das Glück von Dürrnstauden. Roman. Leipzig: Staackmann 1927. 205 S. Geh. 3,—. Geb. 4,50.

Dürrnstauden ist ein österreichisches Dorf in trostloser Armut, bis die Entdeckung von Graphitlagern mit einem Schlage Reichtum, Wohlleben und Übermut einziehen läßt, Herrlichkeiten, die durch engstirnigen Mangel an Weitblick zu ihrer Zeit sang- und klanglos verschwinden und größeres Elend als vorher zurücklassen. Der Roman ist in der Ichform als Tagebuch geschrieben so feinsinnig und ansprechend, daß man ihn als gute Unterhaltungslektüre schon für Leser auf dem Lande empfehlen kann, aber auch verwöhntere und großstädtische Leser werden sicher befriedigt sein. O. Bahrt (Insterburg).

Watzlik, Hans: Die Reise nach Ringolav. Eine Erzählung. Reichenberg i. B.: Stiepel 1923. 228 S.

Das ist eine köstliche Geschichte von der Brautfahrt des Doktor Lobegott Zündel, der in der alten Postkutsche seiner Vorfahren bergauf und bergab im Zickzack nach Ringolav fährt, wo die „heilige Überall", deren Namen er nicht kennt, doch deren Bild er besitzt, wohnen soll. Jeder Tag bringt neue Liebesabenteuer, bis endlich am Ziel ein kleiner, bissiger Köter den verliebten Bücherwurm vor der Angebeteten lächerlich macht und den Liebestraum zerstört. Und nun geht es zurück zu den sechs auf der Hinfahrt eroberten Schönen, doch, vom Liebespech weiter verfolgt, kehrt Lobegott ohne Braut wieder heim. — Ein warmer, herzerquickender Humor durchzieht diese an lyrischen Stimmungsbildern reiche Geschichte, deren Unwahrscheinlichkeit uns des Dichters Fabulierkunst vergessen macht. Echte Poesie steckt in den reizvollen Charakterschilderungen, in der amüsanten Kleinmalerei behäbigen Spießbürgertums und in den harmlosen Liebesabenteuern, die in buntem Wechsel an uns vorüberziehen. — Ein gutes Unterhaltungsbuch, dessen feine Erotik nie abstößt und an dem schlichte und gebildete Leser in gleicher Weise Freude haben werden. W. Klein (Essen).

Welle-Strand, Edvard: Polarmenschen. Ein Roman aus dem höchsten Norden. Berlin: Eigenbrödler-Verlag 1927. 305 S. Geb. 6,—.

Der Roman erzählt die Lebensgeschichte des Halblappen Signor Salmi, der ein Fischer wird und es schnell, ein wenig gar sehr schnell, zum Führer eines Kutters bringt, der aus einem verträumten Knaben ein harter Nordländer mit eiiernem Willen wird; ja, und dessen junger, triebstarker Kraft viele Mädchen zum Opfer fallen, sogar so reiche Kaufmannstöchter wie Gry Zahl und Vaar Glad es sind. Und der dabei doch die Reinheit des Naturkindes bewahrt. — Das ist die Geschichte, gesehen wie mit den Augen dieser einfachen Fischermenschen selbst und in schlichter, kräftiger Sprache erzählt. Das Schöne an ihr ist die reiche Farbigkeit, die uns Fischerdorf und Lofotenmeer, Finnmarken und Eismeer, Fischfang und Sturm, Freud und Leid der einfachen Bevölkerung eindringlich vor Augen führen. Die skandinavischen Länder haben es gut, in ihren eigenen Marken neben moderner Zivilisation noch das Romantikland ungebrochener Natur zu besitzen, aus dem sie sich immer von neuem Gesundheit und Kraft schöpfen können. Wir sind ihnen dankbar, wenn sie uns davon durch ihre starken Erzähler, die unerschöpflich zu sein scheinen, etwas abgeben. — Das Buch kann als ein trefflich erzählter Roman überall eingestellt werden, es erfordert aber wegen seiner ungescheuten Behandlung triebstarker Sexualität einen reifen Leser. W. Schuster.

Zahn, Ernst: Die Hochzeit des Gaudenz Orell. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. 304 S.

— **Die schönsten Erzählungen.** Ebenda 1927. VIII, 219 S.

Der im Januar d. J. 60 Jahre alt gewordene Dichter bringt in seinem neuen Roman „Die Hochzeit des Gaudenz Orell" wieder eine Liebes- und Ehegeschichte. Die sympathische Gestalt des evangelischen Geistlichen aus vornehmem Hause erfordert das Hauptinteresse des Lesers in seinem Bemühen um das Herz seiner auf äußeren Schein gerichteten Konfirmandin und späteren Gattin, die einen Hang zum Bösen nicht verleugnet, sondern ihn als ihr Schicksal „ich bin, wie ich

bin" hinnimmt. Zahn versucht hier den Geistlichen durch eine Liebe, die sich nicht erbittern läßt, eine der Brücken bauen zu lassen, die von Mensch zu Mensch führen sollen. Noch für den aus Leichtsinn verübten Treubruch seiner Frau hat der wahrhaft christlich denkende Gatte ein „Richtet nicht" auf den Lippen, obgleich er seine Stellung in der Gemeinde und die Liebe seiner über alles verehrten Mutter dadurch verliert. Ein halb gewollter Sturz aus dem Fenster zerstört Sabinens Körper und führt ein Siechtum herbei. Sie lernt nun im Angesicht des Todes ihren Mann lieben und an seine reine Menschengüte glauben. — Die Handlung ist straff und spannend erzählt, in größeren Büchereien wird auf die Einstellung des Buches als neuestes Werk des Dichters schon gewartet werden. Kleinere Büchereien können sich auf seine früheren stärkeren Bücher beschränken. Ihnen sei warm empfohlen die Anschaffung des von der Deutschen Verlagsanstalt zum sechzigsten Geburtstag Zahns als Festgabe herausgebrachten Auswahlbandes „Die schönsten Erzählungen", die in farbigem Leinen gebunden nur 4,50 M. kosten.

Allen sieben Erzählungen („Der Tag der Perpetua", „Der Geiger", „Die Geschwister", „Der Tod des A Pro", „Die Mutter", „Eine Reitstunde", „Der Besuch") ist ein schwermütiger Grundton gemeinsam. In der bekannten Novelle „Die Mutter" erhebt Zahn sich zu erschütternder Tragik, sofern nicht die auf 25 Seiten beschränkte geschichtliche Erzählung „Die Reitstunde", deren kleiner Held ein Bourbonenenkel ist, ihr den Rang abläuft. Es sind wirklich „Meisternovellen", die dieser Band vereinigt, da Zahn sein Bestes stets in der gedrängten Form der Novelle zu geben weiß. Ich möchte auf diesen Band als für Vorlesestunden geeignet noch besonders hinweisen. Anna Reicke (Charlottenburg).

D. Jugendschriften.

1. Bilderbücher, Kinderreime.

Finckh, Ludwig: Hasenland. Lustiges Ostergedicht mit bunten Bildern von C. O. Petersen. Mainz: Scholz 1927.

Bei aller Freude der Kinder an farbigen, vielgestaltigen Bildern und an klingenden Reimen nur um der Reimworte willen (Ene, mene, ming, mang...!): Rot und Grün und Blau, recht unvermischt nebeneinander gesetzt, gibt nur bunt, aber nicht farbig; mehr als zwei Dutzend kleiner Häschen, irgendwie in die Gegend gezeichnet, machen noch kein Bild aus; und ein Ostergedicht ist kein Abzählvers, sondern soll etwas erzählen. Es tut uns leid um Ludwig Finckh, C. O. Petersen und den Verlag Scholz — aber dies Bilderbuch ist nicht zu brauchen.

Therese Krimmer (Berlin).

Grüger, Heribert und Johannes: Liederfibel. Kinderlieder in Bildernoten dargestellt. Breslau: Ostdeutsche Verlagsanstalt 1927. 40 S. Hlw. 4,30.

Was in diesem gut ausgestatteten und trotzdem äußerst preiswerten Bilderbuch geboten wird, ist nicht nur künstlerisch unseren besten modernen Bilderbüchern (Wild, Des Kindes Königreich, Krüger, Der Widiwondelwald) ebenbürtig an die Seite zu stellen: es eröffnet auch musikpädagogisch so neue und weite Perspektiven, daß man auf eine baldige Fortführung dieser glücklich gelösten Aufgabe hoffen möchte. Das Buch enthält achtzehn der leichtesten bekannten Kindervolkslieder, z. B. „Winter, ade!", „Kommt ein Vogel geflogen", „Wer hat die schönsten Schäfchen". Die linke Seite trägt jeweils in lichtblauer Sütterlin-Schrift den Text des Liedes und die einfache, übliche Notenschrift, diese ebenfalls blau, groß und deutlich. Die rechte Seite zeigt in drei Bildreihen die Melodie in ihrer Auf- und Abwärtsbewegung noch einmal, wobei die verschiedenen Notenwerte der Viertel, Achtel und Sechzehntel durch Größenabstufungen der Sterne, Pilze, Vögel, Pferdchen usw., die die Notenköpfe ersetzen, dargestellt sind. Bei aller Schlichtheit sind die Bilder von sehr starker malerischer Wirkung. Die Darstellungen, die die Verfasser für die Versinnbildlichung der Melodien gefunden haben, sind so originell und reizvoll, daß sie auf Kinder wie auf Erwachsene starken Eindruck machen

müssen. Man sehe nur die munteren Pferdchen in „Hopp hopp hopp", die tanzenden braunen Kerlchen in „Zehn kleine Negerbuben", die schmelzenden Schneemänner und lachenden Herzen in „Winter ade!" an, sie verraten einen Reichtum an Phantasie und formenschöpferischer Kraft, wie man ihn in Bilderbüchern selten findet. — Es wäre sehr zu begrüßen, wenn H. und J. Grüger in einem 2. Band auch eine Anzahl Lieder für etwas größere Kinder darstellten. Diese Sammlung ist wohl für Sieben- bis Neunjährige gedacht; doch wird sie auch den älteren bis etwa zum 12. Jahre Freude und Anregung genug bieten. Für alle Kinderlesehallen und alle musikalischen Familien. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Hoffmann, Heinrich: Das Struwelpeter-Album. Aus Bilderbüchern von Heinrich Hoffmann. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1927. (getr. Pag.) 7,—.

Es ist ein gewiß glücklicher Gedanke des Verlegers, zugleich mit dem noch immer bei Eltern und Kindern beliebten — trotz vieler Anfeindungen vom ästhetischen Standpunkt aus — „Struwelpeter" die weniger bekannten Werke des Malerdichters Heinrich Hoffmann in einem Sammelbande zu veröffentlichen. Auf die 10 Bilder des Struwelpeters folgen: König Nußknacker und der arme Reinhold. Ein Kindermärchen in Bildern (32 S.). Im Himmel und auf der Erde. Herzliches und Scherzliches aus der Kinderwelt (26 S.). Bastian der Faulpelz. Eine Bildergeschichte (24 S.). Prinz Grünewald und Perlenfein mit ihrem lieben Eselein. Ein Bildermärchen (24 S.). Besuch bei Frau Sonne. Neue lustige Geschichten und drollige Bilder. Aus dem Nachlaß hrsg. von Eduard und Walther Hessenberg (16 S.). Diese fünf Bildermärchen und Geschichten sind in ihrem Werte recht ungleich, aber viele Kinder, deren Auge noch nicht durch die hochwertige neueste Illustrationskunst und Farbentechnik verwöhnt ist, werden an den altmodisch primitiven, bunten Bildern und den gelegentlich an Buschsche Reimkunst erinnernden Versen Gefallen finden. Die lustigen Zeichnungen zum König Nußknacker werden sie wiederholt mit Vergnügen sehen und die rührende Geschichte vom Prinz Grünewald und Prinzessin Perlenfein, in der es wie im Märchen zugeht, immer wieder hören oder lesen wollen. Für die Eltern-Leser ist es gewiß von Interesse, daß die Entstehungsgeschichte des Struwelpeters vorangestellt ist, den der Verfasser seinen eigenen Kindern zeichnete und malte, um dem damaligen (1844) Mangel an geeigneten Bilderbüchern für die Kleinsten abzuhelfen. Diese Bilder und Geschichten waren aber als Beruhigungsmittel des gefürchteten Hausarztes für seine kleinen Patienten „improvisiert" entstanden. Erst 1845 erschienen sie als Buch. Es brachte es schon in 31 Jahren auf 100 Auflagen, 1925 erschien die 539. Auflage, seitdem 1924 die Werke Hoffmanns frei wurden, sind sie auch von anderen Verlagen nachgedruckt worden. Die letzte Veröffentlichung „Besuch bei Frau Sonne" ist größtenteils für die Enkel des Verfassers gezeichnet und gereimt und erst 1924 in einer Auswahl von den jüngsten Enkeln herausgegeben worden. — Das Struwelpeter-Album ist als Bilderbuch zum Vorlesen für die Kleinsten vom 3. Lebensjahre an gedacht, eignet sich aber ebenso für die schon selbst lesenden Kinder bis zu acht Jahren und wird sich in Kinderlesehallen und Büchereien bald großer Beliebtheit erfreuen. Ich möchte noch besonders darauf hinweisen, daß der Verlag wieder besseres Papier zu dieser Auflage verwendet hat.
Anna Reicke (Charlottenburg).

Jordan, Paula: Was ich werden will. Ein Bilderbuch. Oldenburg: Stalling 1927. 10 Bildtafeln. 2,50.

Zehn bunte Bilder auf starker Pappe zeigen den Kleinsten zehn männliche Berufe, wobei auch die modernsten nicht fehlen: der mit ausgestrecktem Arm den Verkehr regelnde Sipo und der in den Lüften schwebende Flieger. Aber auch die schon bekannten gefahrvollen Beschäftigungen: Matrose auf stürmischer See, Feuerwehrmann auf hoher Leiter am brennenden Hause und der Taucher auf dem Meeresgrunde werden das Vorstellungsvermögen der Kinder durch die auf ihr kindliches Auge eingestellten Bilder bereichern. Die kurzen erklärenden Worte unter den Tafeln sind in Schreibschrift, so daß schon die ABC-Schützen sie selbst entziffern können. — Die Bilder sind anschaulich und in hübschen Farben gehalten. Als Bilderbuch für die kleinsten Besucher der Kinderlesehalle und für Ge-

schenkzwecke bis zu 6—7 Jahren geeignet. Schade, daß für die kleinen Mädchen noch kein Berufsbilderbuch geschaffen worden ist.

Anna Reicke (Charlottenburg).

Kreidolf, Ernst: Lenzgesind. Zürich: Rotapfelverlag 1926. 12 Bl. 8,40.

Das ist das „Lenzgesind": Blumen und Falter, Raupen und Käferlein — den Verehrern Kreidolfscher Kunst wohlbekannt in ihrer Eigenart (aus den „Sommervögeln" vor allem und aus dem „Gartentraum"), aber immer wieder mit Entzücken begrüßt und immer wieder neu in dem, was sie erzählen. Wie sich die leichten Gesellen in diesem Buche zusammenfinden zur Konzertpromenade, zum Raupenball, zum Schmetterlingsfasching, zum Blumenopfer, wie die Schnecke strickend unter einem großen Blatt sitzt, wie Schmetterlingsbübchen den Herrn Schwalbenschwanz beim Morgen-Honigschmaus stören, wie das tote Käferlein beweint wird — das ist so märchenhaft, daß nicht nur die Kinder, sondern auch die Erwachsenen von dieser phantasievollen Kleinkunst bezaubert werden müssen. Wann aber wird sich endlich zu diesem Märchenmaler der Märchendichter finden, damit in solch einem Buch nicht nur ein Gedicht (das tote Käferlein) ein Kinderlied wird, sondern alle Bilder den erschöpfenden — für Kinder erschöpfenden — Text zur Seite haben?

Therese Krimmer (Berlin).

Das lustige Richterbuch. Mit vielen großen und kleinen Bildern von Ludwig Richter. Hrsg. von Joseph und Maria Koch. Essen (Ruhr): Fredebeul & Koenen 1927. Hlw. 3,—.

Außer drei illustrierten Märchen von Bechstein (Mann und Frau im Essigkrug. Der Schmied von Jüterbog. Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Swinegel) und einer Textauswahl aus den Abenteuern der sieben Schwaben von Aurbacher mit seinen elf humoristischen Zeichnungen, haben die Herausgeber aus dem reichen Vorrat an Illustrationsmappen Richters mit viel Geschick und Geschmack die lustig wirkenden Bilder gewählt. Die Schwarz-auf-weiß-Holzschnitte Ludwig Richters werden in ihrer einfachen klaren Wiedergabe des täglichen Lebens in Stadt und Land, aus Kinderstube und Märchenwelt, trotz ihrer Unmodernität auf Kinder von 5—8 Jahren Eindruck machen. Die meist aus dem Volksgut gewählten 33 Reime und Gedichte unterstützen das Verständnis der dem Leben abgelauschten Bilder und veranlassen so die jugendlichen Betrachter auch zu einem längeren Verweilen vor ihnen. Es ist zu begrüßen, daß der Verlag mit diesem auch äußerlich hübsch ausgestatteten Richterbuch den Versuch macht, den Kindern unserer Zeit die „gute alte Zeit" mit ihrer innigen Beschaulichkeit nahe zu bringen. Zur Anschaffung in Kinderlesehallen und Volksbüchereien für die jüngsten Leser sehr zu empfehlen.

Anna Reicke (Charlottenburg).

Ritter, Mathilde: Die Wunderwiese. Verse von A. Holst. Köln: Schaffstein 1927. Hlw. 5,50.

In diesem Werk schließen sich die leuchtenden stark- und reinfarbigen Bilder und die frischen, humorvollen Verse zu einer künstlerischen Einheit zusammen, wie sie nicht allzu viele Bilderbücher aufweisen. Nach dem vergnügten Auftakt des Einbandbildes folgen zu 12 Versgruppen ebensoviel Bilder von einer Lebendigkeit, Mannigfaltigkeit und Fröhlichkeit, daß man nicht weiß, welchem als dem schönsten man den Vorzug geben soll. Dargestellt sind in klarer Zeichnung die Bewohner einer von vier Heinzelmännchen entdeckten Wunderwiese: Familie Eichhorn, Die Fröschlein, die Feldmäuse, die Schnecken, die Schmetterlinge, die Häslein, die buntberockten zierlichen Wiesenblumen, die Pilze und die Wichtelmännlein. Märchenstimmung, Lieblichkeit und Humor kennzeichnen jede Seite des schön gedruckten und ausgestatteten Bilderbuches, das nicht nur jedem Kinde, etwa vom 5. Jahre an, sondern auch — ebenso wie die Kreidolfbücher — zahlreichen Erwachsenen Freude und künstlerischen Genuß bereiten wird. Dabei hat es vor vielen Kreidolfschöpfungen noch den Vorzug, für Kinder leichter faßbar und durch die stärkeren Farben eindrucksvoller zu sein. Das Buch gehört in alle Kinderlesehallen und Jugendbüchereien.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Thiel, Johannes: Strupp. Ein Märchenbuch mit lustigen Bildern und Versen. Freiburg i. B.: Herder 1927. 63 S. Hlw. 4,20.

Bei den Zeichnungen dieses Bilderbuches hat offenbar Wilhelm Busch Pate gestanden. Aber die Fülle seines Humors hat es nicht mitbekommen. Sowohl die zweifarbigen Bilder (blau und schwarz) wie auch die Verse sind ein wenig primitiv. Die Handlung leidet an manchen Wiederholungen und würde bei strafferer Zusammenfassung einen nachhaltigeren Eindruck erzielen. — Ein faules ruppiges Zwerglein namens Strupp abenteuert sich durch den Bauch eines Fisches in des Königs Schloß, erlöst mit mehr Glück als Verstand den verzauberten Königssohn, erlebt grausige Dinge mit Menschenfressern und kriegerischen Schloßherren, um schließlich von seinem braven Schwesterlein aus der Gefangenschaft befreit und in die Heimat zurückgeführt zu werden. — Zum Vorlesen für 5—6jährige und zur lange vorhaltenden Beschäftigung für schulpflichtige Kinder bis zum 9. Jahre eignet sich das Buch. Für Kinderlesehallen. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Märchen, Sagen.

Arenhövel, Fr.: Kilian und Wenzeslaus. Abenteuer im Ameisenreich. Mit Abb. Hannover: Sponholtz 1926. 95 S. Lw. 1,80.

Die mit lustigen und interessanten kleinen Zeichnungen gezierte Erzählung führt auf humorvolle Weise in das Leben und die charakteristischen Eigentümlichkeiten verschiedener Ameisenarten ein. Unmerklich belehrend, zeichnet sie sich durch Spannung und einen kindertümlichen frischen Tonfall aus. Vom 10.—12. Jahre. Für Kinderlesehallen und Schulbüchereien. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Bruns, Trude: Das Blaue Männlein. Mit Abb. Stuttgart: Thienemann 1927. 150 S. Hlw. 5,—.

Diese Märchenerzählung berichtet vom Leben eines teils sehr grämlichen, teils sehr gönnerhaften Wichtelmännchens, das sich im Schrank eines Hauses eingenistet hat, und von seinen Freunden und Feinden. Abgesehen davon, daß die Ereignisse des Büchleins recht mühsam erfunden scheinen, fehlt ihm fast ganz ein gesunder Humor, den der Stoff wohl hätte mit sich bringen können. Auf die Beschreibung von Glanz und Äußerlichkeit ist großer Wert gelegt. Die Bilder sind mit einigen Ausnahmen süßlich. Eine Anschaffung lohnt nicht, da der Vergleich mit Bierbaums „Zäpfel Kern“ oder gar Mörikes „Stuttgarter Hutzelmännlein“ recht kläglich ausfiele. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Carstenn, Max: Götter und Helden der Griechen und Römer. Teil 1—2. Berlin: Weidmann 1926. 2 Bde. (Weidmannsche Bücherei Bd 9—10.) je 1,20.

Diese kurze Fassung der Sagen des klassischen Altertums, die an sich für die Schule bestimmt ist, kann der Volksbücherei kaum einen Ersatz für ältere, breitere Darstellungen bieten, da sie allzu gedrängt, mit Namen und Tatsachen überhäuft, und die fortlaufende Erzählung durch zahlreiche, allzu schulmäßige Hinweise auf andere „literarische, bildnerische und musikalische Kunstwerke“ unterbrochen ist.
K. Kossow (Flensburg).

Hichthum, N. van: Schneewunder und andere Geschichten aus fernen Ländern. Mit Abb. Stuttgart: Thienemann 1927. 78 S. Hlw. 2,—.

Die Märchen dieses von Rie Cramer wieder schön farbig bebilderten Bandes stammen aus russischen, japanischen, indischen und südseeinsulanischen Quellen und lassen in dieser Wiedergabe nicht viel zu wünschen übrig. Dagegen sind die Erzählungen nichts weniger als originell, ja gradezu einfältig, so daß höchstens nicht sehr aufgeweckte 8—10jährige Kinder als Leser dafür in Betracht kommen. Nur für Kinderlesehallen geeignet, doch im allgemeinen zu entbehren. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Die schönsten Märchen der Welt für 365 und 1 Tag. Hrsg. von Lisa Tetzner. Bebildert von Maria Braun. 2 Bde. Jena: Diederichs 1926. 557, 615 S. Lw. je 15,—.

Die neue Märchensammlung für die Jugend ist eine reichhaltige, geschickt und sorgfältig getroffene Auswahl aus den zahlreichen Bänden „Märchen der Weltliteratur", die, von verschiedenen Herausgebern zusammengestellt, ebenfalls bei Diederichs erschienen sind. L. Tetzner, die jahrelang in Deutschland als Märchenerzählerin gewandert ist, hat mit feinem Verständnis aus diesen Quellen nach Möglichkeit dasjenige ausgewählt, was nicht oder nur gering verändert und gekürzt auch kindlichen Lesern verständlich und dienlich sein kann. Zugleich hat sie die 365 und 1 Märchen so zu gruppieren versucht, daß sie sich ihrem Grundton nach den Jahreszeiten anpassen. Diese Absicht wird freilich nicht allzu deutlich; denn zahlreiche Märchen kann man gar nicht auf diese Weise einreihen. Zum Selbstlesen eignet sich die Sammlung für Kinder vom 11. Jahre an. Kleinere Kinder müssen unter allen Umständen mit manchen Märchen grausigen Inhalts, besonders den isländischen, verschont werden. Andererseits bedeutet dieses Märchengut aus aller Herren Ländern mit seinen verschiedenen Kunstformen und seinem verschiedenen Stimmungsgehalt eine so gute kulturgeschichtliche und völkerkundliche Unterweisung für die Kinder, daß man die beiden starken Bände als Hausbuch zum Vorlesen neben den Grimmschen Märchen sehr empfehlen kann. — Die farbigen Bilder sind fast ausnahmslos schön, malerisch und märchenhaft. Von den Zeichnungen sind diejenigen mit groteskem oder unheimlichem Charakter sehr gut und eindrucksvoll. Den anderen fehlt dafür eine gewisse märchenhafte Lieblichkeit, wie sie z. B. Ubbelohdes, Richters und Paul Heys Märchenillustrationen eigen ist und wie sie Kinder, den Worten des Märchens folgend, mit Recht verlangen. Textdruck und Reproduktion der Bilder lassen nichts zu wünschen übrig. Die gediegenen Ganzleinenbände sind jeder mit einer anderen prächtigen vielfarbigen Einbandzeichnung geschmückt. Das Vorsatzpapier ist lustig und figurenreich. — Allen größeren Volks- und Jugendbüchereien kann die Anschaffung empfohlen werden. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Mein Osterbuch. Geschichten, Verse und Lieder für die liebe Osterzeit gesammelt von Walter Classen-Schwab. Mit 4 farb. Bild. von Tilde Eisgruber. Stuttgart: Thienemann. (Thienemanns Zwei-Mark-Bücher.) 79 S. Hlw. 2,—.

Der Band gleicht in seiner Anlage und Auswahl dem auf S. 72 dieses Jgs. besprochenen „Das Christkind kommt". Nur macht sich hier eine etwas größere Kluft zwischen der ernsten und der heiteren Seite des Buches fühlbar, da es einen sehr unterschiedlichen Grad der Reife bei den Kindern voraussetzt. Die kleinen scherzhaften Osterspiele und Verse passen für 6—9jährige, dagegen werden etliche der Choräle mit ihren schweren, wenn auch sehr schönen alten Singweisen vielleicht noch kaum von 12—14jährigen ganz gewürdigt werden können. Die vier Prosastücke: Lagerlöf „Das Rotkehlchen", Rosegger „Als ich nach Emaus ging" und zwei Erzählungen von E. Model, die an ihren Band „Sonnenvögelein" aber nicht heranreichen, eignen sich für 10—13jährige. — Wahre Frühlings- und Osterstimmung liegt über den zarten Bildern. — Verwendbar für 6—14jährige, auch für die Hand von Eltern und Lehrern. Hanna Voll (Stargard i. P.).

Das Rapunzelbuch. Eine Auswahl der schönsten deutschen Volksmärchen. Hrsg. von Karl Hobrecker. Mit 8 farb. Taf. nach C. Offterdinger. Berlin: Kube. 148 S. Hlw. 3,50.

27 der Grimmschen Märchen, die echten unverfälschten Texte, und dazu acht nach den alten Lithographien von Offterdinger erneuerte Buntbilder, die gerade weil sie „unmodern" sind, echte Märchenstimmung erwecken. Das Buch ist besonders geeignet für die Kleinen, denen man die Märchen noch vorliest, und solche, die dann anfangen, sie selbst zu lesen, bis etwa für die 10jährigen. Darüber hinaus gibt es ja umfangreichere empfehlenswerte Sammlungen (z. B. B. u. B. 1925, S. 369, oder 1927, S. 68). — Für Kinderlesehallen wie auch Volksbüchereien. Hanna Voll (Stargard i. P.).

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 29. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1928

8. Jahrgang

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Inhaltsverzeichnis.

Aufsätze.

Aus der Beratungspraxis.

Lehrgänge und Versammlungen.

Bücherschau.

Register.

1. Verfasser-Verzeichnis.

2. Liste der behandelten Personen, Orte und Sachen.

3. Buchbesprechungen.

a) Wissenschaftliche Literatur.

b) Schöne Literatur.

c) Jugendschriften.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 28. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1928

8. Jahrgang + Heft 1

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift „**Bücherei und Bildungspflege**" erscheint im Jahre 1928 in 6 Heften im Gesamtumfang von 28 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang G.-M. 10.—. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Verbandes deutscher Volksbibliothekare" und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B." ausschließlich durch den Verlag Bücherei und Bildungspflege, Stettin, Grüne Schanze 8 — Stadtbücherei (Postscheckkonto: Stettin 9036. Verband pommerscher Büchereien) zum Vorzugspreis von G.-M. 6.— für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist die **Stadtbücherei Berlin** (C 2, Breite Straße 37). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Verband deutscher Volksbibliothekare. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien. 6. Verband niederrheinischer Büchereien. 7. Verband der Büchereien der Grenzmark Posen-Westpreußen.

Inhalt dieses Heftes:

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte:

Ackerknecht, Vorlesestunden. VII.
Biedermann, Vom Theaterspielen. VII.
Hartmann, Die neuere Arbeit in der protestantischen Theologie.
Höfer, Vorzüge der Freihandbücherei.
Kauder, Das deutsche Büchereiwesen in Polnisch-Oberschlesien, Ost-Schlesien und Galizien.
Kemp, Sammelbesprechung Polenz.
Langfeldt, Zwei neue Ordnungshilfen für größere Büchereien.

In diesem Heft liegen Titelblatt und Register des Jahrganges 1927.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 8 1928 Heft 1

Der Verkehr mit dem Leser*).

Von Dr. R. Joerden (Stettin).

Das zentrale Problem der Volksbücherei, von dem die Lösung aller anderen Fragen in entscheidender Weise abhängig ist, ist „der Verkehr mit dem Leser". Bei den anderen Büchereien, etwa der Archivbibliothek oder der wissenschaftlichen Bibliothek, ist das nicht, jedenfalls nicht in so radikalem Sinne, der Fall; ihr Charakter wird durch andere Ziele bestimmt: pietätvolle Aufbewahrung ehrwürdiger Schriftwerke, Sammlung möglichst aller Bucherscheinungen eines Fachgebietes oder einer Zeit zum Zwecke wissenschaftlicher Forschung. Die Volksbücherei als eine ausgesprochen pädagogische Einrichtung nimmt ihren Ausgang vom Menschen, von seinen Nöten und Bedürfnissen, und im Verkehr mit der Leserschaft erfüllt sich ihr eigentlicher Sinn. In der Geschichte des Volksbüchereiwesens bekommt in dem Augenblick, wo dieses klar begriffen wird — mit dem Einsetzen der „Bücherhallenbewegung" —, die Volksbücherei eine ganz neue Würde; von diesem Gedanken zieht die damit beginnende „Volksbüchereibewegung" ihren eigentlichen Schwung und von ihm ausgehend ist in fortschreitender Arbeit das Ganze der „einheimischen Begriffe" der Volksbücherei entwickelt worden. Für uns ist heute diese pädagogische Spitze unserer Arbeit fast eine Selbstverständlichkeit. Aber wie wir alle genugsam erfahren haben, ist es eine Eigentümlichkeit der Bildungspflege durch das Buch, erst nach Bewältigung einer sehr langen Etappe zur eigentlichen Bildungsarbeit kommen zu können. Gegenüber diesem ganzen Ballast von rein technischen Arbeiten, die eben einfach erledigt werden müssen, und ebenso gegenüber der Bücherwelt als einer mit Ansprüchen und Verheißungen an uns Bibliothekare selbst herantretenden geistigen Macht, muß man sich immer wieder diesen eigentlichen pädagogischen Sinn unserer Arbeit ins Bewußtsein rufen; alles andere, von der Buchanschaffung bis zur Aufstellung im Magazin, muß hier, im Verkehr mit der Leserschaft, seine Bewährung finden.

---

*) Obgleich dieser auf der 8. Pommerschen Büchereitagung in Kolberg, September 1927, gehaltene Vortrag nichts eigentlich Neues bringt, wird er hier abgedruckt, weil er Dinge enthält, die immer einmal wieder, und gerade der angehenden Bibliothekarin und dem angehenden Bibliothekar, gesagt werden müssen. Häufig ist an die Schulpädagogik angeknüpft worden, weil die ursprüngliche Zuhörerschaft sich zum größten Teil aus Lehrern zusammensetzte. — Vgl. zu dem Thema: Ackerknecht: Werbemittel und Benutzertaktik der Volksbücherei; Bibliothekarische Berufsgesinnung; beide Aufsätze abgedruckt in seiner Aufsatzsammlung: Büchereifragen. 2. Aufl. 1926. — Die Haltung des Volksbibliothekars. Richtlinien für den Verkehr mit der Leserschaft; in: Volksbücherei und Volkwerdung. Hrsg. von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Leipzig 1925.

Es soll im folgenden von dem **Verkehr** mit der **Leserschaft**, also von der Bildungsarbeit **innerhalb der Bücherei**, die Rede sein. Aber gleich zu Anfang muß doch daran erinnert werden, daß mit der Büchereiarbeit die Bildungsarbeit nicht überhaupt geleistet ist, daß die Bücherei selbst nur ein Glied in einem größeren Ganzen ist. Für unsere Frage ist das insofern von Bedeutung, als nicht selten bei unseren heutigen Verhältnissen in der Bücherei ein bildungsmäßig wertvoller Verkehr mit der Leserschaft sehr eingeschränkt oder geradezu unmöglich ist. Das ist vor allem dann der Fall, wenn die Bücherei zu klein oder wenn sie zu groß ist, in den meisten Dorfbüchereien und in den meisten zentralen Großstadtbüchereien. Auch die Büchereiarbeit in der Kleinstadt und in der Zweigstelle der großstädtischen Zentrale wird immer gern ihre Absichten durch Neben-einrichtungen wie Arbeitskreise und Vorlesestunden stützen, oder durch anderes mehr persönliches Zusammensein wie Singgemeinschaften und Wandern, aber die Notwendigkeit ist dort nicht so drängend, wie in der zu kleinen Dorfbücherei und in der zu großen Großstadtbücherei. In der Dorfbücherei, deren Bücherbestand nicht ausreicht, ist ein wirklich persönliches Eingehen auf den einzelnen Leser einfach nicht möglich, die Leser nehmen dem Alphabet folgend oder nach sonstigen zufälligen Gründen den Bestand einmal, und wenn es nottut, zweimal durch. Für unsere Bildungsarbeit ist es hier nun außerordentlich wichtig, durch die Tat anzuerkennen, daß die Möglichkeiten der Erwachsenenbildung nicht mit der Bücherei erschöpft sind. Auf dem Lande ist es ja meistens so, daß viel eher als der Pastor der Lehrer der Träger des Bildungslebens ist, im Verein, bei Festen: Erntefest, Schützenfest usw., und der Lehrer muß dieses ganze Feierabends- und Festtagsleben des Dorfes zu dem „Organismus Bildungspflege" rechnen, in dem auch die Schule und die Bücherei gleichberechtigte, dem höheren Leben des Dorfes dienende Glieder ausmachen. Daß die Bücherei bisher neben den anderen Formen dieses Bildungslebens in den Mitteln so beschränkt ist, wird übrigens dabei erst recht als Not erkannt. Die Bücherei verliert durch diese Betrachtungsweise ihren leicht etwas stubenhaften, papierenen Beigeschmack, und schließlich wird man dadurch veranlaßt, das Festesleben des Dorfes nicht einfach so hinzunehmen, sondern es in den Verantwortungsbereich der Bildungsarbeit einzubeziehen. — Die Großstadtbücherei, deren Bibliothekar nicht in so enger Beziehung zu seiner Leserschaft stehen kann, stützt sich auf die Vorlesestunde und die Volkshochschule, auf die einzugehen hier nicht der Ort ist.

Wenn man sich nun fragt, was eigentlich unter dem „Verkehr mit der Leserschaft" zu verstehen sei, so ist zunächst allgemein zu antworten: Alles an der Bücherei, mit dem der Besucher in irgend einer Weise in Berührung kommt, ist ein Stück unseres Verkehrs mit der Leserschaft. Auf die Fragen der Buchpflege oder die noch schwierigeren des Katalogs, wie der Katalog gruppiert sein soll, ob man sich mit einer allgemeinen Einstimmung in das gesamte Schaffen eines Dichters begnügen darf, oder ob jedes Werk eine Besprechung bekommen muß, und wie sie aussehen soll, kann hier nicht eingegangen werden. Ebenso erübrigt es sich, ausführlich die Ausstattung des Gebäudes und der Ausleiheräume zu behandeln, für die gleicherweise die Brauchbarkeit und die sachliche

Schönheit bestimmend sein müssen, und die immer unschwer einer befriedigenden Lösung zugeführt werden kann, wenn nur einigermaßen genug Geld vorhanden ist. Und ob etwa der auf den Seiten geschlossene Schalter oder der freie Ausleihetisch vorzuziehen ist, hängt einmal ab von dem Größentyp der Bücherei und von der Form etwa von vornherein gegebener Räume, und ist dann weniger eine Angelegenheit allgemeiner büchereipädagogischer Überlegung als Sache der persönlichen Veranlagung und der Gewöhnung. Nur auf eins soll kurz die Aufmerksamkeit gelenkt werden: die Plakatfrage. Wir müssen durch eine ganze Zahl von Anschlägen mit den Gebräuchen unseres Betriebes vertraut machen, und diese Anschläge pflegen heute noch meistens in einem kategorischen Ton ausgefertigt zu sein: „Mitbringen von Hunden verboten", „Rauchen verboten". Was einzig für diesen Wortlaut spricht, ist die kurze Form, die erforderlich ist, wenn die Plakatwirkung nicht verloren gehen soll. Aber vielleicht entschließen wir uns, auch das (in dänischen und norwegischen Büchereien schon längst aus Amerika übernommene) Plakat b i l d zu verwenden. Bei einiger Erfindungsgabe wird auf diese freundliche und zugleich höchst einprägsame Weise mehr erreicht werden als durch den unpersönlichen Buchstaben. Jedenfalls dürfte aber die Formulierung „Man bittet, das Rauchen zu unterlassen" glücklicher sein und eher allen Mißbrauch ausschließen als ein kategorischer Imperativ. Wenn es einmal nötig sein sollte, kann man dann immer noch von seinem Hausrecht Gebrauch machen und das Rauchen „verbieten". Das Gute so eines menschenfreundlichen Plakattones ist jedenfalls, daß die Besucher von Anfang an merken, daß hier in der Bücherei eine andere Luft weht als in Amtsstuben, daß hier die Polizei nicht mitzureden hat, und daß, wenn etwas unterbleiben soll, nur das Interesse der Gesamtheit maßgebend ist. Und der Besucher, der zum ersten Mal den Raum einer Bücherei betritt, wird durch solch eine Anrede sicher eher angezogen als abgestoßen werden, und wenn ihm der Unterschied zu seinen sonstigen Erfahrungen wirklich deutlich ins Bewußtsein kommt, wird er schon mit besonderen Erwartungen an den Bibliothekar herantreten.

Damit wäre dann bereits ein erster Grund gelegt zu der eigentlich pädagogischen Leistung des Bibliothekars: zu dem Verkehr mit dem Leser während der Ausleihe, zur A u s l e i h e b e r a t u n g. Die erste Voraussetzung eines guten Verkehrs mit der Leserschaft und einer guten Ausleiheberatung ist, daß das Technische funktioniert, daß der Bibliothekar den Ausleiheapparat völlig beherrscht und daß er durch Erledigung der technischen Handgriffe möglichst wenig aufgehalten wird, daß sich der Bibliothekar ohne lange Herumquälerei in seinem Kartenapparat und im Magazin zurechtfindet. Wie weit aber nun die Technik auszubauen und wie weit Arbeitsteilung nötig ist, auch das ist, neben den äußeren Anforderungen des Betriebes, schließlich von gegebenen Räumen und Bräuchen und von der persönlichen Veranlagung abhängig. Aber es wäre ein großer Irrtum, zu meinen, die Einrichtungen der Ausleihetechnik könnten zu einer gleichsam selbständig arbeitenden Maschine gemacht werden. So falsch es wäre, den unersetzlichen Wert einer guten technischen Organisation zu leugnen: Was von der Schule gilt, daß alle schönen neuen didaktischen Kniffe, wie

Arbeitsunterricht und Erlebnisunterricht, ein öder, klappernder Mechanismus werden, wenn ein langweiliger, schablonenhafter Mensch sie anwendet, das gilt in besonderem Maße von der Ausleihearbeit. Dem Lehrer kommt vom Kinde aus immer neue Aktivität und Aufnahmebereitschaft entgegen, in der Volksbücherei haben wir es aber in der Hauptsache mit Menschen zu tun, die beschwert sind von Berufs- und Erwerbssorgen, die durch ihre Erfahrungen gewitzigt, im Verkehr mit Menschen zurückhaltend und vorsichtig, ja häufig erbittert und verschlossen sind, deren geistige Spannkraft im ewigen Einerlei ihrer Umgebung und ihrer Tagesarbeit zu erlahmen droht. Wenn unsere Arbeit irgend einen Wert haben soll, dann muß es uns gelingen, die Mauer ihrer Abwehr niederzureißen, mit ihnen als Mensch zum Menschen in innere Fühlung zu kommen, mit ihnen in eine echt pädagogische Vertrauensbeziehung zu treten.

Zwei verschiedene Seiten hat da die pädagogische Beziehung zwischen Bücherei und Leserschaft: einmal die Erziehung zur Ordnung und dann die Hilfe bei der Buchauswahl.

Vielleicht nirgends besser als in der Bücherei kann man lernen, welchen Wert es hat, Ordnung zu halten, und da muß die Bücherei dem Leser von vornherein mit gutem Beispiel vorangehen. Schlamperei ist immer schlimm, aber sie darf einfach nicht vorkommen in Dingen, die dem Leser bewußt werden, wie z. B. die Buchkontrolle. Wenn man Ersatzgebühren einziehen will, dann muß man seiner Sache auch ganz sicher sein und darf nicht unter Umständen gezwungen sein, einen Rückzieher machen zu müssen. Sonst verliert die Bücherei von Anfang an jedes Vertrauen. Und wenn man eine Benutzungsordnung eingeführt hat, eine schriftliche oder eine mündliche, dann muß man auch für ihre Befolgung sorgen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß das jedes Mal im Tone der Ermahnung gesagt werden müsse; häufig braucht man überhaupt nichts zu sagen, sondern nur das nachzuholen, was der Leser versäumt hat, die Eintragungen auf der Leihkarte zum Beispiel. Auf jeden Fall soll man dafür sorgen, daß der Leser, wenn er anfängt, die Bücherei zu benutzen, genau mit ihren Gebräuchen vertraut gemacht wird. Wenn er das erste Mal Fehler macht, braucht man auch nicht gleich mit Versäumnisgebühren rächend einzuschreiten, mit Freundlichkeit wird man mehr erreichen und werbender wirken als mit noch so gerechter Strenge, aber man soll doch unnachgiebig auf Einhaltung des Festgesetzten bestehen und unter Umständen dem Leser den Sinn dieser Einrichtungen wiederholt klarmachen und sein Verständnis für sie wecken.

So wenig wesentlich alle diese Kleinigkeiten zu sein scheinen, sie sind doch abgesehen von ihrem eigenen Ordnungswert auch unsagbar wichtig für die Anbahnung der inneren Beziehungen zwischen Bibliothekar und Leser. Wie der Lehrer mit seinen Kindern in innere, gegenseitig vertrauende Fühlung kommen muß, wenn seine Arbeit nicht ein subalternes Geschäft, sondern voll eigenen Wertes sein soll, so muß es auch das Ziel für den Bibliothekar sein, echt menschliche Beziehungen zu dem Leser zu finden. Nicht „Ausleihebeamter" hier und „Publikum" dort, nicht der Belehrende und freigebig Austeilende zum dankbar Empfangenden, sondern der Mensch soll zum Menschen sprechen, Menschen, die um Rat fragen

und sich irgendwelche Werte von der Bücherei versprechen, auf der einen Seite, und Menschen, deren Freude und innere Pflicht es ist, zu helfen soweit irgend möglich, auf der anderen Seite.

Natürlich wird es immer Menschen geben, die die Hilfe des Bibliothekars nicht wollen und vielleicht auch nicht nötig haben, die sich selbst im Labyrinth der Bücherwelt zurechtfinden und die den Bibliothekar nur als Verwalter und Handlanger betrachten. Die sind zwar für uns in der Ausleihe nicht besonders erfreulich, aber wir sollen ihnen gegenüber dann auch redlich die uns zugedachte Funktion erfüllen und uns der Selbständigkeit dieser Menschen freuen. Die weitaus größere Zahl wird aber dankbar unsere Hilfe annehmen, und wenn es uns gelingt, mit ihnen in ein enges Vertrauensverhältnis zu kommen, dann wird die Ausleihearbeit eine Freude sein und Erfolg haben.

Es gibt nun keine allgemeine Regel, wie im einzelnen Fall das Vertrauen des Lesers zu gewinnen ist. Das ist ja grade das Schwierige, aber auch das Schöne am pädagogischen Leben, daß es solche Regeln nicht kennt, sondern immer wieder neue Produktivität erfordert. Allgemein kann man nur sagen, daß alles pädagogische Leben zwischen zwei polaren Gegensätzen pendelt. Ganz deutlich ist das in der Kindererziehung: Ein Junge kann zuviel und kann zu wenig Liebe erfahren, zu viel Härte und zu wenig Härte, wie ja auch die Sprache den Gegensatz des „Prügelknaben" und des Jungen, „der nicht genug Prügel gekriegt hat", kennt. Des Rätsels Lösung ist nun niemals der „goldene Mittelweg" — das wäre glücklich so eine immer geltende und nichtssagende Regel —, sondern nötig ist jedes Mal eine neue schöpferische Leistung dem einzelnen so und so veranlagten Menschenkind gegenüber. Dasselbe gilt für die Ausleihe. Ob ich dem Leser mit einem Witz, mit Freundlichkeit, mit bloßer Sachlichkeit oder Höflichkeit entgegenkomme, ob ich ihn zum Reden bringe, oder seinen Redeschwall abstoppe — das hängt jedesmal von dem einzelnen Leser ab, und es ist zu verlangen, daß der ausleihende Bibliothekar genug Menschenkenntnis, regsames Einstellungsvermögen und genug pädagogischen Takt besitzt, um nicht gleich zu Anfang alle Möglichkeiten zu verschütten. Wie der Lehrer muß sich der Bibliothekar vor allem Schablonenhaften, vor allen stereotypen Redensarter hüten; man wird sie dem Bibliothekar mit vollem Recht spöttelnd nachsprechen, wie man sie mit vollem Recht dem „Pauker" nachspricht, denn sie stehen zu dem Sinn der pädagogischen Arbeit in einem gar komischen Verhältnis.

Zweierlei ist aber zur Begründung des Vertrauensverhältnisses allgemein wichtig, die Form des äußeren Verkehrs und die Haltung des Verstehens und Geltenlassens.

Wenn das Äußere der Bücherei schon einen ersten Eindruck von dem Geist des Hauses gegeben hat, dann muß der Gruß das zweite sein — eine Forderung, die allerdings in großstädtischen Büchereizentralen wohl nur selten erfüllt werden kann. Einem Leser, der ohne Gruß das Zimmer betritt, muß der Bibliothekar den ersten „Guten Tag!" bieten, das zweite Mal wird der Leser sich schon zu der schöneren Sitte bekehrt haben. Keinesfalls dürfen wir einen Gruß unbeantwortet lassen, auch im stärk-

sten Betrieb nicht. Der Besucher muß den Eindruck bekommen, daß wir wirklich für ihn da sind und uns gerade für ihn persönlich interessieren. Selbst wenn wir mit unserer Freundlichkeit keine Gegenliebe finden oder wenn uns einmal unfreundlich begegnet wird, darf uns das nicht abschrecken. Die Menschen bleiben sich nicht gleich, sie werden durch ihre Angelegenheiten verschieden in Anspruch genommen, unterliegen ihren Launen und treten doch jedesmal mit gleichem Recht auf zufriedenstellende Behandlung in die Bücherei. Der Erzieher ist dagegen sozusagen der einzige Mensch, der einfach keine Launen haben darf. Und es ist in den allermeisten Fällen ein Zeichen für das Versagen des Bibliothekars, für seine „Nervosität" oder welches schöne Wort man dafür gebrauchen will, wenn er sich aufregt oder gar selber ärgert, wenn er sich des unhöflichen Lesers nicht mit einem Scherz oder einer festen ruhigen Zurechtweisung erwehren kann. Der Leser soll es zwar merken, wenn sein Benehmen dem in der Bücherei herrschenden guten Ton nicht entspricht, aber er soll auch merken, daß man nicht gewillt ist, ihm mit gleicher minderwertiger Münze zu dienen. Wir unsererseits müssen immer wieder zu verstehen suchen die besondere erbitterte oder gereizte Verfassung des Lesers, ihm durch Freundlichkeit drüberweghelfen oder schließlich ihn mit seiner Verärgerung allein lassen.

Das zweite ist dann die Haltung des Verstehens und Geltenlassens, eine Frage, die schon tief in die Ausleiheberatung hineingreift. Das dürfte ja wohl heute schon eine allgemeine Selbstverständlichkeit sein, daß Klassenhochmut in keiner Weise in der Bücherei eine Rolle spielen darf, ja daß das Klassenbewußtsein selbst in der Bücherei seinen Sinn verliert, weil eben die Bücherei jenseits der objektiven Zwecke der Politik den Gedanken echter Menschlichkeit vertritt und jedem Menschen nach seiner Individualität dienen will. Aber auch das sollte in jeder Volksbücherei eine Selbstverständlichkeit sein, daß jeder Mensch mit einer festen Weltanschauung als wertvoll genommen wird, und daß von der Bücherei aus diese Weltanschauung als Ansatz für alle weitere Bildungsarbeit betrachtet wird, möge es sich um einen Anarchisten oder Deutschvölkischen handeln, um einen Freigeist, Katholiken, Anhänger einer Sekte oder was auch immer. Jedesmal sollte, wenn uns Mißtrauen von der Leserschaft in dieser Beziehung ausgesprochen wird, die Gelegenheit benutzt werden, unseren Standpunkt klarzulegen, und allerdings muß dem dann auch unsere Anschaffungspolitik und unsere Ausleiheberatung entsprechen. Niemals darf der Versuch gemacht werden, dem Leser ein Buch aufzuhängen, das er grade nicht haben will. Um ein Beispiel zu nennen: Wenn jemand einen sozialistischen Roman verlangt, dann darf man als beratender Bibliothekar ihm nicht etwa „Volk ohne Raum" von Hans Grimm geben, weil da auch von Sozialismus die Rede ist, und weil man vielleicht hofft, dem Leser die Kehrseite der Medaille Sozialismus damit vor Augen zu halten. Die besten Leser werden so schon prompt die Absicht merken und mit vollem Recht verstimmt werden. Sondern wenn wir einem Sozialisten Grimm geben wollen, — und das ist pädagogisch sehr wichtig —, dann sollen wir es nicht tun, ohne ihm über den Charakter des Buches klaren Bescheid gegeben zu haben und ihn auf den Wert der Kenntnis der anderen Seite und auf die Relativität der eigenen Meinung aufmerksam gemacht zu

haben. Dann kommt es hoffentlich auch einmal dahin, daß der Bibliothekar, der dem aufmerksamen Beobachter von außen ja wie ein quallenhaft charakterloses Geschöpf vorkommen muß, mit seiner von allen Überredungskünsten freien Art des Einfühlens in jeden Standpunkt, nach seiner eigenen Meinung gefragt wird. Dann sollen wir die klipp und klar aussprechen, doch muß der Leser fühlen, daß diese Meinung getragen ist von der Einsicht in die eigenen Grenzen und dem Wissen um die Vorzüge und Schwächen der anderen Meinungen. Hier ist allerdings der Punkt erreicht, wo die Bildungsarbeit den Rahmen der Bücherei sprengt und wo es höchste Zeit ist, daß der Weg zu anderen Bildungseinrichtungen beschritten wird.

Und ebenso wie uns der Leser Vertrauen entgegenbringt, müssen wir ihm vertrauen, Vertrauen in seine Entwicklungsmöglichkeiten haben. Es ist nicht nur die Gefahr der Ausleihe, daß man dem Leser eine Kost zumutet, die er nicht verdauen kann, ebenso naheliegend und ebenso unsere Arbeit schädigend ist es, dem Leser zu wenig zuzumuten. Es werden immer wieder Fälle eintreten, in denen alle gutgemeinte und sorgfältige Beratung nichts genützt hat. Gar zu leicht ist der Bibliothekar dann geneigt, aus einem pharisäerhaften, um nicht zu sagen aus einem schulmeisterlichen Gefühl der Überlegenheit heraus, dem betreffenden Leser überhaupt alle geistige Beweglichkeit und Entwicklungsmöglichkeit abzusprechen. Aber wenn es wahr ist, daß die geistige Entwicklung des Menschen nicht in langsamem, stetigem Fortschritt vor sich geht — an diese Meinung knüpfte die so oft berufene „Hinauflesetheorie" an —, sondern in Sprüngen, in einzelnen Stadien, dann hat auch Rousseau, dessen ganze Erziehungslehre sich auf diesem Gedanken aufbaut, recht mit dem Wort, das Geheimnis aller Erziehung bestehe in der Kunst, Zeit zu verlieren. Und außerdem ist nichts mehr im Stande, die Frische und den Schwung des pädagogischen Lebens zu töten, als weise Überheblichkeit des gebenden Teils. Wie es keine Kunst für den Lehrer ist, mehr zu wissen und mehr zu können als der Schüler, so ist es auch keine Kunst für den Bibliothekar, mehr gelesen zu haben und ein buchmäßigeres Urteil zu haben, als der Büchereibesucher, eine Fähigkeit, die gerade im Dienst an anderen Menschen sich betätigen soll. Und man muß sich hüten, allzuschnell einen sogenannten „hoffnungslosen Fall" zu konstatieren, was zwar sehr bequem, aber auch ebenso fern dem Geist echter Bildungsarbeit ist.

Die Aufgabe der Ausleiheberatung ist es also, dem Leser zu dem Buch zu verhelfen, das für ihn in seiner gegenwärtigen Verfassung etwas zu bedeuten hat, und dazu ist erste Vorbedingung, daß der ausleihende Bibliothekar diesen Zustand erkennen kann. Deshalb sollte man immer durchzusetzen suchen, daß die Leser sich persönlich in die Bücherei bemühen und sich selbst mit dem Bibliothekar über die Wahl einig werden. Bei uns gibt es keine Dinge, die man einfach mit Geld bezahlen und zu deren Einholung man getrost ein Kind oder ein Kindermädchen schicken kann. Man könnte ja dagegen sagen, daß die wirklich interessierten Leser sich ganz von selbst persönlich überzeugen wollen, ob sie das richtige Buch bekommen. Aber es gehört doch zu den primitivsten Aufgaben unserer Erziehungsarbeit, daß auch die anderen Leser aus ihrer Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit aufgerüttelt werden. Es hieße das Vertrauensverhältnis

falsch verstehen, wenn man sich mit einem Zettel „Bitte, ein gleiches! Sie haben mir ja immer so schöne Bücher ausgesucht!" zufrieden geben wollte. Und dann sollte man jedesmal bei der Rückgabe fragen, wie das Buch gefallen hat. Die Leser müssen sich daran gewöhnen, es nicht einfach mit dem Lesen gut sein zu lassen, sondern sich auch Rechenschaft darüber zu geben, was die Lektüre für sie bedeutet hat, und ob sie die vertane Zeit nicht hätten besser anwenden können. Wenn ein Leser ein Buch glatt ablehnt, müssen wir nach den Gründen fragen und, wenn es der Betrieb irgend erlaubt, uns in ein kurzes Gespräch über das Für und Wider des Buches einlassen. So wird dem Leser selbst seine Haltung klarer, und uns wird immer deutlicher, mit welchen Voraussetzungen wir bei der Auswahl zu rechnen haben. Häufig werden sich die widerspruchsvollsten Dinge in einem Leser zusammenfinden, etwa Herzog wird in gleicher Wertschätzung stehen wie Wilhelm Schäfer. Hier hat die pädagogische Arbeit des Bibliothekars, natürlich ohne alle Aufdringlichkeit, einzusetzen und — was allerdings schon eher eine Aufgabe der „Hilfseinrichtungen" der Bücherei, der Vorlesestunde und der Volkshochschule ist, — Klarheit zu schaffen, soweit es möglich ist. Jedenfalls liegt durchaus kein Grund vor, von der Höhe der eigenen „Büldung" stolz auf diese Verwirrung herabzusehen. So etwas bedeutet, wie auch die Vorliebe für „Kitschliteratur", noch kein Werturteil über den Leser als Menschen. Es ist eine besonders in städtischen Büchereien immer wieder zu machende Erfahrung, daß gerade die Leser, die sehr belesen sind und über alles „Bescheid wissen", die unangenehmsten, unsympathischsten Vertreter sind. Mit dem Wissen allein ist es eben nicht getan, und der Charakter eines Menschen liegt ganz gewiß wo anders als im Wissen und in seinem Verhältnis zum Buch begründet.

Es ist ohne weiteres deutlich, daß die Schwierigkeit der Ausleiheberatung für den Bibliothekar darin liegt, einen Haufen Bücher gelesen zu haben, — man sollte eigentlich kein Buch empfehlen, das man nicht selbst gelesen hat: eine Forderung, die trotz ihrer Unerfüllbarkeit immer wieder als Ideal aufgestellt werden muß —, und auf der anderen Seite einen scharfen psychologischen Blick zu besitzen und Kombinationsfähigkeit, um für den einzelnen Leser das jedesmal entsprechende Buch auszuwählen. Der stetig wechselnden Fülle der Leserindividualitäten muß die Einstellungsfähigkeit des Bibliothekars immer gewachsen bleiben. Wenn man es gelernt hat, immer wieder anders den Blick so zu richten und die Frage so zu stellen, wie es der zu bedienende Leser erwartet, dann wird man auch der Hauptgefahr aller Ausleihearbeit aus dem Wege gehen, nämlich bevorzugt nur d i e Bücher auszugeben, die einem selbst besonders am Herzen liegen und die man besonders propagieren möchte. Solche Überfütterung und Vergewaltigung wird immer gerade das Gegenteil von dem bewirken, was man erreichen möchte, und wird den Besucher mit tiefstem Mißtrauen gegen alle Beratung erfüllen. Wenn aber bei jedem Ausleiheakt, so gut es irgend geht, die Besonderheiten des Lesers als Ansatzpunkt genommen werden, dann wird die Bücherei ihre Besucher innerlich reicher zu machen und an sich zu fesseln vermögen. Ja, dann wird sie im günstigen Fall mehr sein können, als nur eine Beratungsstelle in literarischer Hinsicht, eine Stelle, wo der Besucher jederzeit ein offenes

Ohr für alle seine Nöte findet und in der er sich Rat holen kann in allen Fragen, die ihn bedrängen. Dann wird die Bücherei sein: eine Insel echten Menschentums und gegenseitig helfender Güte mitten in dem irrsinnigen Trubel unserer Gegenwart.

Die bildungspflegliche Bedeutung der Abenteuerliteratur.

Von Dr. Wilhelm Eggebrecht (Stettin).

Die Tatsache, daß unsere Zeit, die scheinbar für romantisches Erleben fast gar keinen Spielraum mehr bietet, einen auffallend starken Hang zum Abenteuerlichen hat, kann nur im ersten Augenblick überraschend wirken. Die gewaltsame Abschnürung Deutschlands durch den Krieg, der es unmöglich machte, in der Ferne Abenteuer zu suchen, wozu vorher so viele unserer Volksgenossen durch Beruf und Neigung Gelegenheit fanden, mußte sich nach dem Weltkrieg, der andrerseits auch wieder den Hang zum Abenteuer begünstigte, irgendwie bemerkbar machen. Der alte, in der literarischen Entwicklung fast von Anbeginn an festgehaltene Abenteuer- und Wandertrieb der Deutschen, der jährlich viele Tausende über das große Wasser führt, mußte sich, da ihm die praktische Betätigung versagt war, auf irgend eine Weise ausleben. So suchte und fand er meist Befriedigung durch die Lektüre von Abenteuerliteratur, die teils durch eigene Produktion gedeckt wurde, teils aber auch aus dem Ausland — vorwiegend aus England und Amerika — eingeführt wurde. Die Lektüre der Abenteuerliteratur bietet vielen Lesern Ersatz für das ihnen durch die Ungunst der Verhältnisse versagte eigene Erleben, das während des Tages durch die Eintönigkeit eines aufgedrungenen Berufes keine Nahrung findet.

Andrerseits aber ist das Buch nicht nur als Ersatz für wirklich gelebtes Leben anzusehen, sondern es erhält seine Werte dadurch, daß es als Bestätigung eigener Erlebnisse dient. Bestimmte Berufe scheinen für diese Art des Lesens besonders geeignet zu sein: Seeleute, Fischer, Jäger und Kaufleute, welche Gelegenheit haben, ungewöhnliche Erlebnisse in fremder Umgebung zu machen.

Neben den Erwachsenen dürfen die Jugendlichen beiderlei Geschlechts nicht vergessen werden, die in ihrer Lektüre vor allem die den Abenteuerroman auszeichnenden Reize suchen, um durch sie ihre Phantasie anzuregen und ihren Stoffhunger zu stillen. Außer dieser Erfüllung eines gewissen materiellen Bedürfnisses versieht der Abenteuerroman aber auch eine erzieherische Aufgabe dadurch, daß er dem jugendlichen Leser das Idealbild eines Helden vorzeichnet, der im Überwinden von unglaublichen Schwierigkeiten seinen Mut zum Leben bewahrt und im ständigen Kampf sein eigentliches Lebensziel erblickt. Außerdem liegt dadurch, daß der Held in den Abenteuerbüchern meistens die beschützt, denen Unrecht geschehen ist, und ihnen wieder zu ihrem Recht verhilft, oder aber — wie das bei Karl May so häufig der Fall ist — ihm zugefügtes Unrecht großmütig vergibt, in den meisten Abenteuerbüchern eine gewisse Dosis Moral, die zwar als solche über der Buntheit der Abenteuer und über der starken Spannung dem Leser so gut wie gar nicht zum Bewußtsein kommt, sich

ihm aber doch tief einprägt. Überdies sei noch auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß das Abenteuerbuch durch die ihm eigentümliche Spannung, die eines seiner wesentlichen Merkmale bildet, die Phantasie des Heranwachsenden „vom Geschlechtlichen ablenkt und durch die gefühlige Wertung der Ritterlichkeit, des Edelmuts und der Opferfreudigkeit jener Helden wegbereitend wirkt für eine ästhetische Wirkung" (Ackerknecht, Büchereifragen. 2. Aufl. S. 131 f.). Und schließlich ist das spannende Abenteuerbuch in der Volksbücherei auch noch ein gutes Mittel, um der vielgeschmähten Schund- und Schmutzliteratur wirksam entgegenzutreten.

Allein durch den Spannungsreiz freilich wird der Abenteuerroman noch nicht gekennzeichnet, sonst wäre jeder spannende Roman ein Abenteuerroman. (Allerdings kann im Notfalle jeder spannende Roman als Ersatz für den Abenteuerroman herangezogen werden.) Für den Begriff des Abenteuerromans scheint ein bestimmtes Schema dem Leser vorzuschweben, das etwa dem Urbild aller Abenteuerbücher der „Odyssee" entspricht: Verfolgungen, Schiffbrüche, Überwindung aller möglichen Hindernisse und Kämpfe mit fremden, feindlich gesinnten Menschen und Tieren hetzen den Abenteurer durch die Welt, so daß er immer wieder von seinem eigentlichen Ziel abgebracht wird und erst nach dem Bestehen aller dieser Prüfungen, in denen er seine Heldenhaftigkeit bewähren muß, wieder in den Frieden der Heimat zurückkehren darf. Häufig liegt auch der Schauplatz der Abenteuerbücher außerhalb des eigenen Landes, in Amerika, Afrika, Australien oder gelegentlich sogar in den Polargegenden; gelegentlich auch einmal in weniger zivilisierten europäischen Ländern, die für abenteuerliche Schicksale größeren Spielraum bieten. Wenn aber der Schauplatz nicht exotisch ist, handelt es sich meistens um den Detektivroman, der als Abart des Abenteuerromans zu werten ist. Bei der verhältnismäßig geringen Anzahl von bildungspfleglich brauchbaren Detektivgeschichten und bei der großen Nachfrage nach Büchern dieser Art wird häufig ein Abenteuerbuch zum Ersatz in der Ausleihe heranzuziehen sein; denn erfahrungsgemäß lassen sich Leser von Detektivromanen fast immer durch Abenteuerromane befriedigen, da das Schlagwort „abenteuerlich" immer recht zugkräftig wirkt.

Den genugsam bekannten älteren Abenteuerromanen, wie Defoes „Robinson", Coopers „Lederstrumpferzählungen", Ferrys „Waldläufer", pflegt ein romantischer Hauch ursprünglichster Art anzuhaften, da sie in Zeiten spielen, in denen die Zivilisation noch nicht bis zu der heutigen Höhe vorgedrungen ist, so daß der rote Mann noch gleichberechtigt dem Weißen als Freund gegenüberstehen kann wie Unkas, der letzte Mohikaner. Als sein geistiger Nachfahre begeistert noch heute Mays „Winnetou" alle Jugendlichen und manche erwachsenen Leser. Wenngleich in ländlichen Büchereien die Einstellung von Büchern aus der Feder von Karl May vermieden werden kann, können doch größere und mittlere Büchereien gut und gern das eine oder andere seiner Bücher einstellen, auch um gewisse, in der Bücherei noch nicht recht warmgewordene Leser nicht von vornherein zu verscheuchen. Seine Romane haben dieselben Vorzüge, die der Gattung des Abenteuerromans überhaupt eigen sind und bieten daher die gleichen Möglichkeiten zur Auswertung. Das einzige Moment,

das feiner empfindende Leser gelegentlich an seinen Büchern abstößt, ist die Großspurigkeit des Verfassers, der sich mit einem aus allen Tugenden und Vorzügen zusammengesetzten Heiligenschein immer in den Mittelpunkt seiner Bücher zu stellen pflegt, „ein glänzender Vertreter eines Typs von Dichtung, der zu den ganz ursprünglichen gehört", wie ihn Hermann Hesse nennt, der seine Dichtung mit „Dichtung als Wunscherfüllung" charakterisiert (Bildungspflege S. 292). An Spannungsreizen und abenteuerlichen Ereignissen nehmen es manche anderen Werke mit den Büchern von Karl May auf, ja, sie übertreffen sie an künstlerischen Werten bei weitem. Zu ihnen gehört der treffliche, in Deutschland noch lange nicht zur Genüge bekannte Roman „Die Schatzinsel" von Stevenson, der als ein Muster der Gattung bezeichnet werden kann. Da das Buch im Kreise von Flibustiern spielt, die im Dienste ihrer Gegner und Verfolger ausfahren, um einen aus Seeräubergut zusammengebrachten Schatz des sagenhaften verstorbenen Kapitäns Flint von einer geheimnisvollen Insel nach England zu bringen, wird das Buch jeden Leser abenteuerlicher Literatur entzücken. Auch hier spielt das Moralische eine gewisse Rolle insofern, als die meisten jener Seeräuber bei einer Meuterei ums Leben kommen, während sich der Hauptrădelsführer Ben Silver mit einer auskömmlichen Geldsumme in die Einsamkeit zurückzieht, um dort seine Tage in Frieden zu beschließen. Im allgemeinen geben die romantischen Abenteuerromane der Gerechtigkeit mehr Raum, indem sie den Verbrecher der verdienten Strafe zuführen. Geschieht das nicht, so tritt an die Stelle der ausgleichenden Gerechtigkeit das Moment der Rührseligkeit, wie in Kapitän Marryats „Sigismund Rüstig", dessen Held am Ende stirbt, nachdem er seine Schuldigkeit getan hat, wobei aber das hohe Alter des Steuermanns immerhin etwas mildernd wirkt. Die Flucht vor der irdischen Gerechtigkeit in die Einsamkeit schildert der „Einsiedler von Guyana" von Emmerich, ein Buch, das einen Unschuldigen unter dem Verdacht des Mordes aus der Heimat fliehen läßt. Durch ihren Stoff können die „Schatzinsel" und der „Einsiedler von Guyana" auch als Detektivromane ausgeliehen werden.

Der gleiche Reiz, der die bisher erwähnten Romane auszeichnet, nämlich der Reiz des Exotischen, wohnt auch den Romanen und Erzählungen der meisten modernen Abenteurer inne, sowie den autobiographischen Berichten über ihre Erlebnisse. Die nicht nur erdichteten, sondern wirklich erlebten Abenteuer eines Arthur Heye, Kurt Faber, Otto Reiner und Albert Wehde beweisen, daß auch die Gegenwart noch Raum für außergewöhnliche Erlebnisse bietet. So geben Heyes Abenteuer in Afrika und Amerika, von denen er in seinen Erlebnisbüchern „Wanderer ohne Ziel", „Unterwegs", „Allah hu akbar", „Pech" und „Brennende Wildnis" berichtet, nicht nur ein vorzügliches Bild von der Psychologie des Abenteurers, sondern es liegt auch über der Gestalt dieses Menschen, der unter Not und Entbehrung aber immer mit dem Glauben an sein Glück und in dankbarer Freude für jedes Erlebnis jeden neuen Tag als ein Geschenk hinnimmt, etwas gefühlsmäßig Überzeugendes, Irrationales. Verwandt mit Heye ist der amerikanische Dichter Jack London, dessen Bücher mit ihrem starken autobiographischen Einschlag in den letzten Jahren nach dem Kriege auch in Deutschland bekannt geworden sind. London, den Heye sich zweifel-

los zum Vorbild genommen hat, ist ähnliche Wege gegangen wie der jüngere Deutsche: er kommt als junger Matrose, der schon einen großen Teil der Welt gesehen und Unglaubliches durchgemacht hat, aus der Überfülle bunter Erlebnisse zum Dichten. Seine Erzählungen aus der Südsee, aus Alaska, aus den Vereinigten Staaten schildern immer Zustände, die abseits von allem Alltäglichen liegen, Schicksale, die einen außergewöhnlichen Reiz haben, ob sie nun von Rothäuten oder Ansiedlern, Seeleuten oder Fischern, Kaufleuten oder Soldaten erzählen. Ein bisweilen etwas grimmiger Humor belebt seine Darstellungen, die an fortreißender Spannung die Bücher von Heye noch übertreffen. Sie sind aber durchaus nicht gleichwertig, und deshalb wird sich die Bücherei im allgemeinen mit einer Auswahl seiner Dichtungen begnügen können: Darin werden die Kurzgeschichten „Abenteurer des Schienenstrangs" und „Der Sohn des Wolfs", sowie die Tiergeschichte „Die Natur ruft" nicht fehlen dürfen. Ähnlichen Charakter haben die Bücher von Faber, der unter Eskimos und Walfischfängern auf seiner Weltwanderung in gleicher Stimmung und mit ähnlicher Gesinnung fürchterliche Leiden erträgt, den es aber doch rund um die Erde treibt, als ewig Suchenden nach dem Glück, das hinter jedem neuen Berg endlich aufzutauchen scheint. Davon erzählen seine Bücher „Rund um die Erde", „Unter Eskimos und Walfischfängern" und „Dem Glücke nach durch Südamerika". Ausschließlich auf Amerika beschränken sich die Erlebnisse des Deutschamerikaners Albert Wehde, der in seinem Erinnerungsbuch „Seit ich die Heimat verließ" ein fesselndes Bild von seinen amerikanischen Abenteuern und von den Zuständen im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten zeichnet, eine Darstellung, die besonders durch die Erlebnisse Wehdes während des Krieges, da er als spionageverdächtig gefangen gesetzt wird, einen gewissen aktuellen Reiz bekommt. Der erzieherische Wert von Büchern dieser Art liegt darin, daß sie manchem Auswanderungslustigen ungeschminkt die Wahrheit sagen über Amerika, das Land, in dem so viele unserer Volksgenossen das Land des Glücks und der leichten Verdienstmöglichkeiten sehen, und sie gleichzeitig vor Enttäuschungen warnen, die sie in der Fremde erwarten.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu den Büchern von Heye, Faber und Wehde, zu denen auch Rosen mit seinem abenteuerlustigen Buch „Der deutsche Lausbub in Amerika" gehört, bildet Otto Reiners Werk „Achtzehn Jahre Farmer in Afrika". Hier handelt es sich zwar auch um einen Abenteurer, der hinauszieht in die Fremde, um seinen Erlebnishunger zu befriedigen; dabei aber weiß er das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinigen, d. h. er will neben den Gemütswerten, die ihm seine Erlebnisse eintragen, auch noch „genug Geld machen", um später behaglich auf eigner Farm an die Erlebnisse und Abenteuer vergangener Zeiten zurückdenken zu können. Dieses Buch mutet in seiner ganzen Denkweise gelegentlich fast amerikanisch an, bietet aber außer der fesselnden Erzählung von allerlei merkwürdigen Ereignissen auch genug praktische Ratschläge für Auswandererlustige, so daß man sich seiner an der Ausleihe ruhig annehmen kann.

Ganz nahe verwandt mit den exotischen Abenteuerbüchern sind auch die Seeromane, zu denen man etwa Luckners „Seeteufel" als kennzeichnendes

Beispiel der ganzen Gattung rechnen kann. Dahin gehört außerdem Margarete Bojes kräftiger Roman „Der Sylter Hahn“, der das Leben eines Walfischfahrers im 17. Jahrhundert schildert und überdies noch fesselnde Bilder vom Leben und Treiben auf Sylt gibt. Weniger romantisch, ja fast könnte man sagen: stark realistisch mit einer gewissen Abschreckungstendenz erzählt Faber von seinem Leben an Bord eines Waldampfers und von seiner abenteuerlichen Fahrt durch die schweigende Polarlandschaft in seinem eindrucksvollen Buch „Unter Eskimos und Walfischfängern“. Anziehender, wenn auch durchaus nicht beschönigend, weiß Eberlein in seinem „Kapitän Wulff“ nicht nur von den Schattenseiten im Leben des Seemanns zu erzählen, in dem der Humor gelegentlich auch zu seinem Rechte kommt, ebenso wie in Bondes frischem „Schimannsgarn“. So weiß auch Hyne in den außerordentlich witzigen Erzählungen „Die Abenteuer des Kapitäns Kettle“ von den beinahe unglaublichen Taten eines unerschrockenen kleinen Kapitäns aus unsern Tagen zu berichten, der in seinen Mußestunden sogar Sonette dichtet und sie am Schluß des Buches, da er dem Leben auf See entsagt hat, von einer eigens zu diesem Zweck gegründeten Sekte als Gesangbuchverse singen läßt.

Neuerdings scheint sich in der Abenteuerliteratur ein gewisser Hang zur Mystik bemerkbar zu machen, für den erfahrungsgemäß der Großstädter empfänglicher ist als der Leser in ländlichen und kleinstädtischen Büchereien. Die durch die Übersetzung von Heye in Deutschland bekannt gewordenen Romane des Amerikaners Haggard „Die heilige Blume“ und „Das Elfenbeinkind“, von denen besonders das letzte einige merkwürdige Zusammenhänge mystischer Art enthält, werden trotz der atemraubenden Spannung deshalb für kleinere Büchereien entbehrlich sein, zumal da die ganze Anlage dieser beiden Bücher so schematisch und so primitiv ist, daß man sie bequem durch wertvollere ersetzen kann. Diese mystischen Beziehungen finden sich auch in dem Roman von Perutz „Der Marquis de Bolibar“, in dem eine Weissagung eine bedeutsame Rolle spielt. Ebenso versetzt eine allmählich in Erfüllung gehende Prophezeiung in Perutz' Roman „Die dritte Kugel“, der die Eroberung von Mexiko in bunten und eindringlichen Bildern schildert, den Leser in Spannung und gibt ihm außerdem auch Kunde von der wundervollen, alten Inkakultur, die mit der blutigen Eroberung des schönen Landes zu Grunde geht. Besonders mit diesem Buch wird man, selbst bei einfacheren und literarisch nicht vorgebildeten Lesern, auch in kleineren Büchereien ganz gute Erfahrungen machen.

Die Bücher von Perutz leiten ungezwungen zu der Gattung der geschichtlichen Abenteuerromane über, unter denen Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus“ zweifellos einen Ehrenplatz einnimmt, wenngleich in den ländlichen Büchereien gerade für diesen Roman noch weit mehr getan werden könnte, als bisher geschieht; gerade die Zeit des 30-jährigen Krieges pflegt auch auf einfachere Leser, die sonst wenig Beziehungen zur Geschichte haben, besonderen Eindruck zu machen*). In der

*) Eine vollständige, ungekürzte Ausgabe einzustellen, ist für die meisten Büchereien nicht ratsam; sehr zu empfehlen — auch für die kleinste Bücherei — ist die Bearbeitung von Düsel, Bd 29 der bei Westermann erschienenen „Lebensbücher der Jugend“.



gleichen Zeit, die für abenteuerliche Schicksale und merkwürdige Erlebnisse wie geschaffen ist, spielt auch der derbe und kerngesunde Roman von Kutzleb „Die Söhne der Weißgerberin". Er vermittelt nicht nur farbenprächtige Bilder aus der Epoche der Reformationszeit, in der auch Raabes Roman „Unseres Herrgotts Kanzlei" spielt, sondern er schildert in den Söhnen der Weißgerberin eine Handvoll Männer, Kerle, an denen jeder Leser eine rechte Freude haben wird, weil sie auch in der größten Not weder den Mut noch den Humor verlieren. Freilich enthält das Buch, das fast wie eine echte Chronik wirkt, Derbheiten, wie ja die ganze Zeit von Derbheit, Unfläterei und Grausamkeit strotzt. Nur sehr zimperliche Gemüter aber werden daran Anstoß nehmen; die meisten Leser, auch die, die sonst keine historischen Romane lesen, werden an ihm ihre Freude haben. So kann gerade dieses Buch auch für etwas fortgeschrittene Leser von Abenteuer- und Spannungsliteratur eine Brücke bilden zum historischen Roman.

Für solche Leser aber, die keine Lust haben, abenteuerlichen Erlebnissen in geschichtlichen Romanen nachzugehen, sondern denen allein die Gegenwart mit ihren technischen Errungenschaften anziehend und kennenswert erscheint, empfiehlt es sich, einen technischen Abenteurerroman bereit zu halten. Hier wird Max Eyths berühmtes Buch „Hinter Pflug und Schraubstock", in dem aller Abenteuerdurst sich ins Praktische, Tüchtige und ins menschlich Interessante umwandelt, immer gute Dienste tun, zumal da es auch heute noch modern und zeitgemäß in seinen technischen Teilen anmutet. Auch Didrings spannender Roman vom Bau eines gigantischen Tunnels in Norwegen, „Die Hölle im Schnee", der plastisch und lebendig den Kampf des Menschen mit allen Mächten neuzeitlicher Technik gegen die Naturgewalten schildert, wird in Lesern dieser Art die Bewunderung für die Helden der Arbeit wach halten und kann ganz ungezwungen zum sozialen Roman überleiten.

Zweifellos soll damit nicht die Pflege der Abenteuerliteratur als das Ziel aller Bildungsarbeit in der Bücherei hingestellt werden, wenngleich der Abenteuerroman in dem Bestand auch der kleineren Bücherei immerhin eine bedeutende Rolle spielen wird. In den Fällen, in denen der Bestand an Abenteuerbüchern nicht ausreicht, kann man zu Ersatzstücken wie Focks „Seefahrt ist not", zu dem humoristischen „Hein Godenwind" oder zu Bojers „Lofotfischern" greifen.

Darüber hinaus kann aber auch die Gattung der Abenteuerbücher zum Anknüpfungspunkt für andere Abteilungen der Bücherei werden. Von ihr aus können leicht die Lebensbeschreibungen (etwa durch Wehdes „Seit ich die Heimat verließ") stärker betont werden, Heyes Bücher mögen zur Lektüre von Reisebeschreibungen anregen, Bakers Indianerroman „Der staubige Stern" mag zur Tiergeschichte und von da zur naturwissenschaftlichen Abteilung zwanglos überleiten, so daß von hier aus die Bücherei ihrem Leser alle Abteilungen erschließen kann, ohne daß sie einen Zwang auf ihn ausübt.

Das Verhältnis der wissenschaftlichen Bibliothek zur volkstümlichen Bücherei und die Ausbildungsfrage in Preussen.

Von Dr. Wilhelm Schuster.

Die folgenden Ausführungen sollen zu der leider etwas hitzig gewordenen Debatte gelegentlich der bevorstehenden Änderung der Prüfungsordnung für das preußische Diplomexamen einen sachlichen Beitrag bieten, welcher nicht mehr will, als auf einige Dinge hinweisen, ohne eine endgültige Lösung der berührten Fragen vorschlagen zu wollen. Es scheint mir nämlich, als ob über dem Kampfgetöse in der hohen Region grundsätzlicher, zum Teil recht theoretischer Gedanken die irdischen Tatsachen zu unserm, der preußischen Büchereien, späterem Schaden übersehen werden könnten. Ein sehr wichtiger Faktor ist zum mindesten bisher so gut wie ganz übersehen worden: nämlich diejenigen, welche diese Frage in erster Linie angeht — die preußischen Volks- und Stadtbüchereien.

Im letzten Heft der „Hefte für Büchereiwesen" wird uns mitgeteilt, daß Geheimrat Dr. Krüß auf Grund einer Besprechung in Leipzig seinen Entwurf der Gabelung des Diplomexamens ausgearbeitet habe. Ich will hoffen, daß daneben — obwohl das in der erwähnten Notiz nicht vorausgesetzt scheint oder als nebensächlich nicht erwähnt ist — auch eine Fühlungnahme mit den preußischen Volksbibliothekaren erfolgt ist (für welche diese Prüfungsordnung doch sein soll), nein, ich weiß es sogar besser: eine solche Fühlungnahme ist durch Geheimrat Krüß und Professor Fritz, als dem ersten Vorsitzenden des Verbandes deutscher Volksbibliothekare und zugleich preußischem Volksbibliothekar erfolgt. Aber ich muß gestehen, daß mir diese Fühlungnahme nicht ausreichend erscheint. Eigentlich hatte Geheimrat Krüß von sich aus keine Veranlassung, weiter zu gehen. Er glaubte das Seinige getan zu haben, indem er sich nach Fühlungnahme mit Prof. Fritz in Sachsen an Ort und Stelle über eine der möglichen Lösungen orientierte, welche in dem einen Punkte der Trennung der beiden Laufbahnen, über welchen Punkt bisher allein debattiert ist, den Forderungen des Verbandes deutscher Volksbibliothekare entsprach. Eine Vereinigung, welche alle preußischen Volksbibliothekare umfaßt, gibt es leider nicht. Es gibt deren zwei (von denen die uns nahestehende, welche die Mehrheit der preußischen Volksbibliothekare vertreten müßte, leider nur ein schattenhaftes Dasein führt, während die andere die Minderheit der in Preußen der Leipziger Zentralstelle Anhängenden sammelt), wie es ja leider bei den deutschen Volksbibliothekaren immer mindestens zwei gegeneinander arbeitende „Richtungen" gibt. Diese Vereinigungen, von denen Geheimrat Krüß, was ihm nicht zu verübeln ist, sicher gar nichts wußte, hätte er auch bestimmt nicht zitieren sollen. Es war nicht seine Aufgabe, für die Vertretung derer, die es angeht, in dieser Sache zu sorgen, sondern die der Stelle im preußischen Ministerium für Volksbildung, welche vor längeren Jahren einmal dazu eingerichtet wurde, um sich der preußischen Volksbüchereien anzunehmen. Es wäre für diese Stelle nicht schwer gewesen, eine Kommission von preußischen Volksbibliothekaren zu berufen, in der alle Formen und Auffassungen

preußischer Volksbüchereiarbeit vertreten gewesen wären. Also etwa: Professor Fritz und Dr. Reuter für großstädtische Verhältnisse über 500 000 Einwohner, Dr. Ackerknecht und Dr. Kemp für die große und mittelgroße Provinzstadt, Dr. Schriewer und Dr. Schröder für das kleinstädtische und ländliche Büchereiwesen der Beratungsstellen, dazu — last not least — zwei weibliche Vertreter des mittleren Dienstes selbst. In dieser Zusammenstellung wäre zugleich berücksichtigt, daß wir im preußischen kommunalen Büchereiwesen zwei sehr wichtige Typen haben (auf deren Auswirkung für die Ausbildung ich noch zurückkomme): das einheitlich organisierte Büchereiwesen einer Stadt, in der die Zentralbücherei neben den Bildungsaufgaben auch die Pflege des wissenschaftlichen Lebens in der Kommune mit betreut, und das mit scharfer Trennung von „wissenschaftlicher" Stadtbibliothek und Volksbüchereiwesen. Auch die „Richtungen" wären in solcher nur beispielhaften Zusammenstellung etwa ihrer zahlenmäßigen Bedeutung nach richtig vertreten. Diese Kommission — sie kann ja immer noch gebildet werden — könnte dem Ministerium einen Vorschlag ausarbeiten und vorlegen.

Mit der Frage Trennung oder Gabelung ist ja die Sache nicht abgetan. Ja, wichtiger noch fast ist die materielle Gestaltung der Ausbildung und der Prüfungsordnung. Ich bin persönlich für Trennung, aber — wenn schon die sächsische Ordnung als Vergleichsobjekt herangezogen werden soll — für eine den tatsächlichen preußischen Verhältnissen angepaßte Ausbildung und Prüfungsordnung, welche von der sächsischen in manchen Punkten abweichen müßte. Eine genau der sächsischen nachgebildete Ordnung würde für die p r e u ß i s c h e n Verhältnisse (wohlgemerkt: für diese!) einen Rückschritt bedeuten, der uns der Trennung nicht würde froh werden lassen.

Eine Herabsetzung der Ausbildungszeit auf zwei Jahre kommt für uns m. E. nicht in Frage, bestimmt nicht, solange nicht das Abitur oder eine gleichwertige Vorbildung Bedingung ist, aber selbst dann würde ich die Herabsetzung bekämpfen. Ein Jahr Bibliothekarschule ist zu wenig: drei Semester sind das Mindestmaß. Wir machen bei dem literarischen Unterricht immer von neuem die Erfahrung, daß erst nach dem ersten Jahre die Schüler beginnen, in der Buchkritik sicherer zu werden, über die sozialpädagogisch wichtigen Faktoren Urteil zu bekommen. Im 3. Semester erst kann man auf der nun gewonnenen Grundlage zu vergleichenden Übungen etwas größeren Umfanges schreiten. Sind die Praktikantinnen nicht soweit gebracht, so bleiben alle schönen Theorien von der Pädagogik der Ausleihe leeres Gerede. Sie wissen das auch selbst sehr wohl.

Wenn man junge Berufsgenossinnen nach der Schule oder nach dem Examen weiter unterrichtet, erfährt man ihre innere Not und Unsicherheit allenthalben. Der Wille ist fast ausnahmslos ideal und auf das Beste gerichtet, sie haben auch manches und tüchtig gelernt: aber die Zeit war zu kurz.

Das gleiche gilt für die Systematik der Wissenschaften und die Einführung in Wesen und Geist der großen Gebiete. Beides ist Voraussetzung für den Volksbibliothekar, auch die Beherrschung der w i s s e n s c h a f t l i c h e n Systematik in großen Zügen, denn sie bleibt die Grundlage für

die auf anderen Prinzipien beruhende Gliederung der belehrenden Abteilung der Volksbüchereien. Hier sind außerhalb Preußens ausgebildete Kräfte — ich habe mit solchen, und sehr tüchtigen, lange gearbeitet — denen mit preußischem Diplomexamen gegenüber noch erheblich im Nachteil.

Wir können in Preußen bei dem sich immer mehr durchsetzenden Aufbau des Büchereiwesens der Gemeinden (Zentralbibliothek als Bildungsbibliothek als Oberbau über dem organisch damit verbundenen Volksbüchereiwesen der Zweigstellen und Betreuung auch des wissenschaftlichen Lebens der Gemeinden in zahlreichen Fällen durch die zentrale Stadtbücherei) auch eine gewisse Kenntnis der Bibliographie, der Buchgeschichte, der Entwicklung und des Wesens des schönen Buches nicht entraten, wenn wir in der Bibliographie und Buchgeschichte auch lange nicht so weit gehen müssen wie die wissenschaftliche Bibliothek.

Wir können auch die Kenntnis und Beherrschung der preußischen Instruktion für die Titelaufnahme aus den gleichen Gründen nicht entbehren.

Fallen so drei Semester der schulmäßigen Ausbildung zu, so sind drei Semester der rein praktischen Ausbildung so zu verteilen, daß davon mindestens ein Semester an einer Zentralbücherei abzuleisten wäre. Eine solche Ausbildung würde, in großen Zügen, unseren Ansprüchen und den preußischen Verhältnissen allein voll gerecht werden können. Im einzelnen bedarf vieles genauerer Prüfung.

Zu erwägen ist ferner: Wir sind auf gutem Wege, die (bisherige) Gehaltsstufe VII in Preußen als Eingangsstufe durchzusetzen, welche den tatsächlichen Anforderungen an die (geforderte) Leistung des Volksbibliothekars entspricht. Ein Herabdrücken der Ausbildungszeit zu zwei Jahren auf Grund der Primareife würde uns heute, wo alle Berufe ihre Ausbildung zu verbessern streben, wahrscheinlich böse zurückwerfen.

Die praktischen Erfahrungen sprechen allgemein dafür, daß für einen Teil dessen, was die Praktikantinnen bisher in dem Jahre bei der wissenschaftlichen Bücherei lernten, innerhalb der neuen Ausbildung Ersatz geschaffen werden muß. Das spricht durchaus nicht gegen die Trennung, aber für eine sorgfältige Abwägung und Berücksichtigung der tatsächlichen Bedürfnisse.

Auch außerhalb Preußens gibt es den erwähnten geschlossenen organischen Aufbau des kommunalen Büchereiwesens. Es sind bei mir deshalb in letzter Zeit mehrfach Stimmen laut geworden — auch aus Sachsen sogar! —, welche vor einer genauen Übernahme des sächsischen oder Leipziger Ausbildungssystems warnen. Es werden dabei an der dortigen Ausbildung zum Teil die gleichen Lücken getadelt, welche ich oben erwähnte. Einer Übernahme der sächsischen Ausbildung und Prüfungsordnung wäre nach den preußischen Verhältnissen — und man kann eine jahrzehntealte, organisch aus den Bedürfnissen herausgewachsene Entwicklung doch nicht einfach negieren — die vorgeschlagene Gabelung entschieden vorzuziehen. Schließlich sind Vorbildung, Prüfungsordnung und Anwärter für die preußischen Büchereien da.

Über die Ausbildung der Volksbibliothekare mit akademischer Vorbildung möchte ich nur folgendes sagen:

Die Trennung von der Ausbildung für den staatlichen wissenschaftlichen Dienst ist ja hier tatsächlich längst vorhanden, denn die wissenschaftliche Bibliothek bildet für ihren höheren Dienst rein in sich ohne theoretische und praktische Beziehung zur Volksbibliothek aus.

Auch für den Volksbibliothekar sollte als akademische Vorbildung nur eine solche mit wirklichem Abschluß angestrebt werden, d. h. in der Regel mit Staatsexamen. Das Doktorexamen allein bildet solchen Abschluß nicht in allen Fällen. Die Anwärter sollten nach drei Semestern theoretischer und praktischer Vorbildung an hierzu bestimmten Volks- und Stadtbüchereien zum Diplomexamen als erstem Examen zugelassen werden und nach einem weiteren Jahr in einer bezahlten Assistentenstelle ein zweites Examen abzulegen haben, dessen Prüfungsordnung auszuarbeiten wäre. Zu diesem zweiten Examen sollte die Meldung auch den Nichtakademikern unter den Berufsgenossen offen stehen, welche sich als gut bewährt ausweisen können und sich in eigener Arbeit weitergebildet haben. Solches Aufrücken bewahrt unsern schönen Beruf vor Erstarrung, die ihm durch eine absolute Scheidung von „mittlerem" und „höherem" Dienst droht, wovor uns ein gütiges Schicksal bewahren möge. Wenn diese Frage auch zur Zeit nicht so drängend ist, wie die des Diplomexamens, so dürfte ihre Regelung doch nicht mehr lange aufzuschieben sein*).

Was die sehr beachtenswerten Ausführungen Professor Glaunings auf dem Dortmunder Bibliothekartag über die Rückwirkung der Entwicklung der großen städtischen Bildungsbüchereien auf die wissenschaftlichen Bibliotheken anbetrifft, so dürfte diese durch die Trennung der Ausbildung um so weniger ausgeschaltet sein, als auf die tatsächlichen Verhältnisse in Preußen und auch anderwärts Rücksicht genommen wird. Es sind hier wirklich mehr Verbindungslinien zwischen wissenschaftlicher Bibliothek und Volksbücherei vorhanden, als man an mancher Stelle wahr haben will. Aber der große, grundsätzliche Gegensatz, der in der sozialpädagogischen Aufgabe der Volksbücherei begründet liegt, bleibt bestehen, und man soll solche klaren Grenzlinien nicht verwischen. Diese Tatsache ist von Anfang an, seit den neunziger Jahren, ganz klar gesehen. Die Leipziger Zentralstelle sieht die Geschichte des deutschen Volksbüchereiwesens in falschem Licht, sonst hätte sie nicht schreiben können: „Es darf gesagt werden, daß sich diese Entwicklung besonders früh und deutlich innerhalb des Kreises deutscher Volksbibliothekare vollzogen hat, dessen organisatorischen Mittelpunkt die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen bildet". Nein, es gehört zu den ersten, sehr nachdrücklich (den wissenschaftlichen Stadtbüchereien gegenüber sogar mit fast beleidigender Schärfe) vertretenen Programmpunkten der Bücherhallenbewegung aus den frühen neunziger Jahren, ist auch nie in Vergessenheit geraten und alle, alle

*) Jg. 1927, S. 118 ff. dieser Zeitschrift haben Dr. Braun und Dr. Eggebrecht einen Entwurf zu dieser Frage vorgelegt, welcher sie eingehend behandelt, und dem ich mich, mit den obigen Abweichungen, durchaus anschließe. Dort S. 116 ff. auch die Stellung der Kommission des VDB und seine Thesen, die ein Kompromiß darstellen, für das wir den Mitgliedern der Kommission von volksbibliothekarischer Seite zu Dank verpflichtet sind, wenn es natürlich auch unsern weitergehenden Forderungen nicht gerecht werden kann.

haben es mit vielem anderen daher gelernt und übernommen*). Es liegt eben im Wesen der Sache und ist deshalb nicht zu ändern. Vielleicht findet man eine organisatorische Form, was doch nicht so schwer sein kann, die getrennt marschierenden Brüder zu den großen Jahresversammlungen so zu vereinigen, daß über gemeinsam interessierende Fragen gemeinsame Aussprache stattfindet. Dann wäre die gegenseitige Befruchtung sichergestellt.

Zum Diplomexamen aber möchte ich den Verband deutscher Volksbibliothekare dringend bitten, ein Rundschreiben mit der Aufforderung um Stellungnahme an sämtliche Mitglieder zu senden. Wir hören immer nur die Führer von „Richtungen", bestenfalls Entschließungen der Vorstände von Verbänden; die Stimme derer, die es doch auch angeht, die durch die preußische Ausbildung gegangen sind, hören wir gar nicht. Dann kommt Ostern der Volksbibliothekartag, die „Richtungen" erscheinen in fraktionsmäßiger Geschlossenheit, das halbe Dutzend der Wortführer liefert sich ein rhetorisches Gefecht und eine Zufallsmehrheit entscheidet am Ende.

Auch an die Schriftleitung dieser Zeitschrift erbitte ich Zuschriften, nicht um sie alle abzudrucken, aber um ein wirkliches Bild der Ansichten zu gewinnen und darüber zu berichten. Von der jungen Assistentin an ist mir jede Stimme willkommen.

Fragen der Ausbildung an norwegischen Volksbüchereien.

Auf einer diesjährigen Tagung des Norwegischen Büchereivereins (Norsk Bibliotekforening) in Bergen war die Frage der Ausbildung von Büchereiangestellten Gegenstand einer sehr lebhaften Diskussion, zu der ein Vortrag des Osloer Bibliothekars A. C. Melhus Anlaß gab. Diesen Vortrag und einen wesentlichen Teil der Diskussion gibt das Oktoberheft der Zeitschrift „For Folkeoplysning" (Zeitschrift für Büchereien und Volkshochschulen) wieder, und es lohnt sich auch für uns, diese Ausführungen zu beachten, nicht nur um für uns und unsere Wege daraus Anregung zu gewinnen, sondern auch um zu erkennen, wie eine Einrichtung, um den Ansprüchen eines im eigenen Volk fundierten Bildungswesens gerecht zu werden, der Umformung und Neuorganisierung eines von außen — hier also von Amerika — übernommenen Schemas und Einflusses zudrängt. Allerdings gelten die hier gemachten Vorschläge nur einem Interregnum, der Abhilfe eines verwirrten und willkürlichen Zustandes auf dem Gebiet der Ausbildungsmöglichkeiten und -praxis, um erst den Weg zu bahnen zu dem aufgestellten Ziel und Ideal einer selbständigen norwegischen Büchereischule, und sie empfehlen nicht selten, was hier bei uns oder was in Dänemark schon erreicht worden ist.

Melhus geht aus von dem Mißverhältnis, das in der Ausbildungspraxis besteht, indem einerseits viel Mittel und Zeit verwandt werden für weitläufiges Studium und Vorbereitung im Ausland (für die norwegischen Bibliothekare und Bibliothekarinnen fast ausnahmslos Amerika), das den Ansprüchen im eigenen Lande doch nur entfremdet — falls es nämlich nicht als weitere Orientierung und Anregung, sondern als der Unterricht gilt — und indem andrerseits die an hei-

*) Die Liquidierung des Streites der „Richtungen" wird von selbst erfolgen, wenn eine hinreichende Klarstellung der geschichtlichen Entwicklung und die nur im Zusammenhang hiermit erreichbare Klärung der Arbeitsbegriffe erfolgt ist. Diesen Gewinn versuchen wir aus soviel Unerquicklichkeit zu erreichen, und er wird beiden Teilen zugute kommen. — Professor Nohl, den ich als Pädagogen sehr verehre, ist für die Entwicklung der Volksbüchereibewegung übrigens auch kein Kronzeuge.



mischen Bibliotheken Lernenden zu sehr für die Tagesarbeit ausgenützt werden und zu eigentlicher Ausbildung und Selbststudium zu wenig Gelegenheit erhalten, so daß ihnen hernach nur untergeordnete Stellen anvertraut werden können.

Statt dessen seien an dazu qualifizierten norwegischen Büchereien Kurse einzurichten von mindestens 6, besser von 9—10 Monaten Dauer, und zwar in der rechten Bibliotheks„saison". Darin sollen Theorie und Praxis einander so ergänzen, daß von vornherein und nicht nur in den paar letzten Monaten ein ausgiebiger theoretischer Unterricht erteilt — etwa zwei feste Stunden wöchentlich — und die Zeit der praktischen laufenden Arbeit von 6—7 Stunden, also von fast gleicher Dauer wie bei dem angestellten Personal, auf 4—4½ Stunden herabgesetzt werde. Denn nur so seien regelmäßige Hausaufgaben zu bewältigen und es gerechtfertigt, daß die Lernenden unbezahlt blieben. Die theoretische Ausbildung unterrichte nacheinander in Bibliographie, Einführung in den Gebrauch der Handbücher, Signierung und Katalogisierung. Natürlich möge eingangs auf Aufgaben und Ziele der Bücherei hingewiesen und Richtlinien für das Verhalten des Bibliothekars gegenüber dem Publikum gegeben werden. Wünschenswert sei auch eine Einführung in die historische Entwicklung des Büchereiwesens, die leider nicht jede Bücherei mit genügendem Studienmaterial stützen könne. Melhus erörtert dann, wieweit vorhandene Berufsliteratur zu nützen sei und nennt, was hierin von befugter Stelle im Hinblick auf diesen Unterricht noch auszuarbeiten sei. Das mag hier als norwegische Sonderangelegenheit unerwähnt bleiben. Natürlich habe praktische Arbeit ebenfalls in mehr organisierter Form als bisher die Theorie stets zu begleiten. Nach beendeter Lehrzeit sei eine Prüfung vor dem Büchereiausschuß oder dem Büchereiverein abzulegen, die zur Einstellung als Büchereiassistent berechtige.

Von gleicher Wichtigkeit wie diese Abschlußprüfung, der Ausweis der Fähigkeit zum Büchereiberuf, sei die Aufnahme des Schülers in solch einen Kursus, der Ausweis der Berufung zum Büchereidienst. Hier dürfe nicht wie bisher der Zufall (meist in Gestalt von guten Onkeln, Tanten und anderen Fürsprechern) und die Mode, die aus dem Beruf des Bibliothekars eine Art vornehmen Luxus macht, walten und den bisherigen Zudrang zu dem Beruf noch steigern. Auch sei eine Altersgrenze, etwa die von 20 Jahren, keine Gewähr für Interesse und Geeignetheit des Bewerbers. Eine Aufnahmeprüfung, vielleicht psychotechnischer Art, steure hier der subjektiven Willkür und dem subjektiven Interesse des jeweiligen Bibliothekars und Fürsprechers. Die Frage sei, ob sie vor einer durchaus objektiven, fernen Instanz abgehalten werden könne, oder ob nicht doch dem zuständigen Bibliothekar, wenn auch nicht der alleinige und endgültige Entscheid, so doch eine vorherige Auswahl zu überlassen sei. Inhaltlich erstrecke sie sich einstweilen auf allgemeine Kulturgeschichte, Literaturgeschichte und praktische und theoretische Fragen der Allgemeinbildung. Melhus wünscht ferner vor allem männlichen Nachwuchs, ohne dabei die Leistungen weiblicher Mitarbeiterinnen zu verkennen, da er männlichen Bibliothekaren größere soziale Einsicht und gründlichere Kenntnis und Übersicht praktischer Fächer (hier ist die skandinavische Berufsauffassung der „Aufklärung" wirksam) und das bessere Auswahl- und Wertungsvermögen innerhalb der Schönen Literatur zuspricht. Vor allem aber — und dies kennzeichnet, da Melhus nicht nur einzelne Stimme ist, die Lockerung und Wandlungsfähigkeit des am meisten westlich gerichteten Büchereiwesens im Norden — bekämpft Melhus die zu häufige „Amerikaausbildung", da sie nur wenige Begüterte für den bibliothekarischen Beruf privilegiere, denen dann später weder eine angemessene Besoldung noch überhaupt eine Anstellung gewährleistet werden könne, die ihrer Ausbildung gerecht werde, während der wirkliche heimische Bedarf an ausgebildeten Kräften ungedeckt bleibe. Als Anregung zur Neuordnung in Norwegen, wenn auch nicht zur unbedingten Nachahmung, empfiehlt er die dänische Abmachung, die in der Jahrestagung 1925 des dänischen Bibliotheksvereins getroffen wurde*).

---

*) § 1. Ausbildung von Büchereipraktikanten darf nur an den größeren Volksbüchereien vorgenommen werden, wo der Bibliothekar auf Grund seiner Ausbildung einen wirklichen Unterricht gewähren kann. Der Unterricht muß regelmäßig gegeben werden und sowohl theoretisch als auch praktisch sein.

§ 2. Die Anzahl der Praktikanten an einer Bücherei außerhalb von Groß-

Die Diskussion galt, bei im allgemeinen grundsätzlicher Zustimmung, Einzelfragen, betonte jedoch ab und zu die Ausbildung im Ausland, wenn auch mehr als Vertiefung und Erweiterung für die, welche bereits die norwegische Vorbildung daheim erhalten haben. Die Büchereischule wurde vielfach abgelehnt, da jede Förderung der augenblicklichen „Überproduktion" sinnlos sei. Dagegen war man mit dem Referenten einig in dem Bestreben, die Ausbildung an den einzelnen Büchereien nach den von ihm vorgeschlagenen Grundsätzen zu regeln.

Im Novemberheft der gleichen Zeitschrift äußern sich dann noch — auf Anregung der Schriftleitung — frühere Schülerinnen zu der geplanten Neuordnung. Alle verlangen sie Gleichartigkeit der Ausbildung. Allerdings setze diese, da ja die Büchereien ungleichartig seien, die Ausarbeitung eines gemeinsamen Planes für die Lehrkurse voraus. Nur so sei auch die Abschlußprüfung berechtigt, während die Aufnahmeprüfung überhaupt überflüssig und unmaßgeblich sei. So begrüßenswert ein methodischer Ausbau und reichere Pflege des theoretischen Unterrichts sei, so wesentlich sei es auch, daß ihn die praktische und mechanische Tagesarbeit hinreichend ergänze. Schm.

Das Jahrbuch der deutschen Volksbüchereien*).

Eine kritische Besprechung von Dr. Wilhelm Braun (Stettin).

Das Jahrbuch*), von dem bereits der 2. Jahrgang vorliegt, ist das erste Nachschlagewerk über Deutschlands volkstümliche Büchereien, das seit dem Jahre 1910 erschienen ist. Die deutschen Volksbüchereien werden dem Verband deutscher Volksbibliothekare dankbar sein, daß er das Jahrbuch geschaffen hat; des leider zu früh von uns gegangenen Bearbeiters des 1. Jahrganges, des Stadtoberbibliothekars Dr. H. J. Homann (Berlin-Charlottenburg), dem das Zustandekommen dieses Nachschlagewerkes in erster Linie zu danken ist, sei hier besonders gedacht. — Das Jahrbuch ist insofern von besonderer Bedeutung, als es mit einer neuen Entwicklungsepoche des deutschen Volksbüchereiwesens anhebt, gibt doch der erste Jahrgang den Stand vom 1. 4. 1924 und die Betriebsergebnisse des Jahres 1923/24 wieder; er bietet somit einen Überblick über das deutsche Büchereiwesen am Ende der Inflationszeit und über die Etatsverhältnisse zu Beginn der neuen festen Währung.

Aufnahme haben alle Büchereien in den Städten des Reiches von mehr als 10 000 Einwohnern gefunden, soweit die vom Verband deutscher Volksbibliothekare

---

Kopenhagen darf nicht größer sein als die des festangestellten Personals (ausschließlich des leitenden Bibliothekars) und die Zahl zwei nicht übersteigen.

§ 3. Aufnahmebedingungen sind das Abiturientenexamen oder eine entsprechende Vorbildung, z. B. Lehrerexamen und Fremdsprache.

§ 4. Die Ausbildungszeit beträgt mindestens zwei, höchstens drei Jahre mit voller Arbeitszeit (sieben Stunden täglich). Das erste Halbjahr gilt als Probezeit.

§ 5. In der Probezeit beträgt der Lohn mindestens 50 Kr. monatlich, im folgenden Halbjahr 75 Kr. monatlich und danach mindestens 100 Kr. monatlich.

§ 6. Ausgebildete Praktikanten, welche die Aufnahmeprüfung für die Büchereischule bestanden haben, sind berechtigt zur Anstellung als tarifmäßige Assistenten.

§ 7. Als Volontäre werden nur die eingestellt, die eine andere bibliothekarische Vorbildung haben und für kürzere Zeit stellenlos sind, oder die von der staatlichen Büchereiaufsichtsbehörde („Bibliothekstilsyn") zum Volontärdienst zugewiesen werden, wie auch die, welche mit Rücksicht auf eine Tätigkeit verwandter Art einen Einblick in das Büchereiwesen gewinnen möchten.

§ 8. Diese Ordnung muß spätestens nach vier Jahren revidiert werden.

*) Jahrbuch der Deutschen Volksbüchereien. Hrsg. vom Verband deutscher Volksbibliothekare. Jg. 1. 2. Leipzig: O. Harrassowitz 1926/27. VI, 118 und VIII, 152 S. Lw. je 6,— M.

versandten Fragebogen beantwortet worden sind. Das Bedenkliche, die Aufnahmewürdigkeit der Büchereien lediglich von der Größe der Städte abhängig zu machen, nicht von einem gewissen Mindestmaß an Bedeutung der Büchereien, ist von den Bearbeitern selbst im Vorwort zum Jahrgang 1 hervorgehoben worden. Ob allerdings ein anderer Maßstab, der etwa dem bildungspfleglichen Wert der Büchereien gerecht würde, überhaupt möglich ist, scheint recht zweifelhaft; selbst wenn überall bereits Beratungsstellen beständen, wäre es nicht unbedenklich, die zuständigen Beratungsstellen etwa über die Aufnahmewürdigkeit entscheiden zu lassen. — Die zahlreichen Städte, die den Fragebogen nicht beantwortet haben, sowie die gleichfalls zahlreichen Städte, die noch keine Volksbücherei besitzen, sind in besonderen Listen am Schlusse des Jahrbuches aufgeführt. Leider sind aber diejenigen Büchereien, die zwar bei den Erhebungen für den ersten, nicht aber für den zweiten Jahrgang geantwortet haben, in diesem nunmehr fortgelassen und nur unter den säumigen Büchereien aufgeführt worden. Dadurch ist die erreichbare Vollständigkeit etwas gestört; diese (insgesamt 12) Büchereien hätten immerhin im Hauptteil des Jahrbuches selbst mit einem Hinweis auf Jahrgang 1 wenigstens genannt werden können.

Die oftmals recht schwierige Frage, ob eine Bücherei nicht richtiger den wissenschaftlichen Bibliotheken zuzurechnen sei, ist in dem Jahrbuch offensichtlich umgangen worden; man scheint sich ganz nach den Wünschen der Beantworter gerichtet zu haben. Es wäre jedoch im Interesse größerer Klarheit über den wirklichen Umfang des volkstümlichen Büchereiwesens sehr zu begrüßen, wenn nicht nur die Wünsche der Beantworter ausschlaggebend wären. Gleich die erste Bücherei im 2. Jahrgang gibt zu Bedenken Anlaß: Die Stadtbibliothek Aachen scheint nicht so sehr Volksbücherei als wissenschaftliche Bibliothek zu sein, zählt sie doch laut Jahrbuch 150 000 Bände bei einer Ausleihe von nur 12 402 Bänden, und das, obwohl sie gar keine Lesebeschränkungen kennt. Auffällig ist auch, daß dieselbe Bibliothek im Jahrbuch der deutschen Bibliotheken zu finden ist und dort den nicht allen Bibliotheken zuteil werdenden Vorzug genießt, neben den Staats- und Universitätsbibliotheken im statistischen Teil weitgehend berücksichtigt zu werden.

Auch von den „zweigeteilten" Betrieben, bei denen wissenschaftliche Bibliothek und Volksbücherei unter einer Leitung stehen, sollten (wenn die Erinnerung richtig ist) gemäß Fragebogen nur die Angaben über die eigentliche Volksbücherei Aufnahme finden. Es ist jedoch festzustellen, daß das Jahrbuch in seinen statistischen Tabellen bald den wissenschaftlichen Teil der Büchereien gemeinsam mit den eigentlichen Volksbüchereien aufführt (z. B. Essen, Dortmund), bald den wissenschaftlichen Teil richtigerweise nicht berücksichtigt (z. B. Erfurt, Lübeck, Stettin). Es mag zugegeben werden, daß es vielfach nicht möglich ist, die Personalangaben restlos nur für die eine Hälfte des Betriebes zu machen, weil erfahrungsgemäß in den „zweigeteilten" Betrieben aus arbeitsökonomischen Gründen häufig Verschiebungen vorgenommen werden müssen; aber die Betriebsstatistik und der Sachetat sind doch sicherlich überall getrennt, soweit eine Zweiteilung des Betriebes besteht. (Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß bei den Angaben über Stettin in Tabelle I und II, wie das im Hauptteil geschehen ist, erläuternd hinzugefügt werden muß, daß der Personalaufwand sich auf alle im Hauptteil genannten Büchereien bezieht.)

Die Angaben des Hauptteiles über die einzelnen Büchereien lassen an Vollständigkeit im allgemeinen nichts zu wünschen übrig; dankbar sei vermerkt, daß im 2. Jahrgang die Bändezahl der Büchereien auch im Hauptteil angegeben ist. Freilich sind die Angaben nicht bei allen Büchereien gleich umfangreich, wie jeder leicht ersehen kann, dem die Verhältnisse bei einer hinreichenden Anzahl von Büchereien vertraut genug sind. Es ist auch bei dem verschieden starken Äußerungsbedürfnis der einzelnen Büchereien kaum zu erwarten, daß es der Redaktion jemals gelingt, einen vollen Ausgleich zu schaffen.

In zwei Tabellen wird versucht, die Betriebs- und Aufwandzahlen vergleichend vorzuführen. Daß die Vergleichsmöglichkeit, die hiermit gegeben wird, zum mindesten fragwürdig ist infolge der Buntscheckigkeit der Betriebsverhältnisse und Benutzungsbestimmungen, gestehen die Bearbeiter des Jahrbuches selbst

zu. — Erstaunlich aber ist, daß so einfache Fragen, wie die nach der Zahl der Benutzer immer noch nicht richtig beantwortet werden, obwohl in dieser Hinsicht der Fragebogen keinen Zweifel zuließ. Hat beispielsweise Koblenz mit rund 59 000 Einwohnern wirklich 13 255 Leser, die 32 275 Bände entleihen? Dann wäre nahezu jeder vierte Einwohner Benutzer der Bücherei; oder ist hier doch nicht wieder jeder Leser so oft gezählt, als er überhaupt entleiht? Darauf läßt auch mit einiger Sicherheit der Umstand schließen, daß Koblenz keine Lese-beschränkungen kennt und daß die ausgeliehenen Bände zu 79 Prozent der Schönen Literatur angehören.

Die Tabellen I und II (Betriebs- und Aufwandzahlen) sind im 2. Jahrgang insofern eingeschränkt, als nur noch die Büchereien mit einem Bestand von mindestens 5000 Bänden darin verzeichnet sind. Auch von diesen Büchereien geben ohne ersichtlichen Grund erstaunlicherweise 11 nicht die Zahl der Benutzer an, 15 geben keine Auskunft darüber, wieviel Prozent des Bestandes der Schönen Literatur angehören, 11 lassen nicht erkennen, welchen Anteil die Schöne Literatur an der Ausleihe hat. (Übrigens scheinen die Zeichen für „negativ beantwortet" und für „nicht beantwortet" im Jahrbuch mitunter verwechselt worden zu sein; jedenfalls soll nach Jahrgang 2 Düsseldorf überhaupt keine Schöne Literatur verliehen haben, während offenbar doch nur die Angabe des Anteils der Schönen Literatur unterblieben ist.)

Noch ein Wunsch für den nächsten Jahrgang: die Tabelle I leidet darunter, daß sie über zwei Seiten reicht; eine wesentliche Erleichterung für den Benutzer würde es bedeuten, wenn etwa nach je fünf Zeilen eine Leitlinie eingeschoben würde.

Auf die Betriebs- und Aufwandtabellen folgen im 2. Jahrgang Übersichten über Ausleiheverfahren, gedruckte Kataloge, Büchereiberatungsstellen, volksbibliothekarische Vereine und Verbände, Bestimmungen über Ausbildung und Prüfung des volksbibliothekarischen Personals in den einzelnen Ländern, bibliothekarische Fachschulen. — Die Übersicht über die Ausleiheverfahren zeigt deutlich, daß das Buchkartensystem mit Präsenzkasten am meisten verbreitet ist; es ist in 175 Büchereien eingeführt, während 52 Büchereien die Buchkarte ohne den Präsenzkasten haben (darunter recht große Büchereien) und 72 Büchereien nicht angeben, ob ein Präsenzkasten vorhanden ist. Immerhin haben doch noch 92 Büchereien das Zettelsystem. Da die Art des Ausleihsystems recht wichtig ist für den Charakter einer Bücherei, wäre zu wünschen, daß künftig die entsprechenden Angaben in den Hauptteil des Jahrbuches, in das eigentliche Verzeichnis der Büchereien gebracht werden, ebenso die Angaben über die Druckkataloge; letztere etwas ausführlicher zu gestalten, wäre sehr verdienstvoll, zum mindesten ist es doch wichtig zu wissen, ob es sich um darlegende oder um führende Bücherverzeichnisse handelt, ob lediglich die Buchtitel aufgeführt werden, oder ob Buchcharakteristiken beigegeben sind.

Bei den Beratungsstellen wären sehr erwünscht Angaben über die Höhe der zur Verteilung gelangenden Mittel und über deren Quellen, eventuell auch über die Zahl der von ihnen betreuten Büchereien.

Wenn so eine Reihe von Verbesserungen und Erweiterungen des Jahrbuches als wünschenswert bezeichnet werden, so soll damit der Wert der geleisteten Arbeit nicht herabgesetzt werden. Es ist zu wünschen, daß dem mühsamen Werk, das die Bearbeiter im Interesse aller deutscher Volksbüchereien auf sich genommen haben, immer wieder neue Jahrgänge beschert sein mögen, zumal das Jahrbuch auch dem Kommunalpolitiker eine bequeme Handhabe gibt, sich über den Stand des deutschen Büchereiwesens zahlenmäßig zu unterrichten, ganz abgesehen davon, daß es dem Bibliothekar ermöglicht, den Erfolg seiner eigenen Bücherei stets wieder von neuem mit dem Arbeitsergebnis anderer Büchereien zu vergleichen. Es steht auch zu erwarten, daß das Jahrbuch von Jahrgang zu Jahrgang in allen seinen Angaben zuverlässiger wird, da die regelmäßig geforderte Beantwortung von statistischen Fragebogen nicht ohne Rückwirkung auf die Selbstkontrolle des einzelnen Betriebes zu sein pflegt.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Emil Zola (1840—1902).

Zola ist für uns der Romanschriftsteller des Naturalismus schlechthin, de literarische Entdecker und unverblümte, unermüdliche Beschreiber des Animalisch im Menschen, der Entartung und erblichen Belastung, ja, des Widerlichen un Häßlichen*) überhaupt, wovor Klassizismus und Romantik gleichermaßen d Augen geschlossen hatten, und das doch existiert und sich dokumentieren will. Wen allerdings Zola, der naturwissenschaftsgläubige Sohn des 19. Jahrhunderts a den wissenschaftlich-exakten Unterbau seiner Studien „zur Naturgeschichte de Menschen" sich etwas zugute hält, so müssen wir ihm Unrecht geben. Alle die Theorien, Milieutheorie wie Vererbungstheorie, die ganze auf einem unbegrei lichen Irrtum beruhende Prätension des „experimentellen" Romans, haben fi uns nur noch Kuriositätswert. Zolas Bedeutung ist nicht hier zu suchen. Au nicht in photographisch getreuer Wirklichkeitsschilderung. Die hat er zwar ge legentlich als Ideal verkündet, aber schon die berühmte, an Taine anknüpfend Definition des Kunstwerks als „eines Stücks Natur, gesehen durch ein Tempe rament", schränkt die Objektivitätsforderung wieder unbegrenzt ein — Klarhe war nicht Zolas Sache! — und in der Praxis war der große Epiker nahezu da Gegenteil eines getreuen Wirklichkeits-Kleinmalers. Davor bewahrte ihn sein überschäumende Phantasie: Das Stück Natur, gesehen durch dieses Temperamen bietet, wie Lanson sagt, einen „monströsen Lebenstraum", und nicht „einfach übe tragene Dinglichkeit". Und Brandes (in „Menschen und Werke") weist darau hin, wie Zolas Phantasie stets an der Arbeit ist, durch unermüdliche Häufung vo Einzelheiten, durch eine Umformung und Umdeutung, in der sich eine Art Ele phantiasis, ein Trieb zum Massenhaften, Überwältigenden, zur Fülle, zum Übe strömenden ausdrückt, das Natürliche ins Übernatürliche, ja, ins Symbolhaf Überirdische zu steigern. Hier liegt Zolas künstlerische Größe und von hier au gesehen enthüllt sich diese robuste Künstlernatur auf einmal als Romantiker, al Phantasiegewaltiger von der rauschenden, grobschlächtigen, aber echten, kräftige und manchmal hinreißenden Art Viktor Hugos.

Mehr im Stofflichen wurzelt Zolas Bedeutung als sozialer Schriftstelle Gerade die hervorragendsten seiner Werke sind ausgesprochene Arbeiterroman und fast in allen wird an soziale Probleme mindestens gerührt. Ohne tiefe, ori ginelle, oder auch nur besonders klare Einsichten war er doch ein wichtiger Vor kämpfer sozialer Gerechtigkeit, ein beredter, mutiger, warmherziger Anwalt de Proletariats. Und der Arbeiter wiederum ist der treueste Schildhalter seine Dichterruhms geworden; die Volksbücherei, vor allem natürlich die industrie städtische, hat daher mit Zola als einem ihrer volkstümlichsten Verfasser zu rechnen

Zola begann mit unbedeutenden Novellen, von denen deutsch zwei Proben „Claudes Beichte" und „Das Vermächtnis" vorliegen; bedeutend ist er er in „Thérèse Raquin", einem Werk aus der Schule von Flauberts „Frau Bo vary", aber schon ganz selbständig in der krassen, grellen Charakter- und Zu standsschilderung. Zolas Hauptwerk ist die zwanzigbändige Roman serie „Die Rougon-Macquart, Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich" (deutsche Ausgabe bei Kurt Wolff, München 1922—24, geb. j 5—6 M.). Er wollte hier einen Beleg zu seiner — d. h. in der Hauptsach des Mediziners Claude Bernard — Vererbungstheorie liefern, indem er die Ge schichte der einzelnen Glieder der Familien Rougon und Macquart erzählte. Da beabsichtigte geschlossene Monumentalwerk ist dabei nicht herausgekommen, sondern eben wie Balzacs „Menschliche Komödie", die Zola als Vorbild vorschwebte, zer fällt das Werk völlig in seine Einzelteile: jeder Roman ist — gottlob! — für sich

---

*) Es versteht sich daher von selbst, daß der Volksbibliothekar bei der Aus gabe von Zola-Romanen, und zwar bei allen ohne Ausnahme, Jugendlichen und sonstigen Unreifen gegenüber mit aller erdenklichen Vorsicht verfahren muß.

allein lesbar und verständlich; die konstruierten Familienzusammenhänge sind ja überhaupt unnützer Ballast — gerade in seinen besten Romanen hat Zola sie völlig vergessen! Die letzten Werke des Dichters, eine Trilogie („Lourdes", „Rom", „Paris") und „Die vier Evangelien" (vollendet sind nur drei) bringen keinerlei Steigerung mehr, „sie fügen dem Ruhm Zolas nichts hinzu", wie es Lanson ausdrückt.

Für kleine Büchereien:

Germinal. 711 S. (Die Rougon-Macquart. 13.) Neben der „Schnapsbude" das genialste Werk Zolas. Höchst bezeichnend für den großen Epiker, wie die Geschicke des Helden, Etienne Lantiers, zurücktreten hinter dem großen Kollektiverlebnis des Streiks einer Menge jämmerlich verkommener, schändlich ausgesaugter, zum Tier erniedrigter Bergwerksarbeiter. Etienne, der Sozialist, ist ihr Führer; aber er ist nur „Schaum auf der Woge"; wird von dem Aufruhr emporgetragen, steht einen Augenblick oben, ein schwankender, innerlich unsicherer, autodidakter Agitator, dann sinkt er unerbittlich hinab mit der Woge der Empörung, die unter dem Zwang des Hungers und der militärischen Gewalt verebbt. Aber über der Trostlosigkeit dieses Trümmerfeldes erscheint Zolas große Zukunftsvision: „Männer, eine schwarze Armee, wuchsen rächerisch herauf, wuchsen herauf für die Ernte des kommenden Jahrhunderts". Trotz aller Monumentalität ist der Roman reichgegliedert: von der großen, länderumspannenden Industriekrise bis herab zu den intimsten Leib- und Seelennöten des armen Schleppermädels ein Arsenal menschlichen Leidens, menschlicher Bestialität und menschlicher Größe — eine soziale Studie von der aufrüttelnden Eindringlichkeit eines Pamphlets, zugleich voll der fieberhaften, explosiven Spannung des Sensationsromans.

Die Schnapsbude. 574 S. (Die R.-M. 7.) Der Roman (bei uns unter dem wörtlich übersetzten, aber mißverständlichen Titel „Der Totschläger" bekannter), erzählt die Geschichte der unglücklichen Gervaise Macquart und ihres Mannes, des Zinkarbeiters Coupeau, verdorbener, aber im Grunde guter Menschen, die auf dem Pariser Pflaster verrecken, während der Halunke Lantier lächelnd weiterlebt — der „schöne Lantier" mit dem gepflegten schwarzen Bärtchen im olivenfarbenen Provençalengesicht, dem glattgezupften Rock auf dem schmutzigen Fell und den weichen arbeitsscheuen Händen — eine der unvergeßlichen Gestalten der Weltliteratur. Das Buch, eine Vision der Verkommenheit ohnegleichen, tief pessimistisch — denn die Menschen, die hier zugrunde gehen, sind nicht schlecht, „nur ahnungslos" — enthält den ganzen Zola in letzter Vollendung; alles was charakteristisch für ihn ist, erscheint hier in glücklichster Ausprägung; wenn er etwa den tagelangen Todestanz Coupeaus im Schnapsdelirium in wirkungsvoll monotoner, Einzelheit auf Einzelheit häufender Beschreibung wiedergibt, oder die Schnaps erzeugende Maschine zum menschenfressenden Moloch beseelt. Und dies Kunstwerk ist zugleich eine Anklage, die nichts von ihrer Stoßkraft verlieren kann, die „aktuell" bleibt, solange es noch „Schnapsbuden" gibt.

Der Zusammenbruch. 758 S. (Die R.-M. 19.) Bericht der Feldzugserlebnisse zweier sehr ungleicher Kameraden, des jungen, gebildeten, schwachnervigen Großstädters Maurice Levasseur und des altgedienten, bedächtigen Bauern Jean Macquart, um die herum sich die Ereignisse von 1870 abspielen, in geschickt aufgebauter Kulisse aus Korporalschaft, Regiment, Heer und Volk. Zwar ist es Zola nicht gelungen, das Schicksalhafte, den Sinn dieses Zusammenbruchs von Sedan bis zum Brudermord der Kommunetage herauszustellen, dafür aber packt er durch die realistische Einzelschilderung: das Abschlachten beim Straßenkampf, die sinnlosen Hin- und Hermärsche, die Kopflosigkeit der Führer, Heroismus und Niedertracht der Soldaten, das alles wird in diesem ungeschminkten Kriegsroman lebendig, der zudem in seiner gerechten und würdevollen Haltung dem Feind wie den Schuldigen im eigenen Lande gegenüber ein Dokument schöner Menschlichkeit ist.

Dazu für mittlere Büchereien:

Der Bauch von Paris. 461 S. (Die R.-M. 3.) Die Geschichte des dürren Florent, der, ein harmloser Privatlehrer, das Pech hatte, am 4. Dezember 1851 auf den Barrikaden erwischt und nach Cayenne deportiert zu werden. Entflohen und wieder nach Paris gelangt, wird er von seinem Stiefbruder, dem in-

zwischen fett gewordenen Fleischer Quenu und dessen Frau, der schönen, fetten, blonden Lisa, aufgenommen. Aber ihre Beziehungen trüben sich: Florent, durch sein Unglück verbittert, gerät in einen Kreis politisch Unzufriedener (von denen die Hälfte Spitzel sind) und läßt sich in ein Komplott zur Herbeiführung gerechterer Zustände ein. Damit zieht er sich Lisas Haß zu; die saubere, satte Bürgerin, die in der Politik die Quelle aller Bürgerglück bedrohenden Unruhe haßt, und der die verdächtige, verhungerte Magistergestalt ihres Schwagers ohnehin ein Greuel ist (der Gegensatz zwischen Dicken und Dünnen geht durch das ganze Buch!) denunziert Florent, der wieder, diesmal für immer, nach Cayenne wandert. Berühmt ist der Roman hauptsächlich wegen seiner Schilderung der Hallen, des „Bauches" von Paris, die mit echt Zolascher Freude am Saftigen, Bunten und Stinkenden durchgeführt ist.

Die Eroberung von Plassans. 433 S. (Die R.-M. 4.) Abbé Faujas, wegen dunkler Vergehen aus seinem Sprengel entfernt, erhält in Paris Verzeihung und Belohnung in Aussicht gestellt für den Fall, daß es ihm gelänge, sich in Plassans durchzusetzen und die dortigen Klerikalen für die Regierung zu gewinnen. Wie nun Faujas, der verkörperte zielbewußte Machthunger, mit Unterstützung der schwachen, bigotten Frau Mouret erst das Haus François Mourets, dann ganz Plassans „erobert", das ist der eigentliche Vorwurf des Romans. Der schauerliche, grandiose Schluß, der all den Aufwand an Klugheit, Energie und Verruchtheit in Rauch und Flammen aufgehen läßt, spricht dann das Urteil über das Werk des Abbé Faujas. Glänzendes Bild der französischen Provinzgesellschaft!

Das Glück der Familie Rougon. 499 S. (Die R.-M. 1.) Von den beiden Familienzweigen der Rougons und der Macquarts machen die einen ihr Glück, die andern bleiben Bauern oder Proletarier. Hier, im ersten Band der Serie, wird der Aufstieg der Familie Rougon in die Bourgeoisie geschildert, ihre Teilnahme an dem Staatsstreich von 1851, der Putsch, der sie zu Herren von Plassans macht, und das Ende des Republikaners Silvère Macquart: die große auf den Anfängen der Rougons lastende Blutschuld, die ihnen allen das Kainszeichen aufdrückt — ein genialer Griff des Dichters, der damit sagen wollte: was hier geschieht, ist Verbrechen und kündigt eine Epoche der Schande und der Gewalt an. Genial ist auch die beißend-satirische Schilderung des Kleinstadtputsches: Wie Pierre Rougon, der kleine anrüchige Spießer, das Vaterland rettet, indem er — sich verkriecht, solange die Gefahr dauert, die Gemeinheiten, deren eine Kleinbürgerin fähig ist, die Steuerdirektorsfrau werden will, dieses ganze groteske Nachspiel des Pariser Putsches ist zu einem Zeitgemälde von unverwüstlicher Frische gestaltet.

Die Jagdbeute. 407 S. (Die R.-M. 2.) Aristide Saccard alias Rougon, einst mit ausgefransten Hosen von Plassans gekommen, um Paris zu „erobern" (ein Lieblingsausdruck Zolas!), hat endlich das Gold, das auf der Straße liegt, gefunden: Er ist Grundstücksspekulant geworden, und dank der großen Straßendurchbrüche Napoleons III. gehen jetzt Millionen durch seine Hände (ohne freilich haften zu bleiben). Denn so hat — nach Zola — Napoleon seine Getreuen belohnt: mit einem gehörigen Anteil an der „Jagdbeute". Diese kaiserlichen Gaunereien geben die Kulisse ab; in den Vordergrund gerückt ist die große Offenbachiade des 2. Kaiserreichs: Die Jagdbeute erscheint auf prächtiger Tafel serviert, vor einer auserlesenen Gesellschaft von Halunken, Schwächlingen und verdorbenen Frauen, deren raffinierteste Renée, Saccards Frau, ist, die den Mann mit seinem eigenen Sohn aus erster Ehe betrügt. Ein Gesellschaftsroman für Anspruchsvolle!

Das Paradies der Damen. 631 S. (Die R.-M. 11.) Der Roman behandelt in herkömmlicher Weise das Schicksal eines armen Ladenfräuleins (Denise Baudu mit Namen), das nach mancherlei Mißgeschick und siegreich bestandenen Gefahren für ihre Tugend von ihrem Chef (Octave Mouret) in den Ehehimmel erhoben wird. Wert und Originalität des Romans beruhen auf der bewundernswert lebendigen Schilderung des Warenhauses, das wie ein Ungeheuer das ganze Viertel frißt, und in der Art, wie am Beispiel dieses Hauses „Zum Paradies der Damen" die große wirtschaftliche Lebensumformung deutlich gemacht ist, die um

die Mitte des vorigen Jahrhunderts zum Großbetrieb, zur Massenproduktion und -Konsumtion und zur Vernichtung des Kleinhandels führte.

Die Sünde des Abbé Mouret. 455 S. (Die R.-M. 5.) Ein seltsamer, interessanter Roman, der die Mythe von Adam und Eva originell nachschafft: Sergius Mouret, Pfarrer im Artaud, ein Priester-Jüngling nach dem Herzen der Kirche (wie Zola meint): kindlich-gläubig, ein Heiliger und Mystiker, der Jungfrau ergeben, verfällt in schweres Fieber und erwacht als neuer Mensch in einem riesigen, urwaldhaften Park (dem „Paradies"!), darin noch alte Rokokogötter spuken; und dort, an der Seite Albines, die, ein Geschöpf dieses Parkes, völlig zur heidnischen Göttin umgedichtet ist, erlebt er seine erste Liebe, erinnerungslos, unbefleckt, tierhaft glücklich. Erwacht und aus dem Paradiese vertrieben, gehetzt von der Reue ob des gebrochenen Gelübdes, wird er zum freudlosen, unfruchtbaren, der Welt abgestorbenen Priester, dem ewigen Erbfeind der Natur, des Lebens. Der Roman, der durch Feinheit und Zartheit überrascht, wird für den gebildeten Katholiken nichts Anstößiges haben — das naive Mißverstehen kirchlicher Lehren wird keine ernsthafte Überzeugung berühren können, und von plumpen Ausfällen hält Zola sich völlig fern; der geistig ungeschulte Katholik dagegen wird aus dem Buch instinktiv nur den Angriff auf seinen Glauben herauslesen — hier wäre also bei der Ausleihe Vorsicht geboten.

Dazu für größere Büchereien:

Das Geld. 616 S. (Die R.-M. 18). Ein Bild jener französischen „Gründerzeit" der sechziger Jahre: Saccard, der „Dichter der Million", versucht einen neuen Goldregen zu entfesseln: Er gründet die Banque universelle zur Erschließung Kleinasiens und Ägyptens. Wie das Unternehmen, auf gesunden Voraussetzungen ruhend, dennoch schließlich scheitert — durch Saccards wahnwitziges Spekulieren — das wird in einer Darstellung lebendig, die, besonders in der Schilderung des Börsenspiels, bei aller Phantasieentfaltung genaueste Sachkenntnis verrät. Bedenklich bleibt Zolas Geld-„Philosophie": Ein seichter Optimismus — charakteristisch für den späteren Zola —, der eine Rechtfertigung des fluchbeladenen Mammons darin sieht, daß mit Geld Schiffahrtslinien und Städte in der Wüste (voll jenes Proletariats, das der Dichter des „Totschlägers" so gut kannte!) gegründet werden.

Am häuslichen Herd. 589 S. (Die R.-M. 10.) Querschnitt durch ein Bürgerhaus, und zwar ein „hochherrschaftliches" mit imitierten Marmorwänden, rotem Läufer und einem fetten Halunken von Portier; eine erbauliche Chronik, die verzeichnet, was alles in so einem feinen Hause passiert: Da werden Ehen gebrochen und wieder zusammengeleimt, Töchter verschachert und Schwiegersöhne um Mitgiften geprellt, Gesellschaften ab- und Geliebte ausgehalten, Moralpredigten sausen hernieder und Dienstmädchen werden mißbraucht, — und fast alle sind sie einander wert: „Ob nun diese oder jene ... es sind überall dieselben Leute: Schwein und Kompanie." Nur für Leser, die Sinn haben für schonungslose, verhalten grimmige, aber unpathetisch-kurzweilige Satire.

Die Lebensfreude. 491 S. (Die R.-M. 12.) Hier wird ein Mündel um sein Erbe gebracht, ein alter Mann von der Gicht gefoltert, hier werden Arbeiter vom Meer verschlungen, Frauen winden sich im Kindbett, Verlobte quälen und Verwandte ärgern sich gegenseitig zu Tode — kurz, der Roman enthält so mancherlei, was einem die Freude am Leben wohl versalzen könnte. Aber man lasse sich durch den Titel nicht irreführen: Zola meint die Lebensfreude, das hellängige Lebenwollen und -bejahen des gesunden, kräftigen und festen Menschen, das nicht weiches Behagen und satte Zufriedenheit ist. Diese Lebensfreude erscheint glaubhaft verkörpert in Pauline Quenu — schade nur, daß Zola, nach Art eigensinniger und beschränkter Dogmatiker, gemeint hat, zur höheren Ehre der Lebensfreude den Gegenspieler, Lazare (Lazarus!), zum ärgerlichen, kranken Trauerbold erniedrigen zu müssen, und den philosophisch-romantischen Pessimismus in diesem vorteilhaft gewählten Vertreter möglichst billig erledigen zu können.

Nana. 613 S. (Die R.-M. 9.) Die sattsam bekannte Geschichte der Tochter jenes Säufers Coupeau aus dem „Totschläger", die vom Gassenmädel zur großen

Kokotte aufsteigt, im Fluge eine Unzahl Männer aussaugt und ruiniert, vergleichbar „einer sonnenfarbenen Fliege, die aus dem Kot auffliegt und wie Edelgestein schillernd in die Paläste flog". Bezeichnend für Zola ist die soziale Betrachtung des Problems Dirne: „Sie rächte die Armen und Elenden, deren Enkelin sie war. Mit ihr stieg die Fäulnis, die man im Volke gären ließ, in die Höhe und verpestete die Oberschicht."

Therese Raquin. München: Wolff 1923. 287 S. Geb. 6,—. Es wird der Verlauf einer Ehebruchsgeschichte erzählt: Therese, bei ihrer Tante aufgezogen, deren liebevolle Tyrannei alle Widerstände gebrochen und sie auch dazu vermocht hat, ihren unglücklichen Vetter, den kranken, vermickerten Kamill, zu heiraten, wird die Geliebte seines Freundes, des großen, vollblütigen Bauernsohnes Lorenz. Vereint schaffen sie Kamill bei einer Kahnpartie beiseite; aber statt sie zu vereinigen, trennt der Mord die Liebenden: Die grauenhafte Vision der Wasserleiche stellt sich zwischen sie und jagt sie in den Tod. Ein echtes Werk des Naturalismus: Das trübselige Kleinbürger-Milieu ist mit unfehlbarer Sicherheit getroffen, packend, alpdruckhaft beängstigend die Schilderung des Leichenschauhauses.

Seine Exzellenz Eugen Rougon. 523 S. (Die R.-M. 6.) Der Held des Buches ist nicht nur „der größte Rougon", er ist „der große Mann" des zweiten Kaiserreichs schlechthin: Ein Abenteurer von etwas anrüchiger Herkunft, robust und brutal, bauernschlau, kulturlos, Realpolitiker ohne Ideen und weltumspannende Ideale, aber in seinem Machthunger und Autoritätsglauben ein Ideologe der erfolgreichen Gewalt. In der Zeichnung dieses „Löwen" mit den Raffklauen und seiner „Bande" erschöpft sich die Bedeutung des Romans; die Handlung kommt dabei, besonders gegen den Schluß hin, entschieden zu kurz — Intrigen ohne viel Ziel und Sinn. Für Leser, welche die Menschengattung „Politiker" interessiert (aber wohl auch nur für solche) noch heute eine Lektüre von höchst lebendigem Reiz.

Das Werk. 527 S. (Die R.-M. 14.) Die Geschichte Claude Lantiers, des Malers, der die Schule des plein-air begründet, und dessen Fluch es ist, daß er kein Bild vollenden kann: Was nicht geniale Skizze bleibt, wird zum unförmigen, scheußlich rohen, ohnmächtigen Geschmier. Erschütternd, wie das tote Weib auf der Leinwand, dem Leben einzuflößen er sich vergeblich abmattet, schließlich sein lebendes Weib, sein Kind, ja, ihn selbst verzehrt. Zwar ist es Zola nicht gelungen, seinen Helden so ganz vom zeitgegebenen Hintergrunde loszulösen, daß Claude Lantiers, des Naturalisten, Kämpfe mehr als Tragik eben eines Malers des Naturalismus wären, aber vielleicht ist gerade die Bitternis dieser Schilderung eines Künstlerlebens in Elend und Häßlichkeit ein gutes Gegengift gegen die süßlichen Poetisierungen etwa eines Rud. Hans Bartsch, und die dadurch genährten sehr verbreiteten Vorstellungen vom fröhlichen Künstlervolk und seinem sorglosen Geniedasein.

Die drei Städte.

1. Lourdes. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1907. 553 S. Vergr.*) (früher geb. 3,50).
2. Rom. Leipzig: Insel-Verlag 1923. 1011 S. Geb. 8,—.
3. Paris. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1911. 699 S. Vergr.*) (früher geb. 3,50).

In Pierre Froment, dem Helden der „Drei Städte", hat Zola eine Gestalt geschaffen, in der er selbst mit seinen religiösen Anschauungen sich deutlich spiegelt. Aber Zola im Gewand des katholischen Priesters — das mußte eine unmögliche Figur ergeben, und unmöglich, unglaubwürdig als Priester wie als Mensch ist dieser Abbé Froment, der das „Opfer seiner Vernunft" nicht bringen kann, „der aber dennoch den Mut (sic!) hatte, den frommen Betrug auf die Menge herab-

*) Büchereien, die Wert auf Anschaffung der „Drei Städte" legen, werden warten müssen, bis die bei Kurt Wolff erscheinende Gesamtausgabe fortgesetzt wird. Doch sei ausdrücklich bemerkt, daß gerade der wertvolle 2. Band („Rom"), ein abgeschlossener, für sich allein lesbarer Roman, im Buchhandel zu haben ist.

strahlen zu lassen", bis er es nämlich, gegen Ende des 3. Bandes, für angezeigt hält, seiner längst feststehenden eigenen Religion des naturwissenschaftlich fundierten Sozialismus zu folgen, den Priesterrock auszuziehen, seine Katharina Bora heimzuführen, von Zeit zu Zeit ein Kindlein in die Wiege zu tun, und so ein streng naturwissenschaftliches Leben im Sinne Zolas zu führen. Der Dichter hat uns in diesem Spätwerk nichts Neues mehr zu sagen; als Ganzes betrachtet, wird es wohl nur dem Biographen wertvoll sein: Die sonst verstreuten religiösen und religionsgeschichtlichen Meinungen Zolas finden sich hier, nicht vertieft noch klarer gefaßt, aber ausgiebiger belegt, sorgfältiger begründet, breit aufgerollt. Als Roman interessiert nur der 2. Band („Rom"), in dem ein prächtiges Bild römischer Bauten, Gärten und (besonders) Prälaten gezeichnet und Roms Geschichte in Visionen heraufbeschworen wird, die trotz Einseitigkeit und Plumpheit echtes Dichterwerk sind. „Rom" allein bietet auch spannende Handlung, die beiden andern Bände sind eigentlich ausgesprochen langweilig. In katholischen Gegenden mit Vorsicht auszugeben (vgl. das zur „Sünde des Abbé Mouret" Gesagte!).

Nur für größte Büchereien:

Die Bestie im Menschen. 459 S. (Die R.-M. 17.) Jacques Lantier, der Geliebte Severine Roubauds, der Frau des Stationsvorstehers von Le Havre, ist mit einem furchtbaren Erbe belastet, das ihm von weither zugekommen ist und, etwas vag, so erklärt wird: „Eine Frau töten!... es war jedesmal wie der plötzliche Anfall einer blinden Wut, ein immer wiederkehrender Durst, weit zurückliegende Beleidigungen zu rächen. Das kam von dem Übel, das die Frauen seinem Geschlecht angetan hatten, seit jenem ersten Betrug damals in den Höhlen." Einen Augenblick glaubt er sich durch die zarte Liebe zur schönen, sanft-sinnlichen Severine geheilt, da, als sie ihn drängt, das „Hindernis", den immer mehr gehaßten Roubaud, zu beseitigen, erwacht die Mordgier wieder, und das Messer, für den Mann bereitgelegt, fährt der Frau in die verlockend dargebotene weiße Kehle. Neben diesem passieren noch mehrere Morde in dem Roman; die Bestie im Menschen soll eben an mehreren Beispielen erläutert werden. Und hierbei verfällt Zola in einen seiner Hauptfehler: Er vereinfacht den Menschen mit doktrinärer Gewalttätigkeit, der durch „Experiment" zu beweisenden Behauptung zuliebe: Die Naturwissenschaft sagt: Der Mensch ist, unter anderem, eine Bestie — folglich läßt Zola einen Roman lang Menschen, wahre Triebmarionetten, einander morden. Die mechanistische Psychologie Zolas bietet hier gerade für den populär-naturwissenschaftlich „gebildeten" Leser eine sehr ernst zu nehmende Gefahr, denn es ist Aufdringlichkeit in seiner fatalistischen Behauptung; als ob er mit dem Buche sagen wollte: Morde nur Mörder, das ist nun mal menschliche Funktion. Ein paar Szenen, darin die Nachtseite des Lebens wirklich gepackt ist, — z. B. der Mord im Schnellzug Paris-Le Havre — können mit der einfältigen Roheit der Konzeption nicht versöhnen.

Ein Blatt der Liebe. 449 S. (Die R.-M. 8.) Die Geschichte eines folgenschweren Fehltritts: Helene Mouret, die als Witwe in Paris lebt, gibt sich ihrem Straßennachbarn, einem jungen Arzt, hin. Als sie vom Stelldichein zurückkommt, ist ihr Kind krank: Die zarte, hysterische, glühend eifersüchtige kleine Jeanne hat das Geheimnis gewittert, die Abkehr der geliebten Mutter bricht ihr das Herz, sie stirbt. Einige hübsche Schilderungen echt pariserischer Kinderfeste, dazu immer wechselnde Bilder von Paris in seinen verschiedenen Stimmungen, bilden den besonderen Reiz dieser Episode, die sonst wenig Charakteristisches hat.

Doktor Pascal. 446 S. (Die R.-M. 20.) Das Abstoßende des Inzests, das dieser Liebesgeschichte zwischen Doktor Pascal Rougon und seiner Nichte Clotilde anhaftet, hat Zolas künstlerische Behandlung nicht zu überwinden vermocht; dabei ist dieser letzte Roman der Rougon-Macquart-Serie unpsychologisch, unglaubwürdig, und man könnte selbst sagen: langweilig und unbedeutend, wenn er nicht noch einmal einen Überblick über die Einzelschicksale der Rougons, den Versuch einer nachträglichen Zusammenfassung und Erläuterung böte; so wird er als Ergänzungsband und gleichsam Register für große Büchereien doch wohl unentbehrlich sein.

Der Traum. 263 S. (Die R.-M. 16.) Eine zarte romantische Dichtung, ganz willkürlich in die Rougon-Macquart-Serie eingereiht dadurch, daß die Heldin, höchst einfach, zur Rougon erklärt wird. Diese Angélique, die als Findelkind in die uralte Stickerfamilie der Huberts gekommen ist, wächst im stillsten Winkel von Beaumont l'Eglise, im Schatten der gotischen Kathedrale auf; das Vorbild der frommen Pflegeeltern, die Arbeit am Stickrahmen, die Beschäftigung mit den heiligen Gewändern, die ganze weihrauchdurchduftete Atmosphäre des alten Hauses, alles wirkt zusammen, um sie zu verzaubern, in einen „Traum" zu wiegen, darin auch das Liebeserlebnis Legende wird. Der Roman verlangt sensible Leser; ihnen wird er mit seiner feinen Ausmalung der ästhetischen Reize des katholischen Kultes Genuß und künstlerische Anregung und — sofern sie Protestanten sind — auch Belehrung schenken.

Für die Volksbücherei entbehrlich:

Claudes Beichte. München: Wolff 1925. XIII, 200 S. Geb. 6,—. Die verweinten Tagebuchblätter einer trivial-romantischen Jünglingsseele, vom 25jährigen Zola als Protest gegen Mussets und Murgers Bohème-Romantik gemeint und dennoch nicht anders denn als schwächliche Nachahmung wirkend. Der spätere Zola kündigt sich nur in dem seltsam gewählten Thema an: Ein junger Dichter, der voll „Sehnsucht nach Reinheit und Unschuld" auszog, um an eine häßliche, alte Straßendirne zu geraten.

Das Vermächtnis. München: Wolff 1925. VIII, 168 S. Geb. 6,—. Blanche de Rionne läßt ihren Adoptivsohn Daniel Raimbault an ihrem Totenbett schwören, darüber wachen zu wollen, daß ihre kleine Tochter nicht wie sie, die Mutter, durch einen Mann unglücklich werde. Das harmlose Geschichtchen erzählt, wie Daniel das „seiner lieben Heiligen" gegebene Versprechen hält und wie er dabei zugrunde geht.

Mutter Erde. 674 S. (Die R.-M. 15.) Die Geschichte Jean Macquarts, der als gelernter Tischler aufs Land verschlagen wird, ein Dorfmädchen heiratet, selbst Land erwirbt, aber doch ein Fremder bleibt, nicht Wurzel faßt (im „Zusammenbruch" und in „Doktor Pascal" erscheint er im Gegenteil als „der" festverwurzelte Bauer), und schließlich Frau und Hof verliert. Der Roman ist ein Triumph Zolascher Umwelt-Theorie — und der Bankrott aller Kunst: Diese Bauern, die Zola als der Scholle verhaftet bis zum Verbrechen zeigen wollte, erscheinen schließlich nur mehr als schollenverhaftete Verbrecher, hinter denen bei jedem Schritt der Dichter auftaucht und triumphierend erklärt: C' est la terre („Mutter Erde" ist zu gemütvoll übersetzt). Die hier geoffenbarte Weltanschauung darf man mit Schopenhauer getrost „Bestialismus" nennen. So sehr man der Volksbücherei, besonders der ländlichen, ein recht monumentales Gegengewicht gegen die vielen sentimentalen Dorfgeschichten wünschen möchte — Zolas „Erde" ist dieses Gegengewicht nicht.

Die vier Evangelien. Leipzig: Insel-Verlag 1923. Vergr. (früher geb. angeblich 3,—).
Fruchtbarkeit. 637 S.
Arbeit. 402, 404 S.
Wahrheit. 722 S.

Diese Bibel des Materialismus wiederholt, bis zum Überdruß weitschweifig und redselig, alles, was wir sonst schon als Zolas Anschauungen kennen: es ist primitiv genug und so wenig, daß die Titel dem Wissenden schon genügen: „Fruchtbarkeit" (es handelt sich um Weiber-Fruchtbarkeit), „Arbeit", „Wahrheit" — in jedem dieser drei Evangelien (vor Beendigung des vierten, „Gerechtigkeit", starb der Dichter) wird einer seiner Lieblingsgedanken breitgetreten. Daher denn auch die Kritik des Materialismus, die das ganz im Abstrakten wurzelnde Werk mit vernichtender Schwere traf; es ist für uns einfach nicht mehr lesbar. Dabei ist auch die Handlung in allen drei Bänden so belanglos, daß keine noch so willige Leserphantasie die Totenstarre dieses letzten Riesenromans des großen Arbeiters Zola lösen wird.

G. Hermann (Spandau).

B. Wissenschaftliche Literatur.

I. Religion, Philosophie, Erziehung.

Kräutlein, Jonathan: Friedrich Nietzsches Morallehre in ihrem begrifflichen Aufbau. Eine systematische Studie. Leipzig: Meiner 1926. 80 S. Geh. 3,50.

Gegenüber der historischen und literarkritischen Untersuchung der Werke, gegenüber der psychologischen Bemühung um den Menschen Nietzsche wird hier eine systematische Darstellung seiner Lehren erstrebt. Die Berechtigung, ja die Aufforderung dazu geben Nietzsches dritte Schaffensperiode, d. h. die Periode, welche durch eine neue Morallehre die beiden ersten, die metaphysisch-ästhetische und die positivistische, widerlege und „aufhebe". Diese letzte Periode verlange vom Systematiker folgende Gliederung, die allerdings keine genaue zeitliche Entdeckung aufdecken wolle, sondern nur im Logischen begründet sei: der physiologisch orientierte Wille zur Macht stellt die Forderung und Lehre des Übermenschen auf; dieser wird durch eine neue Schätzung des Geistigen widerrufen und wandelt sich zum „neuen Philosophen", zum „Propheten der schenkenden Tugend"; beide noch ästhetisch bestimmten Ideale müssen der religiösen Bestimmung weichen, die sich durch den Gedanken von der „ewigen Wiederkunft" dokumentiert. Zarathustra ist letztlich „Religionsstifter". Endlich bedeutet der Wahnsinn — jedoch mit Hinsicht auf das geistige Werk nicht das biologische Ereignis der Krankheit, sondern der geistige Zustand, in dem Nietzsche sich zugleich mit Dionysos und dem Gekreuzigten identifiziert — die „Selbstaufhebung". — In gedanklich klarer und schöner Sprache wird mit zahlreichen Hinweisen auf Belegstellen dieser geistige Werdegang Nietzsches vorgeführt. Die Darstellung ist fast zu knapp gegenüber den Thesen und wirkt dadurch leicht etwas programmatisch. Ist die Systematik nicht doch etwas zu sehr Wunsch? Und fordert Nietzsches geistiges Vermächtnis dennoch nicht eine andere, nicht so hegelisch bestimmte Methode des Erkennens? Es gilt immer noch und gerade von diesem Zarathustra-Nietzsche: „Sie hätte singen, nicht reden sollen, diese neue Seele." — Für größere Büchereien. V. A. Schmitz (Stettin).

Krieck, Ernst: Deutsche Kulturpolitik? Frankfurt a. M.: Neuer Frankfurter Verlag 1928. 132 S.

Diese Schrift ist im Kampfe gegen den reaktionären Schulgesetzentwurf der Reichsregierung entstanden und wendet sich aufs Schärfste gegen den Ultramontanismus der römischen Kurie und des deutschen Zentrums. Nicht gegen die katholische Religion: Denn der Verfasser weist nach, daß diese, je innerlicher sie aufgefaßt wurde, sich stets um so kräftiger gegen ultramontane Machtansprüche gewehrt hat. Er geht von dem Gedanken aus, daß das Recht an der Schule danach entschieden werden müsse, woher das Bildungsgut der Schule stammt, wie es beschaffen ist, wer seine schulmäßige Organisation erzeugt hat und unterhält. Hierzu untersucht er die Stellung des Staates und der Kirche zum Kulturgut und stellt fest, daß ein Staat, der die Kulturhoheit aufgibt, sich selbst verneint. Da die Schule der wichtigste Teil des allgemeinen Bildungswesens ist, mit dessen Freiheit auch unser Gedanke einer freien Bildungspflege steht und fällt, kann die Schrift, auch wenn sie — wie jede Kampfschrift — gewisse Korrekturen nötig macht, nur aufs wärmste empfohlen werden. W. Schuster.

Meyer, Theodor A.: Ästhetik. Mit 28 Textabb. Stuttgart: Enke 1925. 440 S. Geh. 15,—.

Eine Einführung für Kunstfreunde nennt der Verfasser bescheiden sein Werk. Es ist jedoch mehr als dieses. Auch dem vorgeschrittenen Kunstliebhaber wird das Buch noch manches zu sagen haben und wird ihn in vielen Dingen zum fruchtbaren Weiterdenken anregen können. Der Verfasser gliedert den Stoff in vier Hauptabschnitte und beginnt mit dem Inhaltsschönen, um zunächst das Wesen des Schönen zu erforschen, ehe die Erscheinungsform betrachtet wird. Er sieht es sehr richtig in dem Gehalt an Lebensfülle und legt auch dar, wie das gemeinhin Häß-

liche noch in irgendeiner Weise das Lebensvolle darbieten und so zum ästhetischen Gegenstand werden kann. — Der zweite Teil ist der Form (im weitesten Sinne) gewidmet. In ihm wird das behandelt, was dem Verstande aus dem Reiche des Schönen in Form von Gesetzen erfaßbar ist. Ein dritter Teil bringt unter dem Leitwort „die ästhetische Betrachtung" die Verknüpfung der beiden nur verstandesmäßig trennbaren Klassen in dem Erleben des Schauenden und behandelt Anteil und Wirkungsform jedes einzeln in dieser Vereinigung. — „Die Kunst" ist der Titel des letzten Hauptstückes; in ihm wird besonders den Fragen des Symbolhaften des Stiles und dem Einfluß der Künstlerpersönlichkeit nachgegangen. — Das Werk bietet eine überreiche Fülle von tiefen und eigenen Grundgedanken, die zudem im Gewande einer den Stoff meisternden und fremdwortreinen Sprache vorgetragen sind. Einige kleine Ungenauigkeiten bei der Besprechung des Farbenkreises und der unreinen Töne liegen in einem Nebengebiet und vermögen dem Buch nichts von seinem Wert zu nehmen. — Diese höchst erfreuliche Erscheinung in der Bücherwelt des Kunstfreundes verdient es, im weitesten Kreise bekannt zu werden. Der einzelne wird das Werk immer wieder gern für diese oder jene Frage zu Rate ziehen; Büchereien werden es vorwiegend etwas gereifteren Lesern, die schon begrifflich denken können, in die Hand geben. Für mittlere und größere Büchereien unentbehrlich. C. Barth (Stettin).

Litt, Theodor: Führen oder Wachsenlassen. Eine Erörterung des pädagogischen Grundproblems. Leipzig: Teubner 1927. 100 S.

Die sehr zeitgemäße Untersuchung sucht den Übersteigerungen des pädagogischen Führerwillens der Gegenwart Grenzen zu setzen. Weder aus einer Idealisierung der Vergangenheit noch einer Vorwegnahme der gänzlich unbekannten Zukunft kann ein ideales Leitbild als Ziel der Erziehung geschöpft werden. Dieses kann vielmehr allein in der Vermittlung der idealen Ordnung der objektiven Werte gefunden werden, wie sie als Zeitloses in die Gegenwart hineinragen und deren Bestand begründen. Die Form, in welcher die Gegenwart sie ausprägt, ist deren Sinn und damit das Höchste, das zu erreichen wir fähig und das zu erfüllen wir berufen sind. Immer wird uns das Bildungsideal der Zukunft verschlossen sein, sowohl als Leitbild und kommende Gestalt der heranwachsenden Generation wie der werdenden Einzelpersönlichkeit, welche ja das Ihre erst in Auseinandersetzung mit dem Unseren zu erkämpfen haben. Ist somit mit der Vermittlung der höchsten Güter der Gegenwart unsere Führerschaft erschöpft, so ziemt uns dem Werdenden und Kommenden gegenüber „Wachsenlassen" in weitherzigem Verstehen, andernfalls wir auch mit dem scheinbar revolutionärsten Ideal die Keime des Zukünftigen ebenso beengen und vergewaltigen wie mit romantischen Wunschbildern einer für immer versunkenen Vergangenheit. — Man ersieht aus der Inhaltsangabe, wie nützlich diese tiefeindringende Schrift nicht nur dem Erzieher der Jugend, sondern auch dem Volksbildner zu lesen ist. W. Schuster.

Schlüter, Willy: Führung. Die Fundamente des Tuns und Führens. Leipzig: Meiner 1927. 2 Bde. Lw. 38,—.

Wenn wir dieses unheimlich schwierige, umfangreiche Werk richtig verstanden haben, dann will es der Überwindung der heutigen „Gesellschaft" und der Eroberung einer neuen „Gemeinschaft" dienen, und das Wesen dieser Gemeinschaft soll darin bestehen, daß in ihr die weltanschaulichen und politischen Gegensätze, die Gegensätze der Generationen u. s. f. als nicht aus der Welt zu schaffende Wirklichkeiten genommen werden und daß sie unter Bewahrung der jedesmaligen Eigentümlichkeiten in das gemeinsame Ganze aufgehen. Die „Führungslehre" soll diese Zukunft vorbereiten. Der erste Band bringt die theoretische Grundlegung, der zweite mehr die Anwendungen auf die Gegenwart und historische Vergleiche. Wenn wir das Buch richtig verstanden haben! Denn um es zu verstehen, muß man eine ganz neue Sprache lernen: z. B. § 1: „Es wird hier ein Denken vertreten, dem Allnatur, Allinnenbildemacht des Bewußtseins („Allphantasie" als letzthin urwahre Bewußtseinsfügemacht), Geist und Seele ganz unauflöslich in Zumal stehen. Allinnenbilde ist Allnatur von innen erlebt, Geist ist Allnatur als Führung aus den Obschweben, die sie in ihrem Sich-in-sich-Bewalten erbildet. Seele ist uns diese sich in sich Führung erstufende Natur als Innigungstat (Liebe)."

So und häufig noch verzwickter, geht ungefähr das ganze Buch. Die Sätze haben Sinn, was man beim ersten Zusehen bezweifeln möchte; aber man muß sich den Sinn der einzelnen Ausdrücke, die im übrigen auch nicht gerade durch Schönheit ausgezeichnet sind, erst in saurer Arbeit aneignen. Und dabei will das Buch sogar auf die Praxis wirken! Der Verfasser entschuldigt seine Termini wiederholt damit, daß jede neue Wissenschaft eine neue Terminologie schaffe — aber welche Wissenschaft wäre jemals so unglaublich gewaltsam vorgegangen? Trotzdem der Verfasser meint, daß sein Buch „ein Arbeitsbuch, das Mitarbeiter aus allen Sphären des Lebens sucht", sei und daß es zu „den Humanisten wie zu den nicht hochschulmäßig Gebildeten" rede, braucht die Volksbücherei nicht auf Leser zu warten, die die Expedition in diesen Urwald von neuen Worten antreten mögen. Wer von den Wissenschaftlern hat Zeit und Mut dazu?

R. Joerden (Stettin).

Die Pädagogik der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Hrsg. von Erich Hahn. 2. Bd. Leipzig: Meiner 1927. Geb. 12,—.

Der zweite Band dieses Sammelwerkes bereichert und vertieft unsere Kenntnis von dem vielgestaltigen Bilde der neuzeitlichen Pädagogik in hohem Grade. Hans Blüher gibt in der einleitenden Darstellung ein Bekenntnis zur „humanistischen Bildungsmacht", die in einer klärenden Auseinandersetzung mit den Erziehungsgedanken und der Entwicklung Gustav Wynekens endet und nicht nur persönliche, sondern auch typische Geltung besitzt. Es folgt eine fast romanhaft interessante Darstellung des Lebensganges Ludwig Gurlitts, die uns sowohl einen dokumentarisch treuen Einblick in die Wirkung der höheren Schule der Vorkriegszeit auf eine künstlerisch gerichtete Begabung gewährt, als auch das Werden des Wollens und Wirkens dieses Erziehungs- und Schulreformers bis in seine jüngste Entwicklung erkennen läßt. Wilhelm August Lay, der Begründer der „experimentellen Didaktik" und Schöpfer einer „lebensgemeindlichen Pädagogik", gibt einen erziehungskundlich und -geschichtlich auswertenden Rückblick auf seine „natürliche" und seine „Schulerziehung" wie auf seine „Unterrichts- und Erziehungspraxis". In einem ähnlichen Aufriß zeigt Ernst von Sallwürk auf dem Hintergrund seiner amtlichen Laufbahn seine Lebensarbeit einer Synthese der Pädagogik Herbarts mit den Aufgaben der modernen Kulturentwicklung. Oskar Pfister, der durch sein pädagogisches Hauptwerk „die psychoanalytische Methode" der Erziehungswissenschaft pädagogisches Neuland eroberte, legt in einem kürzeren lebensgeschichtlichen Teil dar, wie er „in die analytische Pädagogik hineinwuchs"; in einem längeren systematischen Teil über seine „pädagogischen Grundanschauungen" gibt er eine knappe und doch erschöpfende, begrifflich klare wie anschaulich-lebendige Einführung in die psychanalytische Pädagogik. Mit Rudolf Pannwitz gehen die Selbstdarstellungen teilweise zweifellos auch über den Rahmen einer weit gespannten Pädagogik hinaus. Allerdings ist es nicht ohne Reiz, auch in dem außerpädagogischen Schaffen dieses Geistes einen pädagogischen Grundtrieb nachspürend aufzudecken. — Wie der 1. Band, so gehört auch dieser 2. in die größere Volksbücherei wie in jede Lehrerbücherei.

K. Polensky (Greifenhagen).

Verzeichnis deutscher Filme. Grundausgabe I. Lehr- und Kulturfilme (abgeschl. 31. 3. 1926), bearbeitet im Archiv für Lichtbild- und Filmwesen des Deutschen Bildspielbundes (Reichsverband Deutscher Stadt- und Landgemeinden, Gemeindeverbände und gemeinnütziger Organisationen) E. V., hrsg. von Walter Günther. Berlin: Bildwart-Verlagsgenossenschaft E. G. m. H. 1927.

Der Deutsche Bildspielbund hat mit der Herausgabe dieses Verzeichnisses der deutschen Lehr- und Kulturfilme allen denen, die in der praktischen Filmarbeit im Dienste der Jugend- und Volksbildung stehen, einen unschätzbar großen Dienst geleistet. Hier wird, übersichtlich nach Sachgebieten geordnet, ein Überblick über die in Deutschland vorhandenen Lehr- und Kulturfilme, sowie die Märchenfilme unter Angabe ihrer Länge, ihrer Hersteller und, was für den Benutzer besonders wichtig ist, ihres Verleihers

gegeben. Diese Angaben des Verzeichnisses sind mit einer so großen Vollständig-keit und Zuverlässigkeit zusammengestellt, wie sie sich bei den jedem Fachmann satt-sam bekannten Schwierigkeiten gerade dieses Sachgebietes nur durchführen ließ. Halbjährliche Nachträge werden die nach dem 31. 3. 1928 erschienenen Filme aufzählen und jeweilig das Verzeichnis auf dem Laufenden halten und vervoll-ständigen; unter anderm werden sie auch ein Verzeichnis der Jugendfilme sowie Spielfilmübersichten bringen, so daß damit schließlich ein Ge-samtverzeichnis deutscher Filme zustandekommen wird. — Nähere Angaben über den Inhalt der einzelnen Filme und die Art der Stoffbe-handlung fehlen allerdings, aber der Herausgeber hat sich mit Recht auf den Standpunkt gestellt, daß selbst die Urteile einer auf dem Gebiete des Lehrfilm-wesens so allseitig als prominent anerkannten Stelle, wie sie der deutsche Bild-spielbund ist, niemals als allgemeingültig angesehen werden würden. Am Schluß des Werkes sind aber die Gutachten der amtlichen Bildstel-len in Berlin und München über die von ihnen geprüften und ausdrück-lich als „Lehrfilme" oder als „volksbildend oder künstlerisch wertvoll" anerkannte Filme abgedruckt und geben genügend Anhaltspunkte über die Verwendbarkeit eines Filmes über diesen oder jenen Zweck. — Die äußere Anlage des Wer-kes, vor allem das System seiner Hinweise auf die Prüfungsergebnisse der amt-lichen Stellen ist klar, übersichtlich und praktisch. — Das Lehr- und Kulturfilm-verzeichnis wird sich als unentbehrliches praktisches Hilfsmittel, das viel nutzlose Nachfragen und damit Zeit, Arbeitskraft und Kosten spart, für jeden Lehr- und Kulturfilmbetrieb erweisen. Insbesondere werden Schulen, Volkshochschulen und Vereine, die den Film zu ihrer Arbeit heranziehen, es nicht entbehren können. Die Schuldeputation der Stadt Berlin hat daher bereits seine Einführung be-schlossen. W. Warstat (Stettin).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Egelhaafs Historisch-politische Jahresübersicht für 192[illegible] hrsg. von Hermann Haug. Stuttgart: Carl Krabbe 1927. 364 S. 10,—. Geb. 12,—. (= Politische Jahresübersicht Jahrgang 19.)

In klarer Gruppierung werden wie in den früheren Jahrgängen alle we-sentlichen Vorgänge der Politik beleuchtet, zum großen Teil unter Wiedergabe der Quellendokumente. Besonders eingehend ist die deutsche Politik behandelt. Auf das Ausland kommt etwa ein Drittel des Buchs. Das Ganze gibt ungefähr den gedrängten Jahresinhalt einer großen politischen Zeitung, und zwar in diesem Fall einer rechtspolitischen Zeitung. G. Kohfeldt (Rostock).

Bühler, Johannes: Das deutsche Geistesleben im Mittelalter. Nach zeitgenössischen Quellen. Leipzig: Insel-Verlag 1927. (= Deutsche Ver-gangenheit R. 2.) 574 S. Lw. 9,—. Hldr. 12,—.

An Darstellungen der Kultur- und Geistesgeschichte des Mittelalters fehlt es nicht. Ein Buch aber, das wie das vorliegende unmittelbar an die breite Mas[se] der Quellen heranführt, und zwar in einer Weise, daß es der „Allgemeinheit der Gebildeten" dienen will und kann, scheint uns nicht überflüssig zu sein. Die reich[e] Auswahl aus sämtlichen Gebieten des geistigen Lebens ist es vor allem, d[ie] Bühlers Buch auszeichnet. Vom 10. Jahrhundert an legt es charakteristisch[e] Proben aus allen Literaturgattungen vor, z. T. in der alten sprachlichen Fassun[g], z. T. in Übersetzungen: Die älteste epische Dichtung, der Minnesang, die Vaganten-poesie, die Scholastik und die Mystik, die Ketzer- und die Hexenliteratur, Schrift[en] aus den Gebieten der Geschichtsschreibung, der Philosophie und der Naturwissen-schaften, kurz Prosa und Dichtung im weitesten Umfange sind hier vertreten. Vortrefflich kommt die Vielseitigkeit, die auch der mittelalterlichen Kultur eig[en] ist, die aber oft zu wenig beachtet wird, zur Anschauung. Eine übersichtliche Ge-samteinführung sowie Teileinleitungen und ein guter Anmerkungsapparat er-leichtern das Verständnis. Daß nicht jeder Herausgeber gerade die Auswahl ge-troffen hätte wie Bühler, liegt auf der Hand. Worauf es hier aber ankomm[t], ist doch wohl in erster Linie, daß überhaupt einmal alle möglichen geistigen Str[...]

mungen der Vergangenheit in dieser Weise dem deutschen Volk, das ja nur selten die Stimmen seiner geistigen Vorfahren selbst zu hören bekommt, vermittelt werden. Ich möchte glauben, daß ein Buch wie das hier angezeigte manchem Leser unserer Bildungsbüchereien willkommen sein wird und daß es vielen die Anregung zu weiterer Beschäftigung mit der Literatur der Vergangenheit geben kann.

G. Kohfeldt (Rostock).

Friedell, Egon: Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der schwarzen Pest bis zum Weltkrieg. I. München: Beck 1927. XI, 410 S. Lw. 16,—.

Unter etwas reichlicher Verspritzung „geistvoller" Einfälle erzählt Friedell die kulturelle Entwicklung seit Ausgang des Mittelalters, und er geht dabei in anregender Weise ebenso ein auf die geistigen Dinge wie auf das Gebahren des täglichen Lebens, die Sitten und Unsitten. Was und wie der Verfasser schreibt, ist amüsant, aber zum großen Schaden fehlt es dem Buche weniger an Schnodderigkeit als an Wärme. Peinlich wirken die häufigen Seitenhiebe auf die Fachwissenschaft bei einem Werk, das so auf den Spezialuntersuchungen fußt wie dieses. Zum mindesten hätte sich dann die Einleitung, die eine Übersicht über die bisherige Kulturgeschichtsschreibung bringt, den Problemen gewachsen zeigen müssen. Es ist zu wünschen, daß die in Aussicht gestellten beiden folgenden Bände im Ton sachlicher (und in der Verwendung ausgefallener Fremdworte sparsamer!) sein werden. Nur dann werden sie nicht lediglich für intellektuelle Feinschmecker, sondern auch für Bildungsbüchereien brauchbar sein können.

R. Joerden (Stettin).

Kanner, Heinrich: Der Schlüssel zur Kriegsschuldfrage. Ein verheimlichtes Kapitel der Vorkriegsgeschichte. Nebst polemischen Artikeln von General Graf Max Montgelas. München: Südbayr. Verlagsgesellschaft 1926. 89 S. 2,80.

In den Memoiren des österreichischen Generalstabschefs Conrad von Hötzendorf wird — anscheinend zum ersten Mal — darauf hingewiesen, daß seit 1909 eine geheime Militärkonvention zwischen Deutschland und Österreich bestanden habe, die Deutschland bei jedem Krieg zwischen Rußland und Österreich zum Mitmarschieren verpflichtete. Diese Bemerkung in Conrads Buch hat der Verfasser zum Ausgangspunkt seiner Studie gemacht. Er weist zunächst nach, wie Bismarck stets an dem rein defensiven Bündnis mit Österreich festgehalten habe und wie er allen Bemühungen um ein offensives Bündnis energisch entgegengetreten sei. Erst Kaiser Wilhelm II. und seine Ratgeber — oder wohl besser Ratnehmer — hätten diesen soliden Boden verlassen und hätten so den eigentlichen Grund zum Weltkrieg gelegt. Nach Kanners Meinung sei der Krieg von seiten Österreichs längst gewollt und geplant gewesen, Deutschland hätte folgen müssen. Die angebliche frühe Rüstung Rußlands sei nur ein Vorwand zur Kriegserklärung der Mittelmächte gewesen. Kanner hat seinem Buch auch die Einwendungen des Generals Montgelas angehängt, die der verhängnisvollen Militärkonvention eine andere Deutung und Bedeutung geben möchten. Das letzte Wort ist in dieser Angelegenheit natürlich noch nicht gesprochen. Sollte Kanner recht behalten, so würde kein Urteil über die leichtfertige Politik unter Wilhelm II. zu hart ausfallen können.

G. Kohfeldt (Rostock).

Lévy-Bruhl, L.: Die geistige Welt der Primitiven. München: Bruckmann 1927. 353 S. Geh. 10,—. Lw. 12,—.

Das große Interesse der Leserschaft an der völkerkundlichen Literatur und nicht zuletzt die anhaltende Beschäftigung weiterer Kreise mit der Volkskunde und ihren Ergebnissen, die dann in den größeren Kreis einer allgemeinen Kulturwissenschaft aufgehen, deren spekulative Theorien wesentlich zu dem geistigen Bilde unserer Zeit beitragen, lassen uns das Erscheinen des berühmten französischen Werkes in deutscher Sprache mit Freude begrüßen. Es hat den allgemeinen Vorzug französischer wissenschaftlicher Literatur, mit klarer Darstellungsweise sich auch dem Laien zu erschließen und durchleuchtet und ordnet eine ungemeine Fülle völkerkundlicher Forschungen zu einem Bilde der primitiven Mentalität, deren

Wesen der Autor in einer Ablehnung logischer Denkoperationen auf Grund der empirischen Kausalität und ihrem Ersatz durch Kollektivvorstellungen mystischer Art findet, welche jeden Lebensvorgang, Krankheit und Tod, Glück und Unglück, Zufall jeder Art, als Ausfluß mystischer Kräfte begreift. Träume, Vorzeichen, Wahrzeichen, Gottesgerichte, Zauberei und Heilkunde werden auf ihre Bedeutung im Geistesleben der Primitiven untersucht und überall wird die gleiche, dem Kulturmenschen fast unfaßliche und unausdrückbare Eigenart ihres Vorstellungslebens aufgewiesen, welche keineswegs eine angeborene Unfähigkeit oder einen Mangel an natürlichen Fähigkeiten bedeutet. So wird das Werk größeren Büchereien zur Ergänzung und Vertiefung ihrer völkerkundlichen Abteilung, einschließlich der Reiseliteratur, wie als grundlegende Arbeit zur allgemeinen Kulturwissenschaft hochwillkommen sein. W. Schuster.

Sembritzki, Johannes: Geschichte der Königlich Preußischen See- und Handelsstadt Memel. 2. Aufl. Memel: F. W. Siebert 1926. 381 S.

Volksbüchereien, die sich besonders für die Kenntnis des Auslandsdeutschtums einsetzen, seien auf die neue Auflage der Memeler Stadtgeschichte von Johannes Sembritzki aufmerksam gemacht. Das Buch nimmt unter den ostdeutschen Stadtgeschichten einen angesehenen Platz ein, nicht mit Unrecht hat man es als das beste Werk dieser Art bezeichnet. Seit seinem ersten Erscheinen sind Jahrzehnte vergangen, und in einer Zeit, in der man leider immer wieder den Namen der alten deutschen Stadt Memel aus traurigen Anlässen zu hören bekam, war das Fehlen des Buches recht zu bedauern. Daß es jetzt wieder zur Verfügung steht, ist zu begrüßen, leider aber kann man sich mit der Form des Neudrucks wenig einverstanden erklären. Neu aufgelegt wurde nur der erste, bis 1800 reichende Teil des Werkes, obgleich Sembritzki selbst einen zweiten, das 19. Jahrhundert behandelnden Band veröffentlicht und auch bis zu seinem 1919 (?) erfolgten Tode die neueste Geschichte der Stadt mannigfach behandelt hat. Unter der geschickten Redaktion eines sachkundigen Herausgebers hätte sich mit ganz geringen Ergänzungen von fremder Hand ein mindestens bis zur Loslösung aus dem Verbande des alten Vaterlandes reichender Band leicht herstellen lassen, dessen höhere Kosten durch die mit Sicherheit zu erwartende starke Nachfrage reichlich wettgemacht worden wären. Statt dessen hat man sogar Sembritzkis altes Vorwort getreulich abgedruckt, das nur geeignet ist, unkundige Benutzer des Buches zu bösen Mißverständnissen zu führen. Die Freude am Vorhandensein einer zuverlässigen Quelle über die Geschichte auslandsdeutscher Volksgenossen wird somit leider doch erheblich getrübt. G. Kemp (Solingen).

Anderson, Sherwood: Der Erzähler erzählt sein Leben. Leipzig: Insel 1927. 438 S.

Diese Selbstdarstellung einer Jugend- und Mannesentwicklung hat ihren Wert nicht im Persönlichen. Sherwood Anderson steht uns als Dichter keineswegs schon so nahe, daß die Kenntnis seines Lebensganges einem besonders großen Interesse begegnen könnte. Es ist das tapfere Leben eines geistigen Selfmademan, achtenswert in der zähen Energie, mit der ein regsamer junger Mensch seinen Weg verfolgt. Was das Buch darüber hinaus verdienstlich und auch für deutsche Leser wertvoll macht, ist die Schilderung örtlicher Verhältnisse. Während die verbreiteten Berichte aus dem amerikanischen Leben sonst fast nur vom atemlosen Hasten der Großstädte oder von vagabondierender Abenteuerei erzählen, wird hier mit liebevoller Ausführlichkeit das behäbige, fast noch idyllische Leben und Treiben kleiner Landstädte mit ihrem Kleinbürgertum geschildert; auch das Industrieleben am Ausgang des 19. Jahrhunderts zeigt in dieser Darstellung noch patriarchalische Züge. Diese Besonderheit, die wir in amerikanischen Büchern nicht gerade häufig antreffen, gibt dem Werk einen eigenen Reiz, um dessentwillen man die übermäßige Breite und manchmal beinahe an Sterne erinnernde spielerische Umständlichkeit der Darstellung in Kauf nimmt. Im ganzen wäre es freilich ein erheblicher Gewinn, wenn die gelegentlich ganz endlosen Längen, besonders die Überfülle und Überbreite an Reflexion mit kräftiger Hand zusammengedrängt wäre. So wie das Buch jetzt vorliegt, wird es nicht viele Leser finden, die sich bis zum Ende fesseln lassen. — Für größere Büchereien. G. Kemp (Solingen).

Bettelheim, Anton: Balzac. Mit Abb. München: Beck 1926. 478 S. Geb. 18,—.

Anders als die erschöpfende ideengeschichtliche Würdigung des Phänomens Balzac von E. R. Curtius gibt sich Bettelheims Buch als schlichte Lebensbeschreibung. Aber gerade dieses Leben war einer so liebevollen, so ins Einzelne gehenden Schilderung wohl wert: Nicht reich an großen Abenteuern oder skurrilen Wendungen ist es ein innerlich desto heftiger bewegter Roman, die Geschichte eines Ritters vom Geist und eines Don Quixote der Literaturgeschichte, der (ein unvergeßlicher Zug!) im Zorn über eine abfällige Kritik Sainte-Beuves ausrufen konnte: „Ich werde ihm meine Feder durch den Leib rennen!" — der sein Leben als „Fürst der Bohème" lebte, ein Bauernsproß, der sich das „de" zulegt und adlige Vorfahren einbildet, der mit riesigem Phantasieaufwand Riesengeschäfte unternimmt und es auch wirklich zu beträchtlichen Verlusten bringt, so daß er endlich, ruiniert, seine Existenz durch unmenschliche, unvernünftige literarische Tag- und Nachtarbeit Stunde um Stunde zurückkaufen muß und doch bankrott stirbt, verschuldet in einer Welt, der er das Wunder der „modernen 1001 Nacht", der „menschlichen Komödie" geschenkt hat, und dabei mit der Erkenntnis, über dem Schreiben das Leben versäumt zu haben. „Ich habe nicht gelebt", klagt er, als es zu Ende geht. Natürlich ist sein Tod einsam, natürlich verläßt ihn in der letzten Prüfung die Lebensgefährtin, die schöne „étrangère", Gräfin Hanska, welcher der kleine, dickbäuchige, vom Karikaturisten Gavarni belächelte Mann solange Ruhm und Leben bedeutet hatte. Das war Balzac: Literat und Genie. Sein Werk war Broterwerbs-Produktion, in Hast und Qual geschrieben, in der Erfindung Feuilleton-Unterhaltungsware, und darum, das kann Bettelheims hier unzulängliche Betrachtungsweise lehren, wird man dem Genie Balzac durch bloße Inhaltsangaben nimmermehr auf die Spur kommen; kraft welcher Schöpfergabe es dem Dichter möglich war, 2000 Personen mit ihren Lebensumständen und Schicksalen, in welche sie wie in Absonderungen ihres Wesens eingeschachtelt sind, zu einem Leben zu erwecken, wogegen die Realität vieler sogenannter Gottesgeschöpfe ein Spiel blasser Schatten ist, darüber hätte wohl etwas gesagt werden müssen. Sonst wüßte ich, von ein paar Druckfehlern abgesehen, nichts einzuwenden gegen das vorzüglich ausgestattete, klar und spannend geschriebene Buch, das mir wie kein zweites dazu geeignet scheint, der deutschen Volksbücherei einen Dichter zu erschließen, der das Zeug hatte zum echten Volksschriftsteller.

G. Hermann (Stettin).

Cassirer, Ernst: Idee und Gestalt. Goethe, Schiller, Hölderlin, Kleist. 2. Aufl. Berlin: Br. Cassirer 1924. 202 S.

Fünf Aufsätze über Goethe, Schiller, Hölderlin, Kleist schließen sich zu einer tiefgreifenden Untersuchung des ästhetisch-erkenntniskritischen Fragenkomplexes Idee und Gestalt zusammen. Den großen Fortschritt, den eine philosophisch orientierte Kunstbetrachtung über die historische und formalistische Methode der Literaturforschung hinaus bedeutet, macht besonders die erste, Goethes Pandora gewidmete Betrachtung deutlich. Cassirers Erklärung, daß Goethe in ihr der Anregung Plotins folgend gestalten wollte, wie das Reich der Form Leben und Wirklichkeit im Reich der Tat gewinnen kann, dürfte den Streit um die Deutung des schwer verständlichen Fragments endgültig abschließen. Der Stellung Goethes zur reinen Mathematik und zur mathematischen Physik wendet sich die zweite, erkenntniskritisch recht komplizierte Untersuchung zu. Cassirer findet die Differenz zwischen der mathematischen Physik und der Goetheschen Naturbetrachtung darin, daß jene danach strebt, die Erscheinungen berechenbar, Goethe dagegen, sie sichtbar zu machen. Würdig reiht sich diesen beiden Goethe-Aufsätzen die Untersuchung über Hölderlins Gesamtverhältnis zum klassischen deutschen Idealismus an, über den Wechsel zwischen Anziehung und Abstoßung, der sich in Hölderlins Beziehung zur idealistisch-philosophischen Bewegung seiner Zeit vollzieht, zu der er schon früh durch seine Jugendfreunde Hegel und Schelling in ein bestimmtes Verhältnis trat. Auch Kleists Stellung zur Kantischen Philosophie wird im letzten Aufsatz als ein ähnlich hin- und herschwingender Wechsel während aller seiner Lebensphasen charakterisiert und damit die tiefe Wirkung Kants auf alle Lebenskreise dieser geistig regen Zeit beleuchtet, die sogar einen so Einsamen wie Kleist in ihren Bann zog.

Die Abhandlung über Schillers philosophische Methode rundet die Überschau über die klassische Gedankenwelt ab. — Eine sachliche Erörterung der Darlegungen Cassirers ist an dieser Stelle nicht angezeigt. Es muß genügen, auch hier die in seinen Schriften immer wieder zu Tage tretende überzeugende Klarheit, die Eindringlichkeit der literarischen Form und die ungemeine Weite seines geistigen Horizontes, die so gar nichts von akademischer Gelehrsamkeit an sich hat, hervorzuheben. Für die Bildungsbücherei ist dies Buch, so schwierig die Ausführungen im einzelnen sein mögen, ebenso wie sein älteres Gegenstück „Freiheit und Form" einer der empfehlenswertesten Führer durch wichtige Gedankengänge unserer klassischen Zeit. G. Kemp (Solingen).

Grube, F.: Adam Müller-Guttenbrunn, der Erzschwab. Eine Studie. Leipzig: Staackmann 1921. 134 S.

Wer sich für den Lebensgang und für die innere Entwicklung Müller-Guttenbrunns interessiert, dem sei das vorliegende Büchlein empfohlen, das in knapper Skizzierung den durch mancherlei Hemmnisse und Enttäuschungen drangvollen Lebensweg eines Mannes darlegt, der vom schwäbischen Bauernjungen aus dem Banat über mancherlei Umwege sich zum epischen Dichter von Rang entwickelte. Es erzählt seine Kindheit, seine Studienzeit in Linz, seine Tätigkeit in Wien als dramatischer Dichter, als Kritiker, als Journalist und Theaterdirektor — als solcher hat er sich besondere Verdienste um die Gründung des Wiener Volksbildungsvereins und Volkstheaters erworben — und wie er endlich zu seinem Volke heimgefunden, das ihn zu seinem 50. Geburtstage durch eine Feier in seinem Geburtsort Guttenbrunn als Heimatdichter ehrte. — Für größere Volksbüchereien.
H. Horstmann (Gleiwitz).

Haller, Roloff: Pestalozzis Leben in Briefen und Berichten. München-Ebenhausen: Langewiesche-Brandt 1927. 377 S. Kart. 3,50.

Unter den dem Andenken Pestalozzis gewidmeten Veröffentlichungen aus dem letzten Jahre nimmt das geschmackvoll ausgestattete Buch insofern eine besondere Stellung ein, als es nicht in einseitiger Weise den großen Pädagogen als Schulreformer in den Mittelpunkt rückt, sondern ein Gesamtbild der Persönlichkeit zu geben versucht, deren erschütternde Kämpfe um einen unverlierbaren Lebensinhalt sich in seinen eigenen und der Seinen Briefen und Berichten spiegeln. Die vorzüglichen zeitgeschichtlichen Verbindungen des Herausgebers stellen das Ganze in einen Zusammenhang, der weit über das rein Biographische hinausführend die große geistesgeschichtliche Bedeutung jenes Zeitalters aufzeigt. So ist das Buch als wertvolle Ergänzung zu den übrigen Schriften Pestalozzis, von denen die „Abendstunde eines Einsiedlers" sowie „Meine Nachforschungen über den Gang und die Entwicklung des Menschengeschlechts" für die kleine Volksbücherei in erster Linie in Betracht kommen. G. Fritz.

Hoerschelmann, Helene: Versunkenes. Erinnerungen an Alt-Livland und Alt-Rußland. Heilbronn: Salzer 1926. 238 S. Geh. 3,20. Geb. 4,80.

Wie Monika Hunnius stammt auch Helene Hoerschelmann, die in diesem Buch so liebenswürdig von ihrer Jugend plaudert, aus alter, traditionsreicher baltischer Familie: ein Gelehrtenhaus ist ihre Heimat. Trotz der Ärmlichkeit im Vaterhaus weiß man dort Feste auf ganz besondere Weise zu feiern, wie denn überhaupt Feiern aller Art im Baltikum in der Vorkriegszeit eine ganz besondere Rolle zu spielen scheinen. Von der Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft der alteingesessenen Balten, die die Verfasserin aus eigener Erfahrung kennt, weiß sie warm und treffend zu erzählen, auch ohne Bitterkeit darüber, daß dieses Paradies ihrer Kindheit nun versunken ist. — Den zweiten Teil des Buches bilden Skizzen und Erzählungen aus der charakteristischen Welt typisch russischer Gestalten, Bilder, denen man es anmerkt, daß sie auf Grund eigener Beobachtung gezeichnet sind. Das sympathische, von innerer Wärme erfüllte Buch wird schon in mittleren Büchereien von gebildeteren Lesern gern gelesen werden. W. Eggebrecht (Stettin).

Hottenroth, Woldemar (1802—1894): Das Leben eines Malers aus hinterlassenen Aufzeichnungen, Briefen und Tagebüchern usw. zusammen-

gest. u. bearb. von Johann Edmund Hottenroth. Mit vielen Abb. Dresden: Aretz 1927. 398 S.

In der Kunstgeschichte begegnet man dem Maler Hottenroth kaum. Die dem Buche in ansehnlicher Zahl beigegebenen Abbildungen stellen ihn als einen Genremaler von gemütvoll-eindringlicher Beobachtungsgabe vor. Die historischen Paradestücke liegen dieser mehr realistischen Begabung fern; auf deren Kosten wünscht man sich mehr von den Naturstudien, die ohne jede künstliche Manier mit sparsamen Mitteln einfach abschildern, und die auf ein sehr fein-nerviges Auge schließen lassen. — Dankbarer noch als für die künstlerische Wiedererweckung sind wir dem Sohn für die Mühewaltung um das literarische Erbe, das seine pietätvoll ordnende Hand uns vermittelt. Ein schlichter, auf Eigenwirkung verzichtender Text verbindet die Originalstücke, deren Verfasser bei der Niederschrift nicht auf Veröffentlichung bedacht waren. In der Hauptsache sind es Briefe aus der Fremde in die sächsische Heimat: aus Süddeutschland, aus Paris, aus der Schweiz und aus Rom, wohin Woldemar und sein Bruder als Stipendiaten der Akademie zu Studienzwecken reisen. Alles Rühmenswerte, was von einer naiven, anspruchslosen und zivilisatorisch unverfälschten Freude an neuen Eindrücken und von einem glücklichen und frohen Mitteilungsbedürfnis zu sagen ist, gilt in vollem Umfang auch hier. Unzweifelhaft innerlichste Anteilnahme muß dieses Familienschicksal, wie es sich in den Aufzeichnungen der Altvordern darstellt, erwecken: Der kulturelle, künstlerische und gesellschaftliche Aufstieg mutet in seiner gesunden Struktur und in der harmonischen Verbundenheit zur Um- und Mitwelt wie ein Wunschbild unserer kurzlebigen, erfolgshungrigen Zivilisationswüste von heute an. Das hohe Ethos, das sich in diesem Leben für die nachfolgende Generation verkörpert, sollte vielfältig und in der Breite wirksam und lebendig werden. Schon in der kleinen Bücherei wird es mit an erster Stelle unter den Selbstzeugnissen zu stehen haben. W. Engelhardt (Berlin).

Konzelmann, Max: Pestalozzi. Ein Versuch. Zürich: Rotapfel-Verlag 1926. 240 S.

Auf keinen pädagogischen Schriftsteller läßt sich Lessings viel zitiertes Wort von dem stets gelobten, aber selten gelesenen Klopstock mit größerem Recht anwenden als auf Pestalozzi. Wenn diese Tatsache auch nicht, und nicht nur für den Erzieher von Beruf, gerechtfertigt erscheint, so ist sie doch aus dem Umfang und der Eigenart der Schriften Pestalozzis erklärlich. Sie ist aber um so mehr zu bedauern, als durch diese Unkenntnis der große Reichtum der Geisteswelt Pestalozzis, des größten Sozialreformers aus der Idee des Bildungsgedankens, nicht zur Entfaltung kommen kann. Konzelmanns Pestalozzibuch, das seine Entstehung dem Pestalozzi-Jubiläumsjahr verdankt, ist schon deswegen dankenswert als „Versuch", uns in die Weite des Pestalozzischen Denkens einzuführen. In drei einleitenden Abschnitten behandelt er Pestalozzi als „Mensch", als „Schriftsteller" und als „Politiker", während die beiden letzten Abschnitte versuchen, einen Aufriß der Gedanken Pestalozzis über „Schule und Erziehung" wie über „Religion und Sittlichkeit" zu geben. Alle Abhandlungen verraten den guten Kenner der Schriften Pestalozzis. Ohne jede fachliche Enge geschrieben, interessieren sie nicht nur den Berufserzieher, so daß das Werk wohl schon für mittlere Büchereien empfohlen werden kann, die eine auch gelegentlich pädagogisch interessierte Leserschaft besitzen. K. Polensky (Greifenhagen).

Landau, Paul: Hans Sachs. Berlin: Reiß 1924. 101 S. Geb. 4,50.

Vor den bewegten Hintergrund der Reformationszeit zeichnet Landau ein anschauliches Bild vom Leben und Dichten des Hans Sachs, den er mit seinen Dichtungen recht häufig zu Worte kommen läßt. Der Dichter erscheint hier als Vertreter der bodenständigen heimattreuen Volksdichtung, als liebenswürdige gesprächige Persönlichkeit, in der sich zum letzten Male die lange getrennten Strömungen der gebildeten Poesie und der niedern Gassen- und Gelegenheitsdichtung vereinigen. Rein menschlich lernen wir ihn hier etwa so kennen, wie ihn Hagen in seinen nürnbergischen Novellen „Norica" geschildert hat. — Schon mittlere Büche-

reien werden für die mit vielen Holzschnitten aus dem 16. Jahrhundert geschmückte Darstellung manchen kulturgeschichtlich interessierten Leser finden.

W. Eggebrecht (Stettin).

Müller-Guttenbrunn, Adam: Der Roman meines Lebens. Aus dem Nachlaß zusammengestellt von seinem Sohn. Mit 16 Abb. Leipzig: Staackmann 1927. 323 S.

Daß es Müller-Guttenbrunn nicht mehr möglich war, die Darstellung seines Lebens mit eigener Hand zu vollenden, ist außerordentlich zu bedauern. Das von seinem Sohn herausgegebene und mit Aufzeichnungen aus dem Nachlaß zu einer leidlich abgerundeten Lebensübersicht zusammengestellte Buch enthält eine so frische Schilderung der Jugendzeit, daß zweifellos eins der hübschesten Erinnerungsbücher entstanden wäre, die wir aus der neueren Literatur besitzen, wenn Müller-Guttenbrunn nicht zu früh dahingegangen wäre. Es steckt eine prachtvoll aktive Lebensfülle in dem Banater Deutschen, ein kluger Blick für die Wirklichkeiten des Lebens und eine energisch geschlossene ethische Persönlichkeit, die ihm freilich den Kampf mit offenen und versteckten Widerständen, denen er als Kritiker, Theaterdirektor, Schriftsteller und Kulturpolitiker begegnete, nicht eben leicht machte. Es wäre ein Segen, wenn wir gerade heute auf dem Gebiet der gehobenen Familienliteratur mehr Leute von seiner männlich gediegenen Tüchtigkeit hätten; Leute, die die Treue ihrer Gesinnung nicht so wohlfeil und popularitätslüstern zu Markte tragen, wie es das Gros unserer Modeautoren leider gewohnheitsmäßig zu tun pflegt. Das Buch eignet sich für alle Büchereien, die auch der biographischen Kenntnis der von ihnen gepflegten Dichter eine wohlverstandene Fürsorge angedeihen lassen wollen. G. Kemp (Solingen).

Scheuffler, G.: Clara Viebig. Zeit und Jahrhundert. Erfurt: Beute 1927. 258 S. Geb. 6,—.

Durch eingehende Analyse der einzelnen Werke der Dichterin sucht der Verfasser die Gestalt Clara Viebigs und ihre literarische Stellung zu kennzeichnen. Da das Buch aus ehrlicher Bewunderung der Dichterin geschrieben ist, tritt die Kritik, auch soweit sie berechtigt ist, recht wenig in Erscheinung, wenngleich in der Besprechung einzelner Werke („Dilettanten des Lebens", „Es lebe die Kunst" u. a.) auch die negativen Seiten am Werk der Dichterin hervorgehoben werden. Besonders in der Einleitung, die die literarische Stellung der Dichterin charakterisiert und sie in eine Reihe mit Zola, Ibsen, Dostojewski und — Raabe stellt, macht sich eine starke Überschätzung der Dichterin bemerkbar. Gelegentlich stören grobe Druckfehler den Sinn und das Verständnis des Ganzen, besonders in der Analyse von „Absolvo te". Für die Bücherei ist das Buch entbehrlich, allenfalls mag es, gerade weil es gelegentlich zum Widerspruch reizt, dem Bibliothekar zum Studium empfohlen werden. W. Eggebrecht (Stettin).

Schlesier des 18. und 19. Jahrhunderts. Namens der Historischen Kommission für Schlesien hrsg. von Fr. Andrae, M. Hippe, P. Knötel, O. Schwarzer. Breslau: Korn 1926. IX, 399 S.

Dem im Jahre 1922 erschienenen ersten Bande läßt die Kommission nunmehr mit vorliegendem Buche den zweiten folgen, der an 60 literarische Porträts von Männern enthält, die in Schlesien geboren oder lange Zeit in Schlesien lebten und sich um die Provinz irgendwie besonders verdient gemacht haben. In bunter Folge reihen sich Männer der Politik, der Wirtschaft, der Technik, der Verwaltung, der Literatur, der Kunst und Wissenschaft aneinander, und die Darstellung ihres Lebens und Wirkens vermittelt ein anschauliches Bild der kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklung des ostdeutschen Landesteiles. Insbesondere sind eine Anzahl Persönlichkeiten aus der bedeutungsvollen friederizianischen Epoche und der Sturmzeit der 40er Jahre durch wertvolle Beiträge charakterisiert. Diese „Lebensbilder" haben auch über die engeren Grenzen ihrer Wirksamkeit hinaus Bedeutung (hingewiesen sei nur auf Namen wie Eichendorff, Tauentzien, Gentz, Simon, Borsig, Haym, Kardinal Kopp, Schönaich-Carolath, Ehrlich, Partsch) und sie bilden daher eine willkommene Ergänzung der „Allgemeinen Deutschen Bio-

graphie". Auch für nichtschlesische Büchereien ist die Anschaffung des Buches, dem über 30 Bildnisse beigegeben sind, warm zu empfehlen.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Schlözer, Karl von: Menschen und Landschaften. Aus dem Skizzenbuch eines Diplomaten. Hrsg. von seinem Bruder Leopold von Schlözer. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1926. VIII, 326 S. Lw. 10,—.

In diesen Briefen und Aufzeichnungen eines Neffen des durch seine „Römischen Briefe" bekannten Diplomaten der Bismarckzeit Kurd v. Schlözer lernen wir einen Mann kennen, der von der Höhe des Lebens Menschen und Landschaften mit dem Auge des Künstlers zu sehen und seine Erlebnisse und Eindrücke in Briefen oder kurzen Tagebuchskizzen so festzuhalten verstand, daß die Herausgabe unsere Erinnerungsliteratur um einen nicht nur stofflich, sondern gerade durch die fesselnden und lebendigen Schilderungen reizvollen Band vermehrt. Durch sonnige Kindheit und glückliche Jugendtage folgen wir dem überall durch Liebenswürdigkeit, Humor und Begabung gleich Beliebten, dem „im Meer des Lebens fröhlich Schwimmenden", bis ihm ein festes Ziel durch den Eintritt in den Auswärtigen Dienst des Reiches gegeben wird. Dann begleiten wir den jungen Diplomaten nach Petersburg, Rio de Janeiro und Belgrad 1886—91. Wir hören vom Leben der großen Gesellschaft in Petersburg, von der übertünchten Herrlichkeit des schon untergrabenen und nicht lange nach Schlözers Abberufung gestürzten brasilianischen Hofes und dem Balkangetriebe in Serbien unter Alexander I. Doch nicht die uns jetzt unwesentlich erscheinenden geschichtlichen Ereignisse, die auch nur einen bewegten Hintergrund geben, sondern die Farbe und Plastik der Schilderungen von Menschen und Landschaften machen den Hauptreiz dieser Aufzeichnungen aus. Der Herausgeber hat mit feiner Zurückhaltung einige Lücken, besonders des Anfangs, ausgefüllt und so dem Buch eine größere Geschlossenheit gegeben. — Für mittlere und größere Büchereien.

M. Thilo (Stolp i. P.).

Stölten, Wilhelm: Goethe. Eine Einführung in sein Leben und Werk. Wülfingerrode-Sollstedt: Treueverlag 1926. 154 S.

Dieses schlicht auftretende Büchlein, für „die reifere Jugend und weitere Kreise unseres Volkes" bestimmt, ist allen Büchereien, zumal den kleinen Büchereien auf dem Lande, aufs wärmste zu empfehlen. Es ist einfacher als das ausgezeichnete Buch von Bab (vgl. Jg. 1922 S. 26) und weiß, pädagogisch geschickt geschrieben, immer die Lust zu wecken, den Menschen Gothe und seine Werke näher kennen zu lernen, sich von ihm die Schönheit der Welt zeigen zu lassen und von ihm Rat zu holen. Neben anderen kleinen Schönheitsfehlern wäre nur anzumerken, daß kein direkter Hinweis auf die „Urworte" zu finden ist. Aber auch so wird das schöne Buch seine Aufgabe voll erfüllen.

R. Joerden (Stettin).

Tetzner, Lisa: Der Gang ins Leben. Erzählung einer Kindheit. Jena: Diederichs 1926. 155 S. Geh. 3,—. Geb. 5,—.

Die Zweifel, die Lisa Tetzner am Schluß des Buches an der Notwendigkeit ihrer autobiographischen Erzählung ausspricht, sind nur zu berechtigt. Nach der Erzählerin eigenen Worten ist dies Kinderschicksal „nichts Ungewöhnliches". Es könnte also für einen größeren Kreis nur wesentlich werden, wenn es durch die Besonderheit des Erlebens der nicht ungewöhnlichen Geschehnisse einmalig erschiene. Dies ist nicht der Fall. Die Besonderheit des Kindes Anne wird mehr behauptet als fühlbar gemacht. So vermag die reichlich sentimentale Erzählung kindlicher Freuden und Leiden, des Erlebens der Umwelt und der Mitmenschen, der Nöte der Reifezeit und des ersten frühen Liebesschmerzes den Leser nicht stark zu fesseln. Überdies machen sich einige stilistische Mängel unangenehm fühlbar: Die Gepflogenheit der Verfasserin, die für die Entwicklung der Heldin besonders wichtigen Geschehnisse unabhängig vom zeitlichen Ablauf der Handlung zu erzählen, beeinträchtigen die Klarheit der Darstellung, und der unablässige, weder durch Handlungs- noch durch Spannungsmomente erklärbare Wechsel von Vergangenheits- und Gegenwartsformen trägt eine ebenso überflüssige wie unschöne Unruhe in den Erzählton.

Therese Krimmer (Berlin).

Toller, Ernst: Justiz. Erlebnisse. Berlin: Laub 1927. 146 S.

Tollers teilweise durch Aktenmaterial belegte Aufzeichnungen zeigen einmal — was Toller vielleicht selbst nicht wahr haben will —, daß in Revolutionen mit Hinrichtungen, Brutalitäten, Gemeinheiten aller Art notwendig zu rechnen ist; und zum andern, daß die bayrischen Volksgerichte mit einer hartherzigen Parteilichkeit vorgegangen sind, der es jedenfalls besser zu Gesicht gestanden hätte, diese Stellung offen zuzugeben als noch großes Aufheben von ihrer objektiven Gerechtigkeit zu machen. Ebenso vorsintflutlich wie die damaligen Gerichte ist nach Tollers Bericht der Strafvollzug in der Festung Niederschönenfeld. Man muß Toller danken, daß die Öffentlichkeit einmal so energisch auf diese Dinge hingewiesen wird, und darf seine Äußerungen nicht einfach als Parteimeinungen des Kommunisten abtun. — Die Entscheidung, ob man ein so tendenziöses Werk in die Volksbücherei aufnehmen soll, ist nicht leicht. Seine Darstellung des weißen Terrors, so wahr sie sein mag, wirkt doch recht verhetzend; und lieblicher ist der rote Terror wohl auch nicht. Wenn überhaupt, kommt das Buch jedenfalls nur für großstädtische Büchereien in Betracht. R. Joerden (Stettin).

Tolstoi, Leo N.: Tagebuch. Bd 1: 1895—1899. Bd 2: 1900—1903. Autoris. vollst. Ausg. von L. Bernal. Jena: Diederichs 1923. 184, 204 S.

Von den chronologisch lückenhaften Tagebüchern Tolstois beginnen die Aufzeichnungen aus der zweiten Hälfte seines Lebens mit dem Jahre 1878. Aus äußeren Gründen — Verweigerung der Druckerlaubnis — konnte nur die vorliegende Reihe veröffentlicht werden, die in dem Sinne vollständig ist, daß alles Wichtige, auch wenn, was nicht selten vorkommt, derselbe Gedanke variiert erscheint, gegeben wird. Die hier mitgeteilte Altersweisheit Tolstois aus den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens geht wenig auf äußere Geschehnisse ein. Sie bietet um so mehr an Betrachtungen über die Grundfragen des Lebens, ein stetes Ringen um letzte Antworten und Entscheidungen, die doch nie gegeben werden können, wenngleich der unverrückbare religiöse Standpunkt des großen Lebenskämpfers den festen Kern seiner unendlich hin- und herflutenden, aber nie der Zweifelsucht oder düsterem Pessimismus verfallenden Gedankengänge bildet, die sich nicht nur auf ethisch-religiöse, sondern besonders auch auf soziale Fragen beziehen. Trotz der großen Bedeutung der vorliegenden Tagebücher vermitteln sie, wie bemerkt werden muß, kein Gesamtbild der Persönlichkeit Tolstois, deren Erfassung ein viel weiter ausgedehntes Material zur Voraussetzung hat. Ihre hohe Bedeutung liegt in dem sittlichen Ernst und Wahrheitsmut, womit sich ein tiefer Mensch um den Sinn des Daseins müht, das sich ihm bald zu entschleiern scheint, bald wieder in den Abgrund des Unerfaßbaren zurücksinkt. Der schlichte Ton, der Tolstois Schriften auszeichnet, waltet auch hier vor und macht die Tagebücher, von bestimmten, sachlich bedingten Ausnahmen abgesehen, jedem ethisch-sozial interessierten Leser zugänglich. G. Fritz.

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Larthill, Al.: Die Erbschaft des Liberalismus. Übertr. von Paul Fohr. Mit einer Einleitung von Otto Geßler. Berlin-Grunewald: Kurt Vowinkel 1926. 183 S.

Ein Buch, das sehr geistreich und witzig — aber mit dem Witz und dem Zynismus Bernard Shaws — den Liberalismus ad absurdum führt. Es zeigt den inneren Zerfall der radikal-liberalen Idee im Regierungsgetriebe des britischen Imperiums. Im Mechanismus des „laissez faire“ wertet es die unwertbaren Faktoren, vor allem das Menschliche in seiner ebenso oft verwirrenden wie gestaltenden Kraft. Die Lektüre setzt Verständnis der tieferen Zusammenhänge und Grundsätze der englichen Politik voraus, ist dann aber sehr aufschlußreich und zugleich — amüsant. Eine sonst seltene Beigabe in der politischen Literatur.

E. Dovifat (Berlin).

Bratter, C. A.: Amerikanische Industriemagnaten. Berlin: Ullstein 1927. 170 S.

Die Wirtschaftswelt Amerikas, deren erstaunlicher Ausbau und deren Ergebniszahlen unserer alten Welt in den letzten Jahren so oft Bewunderung und Nachahmensdrang entlockt haben, verkörpert sich in ihren Führern, die das Buch in ihren Grundgattungen und Einzelpersönlichkeiten an dem Leser vorüberziehen läßt. Der Verfasser versteht es ausgezeichnet, die eigentümliche amerikanische Geisteseinstellung zu kennzeichnen, die einerseits solche tatkräftigen und erfolgreichen Leute hervorbringen konnte, anderseits aber seelisch verflachend und gleichmachend für die vielen abstoßenden Erscheinungen amerikanischen Lebens den Boden bildete. Wenn auch der Verfasser seine Bewunderung den Großleistungen zollt, vergißt er doch nicht, die Mißstände gebührend herauszustellen. — Das Buch ist packend und stellenweise humorvoll geschrieben und bietet einen guten Einblick in die amerikanischen Wirtschafts- und Lebensverhältnisse. Für alle Büchereien zu empfehlen.

C. Barth (Stettin).

Révész, Imre: Walther Rathenau und sein wirtschaftliches Werk. Dresden: Reißner 1927. 174 S., 1 Taf. Geh. 4,—. Geb. 5,—.

Es gab bisher unzählige Schriften über Rathenaus Person, seine wirtschaftliche und politische Tätigkeit, aber noch keine zusammenfassende Darstellung und objektive Kritik seiner wissenschaftlichen Leistung, d. h. der von ihm vertretenen Gedanken und Theorien. Diese Lücke will die vorliegende Arbeit ausfüllen und das philosophisch-ökonomische Werk Rathenaus in seinen geistesgeschichtlich und zeitlich bedingten Zusammenhängen würdigen, wobei der Politiker und der Präsident der A.E.G. in den Hintergrund treten sollen. Von Rathenaus Philosophie, der Grundlage seiner wirtschaftlichen Gedanken, ausgehend, ist es dem Verfasser gelungen, die in den verschiedenen Büchern und Aufsätzen zerstreuten Ideen in „ein sich selbst darbietendes System" zusammenzufassen und zugleich die Zusammenhänge dieses Systems mit Rathenaus Kriegswirtschaft und den Sozialisierungsversuchen herauszuschälen. So ist das objektiv und sachlich, ohne eine parteipolitische Einstellung geschriebene Buch „keine Monographie, sondern ein Beitrag zur Geschichte des neueren Sozialismus, einer seiner eigenartigsten synthetischen Richtungen, deren Ideenwelt vielleicht am prägnantesten in den Schriften Walther Rathenaus dargestellt ist." — Schon für mittlere Büchereien.

W. Klein (Essen).

Witte, Irene M.: Taylor, Gilbreth, Ford. Gegenwartsfragen der amerikanischen und europäischen Arbeitswissenschaft. München: Oldenbourg 1924. 78 S. 1,80.

Nachdem die Verfasserin gezeigt hat, daß die in Amerika herrschenden kulturellen und zivilisatorischen Bedingungen in jeder Hinsicht stark von unseren abweichen, schildert sie an Hand einer reichhaltigen Literatur und auf Grund ihrer eigenen Kenntnisse den derzeitigen Stand der europäischen und vor allem amerikanischen Arbeitswissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Taylor-, Gilbreth- und Fordsysteme. Dabei kommt sie zu dem Schluß, daß uns die Methoden der amerikanischen Arbeitswissenschaftler wohl ein sehr wertvolles Studienmaterial bieten, daß wir uns aber davor hüten müssen, Europa zu einem Amerika machen zu wollen, weil ein bedingungsloses Übernehmen amerikanischer Verfahren auch gleiche Bedingungen und gleiches Menschenmaterial voraussetzt. — Die Arbeit ist mit großem Fleiß und mit Hilfe eines umfangreichen Tatsachenmaterials sachlich herausgearbeitet, läßt aber häufig eine kritische Stellungnahme und eigene Gedanken der Verfasserin vermissen. — Für größere Büchereien.

W. Klein (Essen).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Grashoff, Ehler W.: Albrecht Dürer. Mit 16 Vollbild. Berlin: Reiß 1924. (Lebensgeschichten großer Menschen.) 108 S.

In schlichter, auch dem einfachen und jugendlichen Leser zugänglicher Form an der Hand von 16 Vollbildern schildert Grashoff das Leben Dürers und seine

bekanntesten Werke, denen im Anhang des Buches noch ein besonderer beschreibender Teil gewidmet ist. Die Darstellung kann recht gut zur Einführung in Dürers Schaffen dienen, wenngleich für Leser, die sich eingehender mit dem Stoff beschäftigen wollen, ein Betrachten besserer Reproduktionen (etwa der Kunstwartmappen oder des Dürer-Bandes in den Klassikern der Kunst) geraten erscheint. Bei dem kleinen Format der vorliegenden Bildwiedergaben macht sich gelegentlich eine gewisse Unschärfe unangenehm bemerkbar. Das Buch ist schon für mittlere Büchereien geeignet. W. Eggebrecht (Stettin).

Kröller-Müller, H.: Die Entwicklung der modernen Malerei. Ein Wegweiser für Laien. Leipzig: Klinckhardt & Birmann 1926. 4°. 252 S. Geh. 8,50. Geb. 11,50.

Das aus dem Holländischen übersetzte Buch kann auch deutschen Kunst-Laien zur Einführung in die Probleme der heutigen Malerei empfohlen werden. Bedauerlich bleibt es für diese Leser allerdings, daß die Verfasserin ihre Erläuterungen fast ausschließlich an der Hand von holländischem und französischem Bildmaterial gibt. Aber die — übrigens gute und charakteristische — Auswahl findet zwanglos ihre Erklärung in der ganzen Entstehungsgeschichte des Buches. Das Werk umfaßt nämlich eine Reihe von zuerst an der Haager Volksuniversität gehaltenen Vorträgen, die sich eng anlehnen an die eigene große Bildersammlung der Verfasserin. Mit Hülfe dieser z. T. hervorragenden und mit Kunstverständnis gesammelten Gemälde, die sie feinsinnig deutet und geschickt bei der Besprechung der Probleme benutzt, schildert die Verfasserin nun die Kunstentwicklung von etwa 1870 an, vom Realismus über den Impressionismus, Neo-Impressionismus und Pointilismus zum Kubismus und Expressionismus. Nicht zu verkennen ist die Vorliebe der Verfasserin für die neueste Kunst, die idealistische oder expressionistische, die sie auch in ihren extremsten, alle Objektform auflösenden Vertretern hoch bewertet und wenigstens als vorläufige Weiterentwicklung anerkannt wissen möchte. Im ganzen hält sich das Buch aber von Einseitigkeit fern, es versucht vielmehr in liebenswürdiger und toleranter Weise die Eigenheiten und Vorzüge aller Richtungen sowie ihre Zeitbedingtheit und Notwendigkeit zum Verständnis zu bringen. G. Kohfeldt (Rostock).

Taut, Bruno: Bauen. Der neue Wohnbau. Mit vielen Abb. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1927. IV, 75 S. Geh. 5,50. Lw. 6,—.

Taut spricht seine und seines Kreises kluge Gedanken über Art und Ziele der neuen Baukunst — einstweilen hat er, in betonter Zurückhaltung, vornehmlich den „großstädtischen Wohnhausblock" und das „kleine Siedlungshaus" im Auge, und bei ihnen in erster Linie äußere Erscheinung und Grundriß — so klar und temperamentvoll aus, daß er sich jedem Gutgewillten ohne Schwierigkeit verständlich macht, zumal der Text von 166 (!) sehr geschickt gewählten Abbildungen begleitet ist. Wohl hat das Ganze ausgesprochen tendenziösen Charakter; die ironische Widmung „Der lieben Baupolizei" beweist es; und spöttische Bemerkungen unter Abbildungen von besonders grotesken „Bauleistungen" der vergangenen Jahrzehnte, ja noch der Gegenwart, unterstreichen das. Aber die Tendenz ist gut und richtig; und hinter dem agressiven Plauderton des Textes steht, das spürt man aus jeder Zeile, großes Wissen und ein fester, zukunftsfreudiger Wille. Ausgehend von der Wohnungsnot unserer Tage wird der ganze Fragenkomplex im Kapitel „Bilanz" sicher umrissen, es wird der eklektischen Bauweise, die dem Verfasser klingt „wie ein altes Volkslied, doch mit verstimmten Saiten", der Kampf angesagt und ihr entgegengesetzt die „Baukunst der Wahrheit", für die „wenn auch noch nicht Liebe, so doch mindestens Achtung" vorausgesetzt werden kann. Im nächsten Abschnitt, „Die Welle", wird eine Definition „des geistigen Gesichtes unserer Zeit" versucht, es wird dargelegt, wo wir in Hinsicht auf unsere künstlerische Gestaltung entwicklungsgeschichtlich heute notwendig stehen; es ist dabei besonders erfreulich, daß gerade von dem Munde Tauts, der im Vorwort mit Recht die Herrschaft eines „versackten Gefühls" über „die ratio, die Vernunft", abgelehnt hat, eine Warnung „vor der blinden Anstaunung alles Amerikanischen" ausgesprochen und trotz der Unumgänglichkeit alles kühl Erfinderischen die phantasievolle Gestaltung mit glücklichen Worten als möglich und nötig dargelegt wird. Unter

der Überschrift „Verunstaltung" folgt eine unzweideutige Abrechnung mit veralteten, in sich widerspruchsvollen und unzweckmäßigen, ja unheilvollen staatlichen Verordnungen. Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, wird der Sinn, den die Überlieferung für uns hat, gesondert betrachtet und betont, daß jedes produktive Schaffen naturgemäß nicht ein sklavischer Anschluß an Geleistetes — dessen Wert trotzdem unangetastet bleibt! — sein kann. Im Kapitel „Die Wendung" wird zusammenfassend die Art und die Richtung des bereits aus neuem Geist Gebauten auseinandergesetzt. — Wer die Stuttgarter Weißenhofsiedlung kennt — viele der dort beteiligten Architekten sind mit Abbildungen in Tauts Buch vertreten —, dem wird das Buch umso lebendiger sein, der wird umso freudiger anerkennen, daß hinter Tauts Worten wirklich Taten stehen. Deshalb sollte in jeder Bücherei, die irgend Interesse für diese Fragen erwarten kann, Tauts Buch stehen. Er hat von sich aus gewiß nicht unrecht, wenn er meint: „Der Wohnungsbau der kommenden zehn Jahre wird dem neuen Deutschland das Gesicht geben."

J. Beer (Stettin).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Gumbel, E. J.: Vom Rußland der Gegenwart. Berlin: Laub 1927. 109 S.

Der Verfasser, der schon durch viele Publikationen bekannt ist, hatte das Glück, im Winter 1925/26 nach Rußland berufen zu werden, um einige mathematische Skizzen von Karl Marx druckfertig zu machen. Er steht seiner ganzen Position nach den Bolschewisten sympathisch gegenüber, aber nicht kritiklos. Seine Schilderungen der wirklichen Verhältnisse berühren sich mit dem, was man auch sonst von objektiv erscheinenden Beurteilern hört. Wohl am wertvollsten sind die Kapitel über das geistige Leben in Rußland und das über Schäden des Systems. Im ganzen wird das Buch wegen seiner ruhigen und objektiven Haltung dem Verfasser manchen Freund erwerben, weniger aber dem von ihm mit Liebe geschilderten bolschewistischen System in Rußland. K. Hartmann (Stettin).

Hermann, Georg: Spaziergang in Potsdam. Mit Zeichn. von Paul Scheurich. Berlin-Zehlendorf: Rembrandt-Verlag 1926. 147 S., 8 Taf.

Den wenigen, welche sich dem Zauber dieser „Stadt aus dem 18. Jahrhundert" mit gleicher Begeisterung hingegeben haben wie er, und den vielen, die über dem militärischen Anstrich späterer Epochen den wahren Charakter dieser „Herbst- und Abendschönheit" noch nicht erfaßt haben, schenkt G. Hermann, der gründliche und liebevolle Kenner Alt-Berlins und Alt-Potsdams, dies Büchlein. Nicht ganz ohne journalistische Koketterie, aber auch mit überzeugender Wärme und schöner Beredsamkeit führt Hermann uns an allen viel und wenig bekannten architektonischen und gartenbaulichen Schönheiten Potsdams vorüber, die in den letzten Jahrzehnten durch Ungeschmack und Nützlichkeitsdrang entstandenen üblen Verschandelungen unbarmherzig geißelnd. Er endet seinen kunstverständigen und eindrucksvollen Spaziergang in Sanssouci, dessen künstlerische Schönheit nicht mehr umstritten ist. — Das schmale Bändchen, in anmutigem Plauderton geschrieben und doch des Ernstes einer tiefen Zuneigung nicht entbehrend, eignet sich mit den zierlichen rokokohaften Zeichnungen Scheurichs und den vielen schönen photographischen Wiedergaben charakteristischer Teile des Potsdamer Stadtbildes für alle kunstverständigen Leser großer und mittlerer Büchereien und für alle Potsdamkenner. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Hettner, Alfred: Die Geographie, ihre Geschichte, ihr Wesen und ihre Methoden. Breslau: Hirt 1927. VIII, 463 S.

Gewissermaßen als sein Lebenswerk, dessen Inhalt zum größten Teil „nicht bloß zusammengelesen, sondern erlebt" ist, will der bekannte deutsche Geograph das vorliegende Werk angesehen wissen. In neun großen Abschnitten gibt Hettner eine Überschau über die Geographie als Wissenschaft. Im einzelnen behandeln die Kapitel die Geschichte der Geographie, zurückverfolgt bis zu den Natur- und alten Kulturvölkern, ferner das Wesen und die Aufgaben der Geographie, wobei insbesondere ihr Verhältnis zu den Naturwissenschaften beleuchtet wird, die geo-

graphische Forschung (Entdeckung, Landesvermessung, Kartenstudium usw.) und die geographische Begriffs- und Gedankenbildung, wobei das Wesen der verschiedenen geographischen Auffassungen, die geographische Ursächlichkeit und die Einteilung der Erdräume und Landschaften nach verschiedenartigen Gesichtspunkten eingehend untersucht werden. Die folgenden Kapitel behandeln die Bedeutung und Auswertung von geographischen Karten und Ansichten, die sprachliche Darstellung, die geographische Terminologie und die geographische Literatur. Die letzten Abschnitte befassen sich mit dem Wesen, den Richtungen, dem Wert und den Wegen der geographischen Bildung im allgemeinen und ihre Behandlung in der Schule und auf den Universitäten. — Das Studium des grundlegenden Werkes ist unerläßlich für jeden, der sich mit der geographischen Forschung und Bildung befassen will. Die klare und anregende Darstellungsart und die besonnene Beurteilung auch abweichender Ansichten über Wesen und Methoden der geographischen Wissenschaft erhöhen den Wert des mit umfassender Sachkenntnis geschriebenen Werkes. Es ist für größere Volksbüchereien unentbehrlich und besonders für die Einstellung in die Lesesaalbücherei zu empfehlen. H. Horstmann (Gleiwitz).

Schlesinger, Martin Ludwig: Das bolschewistische Rußland. Breslau: Hirt 1926. 106 S.

Der Verfasser sucht eine Einführung in das Staatsrecht der Sowjetregierung zu geben, ein Versuch, der bei einer so eingestandenermaßen auf die Gewalt gegründeten Regierung zunächst einigermaßen überrascht. Der Verfasser zeigt aber, daß die Ausgestaltung des bolschewistischen Rußlands in einer langen schwierigen Rechtsentwicklung verlief, und daß sowohl der Bestand der Sowjet-Republiken und die Art ihres Zusammenschlusses wie auch die Befugnisse der obersten Behörden und die Rechte und Pflichten der Staatsbürger wiederholt geändert worden sind. Das Buch ist nicht populär, aber für jeden Gebildeten leicht zu lesen. Es gibt einen glänzenden Beweis für die Unentbehrlichkeit rechtlicher Formulierungen und Begründungen in jedem staatlichen Gebilde. Wertvoll ist der beigegebene Anhang, der die wichtigsten Bestimmungen des geltenden Staatsrechts abdruckt. Auch die Diagramme am Schluß, die die Organisation des Reichs veranschaulichen sollen, werden manchem willkommen sein. Das Buch ist für Volksbüchereien durchaus geeignet, wird aber nur solche Leser anziehen, welche ausgesprochenes juristisches Interesse haben. K. Hartmann (Stettin).

Seidlitz, W. v.: Entstehen und Vergehen der Alpen. Eine allgemeinverständliche Einführung besonders für Bergsteiger und Freunde der Alpen. Mit 15 Taf., 122 Abb. im Text, 1 Alpenkt. u. 1 Tab. der Entwicklungsgeschichte der Erde. Stuttgart: Enke 1926. XVI, 267 S.

Dem Alpenfreund und Bergsteiger will der Verfasser ein literarisches Hilfsmittel zum tieferen Verständnis und Genuß beim Beschauen und bei der Bezwingung der Berge bieten. Bei der Ausdehnung des Alpengebietes und dem unendlichen Reichtum seiner Formen ist es dem Verfasser jedoch nur möglich, in großen Zügen eine Überschau über den geologischen Aufbau und die Formenfülle der geologisch bedeutsamsten und grundlegendsten Teile der Alpen zu geben. Von einer eingehenden Beschreibung einzelner Berge mußte er Abstand nehmen. Im Einzelnen behandelt er die geologischen Zeitalter, die beim Aufbau der Alpen wirksam waren und die das Gerüst und die Bewegungsformen der Gebirgsbildung bedingen. Nach einer Darlegung der aufbauenden Kräfte bespricht er sodann die zerstörenden Kräfte, die unablässig an der Veränderung und Abtragung arbeiten. Ein Verzeichnis der wichtigsten Schriften zur Alpen-Geologie ist dem Buche vorangestellt, dessen klare Darstellungsart durch trefflich ausgewählte Bilder und schematische Skizzen erhöht wird. — Nicht nur jeder Alpenfreund wird das Erscheinen dieses Buches begrüßen, sondern auch jeder für Geologie Interessierte kann es mit großem Gewinn in die Hand nehmen, da die Geologie der Alpen grundlegend ist für jede geologische Erkenntnis. Es eignet sich auch gut zur Einstellung in die Handbücherei des Lesesaals (Reisebücherei).

H. Horstmann (Gleiwitz).

Beebe, William: Dschungelleben. Forscherfreuden in Guayanas Urwäldern. Mit Abb. Leipzig: Brockhaus 1927. 239 S. Lw. 6,—.

Der Verfasser des wertvollen und gern gelesenen Buches „Galapagos, das Ende der Welt" legt hier ein neues Buch vor, in dem wiederum in merkwürdiger Form Reisebeschreibung und Naturbeobachtung verbunden sind. Aber obwohl er damit in Amerika einen großen Erfolg gehabt zu haben scheint, reicht das Buch an die Schönheit des ersten nicht heran. Zwar versteht es Beebe meisterhaft, das feinste Leben des Dschungels bis hinab zur kleinsten Schlupfwespenmade im Raupenei zu beobachten und zu schildern, aber sein Verhältnis zur Natur ist nicht, wie man vielleicht erwarten dürfte, getragen von franziskanischer Liebe zu aller Kreatur, sondern trägt bedenkliche Züge des snobistischen Liebhabers und Sammlers. Die Betrachtungen über die Lebensverkettungen im Dschungel, wie überhaupt alles, wo Beebe „philosophiert", haben oft einen peinigend literatenhaften, ja, blasierten Charakter, dafür entschädigen aber andere Teile, die wirklich Einziges, noch nie Gesehenes und Beschriebenes in wundervoller Anschaulichkeit schildern. Für mittlere und große Büchereien möchte ich deshalb die Anschaffung doch anraten. Es ist aber keineswegs leichte Lektüre. K. Schulz (Stettin).

Le Coq, Albert von: Auf Hellas' Spuren in Ostturkestan. Berichte und Abenteuer der 2. und 3. Deutschen Turfanexpedition. Mit 108 Abb. im Text u. auf 52 Taf. sowie 4 Kt. Leipzig: Hinrichs 1926. XI, 166 S. Lw. 10,—.

Von einer seltsamen und bei uns wenig bekannten Kunst kündet dies Buch: von der buddhistischen, stark hellenistisch beeinflußten Kunst Innerasiens. Professor Le Coq, der Direktor des Berliner Museums für Völkerkunde, schildert seine Erlebnisse und Ergebnisse als Leiter der beiden deutschen Turfanexpeditionen der Jahre 1904—06. Das Buch, das nicht nur von der Reise selbst berichtet, sondern auch jener fernen Kunst und ihren Stilen längere Abschnitte widmet, wird vor allem für den kunst- und kulturgeschichtlich interessierten Leser in Betracht kommen, diesen aber, zumal es mit zahlreichen schönen Aufnahmen von Werken jener Kunst geschmückt ist, aufs stärkste fesseln. — Für große Büchereien.

K. Kossow (Flensburg).

Purley, W. L.: Wanderungen in Queenslandbusch. Übers. von H. Kühn. Mit Abb. Berlin: Vowinckel 1925. 221 S.

Der Verfasser schildert als Naturforscher den Nordosten Australiens, der besonders interessant ist durch seine eigenartige Fauna und Flora und durch den gegensätzlichen Charakter seiner verschiedenen Landschaften. Reiche, oft tropische Vegetation, in der Vanille, Zuckerrohr, Ananas, Bananen, Melonenbäume, Baumwolle und Orangen üppig gedeihen, wechselt mit trostlosen, wüstenhaften Gegenden ab, in denen kaum ein Grashalm fortkommen kann. Seltsame Tiere leben hier, die wie der große Wasserfrosch, die Halskrauseneidechse oder der als „lachender Esel" bezeichnete Vogel Kookaburra an die Fabelwesen unserer Märchen erinnern. Reich ist das Land an Fischen (Barsche bis zu 600 Pfd.!) und Vögeln, aber ebenso zahlreich sind gefräßige Kaninchen, gefährliche Zecken, Moskitos und andere Schädlinge. So gegensätzlich wie die Landschaft sind auch die Witterungsverhältnisse: „Hier regnet es niemals, wie man denkt, — bald wird einem Dürre, bald Fluten geschenkt." Von den Eingeborenen spricht Purley wenig, aber liebevoll, — nur in einem Kapitel gibt er uns tiefere Einblicke in Seele und Leben dieser primitiven Menschen —, und auch von den weißen Pionieren jener weltfernen Gegend hören wir nur selten. — Das lehrreiche und mit guten Aufnahmen ausgestattete Werk kann allen Lesern, auch der reiferen Jugend, empfohlen werden, besonders aber denen, die sich für Naturwissenschaft interessieren. Die Sprache ist einfach und anschaulich, aber die vielleicht allzu wörtliche und anscheinend selbst die Wortstellung beibehaltende Übersetzung ist stilistisch nicht immer einwandfrei.

W. Klein (Essen).

Skidelsky, Valentin: Fahrt ins flammende Rußland. Wien: Lechner & Sohn 1926. 226 S.

Das Buch gibt Erinnerungen eines russischen Kriegsgefangenen wieder, der aus österreichischer Kriegsgefangenschaft im Herbst 1918 abgeschoben wurde und mitten in die furchtbaren inneren Kämpfe zwischen roten und weißen Armeen hineingeriet. Er gibt viel Selbsterlebtes, aber auch viele Berichte von Augenzeugen, die einen durchaus zuverlässigen Eindruck machen. Die Lektüre des Buches setzt gute Nerven voraus, denn es wird nichts beschönigt, und die furchtbare, erbarmungslose Wut des gegenseitigen Mordens wird mit vollem Realismus geschildert. Auf die Führer der Bolschewisten und auch auf die weißen Generäle fällt manch scharfes Licht. Als ein Beitrag zur Zeitgeschichte ist das Buch ohne Zweifel wertvoll, für solche, die revolutionäre Zeiten sehen wollen, wie sie wirklich waren. Literarisch ist es nicht so sehr gelungen, weil Selbst-Erlebtes und von anderen Gehörtes nicht immer getrennt ist. K. Hartmann (Stettin).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Schmidt, Wilhelm: Rasse und Volk. Eine Untersuchung zur Bestimmung ihrer Grenzen und zur Erfassung ihrer Beziehungen. München: Kösel & Pustet 1927. 67 S. 1,50.

Das Buch darf das Verdienst beanspruchen, die so schwierige und heikle Rassenfrage klar und verständlich und vor allem frei von jeder rassischen Voreingenommenheit behandelt zu haben. Es weist im Einklang mit den neuesten wissenschaftlichen Forschungen klar die Bedeutung der Vererbung und damit den Einfluß der Rasse nach, zeigt aber gleichzeitig auch, wie verwickelt und schwierig die Vererbungsgesetze sind, so daß also die Dinge längst nicht auf eine so bequeme Formel zu bringen sind, wie manche Rassentheoretiker und Rassenfanatiker glauben und wünschen. Vor allem geht der Verfasser auch auf die sonst immer so vorsichtig umgangene Frage nach der Herkunft der Rassen und besonders der nordischen Rasse ein. Nur an einer Stelle versagt auch er: Die schwierige und im Grunde entscheidende Frage nach der Vererbung seelischer Eigenschaften löst er mit dem Hinweis, daß nach der „stets festgehaltenen Lehre der katholischen Philosophie, die auch tatsächlich den durch die Forschung festgestellten Tatsachen am besten gerecht wird", die Seele jedesmal von Gott aus dem Nichts geschaffen wird und darum keine erblichen Merkmale aufweisen könne. Da macht er seinen Gegnern die Kritik doch allzu leicht. Die gute Verwendbarkeit des Buches für Büchereien wird durch diesen Fehler aber nicht aufgehoben. K. Schulz (Stettin).

Zander, Robert: Die Wunder der Blüten. Berlin: Ullstein 1927. 120 S.

Streifzüge durch die Lebenswelt der Blüten bringt dieses Bändchen der Sammlung „Wege zum Wissen". Nach einem geschichtlichen Rückblick auf das Werden der Blüten-Lebenskunde wird der Aufbau der Blüten und die Aufgabe ihrer Einzelteile besprochen, dem Zusammenwirken von Blüten und Insekten nachgegangen und in einem abschließenden Teil eine Sammlung von blütenbiologischen Einzelbildern von Wasser-, Wind- und Insektenblütlern geboten. Der Verfasser bemüht sich am Anfang zu zeigen, daß jene als wundersame Anpassungen und Lebensäußerungen erscheinenden Eigentümlichkeiten der Blütenwelt chemisch-physikalisch erklärbar sind und glaubt dadurch die sinnvoll- seelische Auffassung des Blütenlebens widerlegt zu haben. (Unter diesem Gesichtswinkel ließe sich mit derselben Durchschlagskraft dartun, daß auch der Mensch ein physikalisch-chemischer Mechanismus sei.) Die Inhaltsübersicht steht sehr im Gegensatz zu dem ernsthaft gehaltenen Ton des Buches selbst und erinnert stark an den Zwischentitel-„Humor" des Kinos. — Das Buch hält sich sehr an wissenschaftliche Fremdwörter, wenn es auch andererseits viele auch dem Laien verständliche und fesselnde Tatsachen bringt. Im ganzen für Volksbüchereien nicht besonders geeignet.

C. Barth (Stettin).

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Die großen Trobadors. Deutsch von Rudolf Borchardt. München: Bremer Presse 1924. 76 S.

Hartmann von Aue: Der arme Heinrich. Besorgt von Rudolf Borchardt. Ebenda 1925. 88 S.

Das Bemühen, die große Kunst der deutschen Vergangenheit und des europäischen Mittelalters wieder zu lebendigem Besitz der Gegenwart zu machen, erlebt seit der Romantik zum zweiten Male eine Blütezeit. Leider sind die Schwierigkeiten so groß, daß wir eine befriedigende Neuschöpfung des Nibelungenliedes (auch nach Wilhelm Schäfer) noch nicht besitzen und für den Minnegesang nur auf die zu spärlichen Proben Wilhelm von Scholz' angewiesen sind, während wir bei Walter von der Vogelweide immer noch auf Simrock zurückgreifen müssen (besonders ist vor den Übertragungen Zoozmanns zu warnen). Nun hat auch Rudolf Borchardt seine gefeilte Sprachkunst in den Dienst der hohen Aufgabe gestellt und zweifellos Mustergültiges geschaffen. Allerdings ist die Verdeutschung der Trobadors, eine glänzende Leistung in der schöpferischen Nachformung dieser kunstvollen Gesänge, so daß man beim Lesen die Klänge der begleitenden Laute zu hören vermeint, nur dem mit den alten Sprachformen schon inniger vertrauten, literarisch auch sonst weit fortgebildeten Leser verständlich. Sie kommt nur für die großen Bücherhallen in Frage. — Bei Hartmann von Aues „Armem Heinrich" ist die mittelalterliche Sprache zwar auch im Wesentlichen gewahrt, und nur vorsichtig ist allzu fremd Gewordenes entfernt und ersetzt worden, dennoch aber dürfte sich das schöne Gedicht in dieser Form auch dem der Sprache nicht kundigen, besinnlichen und bemühten Leser erschließen, und er wird den reinsten, unverfälschten Genuß davontragen, so daß schon größere Volksbüchereien die in der Bremer Presse mustergültig gedruckte Ausgabe anschaffen sollten.

W. Schuster.

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Hugo, Victor: Der lachende Mann. Roman. Übertr. von Carl Johann Perl. Berlin: Reiß 1925. 687 S. Geh. 9,—. Geb. 11,—.

Dieser Roman ist die Übersetzung von Victor Hugos „L'homme qui rit", einem in Deutschland fast unbekannten Buche. Hier versucht Hugo an dem Schicksal dreier Menschen die sozialen Zustände einer Zeit zu schildern. Im 17. Jahrhundert ist der junge Lord Clancharlie in England gewaltsam von einer Räuberbande zum Menschen mit immer lachendem Gesicht verstümmelt worden, so daß er, unkundig seiner Abstammung, mit Ursus, dem philosophischen Besitzer eines Tespiskarrens, und mit Dea, der schönen Blinden unbekannter Herkunft, als Possenreißer durchs Land ziehen muß, bis sich eines Tages das Geheimnis seiner Geburt lichtet und er aus dem verachteten Dasein eines Gauklers wie aus dumpfem Traum als englischer Pair erwacht. Das verlogene Dasein eines Adligen tauscht er gern gegen ein kurzes mit Deas Tod endendes Leben an der Seite der schon immer geliebten Jugendgefährtin ein: ihr Tod endigt auch sein Leben, und Ursus, der alt gewordene Wissende, zieht weiter einsam durch die Welt — Es ist ein Tendenzroman, der unvermittelt Schwarz und Weiß in der Charakterzeichnung nebeneinander stellt: die notleidenden unteren Klassen sind edel und gut, ihre Bedrücker, die schurkischen Adligen, die Fürsten und Könige, sind gewissenlose Genießer. — Zweifellos ist das Buch literarisch und kulturgeschichtlich interessant, stellenweise eine außerordentlich fesselnde und spannende Lektüre, — trotzdem ist es vom Standpunkte des Bildungspflegers wegen der Wollust, mit der Hugo in den Grausamkeiten und Verirrungen der von ihm geschilderten Zeit schwelgt, entschieden abzulehnen.

W. Eggebrecht (Stettin).

Leßkow, Nikolai: Gesammelte Werke. 6 Bde. München: C. H. Beck 1926.

Leßkow ist, wenn man einen heutigen Modeausdruck gebrauchen will, von den großen Russen der zuletzt arrivierte. Seine eigenen Landsleute hatten ihn wegen seiner reaktionären Gesinnung gewissermaßen boykottiert, und, da der Weg zur Weltliteratur nun einmal über die Nationalliteratur geht, so fanden Leßkows Werke den Weg über die Grenze erst sehr spät. Leßkow, geboren 1831, gestorben 1895, ist ein Zeitgenosse Tolstois und rein als Künstler betrachtet, diesem nicht unebenbürtig. Es fehlt ihm aber völlig jede prophetische oder priesterliche Tendenz. Er betrachtet das Leben wie es ist, und so, wie er es sieht, so gibt er es wieder. Die vorstehende Auswahl hat mit Recht nicht die großen Romane, sondern eine Anzahl von Novellen und andere kürzere Erzählungen ausgewählt, in denen sich die Vorzüge Leßkows voll entfalten. Die ganze Breite und Tiefe des russischen Lebens wird in diesen kleinen Kabinettstückchen aufgerollt, Geistliche, Beamte, Offiziere, Bauern und Edelleute, Leibeigene, Landstreicher und was alles sonst noch den weiten und geduldigen Boden Rußlands bevölkert. Leßkow ist ebenso glänzend als Gestalter wie als Erzähler. Er versteht es, fast unbemerkt und gleichgültig den Leser in die größte Spannung hineinzuführen. Nach russischen Autoritäten ist er auch ein großer Sprachkünstler. Dies läßt sich natürlich in der Übersetzung nicht beurteilen. Jedenfalls aber ist die vorliegende Ausgabe, die von verschiedenen Autoren besorgt ist, auch in einem sehr guten Deutsch geschrieben und liest sich wie ein Original. Die Auswahl, die ein vollständiges Gemälde des alten, nun für immer versunkenen Rußland enthält, ist kulturgeschichtlich wie menschlich von gleichem Werte. — Für größere Volksbüchereien.

K. Hartmann (Stettin).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Ammers-Küller, Jo van: Die Frauen der Coornvelts. Übers. aus dem Holländ. von Fr. Dülberg. Zürich: Grethlein 1927. 451 S.

Die Dichterin gibt eine Darstellung der Frauenbewegung des letzten Jahrhunderts, dargelegt an den Geschicken von vier Frauengenerationen aus einer holländischen Familie. Der Roman zerfällt in drei Hauptteile. Das erste Buch gibt einen Einblick in das geistig beengte Familienleben um das Jahr 1840, als Ludwig Coornvelt in patriarchalischer Autokratie die Angelegenheiten seiner Familie und Häuslichkeit lenkt und ohne Widerstand zu dulden bestimmt. In diesem Kreis wird der erste Funke nach Freiheit sich sehnender Auflehnung entzündet durch eine in die Familie aufgenommene verwaiste Nichte aus Paris. Aber er wird noch restlos unterdrückt. Das zweite Buch, etwa um das Jahr 1872, zeigt die verheirateten Töchter des bereits verstorbenen Stammvaters, die nun ihrerseits Eltern geworden sind und an ihren eigenen Kindern den kampflustigen Freiheitsdrang, abermals genährt durch die Pariserin, erleben müssen. Das dritte Buch spielt um das Jahr 1924. Wiederum sind die Kinder von gestern Eltern von heute. Die junge Generation hat es bereits gelernt, ihr Lebensrecht durchzusetzen und gegebenenfalls durch Verlassen des Vaterhauses und durch selbständige Wahl eines Berufes sich unabhängig zu machen. Mann und Frau sind völlig gleichgestellt und weisen auch im äußeren Benehmen kaum Unterschiede auf. Trotzdem dämmert doch die Erkenntnis, daß im Grunde genommen die natürliche Veranlagung, die die beiden Geschlechter zueinander drängt, stärker ist als die zur Selbstverständlichkeit gewordene Emanzipation des Weibes und die Verkennung der Wesensunterschiede. — Der anschaulichen Erzählungskunst der Dichterin ist es gelungen, prachtvolle, vielfach an holländische Kleinmalerei erinnernde Bilder aus dem Familienleben der einzelnen Zeitabschnitte zu zeichnen. Aus der Fülle der Gestalten treten jeweils die einzelnen Hauptpersonen plastisch heraus, und zwar derart, daß der Leser in ihnen typische Frauenschicksale vergangener Geschlechter wieder zu erkennen vermag. Für die deutsche Volksbücherei bedeutet die Übertragung dieses Familien- und Frauenromanes einen großen Gewinn. Volles Verständnis und hohen Genuß werden jedoch nur gebildete Leser an dem Buche haben.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Brädt, Erik: Der Pflüger im Leid. Roman. T. 1: Antlitz der Vergänglichkeit. Leipzig: Matthes 1926. 285 S. Hlw. 3,50.

Daß der „Pflüger im Leid" das Erstlingswerk seines Verfassers ist, deuten die stockende Sprache und der geringe innere Zusammenhang der ersten Kapitel an. Doch bald gewinnt der von ungeheuren Ereignissen Gepackte die Unbefangenheit wieder und erzählt nun das Leben Georg Michaels, des deutschen Kriegsgefangenen und ehemaligen Schauspielers, in Rußland. Dorf reiht sich an Dorf, eine Arbeitsstätte an die andere, bis zu Leshanka, der zur zweiten Heimat gewordenen Ortschaft, an die den Gefangenen fester noch die Liebe zu der guten und schönen Frau eines armseligen Trunkenboldes bindet. Körperliche und seelische Qualen, Entbehrung und peinigende Knechtschaft, Grausen und Haß, stille Arbeitsfreude und angstvoller Genuß der Liebe bis zum Abschied, bis zur Rückkehr nach Deutschland: hier bricht der erste Teil ab, der aber ein in sich geschlossenes Ganzes ist, mit einer Fülle mannigfaltigen Lebens, scharf und farbig gezeichneten Gestalten, niemals verblassend, teilweise mit Spannung geladen, russischen Geistes voll, ein Buch, das nur der schreiben konnte, welcher selbst „Pflüger im Leid" in jenen schreckenvollen Jahren war. — Die düsteren und drohenden Bilder passen sich dem melancholischen Charakter des Buches wohl an. Der leicht lesbare Stil macht das Buch schon für einfache, doch nicht für jugendliche Leser geeignet, weniger aber für Frauen. — Für mittlere und große Büchereien.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Benin, E. von: Die Söhne. Roman. Stuttgart: Cotta 1925. 234 S. Lw. 5,50.

Was Friedrich Huch in „Pitt und Fox" mit graziöser Klarheit gedichtet hat, ist hier in eine schwülere, weniger vom Licht geistiger Überlegenheit erhellte Atmosphäre gerückt. Swantus, der jüngere der beiden Spätlinge aus altem Adelsgeschlecht (die Geschichte der Eltern ist in den „Versuchungen des Herzens" behandelt), erinnert anfänglich an Pitts lebensschwaches laisser faire, ebenso freilich an den jungen Hanno Buddenbrook. Aber trotz der Anleihen an Huchs und Manns ironischem Pessimismus bleibt diese Geschichte doch auf dem ungefährlicheren Niveau des Unterhaltungsromans und führt den jungen Swantus nach dumpfem Jugendirren zum großen Liebesglück. Von der Familie verstoßen, findet er sich selbst und gewinnt die seiner romantischen Natur verwandte Ungarin Ljuba, die des lebenstüchtigeren Bruders Gattin war. — Im Stil, der die huschende Art der Federzeichnung hat, stören bisweilen Nachlässigkeiten. — Für große Volksbüchereien.

K. Kossow (Flensburg).

Bruun, Laurids: Die Zwillinge. Roman. Berlin: S. Fischer 1927. 186 S. Geh. 1,50.

Von zwei Brüdern verschlägt es den einen ins Leben hinaus; er muß sich in der Fremde unter harter Arbeit durchsetzen, bis er zu Macht, Reichtum und Ehre gelangt. Aber das Ende ist Bitterkeit; ihm, der „die große Chance" ergriffen hat, ist das Beste verjagt geblieben: die große Liebe. Der andre, der schwächere, lebt still auf einer Insel als Gärtner unter Blumen und Bäumen, ein treuer Freund jedem Hilfesuchenden. Und trotz aller Unscheinbarkeit ist sein Leben das Reichere, weil es voller Wärme ist. Und davon strömt noch etwas auf den Bruder über, als er, einmal ganz Mitmensch, am Bett des Sterbenden sitzt. — Dieser Roman ist mit der eigentümlich dänischen, lässig-müden Anmut erzählt, die wir von Jakobsen und Bang her kennen, und ist voll zarter Schönheit. Schon mittlere Büchereien mögen ihn für ihre feinfühligen Leser einstellen.

Gertrud Kast (Wanne-Eickel).

Däubler, Theodor: Bestrickungen. Novellen. Berlin-Grunewald: Horen-Verlag 1927. 147 S. Geh. 3,—. Lw. 5,—.

Die Bezeichnung „Novellen" ist irreführend. Es handelt sich um zwei Abschnitte aus dem Leben des Dichters, der Kindheit in Triest und dem Bohèmeleben des jungen Mannes in Paris, die man vielleicht Erzählungen nennen könnte. Sie sind in einer klaren und schönen Sprache gut erzählt und dennoch ohne tiefere Gewalt. Däubler ist als Erzähler kein Gestalter. Man liest die Stücke mehr um seinetwillen, als um ihrer selbst willen, wird sie deshalb vornehmlich dort einstellen, wo der Dichter eine Gemeinde besitzt.

W. Schuster.

Dörfler, Peter: Am Eichentisch. Erzählungen. München: Kösel & Pustet 1927. 253 S. Geb. 5,—.

Die vierzehn Erzählungen dieses Bandes sind künstlerisch nicht ganz gleichwertig. Sie erweisen Dörfler erneut als den geborenen Erzähler, der, wie so manche Volksschriftsteller im besten Sinne, seiner Lust am Fabulieren oft allzu unbedenklich die Zügel schießen läßt und niemals die Moral seiner Geschichte zu unterstreichen vergißt, denn Erzählen und belehrend Führen sind ihm eins. Überall aber spüren wir die Wärme und auch die Weite eines echten Herzens, liegen Köstlichkeiten und seelische Zartheiten, um derentwillen auch der verwöhntere Leser, sofern ihm der Geschmack am nahrhaften Brote nicht gänzlich verdorben ist, ein allzulanges Verweilen bei dem Kleinleben der Menschen und Dinge, einem nicht schwer genug wiegenden Einfall und eine allzu dick aufgetragene Moral willig mit in Kauf nimmt. Die Erzählungen spielen wieder alle in der Heimat des Dichters, dem schwäbischen Lechgebiet, in bäuerlichen Verhältnissen. Besonders katholische Büchereien werden sie mit Vorteil verwenden, aber auch weltanschaulich anders eingestellte Büchereien, soweit sie eine Leserschaft für solch volkstümliche Erzählungskunst sich herangezogen haben. Da die rechte Abrundung und die letzte Feile zumal den kleineren Stücken fehlen, wagt man für Vorlesestunden hier nichts zu empfehlen, so sehr gerade diese Art Kunst nach dem gesprochenen Worte verlangt. Schon für jugendliche Leser sehr geeignet. W. Schuster.

Ernst, Paul: Der Schatz im Morgenbrotstal. Roman. Berlin-Grunewald: Horen-Verlag 1926. 202 S. Geb. 6,—.

Auf dem Boden des durch den langen Dreißigjährigen Krieg verwüsteten deutschen Landes läßt Ernst ein Bild bäuerlicher Aufbauarbeit erstehen, in das noch die letzten Schatten der Verwilderung und der Kriegsnot hineinfallen. In starken Zügen heben sich von diesem Hintergrund die kräftigen Gestalten der Erzählung ab: Das junge Menschenpaar, das — gleichsam den guten Kern des deutschen Volkes darstellend — sich in all den Jahren des Plünderns und Mordens gesund und ehrlich erhalten hat, und auf der andern Seite als Gegenspieler die sich selbst zerfleischenden vagabondierenden Landsknechte, die Vertreter der versinkenden Kriegszeit. Die spannende Handlung mit ihrer nur in dem Zeitrahmen verständlichen Derbheit und Wildheit ist mit einfachsten und doch eindrucksvollsten Kunstmitteln geschildert. Das Buch kann auch der heranwachsenden Jugend empfohlen werden. G. Kohfeldt (Rostock).

Ertl, Emil: Die Maturafeier und andere Novellen. Mit Abb. Leipzig: Staackmann 1927. Mit Abb. 192 S. Geh. 3,50. Lw. 5,—.

Die Titelnovelle erzählt von der Zusammenkunft aller Konabiturienten in ihrer ehemaligen Schulklasse am 45. Jahrestage der gemeinsam abgelegten Reifeprüfung. Noch einmal setzen sich die ergrauten Männer auf die Bänke und lassen sich von ihrem jetzt uralten Lehrer zur Erinnerung an die Schulzeit eine Stunde Griechisch geben. Humorvoll und wehmütig zugleich klingt diese Erzählung, im ganzen aber zu weitschweifig, allzu sehr in die Länge gezogen und daher stellenweise inhaltlos und langweilig. Besser ist die Novelle von einer alten, den Tod ansagenden Uhr, deren unheilvollen Einfluß der Sohn des Hauses, ein junger Mediziner, im Kampfe um das Leben der geliebten Mutter besiegt. Psychologisch fein die Erzählung von einem jungen Mädchen, das Tänzerin werden möchte, körperlicher Mängel wegen aber zurückgewiesen wird. — Über den Durchschnitt unserer Unterhaltungslektüre gelangt zwar keine dieser sieben Novellen, jedoch wird der anspruchslose Leser gern nach dem Buch greifen. W. Klein (Essen).

Frank, Leonhard: Das Ochsenfurter Männerquartett. Roman. Leipzig: Insel 1927. 297 S. Lw. 6,—.

„In Würzburg, wo der Main, die Stadt durchfließend, seinen schönsten Bogen zieht, wo die dreißig patinierten Kirchtürme stadtbeherrschend in den Himmel stoßen und generationenlang sich nichts geändert hat, wo von altersher der Sohn, wenn der Vater starb, die Metzgerei übernahm und führte, bis auch er starb, waren durch den Krieg und seine Folgen Bankguthaben und Sparkassenbücher zu

Papier geworden." Bei diesem ersten Satz hat der Kenner von Leonhard Franks Werken sofort das Gefühl, daß sein Verfasser zu seinen frühesten Gesichten zurückgekehrt sei. Und in der Tat, gleich sitzen ein paar alte, samt ihren Familien unter der Not der Zeit und der aufgezwungenen Untätigkeit leidende Mitglieder der „Räuberbande" vor uns, und, ehe wir uns dessen versehen, sind wir in eine spannende Handlung verwickelt und sehen zwei von ihnen in den Verdacht einer Mordtat geraten, von dem sie sich jedoch bald reinigen können. Wir sehen, wie sie sich dann alle zu der Varieté-Nummer vereinigen, die dem Buche den Namen gegeben hat, wie sie schließlich aber auch von dieser tragikomischen Notlösung sich wieder befreien und in ihre alte bürgerliche Tätigkeit zurückkehren können. Alles ist mit einem überlegenen, hintergründlichen Humor erzählt. Von den Nebengestalten der Geschichte sind als besonders gelungen hervorzuheben eine Erbtante aus Amerika, der listige alte Untersuchungsrichter und das problematische Geschwisterpaar Dr. Huf und seine Schwester, diese Märtyrer eines unsicher und unkräftig gewordenen Lebensgefühles. Dagegen will mir der junge Thomas Kletterer, auf den Leonhard Frank alle Vorzüge gehäuft hat, die ein moderner junger Mann in seinen Augen haben sollte, nicht ganz einleuchten, und die Darstellung seines Verhältnisses zu Hanna Lux, das mit sorgfältig gesteigerten Dosen von Erotik den Roman bis zum Schluß begleitet und sozusagen dessen lyrischen Hintergrund bildet, erscheint mir allzu artistisch. — Alles in allem ein sehr gut geschriebener Roman, den nicht bloß die Freunde der „Räuberbande" (von ihnen werden übrigens vielleicht manche ihn zu „harmlos" finden) mit Genuß lesen werden. — Für reifere Leser mittlerer und großer Büchereien, namentlich auch für solche, denen die „Räuberbande" noch unbekannt ist. E. Ackerknecht.

Griese, Friedrich: Winter. Roman. Lübeck: Quitzow 1927. 404 S. Lw. 7,50.

Irgendwo draußen im niederdeutschen Land, weit weg von der nächsten Stadt, liegt ein Dutzend Bauernhöfe, alle hintereinander auf derselben Seite der Landstraße, die „Lange Reihe". Das Leben geht von Jahrhundert zu Jahrhundert seinen ruhigen Gang in der „Langen Reihe" mit Geburt, Hochzeit und Tod, mit Arbeiten und Feiern, mit guten und schlechten Ernten. Keiner kann sich denken, daß es auch mit diesem so fest gegründeten Stück Menschenwerk einmal ganz zu Ende gehen könne, wie mit jenem Dorf, das im fernen Mittelalter an dieser Stelle gestanden hatte und in dessen verschütteten und vergessenen Brunnen einmal ein pflügendes Gespann eingebrochen ist. Und doch zieht, von allerhand Vorzeichen in der Natur und im Zusammenleben der Hofbewohner angekündigt, ein Winter herauf, der alles Leben erstarren läßt. Nur ein junges Paar, das durch schwerste Schicksalsprüfungen zueinander gefunden hat, entrinnt dem Verhängnis. Wir sehen es am Schluß des Buches hoffnungsstark über die grausame Schneedecke gen Westen davonwandern, während in den Höfen die letzten dem „großen Versteinerer" (wie Selma Lagerlöf sagt) zum Opfer fallen. — Ein monumentaler Vorwurf also, der auch wirklich mit epischer Größe gestaltet ist. Nach einem Vorspiel wird das schicksalhafte Geschehen in drei großen Akten („Die Vorzeichen", „Die Zeichen", „Die Erfüllung") entrollt. Die Erzählweise hat nichts mehr von der krampfigen „Urigkeit" an sich, die in Grieses früheren Werken zuweilen störte. Vielmehr hat er — sehr zu seinem Gewinn — von Hamsun und Selma Lagerlöf viel gelernt. Namentlich beherrscht er gleich dieser die verdeckte, umwegige Art, wie die Träger der Handlung in Wort und Tat sich geben und auch vom Erzähler charakterisiert werden. Überraschend fein kommt das an den (wenigen) humoristischen Stellen des Buches heraus. Alles in allem ein wertvoller niederdeutscher Roman, der Leser, die für eine naturnahe, großgestaltige, schwerblütige Erzählungskunst Verständnis haben, befriedigen wird. — Schon für mittlere Büchereien. E. Ackerknecht.

Hamsun, Knut: Landstreicher. Roman. München: Langen 1928. 494 S. Geb. 10,—.

Ein neuer Roman von Hamsun wirkt in dem literarischen Getriebe unserer Zeit wie eine Erlösung. An Stelle fragwürdiger Problematik, unklarer Kulturdeutung und anspruchsvoller Individualpsychologie erscheint bei ihm wieder die

ungebrochene Urform schlichten Menschentums und die Selbstverständlichkeit ursprünglicher Lebensgestaltung. Schicksal und Dasein wachsen aus dem fruchtbaren Boden eines heimatlichen Volkstums. Der neue Roman dringt wieder so tief und verstehend in das Seelenleben einfacher Menschen, daß der kleine norwegische Küstenbezirk, der den Hintergrund für die bunten Ereignisse des Buches bildet, in Wahrheit zu einem Welttheater wird. Hamsuns Buch ist in einem Maße frei von aller provinziellen Enge, daß man gar nicht begreift, wie verirrte deutsche Verleger immer und immer wieder den Mut aufbringen können, einem Lesepublikum, das durch Hamsun so wohltätig verwöhnt ist — und das sind gottseidank nicht nur die Abonnenten der „Literarischen Welt" — die kleinstädtischsten skandinavischen Schriftsteller aufnötigen zu wollen, die über die Kirchtürme ihrer Lokalproblemchen einfach nicht hinüberzusehen vermögen. Was in dieser Hinsicht während der letzten Jahre gesündigt worden ist, stellt sich als wahrhaft beschämend heraus, wenn man zu diesem fortreißenden Buch gelangt. Dabei ist Hamsuns Stoff scheinbar so ganz alltäglich. Er stellt zwei naturgesunde Leute hin, die ihre Unternehmungslust von der Heimat an der Küste forttreibt, die mit mannigfachen redlichen und manchmal auch ein klein bißchen unredlichen Erwerbszweigen beschäftigt die kleinen Städte und das Land durchstreifen und zuletzt den Heimatboden unter den Füßen verlieren. Das Schönste an dem in lebhaften Farben gemalten Buch ist die mit anschaulichster Treffsicherheit hingesetzte Charakterzeichnung der beiden Hauptfiguren, des schweren, ernsteren, aber auch passiveren Edevart und des prächtigen Lügenmauls August, der in allen Situationen das anpassungsfähige Weltkind bleibt. In wundervoll greifbarer Plastik stehen um diese Beiden alle die vielen andern an ihrem Leben im Guten und Bösen teilnehmenden Männer und Frauen. In der prachtvollen Lebensfülle, mit der Hamsun gestaltet, steckt so viel heitere Kraft, daß man um ihretwillen beinahe vergißt, mit welchem ergreifenden Ernst der Sinn der Heimatlosigkeit verstanden und dargestellt ist. Wenn man sich nachträglich, nachdem man den dicken Band hindurch atemlos mitgerissen ist, überlegt, wie die Stimme der Heimat durch all das Geschehen tönt, wie die Einsamkeit, die Fremdheit um die Beiden immer mehr wächst, wie zu Hause in der verachteten Enge Leben und Arbeit gedeihen, bis schließlich der eine der beiden Landstreicher dem Lockruf einer schon entwurzelten Frau nach Amerika folgt, dann hat man die höchste Achtung vor einer Künstlerschaft, die so das Kleine zur Höhe des ewig Gültigen emporzuheben vermag. Das Buch geht alle Leser an, einfache wie literarisch sehr vorgeschrittene. Für die einfachen Leser wird es sogar mehr bedeuten als für die „Bildungsleser", die nach Sensation lüstern sind und hier nur von Menschlichkeiten erfahren. G. Kemp (Solingen).

Hardy, Thomas: Teß von d'Urbervilles. Eine reine Frau. Deutsch von Paul Baudisch. Leipzig: List o. J. 507 S. (Cosmopolis-Reihe.)

„Naturalist und Heimatdichter" — so wird Thomas Hardy von der Literaturgeschichte abgestempelt. Beide Momente bestimmen auch dieses Buches Charakter zum Teil, denn des Dichters Heimat„ das südliche England, „Wessex", gibt den Schauplatz ab, und liebevoll bis in die letzte Einzelheit ist das Milieu — von der Landschaft bis zur Dreschmaschine — und sind die Menschen gezeichnet. Aber nicht die Heimatkunst und nicht die naturalistische Form sind für den Gesamteindruck des Romans ausschlaggebend, sondern die grausame Unerbittlichkeit, mit der sich das Schicksal einer jungen Frau in ihm vollendet. Eine Szene, so burlesk wie nur irgendeine Shakespearesche Rüpelszene steht am Anfang, darin der Händler John Durbeyfield, angetrunken vom Markt heimkehrend, vom Pfarrer seine Abstammung vom Geschlecht d'Urbervilles erfährt. Und dann beginnt der Leidensweg der Teß d'Urbervilles. Um die ruhmreiche Vergangenheit für die Gegenwart auszunützen, gibt man sie in das Haus einer angeblichen Seitenlinie der Familie — und in die Hände des Alec d'Urbervilles, „dessen Bestimmung es war, in dem Spektrum ihres jungen Lebens der blutrote Streif zu sein". Er tut ihr Gewalt an, er ist die Veranlassung, daß sie aus der Heimat auf einen entfernteren Meierhof geht, er wirft seinen Schatten über die Liebe, die sie dort zu einem jungen Volontär faßt, voll schwärmerischer Bewunderung für den gesellschaftlich über ihr Stehenden und voll demütigem Staunen und unendlichen Gewissensqualen, als er sich zu ihr neigt. Er trennt sie von dem Gatten, er weiß

sie in der langen Zeit verzweifelnden Wartens auf den Geliebten sich durch Wohltaten an ihren Angehörigen zu verpflichten und erneut an sich zu ziehen, und an ihm wird sie zur Mörderin, als die plötzliche Rückkehr des Gatten sie die unlösliche Verwirrung ihres Lebens und seinen Anteil daran erkennen läßt. Teß stirbt „von Gerechtigkeits wegen". — Wir aber fragen nach der Notwendigkeit dieses Schicksals und finden anstelle des am Schluß zitierten „Hochfürsten der Ewigwaltenden" als Macht, die Teß stürzt, nur kleinliche, in der Ausprägung echt englische Gesellschaftsmoral, die dem angetrauten Gatten die innere Freiheit nimmt, in Teß' Fall das zu sehen, was er war: die Untat eines Gewissenlosen. Man bewundert die meisterhafte Schilderung der Landschaft und die logische Durchführung der Charaktere, man hat das innigste Mitgefühl mit der armen Teß, dieser „reinen — Törin", die sich um ein Trugbild zugrunde richtet, der Aufbau der Erzählung erscheint meisterhaft — zu lieben vermag man dieses düstere Buch nicht. — Nur für größere Büchereien. Therese Krimmer (Berlin).

Hippel, H. von: Raubbau. Roman. Berlin: Kranz-Verlag 1926. 332 S.

Es handelt sich um eine edle, hochbegabte Familie, deren Mitglieder aus Machtgier, Selbstsucht und falschem Stolz Raubbau an den besten Gütern ihrer Seele üben, grausam dafür büßen müssen und durch einige Auserlesene ihres Kreises zu einer seelischen Erneuerung in christlichem Geiste geführt werden. Der an sich fruchtbare und ethisch bedeutsame Stoff sucht über das Leben dieser Familie hinaus die Gründe für die Verständnislosigkeit der einzelnen deutschen Volksschichten für einander zu erfassen, ist aber zum größten Teil in einer so unzulänglichen Art dargestellt, daß der Inhalt die Form nicht retten kann. Nicht für Volksbüchereien. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Kneip, Jakob: Hampit der Jäger. Ein fröhlicher Roman. Berlin: Horen-Verlag 1927. 286 S. Geh. 5,—. Lw. 7,50.

Beim Lesen dieses Buches drängt sich ein Vergleich mit Winckler's „Der tolle Bomberg" auf. Hier wie dort kein Roman im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern eine Reihe von Schwänken und Schnurren, mit denen der Dichter eine Person umhängt. Aber während Winckler auch vor geschmacklosen Unflätigkeiten und Zynismen nicht zurückschreckt, zieht Kneip das, was anderen heilig ist, nie in den Schmutz. Auch er hat dem Volks auf's Maul gesehen und gebraucht oft derbe Worte, aber hinter ihnen steckt ein sonniger Humor, sie wirken darum nur erheiternd und stoßen nicht ab. Der Hampit ist eine sympathischere Gestalt als der tolle Bomberg, auch oft ausgelassen lustig und voll spaßiger Einfälle, aber vornehmer in seiner Denkungsart, trotz seiner Derbheit mitempfindend, einer der prächtigen, tief veranlagten Naturmenschen, die an Löns erinnern und die ohne Wald und Jagd nicht leben können. Darum wird dieses Buch auch solchen Lesern gefallen, die Wincklers allzu derbe Späße ablehnen. W. Klein (Essen).

Kraze, Friede H.: Dom der Zeit. Roman. Breslau: Ostdeutsche Verlagsanstalt 1927. 236 S. Geh. 4,50. Geb. 6,—.

Wir wollen Friede H. Kraze gern glauben, daß sie diesen Gegenwartsroman mit dem besten Willen schrieb. Wir wollen ihr auch bezeugen, daß sie das ganze Heer der in solchen Fällen bewährten Romanfiguren aufgeboten hat: das wirklichkeitsfremde, verarmende, greise Patrizierehepaar und den bösen jüdischen Valuta-Kaufmann, den irregeleiteten Patriziersohn in Spekulationsnöten und den selbstlos rettenden Kaufmann vom alten Schlage, die blonde Frau von unbändiger Naturnähe, gleicherweise Gattin und Mutter wie Menschlichkeitsfanatikerin, ihre Gegenspielerin, das gewissenlose Luxusweibchen, und den Mann, Gelehrter und Leidender an der Zeit, zwischen beiden. Wir wollen nicht verschweigen, daß sie auch den Zeitgeist, der „Wahnschaffe" heißt, nicht vergessen hat (wenn er sich bei ihr auch als werktätige Liebe im realen Sinne zeigt) und daß es ihr gelingt, alles zum guten Ende zu führen und selbst aus dem Opfertode des Patrizier-Heilandes neues Leben blühen zu lassen. Aber wir dürfen ebenso wenig verhehlen, daß es ihr nicht gelungen ist, einen Roman unserer Zeit zu schreiben. Wie in diesem Buch als „Dom der Arbeit" das Hamburger Chilehaus erscheint, das doch trotz seiner Masse den baulichen Gedanken der Zeit irgendwie verzierlicht, so

sind auch in ihm alle Erscheinungen und Probleme der Zeit verflacht und beschränkt, gerade gut, um den Rahmen zu einem Familienblatt-Geschehen zu bilden. — Nicht für Büchereien. Therese Krimmer (Berlin).

Linnankoski, Johannes: Die Flüchtlinge. Roman. Dresden: Minden. 125 S. Lw. 3,15.

Dieser finnische Bauernroman sieht zwar recht schmächtig aus, da er nicht die übliche episodenreiche Breite der „Heimatromane" hat. Trotzdem ist er überreich an innerem Geschehen, nur daß dieses eben ungemein prägnant dargestellt ist. Ich halte ihn für eine der besten nordischen Bauerngeschichten und überdies für ein Buch, das uns das Wesen des finnischen Landvolkes unserer Zeit in einzigartiger Weise erschließt. (Es ist deshalb auch kein Wunder, daß Gustav Schmidt, dem wir die ausgezeichnete Übersetzung von Kivis „Sieben Brüdern" verdanken, es übersetzt hat.) Der ethnographische Wert der „Flüchtlinge" ist dadurch noch besonders erhöht, daß hier westfinnisches und ostfinnisches Bauerntum in ihrer charakteristischen Temperamentsverschiedenheit einander gegenübergestellt sind. — Die Handlung ist einfach: Der rüstige alte Witwer Uutela, der seinen Hof verkauft und sich bereits zur Ruhe gesetzt hatte, verheiratet sich in einer Anwandlung neuen Schaffensdranges mit Manta, der jungen Tochter seines Nachbarn Keskitalo. Das Mädchen ist kaum gefragt worden, da dem Vater und den Brüdern das Geld und die erprobte Tüchtigkeit Uutelas zur Rettung ihres verschuldeten Hofes hochwillkommen sind. Ihre Hoffnungen erfüllen sich auch zunächst, und es beginnt ein schönes, gesegnetes Zusammenarbeiten. Da erfährt Keskitalo einige Monate nach der Hochzeit mit Entsetzen und tiefer Beschämung, daß Manta guter Hoffnung ist, obwohl Uutela sie nie berührt hat. Wie wird der hilfreiche, freundliche Schwiegersohn das ertragen? Wenigstens muß die Schande dadurch gemildert werden, daß man in eine andere Gegend des Landes übersiedelt, wo man völlig fremd ist. Und so überredet er den ahnungslosen Uutela, einen Hof in der östlichen Provinz Savolax zu kaufen. Sie siedeln dorthin über und erwerben sich, obwohl die beweglichen, mundfertigen Savolaxer über die sturen Tavastländer zunächst ihren Spott ausgießen, bald die Achtung der neuen Nachbarn, vor allem dank der heiteren Klugheit und Tüchtigkeit Uutelas. Aber immer näher rückt die Zeit, wo Keskitalo mit seinem Schwiegersohn offen über das Unheil sprechen muß, wenn ihm nicht fremde Leute zuvorkommen sollen. Die Wirkung auf Uutela ist fürchterlich. Der sonst so besonnene und gütige Mann rast, und nur die ergreifenden Bitten von Mantas jüngerer Schwester Hanna bringen ihn wieder zu sich. Und nun wächst seine Gestalt ins Übermenschliche. Er läßt sich vor den Leuten nichts merken, daß ihm das bitterste Herzeleid geschehen ist. Nachdem das Kind in der Stadt geboren wurde, läßt er Mutter und Kind nach Hause zurückkehren. Als sie den Hof betreten, ist er freilich wieder so verzweifelt, daß er ins Wasser geht und nur auf Hannas Jammerschrei ans Land zurückkehrt. Und nun ringt er sich — wie der wesensverwandte alte Raindorfer in Anzengrubers „Schandfleck" — vollends dazu durch, das Kind als das seinige anzuerkennen, indem er es mit dem Kreuzeszeichen segnet. Wenige Tage darauf stirbt er an einer Lungenentzündung, nachdem er allen ohne Bitterkeit Lebewohl gesagt hat. Sie spüren es alle tiefergriffen, daß dieser schlichte Mann sein Menschentum wahrhaft vollendet hat. — Für alle Büchereien. E. Ackerknecht.

London, Jack: Der Sohn des Wolfes. Berlin: Universitas 1927. 276 S.

— Die Insel Berande. Ebenda 1927. 273 S.

— Die eiserne Ferse. Mit einer Einl. von Anatole France. Ebenda 1927. 294 S.

— Martin Eden. Roman in 2 Bdn. Ebenda 1927. 269 u. 272 S.

Schon Homann hat in seiner Besprechung der „Südseegeschichten", der „Abenteurer des Schienenstranges" und der Goldgräbergeschichten „In den Wäldern des Nordens" (Jg. 1925, S. 250 f. dieser Zeitschrift) auf die Schwächen des amerikanischen Meisters der Kurzgeschichte hingewiesen: den Hang zum Sensationellen, die (gelegentliche) Planlosigkeit des Aufbaus, die Abschweifungen und Irrwege der mündlichen Erzählungsweise, und davor gewarnt, mit diesen Geschichten allzusehr

dem reinen Stoffhunger zu dienen, welcher stets eine Gefahr für die Bildung durch das Buch bedeute. Wer sich durch eine größere Reihe dieser Bücher hindurchliest, dem fällt dazu der Mangel an Charakterisierung auf. Der ideale Abenteurertyp Jack Londons bleibt durch alle Bände hindurch sich so gleich, wie der gute Karl May als Held seiner Erzählungen immer derselbe ist. Neben ihn tritt der Zivilisationsschwächling und beide haben dann gelegentlich weibliche, aber schwächere Partner. Die Eingeborenen sind ebenflals typisierend erfaßt, alles ist erstaunlich primitiv. Die Werte liegen im Temperament dieser Erzählungskunst, in ihrer freudigen, kühnen Unbekümmertheit und Farbigkeit, ethisch in dem Preis aller echten Mannestugend, die nirgendsher ein Heil erwartet als aus der eigenen Kraft heraus, und die trotz aller Robustheit niemals ins Rohe, nur gelegentlich ins Sentimentale absinkt.

So ist die Kurzgeschichte für Jack London die gegebene Form. Seine Erzählungen aus dem höchsten Norden Amerikas „Der Sohn des Wolfes" mit ihrem zähen Kampf gegen die Wildheit einer unberührten Natur und eines mörderischen Klimas mag man neben die ihnen sehr ähnlichen Goldgräbergeschichten „In den Wäldern des Nordens" einstellen. In einiger Verlegenheit befindet man sich bei den Romanen. „Die Insel Berande" ist ein Südseeroman, in dem ein Pflanzer eine jugendliche Amazone gewinnt, in der ein bekannter knabenhafter Backfischtyp (reitet wie ein Jockey, schießt wie ein alter Oberförster, klettert wie ein Eichkater und ist mutig wie ein — nein eigentlich gibt es dafür schon keinen Vergleich mehr) ins Wild-Westhafte umgesetzt erscheint. Aber der Eingang mit der Epidemie auf der einsamen Südseeinsel ist im ganzen famos, einige andere Szenen sind von prachtvoller Plastik. Das Buch steht hart an der Grenze: Büchereien mit primitiverer Leserschaft (ich denke besonders an den Osten) werden es noch einstellen können. Ganz anders sind die beiden letzten Romane. Beide gehören zu den „sozialen" Romanen Londons und beide sind dichterisch entschieden schwach, denn der Autor hat hier verhältnismäßig wenig Gelegenheit, seine Vorzüge zur Geltung zu bringen. „Die eiserne Ferse" malt ein Zukunftsbild von der furchtbaren Revolution zwischen der Oligarchie und dem Sozialismus, eine Schilderung, welche lebhaft an die Romane von Zukunftskriegen gemahnt. Im ersten Teil wird sehr viel, aber nicht allzu tief, über die sozialistische Weltanschauung theoretisiert. Der männliche Held dieses Romans gleicht auf ein Haar dem des „Martin Eden", in dem London sehr viel aus seiner eigenen Lebensgeschichte niedergelegt hat. Martin Eden, Seemann, Proletarier, lernt ein Mädchen aus der höheren Bürgerklasse kennen, sie erscheint seinem einfachen Sinn als ein Engel des Lichts, lichtvoll die Gestalten ihrer Umgebung. Mit der wilden Kraft des unverbrauchten und genialen Menschen stürzt er sich auf das Lernen, der Dichter erwacht in ihm, er kämpft heldenhaft, überall zurückgewiesen. Zugleich lernt er verstehen, daß die glanzvolle Welt des Bürgertums eng, egoistisch, ungeistig ist. Das Mädchen, dessen Verlobung seine physische und geistige Stärke ertrotzte, verläßt ihn. Er sinkt zum tiefsten sozialen Elend herab; da kommt plötzlich, unmotiviert der Erfolg, und alle die unzählige Male zurückgewiesenen früheren Arbeiten werden von den gleichen Redaktionen und Verlagen, die ihn abschüttelten, mit Gold aufgewogen. Seine einstige Verlobte möchte zu ihm zurückkehren; die ihn früher verachteten, bitten ihn höflich zu Tische. Die entsetzliche Sinnlosigkeit dieser Zivilisation geht ihm auf. Zu den alten Genossen des Elends kann er nicht mehr zurück, denn er ist ein anderer geworden, die bürgerliche Gesellschaft verachtet er, den Sozialismus ehrt er, aber er ist zu sehr Individualist, um in ihm Ruhe und Aufgabe zu finden. Heimatlos überall flieht er nach den Stätten einst stärksten Erlebens, zur Südsee, nun als Passagier erster Klasse. Aber unterwegs überkommt ihn die ganze Hoffnungslosigkeit dieser Flucht: in der Nacht stürzt sich der an allem Verzweifelnde ins Meer. — Auch dieser Roman hat künstlerisch große Schwächen, vor allem Längen und unnötige Wiederholungen, Mängel der Charakteristik, Sentimentalitäten: aber das Grundproblem des aus seiner Klasse Herausgewachsenen, nun Heimatlosen, ist erlebt, wird zwingend offenbar. Starke Szenen sind darin, wie der Kampf des Knaben mit „Käsgesicht", dem Gegner seiner Faustkämpfe, den er endlich doch überwindet, wie das Elend in der Wäscherei, die kleinbürgerliche Stumpfheit im Hause der Schwester. Zumal wo Arbeiterschaft als Leser vorhanden ist, sollte man das Buch trotz seiner Schwächen einstellen. — Den blutigen Revolutions-

roman „Die eiserne Ferse“ dagegen muß ich ablehnen. Was an theoretischem Sozialismus darin steckt, ist anderwärts besser gesagt, die Vorstellung von der Unausbleiblichkeit dieser oligarchischen Wahnsinnsherrschaft aber und dem Meer von Blut, in dem sie ersäuft, ist nicht geeignet, den Weg in eine freiere Zukunft zu bahnen; dichterisch ist das Buch undiskutabel. W. Schuster.

Munier-Wroblewska, Mia: Unter dem wechselnden Mond. Werden, Wachsen und Welken eines kurländischen Geschlechts. Bd 1: Märzhoffen. Heilbronn: Salzer 1927. 273 S. Geh. 3,50. Geb. 5,—.

In fünf Geschichtenbänden will Mia Munier-Wroblewska die Geschichte eines kurländischen Geschlechtes erzählen. Der erste Band, „Märzhoffen“, liegt vor und läßt nicht nur ein beachtenswertes erzählerisches Talent erkennen, sondern erweckt auch das Mitgehen des Lesers an dem behandelten Stoffe. Die baltische Landschaft und der baltische Mensch werden in ihrer Eigenart gesehen und gestaltet. Im „Märzhoffen“ wird uns von dem Stammvater des Geschlechtes berichtet, dem 1710 in Kurland einwandernden Pfarrer Jakob Christian Stahl und seinen Kindern. Die letzte Erzählung des Bandes führt bis ins Jahr 1864, der folgende Band wird hier anknüpfen. Jugendlichen, und weiblichen Lesern vor allem, wird man die Erzählung gern in die Hand geben können, aber auch älteren, die an geschichtlichen zurückliegenden Ereignissen Freude haben. In Nord- und Ostdeutschland sollten größere und mittlere, aber auch ländliche Büchereien das Buch einstellen. Lisa Schultze-Kunstmann (Stettin).

Munk, Georg: Die Gäste. Sieben Geschichten. Leipzig: Insel 1927. 143 S.

Sieben Legenden von seelisch sehr verinnerlichter Haltung, erzählt in behutsamer, zarter Stilisierung, aus der man die Hand des weiblichen Verfassers spürt. Allen gemeinsam ist das Hinüberragen der Personen in höhere Regionen, aus denen sie als Gäste in die Welt treten. Stoffwahl und Darstellung erinnern in vielem an die kleineren Erzählungen Albrecht Schaeffers, die in dem Bande „Das Prisma“ vereinigt sind. — Für größere Büchereien, insbesondere auch für einen modernen Legendenabend im Rahmen der Vorlesestunde.

G. Kemp (Solingen).

Pottner, Emil: Geschichte einer jungen Krähe. Erz. u. bebild. 39 Bl. — Vögel am Wasser. Text u. Bild. nach Holzschn. 40 Bl. Berlin: Häger o. J. (Illustrierte Tiergeschichten. Bd 1. 2.)

Werke eines namhaften Impressionisten, „Spezialisten“ sozusagen für Tierbilder aus dem Kreise der Sezession — damit ist eigentlich schon alles über diese beiden Bände gesagt. Voll ungeheurer Lebendigkeit, ganz Bewegung und gebannter Höhepunkt einer Situation, so liegen diese Bilder vor uns, Zeugnisse einer unendlich liebevollen Vertiefung in das Leben und das Seelenleben der gefiederten kleinen Brüder. Diese geschwisterliche Zuneigung spricht auch aus dem begleitenden Text, aus der Geschichte der jungen Krähe, die ohne alles menschlich-überhebliche und belustigte Augenblinzeln von den Erlebnissen des Vogels erzählt, der, kaum flügge, gefangen auf einen Geflügelhof kommt und nach mancherlei Fährnissen mit ausgeschlagenem Auge und halbabgebrochenem Schnabel sich zur Ruhe und Freundschaft zu den Mitbewohnern des Hofes findet, und aus den Versen zu den Vögeln am Wasser, die, aus der gleichen Stimmung geboren wie die Holzschnitte, die Melodie der Linien aufnehmen. — Ihre große künstlerische Eigenart bestimmt die Bücher freilich so ausgesprochen für die Liebhaber impressionistischer Form, daß ihre Verwendbarkeit recht beschränkt ist, so daß Büchereien es sich leider werden überlegen müssen, ob sie sich den Luxus ihrer Anschaffung werden leisten dürfen. Kinder werden an den Bildern kaum Gefallen finden.

Therese Krimmer (Berlin).

Schendel, Arthur van: Ein Wanderer. Roman. Aus dem Holländ. von R. Monjé. Leipzig: Insel 1924. 251 S.

Der Laienbruder Tamalone ist „ein Wanderer“, der sein Leben in Träumereien verspielt und sich nur dann glücklich fühlt, wenn er durch unbekannte Straßen

irrt und im Geiste wunderbare Dinge erlebt. Allein das geheimnisvolle Wort „Flucht" lockt ihn dergestalt, daß er aus dem Kloster entweicht. So durchwandert er viele Länder, folgt einem in Oberitalien kämpfenden Heere und nimmt schließlich an den inneren Unruhen in Venedig teil. Doch von all seinen Träumen wird keiner je greifbares Glück, nichts ereignet sich je wahrhaft von dem, was er zutiefst ersehnt, und selbst die sein ganzes Mannesalter begleitende Liebe zu einem Mädchen aus vornehmen Geschlecht bleibt nur ein unerfüllter Traum. — Ein literarisch wertvolles Buch von einer feinen Poesie, aber ein Buch, an dem nur gereifte und gebildete Leser Freude haben werden. W. Klein (Essen).

Scholz, Wilhelm von: Perpetua, der Roman der Schwestern Breitenschmitt. Berlin: Horen-Verlag 1927. 550 S. Geh. 5,50.

Aus des Dichters jahrzehntelangem Ringen um die Gestaltung der dunklen Welt der Seele, aus reicher Anschauung von Mittelalter und Renaissance ist sein erster Roman und zugleich sein reifstes Werk aufgewachsen. Alles Erkennen der Rolle des Zufalls und des Schicksals im Leben des Menschen, alles Wissen um ästhetische Formgesetze, das bisher nur in der Lyrik sich rein gelöst hatte, in Dramen und Novellen oft nur Fragment und Gerüst geblieben war, ist hier farbige Gestalt geworden. Auch dieser Roman spielt wie viele Dichtungen Wilhelm von Scholz' an der Wende vom Mittelalter zur Renaissance, aber im Gegensatz etwa zu dem großen Renaissanceroman Neumanns, zum „Teufel", ist das Historische und die Umwelt nur Hintergrund und Rahmen, nicht epischer Kern. Die Mitte bildet die seltsame Geschichte der Zwillingsschwestern Katharina und Maria Breitenschmitt, Töchter eines ehrbaren Lichterziehers und seiner im Leben geläuterten Frau zu Augsburg. Der völligen äußeren Gleichheit scheint eine innere Verwandtschaft zu entsprechen, bis jedoch allmählich, wenn auch lange selbst den Nächsten unsichtbar, die Verschiedenartigkeit, das Einmalige sich formt und in der gemeinsamen Liebe zu dem humanistisch gebildeten Veit von Hornheim sich tragisch entfaltet. Ihre Wege trennen sich: Maria opfert sich zum ersten Male für Katharina, sie entsagt im Kloster ihrer Liebe, läutert sich als Nonne Perpetua zum Opfer für andere — bis zum letzten Opfer. Katharina aber geht ihren Weg als ein „von einem verhüllten Willen, von einem Schicksal geführter Mensch". Alle Zufälle sind das ihr gesetzmäßig, wenn auch ihr selbst unerkennbar, „Zufallende": irdische Sünde, Verkehr mit Hexen und Zauberern, magische Kräfte, die der Braut des ihr untreu gewordenen Veits Siechtum bringen. Sie wird als Hexe zum Feuertod verurteilt, aber sie darf nicht sterben, denn all ihr dunkler Lebensweg sollte sie nach dem Willen Gottes nur für seinen Dienst bereit machen. Sie mußte Sünde und Not erleben, um Helle und Heil spenden zu können. So stirbt für sie die nur Duldende: Maria; Katharina aber erwacht aus tiefer Ohnmacht als Nonne Perpetua, die bald durch ihre Wundertaten Äbtissin, Heilige wird, zu der selbst Kaiser Maximilian als demütiger Ratsuchender kommt. — Alles Historische ist für den Dichter nur ein Gleichnis für das zeitlos Religiöse, und es ist der höchste Wert des Romans, daß ihm die Kraft innewohnt, Irrationales, Mystisches völlig zum Erlebnis als menschliches Schicksal zu bringen. Nur der Schluß, an dem Gestalten wie Maximilian, Dürer, Luther auftreten, Perpetua sich zu Luther bekennt, bleibt farblos. Die Sprache des Dichters ist an diesem Werk außerordentlich gereift. Wohl ist die Komposition oft überladen, aber die Fülle ergreifender Gestalten, die Klarheit des schicksalhaften Ablaufs und das starke Liebesgefühl raffen Stoff und Betrachtung immer wieder zum epischen Ganzen zusammen. — Für alle reifen Leser mittlerer und größerer Büchereien.

C. Wormann (Berlin).

Seidel, Ina: Brömseshof. Eine Familiengeschichte. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1928. 272 S. Lw. 6,—.

Der Ausbruch des Krieges hatte verhindert, daß der damals 21jährige Conrad Siere in seine Rechte als Herr von Brömseshof eintrat. Nach fünfjähriger Gefangenschaft in Sibirien und einer an Leiden reichen Flucht kehrte er zwei Jahre nach Kriegsende zurück auf den väterlichen Hof. Conrad Siere hatte das Bild der Heimat in sich getragen, lebendiger und immer drängender, je länger er dieser

Heimat fern war. Und jetzt, da er auf dem Heimatboden steht, bereit, alles zu vergessen, was hinter ihm liegt, fühlt er mit Staunen und wachsender Angst Widerstand der Geschwister gegen das, was ihm als sein Recht erscheint: Herr zu sein auf dem Hofe seiner Väter. Seine Sehnsucht nach Heimischwerden und Ruhe nimmt ihm den Mut, sich Klarheit zu verschaffen über die Gründe zu der leisen Abwehr und Unruhe, die er, immer erregender, um sich fühlt. Bis ihm einer die Wahrheit ins Gesicht wirft, die alle kennen, außer ihm: Daß er der Sohn des Mannes ist, dem die Liebe seiner Mutter gehört hatte, ehe sie, den bedrohten Hof zu retten, sich zur Ehe mit einem ungeliebten Mann entschloß. Conrad Siere kann nicht der Erbe des Hofes sein. — Die Darstellung in diesem Buch mag vielleicht den hinreißenden Schwung nicht erreichen, der z. B. der Dichterin Novelle „Die Fürstin reitet" wie aus einem Guß erscheinen läßt. Wundervoll aber ist, von welcher Herbheit und Kraft des Ausdrucks auch hier die Zartheit der Empfindung getragen ist. In einem gewaltigen Bild schließen das stark empfundene und gestaltete Eingangs- und Schlußkapitel das Ganze zur Einheit zusammen: Im verdämmernden Licht eines Oktoberabends liegt die Heimat vor den Blicken des nach Jahren unerhörter Not Heimkehrenden. Die alles überragende Silberpappel, die schwarz vor dem Horizont steht, scheint dem Schauenden sich zu bewegen „in ungeheuren Selbstgesprächen", und er steht, im tiefsten Wesen erschüttert, vor diesem Bild, „ein Entrückter, und die Gottheit war um ihn her, gelöst in Acker, Weide, Wolke und Wald". Und wieder, nachdem die Heimat Conrad Siere genommen ist, steht er, einsam, im stoßenden Wind vor dem gewaltigen Baum, der nun mit seinen riesigen Zweigen sich ihm zuneigt, „mahnend und beschwörend zugleich". — Ein gewaltiges Licht fällt auf dies heiß erlebte und erlittene Menschenschicksal, das unvergleichliche Worte der Dichterin einfügen in eine höhere Ordnung der Dinge: „In großem, gelassenem Gleichmut atmet der Boden und lebt. Ihm ist es gleich, aus welcher Hand er die Saat empfängt, und wird sie versagt, so treibt er die wilden Gräser, und der Wind wiegt alles, Korn sowie Gras." — Das Buch, dessen Anschaffung allen Büchereien empfohlen sei, ist, trotz Wiedergabe innerlichster Erlebnisse und feinster seelischer Regungen seiner Menschen, klar und einfach im Stil und in der Handlung. Dies, und auch die äußere Spannung, die dem Buch nicht fehlt, ermöglichen seine Verwendung im weitesten Kreis. Hilde Schmid (Stettin).

Sinclair, Upton: Petroleum. Roman. Berlin: Malik-Verlag 1927. 640 S. Geh. 4,80. Lw. 7,—.

Die amerikanische Zensur hat schon vor der Übersetzung des Buches völlig unbeabsichtigt Reklame dafür gemacht. Es blieb abzuwarten, ob das Buch dieses Aufsehen verdiente. Man hatte nach den Schwächen von „König Kohle" Grund zu Mißtrauen. Aber es erwies sich zum Glück als unberechtigt. — Es handelt sich in „Petroleum" scheinbar um Bunny Roß, den abgöttisch geliebten Sohn des ehemaligen Maultiertreibers, späteren Petroleummagnaten Arnold Roß, der schon als (empfindsames) Kind dem Petroleumgeschäft zusieht, als Jüngling zwischen sozialistischen Träumereien und gesellschaftlichen Genüssen hin und her pendelt, als Mann resigniert und heiratet. Aber nur scheinbar ist dieser schwache und liebenswürdige Mensch der Held des Buches. Er ist vielmehr bloß die Leinwand, auf welcher der gewaltige Kampf um das Petroleum mit seinen technischen Mühen, seinen Spekulationen und Staatsaktionen abrollt, auf welcher ab und zu der gewaltige Schatten des Mannes der Zukunft, des Jugendfreundes Paul, des Arbeiters, auftaucht. — Es ist unmöglich, die Schauplätze und Probleme des Buches — wie Universitäten, Filmwesen, Militär, Spiritisten, Präsidentenwahl, Krieg, Häuserspekulation, Ministerbestechung, Journalismus, Kommunismus und Sozialdemokratie, Streiks —, die sich neben der anschaulichen und gründlichen Beschreibung des Petroleumgeschäftes finden, die unzähligen, scharf und liebevoll charakterisierten Gestalten auch nur aufzuzählen. Das Buch, flimmernd vor Sport, von jenem scheinbar leidenschaftslosen Rationalismus, den eine unwissende Kritik dem Dichter statt seinem Lande vorwirft, ist eine großartige Gestaltung unserer Epoche. Wer die imperialistischen Regungen der Großmächte unserer Zeit durchschaut, weiß, daß sie vor allem dem Öl gelten. Schon deshalb sollten möglichst Viele dieses Buch lesen. E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Sohnrey, Heinrich: Die Geschichte vom schwarzbraunen Mädelein. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung 1928. 151 S. Lw. 3,—.

Eine einfache dörfliche Liebesgeschichte aus dem Weserbergland, mit tragischem Ausgang. Einem braven, aber schwerfälligen Försterknecht läuft das geliebte tanzfreudige, aber rechtschaffene Mädchen, das von den Ahnen her selbst Zigeunerblut in den Adern hat, mit einem Zigeunerprinzen davon. Sie kommt gänzlich ins Unglück und wird bei einem Fluchtversuch von diesem Liebhaber erstochen, während dem Knecht nach einer langen Untersuchungshaft noch viele Jahre hindurch der Verdacht anhaftet, das Mädchen umgebracht zu haben. — Der Stoff, dem eine wahre Begebenheit zugrunde liegt, ist auf eine romantische Weise gestaltet, an der man noch trotz der Überarbeitung das einst verworfene Jugendwerk erkennt; die Tiere und Vögel des Waldes spielen z. B. eine große Rolle. Nicht zum Schaden des Büchleins! Gesunder Humor fehlt nicht. Für anspruchslose Leser aller Büchereien.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Stegemann, Hermann: Jakobäa. Eine Historie. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1928. 231 S. Geb. 6,—.

Im Mittelpunkt dieses Romans aus dem Dreißigjährigen Krieg steht wie in Meyers Novelle „Gustav Adolfs Page" ein Mädchen im Harnisch, ein Soldatenkind, das mit seinem Vater, dem kaiserlichen Obristen von Biehlstein, durch Schlacht und Sieg reitet, bewundert und begehrt von der zuchtlosen Soldateska im ganzen Regiment. In der schweren Zeit durch kaum geoffenbarte Herzensschicksale gereift, findet sie mit dem Vater und seiner Schar in heldenmütigem Kampf als Salva Guardia der kaiserlichen Armee den Heldentod. Erst gegen den Schluß hin weiß Stegemann, der hier in stark altertümelnder Sprache erzählt, den Leser mit fortzureißen. Die besonders im Anfang nicht allzu fesselnd und etwas breit angedeuteten geschichtlichen Zusammenhänge werden nicht völlig klar. Größere Büchereien, die das Buch einstellen, müssen ihre Leser darauf aufmerksam machen, daß einige Ausdauer dazu gehört, um sich in die ersten 50 Seiten hineinzulesen.

W. Eggebrecht (Stettin).

Ulitz, Arnold: Der Bastard. Roman. Berlin: Ullstein 1927. 336 S.

Die Sehnsucht nach Rußland sitzt Christoph Hutten wie eine Krankheit im Blut. Erfolgreicher Architekt, ist er eine Art Quartalssäufer deshalb geworden, der hin und wieder in schmutzigen Schenken schnapsberauscht russisches Chaos durchleben muß. Mit seiner Frau hat er sich darüber auseinandergelebt, auch der abgöttisch geliebte Junge kann nicht mehr Brücke sein. Sie fällt einem andern zu, er aber macht die ersehnte Reise nach dem Osten, Marja Nikolajewna zu suchen, die im Kriege einen russischen Frühling lang sein war. Er findet das Dorf, aber die eifersüchtige, üppige Sinaida verbirgt ihm Marja und saugt sich an ihm fest. Von ihrer Sinnlichkeit schnell übersättigt, kehrt er in die Heimat zurück und wird nach einer letzten Krise ein neuer Mensch. Er hat das Chaos in sich überwunden. — Zweierlei bedingt diese Sehnsucht nach dem Chaos, dem Magma: Das Erlebnis des Krieges und die moderne Zivilisation mit ihrer Mechanisierung. Es ist das erste Mal, daß Ulitz sich entschlossen von dem lockenden Schlund abwendet, daß ihm in der zivilisatorischen Welt schöpferische Möglichkeiten aufblühen. Man kann sich für den Menschen (auch dieses Buch ist höchst persönlich) und für den Dichter daran freuen. Möglich, daß er nun eine zweite Periode unter neuem Anschluß an die Zeit erlebt, die in Wirklichkeit schon über ihn hinweggeschritten war, möglich, daß er hiermit sein letztes beachtenswertes Wort gesagt hat. Es ist im einzelnen viel Gutes in dem Buch, Heißes und Zartes, gelegentlich aber auch schon eine Sentimentalität und eine Haltlosigkeit, die wir heute nicht mehr verstehen können. Für die im Kriege vergewaltigte Seele konnte es hohes Erlebnis sein, im Schlamm einer Orgie unterzutauchen, um im Primitivsten, Triebhaften Befreiung für ihre Qual und Betäubung zugleich zu finden. Noch einmal dort hineingezerrt zu werden, zumal wenn, wie hier, Krieg und Kriegserlebnis nur schattenhaft im Hintergrund stehen, so daß die Flucht der Seele als Eigenwert genommen wird, ist bedenklich und kaum erträglich, trotz der Schönheiten im einzelnen. Nur große Büchereien werden das Buch anzuschaffen brauchen.

W. Schuster.

Undset, Sigrid: Olav Audunssohn. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1928. 470 S. Geh. 6,75. Lw. 9,—.

Olav Audunssohn wächst mit seiner Ziehschwester Ingunn auf einem Hofe auf und erzwingt die Heirat mit der früh ihm Anverlobten dadurch, daß er die kaum Herangereifte verführt. Aus dieser Tat gebären sich die düstern Schicksale des Paares, im Rahmen der ungebändigten Wirrnis der Verhältnisse im mittelalterlichen Norwegen, wie wir sie aus der Kristin Lavranstochter kennen. Als Olav außer Landes fliehen muß und jahrelang abwesend ist, verfällt die schwache Ingunn einem Verführer, einer übrigens recht anschaulich gezeichneten Figur, den Olav nach seiner Rückkehr erschlägt. Der Band, dem weitere folgen sollen, schließt mit der Versöhnung des Ehepaares. — Das Buch zeigt die Vorzüge der Undset, ihre reiche Erfindungsgabe, die Fähigkeit, Zeit, Menschen und Situationen farbig und plastisch zu gestalten und zugleich auch ihre Schwächen: Den verhältnismäßig engen Kreis ihrer Motive (alles dreht sich um die weiblichen Lebensmittelpunkte der Liebe und Ehe), das breite Ausspinnen und Verweilen auf den Ruhepunkten der Handlung und bei unwichtigeren Situationen, den aus Sagaton und höchst moderner Kleinmalerei, auch im Psychologischen, eigentümlich gemischten Stil, die fast sentimentalen Weichheiten, die merkwürdig mit dem rauhen, oft blutigen Geschehen kontrastieren. Letztere Mischung haben ähnlich wir ja bei der Handel-Mazzetti, nur daß diese viel überhitzter ist, als die nordische Undset. — Man kann das Buch, das sicher sehr gern gelesen werden wird, seiner unzweifelhaften Werte wegen anschaffen, wird sich aber vor einer Überschätzung hüten müssen. Ein endgültiges Urteil über das neue Werk läßt sich erst abgeben, wenn die folgenden Bände vorliegen werden. Bisher liegt die Befürchtung nahe, daß kein Fortschritt über die Kristin Lavranstochter hinaus getan ist, ja daß wir nicht viel mehr als eine Variation des gleichen Themas vor uns haben, obwohl eine Wiederholung in den Gestalten, im Äußeren der Situationen und des Ablaufes des Geschehens weise vermieden ist. Und um sich solche Variation gestatten zu können, besitzt die Undset doch nicht das Maß, das dürfte heute bereits feststehen.

W. Schuster.

Vring, Georg von der: Soldat Suhren. Roman. Berlin: Spaeth 1928. 393 S. Geh. 4,50. Geb. 6,—.

Wenn dieses Buch typisch für das Kriegserlebnis des einfachen Mannes genannt ist, so ist das nicht richtig. Der junge Künstler Suhren, bei währendem Kriege als Soldat eingezogen, sieht nur ein Stück des großen Krieges und sein Erlebnis ist das der freien, feinorganisierten Künstlernatur und des kindhaften, genialischen Menschen, der so durch und durch unmilitärisch ist. Und die ihm am nächsten stehen, die Lehrer in der Kompagnie, sind ja auch schon Herausgehobene. Der einfache Mann wird von ihm erfühlt und mit wenigen Strichen sicher gezeichnet: Im Mittelpunkte dieser ganz in das Seelische des Dichters gebetteten Welt steht er nicht, sondern am Rande, wenngleich nicht außerhalb. Denn außerhalb ist nichts in diesem schönen Buche, welches ganz von einer Stimmung durchweht ist, einem Seelischen, welches undefinierbar ist, das man Reinheit nennen könnte. Kindhaftigkeit und Tiefe. Ausbildungszeit in der Kaserne, Rekrutendepot, Wegebau und Grabenleben in Rußland bis zum ersten Gefecht, in dem der Held den Heimatschuß erhält, sind die Leidensstationen, in denen der Künstler, dem Freiheit Lebensluft ist, sich wundstößt an den Härten des militärischen Dienstes, an den körperlichen Strapazen, dem Erlebnis einer fremden, grausamen Welt. Alles ist mit den Augen der Seele und deshalb von innen gesehen, nichts liegt diesem reinen Menschen ferner als ein Gefühl des Ressentiments, dem in solcher Lage so reiche Entfaltungsmöglichkeiten gegeben sind und das so viele Darstellungen aus dem

Wrede, Friedrich Fürst: Politeia. Ein Roman aus jüngstvergangenen und künftigen Tagen. Darmstadt: Hofmann 1925. Geh. 7,—.

Das Buch ist kein Roman, sondern ein Kompendium der Kriegs- und Revolutionsgeschichte Österreichs und der sich daraus ergebenden, sich darum herumrankenden politischen und staatswissenschaftlichen Fragen, ein unheimlich belesenes

und zusammengelesenes Buch, ein Wirbeltanz von allen möglichen Theorien von Herodots und Aristoteles' Zeiten an, von der Wirksamkeit Wang-An-Shihs bis zu den durchschlagenden vierzehn Punkten Wilsons: alles in ziemlichem Magisterton vorgetragen und letzten Endes ohne Antwort rat- und ergebnislos bourgeois. Mag sein, daß ein politisch geschulter Kritiker dem Buche mehr abgewinnt. Es mag aber auch bezeichnend sein, daß es ein apolitisches Wesen wie mich in keiner Weise und an keiner Stelle zu packen und zu fesseln vermochte, womit für mich zum mindesten der Beweis erbracht wurde, daß es sich bei dem Buche nicht um einen Roman von literarischem Range handelt, sondern um den Versuch einer Popularisierung politischer Ideen, der schon um der verlangten Arbeit — und es ist unfreie, hemmende Arbeit! —, 825 Seiten lesen zu müssen, als mißglückt bezeichnet werden muß. Für Volksbüchereien ist das Buch trotz der aufgewandten Reklame nicht zu gebrauchen. M. Schaefer (Elberfeld).

D. Jugendschriften.

1. Bilderbücher, Kinderreime.

Andersen, H. C.: Die Prinzessin auf der Erbse. Ein Märchen mit farbigen Bildern von Hedvig Collin. Berlin-Grunewald: Pestalozzi-Verlagsanstalt o. J. 8 Bl. 4⁰. 3,—.

Mit dieser Veröffentlichung hat die Pestalozzi-Verlagsanstalt ein köstliches Bilderbuch Eltern und Kindern auf den Weihnachtstisch gelegt, die Freude an der schönen Illustration haben. Hedvig Collin trifft den Märchenton in den sechs wie mit Pastellfarben handkoloriert wirkenden Bildern vortrefflich, Prinz und Prinzessin, der gutmütige alte König und die streng blickende Königin, alle mit ihren Kronen und Krönchen auf den Köpfen, wirken ganz märchenecht, und das mit 20 Matratzen aufgetürmte Prunkbett wird den Jubel der kleinen Leser oder Beschauer auslösen. Die große lateinische Schrift des Textes macht das für seine geschmackvolle Ausstattung billige Buch zu einer willkommenen Gabe für die kleinen Leser auch in Kinderlesehallen. Anna Reicke (Charlottenburg).

Baker, Margaret: Marlene, das kleine Mädchen, das der Eule ihren Knicks machte. Bilder von Mary Baker. München: Dietrich 1927. 40 ungz. S. Lw. 3,75.

In anmutigen, feinen Scherenschnitten ist die Geschichte der kleinen Marlene dargestellt, die mit Großmutter und Brüderchen im einsamen Waldhäuschen wohnt. Drosseln, Tauben, Hasen, Eichhörnchen und sogar die alte Eule sind ihre guten Freunde und helfen schließlich den Kindern aus großer Not. Erzählung und Bilder sind gut aufeinander abgestimmt. Man möchte das Büchlein in die Hand recht vieler Kinder wünschen. Für 4—8jährige (für Mädchen auch darüber hinaus) allen Büchereien und Kinderlesehallen zu empfehlen.
Hanna Voll (Stargard i. P.).

Caspari, Gertrud: Wundersame Geschichten und Gedichte. Von Martha Kästner-Andrae und Adolf Holst. Leipzig: Hahn 1927. 32 S. Hlw. 4,—.
— Eine ganz fidele Rechnerei. Lustiges Rechenbilderbuch mit Versen von Adolf Holst. Ebenda 1927. 8 Bl. Hlw. 4,—.

Zwei neue Caspari-Bilderbücher, die ganz deutlich die Stärke und die Grenzen der **Zeichnerin** zeigen. So flott und wirklich fidel das Rechenbilderbuch ist, so wenig erfreulich ist das Märchenbuch, eigenartig nur in den wenigen derbkomischen Bildchen, in den anderen dagegen süßlich und matt. Ungefähr das Gleiche gilt auch vom Text der beiden Bücher: lustige, durchaus kindliche Verse in der „Rechnerei" (die sich übrigens fast durchweg aufs Zählen beschränkt und über die Zehn nicht hinausgeht), ziemlich gewaltsame Phantastik und Lyrik und nicht ganz echte Munterkeit in den Geschichten und Gedichten des anderen Buches. — Das Rechenbilderbuch ist auch zum Vorlesen gut geeignet, also für Kinderlesehallen und Erwachsenenbüchereien gut zu brauchen.
Therese Krimmer (Berlin).

Kriege durchsetzt und verfälscht. Eines der wenigen Kriegsbücher, die bleiben werden, trotz seiner Subjektivität; für jede Bücherei, die auf etwas feiner organisierte Leser rechnen kann, ein Gewinn. W. Schuster.

Cramer, Rie: Die goldene Gans. Ein Märchen nach Bechstein. Leipzig: Anton 1927. 17 S.
— Der gestiefelte Kater. Märchen nach Grimm. Ebenda. 17 S.

Während die früher sehr beliebten und oft künstlerisch wertvollen Märchenbilderbücher des Verlages Scholz, Mainz, immer mehr an Qualität einbüßen, wie der kürzlich erschienene gänzlich verkitscht und unkindlich bebilderte „König Drosselbart" zeigt, macht jetzt Rie Cramer für den Verlag Anton, Leipzig, eine Reihe von Märchenbilderbüchern, die wohl imstande sind, auf geschmackvolle Art die Scholzbücher, die auch im Papier und der Bildreproduktion bedenklich nachgelassen haben, zu ersetzen. Es seien hier nur zwei erwähnt. Beide Märchen sind kurz und einfach nach dem Original erzählt und mit je 8 bunten Vollbildern geschmückt, die, farbig, zierlich und humorvoll, eine Freude für junge und alte Augen sind. Für Kinderlesehallen und zu Geschenkzwecken sind die Bilderbücher sehr geeignet. Doch empfiehlt es sich für Kinderlesehallen, diejenigen Bilder, die nur lose an einer Seite auf das Blatt geklebt sind, vorher mit Kleister zu befestigen.
Elisabeth Wernecke (Stettin).

Ebner, Pauli: O, wie schön, o, wie schön, feine Bilder anzusehn! Lustige Verse von Max Schmerler. Leipzig: Hegel & Schade 1927. 15 Bl. 3,80.

Die Anschaffung dieses Dutzend-Bilderbuches mit seinem kindlich tuenden Reimgeklingel und den konventionellen Bildern erübrigt sich für Büchereien.
Therese Krimmer (Berlin).

Eisenhut, Gottfried: Was alles des Nachts nicht schläft. Mit Bildern. Oldenburg: Stalling 1927. 6 Bl. auf Pappe. 2,50.

Man ist beim Verlag Stalling verwöhnt: Dies Buch muß aber als völlig mißlungen hingestellt werden. Nicht nur, daß die Nachtbilder schmutzig düster sind, auch die Auswahl und besonders die Zusammenstellung ist nicht glücklich. Am meisten stört der Text, der nur in nüchternem Aufzählen der Nichtschläfer besteht. Er ist in großen weißen Antiqua-Buchstaben auf rotumrandeten schwarzen Vierecken ganz unorganisch in jedes Bild hineingesetzt.
Martha Schwenke (Charlottenburg.)

Frimberger, Marianne: Wie Tiere spielen. Erzählungen von Clara Berg. Berlin-Grunewald: Pestalozzi-Verlagsanstalt 1927. 28 S. Hlw. 4,50.

Sieben große farbige Bilder. Sie muten wie Landschaftsgemälde in Aquarellmalerei an. Die Tiere sind in die Natur hineingesetzt: Die Hunde spielen auf dem Marktplatz, Kühe, Ziegen und Schafe auf der Bergwiese, Affen im Urwald, Eisbären auf einer Scholl im Eismeer u. ä. Daneben schwarze Streubilder von einzelnen Tiergruppen. Die Tiere sind gut in ihren charakteristischen Stellungen erfaßt. Die sieben Erzählungen vermischen manchmal Naturgeschichtliches mit Märchenhaftem. Sie könnten lustiger und weniger lehrhaft sein. Fraktur. Für 8jährige. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Göttler, Heinrich: Wer baut das Haus, wie sieht es aus, und wer soll darin wohnen? Ein Bilderbuch für unsere Jungen! Bilder von Heinrich Göttler. Text von W. C. Schreckenbach. Fürth i. B.: Löwensohn. 30 S.

Der Grundgedanke ist gut: Das interessiert unsere Jungen, und solche Bücher fehlen uns. Die Ausführung enttäuscht aber sehr. Nicht nur, daß der Text langweilig ist, er erfaßt auch meist das Wesentliche nicht und ist andrerseits so schwer, daß er für das Bilderbuchalter kaum verständlich ist. Die Verquickung der naturwissenschaftlichen Erläuterungen mit märchenhaften Phantasiegebilden ist hier gar nicht am Platz. Die großen farbigen Bilder sind meist wenig charakteristisch für

einen Hausbau und stehen schlecht im Raum. Die eingestreuten Zeichnungen sind besser. — Für Büchereien entbehrlich. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Hobrecker, Karl: Vom Gang der Jahreszeiten laß fröhlich dich begleiten. Ein Bilderbuch hrsg. von Karl Hobrecker. Mit Bildern von Hildegard Weinitschke. Oldenburg: Stalling 1927. 8 Bl. 3,80.

Alte Verse in neuer Gewandung. Was alt ist, muß nicht immer gut sein. Diese Reimereien, halb primitiv, halb schwülstig, brauchten nicht neu ausgegraben zu werden. Die Bilder — bunte und bräunliche — geben den altertümlichen Ton gut wieder, passen sich aber inhaltlich dem Text nicht ganz an. Fraktur.
Martha Schwenke (Charlottenburg.)

Koberstein, Hans: Das Teufelslegendchen erzählt von Maria Caroline Kayser. Bilder von Hans Koberstein. München: Dietrich. 13 Bl. Lw. 8,—.

Als Jesus noch klein war, kamen die Engel und spielten mit ihm auf blumiger Wiese. Ein kleiner frecher Teufel, als Engel verkleidet, wird aus der Hölle geschickt, um ihnen einen Schabernack zu spielen. Er wird aber an seinem Schwänzchen erkannt und verspottet. Mutter Maria und das Jesuskind trösten den ertappten Sünder und beten mit ihm: Da wird aus dem schwarzen Teufelskind ein blondlockiger Engel. — Die Legende ist in schlichter Prosa erzählt. Die Illustrationen sind ungleichmäßig. Die zweifarbigen Bilder im Text sind allerliebst schalkhaft. Dasselbe gilt von dem Vorsatzblatt. Die sechs großen farbigen Einschaltbilder wirken mehr wie pompöse Prachtgemälde und betonen stärker die fromme Seite. Besonders auffällig ist die prächtig-orientalische Mutter Gottes in gelb-rötlichem Mantel und goldenem Heiligenschein auf den Farbtafeln im Gegensatz zu dem schlichten germanischen Marientyp auf den Textbildern. Das Buch kann ebensogut von evangelischen wie von katholischen Kindern gelesen werden. Fraktur. Vom 9. Jahre an. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Kutzer, Ernst: Im Schlaraffenland. Bilder: Ernst Kutzer. Verse: Adolf Holst. Fürth i. B.: Löwensohn. 12 Bl. Hlw. 3,—.

Die Verse von Holst sind flott und gut im Rhythmus, dabei ohne jedes moralische Schwänzchen. Die Bilder halten nicht das Märchenhafte fest, sondern fallen ins Realistische. Die dicken vollgefressenen Menschen im Schlaraffenland wirken geradezu abstoßend. Das Buch ist für alle Büchereien abzulehnen.
Martha Schwenke (Charlottenburg.)

Lindberg, M.: Karlchens Reise in der Seifenblase. Erzählt und illustriert. Berlin-Grunewald: Pestalozzi-Verlagsanstalt. 15 Bl. 3,80.

Die Traumreise geht zum Mond. Hier ist alles rund und golden: Der Mondmann und die Mondfrau, die Häuser und Türen, das Boot und die Ruder. Die Fische sind goldene Mondsicheln. Die Apfelbäume sind so hoch gewachsen, daß Karlchen eine Giraffe als Leiter benutzen muß. Da kann er gleich noch etwas reiten. Die kindertümlichen zartfarbenen Bilder sind rund. Text (Prosa) und Illustrationen gehen ganz zusammen. Klare Antiqua. Für 6 jährige.
Martha Schwenke (Charlottenburg.)

Mayer, Maria: Als Jesus klein war. Legenden und Geschichtlein. Mit farb. Zeichn. von Tilde Eisgruber. Berlin-Grunewald: Pestalozzi-Verlagsanstalt 1927. 21 S. 3,80.

Jesus, das spielende Kind, den Kindern nahezubringen, mag der Zweck des Buches gewesen sein. Ob aber die Kinder diese Legenden werden lesen mögen? Allzuviel Überschwang und Süßlichkeit ist bei diesen Blümlein und Vöglein und Käferlein — und sogar Sonnlein, allzusehr stelzen die Worte, und selbst Kinder werden sich — auch wenn sie bei dem Schnee vor Josephs Haus und dem Niklastag der Buben von Nazareth nicht stutzen — über die Gaslaternen in Nazareth wundern. Zu weit darf eben die an sich lobenswerte Anpassung an die Umwelt der Kinder nicht getrieben werden. Da auch bei den Bildern des Süßen zuviel getan ist, können wir auf das letzten Endes sehr unkindliche Buch verzichten.
Therese Krimmer (Berlin).

Paradiesfibel. Ein lustiges Tierbilderbuch für Mütter und Kinder von Joseph und Maria Koch, Bilder von Richard Seewald, die Lautfiguren zeichnete H. Vollenbroich. Essen: Fredebeul & Koenen 1927. 12 Bl.

Dieses Buch hat nicht nur eine unterhaltende, sondern auch eine höchst ernsthafte Bestimmung: Lesen zu lehren. Nun haben zwar Rückfragen bei Lehrern festgestellt, daß man es noch immer lieber sieht, wenn die Kinder ohne dilettantische Vorschule in die Schule kommen, außerdem scheint die hier geübte Methode des Unterrichts, die jeden Laut von einer Gebärde begleiten läßt, das Gedächtnis der Kinder unnötig zu belasten — aber wenn man von dieser pädagogischen Seite absieht, kann man den Versen viel Kindertümlichkeit und Klang und den Bildern viel Farbigkeit und Sicherheit in der Charakterisierung der einzelnen Tiere nachrühmen. (Ein aus Befürchtung geborener Wunsch nur muß ausgesprochen werden: möchte Seewalds Flottheit nie in Schlurigkeit entarten! Auch Kinder dürfen liebevollste Arbeit erwarten!) — Um die Verwendbarkeit der Fibel nicht zu sehr zu beschränken, wird man ihren lehrhaften Zweck am besten ignorieren und sie in Kinderlesehallen als Bilderbuch schlechthin für die unterste Altersstufe einstellen.
Therese Krimmer (Berlin).

Schenkel, Franziska: Hänschen klein geht allein. Bilder von Franziska Schenkel. Mit Versen von Albert Sergel. Fürth i. B.: Löwensohn. 12 Bl. Hlw. 3,80.

Hänschens Abenteuer in der Welt. Bilder in altmodischer Thumann-Manier für Kinder anschaulich und farbenfroh. Verse belanglos. Fraktur, große deutliche Buchstaben. Für die Kleinen. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Seidmann-Freud, Tom: Die Fischreise. Ein Bilderbuch. Berlin: Peregrin-Verlag. 12 Bl. 4,50.

Ein ganz modernes Bilderbuch in Ausstattung und Inhalt. Ein Dutzend großer Bilder in Offsetdruck, trotz ihrer Buntheit nie grell und fein in den Farben abgestimmt. Die kubischen Figuren gleichen Holzpuppen in ihrer Steifheit, und doch sind sie ausdrucksvoll und kindertümlich in ihrer Deutlichkeit. Nun der Text: Es sind Verse in sehr gewählter Sprache, meist reimlos, aber nicht leicht verständlich. Das Ganze ist ein kommunistischer Zukunftstraum: Peregrin wird von dem roten Fisch in ein fremdes Land gebracht. Da gibt es kein Geld, jeder nimmt, was er braucht. Jeder arbeitet aber auch gern. Die Kinder helfen einander und lernen zusammen. Peregrin möchte immer hier bleiben. Das Buch wirkt in keiner Weise verhetzend. Kinder werden den politischen Einschlag gar nicht herausmerken, alles ist wie im Märchen. Das Buch wird Gegner und Freunde finden. Fraktur. Für 10jährige. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Skarbina, Helmuth: Wir fahren und wir reiten, womit und wohin. Oldenburg: Stalling. 6 Bl. auf Pappe. 2,50.

Die Anordnung in diesem Bilderbuch ist nicht glücklich. In kleinem Oktav in Querformat sind auf den meisten Seiten zwei friesartige Bilder übereinander gesetzt, nur durch einen ein Zentimeter breiten schwarzen Strich getrennt, auf dem der kurze erläuternde Text in grauer Antiqua steht, z. B. „Mit dem Auto nach Amsterdam". Die Bilder wirken dadurch unruhig. Das Buch ist seiner ganzen Aufmachung nach für die Kleinsten bestimmt, ob diese aber wissen, was Raupenauto oder Sahara sind, bezweifle ich. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Volkmann, Hans von: Strabantzerchen. Bilder und Reime. Köln: Schaffstein. 15 Bl.

Dies Buch ich nicht neu, vielleicht eine Neuauflage? Es ist schon seit Jahren in vielen Kinderlesehallen eingeführt und oft bereits ganz zerlesen, ein Zeichen, daß es gefallen hat. 15 große farbige Bilder, ruhig und kräftig, mit Versen meist aus dem Kinder- und Tierleben. Fraktur. Für die Kleinen.
Martha Schwenke (Charlottenburg.)

Wannske, Magdalene: Wie Engelchen seine Mutter suchte. Ein Märchen in Versen. Bilder von Ernst Kutzer. Leipzig-Reudnitz: Alfred Hahn.

Das Märlein erzählt in glatten, munteren Versen von einem Engelsbübchen, das, allzu vorwitzig, von dem weißen Wölkchen auf die Erde herabpurzelt und sich nun selbst eine Mutter suchen muß. Es fragt bei allerlei Tieren des Feldes an, bis es schließlich zum Osterhasen kommt, der es mit seinen Eiern zur Stadt ins Haus eines guten Mütterchens karrt. Die hübschen, farbigen, sehr kindertümlichen Bilder und die ebenso hübsche Geschichte dazu werden allenthalben das helle Entzücken der Kleinen erregen. Für Kinder vom 4. bis zum 8. Lebensjahr sehr zu empfehlen. W. Schuster.

2. Märchen, Sagen.

Aesop. Das Fabelbuch. Eine Auswahl von Aesops Fabeln. Mit vielen Schwarz-Weiß-Zeichn. von Arthur Rackham. Neue verm. Ausg. München: Dietrich. 152 S. Lw. 4,—.

Endlich liegt die gute Dietrichsche Ausgabe dieser Fabeln wieder vor, die vergriffen und für die kein Ersatz zu finden war. Die geschickte Auswahl hat Stora Max besorgt. Die lebendigen Zeichnungen von Rackham betonen das Schalkhafte, das vielen Tieren anhaftet. Leider fehlen die zartgetönten Farbbilder der früheren Ausgabe. Für 10jährige. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Andersen, H. Chr.: Märchen. Däumelinchen u. a. Mit Abb. Leipzig: Anton 1927. 64 S. Hlw. 1,80.

Grimm, J. u. W.: Brüderchen und Schwesterchen u. a. Märchen. Mit Abb. Ebenda. 64 S. Hlw. 1,80.

1001 Nacht. Abu Mohammed der Faulpelz u. a. Märchen. Ebenda. Mit Abb. 64 S. Hlw. 1,80.

Hauptsächlich der Bilder wegen sollen diese neuen sehr preiswerten Märchen-Auswahlbände des Verlages Anton hier erwähnt werden. Daß Rie Cramer kindertümlich und anmutig zu malen versteht, bewiesen schon im vorigen Jahre einige Thienemann-Zweimarkbände. Hier zeigt sie, daß sie die geborene Märchenillustratorin ist, die sich der Eigenart des zu bebildernden Stoffes immer anzupassen versteht. Der romantischen Stimmung von Grimms „Brüderchen und Schwesterchen" ist sie ebenso gewachsen wie dem südländischen, abenteuerlichen Reiz der Märchen aus „Tausend und eine Nacht". Etwas matter, aber auch nur teilweise, wirken ihre Andersen-Bilder. Leider ist die Anzahl der Illustrationen nicht immer so reich wie in „Tausend und eine Nacht". Jeder Band enthält ungefähr acht bis neun Märchen in der Urform. Der Satzspiegel hat eine einfache Strichumrahmung, die fehlen könnte. Gefährlich für Kinderhände ist die Art, die Buntbilder nur ganz leicht an einer Seite auf das Blatt aufzukleben. Wegen des geringen Preises und der hübschen Aufmachung — man beachte auch das Vorsatzpapier — sind alle Bände zur Anschaffung zu empfehlen.
Elisabeth Wernecke (Stettin).

Brigader, Anna: Der Sohn der Kraft. Eine lettische Heldensage. Mit Bildern von N. Strunke. Deutsche Bearb. von W. Günther. Fürth i. B.: Löwensohn 1927. 10 Bl. Hlw. 3,50.

Dels, der Sohn der Kraft, ist so stark, daß er Bäume mit der Hand ausreißen kann, und so furchtlos, daß er die Geister in der Gespenstermühle bezwingt. Doch der Andern Leid läßt ihn teilnahmlos. Erst als das Mitgefühl in ihm wach wird, stehen ihm himmlische Mächte bei, und es gelingt ihm, das neunköpfige Ungeheuer zu besiegen, den Fluch des Teufels zu brechen und die Prinzessin zu erlösen. — Die Handlung ist sehr sprunghaft, man hat den Eindruck, daß die Bearbeitung bei der Kürzung zu weit gegangen ist. Dadurch wird diese märchenhafte Sage Kindern schwer verständlich. Die Bilder sind gut in der Kom-

position und sehr frisch in der Farbe, etwas stilisiert, in der Art russischer Illustrationen. Gutes Satzbild in klarer Antiqua. Bilderbuchformat und -charakter. Vom 10. Jahre an. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Dörfler, Else: Peter Siebenklug u. a. Märchen. Mit Abb. von Tilde Eisgruber. München: Dietrich 1927. 76 S. Lw. 4,50.

Den sechs Märchen merkt man es an, daß ihre Verfasserin stark unter dem Einfluß der Grimmschen Sammlung gestanden hat. Wenn sich das Büchlein nun auch nicht grade durch Originalität auszeichnet, so ist ihm diese Verwandtschaft doch nur dienlich. In ihrer Einfachheit und ihrem z. T. deutlichen moralischen Hintergrund eignen sich die Märchen am besten für 7—9jährige Kinder, ebenso die sanften zartfarbigen Bilder der Tilde Eisgruber. Für Kinderlesehallen.
Elisabeth Wernecke (Stettin).

Faber von Bockelmann, Elsa: Zwölf wunderschöne Märchen. Mit Abb. von A. Naegelsbach. Leipzig: Matthes 1928. 64 S. Hlw. 2,50.

Mehr wegen der zahlreichen zierlichen Scherenschnitte als wegen der kleinen hübschen, aber nicht besonders originellen Märchen soll auf das schön gedruckte und geschmackvoll ausgestattete Büchlein aufmerksam gemacht werden. Als Geschenk für 9—11jährige Kinder und zur Einstellung in Kinderlesehallen ist es geeignet. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Das Frida-Schanz-Buch. Neue Märchen, Erzählungen, Gedichte. Mit Abb. Fürth i. B.: Löwensohn 1927. 132 S.

Wenn man auch die geplante jährliche Herausgabe eines Frida-Schanz-Buches nicht für wünschenswert halten kann — es gibt schon zuviel derartige Jugendschriften —, kann doch diesem ersten Bande der Wert eines echten einfachen Kinderbuches nicht abgesprochen werden. Märchen, Geschichten und Gedichte (außer Frida Schanz C. Hepner, Anton Dörfler, E. Dauthendey, W. Matthießen, E. Wentscher u. a.) schließen sich mit den meist kräftigen, urwüchsigen Holzschnitten, Zeichnungen und Buntbildern von Thoma, Matthäus und Rudolf Schiestl, Gampp und Göttler zu einer künstlerischen Einheit zusammen, in der man nur weniges missen möchte. Das gut gedruckte und ausgestattete Kinderbuch eignet sich für Kinderlesehallen, Volksbüchereien und für die Kinderstube der 8—11jährigen. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Hey, Wilhelm: Die schönsten Fabeln für Kinder. Ausgew. von P. Samuleit. Mit Bild. von Eugen Oßwald. Stuttgart: Perthes 1927. 52 S. Lw. 3,80.

Heys Fabelbuch ist immer noch eins der besten Hilfsmittel geblieben, die Kleinsten zu vergnügen und sie dabei zwanglos und unmerklich in die vielgestaltige Welt der Tiere und ihres Verhältnisses zueinander einzuführen. Zu der hier vorliegenden Auswahl hat der durch viele gute Bilderbücher berühmt gewordene Tierzeichner Oßwald zweifarbige Bilder von bekannter Ausdrucksstärke, Klarheit und Fröhlichkeit gemacht, die das Büchlein, z. B. der mit den alten schönen, aber für heutige Kinderaugen fremdartigen Holzschnitten gezierten Ausgabe von Schaffstein gegenüber, für ABC-Schützen und noch kleinere Kinder besonders geeignet machen. Daß der Herausgeber den zweiten Vers jeder Fabel weggelassen hat, bedauert man zunächst, muß es dann aber ebenfalls als Erleichterung für die kleinsten Leser anerkennen. Für Kinderlesehallen. Die Ausgabe hat einen guten Leineneinband, großen Druck und festes Papier.
Elisabeth Wernecke (Stettin).

Pludon, V.: Das Igelpelzchen. Ein lettisches Märchen. Mit Bildern von N. Strunke. Deutsche Bearb. von W. Günther. Fürth i. B.: Löwensohn 1927. 11 Bl. Hlw. 3,50.

Einem alten Ehepaar schenkt die Göttin Leima ein Körbchen mit der Weisung, es nicht eher zu öffnen, als bis die Zeit erfüllt wäre. Als aber ein Wimmern sich hören läßt, öffnet die Frau es trotzdem und findet ein Knäblein, das

in der oberen Hälfte einem Igel gleicht. Igelein ist sehr anstellig und hütet die Schweine im Wald. Hier findet ihn der König, der sich verirrt hat. Igelein hilft ihm, verlangt aber dafür die jüngste Prinzessin zur Frau, was ihm der König auch schließlich verspricht. Die Königstochter ist nicht hoffärtig und nimmt den kleinen Schweinehüter mit auf ihr Zimmer. In der Nacht stößt sie versehentlich sein Igelpelzchen ins Feuer. Da wird Igelein sehr krank, denn die Himmelskönigin Leima ist erzürnt, weil abermals die Zeit nicht erwartet wurde. Schließlich aber verwandelt sie doch Igelein in einen schönen Prinzen. — Trotz der fremdartigen Einkleidung sind die Anklänge an unsere germanischen Märchen so groß, daß es von unsern Kindern gern gelesen werden wird, zumal der Druck in großer klarer Antiqua für ABC-Schützen sehr geeignet ist. Kindern gut verständliche Streu- und Einschaltbilder in russischer Farbenfreudigkeit geben dem Märchen den Charakter eines Bilderbuchs. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Schott, Clara: Das verzauberte Schloß. Märchen. Bilder von Kurt Lange. Berlin: Wille 1928. 105 S.

— Die Schmiede am See. Märchen. Bilder von Kurt Lange. Ebenda 1928. 107 S.

Jeder Band enthält sechs größere Märchen. Sie handeln von Riesen und Zwergen, von schönen Königstöchtern, von verzauberten Schlössern und tapferen und fleißigen Menschen, von der Reise eines Strohhalms und dem Brief, den ein Spatz an die Menschen schreibt. Der Märchenton ist gut getroffen. Einfach und kurzweilig erzählt, werden sich diese Märchen auch zum Vorlesen gut eignen. Jeder Band enthält neben dem schwarzweißen Bilderschmuck im Text noch je zwei sechsfarbige Offset- und zwei schwarzweiße Vollbilder, was bei dem billigen Preis (der Halbleinenband kostet 2,20 M.) besonders hervorgehoben werden muß. Fraktur. Für 8jährige. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Swinegel. Der Wettlauf. Die Reiseabenteuer. Bilder von Gustav Süß. Ebenhausen-München: Langewiesche-Brandt 1927. 56 S. Kart. 2,50.

Das Märchen des niederdeutschen Dichters Wilhelm Schröder, das auch die Brüder Grimm in ihre Sammlung aufnahmen, wird hier in der Originalform und in der hochdeutschen Übertragung mit den alten Bildern des Düsseldorfer Malers Gust. Süß geboten, die in ihrer humor- und gemütvollen Art sehr an Richters Holzschnitte erinnern. Dem Märchen angehängt ist noch eine Bilderzählung des Malers, zu der er selbst hochdeutsche, freilich sehr primitive Verse geliefert hat: die Wanderschaft des ältesten Swinegelsohnes, der unterwegs alle Tiere nachahmt und reuig in den Frieden des väterlichen Hauses zurückkehrt. Die Bildchen sind nicht ganz so drollig und gelungen wie die ersten. — Im ganzen ist dies „lustige Buch für Kinder von acht bis achtzig Jahren" als Bilderbuch und zum Vorlesen sehr geeignet, besonders das Märchen in der plattdeutschen Form. Elisabeth Wernecke (Stettin).

3. Erzählungen.

Bockemühl, Erich: Das Kindergärtchen. Geschichten aus der Kinderzeit den Kindern erzählt. Mit 42 Bildern von Eugen Oßwald. Stuttgart: Perthes 1927. 71 S.

In der Art der Scharrelmannschen Bernibücher aus der Großstadt sind hier Erlebnisse aus dem Kinderleben auf dem Lande berichtet. Etwas nüchtern. Solche Geschichten aus dem täglichen Leben werden aber erfahrungsgemäß von kleineren Kindern gern gelesen. Auch die humorvollen Umrißzeichnungen von Oßwald werden ihnen Spaß machen. Die primitive Ausdrucksweise in kurzen Sätzen ist für die Kleinsten schon passend. Fraktur.

Martha Schwenke (Charlottenburg.)

Bolt, Niklaus: Der Feuerwehrmann und sein Kind. Mit Abb. Stuttgart: Steinkopf 1927. 222 S. Lw. 4,20.

Die Erzählung bringt nicht das, was der Waschzettel vermuten läßt. Leider steht nicht die Feuerwehr im Mittelpunkt, sondern die rührselige Geschichte von

einem kleinen Mädchen, dessen Vater Feuerwehrmann in New York ist. Jeder, der mit der kleinen Sybille zusammenkommt, wird durch sie zum bessern Menschen: Der „Schrecken der Kanalstraße", eine Horde Straßenjungen, wird zahm. Ein reicher Mann geht sofort zur Kirche, die er lange gemieden, und stiftet das Geld zu einem Wolkenkratzer-Kirchenbau. Man meint oft eine der üblichen amerikanischen Kinderschriften zu lesen. Verstärkt wird dieser Eindruck durch den Gebrauch von eingestreuten englischen Ausdrücken, die dann in Anmerkungen verdeutscht werden, z. B. Ice-Cream = Gefrorenes, My Boy = Mein Junge. Sybilles Mutter ist Schweizerin, der Vater Ire, was Gelegenheit zu belehrenden Vergleichen mit diesen Ländern gibt. Die einzigen wirklich spannenden Stellen handeln von der Feuerwehr und ihren Taten, die der Verfasser einer amerikanischen Fachschrift entnommen hat. Es ist zu bedauern, daß sich Bolt nicht auf eine Bearbeitung dieses Buches beschränkt hat. Die heldenhaften Leistungen der Feuerwehr würden einen guten Ersatz der vielbegehrten Kriegsliteratur geben. In der vorliegenden Form ist das Werk abzulehnen. Zahlreiche Schwarz-Weiß-Zeichnungen von Otto Plattner illustrieren den Text.

Martha Schwenke (Charlottenburg.)

Bonsels, Waldemar: Mario und die Tiere. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1928. 325 S. Lw. 6,50.

Mario entläuft in den Wald, findet dort die alte Kräuterfrau Dommelsei und bleibt bei ihr. Er lebt ganz in und mit der Natur. Er glaubt die Tiere zu kennen und muß einsehen, daß er erst neu lernen muß. Aus dem wilden Knaben, der die Tiere verfolgt, um sie zu fangen, wird allmählich ihr Freund, der sie beobachtet und zu verstehen sucht. Prachtvoll ist die Art der selbstlosen Dommelsei, die nie schilt, sondern Mario sich selbst zurechtfinden läßt. In inniger Naturverbundenheit verwächst Mario mit dem All. Schließlich nimmt ihn eine Gutsfrau zu sich auf ihr Schloß. — Dies ist nüchtern erzählt der Inhalt. Daß das neue Buch von Bonsels von seinen Anhängern in den höchsten Himmel gehoben wird, versteht sich von selbst. Aber auch der unvoreingenommene Kritiker muß zugeben, daß Bonsels hier an die besten Traditionen seiner älteren Zeit anknüpft, wie sie im „Himmelsvolk" und der „Biene Maja" Gestalt gewonnen haben. Das verschwommen Weltanschauliche seiner letzten Werke tritt hier zurück vor dem starken Naturerlebnis und der Einfühlung in die enge Verbundenheit alles Lebendigen. Die Gegner Bonsels' — ihre Zahl ist heute nicht klein — werden Anstoß nehmen an der oft manirierten Sprache, der übergroßen Empfindsamkeit und der Weltfremdheit der Fabel, sowie an den nahezu kitschigen Schluß mit der feenhaften Schloßfrau. Der Wert des Buches für die Jugendbewegung liegt darin, daß selbst der Schwärmer Mario einsieht, daß es für ihn eine Pflicht ist, sich mit dem realen Leben der Welt abzugeben. Als eigentliches Kinderbuch kommt es wohl nur für ganz wenige in Frage. Jeder prüfe unbedingt das Buch selbst, ehe er es in eine Jugendbücherei einstellt. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Dickens, Charles: Der Weihnachtsabend. Eine Geistergeschichte. Mit Abb. München: Dietrich 1927. 148 S. Lw. 3,—.

Stifter, Adalbert: Bergkristall. Erzählung. Mit Abb. Ebenda. 47 S. Lw. 3,—.

Auerbach, Berthold: Der Blitzschlosser von Wittenberg. Erzählung. Mit Bildern u. Initialen nach Orig. von A. v. Menzel. Ebenda. 47 S. Lw. 2,50.

(Gutenberg-Drucke Bd 13—15.)

In den ersten beiden Bänden hat jeder der Dichter auf seine besondere Art dem Geist der Weihnacht Gestalt verliehen, der eine altväterisch, gemütlich und dennoch mit einem grauenvollen Doppelantlitz, kindlichfromm, lieblich und doch erhaben der andere. Dickens' „Weihnachtsabend", diese Läuterung einer armen verkümmerten Seele, verlangt junge Leser (etwa vom 14. Jahre an), die sich von dem unheimlichen Rahmen der Geschichte nicht mehr so stark beeindrucken lassen

und dafür den Stimmungs- und Milieureiz, den die alten seltsamen Bilder von Leec noch verstärken, schon empfinden können. — Der Anfang der Erzählung aus den „Bunten Steinen" verlangt von jungen Menschen wegen seiner bekannten Stifterschen Umständlichkeit viel Geduld; dann aber bereitet sich das romantische Weihnachtserlebnis der beiden Kinder in einer inneren Spannung vor, die auch ein jugendlicher Leser, sofern er aufmerksam ist, nicht übersehen kann. Und hat erst einmal die endlose Schneewanderung begonnen, so läßt die schöne und zugleich furchtbare Verzauberung der beiden Geschwister keinen Leser mehr aus ihrem Bann. Die acht Holzschnitte von Enders fügen sich trefflich in den Rahmen der Geschichte ein. — Auerbachs „Blitzschlosser" erzählt schlicht und kernig von der Aufrichtung des ersten Blitzableiters in Deutschland, bei der Trägheit und Aberglauben des Volkes den beherzten und gottesfürchtigen Schlossermeister fast ins Verderben stürzen. Die kleine Erzählung mit den Menzelschen Bildern wird hauptsächlich Jungen (vom 12. Jahre an) fesseln. — Alles in allem: sämtliche drei in feuerfarbenes Ganzleinen gekleideten und mit ausgezeichneten Abbildungen versehenen, schön gedruckten Bände werden bei einer künstlerisch empfindenden und literarisch unverbildeten Jugend dankbar erfreute Leser finden. Für Volks- und Jugendbüchereien. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Geiger-Gog, Anni: Maidi. Die Geschichte eines Kindes. Stuttgart: Gundert 1927. 157 S. Lw. 4,—.

Maidi ist seit ihrem ersten Lebensjahr Waise und wächst hoch oben in den Schweizer Bergen im Hause des Brunnerbauern auf. Sie wird von der prachtvollen Magd Vroni wie ihr eigenes Kind geliebt; nach der Magd Verheiratung, als die Schulzeit für sie beginnt, kommen schlimme Tage im Hause einer ungütigen Verwandten des Bauern. Bald aber findet eine zur Erholung in den Bergen weilende pensionierte Lehrerin Gefallen an dem geweckten, liebenswürdigen Kinde, es wird von ihr adoptiert, und in der süddeutschen Stadt führen Mutter und Kind ein glückliches Leben. — Der einfache Hergang wird hübsch erzählt, dabei durch das muntere Auge der kleinen Maidi Berge, Tiere und Blumen gut beobachtet, so daß das Buch den Gesichtskreis der kleinen Stadtleser wohl erweitern kann. Papier, Druck und Einband sind gut zu nennen. Zu empfehlen für Kinderlesehallen für Kinder von 8—10 Jahren.
Anna Reicke (Charlottenburg).

Herwig, Franz: Deutsche Heldenlegende. Heft 1—12. 1. Der Führer (Wanderzug der Germanen). 2. Der Namenlose (ein erster christlicher Glaubensbote in Deutschland). 3. Widukind. 4. König Otto und sein Sohn. 5. Barbarossa. 6. Maximilian. 7. Dürer. 8. Johann von Werth. 9. Friedrich der Große. 10. Der Heilige. 11. Andreas Hofer. 12. York von Wartenburg. Freiburg i. Br.: Herder 1923—1926. Geh. je 0,60.

In 12 novellenartigen Geschichtserzählungen stellt Herwig der deutschen Jugend Führerpersönlichkeiten aus der Vergangenheit unseres Volkes vor. Er will nicht den triumphierenden Helden feiern, sondern von Menschen erzählen, die alle Hemmungen, die die eigene Natur und die feindliche Umwelt ihnen auflegten, tapfer überwanden. Dadurch kommt ein stark sittlicher Ton in diese Legenden. Der Dichter tritt leider allzuoft hinter den wohlmeinenden Religionslehrer zurück. So kommt es, daß Herwig nur den frommen, ganz dem Rufe Gottes folgenden Andreas Hofer darstellt, nicht auch den wilden, urwüchsigen Tiroler; so kommt es auch, daß er die Gestalten Dürers und Friedrichs des Großen stark verzeichnet. Dagegen wird jeder Junge begeistert die frischen Erzählungen von Johann von Werth und York von Wartenburg lesen. „Der Heilige" ist wohl Clemens Maria Hofbauer, einer der seltenen Menschen, „die leidend und unterliegend die Menschheit vorwärts führen" (M. Cauer). — Herwigs Legenden erfüllen im allgemeinen alle Forderungen, die wir an eine historische Jugenderzählung stellen, kommen aber — bis auf die Hefte 1, 3, 8 und 12 — ihrer einseitigen, ganz auf die Förderung katholischen Geisteslebens bedachte Darstellung nur für katholische Jugendbüchereien in Frage. G. A. Narziß (Breslau).

Marschall, E.: Der kleine Schikara u. a. Erzählungen. Mit Abb. Stuttgart: Franckh 1927. 147 S. Lw. 4,—.

Gemessen an der 1926 erschienenen deutschen Übersetzung von Marschal „Muztagh" (s. B. u. B. Jg. 1926, S. 368), gibt dieser neue Band für erwachsene Leser nicht so viel her, ist aber im schlichteren Aufbau seiner Geschichten und in der Betonung einfachen menschlichen Heldentums für jugendliche Leser ungleich besser geeignet. Das Verhältnis von Tier zu Mensch steht im Vordergrund dieser Erzählungen, ist aber häufig in ein etwas sentimentales Licht gerückt. Allein die erste Geschichte von einem mutigen kleinen indischen Jungen und die dritte von Nanu, dem Eskimo, und seinem treuen Gefährten Kajak, dem Moschusochsen, sind beachtenswert brauchbar. Der Landschaftsschilderung ist ein knapperer Raum vergönnt als im „Muztagh", und im ganzen fehlt dem Buch der fein zugespitzte geheimnisvolle Charakter jener Erzählungen. Wegen seiner größeren Kindertümlichkeit ist bei Anschaffungen für Jugendbüchereien dieses mehr als „Muztagh" zu empfehlen. Für 12—16jährige. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Oterdahl, Johanna: Der Eschenhof. Was zwei Kinder in einer Woche erlebten u. a. Geschichten. (Aus dem Schwed. übers.) Stuttgart: Gundert 1927. 159 S. Lw. 4,—.

Vor vielen Neuerscheinungen dieses Jahres zeichnet sich diese Mädchengeschichte durch ihre Verwendbarkeit für Kinder aller sozialen Schichten aus. Sie erzählt ungeschminkt und wirklichkeitstreu von einem 13jährigen Arbeiterkind, der Tochter eines Trinkers, die sich, getrieben von einer heimlichen Liebe zu allem Schönen, mit ihrer kleinen Schwester auf die Wanderschaft begibt. Um die Kleine vor den körperlich und seelisch ungesunden Großstadteinflüssen zu schützen, will sie sie auf das kleine ländliche Besitztum einer Verwandten bringen, von dem sie sich nach dem Hörensagen ein blühendes Phantasiebild gemacht hat. Leider schwächt der märchenhaft optimistische Schluß den Eindruck der einfach und dabei lebensecht erzählten Erlebnisse der beiden Kinder auf ihrer achttägigen Irrfahrt ab. Die beiden anderen kleinen Geschichten umhüllen unaufdringlich einen kleinen moralischen Kern. Das Schlußmärchen, das viel jüngere Leser voraussetzt als die drei Geschichten, wäre in diesem Zusammenhang besser fortgeblieben. — Der Bildschmuck ist leider so geschmacklos, daß man besser täte, ihn vor dem Ausleihen des Buches zu entfernen. — Für 11—13jährige Mädchen in Kinderlesehallen und Jugendbüchereien einzustellen. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Riehl, W. H.: Der Stadtpfeifer u. a. Geschichten. Mit Abb. von W. Planck. Stuttgart: Thienemann 1927. 125 S. Lw. 3,—.

Diese preiswerte für die Jugend bestimmte und auch dafür sehr geeignete Auswahl enthält außer der gemütvollen, mehr tragischen als komischen Titelnovelle noch fünf andere Erzählungen aus den „Kulturgeschichtlichen Novellen" und den „Geschichten aus alter Zeit". Die unheimliche, gewaltige und doch wieder belebende und beglückende Macht der Musik nimmt in den meisten eine führende Rolle ein; nur in dem schelmischen Humor des „Hausbau" und dem wunderlich erschütternden Schicksal „Jörg Muckenhubers" fehlt sie. Die letzte Geschichte, „Amphion", ist schwer zu lesen und zu verstehen und hätte besser durch eine andere ersetzt werden können. Die Bilder veranschaulichen humor- und stimmungsvoll die zeitgeschichtliche Färbung der einzelnen Novellen. Für Jungen und Mädchen vom 13.—14. Jahre an. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Schanz, Frida: Geschichten und Geschichtchen. Ein neues Kinderbuch. Mit 4 Buntbildern von Lia Doering. Stuttgart: Loewe 1927. 127 S. (Loewes Jugendbücher.)

Bei dem angesehenen Namen der Verfasserin erwartet man etwas Besonderes, zumal der Verlag das Buch mit gutem Papier und Druck sowie mit farbigen Bildern von Lia Doering ausgestattet hat. Leider enttäuschen aber alle elf Geschichten durch ihren unbedeutenden Inhalt. Man wird an ältere Jahrgänge von „Herzblättchens Zeitvertreib" erinnert. Für Kinderlesehallen und Jugendbüchereien sind die „Geschichten und Geschichtchen" abzulehnen.

Anna Reicke (Charlottenburg).

Scharrelmann, Heinrich: Billi, der Hund und andere Tiergeschichten. Braunschweig: Westermann 1927. 89 S.

Die fünfzehn kleinen Tiergeschichten zeigen den feinen Beobachter des Tierlebens in Stadt und Land. Von Hund, Kanarienvogel, Katze, Ente, Hahn, Sperling, Krähe, Fasan, Papagei, Uhu, Eichhörnchen, aber auch vom Leben unter der Erde wie Maus, Maulwurf und Totengräber (Käfer) handeln die Geschichten. Aber nicht der Dichter spricht aus ihnen, sondern mehr der erfahrene Pädagoge, der sich überall bewußt an die Interessenwelt seiner Schüler wendet. Zur Belebung des Unterrichts sind sie gewiß verwendbar, und vielleicht können sie das Verständnis für unsere besten Tierschilderer Löns und Fleuron vorbereiten helfen. Infolgedessen ist das Büchlein für Jugendbüchereien für Kinder von 9—12 Jahren wohl zu empfehlen. Anna Reicke (Charlottenburg).

Scharrelmann, Heinrich: Aus Heimat und Kindheit und glücklicher Zeit. Geschichten. Mit Bildern von Ernst Kutzer. Bd 4. Braunschweig: Westermann. 128 S.

Der 4. Band ist in der Art der drei Vorgänger gehalten: Ein dünnes Bändchen mit kleinen anspruchslosen Geschichten. Neben einzelnem Märchenhaften sind die meisten Geschichten aus dem Leben der Knaben erzählt. Das Sentimentale ist nicht immer vermieden, die Moral im ganzen unaufdringlich. Fraktur. Vom 9. Jahre an. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Schmücker, Else: Das Licht im Dunkel. Erzählung. Stuttgart: Thienemann 1927. 133 S. Lw. 3,50.

Diese erzählende Darstellung eines Frauenlebens voll Ernst und Innerlichkeit ist von der katholischen Verfasserin in einer so feinen unaufdringlichen pädagogisch klugen Art geschrieben, daß junge Mädchen beider christlichen Konfessionen gleichermaßen Freude und inneren Gewinn von dem Buche haben werden. Ein alleinstehendes wohlhabendes Mädchen von 25 Jahren bringt mit der Adoption des 4- oder 5jährigen Töchterchens (Mechthild) einer verstorbenen Freundin Inhalt in ihr berufs- und tatenloses Leben. Zu dem intelligenten, eigenartigen Kinde gesellen sich später noch zwei Geschwister, denen auch die Mutter gestorben ist. Unter der leiblichen und seelischen Pflege Tante Magdas gedeihen alle drei prächtig. Während jedoch Magda die Erziehung der beiden Geschwister infolge der fast völligen Problemlosigkeit ihrer einfachen Naturen ohne Schwierigkeiten vollenden kann, bereitet ihr die eigenwillige, zwiespältige Art Mechthilds, des von ihr am innigsten geliebten Kindes, Kümmernisse und zeitweilige Ratlosigkeit. Doch erlebt sie gerade an ihr das Heranreifen eines künstlerisch begabten, vielseitigen Menschenkindes, dessen Bestreben, im Dienst an anderen Menschen den Sinn des Lebens, das „Licht im Dunkel", zu finden, über ihre eigene Hilfsbereitschaft noch hinauswächst. Nach einer Zeit religiöser Bedenken und Zweifel, hinter denen sich der hohe sittliche Ernst ihres Wesens verbirgt, nimmt der Tod Mechthild in einem Augenblick hinweg, wo sie innerlich zur Ruhe gekommen ist. Tante Magda findet nach einiger Zeit in der Sorge für Mechthilds Schützling, ein kleines Ladenmädchen, eine neue Aufgabe. — Für junge Mädchen nicht proletarischer Herkunft vom 14. Jahre an und für pädagogisch interessierte Frauen. Für alle Volks- und Jugendbüchereien. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Sonnleitner, A. Th.: Der Zwerg am Steuer. Jungen und Alten erzählt. Mit Abb. Stuttgart: Franckh 1927. 235 S. Hlw. 5,60.

Diese Geschichte zweier Knaben, von denen der eine gesunde, erfinderische durch tatkräftige Freundschaft und Nächstenliebe den anderen verkrüppelten körperlich und geistig befreit, ist, wie meist bei Sonnleitner, ein wenig sentimental, ein wenig moralisch und dabei von stark belehrender Tendenz. Der Schauplatz der Handlung ist eine idyllisch gelegene Zigelwerksiedlung in der Umgebung Wiens. — Da das Buch mit den zahlreichen guten Abbildungen von F. Jäger geeignet ist, den Jungen den Blick zu schärfen für naturwissenschaftliche und technische Vor-

gänge, und Anleitung zur praktischen Herstellung von allerhand Dingen gibt, mit denen Jungen sich gern beschäftigen, so kann man die Unwahrscheinlichkeiten und kleinen Schwächen der Handlung schon mit in den Kauf nehmen, umsomehr als die Geschichte in schöner Weise zur Hilfsbereitschaft erziehen will. — Für Jungen von 12—16 Jahren. Mittleren und großen Volks- und Jugendbüchereien kann die Anschaffung empfohlen werden. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Stefansson, Vilhjamur und Violet Irwin: Des Zauberers Rache. Abenteuer eines Eskimojungen. Mit Abb. Hannover: Sponholtz 1927. 300 S. Hlw. 6,—.

Während der prächtige erste Band der beiden Verfasser „Kek der Eskimo" (s. B. u. B. 1925, S. 381) mehr das Leben der Eskimos im allgemeinen von der wirtschaftlichen und kulturellen Seite beleuchtete, erzählt „Des Zauberers Rache" von der Treue, Rechtschaffenheit und gesunden Schläue des zum Mann heranwachsenden Kek. Seine immer herzlicher werdende Freundschaft mit einem amerikanischen Forscher, den er seit seiner an mutigen Taten reichen Kindheit heiß verehrt, gibt ihm reichlich Gelegenheit, das stete Wachsen seiner Geistesgegenwart, Opferbereitschaft und Furchtlosigkeit in vielen Abenteuern zu beweisen, in denen auch einige andere charakteristische Eskimotypen eine Rolle spielen. — Das Buch ist nicht so einfach geschrieben und die Handlung nicht so unkompliziert wie im ersten Band. Deshalb kommen erst 12—13jährige Jungen und Mädchen als Leser in Betracht. Ihnen ist das Buch in seiner gesunden Frische und anschaulichen Lebendigkeit aufs wärmste zu empfehlen. Für alle Volksbüchereien und Jugendlesehallen. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Truberg-Knaudt, Emma: Chester und Logan oder der weiße und der rote Knabe. Mit Abb. Stuttgart: Thienemann 1927. 163 S. Hlw. 5,—.

Die Erzählung verfolgt offenbar den Zweck, deutsche Jungen und Mädchen mit den Gewohnheiten und dem Leben amerikanischer Jugend bekannt zu machen. Abgesehen von einem gelegentlichen süßlichen Überschwang des Stils tut sie das auf spannende und anschauliche Weise. Zwei heranwachsende Jungen sind in der Handlung gegenübergestellt, Chester, der kluge, hübsche, aber auch eingebildete, verwöhnte und leichtsinnige Sohn einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, und Logan, der Abkomme eines vornehmen, angesehenen Indianerhäuptlings, ebenfalls hochbegabt und körperlich gewandt, dabei von äußerster Rechtschaffenheit und Treue. — Das für deutsche Begriffe ungewöhnlich zwanglose und frühzeitige Selbständigkeit erzielende Leben der amerikanischen Jugend wird manchen deutschen jungen Leser mit neidvollem Erstaunen erfüllen. Wenn man allerdings an Lindsay-Evans' Buch „Die Revolution der modernen Jugend" denkt, hält man die hier geschilderten Verhältnisse mehr für einen frommen Wunsch der Verfasserin als für die Wirklichkeit. Aber das Buch ist ja auch für Kinder geschrieben! Für Jugendbüchereien (12—15 Jahre) Elisabeth Wernecke (Stettin).

Verne, Jules: Schwarz-Indien. Frei bearb. von Bruno Sauer. Berlin: Safari 1927. 131 S. Hlw. 2,50.

Dieser Roman erzählt von den Bergleuten Schottlands aus der Zeit, wo die Arbeiter sogar unter Tag wohnten, von spukhaften Erscheinungen in den verlassenen Stollen, die sich aber schließlich ganz natürlich aufklären und alles zu einem glücklichen Ende führen. Größere Jugendliche werden das Buch nicht ungern lesen. R. Joerden (Stettin).

4. Belehrende Schriften.

Neue Arbeitsbücher. Hrsg. von Johanna Huber. Ravensburg: O. Maier 1927.

Brunner, L.: Was mache ich aus Zündholzschachteln? Lustige Spielereien für Kinder. 45 S., 13 Taf. 2,—.

Eichler, Marie: Das Formen in Plastilin. Eine Anleitung für Kinder zum Modellieren. 33 S., 13 Taf. 1,50.

Huber, Johanna: Ein lustiges Faltbüchlein mit allerhand Drum und Dran für Mütter und Kinder. 54 S., 7 Taf. 2,—.

Staimmer, E.: Spanflechten. Eine Anleitung für Klein und Groß. 38 S., 11 Taf. 2,—.

Leicht verständliche, durch zahlreiche Bilder und Arbeitsskizzen unterstützte Anleitungen zu kindlichen Handarbeiten für trübe Tage und Winterabende. Bestimmt auch für Erzieher und Kindergärten, in erster Linie aber für die Kinder selbst, die nach anfänglichen Hilfen durch Erwachsene allein nach den Büchern werden arbeiten können. Mit Ausnahme des Flechtbuchs, das weitergehende Handfertigkeit verlangt, schon für kleine Kinder brauchbar. Für die Jugendausleihe wohl geeignet. Therese Krimmer (Berlin).

Bahder, Egon von: Abenteuer in der Wüste Tibets. Die Reisen des Forschers Prschewalski in Innerasien. Aus dem Russ. neu übertr. und frei bearb. Berlin: Safari 1927. 124 S. Hlw. 2,50.

So sehr spannend lesen sie sich gerade nicht, diese Berichte von den Reisen des Generals Prschewalski, auf denen er jedesmal vergeblich bis zu der Stadt Lhasa vorzudringen suchte; und man wird den Eindruck nicht los, als ob diese Entdeckungsfahrten für ihren Unternehmer, der in den sich zur Wehr setzenden Eingeborenen immer nur die „Räuber" sieht, zwar Beweise seines außerordentlichen Mutes und seiner Energie, aber weniger wirklich wertvoll seien. Immerhin mögen größere Büchereien das Buch für Jugendliche und Erwachsene, die auch Reisebeschreibungen lesen mögen, bereitstellen.
R. Joerden (Stettin).

Carnegie, Andrew: James Watt. Die Lebensgeschichte des Erfinders der Dampfmaschine. Berlin: Ullstein 1927. 123 S. Hlw. 1,35.

Die Geschichte eines an Arbeit überreichen Lebens ist es, die von dem amerikanischen Milliardär geschrieben wurde. Sicher kann ein Mann wie Carnegie, der sich selbst aus allereinfachsten Anfängen emporgearbeitet hat, sehr gut nachfühlen, wie es jemandem zu Mute ist, der immer wieder und wieder gegen enge Verhältnisse und engstirnige Mitmenschen ankämpfen muß. Das Lebensbild von James Watt, das der Verfasser gibt, zeigt den Erfinder als einen Mann von der unbeirrbaren und zähen Sorte, der, allen Mißerfolgen zum Trotz, sich schließlich durchsetzt und seinen Gedanken in die Wirklichkeit überträgt. Ein erzieherischer Wert des Buches liegt vor allem darin, wie es den Bildungsweg des Erfinders schildert, der mit dem Fleiße des Genies seine karge Freizeit restlos in den Dienst seiner Weiterbildung stellt und so jene bewunderte Vielseitigkeit der Kenntnisse und des Könnens erwirbt, die ihm in seinen Arbeiten oft ausschlaggebend weiterhalf. — Man wird das Buch aus diesen Gründen besonders für Jugend- und Schulbüchereien empfehlen können. Im übrigen für alle Volksbüchereien sehr geeignet.
C. Barth (Stettin).

Dominik, Hans: Triumphe der Technik. Mit 203 Abb. Berlin: Bong 1928. 387 S. Hlw. 5,—.

Nicht die größten, schwersten oder sonstwie übermäßigen Erzeugnisse der Technik sind es, die in dem Buche ihre Würdigung finden, sondern jene, die als besonders geistreiche Lösung eines technischen Bedürfnisses angesehen werden können. Da es sich zudem durchweg um die Ergebnisse neuester Forschung handelt, die man gewöhnlich in technischen Sammeldarstellungen vermißt, füllt das Buch eine Lücke im gemeinverständlichen Schrifttum der Technik aus. Besonders Jugendliche im reiferen Alter, die für technische Fragen empfänglich sind, werden mit Freude den Plaudereien Dominiks über gefrorene Musik, Filmtechnik, Rechenmaschinen, flüssige Kohle, Kreiseltechnik, Fernseher und ähnlichem folgen und die eindringlichen, gut vereinfachten Abbildungen zu schätzen wissen. — Das Buch kann infolge

seiner glücklichen Auswahl und belebenden Darstellungsform als Geschenkwerk für Jugendliche (und auch für Erwachsene) und für alle Büchereien wärmstens empfohlen werden. C. Barth (Stettin).

Heye, Arthur: Brennende Wildnis. Bilderbuch eines langen Weges durch befremdliche Länder und Zeiten. Berlin: Safari 1927. 307 S. Lw. 6,50.

Heye erzählt hier die Erlebnisse seiner kurz vor dem Kriege unternommenen Reise durch das Land der Riffkabylen, durch die Küstengegenden Nordafrikas, das heiße Abessinien und die von Europäern kaum betretenen Gebiete der ostafrikanischen, wilden und grausamen Somalistämme. Die farbig wechselnden Gestalten seiner Begegnungen und seine oft genug in die Nähe des Todes führenden, manchmal wirklich unglaubwürdig aussehenden Abenteuer hat Heye wieder mit so menschlicher Wärme und so packender Sprache zu schildern gewußt, daß allen Büchereien für größere Jugendliche und spannungsdurstige Erwachsene die Anschaffung zu empfehlen ist. R. Joerden (Stettin).

Kiesgen, Laurenz: Deutsche Fahrten im jungen Amerika. Berlin: Safari 1927. 125 S. Hlw. 2,50.

Kiesgen bietet Nacherzählungen von Berichten deutscher Abenteurer und Eroberer im Amerika des 16. Jahrhunderts, aus denen zu sehen ist, was für tollkühne und meist auch gewissenlos habgierige und brutale Gesellen damals Europa in das neue Land geschickt hat. Besonders erwähnenswert ist der Bericht von Hans Staden, der neun Monate bei den Menschenfressern gefangen war und in seiner naiven Weise höchst anziehend zu erzählen weiß. Das Buch ist schon kleineren Büchereien warm zu empfehlen und für Jugendliche und Erwachsene gleich geeignet. R. Joerden (Stettin).

Meyer, Arnold: Das Wunderbuch der Technik. Mit 245 Abb. Stuttgart: Perthes 1927. Lw. 8,—.

Eine Reise durch das Land der Technik in Form von Werkstattbesichtigungen macht der Leser an der Hand des Verfassers. Bei einer Schnellzugslokomotive beginnt der Rundgang, und sie bleibt auch weiterhin der Bezugspunkt, um den herum sich alles ordnet. Und doch geht die Schau fast durch alle Gebiete neuzeitlicher Technik. Von der Rohstoffgewinnung über Kraftwerke, Lichttechnik und Werkstättenbetrieb führt sie zu den Verkehrsmitteln, zum Brückenbau und anderer Bautechnik, berührt Automobilbau, Wasser- und Luftverkehr und landet schließlich bei Nachrichtenübermittlung, Projektionswesen, Drucktechnik und Papiererzeugung. — In fesselnder Darstellung und sich steigerndem Aufbau läßt der Verfasser vor dem Leser Bilder aus der Arbeitswelt der Technik erstehen, die wohl geeignet sind, Erstaunen zu erregen, und die keine Ermüdung das ganze Buch hindurch aufkommen lassen. Besonders schöne und klare Bilder kommen in reicher Fülle der Vorstellung zu Hilfe und machen das Werk um so wertvoller. Im Verhältnis zu dem Gebotenen darf das Buch als sehr preiswert bezeichnet werden. Für alle Schulen, besonders für berufliche, und für alle Büchereien ist das Werk äußerst empfehlenswert. C. Barth (Stettin).

Ins Reich der Lüfte. Hrsg. von Johannes Poeschel. Mit 86 Abb. u. 5 Kt. Leipzig: Voigtländer 1927. 224 S. Hlw. 3,—.

Eine treffliche Einführung in alle Hauptfragen der Luftfahrt. Die Vorgeschichte ihrer einzelnen Zweige, Luft und Wetter, Ballon- und Luftschiffahrt, Gleit-, Segel-, Motorflug und Modellbau, der Luftverkehr, Staat und Luftfahrt, Luftbild und Vermessungsfragen sind die Leitpunkte der einzelnen Abschnitte, die jeweils von namhaften Verfassern herrühren. — Das Ganze ist kurz, klar und allgemeinverständlich, trotz der verschiedenen Verfasser einheitlich angelegt. Besonders hervorgehoben seien auch die sprachlich saubere Form (es geht also, wie dieses Werkchen zeigt, durchaus ohne technische Fremdwörter) und die geschickte Art, wie dem Leser am Ende jedes Abschnittes weiterbildendes Schriftwerk dargeboten wird. Das äußere Gewand des Buches ist leider geschmacklich verunglückt. — Für alle Büchereien wärmstens zu empfehlen. Auch für die reifere Jugend geeignet. C. Barth (Stettin).

Frohes Schaffen. Das Buch für jung und alt. Hrsg. von Ernst Baum. Bd 4. Wien: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1927. 500 S. Lw. 7,50.

Im Vergleich mit anderen Jahrbüchern ähnlicher Art hat dieses Werk den Vogel abgeschossen. Für die Erzählungen, die nicht sehr breiten Raum einnehmen. sind Verfasser wie Achim von Arnim, Seeliger, Stephenson, Sonnleitner, Ertl und Bonsels gewählt, Gedichte und Weisheiten großer Dichter (Goethe, Hebbel, Keller, Storm, V. Th. Vischer) tauchen sinnvoll dazwischen auf. Besonders schön und eindrucksvoll erscheint ziemlich am Anfang des starken Bandes ein inhaltschweres Gedicht Hermann Stehrs „Segenspruch über das Leben". Von den zahlreichen Aufsätzen, bei denen wie bei den Erzählungen Naturwissenschaft und Technik im Vordergrund stehen, sind die über die „Welteislehre", die „Eroberung der Höhen durch die Eisenbahn", über „Sterbende Kohle" und „Moderne Methoden der Intelligenzprüfung" als besonders gründlich zu nennen. Kunst, Technik und Sport beherrschen den Charakter des Buches, das schon recht verständige Leser, nicht vor dem 16. Jahre, verlangt und in seiner sachlichen Art naturgemäß mehr auf Erwachsene berechnet ist. Die zahlreichen Abbildungen sind gut gewählt und tragen zur Anschaulichkeit der Aufsätze wesentlich bei. — Für mittlere und große Volks- und Jugendbüchereien.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Voigt, Bernhard: Im unentdeckten Südwestafrika. Nach des schwed. Naturforschers Karl Johann Andersson Berichten bearb. von B. Voigt. Mit Abb. Berlin: Safari-Verlag 1927. 117 S. Hlw. 2,50.

In der Jugendschriftenreihe des Safariverlags gibt der bekannte Kolonialschriftsteller Bernh. Voigt einen Reisebericht heraus, der einmal zeigt, wie es in Südwest um das Jahr 1850 aussah. Vier Fahrten machte der Schwede Andersson ins Innere des Landes, auf denen er und seine Gefährten viel auszustehen hatten durch die völlige Unerschlossenheit des Gebietes, den furchtbaren Wassermangel und die Tücke der Eingeborenen. Es sind aber auch recht belustigende Zwischenfälle eingeflochten. Überraschend wirken die Angaben über den Wildreichtum des Landes, der ja inzwischen sehr abgenommen hat. Das Buch ist fesselnd geschrieben, setzt jedoch eingehendes Interesse voraus. Eine Übersichtskarte, sowie einige Zeichnungen veranschaulichen den Stoff und dienen zum besseren Verständnis. Für Jugendliche von 12 Jahren an und Erwachsene. Für alle Büchereien.

Hanna Voll (Stargard i. P.).

Kleine Mitteilungen.

Zum Auskunftsdienst der dänischen Zentralbüchereien *). Im Jahresbericht 1926/27 der Zentralbücherei in Odense (Dänemark) werden eine Reihe von Fragen mitgeteilt, über die die Benutzer des Lesesaals der Bücherei während des Berichtsjahres Auskunft suchten und die für die mannigfachen Ansprüche des dänischen Lesers an seine Bücherei bezeichnend sind:

Haben Sie die Rede des Landwirtschaftsministers Bording bei der Lesung des Naturschutzgesetzes im Landtag?
Können Sie mir die Namen und Adressen sämtlicher Lehrer auf Fünen verschaffen?
Wann wurde Guinea dänisch?
Wie wurde das Einhorn in der mittelalterlichen Kunst dargestellt?
Welche Anforderungen werden zum Besuch der tierärztlichen Hochschule gestellt?
Wo wohnt Dr. Ringsdal in Oslo?
Wo findet man Auskunft über den Dampfer J. F. C.?
Was für Konfirmationslegate gibt es?

---

*) Vgl. auch Jg. 5 dieser Zeitschrift S. 22.

Wo liegt die Stadt Seidenberg?
Wie heißt der Heilige für den 2. September?
Wo findet man Adressen deutscher Seidenfirmen?
Auf welches Datum fällt der Palmsonntag 1929?
Haben Sie etwas über Hopfenbau?
Was gibt es über die Anwendung von Teer zu Straßenbelag?
Wie groß war die Bevölkerung Dänemarks im Jahre 1800?
Können Sie mir Literatur über Sackfabrikation verschaffen?
Wie fabriziert man Emaille zu Öfen?
Haben Sie etwas über kompressorlose Dieselmotoren?
Haben Sie etwas über Essenzbereitung für Gichtkranke?

Zur Eigenbücherei der Jugendlichen. Die kürzlich in Berlin stattgehabte Ausstellung „Das junge Deutschland" suchte neben anderen kulturellen Bestrebungen der Jugendlichen auch deren Einstellung zum Buche an einer kleinen Bücherschau darzulegen. Die dazu bestimmten Bestände waren zum größeren Teile den Verlagen der Jugendbewegung (Neuland, Neuwerk, Ostland, Kallmeyer usw.) entnommen. Sie enthielten ausschließlich Werke, die aus dem bündischen Leben erwachsen sind. Daneben waren fünf kleine „Musterbüchereien" verschiedener Typen aufgebaut worden, die von zahlreichen jugendlichen Besuchern der Ausstellung eifrig betrachtet wurden. Man konnte beobachten, wie selbst etwa 10jährige Kinder sich Verfassernamen und Buchtitel notierten, leider ohne einen Blick in den Inhalt dieser Bücher zu werfen, denn das Berühren war nicht gestattet.

Die erste dieser Musterbüchereien galt dem Jugendlichen überhaupt. Sie enthielt: Faust, Hölderlin, Kleist: Michael Kohlhaas, Keller: Der grüne Heinrich, Raabe: Hungerpastor, Grimmelshausen: Simplizissimus, Hesse, Flex, Andersen-Nexö, Lagerlöf, Binding, de Coster, Fock; Heye, Rosen, Mark Twain; Löns, Fleuron; Gedichtsammlungen, Märchen und Sagen. Dieser offenbar auch als Eigenbücherei gedachte Bestand wurde durch spezielle Ergänzungen für die evangelischen, die katholischen, die national und die sozial gesinnten Jugendlichen vervollständigt. Die Ergänzungsbücherei für den evangelischen Jugendlichen enthielt erbauliche und Missionsschriften; Bodelschwinghs Biographie, Diers: Lat di nich umsmieten!, Christine Holstein: Baumeister Gottes, Supper: Lehrzeit, Schieber: Alle guten Geister, Hunnius: Menschen, die ich erlebte, Stehr: Abendrot, Classen: Das Werden des deutschen Volkes, Luther: Unser Hausfreund. — Die Ergänzungsbücherei für den katholischen Jugendlichen: Klug: Das ewige Heimweh, Stratmann: Weltkirche und Weltfriede, Thrasolt: Mönche und Nonnen, Borkowski: Reifendes Leben, Schöpferische Liebe, Dörfler: Als Mutter noch lebte, Dämmerstunde; J. Svensson: Sonnentage; Kühnel: Sowohl als auch usw. — Die Ergänzungsbücherei für den nationalen Jugendlichen: Edda, Luther: Briefe, Deutsche Volkheit-Bände, Much: Norddeutsche Backsteingotik, Beckeradt: Das niederdeutsche Dorf, Hielscher: Deutschland, Spengler: Preußentum und Sozialismus, Stapel: Volksbürgerliche Erziehung, Möller van den Bruck: Das dritte Reich, Jünger: In Stahlgewittern, Bismarck, Stegemann: Kampf um den Rhein, Ostwald: Vom deutschen Bund zum deutschen Reich, Strauß und Torney, Grimm: Volk ohne Raum. — Die Ergänzungsbücherei für den sozialgesinnten Jugendlichen enthielt: Storm: Schimmelreiter, Sinclair: Jimmi Higgins, Blos: Deutsche Revolution von 1848—49, Barthel: Deutschland, Bebel: Die Frau und der Sozialismus, Marx: Ökonomische Lehren, Korn: Arbeiterjugendbewegung, Heine: Politische Gedichte, Müller-Lyer: Phasen der Kultur. — Auch befand sich in der Ausstellung ein Beispiel für die Bücherei eines werktätigen Jugendlichen, eines rheinischen Bäckergesellen, die auf seinen Lebenskreis und seine psychologisch erfaßbaren Interessen zugeschnitten sein wollte. Der Auswahl und Gliederung dieses Bestandes lag die Meinung zugrunde, daß die drei großen Interessengruppen, das Gemeinschafts-, Berufs- und religiöse Interesse, sich in heimatkundliches, geschichtliches, staatsbürgerliches, fachliterarisches und allgemeinbildendes Interesse verzweigen. Leider durften die (nach diesem Schema aufgestellten) Bücher auch hier nicht ein-
staatsbürgerliches, fachliterarisches und allgemeinbildendes Interesse verzweigen.
strierenden Büchern sagen, daß sie mit Bedacht aus den Meisterwerken der Schönen Literatur und aus der neueren rheinischen Heimatliteratur ausgewählt waren.

Ra.

Preuß. Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst usw. Die nächste Prüfung beginnt Donnerstag, den 15. März 1928 in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin. Da eine große Zahl von Prüflingen zu erwarten ist, wird es wieder nötig werden, die Prüfung in zwei — unmittelbar aufeinanderfolgende — Teile zu zerlegen; Beginn der zweiten Prüfung etwa Montag, den 26. März 1928.

Gesuche um Zulassung zu einem der beiden Termine sind nebst den erforderlichen Papieren (Prüfungsordnung vom 24. März 1916 § 5) spätestens am 16. Februar 1928 dem Vorsitzenden der Diplomprüfungskommission, Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzureichen. Die Verteilung der Prüflinge auf die beiden Termine bleibt vorbehalten.

In den Gesuchen ist auch anzugeben, auf welche Art von Schreibmaschinen der Bewerber eingeübt ist. Von hier aus können nur Adlermaschinen (Universaltastatur) zur Verfügung gestellt werden; Bewerber, die eine andere Maschine benutzen wollen, haben sich diese auf ihre Kosten selbst zu beschaffen.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission: Kaiser.

Prüfungen I. für den höheren, II für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken Sachsens. Es finden in Leipzig statt Prüfungen:

I. für den höheren Dienst am Montag, den 5. März 1928, und den folgenden Tagen,

II. für den mittleren Dienst am Dienstag, den 6. März 1928, und den folgenden Tagen.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Nachweisen (Bekanntmachung des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts vom 24. September 1917 im Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen 1917 Stück 15 Seite 92 ff., und Bekanntmachung über die Prüfungen für den höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken vom 20. August 1919 im Gesetz- und Verordnungsblatt für den Freistaat Sachsen 1919 Stück 20 Seite 226 ff.) für die unter I genannte Prüfung bis spätestens Montag, den 23. Januar 1928, für die unter II genannte Prüfung bis spätestens Dienstag, den 24. Januar 1928, an den Vorsitzenden des Prüfungsamtes, Bibliotheksdirektor Professor Dr. Glauning, Leipzig, Universitäts-Bibliothek, Beethovenstr. 6, einzureichen.

Sächsisches Prüfungsamt für Bibliothekswesen.

Radio und Volksbücherei. Über das Thema Radio und Volksbücherei, die Frage, wieweit der Rundfunk die Ziele und Arbeit der Bücherei hemme oder stütze, berichtet ein Aufsatz im Juliheft 1927 von „For Folkeoplysning", der norwegischen Zeitschrift „für Büchereien und Volkshochschulen", dessen Inhalt wir im folgenden auszugsweise wiedergeben:

Die Abnahme der Ausleihziffern verschiedener Büchereien in den letzten zwei, drei Jahren schien auf die Einrichtung des neuen Rundfunksenders in Oslo zurückgeführt werden zu müssen und veranlaßte die Zeitschrift zu einer Rundfrage an Büchereien des südlichen Norwegen.

Daraufhin haben von 21 Bibliothekaren 6 erklärt, sich wegen der Neuheit der Einrichtung der Sendestation noch nicht über ihre Einwirkung aussprechen zu können, weitere 6 nur eine vermehrte Nachfrage nach Radioliteratur feststellen können, 8 einen oft nur vorübergehenden Rückgang der Büchereibenutzung erfahren, 1 gemutmaßt, daß der Rundfunk an dem Aufschwung der Bücherausleihe teil habe.

Im allgemeinen erachtet man die negative Einwirkung für vorübergehend. Anfänglich sei die Leserzahl beträchtlich gesunken; viele Leser seien dem Reiz der Neuheit verfallen und die Zeit, die vorher Büchern gewidmet worden, gehöre jetzt dem Radio. Vor allem der, welcher Bücher als Unterhaltungsmittel gesucht habe, sei abgewandert. Andrerseits aber hätten die Vorträge, die im Rundfunk gehalten wurden, auch gerade wieder ernstere Leser der Bücherei zugeführt. Man suche sich weitere Literatur über das Gehörte zu verschaffen, besonders in der belehrenden Abteilung. Erstrebenswert sei daher die Zusammenarbeit beider „Konkurrenten": Hinweis des Vortragenden auf die Volksbücherei, und die darin vorhandenen, sein Thema betreffenden Bücher; von seiten der Bücherei Ausstellungen von Büchern über den Vortragsgegenstand und Veröffentlichung von Literaturverzeichnissen in den Radioblättern. Der Rundfunk soll eine Art Vorschule der Bücherei sein

(ähnlich dem Film). Ein bekannter Schriftsteller gewinnt neues Interesse: Ein Leser in Drammens hört im Radio, wie Hamsun in Deutschland gelesen wird. Erstaunt darüber, daß Hamsun in Deutschland so bekannt ist, verlangt er in seiner Bücherei Werke von Hamsun. Oder der Rundfunk könne auch eine Ergänzungsarbeit leisten, da wo die Büchereien den Lesern gegenüber versagen müßten, etwa bei Sprachunterricht und musikalischen Darbietungen. Schließlich biete er denen, die durch Krankheit oder aus sonstigen Gründen keinen Zugang zu Büchern und Büchereien hätten, einen Ersatz für Bücher.

Mag man auch mit solchen Hoffnungen noch ein wenig zurückhaltend sein —, die Entwicklung des Radioverkehrs sei ja dazu abzuwarten — für eine Gefährdung der Büchereiarbeit jedenfalls hält man den Rundfunk nach seinen ersten großen Erfolgen, mit denen ein Rückgang im Ausleiheverkehr bis zu 25% verbunden war, nicht mehr. Schm.

Neuauflagen vergriffener Bücher. Die „Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Pommern" beabsichtigt im Frühjahre ein zweites Rundschreiben zu versenden, in dem den Büchereien Vorschläge gemacht werden sollen für die Herstellung von Neuauflagen von seit längerer Zeit vergriffenen bildungspfleglich wertvollen Werken. Vorgesehen für Neuauflagen sind u. a.:

Brinkmann, Bergwerkszeit.
Elkan, Das Ende der Wasa.
Heidenstam, Hans Alienus.
Jensen, Wilh., Aus den Tagen der Hansa.
Norris, Das Epos des Weizens.
Ular, Die Zwergenschlacht.
Wells, Der Unsichtbare.

Vorschläge aus den Fachkreisen zur Erweiterung der Liste nimmt die „Beratungsstelle" gern entgegen. Über die erzielten Erfolge des ersten Rundschreibens in derselben Angelegenheit lese man nach im Jahrgange 1927 dieser Zeitschrift S. 140 f. und im Jahrgang 1926 S. 75 und 237.

Personalveränderungen. Zum Leiter der neu gegründeten Stadtbücherei Allenstein, die zugleich als Modellbücherei der ostpreußischen Beratungsstellen dienen soll, wurde Dr. Wilhelm Schroeder gewählt.

Offene Stellen. Berlin-Treptow: Angestellter für den Bibliotheksdienst (siehe Anzeigenteil).
Bochum: Büchereiassistentin (siehe Anzeigenteil).
Gera: 1. und 2. Bibliothekar (siehe Anzeigenteil).
Spandau: Büchereiassistentin (siehe Anzeigenteil).

Lesefrüchte.

Gerstäcker und die wissenschaftliche Geographie. An die Reisebeschreibungen, bald mehr an die des Entdeckers, bald an die des Touristen, schließen sich der Reiseroman und die Reisenovelle oder die Jugenderzählung geographischen Inhaltes an. Auch sie können geographisch wertvoll sein und geographische Bildung vermitteln, namentlich wenn sie auf eigenen Erlebnissen und Eindrücken beruhen. So habe ich die oft geschmähten Erzählungen Gerstäckers gerade auch für die südamerikanischen Länder, die ich selbst gut kenne, gern gelesen und in der Stimmung und Auffassung der Verhältnisse zuverlässig gefunden. Ob man das gleiche von den beliebten Jugenderzählungen von Karl May, Wörishöffer u. a. sagen kann, kann ich nicht beurteilen. Ich habe seit langem vergeblich versucht, einen gewiegten Schulgeographen zu einer kritischen Übersicht über die geographische Jugendliteratur zu veranlassen." Aus: Alfred Hettner: Die Geographie. Ihre Geschichte, ihr Wesen und ihre Methoden. Breslau: Hirt 1927. (Seite 406.)

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. Schuster, Berlin, Stadtbibliothek.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 28. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1928

8. Jahrgang + Heft 2

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint im Jahre 1928 in 6 Heften im Gesamtumfang von 28 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang G.-M. 10.—. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Verbandes deutscher Volksbibliothekare" und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B." ausschließlich durch den Verlag Bücherei und Bildungspflege, Stettin, Grüne Schanze 8 — Stadtbücherei (Postscheckkonto: Stettin 9036. Verband pommerscher Büchereien) zum Vorzugspreis von G.-M. 6.— für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist die **Stadtbücherei Berlin** (C 2, Breite Straße 37). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Verband deutscher Volksbibliothekare. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien. 6. Verband niederrheinischer Büchereien. 7. Verband der Büchereien der Grenzmark Posen-Westpreußen.

Inhalt dieses Heftes:

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte:

Ackerknecht, Vorlesestunden. VII.
Dibbelt, Das Heimatmuseum als Volksbildungsstätte.
Hartmann, Die neuere Arbeit in der protestantischen Theologie.
Hesse, Vom „großen" und vom „kleinen" Dichtertum.
Kauder, Das deutsche Büchereiwesen in Polnisch-Oberschlesien, Ost-Schlesien und Galizien.
Langfeldt, Zwei neue Ordnungshilfen für größere Büchereien.
Rosin, Wie fördert der preußische Staat das Volksbüchereiwesen?
Die neu Volksbücherei (Harderhaus) in Kolberg.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 8 **1928** **Heft 2**

Vorzüge der Freihandbücherei.

Von Lina Höfer (Hildesheim).

Den folgenden Beitrag bringen wir umso lieber, als wir hoffen, daß sich daran eine Erörterung der praktischen Erfahrungen, die bisher im deutschen Büchereiwesen mit der Freihand gemacht wurden, anschließt. Nach dem Jahrbuch der deutschen Volksbüchereien 1927 arbeiteten im vergangenen Jahre 25 Büchereien in Deutschland mit Freihand. Da scheint es immerhin möglich, bereits einen ersten Überblick über die Frage zu gewinnen, ob sich aus dem Freihandsystem auch für eine ausgesprochen pädagogisch eingestellte Büchereiarbeit eine bodenständige deutsche Ausleiheform gewinnen läßt und wie diese Form gegebenenfalls — in Ablehnung und Nachahmung skandinavischer und angelsächsischer Formen der Freihandbüchereiarbeit — aussehen wird. Die Herausgeber.

Ausdrücklich nur von den Vorzügen der Freihandbücherei sprechen, heißt nicht etwa ihre Problematik gering achten. Es heißt vielmehr von einer bestimmten Form des Systems ausgehen, in der durch Herabminderung der Schwierigkeiten bedeutende Möglichkeiten für eine erzieherische Büchereiarbeit geboten werden. Die Freihandbücherei der Städtischen Bücher- und Lesehalle Mannheim, bei deren Einrichtung ich mitwirkte und deren Verwaltung mir während zweieinhalb Jahren oblag, ist eine Nebenabteilung der eigentlichen Hauptausleihe. Sie wurde zunächst geschaffen, um die Hauptausgabe von den schwierigen Elementen zu entlasten. Als Wesentliches betone ich, daß die Benutzung der in einem gesonderten Raum aufgestellten Freihandbücherei freiwillig blieb. Beide Formen der Ausleihe konnten wechselseitig benutzt werden. Wie durch das Nebeneinander dieser beiden Ausleihverfahren eine Zunahme des Leserbestandes und eine eingehendere Beratung erreicht wurde, möchte ich im folgenden skizzieren.

Weniger die Anzahl der Leser als vielmehr gewisse Lesertypen wachsen ja erfahrungsgemäß in gut besuchten Büchereien allmählich zu einem bösen Verkehrshindernis an.

Da ist einmal der langjährige Benutzer, der nach seiner Meinung alles gelesen hat, was im Katalog steht. Selbst regelmäßig ausliegende Nachträge nützen ihm nicht genug. Die Neuerwerbungen sind zu oft ausgeliehen, dauerndes Vorbestellen wird ihm leid.

Noch schwieriger ist der ausschließlich auf Neuerscheinungen Erpichte zu befriedigen. Er kommt immer wieder mit unzureichend bibliographierten selbstgemachten Listen an, die er aus seiner und seiner Freunde Zeitschriften auszog, und will gerade diese Bücher haben. Sie wurden ihm empfohlen und sie liegen in allen Buchhandlungen aus. Unermüdlich bestellt er vor und ist bald für jede Art von Klassizismus unempfänglich. Ihn verliert die Bücherei am ersten, denn er ist Vielleser, und kein

Etat und kein bibliothekarisches Gewissen reichen aus, seine Wünsche zu erfüllen. Ratschlägen gegenüber verhält er sich sehr ablehnend. Nur keine Bevormundung! Der Schweigsame scheut Erkundigungen. Er nimmt bei starkem Andrang, was da ist, und ist hinterher enttäuscht. Der Kritische legt auf eingestreute Charakteristiken erst Wert, wenn er wirklich Vertrauen gefaßt hat. Das dauert aber unter Umständen länger als seine Geduld reicht.

Ich behaupte nun entschieden, allen diesen Schwierigen hilft das Freihandsystem.

Gegner des Systems weisen immer wieder auf die Gefahr der „Selbstbedienung" hin, die in der Ausschaltung des bibliothekarischen Vermittlers liegt. Sie ist vorhanden, aber sie kann und m u ß selbstverständlich umgangen werden. Freihandbüchereien einzurichten, um Personal zu sparen, ist vom büchereipädagogischen Standpunkt aus unbedingt zu verwerfen. Wenn ich eingangs sagte, die Freihandbücherei sollte eine Entlastung der Hauptausleihe von den schwierigen Elementen bewirken, so ist dies nicht etwa so aufzufassen, als ob wir uns der „Schwierigen" auf eine bequeme Art und Weise hätten entledigen wollen. Nein, um uns ihrer zu vergewissern, sonderten wir sie ab.

Ich betone, daß eine nach meinen Begriffen r i c h t i g g e l e i t e t e Freihandausgabe an die Bibliothekarin dieselben Ansprüche stellt wie die durch die Schranke abgetrennte. Ja, an pädagogischer Gewandtheit und dem bei jeder Art von Beeinflussung so wichtigen Taktgefühl verlangt die schrankenlose Sphäre fast noch mehr. Denn natürlich kommt der Leser zunächst in die Freihandbücherei, um s e l b e r auszuwählen. Die Einmischung des Vermittlers muß also eine möglichst unauffällige sein. Man läßt vorerst die Freihand ihren Zweck als Orientierungsfeld erfüllen. An Hand des Selbsterwählten zieht man Rückschlüsse auf die Interessenlinie des Lesers, zumal die Gefahr des falsche Vorstellungen erweckenden Titels durch Leseproben seitens des Lesers leichter behoben werden kann. Es empfiehlt sich, zu diesem Zwecke einen Teil des verfügbaren Raumes mit Tischen und Sitzgelegenheiten auszustatten. Hier haben auch die mehr oder minder eingehenden Beratungen am besten ihren Platz, um Störungen am Regal zu vermeiden. Dem stark kritischen Leser freilich muß man einmal ohne Worte geschickt seine Lieblingsrichtung in die Hand spielen. Man läßt ihn in dem Glauben, diesen Schatz selber gefunden zu haben. Erhöht es doch seine Genußfähigkeit.

Meine Erfahrung ging aber bei dem größten Teil der Leser gerade dahin, daß sie unaufgefordert, von sich aus, meine Beratung oder Kritik forderten. Auf dieser Tatsache beruht in der Hauptsache das lebhafte „Dafür", das ich dem Freihandsystem gegenüber ausspreche. Ich erkläre mir diese Tatsache daraus: Der schrankenlose Raum begünstigt das Einwirken von Mensch zu Mensch. Dieselbe Erfahrung kann man allerdings auch bei einem dem Publikum zugänglichen Sach- oder Auswahlkatalog machen, dem ein bibliothekarischer Berater beigegeben wird. Das wäre also nicht ausschließlich Freihandeigentümlichkeit.

Absolute Freihandeigenart aber bleibt die direkte Einwirkung der

Buches auf den Leser. Er nimmt bereitwilliger das Buch selber in die Hand als Kataloge. Es spielt hierbei dasselbe Fluidum mit, das z. B. dem unmittelbaren Musikgenuß die Überlegenheit auch über die beste Radioübertragung sichert. Der unmittelbare Sinneseindruck ist der wirkungsvollste. Ich beobachtete oft, mit welcher Entschlossenheit die Leser ihr „Erwähltes" in Händen hielten, nicht nur des selbsterwählten, sondern vor allem auch des greifbaren Besitzes froh. Und eben diese erhöhte Anteilnahme mag auch die Zungen gelöst haben. Ich halte die ermöglichte Selbständigkeit also für ein Mittel, dem Leser eine größere Sicherheit zu geben, aus der heraus er den Weg zum Vermittler, den er nun nicht mehr als Bevormunder empfindet, betritt.

Ganz ohne Frage steht ein großer Teil der Leser der Freihand hilflos gegenüber. Die Fülle verwirrt sie, die Selbstentscheidung ist ihnen unbehaglich. Ich halte es für verkehrt, diesen Typ — und er wird meistens der am zahlreichsten vertretene sein — unter allen Umständen zum Freihandleser erziehen zu wollen. In einer Ausschließlichkeit des Systems fürchte ich die große Gefahr des wahllosen Herumlesens.

Einen Lesertyp aber gewannen wir in Mannheim nur durch das Freihandsystem: den gut unterrichteten Intellektuellen aller Bevölkerungsschichten, der sich mühelos orientiert, für Anregung besonders dankbar ist, und dem wir durch die direkte Anschauung überhaupt erst einmal den Typ der modernen Volksbücherei erschlossen. Ich gebe zu, daß dieser Leser nicht das Hauptarbeitsfeld für den Büchereipädagogen ist. Seine Gewinnung ist dennoch zu begrüßen, zumal hier, wo ich eine ausgesprochene ästhetische Neigung — Stilgefühl vor allem — beobachtete, eine weite Einflußsphäre für den Bibliothekar liegt.

In diesem Zusammenhange möchte ich eine Seite der technischen Einrichtung kurz streifen. Der in der Freihand zu jedermanns Einsicht offen stehende Bücherbestand wirkt in verstärktem Maße für den ästhetischen Eindruck des Bucheinbandes mit. Der Bücherei erwächst also durch das System eine erhöhte Pflicht zu sorgfältiger Buchpflege, die der Gesamtleserschaft zugute kommt. Denn selbstverständlich würde eine Aufteilung des Bestandes in geschonte und ungeschontere Bücher den Eindruck erwecken, als handele es sich bei der Freihand um eine Art von Privatpflege, die für Kassenpatienten über die Schranke hinweg nicht in Frage käme. Es versteht sich von selbst, daß dieses unbedingt verhütet werden muß.

Ich möchte die Belletristik nicht ganz aus der Freihand verbannen. Einmal bildet sie den Übergang zur belehrenden Literatur; zum andern ist durch enge Fühlungnahme ihr erzieherischer Wert hier so gut wie im gegenteiligen Ausleihverfahren auszubauen.

Ich werte das Freihandsystem in der hier skizzierten ausgebauten Form als eine der vielen Möglichkeiten, durch die der Weg zum Buch geebnet werden kann. Im Verein mit Auswahlkatalogen, Stoffsammlungen, kritischen Bemerkungen, Vorlesestunden sei sie dem bibliothekarischen Vermittler empfohlen als eine Technik, mit deren Hilfe er — im Mittelpunkt stehend — seine Einflußsphäre ausdehnen kann.

Vorleseerfahrungen an Fürsorgezöglingen.*)

Von Irma Merseburg-Buek (Berlin).

Ich bin im vorigen Sommer durch meine Arbeit in engste Berührung mit weiblichen Fürsorgezöglingen gekommen. Es interessierte mich natürlich sehr, zu erfahren, in was für einem Verhältnis das Buch zu ihrem Leben steht, ob es überhaupt eine Rolle spielt, ob es irgendwie schon auf sie eingewirkt hat, unterhaltend, verführend oder belehrend und ob es ein Erziehungs- und Bildungsfaktor bei ihnen werden könnte.

Es waren 16—20jährige Mädchen, die ein bis drei Jahre in der Fürsorgeerziehungsanstalt waren und nun kurz vor ihrer Entlassung standen. Sie hatten die Volks- und Mittelschule besucht, waren von geringer Intelligenz und zum Teil psychopathisch. Sie waren zwar alle lesehungrig, aber nur ganz wenige waren auf das Buch tatsächlich eingestellt. Die Bücher, die sie vor der Zeit der Fürsorge gelesen hatten, gingen meist über das Niveau der Courths-Mahler nicht hinaus. In der Anstalt hatten einige Löns, Finckh, Storm, Tolstoi, Dostojewski, Undset gelesen. Die Werke der erstgenannten stammten aus der Anstaltsbücherei, die der letztgenannten aus dem Privatbesitz der Erzieherinnen.

Als ich den Mädchen eine Andeutung machte, daß ich ihnen je einmal in der Woche etwas vorlesen möchte, bestürmten sie mich und baten darum. Die Erzieherin (Jugendleiterin), mit der ich den Vorschlag besprach, glaubte, ich wollte den Mädchen eine Literaturstunde geben und wollte gern eine Nachmittagsstunde dafür einrichten. Das lehnte ich ab. Ich wollte die Mädchen ja nicht belehren, sondern sie in der bekannten Form der Vorlesestunden einen Weg zum Buch finden lassen. Leider stand mir nur meine eigene Bücherei zur Verfügung, und die Auswahl des Lesestoffs war dadurch von vornherein sehr beschränkt.

An den ersten Abend ging ich etwas ängstlich heran. Ich hatte etwas Allgemeines gewählt und zwar humoristische Tiererzählungen. Ich las Storm „Von Katzen" und Fischer „Der Eishund" (Deutsche Humoristen Bd 1). Das erste wurde mit Begeisterung aufgenommen. Auch der „Eishund" gefiel sehr gut, doch ich bedauerte, daß die feinen satirischen Stellen wirkungslos blieben. Mehr als die zwei Sachen wollte ich nicht lesen, gab aber doch dem Drängen nach und las noch Löns „Die zwei Seeigel". Die meisten fanden es langweilig (ich merkte deutlich, daß es zuviel war), drei der Mädchen schüttelten sich vor Lachen, schien ihnen doch das Seeigelgigerl aus ihrem früheren Leben ein sehr bekannter Typ zu sein.

Wenn auch der Abend ganz lustig war, hatte ich doch den Eindruck, sie möchten etwas anderes hören.

An dem nächsten Vorleseabend las ich „Beim Vetter Christian" von Storm. Die Intelligenteren folgten bis zum Ende mit viel Interesse und mit viel Freude. Einige, es waren die Mädchen, die tagsüber in Haus und Garten gearbeitet hatten, zeigten bei den breiten Schilderungen leichte

*) Diese Mitteilungen aus der Praxis zeigen besonders deutlich, wie schön gerade in der Vorlesestundenarbeit die seelsorgerliche Seite der Bildungspflege zu ihrem Recht kommen kann. Die Herausgeber.

Ermüdung, trotzdem ich es durch Betonung und Tempo zu verhindern suchte.

Für den Sonnwendtag, der den Sieg des Lichts über die Finsternis und doch zugleich den Anfang des Abstiegs bedeutet und so Freude und Leid in sich paart, hatte ich die Geschichte von Tristan und Isolde gewählt, die schönste Geschichte von Liebe und Tod. Nach einleitenden Worten in diesem Sinne las ich Teile aus dem Roman von Tristan und Isolde von Bedier, übersetzt von Binding. Der Anfang wurde erzählt bis kurz vor dem Liebestrunk, dann wurden immer Hauptmomente gelesen, in der Art, daß der Zusammenhang nicht gestört wurde, und den Schluß las ich vollständig. Zwei der Mädchen merkten erst am Ende, daß ich dazwischen frei erzählte.

Spannung und Eifer des Zuhörens waren aufs Höchste gesteigert. Nirgends konnte ich aber auch bei den heikelsten Stellen in ihren Augen „sündige Lust" bemerken. B. und J. legten zuletzt ihre Arbeit fort und sahen unverwandt auf meine Lippen. Die Köpfe der anderen sanken immer tiefer auf ihre Arbeit. R. mit ihrem mühsam gezügelten Temperament zitterte fast vor Erregung, und als ich Isolde Weißhands Worte sprach: „Das Segel ist schwarz", da kam es halblaut empört von ihren Lippen: „Das Mensch!" Aber niemand empfand das als taktlos oder störend — sie dachten ja alle dasselbe — und ich mit meinem ach so kultivierten Empfinden vergaß es darum auch sofort. Als ich das Buch zuschlug, saßen alle wortlos ergriffen da, nur A., unsere große, schwerfällige, die eigentlich hatte schlafen gehen sollen, rief entsetzt: „Schon alle? Wie schade!" Ich empfahl mich schnell, und außer zweien vergaßen mir alle beim Gutenachtsagen das befohlene Dankeschön zu sagen. Mir aber war der wortlose Händedruck Dank genug.

Der Leseabend der ersten Juliwoche sollte Hermann Hesse gewidmet sein. Ich wies auf seinen 50. Geburtstag hin und meine Annahme, daß ihn keine — auch nur dem Namen nach — kannte, wurde bestätigt. Ich wies kurz auf seine Werke, in denen die Jugendzeit immer wieder aufklingt, hin, und wie der „junge Mensch" mit seinen Nöten und Freuden im Mittelpunkt steht. Ich betonte Hesses tiefes Einfühlen und Mitfühlen, das zuletzt ein weites All umfassen wird, und auch sein zartes Verhältnis zur Natur und empfahl „Unterm Rad", „Lateinschüler", „Gertrud" und andere. Ich las zunächst Gedichte („Jugendgarten" „Kennst du das auch?" „Einsame Nacht" „Spruch"). Danach folgte die erste Geschichte aus „Knulp".

A. flüsterte mir vor Beginn zu: „Ach, lesen Sie wieder so etwas Schönes wie Tristan und Isolde?" Voll Erwartung hörte sie zu. Sie war es, die zum letzten Abend unwillig gekommen war. Beim Lesen von „Knulp" war bei allen Mädchen die Spannung von Anfang bis zum Ende lebhaft und keine zeigte auch nur ein einziges Mal Langeweile oder Uninteresse. Sie waren im Gegenteil so bei der Sache, daß sie in der kleinen Pause, die ich wegen meiner Heiserkeit machen mußte, nur von Knulp sprachen. Sie fanden es „zu schön". Es war ja auch ihre Welt, ihre Sprache.

Als ich geendet hatte, war nur e i n e enttäuscht: B., die minder intelligent und sexualgefährdet ist, kam kichernd zu mir: „Ach, ich dachte, jetzt gehts noch weiter und die Gerberin hat ihn doch gehört und geht in seine Kammer". Ich brauchte nicht zu antworten. A., die diese Bemerkung gehört hatte, rief empört: „Ja, das denkst d u vielleicht, aber es gibt noch andere und der will so eine gar nicht". Und zu mir gewandt, sagte sie: „Wissen Sie, wie der (sie meinte Knulp) so auf die Menschen eingeht, das gefällt mir." Und alle waren sich einig: „Das war eine sehr schöne Geschichte, wenn sie auch ganz anders war als Tristan und Isolde."

Ich las schließlich noch an einem Abend „Des Elefanten Wiederkehr" von Hans Grimm. Die Jugendleiterin, die sonst wenig Anteil an den Vorlesungen genommen hatte, unterbrach mich nach den ersten Seiten mit den Worten: „Das ist ja ganz wundervoll". Die Mädchen waren ernst und lauschten wie einer Offenbarung. Es war etwas Fremdes, Unbekanntes, das sich da vor ihnen auftat. Vier folgten bis zum Schluß mit geradezu erschütternder Hingebung; einigen fiel es merklich schwer, zu folgen, und zwei waren sanft entschlummert. Für mich war es lehrreich und doch etwas rätselhaft. Ich möchte fast sagen, der Rausch, der mich immer wieder beim Lesen dieser tiefen, starken Erzählung von Hans Grimm erfaßt, war von der ersten Seite an auch auf die geistigen unter den Mädchen übergegangen. Warum konnte diese wunderbare starke Sprache nicht a l l e packen und im Bann halten? War die Kost zu schwer und berauschend für das einfältige Gemüt? Und doch war die Wirkung noch am nächsten Tage zu spüren. Einige fragten mich nach Einzelheiten, zwei hatten den Schluß nicht erfaßt, und mir war es klar, es war zu hoch gegriffen, ich mußte einfacher, schlichter bleiben. Und doch war es mit den kleinen, feinen Geschichten auch nicht getan. Gerade die Mädchen in diesem Alter wollten Inhalt, Spannung, etwas, was sie packt und hinreißt. Leider mußte ich fort, und ich konnte das kaum Begonnene nicht zu Ende führen. An den Mädchen werden die Leseeindrücke dieser Abende vorübergegangen sein, ohne auf die Dauer wahrnehmbare Spuren zu hinterlassen (was freilich gewiß nicht bedeutet, daß sie „umsonst" für sie waren); mir aber haben sie manch neue Anregung und Überlegung gegeben.

Zur Ausbildungsfrage.

Von Dr. W i l h e l m S c h u s t e r.

Der von unserer Seite beim Vorstand des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare gestellte Antrag, in einem Fragebogen an a l l e Mitglieder des Verbandes ihre Stellungnahme zur Ausbildungsfrage zu ermitteln, da die Mitgliederversammlung ein unzutreffendes Bild geben kann und auf ihr erfahrungsgemäß nicht diejenigen in erster Linie zu Worte kommen, welche die Frage vor allem angeht, ist erstaunlicherweise abgelehnt worden. Der Vorstand wird der Mitgliederversammlung Auskunft über die Gründe für diese nicht recht verständliche Haltung geben müssen. Der Vorstand sollte sich sagen, daß in Fragen, welche die Zukunft unseres Berufes auf das Tiefste berühren, jeder beachtenswerten Anregung nach Möglichkeit Folge zu leisten sei, ohne sich nach irgend einer Richtung zu binden und fest-

zulegen. Auf Beachtlichkeit dürfte aber der Wunsch, alle Mitglieder in dieser wichtigen Frage zu hören, doch wohl Anspruch erheben dürfen. Man stelle sich vergleichsweise einmal vor, bei einer grundlegenden Umgestaltung der Ausbildung der Volksschullehrerschaft würde nicht diese zu Worte kommen, sondern lediglich einige Schulräte.

Inzwischen sind mir zahlreiche Äußerungen zugekommen, welche meine Ausführungen im letzten Hefte in den wesentlichen Punkten billigen und bestätigen. Dazu mehren sich leider von vielen Städten die Klagen, daß bei der neuen Einstufung in die Gruppeneinteilung der neuen Besoldungsordnung keine Gleichstellung mit den staatlichen Bibliothekaren des mittleren Dienstes und der Volksschullehrerschaft erreicht wird. Weithin sind die Verhältnisse geradezu erschreckend. Wenn wir jetzt nicht eingreifen und öffentlich Stellung nehmen, bleiben wir hinter der Volksschullehrerschaft, die ihre Ausbildungsanforderungen dauernd steigert, zurück und unsere Kolleginnen und Kollegen mit Diplomexamen werden denen an den wissenschaftlichen, staatlichen Anstalten gegenüber als Bibliothekare zweiter Klasse behandelt*).

Wir können uns auf keinen Fall damit einverstanden erklären, daß der Verband die Frage der Trennung der Laufbahnen nicht im Zusammenhang mit der Frage nach der materiellen Ausgestaltung der Ausbildung, des Examens, der Vorbildung und der Dauer der Ausbildung behandelt. Beide Fragen gehören, wie ich im vorigen Heft ausgeführt habe, untrennbar zusammen. Treten wir für die Trennung der Laufbahnen ein, ohne den Vorbehalt zu machen: „wenn diese und jene Anforderungen an Vorbildung, Art und Dauer der Ausbildung, Gestaltung der Prüfungsordnung gleichzeitig erfüllt werden", so geben wir damit den staatlichen Stellen, auf welche wir keinen unmittelbaren Einfluß haben, die Möglichkeit in die Hand, uns eine Ausbildung vorzuschreiben, welche wir nicht wünschen, weil sie unseren Bedürfnissen nicht entspricht, und welche unseren Stand unter Umständen in seiner Geltung wie wirtschaftlich schwer beeinträchtigen kann. Die Folge würde dann allerdings sein, wie mir bereits mehrere Städte versichert haben, daß sie sich in Zukunft ihren Nachwuchs selbst ausbilden würden, ohne von dem staatlichen Examen Gebrauch zu machen, wozu sie durchaus in der Lage sind. Und das wieder würde der schwerste Rückschlag sein, den wir seit Bestehen der Bewegung je erduldeten. In dieser Fragen Machtpolitik im Sinne irgend einer „Richtung" treiben, hieße sich schwer am Stande und seinen ideellen Zielen versündigen. Wir dürfen die Freiheit der Entfaltung und Entwicklung des Bildungswesens, der wir alles, aber auch alles Wertvolle verdanken, nicht gegen das aufoktroyierte Prokrustesbett eines einseitigen Schemas vertauschen. Die Einrichtungen lassen sich bei gutem Willen und gerechter Berücksichtigung alles lebenskräftigen und tüchtigen Bestehenden und Werdenden sehr wohl so gestalten, daß alle zu ihrem Rechte kommen. Wir nehmen nicht für uns in Anspruch, den allein seligmachenden Weg zu besitzen, mögen andere es

*) Der Verband hat inzwischen dankenswerterweise eine Aktion bei den Magistraten eingeleitet, um dieser drohenden wirtschaftlichen Verschlechterung zu begegnen. Die Gefahr, welche durch eine ungünstige Neuregelung der Ausbildung für die Zukunft heraufbeschworen wird, wird davon nicht berührt.



auch nicht tun. Und zum Zwecke dieses gerechten Ausgleiches ist der Verband von uns geschaffen worden, das allein ist seine Aufgabe, nicht Machtkämpfe darin auszufechten.

Noch ein Beitrag zur Ausbildungsfrage.

Von Frida Endell (Stettin).

Für die Zulassung zur preußischen „Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst sowie für den Dienst an Volksbibliotheken" wird nach dem bisher gültigen Ministerialerlaß vom 24. März 1916 bekanntlich als schulmäßige Vorbildung das Schlußzeugnis eines Lyzeums oder die Reife für Obersekunda gefordert (amtlicherseits wird neuerdings für männliche und weibliche Anwärter Primareife als Forderung für die nächste Zukunft in Aussicht gestellt). Die „Kommission für Ausbildungswesen" des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare hat im März vorigen Jahres dem preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung eine Denkschrift unterbreitet (2. Mitteilungsblatt des VDV, Okt. 27), in der als Vorbedingung für die Zulassung zu der Prüfung für den Volksbüchereidienst der Nachweis der Reifeprüfung (Abitur) gefordert wird. Solange in den außerpreußischen Ländern die Ansprüche an die Vorbildung der Bibliotheksdienst-Anwärter den jetzt vom Verband Deutscher Volksbibliothekare für Preußen geforderten Ansprüchen nicht gleichgestellt werden (so fordert z. B. Sachsen bis jetzt nach dem Erlaß von 1917 das Schlußzeugnis eines Lyzeums oder die Reife für Obersekunda), besteht — wie die Erfahrung bereits gezeigt hat — die Gefahr, daß die Anwärter ohne Primareife oder Reifezeugnis zur Erlangung des Staatsexamens sich außerpreußischen Prüfungen unterziehen und selbstverständlich auch in die Ausbildungsinstitute außerpreußischer Länder abwandern. Dem entspricht auch die Tatsache, daß z. B. „die meisten der auf der Deutschen Volksbüchereischule in Leipzig ausgebildeten und nach der sächsischen staatlichen Prüfungsordnung geprüften Volksbibliothekare und Volksbibliothekarinnen aus Preußen kommen und in Preußen Anstellung finden". Das bedeutet aber schon jetzt eine wesentliche Benachteiligung der in Preußen diplomierten Kräfte, zumal die Ausbildung in Preußen 1—2 Jahre länger dauert als z. B. die in Sachsen. Wenn man in Zukunft die Vorbildungsbedingungen der preußischen Examensanwärter den Verbandsforderungen entsprechend noch verschärft werden (Reifezeugnis), dann könnte man der angedeuteten Inflation nur dadurch begegnen, daß man in Zukunft an preußischen Stadt- und Volksbüchereien nur noch Bibliothekare und Bibliothekarinnen mit preußischem Diplomexamen zuläßt. Denn der Sinn der verschärften preußischen Examensbedingungen ist doch der, die berufliche Qualität der preußischen Anwärter zu heben. Es wird erfahrungsgemäß sehr schwer sein, die preußischen Kommunalverwaltungen zu veranlassen, bei der Besetzung ihrer bibliothekarischen Stellen ausnahmslos Kräfte mit preußischem Diplomexamen anzustellen. Solange man dafür aber keine Gewähr hat, sollte man von der Forderung der Reifeprüfung in Preußen absehen, es sei denn, daß — entgegen dem Anschein — in außerpreußischen Ländern gleichlautende Forderungen aufgestellt und auch durchgeführt werden.

Vom Theaterspielen.

Von Dr. Pirmin Biedermann (Guben).

VII.

43. Der verlorene Sohn. Von K. H. Osterburg. Wolfenbüttel: Zwißler.

9 männl., 2 weibl. Spieler. Viel Statisten. Vorder- und erhöhte Hinterbühne. — Bearbeitung des biblischen Dramas von Burkard Waldis, 1527 in Riga aufgeführt. Dies niederdeutsche Drama ist ausgesprochen protestantisch, geistiger und geistlicher als das von Schmeltzl. Eine religiöse Idee gestaltet den Stoff. Es wirkt wie ein Mysterium, das nach Bach verlangt. In der vorliegenden Bearbeitung ist alles zeitlich Gebundene und Tendenziöse eines jungen Protestantismus ausgeschieden. Besonders im 2. Akt, dessen Schluß sehr energisch umgestaltet ist. Doch der tiefe geistige, auch uns Heutige noch ergreifende Gehalt tritt umso eindringlicher und wirksamer zu Tage. Der niederdeutsche Text hat zwar durch die Übertragung ins Hochdeutsche seine Knorrigkeit und Wucht verloren, besitzt aber auch so herzhämmernden Klang. Ich möchte dem Bildungspfleger raten, mit Schmeltzl-Uhde anzufangen (vielleicht am Buß- und Bettag) und nach einem Jahr den Waldis-Osterburg zu geben. Verse. Etwa 1 Stunde.

44. Der verlorene Sohn. Von A. Müller. München: Kaiser. Mirbts Münchener Laienspiele 1.

9 männl., 2 weibl. Spieler. Statisten. Stilbühne. — Eine fast wortgetreue, hochdeutsche Erneuerung des Spiels von Burkard Waldis. Sie ist ganz Gottesdienst. Müller behält den Aktor (Sprecher) bei und ändert am szenischen Gang nichts. Die Sprache wirkt gedrungener als bei Osterburg. Es empfiehlt sich, Müllers Erneuerung an dritter Stelle zu geben, so daß die Gemeinde von der volkstümlichen, anspruchsloseren Dramatisierung einer Familiengeschichte (Schmeltzl-Uhde) durch Osterburgs leichter eingehende Bearbeitung des geistig anspruchsvollen Spiels von Burkard Waldis zum vollen Verständnis des in Müllers Erneuerung vollflutenden herb-protestantischen Geistes der Burkard-Dichtung und damit zum letztmöglichen, tiefsten Erlebnis des Evangeliumstoffes geführt wird. Die drei Spiele verlangen verschiedene Spielweise: Uhde-Schmeltzl süddeutsch, farbig, Osterburg-Waldis mehr stilisierte Geste, protestantische Musik, Müller-Waldis voll hieratischer Strenge und Feierlichkeit, Liturgie. Dauer des dritten Spiels: 1¼ Stunde.

45—49. Alte Weihnachtsspiele.

Ich gebe absichtlich eine ausführliche Inhaltsangabe der alten Spiele, weil bei der erschreckenden Unkenntnis alten Volksgutes die Spielleiter aus allgemeinen Bemerkungen wie „Besteht aus Grußspiel, Hirtenspiel u. dgl." oder „Stimmungsvolle Erneuerung alter Mysterien" nichts über die Eignung des betreffenden Stückes für ihre Zwecke und Verhältnisse entnehmen können. Hoffentlich werden recht viele zur Aufführung bewogen. Sie ist Dienst am Volke.

45. Weihnachtsspiele des schlesischen Volkes. Gesammelt und für die Aufführung eingerichtet von F. Vogt. Leipzig: Teubner.

Darin:

a) Das schlesische Adventspiel. 2 männl., 3 weibl. Spieler. Beliebig viele Kinder. Einstimmige Lieder, ein zweistimmiges. Stube. — Der Engel Gabriel (Altstimme) stellt sich singend vor als Christkindels Kundschafter nach artigen Kindern. Dann holt er das Christkindel herein, das ebenfalls singend (Sopran) sich vorstellt, den artigen Kindern Gaben, den bösen die Rute verheißt. Petrus wird gerufen und muß über die Kinder berichten. Der alte Herr weiß nichts Gutes zu melden. Er will jetzt die Kinder examinieren, ob sie

etwas gelernt haben. Die Faulen soll der Rupprecht holen. Der poltert denn auch herein mit Scherbenjack und Keule, ein prachtvoll humoristisch gestalteter Bärbeißer. In schlesischem Dialekt droht er den Kindern, sie zu Schnupftabak zu zerreiben und jagt mit der Keule hinter ihnen her, da er neulich viel Schlimmes von ihnen gesehen und gehört hat. Das Christkind, ob solch bösen Geschichten wenig erbaut, will wieder gehen. Da verwendet sich Engel Gabriel für die Kindlein, die auf seine Aufforderung hin ein Weihnachtslied singen, wozu Rupprecht mit immer freundlicheren Mienen mit seiner Keule taktiert. Das Christkind ist versöhnt und heißt Gabriel die Gaben holen. Der derbe Rupprecht schenkt auch etwas: gute Wünsche für ein hundertundfünfzig Ellen langes Leben, Kleingeld, Dukaten, einen Schweinebraten mit Gurken. Sich selbst wünscht er was „Gutts zu trinka". Zuletzt übergibt das Christkind der Mutter die Rute und unter zweistimmigem Gesang von Christkind und Gabriel „Ade, wir müssen scheiden" gehen die himmlischen Herrschaften ab. — Das Spiel eignet sich als Abschluß einer bildungspfleglich gestalteten Weihnachtsfeier. Es bietet keine Schwierigkeiten. Text: reimende hochdeutsche Verse. Rupprechts schlesische Verse können leicht in einen andern Dialekt übertragen werden. Etwa 15 Minuten.

b) Das schlesische Spiel von Christi Geburt. Bis 9 männl., bis 4 weibl. Spieler. Vor der Herberge. Feld. Stall. Einstimmige bezw. zweistimmige Lieder (Maria, drei Engel, Joseph, zwei Hirten), ein gemischter vierstimmiger Chor aller Spieler und ein vierstimmiger Hirtenchor. — 1. Szene: die Herbergssuche. Zum profitgierigen Wirt, der sich schon auf Kaiser und Könige freut, kommt Joseph. Er wird abgewiesen und mit dem Stock bedroht. Auf erneutes Bitten erhält er im Stall Quartier. Während Joseph darüber seufzt, verrät der Wirt ein wenig von seiner geriebenen Geschäftspraktik und der Haushalter bestärkt ihn in seiner Hartherzigkeit. Nun tritt Maria auf und fragt singend den Joseph nach der Herberge: „Ach Joseph, liebster Joseph mein, wo wird denn unsre Herberg sein". Singend antwortet ihr Joseph. Der Engel Gabriel geleitet die beiden stumm von der Bühne in den Stall. — 2. Szene. Die Hirten auf dem Felde. Es geht ein bißchen realistischer, alltäglicher zu in der Unterhaltung der vier Hirten als in den übrigen hier besprochenen alten Weihnachtsspielen. Die Hirten sprechen reimende Verse in schlesischem Dialekt. Nacheinander stolpern sie herein (z. B. Grolmus: „Do komm ech rei getrata, do komm ech rei geschrata, het ech en Esel, do käm ech gerata usw."), alle ein bißchen durchgefroren, und erzählen von ihren Nöten, wie der Flachs schlecht geraten, der Bauer hart und geizig ist, der Wolf die Herde anfiel. Dann schlafen sie ein. Zwei Engel hinter der Szene singen, die Hirten sollen nach Bethlehem. Zwei Hirten wollen hin, die beiden andern halten das Ganze für Geflunker. Aufgeregt stürzt ein fünfter Hirte herein und singt in schlesischem Dialekt, wie er der Engelbotschaft folgend nach Bethlehem gegangen sei und in der Krippe das Kind gesehen habe. Ein unsentimentaler, prachtvoll treuherzig und realistisch erzählender Text! Ein sechster Hirte eilt herzu und singt „Was soll das bedeuten? Es taget ja schon! Ich weiß wohl, es geht erst um Mitternacht rum!" Darauf folgt ihm alles nach Bethlehem. — 3. Szene. Anbetung der Hirten. Kurzer Dialog zwischen Joseph und Grolmus, der zum Kinde will. Maria wiegt singend ihr Kind: „O Joseph, liebster Joseph mein". Joseph antwortet brummig in schlesischem Dialekt. Dann singt ein unsichtbarer gemischter Chor: „Laßt uns das Kindlein wiegen". Die vier Hirten beschenken nun das Kind mit Lamm, Hahn, Wolle, Äpfeln und bitten es, später zum Hirsebrei oder Käsebrot zu ihnen zu kommen. (Die treuherzigen Begleitworte zu den Geschenken in schlesischem Dialekt.) Maria bedankt sich und verspricht ihnen den Himmel zum Lohn. Das bringt die Hirten aus dem Häuschen. Sie müssen dem „Kendla a Liedla macha". Unter vierstimmigem Männerchor zur Flöte „Laufet ihr Hirten, laufet alle zugleich" umziehen sie die Krippe. Der Wirt mit dem Haushälter tritt hinzu. Der Engel Gabriel verweist ihm seine blinde Hartherzigkeit, worauf der Wirt bereut. — Überall, wo nicht viel Kräfte zur Verfügung stehen, ist dies herzhafte, naive Krippenspiel zu empfehlen. Die Lieder sind leicht, die reimenden Verse des Dialoges einfach. Natürlich läßt man die Hirten im lokalen Dialekt reden. Etwa 40 Minuten.

c) Das schlesische Herodesspiel. 10 männl., 4 weibl. Spieler. Weibl. Doppelrollen möglich. Saal. Stall. — 1. Szene. Der machtstolze He-

rodes hört einen mächtigen Knall und heißt seine zwei Diener, „ihn herbeibringen". Einer bringt ein Brieflein der drei Könige, die von dem bestürzten Herodes auch gleich empfangen werden. Singend ziehen sie ein (einstimmig: „Wir treten daher ohn' allen Spott"), begleitet von einem Engel mit dem Stern in der Laterne. Sie geben auf Befragen dem Herodes über den Zweck der Reise Bescheid. Herodes läßt zwei Schriftgelehrte holen, die ängstlich und drollig aufgeregt den Geburtsort des Kindes feststellen, worauf sie Herodes wütend hinausjagt. Freundlich verabschiedet er die drei Könige mit den Bibelworten: „Nun so gehet und forschet usw.". Der Sternengel schreitet singend voran: „Wohl zwischen zwei Bergen da wehet ein Wind". — 2. Szene. Stall zu Bethlehem. Unter einstimmigem Gesang „Wir kommen, o König" umziehen die drei Weisen die Krippe und überreichen entsprechend dem Text der 2. bezw. 3. Strophe Gold, Weihrauch, Myrrhe bezw. Zepter, Schwert und Krone. Maria und Joseph bedanken sich. Als die Könige abziehen wollen, warnt sie der Sternengel vor Herodes und heißt Joseph nach Ägypten fliehen. — 3. Szene. Herodes befiehlt den zwei Dienern den Kindermord. Der erste Diener verweigert den Gehorsam und bleibt fest, als Herodes mit dem Tode droht. Darauf verspricht Herodes dem zweiten Diener goldene Berge, der nun seinerseits den ersten Diener zu überreden sucht. Sie gehen beide ab. Nach kurzer Zeit kommt der erste Diener zurück und kündigt dem König den Dienst, indem er ihm den Säbel vor die Füße wirft. Nach seinem Weggang berichtet der zweite Diener frohlockend über den Kindermord. Er wird reich belohnt. Herodes, dem Herz und Haupt mit einem Mal dumpf und schwer werden, läßt den Schäfer Thomas rufen. Er muß ein lustig Lied singen. Während er singt und tanzt: „Ob ich gleich ein Schäfer bin", ist Herodes eingeschlafen. Ein Engel naht und singt langsam und feierlich: „Herodes, was hast du getan ... verloren mußt du sein". Erwachend verlangt Herodes zu essen und zu trinken. Der Diener geht. Herodes hat beängstigende Visionen von Hölle und Gericht. Zu dem Erschöpften tritt der Tod und verkündet sein Ende. Herodes wehrt sich gegen die Erscheinung, aber der Tod stößt ihm den Pfeil ins Herz. Der Diener verabschiedet sich von den Zuschauern. — Ein einfaches Spiel für den Dreikönigstag. Reimende hochdeutsche Verse. Etwa 40 Minuten.

46. Weihnachtsspiel. Nach deutschen Volksschauspielen und -liedern bearb. von Karl Plenzat. Leipzig: Erich Matthes.

20 männl., 6 weibl. Spieler. (Doppelrollen möglich.) Einzellieder. Zwei- und einstimmige Chöre. Stube. Straße. Vor dem Wirtshaus. Feld. Stall. Königssaal. Im Grunde ist die Szenerie nebensächlich. Andeutungen genügen. Kann auch in der Kirche aufgeführt werden. — Den Auftakt bildet das Grußspiel der fünf Sternsinger. Der eine grüßt die Dreifaltigkeit, der andere Joseph, Maria und Kind. Der dritte Kaiser, Lehrer, Pfarrer und Gemeinde. Der vierte alle Kreatur. Dann grüßen sie nacheinander den Stern. Ein einstimmiger Chor „O Himmelreich, o Meer der Sterne" beschließt die Einleitung, die ich bei Aufführungen keinesfalls zu streichen rate. Sie lockert die Empfänglichkeit der Zuschauer auf. Nun folgt in neun Bildern das große Weihnachtsspiel. Ein Vorspruch des Engels orientiert über den Gesamtinhalt. 1. Bild. Die Verkündigung. Unsichtbar singt ein einstimmiger Chor leise: „Und unser lieben Frauen, der träumte ein Traum." In lyrischen Strophen sehnt sich dann Maria darnach, den Heiland und die begnadete Jungfrau zu sehen. Mit der Lilie naht Gabriel. Schlichtinniger Zwiegesang zwischen ihm und Maria: „Gegrüßt sei, Maria". Ein unsichtbarer Chor singt die letzte Strophe: „Frohlocke o Himmel". — 2. Bild. Aufbruch nach Bethlehem. Ein Ausrufer verkündet des Kaisers Befehl. Dialog zwischen Maria und Joseph. Kein Geld ist im Haus für den Tribut, wie Joseph klagt. Vielleicht borgt jemand, tröstet Maria, die schließlich rät, mit Ochs und Esel nach Bethlehem zu ziehen, sie dort zu verkaufen. Joseph bangt für Maria wegen der beschwerlichen Reise im harten Winter. Maria ermahnt zu Gottvertrauen. Nun machen sie sich auf den Weg. Aus dem darauf folgenden Dialog erfahren wir, daß sie schon vor Bethlehem angelangt sind. Joseph mahnt die ermüdete Maria zur Eile, damit sie vor Toresschluß noch in die Stadt gelangen. — 3. Bild. Hartherzige Wirte. Der

geldgierige Wirt freut sich schon auf die Könige und Kaiser, die zur Schatzung kommen und bei ihm einkehren. Er wird sie schon zu befriedigen wissen. Da meldet der Schaffner Joseph und Maria. Flugs wird die Tür zugeschlagen. Zwiegesang zwischen (unsichtbarem) Wirt und Maria-Joseph. „Wer klopft an? — „Zwei arme Leut". Sie werden fortgeschickt zum zweiten Wirt. Der ist auch voll Mitleid mit den Frierenden, aber seine keifende Frau fährt dazwischen, jagt den Wirt ins Haus und Maria und Joseph von der Tür („Die Läuse wären das Trinkgeld mein"). Zu den Klagenden kommt heimlich der Wirt und bietet ihnen den Stall an. Ein Englein mit Licht führt sie zum Obdach. — 4. Bild. Hirtenspiel. Der alte, schlohweiße Hirt seufzt über die notvolle Zeit. Der Hirtenknabe bittet ihn, aus der Jugendzeit zu erzählen. Er tut's, endet aber wieder mit der Klage über sein unnützes Alter. Da stürzt der erste Hirt herein voll Angst. Er glaubt, die wilde Jagd sei über ihn und seine Herde gekommen. Ein zweiter Hirt schreckt ihn noch mehr mit der Nachricht vom Wolf, der in die verlassene Herde eingefallen. Als der erste forteilt, erzählt der zweite, man habe dem hochmütigen Träumer einen tüchtigen Schabernack gespielt. Der alte Hirt verweist ihm die Roheit und seufzt über die zuchtlose Zeit. Verzweifelt kommt der erste Hirt wieder, da er seine Herde nicht mehr gefunden. Er wird von dem Alten aufgeklärt und versöhnt sich dann mit dem Verzeihung bittenden zweiten Hirten. Der Alte fordert zum Schlafengehen auf. Auf Bitten der andern erzählt der erste Hirt beim Niederlegen eine Geschichte: die Prophezeiung von des Heilandes Geburt und Ehrung in der Krippe. Leise erregt schlafen die Hirten dann ein. Unruhige Träume des ersten Hirten stören den Schlaf. Schließlich erhebt sich der Alte, von seltsamer Unruhe ergriffen, um nach den Herden zu sehen. Als er zurückkommt, hört er Rauschen und feines Singen. Geblendet sinkt er vor dem nahenden Weihnachtsengel in die Knie. Der singt: „Ihr Hirten, erwacht!" und heißt die Hirten nach Bethlehem eilen. Ein unsichtbarer Engelchor singt zweistimmig: „Gloria, Gott in der Höh". Alle Hirten sind wach geworden bis auf Lippai, den zweiten Hirten. Zwiegesang: „Lippai, steh auf vom Schlaf". Aufgeregt meldet der Hüterbub, was er auf dem Felde erlebt hat. Ein Bauer bestätigt seinen Bericht. Es folgt Aufbruch aller nach Bethlehem unter einstimmigem Chorgesang mit beliebiger Instrumentalbegleitung: „Kommt, wir gehn nach Bethlehem". — 5. Bild. Das Christgeburtspiel. Ein Nachtwächter singt: „Hört, ihr Leute, laßt euch sagen" (zweite Strophe nimmt Bezug auf das Kind im Stall). Unsichtbar erklingt ein einstimmiger Engelchor: „Es ist ein Ros entsprungen". Das Dunkel lichtet sich: man sieht Joseph und Maria an der Krippe. Abwechselnd singen sie: „Jesulein, schön's Kindelein". Im darauffolgenden Dialog klagt Joseph über seine Armut: Nicht Geld, noch Milch, noch Brot usw. Kein Hausgerät, kein Kissen und Bett. Maria tröstet ihn und bittet, Windel und Wiegenband zu besorgen. In seiner Abwesenheit einstimmiger unsichtbarer Engelchor: „Maria, bieg's Köpfelein". Nach seiner Rückkehr mit Windeln und Band Zwiegesang zwischen Joseph und Maria, „Joseph, lieber Joseph mein, hilf mir Wiegen usw.". Joseph geht dann das Feuer schüren. Einschlafend singt Maria: „O Jesulein zart". Engelbübchen huschen herein. Zweistimmiger Gesang: „Vom Himmel hoch, o Englein kommt". Sie streuen Blumen in die Krippe. (Statt der Engelbuben auch einfach drei, vier größere Engel, die anmutig zu dem Lied tanzen: schreiten im Kreis, der nach innen verengert und dann wieder erweitert wird, knien, Armbewegungen entsprechend dem Text. Ich bin gern bereit, genauere Beschreibung eines erprobten Tanzes auf Verlangen mitzuteilen.) — 6. Bild. Dreikönigsspiel. König Balthasar grübelt über den seltsamen Stern. In seinen Strahlen sah er im Traum ein Kind. Barlaams Weissagung vom neuen König fällt ihm ein. Drum will er wandern, bis er das Kind gefunden. Zu ihm tritt Melchior, der bereits auf der Suche nach dem Königskind ist. Als sie weiter wollen, gesellt sich der Mohrenkönig zu ihnen. Sie beschließen, gemeinsam dem Stern zu folgen und das Kind zu beschenken. Abzug unter dem einstimmigen Lied: „O Sternlein, leucht' uns stets voran". — 7. Bild. Herodesspiel. Dem König Herodes, der sich ähnlich wie im schlesischen Herodesspiel von Vogt vorstellt, meldet der Marschall die Ankunft der drei Könige. Hereingeholt berichten sie einzeln über Sinn und Ziel ihrer Reise. Herodes heißt zwei Schriftgelehrte holen (Szene wie

bei Vogt). Herodes beschreibt den Königen den Weg nach Bethlehem und heißt sie wiederkommen. Als sie gegangen, gibt er dem Marschall wütend den Befehl zum Kindermord. Der weigert sich erst, fügt sich aber, indem er jede Verantwortung von seiner Seele auf Herodes wälzt. Herodes ist entschlossen, seine Herrschaft mit jedem Mittel zu sichern. Darauf taucht der Engel des Gerichts hinter Herodes auf und spricht leise: „Rett' deine Seel". Herodes wird von Gewissensbissen gequält. Ein unsichtbarer, einstimmiger Chor singt, nach jeder Strophe von verzweifelten Aufschreien des Herodes unterbrochen: „Kein Mensch auf Erd' uns sagen kann, wann wir von hinnen müssen". Dem verstörten König kündet der Engel ewige Verdammnis an. Herodes springt auf. Der Tod steht vor ihm. Gehetzt von fürchterlichen Visionen stürzt er zu Boden. Die Sense des Todes endet den Schmerz. Frohlockend erscheint der Teufel und holt mit seinen Gesellen die fürstliche Beute. — 8. Bild. Anbetung der Hirten. Während Maria und Joseph an der Krippe schlummern, singt leise ein unsichtbarer zweistimmiger Chor: „O schlafe, lieblicher Jesus". Draußen nahen die Hirten. Von ihrem Getümmel erwachen Maria und Joseph. Die Hirten erklären kurz ihr Kommen. Dem Kinde zum Preise singen sie zweistimmig: „Es blühen die Maien bei kalter Winterzeit". Darauf beschenken vier Hirten zu entsprechenden treuherzigen Versen das Kind mit Lamm, Böcklein, Hahn, Eichhörnlein, die Bäuerin mit Eiern, Hemdlein und Schuh, der Hirtenknabe will ihm einen Brei kochen. Die Eltern bedanken sich. Freudebewegt singt der erste Hirt zu Flöten und Geigen: „Wach, Nachtigall, wach auf". (Sehr wirksam, wenn immer mehr mitsingen.) — 9. Bild. Anbetung der Könige. Singend ziehen sie ein: „Wir sind gezogen in großer Eil". Hirtenvolk begleitet sie. Joseph heißt sie willkommen. Sie erklären ihr Kommen und beschenken das Kind, in schlichten Versen ihre Geschenke deutend. Nachdem Maria sich bedankt, bittet Melchior, das Kind küssen zu dürfen. Zu lieblicher Musik beten sie einzeln in innigen Strophen das Kind an und küssen es. Ergriffenes Schweigen folgt auf die zarte Szene, dann ertönt aus aller Munde der zweistimmige Schlußchor: „Nun singet und seid froh". Ein frommer Spruch des Engels an die Gemeinde beschließt das Spiel. — Eines der schönsten Weihnachtsspiele, von köstlicher Fülle und doch nicht überladen, herzbewegend, bei aller innigen Schlichtheit eine Augen- und Ohrenlust. Die Verse (hochdeutsch!) phrasenlos, nicht altertümelnd und doch volkhaft nach alten Zeiten duftend. Leicht zu lernen. Die Lieder und Chöre altes Volksgut, einfach, textlich und gesanglich zum Herzen sprechend. Das ganze Spiel ohne Schwierigkeiten auf der Bühne oder besser noch in der Kirche aufführbar. Ich möchte dies Spiel den Bildungspflegern schon wegen seiner künstlerischen Geschlossenheit ganz besonders empfehlen. Etwa 2½ Stunden.

47. Ein neues Weihnachtsspiel aus alter Zeit. Zusammengestellt von B. Seiffert. Wolfenbüttel: Jul. Zwißlers Verlag.

Bis 15 männl., 5 weibl. Spieler. Beliebig viel Engel und Engelbüblein. Männliche Doppelrollen möglich. Szenerie wie bei Plenzat. Über Aufführung in der Kirche mag jeweils der Pastor entscheiden. Einstimmige Chöre und Einzellieder. Möglichst Geigen oder Flöten. — Vor dem eigentlichen Spiel einstimmiger Chorgesang: „O heilige Nacht, voll himmlischer Pracht". Der Mohrenkönig begrüßt die Zuschauer und kündigt in treuherziger Weise das Christgeburtspiel an. Eine Geige spielt: „Maria durch ein' Dornwald ging", während alles Licht abgedämpft wird. — 1. Bild. Mariä Verkündigung. In schlichten Reimen spricht Maria das Verlangen aus, die Jungfrau zu sehen, die den Heiland gebären wird. Der Engel Gabriel erscheint. Wechselgesang zwischen ihm und Maria wie bei Plenzat („Gegrüßt seist du, Maria"), nur unterbrochen vom Dialog, in dem Marias Zweifel beruhigt werden und sie ihre Bereitschaft erklärt. Maria will nach dem Abgang des Engels zu Elisabeth gehen. Ein unsichtbarer einstimmiger Chor singt: „Maria durch ein Dornwald ging". Bei Plenzat wirkt die Szene künstlerisch geschlossener und heiliger. Bei Seiffert ist sie etwas belebter und volkstümlicher gestaltet. — 2. Bild. Verkündigung über den Hirten. Stöffel klagt („Hu! Teirel!") über Kälte, hartes, darbendes Leben und Wolfsnot. Der zu wehren bläst er ins Horn. Jörgl, sein Gesell, klagt ähnlich wie Stöffel. Dann legen sie sich nieder. Der Hirtenbub Wastl dudelt oder singt

als Schlaflied: „Was soll das bedeuten, es taget ja schon". Den Schläfern nahen Engel mit brennenden Kerzen und singen: „Gloria in excelsis deos". Ein Engel heißt die Hirten aufstehen. Der erwachte Jodl weckt den Hansl, wird aber zur Ruh verwiesen. Darauf der Stöffel, der ein Singen gehört, den Jörgl aufrüttelt, der aber an nichts glauben will, worauf sie weiter schlafen. Während leise ein Engelchor (am besten unsichtbar) „Vom Himmel hoch, da komm ich her" singt, wird nach und nach die übrige Hirtenschar lebendig. Sie unterhalten sich in Gruppen treuherzig naiv über das Singen. Der Rügl meint, die Engel hätten Festtag heut, sein Bub vermutet gar Kirmeß beim lieben Gott, der alte Bartl, daß der Herr wohl nit daheim sei, und der Veitl, der Herrgott habe „die Tür nit zutan, da fliegn ihm die Engel alle auf und davon". Stöffel erwacht wieder, schreckt den Jörgl mit dem Wolfsruf auf, erzählt ihm von der Engel Botschaft. Da tritt der Engel Gabriel zu ihnen, und verkündet Christi Geburt und heißt die Hirten nach Bethlehem ziehen. Nach seinem Abgang beschäftigen sich alle mit dem schlafenden Lippai. Es folgt der Wechselgesang: „Lippai, steh auf vom Schlaf", an dem sich mehrere Hirten beteiligen. Dann beraten sie, was sie dem Kind schenken sollen. Sie brechen auf mit dem einstimmigen Lied (von zwei Halbchören zu singen!): „Als ich bei meinen Schafen wacht". Die Szene ist also bunter und realistischer gestaltet als bei Plenzat. — 3. Bild. Herbergssuche. Lustig trällernd „Ich weiß mir ein Liedlein hübsch und fein" tänzelt der Wirt herein und stellt sich als einen biedern, gutmütigen Wirt, Hans Seltenreich, vor, der Arme und Reiche in gleicher Weise betreue. Zu ihm treten Maria und Joseph mit dem Kinde. Gemütsvolle Unterhaltung über Wer, Woher, Wohin. Der Wirt hat Erbarmen mit den beiden, aber Angst vor seiner Frau. Da fährt sie auch schon herein und schimpft tüchtig auf ihren schwatzenden Gemahl. Der bittet gleich für die Reisenden. Aber da sie kein Geld haben, hilft kein Bitten und Rühren und Flehen der drei, auch kein Kniefall. Ja, dem Gemahl droht das Weib mit Keile, falls er Maria und Joseph einlasse. Nach ihrem Abgang in die Küche weist der Wirt den Armen den Stall an. Wechselgesang zwischen Maria und Joseph: „Joseph, wo wird des Kindes Wiege sein". Ein Englein bringt die Krippe, in der Maria das Kind bettet. Wie Joseph zur Tür geht, stößt er auf den kundschaftenden Hirten Veitl. Der besieht sich das Kind und eilt, die andern zu holen. — 4. Bild. Zu Bethlehem im Stall. 1. Szene. Unter einstimmigem Chorgesang „Grünet Felder, grünet Wiesen, weil der Heiland ist geboren" ziehen die Hirten ein, knien nieder und opfern. Dank der Eltern, dann treuherzige Unterhaltung zwischen den Hirten, die das Kind küssen wollen („Wann's die Mutter küssen läßt von ein'm so unsaubern Gast"). Rührend äußert sich ihr Mitleid mit dem frierenden Kindlein („Gäb dir meine Stiefel sonst, / Wenn ich wüßt, daß du rein kommst"). Sie raten den Eltern, es ja gut zuzudecken. Der Wastl schenkt einen Topf Rüben, der Rügl lädt das Kind ein zu Schmalzbrot und Quark. Immer wieder weiß einer dem Kind was rührend Liebes und Naives zu sagen. Der Wastl singt oder dudelt ihm noch ein Liedel „Schlaf sanft und wohl", darauf die ganze Schar das Lied anstimmt: „Kommet ihr Hirten, ihr Männer und Frauen". Alles kniet dann nieder, der Jörgl erfleht des Kindes Hilfe im neuen Jahr, dann ziehen sie ab. (Wenn der Spielleiter schleppendes Tempo in dieser Szene zu verhindern weiß, kann er sie in ihrer ganzen quellenden Fülle aufführen, andernfalls rate ich zur Streichung einzelner Episoden!) Es ist stille im Stall geworden. Maria hebt über des göttlichen Kindes frierende Armut zu klagen an. Als Joseph weint, tröstet sie ihn. Da bittet Joseph die Vöglein zur Krippe. Es schwärmt vom Jubel in der Natur, weil der Erlöser geboren. Maria wiegt das Kind in Schlaf mit rührend zarten Worten. — 2. Szene. Engel kommen singend herein in springendem Lauf zum Liede: „Kommt all herein, ihr Engelein". Joseph (unberührt davon) geht eine Suppe kochen. Aus dem Gewoge der Engel lösen sich zwei, knien singend bei der Krippe nieder: „Ich wollte mich zur lieben Maria vermieten" und gleiten dann wieder in den leise reigenden Halbkreis der übrigen Engel („O du mein Gott, singen Englein"). Die singen nun niederkniend: „Im Himmel sind der Freuden so viel", dann tanzen sie zu „In dulci jubilo" um Maria und Krippe. Engelbübchen mit großen Notenrollen huschen herein, stellen sich vor die Krippe, singen: „Es hat sich halt eröffnet das himmlische Tor, / Die Engele,

die kugeln ganz haufenweis hervor" und verschwinden nach den drei kindlich-lustigen Strophen. Maria bittet den hereintretenden Joseph, ihr allezeit beizustehen. Joseph versichert sie seiner dienenden Treue, birgt den Kopf in ihren Schoß und betet sie an wie ein Katholik. (Die Szene kann ohne weiteres gestrichen werden.) Nun singt Maria das Kind in Schlaf: „Ich hab mir mein Kindel fein schlafen gelegt", worauf ein Wechselgesang zwischen Engel (die erzählende Partie), Maria und Joseph (beide die Dialogpartie) folgt: „Uf'm Berge da geht der Wind". Statt in der Situation zu bleiben, läßt Seiffert die Engel anschließend zur Flötenmelodie „Joseph, lieber neve mein" tanzen und allmählich verschwinden und darauf erst wieder Maria die Winde bitten, des Kindleins Ruh nicht zu stören, da es schon schlafe, und in gleicher Weise den Joseph die Bitte an Erde, Welt und Himmel richten. Zuviel des Guten. Am besten, man streicht den Engeltanz und in protestantischen Gegenden auch die folgende Szene, da ein Mädchen mit Kerze langsam über die Bühne schreitet und in längerem reimenden Gebet Maria sich befiehlt. Sonst dürfte in der ganzen 2. Szene nichts gestrichen werden, wenn sie auch beim Lesen ein bißchen viel himmlisches Klingen und Singen bietet. Wer das Spiel einmal gesehen hat, möchte die Fülle nicht missen. Sie verbreitet himmlischen Glanz und innige Zartheit im ärmlichen Stall. 3. Szene. Nach einigen Augenblicken Stille platzt das Hirtenvolk herein mit Gesang: „Die heiligen drei König mit ihrigtem Stern will ich euch besingen". Und da kommen auch schon die drei Herren mit Gefolge. Der Mohrenkönig stellt sich zuerst vor (äußerst humorvoll: „Schwarz bin ich... doch meine Schuld ist das nicht, die Schuld ist meiner Kindermagd, weil sie mich nicht sauber gewaschen hat") und berichtet vom Sinn ihrer Reise. Während dann die Könige ihre Geschenke hervorholen, singen die Hirten: „Gleich zieht König Kaspar die Geldbörse raus". Dann opfern die Könige unter entsprechenden Versen. Nach dem Dank der Maria singen alle (einstimmig): „Ein Kindlein so löbelich ist uns geboren heute". Damit sollte das Spiel schließen. Seiffert häuft noch zuviel des schönen alten Volksgutes und ermüdet die Zuschauer. Er läßt Maria in längerer Rede sich selbst preisen, nochmals einen Hirten an der Krippe beten, desgleichen den Mohrenkönig, dann alle singen: „Es ist ein Ros entsprungen", Joseph den Weihnachtstag preisen, einen Engel „Ehre sei Gott" sprechen und, während Engel hereinströmen, alle „Vom Himmel hoch, o Englein, kommt" singen. Bei Plenzat waltet da künstlerischere Ökonomie. Allenfalls läßt sich „Vom Himmel hoch, o Englein, kommt" und der Engel Erscheinen verwerten, um ein glanzvolles Schlußbild zu schaffen. Den Schlußspruch an die Gemeinde spricht bezeichnenderweise der Mohrenkönig. Bei Plenzat ist's ein Engel. Hier mehr himmlische Worte, wie denn das Plenzat-Spiel mehr den Charakter eines heiligen Wunderspiels wahrt; bei Seiffert der erdhafte, volkstümlichere Hinweis auf den Inhalt des Dargestellten in Harmonie mit dem Gesamtcharakter des naiven, Augen- und Ohrenlust dienenden Volksschauspiels. Der Bildungspfleger führe im ersten Jahr Vogts schlesische Weihnachtsspiele, im zweiten Seifferts Bearbeitung, im dritten die von Plenzat und im vierten das Weihnachtsspiel aus dem bayrischen Wald (Nr. 48) auf. Dann darf er gewiß sein, ein gutes Werk in menschlicher wie künstlerischer Beziehung getan zu haben. Seifferts Spiel dauert etwa 3 Stunden.

48. Weihnachtsspiel aus dem bayerischen Wald. Erneuert von W. Dörfler und H. Weinberg. München: Kaiser. (Mirbts Münchener Laienspiele 3.)

10 männl., 2 weibl. Spieler. Beliebig viele Statisten. Szenerie nebensächlich. Vorhangbühne oder Altar in der Kirche. — Die einstimmigen, alten Lieder mit Violin- bezw. Flöten- und Violin- bezw. Cellobegleitung. Schlußgesang „In dulci jubilo" zweistimmig. Nach Möglichkeit die instruktive Einleitung über das Wie des Spielens beherzigen, dann ist erhebende und weihnachtliche Wirkung sicher. Sämtliche Spieler bilden eine Kumpanei, die singend durch den Saal auf die Bühne zieht und dort mit ihren Requisiten im Halbkreis sich aufstellt. Je nach Bedarf treten die Akteure aus diesem Kreis. Es ist also auf die übliche Theaterillusion vollständig verzichtet. Der Bildungspfleger wird dieses Weihnachtsspiel erst wagen, wenn seine Gemeinde durch Vogts, Seifferts und Plenzats Spiele für die Eigenart geistlicher Komödien vorbereitet sind. Das Spiel will nicht

Verstand, Augen und Ohren beschäftigen, sondern Herzerquickung und innige Versenkung in das Weihnachtswunder bei Spielern und Zuschauern bewirken. Es ist phrasenloser, aller Schauspielerei entbehrender Gottesdienst. — Mit dem einstimmigen Lied „Ein Kind geborn zu Bethlehem" ziehen sämtliche Spieler (die Kumpanei) zur Bühne. Ein Sprecher löst sich aus dem Halbkreis und kündet (in Reimen) Inhalt und Sinn des Spiels an. Eine Strophe des Eingangsliedes, gesungen von der Kumpanei, beschließt die Ankündigung. Sofort ist dadurch, nach meiner Erfahrung, eine einheitliche Stimmung geschaffen, die zuschauende Gemeinde von einem magischen Kreis umschlossen. Darauf bereitet der Engel mit ein paar feierlichen Versen auf die folgende Szene vor. Joseph und Maria treten nun etwas vor. Joseph erzählt ihr von des Kaiser Befehl, zur Schatzung zu kommen. Maria erklärt ihre Bereitschaft. Sie beginnen ihre Wanderung. Wir erleben sie mit in einem kurzen Dialog zwischen Joseph und Maria. Endlich sind sie in Bethlehem. Die zwei Wirte haben sich inzwischen rechts und links auf Hocker gesetzt. Singend (zur Geige) bittet Maria den Joseph, nach Herberge zu schauen. Joseph klopft beim ersten Wirt an, wird aber schroff abgewiesen. Singend gibt Joseph der Maria Bescheid. Darauf klopft Joseph beim zweiten Wirt an, der erst barsch sich gebärdet, dann aber den Stall zur Verfügung stellt. Der Sprecher stellt die Krippe hin, der Wirt eine Laterne daneben. Maria klagt zur Geige über die Unbarmherzigkeit der Welt. Dann schildert die ganze Kumpanei zur Geige und Flöte die Situation „In einen Stall gingen sie hinein" und heißt die Gemeinde andächtig niederknien. Der Sprecher kündet Christi Geburt und das Hirtenspiel an. Während die Kumpanei in kurzem Gesang das Kommende andeutet, treten die drei Hirten langsam und schwerfällig nach vorn. Das Hirtenspiel beginnt. Es ist grimmig kalt, wie der Hiasal klagt. Not herrscht, die Wolfsplage ist groß. Ihr zu wehren bläst er in sein Horn und ruft den andern zu, das Gleiche zu tun. Sedo bläst auch und schlägt, immer unter Versen, nach den Wölfen im Kreise herum. Als der dritte, Lamo, blasen will, versagt das Horn vor Kälte. Dann hüten die drei schweigend weiter. Da singt der Engel, aus der Kumpanei vortretend, zu drei Geigen „Gloria in excelsis deo". Der Hiasal vernimmt's, der Sedo sucht's ihm auszureden. Lamo rät zum Schlafen. Nach einer kleinen Weile singt die Kumpanei zu drei Flöten ein Wecklied und vermeldet Christi Geburt im Stalle von Bethlehem. Der Engel tritt zu den Schlafenden und singt zur Geige feierlich vom Gotteswunder. Hiasal weckt mit dem Stock etwas grob die andern, Engelgesang habe er gehört, aber er findet bei den Schlaftrunkenen wenig Gehör und legt sich wieder hin. Nun singt die Kumpanei: „Es kamen Engel hell und klar... Der Herrgott in seinem höchsten Thron hat euch gesandt sein liebsten Sohn", der Engel weckt, die letzten Worte des Liedes sprechend, die Hirten. Hiasal springt auf. Keine Täuschung ist mehr möglich. Die drei Hirten beschließen, zur Krippe zu ziehen. Während ihrer Wanderung singt die Kumpanei: „Laufet ihr Hirten, lauft alle geschwind". Die Hirten sind bei der Krippe angelangt. Singend begrüßen sie ihren Heiland und beschenken ihn dann mit Lamm, Hahn und Plunder, dazu in treuherzig-kräftigen und naiven Versen redend. Zum Schlusse tanzen sie in unbeholfener, inniger Weise zum Lied der Kumpanei: „Ein Kind geboren zu Bethlehem". Dann gehen sie wieder „weil mir da nix mehr ham zum schaffa" an ihr irdisch Tagewerk. Als Übergang zum Drei-König-Spiel folgt ein Wiegenlied der Kumpanei: „Jesulein, schön's Kindelein, wie bist so gar verlassen", dessen letzte, besonders innige Strophe Maria allein singt. Dann tritt wieder der Sprecher vor und kündigt die drei Könige an. Sie schreiten nach vorn, sich an den Händen fassend. Wir erleben in ihren schlichten Versen ihre Wanderung, deren Sinn und Ziel. Sie sind nun bei den Hirten angelangt, die auf Befragen ihnen Auskunft über das Kind geben. Ihre Reise zur Krippe begleitet die Kumpanei mit dem Lied: „Sie saßen auf und ritten dahin". Maria hört das nahende Getümmel und heißt Joseph nachsehen (Zwiegesang zwischen Maria und Joseph). In der gleichen Melodie fragt Joseph die Könige nach ihrem Begehr und antworten die drei. Joseph führt sie in den Stall. Singend zu Cello begrüßen die Könige das Kind und beschenken es dann unter schlichten, herzgeborenen Versen. Der Jungfrau singen sie eine Strophe. Dann folgt Danksagung der Eltern und Maria Wiegenlied zur Geige: „Joseph, du liebster

Joseph mein, hilf du mir's wiegen, s' kleine Kindelein". Der Sprecher fordert die Menschheit auf, zur Krippe zu kommen, der Engel verabschiedet sich von der Gemeinde. Unter zweistimmigem Gesang „In dulci jubilo" der Spielschar fällt der Vorhang. Man kann sie auch nach diesem Lied mit dem Eingangschor „Ein Kind geboren zu Bethlehem" von der Bühne herunter zum Saal hinausziehen lassen. — Szenische oder textliche Schwierigkeiten sind nicht vorhanden. Die Instrumentalbegleitung kann zur Not wegbleiben, muß andernfalls aber genau nach den Angaben der Verfasser ausgeführt werden. Es geht ein unwiderstehlicher Zauber von der Herbheit und Schlichtheit der Gesänge aus, wenn sie entsprechend dem Inhalt der Lieder oder Charakter der Sänger durch ein Instrument von angepaßter Klangfarbe versüßt wird. Der Dialekt der Hirten ist bayrisch. Ihre Partien lassen sich aber leicht in einen anderen Dialekt übersetzen. Auf keinen Fall dürfen sie hochdeutsch reden oder singen. Die einzige Schwierigkeit für dieses köstliche, bei aller Holzschnittart herzwärmende Spiel besteht darin, daß nicht geschauspielert werden darf, daß die Spieler und vor allem der Leiter von seinem schlicht-innigen Geiste ergriffen, Ausdruck der gläubigen Hingabe an das Weihnachtswunder werden lassen, wie sie reden und sich bewegen. Vielleicht hat der Leiter altdeutsche Weihnachtsdarstellungen zur Hand, die er zu Beginn der Proben mit seiner Schar betrachtet. Etwa 2 Stunden.

49. Die Weisen aus dem Morgenlande. Von Hella Krall. In: Busse: Deutsche Hausbühne. Berlin: Fr. Schneider.

4 männl., 1 weibl. Spieler. Einstimmige Chöre. Einzellieder der Maria. Notenbeilagen im besonderen Musikheft der „Hausbühne". Szenerie Nebensache. Vorhangbühne oder Kirche. — Feierlich eröffnet der Sternträger mit einem kurzen Gruß an Vater und Sohn das Spiel. Die drei Könige antworten mit „Ehre sei Gott ...". Darauf der Sternträger in vier lyrisch erhabenen Strophen das Weihnachtswunder und seine Bedeutung preist. Die Könige verteilen sich auf drei verschiedene Punkte der Bühne. Unsichtbar singt Maria: „Es floß ein Ros' vom Himmel herab". Melchior redet von seiner Unruhe, die ihn hinauszieht zur Sternennacht. Er ist erfüllt von Sehnsucht nach dem Ewigen, gäbe für dessen Erfüllung alle Pracht. Aufblickend gewahrt er seltsame Bewegung in den Gestirnen. „Herr, du willst Großes damit zeigen, was ist's?" Maria singt die zweite Strophe „Ein Kindlein in der Wiegen". Kaspar (an anderer Stelle) wundert sich mit den gleichen Worten wie Melchior über den gestirnten Himmel. Maria singt die dritte Strophe: „Und wer das Kind will küssen ... Der muß zuvor liegen und büßen". Nun wiederholt Balthasar des Melchior Worte. Maria singt die vierte Strophe: „Und wer das Kind will speisen ... Der muß barmherzig sein und leben keusch und rein". Melchior entdeckt den neuen Stern. Maria fährt fort: „Und wer das Kind will tränken ... Der muß ihm sein Willen schenken". Balthasar wird die Bedeutung des Sternes klar: „Ein König ist geboren heut". Kaspar äußert sich in ähnlicher Weise. Melchior kommt zur gleichen Erkenntnis. Nun schreiten die drei Könige aufeinander zu, begrüßen und befragen sich. Für Kaspar und Balthasar zeigt der Stern den neuen Judenkönig an. Melchior fordert sie auf, gemeinsam dem Sterne nachzuziehen. Sie gehen dann, singend „Wir ziehn nach Bethlehem (Melodie: Wir zogen in das Feld)" hinter dem Sternträger her durch den ganzen Raum. Ihre Stimmungen auf der Reise erleben wir in dem darauffolgenden Dialog. So kurz er ist, charakterisiert er doch lebendig die drei Individualitäten. Sie meinen schon irre im Kreise gegangen zu sein, denn alle heimelt die Gegend so bekannt an wie die eigene Heimat. Da steht auch schon der Stern still. Maria sitzt nur mit dem Kind inmitten der Bühne, ein Wiegenlied singend. Melchior begrüßt sie und den Knaben, der „herrschen wird über die Erde". („Nicht der Körper wird Herr sein, sondern der Geist".) Balthasar begrüßt sie als die Mutter des neuen Führers, des Gottes-Sohns. Beide Mal sucht Maria bescheiden der Könige Worte zu dämpfen („Der Herr wird Euch führen ... Aller Mutter Söhne sind Könige ... Aller Mutter Söhne sind von Gott"). Die drei preisen dann abwechselnd die Dreifaltigkeit. Sie verabschieden sich („Nun kann ich freudig sterben, da meine Augen den Heiland gesehen", sagt Melchior) und wollen der Welt des Kindes Kommen künden. Maria singt ihr Wiegenlied weiter. Die Bühne ist einen Augen-

blick leer, dann ziehen wieder die Könige herbei, jeder leiht seiner seligen Stimmung Worte („Mir ist wie im Frühling ... Mir ist wie im Sommer ... Mir ist wie im Herbststurm"). Sie singen freudig erregt: „Wir ziehen durch die Nacht... Wir waren in Bethlehem". Sie wollen sich dann trennen und ihren schlafenden Völkern die frohe Botschaft bringen. Da kommt noch einmal der Sternträger und Maria hinzu und alle singen die Mirantische Maienpfeif „Nächtliche Lichter, helle Laternen", eine Hymne auf den Morgenstern Maria. Noch einmal rufen sich die Könige zurück, was sie gesehen und erlebt, Kaspar: „Ich sah einen Stern ... Wir gingen den Weg ... War Gottes Sohn", Balthasar: „Ich sah eine Frau ... einen Knaben ... er wird uns erlösen ... war Gottes Sohn". Maria geht ab. Der Sternenträger tritt vor und preist das neue Licht des Herrn ... Noch ist es nicht allen aufgegangen ... Auch sie mögen zum Heil gelangen. Die Könige umschreiten dann die Bühne und singen: „Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern ... Da fanden sie das Kindelein ... Deshalb bewahr uns allezeit vor Sünde, Schand und Herzeleid ... Wir haben gesungen in einem Haus, alles Unglück bleibe draus ... Wir schreiben euch auf ein Lilienblatt, der Herr gebe euch eine gute Nacht". Das Spiel, obwohl nach alten Texten gearbeitet, hat, abgesehen vom Verzicht auf die übliche Theaterillusion wenig von der volkstümlichen Treuherzigkeit alter Spiele. Es ist mehr eine feierliche, heilige, gedanklich vertiefte Idylle in Holzschnittart, von starker Wirkung aber auf ein Publikum, das nicht bloß aus naiver Augenlust zur Aufführung kommt. Entschieden ein Gewinn für den Bildungspfleger. Dauer 3/4 Stunde.

50. Das kleine Weihnachtsspiel. Von F. Herwig. Berlin: Bühnenvolksbund-Verlag.

9 männl., 5 weibl. Spieler. Beliebig viele Statisten (Engel, Hirten, Weltkinder). Freie Gegend. Stall mit Krippe. Am besten Vorhangbühne. — 1. Bild. Lustige Tanzmusik. Frau Welt lockt zu ihren Freuden. Der gerissene, reiche, junge Gesell, das nach Lust sich sehnende, bisher streng behütete Mädchen, die ihrem grämlichen Manne entlaufene Frau fliegen ihr zu. Für den kahlköpfigen, zittrigen Alten, einst der Frau Welt treusten Knecht, hat die Dame nichts übrig, zumal er nichts mehr als ein ruhiges Herz begehrt. Ein lustiger Reigen hebt an. Doch das junge Mädchen, dessen weißes Kleid schmutzig geworden, kommt zur Besinnung und trennt sich von den Weltkindern, die mit der Frau Welt abtanzen. Es folgt ein von tiefster Seelensehnsucht erfülltes Gespräch zwischen dem Alten und dem Mädchen. Frau Welt kommt wieder dazu und verheißt ihren Messias, hat aber bei den beiden keinen Erfolg. Da ertönt des Johannes gewaltige Stimme: „Tut Buße!" Er tritt auf, zornig mahnend zur Umkehr, da der Messias vor der Tür sei. Während Alter, Mädchen und ein zweiter Gesell überwältigt sich beugen, widerstreben die übrigen Weltkinder, aufgehetzt von Frau Welt. — 2. Bild. Mariä Verkündigung in engem Anschluß an die Bibel. Sprache voll Poesie. — 3. Bild. Hirten. Der junge, verbitterte Hirt klagt über das elende Leben, wie ein moderner Proletarier. Man müßte die Reichen verjagen. Der alte Hirt sucht ihn zu beruhigen. Da verkündet ein Engel des Heilandes Geburt. Der alte Hirt ist selig, der junge will von einem himmlischen Messias nichts wissen. Als dann die drei Könige kommen und nach dem neugeborenen König fragen, lacht der junge Hirt höhnisch auf: der neue Messias ist auch bloß etwas für die Besitzenden. Die drei Könige weisen ihn zurück: Ein Heiland ist geboren, der die Herzen einen, Reich und Arm zu Brüdern machen wird. Da schließt sich voll Hoffnung der junge Hirt dem Zuge nach Bethlehem an. — 4. Bild (Der Vorhang teilt sich.) Krippe mit Maria und Joseph. Die Hirten und die drei Könige begrüßen das Kind. Huldigend kommen der Alte, das Mädchen, der zweite Gesell. Dann tritt Frau Welt mit ihrem Gefolge auf. Sie allein widerstrebt dem Heilande. Vereinsamt steht sie beiseite, während alle andern selig jubeln: „Vom Himmel hoch, o Engel, kommt". — Wir haben hier ein gedanklich vertieftes, mit der modernen Zeit verknüpftes, ans Gewissen rührendes Spiel voll Weihnachtssehnsucht und -glauben, zwar geschrieben von einem katholischen Dichter, aber überall aufführbar, wo noch christliche Weltanschauung lebendig ist. Szenische Schwierigkeiten bestehen nicht. Die Verse sind der gehobenen Sprache wegen nicht ganz leicht zu lernen, besonders verlangt die Maria eine geistig und seelisch reife Vertreterin. Etwa 1 1/4 Stunde.

Die deutsche Schönliteratur im norwegischen Grundkatalog.

Von Dr. Johannes Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Der norwegische Grundkatalog*) ist ähnlich wie der schwedische (über diesen vgl. die ausführliche Besprechung im 5. Jg. dieser Zeitschrift S. 166 ff.) ein Versuch, die für Volksbüchereien wertvolle Literatur aus der Masse der erschienenen auszusondern und diese durch kurze Besprechungen dem Benutzer etwas bekannt zu machen. Er erschien zuerst im Jahre 1913 und bisher nicht wieder; die neue Ausgabe berücksichtigt die Literatur, soweit sie bis zum 1. Januar 1925 erschienen war.

Bei der großen Ähnlichkeit der norwegischen, dänischen und schwedischen Sprache hat dieser Auswahl nicht nur die norwegische, sondern die gesamte nordische Literatur zugrunde gelegen, ähnlich wie bei dem schwedischen Katalog, sodaß ein Vergleich beider Arbeiten doppelt berechtigt ist.

Der norwegische Katalog ist von dem Bibliothekskontor des „Kirchendepartements" in Verbindung mit 48 Fachleuten hergestellt; davon haben 10 bei der Abteilung Schönliteratur mitgewirkt. Er umfaßt über 200 zweispaltige Seiten, während der schwedische mit seinen beiden Ergänzungen etwa 320 enthält.

Die Anordnung der Gebiete folgt streng dem Deweyschen Dezimalsystem und erscheint daher viel unorganischer als die freie Anordnung des schwedischen Systems, dessen Überlegenheit dem Unvoreingenommenen in die Augen springt. Der schwedische Katalog enthält am Schluß in gesonderter Zusammenstellung noch solche Bücher, die für Kinder und Jugendliche geeignet sind, während in dem norwegischen die für die reifere Jugend geeigneten Bücher nur innerhalb der einzelnen Gebiete durch ein vorgesetztes „mu" gekennzeichnet sind.

Außer den eigentlichen Besprechungen enthält der norwegische Katalog noch vorangehend eine knappe Übersicht über das Dewey-System und angehängt eine Auswahl von 100 Bänden Schöner Literatur in der „Reichssprache"**) und eine gleiche Auswahl im „Landsmaal"***), zum Schluß noch ein Personen- und ein Sachregister.

Über die allgemeinen Grundsätze für die Besprechungen heißt es im Vorwort: „Während der Katalog früher nur vereinzelt Inhaltsangaben, Anmerkungen und Literatur-Hinweise brachte, sind diese nun viel stärker durchgeführt und ergänzt durch andere bibliographische und literargeschichtliche Mitteilungen, die nicht nur für den Bibliothekar beim Einkauf von Interesse sind, sondern es auch für das Publikum bei der Auswahl der Lektüre sein können. (Es ist also ein Katalog für Bibliothekar und Leser!)†) Die erklärenden Angaben, welche unter die Titel gesetzt sind und den Inhalt des Buches, seine Tendenz, ob es leicht lesbar ist, usw., näher angeben, sind teils von Fachleuten, teils vom Bibliothekskontor ausgearbeitet. Oft sind sie in zusammengedrängter Form aus den üblichen literargeschichtlichen Handbüchern, Konversationslexika oder ähnlichem geholt. Wo sie unverändert aufgenommen sind, wurden sie in Anführungsstriche gesetzt. Was die schwedischen Bücher angeht, so hat hier das Bibliothekskontor eine große Hilfe an den vortrefflichen Katalogen gehabt, die von den schwedischen Bibliothekskonsulenten herausgegeben sind." (Eben jenem zum Vergleich herangezogenen Grundkatalog.)

Prüfen wir die Arbeit nunmehr an der Zusammenstellung der deutschen Literatur nach.

Die Schönliteratur überhaupt nimmt in dem Katalog etwa 70 Seiten ein, einige Seiten mehr als im schwedischen, obwohl dieser einen anderthalbfachen Gesamtumfang hat. Unter den ungefähr 600 Schriftstellernamen finden sich 38 deutsche mit 68 Werken. Die Franzosen sind fast mit der gleichen Zahl vertreten, nämlich mit 40 Namen, die Engländer und Amerikaner mit fast 90 Verfassern.

Ich lasse nun die deutschen Schriftstellernamen aus dem norwegischen und

---

*) Katalog over Böker skikket for Folkeboksamlinger. Utgitt av Kirkedepartementets Bibliotekkontor. Hovedkatalog 1926. Oslo 1926. 217 S. 4⁰. Preis 4,— Kr.

**) Ziemlich dem Dänischen gleich.

***) Neue, auf den Dialekt zurückgehende spezifisch norwegische Schriftsprache, von Ivar Aasens und Knud Knudsen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zuerst versucht.

†) Die Klammerbemerkungen stammen vom Referenten.



aus dem schwedischen Grundkatalog folgen. Eine eingeklammerte Zahl hinter dem Namen gibt die Anzahl der Werke an, falls es mehr sind als eines. Die Namen, die in beiden Verzeichnissen enthalten sind, sind im Druck gesperrt.

Die norwegische Reihe: Auerbach (3), Chamisso, Dahn, Franzos, Frenssen (3), Freytag, Goethe (6), Gebr. Grimm, Hauff, Hauptmann (2), Hegeler, Heine (2), Georg Hermann (2), Hesse, E. Th. A. Hoffmann, G. Keller (4), Kellermann, Kleist, R. J. Kreutz, La Chapelle-Robol, Lessing (2), Liliencron, Thomas Mann (2), C. F. Meyer, Münchhausen, Fritz Reuter (4), v. Rhoden (2), Rosegger (3), Scheffel, Schiller (2), Storm, Sudermann, Suttner, Viebig, Vollmar, Rich. Wagner, Wassermann, Wildhagen, Zahn (7).

Die schwedische Reihe: Anzengruber, Bartsch (2), Bonsels (2), Wilh. Busch, Chamberlain, v. Brockdorff, Christaller, Dahn, Delmont, Georg Ebers, Ebner-Eschenbach, Otto Ernst, Paul Ernst (3), Eyth, Frenssen, Goethe (3), Gebr. Grimm (2), Agnes Günther, Hauff, Hauptmann, Hebbel, Heer, Heine (2), Georg Hermann, Paul Heyse, E. Th. A. Hoffmann (2), v. Hofmannsthal, R. Huch, Immermann (2), Wilh. Jensen, G. Keller (2), Keyserling, Kleist, Kreutz, O. Ludwig, Thomas Mann (3), K. May, C. F. Meyer (2), Wilh. Meyer-Förster, Meyrink, Musäus, Mörike, Münchhausen, Ompteda, A. Paul, H. Popert, Wilh. Raabe, Reck-Malleczewen, Fritz Reuter, Rosegger, Scheffel, Schiller (2), Schnitzler, Spitteler, Spyri, Sudermann, Stratz, v. Suttner, Steub, Ludw. Thoma, Rich. Voß, Rich. Wagner, Wassermann (3), Viebig, Zahn (4), Wörishöffer.

Bei einem Vergleich der beiden Reihen wird man bemerken, daß die norwegische Liste stärker von der Literaturgeschichte beeinflußt ist: Die Klassiker und älteren Schriftsteller hat man bei den Norwegern stärker bedacht als bei den Schweden. So fehlt Lessing dort ganz, Goethe ist hier 6 mal da, gegen 3 mal dort, G. Keller 4 mal gegen 2 mal dort, Reuter 4 mal gegen 1 mal dort. Der lebenden deutschen Schriftsteller hingegen sind bei den Schweden mehr anzutreffen, 24 gegen 11 der norwegischen Liste. Die schwedische Auswahl stammt aus einer lebendigeren Berührung mit der deutschen Literatur, wenn sie auch noch manches zu wünschen übrig läßt, wie ich bei meiner früheren Besprechung bereits betont habe. Hier liegt eine Aufgabe vor, die nur durch internationale Zusammenarbeit befriedigend gelöst werden kann. Die steckt aber leider noch in den ersten Anfängen.

Der einzelne Titel enthält folgende Angaben: Verfassernamen, Nationalität, Geburts- und Sterbejahr, Titel, Auflagebezeichnung, Erscheinungsvermerk, Seitenzahl, Preis und Signatur (diese setzt sich zusammen aus der Deweyschen Dezimalzahl und der Cutterschen Verfassernummer). Hinzu tritt dann meistens die Besprechung und seltener eine Besternung oder Bekreuzung, jene, wenn das Werk schon kleineren, diese, wenn es nur größeren Büchereien empfohlen wird. Diese Besternung bezw. Bekreuzung ist also die Kennzeichnung des Werkes, die vor allem für den Bibliothekar gedacht ist, während die Besprechung ja (nach der Angabe des Vorwortes) auch für den Laien da ist.

Von den deutschen schönliterarischen Werken sind 27 mit einem Stern versehen, davon mit allen angeführten Werken Auerbach und Rosegger. Auch hier ist es ähnlich wie bei den Franzosen, die mit 31 besternten Büchern vertreten sind, während die Engländer-Amerikaner 95 mal besternt sind, davon Kipling allein 14 mal, Shakespeare 9 mal, Roberts 7 mal und London 6 mal.

Die Besprechungen der Verfasser oder der Werke sind ziemlich ungleichmäßig und das Prinzip nicht recht durchsichtig. Im allgemeinen scheint man bestrebt gewesen zu sein, die Besprechung so kurz zu machen, wie es nur irgend angängig war, alle Werbung zu unterlassen und möglichst nur eine Aufklärung über den Inhalt des Buches zu geben, wenn dieser aus dem Titel nicht klar hervorging. Bei weniger bedeutenden Büchern hat man auf Besprechungen ganz verzichtet, hat nur einige Angaben über den Dichter an die Spitze der Werke gestellt, mitunter hat man auch dies unterlassen. Bedeutendere Dichter dagegen hat man mit einer Gesamt- und einer Einzelbesprechung der Werke versehen. Hierbei ist für „bedeutend" und „unbedeutend" natürlich die Ansicht des Beurteilenden oder seiner Quelle maßgebend gewesen.

Sehen wir näher zu! Von den deutschen Verfassern haben Gesamtbesprechungen erhalten: Auerbach, Frenssen, G. Keller, Lessing, Rosegger und Zahn. Ich setze sie hierher:

Auerbach (vor allem Schilderer des süddeutschen Bauernlebens); Frenssen (ist einer der größten zeitgenössischen Schriftsteller. Durch seine Romane geht ein stark ethischer und religiöser Zug); Keller (der Schweizer Schriftsteller ist einer der besten Erzähler in deutscher Sprache); Lessing (gehört zu den bedeutendsten Gestalten der deutschen Literatur und hat entscheidende Bedeutung auch für die dänisch-norwegische Literatur. Durch seine dichterische und vor allem kritische Tätigkeit vernichtete er die literarischen Vorurteile seiner Zeit und bahnte den Weg einer neuen Zeit . . . Goethe und Schiller); Rosegger (vorzüglicher Schilderer des Landlebens in Steiermark); Zahn (schildert klar und wahr die Alpen und ihre eigenartigen und starken, eigensinnigen Bewohner. Seine eindringliche Menschenkenntnis, seine Darstellungskunst und seine gesunde, ethische Lebensanschauung machen seine Bücher zu ausgezeichneter Volksliteratur. Seine besten Bücher sind zur Zeit vergriffen).

Mit Ausnahme der Notiz zu Auerbach sollen diese Anmerkungen alle mehr oder weniger werben und deshalb darf man so stereotype Wendungen wie „gehört zu den besten" nicht zu kritisch beurteilen. Man bedenke auch, daß sie nicht so dicht wie hier aufeinander folgen. Besonders heben sich die Besprechungen von Lessing und Zahn heraus. Liegt bei der auffallend starken Heraushebung Lessings ein persönliches Verhältnis des Beurteilenden vor? Selbst dann bleibt sie methodisch bedenklich. Auch steht eigentlich in einem gewissen Gegensatz dazu die Tatsache, daß von Lessings Werken keines besternt ist. Auffallend ist auch das starke Eintreten für Zahn. Wir können ihn als Gesamterscheinung nicht so hoch einschätzen, wie es übrigens auch der schwedische Grundkatalog tut. Hier spricht sicher mit, daß von seinen Werken viele, von andern zeitgenössischen deutschen Erzählern, die ihn an Gestaltungskraft weit übertreffen, wenig oder gar nichts in die nordischen Sprachen übersetzt ist.

Bei den Einzelcharakteristiken (z. B. von Goethes „Werther", Kellers „Leuten von Seldwyla") hat man zuweilen den Eindruck, daß man sich damit begnügt hat, Formulierungen des schwedischen Grundkataloges in verkürzter Form zu übernehmen, wie überhaupt manche Ungleichmäßigkeit der Beurteilung darauf zurückzuführen sein dürfte, daß nicht durchweg das Ergebnis eigener Lektüre in Auswahl und Charakteristik der deutschen Schönliteratur zum Ausdruck gekommen ist.

Vor allem aber lehrt auch das Studium dieses Grundkataloges wieder, wie nötig das planmäßige Zusammenarbeiten skandinavischer und deutscher Volksbibliothekare ist.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Wilhelm von Polenz.

Von jeher zählt Wilhelm von Polenz zu denjenigen neueren deutschen Erzählern, die sich im Volksbüchereibetrieb eines besonders hohen Grades der Wertschätzung erfreuen. Das gilt nicht nur für den Büchereiverwalter, der bemüht ist, ihn als einwandfreien Erzähler bei seinen Lesern in Aufnahme zu bringen, sondern auch für die Leser selbst, die wohl überall die gleiche Vorliebe für ihn zu erkennen geben. Auch in der Literaturgeschichte ist sein Ansehen fest begründet. Er genießt dort eine Art Ausnahmestellung, da sich noch niemand unterfangen hat, seine Bücher einer anderen als höchst wohlwollenden Kritik zu unterziehen. Alle die Stürme, denen die jeweils in Mode stehenden Heimatdichter ausgesetzt gewesen sind, haben seine angesehene Stellung nicht zu erschüttern vermocht. Vielmehr sind gerade heute Bemühungen zu beobachten, die darauf hinauslaufen, seine im echtesten Sinne deutsche Dichterkraft einer artfremden großstädtischen Asphaltliteratur entgegenzustellen. Man könnte eine stillschweigende Übereinkunft vermuten, Polenz so pietätvoll wie irgend möglich zu behandeln.

Nun steht es ja außer Zweifel, daß die kraftvolle, verstandesklare und sittlich so stark betonte Persönlichkeit des Mannes die Achtung, die ihr entgegen-

gebracht wird, voll verdient. Seine Bücher zeugen von einem außerordentlichen Ernst der Lebensauffassung, von einer Ehrlichkeit in der sozialen Einstellung, einer unwandelbaren Treue für das als lebensbestimmend erkannte Ideal und einer so wurzelfesten Heimatsliebe, daß ihr Gehalt sicherlich zum wertvollsten Besitz unsres neueren Schrifttums gerechnet werden muß. Hinter diesen Vorzügen, die niemand leugnen wird, treten ihre künstlerischen Qualitäten jedoch in ganz erheblichem Grade zurück. Seine große Begabung, ein Talent mit stark dilettantischem Einschlag sieht man hier am Werke. Sehr sorglos und von komplizierteren Beweggründen unbeschwert baut Polenz seine Handlungen auf; ihre einzelnen Vorgänge und Motivierungen sind oft rührend konventionell. Bei aller umständlichen Breite fehlt seiner Schilderung das belebte Detail, die Freude am Kleinen, die die Breite bei Dickens und Raabe zu einer so prachtvollen Fülle macht. In der Personenzeichnung ist ihm gewiß manche kräftige Gestalt gelungen, aber bei genauerem Hinsehen mangelt es seinen Gestalten stark an individuellem Eigenleben, sie sind als ausgesprochene Typen gesehen und werden leicht zu Schablonen, zu Illustrationen der Probleme. Auch die gerühmte Realistik des „Büttnerbauern" empfindet man heute als nicht tiefgehend genug; wir haben seitdem ganz andere Bauerngestalten von individueller Prägung kennen gelernt. Am bedenklichsten versagt Polenz als Erzähler. Seine Gestaltungskraft ist gering. Er ist viel mehr berichtender Chronist als epischer Schilderer. Manche seiner Bücher bestehen so gut wie ganz aus Betrachtung, wie „Der Pfarrer von Breitendorf", andre reihen trockene Tatsachenberichte aneinander, die an passenden Stellen durch wirklich gesehene Bilder episodisch unterbrochen werden. In dilettantischer Verkennung der dichterischen Notwendigkeiten verwechselt er nur zu oft schon den Bericht einer Handlung mit deren Gestaltung. Vermutlich wäre das Gesamtbild seiner künstlerischen Persönlichkeit viel einheitlicher und befriedigender, wenn Polenz von literarischem Ehrgeiz unberührt geblieben wäre. Man mag die Verwendbarkeit seiner Bücher für Zwecke der Volksbildung so hoch wie möglich veranschlagen. eigentlich volkstümlich empfunden sind sie nicht. Sie besitzen nicht die Naivität des genialen Volksschriftstellers, der aus primitiver Urwüchsigkeit heraus zu einer eigenen Form kommt, sondern die konventionelle Haltung des strebsamen Dilettanten, der Literat sein möchte, obwohl Herkunft und Lebensform ihn viel eher jeder literarischen Einstellung fernhalten sollte. So kommt in sein Schaffen ein innerer Bruch, der bedauern läßt, wie viel von dem, was Polenz sicher ehrlich gewollt hat und leisten zu können glaubte, doch eben nur Versuch bleiben mußte.

Eine Scheidung seiner Bücher in solche, die für größere oder für kleine Büchereien geeignet wären, läßt sich nicht durchführen. Seine guten Bücher dürfen in keiner Bücherei fehlen, weil sie in den Händen wenig komplizierter, aber dem phrasenlosen Leben nahestehender Leser, auf die in der Bücherei jeder Größe zu rechnen ist, am rechten Platze sind. Seine geringeren oder gar so gut wie wertlosen Bücher sind auch im Buchhandel so vollständig vergriffen, daß man gar nicht in die Versuchung kommt, sie zur Abrundung seiner literarischen Erscheinung auch für größere Büchereien in Vorschlag zu bringen.

Seine Stoffe entnimmt Polenz dem Gebiet der sozialen Frage. Sehr ernst setzt er sich mit den Lebensproblemen der Berufs- und Gesellschaftsstände auseinander, die in seiner Blickweite liegen. Aber nur in vier Büchern ist es ihm gelungen, ein fest umrissenes Zeit- und Charakterbild zu geben. Für die Grenzen seiner Begabung ist es durchaus bezeichnend, daß es Bilder derjenigen Stände sind, mit denen sein eigenes Leben sich unmittelbar berührte: der Stand des Gutsbesitzers, des Bauern, des Landpfarrers, der adligen Frau.

Am besten gelungen scheint hiervon wieder der Gutsbesitzerroman „Der Grabenhäger" zu sein, das Buch also, das sein eigenstes Leben und Wollen widerspiegelt. Er schildert die Entwicklung eines jungen adligen Besitzers, der gleichzeitig mit seiner Heirat das väterliche Gut übernimmt und nun in die ihm gestellte soziale Aufgabe ebenso hineinwachsen muß wie seine junge Frau in den Sinn ihres neuen Lebens. Das Buch zeigt von allen Romanen die klarste, nicht immer wieder brüchig werdende Linie in Aufbau und Handlung. Es wirkt gehaltlich in der ungezwungenen Behandlung des Themas am überzeugendsten und zeigt in dem Reichtum der Gestalten so viel auf lebendiger Beobachtung beruhende Erfindungsgabe, daß hier am ehesten der Eindruck eines abgerundeten Kunstwerks entsteht.

Wer die gutsherrschaftlichen Agrarverhältnisse kennt, wird beurteilen können, welches Gewicht den so ganz von der Schablone abweichenden Anschauungen beizulegen ist, die Polenz hier über die Stellung des Gutsbesitzers zu seinem Boden, seinen Landarbeitern, den adligen und bürgerlichen Nachbarn, den politischen Zeitfragen, den sittlichen Begriffen seines Standes, den kolonisatorischen Aufgaben seines Berufs hegt und mit großem Freimut äußert. Es ist durchaus keine Nebenhandlung, wenn auch die Aufgaben der Gutsfrau einer kritischen Betrachtung unterzogen werden; freilich geht die Wandlung, die sich in der jungen Frau vollzieht, der Mut zur Fürsorge, das warme Eintreten für die Armen, das Umlernen hinsichtlich der geltenden Sittlichkeitsbegriffe, bei weitem nicht so folgerichtig entwickelt aus der Handlung hervor. Immerhin sprechen auch diese Züge ganz entscheidend mit in dem Bilde einer nach nur ihr eigenen Gesetzen aufgebauten sozialen Welt. Zu bedauern bleibt an dem Buch, daß der Blickpunkt eben doch einseitig gewählt ist, daß die gesellschaftlichen Handlungsmomente, die für Polenz nun einmal auch Lebensinhalt waren, einen so breiten Raum einnehmen und daß die Darstellung bei aller Ausführlichkeit das lebensvolle Detail nicht ausreichend berücksichtigt. Wir hätten im „Grabenhäger", wenn diese Mängel behoben wären, die der Polenz eigenen Erzählungsweise freilich stets anhaften, wohl den klassischen Roman des Gutslebens haben können, der uns neben der unübersehbaren Fülle von Bauernromanen immer noch fehlt.

Herkömmlicherweise gilt nicht „Der Grabenhäger", sondern „Der Büttnerbauer" als das beste Buch, das Polenz geschrieben hat. Es ist bekannt, daß sowohl Tolstoi wie Lenin es hoch geschätzt haben. Das Urteil scheint lediglich insofern berechtigt, als keiner seiner Romane ernster im Grundgedanken und unerbittlicher in allen Folgerungen ist und daß der Stimmungscharakter in seiner düsteren Tragik hier ganz einheitlich festgehalten wird. Andrerseits liegt in dem Aufbau der Handlung, dem Zusammenwirken der sozialen Motive, die den Büttnerbauer allmählich in Verschuldung stürzen, seine Familie zerrütten und ihn schließlich von der Scholle verjagen und in den Tod treiben, so viel gewaltsam Konstruiertes, ja Ausgeklügeltes, daß dem Roman allzuviel an Überzeugungskraft verloren geht. Der Roman führt ein in wirtschaftlich schwerer Zeit wirklich typisches Bauernschicksal höchstens in dem Sinne vor, daß hier alle irgend denkbaren Faktoren zusammengestellt sind, die für den wirtschaftlichen und sittlichen Zusammenbruch des Bauern typisch werden können. Aber man kann nicht sagen, daß die lückenlose Häufung aller dieser Momente den Wirklichkeitsgehalt erhöht. Viel eher ist das Gegenteil der Fall, weil schon beim Einsetzen der Handlung kein Zweifel besteht, wie der Ausgang sein wird. Es fehlt diesem Geschehen auch nicht an literarischen Parallelen, Gustav Freytags „Soll und Haben" und Reuters „Stromtid" stehen bedenklich nahe. Im einzelnen ist der Roman reich an eindrucksvollen Zügen. Die Charakterzeichnung ist gut durchgeführt und ergibt, wenn man der Realistik der Ereignisse zustimmen will, in strenger Zwangsläufigkeit eine Reihe tragischer Bilder. Von großer Anschaulichkeit ist die Bodenständigkeit der Schilderung; auch das Landschaftsbild spricht erzählerisch bedeutsam mit.

„Der Pfarrer von Breitendorf" folgt diesen beiden Büchern doch schon mit einigem Abstand. Der Roman schildert den geistigen Entwicklungsgang eines Landpfarrers, der sich von der Kirche lossagt, um erst so seinem Christentum in Treue dienen zu können. Diese Handlung vollzieht sich unter dem inneren Einfluß der sozial-religiösen Gedanken Moritz von Egidys, dem das Buch gewidmet ist. Die tapfere Ehrlichkeit, mit der Polenz seinen Helden aus der Erkenntnis der sozialen Verhältnisse seiner Umgebung heraus die notwendigen Folgerungen ziehen läßt, veranlaßt leider auch die wesentliche Schwäche des Buches. Der Roman ist ganz überwiegend Betrachtung, nicht Gestaltung. Die religiös-sozialen Ideen werden in langen Reden und Erörterungen abgehandelt, statt unmittelbarer Bestandteil der Handlung zu sein. Die eigentliche Romanhandlung entwickelt sich aus dem reichlich unglücklich motivierten Nebeneinanderstellen der inneren Entwicklung des Pfarrers und der Tochter eines Arztes, der Dissident geworden ist. Weniger gezwungen sind zwei andere Parallelfiguren der Handlung eingefügt: der Diakon, der aus seinen Zweifeln nur den Weg in den Tod findet, und der anpassungsfähige Amtsgenosse, der sich zur Genugtuung der kirchlichen Behörde klug in die Verhältnisse zu schicken weiß. Ein großer Zug ist in dem Buch nicht zu übersehen. Es gehört trotz aller Schwächen zu den guten Leistungen des Dichters.

„Thekla Lüdekind“ schildert das Leben einer Frau von ihrer Jugend im Elternhause bis zu ihrer unglücklichen Gesellschaftsehe und ihrem Entschluß, nur noch der Erziehung ihres Sohnes zu leben, nachdem die Scheidung der Ehe ausgesprochen ist. Seinen Problemgehalt gewinnt das Buch aus der Stellung, die Polenz zur Frauenfrage einnimmt. Es ist wohltuend, seine Stellungnahme von rein menschlichen Gesichtspunkten bestimmt zu sehen. Die Frau ist für ihn seelisch und körperlich so anders organisiert als der Mann, daß sich für sie daraus auch eine ganz ausgesprochen abweichende Lebensstellung ergibt. Nicht die lächerliche Angleichungssucht der Emanzipierten, sondern die Betonung des Mütterlichen auch im Wesen der sozial selbständig gewordenen Frau bildet sein Ideal. In ruhiger, überlegter, jeder fanatischen Zuspitzung abholden Art stellt er die verschiedenen Temperamente und Typen innerhalb der Frauenbewegung einander gegenüber. Hier sind ihm auch die besten Figuren des Romans gelungen, während seine Darstellung der Gesellschaft ganz im Konventionellen stecken bleibt. Im ganzen gibt auch dies sonst sehr sympathische Buch leider mehr Zweckschilderung als künstlerische Gestaltung.

Von den übrigen Romanen verdient eine besondere Beachtung eigentlich nur noch der Schriftstellerroman „Wurzellocker“. Als Erzählung ist das Buch sehr schwach: der Werdegang eines jungen Schriftstellers, sein Leben inmitten der zeitgenössischen Literaten- und Gesellschaftskreise, sein Weg von einer rein doktrinären Schriftstellerei zu einer Dichtung aus der Notwendigkeit des Erlebens wird in einer sehr dürftig zusammengestückten, in ihren Einzelmotiven manchmal die Grenzen des Banalen berührenden Handlung geschildert. Immerhin kommt dem als künstlerische Leistung sehr unbedeutenden Buch eine gewisse Bedeutung als Zeitdokument zu; es spiegelt die erregten Kämpfe um die Durchsetzung der naturalistischen Kunstanschauung gut wieder und entbehrt auch in der Gegenüberstellung von ernsten Dichtern und wichtigtuerischen Literaten nicht eines bestimmten typischen Wertes.

Auf recht niedriger Stufe stehen die beiden Romane „Sühne“ und „Liebe ist ewig“. „Sühne“ ist der erste Roman, den Polenz geschrieben hat, eine Ehebruchsgeschichte aus Berliner Gesellschaftskreisen mit Nebenmotiven aus dem literarischen Leben, in der Form noch ganz ungekonnt und im Stoff böse konventionell. „Liebe ist ewig“ ist ein Künstlerroman mit stark sentimentalem Einschlag. Für die gesunde Art, die Polenz sonst auszeichnet, ist das Buch ebensowenig bezeichnend wie „Sühne“.

Weiter liegen von Polenz noch zwei starke Bände mit Erzählungen und Dorfgeschichten vor, die nie recht durchgedrungen sind. Die Geschichten sind alle recht trocken erzählt und wirken durch den Mangel an kräftiger Zusammenballung langweilig. Gelegentlich überrascht ein lebendig gesehenes Bild, hin und wieder auch ein in den Romanen kaum je anzutreffender humoristischer Zug. Auch die größere Erzählung „Wald“, die manchmal mit Respekt genannt wird, gehört ebenso wie das Romanfragment „Glückliche Menschen“ zu den schwachen Leistungen des Dichters.

Die Romane von Polenz liegen heute in den Einzelausgaben der Deutschen Verlagsanstalt vor, doch fehlen hier „Sühne“, „Liebe ist ewig“, „Wurzellocker“ und die Erzählungen, die in der heute völlig vergriffenen Gesamtausgabe bei Fontane & Co. noch vorhanden waren. Eine Neuauflage dieser Bücher ist vom Verlag nicht beabsichtigt. Im Buchhandel sind also heute, von wenigen Einzeldrucken, z. B. bei Reclam, abgesehen, nur noch die vier wirklich wertvollen Romane. G. Kemp (Solingen).

B. Wissenschaftliche Literatur.

I. Religion, Philosophie, Erziehung.

Graham, John W.: Der Glaube eines Quäkers. Mit einem Geleitwort von Richard Wilhelm. Leipzig: Quäker-Verlag 1926. 363 S. 5,—. Lw. 7,—.

Das Buch eines bedeutenden Quäkers enthält weniger ein persönliches Bekenntnis als eine Art Selbstrechtfertigung des Quäkertums vor der christlichen Welt. Der Grundgedanke der „Freunde“ ist nach dem Verfasser der, daß wir

Gott und Christus inwendig in uns, besonders deutlich aber in der Gemeinschaft mit Gleichgesinnten erleben. Das ganze religiöse Fühlen trägt rein geistigen, das ganze religiöse Handeln rein ethischen Charakter, und die Freunde haben deshalb auf jede kirchliche Organisation, auf Berufsprediger, auf Sakramente verzichtet. Wenn der Verfasser das Mystizismus nennt und die Quäker als den mystischen Flügel der puritanischen Bewegung bezeichnet, so muß man bedenken, daß er als Engländer spricht, d. h. als Vertreter einer Nation, die zu vielen Gaben die der Mystik im engeren Sinne, ebenso wie die der Spekulation, nicht mitbekommen hat. Für uns Deutsche würde sich das Quäkertum vielmehr als eine gewiß im edelsten Sinne rationalisierende Richtung der christlichen Frömmigkeit darstellen. Ein großer Teil des Buches ist historischen Ausführungen gewidmet, teils dem Andenken der Gründer der Gesellschaft, teils dem historischen Nachweis, daß die Quäker den einfachen Formen des Urchristentums treu geblieben sind, jedenfalls treuer als die anderen Kirchen. Ein Schlußabschnitt gibt einen Ausblick auf die Welt und die heutigen Aufgaben des Quäkertums in ihr, umreißt die Stellung der Quäker zum Krieg mit Entschiedenheit und Mäßigung zugleich. Für den deutschen Leser am meisten neu ist das leider sehr kurze letzte Kapitel, das die mannigfachen Berührungen und die Auseinandersetzung des Quäkertums in der evangelischen Bewegung des 19. Jahrhunderts behandelt, deren Wogen jedenfalls eine Zeitlang die kleine Insel der Freunde zu überschwemmen drohte. Der Verfasser verkennt nicht, daß die Zahl der Freunde sehr klein geworden ist, aber er glaubt doch an ihre Aufgabe, der Zukunft „ein Orden" zu sein „von Menschen-Freunden, lebendige Episteln, die die Unterschrift des lebendigen Christus tragen." — Das Buch ist geschrieben in der edlen Volkstümlichkeit, die viele bedeutende englische Bücher auszeichnet. Die Übersetzung ist in gutem Deutsch abgefaßt, und das Ganze kann allen empfohlen werden, die sich für diese bedeutungsvolle Bewegung interessieren. K. Hartmann (Stettin).

Piechowski, Paul: Proletarischer Glaube. Die religiöse Gedankenwelt der organisierten deutschen Arbeiterschaft nach sozialistischen und kommunistischen Selbstzeugnissen. Furche-Verlag 1927. 243 S. Geh. 4,80. Geb. 6,—.

Piechowski, einer der Führer des Bundes religiöser Sozialisten, Pfarrer in Neukölln, hat vor einigen Jahren einen Fragebogen mit 23 Fragegruppen an etwa 5000 Angehörige der arbeitenden Schichten verteilt. Alle Fragen beziehen sich auf die Stellung des organisierten Proletariers zu religiösen und kirchlichen Fragen. Das Buch bedeutet eine Ablehnung der Kirche und des von ihr vertretenen Christentums seitens eines enorm großen Teiles unseres Volkes. Freilich: nur wer dem Leben fern steht und etwa seine kirchliche Amtstätigkeit als tote Abwicklung eines Geschäftes betrachtet, wird ein anderes Resultat erwartet haben. Die Entfremdung der breiten Masse geht bis auf die tiefste Wurzel. Der dokumentarische Beweis ist geliefert. Haben auch von den 5000 nur etwa 10% geantwortet, so ist doch aus den verschiedenen Berufsschichten und Parteien der durchschnittliche Arbeiter zu Wort gekommen. Ein Mann, der einmal von einem Pfarrer im Christlichen Jünglingsverein „Sekretär des Teufels" genannt worden war, weil er Sozialist war, schreibt u. a.: „Jener Hergang war wie ein Schlaglicht, in dem sich fortan das Tun der Kirche in meinen Augen spiegelte: die absolute Blindheit gegenüber den Lebensnotwendigkeiten des Proletariats und ein völliges Übersehen dessen, daß die Forderungen der Sozialdemokratie in ihrer Ethik ohne weiteres vor dem Auge des Christus bestehen können." Wenn man auch gewiß nicht verallgemeinern darf, so zeigt sich doch viel tragisches Verhängnis, ja zweifellose Schuld der Kirche, die in ihrem Katechismus lehrt, man solle alles zum Besten kehren. Vom Geist des Neuen Testamentes wagt man ja in solchem Zusammenhange gar nicht zu reden. — Aber was folgt nun als Konsequenz aus diesem ungemein lesenswerten Buche, das für jeden Kirchenfreund ebenso notwendig ist wie für den Kulturpolitiker, für den Soziologen ebenso wichtig wie für den, der dem Proletariat auf anderen Wegen, der Feier oder der Belehrung, zur tiefsten Erkenntnis seiner Aufgabe verhelfen will? Die Antwort ist unendlich schwer, und wir empfinden bedrückt die ganze Heillosigkeit der Lage. Glücklicherweise vermeidet das Buch, und das ist ein weiterer großer Vorzug,

Einzel-Rezepte zur Lösung anzugeben. Und so kommt es entscheidend auf die grundsätzliche Klärung an: zu wissen, daß, so lange es noch eine herrschende und eine bloß als Objekt dienende Klasse gibt, an eine Neubelebung des Religiösen in der breiten Masse nicht zu denken ist, von einer Rückkehr zur Kirche ganz zu schweigen, die oft, vielleicht ungewollt, in der praktischen Wirkung zugunsten des Bestehenden, bürgerlicher Ängstlichkeit und Besitzgier Stellung nimmt. So nur kann heute Christentum von der breiten Masse als echt gewertet werden, wenn es zugleich rast- und ruhelos an der Verwirklichung einer brüderlichen Gemeinschaft der Menschen arbeitet. Die Vertreter der Kirche dürfen nicht mehr sprechen: Ein idealer Zustand, ohne Klassengegensatz und Krieg, ist doch nicht möglich, also beschränken wir uns darauf, die Menschen innerhalb der bestehenden Verhältnisse so glücklich wie möglich zu machen. Sondern sie müssen sagen: Und selbst wenn jener Zustand nicht möglich ist, so wäre doch unser Erdendasein nicht lebenswert, wenn wir nicht alle Kraft in den Dienst jenes Ideals stellten. Daß recht viele Christen so sprechen lernen, ist Dienst und Aufgabe des Piechowskischen Buches. H. Hartmann (Foche-Solingen).

Bacon, Francis: Essays. München: Georg Müller 1927. 231 S.

Bacmeister: Erlebnisse der Stille. Ebenda 1927. 239 S. (Müllers Zweimark-Bücher.)

Die berühmten Essays des großen englischen Philosophen sind mit dem ganzen Rüstzeug der theologischen und antiken Gelehrsamkeit der Zeit geschrieben und doch nicht schwer zu lesen, voll auch heute noch gültiger, weil allgemein menschlicher Weisheit. Wer einmal Freude an solcher Lektüre gewonnen hat, wird sie nicht wieder missen wollen, aber der Leser sind leider nicht allzuviele. Da die Ausgabe so billig ist, lohnt ihre Anschaffung für die wenigen. — Bacmeisters kleine Betrachtungen, vielfach an Bilder aus dem Naturleben anknüpfend, erinnern ein wenig an Paul Steinmüller. Sie sind voll zarter Besinnlichkeit, haben aber leider den Nachteil, daß man allzudeutlich das Wohlgefallen spürt, mit dem sich der Verfasser bei dieser Betrachtsamkeit selbst zusieht und genießt. Deshalb kann ich sie, obwohl manche hübsche und feine Dinge darin stehen (wie etwa: „Der einzige Trost für das schmerzliche eigene Verblühen ist die liebende Gewißheit der künftigen anderen Blüten"), nicht empfehlen. W. Schuster.

Dacqué, Edgar: Natur und Seele. Ein Beitrag zur magischen Weltlehre. München: Oldenbourg 1926. 200 S. 6,50.

Das Buch ist wertvoll als Bekenntnis eines Forschers zum Unerforschlichen, auch als Dokument der tief irrationalen Zeitströmung, die selbst Naturwissenschaftler ergreift. Hinter der Welt des physischen Verstehens sieht der Verfasser eine seelenartige Welt, und in unserer Seele sieht er Kräfte, die mit ihr in Beziehung treten können. Vollkommen waren diese nach seiner Meinung in dem Urmenschen vorhanden, der — gleichaltrig mit dem Leben und ein Schnittpunkt aller Kräfte der Erde und des Kosmos, die an ihm geschaffen haben — deren Spuren in sich ablesen und durch Erregung seiner innersten Kräfte auch die verwandten Kräfte außer sich beeinflussen konnte. Mit der durch das Wachstum der Großhirnrinde bezeichneten Zunahme der Intelligenz verschwanden bei den meisten diese Fähigkeiten, bei Einzelnen erhielten sie sich durch besondere Anlage oder Geheimtradition. Für die Zukunft hofft der Verfasser sogar, daß die Großhirnrinde sich weiter nach vorn entwickeln und die rückwärtigen Teile des Gehirns, den Sitz der instinktiven und intuitiven Begabung, wieder freimachen werden, und daß so eine Versöhnung zwischen Intelligenz und Instinkt eintreten werde (ähnlich wie Bergson, dem er manches verdankt). Die Schrift ist mit edlem und freiem Sinn geschrieben und bringt vieles Ansprechende, so z. B. die Erklärung des Märchens als eines Dokumentes der Urzeit, die Erklärung der Minderwertigkeit der von Medien übermittelten Totenaussagen. Im ganzen aber läßt sie die Geschlossenheit des Denkens vermissen. So erscheint einmal seelisch und physisch als völlig disparat, dann wieder, zur magischen Weltlehre besser passend, doch das Seelische als der feinste Extrakt des Physischen, z. B. in der Erklärung der Homöopathie und der Astrologie. Die Entwicklung der Intelligenz auf Kosten des Instinkts erscheint bald als Degeneration, bald als Erlösung. Instinkt und Intuition wer-

den zuerst als unterbewußt und überbewußt völlig getrennt, nachher doch wieder fast als gleichbedeutend genommen. Die moderne Technik erscheint in den Anfangskapiteln als das reine Gegenstück der Magie, in den Schlußkapiteln als eine Art Magie selbst. Es fehlt auch die Geschlossenheit der Stellungnahme. Der Verfasser verlangt von seinen Lesern, daß sie an das Reich des Magischen glauben, aber zugleich sich warnen lassen, ihm näher zu treten. Aber diese Stellung, die er selbst einnimmt, kann jedenfalls nicht als allgemein verbindlich angesehen werden. Nur ein Priester, nicht ein Gelehrter, kann das Recht für sich in Anspruch nehmen, das Reich der Geheimnisse zugleich zu zeigen und zu verschließen.
K. Hartmann (Stettin).

Forke, Alfred: Die Gedankenwelt des chinesischen Kulturkreises. München: Oldenbourg 1927. 215 S. (Sonderausgabe aus dem „Handbuch der Philosophie".) Geh. 10,—.

Größeren Büchereien wird diese knappe und nicht schwer verständliche Darstellung der chinesischen Philosophie sehr willkommen sein, da Übersetzungen aus Kung-tse (Konfuzius), Lao-tse u. a. heute vielfach verbreitet sind und großem Interesse begegnen. Dieser erste Versuch einer systematischen Darstellung des seinem Wesen nach sehr unsystematischen philosophischen Denkens der Chinesen erschließt doch erst das Verständnis dieser in dichterische Form verhüllten Weisheitslehre und führt auch die sicher vielfach zum Schaden der Klarheit geübte Überschätzung auf ihr richtiges Maß zurück. Daß gleichzeitig ein tiefer Einblick in die Grundlagen der chinesischen Kultur vermittelt wird, ist selbstverständlich. Vielfache Proben sind eingeflochten, an denen man erkennt, wie viel zur Aufhellung gerade hier eine aus tieferem Verständnis der Gesamtentwicklung schöpfende Übersetzung beizutragen vermag. Die Art des Handbuches bedingt die Anlage, welche nicht eine fortlaufende Darstellung, sondern eine Aneinanderreihung in systematischer Gliederung gibt.
W. Schuster.

Herzberg, Alexander: Zur Psychologie der Philosophie der Philosophen. Leipzig: Meiner 1926. VIII, 247 S. Geh. 8,—. Geb. 10,—.

Der Verfasser, einer heute verbreiteten Strömung folgend, sucht die Philosophie biologisch zu erklären, genauer psychoanalytisch. Er ist zwar kein absoluter Anhänger von Freuds Pansexualismus, aber er stimmt dessen Grundgedanken zu, daß alles höhere geistige Leben aus Hemmung, Verdrängung, Sublimierung primitiver Triebe entstehe. Philosophen sind nach ihm Leute, die für den Beruf, für Liebe und Ehe, für das Geld, für den Umgang mit Menschen, für die Politik untauglich oder unlustig sind, aber nicht etwa aus Triebschwäche, sondern auf Grund intensiver Hemmungen starker Triebe. Wo starke Triebe, starke Hemmungen und starke Intelligenz zusammentreffen, entsteht Philosophie, Dichtung oder Religion; Religion da, wo ein starker Unterordnungsinstinkt, Dichtung, wo starke Projektionsfähigkeit, Philosophie, wo starkes kritisches und systematisches Denkvermögen hinzukommt. Wo keines dieser drei Ausmaße sich öffnet, entsteht Neurose, von der freilich häufig auch Denker, Dichter und religiöse Reformatoren heimgesucht werden. Woher die hohe Intelligenz, die systematisch-kritische Anlage, endlich auch die Originalität der großen Philosophen kommt, kann der Verfasser nicht angeben; die Erklärung aus dem Trieb endet hier, wie er selbst sagt, „im Dunkeln". Damit fällt aber seine ganze Erklärung in sich zusammen. Die philosophische Begabung bleibt wie jede andere eine unerklärliche geistige Tatsache, und die biologischen Ursachen sinken bestenfalls herab zu physiologischen Begleiterscheinungen. Das statistische Material, das dem Leben von 30 Philosophen entnommen ist, ist mit Geist, Geschick und guten Kenntnissen gruppiert und wird auch den Laien anziehen. Die systematischen Erörterungen setzen einige philosophische Schulung voraus, um die naiven logischen Erschleichungen des Verfassers zu durchschauen.
K. Hartmann (Stettin).

Lauer, Hans Erhard: Rudolf Steiners Anthroposophie im Weltanschauungskampfe der Gegenwart. Acht Aufsätze. Basel: Geering 1927. 192 S. Geh. 4,—. Geb. 5,20.

Der Verfasser, der bereits in einer 1926 im gleichen Verlag erschienenen

Arbeit „Rudolf Steiners Lebenswerk" einen systematischen Gesamtüberblick über dasselbe gegeben hat, macht in vorliegender Sammlung von acht — z. T. früher schon anderweit veröffentlichten — Aufsätzen den Versuch, die geistesgeschichtliche Stellung der Steinerschen Anthroposophie und ihren Zusammenhang mit den aktuellen geistigen Problemen und Erscheinungen unserer Zeit von den verschiedensten Blickpunkten aus zu beleuchten. Es werden die geistesgeschichtlichen Verbindungslinien gezogen, die einerseits vom Gedankenkreis der Weimarer Klassik, insbesondere von Goethe und seiner Weltbetrachtung, andrerseits von der aristotelischen und von der thomistischen Philosophie, insbesondere ihrer Erkenntnistheorie, zur anthroposophischen Lehre führen. Diese selbst wird im Zusammenhang mit Steiners eigener Lebens- und geistigen Entwicklung dargestellt, das Verhältnis der Anthroposophie sowohl zu grundsätzlichen philosophischen Verhaltungsweisen wie zu neueren philosophischen Systemen (Hegel) und Weltanschauungen (Rousseau, Stirner, Kierkegaard, Ebner, dem Symbolismus Dacqués, Spenglers u. a.) aufgezeigt und abschließend ihre Stellung zum Christentum und zur Theosophie sowie schließlich ihre Bedeutung für die Menschheitsentwicklung überhaupt zu würdigen versucht. — Der (akademisch graduierte) Verfasser, der aus gründlicher Kenntnis und tiefer Erlebtheit der Anthroposophie und ihrer Quellen wie auch aus persönlichem Kennen des Menschen Rudolf Steiner und seines Entwicklungsganges schöpft, steht zwar unverhohlen auf rein anthroposophischer Grundlage (er steht auch tätig in der anthroposophischen Bewegung), befleißigt sich aber im Gegensatz zu ähnlichen Schriften einer wohltuenden Sachlichkeit, die den wesenhaften Erkenntnis- und Lebensgehalt der Anthroposophie und ihre philosophie- und geistesgeschichtlichen Bindungen und Zusammenhänge in ausnehmend klarer Darstellung herausarbeitet und sie einer durch die Weite des Gesichtsfeldes sich auszeichnenden Würdigung unterzieht, wobei auch der erziehungs- und bildungspfleglichen Seite des Themas nicht vergessen wird. Mögen auch über den Wertakzent, der hier der Anthroposophie zugemessen wird, die Meinungen stark auseinandergehen, so kann die Schrift doch als einer der beachtlichsten, aufschlußreichsten Beiträge zur Klärung des anthroposophischen Gedanken- und Ideenkreises der größeren Büchereien zur Anschaffung empfohlen werden, zur Ausleihe an den philosophisch vorgebildeten, kritikfähigen Leser. K. Th. Bayer (Berlin).

Leisegang, Hans: Deutsche Philosophie im 20. Jahrhundert. Breslau: Hirt 1928. 152 S.

Sapper, Karl: Naturphilosophie. Philosophie des Organischen. Breslau: Hirt 1928. 149 S. (Jedermanns Bücherei.) Beide Bde Hlw. je 3,50.

Die Darstellung Leisegangs ist klar und übersichtlich und kann als erste Einführung bestens verwandt werden. Sie gliedert in die drei großen Gruppen der „Wissenschaftlichen Philosophie", der „Lebensphilosophie" und der „Kulturphilosophie", im ersten Abschnitt sehr durchsichtig die vier wichtigen Entwicklungsphasen darstellend: 1. vom Materialismus zum Vitalismus, 2. vom Kritizismus zum Idealismus, 3. vom naturalistischen zum idealistischen Positivismus, 4. von der Psychologie zur Phänomenologie. Zu bemerken ist vornehmlich für katholische Büchereien, daß die neue katholische Philosophie des Neuthomismus scharf abgelehnt und nicht behandelt wird. Büchereien im katholischen Gebiet werden deshalb das Bändchen von Johannes Hessen aus der Sammlung Kösel (Jg. 1927, S. 289 dieser Zeitschrift) zunächst berücksichtigen müssen. — Die Naturphilosophie des Organischen von Sapper ist nicht ganz so leicht zu verstehen, obwohl sich der Autor die größte Mühe gegeben hat, die Gedankengänge von allem Störenden zu entlasten, auch am Schluß ein erläuterndes Verzeichnis der im Text nicht erklärten Fachausdrücke hinzufügt. Zum Teil liegt das daran, daß er nicht nur Darstellung, sondern auch Kritik der herrschenden mechanistischen und vitalistischen Lehrmeinungen gibt, und zwar Kritik zu dem Ziele, damit zugleich seine eigene Auffassung darzustellen, welche er in dem größeren Werk „Element der Wirklichkeit" niedergelegt hat. Hierzu ist nun der Raum nicht ausreichend und so kommt es, daß einige Schlußfolgen dem Leser nicht so einleuchtend erscheinen, als dem Verfasser, der hinter den abkürzenden Zusammenfassungen seine ausführlicheren Dar-

legungen an anderem Orte sieht. Trotzdem kann das Buch größeren Büchereien empfohlen werden, da es im ganzen eine gute Übersicht über die Fragestellungen der Naturphilosophie auf Grund der bisher gewonnenen Erkenntnisse vom Wesen und der Wirkungsweise des organischen Lebens gibt. W. Schuster.

Krieck, Ernst: Bildungssysteme der Kulturvölker. Leipzig: Quelle & Meyer 1927. 382 S. 7,—. Lw. 9,—.

Das Werk ist entstanden aus dem umfassenden Gedanken, eine Übersicht der Bildungssysteme aller Kulturvölker zu geben, um so im weitesten Umfange „die menschliche Allgemeingültigkeit des Begriffes der Bildung und der Schule" herauszuarbeiten. Da hierzu die nötigen Vorarbeiten fehlten, entstand ein großer Aufriß der Geschichte der abendländischen Bildung, beginnend bei der primitiven Bildung, dann die jüdische Bildung, den hellenischen Bildungskreis, die Bildung im römischen Reich, die Bildungssysteme des Mittelalters und endlich das deutsche Bildungssystem behandelnd. Auch in dieser durch den Umfang und die Sprödigkeit des Materials bedingten Beschränkung erreicht der Verfasser seine Absicht, die gemeinmenschliche Art und Wurzel der Bildung, ihren allgemeinen Typ und ihre gemeingültige Gesetzmäßigkeit erkennbar werden zu lassen, vom Problem der Bildung her eine Seite des Allmenschentums zu erschließen. Es werden hier somit Grundlagen geschaffen, auf denen jede zureichende Bildungstheorie aufbauen muß. Der Kernpunkt liegt in dem Verhältnis des Magischen zum Rationalen als zweier notwendiger und wesenhafter Seiten alles Menschentums (Klages: Seele — Geist). Zeiten aufsteigender Rationalität entsprechen Perioden aufsteigender magischer Weltanschauung. Auf den unendlich reichen Inhalt näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Das Buch gehört zu den nicht zahlreichen wesentlichen Werken der neueren pädagogischen Literatur und besitzt den Vorzug, daß es — in einer schönen Sprache geschrieben — leichter zu verstehen ist als die mehr theoretischen Werke des Verfassers. Wer sich mit der Theorie der Bildung und Erziehung befaßt, muß sich mit ihm auseinandergesetzt haben und wird auf jeden Fall reichste Belehrung daraus schöpfen. Schon mittlere Büchereien sollten es für interessierte Leser anschaffen. W. Schuster.

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Cramer, Otto: Die innere Politik Ludwigs XI. von Frankreich. Köln: Rödde 1927. 113 S.

Daß der mit dem Kleist-Preis ausgezeichnete Neumannsche Roman „Der Teufel" dazu angetan ist, das geschichtliche Interesse für eine in Deutschland fast vergessene Persönlichkeit größten Ausmaßes wieder zu beleben, bezw. zu erwecken, ist nicht der geringste Vorzug des gestaltungsfrohen und dichterisch wertvollen Buches. Die Gestalt Ludwigs XI. in den Mittelpunkt einer sorgsam fleißigen und inhaltsreichen wissenschaftlichen Arbeit gestellt zu haben, ist das Verdienst des angezeigten Werkes und seines Verfassers. Wenn ja auch zur völligen Würdigung des französischen Königs die Beschreibung seiner auswärtigen Politik notwendig ist, so bietet die Cramersche Arbeit, getragen von einer inneren Vorliebe für die Aufgabe, immer aber beherrscht von einem vorbildlichen Willen zur Objektivität, dennoch so viel Material und historische Erkenntnis, daß die Gestalt des eigentlichen Schöpfers Frankreichs faßbar wird und der bisher üblichen Beurteilung eines Ungeheuers entwächst, um mit all ihrer Menschlichkeit und Maßlosigkeit alltägliches Schicksal und Wirken weit und bezwingend zu überragen. So wird die Cramersche Arbeit zielweisend für die weitere Aufgabe, über die Biographie Ludwigs XI. hinaus zur Durchleuchtung und Erhellung mittelalterlicher Politik und Staatskunst zu gelangen. Das Buch ist trotz seines sorgfältigen und ausführlichen wissenschaftlichen Apparates auch kleineren Bildungsbüchereien — historisch interessierte Benutzer vorausgesetzt — zur Anschaffung zu empfehlen.

M. Schaefer (Elberfeld).

Deutsche Volkheit. Hrsg. von Paul Zaunert. Jena: Diederichs. Jeder Band etwa 84 S. Pp. 2,—. Lw. 2,80.

Bd 43. Plaßmann: Das Leben des Kaisers Friedrich II. von Hohenstaufen.

Bd 45. Schaafhausen: Der große Kurfürst.

Bd 46. Weise: Rund um Wallenstein.

Bd 47. Müller: Die Wartburg. Eine steinerne Chronik deutscher Menschen.

Bd 48. Haß: Bismarck. Selbstzeugnisse zu Bauerntum und Natur.

Bd 49. Wesselhoeft: Ernst Abbe als Führer zur Volksgemeinschaft.

Im voraus mag gesagt werden, daß auch die vorliegenden Bände von neuem bestätigen, daß es sich hier um eine Sammlung geschichtlich belegter „Deutscher Volkheit" handelt, welche nicht nur für größere, sondern mit vielen Bänden auch schon für kleine, ja kleinste Büchereien in Betracht kommt. — Das Buch von Plaßmann leidet daran, daß auf rund 80 Seiten eine Überfülle des Stoffes zusammengepreßt werden mußte. Trotzdem ist es dem Verfasser gelungen, in volkstümlich klarer Gestaltung ein Bild dieses größten aller Hohenstaufen-Kaiser zu geben, der seine große staatsmännische Begabung im Kampf gegen den Papst und gegen seine weltlichen Widersacher vergeuden mußte. Die Darstellung gerade dieser Kämpfe verwirrt den Leser etwas durch die Fülle der aufgeführten Ereignisse und hätte m. E. ruhig etwas eingeschränkt werden können zu Gunsten von Friedrichs Wirken auf kulturellem Gebiet. — Schaafhausen gibt in seinem Buch eine einfache, klare Darstellung des Großen Kurfürsten als Mensch, Staatsmann und Heerführer und des durch ihn begründeten Aufstiegs des preußischen Staates. — Wallenstein und die Ereignisse, die sich um seine Person gruppieren, von seinem ersten Auftreten über den Höhepunkt seines Ruhmes und seiner Macht hinweg bis zum jähen Ende, sind in knapper, jedermann zugänglicher Darstellung von Weise umrissen. — Müller gibt in seinem Büchlein eine gedrängte Übersicht über die Bedeutung der Wartburg in der deutschen Geschichte und im deutschen Geistesleben von der Zeit ihrer Entstehung an bis in die Gegenwart: Die Wartburg als Sitz der Thüringer Landgrafen (der Sängerkrieg, die heilige Elisabeth), Luther auf der Wartburg, Goethe und sein mehrfacher Aufenthalt in der Burg, die Burschenschaften und das Wartburgfest und schließlich abschließend Schwind bei der Ausführung seiner Malerarbeiten in den Innenräumen der Burg und Scheffel bei dem mißlungenen Versuch, seinem „Ekkehard" einen Wartburg-Roman („Viola") zur Seite zu stellen. — Haß bringt eine durch erläuternden Text verbundene Zusammenstellung von Briefstellen, welche Bismarck in seiner Verwurzelung im Bauerntum und in seinem Verhältnis zur Natur, besonders zum deutschen Wald, den er über alles liebte, und zu den Tieren, zeigt. Es gewährt einen eigenartigen Reiz, neben dem Politiker auch einmal den Menschen Bismarck zu erfassen. — Wesselhoeft berichtet von Abbes Bemühung um eine neue Volksgemeinschaft, die er nicht in einer Wiederaufrichtung der alten zerschlagenen patriarchalischen Verhältnisse erblickt, sondern in der Schaffung von Werkorganisationen, Werkgemeinschaften und in der Überführung der Unternehmen in den unpersönlichen Besitz dieser Werkgemeinschaften. Abbe selbst hat diesen Gedanken, der in gleicher Weise die marxistische wie die kapitalistische Denkweise ablehnt, mit ziemlichem Erfolge in den Zeiß-Werken in Jena durchgeführt. Alles in allem ein Buch, das geeignet ist, Wege in die Zukunft zu weisen. Es soll jedoch nicht verschwiegen werden, daß von vielen Sozialpolitikern bezweifelt wird, ob dieser von Abbe angestellte Versuch bei der großen internationalen Verflechtung der Volkswirtschaften allgemeine Bedeutung erlangen kann. R. Koch (Schneidemühl).

Menz, G.: Flutwende. Die Entwicklung der Beziehungen Chinas zum Abendlande in den letzten 100 Jahren. Mit 1 Kt. Leipzig: Hinrichs 1926. 163 S.

Zur Einführung in das Verständnis der kulturpolitisch auch für Deutschland größten und brennendsten Zukunftsaufgabe, nämlich der Auseinandersetzung Europas mit dem fernen Osten, hat der Verfasser sein Buch geschrieben. Die Unterlagen für die Kenntnis der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse und der schlummernden Kräfte Chinas hat der Verfasser während seines Aufenthaltes in den Jahren 1913 bis 1919 an Ort und Stelle gewonnen. In sechs Abschnitten schildert er die Beziehungen zwischen China und Europa beim Beginn der neueren

Geschichte, den Opiumkrieg, Chinas endgültigen Anschluß an das moderne weltpolitische System und seine Umwandlung zum Depressionsgebiet, die chinesische Revolution und schließlich Fragen der Zukunft, die sich nach seiner Ansicht für Europa durch den drohenden Verlust der asiatischen Absatzgebiete wenig günstig stellt. „Die Flut hat sich gewendet im fernen Osten, die Periode der Depression ist für China im Ablaufen. Wirtschafts-, macht-, kulturpolitisch steht damit die Welt vor großen Entscheidungen". — Das sehr lehrreiche und gut lesbare Buch des Leipziger Handelshochschuldozenten ist grundlegend für eine Beurteilung des großen Weltproblems Europa-Asien, dessen Aufrollung bereits im vollen Gange ist. — Für größere Volksbüchereien unentbehrlich.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Oppeln-Bronikowski, Friedrich von: Abenteurer am preußischen Hofe. 1700—1800. Mit 16 Abb. Berlin: Gebr. Paetel 1927. 215 S. Lw. 7,—.

Der Verfasser, der bisher vor allem als Übersetzer — u. a. der Werke Friedrichs des Großen — bekannt geworden ist, versucht sich hier an einem umfangreicheren eigenen Werke. Er gibt kürzere und längere Berichte über so berühmte und berüchtigte Männer wie Böttger, den Erfinder des Porzellans, Klement, Trenck, Casanova, Cagliostro u. a., soweit sie in Beziehung — mitunter in sehr loser — zum preußischen Hofe gestanden haben. Dabei werden vor dem nachdenklichen Leser die weniger bekannten unterirdischen Strömungen der Aufklärungszeit bloßgelegt, wie sie sich in den alchemistischen, pietistischen, mystischen und okkultistischen Neigungen der verschiedenen Herrscher und ihres Hofes verraten; er sieht die Kehrseite der Medaille, das Günstlings- und Maitressenwesen und welche Gefahren mit dem Absolutismus selbst kluger und wohlmeinender Fürsten verbunden sind, geschweige denn eines solchen Schwächlings wie Friedrich Wilhelms II. — Das Buch ist ungeschickt geschrieben, ohne innere Notwendigkeit im Aufbau. Wichtiges wird mitunter vergessen und dann nachgeholt oder in den Anhang verwiesen. Doch hat es den Vorzug, wahr zu sein und kommt der Gier eines sensationslüsternen Lesers nicht entgegen. Es stellt oft die nüchterne Wahrheit fest, wo bisher eine romanhafte Überlieferung herrschte. Trotz dieser Wahrhaftigkeit und Hölzernheit ist es immer noch so fesselnd, daß auch nur wenig historisch Interessierte von ihm festgehalten werden. Man kann es daher in größere und mittlere Büchereien mit gutem Gewissen einstellen.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Sternbeck, Alfred: Flibustier und Bukaniere. Seeabenteuer aus vergangener Zeit. Mit 16 Bildtaf. Berlin: Hobbing 1928. 400 S. Geh. 10,—. Geb. 12,—.

Das ist eine prächtige Zeit, von der dies Buch erzählt: die Zeit vom Aufgang und Niedergang der ehrsamen Zunft der Seeräuber, die im Mittelpunkt so manchen Abenteuerbuches stehen. Hier aber beleben keine romantisch gefärbten Romanhelden die Handlung, sondern echte Korsaren und Flibustier wandern manchmal recht schwankend mit der Rumflasche im Arm, den Gürtel mit Pistolen gespickt, im abgerissenen schmutzstarrenden Kostüm echter Teerjacken über die Planken bisweilen recht reparaturbedürftiger Kähne. Kerls, die nichts mehr zu verlieren, aber alles zu gewinnen haben, verkrachte Existenzen aus aller Herren Ländern. Manche von ihnen führen — zwar unbeholfen genug — neben der Lunte und dem Entermesser auch die Feder, so daß sie in ihren Tagebüchern, aus denen der vorliegende Band manche Probe bietet, mit Humor und Behagen von ihren Fahrten und Abenteuern berichten können. Sie führen ihren Privatkrieg mit allen Seemächten, die Englands jungfräulicher Königin verfeindet sind, und ihre Landesherrin ist als stille Teilhaberin an den meisten ihrer Unternehmungen beteiligt. Damit aber auch das Gewissen beruhigt ist, gibt sie ihnen für alle Fälle noch einen bibel- und trunkfesten Geistlichen mit an Bord, der alltags zwar Lunte und Kanone bedient und das volle Grogglas schwenkt, sonntags aber der zerknirschten reuigen Mannschaft gründlich die Leviten liest. Mit der Hilfe seiner Königin wird aus dem tollkühnen Privatseeräuber Francis Drake Englands größter Flottenführer, der Spanien bekriegt und die unbesiegbare Armada schlägt. Es enden

freilich nicht alle Seeräuber, von deren Taten und Untaten das Buch erzählt, als Lord. Die meisten verkommen im Schmutz englischer Hafenkneipen oder am Galgen. Doch in England bewundert man sie, auch die tollen Räuber aus der Zeit des Niedergangs: Noch heute bekannte englische Volksballaden singen von ihnen, in romantischem Aufputz gehen sie im 16. und 17. Jahrhundert über die Bühne von Drury Lane. Nur die wenigsten von ihnen kehren beim Generalpardon in den ruhigen Hafen gesicherter bürgerlicher Ordnung zurück, wo weitsichtige englische Kolonialpolitik sie als Ansiedler und Kolonisten zu verwenden versteht. — Kulturgeschichtlich interessant und packend erzählt die fortlaufende Darstellung dieses Buches von den ersten englischen Kolonisationsversuchen, von den Privatkriegen gegen den allerchristlichsten König und gegen den Papst, die dann schließlich mit der Herrschaft Englands auf allen Meeren endigen. Aber nicht nur der geschichtlich und kulturgeschichtlich interessierte Leser wird gern nach diesem Buche greifen, auch alle, die im Abenteuerbuch nur die Spannung suchen, werden gefesselt werden von dieser Darstellung, die man auch Jugendlichen etwa vom 15. Jahre an in die Hand geben kann. Zeitgenössische Bilder beleben die Darstellung, doch leider fehlt eine Karte von den Hauptschauplätzen dieser Kaperfahrten. Alle Büchereien können das Buch einstellen. W. Eggebrecht (Stettin).

Berendsohn, Walter A.: Selma Lagerlöf. Heimat und Leben, Künstlerschaft, Werke, Wirkung und Wert. München: Langen 1927. 371 S. Geh. 11,—. Lw. 14,—.

Daß Selma Lagerlöf gerade in Deutschland die erste umfassende Würdigung ihres reichen Schaffens gefunden hat, wird am wenigsten den Volksbibliothekar verwundern, der die Liebe des deutschen Volkes zu der großen schwedischen Dichterin immer von neuem erfährt. Und für ihn selbst ist denn auch das Studium dieser Biographie von großem Werte, weil sie mit feinem Spürsinn den Quellen nachgeht, aus denen das epische Werk erwächst. Das gilt besonders dem zweiten Abschnitt, welcher auf die Darstellung von Heimat und Leben der Dichterin folgt und die Einflüsse mündlicher Erzählungskunst, die Weltanschauung, die gestaltenden Kräfte behandelt. Wir kannten den Einfluß der volkstümlichen Überlieferungen auf Selma Lagerlöf, der offenbar ist, aber wir gewinnen aus dieser Analyse ganz neue Einsichten über den Einfluß der Volkskunst und der mündlichen Erzählungskunst auf Komposition und Gestaltung der Werke und finden hier — in dieser Eindringlichkeit zum ersten Mal, worauf der wissenschaftliche Wert des Buches vornehmlich beruht — grundsätzliche Fragen der Beziehung der beiden großen Gebiete der Volkskunst und der hohen Kunst am glücklichsten Beispiel erörtert. Nur über die Lyrik gibt es bisher Untersuchungen von ähnlichem Werte. Der dritte Abschnitt behandelt sodann die einzelnen Werke, während ein vierter Teil, Wirkung und Wert, den Beschluß macht. — Wenn das hervorragende und für uns so wichtige Buch nur großen Büchereien empfohlen werden kann, so liegt das darin, daß die Biographie nicht zu geschlossener Gestaltung des Stoffes und der gewonnenen Ergebnisse vordringt, sondern das Material der Untersuchung allzusehr im Einzelnen ausbreitet und vielfach bei methodischen Erörterungen verweilt. Vielleicht war das zur Rechtfertigung mancher neuen Wege notwendig, aber es bleibt der Wunsch, dieses Material in eine geschlossenere Kunstform, welcher die große Biographie nicht entbehren kann, umgegossen zu sehen. — Von Einzelheiten möchte ich nur erwähnen, daß bei der Besprechung der „Charlotte Löwensköld" ein entscheidender Punkt falsch gesehen ist. Wenn es vom Hilfsprediger Ekenstedt heißt: „Er erweist sich auch als edelgesinnt und schützt sie (Charlotte) vor den Schmähungen der Leute. Als ihn aber sein religiöser Übereifer auch zum offenen Bruch mit seiner Mutter treibt, da wendet sich das Blatt", so ist verkannt, daß gerade die Form, in der er Charlotte in Schutz nimmt, die alte Liebe in ihr tötet. Er sieht auch hier nur sich und seine Gerechtigkeit und zieht das hochherzige Opfer der einstigen Geliebten in den Schmutz. — Das Buch ist mit hervorragend schönen Abbildungen geschmückt. W. Schuster.

Eggersglüß, Heinrich: Tagebuch eines Eisenbahners. Den deutschen Eisenbahnern und dem deutschen Volke. Braunschweig: Westermann 1927. 214 S. Lw. 5,50.

Nach dem Titel erhofft man eines jener Erlebnisbücher, die da entstehen, wo dichterische Schöpfergabe mit der chaotischen Urkraft der Arbeit zusammentrifft, um ungefügen Stoff in geprägte Form zu wandeln. Bücher, wie sie uns etwa von einem Zola, einem Lersch oder einem Bröger gegeben worden sind. Gerade die Welt der Eisenbahn mit ihrem hinreißenden Zauber ist ein Vorwurf voll reicher Möglichkeiten für die gestaltende Hand des Künstlers. Indes, dieser Vorwurf ist hier nicht genützt. In diesem „Tagebuch eines Eisenbahners", das aus dem Jahre 1898 bis zur Ruhrbesetzung (1923) führt, ist die Welt der Schienen kaum einmal dem Leser in Erlebnisnähe gerückt. Manchmal klingt ein stärkerer Ton auf, doch er taucht gleich wieder unter in einer Flut persönlicher und persönlichster Angelegenheiten des Verfassers, erdrückt von einer Fülle von Belanglosigkeiten: Der Geschichte eines (quälenden) Ehrgeizes (Eggersglüß arbeitet sich mühselig vom Bremser zu höherer Stellung empor), einem gezwungenen Humor, Proben einer Lyrik minderen Grades und der Schilderung eines Winkelglückes, die zwar aus warmem Herzen kommt, aber in diesem Rahmen nur befremdet. Wohltuend berührt die heiße Liebe des Verfassers zu Volk und Vaterland. Während er sonst hart mit dem Ausdruck zu ringen hat, gibt ihm echtes Gefühl hier Worte voll flammender Leidenschaft und großer Überzeugungsstärke. — „Tagebuch eines Eisenbahners!" Man erwartet ein eisernes Gerüst, aber wo Wille und Kraft zu seinem Bau einmal genügten, da ist sein Gefüge sofort wieder unter bunten Blumen verschüttet und verborgen. Nicht die glättende Hand, nur die geballte Faust kann diesen Stoff bezwingen. — Von einer Anschaffung darf wohl abgeraten werden.

O. Krenz (Charlottenburg).

Ertl, Emil: Geschichten aus meiner Jugend. Leipzig: Staackmann 1927. 213 S. Geh. 3,50. Lw. 5,—.

Ertl hat sich seinen Platz in den Büchereien besonders durch seine in den letzten Jahren erschienenen Romane erworben. Die hier vorliegenden Jugenderinnerungen lassen uns den Dichter ohne die Süßlichkeit mancher seiner Landsleute als liebenswürdigen Österreicher erscheinen, der dem Leben frühzeitig mit ernsten Augen entgegensieht. In seinem Großvater findet er einen Erzieher, der, selbst von besten Qualitäten, dem jungen Menschen nur Gutes auf den Lebensweg mitgeben konnte. Das Buch, das mit dem ersten Liebeserlebnis des Dichters abschließt, wird bereits in kleineren Büchereien viel Gegenliebe finden.

O. Bahrt (Insterburg).

Fechner, Hanns: Menschen, die ich malte. Mit 17 Abb. Berlin-Zehlendorf: Rembrandt-Verlag 1927. 260 S. Geb. 6,—.

Das von Hermann Stehr eingeleitete Buch des erblindeten Malers, der vor allem durch sein Raabe-Bildnis, dann durch den „Spreehans" und andere Schriften liebenswürdigen Humors weiteren Kreisen vertraut ist, enthält Erinnerungen an eine Reihe bekannter Persönlichkeiten, wie den großen niedersächsischen Dichter Fontane, Carl und Gerhardt Hauptmann, Bölsche, Begas, Menzel, Stettenheim, Pietsch, Virchow, Bergmann, verschiedene Fürstlichkeiten und andere Vertreter der älteren Generation, denen er anläßlich der Ausübung seiner Kunst als Porträtmaler menschlich näher getreten ist. So erhalten wir ein Kulturbild der Vorkriegszeit, aufgebaut auf tausend kleine Erlebnisse, die den Künstler als einen warmherzigen und humorvollen Menschen erkennen lassen. Aus allem spricht die Freude, sich mitzuteilen, und eine tiefe Dankbarkeit angesichts der Fülle des im Verkehr mit bedeutenden Zeitgenossen Erschauten. Auch wir sind dem Verfasser gegenüber von der gleichen Gesinnung erfüllt, da er uns so vieles nacherleben läßt, das man nach der Lektüre des Buches als eine wirkliche innere Bereicherung empfindet. Das mit guten Nachbildungen Fechnerscher Porträts ausgezeichnete Buch sollte jeder Bücherei willkommen sein.

G. Fritz.

Federer, Heinrich: Am Fenster. Jugenderinnerungen. Berlin: Grote 1927. 454 S. Geh. 5,50. Geb. 7,50.

Besinnlichen Lesern und allen denen, die den Dichter und seine blühende, warmblütige und farbenkräftige Gestaltungskraft lieben, ist mit diesem Buche eine köstliche Gabe beschert. Es liegt abseits der Heerstraße, wie die schweizerischen

Bauernhäuser, an denen das große Leben geputzt und fremd in den Kutschen der Reisenden vorüber rollt, aber es ist mehr als Idyll — und darin echt deutsch —, weil es tief aus dem Herzen aufblüht und der Dichter so früh um die Schmerzen des Lebens weiß. Federers Vater verkam als verbummeltes Genie, und unerbittlich wahr und zugleich unendlich liebevoll ist er gezeichnet, um der Mutter dunkelglatten Scheitel, die strenge, tapfere und fromme Frau, die unvergeßliche Verena, aber leuchtet ein Heiligenschein, wie auf alten Meisterbildern. Und wie klargesichtig sieht der Dichter sich selbst, den schwachen, mit seinem Asthma kämpfenden Buben, seine Eitelkeiten, seine Träume und Sehnsüchte, wie erhalten alle Kameraden, jeder Mensch, groß und klein, der ihm über den Weg läuft, ihr eigenes festes Gesicht und Wesen und werden Staffeln und Stufen in diesem werdenden Leben. Und wie bettet sich das alles dann in die heimatliche Erde ein. — Besonders katholische Büchereien werden an diesem Buche eine wertvolle Bereicherung haben, aber auch protestantische Leser, die sich ein wenig Zeit zum Lesen zu nehmen verstehen, werden das Buch lieben lernen, dessen Dichter mit seinem warmen, verstehenden Herzen aller konfessionellen Enge fern ist.

W. Schuster.

Foerster, Erich: Adalbert Falk. Sein Leben und Wirken als preußischer Kultusminister, dargestellt auf Grund des Nachlasses unter Beihilfe des Generals d. I. Adalbert von Falk. Gotha: Leopold Klotz 1927. Geb. 20,—.

Das Werk ist eine Jubiläumsschrift zu dem 100jährigen Geburtstage des preußischen Kultusministers Dr. Adalbert Falk. Von dem familiengeschichtlichen Eingangskapitel abgesehen, das der Sohn schrieb, gründet es sich in der Hauptsache auf Falks eigenhändige Niederschrift seiner Erinnerungen „Von meiner Familie und von mir" sowie auf sein Tagebuch und seine Dokumentensammlung aus seiner Ministerzeit. Die Bearbeitung dieses Nachlasses lag in den Händen von D. Dr. Erich Foerster, Pfarrer und Professor an der Universität Frankfurt a. M., einem Sohn von Falks Mitarbeiter Dr. Franz Foerster. Das Ziel des Herausgebers war, die „Biographie des Staatsmannes Falk" zu schreiben. Frei von dem Charakter einer konfessionellen Streitschrift wie politischen Verteidigungsschrift wurde seine Arbeit eine Biographie historischen Stiles Rankescher Schule. Und so besitzen wir in diesem Werke nicht nur eine leidenschaftslose, sachliche und weitgreifende Darstellung des politischen Wirkens eines der selbständigsten und leidenschaftlichst bekämpften Minister der Bismarckzeit, sondern auch die bisher fehlende und darum um so notwendigere Darstellung eines der umstrittensten Gebiete der Innenpolitik des neuen Reiches von staatlichem Standpunkte aus, die geeignet ist, auch Bismarcks Darstellung des Kulturkampfes zu ergänzen und zu berichtigen. Wenn die Biographie auch zunächst nur den Anspruch erhebt, einen abgeschlossenen Zeitabschnitt innerdeutscher Staatsgestaltung rein geschichtlich darzustellen, so ist sie doch in unsern Tagen der erneuten Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche von höchstem Gegenwartswert und -reiz. Mit Recht widmet der Verfasser das Buch „den Lehrern Preußens, den alten zum Gedächtnis, den jungen zum Vorbild", zum Gedächtnis an den Schöpfer der „Allgemeinen Bestimmungen" als der ein halbes Jahrhundert gültigen Grundlage des preußischen Volksschulwesens, zum Vorbild in der großen Auseinandersetzung zwischen einer eigengesetzlichen und einer kirchlich gebundenen Schul- und Volksbildung, für die alle Kämpfer in den Reden und Gesetzentwürfen Adalbert Falks wertvolle Waffen finden werden. Das Werk ist darum für jede größere Volksbücherei wertvoll. Vielleicht veröffentlicht der Verlag als Ergänzung auch eine Auswahl der bedeutsamsten Reden und Gesetzentwürfe Falks. K. Polensky (Greifenhagen).

Fülöp-Miller: Der heilige Teufel. Rasputin und die Frauen. Leipzig: Grethlein. 440 S. Geb. 16,—.

Dies ist die erste große und zusammenfassende Biographie des vielumstrittenen sibirischen Bauern, der dann am russischen Zarenhofe als Heiliger, Wundertäter und Helfer wirkte. Auf Grund eines sehr großen literarischen Materials und mit Hilfe von 94 Bildern entsteht ein packendes Gesamtbild. Manchmal hat sicher die Phantasie etwas dazu getan. Aber der Vorzug des Buches ist, daß es eine gute

Mitte hält zwischen jener abgöttischen Verehrung, die Rasputin emporhob, und jener Verzerrung seines Bildes, die nur den Scharlatan und Teufel in ihm sah. Ob immer die richtige Mitte gehalten ist? Gewiß, ein Mann, der vielleicht sogar hätte den Weltkrieg unmöglich machen können — sein Einfluß auf den Zaren kann überhaupt nicht überschätzt werden —, muß auch positiv gewertet werden. Und er war gewiß sehr hilfsbereit. Aber sein lüderliches Leben, das er mit seiner Lehre von der „Erlösung durch die Sünde" rechtfertigte, ist doch nicht nur Schwäche, wie es der Verfasser darstellt, sondern unverantwortliches Spiel mit den Dingen und Menschen. So gelingt es dem Verfasser nicht, sein Ziel zu erreichen: nämlich die Ermordung Rasputins als tragischen Tod erwachsen zu lassen. Man ist schließlich froh, daß er von der Bildfläche verschwindet. Nach all dem kann das Buch bedingt empfohlen werden. Wo man sich um ein Gesamtbild des russischen Lebens bemüht, ist es natürlich unentbehrlich. Der Stil hat manchmal ungefeilte Partien, vor allem zu viel Wort- und Gedankenwiederholungen. — Für größere Büchereien. H. Hartmann (Foche-Solingen).

Gundolf, Friedrich: Caesar. Geschichte seines Ruhms. 2. Aufl. Berlin: Bondi 1925. 272 S. Geh. 5,—. Lw. 8,—.

Gundolf will hier nicht Cäsars „Taten oder Eigenschaften zum tausendsten Mal betrachten, sondern seinen Gang durch das Gedächtnis der Völker". Er zeigt, von Cäsars Kommentarien und den Berichten der Zeitgenossen Cicero, Katull, Sallust ausgehend, wie seine Gestalt noch in der Antike zum Mythos wird, und im Mittelalter „magisch fortwirkt durch die Weihe seines Namens" in Überlieferung und Mären, ohne an Bedeutung und Wirkung zu verlieren. Am Ende der Epoche ist Cäsar dem Hohenstaufen Friedrich II. nicht nur wie seinen großen Vorgängern Name, Würde, staatliches Recht, sondern ein persönliches Vorbild. Mit dem Beginn der Renaissance, mit Dantes Weltgedicht und vor allem durch Petrarca wird Cäsar wieder historische Person; die humanistische Forschung bemächtigt sich seiner, und so wird er den Renaissanceherrschern Vorbild im Guten und Bösen — Cesare Borgias Wort: „aut Caesar aut nihil" bezeugt dies. In allen Ländern Europas arbeiten dann Forscher und Dichter an dem Bilde des Menschen, des Staatsmannes, des Kriegers, und ihre Gestaltungen geben ebenso wie der eigentliche Cäsar den bedeutenden Herrschern und ihrem Wirken Form und Ziel. Mit dem gewaltigsten Versuch einer Wiederkehr des Cäsarischen Reiches durch Napoleon, der bewußt dem römischen Herrscher nachlebt, schließt Gundolf. — Dieser geistvolle Versuch einer neuartigen Geschichtsdarstellung, in der die fortwirkende Kraft der Persönlichkeit als Leitmotiv immer wieder anklingt und gleichzeitig ein großes Stück geistesgeschichtlicher Entwicklung und Ergebnisse dargeboten wird, wird allerdings nur vorgebildeten Lesern etwas bieten. Große Büchereien werden jedoch auch auf dieses Werk Gundolfs, das neuerdings durch „Cäsar im 19. Jahrhundert" ergänzt ist, nicht verzichten können.

M. Thilo (Stolp i. P.).

Havenstein, Martin: Thomas Mann. Der Dichter und der Schriftsteller. Berlin: Wiegandt & Grieben 1927. 357 S. Lw. 14,—.

Wer die früheren Veröffentlichungen Havensteins (Vornehmheit und Tüchtigkeit 3. Aufl. 1919. Nietzsche als Erzieher 1922. Die Dichtung in der Schule 1925) im Gedächtnis hat, der weiß von vornherein, daß wir es hier mit einem ernsten und eindringlichen Buch zu tun haben. Havenstein bekennt von sich, für manche seiner eigenen Empfindungen und Erleidnisse habe gerade Thomas Mann erst den ersehnten Ausdruck gefunden. Das Buch ist ein Ausdruck des Dankes für zuteil gewordene Lebenshilfe. — Havenstein ist Erzieher. Er hat erfahren, daß viele Leser Thomas Manns nur durch die unterhaltsam-realistische Außenseite seiner Werke gefesselt werden, ohne die Symbole zu durchschauen, die sie in sich tragen. Diesem Mangel will er abhelfen — und hilft er ab. Er rechtfertigt und verteidigt den Dichter, weil er wohl weiß, daß dies nötig ist. Er fühlt sich seinem Dichter seelenverwandt. Aber er hat doch auch noch eine andere Seele in seiner Brust und denkt nicht daran, sie zu verleugnen. So entsteht denn ein positives und doch kritisches Buch, das uns zugleich dartut, wer Th. Mann ist und wer er nicht ist, was er kann und was er nicht kann! — Thomas

Mann ist kein Erzieher. Er kann ohne Frage Menschen gestalten; er kann uns Zeit und Welt und Leben deuten; er kann vor allen Dingen schreiben. Havenstein wird nicht müde, Thomas Manns Sprache zu rühmen. Er meint: Wenn Thomas Mann denn doch ein Erzieher ist, so jedenfalls als Meister der Sprache. „Bei ihm geht daher heute wohl beinahe jeder in die Schule, der die Kunst des Schreibens lernen will." Aber nun auch die andere Seite. Thomas Mann ist der Dichter des Verfalls. Die meisten seiner Hauptgestalten sind krank, erschöpft, verkümmert, entartet. Warum? Es handelt sich dabei, wie Havenstein glaubt, nicht um bewußte Zugeständnisse an einen dekadenten Zeitgeschmack; dieser Dichter kann vielmehr, seiner Natur nach, nichts anderes wirklich darstellen als verfallendes Leben. Dieser „Hang zum Pathologischen" ist nun einmal sein angeborenes Schicksal. Es trifft sich, daß tatsächlich ganz allgemein auch unser Lebensgefühl erschüttert ist. „Wir sind heute unserer Lebenskraft nicht mehr gewiß, und zwar einzeln betrachtet wie als Volk und Gesellschaft." So finden sich Dichter und Leser auf demselben unsicheren Boden. Alles ist fragwürdig. Jedes „vitalistische Pathos" fehlt. Thomas Mann ist vielleicht ein Moralist, aber kein Ethiker; in seiner Welt fehlt die spezifische ethische Atmosphäre so gut wie ganz und folglich denn auch die Kraft, neue Ideale zu bilden. Wenn er trotzdem neuerdings den Anspruch auf ein sog. Volksmagistertum erhebt, so steht auch Havenstein nicht an, diesen Anspruch abzulehnen. — Soviel aus dem ersten Teil des Buches, der eine Gesamtbetrachtung des Künstlers und des Menschen bringt. Der zweite Teil bringt eine Besprechung der einzelnen Werke, die überall aus einer selbständigen Auffassung der Dinge hervorgeht und vielfach von der landläufigen Meinung abweicht. Gewisse Dichtungen lehnt Havenstein ab (Fiorenza) oder stellt sie im Werte zurück (Tod in Venedig). Er widerlegt auch die Behauptung des Dichters, daß es sich im „Zauberberg" um einen wirklichen Erziehungsroman handle; denn Hans Castorp „kommt ja gar nicht herauf". Dagegen wertet er „Königliche Hoheit", hauptsächlich eben aus pädagogischen Gründen, sehr viel höher, als es gewöhnlich geschieht. Hier habe der Dichter einmal den tiefen Zwiespalt seines Wesens überwunden und ein auch ethisch und menschlich vollendetes, ja klassisches Werk geschaffen. Unter den kleinen Schriften hebt Havenstein mit Recht die Prosaidylle „Herr und Hund" hervor; sie ist wenig bekannt und doch über alle jene Einwände erhaben, die im übrigen gegen Thomas Mann bestehen. — Zwei Schlußbemerkungen. Erstens: Auch nach der Lektüre dieses aufschlußreichen Buches, das seinen Gegenstand nahezu erschöpft, bleibt es zweifelhaft, wie sich eigentlich die persönliche Vitalität des Dichters zu dem morbiden Gesamtcharakter seines Lebenswerkes verhält. Und zweitens: Havenstein zieht zum Vergleich Fontane und C. F. Meyer, Hauptmann, Ponten und andere heran. Neuere Dichter wie Hans Grimm und Kolbenheyer, ältere wie Wilhelm Raabe bleiben außerhalb des Gesichtskreises, den sein Buch umschließt. Man erweitere diesen Kreis, man überschaue die neudeutsche Dichtung in ihrer Gesamtheit, und man wird sich fragen müssen, wie weit Thomas Mann auch dann noch als Stellvertreter und Seelenkünder für Volk und Zeit gelten kann. Sicher wird man den Umfang seiner Sendung dann noch mehr einschränken müssen, als Havenstein es bereits tut.
W. Schaefer (Stettin).

Hedin, Sven: Mein Leben als Entdecker. Mit 158 Abb. u. 15 Kt. Leipzig: Brockhaus 1927. 403 S. Lw. 15,—.

Dem Kenner von Hedins Werken bietet diese Selbstbiographie sachlich nichts Neues; denn sie ist ursprünglich nur in der Absicht geschrieben für Hedins amerikanische Freunde, denen die Originalreisewerke nicht bekannt waren, eine Einführung in die ganze Geschichte seiner Entdeckungen zu geben. Tatsächlich hat Hedin hier seine sämtlichen Asienreisen von der ersten Schülerfahrt nach Persien bis zu seinen berühmten Zügen ins Innere Tibets geschildert, und das ganze Buch liest sich, weil hier immer nur das Wesentlichste von allen Reisen erzählt werden konnte, fesselnder als manches der gar zu breit geratenen Originalwerke. Was man vermißt, ist nur das schöne photographische Material, das Hedin doch so reichlich zur Verfügung steht, das hier aber den zwar recht hübschen, aber doch längst nicht so illustrativen Handzeichnungen Hedins hat Platz machen müssen. Das Buch, das aber keine Lebensbeschreibung, sondern nur eine Geschichte der Ent-

deckungen ist, wird sich nicht nur für große Büchereien als Ergänzung zu den übrigen Werken eignen, sondern noch eher für mittlere Büchereien, die es getrost als Ersatz für die recht kostspieligen Originalreisewerke anschaffen können.

K. Schulz (Stettin).

Kellers Briefe. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert durch Max Nußberger. Leipzig: Bibliographisches Institut o. J. 540 S. Lw. 5,50. Hldr. 9,50.

Der hohe erziehliche Wert einer Beschäftigung mit der Persönlichkeit Gottfried Kellers liegt in dem klaren Bilde, welches wir an ihm als von einer irrend umherschweifenden, dann mählich ihr Ziel erkennenden und dieses mit zäher Kraft und dem festen Willen zur Beschränkung ergreifenden Persönlichkeit gewinnen. Dabei wird alles dies im Kampfe einer schwerfälligen, vielfach spröden Natur abgewonnen, deren großer innerer Reichtum, um Frucht tragen zu können, von einem energischen Willen und von mancher instinktiven Schutzmaßnahme dauernd gestützt, umhegt und zusammengefaßt sein will. Unmittelbar spiegelt sich dies Leben in seinen Briefen, welche zu den köstlichsten Zeugnissen einer eigenwilligen Natur gehören und nun über das Gesagte hinaus eine Fülle von Humor, von Beobachtungen zur Kunst und geelgentlich auch zu zeitgenössischen Dichtern ausstreuen. Hinter allem steht der unbeirrt ehrliche Mensch mit dem warmen und hellen Blick. — Die Nußbergersche Auswahl sollte allen Volksbüchereien höchst willkommen sein, da die große Ermatingersche Ausgabe doch mehr für Studienzwecke geeignet ist (während große Büchereien die Biographie von Ermatinger ohne die Briefe und Tagebücher nicht entbehren können). Die knappe Einleitung faßt das Wesentliche zusammen, sorgfältige Anmerkungen, ein Personenverzeichnis, eine Zeittafel erhöhen den Wert des Buches. (Vgl. auch diese Zeitschrift Jg. 1925, S. 128.)

W. Schuster.

Liliencron, Detlev von: Briefe in neuer Auswahl. Hrsg. u. eingel. von Heinrich Spiero. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. 449 S.

Ihrer selten frischen und unmittelbaren Art wegen sollte man die Briefe Liliencrons, welche das Bild dieses Menschen allein recht zu geben vermögen, in dieser guten Auswahl einstellen. Die Persönlichkeit zeigt darin nicht nur ihre Licht-, sondern auch ihre Schattenseiten, die man aus dem dichterischen Werke allein nicht recht zu erkennen vermag. Jugendlichen soll man sie nicht in die Hand geben, dem reifen Menschen werden sie viel zu denken machen, am Ende überwiegt die tragische Erschütterung, und man trägt dem vielgeschundenen Ritter um seines heißen Herzens und seiner im Kern geraden und liebenswerten Natur seine Schwächen nicht nach. Es gibt kaum etwas Charakteristischeres für die Zeit und für den Stil der Zeit als diese Briefe. — Die Einleitung Spieros ist klug und kenntnisreich, wenn man sich auch gelegentlich an der etwas trivialen Formgebung stößt. — Für mittlere und größere Büchereien.

W. Schuster.

Meyer-Graefe, Julius: Dostojewski. Der Dichter. Berlin: Rowohlt 1926. 530 S.

Der Verfasser, der sich als feinsinniger Kenner und geistvoller Verkünder westeuropäischer Malerei einen wohlbegründeten Namen geschaffen hat, sucht in diesem Buche Dostojewski als Künstler, d. h. von seiten der Form beizukommen. Es fallen auch, besonders in der Einleitung, allerlei blendende, manchmal erleuchtende Streiflichter von der Formenwelt der modernen Malerei auf die dichterischen Formen Dostojewskis. Aber Formprobleme der Malerei sind doch etwas anderes als Formprobleme der Literatur, ganz besonders der russischen Literatur, die so gar nicht artistisch ist, so völlig nur Ausdruck der schöpferischen Empfindung, die ihre Form sich jeden Augenblick selber schafft und oft wieder sprengt. Es ist vielleicht möglich, einen Maler oder bildenden Künstler zu würdigen ohne Kenntnis seiner Sprache, es ist wohl auch möglich, das Tiefste eines Propheten oder Philosophen ohne Kenntnis von dessen Sprache zu erfassen. Aber sehr schwierig ist es, die Form eines Schriftstellers zu würdigen ohne Kenntnis der Sprache, in der er geschrieben hat, und der ganzen geistigen Welt, in der er aufwuchs, mit

der er sich auseinandersetzte in Wirkung und Gegenwirkung. Der Verfasser hat sich mit diesen Dingen nicht sehr eingehend beschäftigt. Er nimmt Dostojewski gewissermaßen „wie er ist", d. h. so, wie er in den Übersetzungen seiner Hauptwerke erscheint. Das Einzige, was er von Dostojewskis Voraussetzungen in Betracht zieht, ist dessen Schiller-Verehrung, welche er, da er selbst Schiller im Wesentlichen aus den Anpöbelungen Nietzsches und einigen Schulerinnerungen kennt, selbstverständlich als eine Geschmacksverirrung betrachtet, die er jedesmal verantwortlich dafür macht, wenn ihm etwas an dem „œuvre" seines Helden mißfällt. Die tausend Wurzeln, mit denen Dostojewski, mit denen die russischen Schriftsteller überhaupt, mehr als andere, mit dem Leben ihres Volkes verwachsen sind, die geistigen und politischen Strömungen der gebildeten Oberschicht Rußlands, ohne deren Kenntnis Dostojewskis Werk in der Luft hängt, hat der Verfasser nicht näher berücksichtigt. Was auf die Einleitung folgt, sind im wesentlichen Analysen der Hauptwerke, bei denen Kritik und Inhaltsangabe geistvoll, aber oft auch sprunghaft verflochten sind. Der Verfasser hat sich nicht genügend zum Bewußtsein gebracht, daß der literarhistorische Essay im Unterschied vom kunsthistorischen sich nicht auf eine begleitende Illustration stützen kann, sondern vielmehr sozusagen diese ersetzen muß. Wenn das Buch demnach das von ihm aufgeworfene Problem nicht löst, ja kaum in seiner Schwierigkeit erkennt, so enthält es doch, wie man von einem so bedeutenden Schriftsteller erwarten kann, eine Unmenge feinster und geistvollster Bemerkungen und kann philosophisch und ästhetisch gebildeten Lesern, die die nötige kritische Fähigkeit haben, als eine stets anregende, niemals langweilige Lektüre empfohlen werden. Für eine erste Einführung in Dostojewski setzt es zuviel voraus. Aus diesen Gründen erscheint es auch für Volksbüchereien wenig geeignet. K. Hartmann (Stettin).

Nötzel, Karl: Das Leben Dostojewskis. Leipzig: Haessel 1925. 846 S.

Ganz anderer Art als das Buch Meyer-Graefes ist das Nötzels. Nicht ein Essay, in dem der Geist des Kritikers über den Wogen der Dichtung schweben bleibt, sondern eine außerordentlich gründliche, aus jahrelanger Arbeit entstandene Studie. Unter Verwertung des ganzen bis jetzt vorliegenden Materials gibt Nötzel eine lückenlose Geschichte des Lebens Dostojewskis, nicht nur des äußeren, sondern auch des inneren. Er sagt mit Recht, daß das Privatleben Dostojewskis im Vergleich mit dem Goethes Nebensache sei. Dostojewskis große Romane sind weniger aus dem eigenen Leben als aus dem Miterleben des Lebens, Leidens und Verkommens anderer Menschen gestaltet. Als guter Kenner auch der deutschen Literatur stellt der Verfasser oft in sehr lehrreicher Weise Westeuropäisches und Russisches — Goethe und Dostojewski — nebeneinander. So sagt er mit Recht, daß dem Russen das dionysische Erlebnis der Liebe fehle, dafür ihm ein Hang zum moralischen Sadismus eigen sei. Besonders fein führt er aus, daß Goethe — noch besser wäre hier vielleicht Shakespeare gewesen — uns die unendliche Entfaltungsmöglichkeit, Dostojewski die unendliche Entstellungsmöglichkeit des Menschen offenbare. In der Tat ist das tiefste Geheimnis der westeuropäischen Literatur die Erkenntnis, daß diese unendliche Entfaltungsmöglichkeit den Keim ihrer Zerstörung in sich selber trägt. Das tiefste Geheimnis der russischen ist die Überzeugung, daß das echte Ebenbild Gottes unverwischbar sei und aus allen Beschmutzungen immer wieder aufleuchte. So ist das Höchste der westeuropäischen Literatur die verborgene Schwäche des Erhabenen, das Höchste der russischen die verborgene Hoheit des Gemeinen. — Aber auch die weniger bekannten Seiten im Werke Dostojewskis — das Zeitliche an ihm — werden dem deutschen Leser vorgeführt: seine politischen Ansichten, sein Panslawismus, seine Abneigung gegen alles Westliche, insbesondere auch gegen das Deutschtum. Der Deutsche, der sich gern dem Franzosen gegenüber in seiner irrationalen Tiefe fühlt, erscheint dem viel ausschließlicher gefühlsmäßigen Russen als Vertreter des Rationalismus, der die Welt gewinnt, aber seine Seele darüber verliert. — Das Urteil des Verfassers ist stets maßvoll und besonnen. Er selbst fühlt bei aller Bewunderung Dostojewskis sich als Europäer und als Deutscher. Ob die Zukunft sein Urteil ganz bestätigen wird, ist unsicher. Wenn Goethe dem gebildeten Deutschen leichter zugänglich ist als Dostojewski, so ist noch nicht gesagt, daß er der Menschheit mehr gegeben hat. Wer zur Weltliteratur gehört, darüber kann nur die Welt, d. h. die Gesamtheit

der gebildeten Nationen entscheiden. Sie hat sich ebenso für Dostojewski wie für Goethe entschieden und hierin liegt kein Widerspruch. Wenn der große Schaffende nur eine Grundrichtung seines Schaffens kennt — so Goethe die Weltverklärung, Dostojewski die Welterlösung —, so erhält der Aufnehmende in der weitergezogenen Aufnahmefähigkeit einen gewissen Ersatz für das mangelnde Glück des Schaffens. Wir können uns von Goethe und Shakespeare auf die Höhen, von Dostojewski in die Tiefen der Menschheit führen lassen, wenn wir nur beide Male ehrfurchtsvoll dem Führer folgen. — Das Buch ist in gutem und verständlichem Deutsch geschrieben und für Volksbüchereien durchaus geeignet. Eine gewisse, seinem Gegenstand kongeniale, epische Breite ist auch für dieses Werk wie für Nötzels ganze Schriftstellerei charakteristisch. K. Hartmann (Stettin).

Pestalozzi und seine Zeit im Bilde. Zur 100. Wiederkehr seines Todestages hrsg. vom Pestalozzianum und der Zentralbibliothek in Zürich. Zürich: Buchdruckerei Berichthaus 1928. 83 S., 165 Taf.

Das vorliegende Werk ist die schönste Festgabe, die das Pestalozzijahr allen Verehrern des großen Menschenfreundes gebracht hat. Den Anlaß zu ihrer Herausgabe bildete die Gedächtnisausstellung von bildlichen, handschriftlichen und gedruckten Dokumenten zum Leben und Wirken Pestalozzis, die in der Züricher Zentralbibliothek stattfand. Es wird manchem so gegangen sein wie mir, daß er beim Anhören von Augenzeugenberichten über jene Ausstellung lebhaft bedauerte, sie nicht haben sehen zu können. Umso dankbarer sind wir dem Kollegen Escher und der von ihm geleiteten Kommission (insbesondere auch der Redaktorin H. Wild), daß sie die bedeutsamsten Ausstellungsgegenstände hier in gut wiedergegebenen und lehrreich beschrifteten Bildern festhielten, sowie dem Verlage, daß er das geschäftliche Wagnis eines so umfangreichen und schön ausgestatteten Bandes auf sich nahm. Es ist ein einzigartiger Genuß, nun so viele Gestalten und Landschaften mit leiblichen Augen zu sehen, die man sich beim Betrachten von Pestalozzis Leben oft im Geiste vorzustellen versucht hat. Da sind zunächst die Bildnisse von Pestalozzi selbst, aus deren Zusammenschau man sich immer wieder den „wirklichen Pestalozzi" rekonstruieren möchte, da sind die Vorfahren und die Familie im engeren Sinne, die Jugendfreunde, die Freunde und Förderer aus den Lehrjahren und aus der Zeit der Helvetik, da sind die ersten Jünger und die Freunde aus Burgdorf und Münchenbuchsee (sehr mit Recht sind die Bildnisse Niederers und von Muralts farbig wiedergegeben) und aus Yverdon und die wichtigsten zeitgenössischen Freunde und Gegner seiner Methode. Welche Fülle von ausdrucksvollen Köpfen! Ehrwürdige Häupter mit Lockenperücken, feine Rokokogesichter, vornehm-bürgerliche Humanistengestalten der Humboldtzeit, Seelsorgertypen kirchlicher und profaner Art — eine erlauchte Gesellschaft, wie sie der gemeine Zufall menschlicher Geselligkeit nie zusammenführt! Es folgen dann die Abteilungen: „Pestalozzistätten", „Manuskripte und Dokumente" (wegen der vielen Handschriften-Faksimiles charakterologisch fast noch lehrreicher als die Bildnisabteilung) und „Drucke". Ganz besonders dankenswert aber ist das mehr als 60 Seiten umfassende „Geleitwort" von Professor Stettbacher, dem Direktor des Pestalozzianums. Es gibt unter dem Titel „Pestalozzi im Kreise seiner Freunde und Gegner" nichts weniger als einen auf der Höhe der heutigen Spezialforschung stehenden Abriß von Pestalozzis Lebensgang, bei dem „in möglichst weitgehender Weise jene Männer und Frauen selbst zum Worte kommen, deren Bilder dann folgen". So rundet sich der Kreis der Darstellung aufs schönste. — Ein reiches Register, das den Band beschließt, macht dann Text- und Bildteil dem Gebrauch des Nachschlagenden noch besonders bequem zugänglich. — Alle Büchereien, die sich das Werk irgend leisten können, sollten es einstellen. E. Ackerknecht.

Spiero, Heinrich: Ernst Zahn. Das Werk und der Dichter. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. 96 S.

Zum sechzigsten Geburtstag des Dichters ist diese Würdigung entstanden. Der Schweizerischen Eidgenossenschaft ist sie als „bescheidenes Zeichen deutschen Dankes" gewidmet. Im Einführungskapitel beschäftigt sich Spiero mit den die Schweizer Dichter auszeichnenden Eigentümlichkeiten: Freude an ihrem bürgerlichen Beruf,

der sie in Beziehung zu Gemeinde und Staatswesen bringt, Stolz auf die Natur und Geschichte ihrer Heimat und ein Weltblick, den sie durch frühes Reisen über die Grenzen ihres Landes hinaus erlangen. Mit solchen Eigenschaften sieht Spiero auch Zahn ausgestattet, der von sich selbst aussagt: „Ich bin Schriftsteller geworden. Wenn ich so zurückdenke, so ist mir, als hätte ich selbst kaum etwas dazu getan." Ein kurzes Kapitel schildert den Lebensgang, die anderen bringen Zahns dichterisches Schaffen zur Geltung, wobei er unterscheidet: Anfänge, geschichtliche Romane, Novellen der Reife, Romane der Schweiz, alte und neue Probleme, Dreiklang, worunter Spiero die Stellung von Zahns Helden zwischen zwei Frauen oder auch einer Frau zwischen zwei Männern versteht, ein Motiv, das in einigen seiner größeren Novellen wie auch in seinen Romanen wiederkehrt. Spiero hebt hervor, daß Zahn wie seine großen Vorbilder Gotthelf, Keller, Meyer die Freude am Substantiellen nicht verleugnet, daß ebenso die den Schweizern so besonders eignende Neigung zum Erzieherischen nicht fehlt. Die den Bürger Zahn auszeichnende Menschenliebe geht durch alle seine Werke und läßt ihn oft zu dem harmonischen Ausklang kommen. Wenn Spiero verschiedentlich Zahns Schaffen mit Gottfried Keller in nahen Vergleich bringt, so kann man einen leisen Widerspruch nicht unterdrücken, da Zahn den für Keller charakteristischen wohltuenden Humor gar nicht besitzt. Die kleine Abhandlung liest sich in der gepflegten Sprache des Literarhistorikers und bekannten Biographen Liliencrons und Raabes gut, weil er über sein Thema hinaus interessante Umschau über die zeitgenössische Literatur hält. Deshalb können größere Büchereien das Büchlein gern einstellen, wenngleich ich es fast als Unfug betrachte, daß heutzutage jeder lebende Schriftsteller, der ein großes Publikum hinter sich hat, auch seinen Biographen haben muß.

Anna Reicke (Charlottenburg).

Sterne, Laurence: Yorick und Elisa. Tagebuch und Briefe. Übers. und hrsg. von Karl Hellwig. München: G. Müller 1927. 221 S. (Müllers Zweimark-Bücher.)

Das Bändchen enthält die nicht sehr zahlreichen Briefe Sternes an Elisabeth Draper, sein Tagebuch an sie, das der Dichter wohl von Anfang an für die Veröffentlichung bestimmte, und einige weitere Briefe an andere Personen. Sie sind, zumal das Tagebuch, sehr bezeichnend für die Zeit der Empfindsamkeit und die Einwirkung der englischen Literatur auf die deutsche in dieser Periode. Leider sind die beiden großen Romane „Tristram Shandis Leben und Meinungen" und „Yoricks empfindsame Reise" trotz der schönen Ausgaben im Verlage Georg Müller wenig bekannt. Wo sie aber vorhanden sind und man Leser für diese ältere Literatur hat, da sollte man auch dies kleine, hübsche und preiswerte Bändchen einstellen.

W. Schuster.

Waser, Maria: Josef Viktor Widmann. Vom Menschen und Dichter, vom Gottsucher und Weltfreund. Eine Darstellung. Frauenfeld: Huber 1927. 200 S. Hlw. 3,20.

Das Buch, das in der wertvollen Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben" erscheint, will keine Biographie des liebenswürdigen Schweizer Dichters sein (die von des Dichters Schwester und seinem Sohn schon in vorbildlicher Weise geschrieben wurde) noch eine literargeschichtliche Darstellung, sondern nur ein Beitrag zur Erfassung dieser einzigartigen Schweizer Persönlichkeit. Es versucht, Widmann in seiner seelisch-geistigen Struktur darzustellen und geht daher auf seine äußeren Lebensdaten bloß soweit ein, wie sie das Gesamtbild verständlicher machen können, legt aber im übrigen das Hauptgewicht auf die inneren Probleme, die diesen nur von außen gesehen so maßvoll heiteren Menschen dauernd schwer bedrängten. Von hier aus deutet Maria Waser ihn in seinen menschlichen Beziehungen (vor allem zu seinem Freunde Spitteler), von hier aus weist sie Zugänge zum Verstehen seines künstlerischen Lebenswerkes. Daß sie dabei besonders auch des Journalisten Widmann gedacht hat, der über dreißig Jahre hindurch vom „Bund" her so etwas wie das Berner offizielle Gewissen war und der durch seine feuilletonistische Tätigkeit stark befruchtend auf eine jüngere Schweizer Dichtergeneration wie auf das Gesamtleben Berns gewirkt hat, wird

man ihr besonders anrechnen müssen. Das Ganze ist ein durchaus sympathisches Werk, mit Liebe und feiner Einfühlung in einer vorbildlichen Sprache geschrieben, das hoffentlich dem Dichter neue Freunde zuführt. Auch größere Büchereien werden gerne Notiz von dem Buche nehmen. K. Schulz (Stettin).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Close, Upton: Die Empörung Asiens. Mit Abb. Wien: Amalthea-Verlag 1927. 195 S. Geb. 10,—.

Ein Buch, das weite weltpolitische Perspektiven eröffnet und dem in der Regel nur durch die Zeitung unterrichteten Zentraleuropäer ein Bild des immer mehr hervortretenden Kräftespiels gibt, das darauf gerichtet ist, dem Asiaten von Angora bis Japan und ebenso dem Bewohner Ägyptens die kulturelle und politische Selbständigkeit wieder zu gewinnen. Der Verfasser, ein Amerikaner, der jahrelang Ostasien bereist hat und zuletzt als Diplomat in China tätig war, verfügt nicht nur über eine genaue Kenntnis von Land und Leuten sowie der großen einschlägigen Probleme, er ist auch ein feiner Kenner der asiatischen Seele, deren Hintergründe und letzte Absichten er zu entschleiern sucht. Daß die europäischen Methoden der Kolonisierung und „Durchdringung" bei der von ihm schonungslos geübten Kritik schlecht wegkommen, macht seinem Wahrheitsmut und seiner Aufrichtigkeit alle Ehre. Das Buch ist außerordentlich aufschlußreich, ja unentbehrlich und vermittelt deutschen Lesern besonders die Kenntnis von Begebenheiten, die seit 1914 die Stellung des Europäers, vor allem des Engländers in Indien, neuerdings auch in China, schwer erschüttert haben. Interessante Streiflichter fallen auch auf die eigenartige Stellung Rußlands unter den asiatischen Völkern, das seinen politisch-wirtschaftlichen Standpunkt immer mehr nach dem Osten verschiebt. Das gut übersetzte Buch zeichnet sich durch schlichte und gewandte Darstellung aus, die, ohne den Amerikaner zu verleugnen, auch der Anschauungswelt des deutschen Lesers Rechnung trägt. G. Fritz.

Posener, Paul: Juristisches Fremdwörterbuch, zugleich eine Erklärung gebräuchlicher Fachausdrücke. Berlin: Fichtner 1927. 183 S. Geb. 4,50.

Dieses juristische Fremdwörterbuch dringt entschlossen bis in die mystischen Sprachformeln vor, an denen die Sprache unserer Behörden, vor allem aber die Rechtspflege noch so überreich ist. Die Arbeit umfaßt geschlossen alle Rechtsgebiete. Vom Verfassungsrecht bis zum Handels- und Patentrecht. Von den verklausulierten Begriffen des Staats- und Völkerrechts bis zu den lustigen Zinken der Gaunersprache. Von der Erläuterung der Begriffe weisen kurze und knappe Angaben zu den Gesetzes- und Verordnungsstellen, auf die sie zurückzuführen sind. Das Buch kann überall, wo juristische Literatur ausliegt, und namentlich auch bei der Rechtsberatung gute Dienste leisten. E. Dovifat (Berlin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Wasserzieher, Ernst: Hans und Grete. 4., verb. u. verm. Aufl. Berlin: Dümmler 1926. 56 S.

Alles, was hier schon bei Erscheinen des Buches zu seinem Lobe gesagt wurde (1. Jg. dieser Zeitschrift S. 35), sei nochmals mit Nachdruck unterstrichen; das wahrhaft verdienstvolle Werkchen gehört in jede, auch die kleinste, Volksbücherei, und wo es schon früher eingestellt wurde, sollte die neue Auflage dazugeschafft werden: sie ist wesentlich erweitert — statt der ursprünglichen 500 Namen-Erklärungen 1200. G. Hermann (Spandau).

Engel, Eduard: Geschichte der französischen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. 10. durchges. Aufl. Leipzig: Brandstetter 1927. 556 S. Geh. 10,—. Geb. 12,—.

Engel glaubt, das Fortlassen beschwerenden Notizenkrams über Autoren und Werke, die nur noch von wenigen Gelehrten zu mehr oder weniger nötigen Unter-

suchungen in den Magazinen der Bibliotheken aufgestöbert werden, und die „Beschränkung auf das wirklich Wertvolle oder doch Anziehende" genüge, wenn er sich mit Belesenheit und gesundem Geschmack vereinigt, Literaturgeschichte zu schreiben, und der Erfolg beim Publikum gibt ihm scheinbar recht. In Wirklichkeit ist seine Darstellungsweise durchaus noch die, welche den populären Bearbeitungen gelehrter Lexika entstammt und Autoren und Werke mit Wendungen aneinanderreiht wie: „... ist heute fast nur noch als Verfasser von ... bekannt" — „... ist noch als Verfasser von ... zu nennen." — „Sein bestes Werk ist ..." Die großen Zusammenhänge, die Einordnung der Erscheinungen in sie, welche Literaturgeschichte erst fesselnd und für sich selbst bedeutend machen und dem Leser auch allein die tiefere Bedeutung der Werke erschließen können, treten weder klar genug heraus, noch sind sie irgendwo tiefer erfaßt. Der Vorzug des Buches liegt in einer gewissen Lebendigkeit, die durch Einstreuen von Proben, Inhaltsangaben, anekdotischen Zügen erreicht wird. Oft ist Engel abschreckend oberflächlich (vgl. sein Urteil über Zola!), die neueste Entwicklung ist nicht mehr berücksichtigt. — Wir sind auf dem Felde der französischen Literaturgeschichte (abgesehen von den guten Arbeiten über die neuere Zeit) übel daran. Das soeben erschienene Kompendium von J. Haas, Kurzgefaßte französische Literaturgeschichte von 1549—1900 in vier Bänden (Halle: Niemeyer) kommt für unsere Zwecke nicht in Frage. So werden die Büchereien trotz aller Bedenken vorläufig auf Engels Buch zurückgreifen müssen. W. Schuster.

Schneider, Max: Deutsches Titelbuch. Ein Hilfsbuch zum Nachweis von Verfassern deutscher Literaturwerke. 2. verb. u. wesentl. verm. Aufl. Berlin: Haude & Spener 1927. V, 798 S. Geh. 30,—.

Das Werk ist die zweite Auflage des bereits bestens eingeführten Buches „Von wem ist das doch?" und dient dazu, für deutsche Dichtungen jeder Gattung den dem Fragenden unbekannten oder zur Zeit nicht erinnerlichen Verfasser nachzuweisen. Daneben antwortet es auf die Fragen: 1. Gibt es überhaupt ein Werk mit dem dem Suchenden vorschwebenden Titel und wie lautet der letztere genau? 2. Ist diese oder jene Person aus Geschichte und Sage, dieses oder jenes Ereignis, dieser oder jener Ort Gegenstand einer Dichtung geworden? Vollständigkeit zu erstreben lag selbstverständlich nicht in der Absicht und nicht einmal im Rahmen des Wünschenswerten, weshalb es müßig erscheint, Ergänzungsvorschläge zu machen, sind doch immerhin ungefähr 35 000 Titel und Gedichtanfänge, „gehobene Worte", lyrische Stellen, Kehrreime berücksichtigt. Dennoch werden für neue Auflagen Wünsche recht zahlreich laut werden. Z. B. bei Joh. von Werth wäre Franz Herwigs Roman „Jan von Werth" (1913) anzuführen gewesen, bei Wittekind fehlt Kotzde „Herzog Wittekind". Für J. J. Winckelmann hätte Goethe genannt werden müssen, von Wilhelm Schäfer fehlt „Karl Stauffers Lebensgang", unter „Lebenstag eines Menschenfreundes" findet sich der Pestalozziroman Schäfers, nicht dagegen unter Pestalozzi; unter Wieland fehlt das Mysterienspiel von Vollmoeller. Die neuere Literatur hätte, wie man an diesen ganz willkürlich gewählten Beispielen schon sieht, stärker berücksichtigt werden müssen. Allerdings bildet der Weltkrieg die Grenze, doch ist das nicht konsequent durchgeführt, was vorzuziehen gewesen wäre. Das sind jedoch kleine Ausstellungen, die den großen Nutzen des Buches nicht beeinträchtigen, das in der Ausleihe und im Lesesaal größerer Büchereien als Nachschlagewerk seinen Platz haben sollte. W. Schuster.

Soergel, Albert: Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte. Mit 377 Abb. 19. Aufl. Leipzig: Voigtländer 1928. 1062 S. Lw. 26,—.

Die neue Auflage des ersten Bandes umfaßt die Jahre 1880—1910 und enthält die Dichter, welche als Naturalisten, Impressionisten und Neuromantiker bezeichnet zu werden pflegen. Der zweite Band ist bekanntlich dem Expressionismus gewidmet, was zum Teil die Umarbeitung der zweiten Hälfte des ersten Bandes bedingte. Ein dritter Band soll eine Reihe von Schriftstellern bringen, welche sich in die genannten Literaturströmungen nicht einreihen ließen, auch zum Teil durch das Vorherrschen dieser Strömungen in den Hintergrund gedrängt wurden

und deshalb erst heute beginnen, eine tiefere oder deutlicher erkennbare Wirkung zu üben. Zu ihnen werden u. a. Künstler wie G. Binding, E. G. Kolbenheyer, H. Franck und B. Frank, H. Brandenburg, W. Vesper, W. von Molo, A. Schaeffer und J. Ponten gehören. Wenn das Werk vollständig vorliegt, wird erst eine abschließende Würdigung möglich sein. Aber — unentbehrlich ist es längst geworden. Eine staunenswerte Leistung, durch die zahlreichen Textproben, die Bildbeigaben unendlich wertvoll, einzigartig in seiner stupenden Belesenheit, dabei immer kritisch wertend und oft im Einzelnen auch hier Neues bringend, im Allgemeinen aber mit der Tageskritik konform gehend, nur vorsichtig, behutsamer, selten scharf in der Ablehnung. So wertvoll das Buch zur Orientierung ist, so unendlich viel man aus ihm lernen kann, es gilt immer nachzugraben und selbst Stellung zu nehmen. Bei der Fülle des Stoffes kann nicht verwundern, daß die Behandlung der einzelnen Dichter oft ungleich, in Richtung der Breite wie der Tiefe, ist. Die Versdichtung und die Prosa sind dem Drama gegenüber stark bevorzugt. Für den Bibliothekar als Nachschlagebuch und auch zur Lektüre sollte es überall zur Hand sein, dem Leser gibt man besser erst einmal eine der guten knapperen Darstellungen, etwa Hans Naumanns Buch, in die Hand. Ist er gefestigt in seiner Anschauung und kritisch in seiner Auffassung geworden, dann soll man ihm freilich diesen fast unerschöpflichen Quell nicht vorenthalten. — Für alle Büchereien.

W. Schuster.

Wild, Friedrich: Die englische Literatur der Gegenwart seit 1870. Drama und Roman. Wiesbaden: Dioskuren-Verlag 1928. 403 S. Geb. 12,—. (Welt und Geist. Die Literaturen der Gegenwart. Hrsg. von Otto Forst-Battaglia.)

Das sehr sorgfältig gearbeitete, eine erstaunliche Belesenheit verratende Buch bietet den längst erwünschten Überblick über die englische erzählende Literatur der letzten Jahrzehnte und ist für den Volksbibliothekar besonders wichtig angesichts der Tatsache, daß heute mehr denn je englische Romane wahllos übersetzt und ebenso kritiklos empfohlen werden. Der Verfasser ist gewissenhaft und urteilsfähig genug, um die Spreu von dem Weizen zu sondern und seinen Standpunkt durch gute Analysen zu begründen. Das Buch ist gut und übersichtlich nach sachlichen Gesichtspunkten gegliedert und enthält überdies eine chronologische Übersicht sowie ein Namenverzeichnis. Es gehört in die Hand jedes Volksbibliothekars.

G. Fritz.

Krauß, Rudolf: Modernes Schauspielbuch. Ein Führer durch den deutschen Theaterspielplan der neueren Zeit. 8. neubearb. Aufl. Stuttgart: Muth 1927. 489 S.

Dieses Schauspielbuch will keinen statistischen Überblick geben über die dramatische Literatur der letzten Jahrzehnte, sondern nimmt bis in die neueste Zeit eine Auswahl vor der Stücke, die bereits in das Repertoir namhafter Bühnen übergegangen sind. Von dieser Einstellung heraus, die das Fehlen einer ganzen Anzahl modernster Stücke erklärlich macht, ist ein guter Überblick geboten. Auch die Inhaltsskizzen sind so gehalten, daß sie, ohne das einzelne Bühnenwerk kopieren zu wollen, klar das Bild der Dichtung weisen. Damit gewinnt das Buch besonders an Wert für solche Büchereien, die in irgendeiner Verbindung mit dem Theater stehen, aber vielleicht aus Mangel an Mitteln oder aus ähnlichen Gründen mit der dramatischen Literatur nicht auf dem Laufenden bleiben können.

O. Bahrt (Insterburg).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Dürers Kupferstichpassion. Die sechzehn Blätter wiedergegeben in Kupfertiefdruck. Mit einem Geleitwort von Nikolaus Schwarzkopf. Berlin: Furche-Kunstverlag 1927. 11 S., 16 Taf. Kart. 3,—.

Die meisterlich gefertigte und tief empfundene Bildfolge Dürers wird hier in würdiger Aufmachung wiedergegeben. Nur das durch die besonders hervorragenden Leistungen der Reichsdruckerei verwöhnte Auge wird die leisen Unklarheiten

in der Reproduktion — Dürers Strichführung bleibt im Original bis in die tiefsten Schatten klar! — empfinden. Schwarzkopfs einleitende Worte streifen das Kunstgeschichtliche flüchtig und suchen vor allem Dürers Persönlichkeit und den Sinn seines Werkes heutigen Menschen eindringlich vor Augen zu stellen. — Weil das Büchlein die Möglichkeit bietet, Dürer selbst unverfälscht sprechen zu lassen, wird sich, zumal bei dem niedrigen Preise, schon für kleinere Büchereien die Anschaffung lohnen; in größeren darf es nicht fehlen. J. Beer (Stettin).

Dürer: Tagebücher und Briefe. München: Müller 1927. 220 S. Hlw. 2,—.

Der Band enthält neben einer kurzen Familienchronik das „Tagebuch der Reise in die Niederlande", das allerdings kaum mehr als eine Rechnungslegung über Einnahme und Ausgabe ist — nur in einzelnen Bemerkungen von kulturhistorischem Interesse — und eine Reihe von Briefen an Willibald Pirkheimer und andere, die aber im wesentlichen auch nur die Dürer lebenslang beschäftigende Frage nach dem Soll und Haben betreffen. Als Dokumente zum Leben des großen Meisters wird man diese Briefe, denen noch einige von Dürers Reimen angefügt sind, gerne lesen; große Büchereien werden das Büchlein gut einstellen können.
K. Schulz (Stettin).

Waser, Maria: Wege zu Hodler. Mit 8 ganzseitigen Kunstdrucktafeln. Zürich: Rascher 1927. 90 S.

Das kleine Buch erweist sich als ein recht brauchbarer Führer zu Hodler. Aus seiner Jugendzeit erfahren wir manche wertvollen Einzelzüge, deren Bedeutung recht eigentlich darin liegt, daß sie von Beobachtern überliefert werden, die an ihn von Anfang an geglaubt haben. Der große Landschafter wird in dem Kapitel, das sein Verhältnis zu den Alpen behandelt, schön gewürdigt. Von besonderer Wichtigkeit erscheint die Abhandlung über das Bernische, Schweizerische und Ewige bei Hodler, in der mit tapferer Entschiedenheit auf den Weg gewiesen wird, der die Jugend unserer Zeit über den Zeitgeist zum wahren Menschen- und ewigen Weltengeist führen kann. Wie die ganze Schrift vom Menschlichen her Wege zu Hodler zeigen will, wird zum Schluß gewagt, aus seinem Werk Wege ins Menschliche zu bauen. Es wird angedeutet, daß das Kunstwerk eine neue Ordnung der Dinge offenbaren wird, deren eines in der Güte liegt, zu der die Mütterlichkeit der Frau den rechten Schlüssel in sich trägt: Das ist ein schöner Ausklang der Schrift, die in stillen Worten das Reifste sagt, was eine Frau an Hodler zu deuten vermag. G. Kemp (Solingen).

Zucker, Paul: Deutsche Barockstädte. Leipzig: Quelle & Meyer 1927. 32 S. 64 Taf. Geb. 1,80. (= Wissenschaft und Bildung Bd 237.)

Drei kurze Kapitel wollen in die Kunstwelt des Barock einführen: Die Stadt als Erlebnis, Barock in Deutschland, Ausdrucksformen. Im Gegensatz zu Pinder (Blaue Bücher: Der deutsche Barock) sieht der Verfasser bewußt „von dem Versuch einer wechselseitigen Erhellung der Künste und damit der Festlegung der geistigen Situation Deutschlands im Barock" ab. Mit andern Worten: er gibt eine rein kunsthistorische Einleitung, in der er infolge der Verwendung manches vermeidbaren Fachausdruckes sich dem Laien nicht ohne weiteres verständlich machen wird. Die vier „Städtebilder" — Bamberg, Würzburg, München, Dresden sind gewählt — bieten sachlich kaum mehr als Dehio mit seinen knappen und sehr treffenden Formulierungen im Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, wirken also etwas überflüssig. — Nur größere Büchereien werden das Büchlein, wenn eine Ergänzung zu den Blauen Büchern — außer dem oben genannten kommt Pinders „Deutscher Park" in Frage — wünschenswert scheint, besonders der vielen und klug ausgewählten Abbildungen wegen einstellen. J. Beer (Stettin).

Kreitmaier, Josef: Dominanten. Streifzüge ins Reich der Ton- und Spielkunst. Freiburg: Herder 1924. 260 S.

In sieben ursprünglich für das „Deutsche Volkstum" und die „Stimmen der Zeit" geschriebenen, lose nebeneinanderstehenden Aufsätzen will Kreitmaier „den Musikfreunden zu Diensten sein, die sich über einige der hervorragendsten Ton-

meister der Neuzeit und vielbesprochene Fragen ohne allzugroßen Geistesaufwand unterrichten mögen". Bei einigen dieser Aufsätze, besonders in den Ausführungen über Richard Strauß, wird zwar gelegentlich der stark hervortretende katholische Standpunkt des Verfassers den Leser zum Widerspruch reizen, trotzdem wird aber der Fachmann wie der Laie sie nicht ohne Bereicherung lesen. Die Charakterskizze Richard Wagners gehört jedenfalls mit zu dem Besten, das in so gedrängter Form über den Bayreuther Meister gesagt worden ist, und ebenso sind die Aufsätze über kirchenmusikalische Fragen und Mysterienspiele neben denen über Bruckner und Reger als Einführungen und Zusammenfassungen wertvoll. Schon mittlere Büchereien können das Buch einstellen. W. Eggebrecht (Stettin).

Moser, Hans Joachim: Geschichte der deutschen Musik von den Anfängen bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Stuttgart: Cotta 1926. 532 S. Geb. 19,—. (Moser, Geschichte der deutschen Musik in drei Bänden. Bd 1.)

Mosers dreibändige, nunmehr in vierter, völlig veränderter Auflage vorliegende Geschichte der deutschen Musik will im Gegensatz zu den bisher fast nur die internationale Gesamtentwicklung behandelnden Darstellungen ein Gegenstück zu Scherers „Geschichte der deutschen Literatur" sein mit dem Ziele, „jedem bildungsuchenden Deutschen, gleichgültig ob Musiker oder Musikfreund, eine handliche gut verständliche und zu eigenem Weiterdringen anregende Geschichte unserer heimatlichen Tonkunst darzubringen". Unter dem Begriff der deutschen Musik versteht Moser nicht nur die seit alters in Deutschland erklungene Musik, sondern alle deutschgeartete Tonkunst, deren Wesensmerkmale in der Darstellung allmählich entwickelt werden. Dabei schenkt der Verfasser neben der rein schöpferischen Seite auch der mehr aufnehmenden seine Beachtung. So gibt das Werk in seiner Gesamtheit sowohl eine Geschichte der äußersten kompositorischen Fähigkeiten als auch ebensosehr eine musikalische Kulturgeschichte, die durch die zahlreichen, den Text unterstützenden Notenbeispiele ihren besonderen Reiz bekommt. Der vorliegende erste Band gibt in sieben Büchern eine Entwicklungsgeschichte der deutschen Musik von der Frühzeit mit ihrer Tonkunst in Feld, Wald und Heide über die Musik der deutschen Klöster, Schlösser, Burgen, der Dörfer und mittelalterlichen Städte und die Musik in Schule, Kirche und Haus bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges, bis zur Zeit der Meister der deutschen Hochrenaissance. Die Darstellung setzt besonders im Anfang bei den mehr grundsätzlichen Erörterungen einige musikalische Kenntnisse voraus, die aber verhältnismäßig leicht erworben oder aufgefrischt werden können. In der Hand des Lehrers kann das Werk zur Belebung des Gesangunterrichtes wie des Unterrichtes im Deutschen und in der Geschichte wesentlich beitragen. Es ist jedem ernstlich interessierten Leser zugänglich, und die in den zahlreichen Anmerkungen enthaltenen Literaturangaben können auch dem Studierenden als Wegweiser dienen. Schon Kleinstadtbüchereien mit musikalischer Leserschaft können das Buch einstellen. W. Eggebrecht (Stettin).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Bumüller, Joh.: Die Urzeit des Menschen. 4. Aufl. Mit besonderem Abb.-Bd. Augsburg: Filser 1925. VII, 353 S.

Diese Auflage bedeutet gegenüber der vorhergehenden eine wesentliche Erweiterung durch Einfügung mehrerer Sonderkapitel, insbesondere über das Verhältnis der Urgeschichte zur Völkerkunde, zur Geologie und zur Paläontologie, sodann durch gesonderte Behandlung der Neandertal-Rasse. Der Verfasser lehnt die Annahme des „Tertiär-Menschen" ab, die vom Standpunkt der exakten Forschung aus mindestens als voreilig zu bezeichnen ist. Ablehnend verhält er sich auch gegen die Annahme der Abstammung des gesamten menschlichen Typus von nicht-menschlichen Vorfahren. Der Hauptwert des Buches besteht in der Klärung der komplizierten Probleme der Urgeschichte des Menschen mit dem ausgesprochenen Zweck, gegenüber der kritiklosen Behandlung dieser Frage in der volkstümlichen Literatur eine bestmöglichste Klarheit zu schaffen. Obgleich sich der Verfasser bemüht hat, auch für den „populären Leser" in verständlicher Weise zu schreiben,

so kommt das Werk dennoch nur für größere Volksbüchereien in Frage, da es zu sehr Spezialfragen unter Einschaltung vieler Tabellen und Tafeln behandelt. Für denjenigen jedoch, der sich eingehend mit den Fragen der Vorgeschichte des Menschen beschäftigt, ist das Buch unentbehrlich. H. Horstmann (Gleiwitz).

Griggs, Robert F.: Das Tal der zehntausend Dämpfe. Mit 117 Abb. u. 4 Kt. Leipzig: Brockhaus 1927. 334 S. Lw. 16,—.

In dem Buche sind die Ergebnisse mehrerer Expeditionen von amerikanischen Gelehrten in ein Gebiet Alaskas niedergelegt, das vor einigen Jahren der Schauplatz einer der größten vulkanischen Katastrophen gewesen ist. Hier in einem Teil des vulkanischen Randgürtels, der sich um den Stillen Ozean zieht, ist im Jahre 1912 ein Ausbruch des solange völlig unbekannten Vulkanes Katmai erfolgt, der ungeheure Veränderungen des Landes mit sich brachte, ohne daß aber — ein seltener Glücksfall! — irgendwelcher Schaden an Menschenleben oder Menschenwerk entstand. In dem völlig unbewohnten Gebiet hat der Vorgang sogar kaum nennenswerte Zeugen gefunden. Erst durch die unter Leitung des Verfassers stehenden Expeditionen ist das Ereignis aufgehellt worden und jetzt erst erfährt die wissenschaftliche Welt Näheres über jene Katastrophe, die doch so gewaltig war, daß beispielsweise das kalte Wetter der gesamten Erde im folgenden Jahr darauf zurückzuführen ist. Von den Veränderungen in dem Gebiet selber geben die Berichte dieses Buches und das gute Illustrationsmaterial Kunde: Ein ganzer Berg ist verschwunden, eine gigantische Überschwemmung ist erfolgt, auf Tausende von Quadratkilometern bedeckt eine meterhohe Aschenschicht das Land, vulkanische Neubildungen sind entstanden, darunter jenes Gebilde, das auf der Erde kaum seinesgleichen hat, eben das „Tal der zehntausend Dämpfe", wo aus tausend und tausend kleinen Kratern „Fumarolen", hochgradig überhitzte Dampfsäulen, aufsteigen, die mit ihren hohen Strahlen und den vielfarbigen Ablagerungen ein Bild bezaubernder Naturschönheit bieten sollen. — Das Buch, das nicht nur über die geschilderten Vorgänge, sondern über den Vulkanismus überhaupt wertvolle Aufschlüsse gibt, wird interessierten Lesern sicher viel Freude bereiten.

K. Schulz (Stettin).

Lucka, Emil: Inbrunst und Düsternis. Ein Bild des alten Spaniens. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. 291 S. Lw. 8,—.

Das Buch, das eine Frucht von Luckas spanischem Aufenthalt ist, ist mehr als einfache Schilderung von Reise-Eindrücken, wenn diese auch in den Kapiteln „Kathedralen", „Stierkult und Grausamkeit", „Südspanische Landschaften", „Der Montserrat und die neukatalonische Baukunst" u. a. ihre Wiedergabe finden. Es will ein Beitrag „für das Verständnis der europäischen Welt" sein, aus der die große Zeit Spaniens, das 16. und 17. Jahrhundert, nicht weggedacht werden kann, und da „die spanische Besonderheit in der Gestalt des Don Quixote in ein Allgemein-Menschliches hinübertritt, möchte es als ein Beitrag zum Verständnis der Menschheit gefühlt und gewertet werden". — Das Buch ist daher fast ganz ausgefüllt von einer Betrachtung der wesentlichen spanischen Gestalten, seien es nun Heilige oder Herrscher, Künstler oder Eroberer. Diese recht lebendigen Porträts sind nicht aus dem Handgelenk hingeworfen, ein umfangreiches Literaturverzeichnis bekundet die Mühe, die sich der Verfasser gemacht hat. Trotzdem befriedigen sie nicht restlos. Die Thesen, die Lucka aufstellt, erscheinen leicht etwas zugespitzt, geistreich, wie schon der Titel eine Verallgemeinerung erkennen läßt, die im Buch häufig wiederkehrt. Etwas mehr Vorsicht, das Leben eines Volkes auf zwei Nenner zu bringen, wäre am Platz gewesen. Und doch ist das Buch für jeden Gebildeten eine anregende Lektüre. Man stelle es daher an größeren Büchereien, und, wo stärkeres Interesse für Spanien ist, auch an mittleren ein.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Ludwig, Oskar Vinzenz: Die Nibelungenstraße. Ein kulturgeschichtliches Wanderbuch. Berlin: Volksverband der Bücherfreunde 1927. Geb. 4,30.

Der Bibliothekar der Stiftsbibliothek von Klosterneuburg gibt hier zu Nutz und Frommen der Reisenden und Wanderer in Österreich eine Schilderung des Donauweges von Passau bis Hainburg, in der er die üblichen Reisebücher mit Untersuchungen geologischer, historischer, wirtschaftlicher, volkskundlicher, literarischer

und kunstgeschichtlicher Art ergänzt, ja im Sinne einer nicht nur auf gute Unterkunft und Verpflegung bedachten Wanderlust überholt und in den Schatten stellt, umso mehr, als das Buch von herzlicher Heimatliebe diktiert, fesselnd geschrieben und aufs beste mit Einband, Papier und besonders Bilderbeigaben ausgestattet ist, so daß es auch dem, der es daheim im Zimmer lesen muß, Genuß und Wissensbereicherung gewährt. M. Schaefer (Elberfeld).

Meyer, Eugen: Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen. Münster i. W.: Aschendorff 1927. (Deutschtum und Ausland. Hrsg. von G. Schreiber. H. 7.) Geh. 4,—. Geb. 5,—.

Um diese Schrift eines geborenen Elsässers recht beurteilen zu können, müßte man schon aus der reichlich angegebenen Literatur zum mindesten das eine oder das andere ebenfalls gelesen haben. So kann nur von dem allgemeinen Eindruck der Abhandlung die Rede sein, und da wird manchem Leser die Beschämung, sich mit den angeschnittenen Problemen überhaupt nicht oder nur von einer mehr oder minder falschen Voraussetzung aus beschäftigt zu haben, nicht erspart bleiben. Damit ist die Berechtigung dieser Schrift als Ansporn oder Weckruf gegeben. Sie beschäftigt sich zunächst mit dem deutschen Charakter des Landes und Volkes, geht dann zur Schilderung der historischen Entwicklung über, um schließlich zu der gegenwärtigen Not Stellung zu nehmen. Die französische Argumentation wird in das rechte Licht gerückt, dem Treiben der Französlinge der rechte Namen gegeben, aber auch die Landesbewohner mit aller Liebe, aber auch mit aller Trauer des Volksgenossen einer gründlichen Beurteilung unterzogen. „So sen' mer halt!" und „Was er well, das hett er net, un was er hett, das well er net" — steht nicht umsonst als Leitspruch auf dem Titelblatt. Der Wille des Verfassers zur Objektivität — sei's nun, daß er Gutes französischer Verwaltung oder Bedenkliches aus der Vorkriegszeit anführt — ist durchaus anzuerkennen, wenn es ihm auch hier und da naturgemäß an dem nötigen Abstand fehlt, psychologische Rätsel, wie z. B. die Radikalisierung Elsaß-Lothringens am Vorabend des Weltkrieges oder den häufigen Stimmungsumschwung seiner Landsleute, einwandfrei zu deuten. Wir stehen ja aber alle viel zu sehr inmitten der Entwicklung, um es besser machen zu können. Nur — ob es angebracht ist, zum Schlusse in die Politik zu geraten und nun einseitig der Autonomie des Landes das Wort zu reden, sei dahingestellt. Wir werden alle noch viel zu lernen und wohl noch mehr umzulernen haben, um die Propagierung irgend einer politischen Ansicht als Evangelium hinnehmen zu können. Immerhin muß man die Schrift als Ganzes betrachten, und da vermag sie als Anregung so viel zu geben, daß Volksbüchereien an ihr nicht achtlos vorübergehen sollten. M. Schaefer (Elberfeld).

Moog, Otto: Drüben steht Amerika ... Gedanken nach einer Ingenieurreise durch die Vereinigten Staaten. Mit 13 Abb. auf 8 Taf. Braunschweig: Westermann 1927. 142 S. Kart. 3,50.

Für Bildungspfleger ist dieses Buch ganz besonders interessant, da es aus der Feder eines Menschen stammt, der ganz auf Technik und Wirtschaft im heutigen Schlagwortsinne eingestellt ist und Bildung, deutsche Bildung letzten Endes als eine hoffnungslos „ideale" Sache anzusehen scheint. Viel Rühmens weiß der Verfasser von seinen amerikanischen Kollegen zu machen, und auch der Arbeiter von drüben steht ihm deswegen viel höher, weil er „auf Kurse für Volksbildung pfeift". Seltsam nur, daß dann gerade das amerikanische Bildungswesen uns so viele Anregungen zu geben hat! Auch diejenigen, die nicht berufsmäßig mit Technik im weitesten Sinne verknüpft sind, werden rückhaltlos anerkennen, daß in Amerika vieles besser gemacht wird, aber man soll das Nur-Mechanische doch nicht als Allerweltsmittel anpreisen wollen! „... Es zeigt sich auch hier wie auf anderen Gebieten die deutsche Eigenart in ihrer nachteiligen Wirkung: der Hang zum Ideellen, zum Leben in der Welt der Gedanken und Vorstellungen statt in der Welt der Tatsachen". Damit könnte man das Buch für den Büchereigebrauch eigentlich schon ablehnen, hingewiesen sei aber noch auf das seitenlange Zitieren Henry Fords, dessen technische Errungenschaften sicherlich sehr Wertvolles haben, aber dem objektiven Beurteiler, mag er auch „Laie" sein, doch erschreckend das

amerikanische Dutzendwesen vor Augen führen, das eine schlechte Bekräftigung ist für den Satz des Verfassers: „Wenn unsere höchste Bildung uns nicht befähigt, politisch stark und wirtschaftlich-industriell führend zu sein, dann möchte ich fast sagen, wäre es besser, es gäbe keine Bildung." Jede Art von Bücherei wird gut tun, statt dieses Buches, das eine verdächtige Ähnlichkeit mit den verflossenen Kriegsberichterstatterbänden hat, andere, nicht so einseitige Amerikabücher einzustellen, deren es ja auch billige eine ganze Reihe gibt.

O. Bahrt (Insterburg).

Omaha, Jack: Wilde Fahrten im wilden Westen. Mit Gaunern, Gauklern und Rothäuten unterwegs. Mit Abb. Hamburg: Nölting 1927. 295 S. Lw. 4,80.

Das Schema solcher „wilden Fahrten", von denen wir nun schon eine ganze Reihe haben, ist eigentlich immer das gleiche: mittellos nach „drüben", als Tramp und Gelegenheitsarbeiter durchs Land, ein bißchen Bettelei und ein bißchen Hunger und endlich irgendwo ein bescheidenes Heim und ein großes Glück, das dann doch plötzlich zerbricht und so den Erzähler wieder heimatlos macht. Wenn man trotzdem dieses neue Buch in alter Art mit gleichbleibendem Interesse liest, so hat das seinen Grund in der Anschaulichkeit, mit der der Verfasser sein Leben erzählt, und darin, daß er einige noch wenig bekannte Seiten amerikanischen Lebens zu schildern weiß, so seine Erlebnisse auf Ellis Island, der „Insel der Tränen", und die Arbeit bei Ford. Schade nur, daß er sich verpflichtet fühlt, eine Rede im Kriegervereinsstil auf „Deutschland mit seiner Treue, Deutschland mit seiner Arbeitsfreudigkeit, Deutschland mit seiner Armut!" einzufügen, und daß die Schilderung seiner Liebe zu einer Indianerin gar zu sentimental geraten ist. Das ist aber auch das einzige, was sich gegen das Buch einwenden läßt, das als eine spannende Reisebeschreibung in allen Büchereien gern gelesen werden wird.

K. Schulz (Stettin).

Paquet, Alfons: Städte, Landschaften und ewige Bewegung. Ein Roman ohne Helden. Hamburg: Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1927. 478 S. Lw. 6,—. Büchereieinband 7,50.

Die Fülle dieses Buches ist überwältigend, auch für solche Leser, die schon aus dem vor dem Krieg erschienenen, längst vergriffenen ostasiatischen Reisebuch „Li" und aus den „Delphischen Wanderungen" manches Stück in lebhafter Erinnerung haben. Es ist freilich — trotz des Untertitels — kein Roman im eigentlichen Sinn, denn für einen solchen ist ja nicht nur, um mit Goethe zu sprechen, die Weltbreite bezeichnend, sondern auch die handlungsmäßige Geschlossenheit seines Inhaltes. Das Buch konnte also auch keinen „Romanhelden" haben. Dafür hat es aber einen anderen Helden, der überall inmitten des Geschehens steht, nämlich den Besitzer der glücklichen Augen, die so beneidenswert viel und „mit Verstand" vom goldenen Überfluß der Welt getrunken haben. Denn Paquet ist mehr als ein weltbummelnder, im Grunde unbeteiligter Reporter; er ist ein großer Liebhaber des Kosmos, besonders auch des Mikrokosmos Mensch in allen seinen Spielarten. Er ist das, was er von seinem „Kamerad Fleming" sagt: ein Pilger, dessen Los es ist, den Erdball zu umschnüren mit seinen Schritten und so seine Seele zu retten. — Von den mehr als 30 Kapiteln des Buches, die jeweils wieder in mehrere Abschnitte gegliedert sind, tragen die meisten als Überschrift einen Städtenamen. Nicht zufällig, denn für Paquet „sind die Städte die Mütter alles Reisens, die Erreger der Reiselust". Zu ihnen „fühlt er sich immer wieder hingezogen". Sie sind ihm „bleibender, wichtiger als Staaten". Sie „lernt er durchschauen wie Personen" und weiß sie unvergleichlich zu schildern. Was an seiner Darstellung überhaupt das Eigenste ist, das erhebt sich hier zur höchsten Meisterschaft; impressionistische Feinheit und Stärke, die bei sparsamstem Wortverbrauch in der Phantasie des Lesers den Eindruck allseitiger sinnlicher Erfassung des Dargestellten hervorruft und die zugleich hinter der Erscheinung das Wesen ahnen läßt. Man glaubt, diese Städte (z. B. Charbin, Port Arthur, Peking, Hankou, Haparanda, Rom, Korinth, Athen, Konstantinopel, Jerusalem, London) zu sehen, zu hören, zu riechen, aber zugleich glauben wir, dem genius loci ins Auge zu schauen und darin die Summe seiner Erfahrungen und seiner Möglichkeiten zu

lesen. — Die einzelnen Stücke sind in der zeitlichen Folge, in der sie entstanden, angeordnet und stellen also zugleich die wechselnde zeitgeschichtliche Perspektive der ersten drei Jahrzehnte unseres Jahrhunderts dar. Da Paquet keine Jahreszahlen gibt, ist es eine reizvolle Aufgabe für den Leser, seinen zeitgeschichtlichen Standort jeweils selbst zu erraten. Den Abschluß bilden bezeichnenderweise zukunftsschwere Gegenwartsbilder der beiden Hauptstädte weltoffenen fränkischen Wesens, Frankfurt a. M. und Köln, der beiden Heimatstädte Paquets (obwohl er in keiner von beiden geboren ist). — Dieses Reisebuch sollten vor allem unsere jungen Männer lesen, damit sie in Weltzusammenhängen denken lernen. Denn die Zeit ist nahe, wo nur der — sei es als Einzelperson, sei es als Glied eines Volkes — ins Große wirken kann, der den Mut hat, die immer enger und übersichtlicher werdende Oberfläche unseres Planeten, unbeschadet aller nahbegrenzten Heimatliebe, als das Vaterland des Menschen anzusehen. — Für alle Büchereien. E. Ackerknecht.

Roß, Colin: Die erwachende Sphinx. Durch Afrika vom Kap nach Kairo. Mit 112 Abb. u. 13 Kt. Leipzig: Brockhaus 1927. 310 S. 7,—. Lw. 9,50.

Zeitungsberichte von einer Reise rund um Afrika; als Auftakt kurz und ganz oberflächlich ein Ausflug nach Spanisch-Marokko; dann eingehender das einstige Deutsch-Südwest, Kapland, Portugiesisch-Ostafrika, Rhodesia, ein Stück des innersten Kongo, Deutsch-Ostafrika, Zanzibar, Kenya und Uganda. Scharf beobachtet, gewandt geschrieben und zu einer gewissen Einheit zusammengehalten durch die Betonung der langsam heraufziehenden Bedrohung der weißen Herrschaft; dazu gute Bilder. Leider zwingt die Form des Zeitungsberichts den vielgereisten und klugen Verfasser zu einer Kürze, die an Stelle des Beweises meist nur die Behauptung geben kann. — Für größere Büchereien. E. Gratzl (München).

Poeppig, E.: Im Schatten der Cordillera. Reisen in Chile. Bearb. u. eingel. von Wahrhold Drascher. Mit 17 Abb. auf Taf. u. 3 Ktn. Stuttgart: Strecker & Schröder 1927. XIV, 301 S. Geh. 8,—. Lw. 10,—.

Poeppigs Aufzeichnungen über seine Reise durch das Chile der Jahre 1826 bis 1832 sind im wahren Wortsinn eine Reisebeschreibung. Für seine Zeit hat das Buch des bedeutenden Gelehrten, der sich durch echten Forschungseifer ebenso auszeichnete wie durch unerschrockenen Mut, sicher Wert gehabt und historisches Interesse hat es noch heute. Aber der an sich schon pedantische Stil ist durch seine vielen veralteten Wendungen für uns so unzugänglich, daß das Buch als Lebenszeugnis wohl für die meisten Menschen seine Bedeutung verloren hat. Und wer sachlich lernen will, greift doch besser zu neueren Büchern. R. Joerden (Stettin).

Steinhardt: Aus Busch und Dorn. Erlebtes und Erlauschtes aus Afrika. Mit Bildern von H. A. Aschenborn. Bremen: Schünemann 1927. 224 S. Kart. 4,50. Lw. 6,—.

In den vorliegenden Erzählungen und Skizzen erreicht Steinhardt bei weitem nicht die, ich möchte fast sagen, dichterische Höhe seiner früheren Werke. Man hat bei diesem Buch den Eindruck, als ob es sich hier um Späne handle, die von den übrigen Arbeiten abgefallen sind. Das Ganze erscheint journalistenhaft und wenig sorgfältig hingeschrieben. Schnitzer wie: „die tiefststehendste (!!) Rasse" (S. 88), „ihn (!!) nimmer gestatten würden" (S. 148), „Was Nurmi und Peltzer, was kein Pferd leisten würde" (S. 172), für: ‚Was weder Nurmi und Peltzer' hätten zum mindesten bei der Korrektur gefunden werden müssen. Ich empfehle den Büchereien auf dieses Werk von Steinhardt zu verzichten und dafür lieber, soweit dies noch nicht geschehen, von demselben Verfasser einzustellen „Vom wehrhaften Riesen und seinem Reiche" und „Ehombo". R. Kock (Schneidemühl).

Strauß, Fritz: Schiggi-Schiggi. Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens. Berlin: Koehler 1926. 248 S. Geb. 7,—.

Von Abenteuerlust getrieben, dringt Leo Parcus, ein früherer deutscher Offizier, in tollkühnem Wagemut in die fast unberührte Pampa- und Urwaldwildnis

Boliviens ein. Der einzige indianische Diener, der ihn begleitet, wird ihm vor den Augen von einem Krokodil zerrissen — und so ist er denn ganz auf sich gestellt. Als ihm schließlich kein anderer Ausweg bleibt, liefert er sich auf gut Glück einem wilden Indianerstamm aus. Seltsamerweise geschieht ihm nichts; ohne besonders beachtet zu werden, bleibt er monatelang mitten unter den menschenfressenden Wilden und hat Gelegenheit, aus nächster Nähe ihr einfaches und starkes naturnahes Leben zu beobachten, mitzuleben. — Ob man die vielen haarsträubenden Abenteuer des Leo Parcus mit Tieren und Menschen alle aufs Wort glaubt, ist eine Sache für sich; die Schilderung des Naturvolkes ist sicher von starker innerer Wahrheit; und einige genußreiche Stunden wird man diesem ein wenig nachlässig, aber temperament- und humorvoll erzählten Reiseroman danken können. — Für alle Büchereien. K. Kossow (Flensburg).

Kania, Hans: Märkisches Heimatbuch. VII, 111 S.
Pendzig, Paul: Rheinisches Heimatbuch. VII, 130 S.
Schoof, Wilhelm: Hessen-Nassauisches Heimatbuch. VII, 130 S.
Cruse, Paul: Schleswig-Holsteinisches Heimatbuch. VII, 119 S.
Wehrmann, Martin: Pommersches Heimatbuch. VII, 124 S.
Franz, Walter: Deutschordensland. Ein Heimatbuch. VII, 131 S.
(Weidmannsche Bücherei, Bd 1—6; Ergänzungsbände zu Deckelmann-Johannesson: Deutsches Lesebuch für höhere Schulen.) Berlin: Weidmann 1925. Bd je 1,—.

Diese sechs Bändchen, die an sich für den Schulgebrauch bestimmt sind, weisen alle etwa dieselbe Zusammenstellung auf: sie bringen Landes- und Volkskundliches, entsprechende Lyrik, Sprüche und Rätsel aus dem Volksmund, dazu Sagenhaftes und Geschichtliches in Prosa und Balladenform. Die einzelnen Gebiete sind freilich in jedem Bande verschieden stark vertreten. Aber im ganzen ist — abgesehen höchstens von dem rheinischen Heimatbuch — die Gefahr vermieden, daß allzuviel landes- und volkskundlich Berichtendes den Leser ermüdet. Auch sind z. B. Landschaftsschilderungen oft aus Romanen beliebter Autoren herausgenommen. Die Bändchen, die mit hübschen Zeichnungen geschmückt, aber sonst in Text wie Ausstattung durchaus anspruchslos sind, werden dem Volksbibliothekar vor allem in kleinen ländlichen Büchereien willkommen sein, zumal sie durch manchen Ausschnitt zur Lektüre guter Autoren anregen können. K. Kossow (Flensburg).

Wolff, Hans Felix: Das Gesicht des Rif. Mit 21 Abb. u. 1 Kt. Berlin: Hobbing 1927. 225 S. Lw. 12,—.

Der Verfasser war als Kriegsberichterstatter längere Zeit in dem kampfdurchtobten Rif, und er versucht in diesem Buch das wiederzugeben, was ihm in dieser Zeit an jenem Lande und seinen Bewohnern zum Erlebnis geworden ist. Doch hat er hier keine „Beobachtungen und Eindrücke" in bewährter Journalistenmanier gegeben, sondern eine ernsthafte, wissenschaftlich manchmal zu schwer belastete Studie, die nicht nur das äußere Gesicht des Landes zeigen, sondern die geheimnisvolle Sprache dieser Züge enträtseln möchte. So hat er denn alles herangezogen, was irgend zur Deutung des rätselhaften Gesichtes dieser Landschaft und ihrer Menschen beitragen könnte: Sprachwissenschaft, Geschichte, Geographie, Religionsgeschichte, Rassenkunde. Mit ihrer Hilfe sucht er all die Einflüsse zu bestimmen, die bei der Herausbildung der eigentümlichen Rifbevölkerung wirksam waren, und er gibt damit zugleich eine außerordentlich aufschlußreiche Geschichte dieses von jeher durchaus nicht bedeutungslosen Teils von Nordafrika. Daneben kommt die Schilderung des rein äußeren Eindrucks von Landschaft und Menschen nicht zu kurz, als Deutscher und damit als Freund der Kabylen kam er ja mit der Bevölkerung in nähere Berührung als die Spanier, und er versteht es, seine Beobachtungen in ansprechender Form wiederzugeben. Das Buch, das sich allerdings seines unsystematischen Charakters und seiner vielen wissenschaftlichen Abschweifungen wegen nicht leicht liest, kommt als wertvolle länderkundliche Darstellung des Rifgebietes für Studien- und große Volksbüchereien in Frage.

K. Schulz (Stettin).

Zetkin, Clara: Im befreiten Kaukasus. Berlin: Verlag für Literatur und Politik 1926. 311 S.

Das Buch ist eine Parteischrift zu Gunsten des bolschewistischen Regimes, voll Bewunderung für die Sowjetführer, voll Haß gegen alles Bürgerliche, noch mehr gegen alles Menschewistische. Es gibt viel interessante Bilder aus einem dem gewöhnlichen europäischen Bewußtsein fern liegenden Gebiet des russischen Reiches, ist aber zu ausführlich und vielfach langweilig geschrieben. Viele Stellen machen den Eindruck, als wenn sie irgendwelchen Zeitschriften der Bolschewisten entnommen wären. Daß die greise Verfasserin das Land ihrer Sehnsucht in verkehrtem Lichte erblickt, wird ihr niemand verübeln. Viel Nachfrage aber wird das durch allzuviel breite Stellen beschwerte Buch kaum finden.

K. Hartmann (Stettin).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Berg, Bengt: Die letzten Adler. Berlin: Reimer & Vohsen 1927. 143 S. Lw. 8,—.

Der Text des Buches, dessen Abbildungen wieder über alles Lob erhaben sind, gliedert sich in zwei Teile. Der erste gibt eine schöne dichterische Gestaltung des Lebens der letzten Adler, der zweite Teil enthält nach einer Predigt an die schwedische Regierung, die letzten der edlen Vögel nicht sinnloser Ausrottung anheimfallen zu lassen (welche auch Erfolg hatte), die launige, oft fast spannende Beschreibung der mühevollen Jagd mit der Kamera, die, um Flugbilder zu erhalten, sogar mit dem Flugzeug vor sich ging. Auch dieser Band wird sich rasch Freunde erwerben und kann allen Volksbüchereien warm empfohlen werden.

W. Schuster.

Borcherdt, Bruno: Die Sonne. Berlin: Ullstein 1926. 123 S.

Unter allen sternkundlichen Beobachtungszielen kommt der Sonne eine Hauptrolle zu, weil sie als nächster Fixstern grundlegende Aufschlüsse über Fixsterne überhaupt zu geben vermag, und weil sie gleichzeitig als Grundbedingung unseres irdischen Lebens von besonderer Bedeutung ist. Das Buch von Borchardt hat es sich zur Aufgabe gesetzt, das Wissenswerteste über die Maße, die physikalische und chemische Natur der Sonne und über die Forschungswege zu ihrer Erkenntnis zusammenzustellen. Bemerkenswert ist die in dem Werkchen dargestellte und auch vom Verfasser geteilte Schmidtsche Theorie, die behauptet, daß die scharfe Begrenzung des Sonnenrandes auf optischer Täuschung beruhe (bewirkt durch Strahlenbrechung in der allmählich von außen nach innen dichter werdenden Sonnenhülle), während in Wirklichkeit die Sonne als Gasball mit stetigem Übergang in die Weltraumleere aufzufassen sei. — Das mit Lehrgeschick verfaßte Werk ist für Leser, die ein klein wenig Vorkenntnisse mitbringen, geeignet. — Für alle Büchereien.

C. Barth (Stettin).

Fließ, Wilhelm: Zur Periodenlehre. Jena: Diederichs 1925. 258 S. Geh. 5,50.

Das Buch enthält eine Reihe von gesammelten Aufsätzen zu der vom Verfasser begründeten Periodenlehre, die in weiteren Kreisen Aufsehen und auch Widerspruch erregt hatte. Die Grundmeinung von Fließ gipfelt in der Anschauung, daß jegliches organische Lebewesen sowohl aus männlichem als auch aus weiblichem Urstoff bestände, und daß diesen Grundstoffen je eine besondere Lebens- und Wirkungszeit zukomme. Aus der gegenseitigen Verflechtung dieser von Fließ zu 23 und 28 Tagen bestimmten Ablaufszeiten ergäbe sich das Wechselspiel der Wellenberge und Täler des Lebens, dessen ausgeprägte Einschnitte sich aufs genaueste auf die Zusammenwirkung jener beiden Perioden zurückführen ließen. Der Verfasser betont, daß sich durch Zusammenstellung von Summen oder Differenzen der Vielfachen von 23 und 28 zwar jede beliebige Zahl ausdrücken ließe, daß aber das lebendige Geschehen in seinem Ablaufe immer Zwischeneinschnitte zeige, die, wenn sie der Aufteilung der Formel entsprächen, diese Berechnungsart rechtfertigten. — Ohne Zweifel wird der Grundgedanke vom periodenhaften Ablauf des Lebens auf Richtigkeit beruhen. Der von Fließ angegebenen Art, ihn zu be-

rechnen, steht aber ein sehr gewichtiges Bedenken entgegen: alle Erscheinungen des Lebens umspielen, wie Klages eindringlich gezeigt hat, die Regelmäßigkeit und das Gesetz, ohne diese aber jemals streng zu erfüllen. Es wird nicht zu bestreiten sein, daß unser und anderer Wesen Lebensablauf den beiden Zeiten unseres Planeten, dem Tag und dem Jahr, untertan ist, wohl aber, daß dies unter der Herrschaft und genauen Einhaltung der Zahl und ihrer Ableitung, der Arithmetik, geschieht, denn beide sind Erfindungen des menschlichen Geistes, nicht aber vorgebildet in der Natur anzutreffen. Wenn beispielsweise ein Lebensabschnitt von 302 Tagen als $23 \cdot 28 - \frac{28^2}{2} + 2 \cdot (28 - 23)^2$ gedeutet wird, dann kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Natur diese Arithmetik nicht mitmacht, schon weil ihr eine solche hochprozentige Genauigkeit, wie sie ein Tag für den Zeitraum von fast einem Jahr bedeutet, wesensfremd ist. — Das Buch enthält mehrere Kritiken der Periodenlehre und die Entgegnungen von Fließ. Es wird für größere Büchereien in Frage kommen, welche schon andere Werke des Verfassers besitzen. C. Barth (Stettin).

Koch, Franz Joseph und Maria: Unsere Heilkräuter. Essen: Fredebeul & Koenen 1926. 33 S. Geh. 1,80.

Das Heft bringt einen kurzen Überblick über die Heilkräuter und die Wirkungen, die ihnen zugeschrieben werden. Wenn auch nicht verkannt werden soll, daß vielen der sogenannten Hausmittel eine Berechtigung zukommt, so muß doch von einer neuzeitlichen Zusammenstellung dieser Art gefordert werden, daß sie kritisch über dem Stoff stehe. Das ist aber hier nicht der Fall. Wenn in einem Verzeichnis unter der Überschrift „Welche Mittel gebrauchen wir bei folgenden Krankheiten" angeführt wird, gegen Schwindsucht helfe Fichte, bei „Darmleiden" Eichenrinde, Linde, bei Fallsucht Labkraut, Löwenzahn, Schafgarbe usw., so muß dies Verfahren doch zum mindesten etwas sehr summarisch genannt werden. Zu den nicht besonders vertrauenerweckenden Darlegungen gehört beispielsweise auch jene Anweisung, die jungen Blätter des Holunders zu brauchen, um „Säfte und Blut von allem etwa festsitzenden Winterstaub zu reinigen". Eine Sammlung derartiger Vorschriften wird kulturgeschichtlich fesselnd sein können; wenn jedoch wie in vorliegendem Heft eine nicht genügend gesichtete Zusammenstellung dieser Art als gesundheitlicher Ratgeber auftritt, dann wird man dem schwerlich zustimmen dürfen. Auch in diesem Heft der „Wanderbücher für Naturfreunde" entsprechen die Abbildungen nicht berechtigten Anforderungen. Es kann im ganzen daher nicht empfohlen werden. C. Barth (Stettin).

Schacht, W.: Die Pflanzen auf Feld und Wiese. Berlin: Ullstein 1927. 144 S. Hlw. 1,35.

Das Buch bringt nicht eine Aufzählung und „botanische" Besprechung der Pflanzenarten, sondern faßt sein Ziel lebenskundlich auf. Die Hauptgliederung ergeben die verschiedenen Landschaftsformen wie Trift, Luch, Wiese, Rain usw., und in ihnen erscheint dann die Pflanzengesellschaft als gegenseitig bedingt und ineinander durch ihre Umwelt verflochten. Das Hauptaugenmerk der Darstellung ist auf die Besonderheiten der Lebensabläufe gerichtet, und der Verfasser weiß von jeder der geschilderten Pflanzenformen Fesselndes zu berichten. — Das Bändchen ist frisch und unterhaltsam geschrieben; schade, daß dem Buch gar keine Abbildungen beigegeben sind. — Für alle Büchereien geeignet.

C. Barth (Stettin).

Thienemann, J.: Rossitten. Drei Jahrzehnte auf der Kurischen Nehrung. Mit 156 Abb. u. 6 Ktn. Neudamm: Neumann 1927. 326 S. Lw. 10,—.

Der Verfasser gibt in diesem Buche einen Rückblick auf die dreißigjährige Vergangenheit der von ihm geleiteten bekannten Vogelwarte. In launiger Weise plaudert er von der Nehrung, von Land und Leuten und dem einsamen Leben dort. Ein kleiner Abschnitt über das Wild der Kurischen Nehrung schiebt sich ein, und dann folgt der Hauptteil, die Vogelforschung. Über die Vogelwarte und die Beobachtungshütte, über Forschungsweisen und die Hilfsmittel dazu erzählt der

Verfasser in seiner ansprechenden, mit Humor gewürzten Art und geht dann zu den Ergebnissen der Vogelberingungsversuche über. Er weist an ihnen nach, welche Zugwege und Zuggebiete den einzelnen hauptsächlich beobachteten Arten, wie vor allem Krähen, Störchen, Möwen, Schnepfen und Staren, zukommen und berichtet von den mitunter recht seltsamen Wegen und Weisen, wie er die Ringe zurückbekommen hat. Beobachtungen über Schnelligkeit, Höhe, Witterungsbeeinflussung der Wanderungen, über den Ortssinn der Vögel und ihren geheimen nicht beobachteten Zug schließen den Hauptteil ab, dem dann noch ein Anhang über die neuzeitliche Falknerei folgt. — Aus allem spricht ein naturechter Mensch, der in seinem Beruf aufgeht, und dem es gelungen ist, ganz in die Naturwelt der Nehrung sich einzufühlen und einzuwachsen. Aber dennoch, über eins kommt der Naturfreund nicht hinweg: Es wird unheimlich viel geschossen in diesem Buch. Unmengen von Lebewesen werden vernichtet, um irgend etwas festzustellen. Genügt es nicht, wenn ein namhafter Forscher mit Sicherheit irgendeine seltene Art beobachtet hat und dies bezeugt, muß denn durchaus dem Tier das Lebenslicht ausgeblasen werden, damit es als „Belegbalg" vorgewiesen werden kann? Wann endlich wird die grobe und äußerliche Art der Schießornithologie abgelöst werden durch eine beobachtende Feldornithologie, zu der gerade Thienemann durch sein naturnahes Wesen das beste Zeug hat? — Das Werk ist durch eine große Zahl schöner Abbildungen sehr gut ausgestattet. Als ein grundlegendes Vogelforschungsbuch kommt es für alle Büchereien in Frage; man wird sich aber darüber klar sein müssen, daß es den Natursinn von Anfängern und nicht Ausgereiften in falsche Bahnen lenken kann. C. Barth (Stettin).

8 Verschiedenes.

Adreßbuch der fremdsprachigen Zeitschriften und Zeitungen. Bearb. von F. Vogelsang. Ausg. 1. Leipzig: Verlag des Börsenvereins der deutschen Buchhändler 1927. XV, 539 S. Lw. 30,—.

Dieses erstmalig erscheinende Nachschlagewerk ist eine Parallele zu „Sperlings Zeitschriften- und Zeitungsadreßbuch", das in den großen Büchereien als Handbuch der deutschen Presse längst seinen Platz hat. Es führt in seinem ersten Teil die wichtigsten fremdsprachigen Zeitschriften aller Länder übersichtlich nach Sachgruppen geordnet auf; jede Zeitschrift ist nicht nur mit Titel und Erscheinungsort genannt, auch Format, Erscheinungsweise, Preise für In- und Ausland, Angaben über Verleger, Herausgeber und Redakteur sowie über die etwaige Aufnahme von Besprechungen und Inseraten sind jeweils hinzugefügt. Der zweite Teil des Buches enthält eine Zusammenstellung der wichtigsten fremdsprachigen politischen Tagesblätter, nach Ländern und Orten geordnet, mit Angabe der politischen Einstellung und der Erscheinungsweise. — So bietet dieses Adreßbuch ein brauchbares Hilfsmittel für jeden, der einen Nachweis einer fremdsprachigen Zeitschrift für einen bestimmten praktischen Zweck braucht, oder der wissen will, welches die wichtigeren fremdsprachigen Tageszeitungen in einer Stadt des Auslandes sind. Die Brauchbarkeit wird erhöht durch ein alphabetisches Schlagwort- und Titelregister der Zeitschriften, sowie durch ein Ortsregister der Zeitungen. — Das Adreßbuch kommt naturgemäß lediglich für die Lesesäle großer Büchereien in Frage, die darauf Bedacht nehmen, ihren Lesern wichtige praktische Nachschlagewerke zugänglich zu machen. W. Braun (Stettin).

Behördenbibliotheken. Hrsg. von Hugo Müller. Berlin: Gselius 1925. 259 S. Lw. 14,—.

Das Buch, das erste seiner Art, ist für die Leser dieser Blätter nur insofern von Interesse, als in Städten, die nur eine Einheitsbibliothek oder nur eine Volksbücherei besitzen, sich an den Leiter dieser Büchereien erfahrungsgemäß häufiger städtische oder andere Behörden wegen Einrichtung oder Umgestaltung ihrer Bibliotheken wenden. In solchen Fällen wird das Werk wertvolle Dienste leisten. Es ist jedoch zu beachten, daß die Verfasser durchweg Bibliothekare der zentralen Reichs- und preußischen Landesbehörden sind, und daß die von ihnen erarbeiteten Grundsätze der Behördenbibliotheksführung von den Verhältnissen dieser Zentralbibliotheken abgeleitet sind. Schon für die staatlichen Mittelbehörden, ganz gewiß

aber für die überwiegende Mehrzahl der städtischen Behörden werden in vieler Hinsicht starke Vereinfachungen erforderlich sein, soweit dem Referenten aus eigener Erfahrung bekannt ist. — Im einzelnen enthält das Buch außer einer Einführung in die Aufgaben der Behördenbibliothek vor allem eine Arbeits- und eine Benutzungsordnung, kurze Anweisungen zur Titelaufnahme, eine Anweisung zur Einrichtung eines Schlagwortkataloges, ein recht umfangreiches bibliographisches System nebst Register dazu (119 Seiten!) und Formulare.

W. Braun (Stettin).

Der Eiserne Hammer. Das Gute für Alle. Königstein im Taunus: Langewiesche. 6 Hefte, je 32 S. Je 0,90—1,20.

Mit der Herausgabe der ersten sechs Hefte des Eisernen Hammers hat der Verleger sich bemüht, Schätze aus dem Reichtum des deutschen Geistes und Gemütes zu schöpfen und dies Gute allen zugänglich zu machen. Mit den denkbar einfachsten Mitteln löst er seine Aufgabe, so daß, abgesehen zunächst vom wertvollen Inhalte, der Preis auch sehr kleinen Mitteln erschwinglich ist. — Das erste Heft „Arbeit bringt Freude" enthält den „Festzug der deutschen Arbeit" in sechs farbigen Blättern von W. Planck. Die charaktervollen und leicht humoristisch gehaltenen Zeichnungen der typischen Vertreter verschiedener Berufs- und Arbeitszweige, die gleichsam in einem Festzuge am Beschauer vorüberziehen, sprechen an und geben sehr prägnant den Fleiß und die Werkfreudigkeit des deutschen Volkes wieder. Diesen bildlichen Inhalt vertiefen volkstümlich-witzige und nachdenklich-ernste Aussprüche über den Sinn der Arbeit. Als anmutiges Gegenstück hierzu wirkt „Der liebe Friede", eine sorgfältige Auswahl zum Teil farbiger Bilder von Hans Thoma, welche Freude an der heimatlichen Welt, am Feierabend im Haus und auf dem Felde und am Feiertage aufs glücklichste mit volkstümlichem Empfinden verbinden. — Wie tief dem deutschen Kulturmenschen die Liebe zum Walde und seiner unberührten Freiheit seit Urzeiten eingewurzelt und inmitten eines industriell eingestellten Daseins zum seelischen Bedürfnis geworden ist, wie er diesseits und jenseits der Reichsgrenze sein heimatliches Waldland hegt, zeigt das nächste Heft „Der Deutsche Wald in schönen Bildern". Einzigartig gesehen und wiedergegeben sind diese Naturaufnahmen: der unberührte Urwald Siebenbürgens, der großartige Hochgebirgswald in Süd-Tirol, der romantisch anmutende Harzwald usw. Anderen deutschen Waldlandschaften ist ihr Reiz zu verschiedenen Stimmungsbildern in den vier Jahres- und Tageszeiten verdichtet worden. — Dem schlichten Ernst des Waldes wird die Lieblichkeit „Allerlei Kräuter, Blumen und Gestalten" aus Adolf Schröders liebenswürdigem Kräuterbuch an die Seite gestellt. Zu sorgsam gepreßten, wirklichen Blumen hat der Maler leicht aquarellierte Gestalten in Beziehung gesetzt, welche die volkstümlichen Blumennamen teils in sinniger, teils in ergötzlicher Weise veranschaulichen: Neben der sich schmückenden „Braut in Haaren", der geschäftigen „Schlüsselblumen"-Maid mit dem Schlüsselbunde, dem im Frühjahrswinde springenden „Windröschen" steht der Knabe mit dem gezipfelten kecken „Rittersporn" auf dem Kopfe, das „Gänsefingerkraut" mit dem Landstreicher, der einer gestohlenen Gans die Gurgel zudrückt und die wunderbar keifende Scheuerfrau mit dem „ordinären Scheuerkraut". Bekannte Blumenlieder begleiten die Bilder: so Lenaus „Primula veris", Hoffmann v. Fallerslebens „Maiglöckchen läutet in dem Tal", Vespers Sommerlied von den Glycinen, das Hagebuttenlied „Ein Männlein steht im Walde", Dehmels „Vergißmeinnicht in einer Schmiede" und andere. — „Das Büchlein Tausendschön" bringt Bilder deutscher Maler aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die durch die Jahrhundert-Ausstellung 1906 der Vergessenheit entzogen wurden und beweisen konnten, „eine wie reiche und im besten Sinne zugleich nationale und internationale Malerei das äußerlich arme Deutschland zwischen den napoleonischen Kriegen und dem Anbruch des Maschinenzeitalters besessen hat". E. Bendemann, Th. Schütz, O. Speckter, Ch. Böttcher und andere werden von den bekannten Schwind, Richter, Feuerbach und Spitzweg abgelöst. Dieses Heft wie auch das folgende haben leider nicht die den vier ersten Heften eigene Anschaulichkeit und zu allen sprechende Volkstümlichkeit. Das vorliegende setzt schon ein, wenn auch geringes, Einfühlungsvermögen und Kunstverständnis voraus. — Die „Kinderschuhe der neuen Verkehrsmittel" enthalten eine von F. M. Feldhaus besorgte

Bilderschau der erhaltenen ehrwürdigen Maschinen, die vor anderthalb Jahrhunderten den bescheidenen Beginn des heutigen Verkehrs darstellen. Technisch interessierten Lesern wird es Freude bereiten, sich aus den Abbildungen und Erläuterungen die mühsame Zusammenarbeit von Forschern, Technikern und werktätig Schaffenden von dazumal zu vergegenwärtigen. — Die Sammlung kann kleinen Büchereien, auch vor allem auslandsdeutschen Volks- und Schulbüchereien warm empfohlen werden. Lisbet Rall (Stettin).

Deutsch-Nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde 1927. Hrsg. von Walter Georgi. Zugleich Jahrbuch der Nordischen Gesellschaft. Jena: Diederichs 1927. 179 S.

Von den Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und dem stammverwandten Norden auf den verschiedensten Gebieten der Wirtschaft, Kultur und des rein Menschlichen, wie sie zur gegenseitigen Freude immer häufiger und wesentlicher werden, vermittelt dieser 8. Band des Deutsch-Nordischen Jahrbuchs wieder ein lebendiges Bild. Die geistig-metaphysische Grundformel dafür hat von deutscher Seite Ernst Bertram gefunden, dessen in der Kopenhagener Universität gehaltener Vortrag „Norden und deutsche Romantik" das Jahrbuch mitteilt: Im Gesetz des deutschen Geistes, zum Ausgleich entfremdender Südsehnsucht und in Besinnung auf den andern Pol eigenen Wesens zum Norden zu streben. Wie Geben und Nehmen sich im Geistesleben des deutschen und der nordischen Völker befruchtend auswirken und wandeln, dafür ist Georg Brandes' Stimme hier berufenes Zeugnis. Im einzelnen bringt dafür eine Sammlung kleiner Beiträge für das noch allzu ferne Island den Nachweis. Als praktische Auswirkung des brüderlichen Verhältnisses im Geistigen lernen wir die literarische Kopenhagener „Gesellschaft von 1916" kennen. Von Norwegern werden uns der an Caspar David Friedrich geschulte Maler Dahl († 1857) und die Dichterin Amalie Skram nahegebracht Norwegen und Finnland sind von deutschen Besuchern, Deutschland von schwedischen Gästen als Erlebnis der Landschaft besonders gewürdigt. Für Schweden wirbt u. a. ein Aufsatz über Trolhätta, der mit guten Abbildungen — die Abbildungen des Bandes verdienen überhaupt besondere Anerkennung — die Wandlung von dem herrlichen Naturwunder zum heutigen Kraftwerk, das die Naturgewalten in den Dienst menschlicher Wohlfahrt zwingt, illustriert. Für wirtschaftliche Fragen haben u. a. namhafte Persönlichkeiten wie der ehemalige dänische Minister Stauning das Wort. Alles in allem: eine vielseitige Darstellung, die manchen Leser großer Büchereien anregen wird. V. A. Schmitz (Stettin).

Harms, Paul: Die Zeitung von Heute. Ihr Wesen und Daseinszweck. Leipzig: Quelle & Meyer 1927. 130 S. Geb. 1,80. (Sammlung Wissenschaft und Bildung.)

Das den „Kollegen vom Bau" gewidmete Buch scheint in weiten Strecken auch für diese abgefaßt. Es setzt an Kenntnis und Verständnis der Problemstellung im Zeitungswesen allerlei voraus, ist dann aber sehr grundsatzfest, charaktervoll und ernst geschrieben. Da die journalistischen Dinge meist gerade von Journalisten oft in einer leider nur feuilletonistischen Manier abgefaßt werden, ist diese tiefer schürfende und an das Wesen der journalistischen Arbeit herangehende Arbeit zu begrüßen. Wenn das Buch auch leider nicht die allgemein faßliche Einführung in das Verständnis der Zeitung ist, auf die wir warten, dem bereits interessierten und kritischen Leser bietet es dankenswerte Förderung und Vertiefung seiner Erkenntnis. E. Dovifat (Berlin).

Jahrbuch der Leibesübungen. Hrsg. von Carl Diem. Berlin: Weidmann 1926. 153 S.

Das Buch, welches ein Spiegelbild von dem Aufschwung der Sportbewegung in Deutschland geben will, gliedert sich in drei Hauptabschnitte. Der erste Teil bringt eine Reihe von Aufsätzen, unter denen „Vom Sinn der Leibesübungen" von Gerhard Krause, eine Untersuchung über „Das Wesen des Mutes" von Karl Müller und „Sport und Großstadt" von Oberbürgermeister Böß, Berlin, besonders hervorgehoben seien. Der folgende Abschnitt führt sämtliche im Vorjahre erschie-

nenen Werke des sportlichen Schrifttumes, nach den verschiedenen Sportarten gesondert, auf, und ein dritter Teil ist der Statistik gewidmet, nennt Verbände, Anschriften, Höchstleistungen usw. — Das Buch wird in erster Linie für die Vereinsbüchereien sportlicher Verbände in Frage kommen, da es sich vor allem an die Führer sportlichen Lebens wendet, wird aber weiterhin auch in Volksbüchereien, besonders in den Handbüchereien der Lesesäle am Platze sein.

C. Barth (Stettin).

C. Schöne Literatur.

I. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Morgenstern, Christian: Mensch Wanderer. Gedichte aus den Jahren 1887—1914. München: Piper 1927. 281 S. Geb. 7,—.

Zu den bisherigen Veröffentlichungen aus dem Morgensternschen Nachlaß gesellt sich ein neuer Band. Er umfaßt in chronologischer Folge eine große Anzahl von lyrischen Stimmungsbildern, die mit dem 16. Lebensjahre des Dichters beginnen und bis in seine letzten Tage hineinreichen. Die frühesten, vor dem 23. Lebensjahre verfaßten Gedichte hatte Morgenstern absichtlich zurückgehalten, die übrigen waren — nicht weil sie als minderwertig gelten müßten — aus verschiedenen Gründen nicht in den Druck gelangt. Sie alle, auch die für den Entwicklungsgang ihres Verfassers charakteristischen Jugendverse tragen ganz das Gepräge der so eigenartigen Persönlichkeit Morgensterns. Nicht allerdings des Palmström-Morgenstern. Auf einen ernsten Ton gestimmt, geben diese Nachlaß-Gedichte vielmehr dem Ausdruck, was in dem gedankenvollen Verfasser der „Stufen" lebt, der uns als der melancholisch-träumerische, Zeiten und Räume überfliegende, Gott und die Natur in sich erlebende Weltwanderer entgegentritt. Die Sammlung der gefühlsstarken und formschönen Verse wird dem Dichter neue Freunde gewinnen. G. Kohfeldt (Rostock).

Münchhausen, Börries von: Idyllen und Lieder. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1928. 67 S. Lw. 3,—.

Börries von Münchhausen ist sicher in seiner Kunst den richtigen Weg gegangen, als er Balladen dichtete; denn nur in der Ballade findet sein für feinere Ohren gar zu stark klirrendes und rasselndes Pathos den richtigen Platz. In „Liedern" sollte er sich lieber nicht versuchen; denn meistens sind Banalitäten daraus geworden, wobei zugestanden bleibe, daß einiges gelungen ist und in anderen zum mindesten ein starkes dichterisches Bild steckt. Und gar in „Idyllen" (mit Einschüben von weichem sächsischen Dialekt!) — da schweigt die Kritik lieber ganz. — Die Volksbücherei wird auf diese Sammlung verzichten.

K. Schulz (Stettin).

Rückkehr nach Orplid. Dichtung der Zeit, ges. u. eingel. von Martin Rockenbach. 2. Aufl. Essen: Fredebeul & Koenen 1924. 314 S.

Die Ausfahrt. Ein Buch neuer deutscher Dichtung. 1. Reihe. Hrsg. von Otto Heuschele. Stuttgart: Silberburg 1927. 276 S. Geb. 10,—.

Beide Sammelbände, welche Prosa und Versdichtung bringen, ähneln einander sehr, denn sie stehen in ausgesprochener oder doch tatsächlicher Opposition zu dem Expressionismus von gestern und der — großstädtischen — „neuen Sachlichkeit" von heute, welche vom Expressionismus vieles übernimmt: Die (aus der Übersteigerung geborene) Neigung zu Satire, Groteske und Karikatur, das Tempo und die kinohaft wechselnden Bilder, das Vorherrschen rationaler Elemente, das bis zur Gehirnakrobatik wird. Im Gegensatz hierzu verfolgen beide Bände die seit 1800 niemals abgerissene Tradition der Romantik und des Klassizismus, und zwar der erste der Romantik, der zweite des Klassizismus. So haben beide nur einige Namen gemeinsam: Hans Carossa, Lissauer, Schmidtbonn, Max Mell. „Rückkehr nach Orplid" bevorzugt die katholischen Dichter, die natürlich mehr der Romantik zuneigen: Franz Herwig, Jakob Kneip, Heinrich Lersch, Max Mohr, Richard von Schaukal, R. J. Sorge (†), F. J. Weinrich, Jos.

Winckler, H. Zerkaulen, daneben aber auch Ernst Bertram, H. F. Blunck, Joachim v. d. Goltz, Albrecht Schaeffer, Wilhelm Schmidtbonn, Lissauer. „Die Ausfahrt", welche als Programm einzig das Bekenntnis zu den „reinen, erhabenen, schöpferischen Kräften, die durch Gestaltung und Formung in Sprache wahrhafte Dichtung zeugen", nennt, enthält u. a. Proben von Felix Braun, H. Hesse, Alfons Paquet, Wilhelm Schäfer, Friedr. Schnack, Wilh. v. Scholz, Otto v. Taube, Stefan Zweig. — Natürlich sind manche dieser Dichter durch den Expressionismus gegangen und tragen dessen Spuren, aber alle kennzeichnet heute das Streben nach einer gefestigten, oft gepflegten Form. — Über das Repräsentative der Auswahl läßt sich manchmal streiten (besonders bei der „Ausfahrt", welche aber hierauf weniger Wert legt, als auf den Zusammenklang), dennoch halte ich diese Bücher für den Leseraum größerer Büchereien für wertvoll, wo sie neben lyrischen Anthologien älterer und neuerer Dichtung, Balladenbüchern und einer kleinen, sorgfältigen Auswahl neuerer dramatischer Literatur ihren Platz haben sollten.

W. Schuster.

Sinclair, Upton: Singende Galgenvögel. Drama in 4 Aufzügen. Berlin: Malik-Verlag 1927. 104 S. Kart. 1,80.

Die „Singenden Galgenvögel" sind eingesperrte Streiker in Kalifornien. Sie singen (echte) Lieder eines (ermordeten) Landstreichers, die durch ihre ergreifende schlichte Schönheit überraschen. Singen ist im Gefängnis verboten. Ihr Führer kommt in die Dunkelzelle, an der er stirbt. In seinen Fieberphantasien träumt er sein ganzes Arbeiterleben noch einmal: Wir sehen, wie er als Farmer fallieren, seine Frau vom Abtreiber töten und seine Kinder verkommen lassen muß und wie er schließlich seinen Protest mit dem Leben bezahlt. Bis auf eine geträumte Gerichtsszene von etwas aufdringlicher Symbolik spiegelt das Drama den Ideen- und Lebensgehalt eines solchen Kämpfers treu und überzeugend wieder; dabei ist das Gedankliche originell und in der Durchführung packend und modern. — Für größere Büchereien.

E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Verse der Lebenden. Deutsche Lyrik seit 1910. Hrsg. von Heinrich Ed. Jacob. 2. durchges. u. erg. Aufl. Berlin: Propyläenverlag 1927. 207 S. Lw. 2,20.

Für die Lyrik, zumal die der neuesten Zeit, ist die Anthologie ein unentbehrliches Hilfsmittel, um eine Übersicht über das Schaffen der Gegenwart zu bekommen. Für die nun überwundene Sturmzeit des Expressionismus war die beste Sammlung die von Pinthus „Menschheitsdämmerung" (Rowohlt 1920), vielleicht noch ergänzt durch die Kaysersche Sammlung „Verkündigung" (München: Roland-Verlag 1921). An sie reiht sich die vorliegende, sehr glücklich getroffene Auswahl, natürlich nur „Neutöner" enthaltend, weshalb man Dichter wie etwa Hesse, Ina Seidel, Agnes Miegel hier nicht suchen darf. Die Einführung des Herausgebers ist kenntnisreich, aber reichlich feuilletonistisch. Bezeichnend für den Stand der Dichtung ist, daß sie nicht mehr (wie so stark bei Pinthus) programmatisch, sondern — in der gekennzeichneten Art — würdigend gehalten ist. Wo irgend Interesse für neuere Dichtung vorhanden ist, müssen die Büchereien die Anthologie anschaffen.

W. Schuster.

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Altmann, Otto: Unter Segelpyramiden und Tropensonne. Erzählung aus dem Leben zur See. 3., durchges. Aufl. Hrsg. von Franz Fethke. Regensburg: Habbel 1924.

Der erzählende Rahmen ist der üblich-primitive: Ein unerhört braver und tüchtiger Pennäler kommt in einen unerhört schwarzen Verdacht, muß zur See und segelt als Schiffsjunge seines Onkels — dies durch Zufall — seinem happy end entgegen. Das ist als Jungengeschichte sehr schön, mit einer Menge Abenteuern auf den Meeren, in Ostindien, der Südsee, die alle spannend, anschaulich und instruktiv wirken und einen starken Eindruck der östlichen Welt, wie ein Kapitän sie sieht, zu hinterlassen vermögen. Gewaltsam hineingebacken sind noch einige rein lehr-

hafte Teile über seemännische und erdkundliche Gegenstände. Den stilistischen Entgleisungen des Autors, dem leider zu oft ein unsachlicher künstlerischer Ehrgeiz die Feder führte, hätte der Herausgeber etwas rücksichtsloser zu Leibe gehen sollen. — Als Jungensbuch brauchbar. R. Keller (Berlin).

De Coster, Charles: Die Legende vom lustigen Schmied Smetse Smee. Verdeutscht von Owlglaß (d. i. Hans Erich Blaich). Mit 6 (eingedr.) Holzschn.-Orig. von E. Lörcher. Tübingen: A. Fischer 1927. 104 S. Geh. 3,60. Geb. 4,—.

Dieses kleine Werk ist mit demselben befriedigenden, niederdeutschen Humor geschrieben, wie etwa der „Uilenspeegel", nur daß dort das Schreckgespenst der Inquisition niemals ganz schwinden mag, während diese Legende eine der vielen, mittelalterlichen Teufelsverschreibungen zum Vorwurf hat. Unverzärtelt erfährt der Leser, wie der urwüchsige und unverwüstliche Schmied dem Teufel, zuletzt aber auch den himmlischen Heerscharen eine Nase dreht. Die politische Note, der Kampf gegen die Drangsalierung der Spanier in den Niederlanden, wird nur benutzt, um zuletzt der Dichtung ein versöhnliches Ende zu geben. Die Holzschnittabbildungen passen sich gut der kräftigen Tonart des Buches an, das auch in die kleine Bücherei mit gutem Erfolg eingestellt werden wird.

O. Bahrt (Insterburg).

Jacobsen, J. P.: Gesammelte Werke in drei Bänden. Übers. von J. Sandmeier. München: Beck 1927. Lw. 7,50.

Diese sehr schön ausgestattete und dabei äußerst wohlfeile Ausgabe in braunem Leinen enthält sämtliche Werke des großen dänischen Dichters mit Ausnahme der Gedichte. „Frau Marie Grubbe" eröffnet im 1. Bande den Reigen, „Niels Lyhne" füllt den zweiten, und den Novellen im 3. Bande schließt sich eine ausführliche, begeisterte, dabei schlicht und leicht verständlich geschriebene Biographie Jacobsens von G. Christensen an. Das kurze Bruchstück einer unvollendeten Novelle „Dr. Faust" hätte fehlen können. Die Sandmeiersche Übersetzung bringt den impressionistischen Stimmungsgehalt Jacobsenscher Erzählungskunst schön zur Geltung. Der Druck ist etwas blaß, doch tut das dem Ganzen wenig Abbruch. Der geringe Preis der Ausgabe macht ihre Anschaffung auch der kleinsten städtischen Bücherei möglich und wünschenswert.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Kröger, Timm: Eine stille Welt. Bilder und Geschichten aus Moor und Heide. Braunschweig: Westermann. 310 S. Lw. 4,—.

Die 16 in diesem Erstlingswerk vereinigten Erzählungen stehen noch nicht auf der Höhe Krögerscher Kunst. Aber es offenbaren sich in ihnen doch schon Ansätze, welche auf die später erreichte Reife hinweisen („Wie Jörn Hölk den Teufel zitierte"). Der bekannte Krögersche Humor zeigt sich bereits in diesem Buche in vollem Glanze, besonders in der köstlichen Erzählung „Die Roßtrappe von Neudorf". — Für einfache ländliche Verhältnisse kommt das Buch noch kaum in Betracht*) R. Kock (Schneidemühl).

Schmidt, Maximilian (gen. Waldschmidt): Der Bubenrichter von Mittenwald. Maria Pettempeck. Regensburg: Waldschmidt-Verlag 1927. 292 S. Lw. 4,—. (Waldschmidt, Ges. Werke. Bd 28.)

Maximilian Waldschmidt hat Land und Leute des bayrischen Waldes für die Literatur „entdeckt". Seine gesammelten Werke (34 Bände!) mögen deshalb den Literarhistoriker interessieren, für Volksbüchereien sind seine Erzählungen, in denen er gehalt- und gestaltlose, dem Repertoire der Vereinsbühne entstammende Figuren bewegt, ungeeignet. G. A. Narciß (Breslau).

---

*) Für die Erschließung besonders der reiferen Krögerschen Erzählungen sei hier verwiesen auf das im „Nordischen Heimatverlag" in Bordesholm erschienene Heft von Schriewer: Timm Kröger als Dichter für die Heimat. Ein Wegweiser zu seinen Werten und Werken.

Der ungarische Simplizissimus. Aufs Neu hrsg. Konstanz: Seeverlag 1923. 379 S. Geb. 6,50.

Der 1683 erschienene ungarische oder dacianische Simplizissimus, eine der vielen Nachahmungen des Grimmelshausenschen Buches, schildert das Leben eines verwaisten schlesischen Jungen, der bald als Bauernjunge, bald als Schreiber, Trompeter und Heerpauker im ungarischen Heere, bald als türkischer Gefangener durch Schlesien, Polen, Siebenbürgen und das Zipser Land bis in die Türkei kommt. Obgleich das Buch zu den wertvolleren Nachahmungen des Simplizissimus von Grimmelshausen gehört und manche kulturgeschichtlich fesselnde Einzelheit enthält, wirkt doch die zusammenhanglose Aneinanderreihung von Abenteuern, Unfällen und Streichen auf den heutigen Leser recht primitiv. Volksbüchereien haben kein Interesse an diesem Neudruck, den Studienbüchereien im Bedarfsfall einstellen können.

W. Eggebrecht (Stettin).

Stehr, Hermann: Auf Leben und Tod. Erzählungen. Berlin-Grunewald: Horenverlag 1927. 313 S. Geh. 5,—. Geb. 7,50.

In der neuen Gesamtausgabe des Horen-Verlages hat der Band einen etwas anderen Inhalt als der gleichnamige in der ersten Gesamtausgabe bei Lintz in Trier. Es fehlt der Roman „Leonore Griebel", der nun mit dem Drama „Meta Konegen" den 2. Band der neuen Gesamtausgabe bildet. Dafür ist der „Besuch" aufgenommen und sind zwei neue kleine und schöne Skizzen hinzugekommen: „Gerichtet" und „Der Inspektor", welche allerdings dem Bilde Stehrs einen neuen Zug nicht mehr einfügen. Zweifellos ist der Band so geschlossener. Da die chronologische Folge, die für Stehr so wichtig ist, in der neuen Gesamtausgabe nicht eingehalten wird, so wäre es sehr nützlich gewesen, die Entstehungsdaten beizugeben. Erneute Lektüre bestätigt den Eindruck von dem großen Können des Dichters, für den die Volksbüchereien sich nach Kräften einsetzen sollten. Die neue Ausgabe, deren Bände einzeln käuflich sind, ist würdig in der Ausstattung und schön im Druck.

W. Schuster.

Wolfram von Eschenbach: Parzival. Neu bearb. von Wilh. Hertz. Mit einem Nachtrag von Gustav Rosenhagen. Stuttgart: Cotta 1927. 586 S. Geh. 6,50. Lw. 9,—.

Die klassischen Übersetzungen mittelhochdeutscher Dichtungen durch Wilhelm Hertz sollten in jeder größeren Volksbücherei zu finden sein. G. Rosenhagen hat für den Parzival in einem Nachtrage über die neuesten Ergebnisse der Forschung berichtet. — Für den literarisch weniger interessierten Leser, den die Länge und Weitschweifigkeit des mittelhochdeutschen Gedichtes abschreckt, wäre eine stark gekürzte Bearbeitung des Hertzschen Textes sehr wünschenswert. Könnte der Verlag sich nicht zu dieser dankenswerten Aufgabe entschließen? Uns fehlt eine solche Bearbeitung sehr und auch für Schulzwecke wäre sie sicher erwünscht.

W. Schuster.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Ammers-Küller, Jo van: Jenny spielt Komödie. Roman. Aus dem Holländ. übertr. von Franz Dülberg. Leipzig: Grethlein 1926. 354 S.

„Jenny Heystens Blütenweg", wie dieser Roman im Untertitel heißt, wurde lange vor den „Frauen der Coornvelts" geschrieben. Er läßt die künstlerische Höhe dieses Buches vermissen, verrät aber auch schon das starke Talent, das wir in Jo van Ammers-Küller zweifellos vor uns haben. Und für sich genommen, ist der Roman ein bemerkenswertes Buch. Vor allem ist er eine überaus dankenswerte Bereicherung des Faches „Theaterromane", deren es ja sehr viele schlechte und sehr wenige gute gibt. Denn der Werdegang einer jungen Schauspielerin, den die Verfasserin erzählt, ist nicht ein landläufiger Bericht aus der Welt des schönen Scheins, sondern das Wesen des Schauspielerischen ist so tief gefaßt und so überzeugend gestaltet, daß man mit großer Befriedigung diesen Beweis für eine unsensationelle und unsentimentale Behandlung eines Schauspielerinnenschicksals hin-

nimmt. Das künstlerisch beachtliche und menschlich sehr starke Buch sei schon mittleren Büchereien zur Anschaffung empfohlen.

Lisa Schultze-Kunstmann (Stettin).

Braun, Felix: Agnes Altkirchner. Roman in sieben Büchern. Leipzig: Insel 1927.

Der Untergang des alten Österreich soll in diesem Roman erzählt sein. Aus diesem Thema ein Werk großer dichterischer Gestaltung zu machen, wäre schon eine Aufgabe, die manchen Meister moderner Romankunst locken könnte. Hier aber ist diese Aufgabe kaum richtig gesehen, geschweige denn in einer auch nur einigermaßen zulänglichen Weise bewältigt. Das alte Österreich ist lediglich vom Gesichtswinkel eines sehr ehrenwerten, aber auch sehr engen und kleinen Bürgertums aus gesehen, die wenigen karikaturenmäßigen Schlaglichter, die auf Presse und Bohèmetum fallen, reichen nicht aus, um die Schicksalsbedeutung des Bildes zu erhöhen, und es ist vollends ein unglücklicher Einfall, das bunte Hin und Her der Handlung, die mit 1913 einsetzt und mit 1919 endigt, um die Frauengestalt kreisen zu lassen, die dem Buch zwar den Namen gibt, aber in ihm durchaus keine symbolhafte oder sonst irgendwie über das episodische Privaterleben hinausreichende Rolle spielt. Die unübersehbare Fülle matt und blutarm gezeichneter Figuren, deren Erlebnisse den Inhalt des Buches bilden, rundet sich nirgends zur Einheit eines geschlossenen Kulturbildes, alles läuft gestaltlos durcheinander und auseinander, ohne daß sich Notwendigkeiten abzeichnen. Vermutlich wird der Österreicher das Buch anders empfinden als der Reichsdeutsche. Möglich, daß er gerade in dieser verschwommenen, konturblassen Gestaltlosigkeit den bewußten oder unbewußten Willen zur Symbolisierung österreichischer Verhältnisse erblickt. Für uns verliert das Buch schon mit seiner offenkundigen Ungekonntheit jedes tiefere Interesse. Es hat vielleicht einen gewissen historischen Reiz zu sehen, wie in der merkwürdig flüsternden, sentimental hinwelkenden Darstellung etwas wie der letzte Hauch der blassesten Wiener Romantik längst vergangener Jahrzehnte zum Vorschein kommt, und viele Schönheiten in einzelnen Beobachtungen und Äußerungen sollen gewiß nicht übersehen werden; aber als schöpferische Leistung kann das Buch nicht gewertet werden. Der Insel-Verlag hat weit bessere Dinge herausgebracht. Deutsche Volksbüchereien können auf den Roman verzichten.

G. Kemp (Solingen).

Bojer, Johan: Die Auswanderer. Roman. Hrsg. von J. Sandmeier. München: Beck 1927. 453 S. Geh. 6,—. Lw. 8,—.

Schon die „Lofotfischer“ gaben Zeugnis von dem großen Können Bojers. Auch die „Auswanderer“ sind ein Werk, das bei jedem Leser den stärksten Eindruck hinterlassen wird. Wie die künstlerische Kraft der skandinavischen Dichter heute allgemein geradezu erbauend auf uns wirkt, so läßt auch dieser Roman eine Unverbrauchtheit und Erlebnisfähigkeit spüren, die man umso erfreuter auf sich wirken läßt, als sie bei aller Tiefe der Probleme doch nicht nur immer das Quälende herausstellt, wie es sonst so häufig in der heutigen Literatur geschieht. Der Roman schildert uns das Schicksal einer norwegischen Auswanderergesellschaft, wie sie sich mit ihren verschiedensten Typen aus der heimatlichen Dorfwelt loslöst, um jenseits des großen Wassers neuem Glück, neuen Idealen, neuer Existenz und neuer Hoffnung nachzuspüren. Und dann findet man sie wieder, Männer, Frauen, Kinder, mitten in der Prärie, bis zum Letzten auf sich selbst gestellt, allein den niegeahnten Naturgewalten, allein einem nicht zu bezwingenden Erntesegen gegenüber. Das Menschlich-Allzumenschliche wächst sich in dieser kleinen Ansiedlergesellschaft zu tiefer Erkenntnis aus des Erhabenen und Lächerlichen zugleich im menschlichen Leben. Aus der Handlung des Romans schält sich das Schicksal eines Einzelnen heraus, der seinen Landsleuten Führer wird, eines Charakters, den Fürsorge für seine Familie und Ehrgeiz gleichzeitig hinausgetrieben haben, der, wie ein zweiter Faust, blind am Ende seines Lebens nach vielem Geschaffenen die Heimatlosigkeit der Auswandererseele erkennen muß: „Dein Sinn wird wie die Woge sein, stets in Unruhe, beständig auf der Fahrt.“ — Das Werk gehört in jede Bücherei.

O. Bahrt (Insterburg).

Brües, Otto: Jupp Brand. Berlin: Bühnenvolksbundverlag 1927. 391 S. Geh. 6,—. Geb. 7,—.

Der Roman versucht, wie manche anderen, das Erlebnis der jungen aus dem Kriege heimgekehrten Generation zu gestalten und zugleich eine Lösung oder einen Weg aus der deutschen Krise zu weisen. Es ist stilles Schaffen und Wesenhaftigkeit. Das ist der Ausgang, der Inhalt ist, ein Bild des ganzen Deutschland zu geben, wie es nach dem Kriege war und ist, des taumelnden, des politisch marktschreierischen und des stillen und schaffenden, des üppigen und des darbenden. Dies Bild erfährt Jupp Brand auf einer großen Reise, zu der ihm ein glücklicher Zufall verhilft und die ihn durch alle Gaue führt. Die Erlebnisse der Fahrt sind gleichnishaft. Diese Form ist nicht eben neu. Das Ganze hält nicht nur die Figur des Helden Jupp Brand zusammen, sondern das Schicksal seiner Gruppe (Wandervogelgruppe), aus der er Mieken, seine junge Frau, holt. Im Leben dieser Gruppe herrscht die neue, freiere Sittlichkeit, die uns vielleicht einmal aus der Wirrnis dieser Zeit zum Geschenk werden wird. — Sonst hat man doch das Gefühl, als wenn dies alles schon irgendwie überwunden wäre, so lebendig es im ganzen erzählt ist (hin und wieder spürt man Konstruktion und auch im Sprachstil Gewolltes). — Man wird das Buch um seines ernsten Wollens als Zeitroman in größeren Büchereien einstellen können. W. Schuster.

Droonberg, E.: Die Goldwäscher am Klondike. Roman aus der Zeit der großen Goldfunde in Kanada und Alaska. Leipzig: Goldmann. 284 S.

Der Roman gibt eine Vorstellung von dem Leben und Treiben in Alaska und am Klondike, als in den Jahren 1897/1898 sogenannte „Cities" aus dem Boden wuchsen, die den Goldsuchern während der eisigen Wintermonate als Quartiere dienten. Die Handlung, eine Kriminalgeschichte, dient im wesentlichen nur dazu, das Milieu der Goldgräber-Städte, die Landschaft und die Reisevorbereitungen der zu Tausenden und wie im Fieberrausch über Schnee und Eis dem Lande der Verheißung zuströmenden Goldsucher zu schildern. Einige Gauner versuchen, die Tochter eines Musikers, dem in seiner Todesstunde ein Gold-Claim geschenkt worden ist, um ihr Erbe zu bringen, ein Versuch, der im letzten Augenblick durch die Entlarvung und Verhaftung der Verbrecher verhindert wird. — Der Roman kann lediglich als Zeitbild einigen Wert beanspruchen. Er kommt nur für größere Volksbüchereien in Betracht. H. Horstmann (Gleiwitz).

Fleuron, Svend: Die gefesselte Wildnis. Roman. Jena: Diederichs 1928. 208 S. Geh. 3,—. Geb. 5,—.

„Die Menschen wollen Tiere sehen. Die Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß wir dazu verdammt sind, sie nicht mehr unter uns einher gehen zu lassen; wir müssen sie in gebührendem Abstand halten — in Käfigen." Gegen die „Dschungel der Großstadt", den Zoologischen Garten, richtet Fleuron, nachdem er im „Grafen von Egerup" die Vernichtung der Tierwelt durch die Zivilisation geschildert hat, eine flammende Anklage, und damit auch gegen den Menschen, der freie Tiere aus allen Weltteilen auf einem kleinen Stück Land zusammenpferchen und sie so langsam hinmordet. Diese Menschheit verkörpert sich in dem gelehrten und der Natur völlig entfremdeten Direktor des Tiergartens, an dem die Tiere schließlich furchtbare Rache nehmen. Viele gute Tierbilder enthält das Buch, aber auch sehr viel Trauriges wie Gefangenschaft, Quälerei und langsames Dahinsterben. Das nur der Tendenz wegen geschriebene Buch eignet sich bloß für große Büchereien. W. Eggebrecht (Stettin).

Frank, Leonhard: Karl und Anna. Berlin: Propyläen-Verlag 1926. 174 S. Geb. 2,20.

Die Titelnovelle erzählt das Schicksal zweier deutscher Kriegsgefangener in Rußland, von denen der Verheiratete dem andern in langen Jahren sein Leben und seine Ehe bis ins Kleinste schildert, so daß diesen, einen romantischen, aber willensstarken Menschen, eine wilde Sehnsucht nach der Frau erfaßt, er entflieht und in der Heimat die Verlassene zu gewinnen weiß. Diese, bisher in ruhiger Ehe ihrem

Manne treu ergeben, erkennt in dem neuen Manne den wahlverwandten Menschen und bleibt bei ihm, als der Angetraute nach Kriegsende zurückkehrt. Die Wandlung in der starken und sicheren, aber unbewußt leidenschaftlichen Frau wird mit feiner, überzeugender Psychologie gegeben, auch die Gestalten der beiden Männer sind sicher erfaßt. — Die zweite Novelle, „Die Schicksalsbrücke", erzählt das langsame, aber pflanzenhaft unbeirrte Erwachen eines in sorgsamer Abgeschlossenheit herangewachsenen Mädchens zu freier, selbstbewußter Lebensgestaltung. — Frank ist ein ausgezeichneter Psychologe und ein sicher gestaltender Schriftsteller, sein Stil zu beruhigter Objektivität geklärt. Könnte er gelegentliche Reflexionen unterdrücken, würde der Dichter gewinnen, was der Schriftsteller einbüßt. Das Büchlein ist seiner Behandlung erotischer Dinge halber nur reifen Menschen in die Hand zu geben, diese aber werden es mit Genuß und Gewinn lesen.

W. Schuster.

Friesische Sagen. Von Texel bis Sylt. Mit 27 Taf. u. 52 Abb. im Text. Ges. u. hrsg. von Hermann Lübbing. Jena: Diederichs 1928. XII, 283 S.

Harzland-Sagen. Mit 21 Taf. u. 57 Abb. im Text. Ges. u. hrsg. von Fr. Sieber. Jena: Diederichs 1928. XII, 332 S. (Deutscher Sagenschatz.)

Die beiden neuen Bände der bekannten Reihe fügen sich ihren Vorgängern würdig an. Besonders die Friesischen Sagen dürften überall willkommen sein, wo norddeutsche Literatur (Blunck, Leip u. a.) gepflegt wird. Das Meer und die Landschaft der Marsch prägen ihre Eigenart, dazu die reiche und eigenartige Geschichte des freien Friesenvolkes. Graf Edzard, Klaus Störtebeker und Godeke Michels, Pidder Lüng (durch Liliencrons Ballade über seine Heimat hinaus bekannt) und manche anderen treten uns in der Gestalt entgegen, wie die Phantasie des Volkes sie formte. Zähigkeit und ungebändigte Wildheit erinnern überall an die Gestalten altnordischer Sagas. Ein unendlich reicher, großer Stoff liegt hier ausgebreitet und harrt noch zum besten Teile der formenden Hand. — Weniger geschlossen ist das Harzgebiet mit seinen Vorlanden bis zu Mulde und Elbe, denn hier stoßen verschiedene Völkerschaften aufeinander, im Osten zeigen sich schon slawische Einflüsse. Dafür kann gerade hier sehr schön die Eigenart einer Völkerscheide und der durch sie bedingten Mischungen studiert werden. Im Kerngebiet des eigentlichen Harzes mit dem Brocken, dem alten Hexenberg, als Mittelpunkt, ist es wieder die Landschaft, welche dem Sagengut die eigentümliche Färbung gibt. Sehr schön führt die ausgezeichnete Einleitung in die Eigenart des Gebietes ein, bei den friesischen Sagen hätte in dieser Hinsicht etwas mehr geschehen können. Mindestens in Nord- und Mitteldeutschland sollten schon mittelgroße Büchereien die beiden mit herrlichen Abbildungen geschmückten Bände vor allem auch für die wanderfrohe Jugend einstellen.

W. Schuster.

Gunnarsson, Gunnar: Sieben Tage Finsternis. Berecht. Übertr. aus dem Dän. von Else v. Hollander. Berlin: Universitas 1927. 315 S.

Während draußen in dem Ausbruch eines Vulkans die Natur sich verdunkelt, während durch eine furchtbare Grippe-Epidemie das Dunkel des Todes an die Menschen heranschleicht, vollzieht sich im Seelengrund der Menschen die böseste Verfinsterung: es gelingt dem „Geist, der stets verneint", einen heilen, trotz aller reifen Erkenntnis von Abgründen lebensgläubigen Menschen in den Wurzeln seines Seins zu erschüttern. In sieben Tagen Finsternis steigert sich das unheilvolle Geschehen: Genährt durch die Dämonie der Seuche, gegen die er als Arzt täglich ankämpft, und durch die immer neuen Einflüsterungen und Einmischungen des Verneiners, eines alten Studienfreundes, verdichten sich in Grimur Ellidagrimur die Zweifel zum Wahnsinn; die „bösen Geister", wie sie der Einfältige nennt — doch „selig sind die Einfältigen" — sind hinter Grimur her; sie vernichten seinen Glauben an die alle Sinnlosigkeit und Vergänglichkeit überwindende Macht des Geistes und Güte der Menschenseele, an die Ewigkeit, als der Halt verloren geht, auf den Grimur sein ganzes Sein aufbaute: das Vertrauen zu der Liebe seiner Frau, das ihm der Andere nimmt. — Wie so oft in nordischen Büchern wird auf

den Grund der letzten Dinge gegraben: Über das schwere, schwere Leben (ist Sterben nicht leichter? Grimurs Frau aber muß leben, um immer für den wohl nie aus der Umnachtung Heimkehrenden da zu sein), über die Einsamkeit der Wissenden, die Hilflosigkeit der Menschen untereinander selbst und gerade bei größter Liebe („Gott gnade dem, der jemanden lieb hat") hilft nur das Gebot hinweg: „Seid gut gegeneinander". — Ein Buch, das so in die Tiefe bohrt, wird nur reife Leser fesseln. Aber auch sie mögen bei dem etwas spröden Anfang, der, noch ohne die beklemmende Luft des Verhängnisses, fast zu kühl berichtet und problematisiert, in einem seltsamen, auch sachlichen Widerspruch zu dem späteren Geschehen, leicht abgleiten, während sie gepackt werden müssen, wenn sie dem Erzähler bis ans Ende folgen. Darum sollte doch wenigstens jede größere Bücherei das Buch anschaffen. V. A. Schmitz (Stettin).

Gmelin, Otto: Das Angesicht des Kaisers. Ein Hohenstaufenroman. Jena: Diederichs 1927. 319 S. Geb. 7,50.

Wieder hat sich Gmelin einen der Großen der Weltgeschichte zum Gegenstand eines Romans genommen und wie früher Dschingis-Khan (vgl. B. u. B. 1926, S. 52 f.) nun Friedrich II. dichterisch zu erfassen gesucht. Dieser Versuch scheint geglückter als der frühere; die Fürsten, der Hof mit seiner orientalischen Aufmachung, der Papst und die diplomatischen Bischöfe — all diese mehr oder minder wichtigen Nebenpersonen fügen sich um die Gestalt des alle anderen überstrahlenden und alle Intrigen und alle Schwierigkeiten überwindenden Kaisers zu einem lebendigen Bild des ausgehenden Mittelalters. Aber der Mangel des Buches ist wieder, daß im großen und ganzen mehr Geschichte geboten wird als Geschichten; allzuoft verfällt der Verfasser in reine wahrheitsgetreue Darstellung der geschichtlichen Ereignisse, und dadurch fehlt den Personen dann doch trotz allen Aufwandes die eigentliche menschliche Größe. — Für größere Büchereien. R. Joerden (Stettin).

Hamsun, Marie: Die Langerudkinder. Erzählung. München: Langen 1928. 225 S. Lw. 7,—.

Was die Frau des großen Dichters hier unpathetisch, phrasenrein und schön erzählt, ist das frische und gesunde, durchaus nicht faule Leben, was vier Kinder — vermutlich ihre eigenen — während eines glücklichen Sommers teils in ihrem Heimatdorf, teils auf einer abgelegenen Alm mit den Eltern führen. Die Erlebnisse der beiden zehn- und achtjährigen Burschen beim Viehhüten und Holzhacken und die der noch jüngeren kleinen Mädchen beim Blaubeer- und Multebeerensuchen und bei ihren kindlichen Spielen mit ungeheuren Viehherden aus Tannenzapfen und Kieselsteinen sind sehr einfach und durchaus nicht ungewöhnlich, es sei denn, daß das sehr zahme Schwein, der häufige Spielgefährte Marthas und Ingerids, den beerensuchenden kleinen Mädchen in den Wald nachläuft und die Verirrten von dem gefährlichen Moorboden hinweg nach Haus führt. Aber diese schlichten, alltäglichen Begebenheiten sind hier so wichtig wie die Nachrichten, die die Zeitungen in der Stadt ausschreien, und was der eine erlebt, ist nicht allein seine eigene Sache, sondern es geht die ganze Familie an, bis zur klugen Ziege Svartkonsta (Schwarze Kunst), die allein eine Tür aufklinken kann, und bis zum Schwein, das einmal Olas, des Ältesten, Biblische Geschichte fraß. — Liebe und warmen Humor atmet das Buch von vier unverdorbenen Kinderseelen, die durchaus keine Engel sind, aber schon ein schönes Gemeinschaftsgefühl und mehr oder weniger schamhaft verborgene Hilfsbereitschaft entwickeln. Es ist eine Erzählung weniger für Kinder als für Väter und Mütter und alle anderen, die ebenso freudiges Verständnis für kleine werdende Persönlichkeiten haben wie Marie Hamsun. Kapitelweise eignet sich das Buch sehr gut zum Vorlesen. — Für alle Büchereien. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Handel-Mazzetti, E. von: Das Blutzeugnis. Des Rosenwunders 3. Teil. Ein deutscher Roman. München: Kösel & Pustet 1926. 617 S.

Der dritte und letzte Band der „Sand-Trilogie" zeigt wiederum die Art des literarischen Schaffens der Handel-Mazzetti in ausgeprägtester Form: Breit an-

gelegte Handlung erfüllt von Szenen qualvollster Seelenmarter und Blutrunst, ihre beliebte Schwarz-Weiß-Malung der Gegenspieler, ihr selbstherrliches Walten mit dem Zufall. Ihre unzweifelhafte dichterische Begabung verhindert es leider nicht, daß dieser Roman infolge der Überspitzung ihrer Romantechnik als wenig gelungen angesehen werden muß und der psychologischen Glaubwürdigkeit ermangelt. Der Inhalt ist kurz folgender: Der Jenenser Professor Walch befindet sich mit seiner Tochter auf der Reise nach Mannheim, wo Sand im Gefängnis sitzt und binnen 24 Stunden seine öffentliche Hinrichtung erwartet. Unterwegs begegnen sie in einem Gasthaus Sands Freunden, die sich mit Befreiungsgedanken tragen, und dem Scharfrichter mit seinen Gesellen. Bei der Einfahrt in die Stadt erblicken sie die Vorbereitungen auf dem Richtplatz. Es folgt sodann ein Verhör der Tochter durch den Gouverneur, das der moralischen Entlastung Sands dienen soll, ferner eine dramatisch aufgebauschte Szene im Kerker zwischen Sand und Walch nebst Tochter, die bald darauf in Männerkleidung einen heimlichen Besuch im Kerker macht und sich in ein religiöses und menschlich versöhnendes Gespräch mit dem Gefangenen einläßt. Als die Tochter öffentlich für Sands moralische Unantastbarkeit Zeugnis ablegt, wird sie das Opfer eines Mörders, gedungen von Sands Gegnern. — Am andern Morgen erfolgt dann die Exekution. — Der Leser, dem zuviel des Unwahrscheinlichen und Grausigen zugemutet wird (hingewiesen sei nur auf die sadistisch anmutende Unterredung Sands mit dem Scharfrichter in der Kerkerzelle über die Güte des Henkerschwertes und über die Art und Weise der Hinrichtung), ist wirklich froh, wenn der Roman zu Ende und Sand von seinen Qualen erlöst ist. Es wäre vorteilhafter gewesen, wenn der gesamte Stoff des Romans nicht in drei umfangreichen Bänden ausgeschlachtet worden wäre und wenn er durch Weglassung zahlreicher sentimentaler Verlegenheitsszenen eine straffere Komposition erfahren hätte. Hiermit hätte die Dichterin ihrer Kunst und auch dem Leser besser gedient. H. Horstmann (Gleiwitz).

Harris, Frank: Die Bombe. Roman. Berlin: Laub 1927. 315 S.

Die jüngstvergangene Erregung einer Welt über den Justizmord an Sacco und Vanzetti dürfte sehr verwandt jener sein, die sich der „zivilisierten" Welt bemächtigte, als in demselben freien Amerika im Jahre 1886 unter sehr offenherzigen Kommentaren vier Arbeiter gerichtlich ermordet wurden, denen vorgeworfen wurde, Bomben gegen die Polizei geworfen zu haben und deren einzige, tatsächliche Schuld ebenfalls ihre Geburt im alten Europa und ihre revolutionäre Gesinnung waren. Gesehen durch das nüchterne und rechtliche Temperament eines Frank Harris ist daraus die sehr geradlinige und individualistische Geschichte eines deutschen Journalisten geworden, der weniger unter dem Eindruck seiner ersten düstern Amerikaerlebnisse und der Massenbewegung als unter dem dämonischen Einfluß des deutschen Anarchisten Lingg die verhängnisvolle Bombe auf dem Heumarkt von Chicago geschleudert hat, um derentwillen Parsons, Engel, Spieß und Fischer an den Galgen kamen. (Die Gestalt des Journalisten Rudolf Schnaubelt ist frei erfunden. Der Attentäter bleibt unbekannt. Sicher war er nicht unter den Verurteilten. Man hat Grund, ihn unter den Polizeiorganen selbst zu vermuten.) Harris hat sich sehr bemüht, die (um 1907) bekannten Tatsachen getreu und lückenlos zu geben. Darumherum hat sich für ihn (aus seiner inneren Fremdheit dem Gesamtgeschehen gegenüber) aber in erster Linie eine Hymne auf jenen sicher einzigartigen und genialen Lingg und eine ausgezeichnete Liebesgeschichte ergeben. — Das scheint vorerst das Schicksal dieser Historie zu sein, deren Probleme doch wohl in den Brutalitäten von Polizei und Unternehmern, dem Eindruck des individuellen Terrors auf die Massen und in jener erbärmlichen und grandiosen Gerichtsverhandlung liegen, in der die Angeklagten wahr machten, was Spieß mit den Worten des Dogen Falieri versprach: „Meine Verteidigung ist Eure Anklage, die Ursache meines Verbrechens Eure Geschichte". Davon bei Frank Harris sehr wenig; auch bei Paquet (Jg. 4 dieser Zeitschrift S. 113 f., 201) nur Teile. — Das hindert nicht, daß große und mittlere Büchereien den sehr sauber, trotz einer gewissen englischen Farbenarmut auch unterhaltend und packend geschriebenen, im Grunde untendenziösen Roman als angenehme Neuerscheinung begrüßen werden.

E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Hermann, Georg: Tränen um Modesta Zamboni. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1928. 264 S. Lw. 6,50.

Das neue Buch des Berliner Schriftstellers ist erwachsen in dessen zweiter Heimat: in Italien; und es lebt in ihm einmal das alte Italien, das unverlierbare: die italienische Landschaft, mit berückenden Worten köstlich geschildert, die italienische Kunst — von der allerdings in so leisen Andeutungen gesprochen wird, daß nur ein Eingeweihter ihren Zauber ganz empfinden kann — und die italienische Frau; aber auch das neue, von Mussolini bestimmte, das jedoch das alte nur äußerlich überdeckt und in dem immer noch ein seltsames Gewimmel europäischer Sonderexistenzen sein Wesen treiben kann. Diesem ganzen Milieu wird ein sehr großer Teil der Volksbüchereileser mit einiger Verständnislosigkeit gegenüberstehen. Das gilt auch für das Erfassen der einen Hauptfigur des Romans. Es ist dies ein Typ des deutschen Kunsthistorikers — „er hieß eigentlich Wilhelm Schmidt, nannte sich aber Robert Ludwig Schmidt, ja sogar später nur Robert Ludwig", so beginnt der Roman!! —, der in spöttischer Übersteigerung mit größter Gewandtheit und Liebenswürdigkeit skizziert ist. Wie aber dieser — verheiratete — Kunsthistoriker Schmidt, in dem der eigentliche Mensch nur verschüttet war, in der Liebe zu einer bezaubernden Italienerin alle Vergangenheit abstreift, nur der beglückenden Gegenwart lebt und sich so, heillos-tragikomisch, in eine solche Verwirrung vor Gesetz und Obrigkeit verhaspelt, daß ein Entweichen nach Argentinien scheinbar die einzige Lösung ist, und wie alles zuletzt als etwas Unwirkliches, nur Geträumtes hingestellt wird, das wird doch so manchen Leser erfreuen, so daß das Buch in jeder größeren Bücherei gut am Platze ist.

J. Beer (Stettin).

Huch, Felix: Der junge Beethoven. Ein Roman. Ebenhausen bei München: Langewiesche-Brandt 1927. 341 S. Geh. 3,50. Geb. 5,—.

Auf Grund der Forschungen Schiedermairs in seinem gleichbetitelten Buch schildert Huch in diesem Roman die Jugendzeit Beethovens bis zur zweiten Reise nach Wien. Da die Quellen über die Jugend Beethovens nur spärlich rinnen, ist der dichterischen Phantasie reichlicher Spielraum gegeben. Gut gesehen sind die beiden verschieden gearteten Eltern, der kenntnisreiche Lehrer Neefe, der vielleicht ein wenig zu sehr als Karikatur gesehen ist, sowie die in ihrer ewigen Gehetztheit und übersprudelnden Laune fast koboldartig wirkende Persönlichkeit Mozarts, hinter der erst ganz am Ende der weit stillere „Papa Haydn" auftaucht. Sie alle bilden nur den Hintergrund für die ohne falsche Romantik gezeichnete Gestalt des jungen Beethoven, dessen Jugendjahre in Bonn wie die Lehrzeit bei Mozart lebhaft und mit innerer Wärme geschildert werden. Mittlere Büchereien können auch für nichtmusikalische Leser das Buch anschaffen; für den einen oder andern mag es zum Anreiz werden, sich einmal eingehender mit einer Lebensbeschreibung Beethovens zu beschäftigen.

W. Eggebrecht (Stettin).

Kotschinski, A.: Der Grenzwolf. Eine Schicksalsgeschichte. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung 1927. 298 S.

Eine Geschichte aus dem ostdeutschen Zweisprachengebiet aus der Umgebung von Marienburg. Der Verfasser erzählt den erbitterten Nationalitätenkampf zwischen Deutschen und Polen, verkörpert auf der deutschen Seite durch den Bauern „Markwolf", dessen Vorfahren seit Jahrhunderten im Grenzkampf standen, und auf der Gegenseite von dem polnischen „Panje Slawonyk", dessen heimliche und zähe Arbeit für die Erhaltung und Stärkung seines Volksstammes nach dem Ausgange des Weltkrieges unerwartet vom Erfolg gekrönt wird. Mitten durch das deutsche Gebiet wird die neue deutsch-polnische Landesgrenze gezogen. In die durch diese Grenzziehung heraufbeschworenen schwierigen Verhältnisse hat der Verfasser das Schicksal zweier Menschen verflochten, das mit der Erschießung eines Deutschen, eines Sohnes des alten Markwolfs als angeblicher Spion endet, nachdem er bei einem unerlaubten Grenzübertritt von der polnischen Grenzwache abgefaßt worden ist. — Die leidlich gut und teilweise auch spannend erzählte Geschichte gibt eine

Vorstellung von der Lage, vom Leid und von der Not im deutschen Osten. Bei dem Mangel an Grenzlandromanen ist das vorliegende Buch, durch das die Wahrheit von Tatsachen hindurchschimmert, geeignet für eine Einstellung in Grenzbüchereien und größere innerdeutsche Büchereien.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Kianto, Ilmari: Der rote Strich. Roman. Dresden: Minden. 128 S.

Zu den finnischen Einödskätnern in den Bruchwäldern an der karelischen Ostgrenze ist die sozialistische Heilsbotschaft gelangt. Der rote Strich, durch den sie bei der Reichstagswahl den sozialistischen Kandidaten auf dem Wahlzettel bezeichnen sollen, erscheint ihnen unter dem Einfluß der Agitatoren wie ein Trennungsstrich zwischen ihnen und ihren „Ausbeutern", wie ein mächtiger Zauber, der die Mühsal ihres Daseins mit einem Schlag beseitigen werde. Besonders auch der arme Topi und sein Weib erhoffen für sich und ihre halbverhungerte Kinderschar von der „neuen Zeit" ein menschenwürdiges Dasein. Aber für diese Ärmsten gilt das mephistophelische Hohnwort: „In jeder Art seid ihr verloren". Drei ihrer Kinderchen werden von einer Seuche weggerafft, und der Bär, der draußen im Bruchwald hungrig vom Winterschlaf aufgestanden ist, schlägt ihnen die einzige Kuh, ja als Topi ihr zu Hilfe eilen will, muß er selbst daran glauben. Der „rote Strich", von dem sie alle im Fiebertraum der Armut die Erlösung erwarteten, geht nun durch seinen eigenen Hals. — Die ergreifende Geschichte ist mit meisterlichem Realismus, ohne politische Tendenz, aus reinem Mitgefühl mit den Mühseligen und Beladenen, erzählt. — Einfachen Lesern macht vielleicht das Fremdartige der finnischen Namen und Lebensformen einige Schwierigkeiten; sonst käme der (nicht sehr umfangreiche) Roman für alle Büchereien in Betracht.

E. Ackerknecht.

Kinck, Hans E.: Herman Ek. Roman. Leipzig: Haessel 1927. 519 S.

Der Roman handelt von der Auseinandersetzung des Bauerntums mit dem neuen Zeitalter der Industrie, das machtgierig heraufkommt und nur vorübergehend an dem zähen Widerstand der alten Mächte, die vor verbrecherischen Schritten nicht zurückschrecken, scheitert. Das Buch endigt mit dem Zusammenbruch der schonungslosen Eroberertaktik des Industriellen, läßt aber erkennen, daß das Alte schon zu morsch und verderbt ist, um endgültig den Sieg behaupten zu können. Hans E. Kinck ist durchaus der Mann einer vergangenen literarischen Epoche, das Buch stammt aus den neunziger Jahren und wurde wohl nur ausgegraben, weil skandinavische Autoren wieder stark von der Mode begünstigt werden. Es hätte (wie auch sein anderer Roman „Die Versuchungen des Niels Brosme") ruhig vergessen bleiben können. Was gehen deutsche Leser diese allzu skandinavischen Streitfragen verflossener Jahrzehnte an, die über eine enge lokale Bedeutung beim besten Willen nicht weit hinausreichen! Auch rein literarisch steht der Roman nicht auf besonders beachtlicher Höhe. Die Gestalten sind weichlich und verschwommen gezeichnet, die Handlung löst sich in unscharf gesehenen Episoden auf, ein oft genug hervortretender affektierter Gefühlsüberschwang entbehrt nicht unfreiwilliger Komik. Alles in allem: wir können Übersetzungen der skandinavischen Autoren dritten Ranges gut und gern entbehren.

G. Kemp (Solingen).

Kipling, Rudyard: Das Dschungelbuch. Neu übers. von Benvenuto Hauptmann. Leipzig: List o. J. 149 S. Kart. 3,50. Lw. 4,50.

— Geschichten aus Simla. Übers. von E. A. Reinhardt. Ebenda o. J. 285 S. Kart. 4,50. Lw. 6,—.

— Bilanz. Übers. von Hans Reisiger. Ebenda o. J. 297 S. Kart. 4,50. Lw. 6,50.

Die beiden ersten Bände setzen die zehnbändige Auswahl des Verlages List fort, der dritte in der gleichen schönen Ausstattung erscheint außerhalb der Reihe. Er faßt neuere Novellen aus der Kriegszeit und Nachkriegszeit zusammen. „Dschungelbuch" und die graziösen „Geschichten aus Simla" haben längst ihren Ruf, sie sind hier gut übersetzt, nur die Übersetzung von Benvenuto Hauptmann

ist gelegentlich etwas gesucht. Ob man auf diesem Wege dem englischen Sprachmeister näher kommen kann, bezweifle ich. — Die in „Bilanz" zusammengefaßten Erzählungen und Novellen sind von ungleichem Wert, dennoch kann man die Anschaffung nur wärmstens empfehlen. Jeder, der im Felde war, wird den — wenn auch oft etwas grausamen — Humor der Geschichten aus dem Weltkriege genießen, der doch das Gute hat, daß er nichts beschönigt. Dann aber steht darin noch eine so wundervolle Geschichte opfernder Frauenliebe wie „Das Wunschhaus", die ebenso wie etwa „Sie", die letzte Novelle im Bande der Geschichten aus Simla, welche in England spielt und von einer blinden Frau erzählt, unter anderen beweist, daß man Kipling Unrecht tut, wenn man ihn allein als Dichter Indiens und des englischen Imperialismus abstempelt. Er ist ein Seelenkünder, dessen Reich viel weiter und tiefer geht, und der ebenso zart und fein wie derb, gesund und temperamentvoll sein kann. W. Schuster.

Knobloch, Hans: Der tausendjährige Tag. Das Romangemälde eines Jahrtausends. Stuttgart: Cotta 1927. 224 S.

Dem Buch liegt die Legende des Mönchs von Heisterbach zugrunde. Der Gedanke mußte locken, als Gegenstand seines wunderbaren Erlebens kulturell wichtige Epochen der deutschen Geschichte von den ersten Kaisern bis zur Gegenwart zu wählen. Es ist auch nicht ohne Reiz, wie der Wandel eines Jahrtausends sich in der staunenden Seele des vergessenen Wanderers abzeichnet. Aber als Ganzes genommen verliert das Buch seinen eigentlichen Sinn, weil es nicht möglich ist, das Interesse des Lesers für die Eigenart einer Situation, die ihm kein Geheimnis bietet, wachzuhalten. Der Stoff verträgt nur die balladische, aber keine epische Behandlung. Diese wäre nur möglich, wenn dem Eintreten des Mönchs in die Vorgänge auch eine ideelle Bedeutung, etwa wie beim Ahasver-Motiv, zukäme. So aber wird nur eine schematische Reihung geboten, die sehr rasch monoton wird. G. Kemp (Solingen).

Kotzde, Wilhelm: Lupold auf dem Staufen. Roman. Stuttgart: Steinkopf 1927. 276 S. Lw. 6,—.

Schade um den ehrlichen Fleiß, den guten, gesinnungssicheren Willen, der fast aus jeder Seite dieses Buches spricht, und um dessentwillen man es als ungefährliche Unterhaltungslektüre für harmlose Leser ansprechen möchte. Es bleibt aber doch nur einer von den Romanen, die, um eine wirklich schon oft gelesene Liebesgeschichte zu erzählen, einen geschichtlichen Hintergrund — hier das Zeitalter Heinrichs des Vierten — beschwören und ihn doch nur zu einem kunstgewerblich-dekorativen Faltenwurf raffen, nicht aber zu einem blut- und lebensvollen Bilde der Vorzeit und ihrer Menschen gestalten können, trotz aller Schilderung vom Streite zwischen Kaisertum und Papsttum und seinen Folgen für Fürsten, Herren, Priester, Bauern und Mannen. Die Geschichte von der schönen und edlen Liugard von Rosenstein, die bald als streitbare Jungfrau an staufischen Fehden in Wehr und Waffen teilnimmt, bald mit dem Segen der uralten Ahnfrau Hazega als Priesterin bei den letzten heidnischen Opferfesten waltet, um schließlich eine vorbildliche Gattin und Mutter zu werden, sollte ein Volksbuch sein, und ist doch nichts anderes als ein sogenannter historischer Roman, und — leider! — einer von vielen. M. Schaefer (Elberfeld).

Lawrence, D. H.: Liebende Frauen. Ein Roman. Leipzig: Insel 1927. 637 S.

Die geschliffene, funkelnde, sehr sichere und bewußte Kunst, mit der hier die erotischen Erlebnisse und das durch sie bedingte Schicksal zweier Schwestern und ihrer Liebhaber durchgeführt wird, nimmt gefangen. Der Trieb behält seine Unentrinnbarkeit und erscheint doch sublimiert, in dieser Verfeinerung bereits pervertiert. Die eine der Schwestern, die bildende Künstlerin Gudrun, ergibt sich dem starken und schönen Gerald Crich, weil er ihre Sinne unterjocht, aber sie gibt sich nicht selbst. Deshalb verläßt sie ihn und folgt dem großen Künstler, der häßlich wie ein Affe ist, ein geistigeres Erlebnis suchend, auch hier wohl nur ein Erlebnis.

Gerald Crich aber geht an dieser Leidenschaft zugrunde. Er ist nicht nur der brutale Kraftmensch, als der er erscheint. Es ist ein seelischer Bruch in ihm, deshalb siegt Gudrun in dem Kampfe auf Tod und Leben, der zwischen ihnen entbrennt. Anders ist Ursula. Fein, besinnlich, aber im Grunde bürgerlich. Ihre Ehe mit Rupert Birkin geht gut an, denn der schwache, geistig zersetzte Mann findet an ihr Halt. — Die erotische Leidenschaft in ihrem Spiel und in ihrer tödlichen Gewalt ist Thema des Buches, in dem noch eine ganze Anzahl gut gesehener Gestalten ist und die gesellschaftliche, die geistreiche Konversation glänzend beherrscht wird. Über dem Ganzen liegt der Hauch der Überreife einer zum Sterben bestimmten Gesellschaft. Das nur reifen Menschen zugängliche und bekömmliche Werk ist ein Unterhaltungsroman hohen Ranges, aber die Volksbüchereien werden für diese Gesellschaftskunst kaum eine Verwendung haben. W. Schuster.

Lienert, Meinrad: Der Schalk im Hirthemd. Frauenfeld: Huber 1927. 224 S. Geb. 5,—.

Der Schalk im Hirthemd, von dessen Eulenspiegeleien Meinrad Lienert in dem Halbdutzend Erzählungen dieses Bandes humorvolle Kunde gibt, ist das glatzköpfige Schwyzer Bergbäuerlein mit dem Beinamen „der Bläsiwiseltöni", das es glänzend fertig bringt, vor seinen lieben Mitmenschen weit dümmer und unbeholfener zu erscheinen, als es in Wirklichkeit ist, und das daraus seinen Nutzen zu ziehen weiß. Die drollige Art, mit der er das zuwege bringt, läßt den Leser, auch wenn er diese Handlungen nicht immer billigen kann, recht herzlich lachen, so daß man dem schlauen Alten seine Streiche gern verzeiht. — Das Buch zeigt die gesunde Bauernschlauheit eines einfachen Hirten, der einige Verwandtschaft mit Till Eulenspiegel und seinen Nachfolgern hat. Es wird schon in mittleren Büchereien auch von anspruchsloseren Lesern gern gelesen werden.

W. Eggebrecht (Stettin).

Lilienfein, Heinrich: Welt ohne Seele. Roman. Stuttgart: Cotta 1927. 4,—. Lw. 6,50.

Die Welt ist seelenlos geworden, besonders die Frauen darin; und so pendelt der sogenannte Held der Geschichte haltlos von der einen zur andern und wieder zu der einen zurück, um schließlich mit der Dritten, die doch noch so etwas wie Seele konserviert zu haben scheint, vielleicht einen gangbaren Weg zu finden. Also ein Roman, der, da er nichts Neues zu bringen hat, im Wust der üblichen Unterhaltungsliteratur unterzugehen verurteilt ist, auch wenn der Verfasser Lilienfein heißt. Nur die Welt dieses Buches ist seelenlos; und auf das, was die Hauptperson an Idealen mit sich herumschleppt und manchmal auch in von dem Schriftsteller vorgeschriebenen Worten und Taten mehr oder minder schüchtern zu enthüllen unternimmt, kann füglich verzichtet werden, da der Held ein viel zu großer Waschlappen ist, um zu irgend einem Ideal auch nur die geringste Berechtigung zu haben. Es ist weder ein Frauenbuch noch ein Männerbuch. Es ist lediglich eine Angelegenheit von 221 Seiten, bei der es schade ist um die Zeit, die zum Schreiben notwendig war und zum Lesen erforderlich ist. Und auch schade um Heinrich Lilienfein. M. Schaefer (Elberfeld).

Lobsien, Wilhelm: Klaus Störtebeker. Erzählung aus der Zeit der Vitalienbrüder. Mit Abb. Stuttgart: Thienemann 1927. 125 S. Hlw. 2,—. Lw. 3,—.

Zuverlässige geschichtliche Quellen gibt es nicht viel über Klaus Störtebeker: umsomehr haben sich Sagen und Legenden um die Gestalt des gefürchteten Seeräubers gebildet. So hat z. B. Gustav Schalk (Berlin: Neufeld & Henius) die Geschichte seines Lebens und seiner Taten nach ganz anderen Voraussetzungen gestaltet als Lobsien in der vorliegenden Ausgabe. Rankt sich bei Schalk um die furchterregende Persönlichkeit die Geschichte tapferer Hamburger Bürgersöhne, die den Rechtlosen schließlich der verdienten Todesstrafe durch den Henker überantworten, so tritt Störtebeker bei Lobsien als Kämpfer für die Bedrängten und Armen und als Rächer seiner Ehre auf. Ist das Schalksche Buch farbig, spannend,

kulturgeschichtlich interessant, gelegentlich auch sentimental, so ist Lobsiens Erzählung knapp, fast nüchtern, bedacht auf Wiedergabe geschichtlicher Tatsachen und immer bestrebt, das Edle, Rechtliche und menschlich Wertvolle an dem Anführer der Vitalienbrüder ins rechte Licht zu setzen. — Kleinen Büchereien mit geringen Mitteln sei diese Ausgabe als Lesestoff für 13—14jährige Jungen empfohlen. In größeren Büchereien ist die Erzählung von Schalk für Jungen und Mädchen von 12—14 Jahren vorzuziehen. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Mayer, Theodor Heinrich: Die letzten Bürger. Roman. Leipzig: Staackmann 1927. 361 S. Geh. 5,—. Geb. 7,—.

„Die letzten Bürger" sind die Angehörigen des Kreises um den Wiener Bürgermeister Lueger (der hier Brunner heißt), den Vertreter des deutschvölkischen Gedankens in Österreich, der dem Bürgertum zu einer letzten schönen Blüte verhilft, aber am Ende seiner Laufbahn erkennen muß, daß die Zeit des in Erfolgen träge und schwunglos gewordenen Bürgertums und Handwerkertums, des dritten Standes, vorüber ist, daß der vierte Stand marschiert, dessen Losung nicht „individuelles Streben", sondern „Zusammenschluß aller Schaffenden" ist. Den Schluß des Buches bildet die Ausrufung eines Extrablattes, das den Mord von Serajewo verkündet — den Beginn einer neuen Zeit. — Der im Grunde großartige Vorwurf — der Kampf eines Einzelnen im Dienste einer Idee gegen Stadtverwaltung und Reichsregierung so gut wie gegen den Führer der Sozialisten und auch gegen die eigenen Parteifreunde, sein Aufstieg zur Höhe und sein langsames Unterliegen, seine glühende Hingabe an die Idee und seine Qual, ihren reinen Glanz verdunkeln zu müssen durch Kompromisse über Kompromisse — hat nicht die Form gefunden, die ihm gebührte. Entstanden ist eine Mischung von politischen Leitartikeln von z. T. fürchterlicher Phrasenhaftigkeit und von stilistisch durchaus nicht einwandfreiem Gesellschaftsroman. Dazwischengestreut sind mystische Phantasien. Bei aller Neigung, das Zugehörigkeitsgefühl zu Deutschösterreich und das Verständnis für den Bruderstaat auf jede Weise im Reiche zu pflegen und zu fördern, liegt keine Veranlassung vor, die Anschaffung des stofflich fremden und künstlerisch nicht durchgearbeiteten Romans zu befürworten.

Therese Krimmer (Berlin).

Meyenberg, Anna: Von Stufe zu Stufe. Geschichte einer Frau. Berlin: Malik-Verlag 1925. 387 S.

In der Form einer Autobiographie werden hier die traurigen Schicksale eines Proletariermädchens, das endlich in Amerika nach mißglückter Ehe einen Lebenskameraden findet, mit starker Tendenz geschildert. Man fühlt auf jeder Seite einen wütenden Klassenhaß, und überdies wirkt die ganze, mit gefühlsseligen eigenen Dichtungen untermischte Darstellung so lächerlich, daß das Buch für die Bücherei entbehrlich erscheint. W. Eggebrecht (Stettin).

Moeschlin, F.: Die Vision auf dem Lofot. Roman. Zürich: Füßli 1926. 258 S.

In ganz Hamsunscher Stimmung fängt der Roman an mit dem Liebeskummer eines Malers, der seine Geliebte plötzlich verläßt und in einer Flucht nach dem Nordland Vergessen sucht. Auf dem Lofot, inmitten des Nebels und Trangestanks, geht dem vor Eifersuchtsqualen nicht zur Ruhe kommenden Mann im Begreifen des entsagungsvollen harten Daseins der Fischer plötzlich auf, daß es auch noch andere Dinge gibt als schöne Frauen und Stilleben, daß es eine soziale Frage gibt, eine Arbeiterbewegung und ein Vaterland Schweden, und daß die ganze Gegenwart in einer furchtbaren Krise lebt. Zugleich findet er damit zu einer neuen Idee des Malers als eines Führers in diesen Auseinandersetzungen, zu einer neuen umstürzenden Weise des Malens und zu der Kraft, unter den Bauern Dalarnes ein neues schöpferisches Leben zu begründen. — Das Buch wirkt etwas unklar, weil es eine schwermütige Liebesgeschichte ist und dann wieder mit sozialen und kulturellen Problemen belastet eine Fanfare sein soll. Es wird nur dem Leser etwas geben, der Moeschlin schon von seinen anderen Werken her schätzt.

R. Joerden (Stettin).

Nieß, Hermann: Diamanten, Dornen, Durst. Südwestafrikanische Erzählungen. Mit Abb. Berlin: Safari 1927. 227 S. Lw. 5,—.

In einigen Erzählungen („Durst", „Die Wüste" sind Schilderungen einsamer, qualvoller Wüstenritte, „Der Erongo" ist die Wiedergabe einer Bergbesteigung) beschränkt sich der Verfasser auf die Beschreibung der Landschaft. Menschenschicksal wird in zwei Novellen, die am stärksten wirken, gestaltet; in „Diamanten" kommt der listig-gutmütige Omuaheli infolge eines Raubes zu Tode, „Der Ansiedler" geht im Hereroaufstande tragisch zugrunde. „Der alte Dornbaum" endlich erlebt die Geschichte der langsamen Besiedlung des Landes durch die Weißen und des Widerstandes der Schwarzen mit. — Es mangelt diesen Erzählungen die wuchtige Kraft der Gestaltung, wie sie Hans Grimm zur Verfügung steht. Eine gewisse Ungewandtheit im Ausdruck, unangebrachte Wiederholungen der selben Redewendung ermüden den Leser. Inhaltlich fehlt dem Verfasser die ungeheure Fülle der Erlebnisse, wie Heye sie mühelos ausbreitet. Das Buch bietet also, innerlich und äußerlich, wenig Spannungsreize. Dafür entschädigen Wärme und Aufrichtigkeit. Und so bedeutet das Buch eine immerhin brauchbare Ergänzung für größere Büchereien. J. Beer (Stettin).

Pirandello, Luigi: Gesamtausgabe der Romane. Zürich: Füßli 1928 ff. Geh. je 3,60.

1. Einer, keiner, hunderttausend. 228 S.
2. Kurbeln!
3. Geschichten für ein Jahr.

Der erste Band dieser gut ausgestatteten, von Hans Feist herausgegebenen und von Alfred Kerr eingeleiteten Sammlung von Pirandello-Prosa in bester Übersetzung, bringt eine Ich-Erzählung, die in kurzen, kurios, aber treffend überschriebenen Kapiteln fortschreitet oder vielmehr: forthüpft, und nicht bloß hierin überaus bezeichnend für Pirandellos Art ist. Das erste Kapitel, „Meine Frau und meine Nase" betitelt, erzählt, wie der Held, durch seine Frau darauf aufmerksam gemacht, daß seine Nase „ein wenig nach rechts überhängt", erschreckt durch die solange unerkannte Tatsache darauf verfällt zu untersuchen, wie und wer er denn in Wirklichkeit wäre, und was hinter den andern stecke („Und Ihre Nase?" heißt das zweite Kapitel); wobei er denn zu dem Ergebnis kommt, daß er, der sich bislang für „einen" gehalten hat, eigentlich, „an sich", „keiner" ist: aus Spiegel und Photographie starrt ihm eine Totenmaske entgegen — denn nur tot sind die Dinge erkennbar: unter dem Blick des Menschen gefriert die Welt —, fühlend und handelnd aber lebt er, der Außenwelt hingegeben, in den Dingen, außerhalb seiner; und für die andern ist er, wen sie eben in ihm sehen: für seine Frau „ihr lieber, dummer Gengé", für die Stadt „der Wucherer Moscarda", für jeden und dazu in jedem Augenblick: ein anderer; so daß es, recht besehen, „hunderttausend" Moscardas auf der Welt gibt. Wo steckt nun aber der eine wirkliche, leidende, „unsäglich einsam" sich fühlende Moscarda, der in diesem hunderttausendfachen Vexierspiegel sich verzerrt sieht? Der Roman endet, wie er kann: Moscarda geht, um nicht in die Irrenanstalt zu kommen, in ein von ihm gestiftetes Armenhaus. — Den meisten Lesern wird bei der Lektüre sein, als hörten sie einen Chor von hunderttausend Moscardas sprechen; aber das kann nur an der Art liegen, wie Pirandello seine Fragen (alte Fragen der Metaphysik) stellt und die wirklich originell ist, insofern nämlich das Problem, das gemeinhin ganz abstrakt, losgelöst von den Denkreihen des Alltags, gewissermaßen als beruhigend fernes Objekt feiertäglichen Denkens erscheint, hier in Beziehung zu den unscheinbarsten, den alltäglichsten Vorfällen gesetzt ist. Da wirkt es diabolisch, anarchisch, zersetzend, grausam intellektualistisch usw. — Mehr Leser wird der zweite Roman finden, dessen Held, wieder ein Ich-Erzähler, Filmoperateur ist. Filme drehen ist sein Lebensberuf, und so sehr sind Person und Tätigkeit miteinander eins geworden, daß „Kurbeln" zugleich auch sein Spitzname geworden ist. Er ist „nur eine Hand an der Kurbel", eine teilnahmlose, unheimliche, Leben in einen schwarzen Kasten bannende Maschine. Freilich, das „gestellte" Leben ist albern und nichtig, aber Serafin Gubbios

„schwarze Spinne" fängt auch wirkliches Leben ein: in ihrem Bereich spielt sich eine große, komplizierte Liebestragikomödie ab, die damit endet, daß der Schauspieler, der als Dschungeljäger einen Tiger töten soll, seine Flinte auf die geliebte Frau abfeuert und von dem Tiger zerrissen wird. Trotz dieses etwas melodramatischen Ausgangs und des Titels haben wir es mit keinem der bekannten „laufbildhaften, im Tempo unserer Zeit dahinstürmenden" Romane zu tun, sondern mit einem Muster reflektiver Poesie. Vor allem die Person des melancholischen Zuschauers Gubbio selbst und ein paar altrömische Gestalten aus dem Obdachlosenasyl, deren Zynismus im erfreulichsten Gegensatz zu dem Maschinen-Mumpitz des neuen Rom steht, bringen den nötigen Einschlag an Pirandellesker Philosophie hinzu: „Den Hunden mußt du's nachmachen, die Hunde sind weise: immer können sie schlafen" — ein sanfter, zynischer Humanismus. (Nur leider wieder nichts für unsere Leser.) — Weiteste Verbreitung möchte ich dem dritten Band der Ausgabe wünschen. Die „Geschichten für ein Jahr" bieten in der Tat Weisheit und Ergötzung für manche Stunde. Es sind die Meistererzählungen Pirandellos, nur nach Wert, nicht nach Thema oder Stoff zusammengestellt, darunter bloße Schnurren wie „Der Erdbebenprofessor" oder „Zerstreutheit" oder der pointenreiche „Selige", aber auch ein so tiefsinniges, an Leopardi erinnerndes Prosa-Gedicht wie „Katze, Distelfink und Sterne". — Pirandello wird sich niemandem ohne Mühe erschließen, er will „bewältigt" werden; darum sollte man seine Bücher — mit Ausnahme der „Geschichten für ein Jahr", die in jede modern geleitete Bücherei gehören — nur auf Wunsch der Leserschaft einstellen, dann aber unbedenklich an alle ausgeben, denen man schwere Lektüre überhaupt zumuten kann.

G. Hermann (Spandau).

Ponten, Josef: Die Studenten von Lyon. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1928. 340 S. Lw. 7,—.

Fünf junge Studenten der Universität Lausanne, erfüllt und getrieben von dem neuen evangelischen Geist, wie er dort im 16. Jahrhundert lebendig wirkte, ziehen aus, um während kurzer Ferienwochen zu ihrem Teil in ihrer französischen Heimat „den Samen des freien göttlichen Wortes auszustreuen". Aber was ihnen trotz aller reinen Begeisterung halb Spiel und Abenteuer schien, wird unvermutet für sie zum Schicksal: In Lyon sterben sie den Märtyrertod auf dem Scheiterhaufen. — Dies ist bei straff geführter Handlung außerordentlich spannend und gewandt erzählt (sofern nicht jemand als Mangel empfindet, daß dabei nichts zwischen den Zeilen und nichts Ungesagtes blieb). Trotz der unaufhaltsam abrollenden erschütternden Tragik des Geschehens ist der Verfasser der klare und kühle Beobachter, dessen überlegener Spott die Menschen einer Zeit trifft, die geistige und seelische Dinge mit Machtmitteln dieser Welt zwingen zu können glaube. Glänzend charakterisiert sind die Jünglinge in der jugendlich-pathetischen Leidenschaftlichkeit ihrer Überzeugungstreue und in den Stunden, in denen die gewaltsam hervorbrechende Lebensgier Überzeugung und Treue auszulöschen droht. Nicht minder die Richter: dummdreist der eine, bereit mit allen Mitteln der Dialektik den Jünglingen goldene Brücken zum Rückzug — zum Kompromiß — zu bauen, der andere, zu dessen Wesen ihr geliebter Meister Calvin ihnen den Schlüssel gibt, wenn er in ihren Kerker in Lyon ihnen schreibt: „solche Menschen können alles, indem sie nichts müssen". Und ein anderes Wort eben dieses Meisters führt sie zu sich selbst zurück und so dem Tod entgegen: „... aber ein gerades Herz, einmal gegeben, nimmt sich nicht zurück". — Das Buch kommt nicht nur für historisch interessierte, sondern für alle gebildeten Leser unserer Büchereien in Frage.

Hilde Schmid (Stettin).

Röttger, Karl: Zwischen den Zeiten. Erzählungen und Legenden. München: Müller 1927. 202 S. (Georg Müllers Zweimark-Bücher.)

Feine, wie mit dem Silberstift hingestrichelte Erzählungen, etwa die erste, aufkeimende Liebe eines Mädchens, von der niemand erfährt, das einsame Sterben eines Mannes auf der Wanderschaft, legendenartige Stücke, in denen sich die Religiosität des Dichters ausspricht, in einer edlen, verhaltenen Sprache, zart, oft tief und durchaus männlich. — Für besinnliche Leser. W. Schuster.

Roth, Joseph: Die Flucht ohne Ende. Ein Bericht. München: K. Wolff 1927. 252 S. Geb. 6,50.

Roth berichtet in romanhafter Form, aber, wie er in seinem kurzen Vorwort ausdrücklich betont, auf Grund von Aufzeichnungen und Erzählungen, die Geschichte seines Freundes, Kameraden und Gesinnungsgenossen Franz Tunda. „Ich habe nichts erfunden, nichts komponiert. Es handelt sich nicht mehr darum, zu „dichten". Das Wichtigste ist das Beobachtete." — Tundas Erlebnisse in russischer Kriegsgefangenschaft, seine Teilnahme an den großen russischen Umwälzungen, in die er zunächst wider Willen hineingerissen wird und deren Ideen seine unsicher gewordene Lebensauffassung dann doch für eine Zeit sich beugt, seine freiwillige Rückkehr in das westliche Europa im Chaos der Nachkriegsjahre, von dem er sich angewidert fühlt und in das er doch unlöslich verstrickt ist, das alles zieht in rastloser Eile, in packenden Worten sicher gestaltet — es ist eben mit der Beobachtung allein doch nicht getan! — vorbei. „Da stand mein Freund Tunda, 32 Jahre alt, gesund und frisch, ein junger starker Mann von allerhand Talenten, auf dem Platz vor der Madelaine, inmitten der Hauptstadt der Welt, und wußte nicht, was er machen sollte. Er hatte keinen Beruf, keine Liebe, keine Lust, keine Hoffnung, keinen Ehrgeiz und nicht einmal Egoismus. So überflüssig wie er war niemand in der Welt." Das ist der Schluß. — So gewiß es ist, daß die hier gekennzeichnete Bankerotterklärung des Abendländers, aus dem Charakter und den Schicksalen des Einzelmenschen Tunda mit Folgerichtigkeit entwickelt, nicht die Quintessenz unserer Arbeit ist noch werden soll, ebenso notwendig ist doch die Auseinandersetzung mit diesem Buch, das deshalb für den reiferen Leser größerer Büchereien bereitgehalten werden sollte. J. Beer (Stettin).

Die Sagen der Juden. Gesammelt von Micha Josef bin Gorion. Mose. Jüdische Sagen und Mythen. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1926. 418 S. Geh. 8,—. Geb. 11,—.

Dieser Band bildet den vierten Teil des großen Werkes. Die Urzeit, die Erzväter und die 12 Stämme sind ihm vorausgegangen. Er bildet insofern einen Höhepunkt, als er dem mythischen Heros des Volkes gilt, ein großes Beispiel für die mythische Verklärung und die Art, wie vielfältig naive Phantastik und mystische Symbolik an solchem Bilde meißeln und es umranken. Wir belauschen die geheimnisvolle, ewige Schöpferkraft des Volkes gewissermaßen bei ihrer Arbeit und folgen bewundernd und entzückt ihren verschlungenen Wegen. Die Sagen sind in einer schönen und edlen Sprache gegeben und vertiefen wundersam die Bilderfolge des Alten Testamentes. — Für große Büchereien, und für alle, die eine stärkere jüdische Leserschaft haben. W. Schuster.

Sanzara, Rahel: Das verlorene Kind. Roman. Berlin: Ullstein 1926. 442 S.

Dies Buch und seine Verfasserin sind in einer Geschwindigkeit und in einem Umfang bekannt gemacht worden, wie man es bei Dichtern von anerkanntem Rang, die seit Jahren und Jahrzehnten um die Verbreitung ihres Werkes ringen, vergeblich suchen wird. Illustrierte Blätter, die der demütig und neidvoll harrenden deutschen Mitwelt sonst nur die aktuellsten Könige und Königinnen des Kinos, der Bühne, des Sports und der Mode allsonntäglich im Bilde vorführen, haben diesmal auch das Bild der Verfasserin gebracht, damit auch ja kein Zweifel bestehen bleibt, welche Haarfrisur von der neuesten deutschen Dichterin bevorzugt wird. Das Buch selbst liegt im 30. Tausend vor. („Volk ohne Raum" erfreulicherweise auch.) Es ist also nicht leicht gemacht, einen unbefangenen Standpunkt zu dem Roman zu gewinnen. Es von vornherein wegen der üblen Mache, mit der die Reklame betrieben ist, abzulehnen, geht nicht an. Es hat auch keinen rechten Sinn, der Verfasserin zum Vorwurf zu machen, daß sie mit der Benutzung eines Stoffes aus dem Pitaval hart am Plagiat vorbeigegangen sei. Durch den Pitaval ist ganz gewiß nur der Stoff vermittelt worden; was die Verfasserin daraus gemacht hat, ist ihr Eigentum. Man muß schon das Buch selbst zu würdigen suchen. Der Inhalt darf hier als bekannt vorausgesetzt werden; es sei ledig-

lich daran erinnert, daß es sich um ein Sittlichkeitsverbrechen handelt, dem ein Kind zum Opfer fällt, daß um dieser Tat willen das Leben einer Familie zerrüttet wird, daß schließlich der Mörder, nach Verbüßung der Zuchthausstrafe ins Haus des Vaters aufgenommen, hier entsühnt stirbt. Man muß zugeben, daß die Erzählung dieses Stoffes äußerlich geschickt gemacht ist. Auf den ersten Blick könnte man meinen, daß die psychologische Motivierung der dunklen Geschehnisse mit zwingender Schärfe gegeben ist, daß vor allem das Tierisch-Triebhafte der Tat und danach die Auflösung der Familie unter dem Druck des unausdenkbar Schrecklichen glaubhaft zum Ausdruck gebracht ist. Aber gerade hier muß die Kritik einsetzen. Die Verfasserin hat es sich sehr viel leichter gemacht, als die starke Spannung, in der der Leser bis zum Schluß gehalten wird, vermuten läßt. Die Menschen, die sie schildert, sind von einer so unbeschreiblichen Güte, daß die krassen Ereignisse durch ihre Gegensätzlichkeit betäubend auf den kritiklosen Leser einwirken. In Prädikaten wie „engelhaft", „licht", „rein", „fromm" wird geradezu geschwelgt — kein Film könnte in der Charakteristik primitiver und suggestiver sein. Die Psychologie der Tat und des Täters, die so kompliziert erscheint, ist im tiefsten Grunde nur eine gefühls- und tränenselige Weinerlichkeit. Der Mörder soll von dem in seiner ethischen Miterlebensfähigkeit wonnig erbebenden Leser wegen der dumpf aus der Tiefe des Unterbewußtseins hervorbrechenden Triebe bemitleidet werden. Es liegt eine unverkennbare Tendenz in dieser Art der Seelenaufhellung. Eine Tendenz, deren Erfolg sehr geschickt vorausgesetzt wird, da sie an einen angeblich sittlichen, tatsächlich nur rührseligen Instinkt einer durch prachtvoll hohle Schlagworte aufgeregten Lesermasse appelliert. (Es ist die gleiche Masse, die auf das unsagbar kitschige Machwerk der Frau Kolomak-Machan, die von einem großen Teil der Presse ja auch zu einer großen Schriftstellerin ernannt wurde, so prompt hereinfiel.) Wie das Filmdrama suggeriert die Erzählung der Sanzara ihren Lesern den Antrieb, sich für wenige Stunden dem Glauben an die unbeschreibliche Güte des Menschenherzens hinzugeben, die nur durch das Tier da unten so schrecklich zerstört werden kann. Ethischen Halt, eine Ethik der Tat, vermag das Buch dann doch nicht zu geben, weil sich die unrein geweckten Gefühlchen vor lauter Tränenzerflossenheit gar nicht zu einem Bewußtseinsakt konzentrieren. Kitsch im eigentlichsten und schlimmsten Sinne, Rührstück mit bengalischer Beleuchtung. Es ist aber der Verfasserin durchaus zu glauben, daß es ihr mit ihrer schönen Geschichte ernst genug gewesen ist. Sie hat sicher selbst viel geweint, als sie diese traurigen Geschehnisse und das Leid so guter Menschen erzählte. Die Marlitt hat das auch getan, und die Courths-Mahler tut es bestimmt heute ebenfalls wieder. Das bißchen gemachte Literatur, die um den Rührbrei garniert ist, entschädigt allein nicht für den unausstehlichen Eindruck, den man davonträgt. Was die Sanzara an literarischer Begabung besitzt, wird sie beim Film viel besser verwenden können. G. Kemp (Solingen).

Schäfer, Walter Erich: Die zwölf Stunden Gottes. Stuttgart: Engelhorn 1925. 319 S.

In zwölf kurzen Lebensschilderungen glaubt der Erzähler, der Mönch Longinus, sein eigenes Schicksal sich spiegeln zu sehen. Er fand beim Durchforschen alter Chroniken Berichte von Mönchen und Klosterschülern, die gleich ihm keine Erlösung in der Abgeschiedenheit fanden, sondern dort, wo außerhalb der Mauern das Leben tausendfältig ist. Zwölf wählt er aus, weil er in dieser Zahl einen Zusammenhang sieht mit der Stundenzahl seines Lebenstages; Gottes sind sie, weil sie dem Suchen nach ihm dienen, dem Suchen und dem Erkennen: „Gott bist Du meine grünende Jugend, Gott Du blutwarmes Weib, Gott Du Schlachtfreiheit, Tal und Fluß und Wald, Gott Du Berg im Gegleis Deiner königlichen Gletscher, Gott, Gott alles, was jenseits ist und nicht bei mir." — In diesem letzten Satz liegt die „Tragik" unerfüllten Schicksals, denn das Ziel liegt immer jenseits des Gegenwärtigen, eine „Tragik", die sich bei den zwölf Schicksalen wiederholt: Gott ist nicht in der beseligenden Abgeschiedenheit des Klosters, sondern beim schaffenden Künstler, beim aufopfernden Krankendienst, in der Einsamkeit der Sternenwarte, in dem pochenden Blut, das den Sproß in die Reihen seiner Ahnen zurückruft usw. usw. — dort, wo der Mensch sich irgendwie mit dem All verbunden fühlt. — Diese kurze Inhaltsangabe einiger Erzählungen dürfte bereits

zeigen, daß ihnen die innere Notwendigkeit der Tragik fehlt — eine wesentliche Schwäche des Buches. Weiter ist zu bemerken, daß die Fülle der Erzählungen, die sich im gleichen Rahmen und mit gleicher Tendenz aneinanderreihen, auf die Dauer ermüden. Man kann einzelnen einen gewissen künstlerischen Wert nicht absprechen. Den stärksten Eindruck hinterläßt das Schicksal des Erzählers selbst, das in seiner unmittelbaren Wiedergabe ein Kunstwerk sein könnte, wenn der Verfasser nicht die Wirkung abschwächte durch die unerträgliche Bombastik seines Stils (s. o. das Zitat). Da die Geschichten ferner zum Teil schwierigere Problemstellungen bringen und stellenweise erotisch gefärbt sind, ist das Buch kaum in einer Volksbücherei zu verwenden. v. Schlichting (Mülheim a. d. Ruhr).

Schmidtbonn, Wilhelm: Garten der Erde. Märchen aus allen Zonen. Leipzig: Tal 1922. 291 S.

Die Sammlung umfaßt unter dem Begriff „Märchen" außer Märchen im engeren Sinne auch Mythen, Legenden und Sagen aus allen Erdteilen. Durch die Zufälligkeiten und Entstellungen der Überlieferung versucht der Nacherzähler — in den weitaus meisten Fällen auch mit Glück — zu dem Kern des Märchens durchzudringen. Dabei ist ihm, wie er im Nachwort betont, „Treue gegen das Seelische erstes Gesetz". Alles ausgesprochen Ethnographische ist nach Möglichkeit fortgelassen und dafür das allgemein Menschliche in den Vordergrund gestellt. Gleichwohl wird der empfängliche Leser typische Charakterzüge einzelner Völker aus der Art ihrer Märchen herausfühlen. — Der schlichte Erzählerton ist gut getroffen. Bei einfacheren Lesern kann das Werk daher als eine Brücke zu den „Märchen der Weltliteratur" (Jena: Diederichs) dienen. — Hervorgehoben sei noch der harmonische Satzspiegel: rote Zierleisten mit Initialen, eine ausdrucksvolle, große Fraktur und breite Ränder. Das Buch eignet sich für die erwachsenen Leser aller Büchereien. Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Schurek, Paul: Entfesselung. Ein Roman. Bremen: Schünemann 1924. 228 S.

Der Roman erzählt den harten Kampf eines jungen Proletariers um Künstlertum, Werk und Entfesselung des eigenen Wesens aus äußeren und inneren Schranken in einer gesteigerten Sprache, die aus dem Wunsche herkommt, das zuckende Herz der Dinge bloßzulegen und allein sprechen zu lassen, und die dabei die Dinge in Wirklichkeit verliert. Wir können das heute nicht mehr ertragen und die „geballte" Kraft der Worte täuscht uns nicht. Als Übergang war das notwendig für Alle und für den Einzelnen: Zu den wenigen bleibenden Werken, für die wir uns einsetzen können, gehört dieser Versuch in keiner Hinsicht.

W. Schuster.

Sohnrey, Heinrich: Das lachende Dorf. Geschichten, Schnurren und Schnaken. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung. Kart. 3,—. Lw. 4,—.

Der Herausgeber sagt im Geleitwort zu seinem Buch: „Nicht eigentlich ein Buch über Dorfhumor habe ich schreiben, sondern nur einige Strahlen aus Humor- und Witzenburg auffangen und zusammenbinden wollen." Das erklärt das bunte Allerlei, welches das Buch bietet. Manch wirklich schönes Beispiel von Volkshumor und Volkswitz finden wir hier gesammelt. — In einigen Beiträgen ist aber mit dem besten Willen kein Humor und kein Witz zu entdecken. — Alles in allem wohl ein brauchbares Buch, besonders für anspruchslose Leser.

R. Koch (Schneidemühl).

Sommer, Fedor: Zwischen Mauern und Türmen. Ein Roman aus dem 18. Jahrhundert. Halle a. S.: Buchhandlung des Waisenhauses 1928. 562 S. Lw. 10,—.

Der Roman, dem man ein gründliches Geschichtsstudium anmerkt, bietet einen breit, ja zu breit angelegten und umständlich ausgeführten Ausschnitt aus

der Geschichte der schlesischen Stadt Hirschberg, einen Ausschnitt aus der Zeit, wo Speners und Franckes Forderungen eines werktätigen Christentums von Halle aus über Deutschland ihren Weg nahmen, bis zur Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen. — Im Mittelpunkt der bunten Handlung steht der Arzt Dr. Lindner. Um seine Entwicklung vom leichtfertigen, verantwortungslosen Lebemann zum verantwortungsbewußten und tätigen Mitarbeiter am Gemeinwohl der Stadt dreht sich in bunter Fülle die Handlung. Der Schluß des Romans, das Ehebündnis des Doktors mit seiner Nichte, welche früher die Geliebte verschiedener österreichischer Offiziere war, erscheint doch etwas gar zu unwahrscheinlich. Das Buch, das aus bewußt evangelischem Geiste heraus entstanden ist, besitzt keine großen dichterischen Qualitäten. Kleine und mittlere Büchereien werden ohne weiteres auf eine Anschaffung verzichten können. R. Kock (Schneidemühl).

Stevenson, Robert Louis: Der schwarze Pfeil. Eine Erzählung aus dem Kriege der Rosen. Minden: Bruns o. J. 352 S. Lw. 4,50.

Ohne Scott und Dumas wäre Stevenson nicht denkbar, von beiden hat er gelernt, aber er steht Dumas näher: Es fehlt ihm an Zeit und vielleicht an Liebe für das Detail des historischen Kostüms; dafür faßt er seine spannende, abenteuerliche Handlung fest zusammen. Seine Figuren haben echtes Leben. Den Inhalt dieses bunten Spieles aus den Kämpfen der weißen und der roten Rose nachzuzeichnen erübrigt sich. Wir haben an seinen besten Werken, zu denen „Der schwarze Pfeil“ zählt, eine willkommene Bereicherung dieser Gruppe unseres Bücherbestandes, welche zum größeren Teile von ausländischen Schriftstellern bestritten werden muß. Man kann das Buch schon jugendlichen Lesern in die Hände geben. Für alle Büchereien. W. Schuster.

Stevenson, Robert Louis: Die Herren von Hermiston. Roman. Aus dem Engl. übers. von Marguerite Thesing. Hamburg: Enoch o. J. 231 S.

Alle Freunde des Dichters werden es bedauern, daß dieser schöne Roman, mit dem Stevenson sein Meisterwerk schaffen wollte, unvollendet abbricht, als die Katastrophe sich ankündigt, auf die hin er angelegt ist und zu der Stevenson in ungemein sorgsamer psychologischer Motivierung führt. Der Torso wird trotz seiner Schönheit, trotz der vollendeten Zeichnung der Figuren, wie des düster-großen Lord Oberrichters, des feinen alten Lord Glenalmond, der resoluten Jungfer Kirstie, der vier schwarzen Brüder und des etwas weichen Helden Archie nur den literarisch interessierten Leser fesseln, der sich auch dann genügend beschenkt findet, wenn die Geschichte abbricht, wo sie anfängt, spannend zu werden. Dafür bekommt er dann in dem Nachwort mit den biographischen Aufzeichnungen der Frau des Dichters noch allerlei Hübsches und Wissenswertes über den Dichter und sein Leben zu hören. Die Übersetzung ist ausgezeichnet. — Für größere Büchereien.
W. Schuster.

Strecker, Karl: Der Weg durchs Addermoor. Roman. Berlin: Keil 1927. 252 S. Geh. 5,—. Geb. 6,—.

In seinem Roman „Der Weg durchs Addermoor“ wollte Karl Strecker mehr geben als die romanhafte Darstellung eines Menschenlebens. Der Weg, den der Knabe Dieter zu gehen hat, ist symbolisch für den Weg Deutschlands während der letzten Jahrzehnte. Durch die üppige Vorkriegszeit, durch Krieg und Revolution führt der Weg Dieters, des verwaisten Knaben. Sein Vater starb unschuldig im Gefängnis, seine Mutter endete im Wahnsinn, und seine Kindheit verbringt er im Hause eines alten Wilderers. Ein väterlicher Freund wird ihm in der alten Exzellenz Wintorp, der seine Schulzeit überwacht. Nach dem Tode des Beschützers aber greifen alte Schuldlügen von seinem Namen und seinen Handlungen Besitz; die hochadlige, neidische Verwandtschaft Wintorps legt ihm jede Hemmung in den Weg. Nach langen Kämpfen findet er den Weg aus den Wirrnissen heraus, und an der Seite seiner Jugendgefährtin, der Tochter Wintorps, beginnt das

Leben für ihn neu. — Mit viel Mut und Offenheit und mit guten Einsichten ist das Buch geschrieben. Die zahlreichen literarischen Anspielungen jedoch, wie auch mehrere fremdsprachige Einschiebsel werden das Buch nur einem beschränkten Leserkreis zugänglich machen. Größere Büchereien werden es für besinnliche, ältere Leser einstellen können. Lisa Schultze-Kunstmann (Stettin).

Süskind, W. E.: Tordis. Erzählungen. Berlin: Deutsche Verlagsanstalt 1927. 256 S. Lw. 5,50.

Süskinds Stärke liegt — darin ist er begabter Epigone — in der Analyse. Darin jedoch, daß seine bohrende Einfühlung sich stellenweise zu einer magischen Beseelung und Neuschöpfung der Dinge, z. B. unseres großstädtischen Alltags, steigert, und in einem noch tastenden Körper-, Raum- und Lebensgefühl offenbart sich der dichterische Ansatz, der hinter aller zur Schau getragenen Skepsis freudig die Bejahung spüren läßt. Der Stoffkreis ist eng, bürgerlich, abgesehen von der Kriegs- und Inflationsstudie „Raymund", wo der jugendliche Bankparvenü von innen zu sehen versucht wird, der „nichts Klareres in sich fand als eine ungeordnete, zuchtlose Bereitwilligkeit, mitzutun und auch dabei zu sein". Die vier anderen Novellen sind begrenzter, enger in Vorwurf und Milieu: Vater und Sohn, Freund und Freundin, etwas düstere frauenpsychologische Versuche. Die Frauengestalten sind blutvoller, ungehemmter und dadurch den Abgründen näher als die Jünglinge, die zwar nicht träumen, aber kühle, passive Zweifler bleiben, voll von eifriger Selbstbespiegelung. „Warum bist du nicht begeistert?" muß Tordis ihrem Freund vorwerfen. In unendlicher Ferne, nicht gehaßt, doch fremd und wunderlich, steht die alte Generation. — Im ganzen ein gutes Buch, auch von stilistischer Schönheit trotz einiger mißglückter Stellen, das Großstadtbüchereien für literarisch Interessierte anschaffen müssen. R. Keller (Berlin).

Tetzel, Karl: Karl Maria von Weber. Eine musikalisch-biographische Erzählung. Regensburg: Habbel 1926.

Dieses Buch bleibt bei wenigen guten Einzelheiten ein auf Augenblickseffekte gearbeitetes, im übrigen spannungsloses Konglomerat aus Anekdoten, Zitaten, kulturhistorischen Episoden, musikgeschichtlich-sachlichen Auseinandersetzungen und Geschmacksurteilen. Der süßliche, romanhaft sein sollende Rahmen sticht von dem aus den Quellen übernommenen und nur kümmerlich umgeformten Material, das man z. B. in den Auswahlbändchen von Hellinghaus (Herder) viel ungestörter haben kann, peinlich ab in Gedankeninhalt und Stil. Eine solche Art zu „popularisieren" verbaut in Wirklichkeit den Weg zu der so sympathischen Persönlichkeit des Komponisten. Zu einer tieferen Wesenserfassung Webers ist bei aller Begeisterung des Verfassers kein Versuch gemacht. Das Buch ist abzulehnen, verdient aber als eine aus Unfähigkeit populär sein wollende Darstellung eine besonders energische Zurückweisung. R. Keller (Berlin).

Talvio, Maila: Die Glocke. Roman. Aus dem Finn. übers. von Martha Römer. Braunschweig: Westermann 1927. 377 S. Lw. 7,50.

Das Läuten der Heimatglocken, als die Stimme der Sehnsucht nach Vollendung, begleitet die Höhepunkte dieses Romanes. Sein Hauptinhalt ist das Schicksal des finnischen Kantors Matti Lehtinen und seiner beiden Töchter. Wir erleben es, wie Matti, der aus ungestillter Sehnsucht nach künstlerischem Wirken zum Trinker geworden ist, sich vom Glockenstuhl herunterstürzt in der Nacht, in der Sorja, seine älteste Tochter, heimgekehrt ist, ohne das Examen bestanden zu haben, das ihr eine Künstlerlaufbahn ermöglichen sollte. Wir erleben es, wie Tumma, die andere Tochter, den jungen Mediziner Falcke heiratet, wie dieser sich um die Wende des neuen Jahrhunderts an der finnischen Freiheitsbewegung beteiligt, vor den Russen ins Ausland fliehen muß, wie Tumma ihr Söhnchen und den gleichaltrigen Pflegesohn, das uneheliche Kind der verkommenen Schwester, durch ihrer Hände Arbeit großzieht und wie dann diese jungen Männer „die Sehnsucht der

Generationen" nach freier Entfaltung des arteigenen Wesens erfüllen sowohl für ihre Familie wie für ihr Volk, indem sie an der Seite der deutschen Truppen den Sieg erkämpfen helfen. Und über der letzten Szene des Buches läßt die Glocke des Heimatdorfes noch einmal „jene Melodien erklingen, die jahrhundertelang die Sehnsucht der Väter und der Mütter in die Höhe hinaufgetragen haben". — Das Unvollkommenste an dem Werke ist seine Komposition; seine Stärke ist die Kraft der nordischen Stimmung, die von Landschaft und Menschen ausgeht. Der Erzählerton ist ungemein sicher. Wir haben es hier wohl mit dem bedeutendsten Werk der bald sechzigjährigen Verfasserin zu tun, das nicht nur wegen der Einblicke, die uns ihre Kunst in die finnische Natur und in die finnische Volksart gewährt, auch in Deutschland gelesen zu werden verdient. — Für mittlere und große Büchereien.

E. Ackerknecht.

Zahn, Ernst: Brettspiel des Lebens. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1928. 297 S. Lw. 6,50.

Der Titel des neuen Zahnschen Romans ist für dieses Buch sowohl wie überhaupt für die Art der schriftstellerischen Produktion des Schweizers bezeichnend: Die typischen Figuren der gereiften Frau, die mit vollem Bewußtsein aus Nächstenliebe auf ein eigenes Lebensglück verzichtet; des weichen, etwas flatterhaften Mädchens, das, zunächst an den Äußerlichkeiten des Lebens haftend, langsam zu tieferer Besinnung geführt wird; des in sich gefestigten, heiteren alten Bauern und seines Gegenspielers, des wetterfesten und scharfkantigen, einsilbigen Originals; endlich des jugendlichen, unbedachten Brausekopfes werden in klarer Handlung gegen-, durch- und zueinander geschoben. Es scheint ein Mangel, daß diese Menschen eben nicht echt wirken in ihrer Heimat und ihrer Umwelt, wie Zahn uns glauben machen möchte, und nur etwas schattenhafte Personifikationen bestimmter Ideen und Lebensanschauungen sind. Und doch liegt in dem Buche eine gesunde Wirkungsmöglichkeit, so daß es in mittleren Büchereien als Ergänzung (vgl. die Sammelbesprechung B. u. B. 4, S. 230 ff.) gut am Platze ist.

J. Beer (Stettin).

Kleine Mitteilungen.

Jubiläum in den Hamburger Bücherhallen. Am 1. April 1928 konnte Dr. Otto Plate auf eine 25jährige Tätigkeit als Leiter der Öffentlichen Bücherhallen in Hamburg zurückblicken. Wir beglückwünschen den verehrten Kollegen auf das Herzlichste zu diesem Tage und hoffen, daß es ihm vergönnt sein möge, noch lange weiter an der Stätte zu wirken, der seine Lebensarbeit seit 1903 ohne Unterbrechung gewidmet war. Wenn die 1900 begründete Öffentliche Bücherhalle sich aus bescheidenen Anfängen zu einem großen, einer Stadt wie Hamburg würdigen Bildungsinstitut entwickelt hat, so ist dies neben der Patriotischen Gesellschaft und der Großzügigkeit des Hamburgischen Staates vor allem dem organisatorischen Geschick und der hingebenden Arbeit von Dr. Plate zu verdanken, der durch die in Hamburg entwickelten Arbeitsmethoden wertvolle berufskundliche Anregungen für unser volkstümliches Büchereiwesen gegeben hat. F.

Examen in Sachsen. Meldungen für die Zulassung zur Ausbildung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken zum 1. Oktober 1928 sind bis spätestens 2. Juli 1928 beim Vorsitzenden des Sächsischen Prüfungsamtes für Bibliothekswesen, Bibliotheksdirektor Professor Dr. Glauning, Leipzig, Universitäts-Bibliothek, Beethovenstr. 6, einzureichen. — Sächsisches Prüfungsamt für Bibliothekswesen.

Offene Stellen. Hamburg: Diplom-Bibliothekarin (siehe Anzeige).

Lesefrüchte.

Wissenschaftliche Bibliothek und Volksbücherei. Aus einem seiner weiten Perspektive halber auch für den Volksbibliothekar lesenswerten Aufsatze bezw. Vortrage des Direktors der Universitätsbibliothek in Göttingen, Professor Dr. R. Fick: „Was uns not tut", Aufgaben und Mittel unserer Bibliotheken (Minerva 3. Jg. Heft 6/7) seien hier einige Stellen wiedergegeben, in denen Ansichten geäußert werden, die, wie der Verfasser sehr richtig sagt, „vor dem Kriege aus dem Munde eines wissenschaftlichen Bibliothekars kaum gehört worden sind". Man hört sie leider auch heute noch — zehn Jahre nach dem Kriege — von dieser Seite aus selten genug, und deshalb sollen sie an dieser Stelle als die ersten Anzeichen einer hoffnungsvollen Erkenntnis festgehalten werden.

„Wenn nun vor kurzem auch bei uns von bibliothekarischer Seite aus angeregt worden ist, ein Gesetz einzubringen, das die Einrichtung einer Volksbücherei jeder Gemeinde zur Pflicht machen würde*), so muß ich offen gestehen, daß ich etwas skeptisch über die Aussichten eines solchen Gesetzes denke, solange nicht auch in Deutschland die Bibliothek neben Kirche und Schule als ein gleichberechtigter Faktor des Erziehungssystems anerkannt ist**). Erst wenn sich die Anschauung durchgesetzt hat, daß Bibliothek und Schule zusammenarbeiten müssen und daß das Erziehungswerk der Schule seine Fortsetzung und Ergänzung findet in der jedermann zugänglichen Bücherei, erst dann wird auch die öffentliche Meinung, die in der Presse und im Parlament zum Ausdruck kommt, ein ganz anderes Interesse an unserem Bibliothekswesen nehmen als dies bisher der Fall gewesen ist...

Dieser Gedanke der Einigung ist es auch, der mich hier über Dinge sprechen läßt, die anscheinend nur die sogenannten Volksbüchereien angehen, und Vorschläge machen läßt, die jedenfalls vor dem Kriege aus dem Munde eines wissenschaftlichen Bibliothekars kaum gehört worden sind. Aber die Not sollte das Trennende zurücktreten und das Gemeinsame***) betonen lassen. Ich stehe nicht auf dem Standpunkt, daß wissenschaftliche und volkstümliche Bücherei zwei verschiedene Welten sind, nur verbunden mit dem gleichen Material. Gewiß: Ziele, Arbeitsmethoden und Anforderungen sind andere, aber ebensowenig darf man die zahlreichen Berührungspunkte und gemeinsamen Aufgaben — von denen die Pflege der auslanddeutschen Literatur nur ein Beispiel ist — außer Acht lassen. Längst ist doch eingetreten, wovon schon Milkau gesprochen hatte†): Die alte gelehrte Bibliothek kann von dem neuen Leben, von der Aktivität der Bildungsbücherei nicht unberührt bleiben. Oder sollen wir etwa unseren Benutzern ein Buch wie Hans Grimms „Volk ohne Raum" vorenthalten, weil es Unterhaltungslektüre ist: Dieses gedankenschwere, niedersächsisch grüblerische Buch, aus dem der Student für seine politische Bildung, sein soziales und ethisches Empfinden vielleicht mehr Gewinn ziehen kann als aus mancher Vorlesung? Ist es nicht unsere Pflicht, den zukünftigen Führern des deutschen Volkes nicht bloß das für ihr engeres Studiengebiet Unentbehrliche, sondern auch das bedeutende (im Original gesperrt!) Buch, dem Spengler in seinem „Neubau des deutschen Reiches" mit Recht die Rolle „des großen Vermittlers zur Wirklichkeit" zuweist, das Buch, das fördert, anregt und begeistert, bereit zu stellen, ohne seine Benutzung durch engherzige Vorschriften einzudämmen?

*) Bücherei und Bildungspflege Jg. 7, 1927, S. 35.

**) Vgl. R. Fick, Bibliothek und Schule (Pädagog. Magazin, H. 1008) 1924.

***) Auswahl des Wesentlichen und Beschränkung auf das Notwendige ist m. E. auch das Charakteristikum der wissenschaftlichen Bibliothek. Anders urteilt A. Waas: Volkstümliche und wissenschaftliche Bibliotheken. In: ZfB. 1926, S. 477. Vgl. die vortrefflichen Ausführungen von Erwin Ackerknecht über das „Büchereiwesen" in: Zukunftsaufgaben der deutschen Städte. Hrsg. von Mitzlaff 1925, S. 310 ff.

†) Milkau, Die Bibliotheken. Kultur der Gegenwart. T I, Abt. I, 1906. S. 586.

Andererseits: sollen sich unsere sogenannten Volksbüchereien — ich würde es vorziehen, immer nur von öffentlichen Büchereien zu sprechen — mit dem unterhaltenden und belehrenden Buche begnügen? Wo sind hier die Grenzen, die unbedingt das eine Buch der wissenschaftlichen, das andere der Stadt- oder Volksbücherei zuweisen? Nein, ein wirklich bedeutendes (im Original gesperrt!) Buch sollte weder in den wissenschaftlichen noch, soweit es allgemeinverständlich ist, in den Volksbüchereien fehlen. Ich will Ihnen ein weiteres Beispiel nennen: Das Buch eines katholischen Jugenderziehers, Heinrich Kautz „Im Schatten der Schlote"*) haben wir in Göttingen angeschafft, obwohl man es nicht als ein für die Forschung unentbehrliches Buch bezeichnen kann. Aber es fällt wie kaum ein anderes in ein Gebiet, für das Ackerknecht mit schöner Treffsicherheit den Ausdruck „seelische Gesundheitspflege" geprägt hat. Es enthält eine solche Fülle tiefernster, frommer, von echter sozialer Gesinnung durchglühter, erzieherischer und seelsorgerischer Gedanken, daß ich mich schämen würde, wenn der zukünftige Lehrer oder Geistliche in der Ausleihe der Bibliothek mit dem Bescheide abgespeist werden müßte: „Das Buch ist nicht wissenschaftlich; wir besitzen es nicht und haben kein Geld, es zu kaufen"."

Vom Weihnachtsgeschäft des deutschen Buchhandels 1927. „Ein ausgesprochener Schlager hat dem Weihnachtsgeschäft 1927 gefehlt. In einigen Berichten wird das als ein Vorteil hervorgehoben. Es ist dadurch eher möglich geworden, auch nach eigener Wahl und Fähigkeit mehr vom Lager zu verkaufen und dabei auch ältere Werke noch abzusetzen. Naturgemäß jedoch überragen — das ist ja das Zeichen unserer Zeit — durchweg die Neuigkeiten, die wieder in großer Zahl vorlagen und unter denen sich viel Wertvolles fand. Ein Bericht hebt hervor, daß 75 Prozent des Gesamtabsatzes in Belletristik auf erst 1927 erschienene Werke entfiel. Im übrigen überwiegt im Gesamtumsatz naturgemäß der Anteil des belletristischen Buches, insbesondere der moderne Roman. Ein Bericht beziffert diesen Anteil auf 40 Prozent; weitere 25 Prozent entfielen hier auf Jugendschriften, in den Rest von 35 Prozent teilte sich alles andere. Vielleicht ist dieses Verhältnis einigermaßen typisch. Bei den belletristischen Neuerscheinungen wird stellenweise darüber geklagt, daß neben den ausländischen Autoren zu wenig deutsche vertreten wären. Eine Anregung geht dahin, es möchte im Titel immer angegeben werden, aus welcher Ursprache die Übersetzung stammt. Ebenso könnte jedem Werk ein Zettel (Lesezeichen) mit einer ganz knappen Inhaltsangabe beigegeben werden, was die Kundenberatung bei der Auswahl erleichtern würde. Daß die Kunden vielfach wieder auf solche Beratung und Empfehlung großen Wert legen, wird mehrmals hervorgehoben. In Schlesien, Hamburg und Baden hat teilweise der Absatz von Werken, zu deren Verfassern besondere örtliche Beziehungen bestanden, eine größere Rolle gespielt. Im ganzen jedoch zeigen die Berichte weitgehendste Übereinstimmung in der Zusammenstellung der gängigsten Werke. Hier macht sich der Einfluß der Pressepropaganda immer deutlicher bemerkbar. Aus der Provinz Brandenburg wird insbesondere die Abhängigkeit vom Berliner Geschmack hervorgehoben. So erklärt sich auch die Zunahme der Modeeinflüsse im Buchvertrieb. Vermutlich hängt es mit dieser Entwicklung auch zusammen, daß manche Werbungsversuche nicht zum rechten Erfolg führten. Allerdings sind auch Anzeichen dafür vorhanden, daß nicht alle Kreise jenen Einflüssen erliegen und daß infolgedessen, namentlich beim Fehlen eines ausgesprochenen Schlagers, die persönliche Vertriebstätigkeit und Verwendung des einzelnen Sortimenters immer noch sehr aussichtsreich und für die Durchsetzung neuer Autoren ausschlaggebend bleibt. Erfreulicherweise wird in einigen Berichten angedeutet, daß doch auch Klassiker, ebenso Kunstliteratur u. a. stellenweise wieder mehr Anklang und Begehr gefunden haben. Manche Art Bücher aber, die früher gut ging, fällt jetzt aus. Das

*) Vgl. dazu: Bücherei und Bildungspflege 1927, S. 214.

Studium dieser Geschmackswandlungen verdient ganz besondere Aufmerksamkeit. Insbesondere ist ihren Ursachen nachzugehen. Eine sehr wichtige Feststellung ist dabei, daß ein Bericht aus dem Musikalienhandel hervorhebt, der Durchschnittswert der Käufe von Grammophonplatten u. dgl. sei in diesem Betrieb von 18,— auf 13,40 Mark zurückgegangen, der von Notenkäufen dagegen von 3,80 auf 4,20 Mark gestiegen, und zwar sei dabei auch noch erstmalig wieder eine zunehmende Bevorzugung ernster Musik festzustellen gewesen. Wenn sich das verallgemeinert, darf man das Beste hoffen. Der Absatz an Jugendschriften scheint nicht einheitlich gewesen zu sein. Auch hier wird im übrigen hervorgehoben, daß ein Geschmackswechsel bei der Jugend zu beobachten ist. Eine alte Forderung ist vor allem die, daß für das Backfischalter die rechte Literatur erst noch zu finden und zu schaffen bleibt. Der Ausfall im Jugendschriftengeschäft hängt im übrigen unstreitig auch schon mit dem Geburtenausfall infolge des Krieges zusammen, nicht nur mit der Abwanderung zum Sport. Mehrere Berichte heben aber auch hervor, daß jetzt mehr als früher nicht nur Kinder, sondern gerade Erwachsene mit Büchern beschenkt werden, so daß auch dadurch eine relative Verschiebung ausgeht. Wichtig ist nicht zuletzt die Stellung der Lehrerschaft zur Frage der Lektüre. Den hier obwaltenden Strömungen muß also der Buchhandel entsprechende Aufmerksamkeit schenken. Die billigen Serien spielen noch in zahlreichen Berichten eine große Rolle. Es wird teilweise doch aber auch schon angedeutet, daß sie den Höhepunkt ihrer Bedeutung bereits überschritten hätten. Die Billigkeit, bezw. der Preis des Buches fällt nämlich nur noch in bestimmten Fällen entscheidend ins Gewicht. Sehr richtig hebt ein Bericht hervor, daß dies nur dort zutrifft und in Frage kommt, wo nicht ein bestimmtes Buch verlangt wird ,sondern die Wahl erst auf Grund der Vorlage erfolgt. Hier wird naturgemäß vielfach nach dem billigsten Buch gegriffen, und insofern hat es der Buchhändler bis zu einem gewissen Grad selbst in der Hand, wie „billig" er sein will. Wo dagegen ein bestimmtes Buch verlangt wird, spielt der Preis kaum noch eine Rolle. Überhaupt wird heute über zu hohe Preise wohl mehr von Käufern wissenschaftlicher Bücher geklagt als von solchen belletristischer. Aus allen diesen Gründen kann ein Teil der Berichte eine leichte Steigerung des durchschnittlichen Wertes der Einzelumsätze melden, ein anderer Teil muß freilich immer noch das Gegenteil hervorheben. Diese Durchschnittswerte sind im übrigen nicht im ganzen Reich gleich. Im Osten und Süden scheinen sie niedriger zu sein als im Norden und Westen. Sie bewegen sich zwischen 6 und 10 Mark. Allerdings liegt hier offenbar auch noch eine Unklarheit in der Berichterstattung vor. Es wird nicht immer ganz deutlich, ob es sich bei den Angaben um die Durchschnittspreislage der gekauften einzelnen Bücher oder um die Durchschnittsausgabe des einzelnen Käufers handelt .... Sehr bezeichnend ist die Bemerkung in einem Bericht, daß für Marmorschreibzeuge z. B. anstandslos Preise bis zu 50 Mark angelegt wurden. Beim Buch dagegen geht man ungern über 10 Mark hinaus. Die beliebteste Preislage scheint um 6 Mark zu liegen .... Der Gesamtumsatz des Weihnachtsgeschäfts 1927 dürfte im großen Durchschnitt derselbe gewesen sein wie 1926." (Prof. Dr. G. Menz: Zur Wirtschaftslage. Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 95. Jg. 1928, S. 154 f. — Sperrungen von der Schriftleitung.)

Jakob Schaffner über Buch und Jugend. „Ohne das Buch wäre unsere arbeitende und mißbrauchte Jugend längst verzweifelt oder vor Stumpfheit eingegangen, da sie nicht die Eigenschaften zu einer rücksichtslosen bewußten materialistischen Revolution der Triebe hat, sondern nach wie vor einem musikalischen Volk und einem denkenden und träumenden Geschlecht angehört." (Aus: Schaffner: Der Kreiselspieler.)

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. Schuster, Berlin, Stadtbibliothek.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 29. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1928

8. Jahrgang + Heft 3

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint im Jahre 1928 in 6 Heften im Gesamtumfang von 28 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang G.-M. 10.—. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Verbandes deutscher Volksbibliothekare" und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B." ausschließlich durch den Verlag Bücherei und Bildungspflege, Stettin, Grüne Schanze 8 — Stadtbücherei (Postscheckkonto: Stettin 9036. Verband pommerscher Büchereien) zum Vorzugspreis von G.-M. 6.— für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist die **Stadtbücherei Berlin** (C 2, Breite Straße 37). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Verband deutscher Volksbibliothekare. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien. 6. Verband niederrheinischer Büchereien. 7. Verband der Büchereien der Grenzmark Posen-Westpreußen.

Inhalt dieses Heftes:

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte:

Ackerknecht, Vorlesestunden. VII.
Cannelin, Das neue finnische Büchereigesetz.
Dibbelt, Das Heimatmuseum als Volksbildungsstätte.
Kemp, Sammelbesprechung neuer Dürer-Literatur.
Liptow, Praktische Winke zur Buchpflege.
Plage, Literatur und Lebensgestaltung.
Die neue Volksbücherei (Harderhaus) in Kolberg.

Bücherei und Bildungspflege
Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel
Jahrgang 8 1928 Heft 3

Vom „grossen" und vom „kleinen" Dichtertum.

Von Hermann Hesse (Montagnola).

Ein von mir hochgeschätzter Schriftsteller, Wilhelm Schäfer, sagte mir vor manchen Jahren einen Satz über die Aufgabe des Dichters, den er gefunden hatte, und der später auch in einem seiner Bücher mitgeteilt worden ist. Der Satz machte mir Eindruck, er war gut und wahr und war vorzüglich formuliert, worin Schäfer bekanntlich ein Meister ist. Lange klang sein Satz über den Dichter in mir nach, ich habe ihn nie mehr vergessen, immer tauchte er von Zeit zu Zeit wieder vor mir auf. Das tun Wahrheiten nicht, mit welchen wir absolut und völlig einverstanden sind. Die schluckt, verdaut und vergißt man rasch.

Der Satz hieß so: „Sache des Dichters ist es nicht, das Einfache bedeutend, sondern das Bedeutende einfach zu sagen."

Lange und oft habe ich daran gesonnen, warum der famose Spruch (den ich auch heute noch bewundere) mir nicht ganz einging, einen Rest von Leere und Widerspruch in mir ließ. Ich habe an diesem Satz mehr als hundertmal auf einsamen Gedankengängen Analyse getrieben. Das erste, was ich fand, war ein leiser Mißklang, ein winziger Fehler, ein winzig kleiner Sprung im klaren Kristall dieser so sauber gefaßten Formel. „Das Bedeutende einfach sagen — nicht das Einfache bedeutend", das klang wie ein tadelloser Parallelismus, und war es doch nicht ganz. Denn der Sinn des Wortes „bedeutend" war in den beiden Satzhälften nicht genau, nicht haarscharf der gleiche. Das „Bedeutende", das der Dichter sagen soll, war ohne Zweifel ganz redlich und aufrichtig gemeint, „bedeutend" hieß hier ungefähr soviel wie „unbedingt wertvoll". Das andere „bedeutend" aber, im Gegensatz, hatte einen Beiklang von Mißachtung. Wenn ein Dichter das „Einfache", das offenkundig Unbedeutende, „bedeutend" ausspricht, so macht er, nach Schäfers Sinn, also eigentlich etwas Falsches, und das „bedeutend", womit sein Tun bezeichnet wird, ist eigentlich Tuerei.

Merkwürdig spät erst sah ich ein, daß offenbar Schäfers Standpunkt sich zu dem meinen wie Pol zu Gegenpol verhalte, und daß ich also, um seinen Satz zu prüfen, ihn für mich umdrehen müsse. Dann heißt der Satz: „Sache des Dichters ist es nicht, das Bedeutende einfach, sondern das Einfache bedeutend zu sagen." Und siehe da, eine neue Wahrheit stand vor mir.

Ich sah, daß für mich die Umkehrung von Schäfers Wahrheit noch viel wahrer, noch viel wertvoller war, als was er eigentlich gesagt hatte. Nun war alles klar. Natürlich blieb Schäfers Satz wahr und schön wie

zuvor — von seinem, von Schäfers Pol aus. Von meinem Gegenpol aus aber strahlte nun der umgekehrte Satz mit ganz neuer Kraft und Wärme.

Schäfer hatte gesagt, Sache des Dichters sei es nicht, irgendetwas Beliebiges und Belangloses so vorzutragen, daß es bedeutend erscheine, sondern für seine Darstellungen das wahrhaft Wertvolle und Wichtige zu wählen und es so einfach wie möglich zu sagen. Mein umgedrehter Satz aber bedeutete: „Sache des Dichters ist es nicht, darüber zu entscheiden, ob dies und jenes bedeutend und wichtig sei, seine Sache ist es nicht, gewissermaßen als Vormund für den Leser eine Auswahl aus dem Wirrwarr der Welt zu treffen und ihm nur das Wertvolle, wirklich Wichtige mitzuteilen. Nein, ganz im Gegenteil! Sache des Dichters ist es gerade, in jeder Kleinigkeit, in jedem Nichts das Ewige und Ungeheure zu wissen, und diesem Schatz, dies Wissen, daß Gott überall und in jedem Dinge ist, immer wieder zu eröffnen und mitzuteilen.“

Damit hatte ich eine Formel für den Sinn oder die Aufgabe des Dichters gefunden, die mir, von meinem Pole aus, weit wertvoller und wahrer wurde als der ursprüngliche Satz, obwohl ich einst, mich anpassend, auch diesem zugestimmt hatte. Nein, der Dichter, wie ich ihn zuinnerst meinte, hat nicht das Amt, zwischen bedeutenden und unbedeutenden Dingen zu unterscheiden. Er hat im Gegenteil gerade das Amt, das heilige Amt, immer wieder zu zeigen, daß „Bedeutung“ nur ein Wort ist, daß Bedeutung keinem Dinge auf Erden zukommt oder allen, daß es nicht Dinge gibt, die man ernst nehmen muß, und andere, die man nicht ernst nehmen muß. Etwa so wie der Philister die Politik und die Geschäfte ernst nimmt, die Kunst und das reine Denken aber nicht. Gewiß, Schäfer hatte das anders gemeint, viel besser, viel höher. Der Dichter, den er ablehnt, ist ein Mann, der durch Kunst und Geschicklichkeit aus einem Nichts etwas anscheinend Stattliches macht, der die Dinge aufbläst, der kurzum Theater spielt. Diese Art von Dichter verneine auch ich. Aber ich bin mit Schäfer darin uneinig, daß ich an eine Grenze zwischen „Bedeutend“ und „Einfach“ überhaupt nicht glaube.

Von diesem Gedanken aus fand ich, im Lauf einiger Jahre, auch mehr Einsicht in eine Erscheinung der Dichtung und Geistesgeschichte, die mir immer etwas dunkel und bedrückend gewesen ist, die von unseren Lehrern und Literaturhistorikern niemals zu meiner Befriedigung besprochen worden war.

Diese seltsame Erscheinung ist die der Problematiker einerseits, der „Kleinmeister“ und Idylliker andererseits. Es gibt eine Reihe von Dichtern, deren Werke uns keineswegs entzücken, denen aber ein rätselhafter Hauch von Bedeutung und Wichtigkeit anhaftet, weil sie sich riesige Menschheitsstoffe „gewählt“ und gewaltige Probleme bearbeitet haben. Andererseits gibt es sogenannte kleinere Dichter, welche keinen einzigen großen, mächtigen, weltgeschichtlichen Gedanken ausgesprochen haben, welche sich um Herkunft und Zukunft der Menschheit samt ihren Problemen überhaupt nie gekümmert haben, sondern es vorzogen, von kleinen Schicksalen, von Liebes- und Freundesgefühlen, von der Trauer über die Vergänglichkeit, von Landschaften, von Tieren, singenden Vögeln und Wolken am Himmel zu singen und zu phantasieren, und welche von uns

sehr geliebt und immer wieder gelesen werden. Man war stets in Verlegenheit, wie man diese Dichter eigentlich einreihen und einschätzen solle, welche eigentlich nie etwas Überwältigendes zu sagen hatten und doch so lieb waren! Alle Eichendorffs und Stifter, alle diese Dichter gehören dahin. — Und andererseits standen in ihrer düsteren Berühmtheit jene anerkannt großen Problematiker, jene Aufroller der großen Fragen, jene Hebbel, jene Ibsen, alle jene seltsamen Riesen, in deren Werken zwar die tiefsten Fragen aufklangen, die uns, alles in allem, aber so wenig froh machten, und die ich, es sei zugegeben, seit vielen Jahren nicht mehr gelesen habe. (Die wirklichen, wenigen großen Dichterpropheten, zu denen ich Dante, Shakespeare, Goethe, Dostojewski zähle, stehen auf einer ganz anderen Ebene.)

Nun, jene Eichendorff und Stifter sind Dichter, welche das Einfache bedeutend sagen, weil sie überhaupt den Unterschied zwischen einfach und bedeutend nicht bemerken, weil sie in einer ganz anderen Luft leben, von einem ganz anderen Pol aus in die Welt blicken. Und gerade sie, diese Idylliker, diese einfachen und helläugigen Kinder Gottes, denen der Grashalm zur Offenbarung wird, gerade sie, die wir nach Anleitung unserer Professoren die Kleinen nennen, geben uns das Beste. Sie lehren uns nicht ein Was, sondern ein Wie. Sie sind, neben jenen gedankenvollen „Großen", wie gute Mütter neben Vätern, und wie oft haben wir eine Mutter soviel nötiger als einen Vater!

Wie fördert der preussische Staat das Volksbüchereiwesen?

Von Hans Rosin (Stettin).

Die Anforderungen für den preußischen Kultusetat des Etatsjahres 1928 betragen im ganzen 677 Millionen. Dieser Betrag der staatlichen Zuschüsse verteilt sich folgendermaßen:

auf das Schulwesen	506 Millionen Mark
auf die Wissenschaft	76 Millionen Mark
auf die Kirche	71,6 Millionen Mark
auf die Kunst	19 Millionen Mark
auf das freie Volksbildungswesen	450 000 Mark.

Der letzte Posten des Kultusetats, der für diese Betrachtung allein von unmittelbarem Interesse ist, wird noch geteilt, und zwar so, daß zur Unterstützung des Volkshochschulwesens 150 000 Mark vorgesehen sind, und für die Förderung des gesamten preußischen Volksbüchereiwesens die Summe von 300 000 Mark übrig bleibt.

Um die staatliche Aufwendung für das volkstümliche Büchereiwesen richtig einschätzen zu können, empfiehlt es sich, zunächst einmal diesen Posten mit den andern des Kultusetats zu vergleichen und ihn in Beziehung zu diesen zu bringen. Da fällt vor allem sofort auf die ungeheure Spannung, welche besteht zwischen den Ausgaben für das Schulwesen, also für die Elementarbildung (506 Millionen Mark) und den Ausgaben für die außerschulmäßige Bildungspflege, soweit sie dem volkstümlichen Büchereiwesen zufällt (300 000 Mark). Auf den Kopf der Bevölkerung umgerechnet ergibt das ein Verhältnis von 13,79 Mark zu 0,8 Pfennig. Es wird niemand

auf den törichten Einfall kommen, unter den heutigen Verhältnissen das außerschulmäßige Bildungswesen hinsichtlich der materiellen Aufwendungen durch den Staat dem elementarschulmäßigen Bildungswesen gleichsetzen zu wollen. Aber allein, wenn man die umfängliche Literatur theoretischen Inhalts sich vergegenwärtigt, welche die amtlichen Vertreter des Staates und ihr meist ideologisch eingestellter Anhang der freien Volksbildungspflege und insbesondere dem Volksbüchereiwesen gewidmet haben, dann ist man doch erstaunt, in welchem Mißverhältnis die Worte zu den Taten stehen, sofern man unter diesen die materielle Förderung versteht, die der Staat dem Volksbüchereiwesen zuteil werden läßt. Und daran gemessen ist es gerechtfertigt, wenn man ausspricht, daß der Staat vorläufig noch keinen Anspruch auf ein Mitbestimmungsrecht erheben darf; jedenfalls nicht, soweit es sich in den mit dem Nimbus der Autorität daherkommenden Verlautbarungen seiner amtlichen Vertreter manifestiert. Für uns Volksbibliothekare wird, allen gegenteiligen Versicherungen zum Trotze, die Höhe der Unterstützungssumme zum staatlichen Wertmesser unserer Arbeit. Oder schätzen wir die Wirkung unserer Büchereiarbeit geringer ein als die des Theaters, von dem man weiß, daß es in seiner Gesamtheit vorläufig aufgehört hat, ein überragender Faktor im deutschen Bildungswesen zu sein? Da ist es besonders aufschlußreich, festzustellen, daß von den 19 Millionen (immer gegenüber den 300 000 Mark), die der Pflege der Kunst dienen sollen, allein 14,9 Millionen, also mehr als $^2/_3$ des Gesamtbetrages, auf die staatlichen Theater, das heißt auf die Oper und das Schauspielhaus in Berlin und auf die Theater in Wiesbaden und Cassel entfallen. Die Berliner staatlichen Theater erfordern einen Staatszuschuß von 10,1 Millionen Mark, davon die Oper 3 Millionen, das Schauspielhaus 1,2 Millionen, und 6 Millionen entfallen auf gemeinsame Ausgaben. Die Einwendung, daß diese Zuschußmittel für die Berliner staatlichen Theater, die das 33fache der Ausgaben für das gesamte preußische Volksbüchereiwesen ausmachen und ihrem Bildungswerte nach hauptsächlich doch nur einer dünnen zahlungsfähigen Oberschicht dienen, der Pflege der deutschen Musik und Literatur zugute kämen, wird sofort hinfällig, wenn man dagegenhält, daß für die Förderung der gesamten übrigen lebendigen Kunst (Unterstützungen an Musiker und Dichter, Ankauf von Bildern und Plastiken, Staatsaufträge, Unterhalt der Akademie der Künste usw.) nur rund 1 Million Mark zur Verfügung steht.

Nach diesem Beispiel erübrigt es sich fast, bei den Aufwendungen des Kultusetats noch ein kurzes Streiflicht auf das Verhältnis zwischen büchereimäßiger Bildungspflege und Religionspflege fallen zu lassen. Wir wollen es aber trotzdem tun. Von den staatlichen Mitteln, die für die Religionspflege ausgeworfen sind — das sind nicht weniger als 71,6 Millionen, also nur rund 5 Millionen weniger, als zur Förderung der gesamten Wissenschaft bereit gestellt werden — ist die evangelische Kirche mit 47 Millionen beteiligt. Es soll hier an der Berechtigung dieser Aufwendung keinerlei Zweifel erhoben werden. Es erhebt sich dabei lediglich die Frage, ob es nicht ein Gebot der Klugheit sei, bei der heutigen tiefinnerlichen Entfremdung weiter Volksschichten der Landeskirche gegenüber, dem volkstümlichen Büchereiwesen; das bei seiner bewußt irrationalen Einstellung auch zu einem, wenn

auch nicht im Sinne enger kirchlicher Bindung, vertieften religiösen Empfinden führt, eine solche staatliche materielle Förderung zuteil werden zu lassen, daß bei einem Vergleiche zwischen den Wirkungsmöglichkeiten beider Kulturfaktoren, dieser für die Landeskirche im Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln nicht allzu negativ ausfällt. Worauf es hier bei diesen Gegenüberstellungen ankommt, ist, aufzuzeigen, daß in dem Kulturbewußtsein des Staates das Volksbüchereiwesen eine unverhältnismäßig geringe Rolle spielt, und daß ferner, wenn wir heute das überblicken, was schon geworden ist, dies keineswegs auf die Initiative des Staates zurückzuführen ist, sondern dem Führerwillen einiger ihrem Berufsideal hingegebener Männer und ihren von ihnen mobilisierten Helfern verdankt werden muß. Das Volksbüchereiwesen ist heute noch ebenso wie vor 30 Jahren eine karitative — oder modifiziert — eine kommunal-wohlfahrtspflegliche und keine staatlich-kulturelle Angelegenheit.

Diese Schlußfolgerung wird noch klarer herausgestellt, wenn man den Kulturetat mit seinen durch Zahlen schwer meßbaren Werten verläßt und sich auf ein Gebiet begibt, das durch die gleiche Materie auch gleiche Maßstäbe erlaubt. Der preußische Staat gibt im Jahre für seine Behörden-Bibliotheken die Summe von annähernd 2 Millionen aus. Würde man die staatliche Unterstützungssumme für das Volksbüchereiwesen von 300 000 Mark schematisch auf die 12 Provinzen Preußens verteilen, so entfiele auf jede Provinz ein Anteil von 25 000 Mark. Nun dotiert aber der Staat bereits die Bibliothek der staatlichen Theater mit 30 000 Mark, also sogar mit 5000 Mark mehr, als beispielsweise an Unterstützungen auf das Büchereiwesen der Rheinprovinz oder auf das Ostpreußens kommen. Auch die Bibliothek des Ministeriums für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung erhält 15 000 Mark, was gewiß nicht so wenig ist, wenn man berücksichtigt, daß auch diese Summe immer noch mehr als die Hälfte derjenigen Mittel ist, welche als ausreichend für das Volksbüchereiwesen einer ganzen Provinz angesehen wird, und man darf dabei vielleicht daran erinnern, daß dem Beamtenstab des Ministeriums in der Hauptstadt des Landes große staatliche Bibliotheken mit ihren reichhaltigen Beständen jederzeit zur Verfügung stehen. Es erübrigt sich fast, im Rahmen dieser Vergleiche noch anzuführen, daß selbst eine Behördenbibliothek wie die der preußischen Gestütsverwaltung, immerhin noch mit 5270 Mark subventioniert wird. Man wird allen diesen Instituten die reichliche Dotierung durchaus gönnen, und diese Zeilen wollen keineswegs den Leser herauslesen lassen, daß Abstrichen zu Gunsten des Volksbüchereiwesens das Wort geredet werden soll. Ihr Zweck ist einzig und allein, immer wieder darzulegen, daß im Vergleiche zu allen übrigen aufgewendeten Summen das Volksbüchereiwesen viel zu kurz kommt und daß die Notwendigkeit seiner auch nur annähernd ausreichenden Unterstützung den verantwortlichen Stellen noch nicht genügend bewußt geworden ist. Sie beweisen auch, daß, wenn man sich die Posten auf ihre Höhe und Verwendung hin ansieht, allgemeine Sparmaßnahmen kaum ausschlaggebend gewesen sein können.

Ja, wenn unser Volksbüchereiwesen heute bereits schon so entwickelt wäre, daß die staatlichen Zuschüsse weiter nichts zu sein brauchten als eben Zuschüsse in solchen Fällen, in denen die Not besonders groß wäre. Aber

die Not ist allgemein, und der Notstand der Büchereien liegt so offensichtlich zu Tage und ist so oft erörtert und zum Ausdruck gebracht worden, daß er auch von Staats wegen als bekannt vorausgesetzt werden darf. Noch im Sommer vorigen Jahres hat der Direktor der Göttinger Universitätsbibliothek, Professor Fick in einem Aufsatze „Was uns not tut — Aufgaben und Mittel unserer Bibliotheken" (Minerva Jg. 3, Heft 6/7) eingehend die Nöte des wissenschaftlichen Bibliothekswesens geschildert und hat dabei in dankenswerter Weise auch auf die Not des Volksbüchereiwesens hingewiesen. Er führt in seinem Aufsatz aus, daß schon im Jahre 1894 der Göttinger Bibliothekar Roquette in einer Schrift den Nachweis geführt habe, wie gänzlich unzureichend die Universitätsbibliotheken ihre Aufgaben erfüllen könnten, und daß er unter eingehender Begründung die Forderung aufgestellt habe, daß, sollten die Universitätsbibliotheken die für sie nötige Literatur zu erstehen in der Lage sein, eine durchschnittliche Erhöhung ihrer Dotationen um gut das Doppelte der bisherigen nötig wäre. Fick sagt weiter, daß 1909 Erman darauf hingewiesen habe, daß unter der kläglichen Unzulänglichkeit der Bibliotheken das wissenschaftliche Leben im ganzen Lande schweren Schaden litte und daß die preußischen Universitäten den Wettbewerb mit denen anderer deutscher Länder nicht mehr aufrecht erhalten könnten. Er beklagt bitter, daß trotz dieser berechtigten Klagen sich die Dotationen der Bibliotheken inzwischen nicht wesentlich erhöht haben, obwohl von berufener Seite im Jahre 1927 der Teuerungsindex für Bücher auf 170—200% des Vorkriegspreises angegeben worden sei, und er kommt zu dem Schlusse, daß sich die Bibliotheken seit etwa 1850 in bezug auf Bestände und Mittel unter Berücksichtigung des Anwachsens der Bevölkerungsziffer und der neuen Wissenszweige im Vergleich zu anderen Ländern nicht auf der Höhe gehalten haben, sondern einem ständigen Rückgange verfallen sind. Nun hat aber die Preußische Staatsbibliothek im laufenden Jahre einen Etat von 267 000 Mark, eine Summe, die nach Fick auf das Doppelte, vielleicht sogar auf das Dreifache erhöht werden müßte. Uns interessiert an dieser Tatsache zunächst nur, daß diese Summe, der Etat nur einer wissenschaftlichen Bibliothek, die nach der begründeten Ansicht der Fachleute gänzlich unzureichend ist, sich dicht an der Grenze derjenigen bewegt, die der preußische Staat für gut befindet, für sein gesamtes Volksbüchereiwesen auszugeben.

Wieser hat sich in Heft 1 des Jahrganges 1927 dieser Zeitschrift in seinem gleichnamigen Aufsatze über „Die Not des deutschen Volksbüchereiwesens" eingehend geäußert. Wir wollen aus diesem Aufsatze nur die Feststellungen in die Erinnerung zurückrufen, daß es in Deutschland 356 kommunale Volksbüchereien in Städten über 10 000 Einwohnern gibt und daß ein Kulturland wie Deutschland für sämtliche kommunalen Volksbüchereien jährlich die Summen von 1 Million Mark für Bücher, 709 300 Mark für Zeitschriften, 360 000 Mark für Bucheinbände und 2 Millionen Mark für Personalkosten aufwendet. Es geben also die Städte Deutschlands insgesamt für ihre Volksbüchereien etwa soviel Geld aus wie eine einzige Stadt von 100 000 Einwohnern für ihre Schulen (3—4 Millionen). Auch Wieser kommt für das deutsche Volksbüchereiwesen zu dem Ergebnis, daß „die Mittel gänzlich unzulänglich sind zur Erfüllung der

so wichtigen Aufgabe: die Kulturträgerschicht in der rechten bildungspfleglichen Weise durch das Buch zu erhalten". Wieser zieht in den Kreis seiner Betrachtung lediglich die Büchereiverhältnisse der Städte in Deutschland über 10 000 Einwohner und kommt bereits hier zu diesem ungünstigen Resultat. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die ländlichen Büchereiverhältnisse dabei ganz unberücksichtigt geblieben sind und daß bei dem ländlichen Volksbüchereiwesen, mit Ausnahme weniger Grenzbezirke, zum Teil alles im Argen liegt oder sich günstigenfalls in den Anfängen befindet, dann werden einem mit Recht die Not des Volksbüchereiwesens außerordentlich groß und die Maßnahmen des Staates zu ihrer Linderung unverständlich erscheinen. Wir müssen uns immer bewußt bleiben, daß von einer Volksbüchereibewegung und von einer wirkungsvollen Volksbüchereiarbeit erst dann gesprochen werden kann, wenn sich diese auf einen ganz breiten bodenständigen Unterbau lebens- und arbeitsfähiger ländlicher Büchereien stützen kann. Es ist für die Entwicklung des Volksbüchereiwesens unbedingt erforderlich, daß sie sich nicht etwa auf die größeren Städte beschränkt, daß sie viel mehr auf breitester Grundlage vor sich geht, und wenn heute immer wieder die Teilnahmlosigkeit der öffentlichen Meinung am Volksbüchereiwesen beklagt wird, so ist doch der Grund vor allem darin zu suchen, daß es bei weitem noch nicht zur Selbstverständlichkeit geworden ist, daß jedes Gemeinwesen, gleichviel welcher Größe, ebenso wie es eine Schule hat, auch eine Volksbücherei haben muß. Wie wäre es sonst möglich, daß selbst größere Städte — Fick nennt in seinem früher angeführten Aufsatze Göttingen, Celle, Geestemünde, Harburg — bis jetzt noch nicht über volkstümliche Büchereien verfügen, die diesen Namen verdienen? Wie wäre es sonst möglich, daß in 544 Gemeinden des deutschen Reiches mit mehr als 10 000 Einwohnern nach dem „Jahrbuch der deutschen Volksbüchereien" bisher nur 356 kommunale Volksbüchereien vorhanden sind? Wodurch wäre es zu erklären, daß sich bei der Besprechung des Kulturetats im Landtage — nach der Tagespresse — auch nicht e i n e Stimme eines Parlamentariers der Parteien von links bis rechts gemeldet hat, die versuchte, für eine ausreichende Unterstützung der Volksbüchereien einzutreten? Wie könnte man sich anders die Stellungnahme des Staates selbst erklären? Werner M a h r h o l z sagt gelegentlich einer Besprechung des Kulturetats in der „Voss. Ztg." über die Zuwendungen für das Volksbüchereiwesen: „Das sind Summen, mit denen eine Zentralstelle in einem so großen Lande mit so vielen Großstädten, Kleinstädten und Dörfern, mit so gefährdeten Grenzbezirken recht wenig anfangen kann. Denn schließlich: geistige Anregung, Kurse für Volksbibliothekare sind gut und nützlich und gewiß die Hauptaufgabe einer solchen zentralen Instanz, aber gelegentlich muß sie auch in der Lage sein, nicht nur Weisheit zu spenden, sondern auch Gold." Mahrholz, der die wahren Sachverhalte natürlich nicht kennen kann, hat hier beinah instinktiv das Richtige getroffen; denn worauf es in erster Linie und gerade bei dem Ausbau des ländlichen Büchereiwesens ankommt, das ist, daß sich zur intensiven Beratung auch die Mittel gesellen. Jeder Praktiker des Beratungsstellenwesens weiß, wie außerordentlich schwierig es ist, Gemeindeverwaltungen dazu zu bringen, die Neugründung oder Neuordnung einer Volksbücherei

vorzusehen, wobei es fast immer die Regel ist, daß die Bücherei als recht überflüssiges Anhängsel der Verwaltung betrachtet wird. Wie sollen auch die notleidenden Gemeinden zu einer andern Einstellung gelangen können, da es ihnen doch nicht verborgen bleibt, wie fest der Staat selbst bezüglich der Volksbüchereien die Hand auf der Tasche hält. Der Praktiker weiß aber auch, daß solche Verhandlungen von vornherein mit viel mehr Aussicht auf Erfolg geführt werden können, ja, der Erfolg in den meisten Fällen sichergestellt ist, wenn er in ihnen eine staatliche Geldzuwendung anbieten kann, an welche die Bedingung geknüpft wird, daß die betreffende Gemeinde im entsprechenden Verhältnis eigene Leistungen aufzubringen habe. Das ist der werbende Wert des staatlichen Zuschusses und in dieser Hinsicht vermag „Weisheit" weniger rasch zu überzeugen als „Gold".

Wir haben bis jetzt an den mannigfaltigsten Beispielen bis zum Überfluß feststellen können, daß die staatlichen Aufwendungen in barem Gelde zur Unterstützung des Volksbüchereiwesens völlig unzulänglich sind und wie außerordentlich es gefördert werden könnte, wenn diese Mittel nicht so unzulänglich wären. Man wird bei dem Kreislauf der Gedanken, die auf Abhilfe sinnen, immer wieder zurückkehren zum Ausgangspunkte, nämlich zu der amtlichen Stelle, die sich von Staats wegen die Förderung des volkstümlichen Büchereiwesens angelegen sein lassen sollte. Man wird dieser amtlichen Stelle nicht absprechen wollen, daß sie guten Willens sei, man wird vielleicht ihre Kräfte und ihre Wirkungsmöglichkeiten überschätzen; einen Vorwurf wird man ihr jedoch nicht ersparen können, und das ist der, daß sie nicht zu sammeln versteht. Daß sie nicht die vielfachen am Werke tätigen Kräfte zu inspirieren und zu mobilisieren weiß, daß sie es nicht versteht, als berufener Mittler Brücken zu schlagen zwischen dem spendenden Staate und den Nöten des Volksbüchereiwesens, damit auf ihnen ein geschlossener Angriff vorangetragen werden kann. Welche Helfer erwüchsen dieser amtlichen Stelle allein aus den staatlichen Beratungsstellen, die mit ihren reichen Erfahrungen ein wahrhaft überzeugendes Material zur Verfügung stellen könnten. Zwar ist aus dem Kreise der mit dieser Zeitschrift verbundenen Männer schon vor Jahren wiederholt eine amtlich einzuberufende Zusammenkunft der preußischen Beratungsstellenleiter gefordert worden, sie ist auch von der zuständigen Stelle versprochen worden, aber bis jetzt hat sie noch nicht stattgefunden, und es hat auch den Anschein, als ob sie vorderhand nicht stattfinden werde. Und weiter: was für nicht zu unterschätzende Bundesgenossen würden einer um der Sache willen aktiv werdenden amtlichen Stelle erwachsen aus den bibliothekarischen Berufsvereinigungen, aus den provinziellen Büchereiverbänden, aus den verschiedenen Volksbildungsorganisationen, aus den buchhändlerischen Körperschaften, aus den Schriftstellerverbänden usw., und ist es vielleicht zu optimistisch gedacht, wenn man die Hoffnung daran knüpft, daß diese Gruppen auch ihre zweifellos bestehenden Verbindungen zu parlamentarischen Kreisen nutzbar machen würden. An Gefolgschaft fehlt es jedenfalls nicht und wie nützlich wäre es allein, wenn sich auf Grund einer solchen Mobilisation das Interesse der breitesten Öffentlichkeit endlich einmal dem Volksbüchereiwesen und seiner Bedeutung zuwenden würde. Was für bleibende Verdienste um die deutsche

Volksbildung könnten hier erworben werden. Aber es hat leider den Anschein, als ob nach solchen Lorbeeren, die freilich nicht ohne Mühe zu erwerben sind, heute noch niemand gelüstet, und so bleibt uns zunächst nichts weiter, als uns dem Wunsche Ficks anzuschließen, der gelegentlich, eingedenk der Verdienste des Hilfsbibliothekars und des Hannoverschen Abgeordneten Ellissen um die Göttinger Bibliothek, in seinem zitierten Aufsatze schreibt: „Ja, wenn wir einen Mann wie Adolf Ellissen hätten, der sich ohne Rücksicht auf seine dienstliche Stellung für die Sache einsetzte, dann wäre es vielleicht besser um unser Büchereiwesen bestellt, er würde, wenn er heute lebte, durch seine Sachkunde, seinen lauteren Idealismus und seine glühende Beredsamkeit alle Parteien von den extremsten Völkischen bis zu den Kommunisten für eine Idee begeistern, die nichts mit der Parteizugehörigkeit zu tun hat, sondern ebenso sehr vom vaterländischen wie vom rein menschlichen Standpunkt aus die Zustimmung aller Volksvertreter verdient.“

Das deutsche Büchereiwesen in Polnisch-Oberschlesien, Ostschlesien und Galizien.

Von Viktor Kauder (Kattowitz).

Alles geistige Leben des Auslanddeutschtums steht mit dem Mutterlande in einem Kulturzyklus. Die Wellen geistiger Bewegungen erreichen die einzelnen Gebiete je nach ihrer Entfernung und sonstigen Umständen (feindliches oder freundliches Verhalten des Wirtsvolkes zur deutschen Kultur usw.) verschieden schnell und sind auch schon gewandelt. Das Buch als Zeuge geistiger Kräfte vermittelt deutsche Kultur und befruchtet so das auslanddeutsche Leben vom geistigen Quellboden der Nation aus. Das Auslanddeutschtum selbst ist in den entscheidenden, geistigen Impulsen auf diese Befruchtung angewiesen. Daraus ergibt sich die große Bedeutung des Büchereiwesens.

Der Verband deutscher Volksbüchereien in Polen mit dem Sitz in Kattowitz betreut das obengenannte Gebiet. Um die Schwierigkeit der ihm gestellten Aufgabe zu begreifen, ist es notwendig, einen Blick auf die Bedingungen seiner Arbeit zu werfen. Es ist selbstverständlich, daß aus der Unzahl der Bücher eine den Lebensnotwendigkeiten und dem Bildungsziele entsprechende Auswahl getroffen wird. Das Bildungsziel ist für uns Deutsche in Polen klar. Wir müssen darnach streben, unserem Wirtsvolke den edlen, deutschen Menschen vorzuleben, unbeeinflußt von deutscher Staatlichkeit, dadurch aber wieder die Achtung vor deutschem Wesen wachrufen und das Tor der Verständigung offenhalten. Wir müssen die deutsche Notgemeinschaft, die entstanden ist, zur bewußt gepflegten Kulturgemeinschaft vertiefen. Dieser Aufgabe kann das Büchereiwesen, im Rahmen des gesamten freien Bildungswesens, dienen. Beim Einzelmenschen gilt es die Krisenzustände, besonders im Nationalen zu erkennen und da zur rechten Zeit und durch das rechte Buch zu helfen. Die Ansatzpunkte für eine derartige Tätigkeit sind recht mannigfaltig, da der Verband deutscher Volksbüchereien ein sowohl ständisch, als auch stammlich stark differenziertes Gebiet umfaßt. Es kommen aber als Auswahlgesichtspunkte für Bücher noch andre Tatsachen in Frage. Erstens ist zu bedenken, daß der Verband das Grenz- und Auslanddeutschtum betreut und daß er deshalb viele Bücher, die literarisch wertvoll sein mögen und die im Reich durchaus brauchbar sind, wegen ihrer letzten Endes gemeinschaftsauflösenden Wirkung nicht verwenden darf. Es sind darunter viele der modernen Problemromane (Eheprobleme, freie Liebe, religiöse Probleme usw.). Selbstverständlich gibt es darunter auch viele wertvolle Werke, die gemeinschaftsstärkend wirken. Anderseits werden Werke, welche die Grenzlage und die nationalen Probleme behandeln, gediegene Heimatromane (Grimm „Volk ohne Raum“, Watzlik, Renker) uns besondere Dienste leisten können,

wobei allerdings gerade an sie die Forderung literarischer Hochwertigkeit gestellt werden muß. Eine zweite Schwierigkeit offenbart sich darin, daß der Verband ehemals reichsdeutsches und ehemals österreichisches Gebiet umfaßt. Auch heute noch nach sechsjährigem Zusammenleben hebt sich die österreichische Mentalität deutlich von der preußischen ab. Selbstverständlich geht das Streben unserer Bildungseinrichtungen dahin, das Schicksal der gemeinsamen Not zur Annäherung der beiden Menschenschläge, die als Schlesier doch viel Gemeinsames haben, auszunutzen. Um aber überhaupt wirksam werden zu können, muß dieser Mentalität Rechnung getragen werden.

Es kommen für Ostschlesien und Galizien in erster Reihe österreichisch-deutsche Dichter in Frage, die auch die völkischen Probleme an sich treffsicherer behandeln (Watzlik, Hohlbaum, Strobl, um einige neuere zu nennen).

Besonders müssen auch die ständisch-strukturellen Besonderungen der einzelnen Gebietsteile beachtet werden, da in ihnen leserpsychologisch die ersten groben Anknüpfungsmöglichkeiten zu finden sind. Polnisch-Oberschlesien besitzt z. B. so gut wie keinen deutschen bäuerlichen Stand. Die gemischtsprachigen Dörfer, die vorhanden sind, stehen in der Aufnahmefähigkeit auf der Märchenstufe, schon wegen der Zweisprachigkeit. Deshalb haben die Minderheitsschulbüchereien große Bedeutung, da sie das den Leuten am ehesten faßbare kindertümliche Buch in die Familien bringen. Die breite Masse der deutschen Arbeiterschaft wird durch die dem Verbande deutscher Volksbüchereien angeschlossenen und durch ihn aufgebauten Büchereien des Bundes für Arbeiterbildung, der christlichen Gewerkschaften, der Gruben- und Werkbüchereien und endlich durch die öffentlichen Büchereien erfaßt. Der oberschlesische Arbeiter vereinigt in seiner Seele polare Eigenschaften: Auf der einen Seite kann er bis zum Exzeß brutal sein und gibt sich robust, anderseits ist ein Umschlagen ins Sentimentale oft zu bemerken. Diese Momente und die rege Phantasie erklären die besondere Vorliebe für Karl May. Der Mittelstand steht fast durchweg auf vorkünstlerischer Stufe. Der stoffliche Anreiz gibt den Hauptausschlag für das Lesen oder Ablehnen eines Buches. Im ganzen kann gesagt werden, daß der Lesehunger sehr groß ist, daß aber dieses Bedürfnis verwildert ist und wenig gepflegt wurde. Erklärlich ist dies aus dem Umstand, daß man schon früher, als das Gebiet noch reichsdeutsch war, es immer als kulturlosen Winkel betrachtet hat, für den die Brocken vom Tische des kulturell hochstehenden Binnendeutschen gerade gut genug sind. Auch heute noch scheint diese Meinung zu bestehen, was aus Schenkungen der das Auslanddeutschtum betreuenden Organisationen hervorgeht, die zum Teil wirklich nur Minderwertiges und Unbrauchbares enthalten. Vor dem Kriege gab es allerdings für das Büchereiwesen in Oberschlesien Geld in Hülle und Fülle. Das damals Aufgebaute diente aber zum Teil anderen Zielen, zum Teil wurde es durch den Krieg und die folgende Aufstandszeit vernichtet. Mit der in ihr eingerissenen Verwilderung hat der Verband beim Bestandsaufbau und in der Ausleihe zu kämpfen, da es hier doch nicht angeht, durch Vor-den-Kopf-stoßen den größten Teil der Leser zu verlieren. Es liegt also infolge der Zweisprachigkeit, der mangelnden Mittel und Hilfskräfte eine doppelt schwere Aufgabe vor. Immerhin ist dadurch, daß der Verband die Belieferung der Büchereien vollkommen in der Hand hat, und dadurch, daß er durch Schulung immer wieder vorerst das hauptamtliche Personal, in Zukunft aber auch die ehrenamtlichen Kräfte, auf die pädagogische Verantwortung hinweist und die nötigen Hilfsmittel (Kataloggestaltung, Vorlesestunden auf Gemeinschaftsgruppen aufgebaut, buch- und leserkundliche Erörterungen) an die Hand gibt, doch schon ein Vorwärtskommen zu bemerken.

In Galizien ist das Büchereiwesen noch ganz jung und erst im Aufbau. Es kann aber festgestellt werden, daß wir vom Wanderbüchereiwesen ganz abgekommen sind, nur Standbüchereien schaffen, die dem bäuerlichen Menschen gerecht zu werden versuchen. Vor allem wird hier auf die Beachtung der volksbiologischen*) Höhe des Deutschtums Wert gelegt.

---

*) Für die Art des volksbiologischen Denkens, welches wohl auch manche Wissensgebiete (Volkskunde) befruchten sollte, besonders aber das Bildungswesen anregen muß, lese man Walther Kuhns: Versuch einer Naturgeschichte der deutschen Sprachinsel. Posen, Historische Gesellschaft.

Der Verband umfaßt in seinen Büchereien alle Weltanschauungs- und Parteigruppen. Evangelische und katholische Gemeinde- und Vereinsbüchereien betreut er ebensogut wie sozialistische und nationale. Hier spiegelt sich die Eigenart der Lage des Auslanddeutschtums, die zur Gemeinschaft zwingt. Das hochtrabende Wort Volkbildung, welches jetzt im Reich als Arbeitsziel gesetzt wird und eine neue Richtung kennzeichnen soll, münzen wir für uns bescheiden in den Willen zur Behauptung und Vertiefung unserer deutschen Kulturgemeinschaft um, obwohl wir im Tatsächlichen viel mehr Volksgemeinschaft sind und glauben, daß Volk durch Schicksal und die daraus fließenden Mächte der Bildung (Märtyrertum, Not um des Volkstums willen, Abkehr vom Materialismus), die stärker als Willenmächte bewußter Erziehung wirken, geschaffen wird.

Dem zahlenmäßigen Stande nach umfaßt der Verband derzeit 302 Büchereien und Lesezirkel, wovon 80 in Galizien, 12 in Ostschlesien und 210 in Oberschlesien liegen. Die Leserzahl beträgt 60 000, der Buchbestand über 100 000 Bände, die Ausleihe im letzten Jahre über 250 000 Bände.

Es ist selbstverständlich, daß einer zentralen Zusammenfassung des Büchereiwesens im Auslande kulturpolitisch viel größere Aufgaben gesetzt sind als im staatlich wohlbehüteten Mutterlande. So sucht der Verband deutscher Volksbüchereien durch seinen Leihverkehr mit den deutschen wissenschaftlichen Büchereien dem Mangel einer deutschen Universitätsbücherei abzuhelfen, gleichzeitig aber in seiner Bücherei für Kunst und Wissenschaft (10 000 Bände) langsam eine den Bedürfnissen der Lage angepaßte Studienbücherei zu schaffen. Schon heute hat diese für die deutschen Studenten an polnischen Hochschulen sowie für Professoren und Lehrer große Bedeutung. Durch besondere Lesezirkel wird versucht, das gesprochene Wort zu vertiefen. So wird den kaufmännischen Abendkursen kaufmännische Literatur zur Verfügung gestellt. Zur Vorbereitung der Reichslehrertagung mit dem Thema „Heimatkunde" wurde den Arbeitsgemeinschaften das nötige Buchmaterial nachgewiesen und bereitgestellt.

Leider hindert der Mangel an geschulten Hilfskräften diese Feinarbeit, umsomehr als der Leiter des Verbandes gleichzeitig das ganze freie Bildungswesen betreuen muß. Allerdings hat das den Vorteil, daß der Zusammenhang dieses Gebietes mit dem Büchereiwesen deutlich zutage tritt und vertieft wird. Der einheitliche Gedanke der Vertiefung der deutschen Kulturgemeinschaft erfordert die Erfassung und Pflege aller Kräfte des Menschen. Vor allem wird dem Einzelnen durch bitteres Leiden klar, daß er der Volksgemeinschaft wesentliche Gestaltungskräfte verdankt. Es gilt dieses Gefühl zu stärken und ins Positive zu übersetzen. Deshalb umfaßt der Jahreskreis der Veranstaltungen alle Seelenkräfte. Die Ausstellung schlesischer Künstler wollte zeigen, was an deutscher Kunst noch vorhanden ist und das Verständnis für künstlerische Werte wecken, die Künstler fördern. Sie war beachtlich und findet nun alljährlich statt. Der einwöchentliche Laienspielkurs veredelt den Spieltrieb, regt die Vereins- und Jugendbühne an und wird in Form einer Beratungsstelle mit der Darbietung von guten Spielen und theoretischem Buchmaterial weitergeführt. Die zehntägige deutsche Hochschulwoche muß uns die mangelnde Hochschule ersetzen, wendet sich in erster Linie an den Verstand und versucht in das wirtschaftliche, das philosophische und politische Denken (Litt, Keßler, Rohrbach) einzuführen. Eine kleine Schrift, die jedem Teilnehmer zugestellt wurde, gibt Bücher zur Weiterführung an. Die nächstjährige Woche wird unter dem Zielgedanken „Deutsche Kultur in Vergangenheit und Gegenwart" stehen und auf geschichtlichem Wege in das Verständnis gegenwärtiger Strömungen einführen. Es kommt hier nicht so sehr darauf an, Wissen zu vermitteln (obwohl dies im Nebenzweck selbstverständlich geschieht), sondern zu klären, die Urteilsfähigkeit zu bilden. Eine Abendsingwoche im Sinne der neuen Musikrichtung (Jöde, Hensel) versuchte die Gemeinschaftsbildung vom Liede her. Die weitersingende Gemeinde von 63 jungen Menschen aus allen Schichten und Orten beweist den Erfolg. Ein im Frühjahr abgehaltener Volkstanzkurs will den Körpersinn pflegen, eine ganztägige Singwoche mit Lebensgemeinschaft die in dieser liegenden pädagogischen Werte offenbaren. Endlich soll eine Volksbildnerwoche alle Probleme der Lage, der Not und der Zukunft deutschen Menschentums in Polen zu klären versuchen. Auf diesem Wege hoffen wir zur verwurzelten Heimvolkshochschule zu kommen. Auch in der Volksunter-

haltung versuchen wir neue Wege zu beschreiten durch Veranstaltung von Volkskunstabenden. Der erste, der die Ballade in allen ihren Formen (Chor, Einzelgesang, Rezitation, Laich, Kunstballade, Löwe, Schubert) zum Thema hatte, ist voll gelungen. Abende mit den Themen „Der Volkstanz", „Das Volkslied", „Das Laienspiel" sollen weiterführen. Nicht theoretisierend, sondern in der anschaulichen Darstellung erziehen diese Abende zu gutem Geschmack und dem Instinkt für das Echte.

Eine kleine Zeitschrift versucht die Verbindung zwischen den Büchereien und den die Bildungsarbeit tragenden Verbänden aufrecht zu erhalten, den stammlich-heimatlichen Gedanken zu stärken, das auslanddeutsche Wesen zur Darstellung zu bringen und wesentliche Anregungen aus dem Mutterlande zu vermitteln. Denn das eine muß betont werden: alles Schablonenhafte ist vom Übel. Was im Mutterlande richtig ist, kann im Ausland dem Deutschtumskörper schaden. Deshalb sind, unter Übernahme des Tauglichen, eigene Lebensformen zu entwickeln. Eine vom Verbande herausgegebene Reihe „Ostdeutsche Heimatbücher"*) versucht Lebenswerte der Vergangenheit und Gegenwart darzustellen, die Reihe „Schlesische Heimathefte" diese praktisch auszuwerten.

Das lebende Wort braucht die Vertiefung durch das rechte Buch, das Buch die Verlebendigung durch das Wort. Wir aber wissen, daß wir in unserer Arbeit ganz bescheiden sein müssen, seelsorgerlich waltend versuchen, dem Volke an unserer Stelle zu dienen.

Die neuere Arbeit in der protestantischen Theologie.[1])

Von Pfarrer Liz. Dr. Hans Hartmann (Foche-Solingen).

Bemerkung der Schriftleitung. In dem geistigen Ringen um eine neue Lebensgestaltung und Lebensführung stehen die beiden großen christlichen Konfessionen in einer Reihe mit den von philosophischer, soziologischer, pädagogischer oder allgemein kulturkritischer Seite vordringenden Strömungen, von Männern wie Klages, Leopold Ziegler, Graf Hermann Keyserling, M. Scheler, Tönnies, Max Adler, Hendrik de Man, Ernst Krieck, Th. Litt, Wyneken, Gaudig, Spengler getragen, um nur einige der bekanntesten Namen zu nennen. Wie das gesamte Geistesleben haben auch die Kirchen aus der Krisis der europäischen Kultur mächtige Antriebe erfahren und zeigen gesteigertes, vertieftes Leben. Es ist selbstverständlich, daß sich unsere Zeitschrift dessen um so mehr annehmen muß, als gerade auf diesem Gebiete bei den Volksbüchereien große Ratlosigkeit besteht. Wir bringen deshalb den nachstehenden Beitrag unseres Mitarbeiters, der auf dem eigentlich theologischen wie auf dem Gebiete der Bildungspflege hervorragend tätig und bewandert ist, indem wir zunächst einmal den neuen Protestantismus zu Worte kommen lassen. Daneben verweisen wir an dieser Stelle nochmals auf den Eckart-Ratgeber, der im Anschluß an die Monatsschrift „Eckart. Blätter für evangelische Geisteskultur" im Eckart-Verlag, Berlin, im 2. Jahrgang 1927 erschienen ist (Preis 4,—) und ein sehr reiches Material verarbeitet, allerdings für die Volksbüchereien zu reich, indem ihnen dadurch die Wahl doch wieder zu schwer gemacht wird.

---

*) Bisher erschienen: 1. Band: Kuhn, W.: Aus dem ostschlesischen Zunftleben. Posen, Historische Gesellschaft. 2. Band: Prof. Dr. J. Strzygowski: Die Holzkirchen in der Umgebung von Bielitz-Biala. Posen, Historische Gesellschaft. 3. Band: Scharlach, F.: Schwäbische Volkstänze aus Galizien. Von den „Schlesischen Heimatheften" erschienen drei Hefte. Zu beziehen durch den Verband deutscher Volksbüchereien, Kattowitz.

[1]) Zur Erleichterung sind die für alle religiös interessierten Leser verständlichen und wertvollen Bücher mit einem *, die für die schon einigermaßen vorgebildeten Leser mit **, die für die eigentlichen Spezialinteressenten mit *** versehen. Wo es sich um rein wissenschaftliche Werke handelt, die Sprach- oder sonstige Fachkenntnisse im engeren Sinn voraussetzen, ist noch besonders ein „w" beigefügt.

Er gilt mehr der weltanschaulich gebundenen protestantischen Bildungspflege. Für die katholische Seite leistet der Borromäus-Verein in seiner Zeitschrift und seinem Ratgeber das Gleiche unter stärkerer Berücksichtigung einfacher Verhältnisse. Notwendig wäre noch eine strenge und knappe Auswahl des katholischen religiösen Schrifttums für die allgemeine öffentliche Bücherei im vorwiegend protestantischen Gebiet, welche das für die Kenntnis dieses wichtigen und reichen Geistesgebietes Erforderliche zusammenfaßte.

Zu scheiden ist bei der religiösen Literatur zwischen dem Teile, welcher der großen Auseinandersetzung innerhalb der Bewegung selbst und mit anderen geistigen Mächten dient, und demjenigen, welcher dem diesen Dingen fernstehenden religiösen Menschen Trost, Erbauung, Förderung und Führung bietet. Letzterer wird vor allem das ältere religiöse Schrifttum mitzuberücksichtigen haben, dazu die Künste: Erzählungen und Romane, Lyrik, Drama, aber auch die bildende Kunst (und in der Musikbücherei die Musik!) heranziehen müssen. Kleine, besonders ländliche Büchereien, werden hier Rat suchen und es bei der unglaublich zahlreichen, vielfach wertlosen Literatur auf diesem Gebiete besonders schwer haben. Der Wunsch, auch hier zu helfen, bleibt offen und soll später erfüllt werden. Doch bringt der folgende Aufsatz, obwohl in erster Linie der Auseinandersetzung mit dem neu sich bildenden Leben gewidmet, dazu schon einige erste, wichtige und gewiß besonders dankbar empfundene Hinweise.

Oswald Spengler nennt in seinem „Untergang des Abendlandes" unter den Dingen, die sich in einer späten, feinen und esoterischen Weise in kleine Kreise zurückgezogen haben und die wert sind, daß man sie tut, fünf Gebiete, darunter die katholische Theologie. Von der protestantischen schweigt er. So entsteht der, in mancher Hinsicht auch dem Fachmann begreifliche Eindruck, daß man dort belanglose Dinge treibe. Daß es doch nicht so ist, davon soll der folgende Sammelbericht Zeugnis ablegen.

Es seien drei Gruppen gebildet: Erstens der geschichtliche Fragenkreis, zweitens die systematischen Fragen in Fortführung der bisherigen theologischen Arbeit und drittens die Theologie, die die entscheidenden Fragen an die Gegenwart stellt — nebst Grenzgebieten — also das, was sich im engeren und weiteren Sinne an die Namen Barth, Gogarten usw. anknüpfen läßt.

1. Der geschichtliche Fragenkreis.

Wir machen hier die Beobachtung, daß Geschichte in einer sehr neuen Weise getrieben wird und mehr ist als Stoffsammlung und kühle Aufzählung von Entwicklungslinien. So sehr man sich dem Stoff gegenüber verantwortlich weiß und an Kenntnissen und Genauigkeit den Vorgängern aus der rein „historischen" Zeit nicht nachsteht — ich möchte das ganz besonders betont haben, so sehr spürt man doch fast überall den Anspruch heraus, den die Geschichte an uns stellt, und die Verpflichtung, die ihre Erkenntnis uns aufgibt.

Zunächst sind dem an religiösen Dingen Interessierten natürlich Materialsammlungen nötig. Das religionsgeschichtliche Lesebuch von A. Bertholet (*) erscheint jetzt bei Mohr, Tübingen, in 2. Auflage. 8 Hefte (Preis je etwa 2,—) und zwar die stets mit verbindendem Texte versehenen Urkunden zur persischen, indianischen, slawischen, griechischen, römischen, chinesischen, jainistischen (indischen) und australischen Religion sind bereits erschienen, 11 weitere folgen. Das Werk ist unbedingt maßgebend und jedem verständlich.

Von der Unzahl von kleineren wissenschaftlichen Monographien sei in diesem Zusammenhange auf „Die hellenistische Gestirnreligion" von Hugo Greßmann (**) in der Reihe „Beihefte zum Alten Orient" (Leipzig: Hinrichs. 1,80) hingewiesen, das in unserer an Gestirnen wieder mehr interessierten Zeit wichtig ist.

Eines der wichtigsten Anliegen unserer Zeit ist eine vorurteilslose Stellung zu jüdischen Fragen. Glücklicherweise rechnet die protestantische Theologie diese immer mehr zu ihrem Aufgabenkreis. Aus der Fülle der Erscheinungen (bekannt ist der Name Fiebig) seien hervorgehoben:

Hugo Greßmann und eine Anzahl jüdischer und christlicher Mitarbeiter „Entwicklungsstufen der jüdischen Religion" (**) (Gießen: Töpelmann. 3,20 bezw.

4,50). Hier ist ein Gesamtüberblick aus fachmännischer Feder gegeben, der zu einer wirklichen Einarbeitung in die jüdische Geistesgeschichte führt.

In keiner Bibliothek dürfte fehlen „Der Gottesdienst der Synagoge. Sein Aufbau und sein Sinn" von Else Schubert-Christaller(*), aus der Reihe „Aus der Welt der Religion" (Gießen: Töpelmann 1927. 2,70 bezw. 4,—). Wie man sich auch zur Frage des Judentums stellen mag: die furchtbare Unkenntnis fast unseres ganzen Volkes über die jüdische Religionsübung muß schwinden.

Ein sehr wertvolles Werk ist „Stammeskunde der Juden" von Dr. Sigmund Feist(**), mit 89 Abbildungen (Leipzig: Hinrichs 1925. 9,— bezw. 10,80). Hier werden die an Typus, Sitte und Kultur so verschiedenen Stämme der Juden durch die Weltgeschichte verfolgt. Wer sich mit Rassefragen befaßt, darf an diesem ebenso lehrreichen wie interessanten Werk nicht vorübergehen.

In diesem Zusammenhang sei auf die kleine Broschüre „Rasse und Religion" von Axel Beste(*) (Göttingen: Geibel und Hohl 1926. 16 S.) aufmerksam gemacht. Bei der herrschenden großen Unklarheit über nordisches Wesen, völkisches Christentum und Judentum ist die Schrift eine gute erste Einführung (mehr nicht), die man empfehlen kann, auch wenn manche Fragen, z. B. die, ob es eine Wertskala der Rassen gibt, von bedeutenden Forschern schon tiefer durchgearbeitet worden sind.

Wir kommen nun zum Christentum. Von Darstellungen der Persönlichkeit Jesu ist immer noch eine der lebendigsten das nun in dritter Auflage erschienene Werk „Jesus als Charakter" von Johannes Ninck(**) (Leipzig: Hinrichs 1925. 315 S.), mit gutem Register und Literaturangabe, in der freilich auch Wichtiges fehlt. Da das Werk wesentlich auf einzelne Charaktereigenschaften aufgebaut ist und diese, verglichen mit andern Büchern über Jesus, zu sehr isoliert, entspricht es nicht mehr ganz den Ansprüchen, die wir heute an die Gesamterfassungen von Persönlichkeiten stellen dürfen. Es kommt daher nur für solche in Frage — für die aber wirklich —, die sich ganz ernsthaft mit der Erscheinung Jesu auseinandersetzen wollen und bereit sind, auch Anderes vergleichend herbeizuziehen.

Wo man Interesse dafür voraussetzt, wie die Theologie ihre Sonderprobleme im Rahmen und mit den Mitteln allgemeiner Wissenschaft zu lösen versucht, da greife man etwa zu den beiden Schriften des bekannten Vertreters der sogenannten formgeschichtlichen Schule, Prof. D. Karl Ludwig Schmidt(***w) „Die Stellung der Evangelien in der allgemeinen Literaturgeschichte" (Göttingen: Vandenhoek und Rupprecht 1923. 83 S.) und „Die Kirche des Urchristentums" (Tübingen: Mohr 1927. 60 S.).

Endlich haben wir auch ein gutes, leichtverständliches und mit feinem Bildermaterial versehenes Buch über die Katakomben: „Die Katakombenwelt" von Oskar Beyer(*) (Tübingen: Mohr 1927. 9,— bezw. 11,50). Heute, wo man in weiteren Kreisen spürt, daß die genießerische Religionsauffassung einer ernsteren weichen muß, wo es sich um Einsatz, Opfer und Hingabe handelt, sollte man solche Bücher recht Vielen in die Hand geben. Es wird zugleich der Nebenzweck eines vertieften Kunstverständnisses erreicht.

Ein weiteres Zeugnis und Hilfsmittel zugleich jener entscheidenden Umwandlung auf dem Gebiete des Religiösen ist Eberhard Arnold(*): „Die ersten Christen nach dem Tode der Apostel. Aus sämtlichen Quellen der ersten Jahrhunderte zusammengestellt" (Leipzig: Eb. Arnold 1926. 452 S. 10,—). Das Buch hält, was es verspricht. Es gibt kein Buch, durch das der Nichtfachmann so gut Einblick erhält in Wesen und Formen, Schicksal und Sendung der Christenheit der ersten lebendigen Jahrhunderte. Dies Buch sei darum besonders nachdrücklich empfohlen.

Weit schwerer faßlich, aber bis an die Wurzeln der christlichen Problematik vom Reiche Gottes führend, ist Edgar Salin(** Anmerkungen: w): „Civitas Dei" (Tübingen: Mohr 1926. 9,— bezw. 12,—). Es ist eine höchst lehrreiche, ja genußreiche Studie über das Schicksal der Kirche, aufgezeigt am Begriff des Gottesstaates vom historischen, soziologischen und religiösen Gesichtspunkt aus. Die Anstrengung des Einarbeitens wird sehr belohnt.

Zur Frage eines „deutschen" Christentums, die heute so viele bewegt, sei genannt „Der Heliand" (Berlin: Furche-Verlag 1926. Mit 35 Bildern. 5,—

bezw. 6,—) (*) und Werner **Mahrholz** (*) „Deutsche Selbstbekenntnisse" (Berlin: Furche-Verlag 1919. 3,— bezw. 4,—), das in feiner Weise in deutsche Religiosität einführt, indem es eine große Zahl von mystischen und pietistischen Zeugnissen, meist aus Selbstbiographien, bringt.

Ganz wichtig zur deutschen religiösen Geistesgeschichte ist Will-Erich **Peukert** (**) „Die Rosenkreuzer. Zur Geschichte einer Reformation" (Jena: Diederichs 1928. 8 Abb. 14,— bezw. 17,—).

Zur Geschichte des Christentums im 19. Jahrhundert liegt vor: „Die deutsche evangelische Theologie seit Schleiermacher" von Ferd. **Kattenbusch** (**), 5. Auflage (Gießen: Töpelmann 1926. 5,— bezw. 6,50). Wir haben da einen glänzenden Überblick aus berufener Feder, der auch die Beziehungen zur Philosophie und Kulturgeschichte nie vergißt, dazu ein sehr gutes Register. Zu den Urteilen hier Stellung zu nehmen, würde zu weit führen. Natürlich sollen auch ein solches Buch nur einigermaßen Urteilsfähige lesen. — Ferner: „Das entdeckte Christentum im Vormärz" von Ernst **Barnikol** (*) (Jena: Diederichs. 5,— bezw. 7,50). Es ist ein vom Verfasser wiedergefundenes sehr wichtiges Dokument zur Philosophie der Vormärzzeit, nämlich der schärfste und ernsteste Angriff auf das Christentum, den es gibt, aus der Feder des bekannten Bruno Bauer, vom Herausgeber glänzend kommentiert; wer auch in Religionsfragen keine Vogel-Strauß-Politik treibt, der muß sich damit auseinandersetzen.

Tief greift Gerhard **Fricke** (**) „Der religiöse Sinn der Klassik Schillers" (in der hochbedeutenden Sammlung: Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus, die Althaus, Barth und Heim zusammen herausgeben. München: Chr. Kaiser 1927. 9,— bezw. 11,—). Man darf sagen: Während Schiller bisher literarisch und — romanhaft (!) sehr durchgearbeitet war, ist er hier erst eigentlich in die Universalität der Geistesgeschichte eingeordnet und von den tiefsten Fragen her gedeutet.

Ein besonderes Kapitel dürfen die Forschungen zur Reformationszeit, die der Erneuerung ihres wesentlichen Gehaltes dienen, beanspruchen. Es seien aus dem ungemein rührigen und verantwortungsbewußten Verlag Kaiser genannt: Georg **Merz** (*) „Der vorreformatorische Luther" (1926. 1,50). Wo man jetzt so viel vom „jungen" Goethe, Schiller, Nietzsche u. a. spricht, vergesse man nicht den „jungen" Luther und greife zu dieser bestmöglichen Deutung. Das Monumentalwerk über das, wie nicht viele wissen, sehr **umstrittene** Problem von „Luthers Theologie" bildet das gleichnamige Werk von Theodosius **Harnack** (**), dem Vater des berühmten Sohnes, von Pfarrer F. Schmidt herausgegeben (1927. Bd I 11,— bezw. 13,—, Bd II 9,— bezw. 11,—). Keine Lutherforschung, ja kein Eindringen in seine eigentliche Botschaft ohne dies Buch! Ebenso sei nachdrücklich auf die im gleichen Verlage erscheinende Ausgabe Calvins hingewiesen. Der erste Band „Joannis Calvini opera Selecta" besorgt durch Peter **Barth** (***w), den Bruder Karl Barths, enthält bereits die allerwichtigsten lateinischen und französischen Schriften Calvins, dessen tiefste Gedanken wohl erst jetzt beginnen, fruchtbar zu werden (1926. 11,— bezw. 13,—).

Für jeden eine feine und leichtverständliche Einführung in Calvin gibt A. de **Quervain** (**) „Calvin. Sein Lehren und Kämpfen" (Berlin: Furche-Verlag 1926. 3,—).

Von besonderer Wichtigkeit ist die deutsche Herausgabe des umfangreichen Dokumentes, das Luthers religiöse Entwicklung in seinen entscheidenden Jahren darstellt: „Martin **Luther**, Vorlesung über den Römerbrief" (**) (München: Chr. Kaiser 1927. 514 S. 12,50 bezw. 14,50). Der Herausgeber, zugleich Übersetzer, Ed. Ellwein, hat die Schrift mit ihrem unendlich reichen Inhalt so lebendig übersetzt, daß man sie jedem, der sich um Luther müht, empfehlen muß.

Soeben kommen mir noch zu Gesicht zwei Werke über das Urchristentum, nicht aus der Feder protestantischer Theologen zwar, aber um so mehr dazu geeignet, daß sich diese ernsthaft damit auseinandersetzen müssen. Dabei dürfen sie das Interesse der breiteren Leserschar beanspruchen. Es handelt sich um „Die Legende vom Herrn" von dem bekannten Dichter W. von **Molo** (*) (München: Langen 1927. 5,— bezw. 7,50), wo uns in lebendiger Form, die öfters auf tiefere Gesteinsschichten des Lebens stößt, die Gestalt des Herrn noch einmal nahe gebracht wird. Und dann „Die Entstehung des Christentums aus dem Geiste des

magischen Denkens" von Leop. Feiler (**) (Jena: Diederichs 1927. 3,80 bezw. 6,—). Hier wird, allerdings unter Leugnung der Geschichtlichkeit Jesu (der Verfasser scheint das Problem für gelöst zu halten!) der Spenglersche Begriff der magischen Kultur auf die Entstehung des Christentums in sehr klarer und geistreicher Weise angewendet und so die anscheinend zur Ruhe gekommene Debatte um die Christusmythe noch einmal von anderer Seite her lebendig gemacht.

Dagegen vermag ein drittes Werk: A. H. Unger „Die Geschichten um den großen Nazarener" (Altona-Bahrenfeld: Ruhe 1926. 10,—) nicht wahrhaft bildend zu wirken, da es trotz mancher tiefer, guter und sogar kühner Gedanken das Lebensschicksal Jesu doch zu sensationell auffaßt und die erstrebte Einheit von Sinnlichkeit und Geist mit allzu teuren (und groben) Mitteln erkauft.

2. Die systematische Theologie.

Man wird hier wesentlich von Epigonentum reden müssen. Aber es ist vielfach ein anspruchsloses, seiner Grenzen bewußtes Epigonentum, und nur ein solches kann hier der Beachtung empfohlen werden. Die Anspruchsvollen, zumal wenn sie nur Wiederkäuer sind, vermehren ja nur die überflüssige Papierflut. Jedoch kann auch aus der Fülle des Guten lange nicht alles berührt werden.

Bewußt Epigone ist Georg Wobbermin (***) in „Wesen und Wahrheit des Christentums" (Leipzig: Hinrichs 1926. 510 S. 16,20 bezw. 18,—), dem dritten Bande seines umfassenden Werkes „Systematische Theologie nach religionspsychologischer Methode". Er sagt selbst im Vorwort, daß er die in den letzten 25 Jahren geführte Diskussion über das Wesen des Christentums zu einem vorläufigen Abschluß bringen möchte. Wer ernsthaft um die Frage des Christentums ringt, wird an diesem Buche nicht vorbeikommen, freilich muß es mit anderen Werken konfrontiert werden. Seine Besonderheit ist, daß es die psychologischen Fragen sehr ernst nimmt, ohne daß es die Religion in psychische Abläufe auflöst.

Aus dem letzteren Grunde schließen wir hier gleich einige ernste (!) Werke an, die Religion und Psychanalyse verbinden. Hier ist Neuland, sehr wichtiges sogar, und wenn man sie auch unreifen Menschen nicht zum Studium empfehlen kann, so werden andere um so ernster sich damit befassen müssen. Es handelt sich um die einführende Schrift „Religionswissenschaft und Psychoanalyse" von Oskar Pfister (*), Pfarrer in Zürich (Gießen: Töpelmann 1927. 1,—) und die umfassendere, ebenfalls von Pfister (**), „Analytische Seelsorge. Einführung in die praktische Psychanalyse für Pfarrer und Laien" (Göttingen: Vandenhoek und Rupprecht 1927. 144 S. 5,— bezw. 6,50). Wem ernstlich daran liegt, daß die im Urchristentum auch mitgegebenen Heilkräfte (!) des Christentums in einer gesunden (!) Weise wieder aufbrechen, der greife zu diesen Büchern.

Wobbermins Werk erfordert gründliche geistige Schulung; dagegen ist die „Dogmatik" von Wilhelm Herrmann (*) (Gotha: Klotz. 103 S. 2,50) ein Katechismus im besten Sinne des Wortes in die Wesensfrage des Christentums für alle, die etwa zum Lutherschen Katechismus den Zugang nicht so finden. Will man aber ein Gesamtbild der christlichen Gedankenwelt in lebendigster Form von einem wahrhaft gebildeten Manne haben, dann greife man zu der „Glaubenslehre" van Martin Rade (*, Anmerkungen manchmal: w) in drei Bänden (Gotha: Klotz. 4,—, 4,— und 8,— erschienen 1926 und 27). Hier zeigt sich der Protestantismus von seiner besten Seite in durchdringendem Ernst und lebensvoller Weite, und niemand wird von dem Werke scheiden ohne geistige und religiöse Bereicherung und den Anstoß, an den entscheidenden Punkten selbst weiterzuarbeiten.

Ein hervorragend tiefes, aber nur dem philosophisch Geschulten zugängliches Werk ist „Glaubensgewißheit" von Karl Heim (***w) (Leipzig: Hinrichs 1923. 276 S. 3,75 bezw. 5,25), in dritter, völlig umgearbeiteter Auflage erschienen. Dort werden Untersuchungen über die schwierigsten theologisch-philosophischen Grenzfragen mit Meisterschaft durchgeführt, die auch den, der nicht mit allen Resultaten einverstanden sein kann, aufs lebendigste bewegt.

Wer sich von religiösen Fragen bewegen läßt, der darf auch an Johannes Müller nicht vorübergehen. Es sei hier auf zwei Sammlungen seiner besten Aufsätze und Reden hingewiesen, die in besinnlicher Form in das Tiefste einführen sollen und die man gerade denen, die noch Zeit haben, warm empfehlen kann, womit nicht gesagt ist, daß etwa der Städter nichts davon hätte. Es handelt sich

um „Wegweiser" (*) (München: Beck 1922. Bereits im 16. Tausend erschienen. 3,—, 3,50 bezw. 4,50) und „Neue Wegweiser" (*) (ebenda 1920. 3,— bezw. 4,50). Diese Bücher eignen sich auch sehr zu gemeinsamer Lektüre.

5. Die protestantische Theologie und die Gegenwartsnot.

Ehe die neueren Werke von Barth und Gogarten zur Sprache kommen, sollen einige Werke genannt sein, die auch, nur von anderer Seite her, der Gegenwart an die Wurzeln greifen, ihren Rhythmus und ihren geistigen Gehalt treffen und sie aufrütteln.

Die Zeit der oft flachen Vorkriegsmystik weicht einer Besinnung auf den mystischen Gehalt der Religion, soweit er — in Ekkehard etwa oder Jakob Böhme — Entscheidungen an den Menschen stellt und wirklich an die Tiefe der Lebensfrage rührt. Dazu gehört aber Orientierung über die „westliche" sowohl wie die „östliche" Mystik. Der große Kenner all dieser Dinge, Rudolf Otto (**), hat in seinem Buche „West-östliche Mystik" (Gotha: Klotz 1926. 397 S. 9,— bezw. 12,—) das Nötige gesagt in einer wohlabgewogenen Mischung von Darbietung der Originaltexte und eigener Betrachtung. Wer auf diesem Gebiete weiter forschen will, greife dann auch zu dem Büchlein desselben Verfassers, R. Otto (***): „Aufsätze, das Numinose betreffend" (Gotha: Klotz 1923. 258 S. 5,—). Das Buch enthält Studien über den Problemkreis seines berühmten Werkes: „Das Heilige" (**), das in immer neuen Auflagen erscheint.

Ein anderer Theologe versucht in dankenswerter Weise die Verbindung von Religionswissenschaft und moderner, vor allem expressionistischer Dichtung herzustellen. Gerade dafür wird man in weiten Kreisen Verständnis voraussetzen dürfen, zumal die Schriften packend geschrieben sind. Es handelt sich um Wilhelm Knevels (beide *): „Expressionismus und Religion" (Tübingen: Mohr 1927. 1,20 bezw. 1,50) und „Das Religiöse in der neuesten lyrischen Dichtung" (Gießen: Töpelmann 1927. 94 S. 2,70 bezw. 4,—).

In besonderer Weise treten auch katholische Probleme in den Vordergrund, sei es von der mystisch-kultischen Seite her, sei es von der Seite der Einheit der christlichen Konfessionen. In organisatorischen Fragen ist man da naturgemäß noch sehr vorsichtig, die grundsätzlichen, durch Stockholm und Lausanne aufgewühlt, werden aber um so mehr jetzt behandelt. Aus dem ersten Fragenkreis sei genannt die Schrift eines guten Kenners, Gustav Mensching (**) „Katholische Kultprobleme" (Gotha: Klotz 1927. 3,—), für den zweiten die des leider jetzt so plötzlich verstorbenen Mikael Hertzberg (* teilweise w) „Die Einheit der Kirche" (Gotha: Klotz 1927. 2,—). Die Schrift dieses Osloer Pfarrers erschien in der Reihe: Schriften zur ökumenischen Bewegung.

Ein weiterer die Gegenwart beunruhigender Fragenkreis ist das Verhältnis von Religion und Tat. Alles ruft und hungert nach der Tat. Da sei auf drei Schriften aufmerksam gemacht, eine historische, die des guten Lutherkenners Georg Wünsch (***w) „Gotteserfahrung und sittliche Tat bei Luther" (Gotha: Klotz 1924. 1,50), eine „erbauliche" — im besten Sinne des Wortes, ein Zeugnis einer Art protestantischen Franziskanismus — die Schrift der Schwedin Ebba Pauli (*) „Der Eremit und andere Erzählungen", mit Geleitwort von F. Siegmund-Schultze (Sonnefeld bei Koburg: Verlag der Neu-Sonnefelder Jugend, Quäkersiedlung 1927. 2,50, 3,25 bezw. 4,—), und schließlich als wichtigste die Darstellung eines Mannes der Tat, „Albert Schweitzer. Sein Werk und seine Weltanschauung" von Oskar Kraus (*) (Charlottenburg: Panverlag Rolf Heise 1926. In wunderbarer Ausstattung 4,—) (vgl. Jg. 7 dieser Zeitschrift S. 50).

Wir kommen zum Fragenkreis des „Nationalen". Dieser wird, wie man deutlich sieht, zu eminenter Bedeutung anwachsen. Die Diskussion kann anknüpfen bei Emanuel Hirsch (**) „Deutschlands Schicksal", dem einzigen ernst zu nehmenden Werk, das den Krieg und den Gewaltstandpunkt vom theologischen Gesichtspunkt rechtfertigt (Göttingen: Vandenhoek und Rupprecht 1925. 3,60). Aus dem genannten Grunde kommt das Werk nur für das Studium (!) der Frage und nur im Vergleich zu Werken von anderer, und zwar biblischer, Grundauffassung in Betracht. Hier sei dann auch genannt „Evangelium und Leben", gesammelte Vorträge von Paul Althaus (***), einem ernst zu nehmenden konservativen Theologen, der in feiner und wohlabgewogener Weise gerade auch den kon-

kreten Gegenwartsfragen nachgeht (Gütersloh: Bertelsmann 1927. 7,—). Althaus ist bekannt von seinem Vortrag auf dem Königsberger Kirchentag.

Die Verhandlungen der ersten Kirchentage liegen in drei Bänden vor und dürften in Gegenden mit stark kirchlichem Interesse gerne gelesen werden, zumal sie einen so vorzüglichen Eindruck in die brodelnde Zeit der Nachkriegsjahre geben und in die Art, wie sich verantwortliche Männer um die Lösung der Not mühten. Verhandlungen des deutschen evangelischen Kirchentages. 1. Band: Dresden 1919 (367 S. nur 2,— bezw. 3,50). 2. Band: Stuttgart 1921 (280 S. nur 1,50 bezw. 3,—). 3. Band: Bethel (300 S. 2,— bezw. 3,50). Alle im Verlag des Evangelischen Preßverbandes Berlin-Steglitz.

Für die Allgemeinheit noch wichtiger dürfte sein: F. Siegmund-Schultze(*) „Die Weltkirchenkonferenz in Stockholm, 1925, Gesamtbericht" (Berlin-Steglitz: Verlag des Evangelischen Preßverbandes. 110 S. 1,50), ferner C. Fabricius(*) „Ökumenisches Handbuch der christlichen Kirchen" (Berlin-Steglitz: Evangelischer Preßverband 1927. 142 S. 2,—), das einen leichtfaßlichen und doch authentischen Überblick über den gegenwärtigen Stand der christlichen Kirchen und Gruppen gibt, die jetzt so sehr ihre gegenseitige Annäherung suchen.

Eine feine grundsätzliche Betrachtung zu diesem Gedankenkreis gibt M. Rade(*) „Die Verpflichtung der Kirche zur Friedensarbeit" (München: Chr. Kaiser 1927. 15 S. 0,50). Ganz aus der Gegenwart und für die Gegenwart geschrieben.

Sehr gut ist in diesem Zusammenhange Otto Baumgarten(**) „Kreuz und Hakenkreuz" (Gotha: Klotz. 36 S. 0,50), das in ernster Form das Hakenkreuz als Zeichen weltlicher Macht dem Kreuz als der tiefsten Geistesmacht gegenüberstellt.

Ein umfassendes Werk, leider wegen des schnellen Fortschritts der Geschichte zu schnell überholt, ist R. H. Wallau(***) „Die Einigung der Kirche vom evangelischen Glauben aus" (Berlin: Furche-Verlag 1925. 10,— bezw. 12,—), welches dieses Thema mit reichem Material belegt. Es ergänzt sich gut mit J. F. Laun(*) „Soziales Christentum in England" (Berlin: Furche-Verlag 1926. 4,80), das die sogenannte Copec (Konferenz für Frieden, neue Wirtschaft und rechtes Staatsbürgertum auf christlicher Grundlage) behandelt, und J. F. Laun(**) „Die Konferenz von Lausanne (Gotha: Klotz 1927. 2,40), das von dieser Konferenz für die Einheit des Glaubens und der Kirchenverfassung berichtet.

Ins Grundsätzliche führt hier hinein Valentin Bulgakov(*), letzter Sekretär Tolstois, „Leo Tolstoi und die Gegenwart" (mit Einleitung von Hans Hartmann. Sonnefeld bei Koburg: Verlag Neusonnefelder Jugend 1927. 1,—). Es enthält die äußerst interessanten Vorträge, die der Verfasser als Leiter des Tolstoimuseums in Moskau vor den Bolschewisten gehalten hat — wofür er dann ausgewiesen wurde.

Mitten in Fragen und Nöte der Gegenwart führt F. Siegmund-Schultze(**) „Um ein neues Sexualethos. Ein Tagungsbericht" (Berlin: Furche-Verlag 1927. 3,60) und in einer noch weiter ausgedehnten Weise, die in feinster Weise Mode, Alkohol, die erotische Frage und die Politik einbezieht, Pfarrer A. D. Müller(*) „Religion und Alltag" (Berlin: Furche-Verlag 1927. 4,80 bezw. 6,—), wozu man die Schrift des gleichen Verfassers (in Verbindung mit hervorragenden Kennern, u. a. Adam Röder, Nik. Ehlen, Franz Preger, Karl Aé, Margarete Driesch) beiziehe: A. D. Müller(*) „F. W. Förster und die wirkliche Welt" (Zürich: Rotapfel-Verlag. Etwa 5,—). Dieses Buch setzt sich in Kritik und Aufbau mit dieser umstrittenen Gestalt auseinander und dürfte fruchtbar weiterführen.

Wer rein religiös, aber in großer Tiefe in die Fragen der „wirklichen Welt" eindringen will, sei stark hingewiesen auf zwei Sammlungen von Betrachtungen von Christoph Blumhardt „Vom Reiche Gottes" (2,40 bezw. 3,60) und „Nachfolge Jesu" (1,50), beide Berlin: Furche-Verlag(*), und in diesem Zusammenhange sei noch genannt Theod. Kappstein(**) „Emil Frommel, ein Gottesfreund für unsere Zeit" (Gotha: Klotz 1928. geb. 8,—). Das Buch ist sehr einfach und verständlich geschrieben und darf wegen seines Verfassers größeres Interesse beanspruchen.

Noch wichtiger als die Persönlichkeit Frommels ist die Wicherns, der in Martin Gebhardt(**) „Johann Hinrich Wichern" (1. Bd Jugend und Auf-

stieg. Hamburg: Agentur des Rauhen Hauses. 344 S. geb. 8,50) einen rechten Interpreten fand.

Um die Alkoholnot müht sich von theologischer Seite her eine Schriftenreihe „Alkohol und Religion" (erscheint in Heften zu je 1,— im Neuland-Verlag, Berlin W 8, seit 1926). Unter den Titeln seien hier folgende genannt: Hempel „Mystik und Alkoholekstase"; Boehmer „Der Wein im heiligen Abendmahl"; Else Zurhellen-Pfleiderer „Die Alkoholfrage im Neuen Testament"; K. D. Schmidt „Die Alkoholfrage in Orthodoxie, Pietismus und Rationalismus". — Das Unternehmen ist originell und tiefgründig und eine für weitere Kreise angenehme Abwechslung zu der oft nicht genug tiefgehenden Behandlung der Frage.

Auf ein anderes Gebiet führt uns Gertrud Wasserzug-Traeder (**) „Deutsche Evangelische Frauenmissionsarbeit (München: Chr. Kaiser 1927. 164 S. 4,— bezw. 5,20). Abseits von jeder kirchlichen Enge behandelt dieses Buch zum ersten Male zusammenhängend ein unbekanntes, aber innerlich reiches Gebiet und ist daher jedem Forscher in religiösen und kirchlichen Fragen wichtig.

Eine Art Siegeszug hat bereits angetreten Lic. Dr. Paul Piechowski (*) „Proletarischer Glaube. Die religiöse Gedankenwelt der organisierten deutschen Arbeiterschaft nach sozialistischen und kommunistischen Selbstzeugnissen" (Berlin: Furche-Verlag 1927. 243 S. 4,80 bezw. 6,—), ein Buch von so hohem dokumentarischem Werte, daß es in keiner größeren Bücherei fehlen darf.

4. Die dialektische Theologie.

Als Einleitung zu den neuen Werken von Barth und Gogarten nennen wir einige, die zu fruchtbarer Auseinandersetzung mit ihnen nötig sind. Da sind drei Schriften zu nennen, die uns an das Problem mit innerer Notwendigkeit heranführen, und zwei, die sich Karl Barth selbst zum besonderen Thema nehmen. Die ersten drei sind „Vom Gott im Menschen" von Wilhelm Bruhn (**) (Gießen: Töpelmann 1926. 1,80), der es sich zur Aufgabe macht, dem „fernen" Gott Barths den „nahen" gegenüberzustellen, ohne doch in verschwommene Mystik auszuarten; dann „Geschichtliche und übergeschichtliche Religion" von Martin Dibelius (**), der, einer der besten Kenner der geschichtlichen Anfänge des Christentums, in einer Weise, die zu fruchtbarer (!) Auseinandersetzung einlädt, in die grundsätzlichen Dinge hineinleuchtet (Göttingen: Vandenhoek und Ruprecht 1925. 4,— bezw. 6,—). Und als dritter Heinrich Matthes (***w), der es auch vermag, mit großer Beherrschung des Stoffes an die Fragen, die Barth aufgibt, heranzuführen in seinem Buche „Christus-Religion oder philosophische Religion" (Göttingen: Vandenhoek und Ruprecht 1925. 3,—). — Von den beiden Schriften, deren Thema Barth selbst ist, ist die eine fein und tief ernst zu nehmen: „Die Botschaft des Karl Barth" von Wilh. Kolfhaus (**), beim Erziehungsverein Neukirchen, Kreis Mörs erschienen (1927. 80 S. etwa 2,—). Im Gegensatz dazu ist die andere leider aus dem Ressentiment gegen die Gegenwart geschrieben, also unsachlich und nicht empfehlenswert: „Der ferne und der nahe Gott" von Bernhard Dörries (*** nur zu Studienzwecken) bei Klotz, Gotha 1927 (4,—).

Wesentlich ist dann für den ganzen Fragenkreis die auf 6 Bände berechnete umfassende Kierkegaard-Biographie von Eduard Geismar (***) (Göttingen: Vandenhoek und Ruprecht. Subskriptionspreis 3,50, sonst 4,20). Die ersten beiden Bände sind erschienen. Dieses Werk des ersten Sachkenners, eines Dänen, ergänzt sich prachtvoll mit der bei Diederichs, Jena, erscheinenden mehrbändigen Biographie Kierkegaards des Deutschen Schrempf, auf die an anderer Stelle hingewiesen ist.

Eine kürzere Zusammenfassung, die aber durchaus das Wesentliche trifft, nennen wir Arnold Gilg (*) „Sören Kierkegaard" (München: Chr. Kaiser 1926. 231 S. 5,— bezw. 6,50). „Wo es um Glauben geht, da geht es um ein Paradox" — dieser Leitsatz wird in einer Weise durchgeführt, die gerade uns Gegenwärtige zutiefst bewegt.

Hinrich Knittermeyer (***), der dem Kreise von Barth und Gogarten ganz nahe steht, verfaßte „Die Philosophie und das Christentum" (Jena: Diederichs 1927. 141 S. 4,— bezw. 6,25). Dies Buch rollt die ganze Frage der Grenzen der philosophischen Erkenntnis in schweren, immer um den wesentlichen

Punkt kreisenden Erörterungen auf und beantwortet sie im Sinne Gogartens, zu dessen Schriften das Buch also die philosophische Ergänzung bringt.

Nachdem Gogarten im vorigen Jahre sein erstes größeres systematisches Werk „Ich glaube an den dreieinigen Gott" bei Diederichs herausbrachte, erscheint jetzt F. Gogarten (***) „Theologische Tradition und theologische Arbeit. Geistesgeschichte oder Theologie?" (Leipzig: Hinrichs 1927. 55 S. 2,—). Hier gibt er Auskunft über das, was ihm als die Aufgabe einer Theologie erscheint, die nicht nur ein Teil der Kultur ist, sondern darüber hinausweist.

Von Karl Barth (***), dem die Theologie der letzten Jahre die fruchtbarsten Anstöße verdankt, erschien seine tiefgründige Vorlesung über 1. Kor. 15: „Die Auferstehung der Toten" München: Chr. Kaiser 1926. 129 S. 3,—). Barths ganze religiöse „Dialektik" in der Spannung von Tod und Leben erscheint hier präzise zusammengefaßt und führt in die tiefsten Fragestellungen.

Im äußeren Gewande viel wissenschaftlicher, ganz als Kommentar gibt sich Karl Barth (***w) „Erklärung des Philipperbriefes" (München: Chr. Kaiser 1928. 3,50 bezw. 5,20). Für Barths Gesamterfassung ist es natürlich notwendig. Ebenso wie der erste Band seiner Dogmatik: Karl Barth (***) „Dogmatik. 1. Band: Die Lehre vom Worte Gottes, Prolegomena zur christlichen Dogmatik" (München: Chr. Kaiser 1928. 12,— bezw. 14,—). Eine Erörterung dieses Buches ist in diesem Rahmen freilich unmöglich.

Am ehesten wird man in den Sinn der „dialektischen" Theologie (auch dieser Name wird schon wieder bestritten!) eindringen durch die verhältnismäßig „leichtverständlichen" gesammelten Aufsätze von Thurneysen (*) „Das Wort Gottes und die Kirche" (München: Chr. Kaiser 1927. 5,50 bezw. 7,—), während das tiefgründige, zugleich von echtem poetischen Hauche erfüllte Buch von Hermann Kutter (**) „Plato und wir" (München: Chr. Kaiser 1927. 6,50 bezw. 8,20), das die „Barthsche Theologie" von der philosophischen Seite uns nahe bringen will, doch wohl wieder mehr voraussetzt.

Zum Schlusse nennen wir Zeitschriften und Sammelwerke. Die wissenschaftliche Theologie ist gut aufgehoben in „Theologische Blätter" (Leipzig: Hinrichs. Monatsblatt. je 75 Pf. Herausgeber K. L. Schmidt (***w)). Wer die Diskussion der Barthschen Auffassung verfolgen will, muß „Zwischen den Zeiten" (München: Chr. Kaiser. Zweimonatsschrift, jedes Heft etwa 2,— bis 3,—) lesen. Herausgeber ist G. Merz (**).

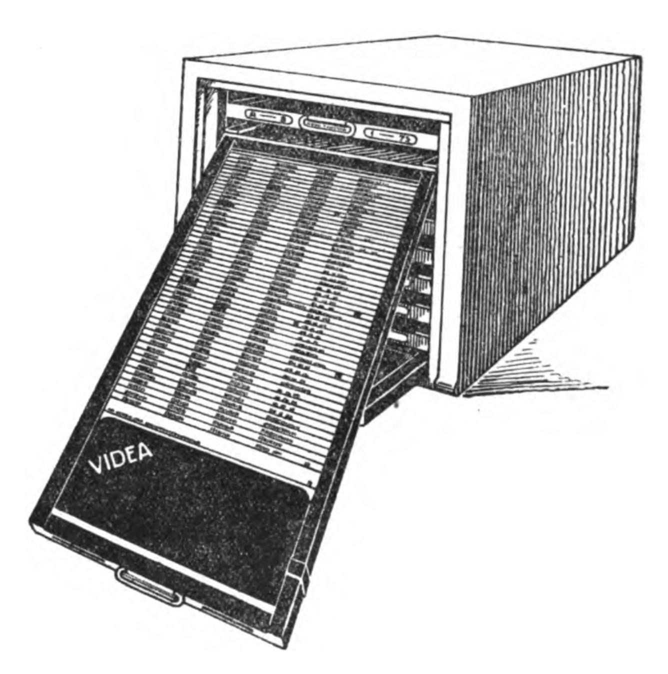
Soeben ist auch der erste Band der zweiten Auflage von „Die Religion in Geschichte und Gegenwart" erschienen (Tübingen: Mohr 1927. geb. 53,—) (**). Dieses Werk enthält den neuesten Stand der theologischen Forschung und zugleich eine umfassende Einführung in alle Fragen in der Form des Lexikons. Keine größere Bücherei kann dieses Werk entbehren. Es ist auf fünf Bände berechnet.

Zwei neue Ordnungshilfen für grosse Büchereien.

Von zwei kleinen technischen Neuerungen, die sich gut bewähren, sei hier kurz berichtet.

Es handelt sich zunächst um die Kontrollkarte für den Eingang der Zeitschriftenhefte. Diese Karten bewahrte man bisher gewöhnlich in einem Kasten in alphabetischer Ordnung auf, aus dem man sie herausnahm, um den Zugang zu notieren. Hierbei mußte man darauf achten, daß die übrigen Karten den Platz der herausgenommenen vor dem Wiedereinlegen nicht zuschlugen. Vor einigen Jahren sah ich in Kopenhagen eine neue Einrichtung, aus Amerika stammend, welche die Ordnung der Karten wesentlich vereinfachte. Inzwischen ist die Einrichtung in Deutschland nachgeahmt und verbessert in der von dem Bürohaus „Reform" L. Friedrich, Mannheim, hergestellten Videa-Sichtkartei. Die Karten sind hier mit der Unterkante in einen Falz eingeklemmt und lassen sich um diesen herauf- und herunterklappen, dabei leicht herausnehmen und neu ordnen. Diese Falze sind nun alle mit etwa 1 cm Zwischenraum von vorn nach hinten auf einer Tafel angeordnet, so daß die Karten, wenn sie, wie gewöhnlich, nach hinten geklappt sind, mit einem freibleibenden Kopfteil von 1 cm einander verdecken, also

etwa in der Art von Fischschuppen übereinanderliegen. Dieser freibleibende Teil, der zum Schutze vor dem Abgreifen von einem durchsichtigen Celluloidstreifen verdeckt wird, läßt Platz für den Kopf, den man nach eigenen Angaben, ebenso wie die Lineatur der Karte, drucken lassen kann. Der Ordner gestattet ein schnelles Auffinden der Karte, läßt bequem jede Notiz auf der Vorder- wie auf der Rückseite ohne Herausnehmen zu und erleichtert das Markieren einzelner Karten bei Unstimmigkeiten durch Unterschieben kleiner farbiger Celluloidstückchen unter die Schutzstreifen. Der kleinste Apparat, der ungefähr hundert Karten faßt, hat zwei Tafeln in Buchdeckelform, während bei größeren die einzelnen Tafeln in einem Kasten wie Kuchenbleche auf Schienen übereinanderliegen und leicht herausgezogen werden können (s. Abb.).



Die zweite Einrichtung, von welcher gesprochen werden soll, ist eine Zeitschriftenablage. Das Ablegen der gebrauchten Hefte eines Jahrganges, ehe er gebunden wird, nimmt viel Platz weg. Deshalb haben die Büro-Bedarfs-Fabriken „Fortschritt" in Freiburg i. Br. einen Zeitschriften-Ordner gebaut, der einem Briefordner ähnlich ist. Jede abzulegende Zeitschrift wird im Rücken an zwei Stellen durchstoßen, was mittels des hierfür mitgegebenen einfachen Instruments immer in gleicher Höhe zum Heftrand und sauber geschieht. Durch diese zwei Öffnungen werden Ösen gehängt, und durch diese Ösen die Stäbe des Ordners durchgeführt, genau wie in einem Briefordner durch die Lochungen. Die Zeitschrift wird also gar nicht beschädigt. Die ungebundenen Jahrgänge kann man dann wie Bücher nebeneinanderstellen. Die Raumersparnis ist ganz erheblich, und die Ordnung ist besser zu halten als beim losen Aufeinanderlegen der einzelnen Hefte. Bei weniger wertvollen Zeitschriften kann man auf diese Weise auch das Binden ersparen, wenn man die Ordner in einfache Kartons hineinpaßt, um ein Verstauben zu verhüten. Sie sind in vier verschiedenen Größen zu haben und in drei verschiedenen Stärken. Der Preis schwankt von RM 1,15 der kleinsten Größe bis RM 2,25 für das größte Format.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Der Neubau der Braunschweiger Volkslesehalle.

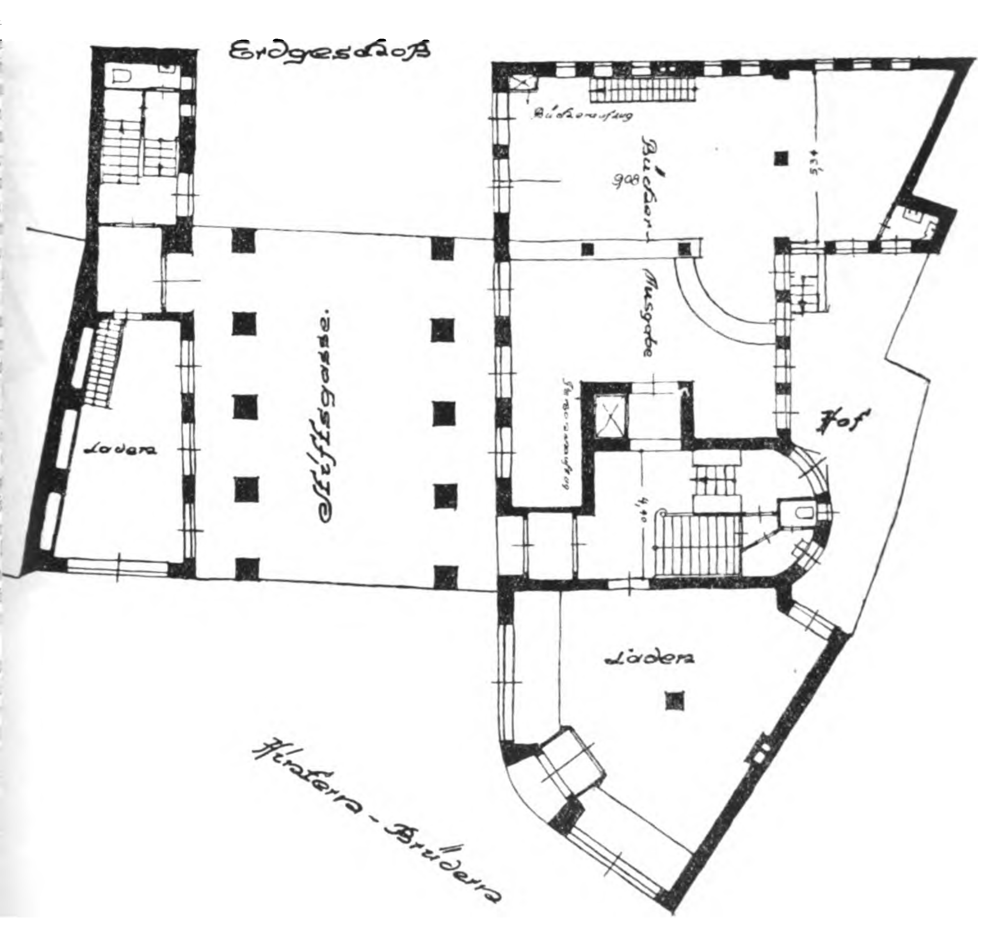
Von Bennata Otten (Lübeck).

Im Jahre 1907 wurde in Braunschweig der Verein Volkslesehalle E. V. gegründet und im Jahre 1910 wurde die Bücher- und Volkslesehalle eröffnet, nachdem ihr im Gewandhaus in der Garküche von der Handelskammer die erforderlichen Räumlichkeiten mietweise zur Verfügung gestellt waren. Zu den wenigen öffentlichen Büchereien in Deutschland, die noch heute nicht im städtischen oder staatlichen Besitz sind, gehört die Braunschweiger Bücherei. Wohl leisten die Stadt und die Regierung seit vielen Jahren Beihülfen, aber noch immer wird ein großer Teil der Gelder durch Privatmittel aufgebracht. Daß der Verein, der auch noch enge Fühlung mit anderen Volksbildungsarbeiten — Volkshochschule, Volksbühne, Naturhistorisches Museum — hält, durch die schwere Zeit der Inflation hindurch gekommen ist, verdankt er neben den staatlichen Mitteln vor allem auch der Opferwilligkeit vieler Mitbürger, und wenn wir jetzt erleben, daß der Verein mit seiner öffentlichen Bücher- und Lesehalle in ein schönes Gebäude eingezogen ist, so steht dieses fast einzig in Deutschland da. Die Handelskammer, die die abvermieteten Räume dringend benötigte, hatte dem Verein schon seit vielen Jahren die Räumlichkeiten gekündigt. Andere geeignete Räume wurden nicht gefunden und alle Bemühungen, die Bücherhalle in einem öffentlichen Gebäude unterzubringen, schlugen fehl, es blieb nur als letzte Möglichkeit die Erbauung eines neuen Heimes, und daß dieser Plan glückte, ist der zähen zielbewußten Ausdauer des Büchereileiters zu verdanken. Wenn auch der Staat und die Stadt, sowie durch Hergabe einer Hypothek die Staatsbank, tatkräftige Unterstützung zuteil werden ließen, so blieb es dennoch eine private Schöpfung, für die der Verein alle entstehenden Schwierigkeiten, die während des Baues eintraten, zu übernehmen hatte. Es fand sich im Innern der Stadt in der Stiftgasse und Hinter den Brüdern gelegen ein baufälliger Häuserblock. Die Häuser waren getrennt durch einen Straßendurchbruch und boten seit vielen Jahren einen traurigen Anblick. Die Stadt als Besitzerin stellte den Platz für den Neubau zur Verfügung; die Häuser waren von drei Familien mit 19 Köpfen bewohnt. Drei Monate angestrengter Tätigkeit bedurfte es, um die kinderreichen Familien anderweitig unterzubringen. Im August 1926 wurde mit der Ausschachtung begonnen und wenn nunmehr im März 1928 der Bau vollendet war, so ersieht man schon aus der Spanne der Zeit, daß noch viele andere Widerwärtigkeiten zu überwinden waren.

Der Plan des Neubaues wurde von Prof. H. Flesche und dem Architekten J. Kölling (B.D.A.) unter engster Mitwirkung des Leiters der Bücherhalle ausgearbeitet. Wer den Bauplan studiert, der wird sofort feststellen, daß dieser so bis ins kleinste ausgedachte Bau nur vom technisch begabten Bibliothekar und Baufachmann gemeinsam geschaffen werden konnte. Ein freiliegender Platz ist leichter zu gestalten, als ein Projekt von zwei nicht zusammenhängenden Häusern, bei denen die Straßendurchfahrt gewahrt bleiben mußte. Gewiß war dieses Problem reizvoll: es bot Schwierigkeiten, aber auch Möglichkeiten, und diese sind glänzend gelöst. Den Architekten muß volle Anerkennung gezollt werden, die sie aber durchaus nicht allein für sich in Anspruch nehmen, sondern immer wieder betonen, daß ihnen diese Lösung nur durch die sachkundige bis ins einzelnste gehende Mitarbeit des Büchereifachmannes möglich gewesen ist. Die Anerkennung dieser Zusammenarbeit auf beiden Seiten ist erfreulich, wurde sie sonst doch leider so oft außer Acht gelassen und sind hierdurch früher viele Bibliotheksbauten entstanden, die sich hernach im Betrieb als nicht zweckentsprechend herausstellten.

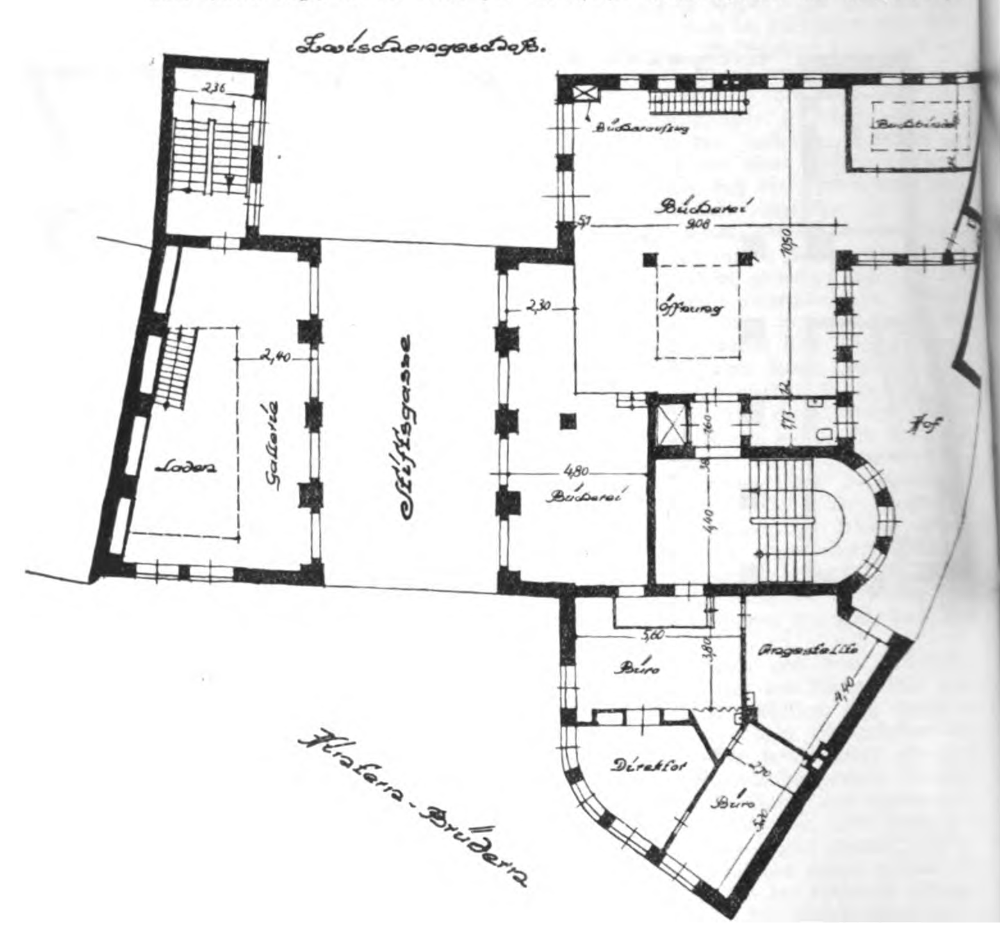
Und nun zum Bau im einzelnen. Ein schöner durch vier Stockwerke aufgeführter Klinkerbau, dessen Rückfront auf den Valentin-Heinemanns-Hof blickt und somit auch von hier Licht und Sonne empfängt. Man stelle sich zwei Seitenhäuser mit einer Überbrückung in 1½ Geschoßhöhe vor. Die beiden Seitenhäuser liegen nicht in gleicher Straßenfront, das rechte Seitenhaus springt in gebogener Form heraus, es bildet so in gefälliger Form den Anschluß an die weiteren Nebengebäude. Im Kellergeschoß der beiden Seitenhäuser liegen Heizungs-, Fahrradräume und die Aufzugsmaschine. In den beiden Erdgeschossen sind Läden mit großer Fensterfront eingerichtet. Von der Durchfahrt rechts im Erdgeschoß kommt man zum Eingang in die Bücherhalle und zwar in die Ausleihe. Bei diesem wich-

tigsten Raume wurde das Augenmerk vornehmlich darauf gerichtet, daß sich der Verkehr so schnell wie möglich abwickeln kann. Der Eingang springt sozusagen in den Raum hinein, dadurch ist an beiden Seiten, rechts für ungestörte Benutzung der Kataloge — jedoch vom Ausleihepersonal zu beobachten —, links für das wartende Publikum Raum geschaffen. Die Ausleihetheke ist sinngemäß in drei Abteilungen, Bücherannahme, Präsenzkatalog, Bücherausgabe gegliedert, an letztere



anschließend findet sich der Entleiher mit dem auf ihn Wartenden wieder zusammen. Der Bücherausgabeschalter ist in runder Thekenform und gibt somit einer größeren Anzahl von Menschen Bewegungsmöglichkeit. Die Schalter sind offen, auch nicht durch Schiebeeinrichtungen zu öffnende Schalter. Diese geben leicht den Charakter des Unpersönlichen, und in der öffentlichen Bücherei soll, da es sich um beratende, im gewissen Maße vertrauliche Tätigkeit handelt, keine Schranke, auch wenn sie aufgezogen ist, sein. Oberhalb der Theke ist das elektrische Licht in besonders einfacher, zweckdienlicher Weise hinter Mattglas, den Schein nach unten werfend, angebracht. Hinter der Ausleihetheke ist ein Teil des Büchermagazins und der Buchbinderraum. Das Magazin wird alsdann durch zwei weitere Halbgeschosse geführt, die durch Treppen und Aufzug verbunden sind. Die Bücherregale sind von der Firma „Maha" (Bode-Panzer), Hannover, in einem vor

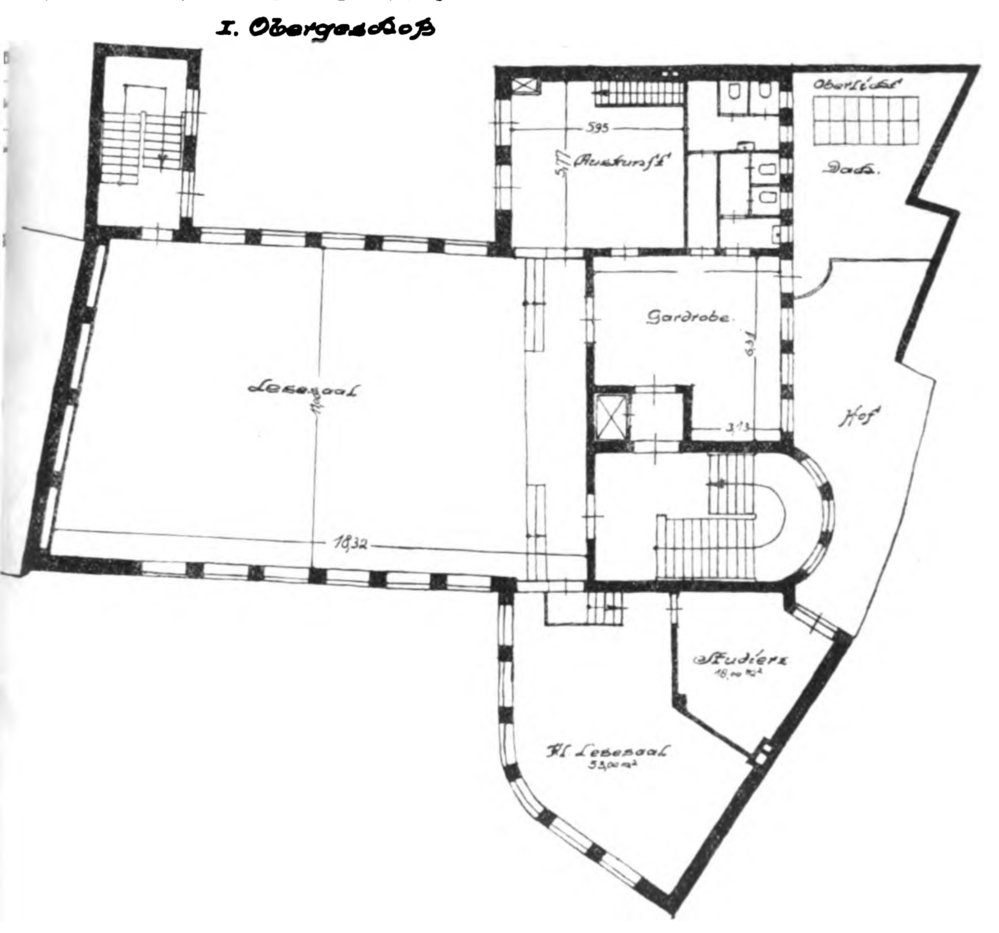
einigen Monaten verbesserten Modell weiß gestrichen geliefert und bringen durch die helle Farbe nicht nur Freundlichkeit, sondern auch möglichst viel Licht in das Magazin. Im Zwischengeschoß dieses rechten Seitenhauses ist oberhalb der Ausleihräume ein Rundgang, so daß die Ausleihe auch von oben aus beobachtet werden kann. Um diesen Rundgang gruppieren sich außer dem Magazin, das nach hinten liegt, an der Seite zur Durchfahrt Räumlichkeiten mit Regalen für



abgelegte Zeitschriften, Formulare usw., ferner ein abgetrennter Raum für die Beratungsstelle der ländlichen Büchereien. Hier ist hinreichend Platz, um auch diese Abteilungen mit Übersicht und Ordnung unterzubringen. Oberhalb des großen Ladens im rechten Haus liegt in der Mitte das Arbeitszimmer des Direktors, daran anschließend zu beiden Seiten drei weitere Büroräume für die Bibliothekarinnen, für Angestellte, Ansichtssendungen usw. Von dem Rundgang führt eine Verbindung oberhalb der $1\frac{1}{2}$ m Geschoßhöhe in das linke Seitenhaus, in dem auf der Galerie die Kartothek aufgestellt ist; hier arbeiten die Angestellten, die insbesondere mit den Katalogen beschäftigt sind.

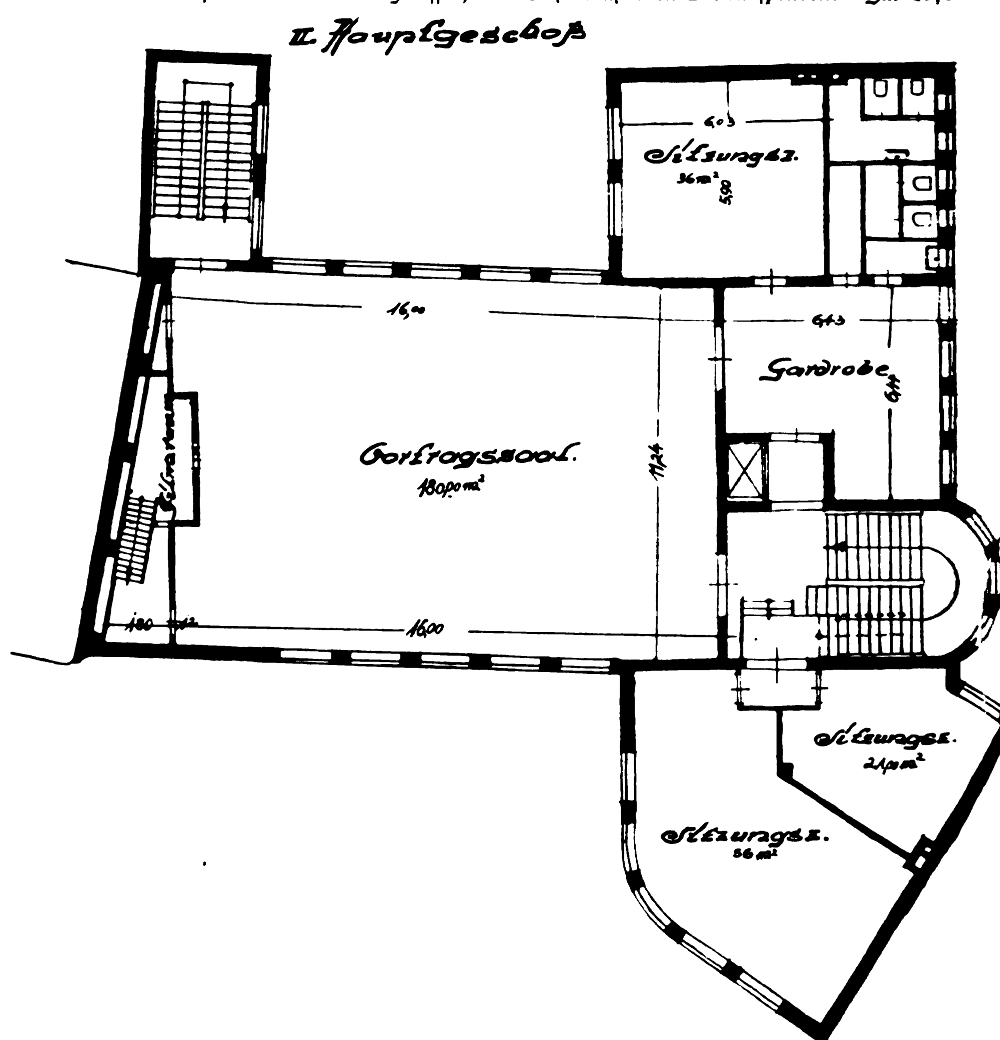
Im ersten Hauptgeschoß oberhalb dieser Galerie und der Durchfahrt ist der große Lesesaal von rund 190 qm, der Licht von beiden Seiten bekommt. Dieser Lesesaal reicht bis in das rechte Seitenhaus hinein. Hier ist eine große Theke für

den Aufsichtsbeamten aufgestellt, der von erhöhtem Platz den Blick über den ganzen Lesesaal hat. Die Auskunft- und Telephonzentrale, Toiletten und Garderoben nehmen bis zum Treppenhaus oberhalb des Büchermagazins den Raum ein und kleinere Lesesäle, in denen teilweise auch geraucht werden darf, und ein besonderes Studierzimmer liegen nach der Straßenfront. In dem zuletzt genannten Studierzimmer sind einzelne Schreibtische aufgestellt, in denen sich der Arbeitende seine Bücher für eine Zeitlang einschließen kann.



Im zweiten Hauptgeschoß liegt über dem großen Lesesaal in gleicher Größe der Vortragssaal, der auch für Kinovorstellungen ausgestattet ist. Wiederum in gleicher zweckmäßiger Anordnung wie im ersten Hauptgeschoß die Garderoben und Toiletten. Im Vorderhaus sind weitere Sitzungszimmer, die vom großen Treppenhaus auch direkt zugänglich sind. Diese Sitzungszimmer werden vermietet, um auch hieraus einen Teil der Kosten der Verzinsung des Hauses zu decken. Nunmehr gelangt man in das Dachgeschoß, das besonders reizvoll durch den um das ganze Haus laufenden Balkon ist. In diesem Geschoß sind zahlreiche Büro- und Ausstellungsräume, die vermietet sind und ebenfalls einen wesentlichen Teil der Lasten des Hauses tragen. Hier haben z. B. die Architekten sich in ihrem gelungenen Bau ihre Arbeitsräume eingerichtet, in weiteren Räumen hat die „Hobra“, die die Gestaltung der Beleuchtungskörper so sinngemäß gelöst hat, ihre Ausstellung.

Zum Schluß noch einige Ausführungen über die Inneneinrichtungen, denn mit dem einen Wort „geschmackvoll" ist nicht genug gesagt. Ausleihräume, Lesesaal, Vortragssaal haben Holztäfelungen von einfachen Sperrplatten in rund 1—1½ m Höhe. Alle Sitzgelegenheiten sind einfach und bequem. Die Beleuchtungskörper teilweise in der Decke eingelassen, das Licht nach allen Seiten spendend. Im Lese-



saal z. B. sind die gewaltigen Träger sozusagen durch die Beleuchtungskörper verbunden. Der Farbton der Möbel und der Wandbekleidungen ist fast durchweg in der Art des Mahagoni gebeizt, nur der Ausleiheraum in hell-bräunlicher Tönung. Die Zeitschriftenregale im Lesesaal sind gegenüber den bislang üblichen verbessert, indem die schräg liegenden Borte auf Panizzi-Stiften ruhen, somit ein Herausnehmen der Borte ermöglichen. Sie sind aber mit einer Stoppvorrichtung versehen, die verhindert, daß das Bort mit der Zeitschrift versehendlich zusammen herausgenommen werden kann. Der Übelstand, daß die früheren Zeitschriftenregale sich durch die Engigkeit der unbeweglichen Borteinteilungen so gut wie gar nicht

reinigen ließen, ist durch diese Verbesserung beseitigt. Die große Theke im Lesesaal ist in der Breite und Tiefe vielseitig gestaltet. Nach vorne die Borte für die Zeitungen, die, wagerecht auf fester Unterlage befestigt, in den Borten zur Entnahme liegen. Durch diese Anordnung ist für die Zeitungen der wenig schöne Zeitungshalter vermieden, in dem beim Gebrauch die Zeitungen schnell zerfetzt hängen und einen unschönen Anblick bieten. Auch hat der Aufsichtsbeamte eine leichte Kontrolle, daß der Zeitungsleser nicht mehr als eine Zeitung z. Zt. nimmt, da er sie vor den Augen des Beamten fortnehmen muß. Die andere Seite der Theke hat außer dem eingebauten Schreibtisch mit Rolljalousie für den Beamten weitere Schränke und Regale zum Abstellen von Büchern und dergleichen.

Man kann zusammenfassend immer wieder nur sagen, es ist alles bis ins kleinste durchdacht und mit Geschmack vollbracht und die Liebe zum Werk hat unter Zusammenfassung aller Kräfte einen Bau und eine Einrichtung geschaffen, auf die der Braunschweiger stolz sein kann und um die ihn viele andere Städte beneiden werden

---

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Die Kunstwart-Bücherei *).

Dies „erste literarische Kunstwartunternehmen größeren Stils" will dem weiten Bedürfnis der Bildungshungrigen entgegenkommen, an Stelle großer und teurer Gesamtausgaben „wichtige ausgewählte Werke und Belehrungen" zu besitzen. „Dabei ward", sagt der Prospekt, „die Beschränkung auf das Wesentliche und Entscheidende, auf das Fruchtbare und Bleibende zum Zwang. Und von hohem Range mußte das sein, was geboten werden sollte." Bei kritischer Betrachtung stellt man aber fest, daß der Inhalt der Bände dieser hohen Ankündigung nicht immer entspricht. Das ganze Unternehmen stellt sich dar als eine ein wenig planlose Auswahl aus allen möglichen Lebensgebieten — das „Stilprinzip von ausgesprochen eigener Prägung", das der Auswahl zugrundeliegen soll, ist mir Geheimnis geblieben —, in der für unsere Zwecke manches Brauchbare, aber doch auch genug Belangloses steckt. Da gerade für kleinere Volksbüchereien ein Bedürfnis nach guten und wohlfeilen Auswahlbänden vorliegt, wird der Bibliothekar die Sammlung, von der hier nur die ersten zwanzig Bände vorliegen, im Auge behalten müssen. Für kleine und mittlere Büchereien erscheinen geeignet:

Goethe: Gedankenlyrik. 76 S. (K.-W.-B. Bd 1.)

Gegen die von Wolfgang und Eva Schumann getroffene Auswahl ist nichts zu sagen, nur daß man einiges besonders Liebe, wie den „Gesang der Geister über den Wassern" oder „Mahomets Gesang" vermißt, wofür einiges nicht im strengen Sinne zur Gedankenlyrik Gehörige wie „Die Braut von Korinth" oder „Der Gott und die Bajadere" aufgenommen sind. Aber bei dem geringen Umfang des Bandes wird man solche Ausstellungen immer machen können.

Lessing. Ein Bild seines geistigen Werkes. Hrsg. u. eingel. von E. K. Fischer. 110 S. (K.-W.-B. Bd 3.)

Diese Lessing-Auswahl bringt Aufsätze und Betrachtungen über die Kunst, das Drama, die Dichtung überhaupt, sowie Aufsätze zur Erkenntnis und einige Proben aus seinen Dichtungen (Fabeln, „Die drei Ringe"). Die Einleitung E. K. Fischers führt zudem recht geschickt an Lessing heran.

Russische Erzähler. Übers. u. hrsg. von Leopold Weber. 95 S. (K.-W.-B. Bd 4.)

Das Bändchen enthält vier Erzählungen von Tschechow, von denen aber nur die erste humoristisch, die andern drei ernsthaft sind, allerdings mit jenem merk-

*) Kunstwart-Bücherei. München: Callwey. Preis je Band brosch. 1,—, geb. 1,50.

würdig schillernden Lichterspiel, vor dem man nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll. Dazu tritt eine starke Novelle Gogols „Der Erdgeist", in der ein aufregendes Gespenstererlebnis nach einer alten russischen Volkssage meisterhaft gestaltet ist.

Mörike, Eduard: Gedichte. Ausgew. u. eingel. von Ernst Lissauer. 79 S. (K.-W.-B. Bd 6.)

Von dieser Mörike-Auswahl wird man nur sagen können, daß sie gut getroffen und mit feiner Einfühlung in Mörikes Art bevorwortet ist. Sie sei kleineren und mittleren Büchereien gerne empfohlen, wenn sie nicht lieber zu der von Will Vesper besorgten Auswahl in den „Blauen Büchern" greifen wollen, in der auch der Erzähler Mörike zur Geltung kommt.

Droste-Hülshoff, Annette von: Gedichte. Ausgew. u. eingel. von Ferdinand Gregori. 100 S. (K.-W.-B. Bd 9.)

In den Rahmen der Aufgabe der Kunstwart-Bücherei gehören die Gedichte der Droste, die hinter einem so schwachen Körper eine männliche, stolze Seele und hinter einem äußerlich ruhigen Leben eine so stark nach Entfaltung drängende Dichterkraft versteckte, zu Recht hinein; denn immer noch wird diese deutscheste Dichterin zu wenig gelesen. Auswahl und Einleitung über Leben und Schaffen sind wohl geeignet, ihr neue Freunde zuzuführen.

Klopstock. Ein Bild seines geistigen Werkes. Hrsg. u. eingel. von E. K. Fischer. Bd 1: Auswahl aus den Oden. Bd 2: Messias in Auswahl. (K.-W.-B. Bd 11. 12.)

Die Klopstock-Auswahl verfolgt denselben Zweck wie die oben besprochene Lessing-Auswahl. Dabei wird man, bei aller Bewunderung der Schönheit und Größe seines Werkes, doch immer wieder fragen müssen: Ist das Interesse für Klopstock nicht nur ein literarhistorisches, kann uns dieser Dichter, dessen Größe und Bedeutung für seine Zeit damit keinesfalls bestritten werden soll, heute noch lebendig werden? Wo man in der Bücherei den Versuch zu einer solchen Wiederbelebung unternehmen will, wird man gerne zu diesen beiden Bänden greifen, die alles Wesentliche von Klopstock bringen; wieweit der Versuch damit glücken wird, ist eine andere Frage.

Bonus, Arthur: Die Geschichte von den Verbündeten. Ein altisländischer Schwank. 79 S. (K.-W.-B. Bd 16.)

Diese altisländische Saga ist eigenartig, insofern sie nicht ein heroisches, sondern ein humoristisches Thema behandelt, und verdient als Dokument des Humors germanischer Frühzeit besondere Beachtung. Für uns wirkt die Geschichte von den isländischen Häuptlingen, die sich unter nichtigen Vorwänden in einem an sich völlig klaren Rechtsfall gegen den reichen Bauern Odd verbünden, nach dessen Geld sie lüstern sind, und die durch die Schlauheit von Odds Vater um die Beute geprellt werden, vielleicht reichlich naiv; wenn man sie aber liest und sich dabei die seelische Haltung jener Zeit vergegenwärtigt, dann hat man auch an diesem einfachen Geschehen seine helle Freude. Eine kleine Geschichte, wie Odd dem König Harald dem Harten mit Schmuggelei ein Schnippchen schlägt, wird man als Zugabe gerne mitnehmen.

Bernhart, Josef: Spanien. Bilder und Studien. 70 S. (K.-W.-B. Bd 18.)

Eine sehr feine Schilderung des modernen Spaniens, seines landschaftlichen, kulturellen, architektonischen Gesichtes. Die Absicht des Buches ist, den Deutschen dies Land und Volk in seinen wesentlichen Bedingtheiten, geographischen, ethnographischen, historischen, nahezubringen, um so die Grundlage für eine immer bessere Verständigung der beiden Völker zu schaffen.

Größere Büchereien werden noch dazu verwenden können:

Avenarius, Ferdinand: Gedichte. 63 S. (K.-W.-B. Bd 10.)

Wenngleich für die Mitaufnahme von Avenarius' Gedichten wohl mehr die Pietät als ein literarisches Bedürfnis ausschlaggebend war, so wird man diese Ausgabe als Ergänzung zu Avenarius' sonstigen Gedichtbänden gebrauchen können,

da nicht nur Gedichte aus den Sammlungen „Wandern und Werden", „Lebe!", „Stimmungen und Bilder" aufgenommen sind, sondern auch eine Reihe bisher nur im „Kunstwart" veröffentlichter Gedichte und einiges aus dem Nachlaß, das hier zum ersten Mal im Druck erscheint.

Gilgamesch. Eine Dichtung aus Babylon. Deutsch übers. von Hermann Häfker. 89 S. (K.-W.-B. Bd 13.)

Diese älteste Dichtung der Menschheit von dem Helden Gilgamesch, der die große Lebensfrage nach dem Sinn von Leben und Tod zu lösen sucht, spricht heute noch zu uns, und gerade in dieser gekürzten Auswahl wird sie auch in Volksbüchereien verwendbar sein.

Rathenau, Walter: Kunstphilosophie und Ästhetik. Zusammengest. und eingel. von Wolfgang Schumann. 125 S. (K.-W.-B. Bd 7.)

Die Zusammenstellung dieses Teils von Walther Rathenaus Schriften wird man als besonders verdienstvoll begrüßen können, nicht nur, weil man den großen deutschen Politiker und Kulturphilosophen hier noch von einer neuen Seite kennen lernt, sondern auch wegen des Wertes der Schriften an sich. Rathenaus ästhetisches Grundgesetz lautet: „Ästhetischer Genuß entsteht, wenn eine verborgene Gesetzmäßigkeit erkannt wird", und er führt diesen Grundsatz in geistvoller Weise für alle Künste durch. In einem zweiten Teil „Ästhetik der Seele" werden die Hypothesen des ersten Teils noch weiter ausgebaut zu einer Philosophie über die Kunst überhaupt und ihre Geschichte. Das Schönste an dem Bande aber sind die beigegebenen, z. T. hier erstmalig gedruckten Gedanken und Aphorismen über die Kunst, die eine Fülle neuer wertvoller Erkenntnisse in eindringlicher Prägung enthalten.

Der privaten Anschaffung können empfohlen werden:

Barrett-Browning, Elizabeth: Portugiesische Sonette. Englisch-deutsch. In Blankversen von Hans Böhm. Mit einer Einführung. 111 S. (K.-W.-B. Bd 2.)

Maartens, Maarten: Sonette. Aus dem Engl. in deutsche Blankverse übertr. von Eva Schumann. 77 S. (K.-W.-B. Bd 19.)

Die Liebesgedichte der Elizabeth Barrett an ihren späteren Gatten Browning — an Weite der inneren Spannung und in der Tiefe des Gefühls nur den Liebesgedichten der Ricarda Huch vergleichbar — und die gedankenbeschwerten Sonette des äußerlich so überlegen scheinenden Holländers gehören mit zu den schönsten Sonetten überhaupt. Man wird ihnen gerne viele Leser wünschen, die Volksbücherei wird sie ihnen aber kaum zuführen können.

Schumann, Wolfgang: Die Wissenschaft. Eine Betrachtung ihres Wesens und ihrer Sendung. 83 S. (K.-W.-B. Bd 5.)

Die Abhandlung liest sich gut und dürfte sicher manchen speziell an der Wissenschaft Interessierten fesseln; daß sie aber zu dem „Bleibenden und Fruchtbaren" oder gar dem „Wesentlichen und Entscheidenden" im gegenwärtigen Schrifttum gehöre, wird niemand zu behaupten wagen, es sei denn der Herausgeber der Sammlung und — Verfasser dieses Büchleins.

Bernhart, Josef: Geschichten aus der Fremde. 109 S. (K.-W.-B. Bd 17.)

Eine Geschichte aus Sibirien, ein Abenteuer am Mississippi, zwei weitere russische Novellen, die sehr eindrucksvolle Erzählung von dem Mörder, der, freigelassen, aus enttäuschter Liebe zum zweiten Mal zum Mörder wird, und endlich die Erzählung von dem Sterben eines einsamen Leuchtturmwärters — alles in allem eine eindrucksvolle Sammlung, die in der Volksbücherei nur meist wohl zu vergessen stehen würde, um dafür recht geeignet zu sein.

Kopisch, August: Heitere Gedichte. Ausgew. u. eingel. von Ernst Lissauer. 79 S. (K.-W.-B. Bd 14.)

Die Gedichte des alten Kopisch werden manchem vielleicht heute als belanglos erscheinen, man übersieht zu leicht die ungemeine Kunst, mit der diese einfachen Elfen- und Geistererlebnisse gestaltet sind: die fast göttlich-beschwingte Heiterkeit

der Sprache, den rhythmisch so außerordentlich fein durchgearbeiteten Vers. Um deretwillen wird man doch auch gerne einmal zu den Gedichten eines so Alten, beinah schon Veralteten, greifen.

Abzulehnen sind:

Trentini, Albert: Nausikaa. Eine Goethe-Novelle. 92 S. (K.-W.-B. Bd 8.) — Novellen. 67 S. (K.-W.-B. Bd 15.)

Diese Novellen in ihrer Krampfigkeit, die am peinlichsten da wirkt, wo sie sich an Goethe wagt, wird man nicht als ernsthaft zu beachtendes Schrifttum würdigen können.

Lingg, Hermann: Gedichte. Ausgew. u. eingel. von Ernst Lissauer. 78 S. (K.-W.-B. Bd 20.)

Der Versuch, den längst akademisch gewordenen Lingg wiederzubeleben — in einer Zeit, die in der Lyrik nur noch einiges ganz Wenige erträgt — erscheint trotz Lissauers ermunternder Vorrede nicht geglückt.

K. Schulz (Stettin).

B. Wissenschaftliche Literatur.

I. Religion, Philosophie, Erziehung.

Bloch, Ernst: Geist der Utopie. Berlin: Paul Cassirer 1923. 365 S.

Es ist unmöglich, im Rahmen einer kurzen Besprechung von dem verschwenderischen Reichtum dieses Buches eine Vorstellung zu geben. Utopisch ist, bezw. wird, für den Verfasser die moderne Malerei, die immer mehr von aller Verbindung mit Kunstgewerbe und Abbildung der Wirklichkeit sich trennt und zum reinen Ausdruck reines Innerlichen sich gestaltet. Utopisch ist und wird immer mehr die moderne Musik, deren Entwicklung für den Verfasser noch nicht abgeschlossen ist, und die, wie er hofft, der Menschheit das verloren gegangene Hellsehen durch das Hellhören ersetzen wird. Utopisch ist endlich die Religion der Zukunft, welche den Menschen lediglich seinen innersten Sorgen, dem Problem des Leidens, Sündigens und Erlöstwerdens überantwortet. Nicht utopisch ist für den Verfasser der Sozialismus, welcher vielmehr durch die Entlastung von der groben Arbeit die große Masse der Menschen erst für dieses innerliche Leben, für ein Leben im Sinne Dostojewskis freimachen wird. Der Verfasser ist Jude, anscheinend russischer Jude, Sozialist und Anthroposoph. Als Jude lebt er in der tiefen Weisheit seines Volkes, als Russe versteht er die Seele Asiens, als Sozialist fühlt er mit allen Bedrängten; der Anthroposophie und auch deren älteren Quellen entnimmt er die Projizierung seiner Ideen ins Transzendente, die Seelenwanderung, die Apokalyptik und ganz besonders den altgnostischen Gegensatz zwischen dem Gott der Natur und dem Gott der Erlösung. Der Aufbau des Werkes ist im weiteren Sinne musikalisch, so daß der Sinn des Ganzen erst im letzten Abschnitt sich völlig enthüllt. Freilich endet es nicht wie so viele unsterbliche Tonwerke mit einem Siegesjubel, sondern mit einer bangen Frage. Das Mittelstück, der Abschnitt über die Musik, ist vom Standpunkt des Ganzen aus etwas hypertrophisch geworden, aber der Verfasser gibt dafür auch eine Metaphysik der Musik, wie sie durch Schelling und Schopenhauer erst angebahnt, aber noch nicht verwirklicht wurde. Eine Fülle der tiefsten und erleuchtendsten Erkenntnisse ist hier auf 100 Seiten entfaltet, in einem ebenso gedrängten und disziplinierten, wie innerlich durchglühten und funkensprühenden Stil. Lesern, die einen lebendigen Eindruck von der geistigen Gewalt des Verfassers bekommen wollen, ist zu empfehlen, mit diesen Kapiteln zu beginnen, die jeden ergreifen werden, auch den, der die Metaphysik der Schlußkapitel aus religiösen oder philosophischen Gründen ablehnt. Das Buch verlangt Leser, die ein hohes Maß von natürlicher und geschulter Aufnahmefähigkeit mit sich bringen; für andere ist es wie alle Apokalypsen mit sieben Siegeln versiegelt.

K. Hartmann (Stettin).

Gemmer, Anders, und August Messer: Sören Kierkegaard und Karl Barth. Stuttgart: Strecker & Schröder 1925. XII, 307 S. Kart. 5,—. Hlw. 6,50.

Von den beiden Abhandlungen, welche es sich zur Aufgabe setzen, die modernste Richtung der Theologie zugleich mit ihrem historischen Urheber den Gebildeten der Gegenwart allgemein verständlich zu vermitteln, ist die erste unzweifelhaft die gelungenere. Mit einer völlig sicheren Beherrschung des Stoffes, in einer außerordentlich glücklichen Auswahl des Wichtigen, gibt der Verfasser ein Bild von Kierkegaards Leben und seiner Schriftstellerei in ihrem inneren Zusammenhang. Die Aufgabe, eine so abgelegene Figur plastisch zu gestalten, ist sehr gut gelungen, die kritische Würdigung ruhig und besonnen und mit Recht an den Schluß gestellt, nachdem der einsame Denker vorher ausreichend zu Wort gekommen ist. — Nicht ganz so glücklich erscheint die zweite Abhandlung. Der Verfasser, dessen philosophischer Standpunkt eines gemäßigten Kantianismus durch verschiedene Schriften bekannt ist, versucht, Barth diesem Standpunkt möglichst anzunähern und die neue Bewegung auf diese Weise, wie er sich ausdrückt, „positiv" zu würdigen. So anerkennenswert dieses Bestreben ist, so verlieren doch die Paradoxien Barths ihre eigentliche Kraft, wenn man ihnen die Spitzen abbricht, und der Leser, der Barth nicht selber kennt, bekommt kein völlig zutreffendes Bild von dieser Desperadotheologie, die ihre Bilder mit Vorliebe aus dem Arsenal der grausamsten Kriegsmittel des Weltkrieges bezieht. Auch das Verfahren des Verfassers, andauernd die Ausführungen Barths mit seinen eigenen Bemerkungen zu begleiten, trägt dazu bei, daß kein ganz einheitlicher Eindruck aufkommt. Inhaltlich ist auch diese Schrift in ihrer ruhigen und vornehmen Art durchaus empfehlenswert. Sie ist wie die erste auch dem nicht philosophisch Geschulten, aber allgemein Gebildeten, ohne Schwierigkeit zugänglich. Auf ein falsches Zitat sei noch anhangsweise hingewiesen; der Spruch, daß, wer Wissenschaft und Kunst besitzt, auch Religion habe, stammt nicht von Schiller, sondern von Goethe. Goethe wendet sich mit ihm gegen die Barthianer seiner Zeit und würde ihn vermutlich auch den heutigen ins Stammbuch schreiben. Er steht im sechsten Buch der zahmen Xenien und lautet folgendermaßen: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion; wer diese beiden nicht besitzt, der habe Religion."

K. Hartmann (Stettin).

Hessen, Johannes: Die Weltanschauung des Thomas von Aquin. Stuttgart: Strecker & Schröder 1926. XII, 169 S. Geh. 3,30. Lw. 4,50.

Die katholische Philosophie der Gegenwart führt noch immer ein ziemliches Sonderdasein, aus dem heraus nur Scheler zur allgemeinen Anerkennung durchgedrungen ist, aber unzweifelhaft ist sie eine zukunftsreiche Bewegung. Der Katholizismus bemüht sich, wie früher in der Literatur, so jetzt auch in der Philosophie den bisherigen Abstand einzuholen. Es ist ein Verdienst des Verlags Strecker & Schröder, daß er auch der katholischen Philosophie der Gegenwart seine Pforten öffnet. Das Buch Hessens bringt eine gründliche Darstellung und Kritik des größten Scholastikers. Der Verfasser faßt den Thomismus als Aristotelismus, d. h. als eine Rationalisierung des Dogmas, wie sie ähnlich für die jüdische Theologie des Mittelalters von Maimonides, für die arabische von Avicenna geleistet wurde und nach seiner Ansicht auf einer gewissen Entwicklungsstufe des Dogmas mit immanenter Notwendigkeit sich einstellt. In Thomas selbst sieht der Verfasser mehr einen ordnenden als einen schöpferischen Geist und stellt dessen rationalisierender Tendenz seine eigene auf Augustin gestützte mystische Anschauung entgegen. Für die innere Gleichheit kulturgeschichtlicher Wendungen ist es höchst lehrreich, daß auch auf katholischem Gebiete eine entschiedene Wendung zum Irrationalismus sich zeigt. Ebenso ist es aber auch für die Besonderheit des katholischen Denkens bezeichnend, daß auch die Vertreter dieser Richtung ihre Autoritäten brauchen. Es wird nicht nur Augustin gegen Aristoteles ausgespielt, sondern die Art, wie in den Schlußkapiteln die modernen Autoren angeführt, einander gegenübergestellt und ausgewertet werden, ist noch immer dieselbe, die zur Zeit des heiligen Thomas üblich

war. Vorbildlich ist der Ton der Schrift, besonders der Respekt des Verfassers vor dem großen Denker auch da, wo er ihn kritisiert oder innerlich ablehnt.

K. Hartmann (Stettin).

Solomon, Alice: Die Ausbildung zum sozialen Beruf. Berlin: Heymann 1927. VII, 314 S. Geb. 15,—.

Das tapfer und eindringlich geschriebene Buch gibt eine Geschichte der deutschen sozialen Schulen, eine umfassende Übersicht über die Probleme der sozialen Berufsausbildung und zum Schluß eine kurze Darstellung der sozialen Schulen im Ausland. Hinter jeder Zeile spürt man das innerste Miterleben der Verfasserin, und so ist das Buch nicht nur eine Entwicklung der sozialen Berufsausbildung, die bis ins Einzelne über den gegenwärtigen Stand dieses Berufes — unter Beifügung der gesetzlichen Bestimmungen — Auskunft gibt, sondern zugleich ein Sprachrohr des Ethos dieses Berufes. Und weil das Buch von der Notwendigkeit dieses aufopferungsvollen und schönen Berufes überzeugen und für ihn werben kann, darum muß es in jeder großen Volksbücherei vorhanden sein. Auch gerade der Volksbibliothekar und die Volksbibliothekarin sollten sich einmal mit dem Buch beschäftigen, sich über die Arbeitsweisen und Arbeitsbedingungen dieses Nachbarberufes unterrichten und Fühlung mit ihm suchen. Wie wenig diese so nötige Fühlung bisher da ist, zeigt das Buch von Alice Salomon selbst, wenn es fordert, daß die Ausbildung für die Volksbildungsarbeit auch von den sozialen Schulen übernommen werden müsse, weil sonst doch nichts geschehe. Alice Salomon meint, „daß durch die parteipolitische Zerrissenheit das Volksbildungswesen zu einer Sache von Parteiausschüssen und konfessionellen Verbänden geworden ist. Aber immerhin, wenn auch nach der einen oder anderen Richtung gefärbt, so ist doch etwas vorhanden und auch für diese Gebiete sozialer Arbeit sollten Kräfte systematisch geschult werden. Zur Zeit geschieht das überhaupt nicht. Die Arbeit wird durch Lehrer, durch Geistliche, durch Sportlehrer geleitet, also immer durch Menschen, die nur von einer Seite aus an die Aufgaben herangekommen. Auch hier liegt ein Ziel, das die sozialen Schulen sich nicht nehmen lassen sollten." Kennt Alice Salomon unsere Volksbildungs- und unsere Volksbüchereibewegung im besonderen wirklich nicht?

R. Joerden (Stettin).

Westphal, Max: Handbuch für sozialistische Jugendarbeit. Berlin: Arbeiterjugend 1928. 240 S. Kart. 3,—. Lw. 4,—.

Dieses Handbuch ist in erster Linie für die sozialistische Jugend, für ihre jugendliche Leiter und Funktionäre bestimmt, es soll insbesondere ihrer stärksten Organisation, dem „Verband der sozialistischen Arbeiterjugend Deutschlands" (= SAJ) ein praktisches Hilfsmittel für ihre „Erziehungs- und Organisationsarbeit" sein. Aus dieser Anlage ergibt sich, daß einzelne Teile des Buches ausführlich Vereins- und Parteiangelegenheiten erörtern, die die Öffentlichkeit wenig interessieren. Abgesehen von diesen Abschnitten ist das Buch aber auch für die öffentliche Bücherei wertvoll, da es eine sehr gute Übersicht über das Wesen und Ziel der sozialistischen Arbeiterjugendbewegung als Jugendschutz- und als Bildungs- und Erziehungsbewegung vermittelt. Die reichen und gut verarbeiteten Erfahrungen, die dem Werk zugrundeliegen, machen es zugleich zu einem bedeutsamen Führer für das Verständnis der Industriejugend. Besonders erfreulich für den Volksbildner ist die außerordentlich starke Betonung der kulturellen Aufgaben, die Erkenntnis von dem grundlegenden Bildungswert echter Kunst und Wissenschaft für den Einzelnen und die Gemeinschaft. Nützlich sind auch die eingehenden Literaturhinweise, die besonders das billige sozialistische Buch berücksichtigen. Leider fehlt in dem Handbuch jeder Hinweis auf die große Bedeutung der städtischen Volks- und Jugendbüchereien für die Jugendbewegung und Jugendpflege. Büchereien in den Industriestädten sollten das Buch anschaffen.

C. Wormann (Berlin).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Deutsches Frauenleben in der Zeit der Sachsenkaiser und Hohenstaufen. Nach alten Quellen erzählt von Lulu v. Strauß und Torney. Jena: Diederichs 1927. 81 S. (Deutsche Volkheit.)

Das Buch setzt den Band „Altgermanisches Frauenleben" würdig fort und läßt in engster Anlehnung an mittelalterliche Chroniken und Gesetze, an Dichtung und Kunst ein lebendiges Bild der Entwicklung und seelischen Entfaltung der deutschen Frau von 900—1200 entstehen. Zu Beginn ein fast höriges Wesen, in die Enge des Hauses gebannt und fast nur gewertet als Mutter gesunder Kinder, steigt sie auf zu feinerer Bildung und größerer Selbständigkeit und Freiheit, wird Hüterin und Förderin kulturellen Lebens, wie sie es in germanischer Zeit gewesen, oder sie fällt um so tiefer in zügellosem Freiheitsdrang, nun Sklavin ihrer selbst. — Künstlerisch fein ist diese Entwicklung gestaltet in prachtvollen Miniaturen, und die Charakteristik von Frauen wie der Königin Mathilde, der Hroswitha oder der ersten großen Mystikerin Hildegard v. Bingen sind kleine Meisterstücke monographischer Skizzierung. W. Möhring (Berlin).

Huch, Ricarda: Im alten Reich. Lebensbilder deutscher Städte. Zürich: Grethlein 1927. 444 S. Lw. 10,—.

Die historische Kritik hat diesen 29 Städtebildern vorgeworfen, daß sie z. T. auf Quellen zweiter und dritter Hand beruhten und nicht frei von geschichtlichen Irrtümern seien. Wir wollen uns deshalb die Freude an dem schönen Buche nicht stören lassen, das aus reiner Liebe zur farbig-bewegten Vergangenheit, wie sie der Dichter empfindet, erwuchs. Ricarda Huch gibt in allen ihren historischen Büchern nicht Geschichte, sondern Geschichts*dichtung*. Sie hat sich eine ganz eigene Ausdrucksform damit geschaffen. Und eins gelingt ihr unvergleichlich: sie läßt das tiefere Wesen der Städte lebendig werden. Mir scheint das Buch ein herrlicher Führer in die deutsche Vergangenheit, in seiner edlen Sprache, den oft wie Edelsteine in altem Goldschmuck aufblinkenden dichterischen Bildern, der abgeklärten Weisheit, die sich unaufdringlich gelegentlich hineinflicht. „Glückliche Zeit", so heißt es einmal darin, „in welcher die Phantasie, noch nicht erdrückt durch die Masse emsig registrierter Tatsachen, Sagen bildete und glaubte. Denn die wirklichen Tatsachen sind Blätter, die rasch verwelken, Fleisch, das verwest. Wie trocken wäre die Geschichte, wenn nicht Herzen darin klopften und Träume sie durchglühten, wie dürr das Leben, wenn nicht zuweilen ein Schein aus dem Geisterreich hineinleuchtete" (S. 339). — Für alle Büchereien.

W. Schuster.

Auf rauhem Wege. Jugenderinnerungen eines deutschen Professors. Gießen: Töpelmann 1927. 215 S. Geh. 5,—. Geb. 7,—.

Der ungenannt gebliebene Verfasser, ein bedeutender Universitätsgelehrter, erzählt hier seine Jugend mit ihren Kämpfen bis zum Schritt auf die Universität. Er stammt aus den, zu seiner Jugendzeit noch mehr als heute, ganz traditionell gebundenen Verhältnissen des Ostjudentums, mit seinen mittelalterlichen Anschauungen und Formen des Verkehrs, mit seiner strenggläubigen Verehrung des Talmud. Durch die Schilderung dieser primitiven Volksbräuche, Riten und religiösen Überzeugungen, durch die zahlreiche Einstreuung östlicher Erzählungen ist das Buch für jeden volkskundlich interessierten Leser von großem Wert. Darüber hinaus ist das Schicksal des Verfassers, der sich schon als Knabe aus diesen engen, weltfremden Verhältnissen loslöst, durch Nachhilfestunden sich den Besuch der höheren Schule in Posen und vielseitige Privatstudien ermöglicht, und der sich schließlich ganz aus eigener Kraft eine Stellung in der wissenschaftlichen Welt erobert, ein menschliches Zeugnis von großer Eindringlichkeit. Schon mittlere Büchereien sollten das reiche Buch einstellen. R. Joerden (Stettin).

Bühler, Johannes: Ordensritter und Kirchenfürsten. Nach zeitgenössischen Quellen. Leipzig: Insel 1927. 474 S. Hlw. 9,—. (Deutsche Vergangenheit 2. Reihe.)

Dieser neue Band aus der von Johannes Bühler unter dem Titel „Deutsche Vergangenheit" herausgegebenen Quellensammlung behandelt die Geschichte des Deutschen Ritterordens und der Kirchenfürsten von der Zeit der sächsischen Kaiser bis zum Ausgang des Mittelalters. Die Quellensammlungen der „Deutschen Vergangenheit" wollen nicht der Spezialforschung dienen, sondern sie bezwecken die „Vermittlung zeitgenössischer Aufzeichnungen für möglichst weite Kreise der Gebildeten". Wenn wir anstelle dieser etwas unglücklichen Formulierung setzen: „Vermittlung zeitgenössischer Aufzeichnungen für jeden geschichtlich interessierten Laien", so ist der Zweck der Sammlung nach dem vorliegenden Bande voll erreicht. Der Herausgeber will nicht so sehr den Ablauf des historischen Geschehens darstellen, sondern er charakterisiert vielmehr durch eine geschickte Auswahl der Quellenstücke Leben und Geist des Deutschen Ordens sowie die Persönlichkeiten „verschiedener Typen geistlicher Würdenträger und ihr Wirken innerhalb ihres Sprengels". Dadurch wird die Sammlung gerade für den Laien interessant und für seine historische Anschauung äußerst fruchtbar. Um der Lesbarkeit und notwendigen Raumbeschränkung willen haben außer der Regel des Deutschen Ordens nur mittelalterliche Geschichtsschreiber Aufnahme gefunden, nicht Urkunden oder andere primäre Quellen. Die Übersetzung der Quellen ist ausgezeichnet. In kurzen Einleitungen schildert der Herausgeber Wesen und Geschichte des Deutschen Ordens, weist hin auf die große politische und kulturelle Bedeutung der mittelalterlichen Kirchenfürsten und macht in guter Formulierung die merkwürdige geistlich-weltliche Zwiespältigkeit der mittelalterlichen Lebensauffassung deutlich, aus der heraus die Quellen zu verstehen sind. In Anmerkungen werden die zum Verständnis der einzelnen Quellenstücke notwendigen Erläuterungen gegeben.

E. Brandt (Opladen).

Carossa, Hans: Verwandlungen einer Jugend. Leipzig: Insel 1928. 258 S. Lw. 6,50.

Das Buch setzt die rühmlichst bekannte „Kindheit" des Dichters fort. Es gehört in seiner schönen Sprache und in den reinen Linien und klaren Farben zu den schönsten Prosabüchern der letzten Jahre, das zweite Jahrzehnt des Lebens und damit die Schulzeit im Internat und später als Externer in Landshut umfassend. Das Leben in diesem katholischen Gymnasium der kleinen Stadt ist nicht ohne tragische Erschütterung, und doch, wieviel Frieden und Gesundheit haucht uns daraus an. Eine der reinen, hoffentlich unversieglichen Kraftquellen unseres Volkstums sprudelt in dieser idyllischen Abgelegenheit. Rückhalt gibt dem phantasievollen Knaben freilich das Elternhaus. Wie bunt und von glücklichster Anschaulichkeit das Maskenfest der Schüler, wie prachtvoll das kindliche Ferienerlebnis an der Donau. Nur ein feiner, besinnlicher Leser wird freilich die einfach-hohe Schönheit solchen Buches ganz würdigen. Aber jede, auch die kleine Bücherei sollte es sich nicht verdrießen lassen, dafür zu werben. W. Schuster.

Depta, Max Viktor: Lope de Vega. Breslau: Ostdeutsche Verlagsanstalt 1927. 343 S. Geb. 10,—.

Der schon als Calderon-Biograph bekannte Verfasser versucht hier, ein abgerundetes Bild des von Grillparzer so bewunderten spanischen Urgenies zu geben, sein wildes Leben und sein überquellendes Schöpfertum (über 500 Dramen sind uns erhalten!) unter Gesichtspunkte zu bringen, einer historischen und ästhetischen Betrachtung hinzuordnen. Depta hat in der Tat Ordnung in das Gewühl der Lopeschen Kavaliere, Könige, Heiligen, Dirnen und Schelme gebracht: Er teilt Lopes Dramen nach Stoffkreisen ein, bespricht die wichtigsten einzeln (Inhaltsangabe), setzt ein Kapitel über sein Leben und eins über seine Kunst voran und schließt mit einer Betrachtung über Lopes geistesgeschichtliche Bedeutung und Weiterwirken in der Zeit. Angefügt sind eine Stoffgeschichte der einzelnen Dramen,

eine kurze Bibliographie und ein Register. Alles sehr nützlich, aber so primitiv! Schon die Art, wie eingangs Lopes „zügelloses Liebesleben" vermerkt und gleichzeitig zu einer „milderen Beurteilung" „gemahnt" wird, läßt Böses ahnen. Indes: so unbefriedigend das Buch dem höheren Suchen sein muß, so geeignet ist es für bescheidene Ansprüche und als Hilfsmittel zum Weitersuchen, und deshalb kommt es gerade für Volksbüchereien (schon mittlerer Größe) besonders in Frage, zumal eine neuere deutsche Lope-Monographie fehlt und die älteren im Buchhandel vergriffen sind. G. Hermann (Spandau).

Domela, Harry: Der falsche Prinz. Leben und Abenteuer von Harry Domela. Im Gefängnis von Köln von ihm selbst geschrieben. Berlin: Malik 1927. 306 S. Lw. 4,40.

Der spätere „falsche Prinz" ist schon in früher Jugend hart angepackt worden, hat als 14jähriger die Baltikumkämpfe aktiv mitgemacht und dann Landes verwiesen in Deutschland als Fabrikarbeiter, Landarbeiter, schließlich arbeitslos und als Ausländer ohne Unterstützung hungernd, frierend und bettelnd ein elendes Dasein gefristet, bis er durch einige Verwechselungen dazu gebracht wurde, sich einen adligen Namen beizulegen. Was er dann als Baron von Korff in der Potsdamer Adelsgesellschaft erlebt hat, wie er als Prinz Lieven von einem feudalen Korps in Heidelberg festlich bewirtet ist und mit welcher Eleganz er seine Rolle als Prinz Wilhelm von Preußen in der Thüringer besten Gesellschaft gespielt hat, das alles liest sich unglaublich humorvoll. Aber zugleich ist das Buch einer der schärfsten, selbst Persönliches nicht verschweigenden Angriffe gegen die heutige bürgerliche Welt und besonders die adligen Kreise, und wenn Büchereien es einstellen wollen — größere städtische Büchereien sollten nicht darauf verzichten — ist bei der Ausleihe Vorsicht geboten. R. Joerden (Stettin).

Ebert, Friedrich: Kämpfe und Ziele. Mit einem Anhang: Erinnerungen von seinen Freunden. Dresden: Reißner o. J. 407 S. Geh. 7,—. Lw. 8,50.

Für die meisten Volksbüchereien wird dieses Buch nicht in Frage kommen, sondern nur für die, in denen mit ausgesprochen parteigeschichtlich und für die politische Taktik interessierten Lesern zu rechnen ist. Der überwiegende Teil wird von Reden ausgefüllt, die Ebert im Anfang dieses Jahrhunderts als Parteisekretär in Bremen gehalten hat und die nun längst vergangene Dinge behandeln. Zur Charakterisierung des Menschen Ebert genügen die in den voraufgegangenen Bänden gegebenen Proben dieser Reden vollständig (vgl. 7. Jg. dieser Zeitschrift S. 128). Im übrigen sind hier noch abgedruckt ein biographischer Aufsatz über Ebert von Hänisch, die Aussagen aus dem Magdeburger Prozeß, einige Erinnerungen und belanglose Anekdoten. R. Joerden (Stettin).

Gespräche mit Heine. Ges. u. hrsg. von H. H. Houben. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1926. 1096 S. Geb. 15,—.

Der Literarhistoriker wird den Fleiß und die Findigkeit bewundern, mit denen ein weit verstreutes Material hier erstmalig gesammelt vorgelegt wird, wir freuen uns, daß ein ungewöhnlich lebendiges Buch dabei entstanden ist, voll Witz, Grazie und Bosheit, die oft auch den Dichter selbst nicht verschont. In den 825 Gesprächen erscheint ein ungeschmeicheltes Porträt des Menschen und des Künstlers Heine, wie er sich in zahlreichen bedeutenden Menschen seiner Zeit spiegelt, nicht ohne daß auf diese selbst dabei scharfe Schlaglichter fallen. Das schöne und zugleich amüsante Buch läßt sich in der Eigenart seines Reizes mit einem lebensvollen Memoirenwerk vergleichen, und wie wir für diese immer Leser haben, sollten solche auch hierfür überall zu gewinnen sein. Das schier endlose, entsetzlich langsame Hinsterben des Dichters gibt dem Ganzen den tragischen Hintergrund. Man mag sich persönlich zu dem Dichter und Menschen stellen wie man will, dem Reiz und der Erschütterung, den dieses Ecce-homo ausübt, wird sich

niemand entziehen können. Dem Sammler und Herausgeber gebührt aufrichtiger Dank. Schon mittlere Büchereien können das Buch anschaffen.

W. Schuster.

Marquis, S.: Henry Ford. Zwei Jahrzehnte persönlicher Erlebnisse und Mitarbeiterschaft an seinem Werden und Wirken. Aus dem Engl. übertr. von Otto Marbach. Mit 8 Bildern und einem Anhang von S. T. Bushnell („Der wahre Ford. Eine Ergänzung zu seiner Autobiographie"). Dresden: Reißner 1927. 246 S. Geh. 5,50. Lw. 7,—.

Die Ausführungen der beiden an diesem Buche beteiligten Verfasser sind für die Volksbücherei entbehrlich. Nach der biographischen Seite hin bringen sie nichts, das wesentlich über die beiden Bände der Autobiographie Fords hinausginge, die in allen Büchereien vorhanden sein dürften. Auch die Mitteilungen über seine politischen Tendenzen und Unternehmungen in der Kriegs- und Nachkriegszeit erscheinen uns nicht wertvoll genug, um die Anschaffung des Buches zu rechtfertigen. Was an kritischen Bemerkungen und an Bemühungen um eine Charakteristik H. Fords von Marquis beigesteuert ist, ist unausgeglichen; widerspruchsvoll in sich bewegen sich diese Kapitel zwischen Lobeshymnen und mehr angedeutetem als ausgesprochenem Tadel. Zudem sind diese Ausführungen in eine Ideologie eingebettet, die sich aus dem amerikanischen Geschäftsleben ergeben mag, zu der indessen — glücklicherweise — unsere Bevölkerung keine Beziehungen hat. Es wird oft im öffentlichen Leben ausgesprochen, daß man die Russen tun und lassen solle, was sie wollen, nur solle man ihre Experimente und ihre Erfolge nicht auf die ganz anders gearteten deutschen Voraussetzungen übertragen. Es ist jetzt an der Zeit, das Gleiche für bestimmte amerikanische Verhältnisse zu empfehlen und für die Anschaffungspraxis der Volksbüchereien die Folgerungen zu ziehen.

K. Löffler (Berlin).

Ognjew, Nikolai: Das Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew. Berlin: Jugendinternationale 1928. 270 S. Geh. 2,50. Lw. 4,—.

Dieses Buch hat in Rußland außerordentliches Aufsehen erregt, weil es zum ersten Male Probleme der russischen Jugend vom Standpunkt des Heranreifenden aufrollt, nicht in pädagogischen, psychologischen Theorien, sondern in den Aufzeichnungen des intelligenten, aber nicht überdurchschnittlich begabten Schülers Kostja Rjabzew aus Arbeiterkreisen. In deutscher Übersetzung liegt zunächst der erste Teil vor: die Aufzeichnungen des fünfzehnjährigen Schülers, der die zweite Stufe der Schule besucht, die etwa unseren Mittel- und höheren Schulen entspricht. Die russischen Veröffentlichungen erstrecken sich bereits bis zur Schilderung der Studentenjahre. Leider fehlt in der deutschen Ausgabe jeder Hinweis, wie weit es sich um wirklich authentische Berichte eines Schülers handelt, in welchem Maße der Herausgeber, der Schriftsteller Ognjew, zugleich auch der Verfasser ist. Trotzdem einzelne Stellen sehr „erwachsen" anmuten, wirkt das Ganze doch durchaus ursprünglich jugendlich. Das Tagebuch vermittelt wertvolle Aufschlüsse über das russische Schulwesen, über die Arbeitsschule, die Selbstverwaltung der Schüler, über die Koedukation, die Erziehungsziele, über die außerordentliche Politisierung der Schule. Es schildert auch das Treiben der sowjetrussischen Kinderorganisation, der „Pioniere"; vom 16. Jahr ab treten Jungens und Mädels dann in die eigentliche kommunistische Jugendorganisation, den „Komsomol" ein. Neben reichem, jugendfrischen Material für das Verständnis der soziologischen Grundlagen des neuen Rußland gibt das Buch eine Anschauung von der Stellung der kommunistischen Proletarierjugend zur „Intelligenz", zur Wissenschaft und Kunst (besonders aufschlußreich die Hamlet-Aufführung). Ausführliche Aufzeichnungen gelten der sexuellen Frage, die mit aller Offenheit, aber durchaus mit Takt und Ernst erörtert wird. Gerade durch die Schilderung der sexuellen Probleme vom Standpunkt des jugendlichen Proletariers aus ergänzt das russische Buch sehr wesentlich das Werk des amerikanischen Jugendrichters Lindsey „Die Revolution der modernen Jugend", das sich vornehmlich auf die bürgerliche

Jugend beschränkt. Wenn auch eine abschließende Bewertung erst nach dem Erscheinen der weiteren Teile möglich ist, so kann doch der vorliegende erste Band durchaus zur Anschaffung für größere Büchereien empfohlen werden, die ihn natürlich nur an reifere Leser, selbstverständlich aber auch an reifere Jugendliche ausgeben werden. C. Wormann (Berlin).

Stein, Frhr. vom: Briefe und Schriften. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Karl Pagel. Leipzig: Bibliographisches Institut 1927. XLII, 593 S. Lw. 4,80.

Die in der vorliegenden Ausgabe enthaltenen Briefe sind zumeist denen der großen Biographie Steins von G. H. Pertz entnommen und erschließen zum erstenmal einem weiteren Leserkreise einen Schatz von Selbstzeugnissen des großen Mannes, die seine beherrschte Persönlichkeit und seine unermüdliche selbstlose Wirksamkeit im Dienste des preußischen Staates rein und unmittelbar hervortreten lassen. Fehlt ihnen der künstlerische Reiz, der den Briefen eines Bismarck und Moltke ihren besonderen Zauber verleiht, so entschädigt uns dafür die herbe Größe des Mannes, der sein von heimlicher Tragik erfülltes Erleben und Streben in meisterlicher Darstellung zum Ausdruck bringt. Die ausgezeichnete biographische Einleitung des Herausgebers sowie die nicht weniger sorgfältig gearbeiteten Erläuterungen erhöhen den Wert des außergewöhnlich wohlfeilen Buches, das jedem historisch interessierten Leser ohne weiteres zugänglich und wie kaum ein anderes geeignet ist, das Verständnis für die Voraussetzungen der deutschen politischen Entwicklung des 19. Jahrhunderts zu vermitteln. Es sollte schon aus diesem Grunde in keiner Volksbücherei fehlen. G. Fritz.

Das Tagebuch der Brüder Goncourt. Politik, Literatur, Gesellschaft in Paris von 1851—1895. Ausgew. u. eingel. von Paul Wiegler. München: Langen 1927. 247 S. Lw. 5,—.

Die Auswahl aus dem berühmten Tagebuch der Goncourts gibt einen schönen Einblick in die literarische Gesellschaft des Paris der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Besonders einzelne Gestalten wie Victor Hugo, Flaubert, Zola, Sainte Beuve, Renan, Turgenjew treten deutlich hervor, allen gemeinsam ist eine reine und oft fast asketische Hingabe an die Kunst, der sie ihr Leben weihten. Darin sehe ich neben der vermittelten intimen Kenntnis aus ihren Werken längst vertrauter Gestalten den vornehmlichsten Wert des Buches. Die jetzt so oft gescholtene Zeit des Naturalismus besonders, für die wir in Deutschland die Erinnerungen Julius Harts haben, tritt in ihrer Kraft und ihrer Würde deutlich hervor. Auch für die liebenswerten Eigenschaften des französischen Nationalcharakters sind viele schöne Zeugnisse darin. Für größere Büchereien ein sehr wertvolles Lesebuch zur Abteilung der französischen Literatur- und Kulturgeschichte der Zeit.

W. Schuster.

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Hauschild, O.: Sprache und Stil des Kaufmanns. Ein Ratgeber auf sprachwissenschaftlicher Grundlage. Berlin: Dümmler 1927. 95 S.

Unter den zahlreichen Schriften, die sich die stilistische Hebung der deutschen Kaufmannssprache zum Ziele gesetzt haben, nimmt das vorliegende Büchlein insofern eine besondere Stellung ein, als der Verfasser durchweg sein Augenmerk auf das Werden des heutigen kaufmännischen Sprachgebrauchs richtet, wobei sich übrigens herausstellt, „daß das Kaufmannsdeutsch zu allen Zeiten nicht viel getaugt hat", ja daß „heute vielleicht ein Teil unserer Kaufleute Briefe in besserem Stil und reinerem Deutsch schreibt, als sie je zuvor geschrieben worden sind". Hauschild geht zuerst auf Briefanfänge und Briefschlüsse, auf „Preßdeutsch und Depeschenstil" ein, gibt dann in alphabetischer Folge unter der Überschrift „Wie muß es heißen?" eine Liste grammatikalisch-stilistischer Zweifelsfälle und an-

schließend eine Liste von Worterklärungen, erörtert „Altertümliches in der Kaufmannssprache", bespricht Wendungen, die vom Rotwelsch, vom Latein, vom Italienischen, vom Französischen, vom Englischen her beeinflußt sind, setzt sich zusammenfassend mit dem Schwulst im Kaufmannsdeutsch auseinander und erweist schließlich noch — seine Kritik nach der positiven Seite ergänzend — an einer stattlichen Zahl von Beispielen die der Kaufmannssprache eigene Bildkraft. — Schon mittlere Büchereien sollten das Bändchen als Ergänzung zu Wasserziehers „Schlechtem Deutsch" (vgl. 7. Jg. dieser Zeitschrift S. 51; die 4. Auflage ist soeben erschienen) einstellen. E. Ackerknecht.

Naumann, Hans: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Vom Naturalismus bis zum Expressionismus. 3. ern. Aufl. Stuttgart: Metzler 1927. 384 S. Lw. 10,—.

Wir haben das schöne Buch bereits besprochen (Jg. 7, S. 88), und es dürfte mittlerweile in den meisten Volksbüchereien angeschafft sein. Inzwischen ist die 3. Auflage erschienen, die in allem Wesentlichen unverändert durch einige Zusätze vermehrt und auf die Gegenwart fortgeführt ist. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß die eingetretene Beruhigung der allgemeinen Zustände auch eine Beruhigung der Kunst mit sich führte, daß man jedoch aus dem Verschwinden des allzulauten Gebahrens nicht den Schluß ziehen dürfe, hiermit sei auch der „neue Stil" verschwunden. — Wir erhoffen freilich einmal von diesem Buche eine Umarbeitung, welche die früher erwähnten Lücken schließt, aber man wird auch von dem vorliegenden sagen dürfen, daß es nach wie vor die beste Literaturgeschichte der neuesten Zeit ist und neben den beiden Bänden des Soergel nirgends fehlen sollte. W. Schuster.

Schneider Wilhelm: Deutsche Kunstprosa. Übungen des Sprach- und Stilgefühls an Prosastücken aus dem 19. Jahrhundert. Leipzig: Quelle & Meyer 1926. 56 S.*)

Das sehr lehrreiche Büchlein (aus der von Wenz herausgegebenen Sammlung „Deutschkundliche Bücherei") versucht, an sechs Stilproben großer deutscher Prosakünstler (Goethe, Heine, Kleist, Stifter, Keller, Nietzsche) solchen Lesern, die an ihrem eigenen Stil planmäßig arbeiten wollen, das Auge für die individuellen stilbildenden Tendenzen und für die Beherrschung der entsprechenden Mittel zu schärfen. Besonders aufschlußreich ist die Gegenüberstellung von Heines Schilderung des Amphitheaters in Verona und von Goethes Beschreibung derselben Örtlichkeit. In der Einleitung gibt Schneider allgemeine Winke zu Stilübungen (Aufzählung typischer Stilprobleme und Formbegriffe), und jedem Beispiel läßt er ausführliche Analysen folgen. Unterstreichen möchte ich seine Forderung, die zu analysierenden Beispiele jeweils laut zu lesen. — Das Büchlein sei namentlich auch unserem jüngeren Büchereipersonal zu gründlichem Studium empfohlen.
E. Ackerknecht.

Sinclair, Upton: Die goldene Kette oder die Sage von der Freiheit der Kunst. Berlin: Malik 1927. 422 S.

Die historisch-materialistische Forschung hat (abgesehen von Gelegenheitsarbeiten Plechanows, Rosa Luxemburgs, Trotzkis, Mehrings, Anna Siemsens und dem Buch von Lou Märten) sich schon von jeher aus guten Gründen nicht gerne mit Literaturgeschichte befaßt. Sinclair greift mit den folgenden, vom Standpunkt des historischen Materialismus übrigens anfechtbaren, mindestens ergänzungsbedürftigen Thesen in das Wespennest: 1. Der Künstler ist ein soziales Produkt; seine Psychologie und die seines Werkes wird von den zu seiner Zeit herrschenden wirtschaftlichen Kräften bestimmt. 2. Der anerkannte Künstler ist ein Mensch, der mit den herrschenden Klassen sympathisiert und deren Interessen und Idealen seine Stimme leiht. — Zum Beweis werden gegen hundert literarische Persönlich-

*) Vgl. die Besprechung Jg. 7 dieser Zeitschrift S. 90.

keiten und Erscheinungen in je einem Kapitel analysiert (wobei sich übrigens die erste These fruchtbarer erweist als die zweite), eine Methode, die glücklich erscheint, weil sie genügend Material beibringt, um Sinclair gegen den Vorwurf der Willkür zu schützen, und weil sie andererseits dem Leser die Langeweile erspart, die ihn bei den meisten Literaturgeschichten aus jenen Kapiteln anweht, die der Verfasser nur der chronologischen Vollständigkeit halber geschrieben hat. — Was Sinclair auf ein paar Seiten über Molière oder Tolstoi oder Robert Burns oder Maupassant oder Flaubert oder Keats aus sagt, rechtfertigt tatsächlich den Anspruch des Buches, trotz seiner zwanglos-ironischen Form als Lehrbuch zu gelten, und legt den Wunsch nahe, daß „Die goldene Kette" für manchen ernsteren Leser an die Stelle der Eulenbergschen „Schattenbilder" trete, deren beste Stücke zwar auch sehr instruktiv sind, die aber doch viel Nur-Belletristisches enthalten. Als Ganzes setzt das Sinclairsche Buch jedoch leider eine zu große Vertrautheit mit der Literatur im allgemeinen und der modernen angelsächsischen Literatur im besonderen, sowie mit der essayistischen Kunstsprache voraus, als daß es für kleine Büchereien in Betracht käme. E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Spiero, Heinrich: Deutsche Köpfe. Bausteine zur Geistes- und Literaturgeschichte. Darmstadt: Hofmann 1927. 391 S.

Um den Titel „Deutsche Köpfe" zu rechtfertigen, sind die hier behandelten Schriftsteller doch z. T. nicht repräsentativ genug und auch die Behandlung in ihrer literarhistorisch-kleinmeisterlichen Art reicht dazu nicht aus. Manche dieser Namen werden vielen Lesern ganz unbekannt sein. Dennoch werden große Büchereien den Band für literarisch interessierte Leser einstellen können, weil er neben den beiden größeren Aufsätzen „Die großen Schriftsteller" und „Preußischer Realismus" (dieser für die lokale Literaturgeschichte Berlins wichtig) biographisches Material und zusammenfassende Würdigungen einer ganzen Reihe von Schriftstellern gibt, die in der volkstümlichen Bücherei gelesen werden. Allerdings: sehr tief geht Spiero nicht und auch sein Stil leistet sich gelegentlich Plattheiten. Behandelt werden unter anderen: Ernst Wichert, Max Eyth, Hans Hoffmann, Isolde Kurz, Liliencron, Falke, Sudermann, Georg Reicke, Frenssen, Fritz Stavenhagen, Gorch Fock. W. Schuster.

Stammler, Wolfgang: Von der Mystik zum Barock. 1400—1600. Stuttgart: Metzler 1927. 554 S. Geh. 15,—. Lw. 17,—.

Als Literaturgeschichte im engeren Sinne, wie sie hier angewandt wird, läßt sich weder das 15. noch das 16. Jahrhundert leicht behandeln. Die Literatur besitzt in diesen Zeiten kaum einen Eigenwert, oder doch nur für einige wenige Formen, und deshalb wird man ihr nur gerecht, wenn man sie einbettet in die politischen und gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und religiösen Wandlungen dieser als Ganzes gesehen überreichen Epoche. Die Ansätze Stammlers in dieser Richtung reichen nicht aus. In seiner Begrenzung aber hat er ein sehr reiches Werk geliefert, dessen große Gelehrsamkeit nicht hindert, daß es leicht und erfreulich zu lesen ist. Wer einen zuverlässigen und dabei interessanten Führer durch die beiden an Namen reichen, an großen Dichtern armen Jahrhunderte sucht, wird ihn nirgends besser finden als hier. Eine breitere Wirkung hätte Stammler seinem Buch gesichert, wenn er aus der — doch selbst vielen Gelehrten unbekannten — lateinischen Humanistendichtung zahlreichere und ausführlichere Proben geboten hätte. Seine glückliche Gabe zur Nachdichtung hätte dem Buche dadurch einen besonderen Wert verliehen. Der Abschnitt über das „Volkslied" hätte mehr bringen können; sehr schön ist die Darstellung des Erasmus. Im Grunde liegt Stammler überhaupt mehr die gepflegte und differenzierte Kunst. Das spürt man doch durch. — Größere Büchereien werden diese ausführlichere Darstellung der beiden sonst meist etwas stiefmütterlich behandelten Jahrhunderte anschaffen.
W. Schuster.

Wert und Ehre deutscher Sprache. In Zeugnissen hrsg. von Hugo von Hofmannsthal. München: Bremer Presse 1927. 279 S. Geh. 7,—. Lw. 10,—.

Mit einer kleinen, schönen Vorrede Hofmannsthals ausgestattet bringt der Band Gedanken über die deutsche Sprache von J. G. Schottel, Leibniz, Justus Möser, Wieland, Herder, Goethe, Jean Paul, W. v. Humboldt, Fichte, Adam Müller, E. M. Arndt, Jac. Grimm, und somit dürfte wirklich das Schönste und Beste zusammengetragen sein, was zum Preise der deutschen Sprache gesagt worden ist. „Das Leben und die Schönheit der Sprache liegt in der unaufhörlichen liebevollen Wechselwirkung zwischen geselliger und individueller Sprachschönheit, zwischen dem Hochdeutschen und den Dialekten, zwischen den adligen und bürgerlichen Wörtern und Sprachwendungen, zwischen dem Sprachcourant und der Sprachscheidemünze", sagt Adam Müller einmal. Es ist den meisten, welche sich mit der Literatur beschäftigen, noch nicht aufgegangen, daß es in der Dichtung sehr ähnlich ist. So steht nicht nur viel Schönes, sondern auch viel Nachdenkliches in dem Buche — für den nachdenklichen Leser. Wer auf solche rechnen darf, sollte es anschaffen. W. Schuster.

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Deutsche Lande, deutsche Kunst. Berlin: Deutscher Kunstverlag 1926—28.

Beyse, Otto: Hildesheim. Mit 79 Taf. Kart. 5,—. Geb. 7,50.

Krüger, Franz: Lüneburg. Mit 54 Taf. Kart. 4,—. Geb. 6,—.

Bissinger, Eduard: Erfurt. Mit 78 Taf. Kart. 4,—. Lw. 6,—.

Dobach, W. F.: Mainz. Mit 78 Taf. Kart. 4,—. Geb. 6,—.

Burmeister, Werner: Mecklenburg. Mit 134 Taf. Kart. 9,—. Geb. 12,—.

— Wismar. Mit 46 Taf. Kart. 4,—. Geb. 6,—.

Adler, Fritz: Stralsund. Mit 46 Taf. Kart. 4,—. Geb. 6,—.

— Westpommern. Mit 78 Taf. Kart. 3,50. Geb. 5,50.

Fredrich, Carl: Stettin. Mit 46 Taf. Kart. 3,50. Geb. 5,50.

Schmitt, Otto: Mittelpommern. Mit 100 Taf. Kart. 3,50. Geb. 5,50.

— Ostpommern. Mit 78 Taf. Kart. 3,50. Geb. 5,50*).

Die schönen und ihrem Preise nach auch kleinen Büchereien erschwinglichen Bilderbücher zur Landeskunstgeschichte sind nicht nur durch die wunderschön wiedergegebenen Aufnahmen der Berliner Staatlichen Bildstelle, sondern auch durch ihren vorbildlichen Begleittext ausgezeichnet. Dieser gibt erst einen kurzen Abriß der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung des Landes bezw. der Stadt, darauf die der bildenden Kunst, und zwar neben der Architektur gelegentlich auch Plastik, Malerei und Kunstgewerbe streifend. Er ist einfach und klar gehalten, die Lektüre daher ein Genuß. Außer den uns vorliegenden ist noch Potsdam erschienen, Berlin, Ulm, Rostock in Vorbereitung. Hoffentlich folgen die andern deutschen Landschaften und die wichtigsten Städte bald nach. Es ist nur die ältere Kunst berücksichtigt. Die immer noch recht sporadisch auftretende gute neuere Baukunst zu sammeln und billig herauszugeben, wäre auch eine Aufgabe der Staatlichen Bildstelle. Die landschaftliche Abwandlung würde sich als sehr geringfügig gegenüber der der alten Zeit ausweisen. — Die deutschen Volksbüchereien sollten das schöne Unternehmen nach besten Kräften unterstützen. W. Schuster.

*) Die letzten 5, Pommern umfassenden Bände auch als **ein** Band erhältlich unter dem Titel „Pommern". Geb. 17,50.

Kampmann, C.: Die graphischen Künste. 4., verm. u. verb. Aufl. Neu bearb. von E. Goldberg. Mit zahlr. Abb. u. Beil. (Sammlung Goeschen Bd 75.) Berlin: de Gruyter 1927. 138 S. Geb. 1,50.

Eine auch dem Laien verständliche klare Einführung in das Gebiet der Reproduktionstechnik und der Vervielfältigungsverfahren, die an zahlreichen Abbildungen und zum Teil mehrfarbigen Kunstdruckbeilagen anschaulich erläutert werden. Über Typographie, Lithographie, Tiefdruck, Hochdruck und Flachdruck sowie über die mechanischen Reproduktionsverfahren wird alles wissenswerte mitgeteilt. Größere Büchereien können das Büchlein als Übersicht gern einstellen.

W. Eggebrecht (Stettin).

Werner, Theodor Wilhelm: Musik in Frankreich. Mit 26 Bildern. Breslau: Hirt 1927. (Jedermanns Bücherei. Abt. Musik.) 148 S. Geb. 3,50.

Die Darstellung reicht von den Anfängen im Mittelalter, die ältesten Denkmäler als Grenze genommen, bis an die Jahrhundertwende. Sie berichtet über die Musik in den geistlichen Spielen, die der Troubadours, die immer noch dunkle „ars nova“, dann über die niederländischen Einflüsse und kommt schließlich zu der im eigentlichen Sinne französischen Musikform: der Oper, oder schlechthin: dem musikalischen Drama. — Die älteren Epochen sind im allgemeinen selbst dem gutwilligen Laien nur schwer zugänglich; auch eine andere als die vorliegende Art, diesen spröden Stoff zu vermitteln, hätte sicher nicht viel mehr Erfolg. Ganz bestimmt aber ist die philologische Forscherhaltung des Verfassers etwa für die Zeit der beginnenden Oper und ihrer Entfaltung im 18. und 19. Jahrhundert unzureichend. Die Fülle des Materials erdrückt den Leser, was übrigens auch an anderen Veröffentlichungen dieser Sammlung zu beobachten ist (sie hat auch, wie man aus manchen Satzkonstruktionen schließen kann, den Verfasser arg bedrängt). Vermutlich aus dem gleichen Grunde blieb das in der Einleitung mitgeteilte Vorhaben, die Musik „im Zusammenhang mit dem Kulturganzen zu zeigen“, Wunschbild: Die spärlichen historischen Angaben geben nicht einmal eine kulturhistorische Folie. — Beschränkung wäre auch hier Gewinn gewesen. Wie hätte der mittelalterliche Troubadour lebendig werden können! Oder die Oper am Hofe des 18. Jahrhunderts! Es kommt ja doch darauf an, den Geist einer Musik, wenn nun schon der literarische Weg beschritten wird, zu erfassen; der Laie vermag das, zumal ihm die musiktheoretische Schulung fehlt, selbst mit Hilfe der Musik, geschweige denn aus den Fakten der Musikgeschichte allein keineswegs! — Für die letzten 20 bis 30 Jahre fehlen leider jegliche Angaben. — Eine Musikbücherei wird das Buch bei ihrem spezialisierten Bestande entbehren können. Um eine Lücke zu füllen, wird die große Bücherei es vielleicht einstellen. Als Bildungsschrifttum ist es für uns im allgemeinen nicht recht verwertbar.

W. Engelhardt (Berlin).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Deutsches Grenzland Oberschlesien. Ein Literaturnachweis. Hrsg. von Karl Kaisig, Hans Bellée und Lena Vogt. Gleiwitz: Verband oberschlesischer Volksbüchereien E. V. 1927. XIII, 616 S.

Dieses Dokument geschichtsfreudiger Heimatliebe, staunenswerten Fleißes und bücherkundlicher Umsicht wird gewiß von allen, die sich eingehender mit der Erforschung oberschlesischer Verhältnisse zu befassen haben, als eine überaus dankenswerte Bereicherung der bibliographischen Hilfsmittel begrüßt werden. Es bietet in sorgfältiger sachlicher Gliederung 6000—7000 Titel von Büchern (einschließlich Landkarten) und Aufsätzen, die sich auf die Geschichte, das Geistesleben, die Volkskunde, das Gesundheitswesen und die Wohlfahrtskunde Oberschlesiens, auf besondere Naturereignisse in Oberschlesien und auf die oberschlesische Frage und ihre Lösung beziehen. (Beiseite gelassen sind dagegen das naturwissenschaftliche, das

volkswirtschaftliche und das technische Schrifttum Oberschlesiens sowie die oberschlesische Belletristik.) Besondere Bedeutung dürfte der Abteilung Volkskunde zukommen, von der mit Recht im Vorwort hervorgehoben wird, daß sie — dank vor allem der oberschlesischen Lehrerschaft — nachhaltigen Gewinn gezogen habe aus der Förderung, die dem oberschlesischen Heimatschrifttum durch die Abstimmungszeit widerfahren sei. Eine hervorragende Leistung sind auch die drei Register des Buches, das über hundert zweispaltige Großoktavseiten umfassende Register der Personennamen, das fast 50 ebensolche Seiten lange geographische Register und das 25 Seiten lange Sachregister, das gewissermaßen als ergänzendes Stichwortregister dient, da es „diejenigen Begriffe enthält, die nicht unmittelbar aus der sachlichen Einteilung der Titel selbst hervorgehen". — Die größeren ostdeutschen Büchereien zum mindesten werden das verdienstvolle Werk unter den Nachschlagewerken ihrer Lesezimmer nicht entbehren können.

E. Ackerknecht.

Huber, W.: Politische Geographie. Eine Auswahl, zusammengestellt zur Einführung in geopolitisches Denken. München: Oldenbourg 1927. 88 S.

Erst seit dem Weltkriege hat politisch-geographisches Denken in Deutschland stärkere Beachtung gefunden, nachdem der Versailler Frieden den Lebensraum des deutschen Volkes in verhängnisvollster Weise beschnitten hat. Die politische Geographie ist heute zu einem bedeutenden Zweig der Geographie geworden und nicht nur für jeden Staatsmann, sondern auch für jeden Staatsbürger, der sich über die Grundlagen eines Staatsorganismus klar werden und die Grundlagen der politischen Weltgeschehnisse erkennen will, ist die Vertrautheit mit ihren Ergebnissen unumgänglich. Das vorliegende Bändchen will nur die erste Anregung zum geopolitischen Denken vermitteln in Form einer Auslese von wichtigen Beobachtungen, die aus den Werken der bedeutendsten Geographen, die sich mit politischer Geographie befaßt haben (Ratzel, Maull, Kjellen, Haushofer, Supan) geschöpft sind. Das Büchlein könnte auch in kleinen Volksbüchereien gute Dienste leisten, wenn die vielen Fremdwörter nicht für den unvorgebildeten Leser eine starke Hemmung bedeuten würden.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Schlicht, Oscar: Die Kurische Nehrung in Wort und Bild. Mit 125 Abb. und Plan im Text. 2. Aufl. Königsberg i. P.: Gräfe & Unzer 1927. 180 S.

Der als Teilband der „Ostpreußischen Landeskunde in Einzeldarstellungen" herausgegebene Band behandelt in allgemeinverständlicher Weise eines der bedeutendsten und seltsamsten Naturdenkmäler Deutschlands, den schmalen, langgestreckten, wüstenartigen Landstreifen, der die Ostsee vom Kurischen Haff trennt. Der Verfasser beschreibt zunächst den geologischen Aufbau und die Entwicklungsgeschichte, sodann die Oberflächengestaltung und den Charakter der Wanderdüne, um dann die Geschichte und Kulturgeschichte der Bewohner der Nehrung und die Tierwelt zu schildern. Im letzten Abschnitt tritt er mit dem Leser eine Wanderung an von dem einen Endpunkt der Nehrung bis an den anderen, wobei er die Lage der einzelnen Siedlungen und die Beschäftigung und Eigenart der Bewohner eingehend beschreibt. Die treffliche Heimatkunde ist allen Volksbüchereien zur Anschaffung zu empfehlen.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Hartmann, R.: Im neuen Anatolien. Reiseeindrücke. Mit 65 Abb. auf 32 Taf. Leipzig: Hinrichs 1928. IV, 148 S.

Im Frühjahr 1927 wurde es dem Verfasser ermöglicht, zur Vertiefung seiner Forschungen über ältere und neuere osmanische Geschichte eine mehrmonatige Reise nach dem Schauplatz der Geschichte des Türkenreiches anzutreten. Es lag dem Verfasser vor allem auch daran, den Umgestaltungsprozeß des neuen türkischen Nationalstaates kennen zu lernen und eine Vorstellung zu erhalten von den energischen

Anstrengungen, mit denen die neuen Machthaber bemüht sind, ihren Staat zu einem selbständigen, an den großen Kulturaufgaben der westeuropäischen Zivilisation mitarbeitenden Gliede der Gemeinschaft der Völker zu machen. Obwohl der Verfasser mit dem sicheren Rüstzeug historischer Forschung und geographischer Kenntnis ausgestattet den Spuren des geschichtlichen Werdens nachgegangen ist, so ist sein vorliegender Reisebericht dennoch keine abgerundete wissenschaftliche Abhandlung, sondern bewußtermaßen eine lebensvolle Darstellung des Gesehenen und Erlebten auf seiner Reise, die von Konstantinopel ausging, die Städte Brussa, Eski-Schehir, Angora und Konia berührte und von dort aus zurück an die Küste nach Smyrna ging, um nur die größeren Etappen der Reiseroute zu nennen. Im fesselnden Schlußkapitel skizziert er seine persönliche Auffassung von dem neuen Kurs in der Reichsverwaltung, den er im allgemeinen günstig beurteilt, der aber doch zuweilen den Europäer grotesk anmutet, weil es unmöglich ist, binnen kurzer Zeit auf allen Gebieten gleichmäßig den Umwandlungsprozeß durchzuführen. — Das Buch ist leicht verständlich geschrieben, besonnen in der Kritik und berührt besonders wegen seiner Abneigung gegen jede journalistische, nach Sensation haschende Berichterstattung angenehm. Zur Orientierung über die neue Türkei ist es eine äußerst dankenswerte Veröffentlichung, die den Volksbüchereien zur Anschaffung sehr zu empfehlen ist. H. Horstmann (Gleiwitz).

Houben, H. H.: Der Ruf des Nordens. Abenteuer und Heldentum der Nordpolfahrer. Mit 11 Abb. u. 6 Ktn. Berlin: Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag 1927. 320 S.

Die Eroberung des Nordpols und die Erforschung der Polarländer bilden das Thema dieses Buches. In geschichtlicher Folge werden die wechselvollen Schicksale, Abenteuer, Leiden, Erfolge der großen Polarreisen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart geschildert. Houben bedient sich der Nacherzählung; Zitate aus den Originalreisewerken sind nur selten verwandt. — Das Buch eignet sich für Volksbüchereien aller Größen, ebenso für Jugendbüchereien.

K. Löffler (Berlin).

Moltke, Helmuth Graf von: Briefe aus der Türkei. Ausgew. u. eingel. von Max Wieser. Mit Bildnis u. 3 Ktn. Hamburg-Großborstel: Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1928. 237 S. Geb. 2,80.

Wir wissen dem Herausgeber Dank dafür, die unvergleichlichen Reiseschilderungen Moltkes, die zu dem Schönsten und Wertvollsten der deutschen Prosaliteratur gehören, in einer auf einen breiteren Leserkreis berechneten Auswahl zusammengestellt zu haben. Neunzig Jahre trennen uns von der Zeit, da der preußische Hauptmann Moltke in schwieriger, verantwortungsvoller Stellung unter Überwindung nicht geringer Strapazen von Konstantinopel aus Kleinasien und Mesopotamien bereiste, immer mehr hat seitdem der nahe Orient in damals noch nicht geahnter Weise an historisch-politischer Bedeutung zugenommen und damit das Interesse an der türkisch-islamischen Welt, die er in den Reisebriefen mit unbestechlichem, staatsmännischem Blick für das Wesentliche und mit künstlerischem Maß gesehen hat. Nur selten steigert sich der monumental-sachliche, aber nie der Nüchternheit verfallende Stil der Briefe zum Ausdruck persönlichen Erlebens; aber bei den seltenen Gelegenheiten, wo dies der Fall ist, da wird der anscheinend kühle, ruhige Beobachter zum begnadeten Phantasiemenschen, ja zum Dichter. — Die neue wohlfeile Ausgabe der Moltkeschen Briefe, die sich anderen Veröffentlichungen der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung würdig an die Seite stellt, kann allen Büchereien, auch den kleinsten, vorbehaltslos empfohlen werden.

G. Fritz.

7. Naturwissenschaft, Technik.

Goldschmidt, Richard: Die Lehre von der Vererbung. Mit 50 Abb. Berlin: Springer 1927. 217 S. Lw. 4,80.

Der bekannte Forscher gibt eine Einführung in das Wissensgebiet der Vererbungslehre, die den Leser auch mit den neueren Forschungsergebnissen vertraut macht. In folgerichtigem und klarem Aufbau wird die heute schon sehr verzweigte Wissenschaft in ihren Grundzügen entwickelt. Im einzelnen handelt es sich um die Unterschiede von Erscheinungsbild und Erbbild, die Unbeeinflußbarkeit reiner Linien durch Umwelteinflüsse oder Auswahl, um Variationen, Rassengemenge und die Auslesemöglichkeit hierbei. Die Zellen, Chromosomen, Keimzellen und ihre Reifung werden betrachtet, die Mendelschen Gesetze in einfacher Form und für mehrere Eigenschaftspaare auseinandergelegt und mit der Chromosomenforschung in Einklang gebracht. Weiterhin wird der Erbeinheitenaustausch in den Chromosomen, die Geschlechtsbestimmung in ihren verschiedenen Formen, das Zusammenwirken der Erbanlagen und die Lehre von der Summenbildung gleichgearteter Erbeinheiten, deren Verfechter der Verfasser ist, eingehend dargelegt. Die Behandlung der Sprungänderungen (Mutationen) und ein Ausblick auf die menschliche Erbbeeinflussung schließen das Buch ab. — Das Werk entwickelt in geschickter Weise die nicht leicht durchschaubaren Sachverhalte. Es kommt trotzdem vorwiegend für Leser in Betracht, die sich schon mit diesen Fragen beschäftigt haben und gewillt sind, dem Stoff ernsthaft zu Leibe zu gehen. Der geschmackvolle Einband des Buches verdient besondere Erwähnung. Für mittlere und größere Büchereien. C. Barth (Stettin).

Guenther, Konrad: Die Welt der Urtierchen. Berlin: Ullstein 1927. 115 S. Hlw. 1,35.

Die einfachsten Lebewesen, die nur aus einer Zelle bestehen, will das Buch dem Leser näherbringen. Jedoch nichts weniger als Einförmigkeit entfaltet sich vor dem geistigen Auge, wenn die farbige und bewegte Welt der Lebensformen daran vorbeizieht, die auf ihre Weise fast mit allen den Seinsbedingungen und Lebensfragen verknüpft ist, die sonst aus der nichtmikroskopischen Natur bekannt sind. Der Verfasser benutzt die gute Gelegenheit, um an dieser Stelle die Fragenkreise der Urzeugung, der Fortpflanzung, der Sterblichkeit u. ä. anzuschließen und geht zuletzt auf die Formen der Urtiere ein, die als Krankheitserreger eine besondere und verhängnisvolle Bedeutung besitzen. — Seine volkstümlich gehaltene Art und frische Schreibweise machen das Buch für alle Büchereien geeignet.

C. Barth (Stettin).

Voigts, Heinrich: Luftelektrizität. Mit 54 Abb. Berlin: Salle 1927. 74 S. Hlw. 2,40.

Das Buch gliedert sich in drei Hauptabschnitte. Es werden zunächst die Wege und Mittel besprochen, um das elektrische Spannungsgefälle auf den laufenden Meter Lufthöhe zu bestimmen. Die Feststellung und Messung der Luftleitfähigkeit und die Luftionisierungsursachen bilden den Gegenstand des zweiten Hauptstückes, dem schließlich die Besprechung der Gewittererscheinungen folgt. Es werden in diesen Abschnitten Anleitungen für eigene Beobachtungen gegeben, die jedoch mit Nutzen nur von Lesern verwertet werden können, die eine gewisse Vorbildung mitbringen; dasselbe gilt auch für Ableitungen mit Hilfe höherer Mathematik, die an einer Stelle eingestreut sind. — Das Buch kommt daher nur für größere Büchereien in Frage. C. Barth (Stettin).

Witting, Emil: Auf der Hochwildbahn im Karpathenurwalde. Mit 90 Abb. Neudamm: Neumann 1928. 374 S. Lw. 16,—.

Von Wald, Wild und Jagd im Siebenbürgischen Lande erzählt das Buch. Die große Gliederung stellt den einzelnen Hauptstücken jeweils den Namen eines

Wildes voran. Um Auerhahn, Rehbock und Bär, um Gamsbock, Adler, Geier und Hirsch rankt sich die farbenfreudige Schilderung, nimmt sich Haselhuhn, Wildsau, Wolf und Luchs zum Leitbild. — Aber nicht die Jagdplauderei im üblichen Sinne ist es, die der Verfasser hier zu geben vermag. Seine Schaukraft befähigt ihn, unter dem äußeren Gegenstande des Jagderlebnisses den ganzen innerlichen Gehalt der Karpathenlandschaft, seiner Tier- und Pflanzenkinder und seiner Bewohner einzufangen und in künstlerisch vollendeter Form zu gestalten. Die seltene Vereinigung von gediegenem Sachwissen und Erfahrung mit erstaunlicher Einfühlungsfähigkeit und Schwungkraft, die alle Trockenheit meidet, und mit hervorragender Sprachgewalt, wie sie einem Löns seinerzeit verliehen war, scheint hier ihre Auferstehung gefunden zu haben. In bildkräftiger Plauderei weiß der Verfasser den Ton jeweils der Stimmung anzupassen. Bald anmutig, bald beschaulich und nachdenklich, bald humorgetränkt und manchmal recht derb ist die Grundfärbung gehalten und mit den Glanzlichtern eigenkräftiger Sprachwendungen, die scharftreffend kennzeichnen, geziert. — Die Zeichnungen von Rolf Winkler, München, passen sich in den Rahmen würdig ein. — Im ganzen ein Buch, das unter bescheidenem Gewande hohen inneren Wert birgt und das für alle Büchereien wärmstens zu empfehlen ist. C. Barth (Stettin).

Jellinek, O.: Das Holz und die Technik. Mit 29. Abb. Stuttgart: Dieck 1927. 78 S. Hlw. 2,50.

Ein Querschnitt durch die heutige technische Holzverwertung. Er beginnt bei der Holzwirtschaft im Walde, die natürlich hier nur vom betriebstechnischen Standpunkt gesehen erscheint, und geht dann über zur Schnittholzverarbeitung, Papier- und Zellstoffgewinnung, zu den vier hauptsächlichen Verfahren, Kunstseide herzustellen, und schließt mit der Darstellung der Holzverzuckerung und Futtermittelherstellung. — Kurz, klar und bündig geschrieben, ist das Buch wohl geeignet, einen schnellen Überblick über den heutigen Stand der Holzverarbeitung in allen ihren Zweigen zu vermitteln. Für alle Büchereien geeignet.
C. Barth (Stettin).

C. Schöne Literatur.

I. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Avenarius, Ferdinand: Balladenbuch. Erneuert von Hans Böhm. Mit Werken deutscher Graphik vom 15. bis zum 20. Jahrhundert hrsg. vom Kunstwart. München: Callwey 1927. 355 S. Geb. 7,50.

Böhm hat das Balladenbuch von Avenarius, das schon lange nicht mehr in unsere Zeit passen wollte, fast ganz neu aufgebaut, und diese gewiß nicht leichte Aufgabe ist ihm völlig gelungen. Viel Mittelmäßiges ist gestrichen und durch gute Gedichte ersetzt worden, wobei in besonderem Maße moderne Dichter herangezogen sind, Engelcke, Klemm, Agnes Miegel, Paquet, Petzolt, Ulitz, Werfel u. a. Die Bilderauswahl ist ebenfalls ausgezeichnet und es war ein guter Gedanke, Graphik zu nehmen, weil sie viel günstigere Reproduktionsmöglichkeiten hat als Gemälde und sich zur Buchillustration am besten eignet. So kann das Balladenbuch allen Büchereien warm empfohlen werden. R. Joerden (Stettin).

Tanzlieder Neidharts von Reuental. Mit den gleichzeitigen Melodien hrsg. von Konrad Ameln und Wilhelm Rößle. Jena: Diederichs 1927. 87 S. (Deutsche Volkheit.)

Dies Bändchen „will nicht bloß ein Lesebuch, sondern ebenso sehr ein Singbuch sein, wenn nicht vielleicht sogar einige der Lieder zum Reigen wiedererweckt werden können". Es bringt die 13 Lieder Neidharts, zu denen Melodien erhalten sind, nebeneinander in mittelhochdeutscher Fassung und neuhochdeutscher Übersetzung mit ihren Weisen, Tanzlieder in einer Mischung von höfischen und volkstümlichen Elementen, wie sie so lebensvoll nur der Antipode Walthers, der ritterliche Vorsänger

der Bauern und Parodist des den Ritter spielenden Bauern, geschaffen hat. Die Melodien sind in moderner Notenschrift wiedergegeben. Dem Mangel der heutigen Notierung in der Bezeichnung der Vielgestaltigkeit der Melodien, die die verschiedenartige alte Notifizierung besser verdeutlichte, helfen die guten Anweisungen der Herausgeber für den Gesang der Lieder ab.

W. Möhring (Berlin).

Werfel, Franz: Gedichte. Berlin: Zsolnay 1927. 467 S. Lw. 11,—.

Das Gedichtbuch, zugleich 1. Band der Gesammelten Werke des Dichters in Einzelausgaben, enthält die vom Dichter selbst getroffene Auswahl aus seinem bisherigen lyrischen Schaffen, dazu bisher unveröffentlichte Gedichte der letzten Zeit. Werfel durchläuft eine sich hier klar abzeichnende Entwicklung, welche typisch für den Ablauf unserer neueren Literatur ist. Zeigen die ersten Gedichte in leichten Impressionen den der Welt vertrauensvoll zugewandten, aufgeschlossenen Jüngling mit ersten, noch unklaren Anzeichen der heraufsteigenden Wende, so bricht schon im zweiten Bande („Wir sind". 1911—12) das neue, metaphysische Grundgefühl durch, die Sprache wird voller, geballter und erreicht in der dritten Sammlung („Einander" 1913—14) ihre ganze Kraft. Im „Gerichtstag" (1915—17) liegt der Höhepunkt des Werfelschen Expressionismus der äußeren Form nach: die Weltkatastrophe begünstigt das rhetorische Element. Schon in den „Beschwörungen" (1918—22) tritt Beruhigung, Vertiefung und mystische Verinnerlichung ein: der Dichter hat sein „drittes Reich" im Seelischen gefunden. Die entsagenden Züge verstärken sich in dem jüngsten Teil, den „Neuen Gedichten", indem die in der Sturmzeit so wild und anklagend erhobene ethische Forderung sich nach innen wendet. Der schöne Band, mit der oft hinreißenden Schönheit seiner Bildersprache, sollte in keiner Bücherei fehlen, welche überhaupt Leser für neuere Lyrik zu gewinnen versteht. W. Schuster.

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Sanct Brandans Meerfahrt. Das Volksbuch, erneuert von Richard Benz. Jena: Diederichs 1927. 79 S. (Deutsche Volkheit.)

Die Legende von dem irischen Nationalheiligen Brandan, dessen Wirken die Sage schon früh mit einer großen Meerfahrt und den irischen Schifferfabeln in Verbindung gebracht hat, wurde durch die Ausbildung einer lateinischen Legende im 11. Jahrhundert allgemein europäisches Gut. Auch in Deutschland bemächtigten höfische Poesie und Spielmannsdichtung sich des Stoffes, wandelten ihn in weltlich-abenteuerlicher Umformung, bis er im 15. Jahrhundert, in Prosa aufgelöst, in ein deutsches Volksbuch einging. An die ursprünglichste Prosafassung knüpft diese Erneuerung der Fabel an. Sie verzichtet dabei auf Wiederherstellung eines philologisch genauen Textes, sucht vielmehr eine Gestalt der Fabel, wie sie unaufgeschrieben im Volksbewußtsein lebendig gewesen sein mag, und fügt ohne Bedenken hinzu, was die Volksbuchfassung zufällig weggelassen hat, soweit es den Charakter des Mythos unterstreicht. W. Möhring (Berlin).

Goncourt, E. und J. de: Dienstmädchen Germinie Lacerteux. Aus dem Franz. von Kurt Kersten. Berlin: Laub 1928. 283 S.

Der berühmte Roman der Brüder Goncourt, welcher als erster „Proletarier-Roman" im eigentlichen Wortsinn ein neues Stoffgebiet eroberte und als unmittelbarer Vorgänger der sozialen Romane Zolas gelten darf (erschienen 1865), ist von dem Verlage neu aufgelegt, weil er so als ein Standwerk der „Arbeiterdichtung" bezeichnet werden kann. Gewiß hat er über dieses historische Interesse hinaus auch heute in der realistischen Zeichnung der kleinbürgerlichen und proletarischen Enge, ihrer Tanzkaschemmen und Spitäler einen aktuellen Wert, obwohl die Welt in manchen Dingen ihr Antlitz inzwischen doch zum Vorteil verändert hat (Krankenhäuser). — Germinie führt ein Doppelleben als treues Dienstmädchen eines alten, sehr sicher gezeichneten adligen Fräuleins und als von dumpfen erotischen Trieben

beherrschter Mensch. Und diese Triebe stürzen sie in schreckliche Wirrnisse, in denen sie, tiefer und tiefer verstrickt, elend zu Grunde geht. Nicht soziales Mitleid, sondern ein kaltes „wissenschaftliches" Interesse, verbunden mit energischem und äußerst bewußtem Ringen um die Form treibt die Dichterbrüder zu ihrem Stoffe. Die Behandlung ist die des psychologischen Romans; trotz des Reichtums der Geschehnisse im Einzelnen ist das Buch deshalb für den einfachen Leser eine schwere Kost. Der Übersetzer fügt eine gute Würdigung des Werkes in einem Nachwort an. — Büchereien in industrieller Gegend sollten das Buch anschaffen.

W. Schuster.

Hauptmann, Carl: Einhart der Lächler. Roman. Berlin-Grunewald: Horen-Verlag 1928. 432 S. Lw. 7,80.

Die Neuausgabe der Werke Carl Hauptmanns gibt Gelegenheit, auch diesen Roman erneut zu überprüfen, und es darf gesagt werden, daß er dieser Prüfung Stand hält. Einhart der Künstler, Sohn des übersteifen Geheimrats und der Mutter aus Zigeunerblut, ist eine Gestalt, die vielleicht typisch für das Künstlertum des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist: bei aller Liebe zu den Menschen und Dingen abseitig, ein wenig zart und verträumt. Dazu passen Carl Hauptmanns blasse Farben, die hier doch sicher genug gewählt sind, um den Gestalten, zumal der Hauptfigur, echtes Leben zu verleihen. Auch wird es in jeder Zeit Einzelganger geben, die in dem liebenswerten Einhart einen geschwisterlich verbundenen Menschen und in dem Buche trostreiche Beruhigung finden werden. Und es ist deshalb kein Wunder, wenn der Roman immer noch seinen nicht allzugroßen, aber ergebenen Kreis stiller, feiner Menschen findet. Damit ist der Hinweis auf seine Verwendung in den Büchereien gegeben. W. Schuster.

Saar, Ferdinand von: Rosen im Zypressenhain. Ausgew. Novellen. Leipzig: Hesse & Becker o. J. 410 S. Lw. 2,85.

Es ist wirklich ein Verdienst des Verlages Hesse & Becker, daß er in diesem schön ausgestatteten und wohlfeilen Bande eine größere Leserwelt mit der viel zu wenig gekannten Kunst des österreichischen Novellisten bekannt macht. Die Themen dieser Novellen sind alle schlicht menschlich und einfach: Liebe und Leid und Entsagung, aber die Art, wie sie gestaltet sind, ist wirklich meisterhaft. Saar verfügt über die seltene Kunst, auch ein ganz schlichtes Erlebnis — fast alle Novellen sind in der Ich-Form erzählt — so bedeutsam auszuweiten, daß es die ganze Fülle der Welt und des Lebens hindurchscheinen läßt. Besonders sympathisch berührt noch, daß Saar, obwohl er seine aristokratische und ein wenig müde und resignierte Lebenshaltung nirgends verleugnet, doch auch ein von warmer Menschenliebe getragenes Verhältnis zu den auf der Schattenseite des Lebens Wohnenden besitzt („Die Steinklopfer", „Die Pfründner"), so daß seine Kunst hierdurch gerade auf das Verständnis weitester Leserkreise wird rechnen können. Diese Novellensammlung ist für alle Volksbüchereien geeignet. K. Schulz (Stettin).

Strindberg, August: Historische Miniaturen. München: Müller 1927. 217 S. (Müllers Zwei-Mark-Bücher.)

Der vorliegende Band aus Müllers Zwei-Mark-Büchern enthält etwa die Hälfte der in dem Originalbande vereinigten Novellen, doch ist die Auswahl so getroffen, daß die bedeutendsten Epochen der Weltgeschichte (Ägypten, Athen, Rom, Frühchristentum und christliches Mittelalter, Reformation, England unter Heinrich VIII. und Rußland unter Peter dem Großen) in je einem bezeichnenden Stück darin zur Geltung kommen. Die Ausgabe ist wohl geeignet, einen Ersatz für den teureren Originalband zu liefern, und wird daher besonders kleineren Büchereien willkommen sein. K. Schulz (Stettin).

Vigny, Alfred de: Hauptmann Renauds Leben und Tod. München: Müller 1927. 211 S. (Müllers Zwei-Mark-Bücher.)

Die Ausgabe dieser beiden Novellen Alfred de Vignys in der hübschen und preiswerten Bücherreihe ist ein wirkliches Verdienst des Verlages, denn es handelt sich um zwei schöne und wertvolle Stücke, die gerade für Volksbüchereien sehr geeignet sind. Die Titelnovelle spielt zur Zeit Napoleons und gibt ein treffliches Bild der Zeit und ihres Helden aus der Perspektive eines Pagen und späteren Linienoffiziers, der eine Zeitlang Gefangener auf der englischen Flotte ist. Die zweite, „Die Abendunterhaltung in Vincennes", erzählt die Schicksale eines Unteroffiziers, von der Zeit der Marie Antoinette bis zu seinem Tode unter Ludwig XVIII., mit der wunderhübschen Darstellung, wie sich die kleine Pierette als Sängerin Aussteuer und Mitgift verdient. Beide Novellen handeln von „Stillen im Lande", die unter dem Lärm der Gegenwart unbeirrt ihr gerades, pflichtbewußtes und pflichterfülltes Leben tapfer zu Ende führen. — Schon für kleine Büchereien. W. Schuster.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Auer, Grethe: Suite in Dur. Erzählungen. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1928. 282 S. Lw. 4,50.

Stärker und zwingender als durch die musikalischen Sätze der Suite sind die vier Erzählungen von Grethe Auer verbunden durch ein einheitliches Lebensgefühl. Es ist ihnen gemeinsam ein Grundzug aller Epik: der Dichter ist Erzähler und Erzieher zugleich. Diese Novellen haben wie die Novellen Gottfried Kellers, mit denen sie in der Formgebung und Linienführung ohne schädigende Abhängigkeit verwandt sind, einen ethischen Kern. Die künstlerische Kraft und Sicherheit der Dichterin zeigt sich darin, daß dieses ethische Wollen sich nicht zu einer didaktischen Beispielsammlung abschwächt, sondern daß alles Ethos — mit Ausnahme einzelner Abschnitte — organisch aus den Charakteren aufwächst, deren Eigenleben völlig gewahrt bleibt. Diesem ethischen Grundzug entspringt der farbige Realismus und der Humor der Erzählungen. Sie geben im gegliederten Gleichmaß den Weg verschiedener Menschen — besonders Frauen — aus verschiedenen Schichten zur Entfaltung ihres Seins, sie geben den Sieg der Wahrheit und Lebensechtheit. Während die beiden mittleren Novellen jeweils das Schicksal einer Familie im begrenzten Lebenskreis vermitteln, gestaltet die erste den Menschen in seiner Stellung zu Gott, die letzte in seiner Zugehörigkeit zur Gemeinschaft. Die wertvollste Erzählung ist die erste: „Der alte Kleiderhändler und der Atheist", die in der Schlichtheit einer sicher durchgeführten Rahmenerzählung ergreifend das menschliche Ringen um Gott und den Sieg der tatkräftig gütigen Seele gestaltet. — Für mittlere und größere Büchereien. C. Wormann (Berlin).

De starke Baas. Geschichten von den starken Klaas Andrees, den keenen smieten kunn. Ges. von Johann Kruse. Jena: Diederichs 1927. 87 S. (Deutsche Volkheit.)

Es sind vom Herausgeber im Dithmarschen gesammelte Geschichten, die der Volksmund einem holsteinischen Kleinbauern, der dort vor 40, 50 Jahren gelebt hat, beilegte, die ihrem Ursprunge nach allerdings viel, viel älter sind. In behaglicher Breite und einer Neigung zum Saftig-Derben entfaltet sich hier Bauernwitz und Bauernschlauheit und die Freude des Unverbildeten, schwer Arbeitenden an Athletenleistungen. So ist uns in dem starken Baas eine Gestalt gegeben, die ebenbürtig neben dem tollen Bomberg steht. W. Möhring (Berlin).

Blunck, Hans Friedrich: Die Weibsmühle. Ein Roman aus Brasilien. Jena: Diederichs 1927. 290 S. Geh. 4,—. Lw. 6,50.

In der politisch verworrenen Nachkriegszeit hat Heinrich Molter im Wortwechsel einen jungen Studenten erschossen. Nach Abbüßung einer mehrjährigen Ge-

fängnisstrafe geht der von Frau und Kind Verlassene nach Brasilien, um sich dort ein Stück Urwald zur neuen Heimat umzuschaffen, anstatt in Deutschland Kinder zu lehren. Leicht gelingt ihm das nicht; denn noch zehrt und zerrt an ihm die alte, eben verlassene Welt in Gestalt einer Schwester seiner geflüchteten Frau, der er sich nach einer gemeinsamen Ozeanfahrt wunderlich verbunden und verpflichtet fühlt. Um des heimatlosen, schwindsüchtigen Mädchens willen, das ihn, heimlich schuldbeladen, liebt, nimmt er viel Unruhe auf sich; er rettet in tagelangen Gefahren sie und ihre Schauspielertruppe aus der Gefangenschaft fanatischer Missionare. Erst nach ihrem Tode findet er den Weg zu zielbewußter Arbeit auf seinem kleinen Stück Land im Kreise der deutschen Nachbarn, unter deren unerbittlicher Rechtschaffenheit und patriarchalischer Erfüllung ungeschriebener strenger Gesetze der zunächst landfremde und von der deutschen Heimat her schuldbeladene Mann stetig, aber sehr langsam, Vertrauen und Geltung erwirbt. Die Frau, die ihm mit ihrer eigenartigen mütterlichen Schönheit und ihrer leidvollen Reife von Anfang an „das Gesicht dieser neuen Welt" war, gewinnt er für sich, nachdem ihren Mann, einen Viehhändler, der als jähzorniger, gewalttätiger und skrupelloser Mensch das Tal der deutschen Ansiedler unsicher machte, ein rächendes Geschick ereilt hat. — Die „Weibsmühle", die dem Buch den Titel gibt — einen nicht gerade stark begründeten Titel, obwohl die Ereignisse der Erzählung immer wieder zu ihr zurückkehren — ist eine Mühlengastwirtschaft, das Besitztum jener Frau, die durch ihre merkwürdige Schönheit und durch den Ruf ihres schweren Schicksals eine gefährliche, eifersüchtige Unruhe unter die ledigen Männer der benachbarten deutschen Siedlungen bringt. Die vielen verschiedengearteten Gestalten der Erzählung haben, im Gegensatz zu manchen früheren Werken Blunds (Der Ritt gen Morgen, Totentanz) nichts Schablonenhaftes an sich: man glaubt ihnen ihre Nöte und Ränke, ihre Leidenschaften und Beglückungen. Daß Blunck neben einem gewissen Mangel an Gradlinigkeit andeutend mehr erraten läßt, als er klar heraussagt, verkürzt seinem Buch eine breite Wirkung auf die Leserschaft. — Psychologisch interessierte und geschulte Leser größerer städtischer Büchereien werden dem Roman gerecht werden. Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Bregendahl, Marie: Jungvolk. Berechtigte Übertr. aus dem Dän. von Else von Hollander-Lossow. Braunschweig: Westermann. 390 S. Lw. 8,—.

Unsere deutsche Verbundenheit mit nordischem Geistesleben ist tieferer Art und Gesetzmäßigkeit als die Modeströmung, wie sie augenblicklich durch die Menge der Übersetzungen von nordischen Romanen begünstigt wird; diese aber macht uns mißtrauisch und heißt uns auf der Hut sein vor allzu eiliger Begeisterung. Die dänische Dichterin Marie Bregendahl jedoch würde auch ohne staatliche Empfehlung — der dänische Staat hat ihr kürzlich ein Ehrenlegat von 10 000 Kronen ausgesetzt — ihren Weg zu uns finden: ihr Roman „Jungvolk" aus dem Zyklus „Bilder aus dem Leben der Södaler" ist zwar Heimatkunst (ja, so unlöslich sind hier Mensch und Erde, daß diesen Södalern schon die nächste jütländische Stadt, Viborg, Fremde und gar Kopenhagen fernes Wunder wird) — aber wie in jeder wirklichen Dichtung ist diese Heimat kein beschaulich abgeschiedener Winkel neben der Welt, der diese nichts anginge; sie ist vielmehr gerade die Welt selbst, lebendig und tief durch das Volkstum, das einmalig individuell darin pulst. Zum Gleichnis jungen Menschenlebens überhaupt wird so das Leben dieses „Jungvolkes", all der jungen Burschen und Mädchen, die hier in buntem Wechsel vorüberziehn. Aus dem elementaren Geschehen der Liebe formt sich ihr Schicksal: den einen zum Glück berauschter Jugend, zum Segen behüteter Ehe mit Haus und Hof, den andern zur Verwirrung geordneten Lebens und zur Heimatlosigkeit bis zu Grenzen von Schwermut, Wahnsinn und Tod. Ein Leben allerdings im Zeichen ursprünglicher Kräfte und Triebe, unangefochten von geistigen Problemen und Geboten. — Für alle Leser, außer für Jugendliche, die dem erotischen Gehalt des Buches noch nicht gewachsen sind. V. A. Schmitz (Stettin).

Didring, E.: Mann auf Posten. Roman. Übertr. aus dem Schwed. Braunschweig: Westermann 1927. 326 S. Lw. 6,80.

Didrings neuer Roman erzählt ebenso wie die „Inseln des Sturms“ vom Leben in den Stockholmer Schären, von der wilden See und dem Dasein der Bewohner und besonders ihrer angesehensten Zunft, der Lotsen. Von diesem Hintergrund hebt sich das Schicksal einer Familie ab, in welcher Kraft und Schwäche, kühne Aufopferung und Schuldigwerden aus Eigensucht eng beieinander wohnen. Wenn das Buch auch nicht so wertvoll ist, wie die guten früheren Romane Didrings, so wird sich doch schon für kleinere Büchereien die Anschaffung lohnen.
R. Joerden (Stettin).

Fedin, Konstantin: Städte und Länder. Roman. Berlin: Malik 1927. 446 S.

In den satten Städten des Vorkriegsdeutschland, in den verödeten des Kriegsdeutschland und in den wilden und verhungerten des revolutionären Rußland lebt Andrej, der „russische Mensch“, „der russische Student“, der alte, sehr schwache Raskolnikowmensch. Er wird nicht mehr bewundert; es wird vielmehr abgerechnet mit ihm. Abgerechnet vom Standpunkt des brutalen, westlichen Willens, der in einem deutschen Offizier verkörpert ist, dessen Braut Andrej als Internierter zu gewinnen, aber auch durch seine Passivität zu vernichten versteht, abgerechnet aber auch vom neuen, namenlosen, erwachten Rußland, das Andrej, den Vater, Liebenden, Soldaten, aber auch Verräter aus Schwäche, durch einen seiner tausend Arme — Kurt Wann, ehedem Freund und Kunstmaler in Deutschland — tötet. Mehr durch die Fülle farbiger Bilder, abenteuerlichen Geschehens und wertvoller Gestalten aus allen Bevölkerungsschichten, geschaffen von einem ebenso unerbittlichen wie gründlichen Kenner beider Länder, als durch die „Hauptperson“ dürfte das Buch für einen weiten Kreis auch nicht nur künstlerisch Interessierter wertvoll sein. Die kühnen und zum Teil einleuchtenden Experimente in bezug auf die Komposition lassen jedoch nur eine Verwendung in größeren Büchereien geraten erscheinen.
E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Felger, Friedrich: Die wunderlichen Schicksale des Michael Aldinger. Ein Roman aus Schwaben. Stuttgart: Burg-Verlag 1927. 516 S.

Dieser gestalten- und ereignisreiche Roman aus dem Württemberg der napoleonischen Zeit wird literarisch anspruchsvolle Leser zunächst recht „romanhaft“ anmuten. Da kehrt der verschollene Michael Aldinger, ein tragischer Vetter von Kellers Pankraz, eines Tages mit Extrapost als glänzender Offizier aus tropischen Kolonialländern in sein Heimatstädtchen zurück. Seine Mutter, die ihn buchstäblich herbeigesehnt hat, stirbt in derselben Stunde. Er bekommt eine stattliche Beamtenstellung und eine schöne Dame aus der Residenz zur Frau. Aber an seinem Hochzeitstag geht seine geisteskranke Jugendgeliebte, obwohl sie nichts von der Bedeutung des Tages weiß, ins Wasser, und ein vornehmes Fräulein, das eben auf der Durchreise im Städtchen einkehrt und das geschmückte Hochzeitshaus für einen Gasthof hält, tritt als schicksalsvolles „Mädchen aus der Fremde“ in sein Leben. Als dem Kometenjahr 1811 das apokalyptische Jahr 1812 mit dem unendlichen Heereszug nach Nordosten gefolgt ist, erfüllen sich auch an Aldinger allerhand düstere Weissagungen. Er verliert seine Frau, sein Amt und seinen guten Namen, und wir sehen ihn am Schluß wieder übers Meer davonfahren, diesmal jedoch nicht allein, sondern mit jenem fremden Fräulein, die ihm zum Verhängnis geworden war. — Das Buch ist aber (abgesehen vielleicht vom letzten Kapitel) nicht romanhaft, sondern wirklich romantisch. Wer Sinn für die Grundmelodie einer Geschichte hat, der hört bald heraus die echte, tiefe Klage über das Irrsal so vieler Menschengeschicke: Da glaubt einer, Heim und Frau gefunden zu haben, und sieht auf einmal, daß er keinen Menschen mehr hat; da will einer nur Gutes wirken und sieht auf einmal, daß er Unglück über Unglück hinter sich hergezogen hat. — So wird Felgers Erstlingswerk nicht nur wegen seiner kulturgeschichtlichen Buntheit und seines Reichtums an humorvollen Episoden (mehrere sprichwörtliche

altwürttembergische Originale hat der Dichter in die Erzählung verflochten), sondern auch wegen seiner tieferen Bedeutung viele Liebhaber historischer Romane erfreuen. — Schon für mittlere Büchereien. E. Ackerknecht.

Geijerstam, Gösta af: Das Sommerparadies. Berechtigte Übertr. aus dem Norweg. von Else v. Hollander-Lossow. Braunschweig: Westermann 1927. 137 S. Lw. 4,—.

In keiner Bücherei sollte dies köstliche Buch fehlen, das uns wirklich ein „Sommerparadies" erschließt. Landmann für einen Sommer ist der Erzähler: Eigentümer eines kleinen Hofes auf einer stillen Insel in einem norwegischen Fjord, den er selbst bewirtschaftet, er und seine Frau und die unbeschreibliche alte taube Magd Marthe, die ebenso treu und fleißig dient und sich abrackert, wie sie eigenwillig bestimmt und herrscht. Ein „Haus in der Sonne" aber wird dieser Sommersitz doch erst durch das Glück, das vier herrliche Kinder verbreiten, denen die Welt noch ein Märchen ist, das sie mit allen Sinnen erleben und erfragen. Fast tut man es ihnen gleich, wenn man dieses Buch liest, das soviel Frohsinn aus dem Leben mit Kindern, Tieren und dem Segen der Erde geschöpft hat.

V. A. Schmitz (Stettin).

Gorki, Maxim: Matwej Koshemjakin. Roman. Berlin: Malik 1927. 2 Bde. 423 und 400 S.

Der zweibändige Roman konstruiert in Chronikform das Leben eines vermögenden und triebschwachen Erben, einer bei Gorki ja sehr beliebten Figur (vgl. die Artamanows, Foma Gordejew usw.), um vier „Liebes"-Erlebnisse als Stützpfeiler in der furchtbar öden, toten und schmutzigen Welt der russischen Kleinstadt. Die beiden ersten Erlebnisse, die Liebe zur (später totgeprügelten) Stiefmutter und zu der verbannten Intellektuellen, sind mit großer Kraft, Schärfe und Schönheit gesehen. Der Inhalt des zweiten Bandes dagegen zerfließt ganz in an sich immer lebensstarke Milieu-Schilderungen und „Weisheiten" und vermag zum Schluß nicht zu überzeugen. Der Roman ist nicht etwa das letzte Werk von Gorki, sondern stammt aus der verhältnismäßig schwächsten Zeit seines Schaffens (1900—1914). Trotzdem hat er nachdenklich gestimmten Lesern viel zu bieten und ist schon mittleren Büchereien zu empfehlen. E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Greinz, Rudolf: Das Paradies der Philister. Leipzig: Staackmann 1928. Geh. 4,50. Lw. 6,50.

Es sind liebe, fast allzu liebe alte Bekannte, die da im Paradies der Philister, d. i. im altehrwürdigen Innsbruck von Rudolf Greinz' Gnaden leben, lieben, leiden und Philister sein, bezw. die Philister und die Philisterei fliehen müssen, so fliehen, daß die Flucht vor dem Philisterium, auch die Flucht und die Furcht des Verfassers vor dem Spießertum, schon reichlich philisterhaft wirken. Ein freundliches, sehr freundliches Wirtstöchterlein findet einen Dummen, und der, der anfangs der Dumme werden sollte, bekommt eine reiche Frau, dazu eine prächtige Seelenfreundin, und über allem „schwebt" ein Stammtisch, an dem sich die Fäden wirren und entwirren, indem ein tüchtiger Löffel voll Politik, ohne die ja keine Philisterei denkbar ist, beigerührt wird. Daß die Schicksale, die anfangs so neckisch harmlos geschildert, zum Schlusse unnötig schuldhaft untermalt werden, ist wohl auch die Folge eines Stammtisches und der dort gepflogenen philisterhaften Reden und Ansichten. Und so dürfte man wohl demnächst Rudolf Greinz am Stammtische deutscher Unterhaltungsliteratur seßhaft finden.

M. Schaefer (Elberfeld).

Grogger, Paula: Die Sternsinger. Eine Legende. Breslau: Ostdeutsche Verlagsanstalt 1927. 136 S. Lw. 4,50.

Das neue Werk Paula Groggers ist eine Erzählung geringen Umfanges. Und das ist gut. Denn so bestand diesmal von vornherein nicht die Gefahr der Weit-

läufigkeit der Handlung. Die „Sternsinger" sind denn auch eine Novelle von vollkommener äußerer und innerer Geschlossenheit geworden. Der Untertitel ist insofern mißverständlich, als trotz einer Halluzination, die am Schluß vorkommt, die Personen und Ereignisse der Geschichte ganz realistisch aufgefaßt sind. Freilich die kleine Notburg, die Tochter des armen Bildschnitzers droben im Karwändel, ist ganz erfüllt vom Geist der Legende und zwar nicht nur, als sie mit den Buben am Fest der Heiligen drei Könige nach Innsbruck hinunterzieht, um den Großonkel, der nach vierzigjähriger Abwesenheit als Heidenbischof aus dem „Morgenland" zurückgekehrt ist, als Sternsinger zu empfangen. Nie ist die religiöse Phantasiewelt katholischer Gebirgsbauern so prägnant episch dargestellt worden wie hier. Und welch ungeheure Gestalt ist die Urgroßmutter, wie aus der isländischen Saga! Von welch herber Lieblichkeit und Innigkeit erfüllt ist das Wesen der halbwüchsigen Notburg! Wie ist all die Tragik und Härte des Schicksals der Erwachsenen so ganz aus dem Gesichtswinkel der Kinder gesehen! (Darin sind die „Sternsinger" gewissermaßen ein monumentales und mystisches Gegenstück zu den Spittelerschen „Mädchenfeinden".) Vor allem aber ist wieder bewunderungswürdig, wie das Hochgebirge als solches wiedergegeben ist. Bei einer Dichterin, die ein so fabelhaft feines Empfinden für alles Atmosphärische hat wie Paula Grogger, kann man mit besonderem Rechte sagen, daß man in dieser Geschichte geradezu Hochgebirgsluft atme. Der Stil ist wieder sehr eigentönig und stark, aber glücklicherweise nicht zur Manier erstarrt. — Das Buch stellt trotz seines spannenden Inhaltes zu seinem vollen Verständnis ziemlich hohe Anforderungen an die geistige Eindringlichkeit des Lesers. Trotzdem sollten schon mittlere Büchereien es für ihre „Qualitätsleser" bereithalten, besonders natürlich in katholischen Gegenden.

E. Ackerknecht.

Gunnarsson, Gunnar: Der Geächtete. Roman. Aus dem Dän. übers. von Erwin Magnus. Berlin: Universitas 1928. 262 S. Geh. 4,75. Lw. 6,50.

Der isländische Dichter gibt mit diesem Werk einen Gesellschaftsroman aus der isländischen Gegenwart, für den die Hauptstadt Reykjavik Schauplatz ist. Auch in dieser nordischen Welt ist statt des Waffenstreites der alten Geschlechter der politische Kampf der Parteien getreten. Doch seltsam nah verbunden ist dieser Gegenwartsroman im Kern den alten isländischen Sagas (s. Sammlung Thule, vgl. auch 6. Jg. dieser Zeitschrift S. 289). Denn wie die ihre ist seine Grundmelodie ein Ungenügen am Leben, ein Sichnichteinfügenkönnen und ein Übermaß an Kraft. Wie die kriegerischen Geschlechter auf Island gegeneinander wüteten, weil sie ihre Kräfte nicht in große Taten umsetzen konnten, weil ihnen der schwere, ständige Kampf als Fischer und Bauer mit der herben Natur kein Genüge bot, so kann auch Ulfur Ljotsson, der Sohn des verehrten Dompfarrers, sich nicht einordnen in friedliches Maß. Hochbegabt, zum Führer des Landes wie Wenige berufen, zersplittert er sich nicht aus Mangel, sondern aus Überschuß an Kraft, die er nicht bändigen kann, für die er kein Ziel sieht. So bleibt er unstet, betäubt sich im Trunk und niederem Lebensgenuß, wird von der Gesellschaft geächtet, die er wegen ihrer scheinheiligen Lebenssicherheit haßt und beleidigt. Trotz der verstehenden, helfenden Güte des Vaters, trotz der Liebe Margaretes, der Tochter des Ministers, die ihn allen Anfeindungen zum Trotz heiratet, gelangt er nicht zur Lebensgestaltung. Der nordische Mensch der Kraft weicht immer mehr dem auch nordischen Menschen des Träumens und Sichselbstbeobachtens. Er sucht letzte Rettung in den ungebrochenen Lebensformen einfachen Seins, wie die alten isländischen Helden wird er zum Fischer, aber auch hier findet er keine Ruhe, erst der Tod im Seesturm wird ihm zur Befreiung. — Es ist dem Dichter geglückt, mit diesem sinnbildlichen Einzelschicksal zugleich ein farbiges Bild der isländischen Gesellschaftskreise zu schaffen. Künstlerisch ist der Roman nicht vollendet, wie vielen nordischen Kunstwerken fehlt ihm Straffung und Aufbau, aber die Hauptgestalten und die Gesamtstimmung der nordischen Welt sind doch lebendig und menschlich nah. — Für mittlere und größere Büchereien. C. Wormann (Berlin).

Handel-Mazzetti, Enrica von: Johann Christian Günther. München: Kösel & Pustet 1928. 363 S.

Dieses neue Werk Enrica von Handel-Mazzettis ist ein sehr eigenartiges Buch. Eine künstlerische und menschliche Auseinandersetzung mit der Gestalt Joh. Christ. Günthers wird der Dichterin zu einer tiefen und eingehenden Auseinandersetzung mit ihrem ganzen Schaffen. Diese Reflexionen und Bekenntnisse nehmen die ersten beiden Drittel des Buches ein, nur sein letztes Drittel enthält eine geschichtliche Erzählung: „Günthers Tod". — Die Beschränkung der eigentlichen Dichtung auf die Darstellung der Todesstunden Günthers ist tief begründet im katholischen Glauben der Dichterin. Die „Abgrundtiefe der Sünde", in der Günthers Leben verstrickt war, darf die reine katholische Frau nicht schildern, sie kann nur die „himmlische Gewalt der Reue" malen, von der Günther bei seinem Tode ergriffen wurde. Die Geschichte von „Günthers Tod" erzählt daher, wie Günther von aller Welt verlassen in Jena den Tod erleidet unter furchtbaren körperlichen Schmerzen, aber in Reue- und Bußgedanken über sein verfehltes Leben und in der Gnade Gottes. Günther ist für Enrica von Handel-Mazzetti ein großer Sünder und zugleich ein Heiliger. Sie fühlt sich von ihm zutiefst abgestoßen und zugleich wunderbar angezogen. Dieser gefühlsmächtige Barockmensch lebt die Polarität katholischer Weltanschauung. Als Beweis für ihre Güntherauffassung dienen der Dichterin vor allem die sogenannten „Abschiedslieder" Günthers. Das Bemühen, auch katholische Vorstellungen (insbesondere die Marienverehrung) bei Günther durch einige Gedichtstellen nachzuweisen, muß dagegen unzulänglich bleiben. — Die Geschichte von Günthers Tod hat alle Charakteristika Handel-Mazzettischer Erzählerkunst. Sie ist spannend, packend, von einer Idee mächtig beherrscht und sentimental. Ihre Gestalten, so leidenschaftlich bewegt sie sind, bleiben doch merkwürdig gespensterhaft starr: Sie haben ihr Leben nicht aus sich selbst, sondern sie dienen der Wahrmachung und Verherrlichung eines bestimmten religiösen Glaubens. — Es wäre zu wünschen, daß die Geschichte von Günthers Tod gesondert herausgegeben würde. Nach seinem übrigen Inhalt kommt das Buch nur für Büchereien in Frage, die einen größeren Kreis von Freunden Handel-Mazzettischer Kunst unter ihrer Leserschaft haben. E. Brandt (Opladen).

Haukland, Andreas: Helge der Wiking. Roman. Hannover: Sponholtz o. J. 409 S. Lw. 9,50.

Im Stile einer Saga gestaltet der norwegische Dichter hier germanisches Leben zur Wikingerzeit in innerer Vertrautheit mit Sitten und Gebräuchen der Menschen einer versunkenen Kulturepoche. Hierin liegt auch vornehmlich die Stärke des Buches. Die Gestaltung der Fabel selbst wird aber höheren Ansprüchen kaum genügen und bedeutet einen Abstieg gegenüber dem prachtvollen Tierbuch „Elch". — Das bewegende Moment der Erzählung ist die Rivalität Helges und des fast gleichaltrigen Torbjörn, in der sich die alte Gegnerschaft ihrer Väter fortsetzt, die sich tragisch zuspitzt in dem Bestreben beider, die Hand der jungen Bergljot zu gewinnen. Aber der Gegensatz der beiden jungen Wikinger bleibt ein äußerlicher und entbehrt psychologischer Vertiefung, wie überhaupt die Charakterisierung der Menschen über Konventionelles nicht hinauskommt. Ganz blaß ist die Zeichnung des umworbenen Mädchens, und die Darstellung der tapferen Stiefmutter Helges, in deren klugen Händen das Schicksal der beiden kämpfenden Familien am Ende liegt, bleibt trotz feiner Ansätze doch in den Anfängen stecken. Hier hat der Dichter wenig von den alten Sagamännern gelernt. — Den empfindlichen Mangel wiegt in gewisser Weise ein reiches Geschehen in den verschiedensten Ecken der Welt auf. Die Heerfahrten in der Ost- und Nordsee, der Streit mit den Kreuzfahrern um die Herrschaft im Maurenlande, das erste Zusammentreffen von Germanen und Indianern, das alles ist in kühn hingeworfenen Bildern gezeichnet, ungemein wirksam im Kontrast und schnellen Wechsel der Szenerie. Die Schilderung der Sturmfahrten, namentlich aber die Beobachtungen der Tierwelt, der Tümmler, Seehunde und Delphine, des Kampfes der Wale und der Speckhauer sind kleine Meisterstücke dichterischer Plastik. Daher wird das Buch auch in kleineren Büchereien dankbare Leser finden und ist schon zur Lektüre für reifere Jugendliche geeignet.

W. Möhring (Berlin).

Kafka, Franz: Amerika. Roman. München: Wolff 1927. 392 S. Geh. 4,50. Lw. 8,50.

Dieser Amerikaroman, der schon vor dem Kriege entstanden ist und von Max Brod wie die früher erschienenen Romane „Schloß" und „Prozeß" jetzt als Fragment aus dem Nachlaß herausgegeben und betitelt wurde, will keineswegs ein Gesellschaftsbild der amerikanischen Welt geben. Amerika ist für den Dichter, der das Land nicht aus eigener Anschauung kannte, Sinnbild der großen modernen Welt: der Welt der Vielen, der Betriebsamkeit, die doch den Menschen nur noch einsamer gemacht hat. Der arme, aber geweckte 16jährige Karl Roßmann wird von seinen Eltern aus der deutschen Heimat nach Amerika geschickt, „weil ihn ein Dienstmädchen verführt und von ihm ein Kind bekommen hatte", und findet in der neuen Welt zunächst bei einem reichen Oheim Geborgenheit. Aber bald steht er wieder allein, muß mit dem Leben kämpfen. Falsche Freunde vernichten ihm seine mühsam gewonnene Existenz als Liftjunge, völlig unschuldig gerät er in bitterste Not, in schlimmen Verdacht, in Polizeikonflikte. Immer wieder wird seine Gutmütigkeit, seine Wahrheitsliebe ausgenutzt und verhöhnt, aber er bleibt doch voll Lebensgläubigkeit. Dem Roman fehlen wesentliche Kapitel der Entwicklung und der Schluß. Der Sinn des Buches tritt klarer hervor als in den anderen Werken Kafkas, mit denen es in den Grundmotiven: der Einsamkeit des Menschen, der Grausamkeit des Lebens und der Sehnsucht nach dem einfachen, starken Leben eng verbunden ist. Einzelne Kapitel des Romans sind von starker künstlerischer Eindringlichkeit, doch fehlt auch diesem Werk Kafkas die einheitliche Gestaltung. Seine Bücher sind große Fragmente auch in künstlerischem Sinne. Die Anschaffung des Amerikaromans kommt nur für künstlerisch sehr empfängliche Leser großer Büchereien in Frage. C. Wormann (Berlin).

Kaufmann, Carl Maria: Die verlorene Stadt. Roman aus dem ägyptischen Ausgraberleben. Berlin: Germania 1927. 309 S. Kart. 4,—. Lw. 6,—.

Der Verfasser, als Gelehrter auf dem Gebiet der christlichen Archäologie verdient, hat sich insbesondere durch Auffindung und Aufdeckung der Stadt des heiligen Menas in der Steppe westlich von Alexandrien einen Namen gemacht. In die Umwelt dieser Ausgrabung stellt er seinen Helden, der nach Liebeswirrungen mit einem Beduinenmädchen schließlich doch die ihm von der Natur und der beiderseitigen Verwandtschaft bestimmte deutsche Braut heimführt. Das Leben bei der Ausgrabung der Menas-Stadt ist ganz anschaulich geschildert; für die eigentliche Geschichte reicht aber die Gestaltungskraft nicht aus und die in Deutschland spielenden Kapitel bleiben vollends unheilbar im Konventionellen stecken. Andere Erzählungen des Verfassers haben bereits mehrere Auflagen erlebt; so wird vermutlich auch dieses Buch einen anspruchslosen Leserkreis erfreuen.
E. Gratzl (München).

Istrati, Panaït: Nerrantsoula. Roman. Hamburg: Enoch 1927. 192 S. Geh. 3,—. Geb. 5,50.

„Nerrantsoula" ist das dritte Werk des rumänischen Dichters Istrati (geb. 1884 in Braïla), das in deutscher Übertragung aus dem Französischen vorliegt. (Die früheren Bände „Kyra Kyralina" und „Onkel Angiel" bei Rütten & Loening.) Der Versuch, diesen fremden Dichter uns durch die Verdeutschung vertraut zu machen, ist nicht nur berechtigt, sondern verdient freudige Anerkennung. Istrati ist wie Jack London ein Proletarier, der von unten auf sich emporarbeitet, verbunden mit der Seele und der Not seiner Klasse. Auch er ist ein Abenteurer, ein ruheloser Wanderer, nur ist er, als Mensch des Balkans, seelisch zerklüfteter und müder als der Amerikaner. Er kann nicht das Leben meistern, Romain Rolland erst ebnet in tiefem Verstehen dem schon todbereiten Menschen den Weg, gibt dem Dichter die Entfaltung. Nun schreibt er seine Geschichten mit der Erzählerfreude „eines neuen Gorki des Balkans" (Rolland), schreibt sie in französischer Sprache, die er erst in Frankreich erlernt und die er doch geschmeidig und eigen beherrscht.

All seine Werke besitzen trotz der Dürftigkeit der Handlung Weltfülle und Farbe. So entfaltet sich die einfache Kindheits- und Jugendgeschichte von den beiden Jünglingen, die ein reiz- und rätselvolles Mädchen, Nerrantsoula, lieben und ihr Kampf um dieses Mädchen, das ihnen immer wieder entgleitet, zu einem Roman tiefer Menschlichkeit. Trotz aller lyrisch-musikalischer Stimmungen der Erzählung erkennt doch Istrati sehr scharf das Dunkel des Lebens und scheut auch vor krassen Szenen, wie dem Kampf im Freudenhaus und der Geschichte der dirnenhaften Mutter, nicht zurück. Nie aber treibt ihn Sensationslust, sondern immer Güte und Liebe, am ergreifendsten in der Episode von dem Krüppel Aurell; immer beseelt den Dichter und sein Werk das große Erbarmen. Die Lebenstiefe und der künstlerische Reichtum der Erzählung empfehlen sie reifen Lesern.

C. Wormann (Berlin).

Kurz, Karl Friedrich: Die goldene Woge. Roman. Braunschweig: Westermann 1927. 326 S. Lw. 6,80.

„Die goldene Woge" ist der durch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit plötzlich hereinbrechende scheinbare Reichtum, den zwei geschickte Spekulanten, ein durchtriebenes Frauenzimmer und ein skrupelloser Geldmacher, auch unter die stillen Fischer und Bauern an einem weltabgelegenen norwegischen Fjord tragen und dadurch das Unterste zu oberst kehren. Wenige nur widerstehen dem gleißenden Zauber, die meisten erliegen ihm je nach Veranlagung und Umständen weniger oder mehr. Rasch aber kommt auch die Katastrophe, mit ihr die Ernüchterung und Rückkehr zu Arbeit und Pflichterfüllung. — Hier ist Macht und Unsegen der Inflation — übrigens von einem Deutschen, der in Norwegen lebt — wirklich gestaltet; jede der zahlreichen Figuren der geschickt zugespitzten Handlung ist scharf gesehen und unlöslich in das ganze Geschehen verflochten. Zumal bei seiner einfachen, klaren und doch schönen Sprache wird dies im besten Sinne aktuelle Buch von vielen Lesern in jeder Bücherei gern gelesen werden, und es verdient es voll und ganz, daß wir uns dafür einsetzen.

J. Beer (Stettin).

Lewis, Sinclair: Elmer Gantry. Roman. Aus dem Amerikan. von Franz Fein. Berlin: Rowohlt 1928. 683 S.

Der Roman erzählt den Aufstieg eines amerikanischen Pfarrers durch allerlei Sekten zum Bischof, einer Art Boxernatur, beschränkt und gerissen, mit starken sinnlichen Trieben und dem nötigen Talent zum Reklametamtam, womit man drüben und manchmal auch bei uns den „großen Mann" macht, der im Grunde ein Hohlkopf und ein Schurke ist. In ihrer Grellheit ist diese Satire nicht mehr zu übertreffen, eine künstlerische Angelegenheit ist sie kaum noch. Was man sonst gegen unsere Geistlichen einwenden mag: bisher sind wir von ähnlichen Existenzen verschont geblieben, so daß auch der Wert des Romans als Zeitdokument für Deutschland weit geringer ist, als es für Amerika der Fall sein mag. Zieht man also die Sensation ab, so kann man sagen, daß Großstadtbüchereien ihn als Menetekel amerikanischer Smartneß einstellen mögen. Ein objektives Bild amerikanischer Zustände gewinnt man besser aus anderen Werken als aus solcher — an ihrem Orte zweifellos berechtigten — blutigen Karikatur.

W. Schuster.

Mereschkowski, Dimitri: Der Messias. Roman. Aus dem Russ. von Johannes v. Guenther. Leipzig: Grethlein 1927. 421 S. Lw. 9,—.

Für Mereschkowski sind seine großen historischen Romane nur das Gefäß, in das er seine religiöse Lehre eines mystischen Christentums gießt, nach der Osiris in Ägypten, Tammuz in Babylonien, Adonis in Kanaan, Attis in Kleinasien, Mithora in Iran, Dionysos in Hellas, alle diese „gekreuzigten" Menschen-Götter nur Schatten des kommenden Christus sind. Echnaton, um 1380—1350 vor Christi Geburt in Ägypten König, ist so ein Vorläufer, ein Menschen- und Gottessohn. Von seinem bitteren Königtum in einer Welt, die ihn nicht versteht, handelt der Roman, der in glühenden Farben ein Bild der Zeit entwirft, höchst musikalisch, von

alten wundervollen Hymnen durchzogen, gewiß ein Phantasiegemälde, aber Schöpfung einer großen dichterischen Phantasie, voll bewegten Lebens. — Das Buch verlangt seines mystischen Gehaltes wegen einen reiferen, hierfür empfänglichen Leser. W. Schuster.

Die Rache des jungen Meh oder das Wunder der zweiten Pflaumenblüte. Aus dem Chines. übertr. von Franz Kuhn. Leipzig: Insel 1927. 230 S.

Dieser Roman stammt aus der selben Zeit wie der unlängst im Insel-Verlag erschienene Roman „Eisherz und Edeljaspis" (vgl. B. u. B. Jg. 1927, S. 238) und ist von der gleichen Zartheit; er erzählt von den Erlebnissen zweier junger Studenten unter einer korrumpierten Regierung und den daraus folgenden Verwicklungen ihrer Liebesgeschichte, die schließlich mit einer zweifachen Doppelheirat ein glückliches Ende finden. Auch hier wieder ist echt chinesisch den Gebräuchen, der Verrichtung der „vorschriftsmäßigen Kotaus" u. s. f., größte Bedeutung beigelegt. Allerdings wirkt manchmal störend, oft auch nur belustigend der schroffe Wechsel von hochtrabenden und platten Redewendungen. Liegt das an der Übersetzung oder am Urtext? Die Aufmachung des Buches nach Art der chinesischen Blockbücher ist sehr schön. Für größere Büchereien. R. Joerden (Stettin).

Riehl, W. H.: Die schönsten Geschichten und Novellen. Stuttgart: Cotta 1928. 272 S. Lw. 4,—.

Mit den sechs Geschichten des vorliegenden Bandes ist eine ausgezeichnete Auswahl aus dem Riehlschen Novellenschatz getroffen. In der ersten, „Abendfrieden, eine Novelle als Vorrede" erzählt Riehl mit dem ihm eigenen Humor aus seiner Kindheit: wie der tägliche Schulweg, die Landstraße, bald mit „einem Sonntags-, bald mit einem Werktagsgesicht" vor den immer wachen Bubenaugen liegt, von seinen ersten Erfolgen im Geschichtenerzählen, das ihm Prügel von den sich betrogen fühlenden Freunden einträgt, als sie entdecken, daß es nicht wirkliche, gedruckte, sondern nur „in seinem Kopf gewachsene" Geschichten sind, an denen sie sich begeistert haben. „Was ich auf der Wiesbadener Landstraße begonnen, das habe ich in Büchern fortgesetzt .... mich hat der Heimweg am Feierabend zur Novelle geführt." Diese einfache Freude am Erzählen, die gütige Art und der warmherzige Humor des Erzählers machen seine Geschichten lebendig und lebensnah trotz des bei Riehl immer zeitgebundenen Stoffes. Genannt sei noch die Novelle „Rheingauer Deutsch" mit der prächtigen Gestalt des Schultheißen von Rauenthal, der während des Franzoseneinbruchs im Rheingau den zögernden Führern seiner Landsleute die Wahrheit sagt, dessen Rheingauer Deutsch von den vornehmen Herren aber erst verstanden wird, als er sie aus Lebensgefahr rettet: und „Das Quartett", darin der mit wenig Strichen lebendig gezeichnete Haydn unbewußt zum Ehestifter wird und die Frau nach mancherlei Schicksalsführungen doch noch Verständnis gewinnt fürs Andante, dem — nach Meinung ihres Mannes — „wahren Tempo der Ehe". — Wie Riehl überhaupt unentbehrlich ist für die Volksbücherei, so gehört auch dieser treffliche Auswahlband in jede, auch die kleinste Bücherei. Hilde Schmid (Stettin).

Roberts, Charles G. de: Augen im Busch. Berlin: Universitas 1927. Geh. 3,—. Geb. 4,80.

Tiernovellen von großer Eindringlichkeit und getragen von tiefster Liebe zur Kreatur, von Gertrud Zeißner-Wiether mit bestem Gelingen aus dem Englischen übertragen. Ein schönes, wahrhaftes Buch, dessen Anschaffung man auch den kleinen und kleinsten Büchereien warm empfehlen kann.

M. Schaefer (Elberfeld).

Rust, Albert Otto: Vom kommenden Geschlecht. Roman. Breslau: Ostdeutsche Verlagsanstalt 1927. 401 S. Geh. 6,—. Lw. 8,—.

Ein Amerikaroman, von einem Deutschen geschrieben, der das Land kennt, ein Buch von großer Anlage, die aber nicht gestaltend durchgeführt wird. Das Hauptproblem ist der Gegensatz zwischen einem Industriekönig, dem Besitzer der großen Sägewerke, und den Vertretern des kommenden Geschlechts, dem deutschen Dichter und Studenten der Jurisprudenz Ulrich von Hutten, und seinem amerikanischen Freunde, einem sozialistischen Werkstudenten. Zu diesem Gegensatz der Weltanschauungen und Generationen tritt der erotische Gegensatz einer seelisch starken deutschen Studentin und ihrer sinnlich zügellosen amerikanischen Base. Keineswegs aber ist es Rust gelungen, diese Gegensätze sinnbildlich in einem Gesellschaftsroman zu gestalten. Wie schon der Titel des Buches und die Wahl des Namens für die Hauptfigur: Ulrich von Hutten, gespreizt anmuten, so bleibt alles Geistige schlagworthaft; an Stelle echter Tiefe und wahren Suchens tritt das Geheimnistuerische, das Gerede. Auch die Figuren selbst bleiben im üblichen Romanschema, die Handlung, die seltsamen Fäden zwischen den einzelnen Gestalten sind äußerst unwahrscheinlich. Das Buch dient weder der Gegenwart noch dem kommenden Geschlecht. Daher ist es, trotzdem Einzelheiten wie etwa der Waldbrand ästhetisch gekonnt sind, vom bildungspfleglichen wie vom künstlerischen Standpunkt aus abzulehnen.

C. Wormann (Berlin).

Schäfer, Wilhelm: Novellen. München: Müller 1928. 423 S. Geh. 7,—. Lw. 10,—.

Nach der Tagesliteratur, durch welche wir uns oft seufzend hindurchwinden, um die Spreu vom Weizen zu sondern, wirkt dieses Buch erlösend, wie man aufatmet, wenn man aus Staub und Lärm entflohen eine einsame Höhe erstieg, die den Ausblick über die weiten Wellen bewaldeter Hügel öffnet. Gelassenheit und Größe, die in sich selbst ruhen, hat dieser edle Prosastil, auch dort noch, wo die feste Hand den Stoff allzu bewußt in starrere Formen zwingt. Von den Novellen dieses Bandes waren „Die Mißgeschickten", die Tragödie der Frau, welche zu spät erkennt, daß eine große Liebe herrisch ein ganzes Leben fordert, auch wenn das Schicksal den Geliebten uns entreißt, „Die Halsbandgeschichte", die den Menschen wie ein hilflos sich wehrendes Insekt im Spinnennetze des großen Schicksals zeigt, und „Hölderlins Einkehr", eine wundervolle Episode aus der irren Heimflucht des Dichters in Frankreich, die tief sein Wesen deutet, aber am stärksten spüren läßt, wie Schäfer die gewonnene Meisterschaft zu allzu kühn bewußtem Spiel mit der Form verlockt, bekannt und leichter greifbar. Das schöne Stück „Winckelmanns Ende", ein Sinnbild deutschen Schicksals und deutscher Wandersehnsucht, war nur in einer Luxusausgabe zu haben. Auch „Jakob Imgrund" durchlebt ein Schicksal deutscher Seele, bewegter und gestaltenreicher als in den andern Novellen, aus der Zeit der Begardenverfolgungen bald nach 1300, um nach langen Irrungen im Kloster Ruhe zu finden. Die letzte Novelle „Das Fräulein von Rincken" ist in Versen geschrieben, die den Versuch machen, die rhythmische Sprache der Prosa des Dichters einmal gleichsam aus dem beschwingten Gange in den Flug zu erlösen. In einem Nachwort rechtfertigt Schäfer seinen Versuch, der mir gleichwohl nicht gelungen erscheint: vom melodischsten Rhythmus zur Melodie des Verses ist der Weg weiter, als er hier genommen ist. Der Vers, sei er noch so episch, sei er noch so sehr „freier Rhythmus", gleicht dem schwebenden Kreise, der immer in sich selbst zurückkehrt, selig in sich selbst die ihm ureigene Melodie in immer neuen Wandlungen erfüllend und erlösend. Die Prosa aber schreitet oder strömt gerade oder in Windungen, bald eilig, bald verweilend dem Ziele zu. — Für alle Büchereien mit reiferer Leserschaft.

W. Schuster.

Seidel, H. Wolfgang: Genia. Erzählungen. Berlin: Bühnenvolksbundverlag 1927. 186 S. Geb. 2,40.

Von den sieben Erzählungen, die das kleine Bändchen enthält, ist die Titelnovelle, die den weitaus größten Raum einnimmt, die Beste. Fein und eindringlich ist Wesen und Schicksal des Freundes gestaltet, das der Icherzähler, rückblickend, aus der Vergangenheit heraufhebt. Die dunklen Mächte, die wir in dem Kaschubendorf, im Glauben und Aberglauben seiner Menschen, als wirkliche Mächte erkennen, reichen auch in das Leben des Schloßherrn und formen das Schicksal des willig Hinhorchenden, das mit geheimnisvoller Gewalt sich erfüllt. Dagegen bleiben die übrigen Novellen nur andeutend und ihre Menschen schattenhaft. Es sind psychologische Skizzen, aber es fehlt, trotz vieler Feinheiten, Wärme und eine gewisse Unmittelbarkeit; unwillkürlich fühlt man sich erinnert an die Worte des Erzählers in der Novelle „Genia", der einmal sagt „. . . . . es mag mit meiner Art zusammenhängen, die oft den Mut nicht findet, sich ganz zu geben". Dies ist für die Ausleihe in der Volksbücherei zu beachten; das Buch kommt nur für gebildete Leser in Frage. Hilde Schmid (Stettin).

Svedstrup, Alexander: Erik Gudmand. Roman. Einzig berecht. Übers. aus dem Dän. von Pauline Klaiber-Gottschau. Stuttgart: Engelhorn 1927. 463 S. Geh. 7,50. Lw. 9,50.

Erik Gudmand ist ein Kind des Volkes, ein an Leib und Seele gesunder und schöner Mensch. Er ist beliebt bei jedermann: im nahen Schulzenhof, beim Gutsherrn, dem Grafen Eifel, der für seine Berufsausbildung sorgt, und nicht zuletzt im Hause des reichen Generalkonsuls van Gracht in Helsingör, dessen Tochter Ellinor er, halb noch ein Knabe, vom Tode des Ertrinkens gerettet hat. Seither sind Ellinor und Erik in herzlicher treuer Liebe einander zugetan. Ihre Verbindung sucht der standesstolze Vater jedoch zu verhindern — da verläßt der junge Kanonier sein Kronborg und die Heimat, um sich draußen in den afrikanisch-dänischen Besitzungen Ruhm und Ehre zu gewinnen. Dann hofft er Ellinor würdig und mit Fug als sein Weib heimführen zu können. Aus mancherlei Abenteuern mit aufrührerischen Negerstämmen kommt der junge Held als Leutnant wohlbehalten heim und erobert sich kühn und zum Zorn des geprellten Vaters seine von diesem bereits anderweitig verlobte Ellinor. Das alles geschieht allerdings noch in der „guten, alten Zeit", um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und wird in epischer Breite erzählt mit jener lebensgläubigen Heiterkeit, Geruhsamkeit und dem herhaften Humor, wofür Eriks Freund, der Student und Lebensphilosoph Skytte, die einfachen Worte findet: „Ach, ich lache nur ganz im allgemeinen und weil es so viel Vergnügliches auf der Welt gibt." Alle, die für dieses Lachen Sinn haben, wird dieses Buch erquicken, das jeder Bücherei empfohlen werden kann.
V. A. Schmitz (Stettin).

Wassermann, Jakob: Der Fall Maurizius. Roman. Berlin: Fischer. 1928. 577 S. Lw. 10,50.

Wassermanns neuer großer Roman hat sich die Justiz zum Vorwurf genommen, das Recht, das wir ewig wünschen, das in vielem so zeitgebunden ist und das uns heute erstarrt und überaltert scheint. Er hat sich dabei an einen bestimmten Fall, den berühmten Fall Hau gehalten, der nun symbolisch vertieft werden soll, Hau ist hier Maurizius. — Der Staatsanwalt Freiherr von Andergast hat Maurizius einst zur Verurteilung gebracht. Er ist ein ehrgeiziger Pflichtmensch, der seine Gattin um eines Ehebruches willen grausam verstieß, ihren Buhlen in den Tod trieb. Immer mehr vergletschert er, kein Wunder, daß er seinen klugen, sehr warmherzigen Sohn Etzel von sich stößt. Maurizius, der unter Anklage stand, seine Frau ermordet zu haben, ist für lebenslänglich ins Zuchthaus gebracht, sein Vater kämpft für die Wiederaufnahme des Verfahrens. Etzel Andergast lernt den ewig drängenden, stets kurz beiseite geschobenen Bittsteller kennen, er flieht Schule und Haus, die Wahrheit an den Tag zu bringen. Die Wahrheit weiß nur einer außer der Täterin, der dämonische Waremme. Dieser getaufte

Jude hat Vorgänger bei Wassermann, seine unheimliche Gestalt ist von großer Wirkung, obwohl sie konstruiert ist, wie fast alle Menschen dieses Romans. Etzel heftet sich an ihn, für den Fünfzehnjährigen eine schauspielerische Leistung ersten Ranges, entlockt ihm vor verborgenen Zeugen das Geheimnis: Maurizius ist unschuldig. — Inzwischen hat der durch die Flucht des Sohnes erschütterte alte Andergast den Fall Maurizius von sich aus wieder aufgenommen. Zunächst in einem mehrmaligen Besuch in der Zelle des Verurteilten. In der großen Aussprache des Häftlings, in der die Schrecken des Zuchthauses erschütternde Gestalt annehmen, entrollt sich der ganze „Fall Maurizius", das Schicksal einer Ehe bis zum tragischen Abschluß. Maurizius war in seinem Leben draußen kein sympathischer Mensch. Das ist klug vom Dichter gesehen oder beibehalten, aber es ist irrig, wenn man glaubte, man sähe diesem Verzweifelten nun wirklich tief ins Herz. Trotz der unendlichen Häufung von Einzelzügen fehlt das entscheidende Wort über diesen Menschen wie über diese Ehe, wie bei allen anderen Figuren, wie immer bei Wassermann. Ihm fehlt der Mut zur Entscheidung, zur ethischen Entscheidung: hier liegt der tiefere Grund für die Unzulänglichkeit dieser Kunst. Es ist alles relativ, die Menschen, die Verhältnisse. Die letzte Wurzel, aus der ihr Sosein sprießt, bleibt im Dunkel. Sie selbst, trotz lebhaften Agierens, trotz aller psychologischen Zerfaserung, bleiben bewegte Schatten. Darüber darf man sich nicht täuschen. Besonders gilt das in diesem Roman für die Frauengestalten. — Das Ethos, das ihm zu Grunde liegt und das die Wurzel der Wassermannschen Kunst ist, besteht in der Verfechtung der Rechte des Herzens, der Seele, gegen die mechanisierende, schematisierende Starrheit des Verstandes und die fluchwürdige „Trägheit des Herzens". Aber die verstehende, hingebende Liebe genügt nicht, um auf ihr eine neue Gesellschaft aufzubauen, sie ist nicht ohne den Begriff des Rechtes, der hier schattenhaft bleibt, während er doch im Mittelpunkt stehen sollte. Zu seiner Verwirklichung bedarf das Recht der Norm und der Form. Hier wird alles erweicht und zermürbt, nichts wird aufgebaut. So ergibt sich der ungewollte Eindruck, daß das Recht im Grunde nur deshalb zweifelhaft in seiner bestehenden Form geworden sei, weil Schuld und Unschuld, Strafe und Sühne nur höchst relative Begriffe und Dinge seien. In diesem letzten Grunde ist die Geistigkeit des Autors spätes 19. Jahrhundert, Fin de siècle, so stark sein Eintreten für die Rechte des Herzens und der Seele, für die verstehende, alles umfassende Liebe, das Gegenteil zu beweisen scheinen. — Andergast nimmt in seinen Grundfesten erschüttert die Prozeßakten von neuem vor, erkennt die Lücken der Beweisführung, setzt die Begnadigung durch. Er selbst geht aber an diesem Einsturz seiner Welt zu Grunde, er wird wahnsinnig, und auch der längst gebrochene Befreite findet nicht ins Leben zurück. Ein zweiter Band soll das fernere Schicksal Etzels behandeln. Wird er bringen, was wir in diesem Buche vermißten? Wir bezweifeln es. — Der Zusammenbruch Andergasts ist nicht überzeugend, diese wichtige Gestalt läßt das Konstruierte der Menschen besonders stark hervortreten. Auffälliger ist die soziologisch falsche Auffassung des Standes der Richter und Staatsanwälte. Diese entstammten und entstammen noch heute in ihrer überwältigenden Mehrheit der gebildeten Mittelschicht des Bürgertums, nicht dem Adel oder dem Großbürgertum. Die Geistigkeit in beiden Schichten ist erheblich verschieden. Wenn man eine vollsaftige, ins Dämonische gesteigerte Richtergestalt (freilich aus anderm, englischen, Milieu und älterer Zeit) neben Andergast halten will, vergleiche man Stevensons unvollendet zurückgelassenen Roman „Die Herren von Hermiston". Man wird dann sehen, was ein D i c h t e r aus solcher Figur machen kann. — Der Knabe Etzel trägt als einziger Repräsentant des neuen Menschentums auf seinen jungen Schultern eine zu schwere Bürde. — Die großen schriftstellerischen Vorzüge des Romans liegen in der in glänzendem, reichen Strome dahinfließenden Epik. Wassermann kann erzählen, meisterlich erzählen. Durch die — höchst geschickt verwandte — Technik der „Bekenntnisse" (vgl. „Faber oder die verlorenen Jahre") erreicht er, die wesentlichsten Teile in der leichter beherrschbaren Technik des Ich-Romans geben zu können. Die Sprache ist rein und fließend, Entgleisungen ins Banale, in den

früheren Werken häufiger, fehlen. So hat er in diesem umfangreichen Werke zweifellos einen Höhepunkt seiner Erzählungskunst erreicht. Trotz der gekennzeichneten Schwächen kann das Buch allen Büchereien empfohlen werden.

W. Schuster.

Kleine Mitteilungen.

Constantin Nörrenberg. Zum 1. April 1928 ist Dr. Constantin Nörrenberg, Direktor der Düsseldorfer Landes- und Stadtbibliothek, in den Ruhestand getreten. Wir müssen darauf verzichten, an dieser Stelle ausführlicher zu würdigen, was die Persönlichkeit Dr. Nörrenbergs für die Entwicklung der deutschen Volksbüchereisache bedeutet, und sagen auch unsern Lesern nichts Neues mit dem Hinweis, daß er es gewesen ist, dessen mutiger Iniative und organisatorischem Weitblick die Bücherhallenbewegung im wesentlichen ihren Durchbruch nach 1893 und ihre ersten großen Fortschritte verdankt. Die Herausgeber der „Bücherei und Bildungspflege" haben zu Ehren des nunmehr aus seinem Amt geschiedenen Seniors der deutschen Volksbüchereibewegung die 1896 von ihm veröffentlichte wichtige Programmschrift „Die Volksbibliothek, ihre Aufgabe und Reform" mit einer Einleitung, die seine Tätigkeit im Dienste der Volksbüchereisache würdigt, in einem Neudruck erscheinen lassen. Sie möchten die Leser der Zeitschrift ganz besonders darauf hinweisen, nicht zuletzt auch auf die beigefügte Bibliographie der Schriften Nörrenbergs zur Volksbüchereibewegung, unter denen der von ihm herrührende Artikel im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" 3. Aufl. 1911. Bd 8 S. 385 ff. „Volksbibliotheken und Lesehallen" von besonderem Wert ist, da er in meisterhafter, geistvoller Weise und in eingehender Darstellung alles zusammenfaßt, was bis 1911 auf dem Gebiete des deutschen Volksbüchereiwesens geleistet worden ist.

Wir begrüßen den nunmehr nach einer 43 jährigen bibliothekarischen Tätigkeit aus dem Amte geschiedenen hochgeschätzten Kollegen in alter Treue und sprechen den Wunsch aus, daß der Geist, in welchem er so viele Jahre für unsere Sache tätig gewesen ist, stets unverändert fortwirke. Möge dem verdienten Vorkämpfer der deutschen Büchereisache die körperliche und geistige Frische, deren er sich erfreut, noch lange erhalten bleiben! F.

Preußische Diplomprüfung. In der Zeit vom 14. bis 31. März 1928 fand in der Preußischen Staatsbibliothek die 43. und 44. Diplomprüfung statt. Es hatten sich 4 männliche und 44 weibliche Personen gemeldet, zusammen also 48. Von diesen bestanden 42 die Prüfung, und zwar 15 mit gut, 27 mit genügend, während 5 während der Prüfung zurücktraten und 1 Prüfling sie nicht bestand.

Folgende Damen und Herren bestanden die Prüfung, davon die 7 bezw. 8 erstgenannten mit „Gut": Sabine Alenfeld geb. Geppert, Liselotte Bertholz, Richard Günzel, Dora Herrmann, Elisabeth Hackbarth, Erika Horn, Edelgart Maydorn; Luise Berghöffer, Anna Bomfleur, Else Brockerhoff, Irene Bruhns, Elfriede Grützner, Ruth Heyde, Margot Hudoffsky, Erna Janowski, Emma Maaß, Charlotte Mühlig, Franz Müllejanz, Ilse Pflughöft-Lockemann, Dorothea Pieconka, Elisabeth Pompecki, Eva Salewski, Irene Scheil, Erika Elma Schirrmann, Gertrud Schramm, Bertha Schröder, Marie Schroeder, Luise Spennhoff, Cäcilie Walter, Elisabeth Warlo, Katharina Weich. — Liselotte Aussel, Elisabeth Doehle, Josef Hanfland, Josef Kepeszcuk, Erika Loewe, Else Rohr, Eva Schaumann, Käte Schreiber; Ilse Beutler, Paula Hübner, Eva Maria Siber.

Über die Leistungen im einzelnen ist diesmal vor allem zu sagen, daß sie sehr ungleichmäßig ausfielen; besonders in der Stenotypie standen sehr gute Leistungen

neben ganz ungenügenden. Ähnlich stand es mit den Sprachen, hier war aber der Durchschnitt etwas gehoben. Die Zettelaufnahmen befriedigten fast allgemein weniger, als man gewohnt war, nicht nur in den lateinischen Beispielen. In den besseren Kenntnissen in der Bibliographie beginnt sich wohl die Wirkung der Berliner Bibliothekskurse geltend zu machen.

Die nächste Prüfung beginnt voraussichtlich am 4. Oktober, nähere Mitteilungen ergehen später. Kaiser.

Sächsisches Prüfungsamt für Bibliothekswesen. Im Laufe des vergangenen Monats fanden bei dem Sächsischen Prüfungsamt für Bibliothekswesen Prüfungen statt. Es hatten sich gemeldet in der Abteilung A für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken 12 Prüflinge, in der Abteilung B für den Dienst an volkstümlichen Büchereien 16 Prüflinge, in der Abteilung C für den höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken 4 Prüflinge. Davon stammten aus Sachsen in der Abteilung A 6, in der Abteilung B 2 und in der Abteilung C 2. In der Abteilung A ist einer der Prüflinge zurückgetreten, einer hat nicht bestanden; von den übrigen Prüflingen erhielten 7 die Note II und 3 die Note III. In den beiden anderen Abteilungen haben sämtliche Prüflinge bestanden und zwar in der Abteilung B 2 mit der Note I, 11 mit der Note II, 3 mit der Note III; in der Abteilung C 2 mit der Note II und 2 mit der Note III.

Austausch. Wir werden gebeten, folgendes mitzuteilen: Holländerin mit holländischem Diplomexamen, Kenntnis der alten Sprachen, Praxis in englischer Bibliothekarbeit, würde gern für einen Monat an deutscher Bibliothek als Volontärin arbeiten bezw. mit deutscher Bibliothekarin tauschen. Angebote an den Reichsverband Deutscher Bibliotheksbeamten und -angestellten, zu Händen von K. Winckelmann, Berlin NW. 87, Lessingstr. 42.

Offene Stellen. Benrath: Dipl.-bibliothekarische Kraft (siehe Anzeige).
Essen: Drei Büchereisekretär(innen) (siehe Anzeige).
Frankfurt a. M.: Drei Büchereisekretär(innen) (siehe Anzeige).
Frankfurt a. M.: Volksbüchereileiter (siehe Anzeige).
Harburg-Wilhelmsburg: Bibliothekar (Leiter) (siehe Anzeige).
Harburg-Wilhelmsburg: Büchereiassistent(in) (siehe Anzeige).
Plauen: Zwei Büchereiassistenten(innen) (siehe Anzeige).
Trier: Büchereisekretärin (siehe Anzeige).

Lesefrüchte.

Buch und Publikum. Das Wort „Publikum" ist mit Absicht für „Leserschaft" gesetzt, denn es handelt sich um eine Rundfrage der Münchener Buchhandlung Georg C. Steinicke, zur Belebung des Weihnachtsgeschäfts, worüber im „Börsenblatt" 95. Jg. 1928 Nr. 44 S. 190 f. berichtet wird. Danach liefen auf 5000 abgegebene Fragebogen mit der Frage nach den sechs besten Schriftstellern nach 1850 etwa 950 brauchbare Antworten mit 2100 Titeln ein. Nach Ausscheidung aller weniger als dreimal genannten Autoren, resp. Titeln, ergab sich ein Stand von rund 1000 mehrfach bewerteten Buchtiteln. Die Reihenfolge der meistgenannten Autoren, welche alle über 50 Punkte erhielten, war:

Sigrid Undset: Kristin Lavranstochter — Gottfried Keller: Der grüne Heinrich — Richard Voß: Zwei Menschen — Thomas Mann: Der Zauberberg — Thomas Mann: Buddenbrooks — John Galsworthy: Die Forsyte-Saga.

Zwischen 40—50 mal genannt wurden: Hans Grimm: Volk ohne Raum — Gustav Freytag: Soll und Haben — Wald. Bonsels: Die Biene Maja — L. Tolstoi: Auferstehung — Herm. Löns: Wehrwolf — Dostojewski: Die Brüder Karamasoff — Selma Lagerlöf: Gösta Berling.

Danach kamen: Feuchtwanger: Jud Süß; Heer: Der Wetterwart; Neumann: Der Teufel; Rolland: Johann Christof; Greinz: Äbtissin Verena; Zweig: Sergeant Grischa; Handel-Mazzetti: Jesse und Maria; Dörfler; Kolbenheyer: Paracelsus; Scheffel: Ekkehard.

In einer zweiten Abteilung, welche allgemeine Wissenschaften und Weltanschauung begriff, waren Chamberlain, Gobineau, Emil Ludwig, Mulford, Wilh. Schäfer, Spengler besonders bevorzugt.

Ohne den Wert solcher Rundfragen zu überschätzen, mögen einige Bemerkungen daran geknüpft sein. Das Modebuch übt starken Einfluß und verursacht Überwertungen bei: Undset, Feuchtwanger, Neumann, vielleicht noch bei Zweig, bei welchem aber doch tiefere Gründe mitsprechen. Die immer noch so große Beliebtheit von Voß „Zwei Menschen" gibt zu denken (an dritter Stelle!!!), ebenso daß die „Biene Maja" so hoch eingereiht ist. Dem schließen sich die Überwertungen von Heer und Greinz an. Daß die Handel-Mazzetti über Kolbenheyer steht, ist ebenfalls bezeichnend. Dörfler ist hier Heimatschriftsteller. „Soll und Haben" und der „Ekkehard" halten sich mit großer Zähigkeit: Das sind Überreste oder fortwirkende Kräfte aus dem 19. Jahrhundert, weltanschaulich von Interesse. Den kapitalistischen Grundzug in „Soll und Haben" hat Otto herausgestellt (vgl. Jg. 1925 S. 259 f. dieser Zeitschrift).

Die Untersuchung der älteren Literatur nach diesem Gesichtspunkt macht weitere Fortschritte und ist vom Volksbibliothekar aufmerksam zu verfolgen. Im 1. Heft des neuen Jahrgangs der „Deutschen Rundschau" schreibt Hermann M. Flasdieck über „Robinson Crusoe im Lichte der neueren Forschung" u. a. folgendes:

„Schon vorher war mehrfach darauf hingewiesen worden, daß Defoe als erster in der englischen Literatur einen Kaufmann zum Helden wählt; denn Robinson ist kein Matrose: als Kaufmann, der in Sklaven spekuliert, wird er vom Schiffbruch ereilt. Der Roman endet bezeichnenderweise nicht mit einer Liebesszene, sondern mit der Bestandsaufnahme des erworbenen Reichtums. Das sind nicht etwa isolierte Einzelheiten, sondern typische Beispiele. Wenn man erst einmal unter diesem Gesichtspunkt im Robinson blättert, dann finden sich die Beispiele fast auf allen Seiten. Das Geld ist für Robinsons gesamte Lebensführung und sein Verhalten zu anderen Menschen grundlegend. Sein Lebensziel ist der Erwerb eines kleinen Kapitals. Nichts ist bezeichnender als jene Stelle, wo Robinson sich über seine Lage klar zu werden sucht. Er tut es in der Form einer Buchhaltung mit den Rubriken „Gut" und „Böse". Hier haben wir eine Stelle vor uns, die in ihrem Inhalt ganz unstreitig den rechnerischen Geist der Zeit des Frühkapitalismus atmet, die zugleich in ihrer äußeren Form ausdrücklich durch kaufmännische Buchführung beeinflußt ist. Aus dieser Mentalität des Kaufmanns der Londoner City ergeben sich alle Eigenschaften, welche die Persönlichkeit Robinsons ausmachen, seine bis ins Kleinste gehende methodische Organisation wie seine auffällige Lebensangst."

Sch.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. Schuster, Berlin, Stadtbibliothek.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 29. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1928

8. Jahrgang + Heft 4

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint im Jahre 1928 in 6 Heften im Gesamtumfang von 28 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang G.-M. 10.—. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Verbandes deutscher Volksbibliothekare" und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B." ausschließlich durch den Verlag Bücherei und Bildungspflege, Stettin, Grüne Schanze 8 — Stadtbücherei (Postscheckkonto: Stettin 9036. Verband pommerscher Büchereien) zum Vorzugspreis von G.-M. 6.— für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist die **Stadtbücherei Berlin** (C 2, Breite Straße 37). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Verband deutscher Volksbibliothekare. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien. 6. Verband niederrheinischer Büchereien. 7. Verband der Büchereien der Grenzmark Posen-Westpreußen.

Inhalt dieses Heftes:

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte:

Ackerknecht, Vorlesestunden. VII.
Cannelin, Das neue finnische Büchereigesetz.
Hermann, Sammelbesprechung R. L. Stevenson.
Kock, Sammelbesprechung Kriegserlebnisbücher aus dem Weltkriege.
Merseburg, Kinderbüchereiwesen und Ausbildung zur Kindergärtnerin und zur Jugendleiterin.
Plage, Literatur und Lebensgestaltung.
Rall, Querverbindungen.
Warstat, Die Ergebnisse der zweiten Europäischen Lehrfilmkonferenz.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 8 — 1928 — Heft 4

Heimatmuseum und Volksbildung.

Von Dr. Otto Dibbelt (Kolberg).

Es war ein lichter Vorherbstmorgen, als Herr Direktor Dr. Ackerknecht im vorigen Jahr die Teilnehmer des Lehrganges für die Volksbüchereien unserer Provinz in der jungen schmucken Kolberger Stadtbücherei begrüßte. Auf seine Veranlassung und den Wunsch von Herrn Rektor Kempin sprach ich im Laufe der Tagung über obige Aufgabe. Gerne folge ich heute der Aufforderung des Leiters der Beratungsstelle für das Pommersche Büchereiwesen, meine Ausführungen einem größeren Kreis zugängig zu machen. Die folgende Darstellung soll aber nicht eine Wiederholung des Vortrages sein, sondern sie will vornehmlich an den Sammlungsstücken und einigen Neuerwerbungen im Museum zeigen, welche Bedeutung das Heimatgut für die Volksbildung hat und wie Bücherei und Museum zum Segen für die Volksbildung Hand in Hand arbeiten können.

Es wird dem aufmerksamen Zeitungsleser nicht entgangen sein, daß in letzter Zeit Heimatmuseen gegründet sind, und man könnte glauben, daß das Heimatmuseum überhaupt eine Erscheinung der Nachkriegszeit wäre. Wer sich aber mit dem Leben unserer großen Klassiker eingehender befaßt hat, wird wissen, daß kein Geringerer als Goethe den ersten und nachhaltigen Anstoß zur Gründung von Heimatmuseen gegeben hat. Angeregt durch Herder und im Verein mit Hardenberg und Stein suchte er nach einem Mittel, patriotische Gesinnung zu erregen und fortwirken zu lassen. Begeistert ruft er einmal aus: „Erweckt in den Deutschen das Heimatgefühl, entwickelt in ihnen den Sinn für künstlerische Fragen, dann kommt alles andere von selbst." Er, als ein Vertreter der großen Entwicklungsgedanken, kannte die geheimnisvolle Logik der konzentrischen Kreise. So war es ihm eine Selbstverständlichkeit, daß man erst für den engsten Kreis sorgen müsse, wenn man für die weiteren Kreise reif machen wolle. An die Regierungen, an die Stadtbehörden und an die einzelnen Bürger der Städte wandte er sich mit der Mahnung: „Sorgt für Heimatmuseen!" Ein doppeltes Ziel schwebte ihm vor, den Heimatsinn zu stärken und das Niveau der allgemeinen Kultur zu heben, und zwar durch die Anlage kunstgeschichtlicher und naturwissenschaftlicher Sammlungen. „Aufgabe der Heimatmuseen ist es, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und zu verbreiten nach allen Seiten, damit der Geist nicht verkümmre, sondern frisch und heiter bleibe."

Wenn auch die Goetheschen Anregungen wohl nie ganz vom Volke erfaßt worden sind, und ein Verständnis für die Museen erst eigentlich wieder in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Raum gewinnt, so genügt es uns doch, zu wissen, daß der Altmeister die Aufgabe für die

Heimatmuseen bestimmt hat und daß diese auf das engste mit der der Volksbüchereien verknüpft ist.

Doch wie wird nun das Heimatmuseum dieser Aufgabe gerecht? Untersuchen wir das Kolberger Museum darauf hin. Da bitte ich wieder wie damals meine verehrten Zuhörer, mir zu folgen über den schönen Kaiserplatz mit seinen seltenen Gewächsen durch die Riemannstraße zum Lyzeum. Den Nichtteilnehmern an der Herbsttagung aber darf ich sagen, daß wir vor einem stattlichen Bau stehen, der das Städtische Lyzeum, die Oberschule und die Studienanstalt enthält und elf Räume für das Museum abgegeben hat. Dieses ist 1925 eröffnet worden und dem Kolberger Verein für Heimatkunde entwachsen, der ein Jahr zuvor vom Verfasser gegründet wurde.

Wollen wir unsere Heimat recht verstehen, so müssen wir uns zuerst mit ihrer Erdgeschichte beschäftigen; denn der Boden ist es, aus dem die Pflanzenwelt, aus dem die Tiere und der Mensch hervorgegangen sind. Dem dunklen Schoß der heiligen Erde entstammen wir, von Erde sind wir und sollen zur Erde werden, — Staub vom Staube. Muß der nachdenkliche Mensch da nicht fragen, woraus besteht nun die Erde! Durch gemeinsames Erarbeiten gelangen wir zu dem Ergebnis, daß die Erde ein Kind der Sonne ist, hinausgeschleudert in den kalten Weltenraum, daß sie sich allmählich abkühlt und aus dem gasförmigen in den flüssigen und schließlich in den festen Zustand übergeht. Nun treten die Zuhörer an den ersten Schrank, und ich zeige ihnen ein Stück Erdkruste, ein Stück Urgestein, das sich vor Jahrmillionen zu einem festen Körper zusammenschloß. Es ist ein Stück Gneis, am Strande aufgehoben, das deutlich drei Gemengteile zeigt, den Feldspat, Quarz und Glimmer. Diese drei Mineralien werden in anschaulichen Stücken vorgezeigt; man überzeugt sich von dem Flächenglanz des Feldspats, hört, daß er es ist, der vornehmlich unsern Ton und Lehm bildet; man hält das nächste Stück für ein Stück Soda, leckt daran und vermißt den laugenhaften Geschmack; man prüft es auf sein Gewicht hin und nimmt wahr, daß es schwerer als Soda ist. Es ist Quarz, dessen Trümmer zu Milliarden unsern Dünensand bilden, ohne den das Seebad kaum denkbar wäre. Und nun glitzert uns noch der Glimmer entgegen, dessen Zersetzungsprodukt in Kiesgruben manchen Arbeiter genarrt hat, wenn er, in der Meinung, Gold gefunden zu haben, leider im Museum erfahren mußte, daß es sich nur um Katzengold handelte. Es ist nicht alles Gold, was glänzt! — Unsere Erde wird bald zu einer jungen Mutter und gebiert den Mond, der in seiner kindlichen Zuneigung die Erde heute durch Ebbe und Flut beunruhigt, einst aber bei einer noch dünnen Erdkruste die magmatischen Massen des Innern anzog und zum Durchbrechen und Überfluten veranlaßte. Das sich aufwölbende Auswurfgestein ist der Granit, den alle in den Bürgersteigplatten fast täglich berühren.

Nun mache ich meinen Zuhörern das Herz groß und zeige ihnen die Kolberger Granaten, echte Halbedelsteine in leuchtendem warmen Rot. Die sind hier am Strande und in den Kiesgruben zu finden. Ein Stück zeigt sich vom Muttergestein umgeben, ein andres Stück läßt seine schönen Kristallflächen erkennen. Daß sie sich beim Einfassen unter den Händen

des Goldschmiedes wenig bewähren, ja zumeist zerbrechen, setzt die anfängliche Freude über einen etwaigen Fund stark herab. Verweilen wir noch ein wenig bei der Erdkruste. Sie blieb lange Zeit so heiß, daß kein Tropfen Wasser auf sie niederkam. Die ungeheuren Wassermassen, die heute unsern Erdball bedecken, umwogten ihn einst als Nebelwolken. Leicht flutet dieser allgemeingiltige Satz an den Ohren meiner Zuhörer vorüber und ist bald vergessen. Doch das Museum will klare Anschauungen vermitteln und nachhaltige Eindrücke schaffen. Wir verweilen darum bei diesem Satz. Ich sage lächelnd zu meinen Zuhörern: Die Ostsee ist wie eine Waschschüssel. Man stutzt, und besonders die Binnenländer, die vielleicht nie zuvor ein Meer sahen und beim Anblick unserer Ostsee geradezu entzückt sind, zürnen mir fast ob dieser leichtfertigen Äußerung; denn wie gewaltig wirkt die See auf den Beschauer: Wasser, nur Wasser, der Himmel scheint sich am Horizont dem Wasser zu vermählen. Und doch reicht das Auge noch nicht bis zur Insel Bornholm. Wenn wir aber diese Strecke Kolberg—Bornholm in den Zirkel fassen, so verschwindet sie 30 Mal in der nord-südlichen Ausdehnung der Ostsee. Und doch sage ich, sie ist nur wie eine Schüssel, denn sie ist flach, zum Teil nur 20, 60, 80 m tief und nur besonders bei Gotland erreicht sie die 300-m-Tiefe. Fahren wir aber hinaus in den Atlantischen Ozean und peilen, so finden wir eine Tiefe von 3000 m und geht es gar um das Kap der Guten Hoffnung hinein in den Indischen Ozean, so treffen wir bei den Philippinen Tiefen von 10 000 m. Nun könnte ich ja meine Zuhörer zufrieden lassen; aber viele denken sich gar nichts bei 10 000 m, sie sind damit zufrieden, daß es gesagt worden ist und wollen gern an den nächsten Schrank, um etwas Neues zu sehen. Doch ich bleibe standhaft, sage ihnen, daß man als Schüler solche Zahl hört und nachspricht, sich aber um den Inhalt der Zahl wenig sorgt. Hier ist es nun unsere Pflicht, diese Zahl, diese Tiefe zu untersuchen. Das kann nicht mit einem Lineal oder einem Metermaß, auch nicht mit einer Meßstange geschehen; wir wählen den Kirchturm, und ich lenke die Augen auf unsern Dom von 75 m Höhe. Wir legen die eine Hand an die Schwelle des Gotteshauses und die andere dem Domhahn sanft auf den Nacken und prüfen, wieviel Mal der Dom hinabzutauchen wäre. So ahnen wir etwas von den gewaltigen Wassermassen, die die Erde umfluten und sie einst als Wolken umgaben. Allmählich kommen sie bei weiterer Abkühlung zur Erde nieder und bilden das Urmeer. Aber bei ihrem Niedergang reißen sie kleinste Teile vom Urgestein und tragen diese in die Tiefe, eine Arbeit, die bis heute fortdauert. In den Tiefen entsteht so ein Boden aus feinen und feinsten Sandkörnchen, der durch Jahrtausende und den Druck der aufliegenden Wasser sich allmählich verfestigte. Ein neues Gestein baut sich auf, das Sediment- oder Schichtgestein. Alle Sand-, alle Kalksteine sind auf diese Weise geworden und gewachsen. Schrank 2 zeigt mannigfache Formen von kambrischem Sand- und silurischem Kalkstein.

Tot und fossilleer liegt der Sandstein vor uns, während wir im Kalkstein deutlich Lebewesen entdecken. Ein neues Problem taucht auf! Wie kommt das erste Leben auf die Erde? Es kann bei einer Führung diese Frage nur in die Zuhörerschar geschleudert werden, eine endgiltige Be-

antwortung wäre vor den Schränken nicht möglich, da mir die Gäste ohnmächtig werden würden während des langen Stehens. Aber diese Frage, bei der Führung entstanden, findet an einem Vortragsabend eine eingehende fruchtbringende Behandlung. Unsere Führung soll ja nicht in allen Teilen absättigen, sondern dafür Sorge tragen, daß das Interesse wach und „der Geist frisch und heiter bleibe".

Nun treten die vielgestaltigen Formen der Vertreter der einzelnen Formationen auf und lassen eine deutliche Entwicklung im Laufe von Jahrmillionen erkennen. Führend in der Besprechung sind die Versteinerungen, die bei uns an der Küste, in Kiesgruben, bei Ausschachtungen und Bohrungen gefunden worden sind. Ihre Zahl ist groß und wächst mit dem wachsenden Verständnis meiner Zuhörer.

Fast in allen Kirchen und in den meisten alten Bürgerhäusern finden wir in den Fußbodenplatten, die zumeist aus schwedischem Kalkstein bestehen, Reste von versteinerten Tintenfischen (Orthoceras), die oft eine Länge von 1½ m erreichen können. Wir sehen bei uns im Dom, vor dem Hause des Uhrmachers Schwendt am Markt und in der Scharschmiedstraße solche altzeitlichen Geschöpfe. Tausende sind darüber hinweggeschritten. Wenige haben nach ihrer Herkunft gefragt. Wer hat ihnen Antwort gegeben? Hier hilft das Heimatmuseum, zeigt das vergessene und übersehene Heimatgut auf und läßt den Fuß des flüchtigen Alltagsmenschen für einen Augenblick stocken. Korallen liegen in unserer Sammlung, hier am Strande aufgelesen. Aber gibt es denn heute Korallen in der Ostsee? Nein, sie entstammen einem Meer, von dem die Ostsee nichts weiß, das sich weit dehnte vom Ural bis zum Atlantischen Ozean und das aus seinem versteinerten Boden die alten Korallenformen zu uns schickt.

Ein Meer löst das andre ab und nach der Steinkohlenzeit, die hier in Pommern keine Vertreter hat, bildet sich das Zechsteinmeer, das durch ein folgendes Wüstenklima aufgetrocknet wird. Aber der Salzgehalt bleibt und wird die Veranlassung zu unserer Sole, die tief aus dem Boden der Stadt und der näheren Umgebung aufquillt. Im Museum ist eine Möglichkeit, der Jugend und den Badegästen, besonders denen, die auch hier im Winter Sole baden, eine Veranschaulichung von den geologischen Verhältnissen unserer Stadt zu geben. Hier können sie während der Führung sich in die Erdgeschichte hineindenken und so ein Bild gewinnen von den Tag und Nacht aufquellenden Solemassen, die vor mehr denn tausend Jahren Veranlassung wurden zu einer wendischen Siedlung und die später deutsche Einwanderer, besonders von Greifswald, zur Niederlassung und zur Gründung des heutigen Kolbergs bestimmten. Von dem in der Tiefe schlummernden Kochsalz ist die Entwicklung Kolbergs abhängig. Dieses Mineral bestimmt die Bedeutung Kolbergs im Mittelalter und in der Hansa mit und läßt das ganze Heer von Sülz- oder Salzgrafen entstehen. Auch hier will ich nur andeuten. Eine vertiefende Betrachtung und Auswertung geben die Vorträge in dem Kolberger Verein für Heimatkunde, von denen in den Herbst- und Wintertagen sechs zu halten sind.

Treten wir nun an den Rand des Jurameeres, so finden wir auch in Pommern die sonderbarsten Gestalten dieses geologischen Zeitabschnittes. Aus allen drei Stufen, dem schwarzen, braunen und weißen Jura können

wir Versteinerungen nachweisen. Wir wollen dabei entwicklungsgeschichtlich vorgehen und die neuen Formen zu den schon bekannten alten in Beziehung setzen. Da tritt uns ein Tintenfisch entgegen, gekammert wie der im silurischen Kalkstein und auch mit einem Nährkanal versehen; aber während der alte einem Stab, einem geraden Horn glich, zeigt die Schale des vorliegenden eine schneckenähnliche Windung. Das Tier hat sich zum „Ammonshorn" zusammengerollt und allmählich die Fähigkeit erworben, sich von dem Schlamm des Meeresbodens zu entfernen und schließlich die Oberfläche des Wassers zu erreichen. Auf der Flut schwimmend, genießt es nun das erquickende kühle Bad, badet aber zugleich auch in der Sonnenglut, wenn es den Leib aus der letzten Kammer herausstreckt. Dieses Verlangen nach dem Licht, nach dem Lebensquell, ist gewiß in der Entwicklung der Tiere beachtenswert.

In der Kreide treffen wir noch einmal auf den Tintenfisch, wenn wir die Donnerkeile, die Teufelsfinger oder Belemniten betrachten. Es ergibt sich, daß sie weder mit dem Donner noch mit dem Blitz, noch mit dem Teufel etwas zu tun haben, sondern die Schwanzstacheln eines Kopffüßlers, eines Tintenfisches, sind. Gerade die Kreide bietet mit ihren Feuersteineinschlüssen wichtige Anknüpfungspunkte für die später zu besprechende Vorgeschichte. Mit ihren See-, Kronen- und Herzigeln, ihren Klappersteinen und Haifischzähnen gibt sie eine Fülle von Unterhaltungsmöglichkeiten*), die je nach der Vorbildung der Besucher, ihren Sonderkenntnissen und Neigungen entsprechend, erweitert und verkürzt werden kann. Ähnliches ließe sich vom Tertiär (Braunkohlenzeit) mit seinen Bernsteinfunden sagen.

Von allergrößter Wichtigkeit ist das Diluvium, die Eiszeit, unter deren letzten Einflüssen wir ja heute noch leben. Da geht es wieder in die Tiefe und Probleme wie: Das Wachsen der Steine, Mensch und Affe u. a. tauchen oft schüchtern bei den Zuhörern auf und finden je nach den Umständen eingehende Behandlung. Ein postglazialer Schädel (Schrank 6) zeigt seine fliehende Stirn, die mächtigen Überaugenwülste und noch im ganzen den primitiven Knochenbau. Der Mensch taucht in unserer Gegend erst in der letzten Zwischeneiszeit auf und weist auf die Vorgeschichte hin, die uns eine ganz andere Welt erschließt.

Nun tritt der Mensch in den Vordergrund der Betrachtung und in den Auslagen zeigt sich eine immer höhere Entfaltung menschlicher Fähigkeiten, besonders nach der künstlerischen Seite hin. Wir müssen uns ja schämen, daß wir heute so wenig von der Vorgeschichte wissen, von unseren Vorfahren, von unserer Heimat. Die Geschichte der Griechen und Römer kennen wir oft bis auf Tag und Stunde, und fragen wir uns, was war zu derselben Zeit hier in unserem heimatlichen Gebiet, so müssen wir beschämt die Augen niederschlagen; denn wir wissen es zumeist nicht. Es ist darum dringende Forderung an jeden, mitzuhelfen, um diesen Mangel in unserer Bildung zu beseitigen. Auch hier hilft das Heimatmuseum, ja, ich darf sagen, daß das Kolberger Museum vornehmlich aus

*) Was hier nur angedeutet werden kann, hat Verfasser im Kolberg-Körliner Heimatkalender 1928 weiter ausgeführt (Verlag: Kolberger Verein für Heimatkunde).

diesem Grunde entstanden ist. Nicht die Besitzenden und Gebildeten sind zumeist unsere Helfer, sondern die Arbeiter, die mit dem Boden in unmittelbarer Verbindung stehen. Sie haben oft die Gelegenheit, der Wissenschaft zu dienen, wenn sie richtig geleitet werden. Hier ein Beispiel.

Da findet in einem abgelegenen Ausbau ein Besitzer beim Pflügen einen Topf mit Münzen und Metallresten. Der Topf geht zu Scherben. Dem Inhalt schenkt der Bauer anfänglich keine Beachtung, weil er die Münzen für wertlose Blechmarken hält, die es kaum verdienen, daß er sie aufhebt, denn sie sehen giftig grün und grau aus. Er nimmt indes einige als Spielzeug für die Kinder mit vor das Haus. Um Mittag kommt der älteste Sohn aus der Schule, sieht die Fundstücke und forscht nach den Scherben; denn der Lehrer hat es ihnen oft gesagt, daß sie jeden Scherben, jedes auffällige Gebilde ,das sie in der Erde entdecken, mit zur Schule bringen sollen. Bei der letzten Führung im Museum ist ihnen dies ebenfalls nahe gebracht worden unter Hinweis auf das schon gefundene Heimatgut. Der Junge bringt am nächsten Morgen glückstrahlend seinem Lehrer Stücke des Fundes. Der Lehrer fährt zu mir. Wir untersuchen das Gelände, lösen eine Rübenmiete wieder auf und nehmen uns einige Knaben mit, die wie die Hühner jedes Stückchen Metall aufpicken. Durch spätere wiederholte sorgfältige Nachforschungen von seiten unseres treuen Helfers haben wir einen Hacksilberfund aus der Zeit um 1060 gerettet, der ohne die Mitarbeit der Schule, des Museums und des Vereins für Heimatkunde zertreten und vergessen worden wäre. Über diesen Fund kam ein ausführlicher Bericht in unsere Monatsblätter, die den beiden Zeitungen, dem Kolberger Tageblatt und der Zeitung für Pommern, beiliegen. Durch diesen Fundbericht und die nötige Aufklärung, also durch das gelesene Wort, gewannen wir im vorigen Jahr ähnlich wertvolles Heimatgut.

Ein Milchkutscher in Alttramm studiert am Sonntagnachmittag eifrig die Zeitung, die er sich aus der Küche seiner Bäuerin geholt hat. Ganz besonders fesselt ihn die Geschichte vom Hacksilberfund. Wie schade, daß er das erst jetzt liest, daß man solche Sachen verwenden kann, die sich im Boden finden. Auf seinen früheren Stellen hat er des öfteren Metallteile und Scherben gefunden, aber alles achtlos beiseite geworfen, da ja niemand bisher danach gefragt hat. Aber jetzt will er aufpassen. Auf dem alten Franzosenhügel, wo so mancher Franzmann von 1806 und 07 begraben liegt, kann er vielleicht noch etwas entdecken. Und das Glück ist ihm hold. Als er für die Spargelbeete Sand holen soll, schaufelt er plötzlich einen Beinknochen heraus, dann kommt auch der Kopf. Kaum hat er aber die Schaufel wieder angesetzt, da sieht er ein Stück Bernstein. Er hebt es auf, wischt es mit seinem Rockärmel ab und entdeckt eine Öffnung in der Mitte. Jetzt wird er aufmerksam, vielleicht findet sich noch etwas dazu. Seine Vermutung war berechtigt. Es finden sich noch einige durchbohrte runde, schöne Bernsteinstücke. Wie er nun niederhockt, sieht er auch kleine gelbe und bräunliche Kügelchen, Perlen gleich, da sie auch durchbohrt sind. Da liegen auch ein paar silberweiße Ringe, wenn auch nur aus Draht und von geringem Durchmesser, so legt er sie doch vorsichtig beiseite. Jetzt kommen ein paar graugrüne Stücke aus Metall, wie

Bügel geformt. Er nimmt sein Taschenmesser hervor, schabt die grünliche Schicht ab und sieht ein rotes Metall leuchten. Fast will es ihm scheinen, als wenn es Gold wäre, aber nein, es ist gewiß Kupfer, denn bei den Elektrotechnikern im Nachbardorf hat er dasselbe Metall gesehen. Es sind drei Bügel mit einer Nadel wie bei einer Sicherheitsnadel. Behutsam packt er sich alles zusammen, die kleinen Perlen für sich, die Bernsteinstücke und auch die Bügel für sich. Nächsten Sonntag früh klopft es bei mir. Er meldet seinen Fund an mit den Worten: „Ich habe einen Franzosenschädel gefunden." Dabei kamen allmählich die Schätze zutage, die er entdeckt hatte. Es handelte sich um ein römisches Frauengrab aus den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt. Die Knochen, die noch auf dem Hügel lagen, und andere wertvolle Fundstücke wurden von mir noch am selben Tage unter strömendem Regen gesichert.

Jetzt finden wir das römische Frauengrab unter Glas in unserm Museum. Die Frau von Alttramm schläft dort mit ihrem römischen Schmuck, mit den Bernsteinperlen der Ostsee und den drei typischen Fibeln. Am Geburtstagsabend des Vereins und des Museums (am 17. März) wurde das Grab der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und ein Strom von Menschen zog an ihm vorbei. Unsere Schülerinnen wallfahren zu ihm und bringen Kränze und Blumen. Ein geschickter Kunstmaler hat ein Ölbild entworfen. Die Stadtgärtnerei stellt immergrüne Bäume und Blumen um den Sarg, damit das Ganze einen tieferen, nachhaltigen Eindruck gewährt.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf die Arbeit von Herrn Dr. Ackerknecht: „Ein internationales Filmarchiv in Deutschland", 5. Jahrgang, Heft 3 dieser Zeitschrift, hinweisen, wo sich der Verfasser nachdrücklich für die bildliche Aufbewahrung von Landschaftsformen, von Pflanzen und Tieren und Menschen, die allmählich dem Untergange geweiht sind, einsetzt, um diese Naturkunden in ihrer vollen Lebendigkeit zu erhalten, wie auch seltene und schwer zu beobachtende Momente aus dem Leben einheimischer und fremdländischer Tiere der Forschung zu erschließen. Wir erkennen leicht, wie diese Wünsche, mit dem erhaltenden und bewahrenden Prinzip der Museen übereinstimmen.

Nach obigen Beispielen darf ich wohl davon absehen, noch auf das kulturgeschichtliche Gut des Museums einzugehen, auf das Handwerk mit seinem Innungsgerät, auf das Porzellan, Glas und Edelmetall, auch auf die besonderen Räume: Die Bauernstube, das vornehme Rote Zimmer von 1750 bis 1800, das entzückende Biedermeierzimmer, das geschichtlich wertvolle Kriegszimmer und die Gemäldesammlung „Das schöne Kolberg". Auch die für Norddeutschland eigentümliche von der Preußischen Regierung anerkannte Webeschule, die dem Museum angegliedert ist, soll hier nicht weiter besprochen werden. Es schien mir wichtig, zu zeigen, daß der verachtete Stein, die unscheinbare Versteinerung und die auf den ersten Blick so nichtssagenden Scherben und Bodenfunde eine Fülle von Bildungsgut in sich bergen, das aber nur dann zutage tritt, wenn wir es verstehen, das in ihnen schlummernde Leben zu wecken.

Ich überzeuge mich immer wieder davon, wenn ich die Sozialver-

sicherten, die besonders im Herbst und Winter aus den Solbädern zu mir kommen, führe. Diese einfachen Menschen sind so sehr dankbar für eine oben gekennzeichnete Führung durch unsere Sammlungen. Sie sprechen es mir immer wieder aus, daß sie es, die sie zumeist aus den größeren Städten kommen, außerordentlich bedauern, daß die in ihrer Heimat aufgehäuften kostbaren Museumsschätze ihnen zumeist verborgen bleiben, weil ihnen eine entsprechende Führung fehlt. Ich freue mich, in diesem Punkt mit Herrn Dr. Ackerknecht übereinzustimmen, wenn er in seinem Vortrag über „Gemeindliche Bildungspflege", den er auf dem Pommerschen Städtetag 1925 hielt, von den Museen sagt: „Mögen die Aufschriften an den ausgestopften Tieren, an Gesteinsproben, Schmetterlingen, Urnenfunden, Trachten, kirchlichen Altertümern, Gemälden noch so lehrreich abgefaßt sein, mag auch ein gemeinverständlich geschriebener Druckkatalog vorhanden sein — es wird den meisten Besuchern trotz alledem das „geistige Band" fehlen, das die einzelnen Sehenswürdigkeiten verbindet zu einem Stück sinnvoller, lebendiger Welt."

Aber von nicht geringerer Bedeutung erscheint mir ein Hilfsmittel, das gerade in diesen Blättern besondere Beachtung finden muß. Es ist das Buch. Wenn der Leiter der Bücherei von dem hohen Werte seiner Aufgabe ganz erfüllt ist, so wird er mit dem Leiter des Museums in Verbindung treten und bei Neuanschaffungen sich auch auf die Wünsche seines Mitarbeiters einstellen. Wie oft wird der Leser es ihm überlassen, ein gutes Buch auszuwählen. Da hat er Gelegenheit zu forschen, ob Neigung für die Dinge vorhanden ist, die sich im Museum finden oder auch dem vom Museum Kommenden etwas zu reichen, das ihm weitere Kenntnisse aus einem Wissensgebiete vermittelt. In gleicher Weise aber wird der Museumsleiter am Schlusse seiner Führung sagen: „Wer sich noch näher mit der Geologie, der Pflanzen- und Tierkunde, der Geschichte und Kunstwissenschaft beschäftigen möchte, suche unsere Stadtbücherei auf und frage dort nach oder sehe hier sogleich das Bücherverzeichnis daraufhin durch." Ist eine Volkshochschule am Orte, so kann durch Vorträge und Führungen solche gemeindliche Bildungspflege fortgesetzt werden.

Als nach dem Kriege die großen Wahlen begannen, wurde ich zweimal an das Rednerpult gerufen; das letzte Mal sprach ich in der Nähe von Anklam vor einer großen Zuhörerschaft. Nach der Versammlung fragte mich die Gattin des Einberufers, wie man die Dorfbevölkerung am besten weiterbilden könne. Ich legte es ihr nahe, für gute Bücher zu sorgen. Da wurde mir zur Antwort, daß solche wohl vorhanden wären, doch die Leute holten sie sich nicht. So müsse man zum Volke gehen, war meine Antwort. Ich schlug vor, daß sich das Gut, das Pastorat und die Schule zusammentäten, um Vorleseabende einzurichten. Viele Leute wären nach harter Tagesarbeit gar nicht mehr in der Lage, etwas Zusammenhängendes zu lesen. Die Fähigkeit, sich in den Dichter oder Prosaschriftsteller hineinzudenken, wäre ihnen mit der Zeit verlorengegangen, vorausgesetzt, daß sie diese Fähigkeit überhaupt einmal besessen hätten. Da müsse man ihnen durch Vorlesen wieder Mut machen und ihnen an einfacher Kost zeigen, wie man ein gutes — erst kurzes Buch liest. Der Vorlesende ist da ein Instrument, das sich auf den Dichter einstimmt und nun zu den Zuhörern

hinausklingt und die großen schönen und ernsten Gedanken wieder lebendig macht — ist ein Führer, der altes oder neues Gut, das zwischen den Blättern verborgen schlummert, belebt und aufzeigt, — ist wie ein Museumsmann, der ewiges Heimatgut darbietet. Ich weiß, daß man in Stettin und gewiß auch in andern Orten schon lange mit Segen solche Vorlesestunden hält und auch den Sonntag für eine dankbare Gemeinde opfert.

Immer mehr Fäden zeigen sich — mehr als ich zu Anfang erwartet — zwischen dem Museum und der Bücherei, und ich spreche hier den Wunsch aus, daß die Leiter von Büchereien und Museen sich mehr und mehr zusammenschließen möchten, um in ihrer Gemeinsamkeit dem Volke und der Volksbildung zu dienen.

Praktische Winke zur Buchpflege.

Von Leonhard Liptow (Schneidemühl).

Es bedarf heute wohl kaum noch einer Begründung oder Klarlegung, wenn wir in sämtlichen Büchereien, auch den kleinsten, Buchpflege fordern. Sie hat im Laufe der letzten Jahre so festen Fuß gefaßt, ist so stark verankert, daß wir sie als wesentlichen Faktor in unserer Büchereiarbeit ansprechen müssen.

Jede gründliche und gewissenhafte Buchpflege verlangt zunächst eine genaue Durchsicht der zurückgekommenen Bücher: Die Buchkarte, die bei der Rückgabe des Buches am besten zwischen Buchdeckel und Vorsatz gelegt wird, leistet hierbei große Dienste. Sie zeigt an, wer das Buch gelesen und wann es der Leser entliehen hat, wieviel Gesamtentleihungen das Buch aufweist und, was für die Buchpflege so außerordentlich wichtig ist, in welchem Zustande das Buch zuletzt ausgeliehen wurde.

Neue Bücher bis zu 10 Entleihungen werden der gründlichsten Kontrolle unterzogen. Zunächst überzeugen wir uns, wie der Bucheinband, die beiden Buchdeckel beschaffen sind, ob sie sauber, ob sie fest sind, und dann, wie das Buch innen aussieht. Wir beginnen bei der ersten Buchseite und schlagen dann Seite für Seite um. Fingerspuren und Schmutzflecke werden mit dem Radiergummi und dem Federmesser sofort entfernt. Gut wäre es, wenn wir so jedes Buch bis zur letzten Seite durchsehen könnten. Dies würde jedoch bei Büchern mit 500 und mehr Seiten zu weit führen und würde auch zu lange dauern. Es muß genügen, wenn wir ein neues Buch bis auf Seite 50 oder 60 Seite für Seite durchsehen, dann die Restseiten lose und langsam durch die Finger gleiten lassen und hin und wieder Stichproben vornehmen. Buchschäden größerer Art, auffallende Schmutz- und Tintenflecke wird man auch bei der etwas weniger gründlichen Durchsicht ohne weiteres entdecken können. In den meisten Fällen wird das Buch nach den Schlußseiten zu sauber sein, wenn die ersten Seiten sauber sind. Wird das so durchgesehene Buch für sauber befunden, setzen wir hinter die letzte Entleihung ein kleines lateinisches r. Das Buch ist revidiert. Wird jedoch wider Erwarten ein Buchschaden irgend welcher

Art zu verzeichnen sein, der nicht restlos beseitigt werden kann, so wird man ihn auf dem Kopf der Buchkarte vermerken.

Ein Buch mit 50 oder 60 Entleihungen wird nicht mehr ganz sauber sein. Es wird jedem einleuchten, wenn wir auf den Buchkarten solcher Bücher lesen werden: Einband nicht mehr ganz sauber, Fingerspuren innen, Schnitt unten mit Tinte befleckt, Seite 24 durchgerissen, von Seite 137 ab bis 159 aufgeweicht, daß diese kleinen Buchschäden sich einschleichen können. Allgemein bekannt ist ja, daß bei älteren Büchern die ersten Buchseiten am schmutzigsten sind und das Buch nach hinten zu immer weniger schmutzig wird. Die Buchpflege wird sich also mehr auf die erste Hälfte des Buches erstrecken, während die zweite ruhig eine weniger gründliche Behandlung erfahren kann.

Bei Büchern mit 100 und mehr Entleihungen wird die gründliche Buchpflege immer mehr zurücktreten müssen. Es wird nichts anderes übrig bleiben, als die Bücher langsam verschleißen zu lassen und aus dem Verkehr zu ziehen.

Zum Entfernen sämtlicher Schmutzflecke und Fingerspuren eignet sich vorzüglich der Gummi „Hansa Stenograf", ein Bleistift-Tintengummi. Die weiße Hälfte genügt für Flecke jüngeren Datums, die grüne für ältere und stärkere Flecke und zum Beseitigen von Tintenflecken. Es ist dies ein Radiergummi, der gründlich arbeitet und der sich in der Praxis gut bewährt hat. Der Gummi kostet 30 Pf. Federmesser, sowie gebrauchte Rasierklingen sind ebenfalls recht gut, um Schmutz- und Tintenflecke aus Buchseiten zu entfernen.

Ein vornehmes, allerdings recht teures Reinigungsmittel, besonders zum Reinigen der Buchdeckel und des Buchschnitts geeignet, ist Schwefeläther. Er ist in jeder Drogerie erhältlich. Für 100 cbcm zahlt man 40 Pf. Beim Arbeiten mit dieser Flüssigkeit nimmt man einen Wattebausch, drückt ihn auf die soeben geöffnete Ätherflasche, kippt die Flasche in der Hand um, damit der Wattebausch genügend Äther aufsaugen kann, verschließt die Flasche sofort, weil Äther sehr schnell verdunstet, und streicht nun mit dem Wattebausch über die Buchdeckel, über den Buchschnitt hinweg. Der Schmutz bleibt an der Watte zurück. Bei älteren und stärkeren Flecken wird man das Abreiben wiederholen müssen.

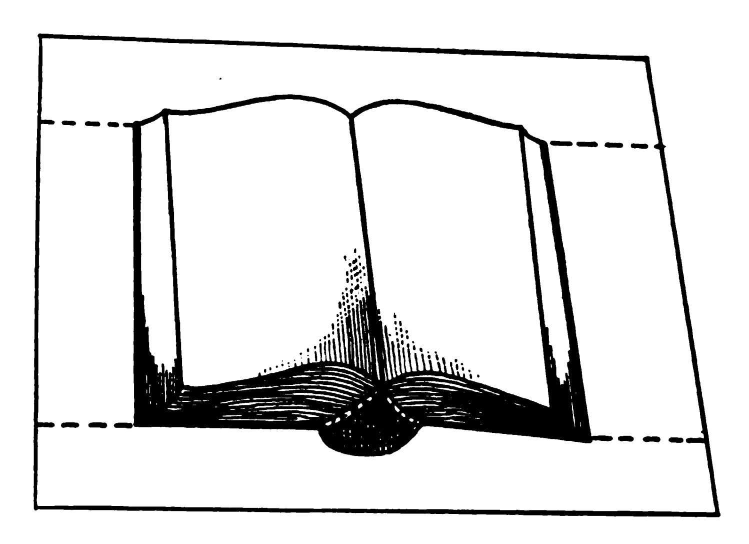
Bücher mit schadhaft gewordenen Buchdeckeln wird man am besten einschlagen. Als Einschlagepapier hat sich der blaue, feste, geglättete Karton bewährt, den Büchereidirektor Plage, Frankfurt/Oder, nach besonderen Angaben herstellen läßt. Der Karton ist deswegen besonders brauchbar, weil er geglättet und verhältnismäßig unempfindlich gegen Flecke aller Art, auch gegen Fettflecke ist. Er liegt 0,90 m lang und 0,75 m breit, kostet ungefähr 12 Pf. und reicht aus für sechs mittelgroße oder vier große Bücher. Schwarzer Leinenstoff ist nicht zu empfehlen, weil er weniger gut aussieht und dann an den Zungen sehr leicht einreißt. Dieselben Erfahrungen zeitigte auch gelbes Ölpapier, das in dem Bestreben, einen durchsichtigen Umschlag zu schaffen, erprobt wurde.

Außer dem bekannten Einschlageverfahren, wie es Dr. Schriewer in

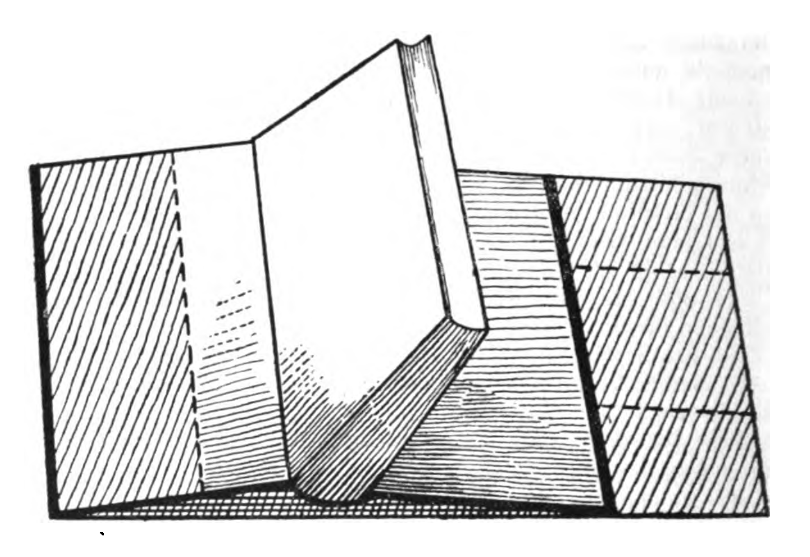
seinem Buche „Die Dorfbücherei" von Seite 80—86 dargelegt hat, gibt es noch ein anderes Verfahren, nämlich die Herstellung der Buchtaschen. Der blaue Umschlag ist oben und unten ungefähr 7 und an den Seiten 9—10 cm größer als das aufgeschlagene Buch. Man legt das aufgeschlagene Buch mitten auf den Karton und zieht oben und unten über die Buchkanten hinaus einen Strich, nimmt das Buch herunter, um den Umschlag auf diesen Strichen nach innen umlegen und falzen zu können. Alsdann legt man das Buch wieder auf den Umschlag und schlägt die eine Hälfte — es ist gleich, welche — fest um den Buchdeckel. Jetzt klappt man das Buch zu, zieht den Falz auf beiden Seiten des Buchrückens und schlägt dann die andere Hälfte um. Die Buchtasche ist fertig. Man nimmt das Buch heraus, zieht auf allen Bruchstellen nochmals scharf den Falz und setzt die Buchdeckel in die links und rechts entstandenen Hohlräume der Buchtasche ein.

Es ist dies ein Verfahren, bei dem wir ohne Schere arbeiten. Dadurch ist ein Einreißen des Umschlags so gut wie ausgeschlossen. Außerdem kann man die Buchtasche ganz aufbrauchen. Mit Leichtigkeit kann man das Buch herausnehmen und ein anderes gleich großes wieder einsetzen. Einen Nachteil hat die Buchtasche jedoch, weil sie dem Buchrücken doch nicht den Halt gibt wie der Umschlag nach dem Einschlageverfahren von Dr. Schriewer. Dieser Nachteil wird aber durch mancherlei Vorzüge wieder aufgewogen.

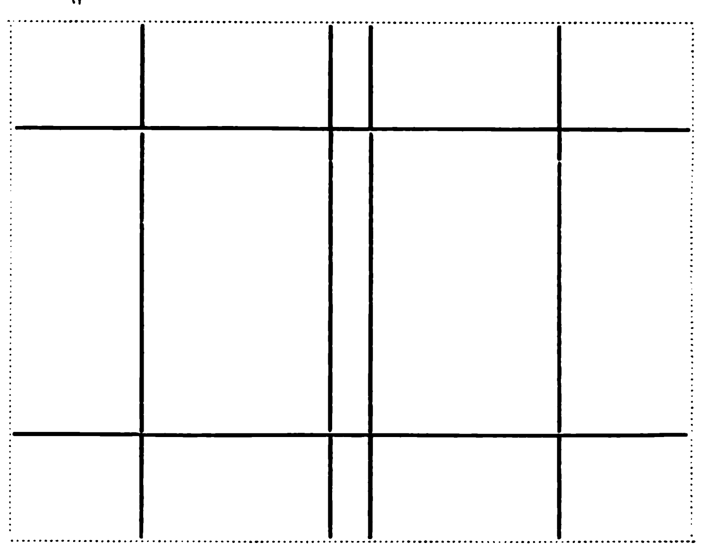
Folgende Skizzen sollen das Entstehen der Buchtasche illustrieren. Die erste zeigt das aufgeschlagene Buch auf dem Karton, der auf den gestrichelten Linien nach innen umgelegt wird.



Die zweite Skizze zeigt den geschlossenen Buchblock auf dem bereits nach innen umgelegten Karton, dessen linke Seite schon um den Buchdeckel geschlagen ist.



Die dritte Skizze veranschaulicht die aufgeklappte Buchtasche mit all ihren Bruchstellen.



Bei manchen Büchern wird man beobachten können, daß sich der Buchdeckel lockert oder das Buch mitten durchzubrechen droht. Es liegt daran, daß die Gaze, die das Buch zusammenhält, nicht so fest und zähe ist, wie sie sein müßte. Dieser Buchschaden wird durch Einsetzen eines Streifens behoben. Der Streifen wird in den meisten Fällen aus gewöhnlichem Konzeptpapier bestehen können. Handelt es sich um größere Bücher oder will man ihn zwischen Buchdeckel und Vorsatz oder zwischen Vorsatz und dem eigentlichen Buch einsetzen, ist es zweckmäßig, der größeren

Haltbarkeit wegen, Buchbinderleinwand statt Konzept- oder Kanzleipapier zu benutzen. Man schneidet zunächst einen Streifen zurecht, der — je nach Größe des Buches — 2—3 cm breit ist, faltet ihn zur Mitte, bestreicht ihn mit Kleister und setzt ihn scharf in das Buch ein. Man hilft noch mit dem Falzbein nach und klappt das Buch zu. Der Buchschaden ist behoben.

So unscheinbar der Streifen aussehen mag — er wird vielfach unterschätzt — so ist er es doch, der dem Buch den ursprünglichen Halt, die frühere Festigkeit wieder verleiht.

Das Aufkleben neuer Signatur-Schildchen, falls die alten abgegriffen oder verloren gegangen sind, ergibt sich ja von selbst. Vorher wird man die alten Schildchen gründlich abkratzen und den Buchrücken aufrauhen, um die neuen Schildchen fest aufkleben zu können.

Eingerissene Buchseiten werden überklebt mit durchsichtigem gummierten Papier, das in größeren und kleineren Rollen in jeder Papierhandlung käuflich ist. Um ein Wiedereinreißen an derselben Stelle zu verhüten, kann man den dünnen Papierstreifen noch um die eingerissene Seite herumlegen. Nachhelfen und Glätten mit dem Falzbein versteht sich von selbst.

Der für alle Buchpflegearbeiten gebräuchlichste Kleister ist der Buchbinderkleister. Reine Weizenstärke wird kalt aufgelöst. Man gießt dann heißes Wasser unter ständigem Rühren nach, bis die breiartige, zum Kleben fertige Masse sich gebildet hat.

Wesentlich teurer als Buchbinderkleister ist Gummi-Arabikum, das es, gleich klebefertig, in Flaschen zu kaufen gibt. Außerdem ist Gummi-Arabikum in Stücken zu haben, die im warmen Wasser sich bald auflösen. Seine Klebekraft ist außerordentlich groß.

Als vorzüglicher Kleister sei noch Dextrin erwähnt. Er ist verhältnismäßig billig — 1/4 Pfund kostet 15 Pf. Man löst ihn in kaltem Wasser auf. Er entfaltet eine große Klebekraft bei Dermatoid-Einbänden, wo die Signatur-Schildchen fest aufkleben, ohne daß man vorher den Buchrücken aufzurauhen braucht. — In kleineren Büchereien wird man mit einer dieser eben aufgezählten Kleisterarten gut auskommen können.

Um das Einschlagen eines Buches zu ersparen, um ihm gewissermaßen ein neues Gewand zu geben, kann man die Buchdeckel mit Marmorpapier überziehen. Es ist dieselbe Papierart, die auch der Buchbinder beim Einbinden von Büchern gebraucht. Der Name Marmorpapier ist wohl auf die Figuren und Muster zurückzuführen, die dem Marmorstein eigen sind. Das Überziehen selbst ist ganz einfach. Man schneidet zunächst ein Stück zurecht, das, je nach Größe des Buches, 1—1 1/2 cm an den Buchrücken heranreicht. Nach den drei andern Seiten muß das Stück so groß sein, daß es bequem noch 1 cm über den Buchdeckel gelegt werden kann. Die beiden Ecken klappt man beliebig zurück und schneidet sie ab. Der Überzug wird jetzt mit Buchbinderkleister bestrichen und behutsam aufgeklebt. Die Rückseite des Buchdeckels kann mit dem Vorsatz oder mit einem neuen Bogen Kanzleipapier überklebt werden. Dasselbe erfolgt dann mit dem andern Buchdeckel. Ist das Buch so neu überzogen, spannt man es einige Stunden in die Presse.

Etwas schwieriger schon gestaltet sich das Aufsetzen neuer Buchrücken. Beim Schneiden der Leinwand oder des Ledertuches hat man darauf zu

achten, daß der aufzusetzende Streifen der Länge nach 2 cm größer wird als der Rücken des Buches. Hat man den Buchrücken gesäubert und entsprechend aufgerauht, so überstreicht man den aufzuklebenden Streifen mit Kleister und setzt ihn vorsichtig auf den Rücken auf. Auf beiden Seiten zieht man scharf den Falz und spannt jetzt das Buch in die Presse. Nach einer halben Stunde kann man daran gehen, die je 1 cm überstehenden Reste umzulegen. Man löst dazu behutsam oben und unten einen Teil der mit dem Vorsatz überklebten Buchdeckel auf der Innenseite, um den Reststreifen, den man vorher mit Kleister bestrichen hat, bequem einsetzen zu können. Dann bringt man den gelösten Vorsatz wieder in seine ursprüngliche Lage zurück und legt das so fertige Buch einige Stunden in die Presse.

Beim Neuaufsetzen von Buchecken verwendet man dasselbe Material wie beim Buchrücken. Die neue Buchecke schneidet man zunächst in Form eines Rechtecks wie 2 : 1, bestreicht sie mit Kleister und bringt dann die Mitte der einen Längsseite direkt an die Ecke des Buches heran. Die rechts und links überstehenden Teile schlägt man um. Die Rückseite wird man, wie beim Überziehen mit Marmorpapier, mit Kanzleipapier überkleben. Um eine größere Festigkeit noch zu erzielen, spannt man das Buch in die Presse.

Bei abgerundeten Ecken wird man die neu aufzusetzende Buchecke etwas weiter nach vorn schieben, dann mit dem Buchbinderdorn nachhelfen, damit die abgerundete Ecke ganz überklebt wird. Man klopft mit dem Hammer nach, um noch vorhandene Unebenheiten auszugleichen. Überkleben mit Kanzleipapier und Einspannen in die Presse erfolgt dann wie vorhin.

Zur Ueberfremdung des deutschen Büchermarktes.

Von Dr. V. A. Schmitz (Stettin).

Die Menge der Übersetzungen aus den skandinavischen Literaturen, die der Büchermarkt der letzten Jahre gebracht hat, stellt der Anschaffungspolitik der deutschen Volksbücherei wesentliche Fragen, die um so dringender eine Klärung fordern, als sie bereits eine zwar verständliche, aber doch unberechtigte Verwirrung hervorgerufen haben. Der Volksbibliothekar hat sich natürlich gegenüber der augenblicklichen Mode, in der die nordische Literatur nicht selten von deutschen Verlegern als Reklameobjekt mißbraucht wird, objektiv zu entscheiden — d. h. er hat die ihm empfohlene Literatur weder zu überschätzen noch aber vor ihr aus Ratlosigkeit oder gar aus nationalem Vorurteil zurückzuscheuen. Eine gewisse Zurückhaltung ist gewiß geboten; aber man vergesse gerade in volksbibliothekarischen Kreisen, die doch geistiges Gut zu vermitteln bestrebt sind, nicht, daß dieser Erscheinung, so sehr sie oft eine Mache der Geschäftswelt zu sein scheint, ein tieferes Gesetz zugrunde liegt, nämlich eine wirkliche Kulturbegegnung unserer germanischen Stämme, worin in heutiger Stunde auf dem Gebiet der Literatur jedenfalls der Norden wieder einmal vorwiegend der gebende Teil ist. (Wie dieses Geben und Nehmen sich immer wechselseitig bedingt und fruchtbar erwiesen hat, darüber ist schon manches Gute gesagt, so etwa

von Georg Brandes und Ernst Bertram im letzten Jahrgang des Deutsch-Nordischen Jahrbuchs.)

Auf die gute Überlieferung im nordischen Schrifttum hinzuweisen, erübrigt sich. Sie allein würde freilich noch nicht zu weitgehender Aufnahmefreudigkeit auch dem Gegenwartsschaffen der skandinavischen Schriftsteller gegenüber berechtigen. Wenn aber dies selber produktiv und reich an künstlerischen, weltanschaulichen und bildnerischen Werten ist, was soll nach gebührender Auswahl uns noch hindern, auch uns diese Werte zugänglich zu machen und sie weiteren Kreisen unseres deutschen Volkes zu vermitteln? Mir scheint die Pause, die augenblicklich bei uns selber in einem durchaus natürlichen Rhythmus des Lebens und Schaffens eingetreten ist, solche Annäherung nur zu befürworten. Immer wieder zeitigt ja das geistige Leben solche Gelegenheiten der Gastfreundschaft und wir müssen schon ein wenig Wandermut haben, um sie recht zu nutzen. Und gerade hier ist der Weg auch nicht so weit. Immerhin sind die Skandinavier uns die Nächsten, und man sollte unseren deutschen Verlegern dankbar sein, daß sie gerade skandinavische Literatur vermitteln statt oder neben der uns weniger artverwandten englischen oder französischen.

Diese Nachbarschaft hat nun auch unsere Auswahl zu bestimmen. Das heißt aber, daß hier uns nicht nur die Dichtungen angehen, die der Weltliteratur angehören wie die Bücher von Hamsun, Lagerlöf, Heidenstam, Andersen Nexö, sondern auch schon die, welche im engeren Sinne nordische Bücher sind, die uns den Menschen gerade dieser Stämme eindrucksvoll darstellen, ihn und sein Land. Mit ihm verbindet uns gemeinsamer Seelengrund, der zum gegenseitigen Verstehen des Menschlichen überhaupt verhelfen kann. Mit der Entgegnung „Heimatkunst" ist hier noch nichts abgetan. Sind nicht auch Hermann Hesses Frühwerke, die längst über die deutschen Grenzen gedrungen sind, Heimatkunst? Es kommt eben darauf an, wie weit aus der Idyllik bloßer Heimatliebe der Mensch und das Gesicht der Landschaft hervorragt als Allgemeingültiges, und wo dies geschieht (und das geschieht häufig in der skandinavischen Literatur), da erhöht die Verwurzelung im heimischen Volkstum, das sich bloß als individuelle Ausprägung des Menschheitlichen erweist, nur die dichterische Schönheit und Wahrheit — und ebendas wird die Bücher des Olesen Löffen, der Marie Bregendahl, des Gunnar Gunnarsson und all der modernen nationalen Norweger (Undset, Duun, Bojer) und Schweden (Didring, Siwertz) auch bei uns einbürgern, wie es die „Himmerlandsgeschichten" von J. V. Jensen, die „Bornholmer Novellen" von Andersen-Nexö, die Erzählungen von Björnson u. a. schon eingebürgert hat.

Abzulehnen haben wir nur die Bücher, die allzusehr ein innerpolitisches Provinzproblem der nordischen Länder enthalten, zu zeitbedingt oder in ihrer Darstellung zu matt und belanglos sind (z. B. einiges von Falkbjerget). Auch brauchen wir gewiß nicht jedes Werk eines uns schon bekannten und beliebten Schriftstellers. So berechtigen etwa Anker Larsens „Stein der Weisen" und „Maria und Martha" noch nicht zur Einführung des ganzen Anker Larsen. Daß Anker Larsen auch im eigenen Lande mit Recht umstritten ist, wäre allerdings noch kein Grund, ihn auch uns fern-

zuhalten, da wir ja nicht immer die gleichen Forderungen an den Dichter stellen wie sein eigenes Volk. Oft muß bekanntlich der Fremde erst das eigene Volk auf den Wert seines Mannes hinweisen, wie Deutschland auf Andersen Nexö, wie Dänemark durch Brandes auf Nietzsche. Bei ihrer rein ästhetischen Wertung haben z. B. die Dänen oft die übersehen, auf die es uns deutschen Bildungspflegern ankommt, wie etwa Andersen Nexö oder Jürgen Jürgensen, der sich mit seinen Erzählungen und Romanen aus dem Kongo bei uns fast mehr als in Dänemark bekannt gemacht hat, und auch der schon 1918 verstorbene dänische Dichter Harald Kidde scheint erst jetzt, wo er in Deutschland zu wirken beginnt, im eigenen Lande das Publikum zu gewinnen, das ihm gebührt. Für seine ernste, tiefbohrende Dichtung scheint erst jetzt, wo das Religiöse sich wieder stärker geltend macht, der Boden reif zu sein, und vielleicht bedarf er wie Jürgensen gerade des Umweges über Deutschland, den er mit seinem großen Roman „Der Held" eben angetreten hat. Insbesondere solchen Werken gegenüber kann das Vorurteil, das sich aus der skandinavischen Mode ergeben hat, hemmend wirken (wenn es sie natürlich auch nicht dauernd aufhalten kann), und hat deswegen wieder einer klareren Haltung zu weichen, die in ihrer Sichtung dem Geistigen dient und seiner Vermittlung durch die Volksbücherei.

Die neue Volksbücherei (Harderhaus) in Kolberg.

Nachdem vor mehr als 20 Jahren der großzügige Plan eines Volkshauses mit Turnsälen, Lese-, Versammlungs- und Spielräumen an der wirtschaftlichen Ungunst der Zeitläufte scheitern mußte, ist nun kürzlich durch die hochherzige Spende eines alten Kolbergers, Herrn Harders in Scranton, Vereinigte Staaten von Amerika, der Bau einer neuzeitlichen Volksbücherei möglich geworden.

Der Neubau der Volksbücherei, welcher nach Entwürfen des Kolberger Stadtbaurats Dr. Göbel ausgeführt wurde, liegt am östlichen Ufer der Persante neben dem Volksbad. Durch die große Eingangstür erreicht man den Vorraum des Treppenhauses im Erdgeschoß, von welchem zur Linken eine Tür in den 5 mal 8.50 m großen Ausleiheraum (Abb. 1,1) führt. Die Möblierung des Raumes besteht aus 4 Tischen von 0.50 mal 2 m Größe in dunkler Eiche, an denen je 7 Stühle stehen. In einer 2.50 m tiefen und 3.05 m breiten Nische zur Seite des Ausleiheraumes befindet sich die eigentliche Bücherausgabe (Abb. 1,2), die gegen den Ausleiheraum durch einen eingebauten Tisch abgeschlossen ist. Hier schließt sich das 5.30 mal 7.25 m große Büchermagazin an, in dessen zweigeschossigen eisernen Büchergestellen (nach einem bewährten neuzeitlichen System der Firma Bode-Hannover) Platz für 14000 Bände vorhanden ist. Seitlich an die Ausgabe schließt sich ein Raum (Abb. 1,4) für Rückgabe der Bücher an, durch einen Schalter mit dem Raum 1 verbunden.

Durch die Tür zur Rechten des Treppenhauses gegenüber dem Ausleiheraum der Bücherei betritt man den unteren Lesesaal (Abb. 1,5). 4 Tische von je 0.50 mal 2 m in dunkler Eiche, einseitig mit je 5 Stühlen besetzt und ein Tisch 0.50 mal 1.80 m mit 3 Stühlen bieten Platz für die Lesenden. In der Ecke links der Eingangstür steht auf einem Podium

Die neue Volksbücherei (Harderhaus) in Kolberg. (Erdgeschoss).

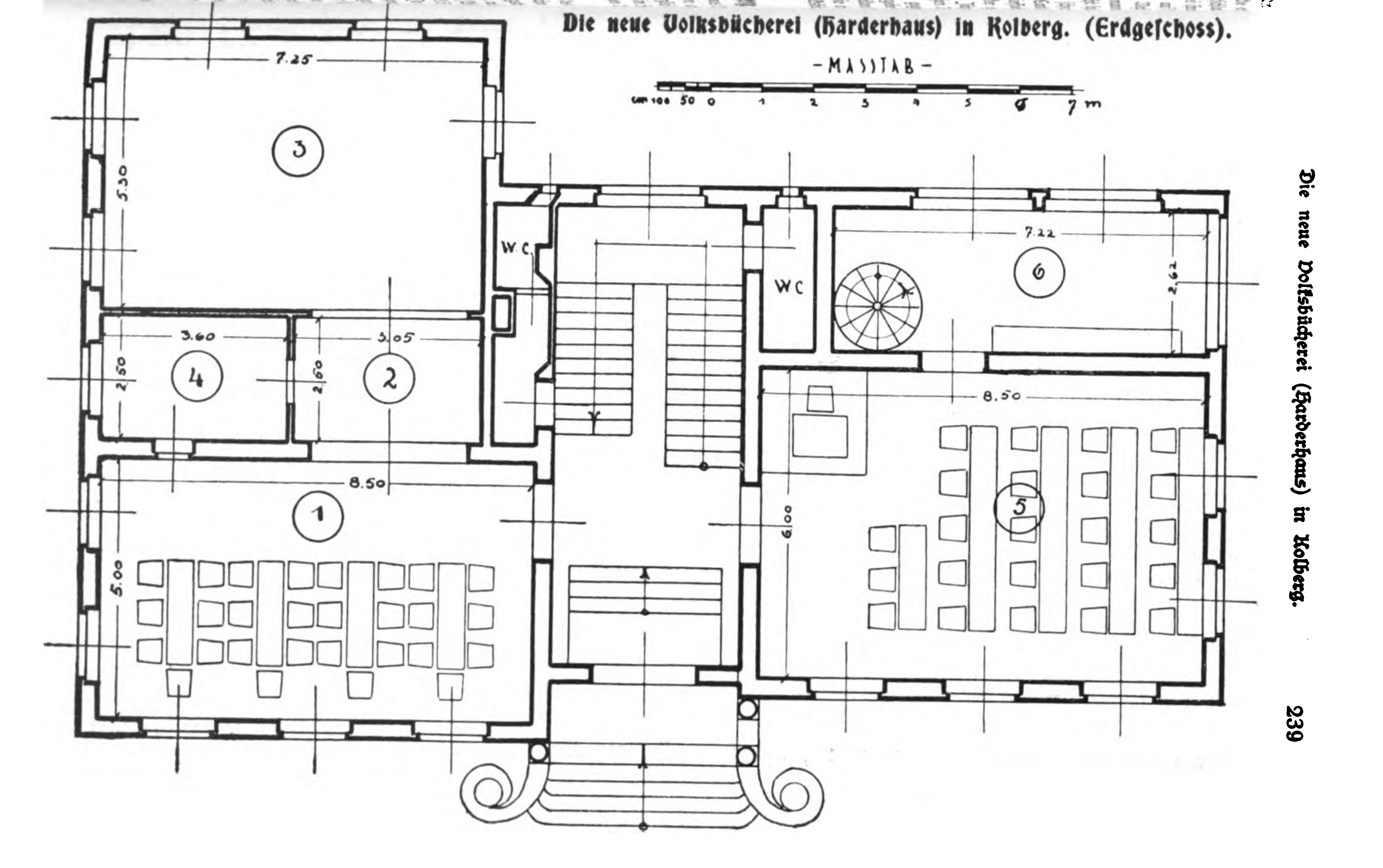
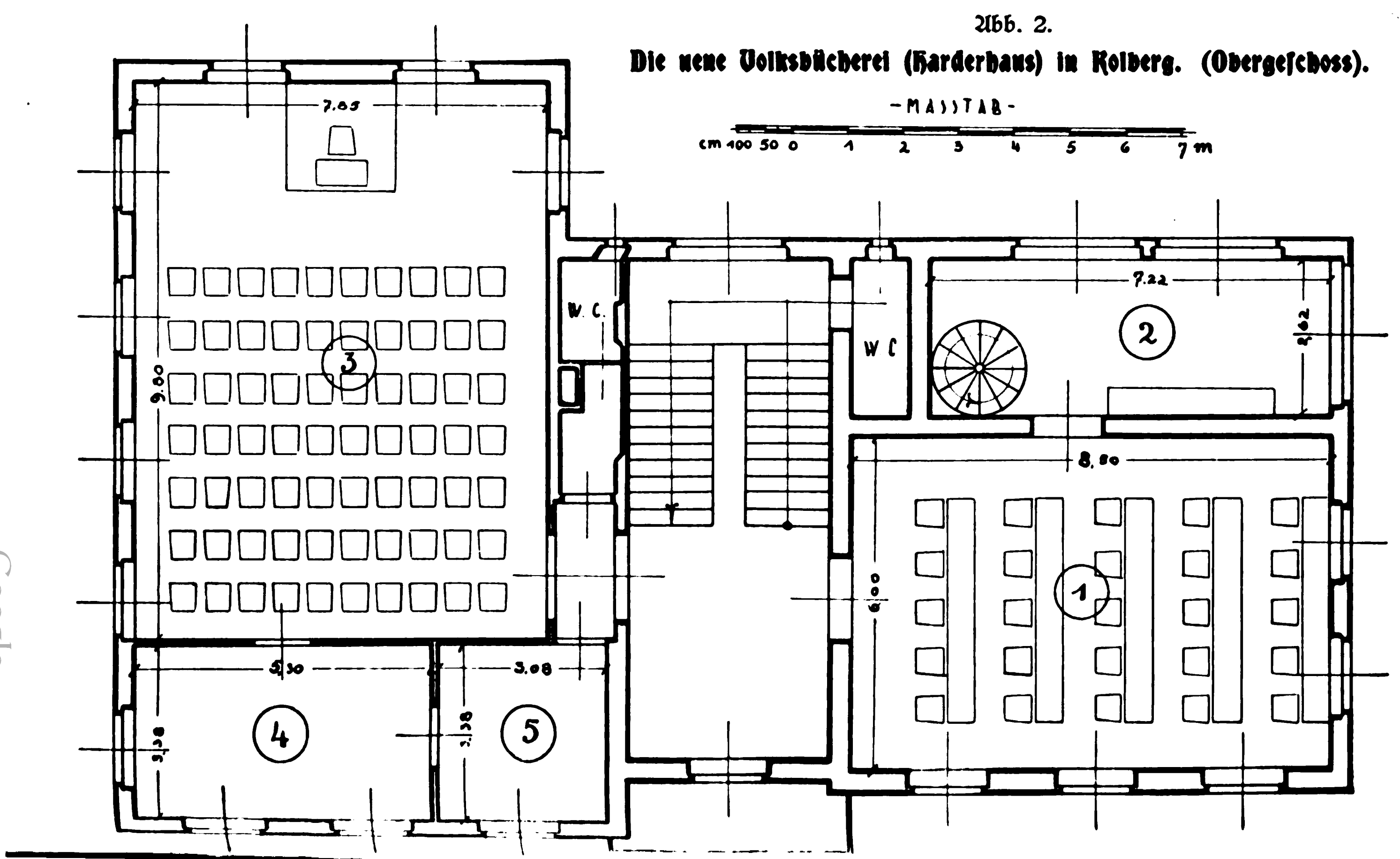


Abb. 2.

Die neue Volksbücherei (Harderhaus) in Kolberg. (Obergeschoss).



das Pult der Aufsichtsperson. Zwei Reihen Beleuchtungskörper sorgen dafür, daß jeder Lesende ausreichendes, nicht-blendendes Licht erhält. Durch eine zweite Tür erreicht man den 2.62 mal 7.22 m großen Nebenraum, welcher eine Handbücherei (Abb. 1,6) volkstümlich-wissenschaftlichen Inhalts sowie die Kleiderablage für die beiden Lesesäle enthält. Dieser, als Loggia mit großen Schiebefenstern ausgebildet, dient gleichzeitig zu vorübergehendem Aufenthalt (Frühstück) und zur Erholung.

Von da führt eine Wendeltreppe nach dem oberen Lesesaal (Abb. 2,1), der entsprechend dem unteren Lesesaal ausgebildet und in der selben Art eingerichtet ist. Die Überwachung dieses Saales erfolgt durch dieselbe Aufsichtsperson wie im unteren Saal. In dem sich hier anschließenden Nebenraum (Abb. 2,2), der durch die vorerwähnte Wendeltreppe in unmittelbarer Verbindung mit den unteren Räumen steht, befindet sich ebenfalls eine Handbücherei und zwar vorwiegend technisch-wissenschaftliche Werke enthaltend.

Auf der linken Seite des Treppenhauses, über dem Büchermagazin, liegt ein Fest- und Vortragsraum (Abb. 2,3) von 7.85 mal 9.80 m Ausmaß mit schöner Täfelung und originellen Holzplastiken eines Kolberger Künstlers. Er faßt 70 Stühle vor einem an der Schmalseite befindlichen Rednerpult. An den Vortragssaal schließt sich das Sitzungs- und Schreibmaschinenzimmer (Abb. 2,4), 3.38 mal 5.30 m groß, und das Zimmer des Bibliothekars (Abb. 2,5) in einer Größe von 3.08 mal 3.38 m an, letzteres mit einem unmittelbaren Zugang vom Treppenhause aus. Das Sitzungszimmer dient gleichzeitig als Schreibmaschinenraum, in dem der Schriftverkehr erledigt wird.

An Räumen, welche nicht dem öffentlichen Verkehr dienen, befindet sich in dem ausgebauten Dachgeschoß neben der Wohnung des Bibliothekars ein Magazin zur Aufbewahrung zurückgestellter Bücher und Zeitschriften. Das Kellergeschoß enthält die Wohnung des Hausmeisters, die Buchbinderei und Kellerräume für die beiden Wohnungen.

Die Heizung erfolgt gemeinsam mit dem danebenliegenden Volksbad durch Fernheizung unter Verwertung des Abdampfes der Maschinenanlagen des ca. 75 m entfernt liegenden städtischen Elektrizitätswerkes.

Th. Kempin (Kolberg).

Lehrgänge und Versammlungen.

Die Lehrgänge der Zentrale der Grenzmarkbüchereien im Jahre 1927.

Im Jahre 1927 veranstaltete die Zentrale der Grenzmarkbüchereien drei Lehrgänge für die Leiter der ihr angeschlossenen Büchereien, und zwar

den 1. Lehrgang vom 11. bis 13. April für die Leiter kleinstädtischer Büchereien mit 26 Teilnehmern,

den 2. Lehrgang vom 26. bis 28. Juli für die Leiter dörflicher Büchereien mit 64 Teilnehmern,

den 3. Lehrgang vom 27. bis 29. September für diejenigen Leiter dörflicher Büchereien, welche aus irgend einem Grunde nicht den Sommerkursus besuchen konnten. An diesem Lehrgang nahmen 41 Büchereileiter teil.

Die von der Zentrale der Grenzmarkbüchereien veranstalteten drei Kurse, die sämtlich in Schneidemühl stattfanden, wurden also von insgesamt 131 Büchereileitern besucht.

Es erschien ratsam, von vornherein die Büchereileiter kleinstädtischer Büchereien für sich geschlossen zu einem Sonderlehrgang zusammenzufassen, weil der Problemkreis des kleinstädtischen Büchereiwesens sich in so mancher Hinsicht von dem des dörflichen Büchereiwesens scharf abhebt.

Abgesehen von dieser Trennung hatten die veranstalteten Lehrgänge, welche die ersten größeren Veranstaltungen dieser Art in der Provinz waren, das gleiche Ziel. Sie sollten einerseits der beruflichen Förderung der Büchereileiter dienen und sie sollten andererseits die einzelnen Büchereien herausholen aus ihrer Abgeschlossenheit und sie durch die Zentrale Anschluß gewinnen lassen an die große deutsche Volksbüchereibewegung und in den Büchereileitern das Bewußtsein wecken, daß ihre Büchereitätigkeit nicht eine örtlich isolierte Arbeit, sondern daß sie das wichtige und unentbehrliche Glied in der Kette deutscher Büchereiarbeit überhaupt sei.

Dieser Einstellung der Büchereileiter in die große deutsche Volksbüchereibewegung diente der Einleitungsvortrag: „Das Büchereiwesen der Grenzmark Posen-Westpreußen im Rahmen der deutschen Büchereibewegung". Dieser Vortrag wurde ergänzt durch die Darlegungen über das „Büchereiwesen der Provinz Ostpreußen" und durch eine Schilderung des deutschen Büchereiwesens in Polen. Ein weiterer Vortrag über das Büchereiwesen in Amerika-England und Skandinavien zeigte dann, wie auch das deutsche Büchereiwesen nicht isoliert dasteht, sondern in lebendiger Berührung mit dem Büchereiwesen außerdeutscher Länder ist.

Die zweite Hälfte der Tagungen war der Erörterung mehr praktischer Fragen gewidmet. Es wurden behandelt: „Die Ausleihe und die Verwaltung der Kleinstadt- bzw. der Dorfbücherei" mit praktischen Vorführungen und Übungen, die „Buchpflege" mit praktischen Vorführungen und Übungen und schließlich „das Problem des Leserkataloges", das für die meisten Büchereileiter schon recht brennend geworden ist.

Die Nachmittage wurden tagungsfrei gehalten. Sie wurden benutzt zu einem Besuch der für die Zentrale der Grenzmarkbücherei arbeitenden Buchbinderwerkstatt und zu einem Ausflug nach Königsblick und sollten den Büchereileitern Gelegenheit geben, gegenseitig Erfahrungen auszutauschen und vor allem auch die Möglichkeit bieten, mit dem Leiter der Zentrale der Grenzmarkbüchereien besondere Angelegenheiten zu besprechen, die in den Diskussionen nicht angebracht werden konnten. R. Koch (Schneidemühl).

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Die Blauen Bücher.*)

Obgleich gewiß die im Verlage von K. R. Langewiesche, Königstein i. T. und Leipzig, erscheinende Schriftenreihe der Blauen Bücher (2,20 bzw. 3,30) längst jedem Büchereileiter bekannt und von vielen auch in ihrem Wert erkannt ist, scheint es doch notwendig, ihre Bedeutung und ihre Verwendbarkeit in unserer Arbeit einmal im Zusammenhange zu betrachten. Eine Einschränkung muß gemacht werden: da es sich bei den Blauen Büchern dem Inhalte nach vorwiegend um die deutsche Kunst handelt, bleiben, die Einheitlichkeit zu wahren, andere Veröffentlichungen in dieser Reihe — d. h. die Bücher von Carlyle, Dörries, G. Freytag, Chotzky, Ranke, Rohrbach, Ruskin, Wegener, die Sammlungen von Volksliedern, Kinderliedern und von Worten deutscher Denker — unberücksichtigt. Dagegen sind einige Bändchen aus der neuerdings erscheinenden Sammlung: Der Eiserne Hammer, in gleichem Verlage (0,90—1,20), an gegebener Stelle gleich angeschlossen.

K. R. Langewiesche zählt zu den wenigen Verlegern, die aus feinem Ver-

*) Es ist beabsichtigt, in einer späteren Sammelbesprechung ähnliche Schriftenreihen — z. B. Deutsche Lande, Deutsche Kunst, Deutsche Bauten, Kunstbücher deutscher Landschaften usw. — zu behandeln.

antwortungsgefühl bei dem Ausbau ihres Verlages ein festes Ziel unverrückbar vor Augen haben: durch kluge Wahl des Gegenstandes und geschickte kaufmännische Kalkulation Gutes — und nur Gutes! — allen (durch sehr niedrige Preise nicht nur, sondern auch durch die Art der Darbietung) zugänglich zu machen. Es ist wichtig, festzustellen, daß nicht zum wenigsten durch die Blauen Bücher, die seit 20 Jahren etwa eine bedeutende Rolle im deutschen Geistesleben spielen — äußerlich beweisen das schon die sehr hohen Auflageziffern zur Genüge —, Architektur und Plastik des Mittelalters vielen wieder lebendig wurden, daß durch sie die gemütvolle Tiefe und künstlerische Feinheit deutscher Malerei zwischen 1800 und 1850 wieder ins Bewußtsein des Volkes drang; ja, der Pindersche Barockband bedeutet in vollem Umfange eine Neuentdeckung dieser gewaltigen Äußerung deutschen Kunstwillens und -könnens.

Der Erfolg der Blauen Bücher beruht u. a. darauf, daß es Langewiesche gelang, für die geistige Durcharbeitung des Stoffes und für die einfache Zusammenfassung der Ergebnisse zwei führende deutsche Kunsthistoriker zu gewinnen, die über große Kenntnisse verfügen und daneben die Gabe anschaulicher und begeisternder Darstellung besitzen: Wilhelm Pinder und Max Sauerlandt. Dem einen vertraute er, im großen und ganzen, das Gebiet der Architektur, dem andern das der Plastik an. Für die Bände der Malerei ist Langewiesche selbst in vielen Fällen verantwortlich; er konnte hier, wo er selbst mit dem Herzen offenbar am stärksten beteiligt war, die Auswahl aus eigenem Ermessen treffen, sich auf die Sprache der Bilder selbst füglich verlassen und deshalb auf die Mitarbeit eines Wissenschaftlers verzichten. Für Einzelfragen sind geschickt Fachleute herangezogen: Höhn, Müller-Wulckow, Scheffler, Simon, Swarzenski.

Die Sammlung ist heute ein geschlossenes Ganzes; das weite Gebiet der deutschen Kunst, die Niederlande und die nordischen Lande eingeschlossen, ist in den markantesten Perioden auf allen Gebieten festgehalten. Ergänzungen sind natürlich immer noch denkbar und lassen sich organisch einfügen; so könnte die deutsche Malerei des 15. Jahrhunderts etwa oder die Barockskulptur noch behandelt werden. In zwei bezeichnenden Beispielen ist über die germanische Kunst hinausgegriffen: die griechische Plastik und Michelangelo, bei dem Deutschen von jeher vertraut und von beispielhafter Bedeutung, sind aus innerer Notwendigkeit angefügt. Ein lebendiges Verhältnis zur Kunst der Vergangenheit zu erzeugen und für die Kunst der Gegenwart die Augen zu öffnen, ist Zweck und Sinn bei dem Aufbau der Sammlung.

Bei allen Bänden liegt der Akzent auf dem Abbildungsteil. Hier setzt die sichere Bewältigung der technischen Aufgabe in Erstaunen, die bei Reproduktionen von Kunstwerken billig sehr schwer zu lösen ist. Sie bedeuten den zweiten Hauptgrund für den durchschlagenden Erfolg der Blauen Bücher. In kluger Beschränkung ist in den weitaus meisten Fällen von farbigen Reproduktionen abgesehen. Bei dem billigen Preis der Bücher bestand für sie die Gefahr der Minderwertigkeit, und nicht immer ist der Verleger ihr gänzlich ausgewichen (vgl. 20).

Die Texte, ganz verschieden in der Länge und verschieden auch in der Absicht, bewegen sich zwischen wenigen einführenden Worten, die gleichsam nur die richtige Einstellung auf dem Abbildungsteil geben wollen, und anspruchsvolleren Darlegungen, die historischen und ästhetischen Fragen nachgehen. Häufig geben Literaturangaben dem Leser die Möglichkeit, weiter in den Stoff einzudringen. Immer ist bei den Texten die Einstellung auf den Laien maßgebend. Soweit das nach der Art des behandelten Gegenstandes überhaupt möglich ist, ist jedes Wort und jedes Bild jedem verständlich. Dabei ist es besonders wertvoll, daß trotzdem ein Abgleiten in oberflächliches Geschwätz nie begegnet, daß nie auch das Dargebotene die enge Fühlung mit den Forschungsergebnissen und ihre weitgehende praktische Verwertung vermissen läßt.

Als Einführung:

1. Sauerlandt, Max: Werkformen deutscher Kunst. 3,30.

Hier ist der Versuch gemacht und gelungen, dem Laien zu sagen, was ein Kunstwerk sei und wolle. Am Kleingerät, an Metallarbeiten, Gläsern, Tongefäßen, den einfachsten Aufgaben künstlerischer Betätigung also, wird das Wesen des deut-

schen Kunstwollens beispielhaft erläutert, wird seine Entwicklung durch die Jahrhunderte verfolgt. Eine lebendige Bereicherung erfährt der Text dadurch, daß technische, bildgeschichtliche, kulturgeschichtliche Fragen gestreift werden. Kurz, das Buch ist für jeden, der mitdenken will — in diesem Buch als dem einzigen aus der Sammlung der Blauen Bücher, die sich mit bildender Kunst befassen, liegt das Schwergewicht im Text —, die gegebene Einführung in das Wesen von Kunst und Kunstbetrachtung. Am Schluß faßt Sauerlandt das Ergebnis in Worte zusammen, die als Motto über der ganzen Reihe der Blauen Bücher stehen können und die ihren Sinn und Zweck klar umschreiben:

„In dem Maße, wie die Kunstwerke der Vergangenheit menschliche Empfindungen rein ausgesprochen haben, sind sie von ewiger Gültigkeit. Nicht allein als die wichtigsten historischen Zeugnisse für den geistigen Zustand, der einmal bestanden hat und nun für immer vorübergegangen ist, sondern als Dokumente der in sichtbar-unvergänglicher Form ausgedrückten Auseinandersetzung des menschlichen Geistes mit der für sich gestaltlosen und stummen Materie. Es gibt Formsymbole von beständig gleicher Wirkungskraft: immer wird die Sprache aufstrebender und lastender Formbewegungen, die innere Lebensenergie gespannter Umrisse verstanden werden.

Nicht die Vermehrung unseres Wissens um die Tatsachen des einmal Gewesenen ist das letzte Ziel aller historischen Forschung. Dieses Wissen ist nur Mittel zu höherem Zweck. Es soll der Erziehung zur Freiheit des Urteils dienen dadurch, daß es zur Erkenntnis der inneren Gesetzlichkeit alles Geschehens hinleitet. Diese Gesetzlichkeit läßt sich freilich nicht in Paragraphen eines Lehrbuchs fassen, sie kann aber doch erlebt und in das Gefühl aufgenommen werden.

Wahre Objektivität des Urteils — und sie ist das höchste Ziel aller Charakterbildung — ist am sichersten aus solcher Lehre der Vergangenheit zu gewinnen. Nur wer aus der Vergangenheit die Kraft zur selbstlosen Beurteilung der Gegenwart zu gewinnen vermag, wer das historische Urteil zum politischen, in die Zukunft weisenden und die Kräfte der Zukunft vorausahnenden Urteil zu erweitern vermag, nutzt die Lehren der Geschichte recht."

Deutsche Kunstgeschichte:

I. Architektur:

2. Pinder, Wilhelm: Deutsche Dome des Mittelalters. 2,20.

Die Bilder führen vom Aachener Münster über die romanischen Bauten, vorwiegend in Norddeutschland und am Rhein (Hildesheim, Köln, Maria-Laach), über die großen Bischofskirchen der Übergangszeit (Speyer, Mainz, Worms, Bamberg) in die Gotik, zu den Bauten der Frühgotik (Limburg, Magdeburg), zur hohen Gotik (Köln, Freiburg), zur Spätgotik (Prag, Ulm, Wien, Nürnberg). Es ist aber mit Bedacht auch eine Anzahl weniger bekannter Bauwerke abgebildet, die das Bild wirksam vervollständigen und bereichern. Vor allem ist auch die norddeutsche Backsteingotik weitgehend berücksichtigt. Dabei werden nicht nur Gesamtansichten der Bauwerke gegeben, sondern in reichem Wechsel bald auch eine Innenansicht, bald ein bezeichnender Ausschnitt vom Außenbau. — In Erläuterungen wird die Geschichte jedes abgebildeten Bauwerks kurz erörtert; zahlreiche Grundrisse sind beigefügt, so daß dem aufmerksamen Leser ein wirkliches Eindringen in den Stoff möglich ist. Dazu trägt ferner sehr wesentlich Pinders zusammenfassende Einleitung bei, die die kunsthistorischen Tatsachen vor dem Hintergrunde der Zeit- und Geistesgeschichte in so klarer und feinsinniger Formulierung bespricht, daß aus ihr neben der Vermittlung sicherer Kenntnis unmittelbar auch eine unaufdringliche Führung zu wahrem Genuß sich ergibt.

3. Der Kölner Dom in 32 Bildern. Einl. von Wilhelm Pinder. 0,90. (Der Eiserne Hammer.)

Die vorzüglichen Wiedergaben suchen den Reiz des Bauwerks nach allen Richtungen festzuhalten: wie es aus der Enge der Gassen stolz sich erhebt, wie lichtdurchleuchtet der hohe Raum ist, wie in ruhiger Reihe die Apostelfiguren an hohen Pfeilern das Auge zum Chor hinleiten und wie der Bau reich geschmückt ist mit allerlei Zierat. — Pinders besprechende Worte gipfeln in dem Satz: „Ein europäisches Bauideal .... ist von Deutschen bis zur letzten Deutlichkeit verwirk-

licht, und sie haben, als Diener eines europäischen Ideals, doch noch ihre Eigenart hineingerettet."

4. Deutsche Burgen und feste Schlösser aus allen Landen deutscher Zunge. 2,20.

Die Auswahl der Abbildungen „verzichtet gänzlich auf den in solcher Form doch nicht ausführbaren Versuch, die verwickelte und wissenschaftlich durchaus nicht immer klare Gestaltung des Wehrbaus von innen darzustellen und scheut sich dafür nicht, sich gelegentlich der Grenze des Landschaftlichen zu nähern, beides, um lediglich die Seite zu zeigen, mit der die Welt der Burgen und festen Schlösser für das heutige allgemeine Bewußtsein lebensfähig ist." Die Anordnung geschieht „nach Landschaften, nicht nach Zeiten". — Diese Art des Vorgehens wird von Pinder in kurzer Einleitung begründet. Es wird auch eine größere Anzahl alter Stiche reproduziert, die die ursprüngliche Gestalt der Bauwerke erkennen lassen.

5. Große Bürgerbauten aus vier Jahrhunderten deutscher Vergangenheit. 2,20.

Es sind naturgemäß im wesentlichen Rathäuser, die hier in bunter Reihe vor uns stehen, und sie gehören zum größten Teil kunstgeschichtlich zur Gotik oder zur Renaissance. Daneben tritt auch manches stolze Patrizierhaus, etwa das Pellerhaus in Nürnberg. Seinen besonderen Wert aber bekommt der Band dadurch, daß nicht engherzig immer nur ein Gebäude dem Beschauer gezeigt wird, sondern von Zeit zu Zeit daneben ein schön sich aufbauendes Stadtbild (Besigheim am Neckar), ein stiller Straßenwinkel (Rothenburg, Miltenberg) oder ein stolzer Platz (Goslar, Augsburg). Zahlreiche Stiche von Merian sind beigefügt.

6. Innenräume deutscher Vergangenheit, aus Schlössern und Burgen, Klöstern, Bürgerbauten und Bauernhäusern. 2,20.

Schon aus dem Titel spricht es: das Buch will eine Ergänzung bringen zu den vorhergehenden. Nur Innenräume von Kirchen sind nicht aufgenommen, weil sie schon in 2. genügend vertreten sind. Es spannt sich der Bogen von der Stille romanischer (Königslutter) und gotischer (Maulbronn, Walkenried, Chorin) Kreuzgänge über die Pracht von Renaissancesälen (Weikersheim, Augsburg, Bamberg, Heiligenberg) bis zur traulichen Buntheit friesischer Bauernstuben. (Er ist also in diesem Falle doch etwas reichlich weit gespannt, und dadurch leidet die Einheitlichkeit des Bandes.) — Pinder spricht kurz von Sinn und Bedeutung des Innenraums und zeigt, daß auch in ihm eine neue Ansicht sich bietet „für eine große, immer wieder zur Frage gestellte, und immer wieder neu bejahte Erscheinung, für das Gesicht des deutschen Volkes".

7. Tore, Türme und Brunnen aus vier Jahrhunderten deutscher Vergangenheit. 2,20.

Abermals ein Ergänzungsband. Aber wie erweitert er das in den vorhergehenden Bänden gewonnene Bild, wie innerlich notwendig gehören sie dazu, die zierlichen Brunnen im winkligen Nürnberg, die stolzen und kunstvollen im breitstraßigen Augsburg! Die breit dastehenden Tore, wie geben doch sie erst den Stadtansichten des Nordens ihr Gepräge! Und was der Turm bedeutet, das mag man am Stadtbild von Ravensburg sehen!

8. Pinder, Wilhelm: Deutscher Barock. Die großen Baumeister des 18. Jahrhunderts. 3,30.

Dieser Band ist wohl die glänzendste Leistung der großen Reihe. Nicht nur wegen der herrlichen Abbildungen, die die ganze Mannigfaltigkeit im architektonischen Schaffen dieser — lange verkannten! — Periode deutscher Baukunst erkennen lassen, vor allem auch der Einführung Pinders wegen. Sie ist vor dem Kriege geschrieben, und sie ist heute noch der Wissenschaft die vollgültigste Umschreibung dessen, was deutscher Barock sei, und zugleich die treffendste Darstellung im einzelnen, in der Erfassung und Herausarbeitung der Leistungen der einzelnen Baumeister. Sie ist dabei auch von solcher Begeisterung erfüllt, daß sie es vermocht hat, in die Weite zu wirken und vielen wieder klar werden zu lassen, welch einen Schatz an baulicher Schönheit uns die Jahrzehnte von 1700 bis 1760 geschenkt haben. Kirchen, Klöster, Schlösser sind es im wesentlichen. Wieder geben

sorgfältig durchgearbeitete Erläuterungen, mit beigefügten Grundrissen, die sichere historische Basis.

9. Der deutsche Park, vornehmlich des 18. Jahrhunderts. 3,30.

Zum Barockschloß gehört der Park, über dessen architektonische und landschaftliche Wurzel Pinder einführend spricht. Er betont dabei, welchen Reiz es für uns hat, in der Formlosigkeit, wie sie in mancher verwilderten oder verunstalteten Anlage heute sich darbietet, die vergangene Ordnung aufzuspüren, Gewordenes und Geschaffenes vergleichend und genießend zu betrachten. Die sehr gelungenen Aufnahmen dieses Bandes stammen vor allem aus Dresden, Herrenhausen, Kassel, München, Potsdam, Schwetzingen, Veitshöchheim, Wien und Würzburg. Historische Erläuterungen sind angefügt.

10. Müller-Wulckow, Walter: Bauten der Arbeit und des Verkehrs aus deutscher Gegenwart. 2,20.

Hier werden wir, von sicherer Hand, mitten in die Gegenwart geführt, dorthin, wo es heute am lebendigsten zugeht, wo es für die Architekten gilt, neue, dringliche Aufgaben zu lösen. Es ist sehr dankenswert, daß der Verleger den Schritt aus der schönen Vergangenheit in die umstrittene Gegenwart nicht scheute. Jetzt schon zeigt es sich, daß auch in diesen „Zweckbauten" eine aus konstruktiver Sachlichkeit und künstlerischer Wahrhaftigkeit entwickelte Schönheit steckt. Eine etwas strengere Auswahl der Bilder würde bei einer Neuauflage das Buch noch wirkungsvoller machen. Es ist pädagogisch richtiger, die tastenden Ansätze zum neuen Baustil, die noch Kompromißcharakter tragen, ganz zu unterdrücken und ein verfrühtes Einlenken in „gefühlsbetonte" Architektur zu übergehen. Die entstehenden Lücken sind durch Abbildungen inzwischen aufgeführter bedeutender Bauwerke leicht zu füllen. — Der Herausgeber ruft geschickt durch schlagwortartige Unterschriften bei jedem Bild die richtige Einstellung des Beschauers hervor. — Gerade für dieses Buch sollten die Büchereien tatkräftig sich einsetzen.

11. Die schöne Heimat. Bilder aus Deutschland. 3,30.

12. Deutsch-Südost in auserlesenen Bildern. Die österreichischen Länder. Die deutschen Gebiete Böhmens. Dazu Siebenbürgen und einige Sprachinseln. = Die deutsche Heimat, Ergänzungsband. 3,30.

Der eigentliche Inhalt dieser beiden Bücher ist naturgemäß die deutsche Landschaft in all ihrer vielgestaltigen Schönheit. Angeführt werden sie hier unter den kunstgeschichtlichen Bänden der Reihe deshalb, weil die Verbindung von großer Kunst und schöner Landschaft hier erlebt werden kann, etwa, wie die Münster von Straßburg oder Ulm über der Stadt thronen, wie große Klosteranlagen in die Landschaft sich einfügen (Komburg, Grüssau, Melk), wie eine Stadtsilhouette über dem Flusse schön sich abzeichnet (Dresden). — Viele Abbildungen bieten auch hier große Denkmäler der Kunst, wie sie für eine Stadt oder eine Landschaft bezeichnend sind. Insbesondere findet der Band der Burgen (4) hier eine wichtige Ergänzung.

II. Plastik.

13. Sauerlandt, Max: Deutsche Plastik des Mittelalters. 3,30.

Klug hat Sauerlandt, in dem Bestreben, zunächst an Bekanntes anzuknüpfen, die großen Entwicklungsstufen des plastischen Gestaltens mit einer Reihe von Hauptwerken belegt: nach den wenigen Beispielen aus der romanischen Plastik folgen Bamberg, Straßburg, Naumburg, Köln ziemlich ausführlich; und wiederum nach einigen vielleicht weniger bekannten Beispielen aus der Plastik um 1400 ist den großen Meistern aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts viel Raum gegönnt: Multscher, Meister von Blutenburg, Syrlin, Grasser, vor allem aber der beliebte Riemenschneider, endlich Veit Stoß und Adam Kraft kommen einigermaßen erschöpfend zur Darstellung. — „Die einleitenden Vorbemerkungen wollen nicht eine kurz abgerissene Geschichte der mittelalterlich-deutschen Plastik geben. Es ist nur der Versuch gemacht worden, auf einige, das Verständnis erleichternde und damit den Genuß fördernde Gesichtspunkte hinzuweisen." Das ist freilich ausgezeichnet gelungen. Die Erläuterungen am Schluß, hier besonders ausführlich, ermöglichen es, auch den historischen Einzelfragen mit einiger Sicherheit

gegenüberzutreten. So ist das Buch heute noch, trotz mehrerer ähnlicher Publikationen, das erste, zu dem jeder greifen sollte, der sich mit diesem Stoff befassen will.

14. Sauerlandt, Max: Kleinplastik der deutschen Renaissance. 3,30.

Diese Fortsetzung des vorigen Bandes führt in eine ganz andere Welt. An die Stelle der monumentalen Gestaltungen und der überragenden Künstlerpersönlichkeiten tritt das kleine plastische Schmuckstück, das Bronze- oder Buchsbaumfigürchen, das Kleinrelief; am Anfang steht das vielgestaltige Sebaldusgrab, und in ihm wird glücklich der Übergang aus dem Mittelalter in die Kleinkunst der Renaissanze gefunden. Sauerlandt hat sich mit der sorgfältigen Bearbeitung dieses der Allgemeinheit bisher zu Unrecht noch fast unbekannten und auch in der Wissenschaft wenig diskutierten Gebietes deutscher Kunst eine unendliche Mühe gemacht. Die geschickte Auswahl der Abbildungen zeigt das ebenso, wie die in diesem Fall notwendigerweise stärker nach der kunstgeschichtlichen Seite betonte Einführung, die knappen Erläuterungen und die präzise Beschriftung der Bildtafeln.

15. Sauerlandt, Max: Deutsche Bildhauer um 1900. Von Hildebrand bis Lehmbruck. 2,20.

Diese Neuauflage der „Modernen Plastik" Radenbergs bedeutet eine erfreuliche Umgestaltung, weil jetzt mit größerer Klarheit ihre drei Hauptrepräsentanten hervortreten: Adolf Hildebrand, „mit dessen Werk die deutsche Plastik der Gegenwart beginnt", Georg Kolbe, „diese markanteste und reifste Erscheinung der deutschen Plastik nach der Jahrhundertwende", und der in die Zukunft weisende Wilhelm Lehmbruck, „der einer andern Generation anzugehören scheint, denn er ist nicht nur jünger, er ist auch anders der Wurzel und dem Blute nach". Bedauerlich ist es allerdings, daß eine Erscheinung wie Barlach ungebührlich stark in den Hintergrund gedrängt ist.

16. Simon, Karl: Figürliches Kunstgerät aus deutscher Vergangenheit. 2,20.

Die ernsthaften und scherzhaften Versuche einer Beseelung der täglichen Gebrauchsgegenstände — von der germanischen Fibel bis zum irdenen Tintenzeug des 19. Jahrhunderts — bereichern das Bild von deutscher Plastik sehr wesentlich. Denn „der Grad der Begabung für die Fähigkeit der Beseelung und deren sichtbaren Ausdruck in der Kunst scheint bei den Angehörigen der germanischen Rasse besonders entwickelt zu sein". Simon beschreibt die Entwicklung solch volkstümlich-kunsthandwerklicher Betätigung kurz und klar. Unter die zahlreichen Abbildungen sind in diesem Fall auch drei wohlgelungene farbige Tafeln aufgenommen.

III. Malerei.

17. Swarzenski, Hanns: Vorgotische Miniaturen. Die ersten Jahrhunderte deutscher Malerei. 3,30.

Der Herausgeber stand hier vor einer sehr schwierigen Aufgabe. Der Kenner wird sie als gelöst betrachten können. Ob aber von dieser Veröffentlichung eine spürbare Wirkung auf die Allgemeinheit ausgehen wird, wie sie sehr wünschenswert wäre, bleibt abzuwarten. Sind doch dem heutigen Menschen im Laufe der Entwicklung Stoff und Kunstform dieser mittelalterlichen Malereien fremd und unverständlich geworden. Die oft geäußerte Ansicht, wir wären in unserem Empfinden dem Mittelalter wieder sehr nahe, ist doch wohl eine trügerische; jedenfalls steht unser vielleicht ähnliches Empfinden auf einer ganz anderen Stufe. — Die Auswahl der Abbildungen zeigt vortrefflich den Gedankenkreis, in dem sich die mittelalterliche Malerei bewegt, sie gibt eine Vorstellung von der großen Mannigfaltigkeit der gefundenen Ausdrucksformen, vom spätantikischen Evangelienbuch Karls des Großen bis zur Synthese der byzantinischen und der neuen gotischen Form in mittelrheinischen (?) Arbeiten um 1275. Vor allem aber gibt sie einen Begriff von der ergreifenden Intensität dieser Bilder, die bezeichnenderweise in der Bamberger Apokalypse ihren Höhepunkt erreicht. — Die Einführung ist nach Möglichkeit allgemeinverständlich gehalten, muß aber sehr langsam gelesen werden, wenn der Uneingeweihte sie so ausschöpfen will, wie es für das Verständnis des Ganzen unbedingt notwendig ist. Anmerkungen zu den Bildern am Schluß nennen den Aufbewahrungsort der Hand-

schriften und erläutern die eine oder andere Einzelheit. — In diesem Falle wäre es ein besonderes Verdienst der Volksbücherei, dazu beizutragen, daß das Wagnis des Verlegers nicht vergebens ist.

18. Maria im Rosenhag. Madonnenbilder alter deutscher und niederländisch-flämischer Meister. 2,20.

Hier konnte, zumal ausdrücklich betont wird, der Band gehöre „zu denjenigen dieser Sammlung, denen kunsthistorische Absichten von vornherein fern liegen", ein längerer Text füglich wegbleiben. All diese Madonnenbilder greifen jedem unmittelbar ans Herz; und damit ist erreicht, was erreicht werden soll. In annähernd zeitlicher Folge ist zuerst eine Reihe deutscher Madonnen, von den zarten Kölner Frühwerken bis zu Dürer, Cranach, Grünewald und Holbein gezeigt, dann folgt eine zweite Reihe der niederländischen, beginnend mit Jan van Eyck, abschließend mit Rubens und Rembrand, hier also weiter in die Neuzeit hineingreifend; und mit Recht, denn die gleichzeitige deutsche Malerei hat auch nur annähernd Gleichwertiges nirgends aufzuweisen.

19. Scheffler, Karl: Bildnisse aus drei Jahrhunderten der alten deutschen und niederländischen Malerei. 2,20.

Scheffler behandelt in einem ausführlichen Kapitel das Wesen der Bildnismalerei, ausgehend von der einfachsten Vorstellung von dem, was denn ein Porträt sei und wolle. Er erläutert dann in einem weiteren Abschnitt die geschichtliche Entwicklung der Bildnismalerei und betont dabei das Ineinandergreifen reichsdeutscher und niederländischer Kunst. Da wäre es dann auch am Platze, die aus der reichen Überlieferung deutscher und niederländischer Porträtkunst gut gewählten Beispiele nicht in zwei Reihen aufeinander folgen zu lassen — Schongauer bis Muelich, van Eyck bis Jan van der Meer —, sondern sie durcheinander zu mischen. Dürer gehört eben nicht nur in den deutschen Umkreis, er bekennt sich auch zu den Lehren und Leistungen seiner niederländischen Vorgänger und Zeitgenossen. Bei der in Parallele zu den Madonnenbildern gewählten Anordnung kommt das weniger klar heraus, etwas trocken klingt die deutsche Reihe in Muelich aus. Von Eyck über Dürer zu Rembrandt, das wäre in diesem Falle doch wohl der gegebene Weg.

20. Meister Albrecht Dürer. Gemälde und Handzeichnungen. 1,20. (Der Eiserne Hammer.)

Diese Auswahl aus dem großen Werk Dürers ist nicht die gewöhnliche; manches sehr bekannte Bild fehlt und wird gewiß von vielen zunächst vermißt. Wer sich aber näher mit dem Gebotenen befaßt, der wird erfreut feststellen, daß er hier an ein Gebiet aus Dürers künstlerischem Nachlaß herangeführt wird, wo dieser am elementarsten sich ausspricht und am unmittelbarsten ergreift: an die Handzeichnungen. Daß von ihnen so viele reproduziert werden, ist ein ganz besonderes Verdienst. Demgegenüber bedeuten die Bedenken wenig, daß die farbigen Gemäldewiedergaben z. T. mißglückt sind. Das ist bei der Billigkeit des Büchleins nicht anders möglich, man hätte aber vielleicht besser getan, auf die Farbe ganz zu verzichten. — Ein kurzer Auszug aus Dürers schriftlicher Hinterlassenschaft und ein paar Sätze aus Wölfflins Dürerbiographie sorgen für die richtige Einstellung zu den Bildern. (Zu Dürers Holzschnittwerk vgl. 21.)

21. Höhn, Heinrich: Deutsche Holzschnitte bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. 3,30.

Einer der gelungensten Bände der Sammlung! Der Schwerpunkt ist auf Dürers Holzschnittwerk gelegt, aber auch die primitiven Holzschnitte, Holbein und die ganze Donauschule etwa kommen ausgiebig zu Worte. — Höhn sucht das Wesen der Holzschnittkunst in seinen Einleitungsworten zu umschreiben, indem er, nach kurzer Darlegung der rein technischen Seite, in seinen entwicklungsgeschichtlichen Ausführungen den Gedanken verfolgt, daß „die Linie das Sprachmittel der bildenden Kunst sei, das am knappsten und zwingendsten zusammenzufassen und darum am entschiedensten zu vergeistigen vermag". Er zeigt klar, daß nur durch diesen „Willen zu sinnbildlicher Abstraktion" der deutsche Holzschnitt „eine schöpferische Tat von unvergänglicher Weltbedeutung" wurde. — Gerade heute, wo bedeutende Künstler wieder ihr Augenmerk dieser Seite künstlerischen Schaffens zuwenden — Masereel! —, ist dieser Band besonders willkommen und lehrreich.

22. Der stille Garten. Deutsche Maler des ersten und zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts. 3,30.
23. Der Blumenkorb. Deutsche Maler 1800—1870. 2,20. (Ergänzung zu 22.)
24. Das Büchlein Tausendschön. Deutsche Maler des ersten und zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts. 0,90. (Der Eiserne Hammer.)*)
25. Allerlei Kräuter. Blumen und Gestalten von Adolf Schroedter (1805—1875). Mit Liedern deutscher Dichter. 1,20. (Der Eiserne Hammer.)*)
26. Richter, Ludwig: Die gute Einkehr. Eine Auswahl seiner Holzschnitte. Mit Sprüchen und Liedern. 2,20.**)
27. Vom deutschen Herzen. Werke neuerer deutscher Maler. 2,20.
28. Thoma, Hans: Der liebe Friede. 32, darunter 14 farbige Bildseiten. 1,20. (Der Eiserne Hammer.)

Diese liebevoll besorgte Auswahl aus dem Schatz der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts ist Langewiesches eigenstes Werk. Zu einer Folge von Bänden hat sie sich ausgewachsen, nachdem der Verleger mit dem „Stillen Garten" einen großen Erfolg hatte buchen dürfen. Die Anregung zu diesem Buch empfing Langewiesche auf der Jahrhundert-Ausstellung 1906, er trug mit ihm die Erkenntnis, die diese Ausstellung vermittelte, in weiteste Kreise und machte sie so dauernd fruchtbar. — Mit feinem Gefühl für die Kräfteverhältnisse sind die Hauptmeister in schönen Beispielen hervorgehoben, z. B. Runge, Friedrich, Waldmüller, Rayski, Schwind, Richter, Spitzweg, Menzel, Feuerbach, Leibl, Thoma; zweien der volkstümlichsten unter ihnen ist sogar ein besonderer Band gewidmet. Aber auch manches ganz vergessene Bild kommt in diesem Zusammenhang sehr glücklich wieder zur Geltung, und gerade in dieser Bereicherung des Gesamtbildes liegt ein Hauptwert der getroffenen Auswahl. — Allen Bänden gemeinsam ist die Konzentration auf den Bildteil. Der Herausgeber konnte sich darauf verlassen, daß er für sich zeugen würde, und rechnete auch nicht mit Unrecht auf die relative Erlebnisnähe beim heutigen Betrachter. Daten und kurze Bemerkungen geben im übrigen ein ausreichendes Tatsachengerüst und bedeutungsvolle und erziehliche Hinweise. — Trotz aller Vorzüge dieser Bände und trotz ihrer großen Beliebtheit darf ihnen gegenüber aber ein Bedenken nicht unterdrückt werden: sie enthalten nicht den einzig wichtigen Ertrag aus der Malkunst des vorigen Jahrhunderts für den heutigen Tag. Zugegeben, daß gegen das Getriebe der Gegenwart und gegen die Hohlheit mancher hypermodern sich gebärdenden Kunstrichtung hier sehr wirkungsvoll das absolute Gegenteil gesetzt wird. Zugegeben auch, daß die eigentlich malerischen Errungenschaften des vorigen Jahrhunderts mit ihren direkten Nachwirkungen bis zum Kriege hin in der billigen Reproduktion sehr schwer vor Augen zu führen sind und vielleicht auch von dem großen Beschauerkreis, der Langewiesche bei seiner Auswahl vorschwebte, noch nicht recht gefaßt und gewürdigt werden können. Jedenfalls ist es bedenklich, die mit Marées und anderen einsetzende Entwicklung ganz zu unterdrücken und damit, in leiser Sentimentalität und Wirklichkeitsfremdheit, den Zugang zu sehr lebendigen und packenden Erscheinungen im heutigen Kunstleben zu erschweren, die in eben dieser Richtung liegen und deren wir uns wahrlich nicht zu schämen brauchen.

Eine Ergänzung aus dem stammverwandten Norden bilden die Bände:

29. Dänische Maler. Sechzig Werke aus dem ersten Jahrhundert der dänischen Malerei. 2,20.

Nach Gehalt und Einstellung des Herausgebers — auch hier ist es Langewiesche selbst — den vorgenannten Büchern verwandt. Ehrlich, achtbar, tüchtig

---

*) Vgl. hierzu die Besprechung in B. u. B. Jg. 8, S. 134 f.

**) Vgl. auch: Matthias Claudius: Aus dem Wandbecker Boten. Mit Kleinbildern von Ludwig Richter. 2,20. — Eduard Mörike: Ausgew. Gedichte und Erzählungen. Hrsg. von Will Vesper. Mit 7 Zeichnungen von Moritz von Schwind zur „Schönen Lau". 3,30.

ist alles in diesen Bildern, und doch ist das Gesamtniveau nicht besonders hoch, ist das Ganze nicht wirklich fesselnd und über den engsten Kreis hinaus fruchtbar.

30. Larsson, Carl: Das Haus in der Sonne. 3,30.

Hier stammen Text und Abbildungen — z. T. farbig — von Larsson selbst. Und wie aus einem Guß ist das Ganze: jedes Wort und jeder Pinselstrich geben Zeugnis von dem fröhlichen Optimismus, der siegenden Kraft und dem echten Humor dieses schwedischen Malers und Lebenskünstlers. Vom Leben seiner Kinder berichtet er in Wort und Bild mit besonderer Liebe und feinstem Verständnis. Scheffler nennt Larsson in einem seiner neuesten Bücher mit sicherem Instinkt den nordischen Thoma.

Außerdeutsche Kunstgeschichte:

31. Sauerladt, Max: Griechische Bildwerke. 2.20.

Vom Apoll von Tenea bis zum Laokoon wird die Entwicklung der griechischen Plastik vorgeführt. Damit steht die hohe Schule plastischer Gestaltung vor dem Betrachter, auf die, nach latenter Nachwirkung im Mittelalter, die Renaissance bewußt zurückgriff und die dann der Deutsche Winkelmann wieder zum Kanon künstlerischen Schaffens erhob.

32. Sauerlandt, Max: Michelangelo. Skulpturen und Gemälde. 3,30.

Es ist tief begründet, daß Langewiesche als einzigen diesen großen Italiener in seiner Sammlung vertreten wissen wollte. Seine gigantische Leistung, die alle nationalen und alle Stilgrenzen sprengt, sie kommt prachtvoll zur Geltung; zunächst wird so ziemlich jede bedeutende Skulptur von ihm gezeigt, und dann die sixtinische Decke, z. T. in Ausschnitten, vorgeführt.

In diesen beiden Bänden haben Sauerlandts Einleitungen wiederum eine über die engere Zwecksetzung in das Gebiet allgemeiner Geistesbildung hinausweisende Bedeutung.

Kurz angeführt seien zum Schluß die mit bildender Kunst nur in mittelbarem Zusammenhang stehenden Veröffentlichungen:

33. Der künstlerische Tanz unserer Zeit. 3,30.

34. Tiere in schönen Bildern. Aufnahmen nach dem Leben. 2,20.

Für kleinere Büchereien kommen in Frage: 2, 4, 5, 7, 10, 11, 13, 18, 19, 20, 22, 26, 27, 28, 30; und zwar werden ländliche Büchereien zunächst beginnen mit 11, 26, 27 und dann etwa 2, 4, 7, 19, 22, und 30 hinzunehmen; in kleineren Büchereien mit vorwiegend Arbeiterleserschaft und in Zweigstellen großstädtischer Büchereien ist 10 unentbehrlich.

Die Erweiterung dieser ersten Wahl erfolgt in mittleren Büchereien zunächst zweckmäßig mit 1, 3, 6, 8, 9, 12, 15, 18, 21, 23, 31 bis 34. Große Büchereien sollten sich jedenfalls keinen der Bände entgehen lassen. Gewiß setzen Bücher, wie 14, 16 und 17, ein ziemlich fortgeschrittenes Sachinteresse und Einfühlungsvermögen voraus. Aber gerade für sie sollte die Bücherei dadurch werben, daß sie sie im geeigneten Augenblick für den richtigen Mann bereit hält.

Übrigens lassen die klaren Reproduktionen der Blauen Bücher ihre Benutzung in Lichtbildapparaten bei Volkshochschulvorträgen besonders geraten erscheinen. Sie ergeben in allen Fällen ein schönes und scharfes Wandbild. Auch ist ihr Format für die meisten Apparate passend.

Für die volksbüchereimäßige Verwendung der schmalen Bändchen aus der Sammlung „Der Eiserne Hammer“ (3, 20, 24, 25, 28) — es ist bedauerlich, daß Langewiesche nach der aus der Sache heraus gewordenen einfachen Reihenbezeichnung der „Blauen Bücher“ für seine neue Reihe diesen aufdringlichen Sammeltitel wählte — bestehen bei der Bücherei gewiß technische Schwierigkeiten. Hier wäre es deshalb, zumal bei dem erstaunlich niedrigen Preis, am Platze, zum Kauf zu ermuntern. Dazu sollte übrigens auch bei allen Blauen Büchern immer wieder geraten werden; denn gerade ihr Inhalt und ihr Wert erschließt sich erst ganz bei dauerndem Umgang mit ihnen.

J. Beer (Berlin).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Vogl, Carl: Peter Cheltschizki. Ein Prophet an der Wende der Zeiten. Zürich: Rotapfel-Verlag 1926. 268 S. Geh. 5,30. Geb. 7,60.

Der tschechische Nationalheilige Peter Cheltschizki, der geistige Vater der mährischen Brüderunität, hat in den religiösen Bewegungen seiner Heimat in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle gespielt. Später völlig vergessen, wurde er im 19. Jahrhundert von tschechischen Gelehrten neu entdeckt; der weiteren Welt bekannt gemacht aber vor allem durch Tolstoi 1884, der seine eigene Lehre vom Nichtwiderstehen mit Recht bei ihm vorausgebildet sah. Vogl, der das Hauptwerk „Das Netz des Glaubens" vor einigen Jahren übersetzt hat, läßt diesem jetzt eine Gesamtwürdigung folgen, die auch die kleinen Schriften berücksichtigt, und über das Leben des merkwürdigen Mannes das Wenige, was darüber bekannt ist, zusammenstellt. Die Grundgedanken der kleinen Schriften sind dieselben wie die des Hauptwerkes: derselbe Edelanarchismus, über dessen Durchführbarkeit mit dem Verfasser zu streiten hier nicht der Ort ist, dieselbe stark rationalistische, aber auch derb populäre Kritik an Kirche und Welt. Der Verfasser bemüht sich, nicht ohne Luther öfter zu Gunsten seines Helden herunterzudrücken, Cheltschizki möglichst nahe an die Reformation heranzurücken, besonders zu zeigen, daß er reformatorische Dogmen vorausnehme. Aber die protestantischen Dogmen über Rechtfertigung, Gnade und Prädestination oder z. B. auch das von der Konsubstantiation sind im 14. und 15. Jahrhundert nicht selten ausgesprochen worden. Was Luthers Größe ausmacht, ist nicht das Dogma als solches, sondern die Gewalt des inneren, zugleich persönlichen und typischen, Erlebens, durch die er seiner Zeit ein Führer zu neuen Ufern wurde. Auch heute lebt Luther fort nicht nur als Theologe oder als Schriftsteller überhaupt, sondern in dem ganzen Reichtum seiner tief gewurzelten und knorrigen Persönlichkeit, so wie er war zu Weib und Kind, zu Freund und Feind, zu Fürst und Volk. Es ist vergeblich, einen Mann über ihn erheben zu wollen, von dem wir nur Schriften kennen, ohne etwas von seinem Leben zu wissen, nicht einmal das, ob er seine Lehre im Leben bewährt hat. Er kann uns ein großer und verehrungswürdiger Name sein, aber eine lebendige Persönlichkeit kann er jedenfalls für uns Deutsche nicht mehr werden. Das Buch ist in einem sehr guten, altertümlichen, an Luther geschulten Deutsch geschrieben und ernsten und besinnlichen Lesern sehr zu empfehlen. Die edle Gesinnung des Verfassers wird auch den ergreifen, der sie für utopisch hält. Sehr gut ist der Hinweis auf die ähnliche Erscheinung Gandhis.

K. Hartmann (Stettin).

Adler, Alfred: Menschenkenntnis. Leipzig: Hirzel 1927. VII, 236 S. Geh. 8,—. Geb. 10,—.

Dieses Buch faßt zusammen, was die Individualpsychologie über Menschenkenntnis und Menschenbehandlung zu sagen hat, und im Unterschied zu seinen früheren Büchern redet Adler hier in einer einfachen schlichten Sprache, so daß das Buch einen weiten Leserkreis finden wird. Und diese Verbreitung verdient das Buch, denn es ist aus einer großen Menschenerfahrung heraus geschrieben und mit dem Willen, das Leben des Einzelnen und der ganzen Kultur auf eine neue menschenwürdige Basis zu stellen, indem es das Geltungsstreben als den *einen* allmächtigen Urtrieb der menschlichen Seele und als den Alleinherrscher in unserer kapitalistischen Epoche aufzeigt und die Mittel zu seiner Überwindung angibt. Diese Theorie Adlers wird vorgeführt in einem allgemeinen Teil, der die grundlegenden psychologischen Überzeugungen bietet und der damit eine ausgezeichnete Einführung in die Adlersche Lehre überhaupt ist, und in einem zweiten Teil, der den Charakter in seinen einzelnen Zügen durch das Machtstreben bedingt erweisen soll. — Aber es ist doch auch gerade an diesem Buch, soviel Wahres und für jeden Lebenswichtiges darin steht, besonders deutlich zu sehen, mit welcher Einseitigkeit hier die ganze Psychologie und Charakterologie auf dem *einen* Trieb aufgebaut wird. Diese Einseitigkeit führt dann dazu, einmal die Bedeutung anderer Triebe zu bestreiten — etwa der libido, womit der Freudschen Lehre dann

jede Berechtigung abgesprochen wird; und zum andern das ganze Seelenleben nur aus den erworbenen Eigenschaften und in keiner Weise aus der Anlage zu verstehen —, womit dann der Konstitutionsforschung der Gegenstand genommen sein soll. Da möchte man sich doch versucht fühlen, den ersten Satz des Vorwortes, der von den „unerschütterlichen Grundlagen der Individualpsychologie" redet, selbst aus einem unberechtigten Geltungsstreben herzuleiten.

R. Joerden (Stettin).

Hobbes, Thomas: Naturrecht und allgemeines Staatsrecht in den Anfangsgründen. (Klassiker der Politik Bd 13.) Berlin: Hobbing 1926. 211 S.

Das unter dieser Überschrift herausgegebene Werk erschien im Jahre 1640 unter dem Titel „Elements of Law naturel and politic" und kann als erster Entwurf zu dem berühmten „Leviathan" angesehen werden. Es war lange Zeit sehr unvollkommen bekannt und wurde von Tönnies 1889 zuerst englisch und jetzt deutsch herausgegeben. Ein Vorwort und eine Einführung orientieren über die schwierigen literarischen und ideengeschichtlichen Probleme, welche die Herausgabe des Buches mit sich brachte. Besonders wichtig ist dem Verfasser der Nachweis, daß Hobbes zwar den absoluten Staat, aber nicht die absolute Monarchie vertreten habe. So wertvoll diese Distinktionen für soziologische und rechtsgeschichtliche Seminare sind, so haben sie für einen weiteren Leserkreis doch kein lebendiges Interesse mehr. Hobbes war schon zu seiner Zeit fossil, wenigstens für die Engländer, für deren tiefsten Instinkt der Staat nur etwas Relatives ist — man kann ihn wieder ausgraben, aber nicht wieder lebendig machen.

K. Hartmann (Stettin).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Amann, Gustav: Sun Yatsens Vermächtnis. Geschichte der chinesischen Revolution. Mit Vorworten von Haushofer und Krebs. Mit 18 Abb. Berlin-Grunewald: Vowinckel 1928. XXVI, 270 S.

Sun Yat Sen: Aufzeichnungen eines chinesischen Revolutionärs. Hsrg. und eingel. durch eine Darstellung der Entwicklung Sun Yat Sens und des Sun-Yat-Senismus von K. A. Wittfogel. Wien: Agis-Verlag 1928. 344 S.

Wenn für uns von fern Beobachtende die chinesischen Wirren zunächst ein hoffnungsloses Durcheinander sind, so können diese beiden Bücher viel zur Klärung beitragen, und da sie sich aufs beste ergänzen, müssen beide in einer größeren Bücherei ihren Platz finden. Gemeinsam ist beiden eine große Verehrung für Sun Yat Sen und die Überzeugung von dem inneren Recht der chinesischen Revolution gegen die maßlosen Übergriffe der abendländischen Mächte und Japans und gegen die macht- und beutegierigen militaristischen Generale des eigenen Volkes. Verschieden ist ihre Stellungnahme zu dem Auseinanderfall der bis 1926 einigen Revolutionspartei und damit ihre Ansicht über den letzten Sinn den Sun-Yat-Senismus überhaupt: Wittfogel, der uns schon durch sein anregendes, ebenfalls eine kommunistische Tendenz verfolgendes Buch „Das erwachende China" (vgl. B. u. B. Jg. 1927, S. 188) bekannt ist, sucht durch Zusammenstellung von Äußerungen, die Suns politische Entwicklung der letzten Jahre zeigen, und vor allem durch seine etwas pedantisch und gleichzeitig volksrednerisch geschriebene, aber durch sorgfältige Quellenangaben gestützte und durch Objektivität ausgezeichnete Lebensskizze des Revolutionsführers nachzuweisen, daß Sun zwar kein Marxist gewesen sei, aber in seiner eine ungeheure geistige Weite umspannenden politischen Entwicklung doch „bis zur Schwelle des Marxismus-Leninismus" gekommen sei; die letzte Phase der Revolution sei bezeichnet durch Suns Wendung zu den arbeitenden Massen und die Verbrüderung mit Rußland gegen die anderen Mächte und die kapitalistische Weltordnung überhaupt. Wittfogels Buch ist so vor allem ideengeschichtlich, ist der Versuch, mit den Mitteln des Marxismus, vor allem der materialistischen Geschichtsauffassung und der Theorie vom Klassenkampf, die Ent-

wicklung der chinesischen Revolution zu begreifen und den bis heute dauernden blutigen Kämpfen ihren Sinn zu geben. Was dabei, abgesehen von all den übrigen grundsätzlichen Überlegungen schon auf den ersten Blick als völlig unzulänglich erscheint, ist diese rein rationale, ohne jeden Sinn für volkliche Besonderheit und historisch Gewordenes vollzogene Übertragung westlicher Ideen und Vorgänge auf den Osten. In dieser Beziehung jedenfalls scheint bei Amann die größere Wahrheit zu liegen, der unbeschwert durch die kommunistische Doktrin den ursprünglichen chinesischen Sinn der Revolution aufdecken will: Aufstand des Volkes gegen Ausland und Söldnerführer; der Auseinanderfall der Revolution sei nicht begründet im Gegensatz von Bürgerlich und Proletarisch, sondern im Verrat der Generale an der Sache des Volkes. Und so geht Amann auf dieses Ränkespiel und Machtringen der verschiedenen Führer ein, entwickelt das dramatische politisch-kämpferische Geschehen der Revolution — teilweise nicht ganz ohne theatralische Aufmachung — bis zum Jahre 1927. Und trotz der Wirrheit und Buntheit des dargestellten Lebens versteht es Amann mit klaren Linien die verschiedenen Tendenzen und Personen zu zeichnen, so daß hinter den fremden Namen nun wirkliche Menschen erstehen mit ihrer Selbstaufopferung und Kühnheit, ihrer Brutalität und Gemeinheit. Ob darüber hinaus seine Meinung, daß Suns Theorie und aktive Politik schließlich auf eine soziale Demokratie gegangen sei, richtig ist, oder die Wittfogels, daß das Ziel des Sun-Yat-Senismus die Diktatur des Proletariats sei, ist nicht zu entscheiden: Sun ist tot und seine Äußerungen sind nicht eindeutig, und damit ist dieses Urteil und ebenso die Stellungnahme zur chinesischen Revolution in die persönliche Wertentscheidung gelegt. Die Geschichte wird zeigen, wer recht behält. R. Joerden (Stettin).

Coudenhove-Kalergi, R. N.: Held oder Heiliger. Wien: Paneuropa-Verlag 1927. 240 S. Geh. 4,50. Geb. 7,—.

Das Ideal des Heiligen hat während der 2000jährigen Herrschaft des Christentums das des Helden bei den europäischen Völkern nicht verdrängen können. Beide Ideale finden während des ganzen Mittelalters wie auch in der Neuzeit Anerkennung. Ein gemeinsames Ziel fehlt. Die christliche Ethik mit ihrer selbstaufgebenden Liebe bleibt im ganzen an der Oberfläche, stärkste Wirkung auf das Leben übt dagegen dauernd das eigentlich christentumfeindliche heroische Ideal aus. Diesen Zwiespalt in der Ethik gilt es zu beseitigen. Es muß eine Aussöhnung und Verbindung der drei „historischen Elemente der europäischen Seele", der Antike, des Christentums und des Rittertums und damit die gleichzeitige Pflege des Individualismus, des Sozialismus und des Heroismus stattfinden. In dem Gentleman-Ideal sind ungefähr diese drei Forderungen vereinigt. Nur auf einer solchen Grundlage, die der Natur und dem Leben entspricht, kann und muß nach Coudenhove-Kalergi eine neue Moral aufgebaut werden. Sie nur könne Europa und seine Kultur retten vor dem Andringen des Amerikanismus, des Bolschewismus und des Orientalismus. Die gesundsinnigen und anregenden Betrachtungen Coudenhove-Kalergis gipfeln so — wie auch seine übrigen Schriften — in dem Ruf nach einem Paneuropa, nach einer kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Verständigung und Vereinigung der rassenverwandten abendländischen Völker.

G. Kohfeldt (Rostock).

Selchow, Bogislaw von: Unsere geistigen Ahnen. Ein Weltbild. Leipzig: Koehler 1927. 326 S., 1 Kt. Lw. 12,—.

„Was wir sollten, ist dies: Deutscher Art nachspüren, wie sie war und wie sie wurde im Wandel der Zeiten", diese Aufgabe hat Selchow in seinem Werk sich gestellt, in dem er versucht, die großen Linien aus der deutschen Geschichte herauszuschälen. Diese Linien sucht er in einem großen farbigen „Stammbild", das die politische, kirchliche, kulturelle Entwicklung zur Anschauung bringt, graphisch darzustellen. Ein außerordentlich interessanter und gelungener Versuch, der durch einen „Führer durch das Stammbild" erläutert wird. Selchow teilt die Geschichte in Vorzeit, Allzeit bis 1500, Ichzeit bis zum Weltkrieg und Wirzeit. Das Stammbild und das ganze Werk, mit Ausnahme der Einführung, beschäftigen sich mit der Allzeit. Der Hauptteil des Textes bringt 20 Charakterbilder der „Bahner", d. h. Vorfahren des deutschen Menschen: Die Kaiser der Geschlechter der Sachsen,

Salier und Staufer, Franz von Assisi, Savonarola und Dante. Hier hat Selchow mit dichterischer Einfühlung und Gestaltungskraft, doch streng an die Ergebnisse der Forschung sich haltend, eine Geschichte des Mittelalters geschaffen, wie wir sie bisher kaum besitzen. — Das Werk kommt schon für mittlere Büchereien in Betracht. M. Thilo (Stolp i. P.).

Trotha, A. von: Volkstum und Staatsführung. Briefe und Aufzeichnungen aus den Jahren 1915—1920. Hrsg. und eingel. von Theodor Dorn. Berlin: Großdeutsche Verlagsanstalt 1928. 216 S. Lw. 6,—.

Dem Admiral von Trotha lag nach dem Kriege der Wiederaufbau unserer kleinen Marine ob, und da ist es interessant, aus diesen Aufzeichnungen und Briefen (an Tirpitz, Ludendorff, Eulenburg, Müller) aus dem Weltkriege, Protokollen und Erlassen aus der Nachkriegszeit, eine Persönlichkeit zu hören, die an hervorragender Stelle den Typus des deutschen Seeoffiziers verkörpert. Es handelt sich meist um Marinepolitik, die Frage der einheitlichen Kriegsführung, aber darüber hinaus werden stets Fragen der allgemeinen Politik unter großen Gesichtspunkten berührt. — Die Einleitung bringt einen kurzen geschichtlichen Überblick über unseren Marineaufbau und das Verhältnis zu England. — Größere Büchereien werden das Buch einstellen zur Ergänzung der Kriegsmemoiren, besonders der Tirpitzschen, in denen einige der Briefe bereits gedruckt sind.
M. Thilo (Stolp i. P.).

Briefe von Walter Flex. In Verbindung mit Konrad Flex herausgegeben von Walther Eggert Windegg. Mit 8 Abb. München: Beck 1927. II, 332 S. Lw. 7,—.

Dieser Briefband ist die schönste Ergänzung zu den Dichtungen von Flex, die man sich wünschen könnte. Das erste Fünftel berichtet von fröhlichen Studenten- und Wanderjahren und seiner Erziehertätigkeit in Varzin und Friedrichsruh. Der Schwerpunkt liegt aber auf den Kriegsbriefen an Eltern, Verwandte und Freunde. Aus ihnen spricht ein herzenswarmes, inniges Verhältnis zu den Eltern, besonders zur Mutter, eine feste und tiefe Freundschaft, ein tiefempfundenes Verantwortungsgefühl. Wir sehen, wie das Erlebnis des Krieges den Menschen und Dichter reifen läßt, wie daraus seine Dichtungen hervorwachsen: „Der Wanderer", in dem Flex den gefallenen Freund und sich selbst verewigte, „Vom großen Abendmahl", „Im Felde zwischen Tag und Nacht" und „Wolf Eschenlohr". Das stete Bewußtsein des Führeramts, die Erkenntnis, ein Beispiel geben zu müssen und damit das Erfühlen der Vollendung seines Lebens im Kriege, begleiten die Briefe bis zur letzten Seite. Daneben stehen oft humorvolle Schilderungen der kleinen Freuden und Leiden des Frontsoldaten; die Briefe auf Meldezetteln und die kurzen Feldpostkarten lassen uns unmittelbar an dem Leben und den Menschlichkeiten der Panjedörfer und des Grabens der Ostfront teilnehmen. — Schon jede mittlere Bücherei sollte den Band einstellen. M. Thilo (Stolp i. P.).

Frenssen, Gustav: Möwen und Mäuse. Grübeleien. Neue Folge. Berlin: Grote 1928. Geh. 5,—. Geb. 7,—.

Das Tage- und Merkbuch Frenssens aus den Jahren 1906 bis 1920, alles in allem — man mag zu ihm stehen und sich stellen, wie man will — das Buch eines reichen und innerlichen Menschen, dessen Entwicklung an Hand dieser Notizen nachzugehen immer lohnt, und wenn's um den Widerspruch wäre, den der Dichter und Lebensbeurteiler herausfordert. Es steht, wie das Vorwort zugibt, „Kleines und Dunkles" genug in dem Buche, aber auch „Hohes, Helles, Fliegendes", und so kann man es schon lieb gewinnen, auch wenn man um des Eindruckes, nicht immer Ursprüngliches, sondern manches Redigierte, für den Leser Zurecht-Gestutzte zu finden, willen die Herausgabe der Notizen vielleicht voreilig nennen wird, und wenn man auch die stete und darum nicht beweiskräftiger werdende Wiederholung Frenssenscher Ideen von Liebe und Menschenzüchtung auf die Dauer als schwer erträglich empfindet. Immerhin wird das Buch überall da, wo seine Romane eingestellt und gelesen werden, dem Bücherbestande eingereiht werden müssen. M. Schaefer (Elberfeld).

Gran, Gerhard: Henrik Ibsen. Der Mann und sein Werk. Leipzig: Brockhaus 1928. 423 S. Lw. 11,—.

Die Ibsenliteratur ist übergroß. Dennoch sind die wenigsten Versuche der Erforschung und Ausdeutung des Lebenswerkes des großen Norwegers der überaus schwierigen und scheinbar so widerspruchsvollen Persönlichkeit des Dichters gerecht geworden. Wer sich einmal mit dem redlichen Willen, tiefere Einsicht in den Schöpferwillen Ibsens zu gewinnen, in die Flut dieser Ibsenliteratur gestürzt hat, wird bald erkennen, daß ihn das Gelesene nicht viel klüger macht. Es lassen sich in der Tat unter der Fülle der Darstellungen der Werke des Dichters kaum zwei Arbeiten nennen, die in der Herausstellung der Idee dieses oder jenes Werkes und der Würdigung ihres Verhältnisses zum Dichter zu dem gleichen Resultat kämen. Das ist zu einem guten Teil in der Natur des Darzustellenden begründet, aber das kommt auch daher, daß der Name und das Werk Ibsens ein Schlachtruf gewesen in der Scheidung der Geister auf ästhetischem und, vielleicht noch mehr, auf ethischem Gebiet. Man zog aus einem Gedanken, der hier und da auftauchte in einem Ibsenwerke, allgemeingültige Schlüsse auf die Denkweise Ibsens, erhob sie zu Thesen, die der Dichter mit seinem Werke habe propagieren wollen, und leitete von da aus eine Parteistellung Ibsens her gegenüber Fragen, für deren Lösung im Rahmen irgend einer Doktrin man sich selbst einsetzte und den nordischen Dichter als Wortführer oder Bundesgenossen brauchen konnte. — Als eine Art Facit der Ibsenliteratur kann nun das Werk des norwegischen Literarhistorikers betrachtet werden, das zum Ibsenjubiläum deutsch erschienen ist. Es setzt die Kenntnis der Problematik der Ibseninterpretation in gewissem Sinne voraus, gibt eine Antwort auf die meisten Fragen, die beim Studium der Ibsenwerke auftauchen, ohne im einzelnen auf die Kompliziertheit dieser Fragen einzugehen und ihre Lösung zu entwickeln. Das ist ein Mangel, der aber zugleich Gewinn ist, da so der poetische Gehalt der Dichtungen einmal klar und unbeschwert von dem Problemballast und seinen meist subjektiven Ausdeutungsversuchen zur Anschauung kommt. Vor allem aber ist die vorliegende Arbeit ungemein wertvoll, weil sie die wirklich einzige Biographie ist, die aus intimster Kenntnis der norwegischen Verhältnisse, die Ibsen geprägt haben, schöpft und viele kleine persönliche Züge lebendig werden läßt, deren Kenntnis dem Nichtnorweger versagt ist, und die weit eindeutiger auf manche Fragen Antwort geben können als alle mehr oder weniger abstrakten Deutungsversuche. In diesem Punkte kommt Gran entschieden über Roman Woerners großes Ibsenwerk hinaus, das sonst alles in den Schatten stellt, was über den norwegischen Dichter in deutscher wie fremder Zunge gesagt ist. Die meisten Büchereien werden darum das Werk auch anschaffen müssen, schon als Ergänzung zu Woerner. Die Darstellung ist von jener wohltuenden Einfachheit und Anspruchslosigkeit, welche nur der Sache dienen und auch dem Laien verständlich sein will; ein Vorzug, der bei der Lektüre nordischer wissenschaftlicher Werke immer wieder überrascht. W. Möhring (Stettin).

Hauptmann, Carl: Leben mit Freunden. Gesammelte Briefe. Hrsg. von W. E. Peuckert. Berlin: Horen-Verlag 1928. 425 S. Lw. 8,80.

Diese Auswahl der Briefe C. Hauptmanns vermittelt ein eindringliches Bild seines weltscheuen, ereignisarmen, ganz den „Visionen" und ihrer Formung hingegebenen Lebens, das nach dem Tasten und Geltungsuchen der Frühzeit gradlinig und selbstsicher immer neue und größere Aufgaben aus sich selbst entwickelte. Nur schwer und zögernd läßt sich der heutige Mensch in diese Welt schauender Abstraktionen und überquellenden Gefühls einspinnen. Was hier vermittelt, ist C. Hauptmanns Sprache, ihre der Mystik verwandte barocke Pracht und Sättigung, ihre Steigerung zu rauschhaften Ergüssen, wenn von neuen Werken berichtet wird. Das Wachsen dieser Sprachkraft (mit der Beigabe: Verliebtheit in neugefundene Prägungen) zu beobachten, macht einen starken Reiz des Buches aus. Die Zusammensetzung des Freundeskreises, dessen Schwerpunkt zunächst nach Worpswede, nach Otto Modersohns Tod mehr nach Schlesien neigte (Werner Sombart, Otto Pringsheim), ergibt einen bezeichnenden Ausschnitt der geistigen Kultur im ersten Viertel des Jahrhunderts. Kennzeichnend für die Spätzeit ist eine schwärmerische, werbende Neigung zu einigen jungen Dichtern (Zech, J. M.

Becker, A. C. Wegener). Einen beträchtlichen Raum nehmen die Theaterbeziehungen ein, während der Verlagsbuchhandel völlig fehlt. — Obwohl zunächst als (musikalische) Einheit gedacht, deretwegen man auch Konventionelles und Wiederholungen in Kauf nimmt, braucht der Band doch ein Sachregister der wichtigsten Äußerungen über einzelne Werke, Menschen und Dinge. — Für große und mittlere Büchereien. R. Keller (Berlin).

Janssen, Albrecht: Hermann Boßdorf. Der Mensch, das Werk, der Dichter. Mit 4 Bildern. Hamburg: Hermes 1927. 227 S. 4,—.

Die zum 50. Geburtstage Boßdorfs erscheinende Lebensdarstellung wird sicherlich von den vielen Freunden dieses hervorragenden niederdeutschen Dramatikers lebhaft begrüßt werden, um so mehr als sie aus der Feder eines Mannes kommt, der dem Dichter viele Jahre hindurch nahe gestanden hat und der von diesem selbst zu seinem Biographen bestimmt worden war. Allerdings nur mit Wehmut werden die Leser des Buchs das Leben dieses schon in jungen Jahren todkranken, dabei aber immer wieder arbeitsfreudigen und humorbegnadeten und in allem Leid liebenswürdigen Menschen an ihren Augen vorüberziehen sehen. Janssen hat es jedenfalls verstanden, alle diese Züge zu einem anziehenden Persönlichkeitsbild zusammenzufassen, in dem nicht zum wenigsten das Reinmenschliche die Aufmerksamkeit fesselt. Daneben wird man aber auch die unbefangene Würdigung der Dichtungen Boßdorfs mit ihrer gleichmäßigen Hervorhebung ihrer Licht- und ihrer Schattenseiten anerkennen müssen. G. Kohfeldt (Rostock).

Kutscher, Artur: Frank Wedekind. Sein Leben und seine Werke. München: Müller 1922. 2 Bde. Geh. 10,—. Geb. 18,—.

Bei seiner großen Bedeutung für die neue deutsche Dichtung ist eine ausführliche Darstellung des Werkes des Dichters, das bei Georg Müller in neun Bänden (davon 2 Bde Nachlaß, vor allem Entwürfe) erschien, notwendig, und Artur Kutscher hat sich seiner Aufgabe mit großer Hingabe unterzogen, indem er jedes Stück einer eingehenden Analyse unterwarf. Diese Sorgfalt und die Fülle des ausgebreiteten Materials machen das Buch allerdings zu keiner leichten Lektüre, wenn man auch nicht sagen kann, daß dieses Material nicht durch eine hinreichende Verteilung und Abstufung der Wertakzente gegliedert wäre. Von kritikloser Anbetung seines Helden ist Kutscher durchaus frei. Viel Zeitgeschichtliches zur literarischen Entwicklung ergibt sich aus der Behandlung der zahlreichen Beziehungen des Dichters zu allen literarischen Persönlichkeiten seiner Zeit. Eine eingehendere Beschäftigung mit Wedekind wird sich immer auf dieses Werk stützen müssen, aber da die lebendige Wirksamkeit des Dichters mehr und mehr schwindet, so werden nur große Büchereien dem Buche einen Platz einräumen können.
W. Schuster.

Nostitz, Helene: Rodin in Gesprächen und Briefen. Mit 1 Farbenlichtdruck, 12 Lichtdrucken und zahlr. Abb. im Text. Dresden: Jeß 1927. 106 S. Geb. 15,—.

Rodin ist nicht in dem Maße eine heutigen Tages lebendige oder gar der Leserschaft der Volksbücherei bekannte Künstlerpersönlichkeit, daß sich eine Anschaffung dieses gewiß hervorragend ausgestatteten und schön gedruckten, aber doch sehr teuren Buches rechtfertigen ließe. Jedenfalls fehlt seiner Persönlichkeit die ihr oft angedichtete (Rilke!) und von der Nostitz hier wieder betonte Kraft. Gerade aus diesem Text wird das Epigonenhafte an ihm grausam deutlich, und auch jenes peinliche Schwanken zwischen echtem Pathos und reiner Sentimentalität. Mit seinen Gestaltungen wird man sich natürlich immer wieder auseinanderzusetzen haben. Doch ist dafür hier nicht die gegebene Gelegenheit, trotz der zahlreichen selten reproduzierten Zeichnungen und einiger Wiedergaben von Skulpturen, weil eine Anleitung zu ihrer Betrachtung gänzlich fehlt.
J. Beer (Berlin).

Rathenau, W.: Briefe. Neue Folge. Mit vielen Faksimiles und Bildern. Dresden: Reißner 1928. 228 S. Geh. 4,50. Geb. 6,—.

Wichtig ist diese Neue Folge durch die Faksimiles, die die schöne klare Hand-

schrift Rathenaus aus verschiedenen Zeiten seines Lebens wiedergeben. Im übrigen zeigen die Briefe Rathenaus Entwicklung von der frühsten Jugend bis zu den Revolutionstagen und sind an die verschiedensten Menschen gerichtet; sie fügen aber zu dem Bild, das die voraufgegangenen Bände zeichneten (vgl. B. u. B. Jg. 8, S. 50), keinen wesentlichen Zug hinzu. Und inhaltlich sind sie nicht so bedeutend, als daß sie einem weiteren Kreis von Interesse sein könnten. Wenn mittlere Büchereien auf jeden Fall die beiden ersten Bände einstellen sollten, so werden diese Briefe nur in größeren Büchereien zur Ergänzung nötig sein.

R. Joerden (Stettin).

Schlosser, Julie: Aus dem Leben meiner Mutter. 2 Bde. Berlin: Furche-Verlag. 1. Bd Lilla Rehbinder. 195 S. Lw. 6,—. 2. Bd Wir beide. 241 S. Lw. 7,—.

Von treuen Tochterhänden ist hier das Lebensbild der Mutter, der Gräfin Lilla Rehbinder, lebendig gestaltet worden. Der erste Band zeigt Lilla Rehbinder — altem baltischen Adel entstammend —, als Erzieherin zunächst im Baltikum, dann an verschiedenen Internaten in Deutschland. Sie, die „nie auch nur eine Stunde in Pädagogik, Methodik oder Psychologie unterrichtet worden war", war doch die geborene Erzieherin, die instinktiv stets das Richtige traf. Diese Erziehungstätigkeit endet mit der Verheiratung der Gräfin. Ihrer kurzen, sehr glücklichen Ehe mit dem Frankfurter Pfarrer Schlosser entstammt eine Tochter, die der Mutter in inniger Verbundenheit zugetan ist. Dies zarte, innige Verhältnis zwischen Mutter und Tochter und die geistige Entwicklung dieser Tochter (der Verfasserin Julie Schlosser), die in der Darstellung schließlich immer mehr in den Vordergrund tritt als eine geistig hoch stehende, allerdings bei weitem nicht an die Mutter heranreichende Frau, behandelt der zweite Band der Erinnerungen. — Das Buch, das einen vorgeschrittenen Leserkreis erfordert, ist eine wertvolle Bereicherung unserer Lebenserinnerungen. R. Koch (Schneidemühl).

Zweig, Stefan: Drei Dichter ihres Lebens. Casanova, Stendhal, Tolstoi. Leipzig: Insel o. J. 377 S.

Zu seinen großen biographischen Essays befähigen Stefan Zweig vornehmlich zwei Eigenschaften: die Einfühlsamkeit, mit der er auch in die feinsten Fältchen einer Seele sich schmiegen zu können scheint, und sein Talent, das so Erlauschte in der blitzenden, überreichen Filigranarbeit seines Stiles auszubreiten. Er ist reich an Gedanken und Einfällen, aber er versteht doch, aus einem kleinen Gedanken viel zu machen, einen Einfall durch das Maskenspiel bunten Kostümwechsels ein paar Seiten lang am Leben zu erhalten, wie eine hübsche Tänzerin drei Stunden lang in immer neuen Gewändern selbst immer neu zu sein weiß. Er ist hinreichend original und hat Entdeckerfindigkeit genug, um seine Gestalten mit manchem neuen, oft überraschenden Zug auszustatten, und doch, wenn wir ihn entzückt und glänzend unterhalten gelesen haben, sind wir den geschilderten Persönlichkeiten, sofern wir sie nur vorher gut genug kannten, nicht recht näher gekommen. — Trotz ihrer Unterhaltsamkeit sollte man die Bücher Zweigs nicht gerade als erste Einführungen geben. Wer sich am reichen Spiel vielgewandten Geistes erfreut und die behandelten Gestalten schon kennt, der wird Genuß und Gewinn zugleich aus der Lektüre schöpfen. — Für größere Volksbüchereien, die Stendhals Werke besitzen. (Die beste Tolstoi-Biographie für kleinere und mittlere Büchereien ist die von Witkop im Wegweiser-Verlag.) W. Schuster.

Zweig, Stefan: Marceline Desbordes-Valmore. Das Lebensbild einer Dichterin. Mit 4 Lichtdrucktafeln. Leipzig: Insel 1927. 262 S. Lw. 6,50.

Die 1786 geborene und 1859 gestorbene französische Dichterin M. Desbordes ist in Deutschland nur wenig bekannt geworden. Bei den Besten ihrer Landsleute hat sie sich aber schon zu ihren Lebzeiten größter Verehrung und Wertschätzung erfreuen dürfen. Die Desbordes ist eine echte Frauennatur. Was sie aber vor vielen anderen Frauennaturen noch auszeichnet, ist ihre unbedingte Aufrichtigkeit und die wunderbare Zartheit, mit der sie ihren Empfindungen, vor allem ihrer unvergleichlichen, nie verlöschenden Liebe Ausdruck gibt. Dazu kommt, daß ein in hohem Grade romanhaftes Schicksal auch ihr inneres Leben inter-

essant macht. In Zweig hat die Dichterin einen Biographen gefunden, der sich mit ihrer Wesensart aufs innigste vertraut gemacht hat und der in jeder Zeile von seiner warmen Verehrung für die seltene Frau Zeugnis ablegt. Ergänzt wird Zweigs Schilderung durch eine Sammlung von Gedichten und Briefen in ansprechenden Übersetzungen. Auch daß der Verlag sein Bestes getan hat, eine dem Gegenstand würdige und geschmackvolle Buchform zu schaffen, mag hier noch hervorgehoben werden. G. Kohfeldt (Rostock).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Balabanoff, Angelica: Erziehung der Massen zum Marxismus. Psychologisch-pädagogische Betrachtungen. Berlin: Laub 1927. 164 S. Kart. 2,50. (Schriftenreihe Neue Menschen.)

Diese Schrift der russischen Revolutionärin, deren hauptsächliches Wirkungsfeld der italienische Sozialismus und die Zimmerwaldbewegung gewesen ist, steht im Dienste der Werbearbeit für den Marxismus. Das Buch ist keine Einführung in die marxistische Ideenwelt, sondern es will ein Hilfsmittel für den Agitator sein. Es wendet sich an „Neulinge" der schwierigen Agitationstätigkeit, denen es manche gute Winke psychologischer und soziologischer Art gibt. Für weitere Kreise jedoch ist dieses Werk im Gegensatz zu den wertvollen „Erinnerungen und Erlebnissen" von Angelica Balabanoff zu weitschweifig und zugleich zu lückenhaft, da die Probleme der politischen Erziehung nicht in ihrer Tiefe und Schwere dargestellt werden. Die Anschaffung kommt nur für große Stadtbüchereien in Frage, die auf eine möglichst reichhaltige Sammlung sozialistischer Literatur von bedeutenden Führern der Bewegung Wert legen.

C. Wormann (Berlin).

Jäckh, Ernst: Deutschland, das Herz Europas. Nationale Grundlagen internationaler Politik. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1928. 138 S. Geh. 3,25. Lw. 5,—.

Das Buch ist eine Veröffentlichung von Vorträgen, die der Verfasser im Jahre 1927 im Rundfunk gehalten hat. Leicht verständliche Ausführungen also in gedrängter Form: geopolitische Betrachtungen über die geographische Lage Deutschlands und ihre Auswirkung in Geschichte und Gegenwart, die wirtschaftlichen Gegebenheiten, die Fragen des Auslandsdeutschtums — das sich heute auf rund 10 Millionen beziffert —, die Politik von Genf und Locarno, endlich ein Blick auf die Parteien und die heutigen Möglichkeiten deutscher Politik überhaupt. Das dem Außenminister Dr. Stresemann gewidmete Buch empfiehlt sich wegen seiner Faßlichkeit und Knappheit der Darstellung zur Anschaffung für Volksbüchereien. Selbst kleine Büchereien können es einstellen.

H. Engelhard (Spandau).

Baumgarten, Franciska: Arbeitswissenschaft und Psychotechnik in Rußland. München: Oldenbourg 1924. 147 S.

Über 100 russische Veröffentlichungen hat die Verfasserin benutzt, um einen Überblick über die zur Zeit in Rußland auf dem Gebiete der Arbeitswissenschaft und Psychotechnik geleistete Arbeit zu geben. Natürlich können wir schwer nachprüfen, ob in einem nur auf Grund von Veröffentlichungen erfolgten Bericht alle Angaben genau der Wirklichkeit entsprechen, aber da wir bisher nur wenig oder fast nichts von den russischen Arbeitswissenschaften wußten, wird diese Schrift den volkswirtschaftlich, psychologisch oder technisch interessierten Lesern willkommen sein, zumal die ganz auf sich selbst angewiesenen Russen eigene, von den unsern z. T. abweichende Methoden eingeschlagen haben. In einem Lande, das die Arbeitspflicht für jeden Bürger proklamiert hat, muß sich das Problem der Arbeit als soziales und politisches in den Vordergrund drängen, so daß es uns nicht überrascht, wenn wir hören, wie trotz der sich durch die Weite des Landes und durch die zeitweise Absperrung von den geistigen Zentren anderer Länder ergebenden Schwierigkeiten die Arbeitswissenschaften energisch in Angriff genommen wurden. Bis 1924 entstanden nicht weniger als 60 Stellen zur Erforschung der Arbeit, von denen die wichtigsten von der Verfasserin ausführlich besprochen werden. — Für große Büchereien. W. Klein (Essen).

Fahl u. Ruhm: Bürger, Staat und Wirtschaft. Breslau: Handel 1928. Zwei Teile. 130 u. 189 S.

Das Buch ist für den Unterricht in Staatsbürgerkunde und Volkswirtschaftslehre gedacht. Es behandelt in seinem ersten Teil die Selbstverwaltung und die Reichsverfassung, geht auf die politischen Parteien und ihre Geschichte ein, bringt das Grundsätzliche über Heereswesen, Kirche, Bildungseinrichtungen und wendet sich darauf dem Staat als Gesellschaftsform zu, als dessen vorherrschendstes Kennzeichen die Rechtspflege dann am eingehendsten dargestellt wird. Der zweite Teil widmet sich dem Wirtschaftlichen und ordnet seinen Stoff nach der bekannten Stufenreihe von der Gütererzeugung bis zum Güterverbrauch. — Das Werk ist in seinen Angaben auf den neuesten Stand aller Sachverhalte eingestellt und berührt sehr angenehm durch seine klare Gliederung, die auch durch zweckmäßige Druckauszeichnung hervorgehoben ist. Die gediegene Arbeit und die für den Unterricht geeignete Auswahl des Stoffes lassen es als ein sehr empfehlenswertes Werk für die Hand des Lehrers erscheinen. Ebenso wird es für Schüler beruflicher und fachlicher Schulen, soweit sie den Preis aufbringen können, ein bequem zu handhabendes Nachschlage- und Unterrichtsbuch sein können, das ihnen in der Stofffülle beider Gebiete ein guter Führer ist. C. Barth (Stettin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Borchardt, Rudolf: Handlungen und Abhandlungen. Berlin-Grunewald: Horen-Verlag 1928. 279 S.

Das Buch in seinem eigenwilligen, preziösen und doch zugleich zu klassischer Form drängenden Stil ist nicht leicht zu lesen und beschränkt sich schon hierdurch auf einen ausgewählten Leserkreis. Dazu ist es kultur- und kunstkritisch kämpferisch gesonnen, im Dienste eines Ideals, das man mit den Worten Borchardts zu Benedetto Croce, dem der erste Aufsatz (oder die erste Rede) gilt, als „schöpferische Restauration" bezeichnen kann. Denn auch Borchardt drängt, gesättigt mit dem edelsten Kulturgut der europäischen Überlieferung, einer neuen Klassik zu. Ob er über Rheinsberg, über den Dichter und das Dichterische, über Hofmannsthal oder über die Revision der Geschichte der deutschen Philosophie spricht: Das Reich des Geistes ist das Reich der Freiheit, es gibt in ihm nicht Entwicklungen, sondern Entfaltungen. Der großen, eigengewachsenen und ins Überzeitliche ragenden Form gilt sein heißer Kampf, aller Kleinheit, Genügsamkeit, leeren Betriebsamkeit sein Haß. So gehört er in die Reihe der Erzieher und Wahrer der deutschen Kunst und sollte von uns nicht übersehen werden. Doch kommt er nur für Büchereien mit einer literarisch feiner durchgebildeten Leserschaft in Betracht.

W. Schuster.

Ernst, Paul: Der Weg zur Form. Abhandlungen über die Technik vornehmlich der Tragödie. München: Müller 1928. 448 S. Lw. 11,—.

Der bekannte Sammelband ist in seiner vorliegenden 3. Auflage um eine Anzahl neuer Abhandlungen vermehrt und erscheint nun als erster Band der auf 6 Bände berechneten theoretischen Schriften. Als einer der Wegweiser zu einer neuen, eigengesetzlichen Form, an die großen Muster der Entwicklung anknüpfend, kämpfte Paul Ernst früh gegen den Naturalismus und seine Formauflösung und betonte immer wieder, daß die immanenten Formgesetze der Gattung nicht ungestraft vernachlässigt würden. Diese Formen sind nicht starres Schema, sondern organische Ideen, im Sinne etwa der Goetheschen Urpflanze, strukturelle Zusammenhänge, welche bei mannigfachster Variation im einzelnen nicht nur ein bestimmtes Verhältnis der Teile zueinander bedingen, sondern auch einen bestimmten künstlerischen Willen, eine bestimmte seelische Haltung voraussetzen. Dieser Grundgedanke wird nun nicht etwa nur theoretisch entwickelt, sondern in verschiedenster Art und nach zahlreichen Richtungen hin am praktischen Beispiel erläutert. Für uns sind besonders wichtig die Stücke über die Novelle, danach jene Aufsätze, welche die Zusammenhänge von Ethos und Weltanschauung mit der Kunstform erörtern. Endlich diejenigen, welche in die Eigenart des dichterischen Schaffens einführen, also das Verhältnis von Vorwurf, Stoff oder Inhalt zum

geformten Kunstwerk untersuchen. In seiner schönen, klaren Stilgebung ist das Buch vorzüglich geeignet, zu einem vertieften Verständnis der Dichtung zu führen. Der geschultere Leser, der hierfür allein in Frage kommt, wird von selbst auf die Grenzen der Auffassung Paul Ernsts aufmerksam werden. — Für größere Büchereien.
W. Schuster.

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Kreitmaier, Josef S. J.: Von Kunst und Künstlern. Gedanken zu alten und neuen künstlerischen Fragen. Mit Titelbild und 48 Tafeln. Freiburg i. B.: Herder 1926. IX, 250 S. Lw. 10,—.

Dieses mit sehr guten Tafeln (photographischen Wiedergaben alter und neuer Kunstwerke, besonders aus der Malerei) reich ausgestattete Buch enthält Betrachtungen eines Menschen, der sich mit tiefer Liebe zur Kunst eifrig um ein Verstehen der künstlerischen Bewegungen unserer Zeit müht. Als frommer Katholik mißt er an der religiösen Idee, daß die Kunst ein Dienst „zur Ehre Gottes" sei, das moderne Kunstschaffen und Kunstwollen. Als solcher hat er besondere Vorbedingungen, das im religiösen Sinne Ewige darin zu erschauen und zu werten, zumal er auch historisch und ästhetisch tiefe Einsichten hat. So gelingt ihm recht wohl eine historische Darstellung und Wesenserkenntnis der letzten großen Kunstströmungen, des Impressionismus und mehr noch des Expressionismus, den er um seiner Wende zum Geistigen willen, immer jedoch aus der Distanz seines religiösen Bekenntnisses begrüßt. Die eigentlich „kommende Kunst" erwartet er aber erst von der Wendung der Einzelseele zur Gemeinschaft, also einer „Umformung ins Typische". Hauptsächlich handelt das Buch jedoch von kirchlicher und bewußt von konfessioneller Kunst. Von hier aus werden dann einzelne Künstler wie Leo Samberger und andere Katholiken gewürdigt. Gedanken über den künstlerischen Menschen (abgegrenzt gegen den ausübenden Künstler, den wissenschaftlichen, ethischen, politischen, religiösen Menschen) bilden die Einleitung, über „die Freiheit der Kunst" (hier drängt sich leider die konfessionell begrenzte Moral sehr vor) den Abschluß des Buches, das trotz seiner weltanschaulichen Gebundenheit wegen seiner vorbildlich volkstümlichen Schreibweise und seinem edlen Seelsorgerwillen auch schon größeren Volksbüchereien empfohlen werden kann.
V. A. Schmitz (Stettin).

Hampe, Theodor: Der Zinnsoldat. Ein deutsches Spielzeug. Mit 186 Abb. (Kl. volkskundl. Bücherei. Hrsg. von Wilh. Fraenger. Bd 1) Berlin: Stubenrauch 1924. 116 S., 36 Taf.

„Der Zinnsoldat als Spielzeug und zugleich als volkskundliche Erscheinung steht im Mittelpunkt der Schilderung, die sich zum Ziel setzt, auf dem wechselnden Hintergrunde von Zeiten and Menschen ein Bild seines Aufkommens, seiner Herstellung, Verwendung und Ausbreitung zu geben." Diese lebendig geschriebene, mit vorzüglichen Abbildungen reich ausgestattete Monographie wird nicht nur Museen und Sammler, sondern alle Leser fesseln, die z. B. ein Stück Handwerk und Kleingewerbe, vor allem Nürnbergs, an einem Beispiel in seiner Entwicklung verfolgen wollen, die kunstgewerblich, kultur- oder militärgeschichtlich interessiert sind. — Für größere Büchereien.
M. Thilo (Stolp i. P.).

Beyer, Oskar: Bach. Anmerkungen und Hinweise. Mit 1 Titelbildnis. 2., neugestalt. u. erw. Ausg. Berlin: Furche-Verlag 1928. 87 S. Geh. 3,—. Geb. 4,—.

Diese Schrift — eine völlig neugestaltete und bedeutend erweiterte Ausgabe von des Verfassers „Bach. Eine Kunde vom Genius" (Ebenda 1924) — besitzt ausgesprochen bekenntnishaften Charakter; sie umreißt Gestalt und Werk in kurzen Abschnitten, die weniger auf die Erkenntnis biographischer und formaler Probleme, als auf den Lebensrhythmus und das Ethos des Menschen und den Sinnzusammenhang und die zeitenthobenen Werte seines Werkes abzielen und das Wesenhafte der Kräfte in synthetischer Schau ins Bewußtsein zu heben versuchen. Die Darstellung, durch künstlerische Einfühlung wie durch sprachliche Formkraft

ausgezeichnet, setzt die Kenntnis der Daten voraus, hält sich aber in den Grenzen der Gemeinverständlichkeit; sie vermag dem stofflich bereits vororientierten Leser zu einer wesentlichen Vertiefung des Bach-Erlebnisses zu verhelfen, an das Geheimnis seines Wesens heranzuführen, zu dem der Zugang bei Bach dem Nichtfachmann ja besonders schwer zu sein pflegt. So ist das Büchlein trotz seines geringen Umfanges den wertvolleren Bach-Schriften unserer Zeit zuzurechnen und kann von jeder Bücherei, die der Musikliteratur über den unerläßlichen Grundbestand hinaus ihre Pflege angedeihen lassen will, eingestellt und dem besinnlichen Leser höherer Bildungsstufe in die Hand gegeben werden.

K. Th. Bayer (Berlin).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Campenhausen, Leon Freiherr von: Nordische Bilder. Leipzig: Haberland 1927. 214 S.

Bilder von der nordischen Natur und von den nordischen Menschen sind es, die der Verfasser in die Form kurzer Geschichten gebannt hat. Vom menscheneinsamen Walde Lapplands, von den finnischen Seen und Wasserfällen, von der seltsamen Sagenwelt der Lappen und von ihrem harten Lebenskampf spricht das Buch. Den Stimmungsbildern, die einzeln in sich abgeschlossen sind, ist ein Hauch naturnaher Erlebnisfrische eigen, der Land und Menschen sinnennahe vor Augen rückt. Manchmal fehlt ihnen das Spannungsgefüge im Aufbau, der solch ein kleines Kunstwerk zum Ganzen rundet; dadurch haftet ihnen mitunter das Bruchstückhafte eines aus größerem Zusammenhang Herausgeschnittenen an. — Wegen der klaren Abspiegelung nordischen Natur- und Menschenwesens ist das Buch trotzdem sehr reizvoll und darf für alle Büchereien empfohlen werden.

C. Barth (Stettin).

Felten, Wilhelm: Das Rheinische Siebengebirge. Regensburg: Habbel 1927. 193 S. Lw. 3,—.

Der Titel des Buches ist irreführend, denn er bringt nicht zum Ausdruck, daß es sich um eine Sonderschrift rein geschichtlichen Inhaltes handelt. Der Verfasser hat mit großer Mühe und Gewissenhaftigkeit alles zusammengetragen, was sich über das Siebengebirge in alten Urkunden auffinden ließ. Das Werk ist eigentlich eine geschichtliche Stoffsammlung über das Landschaftsgebiet, genauer gesagt eine kirchengeschichtliche. Den Verwandtschaftsverhältnissen der ehemaligen Adelsgeschlechter, ihren Vermögensauseinandersetzungen, Erbschaftsstreitigkeiten und besonders ihren Beziehungen zu den Bischöfen, Pröpsten, Klöstern und Stiften wird eingehend nachgegangen. Die Rechte und Einkünfte der kirchlichen Anstalten, die Stiftungen und Verschreibungen, die ihnen gemacht wurden, und die Persönlichkeiten, die ihnen vorstanden, werden, mit Daten und Zahlen belegt, gewissenhaft angeführt. Ein Anhang bringt Lebensbeschreibungen rheinischer Dichter, die das Siebengebirge besangen, und Stichproben aus ihren Werken. — Das Buch ist eine Fundgrube für die Geschichtsforscher; die übrigen Leser werden eine ermüdende Aufzählung finden und das Buch nur als Nachschlagewerk werten können. Die bekenntnismäßige Einstellung des Verfassers tritt in Auswahl und Stil deutlich hervor. Nur für größere Büchereien.

C. Barth (Stettin).

Junken, Heinrich: Argentinien im Alltagskleid. Eine Fundgrube alles Wissenswerten. Stuttgart: Strecker & Schröder 1928. 280 S. Lw. 5,—.

Das Buch will dem weitgehenden Bedürfnis aller an Argentinien näher Interessierten, der deutschen Kaufleute, Industriellen und vor allem der Auswanderungslustigen, dienen, in kurzer, knapper Form alles Wissenswerte über dies amerikanische Zukunftsland zur Hand zu haben. Der Verfasser hat es verstanden, auf knapp dreihundert Seiten ein Wissensmaterial zu bieten, das auch den völligen Neuling erschöpfend über das Land zu orientieren vermag: Argentiniens geographische Lage, Bewohner, Land, Städte, Klima, Erwerbsquellen, Verkehrsverhältnisse, Verfassung und Bürgerrechte sind ausführlich behandelt und überall ist Bedacht darauf genommen, gerade das darzustellen, was für den Deutschen dort fremd und anders ist. Das geht bis auf die Angabe der Rezepte argentinischer

Nationalgerichte. Das Buch wird dem Auswanderungslustigen eine wertvolle Hilfe sein und eignet sich auch für größere Volksbüchereien, da es — im Gegensatz etwa zu den Bürgerschen Landeskunden Südamerikas — in recht anschaulicher Form geschrieben ist. Ein paar grobe Sprachschnitzer wären wohl bei etwas mehr Sorgfalt in der Durchsicht zu vermeiden gewesen. K. Schulz (Stettin).

Wantoch, Hans: Spanien, das Land ohne Renaissance. München: Müller 1927. 212 S. Geb. 2,—.

Das Buch eines Spanienhassers, absprechend vom ersten bis zum letzten Wort, alles Spaniertum in Grund und Boden kritisierend — eine Bestätigung für die Behauptung Ludwig Pfandls, daß man über Spanien gar nicht anders urteilen könne als einseitig, in Liebe oder Haß. Wantoch führt aus: Die Stammväter der heutigen Spanier, die Iberer, waren „Afrikaner" (genauer: Berbervölker), und die Rasse hat sich ziemlich rein erhalten, da das wenige, zeitweilig zugeflossene italische und gotische Blut von einer neuen iberischen Blutwelle überspült wurde: bei Vermischung mit den Moriscos; denn die Mauren waren gleichfalls Berber, Araber nur die Führer — demnach stellt sich der vorhergehende jahrhundertelange Maurenkrieg dar als beispiellose tragische Selbstzerfleischung, ja Selbstvernichtung, indem gerade die höchsten (sozialen und künstlerischen) Werte spanisch-maurischer Kultur dabei zugrundegingen. Übrig blieb das melancholisch-düstere Spanien der Inquisition und der Conquistadoren, das „Land ohne Renaissance", das im 16. Jahrhundert noch gotische Dome baute, und dem das moderne „Evangelium der Arbeit" verächtlich ist (und das gerade in diesem starren Trotz unsere Bewunderung herausfordert, aus ihm seine Kraft schöpft und mit ihm auch uns etwas zu geben hat — ist man, an Unamuno denkend, versucht hinzuzufügen). Der Spanier ist — nach Wantoch — „entflammt nur für das Irreale, das in der Zeit zerfällt, das im Raum sich nicht einordnet, für die Transzendenz einer Idee und für die Transparenz eines Spieles, das seinen Sinn aus einer Idee von Mut, Ritterlichkeit, Ehre, Glück holt und Schein ist". Diese Züge verfolgt und verknüpft Wantoch mit dem Scharfblick des Hasses und einer gefährlichen, wahrhaft Spenglerischen Kombinationsgabe. Sicherlich ist dabei vieles schief gesehen, vor allem scheint mir der Begriff der für ihn allein-seligmachenden Renaissance zu protestantisch-eng gefaßt. Übrigens: ist gerade Deutschland, die Heimat des Protestantismus, nicht auch ein Land, das „an der Renaissance vorbeigelebt" hat? Trotzdem: ein glänzend geschriebenes, inhaltsreiches Büchlein, das zu lesen ein Genuß ist, dazu in der Tat das beste Gegengift gegen den trügerischen Carmen-Zauber, der uns noch immer den Blick für das Land Loyolas und Don Quijotes trübt. Allen Büchereien zur Anschaffung empfohlen.

G. Hermann (Spandau).

Andrews, Roy Chapman: Auf der Fährte des Urmenschen. Abenteuer und Entdeckungen dreier Expeditionen in die mongolische Wüste. Mit einer Einf. und einem Abschnitt von Henry Fairfield Osborn. 54 Abb. u. 2 Kt. Leipzig: Brockhaus 1927. 287 S. 4°. Geh. 11,50. Lw. 14,—.

Der Leiter der großen amerikanischen Expedition in die Mongolei gibt einen ersten Bericht über die Erlebnisse während der Jahre 1922, 1923 und 1925. Sie diente im wesentlichen geo- und paläontologischen Untersuchungen und hat in der Wüste Gobi zahlreiche Fundstellen vorzeitlicher Tiere und auch Spuren von Neandertalmenschen entdeckt. Der Bericht gibt so in anregender Form einen Einblick in die Paläontologie und zugleich die Arbeitsweise ihrer Erforschung, wie in die einer modernen mit allen Hilfsmitteln ausgerüsteten und von Vertretern der Spezialgebiete gebildeten Expeditionen. Das Buch ist kein Abenteuerbuch, aber stofflich doch recht anregend. Für größere und mittlere Büchereien.

M. Thilo (Stolp i. P.).

Bergen, Hans von: Jagdfahrten in Kanada und Alaska. Mit 71 Tafelabb. u. 3 Kt. Neudamm: Neumann 1928. 264 S. Geb. 12,—.

Es sind reine Jagdschilderungen aus dem unwirtlichen Norden Amerikas, auf Wapiti und Antilopen, Bären, Puma, Bergschafe und allerlei sonstiges Getier.

Freilich, sie führen in eine Gegend — die herrlichen Aufnahmen beweisen es —, die auch der Nicht-Jäger gern kennenlernen wird. Für ihre Schönheiten hat der Verfasser gewiß ein offenes Auge, wenn man auch manchmal wünschen möchte, daß er in dieser Richtung etwas ausführlicher sich ausließe. Er beschränkt sich aber fast ausschließlich darauf, eine Jagd nach der anderen zu erzählen, und so kommen die Ergebnisse des Buches wesentlich dem Tierfreund zugute. Denn wenn der Verfasser auch ein leidenschaftlicher und vor keiner Schwierigkeit zurückschreckender Jäger ist, so ist er doch — jedenfalls nach seinen eigenen Versicherungen; die recht hohe Zahl der Jagdopfer steht dazu in einigem Widerspruch — auch ein Tierfreund, auf alle Fälle ein Tierkenner. — Für große Büchereien verwendbar. J. Beer (Berlin).

Donat, Franz: An Lagerfeuern deutscher Vagabunden in Südamerika. Mit 23 Zeichn. von H. A. Aschenborn. Stuttgart: Strecker & Schröder 1927. 202 S. Lw. 5,—.

Das Buch stellt eine Fortsetzung des früheren „Paradies und Hölle" dar und berichtet von den Erlebnissen des Verfassers während der Kriegszeit in Südamerika. Donat teilte das Schicksal all der vielen Deutschen in den neutralen, aber in Wirklichkeit wirtschaftlich und geistig von unseren Gegnern abhängigen Ländern: Auf der Suche nach Arbeit überall an verschlossene Türen klopfend ergibt er sich schließlich einem ziellosen Vagabundenleben, wo „der Wind des Leichtsinnes mit voller Kraft in die Segel bläst". Die Erlebnisse und Abenteuer auf diesen Vagabundenfahrten sind im Gegensatz zu denen des vorigen sachlicher erzählt und wirken darum wahrhaftiger (womit über den Wahrheitsgehalt des ersten Buches nichts Entscheidendes gesagt werden soll). Nur das erste Erlebnis des ein wenig ominösen Don Eugenio mit einem Indianermädchen ist wieder reichlich sentimental — selbst der böse, aber der gerechten Rache verfallende Franzose fehlt nicht —, man würde, selbst wenn es wahr ist, gerne darauf verzichten. Im übrigen gilt von dem Buch das Gleiche, was schon in der Besprechung von dem ersten Teil (B. u. B. 1927, S. 131) gesagt wurde: Das lebensvolle, leicht zu lesende Buch, das zudem fremde Länder anschaulich schildert, werden wir als wertvollen Zuwachs unserer abenteuerlichen Reisebeschreibungen ansehen dürfen. Es wird genau wie das erste viele begeisterte Leser in allen Büchereien finden.
K. Schulz (Stettin).

Geisler, Walter: Durch Australiens Wüsten. Forschungsreisen von Australiens Stätten der Kultur zu den Naturvölkern in den Jahren 1925 bis 1927. Mit 185 Abb. u. 2 Kt. Halle: Buchhandlung des Waisenhauses 1928. 290 S. Geb. 12,—.

Aus dem Buche ist eine lebendige Anschauung zu gewinnen von der Eigenart des fernen Weltteils, von dem bunten Treiben in den wenigen großen Küstenstädten, von der ungeheuren, öden Weite des Inneren. Im Erzählerton werden alle wirtschaftlichen Probleme behandelt, die Fragen der Bewässerung, der Erschließung des Landes durch Verkehrsmittel u. s. f., von Pflanzen und Tieren und von der Urbevölkerung wird sorgsam berichtet. Einen besonderen Höhepunkt bekommt die Darstellung in der lebendigen Schilderung des Lebens auf der einsamen Missionsstation Hermannsburg. Freilich, der Verfasser ist kein Dichter, nicht einmal immer ein geschickter Schriftsteller; es wirkt manchmal leicht komisch, wenn „der Professor", wie der Verfasser sich stets nennt, nach einer längeren Schilderung plötzlich mit einer Frage oder einer Feststellung in die direkte Rede fällt und sich so ein Dialog entwickelt, den bald wieder der laufende Bericht ablöst. — Da die Australienliteratur sehr spärlich ist, werden große Büchereien gut tun, das Buch einzustellen. J. Beer (Berlin).

Kohl, Ludwig: Leben, Liebe, Träume in einem Südseeparadies. Mit Abb. Stuttgart: Strecker & Schröder 1927. 162 S. Geh. 6,—. Lw. 7,50.

Der Verfasser, dessen Reisebücher „Zur großen Eismauer des Südpols" und „Nordlicht und Mitternachtssonne" sich in den Volksbüchereien bereits gut eingeführt haben, legt mit diesem Erinnerungsbuch an seine kurze Tätigkeit als Arzt

und Bezirksamtmann der deutschen Karolineninsel Yap im Jahre 1914 ein Südseebuch vor, das wiederum weitgehende Beachtung bei den volkstümlichen Büchereien verdient. Was es so vorteilhaft von den übrigen Darstellungen der „Wilden" unterscheidet, ist das warme Gefühl Kohls für die Eingeborenen und ein fast künstlerisch anmutendes Einfühlungsvermögen in die herrliche Natur jener glücklichen Breiten, das ihn immer die richtige Mitte zwischen den Anforderungen seiner amtlichen Stellung und den Bedürfnissen der Naturmenschen finden ließ. Kohl hat jene Menschen aus ihrer Welt zu verstehen gesucht, und so findet ihre Art zu leben, ihre Form der Liebe und Ehe, ihre Naturreligion bei ihm einen warmen Fürsprecher, der auf der anderen Seite die üblichen Kolonisations- und Missionsmethoden des Weißen, wenn nicht scharf, so doch deutlich ablehnt. Seine Art, die Dinge zu sehen, ist die einzige, die der wirkliche Kulturmensch heute noch einnehmen kann: „Menschen und Nationen sind klein und winzig, wenn man sie aus der Unendlichkeitsperspektive betrachtet", aber sie sind von hier aus gesehen auch alle gleich bedeutsam, weil alle „eines Gottes Kinder" sind. Der Stil des Werkes ist von einer Gepflegtheit, die man sonst in Reisebüchern oft schmerzlich vermißt, ohne jedoch jene Schlichtheit zu verlieren, welche die unumgängliche Voraussetzung für das Verständnis weiterer Leserkreise ist.

K. Schulz (Stettin).

Manz, Gustav: Dunkle Wälder, helle Nächte. Von Lappenhof zu Lappenhof. Mit 48 photographischen Originalaufnahmen. Berlin: Brunnen-Verlag 1928. 4,—. Lw. 6,—.

Der als Schriftleiter und Vortragsmeister bekannte Verfasser erzählt hier sehr anschaulich, stimmungsvoll und launig von einer sechswöchentlichen Finnlandreise, die nicht nur in die von Touristen viel besuchten südlichen und mittleren Landesteile führte, sondern bei der er das seltene Glück hatte, in Begleitung einiger landes- und sprachenkundiger Herren in den höchsten Norden von Finnland ,bis an das Nördliche Eismeer, vorzudringen. Die Rückfahrt erfolgte dann zu Schiff um das Nordkap herum bis Narvik und von dort mit der Bahn über Haparanda nach Helsingfors. Die stärksten Kapitel des Buches sind denn auch diejenigen, in denen die Wanderungen und Bootsfahrten durch die riesigen Einödbezirke jenseits der letzten Eisenbahn- und Autobusstationen beschrieben werden. Trotz der Mückenplage, trotz des „Lappenmiefs" und anderer Unannehmlichkeiten, die nicht verschwiegen werden, empfindet der Verfasser und der Leser es als eine einzigartige körperliche und seelische Erfrischung, in der nordischen Urwelt zu Gaste sein zu dürfen. Die zahlreichen Abbildungen werden vielen Lesern besonders willkommen sein. — Schon für kleine Büchereien. E. Ackerknecht.

Weichert, Ludwig: Mayibuye i Africa! Kehre wieder, Afrika! Erlauschtes und Erschautes aus Südwest-, Süd- und Ostafrika. Berlin: Heimatdienst-Verlag o. J. 275 S. Lw. 8,—.

Zu den vielfachen Problemen des modernen Afrika, über die nun schon so manches Buch geschrieben wurde, die aber auch verdienen, uns Europäern immer wieder ins Gedächtnis gerufen zu werden, nimmt Ludwig Weichert, Missionsinspektor der Berliner Missionsgesellschaft, hier vom evangelisch-christlichen Standpunkt aus Stellung. Das Bild des modernen Afrika, das er entwirft, er, der für alle die Mühseligen und Beladenen dort ein Herz voll Liebe und den Willen zu helfen hat, ist von einer erschreckenden Düsterkeit. Er sieht nämlich bei allem Aufblühen der industriellen Unternehmungen und bei dem immer weiteren Eindringen der Zivilisation (wobei man zur Charakteristik die von ihm zitierte Formel Zivilisation = Syphilisation wohl auch nennen muß) das namenlose Elend der Schwarzen, die, von der Großstadt mit ihren Erwerbsmöglichkeiten und ihren Vergnügungen aus ihren Stammesverbänden gelockt, dort bald einem regelrechten Proletarierelend verfallen oder nach einiger Zeit völlig verändert zu ihren Stämmen zurückkehren und den Zersetzungskeim so bis ins Innerste Afrikas tragen. Die weltanschauliche Weite und der sittliche Ernst, womit die Probleme dargestellt sind, stellen das Buch in die erste Reihe der kulturkritischen Bücher über Afrika. Kein ernsthafter Leser dürfte es ohne tiefe Bewegung aus der Hand legen und

er wird auch, selbst wenn er zur Frage der Mission anders steht als der Verfasser, den guten Willen der Missionsarbeit, so wie Weichert sie aufgefaßt wissen möchte, gern anerkennen. Ob aber die Mission die von Weichert erwartete Hilfe bringen kann, wird einem nach der Lektüre dieses Buches, das gerade die eigentlichen Missionsprobleme vorsichtig umgeht und umgehen muß, doppelt zweifelhaft. Für große Büchereien. K. Schulz (Stettin).

Floericke, Kurt: Vögel auf der Reise. 3. Aufl. Stuttgart: Franckh 1928. 75 S. Geh. 1,25.

Floericke versucht hier eine populäre Darstellung des Vogelzugs, seiner Ursachen, seiner Wege und seiner Erforschung zu geben. In formaler Hinsicht zeichnet sich das Buch, wie wir es ja bei Floericke gewöhnt sind, durch glatten Stil, also gute Lesbarkeit aus. Mancher naturwissenschaftliche Autor kann in dieser Beziehung von ihm lernen — cum grano salis allerdings, denn es unterlaufen ihm hin und wieder Geschmacklosigkeiten (vgl. S. 60: „die süße Peitsche des Paarungstriebes"). Leider ist der Inhalt, wissenschaftlich gewertet, nicht auf der Höhe. Das wichtigste und modernste Hilfsmittel zur Erforschung der Vogelwanderungen, die Beringung der Staatlichen Vogelwarten, wird so gut wie totgeschwiegen. Von den Hypothesen zur kausalen Erklärung der ganzen Zugerscheinung sucht sich der Verfasser diejenige heraus, die am wenigsten Wahrscheinlichkeit für sich hat und heute allgemein abgelehnt wird u. a. m. Die Anschaffung des Büchleins ist nur in Verbindung mit anderen weniger subjektiv gefärbten Werken (z. B. Lucanus, Rätsel des Vogelzuges) zu rechtfertigen. O. Schnurre (Berlin).

Frisch, K. v.: Aus dem Leben der Bienen. Mit 91 Abb. Berlin: Springer 1927. 145 S. Lw. 4,20.

Als erster Band der Sammlung „Verständliche Wissenschaft" erscheint dieses Buch, und man muß sagen, daß der erste Wurf sehr gut gelungen ist. Es bringt fortschreitend aufgebaute Bilder aus der Lebenswelt der Bienen. Von ihrer staatlichen Gesellschaftsform, von ihren Wohnungen, ihrer Brutpflege und ihrer Arbeitsteilung handelt das Buch, es spricht von den Augen und dem Sehen der Bienen, von ihrem Geruchssinn, ihrer Sprache und ihrem Richtungssinn und zeigt bei allem, wie man durch sehr sinnreiche Versuche darüber Aufschluß erhielt. Den Beschluß macht ein Blick auf andere Insektenstaaten und auf den Verlauf der mutmaßlichen Staatenbildung bei den Bienen. — Das Werk ist überaus ansprechend und abwechselungsvoll geschrieben, so daß man es von Anfang bis Ende ohne Ermüdung lesen kann. Es stützt sich nur auf wissenschaftlich wohl begründete Tatsachen, bringt aber anderseits nicht die nur den Bienenzüchter angehenden praktischen Einzelheiten mit hinein. Ein allgemeinverständliches Buch im besten Sinne, das auch äußerlich in seinen guten Bildern, in der Druckausführung und im Papier weitgehendsten Ansprüchen genügt. Für alle Büchereien wärmstens zu empfehlen. C. Barth (Stettin).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Mahler, Karl: Atombau und periodisches System der Elemente. Mit 18 Abb. u. 11 Tabellen. Berlin: Salle 1927. 118 S. Hlw. 3,20.

Eine gründliche und gediegene Einführung in das heutige Wissen über den Atombau. Zuerst wird das Gebiet von der Seite des Chemikers betrachtet und die Entstehung des Periodischen Systems geschildert mit seinen Schwierigkeiten bei den Edelgasen, den seltenen Erden und den radioaktiven Stoffen. Sodann wird das Ganze noch einmal in Angriff genommen, diesmal von dem Standpunkt des Physikers aus, wobei sich mechanische Erklärungen aus der kinetischen Gastheorie und elektrische aus der Kathodenstrahlenbeobachtung und der Radiumforschung ergeben. Ein weiterer Hauptabschnitt beschäftigt sich mit den Grundbegriffen der Strahlung und besonders mit den Serienspektren, deren Kenntnis für spätere Erörterungen gebraucht wird. Den Schlußstein bildet die Bohrsche Atomtheorie, die alle vorhergegangenen Überlegungen unter einem höheren Gesichtspunkt vereinigt und mit Hilfe der Planckschen Quantenlehre verschiedene frühere Schwierigkeiten aus dem Wege räumt, wobei aber bis jetzt noch einige Dinge unvereinbar mit

der elektromagnetischen Wellenlehre bleiben. So scheint die kleine Planetenwelt des Atomes als die dem heutigen Wissen am besten entsprechende Anschauungsform. — Das Buch zeichnet sich durch einen klaren und übersichtlichen Aufbau aus, geht aber verhältnismäßig weit und verlangt vom Leser einiges Vorwissen und ernste Mitarbeit. Für größere Büchereien empfehlenswert.

C. Barth (Stettin).

Mohr, Adrian: Fischfang ist not! Mit 41 Abb. Leipzig: Koehler & Amelang 1926.

Die Leiden und Freuden der deutschen Hochseefischerei werden in diesem Buch geschildert, dessen Verfasser aus eigenen mehrmonatigen Anschauungen und Miterlebnissen heraus sprechen kann. Die Arbeit eines Fischdampfers zieht in lebendigen Bildern vorüber, und zwar im Rahmen einer Fangreise nach Marokko. Dabei findet sich dann auch ausreichend Gelegenheit, dem Leser die Art und Wirkungsweise der verschiedenen Fanggeräte klarzumachen und ihn über die weitere Behandlung und Versorgung des gefangenen Fisches aufzuklären. Des weiteren erfährt er einiges über Aufbau und Gliederung der heimischen Hochseefischerei und über die verschiedenen Fanggründe und Fangzeiten. Schließlich wenden sich die Betrachtungen der Verschickung des Fanges zu, die ja, weil die Ware leicht verdirbt, besondere Vorsorgungen nötig macht, und bringen auch Eingehenderes über die Verarbeitung zu Dauerware, bei der manche noch wenig bekannte Neuerung zur Sprache kommt. Mit einem volkswirtschaftlichen Ausklang schließt das Buch, das sich zur Aufgabe gesetzt hat, weitere Kreise über Wert und Bedeutung unserer Hochseefischerei aufzuklären. — Trotzdem so manche Dinge technischer, wirtschaftlicher und organisatorischer Art berührt werden, vermeidet das Buch doch jede Trockenheit und weiß den Leser von Anfang bis Schluß zu fesseln. Für alle Büchereien (auch Schülerbüchereien) geeignet.

C. Barth (Stettin).

Reichenbach, Hans: Von Kopernikus bis Einstein. Berlin: Ullstein 1927. 122 S. Hlw. 1,35.

Der Verfasser unternimmt es, den Wandel unseres Weltbildes bis zum heutigen Tage mit besonderer Berücksichtigung der Einsteinschen Lehre in einem volkstümlichen Buch zu schildern. Wer die Schwierigkeit kennt, die gerade die Dinge der Relativitätslehre einer allgemeinverständlichen und doch nicht unzulänglichen Behandlung entgegensetzen, wird die Aufgabe zu würdigen wissen. Neben den beiden Weltbildern, dem Kopernikanischen und dem Einsteinschen, werden noch die Fragen des Äthers betrachtet, der als wissenschaftliche Setzung nach Einstein entbehrlich wird, und jene von Raum und Zeit, welche auch ein erheblich anderes Gesicht dadurch bekommen. — Das Buch gibt verschiedene anregende Ableitungen zu den fast widersinnig anmutenden Schlußfolgerungen der Lehre und verwendet dazu als Voraussetzungen allerdings schon Teilergebnisse Einsteins, weil sich deren Herkunft allgemeinverständlich wohl schlecht darlegen läßt; es werden bei dem Leser dadurch mehr Fragen aufgestört als gelöst, so daß er genugsam zur Weiterbeschäftigung angeregt wird. — Der Verfasser versteht es ausgezeichnet, mit wenigen Worten auch schwerfaßliche und fernliegende Sachverhalte scharf zu umreißen und sicher zu kennzeichnen. Das Buch ist für mittlere und größere Büchereien sehr geeignet.

C. Barth (Stettin).

Schemann, Ludwig: Die Rasse in den Geisteswissenschaften. Studien zur Geschichte des Rassegedankens. München: Lehmann 1928. XVI, 480 S. 18,—. Geb. 20,—.

Kaum eine andere Wissenschaft hat es mit einem so schwer faßbaren und so durchaus unbestimmten Untersuchungsgegenstand zu tun wie die Rassenkunde. Nur bei größter Vorsicht lassen sich zur Zeit wohl ein paar feste Ergebnisse auf diesem Gebiete formulieren, aber auch ihnen dürfte bei der Veröffentlichung ein Zusatz wie „wahrscheinlich" und „vielleicht" nicht schaden. Geht nun aber ein Forscher von vornherein noch mit allerlei feststehenden subjektiven Meinungen an die Untersuchung heran, so kann von „wissenschaftlichen" Ergebnissen natürlich keine Rede sein. Schemann ist ein solcher Forscher. Er gibt das gelegentlich selbst zu,

wenn er auch an anderer Stelle dann immer wieder seine wissenschaftliche Unbefangenheit betont. Hier kann nur kurz auf ein paar Grundvoraussetzungen Schemanns hingewiesen werden. Wollte man sich mit all dem Übereilten, Falschen, Bedenklichen und Widerspruchsvollen befassen, man müßte ein dickes Buch schreiben. — Obwohl das Gesetz der Bewegung und Veränderung sonst die ganze Natur beherrscht, ist für Schemann die Rasse im Kern unveränderlich. Dennoch kann man bei ihm aber z. B. auch lesen, die Walliser und Bretonen, die eines Blutes seien, seien ganz verschieden. Hier haben also anscheinend Faktoren wie Klima, Religion usw. doch verändernd gewirkt! Fortschritt gibt es für Sch. nicht. Also doch wohl auch keinen Rückschritt? Man kann unter diesen Umständen nicht einsehen, was seine dauernden Jeremiaden über Störung der Reinrassigkeit dann für einen Sinn haben sollen. — An der Spitze aller Rassen und der Kultur überhaupt steht nach Schemann die nordische Rasse. Wo anderswo Gutes zu finden ist, kommt es zumeist auf Rechnung der nordisch-germanischen Beimischung, so bei den Italienern und Franzosen. Andrerseits sind die Fehler des germanischen Menschen hauptsächlich eine Folge beklagenswerter Beeinflussung durch minderwertige Rassen, z. B. verdanke der Engländer seinen jämmerlichen Handelsgeist dem Einfluß des Judentums! Jedenfalls seien die übrigen Völker den Germanen suberdiniert, nicht koordiniert, was, wie Schemann naiv meint, aber durchaus nichts Kränkendes für diese Mindervölker habe! Daß es einen absoluten Wertmaßstab der grundverschiedenen Kulturen für den kleinen Menschen vorläufig jedenfalls noch nicht gibt, das kommt Schemann anscheinend gar nicht zum Bewußtsein. Ebensowenig fühlt er die Geschmacklosigkeit, die darin liegt, sich selbst als die Krone der Schöpfung hinzustellen. Gerade die Angehörigen der nordischen Rasse, zu denen sich auch der Unterzeichnete rechnet, werden diese schulmeisterliche Anmaßung schroff zurückweisen. Mit der Liebe zum eigenen Volk hat das alles natürlich nichts zu tun, der wirkliche Patriot liebt sein eigenes Volk auch dann noch über alles, wenn er seine Fehler erkennt und zugibt. — Man sollte nun meinen, daß diese so hochstehende nordische Rasse Schemann in allen ihren Angehörigen wertvoll wäre. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Die Masse gilt ihm nichts. Obwohl der Bauer und der Kleinbürger zweifellos durchweg eine größere Blutreinheit aufweisen, als der reichlich mit Ausländern und Juden verschwägerte hohe und niedere Adel, ist doch nur der Adel zur Führung berufen, die Aristokraten, die Besten, wie Schemann sie immer wieder nennt. Alle Demokratie wirkt auf Schemann wie das rote Tuch auf den Stier. Daß diese auch einiges Gute im Laufe der Weltgeschichte geleistet hat, sieht Schemann nicht. Ebensowenig, wie er ein Auge für die Schattenseiten des dynastischen und aristokratischen Regimes hat. Von Treulosigkeit, Landesverrat, Hausmachtintrigen des deutschen hohen Adels weiß er nichts. Leibeigenschaftsdruck, Bauernlegung, Verkauf und Vertreibung der eigenen Landesgenossen existieren für Schemann nicht. Die Einrichtung des Raubrittertums erscheint ihm fast liebenswürdig. Wenn es seinen Aristokraten nützt, gibt er auch Grundsätzliches gern preis, z. B. kommt ihm die jahrzehntelange Überschwemmung und Verseuchung der norddeutschen Bevölkerung durch die polnischen Wanderarbeiter „harmlos" vor, obwohl er sonst nicht genug über solche Einflüsse jammern kann. Auch daß einige seiner grundsätzlichen Forderungen, wie die Förderung der körperlichen und geistigen Volksgesundheit, der Kampf gegen den Alkoholmißbrauch, die staatliche Anerkennung der Naturheilkunde, die Förderung der deutschen Einheitsbestrebungen nachdrücklich gerade von den demokratischen Parteien vertreten, von der Rechten aber bekämpft werden, macht ihm nichts. Die Demokratie ist nun einmal ein Satanswerk. Und die Masse taugt nichts. So urteilt der Literat Schemann. Die Leistungen des deutschen Volkes im Weltkriege haben auf ihn keinen Eindruck gemacht. Und daß die ihm als beste Vertreter des Deutschtums geltenden Männer wie Luther, Goethe, Rich. Wagner — von denen letzterer übrigens in den 48er Unruhen als Revolutionär fast erschossen worden wäre — doch auch mehr oder weniger aus der Masse des Volkes hervorgehen — wie tausend andere große Deutsche —, das hat Schemann anscheinend in einem andern Kapitel seiner Darstellung wieder vergessen. Aber genug von all diesen Widersprüchen und Vorurteilen! Jeder hat natürlich das Recht, seine Vorliebe für irgend eine politische Richtung auszudrücken. Aber keiner hat das Recht, die aus einer solchen Vorliebe stammenden Meinungen

und Urteile als Ergebnisse einer selbstlosen wissenschaftlichen Forschung zu verkünden. Möchte bald die Zeit kommen, wo die Wissenschaft von den Menschenrassen nicht mehr als Tummelplatz für politische Katzbalgereien betrachtet wird.
G. Kohfeldt (Rostock).

Wolff, Max: Unsere Käfer. Berlin: Ullstein 1927. 134 S. Hlw. 1,35.

Zweierlei strebt der Verfasser in der Hauptsache an: Fesselnde Darstellung und Vollständigkeit darin, daß von jeder der 84 einheimischen Käferfamilien wenigstens ein Vertreter besprochen wird. Beides ist in dem kleinen Buch bestens erreicht worden. Der Aufbau ist durchaus zweckentsprechend für ein volkstümliches Werk nach Lebensgemeinschaften geordnet. Über Haus- und Gartenbewohner, durch Feld und Flur zum Wald, zu den Unterirdischen und zu den Wasserbewohnern geht der Weg in lebendigem und fließendem Plauderton. Es ist erstaunlich, wie der Verfasser den an sich sehr spröden Stoff anziehend zu gestalten weiß. Teils dadurch, daß er solche Eigenarten und Merkwürdigkeiten in der Lebensweise seiner Schützlinge heraussucht, die auch dem Laien Eindruck machen, teils durch die humorvolle Form der Darbietung weiß er den Leser vom Anfang bis zum Schluß in Bann zu halten. — Die Abbildungen entsprechen in ihrer Gestalt als Übersichtsbilder dem Zweck des Buches. — Für alle Büchereien sehr geeignet.
C. Barth (Stettin).

Tucholski, Kurt: Mit 5 PS. Berlin: Rohwohlt 1928.

Der Journalist mit den fünf Pseudonymen sammelt hier etwa 100 Feuilletonstücke, aus 10 Jahrgängen der „Weltbühne" zumeist: Reisen, Politisches, Literatur, Satiren in Prosa und Chansonform: Reportage bester Art, die über den Tagesjournalismus hinaus zuweilen ans Künstlerische grenzt, immer durch ihren Aktivismus und eine kühne, drastische, mit Spannung und Beziehungen geladene Sprache mitreißt. Dennoch geht den Einzelstücken die letzte Gestaltung, dem Ganzen in dieser Loslösung von der Aktualität der sachliche Sinn, der eigentliche Buchwert ab. Des dokumentarischen Wertes halber können größere Büchereien das Werk einstellen.
R. Keller (Berlin).

C. Schöne Literatur.

I. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Vagantenlieder. Aus der lateinischen Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts. (Carmina burana.) Übertr. und eingel. von Robert Ulich. Text bearb. von Max Manitius. (= Das alte Reich.) Jena: Diederichs 1927. VIII, 174 S., 8 Taf. Geb. 8,50.

In dieser Ausgabe der Carmina burana wird den Texten, die Max Manitius unter Heranziehung der Fachliteratur möglichst gereinigt hat, eine freie Übertragung von Robert Ulich gegenübergestellt; d. h. frei im Ausdruck, denn das Versmaß ist, von begründeten Ausnahmen abgesehen, glücklich festgehalten. Ulich hat auch eine verständnisvolle und Verständnis weckende Einführung dazu geschrieben. Trotzdem, und trotz vieler angefügter Erläuterungen und trotz der Tafeln, die die Vorstellung vom Leben der Staufferzeit durch das Bild lebendiger machen wollen, wird eine Volksbücherei doch nur im Ausnahmefall auf eifrige Benutzung rechnen können. Da wir schon täglich die Erfahrung machen, daß die Lyrik der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit selten Interesse findet, werden wir es noch weit weniger für eine solche voraussetzen können, deren Stoffkreis, zum großen Teil wenigstens, längst nicht mehr jedem geläufig ist. — Da das Buch wirklich Anspruch darauf machen kann, „auch vom Kenner nicht ohne Interesse in die Hand genommen zu werden", bleibt seine Anschaffung wohl in der Regel wissenschaftlichen Bibliotheken vorbehalten.
J. Beer (Berlin).

Catull: Gedichte. Lateinisch und Deutsch. München: Müller 1927. 186 S. Hlw. 2,—.

Es ist zu begrüßen, daß sich in der Gegenwart Bestrebungen geltend machen, uns die Antike in ihren ewigen Werken, die auch dem humanistisch Gebildeten zu-

meist nur dem Namen nach bekannt sind, nahe zu bringen, und zwar nicht in der Übersetzung oder in dem schwer lesbaren Original allein, sondern in einer sinnvollen Verbindung beider. An der hier vorliegenden Ausgabe der Gedichte des römischen Liebesdichters Catull wird jeder Freund der Antike seine Freude haben, zumal die Nachdichtung Hermann Sternbachs jene so schwer zu treffende Mitte zwischen wort- und formgetreuer Nachbildung und guter deutscher Verskunst erfolgreich anstrebt. Für die Volksbücherei allerdings ist die Sammlung wegen der gar zu deutlichen Liebessprache nicht zu empfehlen. K. Schulz (Stettin).

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Aleman, Mateo: Guzman d'Alfarache. Ein Schelmenroman. Neu bearb. von Eberhard Buchner. München: Langen 1922. 513 S.

Wer die Literaturgeschichte und die Vorfahren des Simplizissimus kennt, der kennt auch den Namen dieses Romans, der 1599 als einer der ersten und berühmtesten seiner zahlreichen spanischen Geschwister erschien. Dem bekannteren französischen Nachfahren, dem Gil Blas, steht er zwar kompositionell nach, keineswegs aber an Lebendigkeit und Frische des bunten, kulturell höchst interessanten Zeitbildes, das er entrollt. Er ist so nicht nur eine literarische Merkwürdigkeit, sondern eine höchst vergnügliche Lektüre und größere Büchereien sollten ihn deshalb zum Gil Blas und Simplizissimus einstellen. Es lassen sich übrigens aus allen diesen Romanen leicht Stücke ausheben und zu Vorlesestunden zusammenstellen, die hübsche Kulturbilder geben, etwa „Schelmenstreiche", „Wirtshäuser in alter Zeit", „Diener und Edelmann" und manches andere. W. Schuster.

Deutsches Anekdotenbuch. Eine Sammlung von Kurzgeschichten aus vier Jahrhunderten. Hrsg. vom Kunstwart durch Hermann Rinn und Paul Alverdes. München: Callwey 1927. 315 S. Geb. 6,—.

Die Herausgeber sind auf den Einwand gefaßt, „daß uns Geschichten von Rittern, Landsknechten, Pfaffen, Edelfräulein, Strauchdieben, Ratsherren, Bürgerstöchtern, fahrenden Schülern und dummen Bauern alles in allem nichts mehr angingen. Sie erwidern hierauf, daß Tapfere und Schurken, Großmütige und Verzagte, Gauner und Narren, Heilige und Mörder, Huren und Verräter immer noch geblieben sind, was sie immer waren; nämlich Menschen all in ihrer Größe oder all in ihrer Lächerlichkeit, oder all in ihrer Niedertracht". In gewissem Sinne haben sie damit gewiß recht. Und zumal bei der heute noch weit verbreiteten Beliebtheit der „Kalendergeschichten", bei dem allbekannten „Stoffhunger" und mit Rücksicht auf die echte Volkstümlichkeit des Erzählertons all dieser Anekdoten wird die Sammlung in jeder Volksbücherei willkommen geheißen werden. — Was die Form anlangt, so sind die in veraltetem Deutsch überlieferten Anekdoten eines Wickram oder Tünger etwa von Alverdes mit Geschick frei nacherzählt; diese Art des Vorgehens ist bei dem Zweck der Sammlung voll berechtigt. Daß markante Stellen aus Grimmelshausen ausgehoben wurden, ist ebenso erfreulich, wie die Aufnahme fast aller Anekdoten von Kleist in ihrer prägnanten Ausdruckskraft und zahlreicher auch von Hebel mit ihrer gemütvoll vorgetragenen und nie aufdringlichen Moral. Eine Frage ist es nur, ob die Zusammenfassung einer Anzahl von Anekdoten unter einem Schlagwort („Dämon", „Das Zufällige", „Liebe", „Nötigung", „Hoffnung") ratsam war, denn sie muß bei der stofflichen Mannigfaltigkeit gezwungen erscheinen. Eine lose Aneinanderreihung wäre einfacher und richtiger gewesen. J. Beer (Berlin).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Aho, Juhani: Die Eisenbahn. Eine Erzählung aus Finnland. Aus dem Finn. übertr. von Gustav Schmidt. Dresden: Minden. 149 S.

Der als Novellist auch in Deutschland bekannte Finne erzählt in dem vorliegenden Büchlein mit einem der Handlung angemessenen, überaus bedächtigen Humor, wie ein altes, kinderloses Kätnerpaar, das bei einem Besuche im Pfarrhaus von der Eisenbahn, die nun auch in diese Gegend vorgedrungen ist, gehört

hat, Tag und Nacht daran herumdenkt, wie wohl dieses Wunderding aussehe, sich schließlich zu Fuß auf den weiten Weg zur nächsten Bahnstation macht, dort sogar eine kurze Fahrt wagt, schließlich aber, um eine tragikomische Erfahrung reicher, enttäuscht und beschämt heimtrollt. Ausgezeichnet ist die gedeckte, mißtrauische Bauernart — namentlich auch in der inneren Politik der Ehe — dargestellt, wobei das ausgesprochen Finnische vielen Lesern besonders interessant sein wird. Man muß sich aber Zeit lassen, wenn man den Reiz dieser Erzählung wirklich in sich aufnehmen will; für Schnelleser ist sie nichts. — Für größere Büchereien.

E. Ackerknecht.

Aho, Juhani: Schweres Blut. Roman. Dresden: Minden. 206 S.

Dieser Roman Ahos, der seinen Titel zu Recht trägt, ist ein Gegenstück zu Linnankoskis „Flüchtlingen". Auch bei Aho ist der Held ein alternder Bauer, ein gutherziger, arbeitsamer und rechtlicher Mann, dem sein Weib untreu wird. Auch er nimmt das Kind des Verführers als sein eigenes an und hinterläßt Haus und Hof der Reumütigen. Aber alles geht hier gewaltsamer und dumpfer vor sich, von dem Augenblick an, wo wir zu Beginn des Buches den alten Juha beim Schwenden darüber grübeln hören, warum sein Weib ihm so harte Worte gebe, bis zu seinem halb freiwilligen Tod im Strudel der Stromschnelle, mit dem die spannende Erzählung sehr wirkungsvoll schließt. Der Schauplatz ist diesmal Ostfinnland, die Seenlandschaft an der karelischen Grenze; die Handlung spielt auch bezeichnend nach Rußland hinüber, dessen Art sich besonders in den Szenen mit den „Sommermädchen" des schönen Schemeikka charakteristisch von der finnisch-skandinavischen abhebt. Die Gestalten des Buches sind ebenso wie seine Landschaften ungemein lebendig. — Schon für mittlere Büchereien und namentlich auch für völkerpsychologisch interessierte Leser. E. Ackerknecht.

Bennett, Arnold: Lord Raingo. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlags-anstalt 1928. 396 S. Lw. 7,50.

Ein politischer Unterhaltungsroman, im letzten Jahr des Weltkrieges spielend. Das Urbild für den Helden ist, wie man aus dem Vorwort des Übersetzers erfährt, Lord Rhondda, ein Großindustrieller und Hauptmanager des britischen Propagandadienstes, teilweise wohl auch Lord Northcliffe. Um ihn gruppieren sich, unter Decknamen, die markantesten Persönlichkeiten des englischen Kriegskabinetts: Lloyd George, Churchill, Bonar Law, Thomas, Lord Curzon. Der Charakteristik des Premierministers zumal ist größerer Raum gewidmet, dieser Mischung aus Energie, Schlauheit, Unbedenklichkeit und Rhetoreitelkeit. Er macht seinen einstigen Schulkameraden, den Mr. Raingo mit den vielen Millionen, zum Lord, Oberhausmitglied und „Minister der Berichte". Dies und die Tätigkeit des neuen Ministers bildet den Hauptinhalt des Romans. Satire erhellt treffend den business-Charakter der hohen Politik. Die menschlichen Beziehungen Lord Raingos gewinnen dagegen keine rechte Gestalt und vermögen nicht das Interesse zu fesseln: schattenhaft bleibt seine Frau, die durch einen Autounfall zu Tode kommt, ebenso der als Offizier aus deutscher Gefangenschaft zurückgekehrte Sohn und die von Raingo geliebte Frau, deren Leben ein tragisches Ende nimmt. Und wozu diese lange Krankengeschichte — Lord Raingo stirbt an Lungenentzündung —, die das ganze letzte Drittel des Romans ausfüllt? Eine Illustration zu dem „sic transit gloria mundi"? Aber sie läßt uns kalt, da sie an der seelischen Haltung des Kranken nichts ändert. — Der Stil ist knapp, fast karg. Die Übersetzung scheint gut gelungen. Große Büchereien mit politisch interessierter Leserschaft mögen das Buch einstellen.

H. Engelhard (Spandau).

Berg, Bengt: Arizona Charleys Junge. Erzählung. (Deutsche Übertr. durch den Verfasser.) Berlin: Reimer 1928. 337 S. Lw. 6,—.

Wenn sich dieses Jugendbuch des schwedischen Naturforschers auch keineswegs mit seinen Tierbüchern vergleichen läßt — hinter ihm steckt nicht wie bei den anderen nur wirkliches Leben und Erleben, sondern auch ein gut Stück Erfindung —, so bietet es als Abenteuererzählung doch allerhand Reizvolles und wird seinen Eindruck auf 10—15jährige Jungen und Mädchen nicht verfehlen. Der Held ist ein kleiner 14jähriger schnellfüßiger New Yorker Waisenjunge schwedischer Abstammung, der es seinem hellen Kopf und seinen flinken Beinen zu verdanken

hat, daß er auf eine gefährliche Rhinozeros-Fangexpedition eines amerikanischen Ölkönigs nach Afrika mitgenommen wird. Gefährliche und kostbar humorvolle Erlebnisse überstürzen sich nach einer etwas umständlichen Vorgeschichte, und der Ausgang ist natürlich abenteuerlich glücklich. Durch Anwendung des von vielen Abenteuerromanen her bekannten Kniffs, beim Erzählen kapitelweise zwischen zwei Schauplätzen wichtiger Ereignisse hin- und herzuspringen, steigert er geschickt die Spannung bis aufs äußerste. Die Träger der Handlung sind z. T. schablonenhaft, und der Stil ist uneinheitlich. Er schwankt hin und her zwischen romanhafter Ausdrucksweise, Kindlichkeit und wissenschaftlicher Gründlichkeit. Etwas Sentimentalität fehlt nicht. Ganz echt und stark erscheint Bergs Stil nur da, wo es sich um die Schilderung von Tieren handelt. — Ungeachtet dieser Mängel verdient das Buch seinen Platz in allen Jugendbüchereien und Kinderlesehallen.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Bloch, Jean-Richard: Simler & Co. Aus dem Franz. übertr. von Paul Amann. Zürich: Rotapfel-Verlag 1926. 398 S. Lw. 8,—.

Eine jüdische Tuchfabrikantenfamilie aus dem Elsaß wandert nach dem Kriege 1870/71 in eine westfranzösische Kleinstadt aus, um sich dort eine neue Existenz zu gründen. Mit rastlosem Fleiß und zähester Ausdauer arbeitet jeder Einzelne an dem steten Vorwärtskommen des Werkes mit, bis alle anderen Betriebe des Ortes überflügelt sind. Die Geschlossenheit der jüdischen Sippe tritt sehr stark hervor, es gibt kein Entrinnen aus ihrem Zwang. Der Versuch eines der Söhne, eine Liebesheirat außerhalb der Kaste einzugehen, scheitert kläglich an dem eisernen Widerstand der Familie, der einzige Fall in dem ganzen Buche übrigens, bei dem auch die sonst durchaus in den Hintergrund gestellten Frauen entscheidend mitsprechen. Treffend gezeichnet sind die Vertreter der drei Generationen, die alten Simlers, die in ihrer patriarchalischen Art den kühnen Neuerungen der Söhne, ungeachtet aller Erfolge, innerlich ablehnend gegenüberstehen, dann diese Söhne selbst, weitblickende, unternehmende Geschäftsleute, und schließlich ein Enkel, der es sich nur noch angelegen sein läßt, den großen Herrn zu spielen. — Der Roman beschäftigt sich so ausschließlich mit den Simlers, daß die übrigen Gestalten, bis auf eine Frau, sowie das gesamte westfranzösische Milieu nur angedeutet sind. In Komposition und Sprache steht das Buch auf künstlerischer Höhe. Die Übersetzung paßt sich gut an. — Für größere und mittlere Volksbüchereien.

Hanna Voll (Stargard i. P.).

Blunck, Hans Friedrich: Gewalt über das Feuer. Eine Sage von Gott und Mensch. Jena: Diederichs 1928. 225 S. Lw. 7,50.

Dieser Roman aus der Eiszeit schildert das Erwachen des Menschen vom Höhlen- und Herdentier bis zum Ackerbauer und gibt eine phantasievolle, aber plastische und sehr ansprechende Urgeschichte der menschlichen Kultur. Eigentümlich ist die wirtschaftlich-handwerkliche und sittliche Entwicklung (Entstehen der Einehe) begleitet von der religiösen, in der Blunck das mystische und doch gestaltenreiche Dunkel dieser Urzeit heraufbeschwören und zum Erlebnis bringen will. Diese schwierigste Seite scheint mir nicht ganz gelöst, sonst hat das Gemälde dieser uns durch die Funde so seltsam nahe gerückten Fabelzeit Kraft und Farbe und ohne Zweifel auch eine gewisse Größe. — Als sehr erfreuliche Bereicherung allen Büchereien zu empfehlen. W. Schuster.

Brausewetter, Artur: Der See. Roman. Breslau: Bergstadtverlag. 268 S. 6,80.

Der vorliegende kitschige Unterhaltungsroman sucht zwei menschliche Anschauungsweisen: Herrenmenschentum und soziale, in echter Menschenliebe wurzelnde Dienstbereitschaft einander gegenüberzustellen und miteinander zu verbinden. Es liegt jedoch nicht in Brausewetters Vermögen, die herbeigeführten Erlebnisse tief zu begreifen und wahrhaft zu gestalten. Die Konvention herrscht vor. Das oberflächlich-geruhsame Dasein der jungen und schönen Herrin von Berghof, um die sich vier Männer verschiedenster Herkunft und verschiedenster Lebensanschauungen als Bewerber gruppieren, um hintereinander zu je einem harmlosen kleinen Liebesreigen mit ihr anzutreten, bis sie beim richtigen landet, kann nur sehr

„naive Gemüter" interessieren. Der sozusagen dämonische, Menschenopfer heischende, schon im Buchtitel angeführte Waldsee sinkt zu einer, in etwas unwahrscheinlichen Farben gehaltenen landschaftlichen Attrappe hinab. — Die Volksbüchereien werden diesen Roman nicht anzuschaffen brauchen.

Elisabeth Kall (Stettin).

Christaller, H.: Das Tagebuch der Annette. Basel: Reinhardt o. J. 286 S. 4,40. Geb. 6,—.

Daß es bisher keinen Roman gab über Annette von Droste-Hülshoff, liegt wohl daran, daß ihr Leben in seiner fast klösterlichen Abgeschlossenheit äußerlich still und ereignislos verlief; was es an innerer Spannung und reichem Erleben barg, hat hier Helene Christaller in der glücklich gewählten Tagebuchform mit sehr viel nachfühlendem Verständnis, wie man wohl vermuten darf, aus innerer Verwandtschaft heraus echt und ergreifend gestaltet. Mit feiner Psychologie stellt sie Annettes Verhältnis zu Levin Schücking, dem Sohn ihrer verstorbenen Freundin, in den Mittelpunkt des Buches. Mit Recht, denn diese Liebe, die sich aus mütterlicher Zuneigung zu schicksalhafter Verbundenheit entfaltete, ist das entscheidende Erlebnis für Annette gewesen, hat sie als Menschen und Künstlerin durch Reichtum und Verzicht erst zur vollen Reife geführt. Es ist bewundernswert, mit welcher Sicherheit Helene Christaller dies gestaltet: ob sie Annette von ihren inneren Kämpfen reden, Menschen, Landschaft oder die tägliche Umwelt schildern, irgend eine kleine Episode humorvoll erzählen läßt, immer hören wir die wirkliche Annette, wie wir sie aus ihren Briefen kennen. Nichts in dem Buch ist gewaltsam und gezwungen, sondern es ist voll Wahrheit und Wärme und in hohem Maß geeignet, zu der großen Dichterin hinzuführen, zugleich ein neuer Beweis für Helene Christallers feinsinnige Kunst. — Für alle Büchereien.

Gertrud Kast (Essen).

Deubel, Werner: Götter in Wolken. Roman. Jena: Diederichs 1927. 263 S. Geh. 4,50. Lw. 7,—.

Dieser Roman steht durch Gehalt und Form einsam in der Überfülle der Neuerscheinungen und er ist auch nicht ein Buch für viele. Er gibt kein großes Weltbild und Zeitgeschehen, er spielt irgendwann nach Nietzsches Tode in einer namenlosen deutschen Mittelstadt, er ist der Roman weniger Menschen, einzelner ohne Standes- und Klassenbindung, die äußere Handlung ist nebensächlich. Er ist ein durchaus romantisches Werk, erfüllt von der Musikalität der romantischen Romane, ihrer Naturnähe, ihrer Unendlichkeitssehnsucht. Er gibt die Innenwelt der Seele, die Magie des Lebens. Der Dichter gehört dem Kreis von Ludwig Klages an, dessen Philosophie in diesem Buch lebendig ist, das sich ehrfürchtig zu Eichendorff, Hölderlin, Nietzsche bekennt. Diese Verbundenheit, zu der sich ergänzend noch die Verwandtschaft mit Hesses „Demian" gesellt, bleibt nicht epigonenhaft, sondern wird aus eigenem Klang und eigener Schau gespeist und geformt. Die Hauptgestalten des Romans — im Vordergrund stehen junge Menschen —, vor allem die Hauptfigur, der junge Dichter Burkhard, ringen um das Leben schlechthin, um das kosmische Sein, um die Götter, die in und hinter den Wolken thronen. Burkhard flieht aus der betriebsamen Gegenwart, er wird zum Dichter eines neuen Mythos von Dionysos, der an Prometheus stirbt, dessen Herz jedoch Psyche aufbewahrt; aber noch ist er nicht reif für die götternahe Lebenserfüllung. Alle Erlebnisse, besonders die erotischen, bleiben nur Stationen auf seinem Schicksalsweg, der ihn vom Jüngling zum Mann wandelt, der — wie alles Dasein — „nur ein unbewußtes Wandern zu dem eigenen lebendigen Bilde" ist. Die Melodie von „Hyperions Schicksalslied" durchzieht, ohne daß das Gedicht genannt wird, das Buch. Burkhard jedoch zerschellt nicht an der Klippe, er sieht in seinen neuen künstlerischen Gebilden: die Götter; „und das allein macht den Dichter", sagt sein reiferer Freund Michael, verwandt dem Demian Hesses, zu ihm. Der Dichter gestaltet, ohne sich selbst zu vernichten, aus dunkler Todesnähe wandert er fort, dem Leben entgegen. — Dieses Erstlingswerk zeigt alle Schwächen eines solchen: die Überladung der Bilder, die Überspitztheit der Konflikte, aber es ist doch eine Dichtung von Ausmaß; man wird sie allerdings nur sehr fortgeschrittenen Lesern nahebringen können.

C. Wormann (Berlin).

Dörfler, Peter: Die Schmach des Kreuzes. Roman. Bd 1. München: Kösel & Pustet. 327 S. Geh. 6,—. Geb. 8,—.

In diesem groß angelegten Roman unternimmt es Peter Dörfler, soweit aus dem vorliegenden ersten Bande schon eine endgültige Übersicht möglich ist, im Kampfe des frühen Christentums um seine Behauptung gegen die äußeren Feinde jene bedeutende Kulturwende des untergehenden byzantinischen Kaiserreiches und des erwachenden Islams zu schildern. Nachdem einleitend eine Darstellung der Mißregierung des grausamen unfähigen Kaiser Phokas und seines Sturzes durch Flavius Heraklius, seinen Nachfolger, gegeben ist, gruppiert sich die weitere Handlung um die Taten dieses letzten energischen zielbewußten Kaisers, großen Staatsmannes und Heerführers von Byzanz, um seine erfolgreichen Bemühungen, den inneren Frieden wieder herzustellen, um seine diplomatischen Verhandlungen mit seinen Feinden, die alle das eine weitgesteckte Ziel haben, Zeit zu gewinnen für Rüstungen gegen den gefährlichsten aller Feinde, gegen den mächtigen Perserkönig Chosroa, den Eroberer des Heiligen Landes und den Räuber des Heiligen Kreuzes. Mit dem Auszug des Heeres gegen Chosroa unter des Kaisers persönlicher Führung schließt der 1. Band. — Ein endgültiges Urteil wird man erst nach Abschluß des Werkes fällen können. So viel ist jedoch schon jetzt zu sagen, daß es sich um einen spannend geschriebenen, schon der reiferen Jugend zugänglichen Roman handelt, den mittlere und größere Büchereien mit Freuden begrüßen werden. R. Kock (Schneidemühl).

Ehrenstein, Albert: Räuber und Soldaten. Roman frei nach dem Chinesischen. Berlin: Ullstein 1927. 291 S. Geh. 4,—.

Es soll ein richtiger chinesischer Räuberroman sein, den uns Ehrenstein hier vorsetzt, und es passiert ja auch allerhand, Tiger- und Menschenjagden, Menschenfresserei und Ermordungen, Untreue und Kuppelei, wobei ekelhafte und zotige Szenen durchaus nicht vermieden werden, aber das Ganze liest sich doch nicht mal sehr spannend und ist im übrigen ohne jeden Wert. Warum solche Schwarten aus dem fernen Osten holen? Davon haben wir doch selbst genug.

R. Joerden (Stettin).

Fleuron, Svend: Tillip. Die Geschichte einer Buntspechtfamilie. Jena: Diederichs 1928. 166 S. Lw. 5,—.

Fleuron hat diesmal aus der Tierwelt seiner dänischen Heimat den auch bei uns allgemein bekannten großen Buntspecht in den Mittelpunkt einer Erzählung gestellt. Strenger, als wir es von ihm gewöhnt sind, hält er sich dabei an die tatsächliche Naturgeschichte, beschreibt das mühevolle Leben dieses Vogels im Kreislauf des Jahres — mühevoll, weil der Mensch durch seine Forstwirtschaft den Wald verändert, die alten als Nahrungsquelle für den Specht wichtigen Bäume beseitigt. Aber er bleibt nicht bei diesem einen Vogel, sondern führt die ganze Reihe der Lebendigen an uns vorbei. Die soziale Bedeutung der Spechte, die so manche Baumhöhle zimmern für andere Vögel, die verschiedenen Lebensgemeinschaften im Walde, die Störungen derselben durch den Menschen und die Naturgewalten, all das schildert Fleuron mit Meisterschaft. Der tragische Unterton, das resignierte Sichabfinden mit menschlicher Kultur, die in seinen anderen Schriften sehr stark sind, treten in diesem Buch zurück, das, von Kleinigkeiten abgesehen, als ein Musterstück erlebter Naturgeschichte gewertet werden muß und sich für Erwachsene und Jugendliche vom 14. Jahre an gleichermaßen eignet.

O. Schnurre (Berlin).

Frank, Bruno: Politische Novelle. Berlin: Rowohlt 1928. 180 S. Lw. 5,—.

Zu den wesentlichen Werken, die Art und Sinn unserer Zeit künstlerisch gestalten und deuten wollen, gesellt sich Bruno Franks Novelle. Auch sie ist aufgewachsen aus dem Erlebnis des Krieges, aus der Not und dem neuen Wollen der Gegenwart. Der traditionellen Form der Novelle entgegen, zu deren Meistern Bruno Frank gehört, besitzt diese Novelle kaum eine Handlung, ihr Kern ist nicht das Schicksal einzelner Gestalten, sondern das Schicksal einer Idee: der Idee des

neuen demokratischen sozialen Staates und der europäischen Humanität. Der Dichter bekennt sich aus tiefer Liebe zu dieser Weltanschauung, zur Zukunft Europas, die für ihn vor allem in einer Verständigung Deutschlands und Frankreichs beschlossen liegt. Viele Künstler haben in den letzten Jahren diesen Glauben und diese Notwendigkeit verkündet, aber kaum je ist der geistige Gehalt so unmittelbar gestaltet worden. Obwohl das Buch fast nur aus Gesprächen besteht, bleiben diese doch nie bloße Rede, die notdürftig mit szenarischen Bemerkungen umhüllt ist, sondern sie sind völlig künstlerisch geschlossen. Die Idee selbst ist zum Handlungsträger, zur epischen Welt geworden. Die Sinnbilder dieser Idee, die aber erst durch sie Leben gewinnen, sind der deutsche republikanische sozialistische Minister Carmer, aus alter Familie, durch das Erleben des Krieges erst umgewandelt zum Kämpfer für neue Ziele, und der französische Minister Dorval, der rastlose Verfechter der Demokratie. Frank ist der Gefahr der bloß stofflichen Aktualität, des „Schlüsselromans" entronnen, gewiß trägt die Gestalt Dorvals viele Züge Briands, gewiß hat die berühmte Negertänzerin ihr Vorbild in Josefine Baker, aber dieses zeitgenössische Dasein der Figuren ist nicht Selbstzweck, sondern gibt ihrem künstlerischen Eigenleben nur leuchtendere Farben. Alles ist in dieser Novelle sinnbildlich: ihr Schauplatz, das Mittelmeer, die Heimat der antiken Humanität; das Treiben in den luxuriösen Badeorten, in denen sich der Reichtum Europas ein Stelldichein gibt mit Amerika und Afrika. Zu dieser so lauten Welt, die mit ihrer Jazzmusik in die tiefen deutsch-französischen Gespräche hineindröhnt und die in dem lächelnden Sowjetkommissar das abwartende, zur Zerstörung des alten Europa rüstende Asien gespensterhaft erlebt, gesellt sich in den Sekretären Carmers und Dorvals das Judentum, weltwandelnd wie die Kultur der klassischen Antike und wie diese in der Gegenwart vor die Schicksalsfrage gestellt. — Aber auch das Volk selbst lebt fort: der unbekannte Soldat und die Frau, die in allem Leid an das Leben glaubt und „mit ihrer schmalen, festen Hand den Kriegsstern bedeckt". All diese Sinnbilder sind Ausstrahlungen des Kerns, der Gespräche Carmers und Dorvals, die über das Schicksal ihrer Länder wachen — nicht als Herrscher, sondern als Brüder ihrer Völker. „Das Wort Menschlichkeit ist zur Attrappe geworden, zu einem Tafelaufsatz beim Bankett. Das Wort Demokratie auch. Es liegt an uns, ihm wieder Leben und Feuer zu geben. Haben wir Mut! Glauben wir!" Der Schluß der Novelle, die Ermordung Carmers im Dirnenviertel Marseilles, ist trotz aller Virtuosität der Schilderung ein beklagenswerter Abfall, weil er die großen Linien des politischen Epos brüsk abbiegt in privates Sondergeschehen, in psychologische Konstruktion. Trotz dieser schweren Beeinträchtigung bleibt die Novelle ein bedeutendes Kunstwerk, das reifen Lesern zum tiefen Erlebnis werden kann. Es gibt wenig deutsche Prosa von einer solchen Zucht und zugleich von einer solchen ausdrucksreichen Schönheit der Sprache, die man in Vorlesestunden, für die sich einzelne Teile der Novelle trefflich eignen, zum Klingen bringen sollte. C. Wormann (Berlin).

Freißler, Ernst W.: Der Glockenkrieg. Roman. München: Langen 1927. 251 S. Geh. 6,—. Lw. 8,50.

Mit herzlichem Verständnis für die humoristischen Seiten des menschlichen Lebens wird die tragikomische Geschichte von der Feindschaft zweier italienischer Bergdörfer erzählt. Das eine, Temossi, macht sich unter Führung der geschäftstüchtigen Gastwirte, der Brüder Gatti, die Errungenschaften der Neuzeit, Wasserleitung und Elektrizität zu Nutze und leitet so Fremde und Geld zu sich. Die armen Bauern von Stibiveri beharren auf ihren alten, veralteten Zuständen, sehen mißtrauisch und neidisch auf ihre ohne große Mühe reich werdenden Nachbarn. Wo diese sich bereichern, müssen sie wegen ihrer halsstarrigen Rückständigkeit noch Prozeßkosten und Schmerzensgeld zuzahlen. Auch der Versuch, durch neue Glocken und das kunstvolle Spiel ihres Küsters Temossi zu übertrumpfen, führt zum Fehlschlag. Allabendlich bei Wettläuten wird die Feindschaft neu gestärkt. Aber die Verbindung der beiden führenden Familien bahnt endlich ein Verständnis für die guten Seiten der Art des Gegners bei jedem an, zumal die zänkische alte Dorfhexe das Opfer eines Bergrutsches geworden ist. — Das Buch ist voll besinnlichen Humors und treffender Ironie und sei mittleren und größeren Büchereien empfohlen. M. Thilo (Stolp i. P.).

Graf, Oskar Maria: Die Heimsuchung. Roman. Stuttgart: Engelhorn 1928. 303 S.

Das Buch erzählt von den Ausläufern einer unheimlichen religiösen Sekte, nach der der Selbstmörder geraden Wegs zu Gott eingeht. Die düsteren Geschehnisse gruppieren sich um ein Haus, auf dem der Fluch des dem religiösen Wahnsinn verfallenen Geschlechts zu ruhen scheint. Die Gestaltung dieser bäuerlich-kleinbürgerlichen Welt ist stark und sicher, und das Buch wird den besinnlichen Leser nachdenklich stimmen. Es hat einen Fehler: sein Verfasser mündet in eine Mystik, der der Tod nur eine gleichgültige Wende ist, und doch ist in dieser Mystik keine Helligkeit, sondern das Schwere, Erdrückende bleibt ungelöst. Deshalb darf man das Buch nicht jedem Leser in die Hand geben, es setzt eine gewisse Reife im Weltanschaulichen voraus, andernfalls die unbeabsichtigte Wirkung die eines Schauerromans sein wird. W. Schuster.

Havemann, Julius: Pilger durch die Nacht. Roman. Leipzig: Grunow 1926. 728 S. Geh. 8,50. Lw. 12,—.

Zwei Welten hat Havemann zu schildern unternommen. Auf der einen Seite steht der ehrgeizige Albrecht Alcibiades, der in den immerwährenden Kämpfen des 16. Jahrhunderts, dem Schmalkaldischen Krieg und den Grumbachischen Händeln, den engen Rahmen, in den das Schicksal ihn gestellt hat, zu sprengen sucht; um ihn die Schar der Fürsten, Herren, Karl V. und die wirre, selbstzerstörende deutsche „Politik" jener Zeit. Im Gegensatz dazu stehen die Stillen, die um den alten Ritter auf Burg Rauenect als Pilger durch die Nacht deutscher Zerrissenheit und geistiger Enge einen Weg zur Höhe suchen. Hin- und hergeworfen wird zwischen beiden der junge Michael, Sohn des alten Ritters und Offiziers und oft widerwilliger Freund des stürmischen Alcibiades, bis er nach dessen ruhmlosem Ende am eigenen Herde Frieden findet. — Leider ist dieser großangelegte Roman in der Komposition so zerfahren und weist so große Längen, gerade in den idyllischen und humoristischen Szenen auf, daß zu der Lektüre eine gewisse Geduld gehört. Für besinnliche Leser seien größere Büchereien auf das gesunde und sittlich wertvolle Buch hingewiesen. M. Thilo (Stolp i. P.).

Herwig, Franz: Die Eingeengten. Roman. München: Kösel & Pustet 1928. 484 S. Lw. 8,—.

Das Buch ist eine Art Fortsetzung von „St. Sebastian vom Wedding", der nach seinem Tode Jünger gefunden hat, welche nun im Bobenmatz-Sinne wie großstädtische Bettelmönche umhergehen und den Unglücklichen helfen. Das Schicksal eines gesunkenen Musikers und eines jungen Menschen, der so tief sinkt, daß er einen Mord begeht und über diesen Umweg zu Gott geführt wird, geben im wesentlichen das Gerüst für den äußeren Ablauf der Geschehnisse. Sebastians echter Erbe ist Paul. — Die Milieuschilderungen sind wohl gut und die Predigt des Buches: „Kinderlein, liebet Euch untereinander!" kann wohl nicht zu oft wiederholt werden. Trotzdem wird man sagen müssen, daß wir in dieser seelischen Haltung ersticken, wenn sie nicht mit klaren und sicheren Normen, mit Forderungen gepaart auftritt. Der Mensch hat nicht nur Ansprüche auf Liebe, Verzeihung usw., Gesellschaft und Staat haben auch Forderungen an ihn und seine Schwäche ist metaphysisch seine Schuld. — Dieser ethischen Weichlichkeit entsprechen genau die künstlerischen Mängel. Die Mittel sind oft trivial und, wo sinnliches Laster geschildert werden soll, noch darunter. — Das ernst gemeinte und in seiner Art auch gelungene Buch kann schon von kleinen Büchereien angeschafft werden. Konfessionell (Herwig ist Katholik) hat es keine Begrenzung und kommt also für evangelische Leser ebenso in Frage wie für katholische. W. Schuster.

Jansen, Werner: Die Kinder Israel. Ein Mose-Roman. Braunschweig: Westermann 1927. 302 S. Lw. 6,50.

Den vom Schriftsteller im Vorwort selbst vorweggenommenen Einwänden gegen diesen „historischen" Roman, in dem mit „dichterischer" Freizügigkeit Geschichte, Sage, Mythus, Kulturgeschichte, Weltanschauung und Tendenz sich mischen, wäre noch hinzuzufügen, daß seine allzugehobene Sprache das Maß der Höhen

und Tiefen vermissen läßt, das erst den rechten Dichter ausweist. Zur Vergegenwärtigung großer geschichtshaltiger Gestalten reicht noch so edle Leidenschaft nicht aus, und das Heldische, das hier in völkischer Not ersehnt wird, erschöpft sich nicht in der „Kraft des Blutes", für die der germanische Jansen — seltsam genug — „keinen sinnfälligeren Vorwurf in der Weltgeschichte entdecken konnte als Mose". — Die Volksbücherei wird auf seinen Roman, der in bedenkliche Nähe gewisser historischer Filme führt, worin große Gesten und Ausstattungen großes Menschentum vortäuschen, verzichten müssen. V. A. Schmitz (Stettin).

Jotuni, Maria: Alltagsleben. Eine Geschichte aus Finnland. Aus dem Finn. übertr. von Eduard Schmidt. Dresden: Minden. 114 S.

Szenen aus dem Alltagsleben auf einem finnischen Bauernhof, wie sie sich an einem Tag (und der darauf folgenden Nacht) in der Heuernte zugetragen: Ein Landstreicher, den sie Pastor Nyman nennen, ein merkwürdiger Leib- und Seelsorger (und gebildeterer Vetter des Pilgers Lukka aus Gorkis „Nachtasyl") kommt durch den schönen Sommermorgen angewandert, schwatzt mit den Mägden, schreibt für die Tochter des Hauses ein paar vertrauliche Briefe, quacksalbert in der Badestube mit dem alten Hofbauern und trinkt hernach tüchtig mit ihm, predigt gewaltig dem ganzen Hausgesinde und schläft schließlich sein Räuschchen aus. Im übrigen ist nichts besonderes los, eine Magd bekommt ein Kind, eine andere, die den heimlich geliebten, flotten Jussi nicht kriegt, erhört in Gottesnamen den langweiligen, aber treuherzigen Jahfetti, die Tochter des Hauses teilt ihrer Jugendfreundin in aller scheinbaren Nüchternheit die pekuniären Vorzüge ihres Bräutigams mit: also lauter alltägliche Dinge — hinter denen man das Menschenherz spürt, das so gerne über den Alltag sich erheben möchte. — Diese Geschichte hat, trotzdem sie auf den ersten Blick recht lose aufgereiht scheint, eine feste innere Geschlossenheit und einen großen Reichtum an gestalteter Menschlichkeit. Das heutige Leben auf einem finnischen Bauernhof wird hier außerordentlich anschaulich. Wer Kivis „Sieben Brüder" gelesen hat, wird dieses Büchlein besonders begrüßen, da es in gewissem Sinn ein modernes Gegenstück dazu ist. Den Namen der Dichterin Maria Jotuni aber wird man sich merken müssen. — Schon für mittlere Büchereien. E. Ackerknecht.

Larsen-Ledet und Bergstedt, Harald: Narrenland. Ein Roman aus der Gegenwart. Aus dem Dän. übertr. von Reinhard Kraut. Berlin: Neuland-Verlag 1927. 244 S. 4,75

Nicht ganz frei von sarkastischem Humor ist dieser Roman aus dem Dänemark der Gegenwart, der die dänische Abstinenzbewegung schildert. Zwischen zwei Ständen, den ehrlich um ihr Volkswohl ringenden, vom Alkoholismus am härtesten betroffenen Proletariern und Landleuten und den teilweise aus deren Mitte emporgestiegenen, erfolgreichen und allzu erfolgsicheren Bürgerlichen geht der Kampf um das Alkoholverbot und die Ausschankerlaubnis hin und her. Wie das einfache Volk in Einar Skov, dem armen Lehrer, und in dem „Abstinenzredakteur" zwei prächtige, tatkräftige, nicht nur das Wort führende Vertreter besitzt, um die sich eine Anzahl sicher gezeichneter Trabanten schart, — so weist die Gegenpartei der provinziellen Bürgerlichen in Holger Drachmann, dem „alten Weindichter" und „Donnerer" und in seinem Nachwüchsling, Jens Vigen, zwei ergötzliche Gegenkandidaten vor. Weinselig wie der alte, landbekannte Dichter gelebt und durch Aufruhr und Pathos sein Künstlertum markiert hat, sinkt er auch zu Grabe und eine mit ihm „versinkende Kultur geleitet ihren Sänger zur ewigen Ruhe". Boshafter gezeichnet sind sein Erbe und dessen Zeitgenossen, die junge Generation. Aus einem simplen und sumpfigen Bürgertum, aus der Welt der großen Schreier und kleinen Kläffer, der Oberflächlichen, Phantasten und Haltlosen geht als lebendiges Zeichen der Zeit, Jens Vigen hervor, Dichter, Rechtsanwalt und Gelegenheitsschieber, der „gar nichts ist, nur ein Hotelkind, aber das ist er ganz. Es ist sehr bezeichnend, daß dieser Mann in einem Hotel geboren ist; sein Bett ist gewissermaßen ein Hotelbett, seine Liebe eine Hotelliebe, seine Anschauungen Hotelanschauungen, die man bei einem Glase Wein äußert. Kurz und gut: er ist ganz modern. Es gibt keinen Menschen auf der Welt, den er liebt, aber es gibt auch

auf der ganzen Welt nichts, was dieser Mensch wirklich haßt; es sei denn, die Abstinenten". Aus seinem materiellen und moralischen Zusammenbruch rettet er als Einziges das Vielleicht einer seelischen Umwandlung, während seine Braut, Edith Rasmussen, die einzige weibliche Hauptfigur in diesem Kampf der Männer um den Schnaps, die einst gleich ihm äußerlich nach Schönheit, Harmonie und geistigem Adel strebte, über ihrem wissenschaftlichen Studium „der Renaissance und der Lebensfreude" den Ursprung ihres Wesens, die ausgleichende Liebe und Mütterlichkeit, verliert. — Das Buch setzt objektive Urteilsfähigkeit voraus und eignet sich für mittlere und große Büchereien. Elisabeth Kall (Stettin).

Lemme, Richard: Der Wehrwolf. München: Müller 1928. 222 S. 2,—.

Der von Hanns Heinz Evers eingeführte Verfasser behandelt in der Titelnovelle das Problem des Doppel-Ichs, ein Thema, das wissenschaftlich genommen in das Gebiet der Parapsychologie fiele. Der Held der Geschichte ist eine sogen. „Wehrwolfsnatur", der geistig dem Grübeln, Philosophieren, ja einem religiösen Mystizismus zuneigt, sinnlich jedoch in den Abgründen einer sadistischen Tierhaftigkeit zuhause ist: mit der Auffindung eines seiner Opfer — tot, mit durchbissener Kehle — beginnt die Erzählung. Die Liebe zu einem reinen Mädchen — hier findet der Verfasser einige reinere Töne — führt eine gewisse geistige Gehobenheit und Läuterung in ihm herbei, ohne daß er von seiner anderen Natur loskommen könnte. Daß das Böse ein notwendiges Widerspiel und Äquivalent des Guten, des Göttlichen sei, wie wir wiederholt hören, ist eine uralte Weisheit. Bei seinen Erkenntnissen und Ekstasen wird man das peinliche Gefühl jener anrüchigen Religiosität nicht los, die, wie schon Novalis wußte, mit Wollust und Grausamkeit allzusehr verwandt ist. Als endlich der Urheber so vieler rätselhafter Morde entdeckt wird, schießt man den Verfolgten nieder wie ein Tier. — Eine gewisse Kunst der Darstellung, eine eigene und prägnante Ausdrucksweise ist dem Verfasser nicht abzusprechen. Entfernt fühlt man sich an Stevensons meisterhafte Erzählung von Dr. Jeckill und Mr. Hyde erinnert —, aber mehr noch leider an H. H. Evers. — Die andere Erzählung „Die Himmelbraut", schildert den geheimnisvoll-unheimlichen Einfluß eines Mädchens auf ihre Liebhaber, die alle sterben müssen. Sie verkündet eine mystisch-buddhistische Todesphilosophie: „Gott ist: Vergehen, Auflösung, Ruhe". Die dritte Geschichte, „Träume unter dem Kruzifix" betitelt, mischt Geschwisterliebe, Blutschande und unbefleckte Empfängnis, Christus und Dionysos, bezw. hier Merlin ziemlich verschwommen durcheinander. — Das Erzählertalent des Verfassers sollte sich weniger abwegigen und zweifelhaften Dingen zuwenden. Volksbüchereien müssen von einer Einstellung absehen.

H. Engelhard (Spandau).

Michel, Robert: Jesus im Böhmerwald. Roman. München: Speidel 1927. 274 S. Geb. 6,—.

„Was hier berichtet werden soll, ist keine Legende, sondern mehr und weniger. Mehr, denn wenigstens ein Teil der geschilderten Vorgänge ist erhärtet durch Zeugenschaft lebender Menschen, ist also wahr in tatsächlicher und nicht nur bildlicher Weise; und weniger, denn das Leben jenes Kindes im Böhmerwald entschleiert sich heute schon dem rückgewendeten Blick als ein tragischer Einzelfall furchtbarer Verirrung..." Damit deutet der Verfasser selbst Inhalt und Ziel seines Buches an: Ein Knabe, unter absonderlichen Umständen gezeugt und geboren, wird von seiner Mutter in religiösem Wahn als ein anderer Jesus erzogen, fernab von den Menschen, in einer einsamen Köhlerhütte im Böhmerwald. Nur mit Worten der Schrift wird sein reger Geist von früh auf genährt; sie bleiben ihm dunkel und geheimnisvoll, und er sucht in eifrigem Befragen der reichen und wilden Natur, die ihn umgibt, zu lebensnahen Erkenntnissen zu kommen, deren Vermittlung ihm die Mutter versagt. Als Wunderkind tritt er dann unter die Menschen und findet endlich, unschuldig, ein frühes, grausames Ende. — Die Gestaltung des absonderlichen Themas ist Michel gewiß gelungen; und manche dichterische Feinheit, etwa die Schilderung der Natur und wie der Knabe langsam in sie eindringt und mit ihr sich befreundet, wird auch dem etwas zu sagen haben, der das Erzwungene und Gewollte des Ganzen ablehnt. Daher wird sich die Anschaffung für große Büchereien immerhin lohnen. J. Beer (Berlin).

Much, Hans: Meister Ekkehart. Ein Roman der deutschen Seele. Dresden: Reißner 1927. 435 S. Geb. 9,—.

Meister Ekkeharts Denken berührt überall die Grenzen der menschlichen Erkenntnismöglichkeit. Das Unsagbare versucht er zu veranschaulichen, oft durch Bilder und durch Wortspiele. An wirklichen und scheinbaren Widersprüchen fehlt es dabei nicht. So bekommt die Deutung der Erklärer an vielen Stellen einen weiten Spielraum, der noch dadurch vergrößert wird, daß die Textüberlieferung häufig zu Zweifeln Anlaß gibt. Nur wer seiner ganzen Natur nach eine ähnliche intuitive Haltung zu Gott und Welt einnimmt, wird deshalb dem Denken des Meisters einigermaßen nahe kommen können. Zu diesen Geistesverwandten des großen Mystikers gehört zweifellos Hans Much, der Naturwissenschaftler, dessen besondere Stärke aber, wie seine zahlreichen Schriften zeigen, in dem tiefgründigen Erfassen der morgen- und abendländischen Religions- und Weltanschauungsformen liegt. Much hat sich völlig in Ekkeharts Gedankenwelt hineingelebt, und da er beides, Forscher und Dichter ist, gelingt es ihm, nicht bloß diese Gedankenwelt, sondern auch die Persönlichkeit ihres Schöpfers selbst lebensvoll zu gestalten. Seine Darstellung ist Roman und Gedankenaufbau zugleich. In einer Reihe von Bildern sehen wir Ekkehart an den Hauptorten seiner Wirksamkeit, in Erfurt, in Straßburg, Paris, Köln, bei der Revision der norddeutschen Dominikanerklöster, im Verkehr mit der Bauhütte, deren Geheimnisse ihm durch die befreundeten großen Erbauer der Erfurter und Straßburger Dome vermittelt wird, mit gelehrten orientalischen Safis, mit den Würdenträgern der Welt- und Ordensgeistlichkeit und mit Laien, die die Predigten des Meisters zu neuen, gottbegeisterten Menschen umgewandelt hat. Immer höher sehen wir den Denker steigen. Vor den kühnsten Sätzen scheut er nicht zurück. Nur wenige seiner Schüler können ihm folgen. Seine Gegner rüsten zum letzten Schlag. Gott ist das Nichts, Gott kann nicht begrenztes Sein sein, er ist Übersein. Auch das Ich hat teil an der Gottheit, ist selbst Gott. Der arme Mensch, der nichts will, nichts weiß, nichts hat, ist der Gottheit am nächsten, Gott kann auch nicht selig machen, nur ich selbst kann es. Solche und ähnliche Gottvertiefung gilt es nachzufühlen. Der beste Führer dazu ist H. Much. Wer seine bisherigen Dichtungen und Schilderungen kennt, wird auch von dem Ekkehart-Buch das Höchste erwarten. Die Wärme und Kraft seiner Darstellungskunst, in deren Dienst eine wunderbare Beherrschung und Ausschöpfung des deutschen Wortes steht, dürfte nicht leicht übertroffen werden.

G. Kohfeldt (Rostock).

Munier-Wroblewska, Mia: Unter dem wechselnden Mond. Werden, Wachsen und Welken eines kurländischen Geschlechts. Band 2: Sommersegen. Heilbronn: Salzer 1928. 364 S. Geh. 4,40. Geb. 6,—.

In dem soeben erschienenen Bande „Sommersegen" setzt Mia Munier-Wroblewska die Geschichte des kurländischen Geschlechtes fort, das sie in „Märzhoffen" begann. In zwei Erzählungen, „Die beiden Charlotten" und „Die russische Welle" lebt die Stahlsche Familie fort, in der ersten Erzählung heiter und schön, ein blühendes Geschlecht; die zweite Erzählung steht unter dem Zeichen des Kirchenkampfes, der lutherischen Kirche gegen die griechisch-katholische, und unter dem der Russifizierung. In diesem Bande erscheint das Können der Dichterin noch um vieles gewachsen. Ihre Gestalten sind warm und lebensecht gesehen und gezeichnet, ihre Sprache ist dichterisch beschwingt, und aus allem klingt eine seelische Inbrunst herauf, die wirklich mitreißt. Volksbüchereien sollten die Anschaffung nicht versäumen. Historisch interessierte Leser, oder solche, welche Familiengeschichten bevorzugen, und Frauen werden diese Bände gern lesen, darüber hinaus aber alle Freunde einer echten, natürlichen und seelisch reichen Erzählungskunst.

Lisa Schultze-Kunstmann (Stettin).

Neumann, Alfred: Rebellen. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1928. 384 S. Lw. 6,50.

Der Roman spielt in der Zeit nach der Juli-Revolution, als eine leichte revolutionäre Welle auch nach Italien hinüberschlug und die ohnehin von Paris aus diri-

gierte Carbonari-Bewegung neu belebte. Der Held, Gasto Guerra, vor kurzem noch Student, jetzt Führer der Florentiner Sektionen, erhält zweimal den Befehl zum Attentat auf den Großherzog von Toskana; beidemal sabotiert er den Befehl, weil er den „lediglich propagandistischen Zweck" der Aktion durchschaut, die Ernte für noch nicht reif hält und für „Blutromantik" keinen Sinn hat. Der Dichter kommt diesen Überlegungen übrigens kräftig zu Hilfe: noch bevor Guerra sich ganz durchgerungen hat, wird er verhaftet — nun kann er, vor Parteirache sicher, die Zukunft abwarten, die ihm ja auf alle Fälle gehört. Neumann, offensichtlich bemüht, keinen „Professorenroman" zu schreiben, hat seine Gestalten ziemlich resolut aus dem historischen Kostüm geschält, aber leider ist bei dieser Entkostümierung auch das innere, das Ideen-Kostüm mitgegangen. So, ohne zeit- und menschenerfüllende Idee, läuft das politische Spiel leer. Es wird zwar von Ideen geredet, um sie herumgeredet, aber Kern geben sie nicht, alles bleibt Fassade, virtuos um ein Nichts gebaut, und darum befriedigen auch nur die im Grunde unpolitischen Gestalten: die von Liebe bewegten Frauen, der in der Schicksalsschlinge zappelnde Bettler; die andern sind Schauspieler, welche den Fürsten, den Staatsmann, den Revolutionär agieren, immer etwas zu laut, immer mit einer Geste zuviel, eine hohle, verblasene, wichtigtuerische Welt, in der auch Eros das Schielen kriegt und die erotischen Beziehungen so durcheinander kommen, daß jede in diesem gefälligen Wirrwarr tastende Phantasie auf ihre Kosten kommen muß. Nach dem Erfolg des „Teufels" und bei der fatalen Vorliebe des Deutschen für alles nur irgend „Historische", ist vorauszusehen, daß auch dieser Roman eifrig gefragt sein wird: Hier wäre einmal Harthörigkeit Pflicht des Bibliothekars.

G. Hermann (Spandau).

Ossendowski, Ferdinand: Die Löwin. Ein marokkanischer Roman. Dresden: Reißner 1927. Geh. 3,—. Geb. 4,50.

Das Schicksal eines Eingeborenen-Ehepaars aus dem marokkanischen Hochlande. Der Mann muß nach einem mißglückten Überfall auf eine Karawane fliehen, wird Schlangenbeschwörer, Schatzgräber und schließlich Vertrauter Abd el Krims, während die geliebte Frau (man sieht die Notwendigkeit nicht recht ein) sich selbst als Sklavin verkauft, durch die Männer verdorben und endlich gefangen gesetzt wird, bis sie der Gatte befreit und sie miteinander bei einem Angriff auf spanische Schützengräben fallen. Ossendowski verbürgt sich für die Wahrhaftigkeit seiner Erzählung. Bis zur wahrhaftigen Gestaltung ist aber noch ein großer Schritt. Und so bleiben, abgesehen davon, daß man sich unter einer Löwin eigentlich ein etwas anders geartetes Lebewesen vorstellt, einige in kultureller Hinsicht interessante Schilderungen, die aber nicht berechtigen, das Buch für Volksbüchereien zur Anschaffung zu empfehlen. M. Schaefer (Elberfeld).

Paludan, Jacob: Die Felder reifen. Roman. Übers. von Erwin Magnus. Potsdam: Kiepenheuer 1927. 371 S. 7,—.

In zwei Richtungen verfolgt hier der Skeptiker unter den jüngsten Dänen, was „das Leben mit uns tut". Die eine ist die Bahn des äußeren Erfolges, die dem scheinbaren Glückskind Ralf van Reuter, dem Sohn eines Gutsbesitzers, vorgezeichnet ist; die andere, von lauter Mißgeschick bestimmt, geht der Müllerssohn Ivar, eine nicht eigentlich träumerische, jedoch gehemmte, allem Öffentlichen abholde Künstlernatur. Sie beginnen, als Nachbarskinder früh befreundet, fast gemeinsam ihren Weg, der sie zu gleichem Ziel: dem Friedensschluß mit dem Leben durch die Ironie, führt, nachdem der eine durch Freude, Genuß und Freiheit, der andere durch Widerstände die Fragwürdigkeit des Lebens ihrer Zeit und vielleicht des Lebens überhaupt erprobt haben. Das eigentlich tragische Geschick erleidet jedoch Ivar, dem durch eine Operation, die ihm die Hand verstümmelt, der heiß erkämpfte Beruf des Geigers versagt wird (er wird dann Arzt), und der auch in der Liebe enttäuscht, in einem maßlosen Drang zur Selbstvernichtung, eine sinnlose Ehe eingeht. — Wenn auch das Leben der beiden Freunde keine nur heutige Angelegenheit ist, so hat Paludan doch sehr viel Zeitgeschehen damit verknüpft. Er zeigt kraß und schonungslos, wie diese böse Übergangszeit nach dem Kriege die kleine Welt Dänemarks gestaltet, geißelt in Nachfolge Pontoppidans das Dänisch-Allzudänische und seine von der Zeit begünstigte Neigung zur Relati-

vierung der gesellschaftlichen Sitte nicht minder als der wahren Lebensgesetze. — Auch dieses Buch Paludans wird nur in größeren Büchereien Leser finden, und zwar solche, die vor allem zur Problematik und Psychologie neigen.

V. A. Schmitz (Stettin).

Sabatini, Rafael: Der Seehabicht. Ein Piratenroman. Aus dem Engl. von Curt Thesing. Leipzig: Grethlein 1927. 342 S. Geb. 5,—.
— Peter Bluts Odyssee. Übers. von Curt Thesing. Ebenda 1928. 333 S. Geb. 7,—.

Die Romane des in England viel gelesenen Schriftstellers Sabatini, der seit einem Jahre auch bei uns bekannt wird, sind zwar, soweit sie bisher ins Deutsche übersetzt sind, alle nach einem bestimmten Schema gearbeitet, das den äußeren Rahmen für die abenteuerlich spannende Handlung abgibt, bekommen aber durch den jeweils wechselnden geschichtlichen Hintergrund eine eigene Note, so daß auch mancher nicht dem Abenteuerroman verfallene Leser gelegentlich gern nach ihnen greifen wird. Sie lassen den Kampf eines durchaus eigenwilligen, zur Selbstironie neigenden Menschen mit dem ihn wild umherwirbelnden Leben auf Grund der Begabung des Helden nach vielen entmutigenden Niederlagen doch mit dem schon fast nicht mehr glaubhaften Aufstieg und der schließlich zu Stande kommenden glücklichen Vereinigung mit einem von Anfang an verehrten schönen Mädchen enden und füllen die verschiedenen Stufen dieser Lebenswege mit zahlreichen, bunten Abenteuern aus. „Der Seehabicht", die Geschichte eines jungen Engländers, der es als türkischer Sklave bis zum Befehlshaber der türkischen Seestreitkräfte bringt, schließlich aber doch ein beschauliches Leben in der Heimat an der Seite des ihm vordem abspenstig gemachten Mädchens vorzieht, ist das am wenigsten gelungene Werk des Schriftstellers, zumal da hier auch der geschichtliche Hintergrund weniger reizvoll ist. Nur Großstadtbüchereien können das sonst recht spannend erzählte Buch im Bedarfsfall einstellen. Den in der französischen Revolution spielenden Roman „Scaramouche" übertrifft noch das letzte der bisher ins Deutsche übertragenen Werke Sabatinis „Peter Bluts Odyssee". Es ist die Geschichte des englischen Arztes Peter Blut, der unschuldig wegen politischer Umtriebe im 17. Jahrhundert als Sklave nach Jamaika verkauft wird, wo er sich durch seine Begabung und seine an Frechheit grenzende Unerschrockenheit bald unentbehrlich zu machen weiß, so daß er bei einem spanischen Überfall auf die englische Kolonie mit einigen beherzten Leidensgenossen bald ein eigenes Schiff zum selbständigen Kaperkrieg gegen die Spanier erobern kann. Wie das Schicksal ihn als Piratenkapitän hin und her wirft, wie die scheinbar unglückliche Liebe zu der Nichte seines ärgsten Feindes dem bis zum königlich englischen Gouverneur Emporgestiegenen am Ende doch noch glücklich ausschlägt, das alles wird so lebendig und frisch erzählt, daß die starke Spannung dieses Buches jeden Leser gefangen nimmt. Von hier aus ist dann verhältnismäßig leicht anzuknüpfen an Sternbecks in gleicher Zeit und ähnlicher Umgebung spielendes Werk „Flibustier und Bukaniere" (s. S. 111). Alle Büchereien können das Buch einstellen.

W. Eggebrecht (Stettin).

Schnack, Friedrich: Das Zauberauto. Ein Roman. Hellerau: Jacob Hegner 1928. 176 S.

Das Büchlein ist mit Recht so schön gedruckt (in einer um das Jahr 1650 geschnittenen Lutherfraktur), denn es ist die schönste Idylle: von Muskatnuß, Korinthen und Gewürznelken ebenso durchduftet wie von Walddduft und dem Sommerwind der Landstraße. Ein junger Kolonialwarenhändler auf dem Lande kauft sich ein Auto und ergondelt sich mit diesem Zauberwagen die hübsche Rosemarie. Das ist eigentlich alles, aber in seiner Art vollendet erzählt, durch und durch poetisch und voll eines versteckten, gelegentlich auch frisch heraussprudelnden Humors. — Für alle, auch ländliche Büchereien und für einfache wie anspruchsvolle Leser.

W. Schuster.

Sondermann, Gustav: Wir wandern alle unsern Weg. Roman. Stuttgart: Cotta 1928. 275 S. Geb. 6,—.

Die seelischen Kämpfe und Irrwege des aus dem Kriege heimgekehrten, von

bestem Willen beseelten Pfarrers Hermann Küfner, der in einem fränkischen Dorf seines Amtes waltet, bilden die stellenweise stark packende Handlung des Buches. Durch mancherlei Anfechtung geht der Held, bis er meint, als Bauer auf dem Leitenhof seine Lebensaufgabe erkannt und erzwungen zu haben. Der Tod seiner Frau, neben der er in rastloser Arbeit für seinen Hof stumpf dahingelebt hat, läßt ihn erkennen, daß er nicht alles erzwingen kann; mit der Hoffnung auf ein anderes, besseres Leben schließt das Buch. Ein paar scharf gezeichnete Bauerntypen geben für die bisweilen dramatisch geschürzte, stellenweise aber auch durch Reflektionen aufgehaltene Handlung den Hintergrund ab. Wenngleich dieses Erstlingswerk noch keine völlig ausgeglichene Leistung ist, können doch schon mittlere Büchereien das Buch als eine recht brauchbare Dorfgeschichte einstellen.

W. Eggebrecht (Stettin).

Stehr, Hermann: Das Abendrot. Novellen. Berlin-Grunewald: Horen-Verlag 1928. 376 S.

Bei jedem neuen Bande der Gesamtausgabe des Horen-Verlages (einzeln käuflich!) erlebt man die frohe Bestätigung, daß das Werk des Dichters bleiben wird, weil es seelisch in der Tiefe verwurzelt und künstlerisch zu wahrer, farbensatter Gestaltung gelangt ist. Der Band enthält das erschütternde „Abendrot", das späte, gewaltsame Ende eines schon ausgelebten Lebens: noch an der Schwelle des natürlichen Greisentodes vollendet sich das Schicksal, obwohl doch eigentlich längst alles „vorbei" ist. Dann „Der Schimmer des Assistenten", das Zerbrechen eines von Natur engen Lebens an der Enge der Verhältnisse; die unheimliche Szene „Der letzte Akt", wieder eine späte Sühne; „Die Großmutter", eine in knappstem Rahmen zu mythischer Größe geführte Gestalt; „Der Geist des Vaters", gut erzählt, jedoch ein wenig leichter wiegend, ein mystisches, ans Okkulte grenzendes Erlebnis; dann „Die Krähen", Stehrs Auseinandersetzung mit dem „eben so reinen wie verbrecherischen Idealismus" des Fanatikers, zum Schluß als umfangreichstes Stück der „Gudnatz", die meisterhafte Darstellung des Schiebers und seiner Umkehr. — Der reiche Band sollte in allen Büchereien für die wertvolleren Leser — dem Besinnlichen ist er nicht schwer zugänglich — bereit stehen.

W. Schuster.

Stockhausen, Juliana von: Greif. Die Geschichte eines deutschen Geschlechtes. Bd 1. München: Kösel & Pustet 1927. 309 S. 8,—. Lw. 9,—.

Das Buch hält bei weitem nicht das, was sein Buchtitel verspricht. In den großen, aber reichlich nach der Konvention der Geschichtslehrbücher gearbeiteten historischen Rahmen der napoleonischen Zeit vom Rheinbund bis Waterloo wird das Schicksal eines Liebespaares gestellt, das um die Anerkennung seiner — nicht standesgemäßen und heimlichen — Ehe ringt und sie in der durch Napoleons Fall geschaffenen Umwälzung auch erreicht. Die stoffliche Erfindung ist wenig originell und auch nicht zwingend dargestellt. Die Handlung pendelt ratlos zwischen Historie und Einzelschicksal, ohne auf einer der beiden Ebenen zu wirklicher Gestaltung zu kommen. Am besten gelungen sind einige Interieurs auf den badischen Adelssitzen, während die Feldzugsschilderungen an Schlachtenmaler seligen Angedenkens erinnern. Versuche zu seelischer Vertiefung und landschaftlich-heimatliche Erfassung der Menschen enden in Phrase und Sentimentalität. Eine unbegreifliche Interpunktion erschwert weiterhin die unbefriedigende Lektüre. Von der Anschaffung ist zunächst abzuraten. Ein weiterer Band soll die „Entwicklung der aristokratischen Idee im Kampf mit dem revolutionären Idealismus und der fortschreitenden Industrialisierung des 19. Jahrhunderts" enthalten. Ob die Verfasserin diesen schwierigen Stoff besser bewältigt als eine harmlose Liebesgeschichte, bleibt abzuwarten.

R. Keller (Berlin).

Weigand, Wilhelm: Die ewige Scholle. Roman. Berlin-Grunewald: Horen-Verlag 1927. 628 S. Geh. 5,—. Lw. 8,—.

Wie Hans Grimms „Volk ohne Raum" ist auch Weigands neuer Roman bedingt durch das Erlebnis der deutschen Raumnot. Weigand beschränkt sein Werk jedoch auf eine begrenzte Zeit, die ersten Nachkriegsjahre, und einen begrenzten Ort, die fränkische Landschaft. Sein Buch ist kein Kolonialroman, sondern ein

deutscher Siedlungsroman, seine Menschen wandern nicht suchend und weisend durch die Lande wie Cornelius Friebott, sie sind seßhaft oder wollen wieder seßhaft werden. Der Architekt Erwin Büttner, in dem das bäuerliche Blut der Ahnen noch lebendig ist, will aus dem Krieg heimkehrenden Bauern und Handwerkern eigene Scholle schaffen — unter schwierigsten Umständen. Er selbst hat im Kriege durch eine schwere Gasvergiftung das Augenlicht verloren, wie er verzweifelt annimmt für immer, während es ihm im Verlauf des Romans wiedergegeben wird. Schärfer noch als diese persönliche Hemmnis trifft ihn der Widerstand der mißtrauischen Bauern und Kleinstädter, der sozialistischen Fabrikarbeiter und die Ablehnung durch den sich hochmütig absondernden Fürsten, der das Land zur Verfügung stellen soll. Endlich gelingt das Werk — doch nur halb: denn der ihm liebste Siedler wird bei einem Streit erstochen und die Siedlung selbst bleibt vereinzelte Tat. Dem Architekten aber wird durch die Liebe der Prinzessin Erdmuthe, der Tochter des Fürsten, die treu seine Pläne unterstützt hat, Frieden und Glück geschenkt. Der Dichter gibt keine lokale Bauernerzählung, sondern einen Gesellschafts- und Zeitroman, der seinen Mittelpunkt im Problem der Siedlung besitzt. Leider wird dieser bedeutsame Kern durch eingeschobene weitschweifige geschichtsphilosophische und kulturhistorische Abhandlungen in seiner Wirkung sehr beeinträchtigt. Die Sprache ist bei schönen Einzelheiten oft ausgewalzt, das Tun der Hauptgestalten zum Teil psychologisch widerspruchsvoll. Bedenklich ist die politische Einseitigkeit, Weigand verkörpert die Ideen der Sozialdemokraten nur in unbedeutenden Menschen, er übersieht auch, daß die sozialistischen Parteien nach der Revolution von 1918 für das deutsche Siedlungswerk außerordentlich eingetreten sind. Trotz dieser Mängel wird das Buch als ernster Versuch eines Zeitromans auf bäuerlicher Grundlage für entwickeltere Büchereien anzuschaffen sein.

C. Wormann (Berlin).

Wendel, Friedrich: Das Sagenbuch der Arbeit. Berlin: Dietz 1927. 209 S. Geb. 5,—.

Das Buch will die „Welt der Arbeit" und den arbeitenden Menschen in der Volkssage aufsuchen und bringt nach einer bereits sehr anfechtbaren historischen Einleitung, die sich im wesentlichen mit der Germania des Tacitus befaßt, die ausgewählten Sagen jeweils mit ihrer angehängten soziologischen Erklärung. Es ist ohne Zweifel, daß eine soziologische Untersuchung der Volksliteratur außerordentlich fruchtbar sein kann, die Märchen- und Sagenforschung hat diese Dinge (etwa bei den „Dienstmärchen") bisher nur im Vorbeigehen berührt. Im Märchen mischen sich allenthalben die Anschauungen der Unterschicht — der Knechte — mit denen der Herrenschicht. Auch in der altnordischen Saga-Literatur finden sich deutliche Einschüsse, die nach dieser Richtung hin zu untersuchen sind. Im späteren Märchen des Abendlandes überwiegt dann im allgemeinen das Ethos der unteren Schichten. Die Untersuchung bewegt sich aber überall auf unsicherem Boden und müßte sehr vorsichtig durchgeführt werden. — Die Ergebnisse, welche Wendel hier vorlegt, mit der Absicht, bestimmte seelische Kräfte im deutschen Arbeiterhaus und vornehmlich bei dessen Jugend zu wecken, bringen nun leider ein unlösliches Wirrwarr von Erkenntnis und Irrtum. Es bildet sich in neuerer Zeit in der für den Arbeiter von bestimmten weltanschaulichen und politischen Voraussetzungen aus zurechtgeschnittenen Literatur eine neue Romantik heraus, der entgegengetreten werden muß. Indem etwa das Dümmlings-Märchen „proletarische Deutung" erfährt, heißt es: „so spricht doch alles dafür, daß der Parzival-Charakter Siegfrieds auf den Burgen geflissentlich (sic!) übergangen worden ist". Und zu dem schwedischen Märchen von Halvor heißt es zu der Szene: „Als der Feuerschein des Herdes auf Halvors Angesicht fiel, wie er so dasaß und in der Asche wühlte, da erkannte die Frau, daß es ihr Sohn war. Ja, du bist Halvor, sagte sie da", in der neuen sentimentalen Romantik folgendermaßen: „Uralte Herdheiligkeit, durchwoben von bestproletarischem Seelentum späterer Zeit, erfüllt die Szene". — Parallelstellen hierzu aus der kirchlichen Traktätchen-Literatur (dem christlichen Volke gewidmet!) stehen in beliebiger Anzahl zur Verfügung.

W. Schuster.

Westerman, P. F.: Die Jungens vom „Pfeil". Peter Craddocks Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Aus dem Engl. übertr. von Lotte

Maaß. Mit Buchschmuck von F. R. Reese. Leipzig: Schneider 1928. 125 S. Hlw. 3,50.

Die „Ottern", eine Kameradschaft von acht Jungen, die unter einem erwachsenen Kapitän auf dem Segelkutter „Pfeil" ausgebildet werden, erleben allerlei Abenteuer. In Abwesenheit ihres Führers mystifiziert sie ein Schmuggler zu seinen Zwecken, aber die Jungen, von denen einer Lunte riecht, setzen ihn fest und vereiteln seinen schon halbgelungenen Plan. Mit ihrem Kapitän zusammen entdecken sie dann, neun Jahre nach dem Weltkrieg, eine Mine und machen sie unschädlich. Ein verbrecherisch zum Sinken gebrachtes Schiff wird gedichtet und in den Hafen gebracht. Peter Craddock, der Hauptheld des Buches, benimmt sich, wie meist in solchen Geschichten, bei allem überaus musterhaft und tapfer. Auch errettet er mit einem Kameraden einen Menschen aus Feuersgefahr. Schließlich wird er durch eine Bö über Bord gespült und von einem Dampfer, der ihn auffischt, als Vollmatrose nach Brasilien mitgenommen. — Außer den Jungen werden alle auf Abenteuer Erpichten das schmale Buch gerne lesen. Mit den vielen Seemannsausdrücken macht sich jeder rasch vertraut, da ein Verzeichnis der Fachausdrücke, das noch etwas erweitert werden könnte, am Ende des Buches den notwendigsten Aufschluß gibt. Das Deutsch der Übersetzung ist frisch wie die salzige Seeluft, die das ganze Buch durchweht. Für Jugend- und größere Volksbüchereien.

E. Holtz (Stettin).

Werfel, Franz: Der Abituriententag. Die Geschichte einer Jugendschuld. Berlin: Zsolnay 1928. 324 S.

Ein vierzigjähriger Untersuchungsrichter (der „Mann von vierzig Jahren"!) glaubt in einem schwerer Tat Beschuldigten einen alten Jugendfreund zu entdecken. Der Besuch eines Treffens mit seinen alten, längst vergessenen Mitschülern auf einem „Abituriententag" läßt ihn sein Erlebnis mit diesem Jugendfreunde noch einmal in durchfieberter Nacht durchleben. Er erkennt die große Schuld seines Lebens: denn er haßte und zerbrach teuflisch den an Geist und Charakter ihm Überlegenen, ehe er Blüte und Frucht tragen konnte. In einem zweiten Verhör bekennt er vor dem Beklagten seine Schuld: er selbst ist schuldig an dessen tiefem Fall. Aber dieser weicht ängstlich vor dem Zusammenbrechenden zurück, er ist verkannt, ist nicht der vermeintliche Jugendfreund. Wohl erkennt der Richter den Finger des Göttlichen in diesem Irrtum, aber hastig verkriecht er sich wieder hinter die korrekte Beamtenmaske, die das Elend seines Lebens birgt. — Die Problemverwandtschaft mit der Novelle: „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig", ist deutlich. Die Kunst der seelischen Analyse, vornehmlich nach den schwachen, fauligen Stellen hin, feiert Triumphe. Meisterhaft das spukhafte Wiedersehen der Vierzigjährigen, aus deren Gesichtern der beginnende Verfall grinst. Das Edle, in Adler gewollt, gelingt weniger gut, es hat keine rechten Konturen, ist zu weich. Das Gesunde, gerade Gewachsene wird kaum einmal gestreift, dann aber durch ein gutmütig-ironisches Licht: es ist uninteressant und wirkt ein wenig dümmlich-naiv in dieser Welt. Einiges ist leider überspitzt: die Bosheit, die Verfallsymptome, vielleicht weil sie allein da sind, aber das schadet dem sonst schönen und interessanten Werk, das reife Leser und fortgeschrittene Leser fesseln wird und für größere Büchereien wichtig ist.

W. Schuster.

Zerkaulen, Heinrich: Rautenkranz und Schwerter. Ein Roman aus dem Barock Augusts des Starken. Bremen: Schünemann 1927. 391 S.

Barock ist an diesem Roman allenfalls der (aber schon oft gelesene) Bericht von der Tätigkeit des sächsischen Hofes und seines Fürsten in puncto Liebe und Festefeiern. Alles übrige, die Schicksale der guten Aurora von Königsmarck und ihrer Gesellschaftsdame Eleona de la Gardie, sowie der ihnen attachierten und detachierten Kavaliere, Liebhaber und Ehrenretter, sind so bürgerlich erzählt, die notwendige, aber einzige Intrigue so unwahrscheinlich dünn gesponnen und verwebt, daß das Buch trotz einiger wohl in Rücksicht auf die barocke Zeit mehr beabsichtigten als tatsächlich verfänglichen (sprich: pikanten) Situationsschilderungen ohne Entrüstung und ohne Seelenschaden gelesen werden kann und niemals wieder gelesen zu werden braucht.

M. Schaefer (Elberfeld).

Kleine Mitteilungen.

Das städtische Büchereiwesen Berlins. Die Kompliziertheit des Berliner städtischen Büchereiwesens mit seinen 21 Verwaltungen läßt eine kleine Notiz als Führung für auswärtige Besucher wünschenswert erscheinen. Neben der wissenschaftlichen

Stadtbibliothek, Breitestr. 37, werktäglich geöffnet 10—21,

stehen eine Reihe von Stadtbüchereien, deren älteste mit einer neugegründeten Blindenbücherei in

Charlottenburg, Wilmersdorfer Str. 166/67, werktäglich geöffnet 12—14, 16—20,

liegt.

Im gleichen Bezirk ist eine

Kinderlesehalle, Charlottenburg, Brauhofstr. 14, werktäglich geöffnet 14—17,

im Frühjahr 1928 eröffnet worden. Interessieren dürfte außerdem die

Freihandbücherei, Charlottenburg, Danckelmannstr. 47, geöffnet Mo., Mi., Fr. 15—20, Di., So. 10—14.

An größeren Stadtbüchereien sind außerdem zu nennen:

Spandau, Altes Rathaus, werktäglich geöffnet 12—13, 15—19.

Wilmersdorf, Kaiser-Allee 1—12, werktäglich geöffnet 11—13, 16—20.

Schöneberg, Ebersstr. 9, werktäglich geöffnet 12—13, 15—19, Do. nur 11—13.

Steglitz, Grunewaldstr. 2, werktäglich geöffnet 12—13, 17—20.

Neukölln, Ganghoferstr. 3/5, geöffnet Mo., Mi., Fr., So. 12—13, 16—20, Di., Do. 12—16.

Kleinere geöffnete Stadtbüchereien liegen in

Treptow, Ernststr. 14, geöffnet Mo., Mi., Fr. 17—20, Di., Do. 13—15.

Lichtenberg, Marktstr. 3, im Sommer geöffnet Mo., Mi., Fr. 17—20.

Weißensee, Pistoriusstr. 127, geöffnet werktäglich 11¾—13, 16½—20, Do. und So. nur mittags.

Pankow, Schönholzer Str. 10/11, geöffnet Di., Do., Fr. 16½—19.

Daneben besitzt die Innenstadt eine Reihe von Aufbaubüchereien, deren Besuch zu empfehlen ist. Am modernsten eingerichtet ist die mit einer Kinderlesehalle und Drehtheke versehene

1. Volksbücherei, Stallschreiberstr. 54, geöffnet Mo., Do. 17—20, Di., Fr. 13—15, So. 12—15½.

Gleichfalls Kinderlesehalle und Drehtheke haben

16. Volksbücherei, Wattstr. 16, geöffnet Mo., Do., Fr. 16—20, Di., So. 12—15½,

und die

26. Volksbücherei, Ehrenbergstr. 24, geöffnet Mo., Do., Fr. 17½—20½, Di., So. 11—14,

deren Verwalterin die Erfinderin der Drehtheke ist.

Auch die

12. Volksbücherei, Stephanstr. 27, geöffnet Mo., Do., So. 16—20, Di., Fr. 12—15½,

17. Volksbücherei, Esmarchstr. 18, geöffnet Mo., Do., Fr. 16—20, Di., So. 12—15,

15. Volksbücherei, Rigaer Str. 81/82, geöffnet Mo., Mi., Fr. 17½—20½, Di., So. 12—15½

lohnen einen Besuch.

Der Bezirk Lichtenberg besitzt als erster Berliner Bezirk eine Wanderbücherei. Von Jugendbüchereien kommt der Besuch der

Jugendbücherei, Edinburger Str. 16, geöffnet Mo., Do. 18—20, Fr. 12½—14,

Jugendbücherei, Badstr. 10/10a, mit der gleichen Öffnungszeit,

in Frage.

Gedruckte Bücherverzeichnisse (mit Erläuterungen *) aus den letzten Jahren liegen vor:

Charlottenburg. Schöne Literatur. — Reise- und Wanderführer. 1926—27.
*Spandau. Mensch und Welt (führend). — Neuerwerbungen (erläuternd). 1926—27.
Schöneberg. Körperpflege, Turnen, Spiel und Sport. — Lebensbeschreibungen. — Erd- und Völkerkunde. — Naturwissenschaft und Mathematik. — Technik, Handel, Haus-, Land- und Forstwirtschaft. 1926—27.
Steglitz. Schöne Literatur. 1927.
*Neukölln. Technik (erläuternd). 1926.
Lichtenberg. Schöne Literatur. 1927.
Weißensee. Dichtung und Erzählung. 1926.
*1. Volksbücherei. Technik. — Lebensbeschreibungen. — Erd- und Heimatkunde (erläuternd). 1926—28.
Lichtenrade. Allg. Verzeichnis. 1927.

Diplomprüfung in Preußen. Die nächste Prüfung beginnt Donnerstag, den 4. Oktober 1928 in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin. Da eine große Zahl von Prüflingen zu erwarten ist, wird es wieder nötig werden, die Prüfung in zwei — unmittelbar aufeinanderfolgende — Teile zu zerlegen. Beginn der zweiten Prüfung etwa Mittwoch, den 17. Oktober 1928.

Gesuche um Zulassung zu einem der beiden Termine sind nebst den erforderlichen Papieren (Prüfungsordnung vom 24. März 1916 § 5) spätestens am 6. September 1928 dem Vorsitzenden der Diplomprüfungskommission, Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzureichen. Die Verteilung der Prüflinge auf die beiden Termine bleibt vorbehalten.

In den Gesuchen ist auch anzugeben, auf welche Art von Schreibmaschinen der Bewerber eingeübt ist. Von hier aus können nur Adlermaschinen (Universaltastatur) zur Verfügung gestell twerden. Bewerber, die eine andere Maschine benutzen wollen, haben sich diese auf ihre Kosten selbst zu beschaffen.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission. Kaiser.

Prüfungen für den höheren und für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken in Sachsen. Es finden in Leipzig statt die Prüfungen

I. für den höheren Dienst am Montag, den 10. September 1928 und den folgenden Tagen,

II. für den mittleren Dienst am Dienstag, den 11. September 1928 und den folgenden Tagen.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Nachweisen (Bekanntmachung des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts vom 24. September 1917 im Sächsischen Gesetz- und Verordnungsblatt 1917, Stück 15, Seite 92ff., und Bekanntmachung über die Prüfung für den höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken vom 20. 8. 1919 im Sächsischen Gesetz- und Verordnungsblatt 1919, Stück 20, Seite 226 ff.) für die unter I genannte Prüfung bis spätestens Montag, den 30. Juli 1928, für die unter II genannten Prüfungen bis spätestens Dienstag, den 31. Juli 1928 an den Vorsitzenden des Prüfungsamtes, Bibliotheksdirektor Professor Dr. Glauning, Leipzig, Universitäts-Bibliothek, Beethovenstr. 6, einzureichen. Sächsisches Prüfungsamt für Bibliothekswesen.

Der **Verband Deutscher Volksbibliothekare e. V.** hat seine in Cassel im Jahre 1922 beschlossenen „Richtlinien für die Anstellnug und Besoldung des Personals der Volksbüchereien", deren allgemeine Forderungen nach wie vor grundsätzlich vertreten werden, im Anschluß an die letzte Besoldungsreform einem Neudruck unterzogen. Danach sind hauptamtlich tätige Kräfte mit abgeschlossener Fachausbildung mindestens in die Gruppe 4 b der preußischen, bezw. 4 c der Reichs-Besoldungsordnung einzustufen; für gehobene Posten wird die Vergütung nach Gruppe 3 b gefordert. Nachdem ein gewisser Überblick über die Sondertarife der einzelnen Länder gewonnen war, wurde dieser Neudruck den deutschen Städten überreicht. Um den genannten und manchen anderen sich aus den besonderen örtlichen Verhältnissen ergebenden Wünschen Nachdruck zu verschaffen, wurden außerdem in einer Reihe von Einzelfällen gutachtliche Äußerungen erteilt. So weit zu beobachten ist, gewinnen unsere berechtigten Forderungen immer mehr an Boden. Eine in diesen Tagen zu veranstaltende Erhebung unter den Mitgliedern

soll Klarheit über den Stand des Besoldungswesens nach der Neuordnung bringen. — Einzelne Exemplare des Neudrucks der „Richtlinien" werden von der Geschäftsstelle des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare, Berlin C. 2, Breite Str. 37 (Stadtbibliothek), kostenlos abgegeben.

Lübeck. Nachdem im Jahre 1926 der Neubau der Stadtbibliothek vollendet war, wurden nunmehr die Bücherhallen weiter ausgebaut. Im Herbst 1927 wurde bei der Öffentlichen Lesehalle der Hauptbücherhalle eine besondere Jugendlesehalle eröffnet. Im Februar 1928 wurde das in Backstein und Klinkern aufgeführte Gebäude der Zweigstelle St. Gertrud, die Marli-Bücherei, der öffentlichen Benutzung übergeben. Der Bestand dieser Zweigstelle wurde erneuert und vermehrt; die geschmackvolle Einrichtung, für die der Lübecker Staat die erforderlichen besonderen Mittel bereitstellte, trug dazu bei, die Zahl der Leser um ein Mehrfaches zu vergrößern.

Durch Lübecker Beamtenbesoldungsgesetz vom 30. 4. 28 wurde der Direktor der Bibliotheken der Freien und Hansestadt Lübeck in die Gruppe 20 der Lübecker B.O. (7500—13 400 RM Gehalt) mit Wirkung vom 1. 10. 27 eingeordnet. — Die Gehaltzahlung für die Bibliotheksräte erfolgt vorbehaltlich der endgültigen Eingruppierung der übrigen Stellen des bibliothekarischen Personals, die bis zum 15. Juni d. J. erfolgen soll, nach Gruppe 18 (5600—10 100 RM unter Zugrundelegung der Ortsklasse B).

Deutsche Bildungspflege in der Würdigung des Auslandes. Die nachstehende Besprechung veröffentlichen wir (in deutscher Übersetzung) als ein erfreuliches Zeichen der Aufmerksamkeit, welche unsere deutsche Bildungsarbeit neuerdings in erhöhtem Maße im Ausland findet:

E. Ackerknecht. „Die Erzväter der europäischen Philosophie". — „Friedrich Nietzsche, der Prophet der schenkenden Tugend". Hans Kern. „Friedrich Hölderlin". Stettiner Volkshochschul-Übungshefte, Heft 1—3. Stettin. Verlag „Bücherei und Bildungspflege". 1927.

Wie der Untertitel besagt, sind diese drei Schriftchen als Grundrisse für die Volkshochschulen gedacht. Die Verfasser machen deswegen keinen Anspruch auf völlig abgerundete Leitfaden. Sie beabsichtigen, die wichtigsten stofflichen Hilfsmittel zu geben, die in jedem Falle die Grundlage des Lehrganges bilden, und diesen gerade genügend erläutern, um das Ganze zusammenzuhalten. Sie wollen den Lernenden in den Stand setzen, den Lehrgang in der Erinnerung nochmals zu erleben. Das erklärt den aphoristischen Charakter des Werkes. Dieser Einfall erscheint mir der Nachahmung würdig für alle Volkshochschulen. Gemeinsam ist den drei Schriftchen die pädagogische Absicht: zu erziehen zu persönlichem und nationalem Selbstbewußtsein und die bis zum äußersten rationalistische Zivilisation der Vorkriegs- und Kriegszeit zu überwinden. Die vorgetragenen Weltanschauungen passen außergewöhnlich gut zu diesem Endziel: die Anschauung der Vorsokratiker ist die intuitive Annäherung an den Rationalismus; für Hölderlin und Nietzsche sind die Griechen Führer auf dem Wege, der vom quantitativ gerichteten Materialismus und berechnenden Utilitarismus dieser Zeit führt zu einer neuen und mehr natürlich intuitiven Schau und mehr heroischen, mehr schöpferischen Moral, von mikrokosmischer zu makrokosmischer Erfahrung.

In einnehmender Weise sind die Werke der Vorsokratiker sowohl als die von Hölderlin und Nietzsche unter diesen Gesichtspunkt gestellt, der äußerst charakteristisch ist für die gegenwärtigen kulturellen Bestrebungen Deutschlands.

Elmhurst College. F. W. Kaufmann.

(„Books Abroad" Vol. 2. April 1928.)

Personalveränderungen. Am 1. Oktober 1927 wurde an den städtischen Volksbüchereien und Lesehallen zu Breslau die Stelle eines wissenschaftlichen Hilfsarbeiters eingerichtet. Diese wurde mit Wirksamkeit vom 1. April 1928 in die Stelle eines wissenschaftlichen Bibliothekars (Besoldung nach Gruppe 2b der preußischen Besoldungsordnung) umgewandelt und Herrn Dr. Georg Adolf Narciß zugesprochen.

Offene Stellen. Breslau: Büchereiassistentin (siehe Anzeige). Meißen: Büchereiassistent(in) (siehe Anzeige). Nürnberg: zwei mittlere Bibliotheksbeamte (siehe Anzeige). Guben: Büchereiassistentin (siehe Anzeige).

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. Schuster, Berlin, Stadtbibliothek.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 29. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1928

8. Jahrgang + Heft 5

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift „**Bücherei und Bildungspflege**" erscheint im Jahre 1928 in 6 Heften im Gesamtumfang von 28 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang G.-M. 10.—. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Verbandes deutscher Volksbibliothekare" und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B." ausschließlich durch den Verlag Bücherei und Bildungspflege, Stettin, Grüne Schanze 8 — Stadtbücherei (Postscheckkonto: Stettin 9036. Verband pommerscher Büchereien) zum Vorzugspreis von G.-M. 6.— für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist die **Stadtbücherei Berlin** (C 2, Breite Straße 37). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Verband deutscher Volksbibliothekare. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien. 6. Verband niederrheinischer Büchereien. 7. Verband der Büchereien der Grenzmark Posen-Westpreußen.

Inhalt dieses Heftes:

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte:

Cannelin, Das neue finnische Büchereigesetz.

Heimbach, Reiseeindrücke von englischen Büchereien.

Hermann, Sammelbesprechung R. L. Stevenson.

Joerden, Sammelbesprechung Josef Conrad.

Kock, Sammelbesprechung Kriegserlebnisbücher aus dem Weltkrieg.

Merseburg, Kinderbüchereiwesen und Ausbildung zur Kindergärtnerin und zur Jugendleiterin.

Nörrenberg, Neuere Büchersitzen.

Plage, Literatur und Lebensgestaltung.

Rall, Querverbindungen.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 8 — 1928 — Heft 5

Zur neuen Einheit der Volksbüchereibewegung.

Von Dr. Rudolf Joerden (Stettin).

Das Wichtige an dem neuen Buch von Hofmann*) ist die ausgesprochene Bereitschaft zur Beilegung des Richtungsstreites im Volksbüchereiwesen, ist — darauf wird in der Schrift selbst hingewiesen — besonders der dritte Teil, in dem die innere Berechtigung und äußere Notwendigkeit der Einigung nachgewiesen wird. Dieser Wille zur Einigung wird sicher auch gerade von der jungen Generation, die auf beiden Seiten in den Beruf hineingewachsen ist, freudig begrüßt werden, weil eben gerade von ihr ein wahrhafter Sinn dieses Streites nicht mehr eingesehen werden kann. Man könnte nun allerdings zweifelhaft sein, ob es der richtige Weg zur neuen Einheit ist, die historischen Geschehnisse wieder heraufzubeschwören; nachdem aber einmal damit angefangen ist, muß doch gerade im Sinne derer, die das alles nicht miterlebt haben, sondern bei ihrem Eintritt in den Beruf vor die Situation des Richtungsstreites gestellt sind, gefordert werden, daß ganz reine Bahn gemacht wird, damit diese Dinge dann wirklich ein für allemal begraben werden können. Natürlich ist objektive Geschichtsschreibung eine sehr schwierige Sache und für einen Mitkämpfer wohl so gut wie unmöglich. Jedenfalls bedeutet für eine solche Geschichte der Volksbüchereibewegung die Schrift Hofmanns nicht weniger, aber auch nicht mehr, als eine Kundgebung der einen Seite, wie für sie die Entwicklung ausgesehen hat, und damit ein sehr wichtiges Material. Eine solche Geschichtsschreibung wird dann auch die von Hofmann jetzt angeschnittene Frage, wer die Schuld an dem Auseinanderfall der Volksbüchereibewegung hat, weiter untersuchen müssen. Und wenn das Buch Hofmanns hier nicht im einzelnen nachgeprüft werden kann, so ist doch soviel jetzt schon zu sagen, daß dann die „neue Richtung" wohl nicht so als das Opferlamm erscheinen wird, wie es Hofmann wahr haben möchte.

Wie nötig eine solche objektive Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung des Volksbüchereiwesens ist, ist an dem Artikel „Volksbildungswesen (freies)" zu sehen, den von Erdberg in dem Handwörterbuch der Staatswissenschaften (VIII, 1928) geschrieben hat und der gleichzeitig mit dem Buch Hofmanns herauskommt. Die direkten Widersprüche, in die sich durch vorliegenden Aufsatz der erste Vorsitzende der Leipziger Zentralstelle zu ihrem Begründer setzt, bedürfen dringend der Aufklärung. Zunächst wäre festzustellen, daß im Gegensatz zu der Veröffentlichung Hofmanns hier nichts von einer Versöhnungsbereitschaft zu spüren ist. Man könnte nun vielleicht sagen, daß das von diesem Artikel auch nicht zu erwarten sei, weil

*) Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen volkstümlichen Bücherei. Hrsg. von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Leipzig 1928.

er — wie das Aufsätzen so großer Sammelwerke nun einmal ergeht — schon vor längerer Zeit (1926 oder 1927) geschrieben sei und nun heute erst erscheinen könne. Aber dann ist jedenfalls Hofmann dem ersten Vorsitzenden der „Deutschen Zentralstelle" auch damals schon in der versöhnlichen Haltung voraus gewesen, denn er schreibt in seinem Buch (S. 98), daß er 1926 von der Leitung der Geschäftsstelle der „Deutschen Zentralstelle" zurückgetreten sei entscheidend aus dem Grunde, weil er erkannt habe, „daß ein Abbau des Richtungskampfes im Interesse der Gesamtsache des deutschen Büchereiwesens herbeigeführt werden müsse".

Der Artikel v. Erdbergs gliedert sich in vier Kapitel, welche Ausführungen über die Bildungstheorie, über die Geschichte der Volksbildungsbewegung, über die Organisationen der Volksbildung und über ihre Arbeitsgebiete bringen. Uns sollen hier nur die Abschnitte, die von der volkstümlichen Bücherei handeln, interessieren, und von ihnen auch nur die Teile, die nicht rein sachliche Angaben machen, sondern die wertende Darstellungen bringen. Und bei der Darlegung der Auffassungen des Aufsatzes sollen möglichst viel die Worte v. Erdbergs selbst angeführt werden, um ihren Charakter möglichst rein in Erscheinung treten zu lassen.

Zu dem Abschnitt über die Geschichte des Volksbildungswesens wäre allgemein zu bemerken, daß Volksbüchereiwesen, Volkshochschulwesen, Vortragswesen in einem einheitlichen Zusammenhang dargestellt und in gleiche ältere und neuere Strömungen geschieden werden. Gegen v. Erdberg wäre also dasselbe zu sagen, was Hofmann jetzt in seiner Erläuterung der Schrift „Kritisches zur Volksbildung" von Lampa feststellen muß, daß „im Büchereiwesen einerseits und im Vortrags- und Volkshochschulwesen andererseits die Grenze zwischen alt und neu verschieden verläuft". („Vergangenheit . . . ." S. 3). v. Erdberg bemerkt ausdrücklich: „Mit dem Wandel der freien Volksbildungsarbeit überhaupt geht parallel der Wandel im volkstümlichen Büchereiwesen. . . . An ihr kann man die Stadien der Entwicklung vielleicht am klarsten ablesen." (S. 733). Manche Schiefheit des Aufsatzes ist dieser Konstruktion zu danken.

Diese Stadien der Entwicklung, deren Anfänge ungefähr mit den Jahren 1870, 1900 und 1910 anzugeben wären, charakterisiert v. Erdberg folgendermaßen:

1. Die Volksbildungsarbeit wird von den verschiedenen weltanschaulichen Gruppen betrieben und darum ist das Ziel: der Staatsbürger, der Kirchengläubige oder der Parteigänger; der Weg ist die Verbreitung nützlicher Kenntnisse. „Dabei sollten in der Annahme, daß eine homogene Masse das Objekt solcher Veranstaltungen (Tätigkeit des Volksbildungsvereins) sei, mit Massenmitteln Massenerfolge erzielt werden." (S. 727). Der Charakter der Bewegung ist fürsorgerisch und steht im Zeichen einer unedlen Popularisierung von Kunst und Wissenschaft.

2. Der fürsorgerische Charakter wird abgelehnt, nicht mehr Popularisierung von Wissenschaft und Kunst, sondern jeder soll die Möglichkeit haben, in alle Gebiete der Kultur soweit einzudringen, wie er mag und kann. Es war eine Bewegung, „die in ihren letzten Zielen sich von denen der ersten Epoche nicht unterschied, auch in ihren Methoden im wesentlichen beim alten blieb, sich aber sowohl in der Quantität wie in der

Qualität ihrer Darbietungen und Einrichtungen von ihr unterschied. . . . Die Auffassung, daß Bildung in dem Quantum aufgespeicherten Wissens beruhe, über das der Mensch verfüge, beherrschte auch sie". Unter den Wandlungen der Arbeitsformen nennt v. Erdberg die der „Volksbüchereien älteren Stils" in „Bildungsbüchereien" und faßt schließlich die Arbeit dieser Bewegung zusammen: „Es herrschte eine ungeheure Betriebsamkeit, eine Oberflächenkultur wurde gezüchtet, die mit wirklicher Volksbildung nur wenig zu tun hatte und sich dem klarer sehenden Auge als eine Verfallserscheinung der Zeit vor dem Kriege offenbaren mußte." (S. 727).

3. Die einsetzende Kritik findet ihren Sprecher in dem seit 1909 erscheinenden „Volksbildungsarchiv", das „eine neue Auffassung der freien Volksbildung" vertrat. Es bildet sich schnell der Gegensatz zwischen der sogenannten alten und neuen Richtung, der dann später von Hofmann als der Gegensatz von „verbreitender" und „gestaltender" Volksbildung charakterisiert wird. Die gestaltende Volksbildung geht nicht von den Parteiungen, nicht von der Kultur, sondern „vom Menschen aus".

Entscheidend ist also für diese Darstellung der Geschichte der Volksbildung, daß die Arbeitsweisen der ersten und zweiten Periode, die bis heute in Tätigkeit sind und die sich nach v. Erdbergs Angabe in ihren letzten Zielen und Methoden nicht unterscheiden, unter dem Namen „verbreitende Volksbildung" oder „alte Richtung" zusammengefaßt werden und daß ihr die „gestaltende Volksbildung" oder „neue Richtung" gegenübergestellt wird als eine Richtung, die neu in der ganzen Auffassung der freien Volksbildungsarbeit ist. Um von den anderen Zweigen der Volksbildungsarbeit ganz abzusehen und nur die Volksbüchereiarbeit in Betracht zu ziehen: diese Auffassung v. Erdbergs ergibt einen direkten Widerspruch zu den Ausführungen Hofmanns in dem neuen Buch. Hofmann beruft sich dort darauf, daß die „neue Richtung" immer Gelegenheit genommen habe, öffentlich ihre Verbundenheit mit der Bewegung von 1900 (gemeint ist damit die Bücherhallenbewegung der Nörrenberg, Schultze u. a.) zu dokumentieren (s. 21 und an anderen Stellen), und der ganze Sinn seiner historischen Darlegungen ist, nachzuweisen, daß es der „neuen Richtung" — einschließlich v. Erdbergs („Vergangenheit..." S. 53) — nicht an einer neuen Theorie, einer „neuen Auffassung" der Volksbildungsarbeit gelegen habe, sondern an einer neuen Praxis. Die praktische Arbeit sei bis dahin nirgends im Sinne der vorhandenen Theorie geleistet worden, und die theoretischen Gedanken der Männer von 1900 in die Wirklichkeit umzusetzen, sei das Anliegen der „neuen Richtung" gewesen. Ein theoretischer Gegensatz habe sich erst herausgebildet, als mit Ladewig, Sulz, Ackerknecht u. a. zu der bisherigen lässigen Praxis eine entsprechende Theorie ausgebaut sei. Es ist deutlich, daß nach Hofmann die historische Wirklichkeit viel verwickelter ist, als es die Drei-Stadien-Theorie v. Erdbergs vermuten lassen könnte. Hier sei vorerst nur auf diesen Gegensatz hingewiesen, der unten bei der Darstellung der Entwicklung des Volksbüchereiwesens noch einmal auftaucht.

Von den Charakterisierungen dieser beiden Richtungen soll hier nur folgendes zitiert werden: „Während die alte Richtung ihre Aufgabe durch

eine Verbreitung von Bildungsgütern zu erreichen sucht, strebt die neue Richtung danach, durch die Auswahl des dem Volke zu vermittelnden Bildungsgutes und durch die Methoden der Vermittlung selbst aufbauend im Sinne einer einheitlichen Volkskultur zu wirken. Nicht als ob die alte Richtung dieses Ziel verneinen wollte, aber sie glaubt, daß der Erfolg ohne weiteres Zutun sich einstellen müsse, wenn nur den breiten Massen des Volkes ein möglichst großer Anteil an den geistigen Gütern der Nation gewährt werde. Sie übernimmt darum auch unbedenklich (im Originaltext nicht gesperrt) das Kino und das Radio als Bildungsmittel, während ihre Gegner in der Herrschaft des Kinos und des Radios ein Symptom dafür erkennen, daß gerade in den Kreisen, denen in der Aneignung geistiger Güter keine Schranken gesetzt sind, die Verbildung in einem Grade fortgeschritten ist, der eine ernste Warnung bedeutet, auch die breiten Volksmassen in diese Bahn der geistigen Entwicklung zu lenken." (S. 728). Es braucht nicht weiter untersucht zu werden, ob die Auffassung der Richtung, die Kino und Radio in den Umkreis der Volksbildungsarbeit einbezogen wissen will, richtig wiedergegeben ist, aber es verdient als ein offenbarer Widerspruch in den Ausführungen v. Erdbergs festgehalten zu werden, wenn er dann weiter in dem Abschnitt über Kino und Radio bemerkt, daß von den Vertretern der „verbreitenden Volksbildung" „immer wieder nach einer Reform des Kino und nach einer volksbildnerischen Aufgaben mehr gerecht werdenden Gestaltung des Radio gerufen" wird. (S. 742). Ebenfalls ist bemerkenswert, daß — wie dort an derselben Stelle gesagt wird — „die konsequentesten Vertreter der gestaltenden Volksbildungsarbeit das Kino und das Radio einstweilen rundweg ablehnen".*)

Aus der Nachkriegsentwicklung der beiden Richtungen bemerkt v. Erdberg unter anderem, daß „die neue Richtung . . . Hilfstruppen bekam aus den Kreisen der aus dem Felde Heimkehrenden, die das Erlebnis einer Volksgemeinschaft mit nach Hause brachten und namentlich, soweit sie schon früher der Jugendbewegung angehört oder ihr nahe gestanden hatten, durch Volksbildungsarbeit im Sinne dieser Gemeinschaft arbeiten wollten". Weiter, daß die „neue Richtung" offizielle Anerkennung durch verschiedene Länderregierungen fand; und daß schließlich die „alte Rich-

*) Daß v. Erdberg — er ist doch gewiß zu den konsequenten Vertretern der „neuen Richtung" zu rechnen und also zu denen, die Kino und Radio „rundweg ablehnen" — diese Ablehnung nicht prinzipiell, sondern wirklich nur „einstweilen" vertritt, wird deutlich an seinem soeben erscheinenden Artikel „Freies Volksbildungswesen" in Bd IV vom Handbuch der Pädagogik (hrsg. von Nohl und Pallat, S. 396), der allerdings in seinen Partien über das Kino selbst nicht ganz eindeutig ist. Die Stelle ist auch insofern interessant, als der „Empfänglichenstandpunkt" in ihr einmal ganz kraß heraustritt. v. Erdberg stellt zunächst fest, daß die heutige Kinomache einem natürlichen und berechtigten Bedürfnis entspricht und fährt dann fort: „Aber ungeheuer schwierig ist die Antwort auf die Frage, was denn an die Stelle des Films gesetzt werden soll, um jenem natürlichen und berechtigten Bedürfnis zu begegnen. Das befreiende, läuternde und erlösende Kunstwerk natürlich. Nur erfordert es Menschen, die es aufzunehmen vermögen. Damit ist die Aufgabe der freien Volksbildung gekennzeichnet. Erziehung zur Kunst." Dann wird festgestellt, daß die Kunst der Vergangenheit heute von vielen Menschen nicht mehr verstanden werden könne und daß darum aus dem Volk selbst eine neue Kunst kommen müsse: „Daß sich dieses Kunstwerk auch der Technik des Films bedienen wird, steht außer Zweifel."

tung" ihrem Umfang nach in Deutschland bis heute das Übergewicht hat. Diese letzte Tatsache wird damit erklärt, daß die Vermittlung von Wissen einem großen Bedürfnis entgegenkomme und daß ein neuer Geist nicht in wenigen Jahren die Ergebnisse einer fünfzigjährigen Entwicklung einholen könne. „Ist es aber auch erlaubt, aus dem Schrifttum (Fachzeitschriften, Broschüren, Büchern) auf das die Bewegung erfüllende Leben zu schließen, dann ist unverkennbar, daß es in der neuen Richtung stärker pulsiert. Zugespitzt könnte man es beinahe so formulieren, daß die alte Richtung, beruhigt in ihren seit fünfzig Jahren vertretenen Erkenntnissen, überhaupt keine Probleme sieht, während die neue Richtung nur Probleme sieht" (im Original nicht gesperrt) (S. 729).

Um es noch einmal zu sagen: die volkstümliche Bücherei ist in diese Schilderung immer miteinbezogen. Das hieße also in ein praktisches Beispiel übersetzt, daß die Leipziger Richtung Zuzug aus Fronttruppen und Jugendbewegung erhalten hat, die Stettiner Richtung nicht. Oder daß die „Bücherei und Bildungspflege" „überhaupt keine Probleme" sieht und die „Hefte für Büchereiwesen" „nur Probleme". Gerade hierbei könnte man ja zweifelhaft sein, wer von beiden das bessere Teil erwählt hat; und wenn es auch nur „zugespitzt" gemeint ist, so müßte außerdem doch fraglich erscheinen, ob die Einigung solch radikal entgegengesetzter Dinge ein glückliches Ergebnis zeitigen könnte, denn es ist eine alte Sache, daß minus mal plus ein minus ergibt. Aber wir sind überzeugt, daß die Wirklichkeit anders ist, und wir hoffen überdies, daß jene Anschauung in der „neuen Richtung" nicht vorherrschend ist und daß die Leipziger Zentrale in diesem Fall nicht hinter ihrem ersten Vorsitzenden steht.

In dem Kapitel über die Arbeitsgebiete behandelt der erste Abschnitt das volkstümliche Büchereiwesen. Die Drei-Stadien-Theorie erscheint hier so, daß um 1870 die Volksbücherei mit Recht den Spottnamen „literarische Suppenküche" bekommt, daß in den neunziger Jahren unter Führung von Nörrenberg ein Wandel eintritt, der — allerdings mehr in der Theorie als in der Praxis — die Volksbücherei aus einer Vereinsangelegenheit zu einer kommunalen Angelegenheit macht und ihren Arbeitsbereich nicht nur auf die geistig Enterbten, sondern auf das ganze Volk, einschl. der sogenannten Gebildeten, erstreckt. „Im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts begann dann Walter Hofmann ... den neuen Büchereigedanken auf dem Boden seiner eignen bibliothekarischen Praxis zu entwickeln." (S. 734). Genannt werden als die wesentlichen Inhalte dieses neuen Büchereigedankens Auswahl des Bestandes, Verleihung der Bücher an die Empfänglichen, Technik der Ausleihe. Wie oben schon angedeutet, ist es von Wichtigkeit, deutlich zu sehen, daß sich v. Erdberg hier in einem Gegensatz zu Hofmann befindet. Das Mittel der Kritik, das Hofmann mit großer Geschicklichkeit und methodischer Sicherheit an die Volksbüchereientwicklung anlegt, ist die Frage: „Wie verhält sich die eigentliche Wirklichkeit zur Theorie?", und er stellt dann mit Genugtuung fest, daß die „neue Richtung" der Bücherhallenbewegung von 1900 gegenüber keine neue Theorie gebracht habe — der theoretische Gegensatz kommt erst gegen Ladewig, Sulz, Ackerknecht u. s. f., und ihre Entwicklung der Kitsch-

theorie —, sondern daß sie verwirklicht habe, was jene gewollt hätten: Auswahl des Bücherbestandes, individuelle Vermittlungsarbeit. v. Erdberg weiß hier von der Theorie der Bücherhallenbewegung nur zu sagen, daß sie die Volksbücherei zu einer kommunalen Angelegenheit machen und ihren Bereich auf das ganze Volk ausdehnen wollte. Alles andere weist er dem „neuen Büchereigedanken Walter Hofmanns" zu.

Es liegt nun alles daran, zu wissen: welches ist die Auffassung der „neuen Richtung" und der Leipziger Zentralstelle in dieser Frage? Man hat sich so sehr daran gewöhnt, Hofmann und v. Erdberg als die solidarischen Führer einer fest geschlossenen Gruppe anzusehen, daß man solche Widersprüche zunächst nicht für möglich hält. Natürlich bliebe dann immer noch zu untersuchen, wieweit die Darstellung Hofmanns der Wirklichkeit entspricht, aber ob die Auffassung dieser Dinge in der Leipziger Richtung einheitlich ist oder nicht, müßte ganz deutlich gesagt werden.*)

Übrigens ist es nicht möglich, die Ausführungen v. Erdbergs mit der Beschränktheit des zur Verfügung stehenden Raumes zu erklären. Natürlich bietet in einem solchen Nachschlagewerk, wie es das Handwörterbuch der Staatswissenschaften ist, der Artikel über das gesamte Volksbildungswesen nicht die Möglichkeit zu weitausholenden Ausführungen über die Entwicklung der Volksbücherei. Aber eine solche andere Darstellung hätte auch nicht zu viel Platz in Anspruch zu nehmen brauchen, nur hätte sie nicht in das Schema der Drei-Stadien-Theorie gepaßt. Und daß in dem Artikel auf die Kitschtheorie der Sulz, Ackerknecht u. s. f. überhaupt kein Bezug genommen wird, ist ein offenbarer Mangel, um so mehr, als v. Erdberg der Vorführung der Theorie Hofmanns so weiten Platz einräumt.

Um dann ein Bild zu geben, wie die bibliothekarische Welt heute aussieht, wird folgende Aufführung der wichtigen Bibliotheken gemacht: „Am konsequentesten nach der neuen Lehre gestaltet sind die öffentlichen Bücherhallen in Leipzig, Neukölln, Köln, Braunschweig, Hagen, Darmstadt, Gera, Hameln. Aber auch viele andere Büchereien, wie z. B. Görlitz und Solingen, kommen, ohne direkt mit der Zentralstelle zusammenzuarbeiten, ihren Forderungen nahe. Auf der andern Seite stehen die Büchereien, in denen der Gesichtspunkt der verbreitenden Volksbildung wohl noch vorwiegt und die ihren geistigen Mittelpunkt in der Person Dr. Ackerknechts, des Leiters der Stadtbücherei in Stettin, und in der Zeitschrift „Bücherei und Bildungspflege" haben. Die bedeutendsten Büchereien dieser Art bestehen in Stettin, Frankfurt a. O., Flensburg (Nordmarkbücherei), Essen, Düsseldorf, München, Dresden und anderen Orten." (S. 734).

Über diese allzu schnell fertige und für jeden, der einigermaßen mit den Büchereiverhältnissen vertraut ist, durchsichtige Aufteilung, soll hier kein Wort mehr verloren werden. Aber das eine wäre noch zu sagen: Man hat sich in letzter Zeit daran gewöhnt — und gerade v. Erdberg und die „neue Richtung" haben sich zu dieser Auffassung bekannt —,

*) Merkwürdigerweise schreibt v. Erdberg in seinem Aufsatz „Freies Volksbildungswesen" im Handbuch der Pädagogik (hrsg. von Nohl und Pallat, IV, 387) genau wie Hofmann, daß in der 1914 gegründeten Zentralstelle in Leipzig sich die Stätte gebildet habe, „an der das 1900 Begonnene weitergeführt wurde". Damit wird die Verwirrung allerdings nur noch größer.

unter „freier Volksbildung" nicht etwa eine Volksbildungsarbeit zu verstehen, die sich unter allen Umständen von weltanschaulicher Bindung freihält, sondern eine solche, die — gleichgültig, ob sie von einer Bindung oder von der Neutralität ausgeht — von echt pädagogischem Geist beseelt ihren Ausgang von den Nöten des einzelnen Menschen nimmt und zu Menschen bilden will, die trotz ihrer weltanschaulichen Verwurzelung über die Grenzen der politischen oder konfessionellen Partei hinwegsehen können. Wir erleben es nun, daß innerhalb dieser freien Volksbildungsarbeit sich selbst ganz ähnliche Parteiungen gebildet haben, und der vorliegende Aufsatz v. Erdbergs ist ein peinlicher Beleg dafür, daß es auch an entsprechender tendenziöser Parteiliteratur nicht fehlt, und noch dazu in einem für die allgemeine Öffentlichkeit bestimmten Nachschlagewerk. Wenn es in den schwebenden Einigungsbestrebungen gelingen möchte, diese enge, voreingenommene Parteilichkeit zu überwinden und die volksbildnerische Wirklichkeit wieder einmal unbefangen anzusehen, dann wäre ein großer Schritt vorwärts getan.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des deutschen Büchereiwesens im Spiegel der Leipziger Zentralstelle.

Von Dr. Wilhelm Schuster.

> Sollte es auch nicht in meiner Macht stehen, etwas Wahres zu erkennen, so steht doch dies bei mir, nichts Falschem zuzustimmen. Descartes.

Auf meinen Aufsatz „Historische und andere Irrtümer in der Kritik der Volksbildungsbewegung"[1]) hat Walter Hofmann mit einer Schrift „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen volkstümlichen Bücherei"[2]) geantwortet, welche in zwiefacher Hinsicht bedeutsam ist. Einmal gibt sie in größerem Zusammenhang die Lehrmeinung der Leipziger Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen über die bisherige Entwicklung und über den gegenwärtigen Zustand des deutschen Büchereiwesens — es heißt ausdrücklich im Vorwort: „Auf Grund einmütigen Beschlusses des Vorstandes und der Geschäftsstelle der Deutschen Zentralstelle, sowie der bibliothekarischen Mitglieder des Verwaltungsausschusses werden die Darlegungen Walter Hofmanns hiermit als Ausdruck der gemeinsamen Auffassung der genannten Stellen und Persönlichkeiten veröffentlicht" —, sodann möchte sie so verstanden sein, daß sie dies in einer Art tue, welche nun auch an ihrem Teile die zu unnötiger Schärfe gediehenen Gegensätze auf das Maß sachlicher Auseinandersetzungen zurückführen helfe. Ohne Zweifel kann solche Auseinandersetzung allein der weiteren Entwicklung förderlich sein und den unerfreulichen Zwist so vieler Jahre auf die gesunde und notwendige Spannung innerhalb der Bewegung bringen. Ich muß mit Bedauern feststellen, daß die als vorhanden vorauszusetzende gute Ab-

[1]) Bücherei und Bildungspflege Jg. 1927, H. 7, S. 367 ff. Auch als Sonderdruck in kleiner Auflage erschienen, heute vergriffen.
[2]) Leipzig: Quelle & Meyer 1928.

sicht der Hofmannschen Schrift bei der Ausführung nicht festgehalten wurde. Ganz abgesehen von den scharfen Angriffen gegen meine Person ist die Schrift, soviel sie das Gegenteil versichert, im Kern apologetisch und polemisch, und dies ist nicht nur von den genaueren Kennern der Entwicklung und des Gehaltes der umstrittenen Fragen auch sofort empfunden worden.

Bei der Bedeutung, welche der Leipziger Zentralstelle heute sowohl in Rücksicht auf die ihr zur Verfügung stehenden öffentlichen Mittel (worin ihr keine ähnliche Einrichtung auch nur entfernt verglichen werden kann) als auch hinsichtlich des Einflusses zukommt, der ihr in den Ministerien einzelner Bundesstaaten, vornehmlich Preußens, zur Zeit eingeräumt wird, muß eine Nachprüfung der Ansprüche und Aufstellungen ihrer neuesten Veröffentlichung von allgemeinem Interesse und nicht ohne Vorteil für die Erkenntnis der derzeitigen Lage des deutschen Volksbüchereiwesens sein. Dies darf nun wohl nicht in dem Sinne geschehen, daß der Hofmannschen Apologie, welche die Argumente der Gegner nur in Auswahl und in einem Sinne benutzt, wie sie der apologetischen und vielleicht unbewußt und deshalb versteckt polemischen Absicht dienlich sind, nun eine polemische Apologie der eigenen oder der allgemeinen gegnerischen Auffassung gegenübergestellt würde. Um voran zu kommen und die Sache wirklich zu fördern, wird man die Angelegenheit ernster nehmen müssen und sich nicht nur mit der allgemeinen Entwicklung der neueren Bücherhallenbewegung, sondern auch mit der Entwicklung der Hofmannschen Lehrmeinungen selbst auseinanderzusetzen haben. Das muß notwendig eine gewisse Zeit in Anspruch nehmen. Da ich aber ja auch persönlich sehr scharf angegriffen wurde und es doch vermeiden möchte, eine umfangreichere Arbeit, die ich in einigen Monaten abzuschließen gedenke, mit der nunmehr notwendigen Abwehr allzusehr zu belasten, möchte ich einiges hier in diesem Aufsatz vorwegnehmen. Es ist auch zu befürchten, daß alteingefressene Irrtümer sich durch die neue Schrift der Leipziger Zentralstelle erneut verbreiten, welche der Erkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse hinderlich sein müssen. Es soll bei dieser Abwehr nun mit großer Offenheit verfahren werden, denn hier, wie so oft im Leben, scheint mir vielleicht deshalb ein so böser und hinderlicher Komplex von Mißverständnissen entstanden zu sein, weil es niemand gewagt hat, seine Gedanken ganz auszusprechen, vielleicht nicht einmal vor sich selbst. Ich glaube aber, daß man mit solcher Offenheit die schuldige Achtung vor der Persönlichkeit nicht verletzt, zumal wenn man den Mut dazu aus der Liebe zu einer guten Sache und nicht aus einer gekränkten Eitelkeit und einem Zorne schöpft. So nahe liegen uns diese heute schon historisch gewordenen Dinge (wie das Spiel „neue — alte Richtung") nicht mehr, und unsere Eitelkeit wünschen wir mehr darin zu befriedigen, sachgemäß zu handeln als neu. Den Mut aber auch zum Irrtum wollen wir aus dem Goetheschen Wort schöpfen: „Es ist mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man vorn im Brett bewegt: sie können geschlagen werden, aber sie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird." Wobei nicht wir die Gewinner sein sollen, sondern das deutsche Volksbüchereiwesen, dem wir alle dienen.

Das Eigentümliche an Walter Hofmanns Schrift wie an manchen seiner früheren Veröffentlichungen ist, daß er der Argumentation der Gegner nie-

mals folgt. Er verkennt deshalb auch die Dinge, die ihn von seinen Gegnern oder diese von ihm trennen. Zum mindesten übersieht er den größten Teil davon. Er verbleibt seit Anfang seiner volksbibliothekarischen Tätigkeit bei dem einen und dem gleichen Punkt: dem Streit um das „gute Buch". Das gute Buch für die Volksbüchereien forderten die maßgebenden Führer der Bücherhallenbewegung der neunziger Jahre, das gute Buch wird heute einhellig von allen gefordert. Doch entstand bald theoretischer Zwiespalt darüber, was als das gute Buch anzusehen sei. Dieser Zwiespalt wirkte sich praktisch aus, bei den einen in einer schulmeisterlich-kurzsichtigen Verengung („Lesebuchreife" nenne ich das), bei den andern in zum Massenbetrieb führenden amerikanisierenden Methoden, bei den Verantwortungslosen in einer lässigen Erweiterung des zugelassenen Buchmaterials, bei den Verantwortungsbewußten in systematischer Durcharbeit des Bestandes wie der bildungspfleglichen Voraussetzungen dieser Frage. Schulmeisterliche Verengung wie Massenbetrieb sind beides Auswüchse, die sich wohl hier und da fanden und leider noch finden, die aber keineswegs notwendige Folge der einen oder der anderen Theorie sind, vielmehr Folgen ihrer Überspitzungen. Das ist entscheidend für die ganze Behandlung der hier erörterten Dinge. Es gibt Hofmann anhängende Büchereien, welche weniger kritisch bei der Buchauswahl sind als andere, welche der Theorie eines seiner Gegner folgen. Was der eine noch als „Kunst" oder „der Welt des Echten" angehörig sieht, ist dem andern schon „Kitsch". Beide lassen oft dasselbe Buch aus verschiedenen Gründen zu: der eine, weil es ihn vollwertig oder echt dünkt, der andere, weil er aus der für ihn nicht vollwertigen Literatur eine nach bestimmten Grundsätzen sorgfältig getroffene Auswahl für unumgänglich und sozialpädagogisch wertvoll hält. Beide Gruppen, sofern ihre Büchereien von gut geschulten, verantwortungsbewußten Bibliothekaren geleitet wurden und werden, leisten gleichwertige sozialpädagogische Arbeit, zumal Sozialpädagogik wie alle Pädagogik in erster Linie angeborene und in der Praxis vervollkommnete Kunst, zu sehr geringen Maßen aber erlernbare Technik und Methode ist. Beide Gruppen haben unermüdlich das überlieferte und neu hinzukommende Buchmaterial nach sozialpädagogischen Grundsätzen durchforscht (die sich in der Einzelanwendung oft zum Verwechseln ähneln) und haben damit grundlegende Arbeit für die heutige Volksbücherei geleistet. Dabei haben beide Gruppen zugelernt und sind kritischer gegenüber dem Buchmaterial geworden. Hofmann selbst gibt S. 54 seiner Schrift zu: „Selbst der erste Katalog der von W. Hofmann eingerichteten Freien öffentlichen Bibliothek Dresden-Plauen spiegelt noch ziemlich deutlich die Tendenzen wider, die bei dem praktischen Aufbau des Bücherbestandes damals (1905/06) die deutschen Bücherhallen beherrschten". Richtiger müßte es heißen, er spiegelt wider, wie hilflos man, abgesehen von allen Theorien, dem Bücherbestande gegenüberstand, der ja doch bisher von keiner Seite her nach sozialpädagogischen Gesichtspunkten durchleuchtet war. Wie konnte es denn überhaupt anders sein? Die Bewertung der verschiedenen Autoren wandelt sich auch im Volksbüchereiwesen, es wandelt sich auch bei W. Hofmann die Anschauung über das „echte" Buch. Im Jahre 1909 führte er etwa noch Mehrstücke von Ganghofer, der da-

mals auf dem Zenit seiner Beliebtheit stand, von der Boy-Ed, Brachvogel, H. Schmid, Heyking, Beyerlein, Muellenbach, Stratz, Lauff, Wolzogen. In je einem Exemplar waren Werke von M. Schmidt, Nieritz, Schubin, F. v. Zobeltitz vertreten. Im Jahre 1914 benutzt er in seiner Schrift über die Leipziger Bücherhallen, als die Entfremdung zwischen ihm und der Mehrzahl der Kollegen schon recht weit gediehen war, zur Kennzeichnung seines Standpunktes in der Bücherwahl der Schönen Literatur den Satz Nörrenbergs, den damals die Mehrzahl der Volksbibliothekare hätte unterschreiben können: „Voraussetzung ist, daß die Erzählungsliteratur wohl gesichtet und daß bei weitherziger Duldung des harmlos-leichten, literarisch nicht hochwertigen Genres das Gefühlsverlogene ausgeschieden wird." (Sperrung von mir). Heute würden seine Gegner in ihrer Mehrzahl diese Formulierung für zu weitgehend halten. Sie würden an Stelle des gesperrten Textes etwa sagen: „unter Duldung des literarisch nicht hochwertigen Genres, soweit es durch ethische, rationale oder Gefühlswerte sozialpädagogisch bedeutsam ist." Diese bestimmtere und strengere Haltung gewann die jüngere Bücherhallenbewegung aus ihrer Durcharbeit der Schönen Literatur, wie sie in ihrem Besprechungswesen, besonders in den durch Ackerknecht und seinen Kreis gepflegten Sammelbesprechungen hochwertiger und gerade auf der Grenze der Zulässigkeit stehender Autoren geübt wurde[3]). Hofmann geht in seinem Buche nicht ganz korrekt vor, wenn er seinen Standpunkt in dieser Frage, wie er ihn später einnimmt, mit dem der älteren Bücherhallenbewegung gleichsetzt, indem er deren Forderung des guten Buches mit seiner späteren Formulierung des „echten" oder „lebensechten" Buches gleichsetzt, wie er es verschiedentlich tut. Man muß diese Bezeichnungen wohl auseinanderhalten, denn sie haben verschiedenen Begriffsinhalt.

Heute muß auch W. Hofmann die Tatsache zugestehen, daß es außerhalb seines Kreises sowohl gut geleitete Büchereien wie gute Bibliothekare gibt, aber wenn man sein neues Buch liest, so vermißt man die Erklärung des Wunders, wie aus so verwerflichen Theorien (und womöglich Methoden) so gute Arbeit erwachsen konnte. Nach seiner eigentümlichen Geschichtskonstruktion müssen sie entstanden sein, wie Athene aus dem Haupte des Zeus in voller Rüstung entsprang.

Es sei denn, daß Hofmann seine Ausführungen auf S. 4 seines Buches als hinreichende Erklärung ansieht, wo es u. a. sehr richtig heißt: „Junge, neue Kräfte sind auf allen Seiten herangewachsen, grundsätzliche Forderungen und Arbeitsformen, die einst heftig umstritten waren, sind nahezu schon Allgemeingut der deutschen Volksbibliothekare geworden, bestimmte neue Forderungen greifen über alle Gruppen, alte und neue, hinaus, alte Forderungen haben zwar nicht ihren sachlich-fachlichen Wert, aber ihre aktuelle symbolische Gruppenbedeutung verloren, und in bestimmten Orga-

---

[3]) Bisher erschienen Sammelbesprechungen folgender 29 Autoren in der Bücherei und Bildungspflege: Alice Berend, Boßhart, Dickens, Enking, Frenssen, Ganghofer, Gorki, Handel-Mazzetti, Heer, Hesse, Friedr. Huch, Keyserling, Jſ. Kurz, Moeschlin, Ompteda, Poeck, Polenz, Raabe, Rosegger, W. Schäfer, Schreckenbach, Sinclair, Speckmann, Sperl, Supper, Thoma, Viebig, Zahn, Zola. Weitere sind in Vorbereitung.

nisationen, wie im Verband deutscher Volksbibliothekare, sind sich die Kollegen der verschiedenen Richtungen auch menschlich näher getreten." Aber dieser Ausgleich ist doch nicht etwa so erfolgt, daß nur der eine Teil der nur gebende, der andere der nur nehmende war.

So sind auch Hofmanns Ausführungen S. 42 ff. seiner Schrift abwegig, welche die Tendenz zu einer durchgebildeten Berufskunde allein für seine Arbeit in Anspruch nehmen wollen. Das Verdienst seines Aufsatzes über die „Organisation des Ausleihdienstes" als der ersten Darstellung seiner Methode und der ersten Analyse der wichtigsten Frage des praktischen Dienstes in dieser systematischen Ausführlichkeit wird dadurch nicht geschmälert. Aber weil andere Kollegen nicht einen ähnlichen Aufsatz geschrieben haben, kann er doch nicht folgern, daß man an diesen Dingen nicht ebenfalls gearbeitet habe. Die Tatsache, daß es auch damals Büchereien gab, welche den Vergleich mit dem kleinen Dresden-Plauen und auch später mit seiner Leipziger Bücherei gewiß nicht zu scheuen hatten, daß man auf der anderen Seite genau so eifrig an der schulmäßigen Ausbildung des Nachwuchses arbeitete, welches alles ihm so gut bekannt ist wie jedem anderen älteren Volksbibliothekar, hätte ihn vor diesem Anspruch bewahren sollen. Wenn er sich auch etwas gewunden ausdrückt, ist der Sinn dieses Abschnittes ganz einfach der, daß nur durch ihn selbst und seinen Anhang wertvolle Arbeit geleistet wurde, alles andere aber dilettantische Pfuscherei war. „Dort aber", so heißt es auf S. 44, „wo deutliche Ansätze zu einer methodischen Bewältigung der eigentlichen Aufgaben der Büchereiarbeit sich zeigten, dort vollzog sich auch ohne weiteres eine relative Annäherung zwischen diesen methodisch fortgeschrittenen Fachgenossen und den Exponenten der neuen Richtung". *Die übrigen, welche nicht zu einer „relativen Annäherung" an Leipzig kamen, gehören also zu denen, die nicht einmal „Ansätze zu einer methodischen Bewältigung der eigentlichen Aufgaben der Büchereiarbeit zeigten" und bei der „mechanischen Ausleihe" verharrten.* Höher kann man wohl in der Bewertung der eigenen Arbeit nicht mehr greifen, tiefer die Arbeit der Mitstrebenden nicht mehr einschätzen. Wenn man dazu sich der Tatsache erinnert, daß hier nicht von einer weit zurückliegenden Zeit und von verstorbenen, sozusagen schon historisch gewordenen Persönlichkeiten die Rede ist, sondern zum guten Teil von den heute noch in voller Kraft wirkenden Arbeitsgenossen, so fragt man sich vergeblich, wie nicht nur W. Hofmann allein, sondern die ja ausdrücklich diese Schrift Hofmanns mitzeichnenden Vorstandsmitglieder und bibliothekarischen Mitglieder des Verwaltungsausschusses dazu kommen, den Fachkollegen und der „deutschen Öffentlichkeit" zu versichern, daß dieses Buch friedlichem Verständigungsgeiste dienen wolle. Diese Abrüstung erinnert verzweifelt an Beispiele aus der großen Politik dieser Tage.

Ich unterschätze die Tragweite der Gegensätzlichkeit der verschiedenen Theorien nicht, wenn ich behaupte, daß wertvolle sozialpädagogische Arbeit überall dort geleistet werden kann, wo tüchtige und verantwortungsbewußte Persönlichkeiten an der Arbeit waren und sind und wo nicht extreme Überspitzungen den Sinn für die Wirklichkeiten abstumpfen. Ich werde später

in meiner angezeigten Schrift zu zeigen haben, wie die Hofmannsche Theorie eine Reihe von volkspsychologisch und sozialpädagogisch wichtigen Fragen unter den Tisch fallen läßt. Die Überbewertung der Theorien und Methoden erklärt sich wohl hinreichend aus der Jugend der Bewegung, welche ja noch um die ersten Ausgestaltungen dieser Theorien und Methoden ringt. Hier kommt es zunächst darauf an, daß Hofmann an dem tieferen Sinn der gegnerischen Argumentation überall blind vorbeigeht. Seine Gegner haben ihm dies nun z. T. so ausgelegt, daß er nicht sehen wolle. Sie führen zum Beweise seine Art an, sowohl die Gegner zu zitieren als die ihm Wohlwollenden. Er veröffentlicht etwa aus einer ihm wohlwollenden Besprechung Nohls (in der „Erziehung") in seinen „Heften für Büchereiwesen" die ihn stützenden Sätze und läßt die andern, welche gewisse kritische Einschränkungen enthalten, einfach fort. Ich selbst habe ihm die Auswertung des bekannten Heidenhain-Zitates zum Vorwurf gemacht, worauf ich noch zurückkomme. Er schickt der Hochschule für Politik einen besprechenden Katalog zur Prüfung ein und setzt dann ins Vorwort, diese habe den Katalog begutachtet, während sie vor seiner Veröffentlichung in dieser Form ausdrücklich gewarnt hatte (vgl. darüber „Zeitschrift für Politik", Bd 18, Heft 2, S. 133 ff.). Die Beispiele ließen sich vermehren. Ich bin trotzdem der Ansicht, daß Hofmann falsch verstanden wird, so gut ich seine agitatorische Art kenne, welche schon seinem Stil den Stempel aufdrückt. Ich sehe vielmehr in diesem allen einen Schulfall für die so häufigen Mißverständnisse, unter Gelehrten und gerade auch Pädagogen. Vaihinger liest Kant anders als Adickes, beide werfen einander vor, gewissermaßen bösartig die Augen vor dem klaren Wortlaut des Textes zu verschließen, die Zitate durch willkürliches Herausschneiden zu fälschen und — beide lesen Kant sicher falsch, worauf im Grunde soviel nicht ankommt, wenn einer eine so geistreiche Theorie verficht, wie Vaihinger, was ein Kritiker dieses Streites mit Recht vermerkt. An dem Ernst und der Aufrichtigkeit beider ist dabei nicht zu zweifeln. Die Schriftgelehrten des Alten Testaments machten es ja wohl schon ähnlich, und von den modernen Pädagogen der Schule will ich schweigen. Wir sitzen nicht allein in der Verdammnis. Kurz, ich sehe in der Aufweisung der Tatsache, daß es so ist, noch nicht das Wesentliche. Ich möchte fragen: Weshalb legt Hofmann die Entwicklung in so eigentümlichem Sinne aus, weshalb liest er Freund und Feind immer so, daß daraus von vornherein eine Bestätigung seiner Theorie wird, weshalb ist es ihm unmöglich, seinen Gegnern tiefer in ihre Gedankengänge zu folgen? Eine Erörterung dieser Frage ist deshalb wichtig, weil sie an die Quellen rührt, denen die Hofmannsche Auffassung der sozialpädagogischen Aufgabe der volkstümlichen Bücherei zum guten Teile entspringt.

Es ist bemerkenswert, wie früh sich die entscheidenden Grundlinien seiner Auffassung herausgebildet haben. Hier hat er niemals gesucht, sondern gefunden, vorgefunden. In der praktischen und theoretischen Ausgestaltung seiner Theorie sucht er, und deshalb ist er hier oft widerspruchsvoll, er muß immer wieder zusehen, seine Theorie den widerstrebenden Tatsachen gegenüber zu retten. Aber in den Grundlinien kennt Hofmann in den 20—25 Jahren seiner volksbibliothekarischen Tätigkeit keine Entwicklung,

ist er immer der Gleiche geblieben. Es ist keine Entwicklung, sondern die Entfaltung eines pädagogischen Willens zum unbedingten Führen von großer vitaler Kraft und starker Folgerichtigkeit, aber auf einer schmalen geistigen Grundlage. Deshalb kennt er sehr wohl den Zweifel an der Möglichkeit jeder Volksbildung: er hat pessimistischen Stimmungen starken Ausdruck gegeben. Aber er kennt nicht den Zweifel an seinem Wege zur Volksbildung, und er hat ihn nie gekannt. Wenn es überhaupt einen Weg zur Volksbildung gibt, dann muß es der seinige sein. Jeder andere ist ein Irrweg und als solcher — minderwertig. Er hat eine eigentümliche Dialektik ausgebildet, das sich und andern zu beweisen. Auch diese Dialektik, welche Suchen und Forschen — soweit es die Eckpfeiler des Systems anbetrifft — nur vortäuscht, in Wahrheit aber dazu bestimmt ist, einem von vornherein feststehenden Satz den Beweisunterbau zu liefern, ist schon 1908 in seinem bekannten großen Aufsatz „Die Organisation des Ausleihdienstes in der modernen Bildungsbibliothek" (Volksbildungsarchiv Bd 1, 2. 1909/11) ausgebildet und wird dort ähnlich gehandhabt, wie in seiner neuesten Schrift von 1928. Solche dialektische Auseinandersetzung ist natürlich kein Beweis, steckt voll von willkürlichen Annahmen und Voraussetzungen und endet jedesmal mit einer Antithese. Diese bekommt dann sogleich aus dem logischen Gegensatz heraus eine Bezeichnung, welche, wie sein berühmtes „alt — neu" eine moralische Wertung enthält, dem Gegner den Stempel der Rückständigkeit und sich selbst die entsprechende Auszeichnung aufdrückt. Dabei sind es z. T. nur vermeintliche logische Gegensätze, in Wirklichkeit vielmehr polare Verhältnisse, was er übersieht. Diese Art der Beweisführung, des antithetischen Schwarz-weiß-Denkens, der Polemik ist es, welche den Grund zu den Zerwürfnissen innerhalb der deutschen Büchereibewegung abgab. Hofmann stellt es mit Unrecht heute so dar, als ob er von Anfang an im Kreise der Bücherhallenbewegung gewissermaßen als Eindringling und Außenseiter betrachtet worden sei. Er ist zunächst freundlich aufgenommen, erfuhr mannigfache Hilfe und wurde von manchen Kollegen, wie von Fritz, Heidenhain und anderen, als neue Hoffnung und willkommene Verstärkung begrüßt. Es sind lediglich die oben aufgeführten Eigenheiten, welche ihm diese Kollegen in verhältnismäßig kurzer Zeit entfremdeten. Hofmann bricht auch seine Darstellung des historischen Verlaufs an einer Stelle ab, welche ihm für sich günstig erscheinen mochte, wodurch aber weiterhin ein falsches Licht auf die Entwicklung fällt. Hierauf werde ich später an anderem Orte eingehen.

Alle die hier berührten Dinge können nicht einfach als nicht vorhanden ausgeschaltet werden, wenn man die Entwicklung verstehen will. Sie können sich auch kaum von Grund aus ändern. Was sich aber ändern läßt, ist ihre Bewertung. Erkenne ich die wesensmäßig bedingte Eigenart einer Anschauung und ihre unverrückbaren Grenzen, so werde ich mich eher verstehen, ihre Werte anzuerkennen und mich auf die Bekämpfung ihrer Ausuferungen zu beschränken.

Die Begrenztheit der geistigen Grundlage Hofmanns ist wesensmäßig, charakterologisch, nicht bildungsmäßig bedingt. Er besitzt vielmehr eine starke Rationalität und Einfühlungskraft in alles, was seinem kräftigen,

aber engen Willen gemäß ist. Diese beeindruckbare Rationalität greift nach immer neuen Formen, um sie im Dienste des Wesensausdruckes der Persönlichkeit zu verwenden. Ohne allerdings — wie dies an seiner Stellung zu den verschiedenen Weltanschauungen etwa besonders deutlich wird — immer den Sinn und das Eigenleben dieser Formen zu erkennen und zu bemerken, daß sie in Widerspruch zu dem eigenen Streben und seinen gesetzmäßigen Folgerungen stehen. Hieraus fließen die häufigen Unklarheiten in seinen Arbeitsbegriffen und programmatischen Aufstellungen, wie aus der Begrenztheit der geistigen Grundlage seine stilistische Eigentümlichkeit, fast zwangsläufig stets auf dieselben Dinge zurückzukommen und in seinen zahlreichen Schriften sich satz- und abschnittsweise wörtlich zu wiederholen. Wohl entspricht das Letztere seinem Hange zur Propaganda, aber man tut ihm doch Unrecht, diese Eigentümlichkeit lediglich propagandistischen Motiven zuzuschreiben.

Solchem starken, in enger Bahn sich auswirkendem Willen muß eine große Stoßkraft eignen. Sie wird erhöht durch die Konsequenz, mit der er in zäher Arbeit sein Werk ausbaut und zu sichern bestrebt ist. Und hieraus erwächst einer der positiven Gewinne, welche die deutsche Büchereibewegung dieser ausgeprägten Persönlichkeit zu danken hat. Wenn wir auch über die Verwendung der Mittel, welche seine Energie sich zu verschaffen wußte, vielfach anderer Meinung sein müssen als er und seine Anhänger: daß es ihm überhaupt gelang, sie zusammenzubringen, ist eine gewaltige Leistung. Zumal in Deutschland, wo auch auf dem Gebiete der Volksbildung von Behörden und Körperschaften sehr viel mehr theoretisiert und geredet als gehandelt wird. Und auch, wenn wir meinen, daß die unbestreitbaren fachlichen Fortschritte (etwa in der Ausarbeitung der besprechenden Fachkataloge) nicht immer im richtigen Verhältnis zu den dafür aufgewandten Kosten stehen, so bleibt die Tatsache bestehen, daß sie in vielem richtunggebend und zu wertvollen Grundlagen für unser aller Weiterarbeit geworden sind. Mag man in seiner technischen Durcharbeit des gesamten Ausleiheapparates, ja des ganzen Ganges des Buches durch die Bücherei, manches für überspitzt halten, diese und jene Lösung verwerfen, so bleibt seine Lösung doch ausgezeichnet in ihrer Geschlossenheit. Gewiß können andere Verfahren mit gutem Unrecht daneben bestehen — gehen doch alle gemeinsam, wie ich in meinem Aufsatz nachgewiesen habe, von den seitens der älteren Bücherhallenbewegung erarbeiteten Grundlagen aus —, aber die Hofmannschen Lösungen sind mit Auswahl von manchen übernommen worden, welche das ganze System ablehnen. Er sollte sich dessen freuen; leider ist er auch hierin so sehr Dogmatiker, daß er ein „Alles oder nichts" verficht. So hat der von ihm heraufgeführte Zwist zwar die Bewegung ihrer geschlossenen Kraft beraubt und vielfach gehemmt — wie weit könnten wir sein, wenn wir einig geblieben wären! —, aber selbst dieser Zwist hat den einen Vorteil gehabt, daß der von Leipzig unablässig geführte Angriff jeden einzelnen zwang, sein geistiges und praktisches Rüstzeug immer von neuem zu überprüfen, auszugestalten und durch tiefere Begründung zu sichern. Heute schafft sich ja in der jüngeren Bücherhallenbewegung mehr und mehr die Überzeugung Raum, daß wir über diese Gegensätze hinausgewachsen sind, daß „alte" und „neue" Richtung

hinter uns liegen. Aber die Jüngsten, denen diese neue Weisheit fertig überliefert wird, dürfen doch auch nicht vergessen, daß es diese an sich bedauernswerten Kämpfe sind, an denen und mit denen wir wuchsen. Der Sinn dieses neuen Lebensgefühls in der jüngeren Bücherhallenbewegung aber ist die Erkenntnis, daß es sich nicht um logisch sich ausschließende Antithesen bei den verschiedenen Grundfragen handelt, sondern um eine im Wesen aller Pädagogik begründete polare Spannung, welche Theodor Litt mit den Worten „Führen" und „Wachsenlassen" umschreibt. Nicht an einem Pol und nicht am andern liegt das alleinige Heil, sondern innerhalb dieser Spannung, für jeden an dem Orte, der seiner persönlichen Wirkungsart entspricht. Nur die Extreme sind zu scheuen und zu bekämpfen, nicht die kräftige Ausprägung der pädagogischen Persönlichkeit. Solche Erkenntnis aber schafft die Basis für ein gemeinsames, vorurteilsfreies und „echtes" Suchen und Forschen nach den soziologischen, psychologischen und ethischen Voraussetzungen unserer Arbeit, wie nach den praktischen Methoden, die sich auf ihnen aufbauen.

Aus der Wesensart Hofmanns ist auch die eigenartige Gründung seiner Zentralstelle entstanden. Sie ist eigenartig, da sie in sich widerspruchsvoll ist. Sie hieß schon „Zentralstelle", als noch so wenig um sie sich zusammenfand, daß man kaum von einer zentralen Beziehung reden konnte. Sie nannte sich selbst bald darauf „deutsche" Zentralstelle, um den Anspruch auch im Namen zu betonen, „die" Zentralstelle für „das" Volksbüchereiwesen Deutschlands zu sein. In Wahrheit war sie nie mehr, als die Zentralstelle einer bestimmten „Richtung" von fraktionsmäßiger Organisation und Geschlossenheit. Diese wird zwar geleugnet, besteht aber, wofür (unter Verzicht auf zahlreiche andere Zeugnisse) nur das Auftreten der Leipziger Partei auf den Tagungen des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare als Beweis angeführt werden soll. Mir ist kein irgendwie ähnlicher Verband bekannt, dessen Tagungen sich mit dem Bilde der unseren vergleichen ließen. Das fraktionsmäßige Zurückziehen während der Verhandlungen, das Sprechen für Gruppen, statt für Überzeugungen und Meinungen von Persönlichkeiten, welches hierdurch auf unsere Tagungen nach dem Muster politischer oder wirtschaftlicher Parlamente oder Konferenzen gekommen ist, die fraktionsmäßige Geschlossenheit der Leipziger Gruppe bei allen Abstimmungen bieten nicht das Bild einer Versammlung aus eigener freier Verantwortung vor sich selbst und vor der Sache handelnder pädagogischer Persönlichkeiten.

„Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen" dürfte sich nur eine Vereinigung nennen, welche wirklich die gemeinsame Arbeits- und Sammelstelle für das deutsche Volksbüchereiwesen aller Richtungen darstellte. Eine solche Zentralstelle wäre uns sehr von nöten, denn im ständigen Austausch der Auffassungen an einem neutralen Orte würden die Meinungen sich klären, würden die Ergebnisse der gemeinsamen Arbeit zusammengefaßt und allen zugänglich gemacht werden können. Der Verband Deutscher Volksbibliothekare hatte von Anfang dies Programm entwickelt (vgl. die Charlottenburger Tagung, B. u. B. 1922, S. 157 ff.), diese wichtige und immer noch ungelöste Aufgabe zu übernehmen, aber es war der Preis, den er für den Anschluß der Hofmannschen Gruppe zahlen mußte, daß er diese Absicht fallen ließ, welche dem Machtstreben der Leip-

ziger Zentrale bedrohlich zu werden schien. Hofmann setzte den betreffenden Paragraphen in den Satzungen durch, womit der Verband sich selbst zur Ohnmacht in den wichtigsten Fragen verdammte. Konnte die damalige überwältigende Mehrheit der deutschen Volksbibliothekare ihren tatbereiten Willen zur Versöhnlichkeit stärker erweisen als durch die Annahme dieser Bedingung? Von allem diesem ist in dem Hofmannschen Buche nicht die Rede[4]). Kann er es seinen Gegnern verdenken, wenn sie nach diesem Beweise so unverhüllten Machtstrebens unter so offenbarer Zurücksetzung der sachlichen und ideellen Bedürfnisse der ganzen Bewegung die Leipziger Zentralstelle bekämpfen? Hofmann spricht nur von der alten Büchereizentrale bei der Jubiläumsstiftung (dem jetzigen „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht"). Deren Gründung erfolgte aber, nachdem er durch die Form seiner Kritik sich von den Kollegen getrennt, sich bereits in der Gründung der Leipziger Zentrale für sich und seine Anhänger den Mittelpunkt gegeben und sich hierdurch auch äußerlich von der allgemeinen Bewegung geschieden hatte. Wie die Dinge damals lagen, war an ein gedeihliches Zusammenarbeiten nicht zu denken, und der damalige Ministerialreferent, Ministerialdirektor von Bremen, mußte sich zunächst damit begnügen, die übergroße Mehrzahl der preußischen Volksbibliothekare zusammengebracht zu haben. Schließlich handelte es sich doch um eine preußische Angelegenheit.

Selbstverständlich war es möglich und notwendig, den Kreis so bald wie angängig auf sämtliche preußischen und dann deutschen Volksbibliothekare auszudehnen. Da die Zentrale in Berlin an den Kriegsfolgen einging, war diese Gelegenheit gegeben, als auf der Casseler Tagung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare der Leipziger Zentralstelle durch die Mehrheit ein so offenbares und weitgehendes Zeugnis ihrer Versöhnungsbereitschaft gegeben wurde. Und das, trotzdem Hofmann inzwischen durch einen maßlosen Angriff auf seine Gegner im Jahre 1918 alles getan hatte, ihnen diese Haltung zu erschweren. Es ist eine folgenschwere Unterlassung des preußischen Ministeriums, daß diese Gelegenheit zur Schaffung einer wahrhaft paritätischen Zentralstelle verabsäumt wurde. Damit wäre der Bewegung trotz aller Spannungen in ihren Auffassungen die dringend notwendige Einheitlichkeit und Durchschlagskraft zurückgegeben worden. Natürlich wird diese Entwicklung einmal kommen müssen, aber daß sie um zehn Jahre zu spät kommen wird, hat das deutsche Volksbüchereiwesen zu büßen. Vielleicht nimmt sich an Stelle des preußischen

[4]) Die Darstellung dieser Vorgänge bei W. Hofmann wirft ein scharfes Licht auf die Art seiner Berichterstattung (a. a. O. S. 96): „Der Verband ist nach seiner ganzen Entstehungsgeschichte nicht in der Lage, ein gemeinsames Berufsgut der deutschen volkstümlichen Bücherei herauszuarbeiten und dieses zur Grundlage seiner Verbandspolitik zu machen. Die sachlichen Notwendigkeiten werden nach wie vor entweder von den einzelnen Bibliotheken selbst (was in der Regel ziemlich wirkungslos ist) oder aber von den Gruppen, den büchereipolitischen Richtungen vertreten. Der Verband spielt hier nur eine ganz unbedeutende Rolle, er wird diese Rolle auch weiterhin spielen, solange er nur die formalorganisatorische Zusammenfassung sachlich-fachlich und büchereipolitisch schroff auseinanderstrebender Kreise und Gruppen ist." Hofmann hinderte ihn eben, mehr zu werden als die „formalorganisatorische Zusammenfassung ... schroff auseinanderstrebender Kreise und Gruppen".

Ministeriums das Reichsministerium des Innern der Sache an, was auch im Sinne des Ausgleiches der örtlichen Verschiedenheiten, die gerade auf unserem Arbeitsgebiete so stark mitsprechen, gegenüber einer preußischen Lösung manchen Vorteil hätte.

Statt hier eine wirkliche deutsche oder wenigstens preußische Zentralstelle zu schaffen, wandte der neue preußische Ministerialreferent seine ganze Fürsorge und auf vielen Wegen auch einen erheblichen Teil der preußischen Geldmittel der Förderung der Leipziger Zentralstelle zu, deren erster Vorsitzender er war oder wurde. Seinem Einflusse, den er vielfach zur Geltung brachte, gelang es, der Partei der Leipziger Zentralstelle in Preußen allmählich mehr und mehr Boden zu gewinnen. Die feste Organisation der Leipziger Zentrale erweist sich auch darin, daß die Ablegung des „Bekenntnisses" (das Wort „bekennen" spielt dort eine bezeichnende Rolle) zu den Leipziger Grundsätzen und ihre Vertretung auf Tagungen usw. die Voraussetzung bildet für eine Unterstützung durch Leipzig und seine Organe. Persönlichkeiten, welche diesem Bekenntnis untreu werden, indem sie abweichende Ansichten äußern oder mit Kollegen außerhalb des Leipziger Kreises in unerwünschte Arbeitsfühlung treten, werden fallen gelassen.

Auch diese Gründung seiner Zentralstelle und die Art, in der sie ihre Büchereipolitik als Machtpolitik betreibt, ist eine der Ursachen für das Zerwürfnis mit W. Hofmann, welche dieser in seinem Buche übersieht. Ich bin aber wiederum der Ansicht, daß man diesen Methoden Hofmanns nicht immer die richtigen Motive unterlegt. Die Leipziger Richtung bietet das typische soziologische Bild einer Sekte oder sektenmäßig fundierten und organisierten Partei. Alle Gruppengebilde von verwandter Struktur handeln so in ihrer Machtpolitik und Personalpolitik, erheben die gleichen Ansprüche auf den Besitz der einen, jede andere ausschließenden Wahrheit, sehen die „Andersgläubigen" mit denselben Augen an. Und keinem anderen ist die subjektive Wahrhaftigkeit, selbst bei Handlungen, welche das Gegenteil zu erweisen scheinen, in so hohem Maße zuzuerkennen, wie den Angehörigen einer solchen Gruppe. Daher die entrüstete Zurückweisung des Vorwurfes der Machtpolitik. Allerdings darf man den Gegnern es auch nicht verübeln, wenn sie eine derartige Gruppenbildung innerhalb des deutschen Volksbildungswesens mit ihren Ansprüchen und ihren Ressentiments nicht anerkennen wollen.

Was Walter Hofmann zuerkannt werden muß, wird man dem 1. Vorsitzenden der Zentralstelle, Dr. v. Erdberg, nicht aberkennen. Auch er darf die Glut der Überzeugung, welche den also Gebundenen auszeichnet, für sich in Anspruch nehmen. Seine Handlungen und seine Haltung gegenüber dem allgemeinen preußischen Volksbüchereiwesen tragen denn auch den Stempel einer solchen Bindung[5]). Immerhin: er befindet sich in einer Doppelstellung, denn er ist zugleich preußischer Ministerialreferent. Man kann es den nicht der Leipziger Gruppe angehörenden Büchereien nicht verdenken, wenn sie deshalb die Sache nicht immer von diesem

---

[5]) Es ist bezeichnend, daß W. Hofmann so nachdrücklich v. Erdbergs „Parität" preist. Leider sind seine Gegner nicht ganz der gleichen Ansicht.



Standpunkte ansehen, sondern gerade von einer solchen Stelle eine objektivere Haltung wünschen. Dr. v. Erdberg hat in seiner letzten Arbeit über das deutsche Büchereiwesen im Handbuch der Staatswissenschaften, wie Joerden in diesem Hefte an anderer Stelle nachweist, erneut den Beweis geliefert, daß er das deutsche Volksbüchereiwesen nicht unvoreingenommen zu sehen vermag. Er hat diese seine Haltung öffentlich zu verteidigen gesucht, so dürfen wir sie hier kritisieren. Niemals würde es einem Referenten oder Ministerialdirektor für das Schulwesen einfallen, sich einer der radikalen pädagogischen Reformbestrebungen mit auch nur annähernder Ausschließlichkeit zu verschreiben. Er wird vielmehr bedacht sein müssen, jeder der verschiedenen Reformbestrebungen soviel Raum zu verschaffen, als sie zur Erprobung ihrer Theorien bedarf, dann aber das Erprobte von allen Richtungen mit sehr behutsamer Hand der allgemeinen Schulverwaltung nutzbar zu machen suchen. Man braucht nur die verschiedenen Schulprogramme oder Richtlinien der Schulverwaltung in ihrem geschichtlichen Nacheinander durchzugehen, um den Beweis für diese einzig mögliche Praxis zu erbringen. Wenn die preußischen Volksbüchereien für sich die gleiche Behandlung fordern, so tun sie nichts Unbilliges.

Für uns liegt die Bedeutung der Erdbergschen Tätigkeit in seinen theoretischen Schriften und in seiner Eigenschaft als Leiter der von ihm als „Volksbildungsarchiv" begründeten Zeitschrift. Auch hier ist er Theoretiker, zumal der praktischen Volksbüchereiarbeit steht er fremd gegenüber. Immer war er ein Mann der Volkshochschule und nicht der Bücherei[6]). Es ist hier nicht der Ort, über seine Volksbildungstheorie und das zu sprechen, was er etwa an schöpferischem Gedankengut zur allgemeinen Theorie beigetragen hat. Eine Arbeit darüber von einer Persönlichkeit außerhalb des engeren Erdbergschen Kreises steht noch aus. Sie ist eine dringende Notwendigkeit und würde die Geschichte des deutschen Volksbildungswesens wie seine gegenwärtige Lage von manchen Seiten erhellen. Mag man aber den von ihm vertretenen Theorien zustimmen oder nicht, man wird jedenfalls anerkennen müssen, daß er der von ihm geleiteten Zeitschrift den Stempel seines Geistes aufzuprägen wußte und damit die Entwicklung der Volksbildungsbewegung nachhaltig zu beeinflussen verstanden hat. Und wenn seine Äußerungen über das Volksbüchereiwesen im besonderen auch kaum irgendwo über die Anerkennung und Empfehlung der Arbeit der Leipziger Zentralstelle hinausgehen, so hat diese Unterstützung auch seitens der von ihm geleiteten Zeitschrift doch einen unmittelbaren und starken Einfluß auf die Entwicklung des Volksbüchereiwesens ausgeübt.

Die Unfähigkeit, über den eng geschlossenen Kreis des eigenen Denkens

---

[6]) So berührt es etwas eigentümlich, wenn Hofmann S. 36 versichert, es sei bei der Gründung des Volksbildungsarchivs der Abstand zwischen Theorie und Praxis im Volksbüchereiwesen gewesen, den v. Erdberg so „bitter" empfunden habe. Bekanntlich war Erdberg nie Bibliothekar. — Interessant ist hier die Feststellung, daß Ackerknecht 1912 (!) im 3. Bande des Volksbildungsarchives als Mitarbeiter auftritt (mit einer Reihe wichtiger Besprechungen) und daß sich Erdberg damals noch darüber hinaus um seine Mitarbeit bemüht hatte.

hinauszuschauen, läßt Walter Hofmann die Zentralstelle mit ihrer bekenntnismäßigen Festlegung der Theorie und der erwählten Methoden bis in Einzelheiten der Technik hinein fast instinktiv wie eine Schutzmauer um sich aufrichten, hinter der nur Geist seines Geistes Raum haben darf. Es mangelte ihm wohl auch an Zeit für die Dinge draußen, denn immer war er in angespannter Tätigkeit, das Feld innerhalb dieser Mauer zu bestellen, ihre Einflußsphäre zu erweitern, Kräfte für diese Arbeit heranzuziehen und nicht zuletzt das von innen her darüber sich hinaus Entwickelnde auszuscheiden, wie das von außen Herandrängende abzuwehren. Deshalb nehmen die Polemik und noch mehr fast die Apologetik einen so breiten Raum in seinen Schriften ein.

Aus der gekennzeichneten Eigenart der pädagogischen Persönlichkeit Walter Hofmanns und seiner Schöpfung, der Zentralstelle, entspringt ihr Hang und ihr Geschick zu einer polemisch und apologetisch zugleich eingestellten, also agitatorischen Propaganda. Auch die Zeit vor ihm und neben ihm kannte und brauchte Propaganda, wie jede und besonders jede junge Bewegung. Das Neue an der Hofmannschen Agitation war, daß sie sich nicht auf die Vertretung und Förderung der allgemeinen Sache gegenüber einer gleichgültigen und schwerfälligen Öffentlichkeit beschränkte, sondern daß sie sich zugleich polemisch gegen gleichstrebende Kollegen mit anderen sozialpädagogischen Auffassungen richtete und apologetisch und agitatorisch die eigene Lehre als die alleinseligmachende anpries. Das war zum mindesten in diesem Ausmaße neu[7]) und mußte schwer verstimmen. Nicht mit Unrecht sah man in dieser Form des Hinauszerrens fachlicher Diskussionen in die breite Öffentlichkeit eine Schädigung der Geschlossenheit der Bewegung, man fühlte diese Bewegung auch irgendwie in ihrem innersten Kerne verletzt. Denn Sinn und Wesen der Büchereiarbeit geht ja auf die Verinnerlichung des Menschen, es ist eine Aufbauarbeit rein seelischer Natur. Die neue Agitation in ihren grellen Formen schien mit diesem Geiste in einem unlösbaren Widerspruch zu stehen, schien das Beste dieses Geistes preiszugeben oder zu verflachen. Man erkannte weder, daß eine Pädagogik des „Führens" in extremem Sinne sich ihrer Natur nach anderer Ausdrucksmittel bedient als eine Pädagogik, welche dem „Wachsenlassen" näher steht, noch durchschaute man die eigentümliche, sektenmäßige Gebundenheit, in welcher diese Pädagogik auftrat. Heute, wo Theodor Litt und andere Forscher diese Grundformen pädagogischen Wollens klar herausgearbeitet haben, übersieht man das alles besser. Man weiß, daß weder eine extreme Pädagogik des Führens auf die Dauer haltbar ist, noch eine des Wachsenlassens, daß wahre Pädagogik dem Wachsenlassen näher stehen muß als dem Führen. Denn nicht der Pädagoge ist der Führer zu neuen Menschheitszielen, seine Rolle im Kulturprozeß ist eine bescheidenere. Aber man weiß auch, daß das Führen über dem Wachsenlassen nicht vernachlässigt werden darf, und daß die Pädagogik, um das nicht zu vergessen, der extremen Vertreter des Führens nicht entraten kann, welche besonders in Krisenzeiten wie der heutigen ihren guten Platz inner-

[7]) Bis dahin trennte man die Kritik innerhalb des Faches von der nach außen gerichteten Propaganda. Das Vermischen beider und das Hinauszerren polemisch behandelter fachlicher Differenzen an die Öffentlichkeit ist das Entscheidende.

halb der Entwicklung haben, während sie in beruhigten Epochen des Ausreifens die wenig beneidenswerte Rolle des Bakelpädagogen spielen. Mit der Überwindung der gegenwärtigen Kulturkrise dürften daher die Auswüchse „führender" Pädagogik und Sozialpädagogik von selbst verschwinden.

Das sind in erster Linie die Dinge, welche den „Richtungsstreit" haben ausbrechen lassen und die ihm seine Schärfe geben. Wo hier Belege für meine Auffassung noch nicht hinreichend gegeben scheinen, wird sie im einzelnen meine angekündigte Schrift bringen, ohne daß ich dann dort auf alles hier Erörterte nochmals einzugehen brauche. Um diese Schrift weiter zu entlasten, gehe ich nun zu einigen Einzelheiten des Hofmannschen Buches über, welche zugleich am Beispiel manches vom soeben Ausgeführten zu belegen trefflich geeignet sind und wiederum von hier aus erst die rechte Beleuchtung erfahren.

Es berührt zunächst auch bei der neuen Schrift Hofmanns eigentümlich, daß er für seine ausführliche Entgegnung sogleich den Schauplatz wechselt. Es ist ihm versagt, im Schatten zu kämpfen, er braucht Licht, Bühne und Publikum. Solcher Wechsel des Schauplatzes für den Austrag einer in wesentlichen Teilen rein fachmännischen und nur für den Fachmann beurteilbaren Streitfrage ist ungewöhnlich und anderswo aus guten Gründen nicht Sitte. Er läßt sein Buch in einer Reihe von „Schriften zur Büchereifrage" erscheinen, von denen es ausdrücklich vorn heißt: sie „sollen a u c h der Klärung in den Kreisen der Fachgenossen dienen, — i n e r s t e r L i n i e s i n d s i e a b e r f ü r d i e H a n d d e r N i c h t b i b l i o t h e k a r e b e s t i m m t. Sie sollen i n d e r d e u t s c h e n Ö f f e n t l i c h k e i t Klarheit über die wesentlichen Absichten, Voraussetzungen und Erfordernisse" (nicht der Leipziger Zentralstelle, sondern „der d e u t s c h e n volkstümlichen Bücherei") schaffen[8]). Obwohl ich nun ja in dem Buche vor der „deutschen Öffentlichkeit" sehr scharf und, wie ich sogleich erweisen werde, gänzlich zu Unrecht angegriffen bin, will ich im Interesse der allgemeinen Sache Walter Hofmann nicht auf dieses Gebiet folgen, sondern mich nach wie vor mit dem kleinen Kreise interessierter Volksbildner begnügen. Mein erster Aufsatz in dieser Sache charakterisierte sich ja schon in seinem Titel (Historische und andere Irrtümer in der Kritik der Volksbildungsbewegung) als das, was er ist: eine Fachschrift für Fachleute. Er erschien in dieser Fachzeitschrift und in ganz kleiner Auflage als Sonderdruck für einige interessierte Personen, vornehmlich auch für Übungszwecke, wozu er bereits Verwendung fand. Er war also keineswegs die „gewichtige öffentliche Kundgebung" von „besonderem Gewicht" „als Sonderdruck der größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht", als den ihn Hofmann im Vorwort seiner Schrift ausgibt, um sich eine Art von Rechtsgrund für seinen Wechsel des Schauplatzes zu schaffen und dem Leser in etwas das Erstaunen zu nehmen, das ihn ergreifen muß, wenn er eine Schrift „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen volkstümlichen Bücherei" zum guten Teile mit einer fachlichen Polemik gefüllt findet.

---

[8]) Sperrungen von mir. Die häufige Verwendung des Wortes „deutsch" ist charakteristisch für den Stil der Zentralstelle.

Die historischen Feststellungen meines Aufsatzes werden von Hofmann ausdrücklich zugegeben, mit Ausnahme der Einführung des Leseheftes in seiner eigentümlichen Form, welche Hofmann mit Recht für sich in Anspruch nimmt. Ich hatte mich inzwischen schon selbst davon überzeugt und lege der Tatsache doch größere Bedeutung bei, als Hofmann das selbst tun will (über die Vorteile und Nachteile gegenüber der sogenannten „Klappkarte" kann ich hier nicht sprechen). Denn ich sehe eben die Bedeutung der Hofmannschen Leistung viel mehr auf dem technisch-organisatorischen, als auf dem sozialpädagogischen Gebiet. So war auch dies eine der glücklichen technischen Lösungen, an welchen die frühe Geschichte der Bücherhallenbewegung so reich ist. Die von mir genannte Vorstufe des Leseheftes ist beschrieben bei H. E. Greve: Das Problem der Bücher- und Lesehallen. Aus dem Holländischen übersetzt. Bevorwortet von C. Nörrenberg, Leipzig 1908, S. 237 ff. (mit Abbildung). Es ist ein Wunschbüchlein oder „Bestellbuch", in das der Leser Signatur, Verfasser und Titel selbst einträgt und die erhaltenen Bücher jeweils ausstreicht. Schon hier wird der Nachteil erwähnt, den das Bestellbuch mit dem Leseheft teilt, daß es — trotz ermahnender Anweisung — ins geliehene Buch hineingelegt den Bucheinband lockert. Es war in Bremen und Hamburg eingeführt.

Hofmann faßt meine Feststellungen selbst in fünf Punkte zusammen und sucht dann durch Zitate aus eigenen, vorzugsweise älteren Arbeiten zu beweisen, daß er diesen historischen Hergang auch stets festgehalten habe. Ich habe niemals behauptet, daß Hofmann bis 1914 und vielleicht gelegentlich auch noch später in Fachschriften ihm nahestehende Ansichten der älteren Bücherhallenbewegung nicht zustimmend zitiert habe. Wie hätte er dies in der Zeit vor dem Kriege auch unterlassen können, da allenthalben um ihn die Männer aus der älteren Bücherhallenbewegung wirkten und er selbst erst sehr allmählich eine irgendwie nennenswerte Gefolgschaft gewann? Wäre die Konstruktion, welche er seiner berühmten Antithese „neu — alt" als Beweisunterbau gab, so leicht gezimmert worden, sie wäre ohne weiteres zusammengebrochen und weder Lampa in seiner Schrift, noch v. Erdberg in seinem neuen Aufsatz im Handbuch der Staatswissenschaften wären jemals zu ihrer schiefen Auffassung der Dinge gekommen.

Ich werde am anderen Orte des näheren zu zeigen haben, wie Hofmann zuerst im Volksbildungsarchiv (ab 1909) eine Spaltung in der Bücherhallenbewegung nach der verschiedenen Stellung zum „guten Buch" herbeizuführen trachtete. Sein starker Wille dachte sich diese Spaltung natürlich so, daß er der erklärte Führer der einen Partei werden sollte. Seine ersten Versuche 1909/11 wurden noch nicht richtig erkannt. Man fühlte sich ja weithin mit ihm einer Meinung und empfand ihn anfangs als wertvollen Zuwachs der *eigenen* Bewegung, wenn man auch die Art seiner Polemik nicht billigte. Sein „neu" empfand man als gegen die Volksbüchereien alten Schlages gerichtet, welche die Methoden der Volksbüchereien aus der Zeit *vor* der Bücherhallenbewegung weiterführten, oder gegen diejenigen, welche mit amerikanischen Methoden (Indikator) in ähnlichem Sinne arbeiteten, fühlte sich also ins „neu" miteinbegriffen. Man muß sich vor Augen halten, daß der Kreis der eigentlichen Bewegung noch recht eng war, für zahlreiche neu entstehende Büche-

reien gab es einfach keine Bibliothekare, die Ausbildung stand noch in ihren Kinderschuhen. Alle kannten sich persönlich, man lernte, indem man reiste (wie es Hofmann auch tat), und teilte sich in persönlichem Austausch das Wichtigste mit. Erst die Dürerbundschrift Hofmanns von 1912 und besonders die Kritik des Ladewigschen Buches (für die Fachwelt im Zentralblatt für Volksbildungswesen 1912, für die „breite Öffentlichkeit" im Kunstwart 1913) machte allgemeiner klar, wohin die Reise gehen sollte. Von da ab verschärften sich die Gegensätze. Immer noch aber ist die Hofmannsche Anhängerschaft so klein, daß von einer eigenen „Richtung" unter Führung Hofmanns kaum vor 1914 die Rede sein kann. Und es geschah das Entscheidende: Die großen und damals maßgebenden Büchereien, welche Hofmann seiner „neuen" Richtung zugeteilt wissen wollte und lobend als Beispiele aufführte, wie u. a. Bremen unter Heidenham und Charlottenburg unter Fritz, dachten nicht daran, sich unter Hofmanns Führung in eine „Richtung" zu begeben, an der sie vor allem das auszusetzen hatten, was ich oben erwähnte: die Art der Polemik, der Beweisführung, der Antithetik, der Propaganda, bald die sich mehr und mehr herausbildende Dogmatik. Die Lage war also 1914, als die Gegensätze zwischen Hofmann und den anderen sich zuspitzten, so: „neue" Richtung im Hofmannschen Sinne waren 1. er und seine Anhänger, 2. die zahlreicheren Büchereien der Bewegung, welche sich nicht mit ihm absonderten, sondern im Lager der Gegner standen. Seine volksbibliothekarischen Anhänger waren bei Eröffnung der Zentralstelle nicht mehr als: Städtische Bücher- und Lesehallen zu Köln, Verband oberschlesischer Volksbüchereien, Bergisch-Gladbach, Braunschweig, Flensburg (Volksbibliothek), Meißen. Wie wenig geklärt auch damals die Verhältnisse noch waren (ganz anders, als sie Hofmann jetzt rückblickend darstellt), beleuchtet schlaglichtartig die Tatsache, daß Joh. Tews, Generalsekretär der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, Berlin, dem Werbeausschuß der neuen Leipziger Zentralstelle angehörte! Dazu aber kommt ein weiteres: Es war eine jüngere Bücherhallenbewegung entstanden, deren markantester Vertreter Ackerknecht war, welche keineswegs darauf aus war, die Bücher wahllos in möglichst großer Anzahl in die Masse zu schleudern, was Walter Hofmann als Kriterium der „alten Richtung" bezeichnete und was man mit einigem Recht von den Büchereien behaupten durfte, welche den alten Volksbüchereityp aus der Zeit vor der Bücherhallenbewegung fortsetzten. Diese „Richtung" zeichnete sich vielmehr dadurch aus, daß sie gegenüber der Hofmannschen Sozialpädagogik des „Führens" einer mehr dem „Wachsenlassen" zuneigenden Pädagogik folgte (nicht jedoch im extremen Sinne etwa das „Führen" ganz vernachlässigend). Sie zeichnet sich aber noch durch einen anderen sehr wichtigen Umstand aus, welchen Hofmann, in seine Antithese eingesperrt, niemals gesehen hat: Sie pflegte nämlich die Bücherei nicht als vereinzelt bestehende Einrichtung, welche zu anderen Einrichtungen wie Volkshochschule usw. nur „Beziehungen" unterhielt, sie suchte von Anfang das Volksbildungswesen als Ganzes zu sehen und die Bücherei als Mittelpunkt in eine „gemeindliche Bildungspflege" hineinzubauen. So ist die Stettiner, so die Memeler Bücherei unter Kemp, Kattowitz (jetzt unter Kauder) und viele andere nicht denkbar ohne engste Be-

ziehungen zu dem um sie gruppierten Vorlesungs- und Volkshochschulwesen, zu Vorlesestunden usw. Es ist nicht zufällig, daß Ackerknecht wertvolle Volksbildungsarbeit auf dem Gebiete der Jugendschriftenfrage, der Volkshochschule und des Lichtspiels praktisch und theoretisch leistete, daß Musikbücherei und Kinderlesehalle außerhalb Leipzigs ausgebildet wurden, daß das ländliche Beratungsstellenwesen und Büchereiwesen sich außer Zusammenhang mit Leipzig die maßgebenden Grundlagen erarbeitete. Auch hier zeigt sich die Schmalheit der Leipziger Basis. Hofmann hat nur drei Bücherhallen in Leipzig in fast 1½ Jahrzehnten errichtet, bis heute die Stadt trotz reicher Geldmittel noch nicht annähernd versorgt, während etwa in Berlin ein differenziertes Büchereiwesen mit Kinderlesehallen, Musikbüchereien, Blindenbücherei erwachsen ist und in anderen Städten überall ähnliches teils errungen, teils im Werden ist. Es ist bezeichnend, daß Hofmanns Zeitschrift sich „Hefte für Büchereiwesen", die Zeitschrift Ackerknechts und seiner Freunde sich „Bücherei und Bildungspflege" (1919 „Bildungspflege") nennt. — In ähnlicher Weise sieht W. Hofmann die Volksbücherei innerhalb des kommunalen Büchereiwesens isoliert, während die jüngere Bücherhallenbewegung dieses als ein organisches Ganzes durchzubilden trachtet. Welches Bestreben sich denn ohne viel Lärm und Schreiberei entgegen der Hofmannschen Theorie mehr und mehr durchsetzt, weil es sinngemäß ist.

Zu einer Zeit also, als das Volksbüchereiwesen Deutschlands sich scheiden läßt: 1. in nun hoffentlich aussterbende Volks- und Stadtbüchereien „alten Schlages", 2. in eine „jüngere Bücherhallenbewegung" (einschließlich der früher von Hofmann mit seinem „neu" ausgezeichneten, ihm nicht in die Isolierung folgenden Büchereien), 3. in die Leipziger Richtung, verschärfte Hofmann seine Antithese „neue — alte Richtung" dahin, daß er die Bezeichnung „neu" für seine Anhänger, die Leipziger Zentralstelle, reservierte und alles übrige als „alte Richtung" in einen Topf warf. Von dieser alten Richtung sagte er dann die schändlichsten Dinge aus, besonders in seinem 1918 erschienenen Artikel im „Vorwärts" (von dem auch v. Erdberg sich abzurücken gezwungen sah), aber auch in anderen Schriften. Da seine großen Geldmittel ihm eine großzügige Propaganda erlaubten, so ist darauf die leider in weiten Kreisen herrschende irrtümliche Vorstellung von den Verhältnissen im deutschen Volksbüchereiwesen zurückzuführen, der auch Lampa unterlag und der v. Erdberg in seiner neuesten Abhandlung im Handbuch der Staatswissenschaften wie auch sonst folgt.

Die historische Konstruktion, mit der Hofmann seine Antithese „neu — alt" zu stützen sucht, kann im einzelnen hier nur kurz beleuchtet werden.

Es heißt im Buche: von „etwa 1908" entstand im reichsdeutschen Büchereiwesen ein „Flügel", der „durch Walter Hofmann geführt wurde". (S. 1.)

Das ist nicht richtig. Damals kann von einem „geführten Flügel" noch nicht die Rede sein. Richtig ist, daß zu dieser Zeit, oder besser 1909, als Hofmann im Volksbildungsarchiv ein Organ erhielt, seine Bestrebungen begannen, die Bücherhallenbewegung aufzuspalten. Die Möglichkeit hierzu sah er in einer um diese Zeit einsetzenden Kritik, welche ja durchaus nicht von Hofmann ausging und nicht von ihm allein getragen

wurde, in der sich vielmehr die führenden Persönlichkeiten der Bücherhallenbewegung ziemlich einig waren, und die auch von Stimmen außerhalb des Kreises der Volksbibliothekare verstärkt wurde. Die Heranziehung des Nachwuchses und anderer für den neuen Beruf durch Anlage und Bildung qualifizierter Persönlichkeiten hatte nämlich mit der raschen Ausbreitung nicht Schritt halten können, die Gemeinden waren über die Auswahl, Vorbildung und Eingruppierung der Volksbibliothekare trotz aller Aufklärung noch meist im Ungewissen — sind sie es doch vielfach heute noch! —, und so fürchtete man mit Recht ein „Versanden", wenn nicht Abhilfe geschaffen wurde. Gewiß wurzelt Hofmanns Richtung insofern in dieser Kritik, als sie ihm die Möglichkeit zu seinen Spaltungsversuchen und den Vorwand für seine Antithese gab. Aber berechtigt ihn dies dazu, die ganze, neben ihm sich regende Arbeit zur Abhilfe zu negieren oder für die „neue" Richtung, d. h. doch für Leipzig, in Anspruch zu nehmen? Berechtigt ihn diese Kritik, die doch das sicherste Zeichen für die Lebendigkeit der Bewegung um ihn war, von einem „Versanden" zu reden und pathetisch auszurufen: „Dieser chaotische Zustand bestand zehn Jahre nach Beginn der Bücherhallenbewegung!", und zwar in einer Denkschrift an den sächsischen Landtag von 1924, um zu beweisen: so war es, bis die „neue" Richtung (d. h. nun er selbst) kam, um das deutsche Büchereiwesen zu retten?

Man erkennt hieraus, wie wichtig es für ihn ist, den „von Walter Hofmann geführten Flügel des reichsdeutschen Büchereiwesens" ab 1908 zu datieren[9]). S. 58 ff. seines Buches stellt er die Sache freilich so dar, als habe er sich etwa von 1907 an vergeblich an die Fachgenossen gewandt, „sich an der Klärung zu beteiligen". Er vergißt hier, daß er an anderen Orten zum Beweise des „chaotischen Zustandes um 1908" selbst die Stimmen derer zitiert, welche gerade wie er am Werke waren, durch ihre Kritik und ihre praktische Arbeit dem Übel abzuhelfen. Liest man sein Buch an dieser Stelle, so ist man versucht, zu glauben, der einzige Heidenhain habe damals seine Arbeit mit Interesse begleitet (wo ist auf einmal der geführte Flügel?), aber noch 1911 stand er z. B. mit Fritz in Briefwechsel und fragte bei diesem um Äußerung und Begutachtung zu seinen Arbeiten an, wofür ich als Beweis selbst einen Brief Hofmanns aus diesem Jahre in Händen gehabt habe. Die Fachgenossen wandten sich vielmehr von ihm wegen der Art seiner Polemik und Propaganda ab, auch Heidenhain. Es ist bedauerlich, daß er in seiner Anlage 4 nur Einleitung und Schlußkapitel seiner Kritik an Ladewigs „Politik der Bücherei" vom Jahre 1912 mitteilt. Man muß gerade das nicht mit Abgedruckte nachlesen, um die Erregung der Fachgenossen über diese Kritik zu verstehen, zumal Hofmanns Ausführungen im „Kunstwart", mit denen der Streit in die Öffentlichkeit gezogen wurde. Der „Offene Brief an Herrn W. Hofmann", der als Ausdruck dieser Erregung in den „Blättern für Volksbibliotheken" erschien, war verfaßt von — Heidenhain, den man deshalb darum gebeten hatte, weil man eine objektive, sachlich Hofmann nahestehende Persönlichkeit

[9]) So auch schon in der Beckerschen Entgegnung auf meinen Aufsatz, Hefte für Büchereiwesen, Jg. 1928.

wählen wollte, die jenseits des Fachstreites stand, um ihm nicht Unrecht zu tun und der Zurückweisung Nachdruck zu geben. Außerdem sollte der Text des offenen Briefes so gehalten sein, daß ein Einlenken Hofmanns und eine zukünftige Zusammenarbeit nicht abgeschnitten wurden. Hofmann beachtete diese Mäßigung seiner Gegner nicht, sondern zerschnitt mit seiner scharfen Erwiderung das Tischtuch vollends.

Wenn dann 1914 Sulz, Fritz, Jaeschke, Ackerknecht, Ladewig, Heidenhain, welche gerade in den Grundlagen z. T. sehr verschiedene Auffassungen haben, einen gemeinsamen Sammelband „Büchereifragen" erscheinen ließen, so dokumentierten sie eben damit, wie sie im Vorwort ausdrücklich aussprechen, daß sie dem deutschen Büchereiwesen „die Vielfältigkeit und Fruchtbarkeit unbefangener Fragestellungen" sichern und dartun wollten, daß sie den Verfall der Bewegung in „Richtungen" ablehnten, weil „die Gemeinsamkeit der Arbeitsgesinnung" jedes wahren Volksbibliothekars sie alle verbände. Hofmann dagegen nennt diese, wie ihm doch nicht unbekannt sein kann, von sehr verschiedenen Anschauungen ausgehenden Männer „sehr prominente Vertreter der „alten Richtung", wie man damals schon sagen konnte". Er traut seinem Leser wirklich erstaunlich wenig zu, oder wohl richtiger: er sieht erstaunlich weit an den Dingen vorbei.

W. Hofmann stellt es in seiner ganzen Schrift unentwegt so dar, als gäbe es nur zwei „Richtungen", auf der einen Seite die Vertreter des „echten" Buches, auf der anderen die der „Kitschtheorie". Andere Auffassungen kennt er nicht, und die sogenannte „Kitschtheorie" stellt er sich äußerst primitiv vor. Freilich hat auch „die Welt des Echten" zwei Seiten: sie gliedert sich nämlich für ihn in „Werke einfacher Form und schlicht menschlichen Gehaltes hier, und differenziertester Form und tiefsten Gehaltes dort"[10]).

Es gibt nur eine „Richtung" im deutschen Büchereiwesen, das ist die Leipziger Richtung. Alle anderen lehnen es ab, eine „Richtung" zu bilden. Gewiß kann man auch diese, die am besten als „jüngere Bücherhallenbewegung" zusammengefaßt werden, wieder je nach ihrer Stellung zu dem pädagogischen Grundproblem des „Führens" und „Wachsenlassens" einteilen. Die so gewonnenen Gruppen bilden aber keine Parteien mit programmatischer Bindung. Es heben sich deutlich die erklärten Vertreter des Wachsenlassens ab, deren bedeutendster Sulz ist, eine Mitte, welche auch Ackerknecht vertritt, und eine mehr zum „Führen" neigende Haltung, wie sie Heidenhain und u. a. auch Berliner Bibliothekare und Bibliothekarinnen vertreten. Die „Kitschtheorie" ist kein Kennzeichen für die jüngere Bücherhallenbewegung, denn die von Ackerknecht in seinem Buch über das Lichtspiel aufgestellte Lösung ist, wie Hofmann eigentlich bekannt sein müßte, durchaus nicht allgemein von den Volksbüchereien außerhalb Leipzigs an-

---

[10]) Man beachte auch hier wieder die Antithese, die der Tatsächlichkeit Gewalt antut. Denn natürlich gibt es ebenso gut „echte" Werke einfacher Form und tiefsten Gehalts als differenziertester Form und schlichten Gehalts u. s. f. Letzteres findet z. B. statt, wenn eine ganz schlichte Liebesgeschichte im Stile des psychologischen Impressionismus erzählt wird. Sehr häufig verbindet sich schlichter Gehalt und differenzierteste Form in der Lyrik. Alle diese antithesischen Formulierungen klingen sehr schön und geistreich, man darf nur nicht über sie nachdenken.

genommen. Allerdings dürfte die Mehrzahl anerkennen, daß hier ein ebenso schwieriges, wie wichtiges Problem liegt, welches zu einfach mit dem Schlagwort vom „echten" Buch abgetan und aus der Welt geräumt wird. Führen doch die der Leipziger Zentralstelle angeschlossenen Büchereien zahlreiche Bücher als „der Welt des Echten" zugehörig, welche man anderwärts eben schlicht und einfach „Kitsch" nennt.

Als ein sehr wichtiges Zeugnis für den „chaotischen Zustand" des deutschen Büchereiwesen um 1908 soll bekanntlich das Zitat aus dem Aufsatz Heidenhains vom Jahre 1908 gelten. Ich hatte in meinem Aufsatz S. 12 dargetan, daß Hofmann Heidenhain hier ganz falsch versteht und daß es unzulässig ist, ohne den Zusammenhang, in dem sie stehen, Sätze herauszuschneiden und als Beleg für seine falsche Auslegung zu zitieren. Der Sinn und die Absicht des Aufsatzes Heidenhains sind auch für den unmißverständlich, der die damalige Lage des Büchereiwesens nicht kennt. Auf diese Feststellung, S. 11/12 meiner Arbeit, antwortet Hofmann mit sehr erregten Angriffen gegen mich auf den Seiten 45—48 und 142—150 seines Buches. Trotz dieses breiten Raumes, den seine Entgegnung einnimmt, geht er aber an meiner Beweisführung vorbei. Selbst wenn die historische Lage der Hofmannschen Auffassung vom „Versanden" der Bewegung entsprochen hätte, so wäre doch erst aus Sinn und Zusammenhang des Heidenhainschen Aufsatzes zu erweisen, daß die von Hofmann herausgeschnittenen und unermüdlich zitierten Sätze in dem ihnen untergelegten Sinne gemeint waren. Auch die Stelle, an der der Aufsatz erschien, nämlich in den „Blättern für Volksbibliotheken", spricht dagegen. Statt meine Beweisführung zu widerlegen, wiederholt Hofmann lediglich seine oft gehörte Auffassung der historischen Situation.

Ich bin einer Wiederholung meiner Beweisführung glücklicherweise dadurch enthoben, daß inzwischen Heidenhain selbst in einem Briefe an die Leipziger Zentralstelle das Wort ergriffen hat. Er bestätigt meine Auslegung seines Aufsatzes in vollem Umfange. Damit bricht dieser Teil der Hofmannschen Geschichtskonstruktion in sich selbst zusammen.

Man kann keinen größeren Mangel an geschichtlichem Sinn beweisen, als durch die Sätze: „Im Jahre 1908 waren schon fast alle größeren Bücher- und Lesehallen errichtet. Und damit war schon fast alles verloren. Denn die Bücherei ist unter allen Einrichtungen unseres Bildungswesens vielleicht diejenige, die sich, nach erfolgtem Aufbau, einer Umbildung am meisten entzieht." Nein, mit diesem stürmischen Vordringen der Bücherhallenbewegung war vielmehr zunächst das Wichtigste gewonnen, nämlich das Durchsetzen der volkstümlichen Bücherei als notwendiger und wichtigster sozialpädagogischer Bildungsanstalt der Gemeinden. Hätte sich die Handvoll Führer der älteren Bücherhallenbewegung auf drei, vier kleine Versuchsbüchereien beschränkt, so hätte sich die Volksbücherei als „Bewegung" nie durchgesetzt. Auch Dresden-Plauen wäre nie begründet, denn es ist eine Frucht dieser zugleich breiten und tiefen, Gemeinden und sozial interessierte Persönlichkeiten fortreißenden Bewegung. Sie schafft erst die Möglichkeit, in ihrem Schatten und getragen von ihrem Schwunge Mittel

und Möglichkeiten für Versuche zu finden, wie Hofmann sie in Dresden-Plauen und später in Leipzig selbst durchführte[11]). Wie gänzlich verkennt hier Hofmann den notwendigen und typischen Gang einer jeden geistigen „Bewegung"! Gewiß ist es schwieriger, eine bestehende Bücherei umzubilden, als eine neue nach bereits gewonnenen Prinzipien von Anfang an aufzubauen. Aber müssen wir diese Arbeit nicht täglich leisten und leisten wir sie etwa nicht? Und mag diese Arbeit ihre großen Schwierigkeiten haben und manchen harten Kampf kosten, ich muß gestehen, daß ich — und darin fühle ich mich mit zahlreichen Kolleginnen und Kollegen eines Sinnes — solche Arbeit sehr viel lieber leisten will, als eine neue Bücherei nach dem „Modell" irgendeiner Zentralstelle, bis in die Einzelheiten hinein fertig, zu beziehen oder nachzuahmen, um dann die so gewonnene „Modellbücherei" so oft als notwendig zu wiederholen. Natürlich wird jeder gern, und er ist verpflichtet dazu, sich alle neueren Erfahrungen zu Nutze machen, wo er sie nur erreichen kann, aber er wird daraus selbst ein organisches Ganzes schaffen müssen. Denn die Bücherei ist nicht nur bedingt durch eine sozialpädagogische Aufgabe und die soziale und lokale Zusammensetzung der Leserschaft, sondern auch durch die pädagogische Persönlichkeit ihres leitenden Bibliothekars, wenn anders diese Persönlichkeit sich voll auswirken können soll. Hofmann, dessen eigene Büchereien doch so ausgeprägt den Stempel seines persönlichen Geistes tragen, vergißt dies regelmäßig bei anderen[12]). In dem Leipziger Ausdruck „Modellbücherei" liegt sein ganzes System und dessen autoritative Dogmatik.

Eine Zentralstelle hat nur Berechtigung als Sammelstelle der Erfahrungen, um sie durchzuarbeiten, zu ergänzen, zu erweitern und sinnvoll einem organischen Ganzen einzufügen. Sie hat dieses Gut zu überliefern und es beratend mitzuteilen, nicht es als Dogma ihren zugehörigen Büchereien aufzuerlegen.

Wie Walter Hofmann den Schauplatz für unsere Diskussion wechselt, indem er sie vor „die deutsche Öffentlichkeit" trägt, wie er in der Debatte über den Heidenhainschen Aufsatz um meine Beweisführung herumgeht, wie er an zahlreichen theoretischen Differenzen, die ich in meinem Aufsatze aufwies, vorbeisieht, und sich allein auf den für ihn so fruchtbaren Streit um das „gute Buch" zurückzieht (fruchtbar, weil er die gegnerische Auffassung nur ganz primitiv und schief versteht), so schiebt er auch die histo-

[11]) S. 34/35 seines Buches erkennt auch Hofmann diese Erfolge der älteren Bücherhallenbewegung ausdrücklich an. Wie sehr dies im Widerspruch mit den oben angeführten Sätzen steht, wird ihm gar nicht bewußt. Dies ist leider auch typisch. Wirft man ihm eine schiefe Auffassung vor, so erklärt er, indem er eine der widersprechenden Stellen zitiert, nachher entrüstet, dies habe er ja selbst da und da richtig dargestellt.

[12]) S. 78 seiner Schrift betont er zwar ebenfalls das individuelle Gepräge seiner Büchereien und vertritt theoretisch auch die eingehende Berücksichtigung der besonderen lokalen Verhältnisse nach allen ihren Auswirkungen hin. Praktisch jedoch setzt die Starrheit seines Systems dem enge, allzuenge Grenzen, was sich besonders bei einer primitiveren ländlichen oder Industriebevölkerung deutlich auswirkt

rische Diskussion auf ein neues Gebiet. Ich hatte mich absichtlich im Theoretischen gehalten, weil dieses leichter faßbar ist, und die Polemik sich hier besser in den wünschenswerten Grenzen halten läßt. In seinem Abschnitt „Programm und Wirklichkeit" verläßt Hofmann diesen Boden, um — wenn auch mehr in allgemeinen Andeutungen als in Beweisen — darzutun, daß die ältere Bücherhallenbewegung ja zwar recht schöne Programme aufgestellt habe, die Wirklichkeit aber weit dahinter zurückgeblieben sei. Das habe ja erst die „neue" Leipziger Richtung notwendig gemacht. Nun, hoffentlich ersteht in der Leipziger Richtung selbst einmal der Prophet, dem es gelingt, „ideale Forderungen und Programme" mit der „Wirklichkeit" zur Deckung zu bringen. Solange wird auch diese Richtung noch unter dem allgemein menschlichen Mangel leiden, welcher leider bisher allenthalben einen Abstand vom Programm zu seiner Verwirklichung bedingt. Natürlich kommt es aber auf die Größe des Abstandes an, Hofmann spricht von „allzuweitem Abstand". Ich werde mich nun nicht scheuen, ihm auf dieses — vielleicht besser unberührt gelassene — Gebiet zu folgen. Hier nur soviel, daß Walter Hofmann Beweise für seine Auffassung von einem unzulässig großen Abstand zwischen Theorie und Wirklichkeit in der älteren Bücherhallenbewegung an ihren maßgebenden Persönlichkeiten nicht erbringt. Er greift auch damit fehl, Paul Ladewig als typisch für diese ältere Praxis herauszugreifen, um an ihm „die Wirklichkeit des Büchereilebens zwischen 1910 und 1920 zu erkennen". Er greift ihn heraus, weil dieser gerade für die Punkte des Streites, auf welche sich Hofmann unzulässigerweise allein beschränkt oder die er allein zu erkennen vermag, sehr brauchbare Blößen bietet. Er überschätzt denn also Ladewigs Bedeutung gerade auch für die Praxis erheblich und läßt, vielleicht zufällig, an dieser Stelle alle die neben ihm Arbeitenden mehr im Hintergrund, deren Praxis er selbst um diese Zeit noch anerkannte und lobte, wie Heidenhain, Fritz und andere. Ackerknecht und Ladewig sind ihm vermutlich wieder ein und dasselbe, während jeder, welcher die Dinge nur einigermaßen kennt, weiß, welche Gegensätze da oft aufeinanderprallten.

Ich muß leider, um doch schon hier wenigstens an einem Beispiele zu erweisen, wie „allzuweit" Theorie und Praxis gerade innerhalb der Leipziger Zentralstelle auseinanderklaffen, nochmals auf den Fall Lampa eingehen. Auch die Behandlung der Lampaschen Schrift in dem Hofmannschen Buche ist unvollständig. Hofmann geht ganz daran vorbei, daß sich die rationalistische Bildungstheorie Lampas schärfer von der seinen unterscheidet als die seiner wichtigsten reichsdeutschen Gegner[13]), wie er überhaupt den zweiten Teil meines Aufsatzes, welcher die grundlegenden sozialpädagogischen und bildungstheoretischen Fragen behandelt, nur streift. Obwohl gerade hier die „Kernfragen" des Richtungsstreites berührt werden.

---

[13]) Lampa: „Die darstellende Kunst und die Musik sind kein Mittel zur Pflege der Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen", welche er allein auf wissenschaftliche Erkenntnis gründen zu können vermeint. Man vergleiche damit Hofmanns hohe Einschätzung von dem bildenden Werte des Ästhetischen, worin die reichsdeutschen Büchereien sich übrigens grundsätzlich einig sind, wenn auch im Maße der Bewertung sie sich trennen mögen. Hier liegt wirklich einmal ein grundsätzlicher Gegensatz vor, an dem die Geister sich scheiden.

Hofman legt großen Wert darauf, wie jeder verantwortungsbewußte Mensch das tut und tun muß, „in der Büchereibewegung Programm und Wirklichkeit in Übereinstimmung zu bringen". Er bezeichnet das geradezu als Lebensgesetz „der neuen Richtung" (S. 103). Es läßt sich nun darüber streiten, wie es auszulegen sei, wenn man in einer Schrift, welche es unternimmt, das Unterscheidende einer Auffassung von anderen herauszuarbeiten, selbstverständliche ethische Forderungen ausdrücklich für sich als Merkmal in Anspruch nimmt. Man kann dadurch doch gar zu leicht den Anschein erwecken, daß die anderen, von denen man sich unterscheiden will, diesen ethischen Forderungen gegenüber einen bedauernswerten Mangel aufweisen. Sei dem, wie ihm sei, Hofmann fährt fort: „Notwendig aber zu wissen ist, daß die zuerst verantwortlichen Männer der neuen Richtung" (es muß hier einmal nebenbei gesagt werden, daß Hofmann zwar mehrfach betont, man könne und dürfe heute von „neuer" und „alter" Richtung nicht mehr sprechen, aber diese Bezeichnung deshalb unentwegt weiter gebraucht und sich wohl hütet, eine neue Bezeichnung dafür vorzuschlagen) „diese sittlichen Grundforderungen einer jeden echten geistigen Bewegung mit aller Schärfe auch gegenüber der eigenen Bewegung erheben und auch vor den hier sich ergebenden praktischen Konsequenzen nicht zurückschrecken." Der danach abgedruckte Bericht über die Lauensteiner Tagung führt dann aus, daß in den der Leipziger Zentralstelle angeschlossenen Organisationen das gleiche Grundübel herrsche, wegen dessen W. Hofmann die Bewegung um 1910 verdammt! Man fragt sich erstaunt, wenn dies nach zehn Jahren Zentralstellenarbeit bei straffer Organisation usw. noch der Fall ist — und wir wissen und wußten es ja alle —, weshalb dann diese Verdammung der älteren Bücherhallenbewegung, die unter unendlich schwierigeren Verhältnissen arbeitete (Ausbildung, Nachwuchs usw.)?

Wir notieren aber „die sittliche Grundforderung, Programm und Wirklichkeit mit aller Schärfe auch gegenüber der eigenen Bewegung in Übereinstimmung zu bringen", mit Genugtuung. Es ist unser aller Bemühen. Nicht ganz scheint uns allerdings Hofmanns Stellung zu Lampa damit übereinzustimmen, nicht im Theoretischen, wie eben gezeigt, und leider auch nicht im Praktischen.

Lampa ist Leiter des Wiener Volksbildungshauses „Urania", einer der großzügigsten Volksbildungseinrichtungen des deutschen Sprachgebietes. Die Urania läßt wöchentlich eine Zeitschrift erscheinen (Verlautbarungen der Wiener Urania), welche einen guten Einblick in die dort geübte Praxis gibt. Unter den dortigen Veranstaltungen (täglich etwa 8—12) gibt es:

1. Einzelvorträge mit und ohne Lichtbilder, mit und ohne Musik, und zwar geographische, technische, physikalische, chemische, medizinische, photographische usw. in bunter Folge.

2. Vortragsreihen über alle Gebiete, mit und ohne Lichtbilder.

3. Volksunterhaltungsabende, meist als „Vorträge mit Musik" bezeichnet. Ich muß einige Programme angeben:

„Winterzauber in den Bergen", Vortrag mit Lichtbildern, Filmen, echten Volksliedern und Kunstliedern.

„Ziehrer, der volkstümliche Wiener Musiker", Vortrag mit Lichtbildern, dramatischen Szenen, Musik-, Gesang- und Tanzeinlagen.

Bis zu welchem Durcheinander sich das steigert, mag zeigen ein „Vortragsabend". Aus dem Programm (also nur eine Auswahl): Haydn: Cello-Konzert D-dur — Mendelssohn: Variations sérieuses — Nesti-Lyro-Wollek: Wie lieb ich dich, Berg! — Ginzkey: Wo noch Abendsonne liegt — Unbekannter Dichter: Medizin (!) — Heine: Mein Kind, wir waren Kinder — E. delle Grazie: Kindheit — Heine: Wallfahrt nach Kevelaar — Schubert: Deutsche Tänze, Scherzo B-dur — Chopin: Zwei Etüden. Ein Walzer — Wickenburg-Almasy: Sicheres Merkmal — Gellert: Die glückliche Ehe — Claudius: Die Mutter bei der Wiege — Ginzkey: Von der Liebe. Mirjams Abendgebet — Gabrielle Fauré: Après un rêve — Debussy: Ménuette — Dvořák: Rondo.

4. Rezitationsabende von Vortragskünstlern und Schauspielern mit buntestem Programm.

Der Rezitationsabend „Heitere Hochzeits- und Ehegeschichten" (Stücke von Knut Hamsun und A. O. Weber; Ed. Möricke und Karlchen Ettlinger, Moszkowski, Lessing, Joh. Trojan, Amalie Haizinger und vielen anderen) wurde des Beifalls halber wiederholt.

5. Leseabende von Dichtern aus ihren Werken.

6. Arien- und Liederabende von Sängern und Sängerinnen.

7. Konzerte aller Art.

8. Tanzabende.

9. Führungen durch Museen, mit Ausflügen zu historischen und Kunststätten, durch Gärten, Fabriken usw., was es nur gibt.

10. Belehrende Kurse aller Art (darunter auch Unterricht in ornamentaler Schrift, in Fremdsprachen usw.).

11. Kurse zu Sport und Körperpflege, Gymnastik aller Art, Schwimmen usw.

12. Filme, meist naturwissenschaftlichen oder geographischen Inhalts, während der eigentliche Spielfilm — mit gelegentlichen Ausnahmen wie den „Nibelungen" und Märchenfilmen — ausgeschlossen scheint (wie Lampa es auch theoretisch vertritt).

13. Urania Sternwarte.

14. Die „Urania-Gemeinden", in denen man sich etwa für die künstlerischen Veranstaltungen (Theater) des Jahres vorbereiten kann, aber auch eine „Arbeitsgemeinde für weibliche Handarbeiten" hat!

15. Märchenvorlesungen mit Film, wie überhaupt Kinder und Schüler vielfach bedacht sind.

Daß auch bei einer solchen, verhältnismäßig einfachen Sache, über welche in allen modernen Schulen und Jugendämtern reiche Erfahrungen vorliegen, eigenartig verfahren wird, zeigt folgendes Beispiel: Gezeigt und erzählt werden das russische Märchen von Morosko, dem Eiskönig, und das von dem Fischer und seiner Frau (weshalb diese Zusammenstellung?), um aber den Nachmittag zu füllen, gehen vorher: „wunderschöne Aufnahmen von Bern, der malerischen Bundeshauptstadt der Schweiz".

16. Last not least die „Volkshochschulkurse", denen nun wohl die „gestaltende" Volksbildung vorbehalten ist. Sie nehmen in der Zeitschrift leider relativ sehr wenig Raum ein. Auch zeigen sie sich sehr stark durchsetzt mit rein praktisch belehrenden Dingen, mit Wissens- oder Hand-

fertigkeitsverbreitung aller Art. So scheint mir etwa ein Volkshochschulkurs über die Verfertigung von „Lampenschirmen und ähnlichen Nutz- und Ziergegenständen (Teehauben, Kuchenglocken, Teepuppen, Nadelkissen usw.)“ nicht ganz zu den Erdbergschen Theorien von der gestaltenden Volksbildung im allgemeinen und der Volkshochschule im besonderen zu stimmen. Dazu „Blumen im Hausgarten“, „Bewegungsspiele im Freien“, „Praktische Wechselkunde mit Geschäftsfällen“, „Sportliche Gymnastik“.

Ich habe mit meiner Aufzählung die verschiedenen Arten gestaltender Volksbildung, wie sie hier verstanden wird, sicher nicht erschöpft, denn ich holte die Übersicht und die Beispiele aus nur elf Nummern der Monate Februar, März, April 1928. Mir liegen viel mehr vor, und ich hätte es leicht gehabt, den Gegensatz zwischen Theorie und Praxis noch zu steigern. Ich kann es nicht beurteilen, wieviel Segen und wieviel Unsegen von diesem Institut ausgeht, das — mit durchaus anzuerkennenden Ausnahmen — gleich einem großen Zivilisations- und Kulturwarenhause die unerschöpfliche Menge seiner Güter — von Ratschlägen zur Belebung der Darmtätigkeit und Behebung der Fettleibigkeit (Vorträge) bis zu den letzten Forschungen über die Atomphysik und den Totenglauben prähistorischer Zeiten — „verbreitet“. Diese Gegensätze zwischen Programm und Praxis sind gewiß nicht geringer als irgendwann und irgendwo in der Bücherhallenbewegung. Hier aber vermeidet es W. Hofmann, die Praxis zu berühren und überschüttet dafür Lampa mit seinen Lobsprüchen[14]).

Auch in dem besonderen Bereich der Bücherauswahl trennt sich Lampas Praxis bedenklich von seiner Theorie und den Theorien Hofmanns. Die „Urania-Bücherstube“ preist in den elf genannten Nummern der „Verbarungen“ u. a. an: Bierbaum: Prinz Kuckuck — Dumas: Graf von Monte Christo; Josef Balsamo; Der Page des Herzogs von Savoyen — Kasimir Edschmid: Sport um Gagaly — Georg Ebers (sämtliche Romane, im ganzen 14 Bände) — Ganghofer: Der laufende Berg (in anderen Nummern weitere Werke) — Sardou und Morreau: Madame Sans Gêne — Elisabeth Werner: Ein Gottesurteil — Edgar Wallace: Die Tür mit den sieben Schlössern. — Diese Liste wäre aus den anderen Nummern erheblich zu vervollständigen (z. B. durch die Marlitt, durch Thea von Harbous Textbuch zu den Nibelungen), auch die belehrende Literatur ist verschiedentlich nicht gut gewählt.

Ich kenne keine Volksbildungsstätte, auf die Walter Hofmanns Worte im ganzen besser paßten, welche er in seinem Aufsatze „Gestaltende Volksbildung“ über die „verbreitende“ Volksbildung gefunden hat, wenn ich persönlich auch anders zu der extensiven Volksbildung stehe als er. „Dann wird geistige Volksarbeit neben der modernen Technik ein besonderes Hilfs-

---

[14]) Auswahl aus den 16 Seiten: wertvoller Beitrag zur deutschen Volksbildungsliteratur ... Wärme der inneren Teilnahme, geistige Selbständigkeit in der Beurteilung von Leistungen und Theorien, kritische Besonnenheit und maßvolle Formulierungen in Zustimmung und Ablehnung ... ausgebreitete Kenntnis wenigstens der Geschichte des österreichischen Volksbildungswesens ... derartige wertvolle, halb historische, halb systematische Querschnitte ... eine der abgeklärtesten Persönlichkeiten der deutschen Volksbildungsbewegung ... Das Treffliche der kleinen Schrift ... schöne Arbeit ... sehr interessant und für uns alle lehrreich ... schöne, verdienstvolle Schrift.“

mittel der Stoffverbreitung. Das Prinzip ist das gleiche, möglichst große Mengen von Stoff in möglichster Ökonomie und mit möglichster Schnelligkeit an möglichst viele Stellen im Volkskörper heranzubringen. Darin liegt begründet die mechanische Methode der Verbreitung. Ebenso liegt hierin begründet die Grenzlosigkeit des Betriebes. .... Eines freilich bleibt ungeheuerlich: Daß diese Arbeit immer noch den Namen Volksbildungsarbeit führt! Denn daran kann nun freilich kein Zweifel bestehen, daß diese massenhafte und mechanische Verbreitung aller möglichen Bildungsstoffe die letzte Steigerung in der Vernichtung der bildhaften Kräfte in unserem Volke bedeutet. Es ist offenbar, daß hier das Wort „Bildung", wenn es überhaupt nicht gänzlich gedankenlos gebraucht wird, einen gänzlich veränderten Sinn angenommen hat. Wir können der Begriffsverwirrung, die hier eingerissen ist, vielleicht etwas steuern, indem wir diese Arbeit der Verbreitung von Bildungsstoffen künftighin mit dem Worte „verbreitende Volksbildung" bezeichnen."

Es liegt eine seltsame Ironie darin, daß dieser Aufsatz ursprünglich erschien im — Jahrbuch Volksbildungshaus Wiener Urania, 1921—25[15]).

In ihrer Art ist die verhüllte Polemik des Hofmannschen Buches überall meisterlich, das Hauptstück darin aber bildet der III. Abschnitt, welcher von Gegenwart und Zukunft des deutschen Büchereiwesens handelt. Denn in diesem Teil ist am häufigsten vom Abbau des Streites die Rede, und doch enthält gerade er eine ganze Anzahl schwerer Angriffe, die in dem Gewande der zur Schau getragenen Versöhnlichkeit doppelt aufreizend und nicht zuletzt schädigend für den Angegriffenen wirken müssen. So reizvoll es wäre, in extenso aufzuzeigen, wie das gemacht ist, kann hier das Gewebe doch nur an einzelnen Stellen auseinandergeknüpft werden, um am Beispiele zu zeigen, wie der Leser lesen muß, wenn er recht verstehen will. Eigentlich braucht man die betreffenden Sätze nur nebeneinanderzustellen, aber wir wollen wenigstens einige kurze Erläuterungen dazu geben.

„Wenn eine der Richtungen das Wesentliche ihrer Arbeit in der einheitlichen, innerlich zusammenhängenden Durchgestaltung des Büchereiwerkes aus einer bestimmten Grundhaltung heraus erblickt, dann kann die Übereinstimmung mit einer anderen Bücherei nicht damit bewiesen werden, daß diese über einen ganzen Teil der Einrichtungen verfügt, die auch bei jener anzutreffen sind. Der Besitz eines Teiles des Vokabelschatzes einer Sprache ist immer erfreulich, kann aber nicht gut mit Kenntnis oder gar Beherrschung der betreffenden Sprache verwechselt werden" (S. 66).

Das ist, ganz allgemein gesehen, unbezweifelbar, hier heißt das aber (vom Buchkartenpräsenzkasten ist u. a. die Rede):

Eine der Richtungen (nämlich die Leipziger) besitzt die einheitliche, innerlich zusammenhängende Durchgestaltung des Büchereiwerkes aus einer bestimmten Grundhaltung heraus (die andern nicht!). Nun tun sie so, als

---

[15]) Danach im Archiv für Erwachsenenbildung und endlich als Sonderdruck für die Freunde deutscher Volksbildungsarbeit und der Zentralstelle, Robert v. Erdberg gewidmet, Leipzig 1925, S. 12, 13, 14.

wenn sie damit auch schon etwas erreicht hätten, was den Leipziger Büchereien vergleichbar wäre, wenn sie einige Einrichtungen mit ihnen gemeinsam (womöglich nachgemacht) haben. Aber dadurch darfst du, deutsche Öffentlichkeit, dich nicht verblüffen lassen. Denn zwei Büchereien können nach außen hin sogar denselben Bücherbestand haben, durch die nicht sichtbare Taktik der Doppelstücke der wirklich wertvollen Werke können sie ganz verschieden sein. „Sieht man sich aber den Bestand näher an, dann zeigt sich, daß jene werthaften Bücher tadellos gepflegt, im Einband straff, von Fingerabdrücken der Leser verschont auf den Regalen stehen, daß aber noch ein der Titelzahl nach kleiner Bestand an Schmökerliteratur vorhanden ist, der nun alle Spuren des heftigen Frontkampfes mit der Leserschaft zeigt" usw. Natürlich wird nicht ausdrücklich gesagt: so sieht es bei den andern aus! Nein, so plump nicht. Es wird sogar nachher noch durch einen Scherz scheinbar abgeschwächt. Aber dem Leser ist ja so oft versichert, daß nur die neue Richtung die „innerlich zusammenhängende Durchgestaltung" besitzt, daß er gar nicht an der „rechten" Meinung vorbeikommen kann.

Nun kann freilich jemand auf den Gedanken kommen, daß doch ein tüchtiger Bibliothekar als Leiter der Bibliothek eine gewisse Gewähr bietet. Es ist ja vorgekommen, daß Gemeinden und einzelne maßgebende Persönlichkeiten (etwa bei Anstellungen) mehr auf den Mann gesehen haben, als auf die „Richtung". Freilich, eine unsichere, eine recht unsichere Sache ist das! Es „ist dieser indirekte Weg kein sicherer Weg, auf angenehme Überraschungen sowohl wie auf unangenehme müssen wir uns hierbei immer gefaßt machen"[16] (weshalb, Leser, sollst du diesen doch recht unsicheren Weg gehen? Sieh, das Gute liegt so nah!). Allerdings, wir haben jetzt allmeir einen ganz anderen volksbibliothekarischen Berufsstand wie noch vor 20 Jahren. Und immerhin „ganz gleich, welches heute der objektive Leistungszustand der deutschen volkstümlichen Bücherei ist — mit dem so entwickelten Berufsstand ist eine wichtige Voraussetzung für einen hochwertigen objektiven Leistungsstand gegeben" (S. 70).

Eine Voraussetzung gewiß. Allerdings, allerdings — das Ganzheitsdenken! „Wie weit außerhalb der neuen Richtung jenes bibliothekarische Ganzheitsdenken, das in der Fülle das Eine und das Eine im Zusammenhang der Fülle sieht, sich durchgesetzt hat, darüber haben wir keine sicheren Vorstellungen". Zweifel über Zweifel! Gewiß — „daß aber jener Schatz an einzelnen" (einzelnen! nicht Ganzheitsdenken!) „technischen, organisatorischen und methodischen Kenntnissen allenthalben gewachsen ist, das kann keinem entgehen". Es ist eine Tatsache. Und dient nicht schließlich auch sie ad majorem dei gloriam? „Auch im öffentlichen Büchereiwesen scheint es so etwas wie eine Logik der Dinge zu geben, die im Laufe der Zeit sich von selbst durchsetzt" (S. 71). Von selbst — denn von der positiven Arbeit und Leistung der Mitstrebenden ist nirgends im Buche die Rede.

Dann kommt wieder Ladewig und ein kleiner Hieb auf mich, als wenn

---

[16]) Sperrungen in den Zitaten von mir.

es nach meinem Aufsatze so hätte scheinen können (nur scheinen), als hätte ich eine „unmethodische Arbeitsweise" verteidigt, deren „Exponent" Ladewig war. Von Ladewig und seiner „Politik der Bücherei" war in meinem ganzen Aufsatze nirgends die Rede. Ich hätte dann viel weiter ausholen müssen, das ist der Grund dafür gewesen. Hofmann deutet das anders. „Noch vor fünf Jahren hätte wohl niemand für möglich gehalten, daß Ladewig so rasch und so gründlich aus der Front der Volksbibliothekare ausscheiden, oder daß eine Zeit kommen würde, in der bei einer historischen Darstellung wie der Schusterschen nicht einmal der Name Ladewigs erwähnt würde. Die tieferen Gründe für eine solche Entwicklung können nur darin liegen, daß das von Ladewig vertretene Prinzip volksbibliothekarischer Arbeit als unhaltbar erkannt und aufgegeben worden ist. Wenn diese Annahme zuträfe" (auch hier bleibt ein peinigender Zweifel!), „dann stünde auch die neue Richtung vor einer Tatsache von allergrößter Bedeutung".

Es scheint Hofmann bis heute noch nicht klar geworden zu sein, daß ich wie der ganze Kreis um die „Bücherei und Bildungspflege", dem ich mich stets zugerechnet habe, nicht in Ladewig — seine historischen Verdienste haben damit nichts zu tun — den „Exponenten" ihrer Auffassung erblicken noch erblickt haben. Hätte er nicht immer seine Gegner unterschiedslos in einen Topf geworfen (wie es seinem antithetischen Denken entspricht) und sich nur einmal in ihre Gedankengänge zu vertiefen bemüht, so wäre ihm diese „Tatsache von allergrößter Bedeutung" schon vor langen Jahren aufgegangen. Ich habe aber bisher nicht den Eindruck gewinnen können, als wenn ihm an dieser Feststellung allzuviel gelegen sei.

An dieser Stelle muß nochmals darauf hingewiesen werden, daß Hofmann es nicht nur in diesem Buche vermeidet, dem Gegner auch nur eine, wenn auch noch so geringfügige Leistung und ein Verdienst an der allgemeinen Entwicklung zuzuschreiben. Auch von seinen Anhängern ist das nur in sparsamstem Maße geschehen. Trotzdem bedauere ich es, nicht bereits hier das besser und vollständiger haben herausstellen zu können, was ich als positive Werte an der Hofmannschen Arbeit anerkenne[17]. Ich habe deshalb auch vermieden, der Darstellung der Leipzig gegnerischen Auffassung mehr Raum einzuräumen, als unbedingt für den Zweck der Abwehr erforderlich war. Ich hoffe, daß in dieser Beziehung ein Vergleich mit dem Hofmannschen Buche nicht zu meinem Nachteile ausfallen kann, denn in diesem nimmt die Apologie der eigenen Arbeit und ihrer Verdienste den breitesten Raum ein. Dagegen habe ich es nicht vermocht, gewissermaßen verhüllt und zwischen den Zeilen zu sagen, was ich in dieser Abwehrschrift an Polemik vorzubringen hatte. Ich leite das Recht zu dieser

[17]) Um so mehr freue ich mich, hier auf zwei Arbeiten von Dr. Joerden-Stettin hinweisen zu können, welche diesen Mangel auf das Schönste ergänzen. Das ist zunächst seine Abhandlung „Die Volksbücherei" in dem von Nohl und Pallat herausgegebenen „Handbuch der Pädagogik" (Langensalza: J. Beltz), sodann sein Bericht „Die heutigen Fragen der Volksbüchereipädagogik" im laufenden Jahrgang der Monatsschrift „Die Erziehung", S. 665 ff., welcher die Diskussion auf eine erfreuliche Höhe erhebt. Wenn auch von Hofmannscher Seite ähnliche Arbeiten erscheinen werden, dann haben wir in der Fachdiskussion, was wir wünschen.

Offenheit, auch auf die Gefahr des Irrtums hin, aus dem — selbstverständlichen — Willen her, den Gegner auch positiv zu würdigen und dieses Positive kräftig zu betonen.

Das leitet auf die Zukunft des deutschen Büchereiwesens und die Formen über, in denen sich sein fachliches Innenleben vollziehen wird oder sollte. Wenn Hofmann (S. 83) betont, daß „immer mehr Büchereien, die sich keineswegs zur neuen Richtung zählen, im eigenen wohlverstandenen Interesse sich der Einrichtungen und Leistungen der deutschen Zentralstelle bedienen", so kann ich ihm entgegnen, daß ebenfalls immer zahlreichere der Leipziger Zentrale angeschlossene Büchereien, doch wohl ebenfalls „im eigenen wohlverstandenen Interesse", sich der Einrichtungen und Leistungen bedienen, welche in den Beratungsstellen und Büchereien des Kreises der jüngeren Bücherhallenbewegung um die „Bücherei und Bildungspflege" sich zusammenfinden. Hoffentlich freut ihn dies ebenso, wie uns das andere, denn was könnte besser beweisen, als daß die „Logik der Tatsachen" der künstlichen Scheidemauern der Unentwegten spottet. Und hoffentlich ist es in Leipzig ebenso, wie in unserer Berliner Zentrale für Volksbüchereien, wo man den Ratsuchenden sagt: Dieses und jenes beziehen Sie am besten aus Leipzig, oder hierfür nehmen sie diese Leipziger Einrichtung als Muster, dafür Stettin oder Flensburg oder was es nun ist. Wenn Leipzig sich derselben Vorurteilsfreiheit bediente, würde Hofmann „diese praktische Zusammenarbeit ohne richtungsmäßige Bindung", die heute außerhalb Leipzigs fast überall gang und gäbe ist, nicht mehr „überraschend weitgehend" erscheinen (S. 83).

Gewiß hat die Leipziger Zentralstelle als Arbeitsmittelpunkt einer der beiden Grundtendenzen sozialpädagogischer Arbeit überhaupt ihr Daseinsrecht durch ihre praktische Arbeit vollauf bewiesen. Aber es zeugt nicht von dem notwendigen und deshalb auch öffentlich zu fordernden Maße fachlicher und rein menschlicher Objektivität, wenn W. Hofmann erklärt: „Das, was in dieser Hinsicht die deutsche Büchereisache überhaupt braucht, ist hier auf dem Boden der neuen Richtung erwachsen" (S. 84, Sperrung von mir). Wäre dem wirklich so, dann wäre allerdings ein gutes Teil der Arbeit aller anderen überflüssig.

So bleibt es zweifelhaft, was Hofmann unter einer Einigung versteht, innerhalb derer dann die notwendigen Spannungen der Richtungen und Schulen befruchtend sich auswirken könnten. So sehr wir uns nunmehr in dem Wunsche nach solcher Einigung begegnen, die Voraussetzung bildet doch eine objektivere Würdigung der Gegner — nicht Zustimmung —, als sie in Hofmanns neuester Schrift zu erkennen ist. Ich gestehe ihm gern zu, daß ihm dies schwerer fallen muß als anderen. Nicht nur, weil seine autoritative Haltung als Persönlichkeit und die Eigenheit jedes Systems „führender" Pädagogik die Fähigkeit hierzu beschränkt. Führende Pädagogik wird an sich schneller zur Ausbildung eines geschlossenen Systems kommen und in der Festigkeit ihres konstruktiven Denkens einen so hohen Wert sehen, daß von dort her das Verständnis für „offenere" Formen nicht leicht zu gewinnen ist. Diese offenere Form, welche die pädagogische Persönlichkeit stärker zu ihrem Rechte kommen läßt, braucht deshalb keine Lücke

in dem Geflecht der Methoden und Arbeitshilfen für die Praxis zu haben, sie kann aber in zahlreichen Fällen die Wahl der einen oder anderen Möglichkeit von den beiden Faktoren Leserschaft — Bibliothekar abhängig machen, ihre Einheitlichkeit aber mehr im Ziele und den allgemeineren sozialpädagogischen Grundlagen und Grundforderungen sehen. Der autoritative und konstruktive Systematiker sieht hier nur Lücken, Schwanken, Mangel an Folgerichtigkeit, weil ihm das Organ für den „Sinn" dieser Arbeitsformen fehlt[18]).

Er dürfte nicht vergessen, wenn er Menschen und Dinge an seinem — vielleicht doch stark persönlich gefärbten — Ideal des „Seinsollenden" mißt, daß es die Tiefen, die Wunder und die Keime schöpferischer Möglichkeiten der menschlichen Seele sind, welche die anderen zu einer behutsameren Haltung gegenüber ihren Lesern führen, nicht Mangel an eigener Erkenntnis dessen, was gut und schön, wert und unwert ist, und nicht Mangel an Willen dazu. Es ist jene Haltung zum Leben und zum Lebendigen, welcher Wilhelm Schäfer in einer seiner Anekdoten „Beethoven und das Liebespaar" Ausdruck gibt, in der es heißt: „daß auch die größte Kunst des größten Meisters nur eine Dienerin des Lebens sei, aus dessen Tiefe ihre Sterne einen Trost herleuchten dürfen in einem demütig geborgten, nicht im eigenen Licht". Es scheint mir diese kleine Novelle zur Kunsterziehung und zur Ästhetik — auch zur Pädagogik überhaupt — ein wichtigerer Beitrag zu sein, als manche Abhandlung, aber sie führt freilich in Regionen, wo Maß und Zahl, Regel und Statistik keine Geltung mehr haben. Davon ein ander Mal.

[18]) Interessant ist in diesem Zusammenhang Hofmanns Forderung nach einer „Rangordnung" der sog. Kultureinrichtungen „unter dem Gesichtspunkt der Bedeutung dieser Institute für die Erhaltung und Erhöhung der geistig-seelischen Volkskräfte" in einem „Kulturplan" (S. 92). Nach der ‚Eingruppierung' ins Schema würden dann die Mittel verteilt werden. Die innere und äußere Unmöglichkeit einer solchen ‚Regelung' braucht hier nicht diskutiert zu werden. Wenn in dem bestehenden Wirrwarr überhaupt von außen her Abhilfe geschaffen werden kann, so ist es durch das Mittel der Inbezugsetzung der einzelnen Kultureinrichtungen und ihrer allmählichen Durchformung zu einem Organismus, wie es für die gemeindliche Bildungspflege von unserer jüngeren Bücherhallenbewegung gerade gefordert wird. In einem solchen Organismus tritt eine natürliche Selbstregulierung ein, ohne zur Starrheit des Schemas zu kommen. Die äußere Organisation geht in solchem Falle mit der inneren Umwandlung Hand in Hand.

Vorlesestunden.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

VII.*) (Erster Teil.)

Aus den beiden letzten Vorlesewintern seien im Folgenden die wichtigsten Programme mitgeteilt, da sich das Erscheinen der neuvermehrten, dritten Auflage meines Vorlesestundenbuches voraussichtlich noch ein bis zwei Jahre hinzieht. Ich teile diesmal reichlicher als früher den un-

*) Vgl. 6. Jg. S. 308 ff. und S. 77 ff., 5. Jg. S. 91 ff., 3. Jg. S. 5 ff. und 2. Jg. S. 49 ff. Die mit * versehenen Ausgaben kommen zum Verkauf im Anschluß an die jeweilige Vorlesestunde in Betracht.

gefähren Wortlaut der (frei gesprochenen) Einleitungsworte mit, da die Praktiker aus ihnen die volksbildnerische Absicht der jeweiligen Vortragsfolge am klarsten erkennen werden.

Der Vorlesewinter 1926/27 wurde eröffnet mit der Vortragsfolge:

1.

Helene Böhlau I

Sommerseele . . . . 90 Min.

Aus: *Böhlau: Ein Sommerbuch. Weimar, Böhlau.

Einleitend sagte ich, daß ich diese Novelle stets für eine der schönsten und treuesten Spiegelungen von Goethes Leben in der neueren deutschen Literatur gehalten hätte. „Es ist der Dichterin hier nicht nur, wie in so vielen anderen ihrer Weimaraner Geschichten, gelungen, uns sozusagen die Luft des alten Weimar atmen zu lassen; auch erscheint Goethes Gestalt nicht etwa bloß als Hintergrund. Sondern hier hat sie ihn mitten hineingestellt in einen Kreis von Menschen, denen er zum Schicksal wird. Hier hat sie uns den jungen Goethe als Liebenden wiedererstehen lassen, jenseits aller Philistervorstellungen vom herzbrecherischen Genießer und stürmischen Lebemann. Hier ermessen wir die Tragik des Vielgeliebten. Ganz besonders bewunderungswürdig aber scheint mir, wie stark sie uns in dieser Geschichte die echte und reine Gefühlsseligkeit der Wertherzeit miterleben läßt.

Falls man, wie ich es getan habe, die ersten Seiten wegläßt und erst mit der eigentlichen Erzählung beginnt, ist es — schon um die Hörer zum nachherigen Lesen der ganzen Geschichte zu reizen — nötig, noch etwa folgende Bemerkung hinzuzufügen: „Die Dichterin leitet ihre eigentliche Geschichte kunstvoll und zwanglos mit einigen Szenen ein, die äußerlich nicht mit der Erzählung zusammenhängen, sondern uns nur schrittweise in die alte Zeit zurückführen sollen. Ich muß sie heute leider weglassen, da ich anderthalb Stunden nicht überschreiten möchte. Das ist namentlich deshalb schade, weil in der einen Szene ein wunderbares Erlebnis des ganz alten Goethe unheimlich lebensvoll dargestellt wird."

2.

Ernst Müllenbach

Franz Friedrich Ferdinand . . . . 110 Min.

Aus: *Müllenbach: Franz Friedrich-Ferdinand. Wiesbadener Volksbücher Nr. 44.

Programm eines Mitarbeiters.

3.

Totensonntag

Anna Schieber: Zwiesprach (3 Gedichte)[1] . . . . 5 Min.
Wilhelm von Scholz: Das Inwendige[2] . . . . 20 „
Tolstoi: Wieviel Erde braucht ein Mensch[3] . . . . 35 „

Aus: [1] Schieber: Bruder Tod. Ein Lied vom lebendigen Leben. Heilbronn, Salzer. [2] von Scholz: Zwischenreich. Erzählungen. München, Müller. *[3] Tolstoi: Volkserzählungen. Insel-B. Nr. 68.

Bei diesem Programm verzichtete ich, wie in der Regel an den Toten-

sonntagen, auf eine eigentliche Einleitung, sondern sagte nur: „Unsere heutige literarische Totenfeier bedarf keiner einführenden Worte. An ihre Stelle sollen vielmehr gleich einige Verse treten, die wie in einem vollen Akkord die Totensonntagsstimmung erklingen lassen und unserer Selbsterziehung zuleiten. Es sind drei Gedichte aus der Sammlung „Bruder Tod" von Anna Schieber, und zwar sind sie dem Zyklus „Zwiesprach" entnommen. In diesen Zwiegesprächen sind die beiden Sprecher immer Er (nämlich der Tod) und der Mensch." Ich las dann die Gedichte I, V und VI. (Auch II könnte noch dazugenommen werden.)

Sehr gut wirkt nach der historischen Farbigkeit und dramatischen Knappheit der Scholzschen Novelle aus dem Dreißigjährigen Krieg die Zeitlosigkeit und epische Breite der Tolstoischen Volkserzählung.

4.

Schwerenöter

Hamsun: Schiffer Reiersen vom „Südstern"[1] . . . . . . 23 Min.
Dreyer: Altersschwach[2] . . . . 47 „

Aus: [1] Hamsun: Ges. Novellen. München, Langen. [2] Dreyer: Strand. Ein Geschichtenbuch. Leipzig, Staackmann.

Einleitend sagte ich: „Die alten Griechen pflegten bei ihren großen Festspielen auf die Tragödie zur Entspannung der Gemüter ein sogenanntes Satyrspiel folgen zu lassen. So wollen auch wir nach den tiefernsten Tönen des vorigen Sonntags heute zwei sehr heitere, ja übermütige Geschichten vernehmen. Ich habe also die Ehre und das Vergnügen, Ihnen zwei alte Seebären vorzustellen, einen norwegischen und einen deutschen, von denen Sie gewiß, wenn unsere Vorlesestunde vorüber sein wird, zugeben, daß sie den schelmischen Ehrennamen Schwerenöter, den ich über dieses Programm gesetzt habe, redlich verdienen."

Bei der Hamsunschen Novelle empfiehlt es sich, auf Seite 77 die für die allermeisten deutschen Leser unverständlichen Worte „in vaengen' und den erklärenden Satz „In vaengen sein . . ." wegzulassen. Außerdem tut man gut daran, sich die nicht vorhandenen Anführungsstriche bei den Gesprächen zu ergänzen.

In der Dreyerschen Erzählung muß man, zumal da man bei den Vorlesestunden mit „guten Lesern" zu rechnen hat, ein Versehen des Dichters berichtigen („zuweilen schläft ja auch Homer"). Er beschreibt nämlich die Braut seines Helden als einhändig (sie war „mit der Rechten in die Häckselmaschine geraten", so daß „der eine Arm nur ein Stumpf war"). Trotzdem sagt Dreyer einmal von ihr (Seite 228): „Sie hatte die Hände in den Schoß gelegt". Und nachher (Seite 229) gar: „Sie grub die Augen in die Hände". Die erste Stelle läßt sich leicht zurechtbringen, indem man Arme statt Hände liest; bei der zweiten empfehle ich, zu lesen: „Sie ließ den Kopf hängen". — Der Schluß der Geschichte muß übrigens, damit die humoristische Wirkung zusammengehalten wird, sehr flott gelesen werden.

5.

China

J. V. Jensen: Der Kuli[1]) . . . . 30 Min.
Der Ärmel des Priesters[2]) . . . . 17 „
Li-Tai-Pe: Fluch des Krieges . . . . |
— Der große Räuber . . . . | Gedichte[3])
— Die vier Jahreszeiten . . . . |
— Der Tschao-yang-Palast im Frühling . . |

Aus: [1]) Jensen: Exotische Novellen. Berlin, S. Fischer. [2]) Chinesische Geister- und Liebesgeschichten. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. [3]) Li-Tai-Pe: Nachdichtungen von Klabund. Insel-B. Nr. 201.

Programm eines Mitarbeiters. Die beiden Erzählungsstücke, die das neue und das alte China kennzeichnen, sind in Ton und Tempo möglichst verschieden zu lesen, damit der märchenhafte Charakter der von Buber übertragenen Geistergeschichte herauskommt.

6.

Schwarze Novellen

Prinz Wilhelm von Schweden: Magegi[1]) . . . . . 53 Min.
Herbst: Ekeme[2]) . . . . 13 „

Aus: [1]) Wilh. von Schweden: Schwarze Novellen. Lübeck, Quitzow. [2]) Herbst: Und der König tanzt. Berlin, Safari-Verlag.

Programm eines Mitarbeiters. Es empfiehlt sich, auch die zweite Novelle, die wie eine Antwort auf die am Schluß der ersten Erzählung gestellten Frage wirkt, nicht allzu flott und leicht zu lesen, da sie dann sehr leicht nur komisch wirken kann.

7.

August Strindberg

Paul und Peter . . . . 55 Min.
Ein Begräbnis . . . . 15 „

Aus: Strindberg: Schwedische Schicksale und Abenteuer. München, Müller.

Programm eines Mitarbeiters, der gleichzeitig eine Vortragsreihe über Strindberg in der Stettiner Volkshochschule hielt.

8.

Helene Böhlau II

Eine kuriose Geschichte . . . . 75 Min.

Aus: Böhlau: Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. Stuttgart, Engelhorn.

Einleitend sagte ich nur: „Wieder eine Geschichte von Helene Böhlau aus dem alten Weimar, aber im Gegensatz zur „Sommerseele“ mit ihrer süßen Schwermut eine recht lustige Geschichte, die überdies gut in die Weihnachtsstimmung paßt, wie sie denn auch am Weihnachtsabend ihren Höhe- und Schlußpunkt erreicht. Wer andere altweimarische Humoresken von Helene Böhlau kennt, z. B. die köstlichen „Kußwirkungen“, die auch einmal vor Jahren an einem Sonntag hier gelesen wurden, der wird einige Personen unserer „Kuriosen Geschichte“ als alte Bekannte begrüßen. Ein-

zig in unserer Geschichte aber kommt das Franzosen-Ehepaar vor, von dem Sie gleich hören werden. Ich werde übrigens einige der französischen Brocken, die mir entbehrlich scheinen, weglassen und das Wenige, was vielleicht manchem von Ihnen nicht ohne weiteres verständlich ist, verdeutschen."

Im Text habe ich Seite 152 Zeile 12 von unten den Satz: „Und er legte sich" ergänzt in: „Und er zog sich aus und legte sich". Die Hörer sind sonst nicht auf den leicht bekleideten Zustand des Helden, der für die komische Schlußwirkung so wichtig ist, vorbereitet. Auch habe ich Seite 155 in der letzten Zeile hinter „Weihnachtsfreude" verdeutlichend die Worte „die Ratsmädchen" eingeschoben. Weggelassen habe ich dagegen Seite 128 Zeile 15 von unten „und im Tori" (da man aus der Geschichte selbst nirgends einen Anhaltspunkt dafür gewinnen kann, was ein Tori für ein Kleidungsstück war), Seite 135 Zeile 7—5 von unten den Satz „so ein ... choufleur!", Seite 151 Zeile 15—9 von unten die Sätze „Chérie ... Lieblingsspeisen" und drei Zeilen weiter unten die Worte „mon laitue", Seite 152 Zeile 10—13 von oben die Worte „O mon Dieu ... is gut", 5 Zeilen weiter unten und dann noch einmal 5 Zeilen weiter unten die Wiederholung des französischen Satzes. Daß Colonel Oberst und Tisane Arznei bedeutet, wird man beim ersten Vorkommen der beiden Worte auch ausdrücklich sagen müssen. — Es ist natürlich nicht leicht, das aufgeregte Geschwätz des Colonel mit einigermaßen glaubhaftem „Akzent" zu lesen. Jedenfalls aber hüte man sich, daraus ein „Theater" zu machen.

9.
Allerlei Weihnachtsgeschenke

Schieber: Der Mitsünder[1] . . . . 20 Min.
Hamsun: Weihnachten in der Berghütte[2] . . . . 12 „
Hedenstjerna: Des Pastors Weihnachtsgast[3] . . . . . 13 „
Dreyer: Das Geschenk[4] . . . . 15 „

Aus: *[1]) Schieber: Und hätte der Liebe nicht. Heilbronn, Salzer. [2]) Hamsun: Gesammelte Novellen. München, Langen. [3]) Hedenstjerna: Allerlei Leute. Bd 1. Leipzig, Haessel. [4]) Dreyer: Mein Drachenhaus. Leipzig, Staackmann.

Dieser Vortragsfolge, die man wohl als eines der reichsten, volkstümlichsten und zugleich literarisch gediegensten Weihnachtsprogramme ansprechen darf, schickte ich die Worte voraus: „Viele zerbrechen sich den Kopf wegen Weihnachtsgeschenken. Auch von den Anwesenden leidet vielleicht dieser oder jener an der Geschenkfrage. Da ist es ganz gut, wenn wir uns heute eine Auswahl vorlegen lassen. Sicher findet sich für jeden von uns etwas Passendes darunter. Und wir haben im einen oder anderen Fall noch das besondere Vergnügen, zu raten, was denn in der Geschichte nun das eigentliche Weihnachtsgeschenk war."

Ganz vorzüglich wirkt die Aufeinanderfolge der stammestümlich so verschieden gefärbten und doch so wesensverwandten Treuherzigkeit in der ersten und in der zweiten Geschichte. Man kann, während man den Hamsun aufschlägt, diese Abwandlung andeuten, indem man sagt: „Und nun begeben wir uns aus der behaglichen schwäbischen Kleinstadt hinauf in die eisige Einsamkeit norwegischer Gebirgsbauernhöfe." (Seite 41 Zeile 4

von oben empfiehlt es sich übrigens „Räucherpulver" anstatt „Pulver" zu lesen, damit die Phantasie der Zuhörer gleich in die rechte Richtung gelenkt wird).

10.

Ueberraschungen

Kaliebe: De Kuhlbors[1]) . . . . 40 Min.
Thoma: Der Postsekretär im Himmel[2]) . . . . 20 „
Müller-Partenkirchen: Die Empfehlung[3]) . . . . 10 „
— Die Engländerin . . . . 5 „

Aus: [1]) Kaliebe (= Düsterbrock): Bur Kranich. Stettin, Fischer & Schmidt. [2]) Thoma: Der Postsekretär im Himmel. Berlin, Ullstein. [3]) Müller-Partenkirchen: München. Leipzig, Staackmann.

Programm eines Mitarbeiters, das vor allem den Zweck hatte, norddeutschen und süddeutschen Humor in harmonischem Wechsel darzubieten.

11.

Geizhälse

Storm: Im Nachbarhause links[1]) . . . . 55 Min.
Heinrich Seidel: Eugen Kniller[2]) . . . . 18 „

Aus: [1]) Storm: Werke. [2]) Seidel: Heimatgeschichten. 2. Reihe. Stuttgart. Cotta.

Programm eines Mitarbeiters. Die beiden schlichten Erzählungen eignen sich auch für ländliche Zuhörerschaft.

12.

Von allerlei Heldenweibern

Bürger: Die Weiber von Weinsberg (Gedicht)[1]) . . . . 4 Min.
Aanrud: Die Stadtreise[2]) . . . . 25 „
Schäfer: Der tapfere Maruck[3]) . . . . 40 „

Aus: [1]) Bürger: Werke. [2]) Aanrud: Eine Winternacht und andere Erzählungen. Leipzig, Merseburger. [3]) Schäfer: 33 Anekdoten. München, Müller.

Programm eines Mitarbeiters. Die Schäfersche Anekdote muß besonders eingehend vorbereitet werden; es empfiehlt sich mehrmaliges Probelesen.

13.

Das schwächere Geschlecht. II

Maartens: Miß[1]) . . . . 40 Min.
Falk-Rönne: Ein mutiges Mädchen[2]) . . . . 32 „

Aus: [1]) Maartens:: Novellen (Auswahl). München, Langen. [2]) Falk-Rönne: Ein fernes Völklein. Stuttgart, Steinkopf.

Um die Verbindung mit dem früheren gleichnamigen Programm herzustellen (es ist ja bildungspfleglich so wichtig, daß frühere literarische Eindrücke immer wieder in die Erinnerung zurückgerufen werden!), sagte ich einleitend: „Wie sich manche von Ihnen erinnern, habe ich etwa vor einem Jahre schon einmal ein Programm mit der Überschrift „Das schwächere Geschlecht" gelesen. Der Titel war damals ironisch gemeint und ist es auch heute. Damals und heute wollte ich daran erinnern, wie wenig

recht wir Männer haben, das weibliche Geschlecht kurzweg als das schwächere zu bezeichnen, wie oft wir durch weibliches Heldentum beschämt werden. Von den Geschichten, die ich heute lese, zeigt die erste ein Beispiel für jenes unscheinbare Heldentum des Tragens und Ertragens, in dem die Frauen aller Zeiten groß gewesen sind. Die andere zeigt eine Heldin im schmuckvollen, landläufigen Sinn des Wortes."

Die auflockernde Wirkung der zweiten Erzählung ist nach der schmerzlichen Verhaltenheit der ersten Erzählung sehr günstig, zumal sie den tiefen Eindruck des ersten Stückes nicht im mindesten stört.

14.
Verblüffende Geschichten

Wells: Der Herr der Dynamos[1]) . . . . 23 Min.
— Jimmy Goggels, der Gott[1]) . . . . 32 „
— Ein Straußenhandel[2]) . . . . 10 „

Aus: [1]) Wells: Der gestohlene Bazillus. Stuttgart, Hoffmann. *[2]) Wells: Verblüffende Geschichten. Schatzgräber Nr. 105. München, Callwey.

Einleitend sagte ich: „Die drei Erzählungen des englischen Dichters Wells, die ich heute lese, habe ich in der Überschrift als „verblüffende Geschichten" gekennzeichnet. Wells hat nämlich die Gabe, aus der Überfülle einer ebenso regsamen wie kühnen Phantasie heraus Handlungen zu erfinden und auszumalen, die wenigstens auf einen nicht allzu abgebrühten Hörer immer wieder verblüffend wirken. Ich habe drei Beispiele gewählt, die zugleich zeigen, wie Wells seine groteske Erzählungskunst vom Grausigen bis zum Lächerlichen zu erstrecken weiß: Die erste Geschichte ist tragisch, die zweite tragikomisch und die dritte ganz und gar komisch. Man muß übrigens bei Wells sehr aufmerksam hinhören, da er seine witzigsten Einfälle oft in einer recht versteckten Form vorbringt. Besonders bei den Schlußwendungen unserer zweiten und dritten Geschichte ist das nötig. — Ich lese zunächst die Erzählung „Der Herr der Dynamos". Sie ist ein höchst eigenartiger Beleg für die bekannte seelenkundliche Feststellung, daß die Berührung der Angehörigen primitiver Völker, der sogenannten Naturvölker, mit der europäischen Zivilisation nicht nur für deren körperliches, sondern auch für ihr seelisches Leben unheilvoll werden kann."

Bei der zweiten und dritten Geschichte muß der Ton des Ich-Erzählers, der Rhythmus seiner persönlichen Sprechweise, sorgfältig festgehalten werden. Die dritte Geschichte erfordert überdies ein zwanglos flottes, aber besonders am Schluß ganz deutlich gliederndes Tempo.

15.
August Sperl

Der Obrist . . . . 100 Min.

Aus: *Sperl: Der Obrist. Wiesbadener Volksbücher Nr. 201.

Programm eines Mitarbeiters. Die überraschend gut erzählte Geschichte von der schweren Schuld eines Obristen im 30jährigen Kriege und von deren später Sühne birgt die Gefahr in sich, daß man beim Vorlesen der Gespräche leicht in ein falsches dramatisches Pathos verfällt. Man wird gut tun, den Stimmfall der verschiedenen Personen durch mehr-

maliges Probelesen einzuüben. Der Schluß, besonders das entscheidende Stück der Leichenpredigt, muß, um das volle Verständnis zu finden, besonders sorgfältig gelesen werden.

16.

C. F. Meyer

Gustav Adolfs Page . . . . 90 Min.

Aus: *Meyer: Gustav Adolfs Page. Leipzig, Haessel.

Programm eines Mitarbeiters, der gleichzeitig eine Vortragsreihe über C. F. Meyer in der Volkshochschule hielt. Die Novelle verlangt, um gelegentliche, beim Vorlesen hervortretende Längen zu überbrücken, ein beschwingtes Tempo, das nur da zu mäßigen ist, wo das Zagen und Sehnen des unter dem Pagengewande lebenden Mädchenherzens zum Ausdruck kommt.

17.

Schicksalslösungen

Andersen Nexö: Ström[1]) . . . . 26 Min.
Maartens: Meine ganze Geschichte[2] . . . . 21 „
Paquet: Der Stock[3]) . . . . 33 „

Aus: [1]) Andersen Nexö: Die Küste der Kindheit. München, Langen. [2]) Maartens: Novellen (Auswahl). München, Langen. *[3]) Paquet: Der Stock. Manuskriptdruck.

Einleitend sagte ich: „Wir alle wissen von Fällen, in denen sich das Schicksal eines Menschen sozusagen hoffnungslos festgefahren zu haben scheint und sich dann schließlich doch löst. Von solchen Schicksalslösungen wollen wir heute drei Beispiele betrachten. So verschieden die drei Erzählungen im Tonfall und in Einzelheiten des Geschehens sind, immer handelt es sich darum, daß sich ein Mißgeschick so verhärtet hat, daß nach menschlichem Ermessen nur noch ein vernichtender Bruch übrig bleibt und daß es sich dann doch noch, wenn auch nicht gerade in Wohlgefallen, so doch in neue Lebensmöglichkeiten auflöst."

Während ich die erste Geschichte aufschlug, fügte ich hinzu: „Die erste Geschichte hat selbstbiographischen Charakter und stammt von dem bekannten dänischen Proletarierdichter Martin Andersen Nexö, dessen unverwüstliche Lebenskraft und Lebensbejahung sich auch hier wieder dem aufmerksamen Hörer dadurch besonders deutlich dartut, daß ihn selbst in den schauerlichsten menschlichen Düsternissen sein Humor nicht verläßt."

Zwischen der ersten und zweiten Geschichte empfiehlt es sich, darauf vorzubereiten, daß in dieser nicht der Dichter selbst, sondern eine von ihm erdichtete Person erzählt, die sich wiederum durch ihre Erzählung selbst als eine merkwürdige Erscheinung kennzeichnet.

Vor der dritten Geschichte kann man darauf hinweisen, daß es sich hier um eine jener bruchstückhaften, aber schicksalsvollen Begegnungen handle, wie sie Paquet auch sonst so zwingend darzustellen weiß (vgl. Programm 75 in der 2. Auflage meines Vorlesestundenbuches). Die Paquetsche Anekdote haben wir als Manuskriptdruck herausgebracht; Stückpreis 30 Pfg.

18.

Pestalozzi

Schäfer: Lebenstag eines Menschenfreundes. Ausgew. Kapitel 95 Min.

Aus: Schäfer: Lebenstag eines Menschenfreundes. München, Müller.

Einleitend sagte ich: „Unsere heutige Vorlesestunde soll dem Gedächtnis eines Mannes gewidmet sein, der zu den edelsten Gestalten der Menschheit gehört: Heinrich Pestalozzi. Als er vor hundert Jahren starb, hat man rasch vergessen, daß er mehr war als ein Bahnbrecher neuzeitlicher Belehrungskunst. Und am Schluß des Jahrhunderts, in dem er gestorben war, schien es, als gehe sein Werk und Name eigentlich nur noch die Lehrerschaft etwas an. Erst vor 10 Jahren ist Heinrich Pestalozzi für sein Volk wieder auferstanden in seiner ganzen Größe und ewigen Bedeutung: als der tragische Menschenfreund, der trotz aller Stärke seines Geistes von sich bekennen durfte: „Mein Herz ist mein Alles." Und diese Auferstehung verdanken wir Wilhelm Schäfer, dem rheinischen Dichter, der in seinem „Lebenstag eines Menschenfreundes" die Heilandsgestalt Pestalozzis in einzigartiger Lebensfülle und umstrahlt von der Weisheit seines genialen Volksbildnertums vor das geistige Auge seiner Zeitgenossen hingestellt hat. — Wir können daher auch heute nichts besseres tun, als eine Reihe von Kapiteln aus diesem herrlichen Werke betrachten. Ich habe die Auswahl so getroffen, daß ein vollkommen geschlossenes Bild entsteht. Es werden nur da und dort einige wenige verbindende Worte nötig sein."

Ich las dann, nachdem ich den Tod des Vaters erwähnt hatte, das Kapitel über die Ausflüge zum Großvater Pestalozzi nach Höngg S. 11—14, zur Veranschaulichung der sozialen Eindrücke von Heinrichs Kindheit S. 32—36, deutete dann die Wirkung von Rousseaus „Emil" und von Bodmers Abenden im Zunfthaus „Zur Gerbe" auf Pestalozzi an, las S. 68—69 und aus den Kapiteln über Bluntschli und Anna Schultheß S. 73—76, 102—108, 112 (von den Worten an: „Sie läßt ihn zwei lange Tage ...") bis 114. Nach einem Hinweis auf den Herrenbauern Pestalozzi, die Hochzeit und den Neuhof las ich S. 159 (von den Worten an: „Es ist ein verdrießliches Regenwetter ...") bis 160 und nach einem Hinweis auf das Elend der Bettelkinder S. 171 (von den Worten an: „Auch vor dem Neuhof ...") bis 173 und S. 183 („So kommt nach fünf Jahren der Tag ..."). Es folgten Hinweise auf den Volkskundler und den Schriftsteller Pestalozzi, auf die Entstehung von „Lienhard und Gertrud", auf die französische Revolution, dazu las ich S. 253—254 (bis zu den Worten: „... kein Stockfisch daraus wird."). Nach einer erklärenden Bemerkung über die Kriegswaisen in Stans las ich S. 268 (von den Worten an: „Es ist Sonntag ...") bis 271 und nach einem Hinweis auf den tragischen Abschluß auch dieses Unternehmens S. 276—278. Dann folgten mit den nötigen Vorbemerkungen über Burgdorf S. 295 (von den Worten an: „Mit dem Sommer ...") bis 297, über Pestalozzis Abgeordnetentätigkeit in Paris S. 311 (von den Worten an: „Aber er bekommt den Machthaber ...") bis 313, und wieder über Burgdorf S. 320 (von den Worten an: „So wird es ein bewegter Geburtstag . ..") bis 323, über München-Buchsee und Ifferten S. 366 (von den Worten an: „Ifferten liegt mitten

in der Bahn ...") bis 369, über Frau Anna S. 374 (von den Worten an: „Von ihrer letzten Anwesenheit im Neuhof ...") bis 376, über Pestalozzis Jünger S. 379 (von den Worten an: „Es ist Heinrich Pestalozzi, als müsse ...") und über die Ehrung durch die „Helvetische Gesellschaft" S. 390 (von den Worten an: „Seit diesem Maitag ...") bis 403 (bis zu den Worten: „... in der Unsterblichkeit.").

19.

Mozart

Perkonig: Ein wunderliches Geigenspiel des Wolfgang Amadé [1]) . . . . 35 Min.
Braun: Die Stimme der heiligen Cäcilie [2]) . . . . 30 „

Aus: [1]) Um Haydn und Mozart. Stuttgart, Strecker & Schröder. [2]) Eissauer: Geschichten von Musik und Musikern. Stuttgart, Engelhorn.

Programm eines Mitarbeiters. Die erste Erzählung ist im Gegensatz zu der mehr legendenhaften Novelle von Braun im Tempo etwas beschleunigter zu lesen.

Zu Paul Ladewigs siebzigstem Geburtstag.

Am 25. Oktober wird Paul Ladewig 70 Jahre alt. Es ist eine Ehrenpflicht der deutschen Volksbibliothekare, bei dieser Gelegenheit dankbar der bahnbrechenden Leistungen zu gedenken, die wir seiner praktischen Berufstätigkeit und seinem publizistischen Eintreten für eine zeitgemäße „Politik der Bücherei" verdanken. Wir glauben, den Jubilar am besten zu ehren, indem wir ihn selbst zu Worte kommen lassen und folgende Sprüche aus seinem „Katechismus der Bücherei" in Erinnerung bringen. Sie seien namentlich auch den Neulingen im volksbibliothekarischen Beruf zu gründlicher Überlegung und Befolgung empfohlen seien:

Gute Bücher müssen so zugänglich gemacht werden, wie es die schlechten sind.

Wir säen, was wir nicht ernten werden, und ernten, was wir nicht gesäet haben — soll über jeder Bücherei stehen.

Bücherbettel ist kein gutes Aktivum in der Büchereibilanz und eine Kalkulation daraufhin nicht sicher, abgesehen von der Unziemlichkeit gegenüber der heiligen Sache.

Bücherei ist der dankbarste Beruf für den Berufenen — der Bibliothekar ist jedermanns Gläubiger und niemandes Schuldner.

Bibliothekarische Erfahrung darf Lehrgeld kosten — aber man soll nicht alle schon gemachte Erfahrung neu und selbst machen wollen.

Das Gedächtnis ist ein wesentliches Erfordernis des Bibliothekars — aber wehe dem, der sich darauf verläßt.

Ein Bibliothekar ist wie eine gute Hausfrau. Man spürt seine Arbeit nicht, sondern nur den Erfolg der Ordnung und der Tat.

Der Bibliothekar muß mehr können als ein Lehrer: belehren können ohne zu lehren.

Ohne volles Opfer der eigenen Interessen für die anderer Leute kein Bibliothekar. Sein Lohn ist der höchste: er vervielfacht sich selbst im Erfolge anderer.

Der Bibliothekar muß sicher arbeiten, obwohl sein Beruf „Gestörtwerden" ist.

Auf die Dauer entspricht die Qualität des Publikums der Qualität der Verwaltung der Bücherei.

Die Ausleihe ist keine bloße Expeditionsstelle, sondern das pulsierende Herz der Bücherei — also stark auszubilden.

Große Büchereien hinstellen und ausleihen kann jeder! Kleine Büchereien intensiv verwalten — das ist die Kunst.

Jugendliteratur ist die, welche die Jugend freut, nicht nur den erwachsenen Erzieher.

Der Arbeitstisch des besten Beamten trägt das geringste Material: die just laufende Arbeit.

Musterkataloge sind eine nützliche Hilfe für verständige Leute, niemals ein Dogma der literarischen Kritik.

Die neue Bücherei hat wohl Mechanismen des Dienstes, aber keinen mechanischen Dienst; weil sie ein lebendiger Organismus ist.

In der Ausleihe soll der Bibliothekar nicht sich Arbeit sparen, sondern sich Arbeit schaffen.

Von der Absicht der Hilfe ausgehend differenziert der Bibliothekar die Ausleihe von der wirklichen erziehenden Schulform bis zur wissenschaftlichen Unterrichtung. Sie ist — was nicht stark genug zu betonen ist — keine „Abfertigungsstelle".

Das einzige Mittel, die Haltung des Publikums zu sichern, ist Höflichkeit der Beamten, am meisten gegenüber von Unhöflichkeit.

Erster Deutscher Volkshochschultag in Dresden.

Für die Tage vom 31. Mai bis 3. Juni hatte der im vorigen Jahre gegründete Reichsverband deutscher Volkshochschulen in Gemeinschaft mit dem Sächsischen Volksbildungsamt und der Volkshochschule Dresden die deutschen Volkshochschulleiter und sonstige Vertreter der deutschen Volksbildungsarbeit zu einer ersten allgemeinen Tagung geladen. Die Tagung begann mit einem öffentlichen Begrüßungsabend, für den neben den Begrüßungsreden der offiziellen Persönlichkeiten Vorträge von Reichsminister a. D. Dr. Külz über „Die Aufgaben des Reiches, der Länder und der Gemeinden auf dem Gebiete des Volkshochschulwesens" und von Universitätsprofessor Dr. Freyer (Leipzig) über „Akademische Bildung und Volksbildung" vorgesehen waren. Mit erfreulicher Wärme, von der wir leider wenig merken, wenn es sich um praktische Unterstützung der Volkshochschularbeit durch die öffentlichen Stellen handelt, setzte sich Dr. Külz für die Sache der Volkshochschule ein, welche jetzt, wo sie aus den Kinderkrankheiten der ersten Jahre hinaus ist, sich nach seiner Meinung auf einer Entwicklungsstufe befindet, die eine entschiedene Förderung ihrer Interessen durch Reich, Gemeinden und Länder sowie durch deren mittelbare Stellen im Interesse unserer Volkskultur braucht und verdient. Wir begrüßen diese Auslassungen einer Persönlichkeit, die doch geraume Zeit an einer für die deutsche Volksbildung maßgebenden Stelle stand und heute noch eine einflußreiche parlamentarische Tätigkeit ausübt, besonders dankbar

und hoffen nur, daß es nicht bei dieser hoffnungsvollen Ankündigung bleibe. Die Ausführungen von Dr. Freyer mit ihrer klaren begrifflichen Abgrenzung des akademischen Bildungsideals von dem der öffentlichen Volksbildung waren höchst interessant, namentlich auch, weil sich darin eine neue Einstellung einzelner Universitätslehrer zu der von dorther meist völlig verkannten Volksbildungsarbeit kundtat.

Von den beiden Fachsitzungen der nächsten Tage wurde die erste eingeleitet durch einen Vortrag von Regierungsrat Dr. Kaphan vom Sächsischen Volks-sischen Volksbildungsministerium über „Die großstädtische Abendvolkshochschule". Der Vortragende ging aus von der Bedeutung der Großstadt für das geistige und kulturelle Leben der Gegenwart und suchte von dem Gesichtspunkt her, daß die Großstädte die entscheidenden Schauplätze des wichtigsten Ringens der Gegenwart, des sozialen Kampfes, seien, zu erweisen, daß die großstädtische Abendvolkshochschule an den soziologischen Ideenkomplex in ihrer Arbeit anzuknüpfen habe. Ihre Besucher müßten sich im wesentlichen zusammensetzen aus den Menschen, die mitten in den sozialen Spannungen der Gegenwart stehen und die aus dem Zusammenbruch der patriarchalischen und religiösen Lebensformen nach einer neuen Lebensgestaltung suchen. Da der Kreis dieser Menschen sich im wesentlichen decke mit dem Proletariat, so sei der Prozentsatz proletarischer Hörer im allgemeinen bezeichnend für den Bildungswert einer Volkshochschule. Der Bildung einer neuen Gemeinschaftsform suche die Volkshochschule zu dienen durch die Herausgestaltung einer geistigen Gemeinschaft durch Arbeitsgemeinschaften über geistige Dinge. Demgegenüber meinen wir, den Willen zur Selbstbildung, d. h. zur Entfaltung aller seelischen und geistigen Kräfte des Menschen, in allen Kreisen zu finden und hegen zu müssen, im Proletarier selbstverständlich, dem wir, da gerade ihm die dem bürgerlichen Menschen zur Verfügung stehenden Bildungsmöglichkeiten fehlen, auch in unserer Volkshochschularbeit unsere besondere Liebe zuwenden, aber nicht minder im bürgerlichen Menschen, der vielleicht sogar unsere Kulturkrisis geistig noch brennender und schmerzlicher — man denke an ein Werk wie Hesses „Steppenwolf" — erlebt und der nach einer neuen Kultur und einer neuen Lebensform ein ebenso tiefes Verlangen (und nicht nur in der Beschränkung auf politische und wirtschaftliche Dinge wie etwa im neuen Rußland) trägt wie der Proletarier. Und wir fragen: Muß in unserer Zeit parteipolitischer Mißdeutung aller Bildungsbestrebungen eine Volkshochschule mit besonderer Einstellung auf die von Kaphan geforderten 75 bis 80 Prozent Proletarier nicht prompt eine „nationale" Volkshochschulgegenbewegung herausfordern, die ihren Wert nach dem Prozentsatz von Angehörigen nationaler Verbände bemißt? Alle Bildungsarbeit hat es mit Menschen zu tun, nicht aber mit Bürgern und Proletariern; wir haben nur Kräfte zu wecken und zu pflegen und müssen es jedem einzelnen überlassen, seine Kräfte an der Stelle einzusetzen, an der er steht. — Der zweite Vortrag von Volkshochschuldirektor Dr. Weitsch (Dreißigacker) über „Volkshochschulheime und Erwachsenenbildung" gab lehrreiche Einblicke in die wichtige — auch für die Abendvolkshochschulen wichtige — Arbeit der Heime, umsomehr als die Teilnehmer der Tagung am nächsten Tage noch Gelegenheit hatten, die mustergültig eingerichtete sächsische Volkshochschule Sachsenburg zu besichtigen.

Der Abend brachte eine öffentliche Kundgebung für den Volkshochschulgedanken, in der Bäuerle (Stuttgart) über „Alte und neue Volksbildung" sprach — eine Kritik erübrigt sich hier, da unsere Auffassung in diesen Blättern oft genug entwickelt worden ist —, in der ferner ein Gewerkschaftsvertreter, Graßmann (Berlin), in dem Vortrag „Arbeiterbildung und Volksbildung" die grundsätzliche Verschiedenheit der einem realen Zwecke dienenden Bildungsarbeit der Gewerkschaften von der lediglich auf ideelle Ziele hinstrebenden öffentlichen Volkshochschularbeit darlegte, und wo Ministerpräsident a. D. Tantzen (Oldenburg) mit einem Vortrag über „Bauernbildung" die Ziele und Möglichkeiten der Volksbildungsarbeit auf dem Lande aufzeigte.

Auf der zweiten Fachsitzung am nächsten Tage sprach zunächst Frau Stück (Arnstadt) über „Die mittel- und kleinstädtische Abendvolkshochschule", deren Ausführungen gerade die vielfachen Schwierigkeiten, mit denen eingestandenermaßen nicht nur die mittel- und kleinstädtischen Volkshochschulen zu kämpfen haben, auf Grund langer Erfahrung eingehend beleuchteten. Hier war uns namentlich auch das Zugeständnis wichtig, daß eine „intensive" Volkshochschularbeit nicht möglich ist

ohne eine weitgehende extensive Arbeit. Wir müssen überhaupt bekennen, daß uns die auf dieser Tagung meist geübte Gleichsetzung von „intensiver" Volkshochschularbeit mit der didaktischen Form der „Arbeitsgemeinschaft" das Problem auf ein falsches Gebiet hinüber zu spielen scheint. Hier setzte auch schon in der Debatte die Kritik ein, die allerdings zu keiner Klärung und Verständigung führte. Wir meinen, daß die Frage der Arbeitsgemeinschaft insofern nicht die entscheidende ist, als immer von Fall zu Fall überlegt werden muß, mit welchen methodischen und didaktischen Hilfsmitteln, durch Arbeitsgemeinschaft oder durch Vorträge, die größere Bildungswirkung gesichert erscheint. Das ist vor allem doch bedingt durch die Eigenart des Themas, die besondere Veranlagung des Vortragenden und die Besonderheit der Bevölkerung. Daß gerade die sächsische Volkshochschule bei der geistigen Regsamkeit der mitteldeutschen Bevölkerung hier in einer besonders günstigen Lage ist, wollen wir ihr neidlos zugestehen; wir müssen uns aber dagegen wehren, daß man wiederum den Prozentsatz der „Arbeitsgemeinschaften" zu einem Gradmesser macht, um die eigene Arbeit hoch zu bewerten und die anderer Volkshochschulen, welche unter ganz anderen Bedingungen arbeiten, herabzusetzen. Über das Ziel unserer Arbeit sind wir uns wohl überall einig, für die Mittel zu seiner Erreichung aber gibt es keine alleinseligmachende Anweisung. Wir wollen uns über alle Orte freuen, in denen bildungspfleglich wertvolle Volkshochschularbeit geleistet wird, selbst wenn sie, besonders in kleinen und Mittelstädten, nur in der Form von Vortragsreihen stattfinden kann. Daß ein selbständiges tätiges Mitdenken der Besucher und, wenn möglich, eine tätige Mitarbeit überall angestrebt werden soll, ist selbstverständlich. — Ein weiterer Vortrag von Schulrat Dr. Sievers (Flensburg) über „Volkshochschularbeit im Dorfe" legte die besonderen Schwierigkeiten dieser Arbeit dar, ließ aber auch erkennen, daß die wichtige Aufgabe der Volksbildungsarbeit auf dem Lande gelöst werden kann, wenn sie von den richtigen Menschen unternommen wird.

Der Besuch der Volkshochschule Sachsenburg und ein Volkshochschultreffen auf der schönen Jugendburg „Hohnstein" schlossen die Tagung ab, an die alle Teilnehmer dankbar zurückdenken werden, weil sie nicht nur nach außen hin das Bestehen einer starken deutschen Volkshochschulbewegung bekundete, sondern überdies den Teilnehmern Gelegenheit gab, Anregungen zu geben und zu empfangen und aus dem Bewußtsein der letztlichen Verbundenheit mit vielen Mitstrebenden in allen Teilen Deutschlands neue Kraft mitzunehmen für die eigene Arbeit. Wenn wir trotzdem hier ein Wort der Kritik wagten, dem wir noch die Bitte anfügen, auf der nächsten Tagung mehr praktische Fragen der Volkshochschularbeit zur Diskussion stellen zu wollen, so geschieht es in dem Bewußtsein, daß der deutschen Volkshochschulsache nicht damit gedient ist, daß wir unsere Meinungsverschiedenheiten verschweigen, sondern daß im Gegenteil das Zusammenwirken der verschiedenen Kräfte und Meinungen der Bewegung immer neue Anregungen zuführen wird. K. Schulz (Stettin).

Die Ergebnisse der zweiten Europäischen Lehrfilmkonferenz im Haag.

Von Dr. W. Warstat (Stettin).

Seit der ersten europäischen Lehrfilmkonferenz in Basel 1927*) war die Frage der internationalen Zusammenarbeit auf dem Gebiete des Lehrfilmwesens durch verschiedene Umstände kompliziert worden. Nicht nur das Pariser Völkerbundsinstitut für geistige Zusammenarbeit hatte sein Interesse den Lehrfilmfragen intensiver zugewendet, sondern auch in Rom war durch Mussolini ein internationales Lehrfilminstitut gegründet, dem Völkerbund unterstellt und von diesem als Völkerbundsinstitut anerkannt worden. Die zweite europäische Lehrfilmkonferenz im Haag (1.—5. Mai 1928) stand also vor der Frage, wie sie sich zu diesen neu gegründeten Instituten in Paris und Rom zu verhalten habe. Bei einem großen Teil der Teilnehmer war zudem der Eindruck entstanden, als ob die zu Basel ge-

*) vgl. den Bericht in dieser Zeitschrift Jg. 1927 Heft 6 S. 326.

leistete Arbeit und die von der Lehrfilmkonferenz gewünschte Lehrfilmkammer den Instituten in Paris und Rom zum Opfer gebracht werden sollte. Besonders die Vertreter der Schweiz, Österreichs und Deutschlands, sowie die einer Anzahl der nordischen Staaten hegten aber den dringenden Wunsch, die in Basel begonnene Arbeit unter keinen Umständen abzubrechen, sondern vielmehr in sachlicher Weise unter Ausschaltung aller politischen Gesichtspunkte fortzuführen, und zwar in friedlicher Zusammenarbeit mit den Völkerbundsinstituten. Die Organisation der Lehrfilmkammer durch Feststellung ihrer Satzungen und ihres Haushaltsplanes war für die Anhänger der nur sachlich eingestellten Baseler Beschlüsse die Haupt- und Kernfrage der zweiten Lehrfilmkonferenz. Nach mancherlei Kämpfen wurde diese Aufgabe gelöst und eine provisorische, vom geschäftsführenden Ausschuß ausgearbeitete, aber bisher der Konferenz noch nicht vorgelegte Satzung angenommen. Die deutsche Delegation beauftragte ihren Führer, den Direktor des Deutschen Bildspielbundes Walter Günther, damit, im geschäftsführenden Ausschuß Neuwahl des Präsidiums, Neuwahl des ständigen Arbeitsausschusses und die Neueinsetzung der Fachausschüsse durchzusetzen. In der Schlußsitzung des Kongresses wurde diesen Anträgen stattgegeben. Zum Präsidenten des geschäftsführenden Ausschusses wurde Direktor Günther (Berlin) gewählt, zum Vizepräsidenten der Holländer Dr. van Staveren, zum Generalsekretär der Schweizer Dr. Imhoff, zu weiteren Mitgliedern je ein Franzose, Belgier, Italiener und Österreicher. Der Haushaltsplan des Generalsekretariats wurde mit 60 000 Schweizer Franken festgesetzt, welche durch Beiträge der in den einzelnen Ländern beteiligten Regierungen oder Lehrfilmorganisationen aufgebracht werden sollen. In dem ständigen Ausschuß der Lehrfilmkammer ist Deutschland durch vier Vertreter beteiligt, darunter befindet sich als Vertreter der Lehrfilmhersteller Dr. Cürlis (Berlin). Vierzehn Fachkommissionen wurden zur Weiterführung der sachlichen Arbeit auf dem Gebiete des Lehrfilmwesens eingesetzt. Auch bei diesen Kommissionen sind deutsche Lehrfilmleute als Mitarbeiter oder im Vorsitz zahlreich beteiligt.

Die sachlichen Ergebnisse der Konferenz lassen sich leider im Augenblick noch nicht in ihrem völligen Ausmaße überblicken. Die einzelnen Ausschüsse verhandelten vielfach parallel, zu der gleichen Zeit, so daß es auch dem eifrigsten Konferenzteilnehmer nicht möglich war, allen ihren Verhandlungen beizuwohnen. Die Kommissionsberichte werden jedenfalls in den offiziellen Nachrichtenblättern der Europäischen Lehrfilmkonferenz, die von dem Baseler Generalsekretariat unter Leitung von Dr. Imhoff (Basel) und im Verlag der Firma Jos. C. Huber, Diessen vor München, herausgegeben werden, abgedruckt werden.

Immerhin läßt sich auch jetzt schon wenigstens in großen Zügen die Richtung feststellen, in welcher sich die Benutzung des Lehr- und insbesondere des Schulfilms, sowie die Schulkinematographie überhaupt nach den Wünschen der Fachleute entwickeln soll. In den verschiedensten Kommissionen wurde immer wieder betont, daß als die ideale Lösung für die Einführung sowohl des Lichtbilds wie des Films in den Unterricht die Vorführung im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Klassenunterricht in der Klasse selbst oder allenfalls in einem besonderen Lichtbildzimmer zu fordern sei. Man war sich dessen völlig bewußt, daß die Vorführung längerer Filmprogramme in besonderen Veranstaltungen, sei es im Schulkino oder in der Schulaula, vor größeren Schülermassen stets nur ein Notbehelf sei, wenn auch die Vorbereitung und die Auswertung des vorgeführten Films in besonderen Unterrichtsstunden vor und nach der Vorführung versucht werde. Die Hauptarbeit der meisten Kommissionen, insbesondere die der technischen und der pädagogischen Kommissionen, ist infolgedessen darauf gerichtet, die technischen Vorbedingungen zu umreißen, unter denen eine Einführung des Films in den unmittelbaren Klassenunterricht möglich ist. Der Vorsitzende der technischen Kommission, Prof. Rüst-Zürich, hat z. B. auf Grund von Berichten der Kommissionsmitglieder und an Hand eigener Erfahrung bei an der technischen Hochschule in Zürich ausgeführten Experimenten eine Zusammenstellung der Anforderungen ausgearbeitet, die an ein Filmvorführungsgerät für das Klassenzimmer hinsichtlich Feuersicherheit, Handlichkeit und Billig-

keit von seiten der Schule gestellt werden müssen. Dieser Bericht wird im „Bildwart", der Zeitschrift des Deutschen Bildspielbundes, veröffentlicht und auch den meisten apparatebauenden Firmen zugesandt werden, damit sie sich über die Möglichkeit der Konstruktion eines derartigen Geräts zu annehmbarem Preise klar werden können. Es ist klar, daß ein solches Gerät die Verwendung des Lehrfilms auch in der freien Volksbildungsarbeit außerordentlich fördern würde. Denn hier kämpft man mit denselben Schwierigkeiten wie in der Schule.

Besonderes Interesse brachte man gerade unter dem Gesichtspunkte der Verwendung des Lehrfilms im unmittelbarsten Anschluß an den Klassenunterricht den Fragen des Unterrichtskurzfilms, des Ringfilms und des Schmalfilms entgegen. Prof. Rüst (Zürich) trat in besonders energischer Weise als Anwalt des Unterrichtskurzfilms auf, der in möglichst anschaulicher Form einen einzigen Bewegungsvorgang, z. B. den Lauf eines Viertakt-Motors oder das Durchschleusen eines Schiffes durch eine Schleusenanlage, die Entfaltung einer Blüte, das Anschießen von Kristallen und ähnliche Dinge darstellen könne. Solche in räumlichem und inhaltlichem Sinne aufs äußerste Maß beschränkten Filme, die zudem vielfach ohne große Mühe und Kosten aus vorhandenen, umfangreichen Filmen herausgeschnitten werden können, eignen sich in besonderem Maße zur filmischen Illustration und Veranschaulichung des Klassenunterrichts. Wenn solche kurzen Filme an ihren Enden vereinigt werden, so entsteht ein Ringfilm, der eine immer wiederholte Vorführung und genaue Betrachtung ein und desselben Bewegungsvorganges als endloses Band gestattet. Prof. Rüst zeigte eine einfache, von ihm selbst konstruierte Vorrichtung, welche die Verwendung von solchen Ringfilmen in der Länge bis zu 10 m in jedem beliebigen Vorführungsapparat ermöglicht.

Besondere Hoffnungen werden von vielen Lehrfilmfachleuten auch auf die Verwendung des Schmalfilms für den Lehrfilmunterricht gesetzt, da mit seiner Verwendung nicht nur wirtschaftliche Vorteile infolge seiner Billigkeit, sondern auch ein Höchstmaß von Feuersicherheit infolge seiner schweren Entflammbarkeit, endlich aber auch große Handlichkeit sowohl bei der Vorführung als auch bei der Aufbewahrung verbunden ist. Als dringend nötig wurde allerdings in erster Reihe eine Normierung auch des Schmalfilmformats bezeichnet, wobei die meisten Ansichten wohl auf das Kodakformat als das wünschenswerteste hinwiesen. Auch eine weitere Verbilligung des Schmalfilms, evtl. durch Ersetzung des Celluloids durch einen anderen billigen Bildträger (Cellophan) wurde angeregt. Die wichtigste Frage ist jedoch die, ob der Schmalfilm in seinen verschiedenen Gestalten hinsichtlich der Bildqualität und der Haltbarkeit den Bedürfnissen der Schule entspricht. Eine Entscheidung darüber ist erst auf Grund größerer Erfahrungen möglich. Zur Untersuchung aller mit dem Schmalfilm und seiner Verwendung im Schulunterricht zusammenhängenden Fragen wurde eine Unterkommission unter dem Vorsitz von M. Barrier (Paris) eingesetzt, die sich mit der Sammlung von Erfahrungsmaterial über die verschiedenen Arten des Schmalfilms, ihre Vorteile und Nachteile befassen soll, die ferner auf Grund dieses Tatsachenmaterials Vorschläge für die Normierung des Schmalfilms machen und seine Vorzüge oder Nachteile gegenüber dem Normalfilm festsetzen und endlich auch die verschiedenen Schmalfilmapparate auf ihre Verwendbarkeit im Klassenunterricht untersuchen soll.

Im Zusammenhang mit diesen Fragen berichtete Dr. Scheminski vom physiologischen Institut der Universität in Wien über seine eigenen Erfahrungen, die er mit dem 9½ mm Pathé-Film bei der Herstellung von Aufnahmen im Filmlaboratorium des Instituts gemacht hat. Er bezeichnete die Leistungen dieses Schmalfilms als sehr gut unter der Voraussetzung, daß man die Aufnahmen nicht umkehre, sondern kopiere, und zwar mit Hilfe besonders geeigneter Entwickler, um die Entstehung eines zu großen Korns zu verhüten. Zum Kopieren müßten aus dem gleichen Grunde nicht Kondensorapparate, sondern kondensorlose Kopierapparate verwendet werden. Im übrigen war er der Ansicht, daß gerade die Verwendung des Schmalfilms dem wissenschaftlichen Filmamateur nicht nur die Herstellung seiner eigenen Lehrfilme besonders erleichtere, sondern ihm auch als Forschungsmittel durch die Herstellung von Serienaufnahmen schwer zu beobachtender

Bewegungen, z. B. der Reaktionen von Seesternen auf elektrische Reize, von größter Wichtigkeit sei. Die Helligkeit, Klarheit und Größe der erzielten Bilder bei der Vorführung bezeichnete er als genügend und wies auf die Möglichkeit der Vergrößerung der Einzelbilder auf das Zehnfache an der Hand von Probetafeln hin.

Wichtiges Material für die Beurteilung der Eignung des Schmalfilms für den Unterricht werden auch die Experimente der Firma Eastman-Kodak in Amerika liefern, über die Dr. Imhoff (Basel) berichtete. Durch diese Experimente sollen mit Hilfe der amerikanischen Lehrerschaft die Verwendung des Lehrfilms in den verschiedensten Schulgattungen erprobt und dabei die wichtigsten damit zusammenhängenden methodischen und praktischen Fragen geklärt werden, um auf diese Weise zur Herstellung guter Lehrfilme in unmittelbarer Anpassung an das Bedürfnis des Unterrichts zu gelangen. Auch der Wert oder Unwert des Lehrfilmes in unterrichtlicher Beziehung soll an der Hand von Testprüfungen an den Schülern vor, während und nach dem Filmunterricht festgestellt werden.

Was die Beschaffung geeigneter Lehrfilme für den Filmunterricht angeht, so zielen die Arbeiten verschiedener Fachkommissionen der Lehrfilmkammer auf die Lösung dieser Frage ab. Der Fachausschuß für die Herstellung von Lehrfilmen hat auf Grund einer Umfrage Richtlinien für die Lehrfilmherstellung entworfen, die demnächst veröffentlicht werden sollen. Der statistische Fachausschuß hat die Vorbereitungen zur Schaffung eines internationalen Lehrfilmkatalogs getroffen und wird an dieser Aufgabe weiter arbeiten, sobald die nötigen Mittel dafür zur Verfügung stehen. Ein Grundschema für die Katalogisierung und die dabei nötigen Angaben über Inhalt und Beschaffenheit der Filme ist bei dem inzwischen erschienenen Schweizerischen Lehrfilmverzeichnis von Prof. Rüst (Zürich) geschaffen und erprobt worden. Die Fragen der Filmmethodik und der Lehrerausbildung im Filmunterricht werden erst dann befriedigend gelöst werden können, wenn der Idealzustand des Filmunterrichts, d. h. Verbindung der Lehrfilmvorführung mit dem Klassenunterricht selbst, in größerem Umfange verwirklicht worden ist als bisher. Immerhin ist von Schulrat Dr. Hawel (Köln) ein umfassendes Literaturverzeichnis über Filmpädagogik angefertigt worden. Eines über Filmpsychologie wird folgen. Für uns Deutsche von besonderer Wichtigkeit ist die Mitteilung, die Direktor Walter Günther machte, daß in Berlin die Lehrgänge zur Ausbildung von Lehrern auf dem Gebiete des Lehrfilmwesens weiter ausgebaut worden sind, daß am Filmseminar die Einrichtung einer Versuchsschule geplant und die Errichtung eines Instituts für experimentelle Filmpsychologie beschlossen worden sei.

So nehmen die Fachausschüsse für die Zeit bis zur nächsten Europäischen Lehrfilmkonferenz, die im Jahr 1930 in Wien tagen soll, ein reiches Arbeitsprogramm mit nach Hause. Die Zahl der Fachausschüsse ist von der Europäischen Lehrfilmkonferenz vergrößert worden. Außer der schon erwähnten Schmalfilmkommission soll insbesondere die Kommission für Organisation der kommunalen Filmarbeit, ferner die Kommission für Volksbildungsfilme, unter Leitung von Prof. Hübl (Wien) und die Kommission für den Amateurlehrfilm unter Karl Lehnen (Köln) hervorgehoben werden. Für die Lehrfilmindustrie ist eine besondere Kommission eingesetzt worden, die unter Leitung von Dr. Cürlis (Berlin) demnächst zusammentreten soll.

Wir wollen hoffen, daß es dem neuen Präsidenten der Baseler Lehrfilmkammer gelingt, das Programm, mit welchem er sein neues Amt antrat, in vollem Umfange zu lösen, nämlich: ihre Organisation zu festigen, die Mittel für ihre Arbeit zu schaffen und in Verbindung mit den Institutionen des Völkerbunds in Rom und Paris auch weiter ernste Arbeit zu leisten.

Die Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek.

Drittes Unterrichtsjahr April 1927 bis März 1928.

Die Kurse fanden bis Ende Dezember 1927 wie bisher in der 13. Städtischen Lesehalle, Berlin W. 35, Lützowstr. 109/10 statt. Seit Januar 1928 stehen dafür im ehemaligen Marstallgebäude, C. 2, Breite Str. 37, Räume zur Verfügung, die den Kursen von der Stadt unentgeltlich überlassen sind. Sie bieten nicht nur die Möglichkeit zur bequemen Unterbringung der Schüler, sondern gestatten auch die Aufstellung der den Kursen gehörenden Handbibliothek und anderer Werke sowie des Lehrmittelapparates. Das Unterrichtsjahr begann am 20. April 1927 und endete am 9. März 1928; es umfaßte im ganzen 36 Unterrichtswochen.

Als Lehrer waren tätig: Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Fritz (Bibliotheksverwaltungslehre, Buchgewerbe, Volkserziehungswesen, Geschichte der fremden Literaturen), Bibliotheksrat Dr. Krabbe (Bibliographie), Fräulein Krimmer (Büchereihandschrift), Stadtbibliotheksrat Dr. Schuster (Literaturkunde mit Übungen), Bibliotheksrat Dr. Vorstius (Katalogisieren nach den preußischen Instruktionen), Stadtbibliotheksrat Dr. Wieser (Geschichte und Einteilung der Wissenschaften).

Im ersten Semester besuchten die Kurse 33 Schülerinnen und 7 Hospitanten, im zweiten Semester 33 Schülerinnen und 7 Hospitanten, insgesamt 43 Teilnehmer.

Statistik der Schülerinnen.

Es nahmen teil: 1. Gerda Articus. 2. Anna Bomfleur. 3. Else Brinck-Schulte. 4. Gerda Dillmann. 5. Else Droß. 6. Lisa Duisberg. 7. Edith Ediger. 8. Marianne Förster. 9. Anneliese Gerlach. 10. Elfriede Grützner. 11. Wilmi Hiete. 12. Irmgard His. 13. Erica Horn. 14. Eva Jamrowski. 15. Erna Janowski. 16. Hertha von Kathen. 17. Gertrud Kayser. 18. Irmgard Kemnitz. 19. Charlotte Kuhn. 20. Charlotte Mallon. 21. Hildegart Marggraff. 22. Brigitte Meißner. 23. Alice Prochnow. 24. Elisabeth Roth. 25. Eva Schaumann. 26. Bertha Schröder. 27. Ilse Sommer. 28. Oda Steinbeck. 29. Traute Such. 30. Irmgard Theobald. 31. Maria Triebel. 32. Edith Wachhausen. 33. Annemarie Winkler.

Geboren:

1894	1899	1900	1901	1902	1904	1905	1906	1907	1908	1909
1	1	1	2	2	2	5	7	5	5	2

Heimat:

Berlin	Brandenburg	übriges Preußen	Hamburg	Freistaat Danzig
10	3	16	1	3

Schulmäßige Vorbildung

Lyzeum	O II	U I	Frauenschule (Oberlyzeum)
29	3	1	8

Bibliothekarische Vorbildung:

2 Praktikantenjahre	1 Praktikantenjahr	Geringer
18	13	2

Die Diplomprüfung bestanden im Oktober 1927 5 Schülerinnen, im März 1928 13 Schülerinnen, davon 5 aus dem ersten, 7 aus dem zweiten, 6 aus dem dritten Kursus. (Die übrigen Kursteilnehmer kamen für eine Meldung zur Prüfung noch nicht in Betracht.)

Zur Ergänzung des Unterrichts fanden folgende Einzelvorträge und Besichtigungen statt:

Vom 23. bis 24. Juni Reise nach Leipzig mit Besichtigung der Deutschen Bücherei, des Deutschen Museums für Buch und Schrift, der Städtischen Lesehallen, des Barsortiments und der Kommissionsbuchhandlung von Koehler & Volckmar und der Internationalen Buchkunstausstellung,

am 21. Oktober Vortrag von Fräulein Mühlenfeld über Jugendliteratur und Kinderlesehallenarbeit,

vom 2. bis 4. Dezember Reise nach Stettin mit Besichtigung der Stadtbücherei, der Volksbücherei und der Volksbüchereizweigstellen und der Bilderbuchausstellung, und mit Vorträgen von Büchereidirektor Dr. Ackerknecht über Vorlesestunden, Volksunterhaltungsabende, Lichtspiel und Vortragswesen,

am 3. und 17. Februar Führung durch die graphischen Werkstätten der Kunstgewerbeschule Charlottenburg,
am 8. März Besichtigung der graphischen Kunstanstalt von Richard Labisch,
ferner verschiedene Führungen durch wissenschaftliche und volkstümliche Bibliotheken Groß-Berlins. Zur Teilnahme an Vorführungen des Schattentheaters in der 1. städtischen Kinderlesehalle war Schülerinnen ebenfalls Gelegenheit gegeben.

Allen Damen und Herren, die bei den Führungen in so entgegenkommender Weise den Schülerinnen die für sie so wertvollen Einblicke in die Praxis der Büchereiarbeit sowie des Buchhandels und der buchgewerblichen Technik ermöglicht haben, sei auch an dieser Stelle der aufrichtigste Dank ausgesprochen.

In beiden Semestern wurde den Schülerinnen Gelegenheit gegeben, in der Hausbuchbinderei der Stadtbibliothek unter Leitung von Buchbinder Lemser praktisch zu arbeiten.

Seitens des preußischen Kultusministeriums wurde den Kursen auch im Jahre 1927/28 eine Beihilfe von 1500 RM gewährt. Dem Herrn Minister verfehlen wir nicht, auch an dieser Stelle zu danken.

Voraussetzung für den Eintritt in die Kurse bleibt nach wie vor der Nachweis einer mindestens einjährigen praktischen Tätigkeit als Praktikant oder Volontär. Für die Zulassung zur bibliothekarischen Laufbahn ist fortan der Nachweis der Reife für Prima erforderlich. Meldungen für die Einstellung als Praktikant sind ausschließlich an den Herrn Vorsitzenden des Beirats für Bibliotheksangelegenheiten, Berlin NW. 7, Unter den Linden 38, zu richten, und zwar stets im Dezember für den Eintritt im April des darauf folgenden Jahres. Die Kurse bereiten nach wie vor sowohl für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken wie für den Dienst an volkstümlichen Büchereien vor.

Von den „Veröffentlichungen der Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek" sind bisher erschienen:

H. 1. Die Ausbildung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken sowie für den Dienst an Volksbibliotheken. 2. veränd. Aufl. 1926. (Preis 0,50 RM.)

H. 2. Die Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek. Jahresbericht über das erste Unterrichtsjahr April 1925 bis März 1926. 1926. (vergriffen.)

H. 3. Die bibliothekarische Fachbücherei. Eine Liste von grundlegenden Büchern und Zeitschriften, vornehmlich für den Gebrauch von Bibliotheksschülern und Praktikanten. 1927. (z. Zt. vergriffen. Neuauflage in Vorbereitung.)

H. 4. Vorstius: Übungsbeispiele zu den Preußischen Katalogisierungsvorschriften. 1927. (Preis 3,— RM.)

Sämtliche Hefte sind gegen Vorhereinsendung des Betrages zu beziehen durch die Berliner Stadtbibliothek (Bibliothekskurse), Berlin C. 2, Breite Str. 37. Auslieferung für den Buchhandel n u r durch den Verlag Bücherei und Bildungspflege, Stettin, Grüne Schanze 8.

Die Geschäftsstelle der Bibliothekskurse befindet sich in der Berliner Stadtbibliothek, C. 2, Breite Str. 37; Sekretärin Fräulein Bibliothekarin Krimmer.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Karl Schönherr.

Zum 60. Geburtstage Karl Schönherrs (geb. 1867, Axams i. Tirol) erschien eine gut ausgestattete Gesamtausgabe seiner Schriften*), von ihm selbst geleitet, wobei frühere Werke vielfach umgearbeitet wurden. Ihre Veröffentlichung hat keinen Sturm in der literarischen Kritik erregt, wie vor und im Kriege manche Dramen des Dichters. Der Kampf für und gegen ihn ist verstummt, die Kunst unserer Zeit hat andere Wege beschritten, die letzten Werke Schönherrs, die zum

*) Schönherr, Karl: Gesammelte Werke. Bd 1—4. Wien: Speidel o. J. Hldr. 36,—.

Teil durchaus aktuelle Probleme behandeln und sogar in der Formgebung von den modernen literarischen Strömungen beeinflußt sind, zählen dennoch nicht zu den wesentlichen Werken heutigen Schrifttums. Die „Gesammelten Werke" muten heute schon historisch an, aber sie verlangen zugleich eine leidenschaftslose Wertung der Kunst Schönherrs.

Der entscheidende Gesamteindruck, der nach ihrer Lektüre sich einstellt, ist der Mensch Schönherr, seine Persönlichkeit. Diejenigen irrten, die im Kampf gegen seine Kunst ihn selbst als bloßen literarischen Macher ansahen, dem „von jeher alles Menschliche fremd war", wie der schärfste Gegner, Siegfried Jacobsohn, es formulierte. Liest man die Werke in der Folge und Form, die Schönherr ihnen in der Gesamtausgabe gegeben hat, so spricht zu uns ein tief ethischer, sozialer Mensch, der seine Mitmenschen verstehen will, der die Not des Lebens kennt, sie nicht idyllisch mildert. Schönherr ist kein Sprecher der Reichen, sondern der Armen und Unterdrückten; der soziale Grundzug ist in Epik und Drama sehr stark. Aber er ist nicht nur der Anwalt der wirtschaftlich Schwachen, sondern der aller Unterdrückten, die sich nicht ihrem Wesen gemäß, und sei dies auch noch so sinnlich-triebhaft, entfalten können. Hieraus erklärt sich seine Ablehnung der katholischen Kirche, die viele seiner Dichtungen in katholischen Gegenden ausschaltet. Er ist nicht Gegner aus protestantischer Kirchlichkeit, sondern aus dem Drang nach menschlicher Freiheit, die er im Katholizismus — in allerdings oft sehr oberflächlicher Betrachtung — gefährdet glaubt. Dieses ethisch-soziale Element im Wesen Schönherrs ist untrennbar verbunden mit seiner Liebe zur Tiroler Heimat. Seine ersten Werke sind mit der Heimatliteraturbewegung zu ihrem großen Erfolge gelangt, aber wie wenige Schriftsteller dieser Richtung hat er sich vor der Gefahr des Lokalpatriotismus, der idyllischen Spießbürgerei und Überheblichkeit bewahrt. Ihm ist das Menschliche in Helle und Schatten vertraut, er hat den Schatten stärker als das Licht wiedergegeben. Der Wert und die Begrenzung seiner Kunst liegt in dieser Heimatverbundenheit. Der ethische Grundzug seiner Werke ist nur in den Dichtungen wirklich lebendig und überzeugt, die in bäuerlicher Umwelt spielen, in den anderen bleibt er Schemen. Wie allen bedeutenden Dichtern bäuerlicher Welt ist die auch ihm wesengemäße künstlerische Stilform der Realismus. Seine symbolistischen und expressionistischen Werke sind verfehlt, da die Form nicht dem Lebensgefühl entspricht. Die künstlerische Gestaltung ist in seinen Werken schwächer als die menschliche Persönlichkeit. Schönherr hat an seinen Dichtungen viel stärker ästhetisch gefeilt als etwa Gotthelf, Anzengruber, Thoma; aber seine Werke sind doch die viel schwächeren. Alle große Kunst ist nicht bloß ein Akt des Wollens und der literarischen Begabung, sondern ist eine Urkraft. Und dieser großen Kunst gehören Schönherrs Werke nicht an. Es fehlt ihnen wie den bäuerlichen Dichtungen Berthold Auerbachs, mit dem Schönherr nicht nur in der Stoffwahl, sondern auch in der Gesinnung Verwandtschaft besitzt, die Unmittelbarkeit, die Weite und die künstlerische Einheit, die Kräfte also, die Gotthelf und Anzengruber als Dichter bäuerlicher Welt zugleich zu Dichtern zeitlosen Menschentums machen. Wohl aber hat Schönherr einzelne Dichtungen von gutem Rang geschaffen, die man auch in unserer schnellebigen Zeit nicht vergessen sollte.

Diese skizzenhafte Würdigung wollte zugleich erkennen lassen, warum eine Anschaffung der „Gesammelten Werke" für die Büchereien nicht in Frage kommt. Die folgende kurze Betrachtung der einzelnen Bände soll die wertvollen Dichtungen hervorheben für die Anschaffung und Ergänzung, zugleich aber auch die Ausmerzung einiger vorhandener Dramen anregen. Der erste Band bringt zunächst völlig belanglose Gedichte im volkstümlichen Witzblattstil. Dann folgen die wertvollen und schon für kleine Büchereien zur Anschaffung warm zu empfehlenden Prosawerke: „Allerhand Kreuzköpf", „Aus meinem Merkbuch" und „Schuldbuch". Sie umfassen jeweils eine Reihe kleiner Novellen und Skizzen aus Tirol, die sehr lebendig eine Fülle von Sonderlingen und seltsamen Bräuchen in Ernst und Humor wiedergeben und in knappem Umriß vielfach Tiefe besitzen. Der zweite Band bringt zuerst die frühesten dramatischen Versuche Schönherrs: „Die Bildschnitzer", „Karrnerleut" sowie den „Maitanz", die ganz in naturalistischer Elendsmalerei befangen sind. Ihnen schließt sich das erste bäuerliche Religionsdrama Schönherrs an: „Sonnenwendtag", das Drama der heidnischen Sonnenreligion, in dem trotz starken Auftakts die bäuerlichen Gestalten zu Schatten der Tendenz werden. Das

folgende Drama „Das Königreich" ist ein völlig mißlungenes, im Erotischen peinliches Märchendrama und das letzte Stück dieses Bandes „Lorbeer" ist eine recht oberflächliche Künstlerkomödie im Stil des „Kollege Crampton", doch ohne dessen tiefen Humor. Der dritte Band enthält die beiden stärksten Dramen Schönherrs, die Komödie „Erde" und das Schauspiel „Frau Suitner". „Erde" ist das einzige wahrhaft humoristische Drama Schönherrs, in dem der Humor nicht nur aus der Situation oder aus der Satire kommt, sondern aus den Charakteren. Die Gestalt des alten Bauern Grutz, der zäh an der Scholle und durch sie am Leben hängt, ist den großen Bauerngestalten der europäischen Dichtung verwandt; auch die übrigen Personen sind erdhaft nah. „Frau Suitner" ist viel stärker und schlichter als „Weibsteufel" oder „Es", das Drama der Geschlechter und der Mutterschaft. Wie in „Erde" die Gestalt des Grutz, so ist hier die Figur der Frau Suitner, die ihrem Mann kein Kind schenken kann, und die, nachdem sie ihm eine junge Magd als zukünftige Mutter seiner Kinder an die Seite gestellt hat, still aus dem Leben scheidet, den großen Frauengestalten bäuerlicher Epik verwandt. Das Drama „Es" dagegen ist wohl stofflich aktuell, aber der Dichter hat nicht die Kraft, das Problem der Verhütung der Mutterschaft, der bewußt kinderlosen Ehe, künstlerisch zu gestalten. Im gleichen Bande ist ferner sein bekanntestes Drama „Glaube und Heimat" enthalten, das den Theaterkünstler Schönherr am reifsten zeigt, als Dichtung aber „Erde" und „Frau Suitner" nicht ebenbürtig ist. Denn alle Bewegtheit der Handlung darf nicht über die Zufallstragik und die Starrheit der Gestalten hinwegtäuschen, die sämtlich formelhaft auf einen Gefühlsausdruck abgestimmt sind. Das den dritten Band abschließende Drama „Volk in Not", das in der Darstellung des Tiroler Freiheitskampfes ein Drama des Weltkrieges sein will, ist ein im Kern verfehltes Werk; alles ist erstarrte Heldenpose ohne heldisches Sein. Der vierte Band enthält neben einer sehr grobschlächtigen, belanglosen Ärzte- und Hundekomödie „Der Spurius" und der menschlich ergreifenden, aber völlig undramatischen und unkünstlerisch plakatierten „Hungerblockade 1919" den „Weibsteufel". Dieses Drama ist bei aller Bühnenwirksamkeit doch so schematisch, so ohne innere Leidenschaft und wahre Menschlichkeit, daß es keine bleibende Bedeutung besitzt. Die „Kindertragödie", das Drama dreier Geschwister im Pubertätsalter, die schauernd die eheliche Untreue ihrer Mutter erleben, ist in den ersten beiden Akten durchaus psychologisch wertvoll, im letzten leider nur noch Theater. Der „Judas von Tirol", das letzte Drama Schönherrs, hat als Stoff den Verrat Andreas Hofers durch einen Knecht und beschäftigte den Dichter schon in seiner Frühzeit. Es ist ein soziales Bauerndrama, das das alte Passionsspiel und seine Judasfigur in die historische Tragödie des Andreas Hofer eingehen läßt. In dieser Eigenart ist es in einzelnen Szenen von starker Eindringlichkeit.

Zusammenfassung: Für kleinere Büchereien: die drei Novellenbände „Allerhand Kreuzköpf" (z. Zt. nicht einzeln erhältlich), „Aus meinem Merkbuch" (geb. 4,50), „Schuldbuch" (geb. 3,—), „Erde" (geb. 3,—), „Frau Suitner" (geb. 2,50); für größere Büchereien außerdem „Glaube und Heimat" (geb. 4,—), „Kindertragödie (geb. 2,50), „Judas von Tirol" (geb. 4,50), alle bei L. Staackmann in Leipzig.

C. Wormann (Berlin).

Rudolf G. Binding.

Die Bedeutung Bindings für die Volksbücherei beruht in erster Linie auf dem erzieherischen Wert des Werkes*), welches in allen seinen Teilen die ethische Persönlichkeit spüren läßt, welche eine tiefe, aber nicht eigentlich reiche Natur aus dem unsicheren Umhertasten der Jugend unter dem Anspruch hoher Forderungen allmählich aufbaut und zur Erfüllung bringt. In dem mit alter Kultur gesättigten Hause, im Schatten eines bedeutenden Vaters erwächst der Knabe, dem die Achtung vor der Form früh selbstverständlich wird, und zugleich die Verachtung aller Form, welche nicht dem seelischen Gehalt entspricht. Der große Vater ist bewundertes Vorbild und drückende Verpflichtung zugleich, der er sein heroisches Verlangen entgegenstellt, alles sich selbst verdanken zu wollen, eine stolze Härte zu bewahren, welche sich nur einmal im Leben löst: in dem großen Liebeserlebnis,

*) Gesammelte Werke. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1927. Bd 1—4.

von welchem seine Novelle „Der Opfergang" Zeugnis gibt. Der strengen Zucht der Persönlichkeit entspricht das sparsame Ausmaß des Werkes, das zur Hälfte und in seinem bedeutsamsten Teile von den beiden Lebensbüchern „Aus dem Kriege" und „Erlebtes Leben" bestritten wird. Diese beiden Bände sollten auch kleinere Volksbüchereien schon für gebildetere Leser bereithalten, dazu die (als Inselbändchen) auch einzeln erschienene Novelle „Der Opfergang". In nächster Linie kommen dann die „Novellen und Legenden" in Frage (früher „Die Geige", vier der Novellen enthaltend, „Legenden der Zeit", und einzeln die „Keuschheitslegende" und „Unsterblichkeit"**)), mit Vorsicht jedoch für katholische Büchereien, für größere Büchereien das gesammelte Werk, welches hierzu noch die „Gedichte" und die „Reitvorschrift für eine Geliebte" fügt.

1. Novellen und Legenden.

Fast alle diese Stücke sind heroisch, „Die Waffenbrüder", in welcher der Sohn zum Rächer der Ehre seiner Mutter an dem geliebten väterlichen Freunde wird, „Angelucia", in der der ritterliche Graf von Flandern namenlos und schimpflich um seiner großen Liebe willen stirbt, „Der Opfergang", in dem die Frau der Geliebten des Mannes das Leben rettet, „Unsterblichkeit", die Geschichte der todüberwindenden Liebe. Selbst die dumpfe, elementare Kraft in „Wingult" hat etwas davon. In den Legenden aber findet man den gleichen Zug im tapferen Sterben des Rittmeisters in „Sankt Georgs Stellvertreter". Gewiß spürt man gelegentlich das Erzwungene dieser Lebenshaltung durch, ohne daß es abstößt, weil man auch der Tapferkeit dieses Zwanges inne wird. In „Coelestina" und der „Weihnachtslegende vom Peitschchen" löst sich die immer etwas feierliche Haltung zu einem schalkhaften, oft köstlichen Humor, und so fügen die Legenden dem Bilde des Dichters einen neuen, liebenswürdigen Zug bei.

2. Gedichte. Reitvorschrift für eine Geliebte.

Die Gedichte zeigen die hohe Stilkunst des Dichters, aber auch seine Grenzen, das Erzwungene seiner Form, sehr deutlich. Unter den streng gewählten sind einige Stücke von großer Schönheit, die über die literarische Bedeutung, welche ihnen als Wegen der deutschen Kunst zu neuer Formreinheit eignet, weit hinausreichen. Die „Reitvorschrift" wird allen denen, welche die ritterliche Kunst selbst üben oder üben durften, aus dem Herzen geschrieben sein. In den Volksbüchereien werden wir dafür wenige Leser mehr haben.

3. Aus dem Kriege. 361 S.

Das Tagebuch ist als eines der wertvollsten Kriegserinnerungsbücher bekannt und geschätzt. Ein innerlich zugleich unabhängiger und vornehmer Mensch spricht sich darin aus, ein Offizier und Führer, wie er sein soll, deutlich die Kurve aufzeigend, welche das Kriegserlebnis auch bei den tapferen und starken Naturen in dem langen, ungeheuren Kampfe nahm. Binding steckte übrigens nur zeitweise „tief drin", an der vordersten Front, deshalb gibt es gewiß reichere Kriegserlebnisbücher, aber wenige, die das gleiche Niveau halten.

4. Erlebtes Leben. 293 S.

Das schöne Lebensbuch läßt tief in das Herz des Dichters und seine menschliche Entwicklung blicken. Ein glänzender Höhepunkt der Darstellung ist das Begräbnis des alten Kaisers Wilhelm I., mit dem das alte Deutschland — so erscheint es in dem Buche — endgültig zu Grabe getragen wird, um nun dem erfolgsfrohen Industrierittertum des neuen Reiches mit seiner Kulissenkultur Platz zu machen, welches seinen brutalen Materialismus und Militarismus mehr unterstreicht als verhüllt. Der Weg des Dichters ist jedoch nicht der des Revolutionärs, sondern der des Kulturaristokraten, welcher der Unform der Zeit in stolzer Gelassenheit die in eiserner Arbeit errungene Form entgegensetzt, in der er das Überkommene wahrt und zugleich dem Neuen die Wohnstätte zu geben erhofft. Der reiche menschliche Gehalt läßt sich hier nicht ausschöpfen. Dem geübteren Leser erschließt er sich leicht. W. Schuster.

**) Auch heute noch wie die beiden Lebensbücher in Einzelausgaben beim Verlage zu haben.



B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Pribilla, Max S. J.: Um die Wiedervereinigung im Glauben. Freiburg: Herder 1926. 80 S. Kart. 2,20.

Die Schrift eines Jesuiten über „die Wiedervereinigung im Glauben". Der Durchschnittsprotestant, der schon vor dem Titel schaudert, wird bald finden, daß die Schrift recht lesenswert ist. Der Verfasser ist weit davon entfernt, an seiner eigenen Kirche alles zu loben oder auch nur zu verteidigen. Er übt freimütig Kritik an Vergangenheit (Ketzerverfolgungen) und Gegenwart (Andachtsbücher), er bringt auch dem Protestantismus durchaus Verständnis entgegen. Die stärkere Berücksichtigung des Subjekts, die Aufgeschlossenheit gegenüber der Kultur, die unermüdliche wissenschaftliche Arbeit erkennt er vor allem als Vorzüge auf unserer Seite an. Den Anspruch der Kirche, im Besitze der objektiven Wahrheit zu sein, gibt der Verfasser allerdings nicht auf, er glaubt geradezu, daß die Zeit seiner Kirche wiederkommen werde, wenn die Menschen nach dem Zusammenbruch des heutigen Subjektivismus wieder anfangen, sich dem Objektiven zuzuwenden. Mit dem großartigen Weitblick seiner Kirche, die seit jeher nicht nur in Kontinenten, sondern auch in Jahrhunderten dachte, erinnert er daran, daß einmal zu Beginn der Völkerwanderung fast die ganze Welt arianisch war und nach einigen Jahrhunderten doch zum katholischen Glauben zurückkehrte. Ob dieser Analogieschluß auf die heutige Lage zutrifft, ist freilich nicht nur vom protestantischen Standpunkt zweifelhaft, aber auch nicht von großer Bedeutung, denn auch über den Ausführungen des Verfassers steht der Gedanke der Wiedervereinigung nur wie ein ferner Stern. Seine unmittelbare Absicht ist, zwischen den beiden Konfessionen Brücken zu schlagen und Verständigung anzubahnen. Er tut dies in einem freien und vornehmen Sinne, und man kann im Interesse unserer nationalen Kultur nur dringend wünschen, daß er auf protestantischem Boden ein Echo finde.

K. Hartmann (Stettin).

Adickes, E.: Kant und die Als-Ob-Philosophie. Stuttgart: Frommann 1927. 292 S. Geh. 9,—. Geb. 11,—.

Das Buch ist eine Streitschrift gegen die fiktionalistische Kant-Auffassung Vaihingers, welcher der Verfasser seine Auslegung Kants vom Standpunkte eines transzendentalen Realismus entgegensetzt. So interessant der Streit in mancher Hinsicht ist, nicht zuletzt in bezug auf die Unmöglichkeit einer Verständigung zweier von verschiedenen Ausgangspunkten herkommender Geister, und obwohl auch für den weder die eine noch die andere Auffassung Billigenden manches dabei abfällt, geht die Schrift weit über das Maß dessen hinaus, was für den philosophisch interessierten Laien noch von Bedeutung ist. W. Schuster.

Bolin, Wilhelm: Spinoza. Zeit — Leben — Werk. 2. Aufl. bearb. von Carl Gebhardt. Darmstadt: Hofmann 1927. 203 S. Geh. 2,—. Geb. 3,60.

Die volkstümliche Darstellung des finnischen Philosophen W. Bolin erschien zuerst 1894 und ist von dem Herausgeber nach dem neuen Stande der Forschung berichtigt, jedoch nicht wesentlich verändert. Sie stellt das Leben des großen Philosophen in den Rahmen des Holland seiner Zeit und behandelt im Schlußkapitel mit vorbildlich schlichter Klarheit die Lehre in den großen und wesentlichen Zügen unter Verzicht auf alle Fachausdrücke. Nach unsern heutigen Anforderungen fehlt dem sehr guten und brauchbaren Buche eine Einordnung des spinozistischen Denkens in den Ablauf der allgemeinen Geschichte der philosophischen Ideen und eine schärfere Betonung seiner Grenzen. Als Biographie und als erste Einführung für alle Büchereien. W. Schuster.

Das psychoanalytische Volksbuch. Hrsg. von Federn und Meng. Stuttgart: Hippokrates Verlag 1926. 550 S.

Diese hier vereinigten Aufsätze mehrerer Verfasser sind geschrieben, um die

Werte der Psychoanalyse für das Leben fruchtbar zu machen. Die ersten einleitenden Aufsätze entwickeln die seelenkundlichen Grundanschauungen der Psychoanalyse; der zweite Teil zeigt, wie von der Psychoanalyse hygienische und pädagogische Fragen (besonders die Erziehung des Kleinkindes und die seelische und körperliche Gesunderhaltung des Geschlechtslebens) gelöst werden; der dritte berichtet über Wesen und Behandlung der Geistesstörungen und die Aufsätze des letzten Teils legen dar, wieweit die Psychoanalyse zum Verständnis der großen Kultursysteme — Recht, Kunst, Sittlichkeit — beitragen kann. Alle Aufsätze sind einfach und ohne schroffe Einseitigkeiten geschrieben, so daß das Buch eine ausgezeichnete Einführung in die Lehre Freuds bedeutet und als Berater in diesen Fragen des Lebens dankbar zu begrüßen ist. Schon mittlere Büchereien sollten es einstellen. R. Joerden (Stettin).

Wundt, Max: Johann Gottlieb Fichte. (Frommanns Klassiker der Philosophie XXVIII.) Stuttgart: Frommann 1927. 317 S.

Die Darstellung des Lebens und der Lehre des Philosophen, der in der Gegenwart wieder an Bedeutung gewonnen hat, ist glücklich, die schwierige und so oft mißverstandene Lehre mit großer Klarheit auch dem nicht mit den tieferen Geheimnissen der Transzendentalphilosophie Vertrauten nahe gebracht. Vermißt wird ein umfänglicheres Kapitel über das Fortwirken der Fichteschen Philosophie und ihre Beziehungen zur Gegenwart. — Sowohl als Einführung wie als zuverlässige Gesamtdarstellung geeignet. W. Schuster.

Ebert-Stockinger, Clara: Elternsünden. Ein Beitrag zur Erziehung der Eltern. Dresden: Pahl 1926. 130 S. Geh. 3,20. Geb. 4,20.

Vielleicht noch mit einem zu großen Aufwand von scheinbarer Wissenschaftlichkeit, aber sonst in durchaus glücklicher Weise hat die Verfasserin unter unbefangener Nutzbarmachung aller gegensätzlichen medizinischen Lehrmeinungen und leicht verständlich vor allem die hygienischen Fragen des ehelichen Lebens und der Kindererziehung behandelt. Der Gedanke der allgemeinen Gesunderhaltung des ganzen Volkes ist dabei immer maßgebend gewesen. — Ein solches Buch könnte von größtem Wert sein, und alle Volksbüchereien müßten derartiges besitzen. Leider kommt diese Arbeit kaum dafür in Frage, weil sie in der Meinung, daß die sozial besser gestellten Schichten auch die kulturell wertvolleren seien, in stellenweise dünkelhaft belehrendem Ton und nicht ohne politische Voreingenommenheit Kritik an den „breiten Massen" übt. Statt sich gerade dort um die Voraussetzungen der unleugbaren Gebrechen und die Möglichkeiten ihrer Überwindung zu bemühen. R. Joerden (Stettin).

Frobenius, Else: Mit uns zieht die neue Zeit. Eine Geschichte der deutschen Jugendbewegung mit 16 Tafeln. Berlin: Deutsche Buchgemeinschaft 1927. 430 S.

Else Frobenius legt hier eine sehr lebendige, warmherzige und kluge Geschichte der deutschen Jugendbewegung vor, die ohne überhebliche Kritik und eigene programmatische Forderung die Zeugnisse selbst in reichen Zitaten sprechen läßt, unter Berücksichtigung der Auswirkungen der Bewegung auf die Schulfrage, Musikpflege, auf Tanz und bildende Kunst. Schon kleine Büchereien sollten das Buch, das sehr gut auch für Jugendliche und Eltern geeignet ist, welche sich unterrichten wollen, anschaffen. — Größeren Büchereien sei daneben: „Die neue Jugend" (Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie, hrsg. von R. Thurnwald, Bd 4), Leipzig: C. L. Hirschfeld 1927, 340 S., empfohlen. Es behandelt nach einer grundsätzlichen Erörterung der Jugendbewegung die einzelnen zur Zeit bestehenden Zweige, jeweils von einem andern, der betr. Gruppe nahestehenden Verfasser und fügt am Schluß noch zwei wertvolle Abhandlungen über „Methode und Ergebnisse der Jugendkunde" und „Die jugendliche Arbeiterschaft und die Arbeitslosigkeit" bei. Obwohl nicht alle Beiträge gleichwertig sind, gibt das Buch einen ausgezeichneten Überblick über den gegenwärtigen Zustand und ergänzt die

Arbeit von Else Frobenius, welche das Historische eingehender berücksichtigt und übrigens auch farbiger ist. W. Schuster.

Grisebach, Eberhard: Die Grenzen des Erziehers und seine Verantwortung. Halle: Niemeyer 1924. XXI, 333 S.

Von den neuen Arbeiten über die Grenzen der Erziehung sind die Aufsätze von Grisebach — er steht in naher Beziehung zu dem Kreise Gogartens — die radikalsten. Seine Kritik der üblichen pädagogischen Ansichten richtet sich gegen die optimistische Einbildung, was lehren zu können, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Sein Pessimismus kennt keine für alle gleiche Wahrheit, sondern nur sich unauflösbar widersprechende Wahrheiten. Darin eben erweist sich die Begrenztheit des Menschen, daß die ewige Gegensätzlichkeit seine „eigentlich wesentliche Lage" sei, und daraus folge die Verantwortung des Erziehers, sich selbst treu zu bleiben und ohne Autoritätsanspruch den andern sich finden zu lassen. Mit diesem Gedanken hat Grisebach auch die heutige Volksbildungsbewegung angegriffen: sie habe vergessen, daß die beklagte Uneinheitlichkeit unserer Zeit niemals aufzuheben sei und daß es nur darauf ankommen könne, die Gegensätze noch klarer und schärfer herauszuarbeiten und sie trotzdem „auszuhalten" (vgl. seinen Aufsatz „Volksbildung" in: Probleme der wirklichen Bildung. München: Kaiser 1923). — Man könnte vielleicht einwenden, daß sicher die Musik wie überhaupt die Kunst oder die Geselligkeit eine Wirklichkeit jenseits aller Gegensätze zeige, oder daß die Verkündigung der Dialektik der Wahrheiten schon wieder eine Lehre sei, die wahr sein will. Aber es sollte doch jeder Pädagoge den am Letzten rüttelnden Gedanken Grisebachs eine Zeit seiner Besinnung schenken. Grisebach schreibt leider so schwer, daß es sich für die Volksbücherei kaum lohnen wird, seine Bücher einzustellen. R. Joerden (Stettin).

Keilhacker, Martin: Jugendpflege und Jugendbewegung in München von den Befreiungskriegen bis zur Gegenwart. München: Bayernland-Verlag 1926. 236 S.

Die gründliche Arbeit kommt in erster Linie als Nachschlagewerk für die Entwicklung der Münchener Jugendpflege und Jugendbewegung in Betracht, von allgemeinem Interesse ist sie nicht. R. Joerden (Stettin).

Köhler, Elsa: Die Persönlichkeit des dreijährigen Kindes. Mit 4 Taf. u. 2 Tab. (= Psychologische Monographien hrsg. von K. Bühler. Bd 2.) Leipzig: Hirzel 1926. IX, 240 S.

Die sehr fleißige „geisteswissenschaftliche" Monographie eines dreijährigen Kindes. Die Verfasserin hofft durch Häufung solcher Monographien auch zu „gesetzeswissenschaftlichen" Einsichten in die Entwicklungsstufen des Kindes kommen zu können. Auf das Ergebnis darf man gespannt sein. Für die Volksbücherei kommt vorliegendes Werk wegen seines spezialistischen wissenschaftlichen Charakters nicht in Frage. R. Joerden (Stettin).

Rasmussen, Wilhelm: Psychologie des Kindes zwischen vier und sieben Jahren. Aus dem Dän. übers. von Albert Rohrberg. Mit 43 Fig. im Text und auf 4 Taf. Leipzig: Meiner 1925. 262 S. Geh. 5,50. Geb. 8,—.

Ohne gerade unser Wissen vom Seelenleben des Kindes um bemerkenswerte neue Befunde zu bereichern, berichtet Rasmussen vom körperlichen, seelischen und geistigen Wachstum seiner beiden Kinder Ruth und Sonja vom 4. bis zum 8. Jahre. Aus jeder Zeile des schlichten Buches spricht die Liebe zu den Kindern, und sein großer Wert ist, daß es Wege zur eigenen Beobachtung der geistigen Regungen des Kindes zeigt. Jeder Bücherei kann es empfohlen werden.

R. Joerden (Stettin).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Bähr, Otto: Eine deutsche Stadt vor hundert Jahren. Neudruck. Mit einer Einleitung von Fedor v. Zobeltitz. Berlin: Fraenkel 1926. XI, 196 S. Lw. 4,—.

Wie man in der Jugendzeit des Verfassers, eines hervorragenden hessischen Juristen, in Kassel wohnte, aß und trank, sich kleidete, sich bildete, arbeitete und ruhte, das und anderes tritt dem Leser anschaulich aus den liebenswürdigen Plaudereien entgegen, die der Herausgeber dankenswerterweise von neuem vorlegt, nachdem von der ersten Auflage kaum noch ein Exemplar übrig geblieben ist. Die Schilderungen treffen natürlich im großen und ganzen auch auf die Städte ähnlicher Größe im damaligen Deutschland zu, so daß sie fast ein Gesamtbild der Kulturzustände der Biedermeierzeit geben. G. Kohfeldt (Rostock).

Borkowsky, Ernst: Naumburg a. d. S. Eine Geschichte deutschen Bürgertums 1028 bis 1928. Im Auftrage der Stadt Naumburg zur Neunhundertjahrfeier. Mit 19 Textabb., 19 Taf. im Text u. Anh. von 32 Taf. Jena: Diederichs 1928. 160 S.

Vor 900 Jahren erfolgten die Gründung der Stadt und die Stiftung des Bistums Naumburg. Auf Kolonialgebiet, auf der Völkerscheide zwischen Germanen- und Slawentum entfaltete sich im Gegensatz zu anderen Kolonialstädten des Ostens das kulturelle, geistige, wirtschaftliche Leben zu einer Buntheit und Breite, die fast an die Städte und Bistümer auf dem alten Kulturboden am Rhein und Donau erinnern. Die wirtschaftlichen und die Verkehrsverhältnisse gestalteten sich günstig und schufen einen Untergrund, auf dem im 15. und 16. Jahrhundert die bürgerliche Kultur einen Höhepunkt erreichte. Innerpolitische und große kriegerische Ereignisse nahmen in der Folgezeit der Stadt viel von der alten Größe und Bedeutung. Sie konnten ihr jedoch die stolzen baulichen Denkmäler nicht nehmen, die Naumburg heute zum beliebten Reiseziel machen; für viele Wanderer ist hier das Einfallstor ins Thüringer Land. — Der mittleren und großen Volksbücherei wird eine stadtgeschichtliche Darstellung willkommen sein, die, unterstützt durch gut ausgewählte Abbildungen, den Gesamtverlauf erzählt und den Leser anleitet, im heutigen Stadtbild den Spuren vergangener Tage nachzugehen. Borkowsky baut seine Darstellung auf umfangreichen archivalischen Studien auf. Dem Fehler mancher heimatgeschichtlichen Bücher, den Blick für Bedeutung und Proportion einzelner Funde und Feststellungen zu verlieren, hat er glücklich vermieden und seine Darstellung zur Abrundung gebracht. Daß auf 150 Seiten, von denen ein Sechstel noch der weiteren Umgebung Naumburgs (Schönburg, Schulpforta, Rudelsburg usw.) gewidmet ist, der Abschnitt über den Dom etwas kurz ausgefallen ist, ist begreiflich und nicht so sehr zu beklagen, da die erwünschte Ergänzung in den Büchern von Bergner (in der Sammlung „Berühmte Kunststätten") und Pinder-Hege zu finden ist.

C. Löffler (Berlin).

Demangeon, A.: Das britische Weltreich. Eine kolonialgeographische Studie. Deutsche Übertr. von Paul Fohr. Mit 5 Kt. Berlin-Grunewald: Vohwinckel 1926. VIII, 361 S.

Nach einem Überblick über die geschichtliche Gestaltung des britischen Weltreiches und die Entwicklung des englischen Kolonisationsgeistes unterscheidet der Verfasser die einzelnen Kolonien in Nutzungs- und Bevölkerungskolonien. Er beschreibt dann die „Waffen der britischen Besiedlung" (Transportmittel, wirtschaftliche Anlagen zur Erschließung der natürlichen Reichtümer vermöge der ungeheuren britischen Kapitalien, wissenschaftliche Untersuchungen des Landes und hygienische Maßnahmen) und den Charakter der britischen Zivilisation, die überall in den Kolonien, wo Europäer wohnen, das gleiche Gepräge hat. Im dritten Abschnitt des Buches behandelt er schließlich die schwerwiegenden Reichsprobleme, das Widerspiel zwischen dem Mutterlande, das sich um die wirtschaftliche und politische Reichseinheit bemüht, und den einzelnen Kolonialgebieten, die besonders im letzten Jahrzehnt von starkem Selbständigkeitsdrange erfüllt sind. Die Lösung dieses

Kampfes stellt die englische Diplomatie vor die wichtigste Aufgabe der Gegenwart, besonders schwierig gestaltet sich dabei die Stellung Indiens, das wegen seiner fremdrassigen und fremdsprachigen Millionenbevölkerung gegenüber den wenigen Tausend dort lebenden Engländern eine geschickte Behandlung erfahren muß. In einem Anhang sind dem Werk statistische und bibliographische Angaben (besonders englische und französische Buchtitel) beigegeben. Das übersichtlich und fließend geschriebene Buch gibt jedem kolonialpolitisch und auch weltpolitisch interessierten Leser einen lehrreichen Genuß; es zeigt mit scharfer, wenn auch oberflächlicher Deutlichkeit die Struktur des größten Weltreiches, dessen innere und äußere Politik von dem Verhältnis der einzelnen Kolonialgebiete zum Mutterlande grundlegend beeinflußt wird. — Für größere Büchereien geeignet.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Herodotus: Das Geschichtswerk des Herodotus von Halikarnassos. Übertr. von Theodor Braun. Leipzig: Insel 1927. 810 S. (Dünndruckausgabe.) Lw. 12,—.

Das unsterbliche Werk des „Vaters der Geschichte" ist uns zumeist nur aus jenen kümmerlichen Fragmenten bekannt, die die Schule einst als Klassikerlektüre bezeichnete, von denen nichts oder nur ein Brocken haften geblieben ist, wie etwa die Geschichte jener ersten Afrikaumsegelung, von der die Teilnehmer das für Herodot Unglaubliche erzählten, daß ihnen die Sonne „zur Rechten", also im Norden, gestanden habe. Erst hier, wo uns der große Klassiker der Geschichtsschreibung in einer großzügigen und sich doch dem Original anschmiegenden Übersetzung dargeboten wird, spüren wir etwas von dem Geist jenes Buches, das, so fern uns der Stoff, die erste Geschichte der Griechen, ihr Kampf um die Besiedlung Joniens, ihre vielfachen Streitigkeiten bis zur großen Kraftprobe Griechenlands in den Perserkriegen, auch liegen mag, von Anfang bis zu Ende fesselt. Herodot hat die heute längst selten gewordene Gabe, erzählen zu können, ohne den Hörer (oder Leser) zu ermüden; ihm fällt tausenderlei ein, Anekdoten und Geschichtchen und kleine Beobachtungen, und ob der Fluß der eigentlichen Geschichte dadurch auch immer wieder unterbrochen wird, so folgt man ihm doch gar zu gern auf diese kleinen Ausflüge, denn auf ihnen erfährt man gerade das, was das Bild des Altertums erst abrundet; man lernt jene Zeit in ihrer Menschlichkeit kennen. Daß auch die entscheidenden Ereignisse jener Zeit, die großen Schlachten der Perserkriege, vorbildlich geschildert sind, bedarf keiner besonderen Versicherung. Obwohl sich für ein solches Werk immer nur wenige Leser finden werden, wird sich die Anschaffung doch um dieser willen für große Volksbüchereien lohnen.

K. Schulz (Stettin).

Krauß, Alfred: Der Irrgang der deutschen Königspolitik. Die Lehrer der Vergangenheit für Gegenwart und Zukunft. München: Lehmann 1927. 405 S. Geh. 8,—. Lw. 10,—.

Der bekannte österreichische General legt hier eine deutsche Geschichte vor, die nicht die jeweils vorherrschende Macht, sondern die Einheit des deutschen Volkes, verkörpert in dem alten deutschen Königtum, in den Mittelpunkt stellt. So wird es eine Geschichte der deutschen Königspolitik und ihres „Irrgangs", seit Otto der Große römischer Kaiser wurde und seine Nachfolger ihre Königsmacht um dieser Würde willen mehr und mehr den Teilfürsten überließen, bis aus der ursprünglichen Einheit die noch jetzt nicht überwundenen Mächte des fürstlichen und teilstaatlichen Partikularismus hervorwuchsen. Auch die ursprünglich deutsche Kirche wurde, gegen den Willen der Geistlichkeit, aber mit Hilfe der irrwegigen Königs, oder besser, Kaiserpolitik, romanisiert und durch die Reformation mit Hilfe eines undeutschen Kaisers getrennt. In der Neuzeit findet die Entwicklung ihren Abschluß in der 1648 konstituierten fürstlichen Libertät, in dem Dualismus Preußen-Österreich und der (vom großdeutschen Standpunkt so gesehenen) Notlösung des kleindeutschen Reichs. Jetzt scheint, wenigstens innenpolitisch, der Weg frei für „die Gemeinschaft des geeinten deutschen Volkes, das deutsche Volksreich". — Daß der Versuch, vom Standpunkt des deutschen Königtums aus unsere Geschichte zu schreiben, zu manchen Einseitigkeiten und Unzulänglichkeiten führen muß, wird die Fachkritik im einzelnen nachweisen. So ist das Werk, übrigens trotz

mancher Wiederholungen glänzend und temperamentvoll geschrieben, nur geschichtlich Gebildeten zu empfehlen; da es aber an die wichtige Frage des großdeutschen Einheitsstaates heranführt, mag es für große Büchereien in Frage kommen.

M. Thilo (Stolp i. P.).

Kuypers, Franz: Rom. Zeiten, Schicksale, Menschen. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1927. XIX, 538 S. Mit Taf. u. Karten. 15,—. Lw. 18,—.

Die Geschichte Roms, wie sie hier geboten wird, ist keine Stadtchronik, sondern eine Weltgeschichte. Ist doch Rom seit zwei Jahrtausenden der Mittelpunkt aller Vorgänge, die für das politische und geistige Leben der alten und der neuen Kulturvölker von Bedeutung gewesen sind. Und gerade auf diese Zusammenhänge hat Kuypers seine besondere Aufmerksamkeit gerichtet. Keinen besseren, zu einer solchen weiten Überschau geeigneteren Standort hätte er finden können. Von hier aus sieht er gewissermaßen die ganze geschichtliche Welt zu seinen Füßen liegen. Mit Künstleraugen macht er sich die bunte Fülle dieser Bilder zu eigen. Die großen Linien reizen ihn. Und diese versteht er meisterhaft in der Darstellung zur Anschauung und Geltung zu bringen. In einer Sprache, die ganz dem großen Gegenstand angepaßt ist, die phantasievoll und treffend zugleich ist. Überraschend glückliche Bilder und Wendungen stehen ihm dabei zu Gebote. Ganze weitgreifende Vorgänge versteht er mit einer Metapher, mit einem Vergleich zu veranschaulichen. Ein Beispiel davon mag hier wenigstens Platz finden: „Ohne Mitbewerberschaft durch einen anderen Glauben oder ein Denkwerk ward er (der Heilige Stuhl) der wirkliche Überwinder der Heidengötter, die einzige Säermulde voll Ewigkeitsgedanken für das durch die Völkerwanderung umgepflügte Europa." Ob in all den vielgestaltigen Geschichtsbildern Kuypers' jede einzelne Linie völlig in Übereinstimmung mit der historischen Wirklichkeit ist, wer wäre imstande, das nachzuprüfen, ja wer könnte so anmaßend sein, eine solche Aufgabe als Historiker überhaupt lösen zu wollen! Die Stärke des Kuyperschen Buches liegt in der künstlerischen Bewältigung dieser ungeheuren Masse geschichtlichen Seins und Werdens, in der plastischen Gestaltung der großen historischen Persönlichkeiten, in der farbigen Schilderung der Zeitzustände und in der sicheren Erfassung der wesentlichen geistigen und kulturellen Strömungen und Triebkräfte. Auch die Lektüre der einzelnen — mehr oder weniger abgeschlossenen und abgerundeten — Kapitel des umfangreichen Buches kann den Lesern empfohlen werden.

G. Kohfeldt (Rostock).

Richelieu: Politisches Testament und kleinere Schriften. Übers. von Frieda Schmidt. Eingel. u. ausgew. von Wilh. Mommsen. Berlin: Hobbing 1926. 296 S. 7,50. (Klassiker der Politik. 14.)

Besser als neue Darstellungen führt diese Schrift hinein in die große Zeit, in der von Richelieu der Grund zu der europäischen Machtstellung Frankreichs gelegt wurde. Die nötigen Erklärungen zu dem Text gibt die gut orientierende ausführliche Einleitung des Herausgebers. Richelieus Testament, dessen Echtheit bis in die neueste Zeit hinein bestritten wurde, ist zweifellos das Werk einer starken politischen Persönlichkeit. Es wendet sich mit Ratschlägen, die z. T. überzeitlichen Wert haben, an den König, den es veranlassen will, die von Richelieu begonnene Politik, besonders soweit es sich um das innerpolitische Reformprogramm handelt, auch nach dem Tode ihres Urhebers fortzusetzen. Die etwas gekürzte deutsche Ausgabe geht in der Hauptsache auf den Druck von 1764 zurück. Eine kritische Ausgabe des Testaments fehlt auch in Frankreich heute noch.

G. Kohfeldt (Rostock).

Rühle, Otto: Die Revolutionen Europas. Bd 1. Dresden: Kaden 1927. 357 S.

Der erste Band des neuen Werkes umfaßt zunächst die deutsche Geschichte bis zur Reformation, dann den Aufstand der Comuneros in Spanien, die Befreiung der Niederlande von der spanischen Herrschaft und endlich die englische Revolution. Aus der Breite der historischen Entwicklung heraus gesehen wurde fast eine Geschichte Europas aus

dem Ganzen. Die Wucht und Geschlossenheit, welche eine solche Darstellung auf Grund der marxistischen Geschichtstheorie zu gewinnen vermag, wird leider durch zwei Faktoren beeinträchtigt. Das eine ist ein agitatorisches Element, welches die Werturteile oft färbt und verfälscht, das andere — und dies ist der grundsätzliche Fehler — ist eine zu enge Auffassung der materialistischen Geschichtstheorie selbst. Auf diese Weise wird die Menschheitsgeschichte schließlich zur Magenfrage. Endlich erliegt der Verfasser dem Fehler zahlreicher Historiker, Geschichte allzu sehr unter dem Gesichtswinkel der Entwicklung zu sehen, wodurch die einzelne Epoche nur als Stufe zur folgenden Sinn erhält, um ihren eigenen Sinn, ihre Erfüllung in sich, aber gebracht wird, welche sie doch gleichfalls in sich enthält. So bestehen bildungspfleglich gegen das Buch schwere Bedenken, ob man ihm über einen parteipolitischen Zweck hinaus noch eine allgemeine Bedeutung zuerkennen soll. Der historisch Gebildete wird viel daraus lernen können und sich an dem reichen, vorzüglich gewählten Bildermaterial freuen. Der weniger unterrichtete Leser kann sein Weltbild daran verengen. Wir müssen gerade an das Schrifttum, welches zu einer neuen Gestaltung und Sinngebung des Lebens führen soll und für uns im Vordergrunde des Interesses stehen muß, einen hohen Maßstab anlegen. So fern es uns liegen muß, romantisch die Eigenwerte einer versunkenen Zeit erhalten zu wollen, weil sie einstmals gültige Gestaltungen ewiger Werte waren, so nachdrücklich werden wir fordern müssen, daß nicht mit der Vernichtung der alten Formen Sinngebung und Wertverwirklichung selbst in Gefahr geraten. Rühle geht von einer geistigen Haltung, von einer Form der sozialistischen Ideen aus, die so bereits überwunden ist. Der Sozialismus hat nicht nur seinen politischen Machtbereich erweitert, er ist am Werke, den gesamten Kulturbereich mit seiner Idee zu durchdringen und neu zu formen. Nach dieser Richtung hin bedeutet das neue Werk bisher keinen Gewinn, Endgültiges wird man erst nach seinem Abschluß sagen können. — Den Büchereien ist zu raten, bei der Ausgabe des Buches seine Begrenzung in Rechnung zu stellen und es im besprechenden Katalog mit dem nötigen Hinweis zu versehen. Der Mangel neuerer, volkstümlicher Literatur auf diesem wichtigen Gebiete läßt uns leider bisher nicht die Freiheit, es durch ein besseres zu ersetzen, das seine großen Vorzüge ohne seine Mängel aufwiese.

W. Schuster.

Schmalenbach, Hermann: Das Mittelalter. Sein Begriff und Wesen. (W. u. B. 226.) Leipzig: Quelle & Meyer 1926. 157 S. Geb. 1,80.

Der Verfasser will von der Entstehung des Begriffs des Mittelalters und seiner Wiederentdeckung in der Zeit Goethes und besonders der Romantik nur die grundlegenden Bestimmungen behandeln, durch die man seither das spezifische Wesen des Mittelalters zu erfassen versucht hat. Es ist eine sehr geistvolle und anregende historisch-philosophische Arbeit, aber teils wegen der Materie, teils der Darstellung so schwierig, daß Volksbüchereien wohl kaum auf Leser dafür zu rechnen haben.

M. Thilo (Stolp i. P.).

Burckhardt, Jacob: Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. Mit 24. Abb. und einem Nachwort von Erich Rothacker. Berlin: Wegweiser-Verlag o. J. 397 S.

Der ungekürzte, schöne Neudruck des berühmten Werkes hat durch Rothacker ein verständnisvolles Nachwort erhalten, in dem u. a. auf seine Bedeutung für die Kultur des Bürgertums in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verwiesen wird. Es leitete eine neue Epoche des Klassizismus ein, in der die Renaissance „ein Wunschbild heroisch erhöhten Menschentums, eine ideale Zuflucht empfindsamer Seelen aus der Nüchternheit des im 19. Jahrhundert endlich eroberten realistischen Daseins" wurde. Wenn wir dieser romantischen Flucht des deutschen Bürgers auch manche Untat verübeln — vor allem in Baukunst und Kunstgewerbe, aber auch in der Dichtung —, so dürfen wir nicht vergessen, daß sie uns C. F. Meyers Werk schenkte und daß auch Nietzsche aus diesen Quellen trank. So gibt das Nachwort an, wie das Buch heute gelesen sein will, und das macht diese Ausgabe (neben ihrer guten Ausstattung) wertvoll für uns.

W. Schuster.

Kossinna, Gustav: Altgermanische Kulturhöhe. Eine Einführung in die deutsche Vor- und Frühgeschichte. München: Lehmann 1927. 80 S. Geh. 2,—. Geb. 3,20.

Die kleine, aus einem Vortrage erwachsene Schrift des kenntnisreichen Verfassers ist gewiß geeignet, Liebe zu der Vor- und Frühgeschichte des germanischen Altertums zu erwecken. Ihre Werte werden aber beeinträchtigt durch den darin vertretenen Pangermanismus, der wissenschaftlich auf unsicheren Boden stehend das Augenmaß für die Leistungen anderer Kulturen, die Bedeutung der hohen Kulturen des Christentums und der Antike, die Befruchtung jeder Stammeskultur durch Auseinandersetzung mit älteren Fremdkulturen — ohne welche hohe Kulturen nicht entstehen — vermissen läßt. W. Schuster.

Krische, Paul: Das Rätsel der Mutterrechtsgesellschaft. München: Müller 1927. 256 S.

Der Verfasser gibt im ersten Teil eine Übersicht über die Theorien Bachofens und seiner Nachfolger, wobei er sich gegenüber der Annahme eines allgemeinen Matriarchats mit Recht kritisch verhält, sodann eine ideale Darstellung einer mutterrechtlichen Gesellschaft, in der er die von verschiedenen Forschern angenommenen natürlichen, sozialen und kultischen Wurzeln dieser Erscheinung bloßzulegen und zu vereinigen sucht. Der wichtigste Gesichtspunkt ist für ihn der soziologische. Das Mutterrecht ist das Recht des Übergangs zum niederen Ackerbau, der, von der Frau aus Abneigung gegen die Beschwerden der Wanderschaft mit herbeigeführt, ihr mit der Hauptarbeit für die Familie auch die ökonomische Hauptmacht zuwies. Allerdings nicht überall, und immer nur auf kurze Zeit, nach der das Vaterrecht, das anstelle der Sippe die Familie setzt, sich durchsetzte, bezw. wieder durchsetzte. Der Hauptteil der Schrift dient dem Nachweis mutterrechtlicher Anschauungen im Sinne Bachofens, wobei der Verfasser sich über die ganze Welt verbreitet. Was über Malaien, Irokesen und Neger gesagt wird, kann der Referent nicht beurteilen, was über Juden und Griechen, über Römer und Germanen ausgeführt wird, zeigt aber, daß der Verfasser seinen grundsätzlich kritischen Standpunkt nicht immer eingehalten hat. Sein eigenes, gegen die Wahllosigkeit der Vaertings gerichtetes Wort: „aus dem Zusammenhang herausgerissene Beispiele, die nicht zugleich kritisch nach voraufgehenden und folgenden Zuständen gewürdigt werden, besagen gar nichts", hätte er manchmal selbst stärker berücksichtigen können. Die Schrift enthält aber eine Menge interessanten Materials, nicht nur zu der Frage des Mutterrechts, sondern auch zu anderen Fragen der Urgeschichte der Kultur. Sie wird dem kritischen Leser manches Wertvolle geben. Für Volksbüchereien ist sie nur bedingt, für Jugendliche überhaupt nicht geeignet. K. Hartmann (Stettin).

Andreas-Salomé, Lou: Ródinka. Russische Erinnerung. Jena: Diederichs 1923. 259 S.

Die stark vergeistigte Schreibart der Dichterin verleugnet sich auch in diesem Werk nicht. Wir erleben mit der Verfasserin ihre Jugendjahre in Petersburg. Zusammen mit ihren Brüdern und einem interessanten Freundes- und Bekanntenkreis muß sich das junge Mädchen mit allen „russischen" Problemen auseinandersetzen, bleibt aber stets das „kleine deutsche Mädchen". Eine Reihe von Jahren später, mit eigenem Leid belastet, wächst Frau Andreas-Salomé noch einmal in den Alltag der Jugendfreunde hinein. Immer stehen sich deutsche Fraulichkeit und verschwenderische russische Mütterlichkeit gegenüber. Und dadurch wird das Werk für einen Leser, der mit russischer Literatur in großrussisches Leben hineingewachsen ist, besonders interessant, daß er den Zwiespalt erkennt zwischen östlichem und westlichem Menschtum. Schon mittlere Büchereien werden unter ihren reifen Lesern Freunde für das Werk finden. O. Bahrt (Insterburg).

Aster, E. von: Platon. Stuttgart: Strecker & Schröder 1925. 167 S.

Der Verfasser gibt zunächst einen Überblick über Leben und Bildungsgang Platons, so wie er der heutigen Forschung sich darstellt, dann einen Durchblick

durch die einzelnen Dialoge in der vermutlichen historischen Reihenfolge, zuletzt einen Ausblick auf die Bedeutung des Platonismus in der Geschichte der Philosophie. Über die Beziehungen von Sokrates und Platon kann der Verfasser nichts Neues sagen, da alle Möglichkeiten, die das beschränkte Material bietet, erschöpft sind. Interessant und Spenglers Einfluß auf die Forschung verratend ist die Bemerkung, wie in der hellenistischen Zeit allmählich das Sokrates-Ideal durch das Pythagoras-Ideal ersetzt wird. Das in der Einleitung gegebene Versprechen, „den Platon, der wie kein zweiter den tiefen Zusammenhang zwischen Individuum und Form der Gemeinschaft durchschaut hat", zu erschließen, wird durch die Ausführungen, welche sich etwas in die einzelnen Dialoge zersplittern, nicht völlig erfüllt. Doch ist alles, was der Verfasser gibt, wohl abgewogen, maßvoll und in verständlichem Deutsch gehalten. Die Geschichte des Platonismus als Typ der philosophischen Einstellung überhaupt, ist lehrreich, wenn auch die ausschließlich mystische Deutung Platons vielleicht etwas einseitig ist und besonders den mathematischen Interessen des großen Denkers nicht ganz gerecht wird. Das Buch kann zur Einführung in Platon durchaus empfohlen werden und ist auch für ernsthafte Leser von Volksbüchereien mit einiger wissenschaftlicher Vorbildung geeignet. K. Hartmann (Stettin).

Auer, Max: Anton Bruckner. Wien: Amalthea-Verlag 1925. 439 S. Geh. 8,—. Geb. 10,—.

Auf Grund eines größtenteils bisher noch unveröffentlichten Materials schildert Max Auer in dem Hauptteil dieses Buches die Lebensschicksale Bruckners und gibt in diesem Rahmen auch gleichzeitig eine kurze Charakteristik des geistigen Inhalts der Hauptwerke des Komponisten, wobei eine ganze Anzahl von bezeichnenden Notenbeispielen zur Erläuterung herangezogen wird. Den kleineren und verhältnismäßig weniger bedeutenden Werken Bruckners ist ein besonderer Anhang gewidmet. Eine warme Verehrung des Meisters spricht aus dem Buch, das besonders in den der menschlichen Persönlichkeit Bruckners gewidmeten Teilen etwas kritischer sein könnte, eine Tatsache, die besonders durch einen Vergleich mit den jüngst erschienenen Erinnerungen Friedrich Kloses bemerkbar wird. Nichtsdestoweniger kann gerade um dieser menschlichen Wärme willen, die gelegentlich etwas zum Idealisieren neigt, von großen Büchereien mit genügender Interessentenzahl diese Brucknerbiographie in erster Linie eingestellt werden.

W. Eggebrecht (Stettin).

Bindtner, Josef: Adalbert Stifter. Sein Leben und sein Werk. Wien: Strache 1928. 360 S.

Eine liebenswürdige Biographie des Dichters, die sein Leben und seine Persönlichkeit unter reicher und sorgfältiger Benutzung alles Materials herausarbeitet, das Werk selbst, seine Analyse, seine ästhetische Durchdringung aber dafür stark zurücktreten läßt. Die Stifter-Biographie, die wir brauchen und wünschen, ist dies also nicht. Aber als Lebensgeschichte des Dichters werden größere Büchereien das Buch anschaffen. W. Schuster.

Cendrars, Blaise: Gold. Die fabelhafte Geschichte des Generals Johann August Suter. Basel: Rhein-Verlag. 254 S. Lw. 7,—.

Die Geschichte dieses Generals Suter ist wirklich fabelhaft: aus der schweizerischen Heimat wegen dunkler Dinge nach Amerika, dort der übliche Aufstieg auf der sozialen Stufenleiter bis zum Farmbesitzer in dem damals noch unentdeckten Kalifornien. Und hier ist Suter nun auf dem besten Wege, der reichste Mann der Welt zu werden; durch kluge Wirtschaftspolitik und geschicktes Lavieren zwischen der mexikanischen und der nordamerikanischen Regierung wird er formeller Besitzer von fast ganz Kalifornien. Da wird — ihm sehr unerwünscht — auf seiner Farm Gold gefunden. Und nun ergießt sich wie eine Sündflut der Strom der Abenteurer und Goldsucher über Suters Besitztum, Eisenbahnen und Städte entstehen, und im Handumdrehen ist Kalifornien ein großes, reiches, bevölkertes Land geworden, das nach dem Besitztitel des Generals Suter wenig fragt. Dieser, völlig ruiniert, nimmt einen Prozeß auf, gewinnt ihn in erster Instanz, wird dar-

auf durch das rasende Volk San Franziskos vertrieben und versucht nun als der ärmste aller Menschen immer wieder, seinen Prozeß in Gang zu bringen. Er stirbt, bevor es dazu kommt. „Heute ... und nur wenige Jahre noch kann ein Erbnachfolger auftreten und sein Recht geltend machen. Wer will Gold?" — Das Buch, in einem sehr sachlichen, beinahe trockenen Stil geschrieben, liest sich trotzdem leicht und angenehm und verblüfft durch die überraschende Wendung dieses Menschenschicksals. In größeren Büchereien wird man es zur Ableitung stoffhungriger Leser von bloßer Abenteuerlektüre verwenden können.

K. Schulz (Stettin).

Chronik der Familie Schönberg-Cotta. Ein Charakter- und Sittenbild aus der Reformationszeit. Neu bearb. von Lina Haarbeck. Hamburg: Agentur des Rauhen Hauses 1927. Lw. 4,—.

Abgesehen davon, daß der Untertitel mehr verspricht, als das Buch zu halten vermag, daß es sich nur mehr um eine Einführung in die Zeit Martin Luthers handelt, haben wir hier eine ehrlich empfundene und schlicht vorgetragene Erbauungserzählung, die das Leben des Reformators von seinem Eisenacher Aufenthalte an bis zu seinem Tode in geschickter Verknüpfung der Handlung begleitet und in ihrer Unaufdringlichkeit gut zu lesen ist, wenngleich der Stil sämtlicher Federn, die an dieser Chronik mitgeschrieben haben sollen, merkwürdig gleichförmig anmutet. Vielleicht aber ist der Grund hierfür nur bei der Neubearbeitung zu suchen, deren Verdienst, die im Jahre 1865 zum ersten Male von Ch. Philippi besorgte deutsche Übersetzung aus dem Englischen der Vergessenheit entrissen zu haben, im übrigen nicht geschmälert werden soll. Ein Volksbuch für kirchlich gesinnte lutherische Kreise. M. Schaefer (Elberfeld).

Cüppers, Josef Adam: Aus zwei Jahrhunderten. Lebenserinnerungen eines Schulmannes und Schriftstellers. Düsseldorf: Neue Brücke Verlag 1928. 206 S. Geh. 6,—. Lw. 7,50.

Der am meisten auffallende Zug in diesem liebenswürdigen Buch ist der, daß ein durch und durch aufrechter Mann, der in Fachkreisen nicht unbekannte katholische Schulmann und Schriftsteller, hier seinen wahrlich nicht immer dornenfreien Weg aus eigener Kraft geht, stets treu sich selbst und treu seiner politischen und religiösen Überzeugung, besonders in den Zeiten des Kulturkampfes, wo er furchtlos und unentwegt trotz der ihm dadurch drohenden persönlichen Nachteile, für die katholischen Belange eintritt. Der Eindruck dieses geraden Lebensweges ist so stark, daß man eine gewisse sentimentale Schwärmerei für die gute alte Zeit und einige gar zu billige Lebensweisheiten wohl mit in Kauf nimmt. In erster Linie wird das Buch Lehrerkreise interessieren und darüber hinaus besonders für einen katholischen Leserkreis in Frage kommen.

R. Koch (Schneidemühl).

Darmstaedter, Ludwig: Naturforscher und Erfinder. Mit 16. Taf. u. 22 Textabb. Bielefeld: Velhagen & Klasing 1926.

Lebenslauf, Schicksal und Bedeutung verdienter Männer der Vergessenheit zu entreißen, hat sich das Buch zur Aufgabe gesetzt. In kurzen, das Wesentliche scharf heraushebenden Aufsätzen sind die Lebensbilder von Naturforschern, Ärzten und Technikern aneinandergereiht und ihrerseits wieder zu Gruppen zusammengefaßt, welche die Entdeckung der Welt, die Entstehung der Arten, die Welt des Kleinen und ähnlichen zum Gegenstand haben. Jedoch nicht nur die rühmenswerten Erscheinungen der Wissenschaftsgeschichte, sondern auch manche seltsamen Verirrungen werden unter dem Stichwort ihrer Urheber und Vertreter eingefügt, wie beispielsweise die Phlogistonlehre oder die Versteinerungsbeschreibungen des Adam Beringer. — Das Buch erhält einen besonderen Wert durch den Abdruck zahlreicher Handschriftenproben aus der Sammlung des Verfassers. Für alle Büchereien, besonders für Lehrer- und Schülerbüchereien sehr geeignet.

C. Barth (Stettin).

Feuerbach, Anselm: Ein Vermächtnis. Hrsg. von Henriette Feuerbach. Mit einer Einf. von Wilhelm Weigand. 2. Aufl. Berlin: Propyläen-Verlag o. J. 192 S. Lw. 2,20. (Propyläen-Bücher.)

Diese sehr gefällige Ausgabe wird man ihrer Wohlfeilheit wegen recht gern anschaffen. Aus demselben Grunde kann sie auch zum Eigenbesitz gut empfohlen werden. O. Bahrt (Insterburg).

Görres, Joseph: Eine Auswahl aus seinen Werken und Briefen hrsg. von Wilhelm Schellberg. Köln: Gilde-Verlag 1927. XXVII, 605 S. Lw. 9,50.

Diese Auswahl ermöglicht einen guten Überblick über das Gesamtwerk des romantischen Publizisten, der mit allen Strebungen der geistig-literarischen Hochblüte um 1800 eng verbunden war und dessen Schriften auch heute noch über die Grenzen der Fachwissenschaft hinaus interessieren, weil er es verstand, die Gedanken seiner Zeit ins allgemein Menschliche zu weiten und dadurch zu einem größeren Kreise zu sprechen, ganz gleich, ob er als Kulturpolitiker, als Historiker, Philosoph, Theologe, Volkskundler oder Journalist vor uns tritt. — Für mittlere und große Büchereien. G. A. Narziß (Breslau).

Die Briefe des jungen Goethe. Hrsg. und eingel. von Gustav Roethe. Leipzig: Insel 1926. 261 S. Geb. 4,—.

Wohl allen Büchereien, die nicht den „Jungen Goethe" besitzen, wird diese hübsch ausgestattete Ausgabe der 4-Mark-Bücher des Insel-Verlages willkommen sein, die in zeitlicher Folge Briefe Goethes aus der Frankfurter und Leipziger Zeit (1764—1776) enthält, von Gustav Roethe eingeleitet und sorgfältig philologisch — und dabei doch für das allgemeine Interesse eines weiteren Leserkreises — mit Anmerkungen und Namenerläuterungen versehen. Die Einführung betont, daß diese Briefe, für die uns die Gegenbriefe fehlen, da Goethe sie selbst später „aus entschiedener Abneigung gegen Publikation des stillen Ganges freundschaftlicher Mitteilung" verbrannt hat, uns wertvoll seien weniger als geistiges Vermächtnis, denn als unmittelbare Aussprache einer starken jugendlichen Kraft, deren wir immer bedürfen. Unter diesem Gesichtspunkt gibt sie, temperamentvoll und gewissenhaft zugleich, eine wertvolle Ergänzung zu den Briefen selbst.
V. A. Schmitz (Stettin).

Gorki, Maxim: Erinnerungen an Zeitgenossen. Berlin: Malik 1928. 385 S.

Der alternde Gorki entwickelt in der Menschendarstellung eine Zwanglosigkeit und Vielseitigkeit, die man der pathetischen Herbheit seiner Anfänge nicht zugetraut hätte. Hat er in seinen Jugenderinnerungen die Gesichter der arbeitenden Masse gezeichnet, bringen die früheren Novellen und „Erlebnisse und Begegnungen" mehr Außenseiter, Pathologen und Entgleiste, so umwandert Gorki in diesem Bande noch einmal im Geiste die Gipfel des russischen Menschentumes, die er in seinem Leben kennengelernt hat. Am stärksten fesselt ihn dabei gefühlsmäßig jenes Chaotische, Uferlose, Teuflisch-Schöne im Russen, geboren aus der armen und unendlichen Verlassenheit und Unterdrückung seines Dorfes, das die Tschechow, Block, Jessemin zerfrißt, das Gorki auch bei Tolstoi trotz aller Traktätchen am gewaltigsten hervorbrechen sieht. Dies rasende „Sichverlieren" tritt besonders großartig in die Erscheinung am Bilde Andrejews, dessen literarischen Ruhm dieses Dokument Gorkischer Freundschaft vielleicht sogar überdauern wird. Dem Kosmos aber, dem Gorkis Lebensarbeit gehört, dem Russentyp der Zukunft, dem Ordner der unendlichen Begabungen und Möglichkeiten, huldigt Gorki in den literarischen Porträts seiner Freunde Lenin und Krassin. — Das Buch ist nicht nur Kunst, es gibt auch unbeabsichtigt so lebendig, so viel Geschichte und Literaturgeschichte, daß es schon in mittlere Büchereien gehört. E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Gruschew, Ilja: Maxim Gorki. Die Geschichte seines Lebens. Berlin: Malik 1928. 270 S.

Das Beste, was man von dieser Biographie sagen kann, ist, daß sie trotz der ausgezeichneten Schilderungen, die wir von Gorkis eigener Hand besitzen, nicht überflüssig ist, sondern im Gegenteil eine sehr wertvolle Ergänzung bietet. Sie zeichnet neben der äußeren Geschichte seines Lebens und der Geschichte seines Werkes auch endlich einmal klar und sachlich des merkwürdigen Wanderers ideologische Entwicklung zum Sozialisten auf. (Hinzuzufügen wäre jetzt allerdings noch ein Bericht über Gorkis einzigartige Zivilkurage im Kriege und über seine „Schwankungen" nach der Revolution.) Bei der außerordentlichen Wirkungsbreite Gorkis wird eine Biographie von ihm immer ein wenig einer Geschichte der russischen Intelligenz um die Jahrhundertwende ähneln. — Eine gute Bibliographie, guter Bildschmuck, kein Ruhmgeschwätz, keine Schönfärberei, der große stoffliche Reiz, der von Gorkis Leben ausgeht, lassen das Einstellen seiner Biographie auch in kleinere Büchereien empfehlen.

E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Heldburg, Ellen Freifrau von: Fünfzig Jahre Glück und Leid. Ein Leben in Briefen. Leipzig: Köhler & Amelang 1926. 264 S. Geb. 10,—.

Nach 13jähriger Schauspielerlaufbahn wurde Ellen Franz, wie sie mit ihrem bürgerlichen Namen hieß, am Tage ihrer Vermählung mit dem kunstbegeisterten Herzog Georg II. von Meinungen zur Freifrau von Heldburg ernannt. Mit ihrer Sachkenntnis auf dem Gebiet des Theaters hat sie ihrem Gatten, dem „Theaterherzog", bei seinen Reformen des Bühnenspiels zur Seite gestanden und mit zum Weltruf der Meininger beigetragen. Das vorliegende Buch gibt aber keine Biographie der Freifrau von Heldburg, sondern ein Bild ihres Wesens, wie es sich in ihren Briefen spiegelt, und außerdem ein lebendiges Bild vom Meininger Kunstleben in der Zeit von 1873 bis 1923. Zum Verständnis hat der Herausgeber die Schicksale der Freifrau sowie das Leben des Herzogs bis zum Einsetzen der Briefe in großen Zügen einleitend geschildert. Größere Büchereien können den mit vielen Photographien und Zeichnungen ausgestatteten Band vor allem für gebildetere weibliche Leser einstellen.

W. Eggebrecht (Stettin).

Hunnius, Monika: Baltische Häuser und Gestalten. Heilbronn: Salzer 1926. 287 S. Geh. 3,20. Geb. 4,80.

Wie in ihren anderen Büchern so schildert Monika Hunnius auch in diesem Erinnerungsband ihre baltische Heimat und die vielen Menschen, die ihr auf ihrem Lebensweg begegnet sind: die lebensvolle, lebhafte Mutter, den strengen Vater, die spartanische Einfachheit im Elternhause, die fröhlichen Feste in ihrer Heimat und vieles andere. Die traulichen Pastorate und die schönen Adelsschlösser auf dem Lande, in denen die Verfasserin mit Freunden und Verwandten Freude und Leid teilt, werden lebendig vor den Augen des Lesers, manche freundliche Gestalt aus der Stadt erwacht zu neuem Leben. Über all diesen Erinnerungen liegt eine tiefe unaufdringliche Frömmigkeit, ein leiser, friedlicher Humor und vor allem eine so innige Liebe zu der baltischen Heimat, daß auch kleinere Büchereien das warmherzige Buch, das die Zeit vor dem Kriege wieder aufweckt, nicht nur für ihre weibliche Leserschaft einstellen sollten.

W. Eggebrecht (Stettin).

Jugend und Heimat. Erinnerungen eines Fünfzigjährigen. Neue durchgesehene und ergänzte Ausgabe. Mit Zeichnungen von Franz Wünsch. Ebenhausen b. München: Langewiesche-Brandt. 324 S. Kart. 3,50. Lw. 5,50.

„Ich schreibe keine Autobiographie. Es handelt sich hier weder um die Entwicklung einer Persönlichkeit, noch um ihre Schicksale", sondern um die Aufzeichnung von Erlebnissen, Erinnerungen, Anekdoten, die teils noch von Großvater- und Großmutterzeiten her in der Familie überliefert sind, und die in behaglichem Plaudertone und mit feinem Humor wiedergegeben werden. Das Milieu dieser leicht lesbaren, literarisch anspruchslosen Erinnerungen ist das wohlhabende pro-

testantische Bürgertum des Grenzgebietes von Rheinland-Westfalen im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts. R. Kock (Schneidemühl).

Kaehler, S. A.: Wilhelm v. Humboldt und der Staat. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Lebensgestaltung um 1800. München: Oldenbourg 1927. 579 S. Geh. 18,—. Geb. 20,—.

Die ohne Zweifel bedeutende, kenntnisreiche und feinspürige Arbeit gilt letzten Endes der Zerstörung einer Humboldt-Legende, sowohl nach der menschlichen Seite wie hinsichtlich der Bedeutung als Staatsmann. Humboldts Egozentrismus, sein Mangel an Entschlußkraft, sein Ausweichen vor der Tat und ihre Geringschätzung, die Grenzen seiner mehr analytischen und dialektischen als schöpferischen Begabung: hierauf liegt der Nachdruck der Darstellung. Der Gang der Untersuchung beginnt mit einer tiefgreifenden psychologischen Analyse des jungen Humboldt, aufschlußreich darin besonders das Kapitel über den erotischen Bereich in Humboldts Lebensgestaltung. Das zweite Buch behandelt den Politiker bis zum Ausscheiden aus dem staatlichen Dienst. — Die Darstellung zu verfolgen ist ebenso lehrreich wie reizvoll, obwohl man dem Verfasser nicht in allem zustimmen kann. Er rechnet zu wenig mit der Tatsache, daß der Charakter eines Menschen kein widerspruchsloses Gebilde ist, daß die einmal geprägte Form zwar unzerstörbar, jedoch insofern dem Wandel unterworfen ist, als dominierende Züge durch Entwicklung und Leben gedämpft, andere gefördert werden können. Manches als Widerspruch Empfundene ist so kein Widerspruch für den lebenden und ringenden Menschen. Endlich bleibt es mißlich, eine Untersuchung — notgedrungen — auf breitester charakterologischer Basis anzulegen und sich dann auf eine Äußerungsform zu beschränken, die auch rein zeitlich den Menschen nicht bis zu seiner Vollendung begleitet. So muß gegen die Absicht auf das Gesamtbild der Persönlichkeit ein Licht fallen, das irreführen kann, ja in Einzelheiten auch den sehr gut unterrichteten Leser und den Verfasser selbst irreführt. Hieraus ergibt sich die bildungspflegliche Bedeutung des Buches, welche zugleich seine Bedeutung über den Kreis der Fachgelehrten hinaus bestimmt. Kleinere Büchereien können sich mit E. Spranger: W. v. Humboldt und die Humanitätsidee, Berlin 1909, begnügen; als größere Biographie bleibt dann in nächster Linie immer noch R. Haym: W. v. Humboldt, Lebensbild und Charakteristik. Dagegen werden große Büchereien dazu das vorliegende Werk einstellen, das vielfach von C. Schmidt-Dorotič: Politische Romantik. 2. Aufl. 1925, angeregt ist, einem Buche, das die große Bücherei ebenfalls besitzen sollte. W. Schuster.

Max, Prinz v. Baden: Erinnerungen und Dokumente. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. 695 S. Lw. 14,—.

Das Buch gehört in die Reihe der großen Memoirenliteratur der Nachkriegszeit und ist eine besonders wertvolle Ergänzung der Erinnerungswerke der Militärs. Freilich ist ja das Wissen von der „Schuld" und „Nichtschuld" an den tragischen Ereignissen der Jahre 1916—18 eine Wissenschaft für sich geworden, der es bisher nicht geglückt ist, gemeingültige Erkenntnisse zu gewinnen und sie so zu verbreiten, daß sie gemeingültiger Besitz werden könnten. Das ist auch der u. E. schwere Fehler dieses Buches. Es ist allzusehr mit Aktenmaterial belastet. Besser wäre es gewesen, diese Fülle der meist zwischendurch eingestreuten Belege in einem Sonderband unterzubringen und die Erinnerungen, die nicht nur nach der sachlichen, sondern vor allem auch nach der menschlichen Seite oft sehr packend sind, selbständig zur Wirkung zu bringen. Es hätte dann gewiß im Sinne seines Verfassers, der sich hier wiederum als ein besonders lauterer und gütiger Mensch zeigt, größere Volkskreise erfaßt. Dafür zu sorgen wäre aber auch Pflicht des Verlages gewesen. E. Dovifat (Berlin).

Morgan, Paul: Stiefkind der Grazien. Tagebuch eines Spaßmachers. Berlin: Universitas 1928. Kart. 4,—. Lw. 6,50.

Das Stiefkind der Grazien ist der bekannte Berliner Komiker wienerischer Abstammung selbst, der hier ungezwungen, so, wie es ihm gerade in den Sinn kommt, von seinem Leben und Wirken plaudert, ein bißchen angesteckt durch seinen Freund

Leo Slezak, mit dem er den mit Recht so beliebten sonnigen Humor und ein schön abgerundetes Pelzmantel-Selbstbewußtsein teilt. Immerhin ein Buch harmlos-heiterer Künstlerlaune, die, ohne geistlos zu werden, eine Überfracht von Gedanken peinlich, aber ehrlich vermeidet und damit vorzüglich für die Sommerfrische geeignet, den Büchereien aber nur mit Vorbehalt, d. h. also wohl kaum zu empfehlen ist. M. Schaefer (Elberfeld).

Oppeln-Bronikowski, Friedrich v.: David Ferdinand Koreff. Serapionsbruder, Magnetiseur, Geheimrat und Dichter. Der Lebensroman eines Vergessenen. Aus Urkunden zusammengest. u. eingel. Mit 16 Bildtaf. Berlin: Paetel 1928. 156, 627 S. Geh. 13,—. Geb. 15,—.

Die Frage, wer Koreff war — auch größte Nachschlagewerke lassen hier im Stich —, beantwortet der Herausgeber in seiner umfänglichen aufschlußreichen Einleitung: er war einer der berühmtesten Ärzte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der insbesondere durch seine erfolgreichen magnetischen Kuren Aufsehen erregte, war Leibarzt und eine Zeitlang allmächtiger Günstling des Staatskanzlers Fürst Hardenberg, der ihm gegen den Widerstand der Fakultät eine Professur an der jungen Berliner Universität verschaffte und ihn zum Geheimen Oberregierungsrat in der Staatskanzlei machte; er war Mitbegründer der Berliner Romantik und der Universität Bonn, heimisch in Berlin, Paris, Wien, Vermittler zwischen deutscher und französischer Kultur, bekannt oder befreundet mit den hervorragendsten Zeitgenossen wie Varnhagen, E. Th. A. Hoffmann (seinem wahlverwandten Duzfreunde, den hauptsächlich Koreff in Frankreich bekannt gemacht hat), mit den beiden Schlegels, den beiden Humboldts, mit Heine (den er behandelt) und Meyerbeer, Spontini und Victor Hugo, Mérimée und Stendhal-Beyle und vielen anderen führenden Geistern der Zeit, arbeitete neben seiner vielseitigen beruflichen Tätigkeit ständig an einer Menge schriftstellerischer Pläne aller Art — kurz, dieser „Serapionsbruder, Magnetiseur, Geheimrat und Dichter" war einer der vielseitigsten und begabtesten Geister seiner Zeit mit dem ausgeprägten Drang aus dem Spezialistentum hinaus zur Universalität, zur Synthese. Diese erstaunliche, ja beängstigende Vielseitigkeit seiner Interessen- und Wirkungsgebiete, eine typisch romantische Geisteshaltung, ist ihm zum Verhängnis geworden: er zersplitterte an der eigenen Überfülle und dem Unvermögen ihrer Zusammenfassung infolge einer inneren Unausgeglichenheit und Mangel an Konzentration; und so hat er auch bis heute keine gerechte Würdigung erfahren, ja ist ein Vergessener, im deutschen Schrifttum so gut wie gänzlich Unbekannter, obwohl eine Fülle von Zeugnissen und Urkunden vorhanden ist. Aus diesem überreichen Material, das sich z. T. in entlegenen Quellenschriften befindet, z. T. bisher unveröffentlicht ist, hat der Herausgeber, als Stendhalforscher und Übersetzer geschätzt, mit kundiger Hand das Wichtigste an Briefen und Denkwürdigkeiten, Aufsätzen und Gedichten in einem umfangreichen Bande zusammengestellt und aus tausend Mosaiksteinchen ein bunt schillerndes Gesamtbild gestaltet, das nicht nur ein in jeder Hinsicht seltenes Menschenschicksal widerspiegelt, sondern auch einen Querschnitt durch die deutsche Kultur- und Geistesgeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bietet, daneben auch einen Ausschnitt aus der preußischen Staatsgeschichte und aus der Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich. — Die mitgeteilten Gedichte Koreffs lassen in ihrer Verschmelzung von Poesie, Naturphilosophie und Symbolik eine originelle Note bei glücklicher Anlehnung an klassische Vorbilder erkennen. Manche Klänge erinnern stark an Heine. Seine scharfsinnigen, ideenreichen Schriften, Aufsätze, Berichte usw. zeigen eine äußerst formvollendete, bisweilen poetisch durchglühte Prosa, wie sie im deutschen Schrifttum nicht allzu reich vertreten ist. Der Briefwechsel und die Zeugnisse über ihn lassen das Bild einer geborenen geistigen Mittlernatur von unerschöpflicher Geistesregsamkeit und Hilfsbereitschaft und andrerseits eines ausgesprochenen Phantasiemenschen voll innerer Problematik erstehen, Eigenschaften, die im Verein mit einer selbstlosen Gutmütigkeit des Herzens dann auch seinen tragischen Sturz nach Jahren höchsten Glanzes haben herbeiführen helfen. Diese urkundlichen Belege ermöglichen jedenfalls eine den Tatsachen gerecht werdende endliche Richtigstellung des verzerrten Bildes, das Max Lenz (in seiner Geschichte der Universität Berlin) und Treitschke (in

seiner Deutschen Geschichte) von ihm als „jüdischem Parvenü" gezeichnet haben. — Dem immerhin beschränkten Kreis von Büchereien, für die eine Einstellung des Buches in Frage kommen wird, sei die Anschaffung dieses biographisch wie kultur- und geistesgeschichtlich gleich bedeutsamen Buches dringlich empfohlen.

K. Th. Bayer (Berlin).

Ludwig Richters Lebenserinnerungen. Hrsg. von Georg Weberknecht. Stuttgart: Lutz 1922. 339 S.

Ludwig Richters gemütvolle Lebenserinnerungen, die in jeder Volksbücherei vorhanden sein sollten, sind in der „Memoirenbibliothek" um weniges gekürzt herausgegeben. Für Volksbüchereien eignen sich aber illustrierte Ausgaben (etwa die bei Hesse & Becker, die auch noch Auszüge aus dem Tagebuch und dem Briefwechsel Richters bringt) mehr als die vorliegende.

R. Joerden (Stettin).

Rosen, Erwin: In der Fremdenlegion. Erinnerungen und Eindrücke. Für Jugend und Volk bearb. von Nicolaus Henningsen. Stuttgart: Lutz 1914. 293 S.

Diese von Henningsen, dem Herausgeber von Schaffsteins „Blauen und Grünen Bändchen", besorgte Ausgabe, die sich von dem Original, abgesehen von einigen Nebensächlichkeiten, nur durch die Fortlassung des Kapitels „Vom typischen Laster" unterscheidet, ist in Aufmachung und Ausstattung (besonders im Papier) so minderwertig, daß Volksbüchereien von der Anschaffung nur abgeraten werden kann. Sie werden vielmehr gut tun, stets die Originalausgabe einzustellen, die meiner Ansicht nach reifen Menschen ruhig in die Hand gegeben werden kann.

R. Kock (Schneidemühl).

Schulenburg, Werner v. d.: Der junge Jacob Burckhardt. Biographie, Briefe und Zeitdokumente (1818—1852). Stuttgart: Montana-Verlag 1926. XVI, 270 S. (12 Bilder). Geb. 7,—.

Burckhardt hat schon in früher Jugend das Glück gehabt, mit hervorragenden Männern bekannt und vertraut zu werden. Kugler, Kinkel, Paul Heyse, Geibel u. a. gehören zu den Freunden des Studenten und des angehenden Kunstgelehrten. Unter seinen Lehrern stehen Ranke und Bonkh neben Kugler an erster Stelle. Auch die Reisen und der Studienaufenthalt des jungen Burckhardt in Deutschland, Frankreich und Italien geben der Biographie einen bedeutenden Hintergrund, ebenso wie die Zeitereignisse in dem interessanten Jahrzehnt vor achtundvierzig. Durch die vielen eingestreuten Briefe und Äußerungen der Zeitgenossen gewinnt die Darstellung an Unmittelbarkeit und Frische.

G. Kohfeldt (Rostock).

Strich, Wilhelm: Liselotte von Kurpfalz. Mit 8 Taf. Berlin: Ullstein 1925. 218 S. 4,—. Lw. 6,—.

Der deutschen Prinzessin Elisabeth Charlotte von Kurpfalz, der späteren Herzogin von Orleans und Schwägerin Ludwigs XIV., ist immer ein besonders warmes Interesse entgegengebracht worden. Ihre schlichte Natürlichkeit und Aufrichtigkeit, die wie ein frischer Luftzug an dem üppigen, innerlich ungesunden Hofe des Sonnenkönigs wirkten, die schweren seelischen Konflikte, in die sie durch die wechselnde Gunst und Ungunst des allgewaltigen Herrschers, durch Intrige, Haß und innere Einsamkeit versetzt wurde, und endlich ihre unerschütterliche Festigkeit in allem, was nationaler Stolz und menschliche Treue heißt, das alles hat diese deutsche Frau vor der Geschichte zu einer Heldengestalt gemacht, die in ihrer Tragik und zugleich ihrer Sieghaftigkeit schwerlich ihresgleichen hat. Obwohl bereits eine umfangreiche Literatur über die „Liselotte" vorliegt, ist das Erscheinen des vorliegenden Buches doch zu begrüßen. Abgesehen von der auf gründlichem Studium der Zeitgeschichte beruhenden historischen Zuverlässigkeit der Tatsachen und ihrer Deutungen — der Verfasser greift zurück auf den ausgedehnten Briefwechsel der Herzogin und zahlreicher Zeitgenossen — liegt der Wert des Buches in seiner Gesinnung, in dem unaufdringlichen Bekenntnis zum Deutschtum, das aus ihm spricht. Schon um dessentwillen ist ihm möglichste Verbreitung

zu wünschen, freilich mit der Einschränkung, daß zum mindesten geschichtliches Interesse bei dem Leser vorauszusetzen ist. Else Mau (Kiel).

Tisza, Stefan Graf: Briefe von 1914—18. Mit einer Einleitung in Auswahl hrsg. von Oskar v. Wertheimer. 1. Bd. Berlin: Hobbing.

Viele Leser sind mit Kriegsliteratur übersättigt. Andere fangen jetzt erst an, den Weltkrieg geschichtlich in sich aufzunehmen. Es sind diejenigen, die etwas erst dann betrachten können, wenn es vorbei ist, also vielleicht die eigentlich historischen Menschen. Es sind aber auch zahlreiche junge Leser, die 1914 noch Kinder waren und nun aus den Büchern erfahren wollen, was damals in Wirklichkeit geschehen ist. Unter den Ergebnissen des Krieges ist der Zerfall Österreich-Ungarns wahrscheinlich besonders folgenschwer. Wir werden diese Folgen in künftigen Jahrzehnten noch zu spüren bekommen; denn Mitteleuropa bleibt auch nach dem Untergang des Hauses Habsburg in mehr als einem Sinn eine Einheit, und was in Prag oder Wien oder selbst in Budapest vor sich geht, kann zuweilen wichtiger für uns sein, als was sich in Berlin abspielt. Man sage also nicht, daß Ungarn und die ungarische Kriegspolitik für uns unerheblich geworden seien. Die ungarische Kriegspolitik verkörpert sich in Tisza. Er ist 1914—18 einer der ersten Männer bei den Bundesgenossen; daß er nicht alles in seiner Person zusammenfaßt, daß er das Amt des gemeinsamen Ministers des Auswärtigen ablehnt, liegt in den Verhältnissen der Monarchie und in den Grenzen seiner Natur begründet. Er ist zu sehr Ungar, um zugleich Österreicher sein zu können. Seine Briefe an Kaiser Franz Joseph, an Conrad von Hötzendorff, an die verschiedenen österreichischen Staatsmänner, an deutsche Politiker wie Naumann und Erzberger führen uns hinein in fast alle Zusammenhänge der österreichisch-ungarischen Kriegspolitik. Der historisch geschulte Leser verfolgt an der Hand dieser Briefe mit unmittelbarer Spannung den Ablauf der Ereignisse von Serajewo bis zur italienischen Kriegserklärung; der noch ausstehende 2. Band wird den Fortgang des Krieges beleuchten. Die biographische Einleitung könnte für reichsdeutsche Leser stellenweise instruktiver sein. Man kann sich helfen, indem man etwa Schüßlers Buch über Österreich und das deutsche Schicksal zu Rate zieht. Tisza ist als Staatsmann und Mensch ein scharf geprägter und fesselnder Charakter, der uns interessante Fragen aufgibt. Weshalb war er ein Freund des Deutschen Reiches? Wieweit ist er ein Vertreter des magyarischen Adels? Was bedeutet sein kalvinistisches Glaubensbekenntnis? Wie konnte er christliche Ethik mit politischer Machtübung und liberale Gesinnung mit diktatorischer Gewalt vereinigen? Woher nahm er den Mut, beim Ausbruch der Revolution ohne Furcht seinen Mördern entgegenzugehen? Er wirkte und starb als große historische Figur. Sein Schicksal erregt und erschüttert uns. W. Schaefer (Stettin).

Tolstoi, Leo N.: Briefe an seine Frau. Hrsg. von D. Umanskij. Eingeleitet von Tatjana Suchotina-Tolstojn. Berlin: Zsolnay 1925. 370 S.

Es ist erstaunlich, daß erst jetzt diese Briefe in deutscher Sprache erscheinen. Der Herausgeber hat unter den 600 Nummern der 1911 erschienenen russischen Ausgabe die wichtigsten 260 ausgewählt. Wie zu erwarten, sind sie eine schöne Ergänzung zu jeder Tolstoi-Biographie, indem sie über eine Halbjahrhundertspanne hin die Entwicklung dieses Genies spiegeln, der als „seine Hauptbeschäftigung nicht die Wirtschaft, sondern das Verhalten zu den Menschen" ansah, der, wie seine Frau sich in einer Tagebuchaufzeichnung ausdrückt, „so Kluges, so Gutes, Naives und Eigensinniges hatte". Man bekommt aus der Lektüre einen erschütternden Eindruck davon, wie Tolstoi sein Leben lang unter der Zwiespältigkeit seiner Ideen und dem Leben selbst litt, wie er immer wieder um neue Erkenntnisse rang, ständig sich um der Familie willen in verhaßte Kompromisse einlassen mußte, hin- und hergeworfen wurde von seinem Dämon bis zum düsteren Abschluß, dem Ende in der Einsamkeit. — Daneben aber — und das sollte nicht übersehen werden — ersteht aus diesen Briefen auch, ganz zwischen den Zeilen, ein Lebensbild der Gattin des Dichters, deren zugleich tragisches und hohes Schicksal es war, Lebenskameradin eines Genies zu sein. K. Fuß (Essen).

Tolstoi, Leo: Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoi. Mit den Erinnerungen der Gräfin A. A. Tolstoi an L. N. Tolstoi. Hrsg. von Ludwig Berndl. Neue verm. Aufl. Zürich: Rotapfel 1926. XIV, 466 S. Geh. 8,—. Geb. 11,—.

Der Briefwechsel handelt zum großen Teil von rein persönlichen oder familiären Angelegenheiten. Für einen Verehrer des Dichters Tolstoi sind die Briefe aber sehr interessant als unmittelbare Zeugnisse des Menschen Tolstoi; sie zeigen ihn als tätigen Gutsbesitzer, als glücklichen Gatten und Vater, als pädagogischen und sozialen Reformator und als arbeitsamen Schriftsteller. Ein immer wiederkehrendes Thema ist die Frage der Religion, und sehr schön ist aus den Diskussionen mit der streng kirchengläubigen Gräfin Tolstois Wandlung vom Pantheisten durch eine Zeit der Zufriedenheit und Genügsamkeit bis zu seinem kirchenfeindlichen eigenartigen Christentum zu ersehen. — Die Übersetzung der meist französisch geschriebenen Briefe der Gräfin ist in einem Anhang gegeben. Vielleicht wäre es geschickter gewesen, sie deutsch in den Haupttext zu setzen und die Originale in den Anhang zu nehmen. Große Büchereien, die auf spezielle Freunde Tolstois rechnen können, werden das Buch als Ergänzung der Werke Tolstois einstellen. R. Joerden (Stettin).

Vertisch, H.: Vom Peterli zum Prälaten. J. P. Hebels Leben in zwölf Geschichten und Gedichten. Mit Bildern von F. Quidenus. Heilbronn: Salzer 1926. 181 S. Geb. 3,40.

Zum bevorstehenden 100. Todestag J. P. Hebels hat der Verfasser diese freundliche Lebensbeschreibung des alemannischen Dichters gegeben: Zwölf kleine Geschichten schildern Szenen aus dem Leben des Dichters und zwischen ihnen stehen Gedichte gleichen Inhalts, die teilweise in alemannischer Mundart gehalten sind. Wiederholungen bleiben nicht aus. Genaue Angaben über Hebels Leben und seine Entwicklung darf man hier auch nicht suchen; wie der Verfasser selbst unbefangen sagt, mischen sich in seiner Darstellung Dichtung und Wahrheit. Aber er hat sich so liebevoll in Hebels Wesen hineinversenkt und seine Art zum Ausdruck gebracht, daß man diese offenbaren Schwächen des Buches in Kauf nimmt. — Für alle Büchereien, die Freunde Hebels zu ihren Lesern zählen.
R. Joerden (Stettin).

Wasserzieher, Ernst: Briefe deutscher Frauen. Ausgew. u. mit Erl. vers. 4. Aufl. Berlin: Dümmler 1925. VIII, 269 S. Lw. 5,—.

Gegen eine Auswahl wie diese, in der Briefe von zehn bedeutenden Frauen, anfangend mit Liselotte von der Pfalz und Maria Theresia, endend mit der Droste und Gabriele von Bülow, vereinigt sind, ist das schwerwiegende Bedenken geltend zu machen, daß der Leser sich nicht einleben und nicht warm werden kann. Wer sich an eine Briefsammlung heranwagt, will langsame, persönlichste Vertiefung in ein fremdes Dasein. Ein solches kann ihm durch ein oder zwei Dutzend über ein ganzes Leben verstreuter Briefe, denen überdies zum vollen Verständnis die Antworten des Partners fehlen, nicht zuteil werden. Es haftet dieser Sammlung etwas Halbes und Kosthäppchenhaftes an, das sie für Volksbüchereien entbehrlich macht. K. Kossow (Flensburg).

Der junge Wichern. Jugendtagebücher Johann Hinrich Wicherns. Hrsg. von Martin Gerhard. Hamburg: Agentur des Rauhen Hauses 1925. 295 S. Lw. 6,50.

Das Buch umfaßt die Tagebücher Wicherns aus den letzten Jahren in Hamburg, in denen er sich lehrend und lernend auf die Universität vorbereitete, und wieder den Abschluß der Universitätszeit. Dazwischen fehlen zwei Jahre. Die Tagebücher haben den Vorzug, wirkliche Tagebücher zu sein. Sie sind geschrieben ohne irgend welchen Gedanken an Veröffentlichung, ohne irgend welche Rücksicht

überhaupt auf andere, nur für den Verfasser selbst, als ein Spiegel der Selbstprüfung. Insofern bieten sie besonders religionspsychologisch ein hohes Interesse, das auch dadurch nicht verringert wird, daß Wicherns entscheidende religiöse Wandlung vor Beginn seiner Tagebücher lag, die geradezu eine Frucht seiner Wandlung sind. Wicherns grundlegendes religiöses Erlebnis fällt nicht, wie in der Mehrzahl der Fälle, nach dem Abschluß seiner Bildung, sondern in deren Anfang, und wir sehen, wie seine ganze geistige Entwicklung, seine Auseinandersetzung mit Wissenschaft und Kunst sowie mit den Problemen des Lebens erst in Fluß kommt, nachdem er den festen Mittelpunkt gefunden hat. In der Unbefangenheit, mit der er sich allen Einflüssen aufschließt, ohne von ihnen beirrt zu werden, erkennt man unschwer die charaktervolle Entschiedenheit des künftigen Führers. Man sieht auch, wie sehr schon der Jüngling von maßgebenden Kreisen des damaligen Hamburg geschätzt wurde. Das Buch ist für Theologen und religiös interessierte Laien sehr zu empfehlen, setzt aber eine gewisse Kenntnis der Zeit und des Ortes voraus, die durch die sehr wertvollen aber etwas kurzen Anmerkungen nicht völlig ersetzt werden kann. Für weitere Kreise enthält es etwas viel belanglose Einzelheiten. Auch die fortgesetzte Inbrunst des Stils in Hingebung, Freundschaft und Dankbarkeit wirkt auf den heutigen Leser etwas ermüdend, zumal, da sie keine neuen und unerhörten Tiefen erschließt. K. Hartmann (Stettin).

Wolff, Marianne: Marianne Wolff, geborene Niemeyer, die Witwe Karl Immermanns. Leben und Briefe. Hrsg. in Verbindung mit Walter Birnbaum von Felix Wolff. Hamburg: Ernte-Verlag 1925. 283 S., 5 Bildn., 1 Faks.

Dieses Buch ist ein wertvoller Zuwachs für unsere Kenntnis der mittleren Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts. Das „Biedermeier", welches so oft bespöttelt wird, erscheint hier als eine Lebensepoche des deutschen Volkes, die noch eng der klassischen und romantischen Zeit verbunden, doch schon deutlich den Übergang zu etwas ganz Neuem spüren läßt. Der größere Wert des Buches liegt aber in der Persönlichkeit der Verfasserin, deren wechselvoller Lebenswandel uns durch eigene, vom Herausgeber nur bruchstückweise ergänzte Angaben bekannt wird. Der seelische Reichtum kommt voll zum Ausdruck in den Briefen, die manchen wertvollen Aufschluß über Marianne Wolffs ersten Gatten, Immermann, bringen, und ihren Schriftwechsel mit einer großen Zahl bedeutender Menschen der damaligen Zeit darstellen. Alles in allem birgt das Buch das Geistesgut einer geborenen Briefschreiberin, die in vieler Beziehung befruchtend auf die verschiedensten Leserkategorien wirken wird. — Für mittlere und große Büchereien.

O. Bahrt (Insterburg).

Zimmermann, Joachim: Thomas Münzer. Ein deutsches Schicksal. Mit 8 Taf. (Deutsche Lebensbilder.) Berlin: Ullstein 1925. 206 S. Lw. 6,—.

Thomas Münzer. Nach alten Drucken neu eingerichtet von Alfred Ehrentreich. (Aus alten Bücherschränken. Eine Sammlung vergessenen und gefährdeten deutschen Volksgutes. Hrsg. von Wilhelm Stapel.) Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1925. 139 S.

Zimmermann bietet eine recht anschaulich geschriebene Darstellung von Leben, Lehre und Zeit Thomas Münzers. Er will das falsche Bild, das in den unruhigen letzten Jahren von diesem Revolutionär oft gegeben wurde, korrigieren; aus den zahlreichen, in die Darstellung verarbeiteten und diese belebenden Ausschnitten aus Briefen und Aufrufen Münzers entsteht die Gestalt dieses unglücklichen Schwärmers und gleichzeitig ein Verständnis für seinen wichtigsten, ihn in jeder Beziehung überragenden Gegner Luther. — Für mittlere und größere Büchereien. — Eine Ergänzung dazu für größere Büchereien kann das zweite kleine Werk geben, in dem vier theologische und politische Schriften Münzers, Berichte der Zeit, „Die Bauernführer" von L. v. Strauß und Torney und eine Einführung enthalten sind. M. Thilo (Stolp i. P.).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Barbusse, Henri: Die Henker. Übers. von Heinrich Nelson. Stuttgart: Verlag Öffentliches Leben 1927. 139 S. Geh. 2,80.

Henri Barbusse gibt in diesem Buche das auf einer Studienreise durch den Balkan gewonnene erschütternde Material über die Herrschaft des „weißen Schreckens“ in den Balkanländern. Man wird dem großen Vorkämpfer für Frieden und Menschenrechte zugeben müssen: was hier geschehen ist und noch geschieht, das ist so grauenhaft, daß die westeuropäischen Staaten geschlossen dagegen vorgehen sollten, wenn sie den Namen von Kulturländern verdienen wollen. Aber Henri Barbusse weiß ja selber, wie gerade am Balkan die Interessensphären der Großmächte durcheinander gehen, und so ist von dieser Seite wohl wenig zu erwarten, und der weiße Schrecken wird weiter wüten mit Folter, Mord, Vergewaltigung, Massenmetzeleien. Man wird Barbusse entgegen halten können: es hat auch einen roten Terror gegeben, und wollte man abwägen: wo ist die größere Schuld?, so fiele das Urteil immer entsprechend der politischen Neigung oder Abneigung aus. Man wagt daher nicht recht, das Buch für die Volksbücherei zu empfehlen, weil es den einen nicht überzeugt, und den andern nicht mehr zu überzeugen braucht. Dennoch ist dem Buch um seiner Sachlichkeit und seines sittlichen Ernstes willen weite Verbreitung zu wünschen. K. Schulz (Stettin).

Günther, Hans K. F.: Der nordische Gedanke unter den Deutschen. 2. Aufl. München: Lehmann 1927. 147 S. Lw. 6,—.

Das Buch bringt die Anwendung der Güntherschen Rassenlehre auf das gegenwärtige Leben unseres Volkes. Gemäß Günthers Anschauung von dem hervorragenden Wert der nordischen Rasse fordert es eine bewußte „Vernordung“ Deutschlands durch Erhöhung der Kinderzahl der Nordblütigen und planmäßige Verminderung des „minder erwünschten“ ostischen Blutes. Über die Berechtigung der Güntherschen Anschauungen zu streiten ist hier nicht der Ort, fragen wird man nur dürfen: Wie würde Günthers Forderung in der Praxis aussehen? Müßte nicht jeder Ostische oder Dinarische sich auch als Individuum entwertet vorkommen, wenn man ihn als „Erbmasse“ entwertete durch eine obrigkeitliche Regelung seiner Kinderzahl? Und würde nicht auf der anderen Seite jene Arroganz und Beschränktheit geradezu gezüchtet, die sich schon heute — trotz Günthers Abwehr! — bei vielen „Nordgesinnten“ findet, wenn man ihre Höherwertigkeit von vornherein, schon auf Grund ihres Bluterbes, annimmt? Der Individualismus und der von Günther so wütend bekämpfte Glaube an die Daseinsberechtigung jedes Menschen sind wohl zu fest bei uns eingewurzelt, als daß Günther sie erschüttern könnte. — Wir Volksbibliothekare haben keine Veranlassung, solchen „rassekämpferischen“ Schriften den Weg zu ebnen. K. Schulz (Stettin).

Shadwell, Arthur: Der Zusammenbruch des Sozialismus. München: Bruckmann 1927. 383 S. Kart. 6,—. Lw. 7,50.

Dieses Buch ist aus Aufsätzen hervorgegangen, die der Engländer Shadwell als Ergebnisse seiner Reise auf dem Kontinent zuerst in der Times veröffentlicht hat. Der plätschernde und breite Zeitungsstil ist denn auch ein Mangel des Buches, und die Darstellungen der politischen Entwicklung in den einzelnen Ländern bringen doch nur bekannte Dinge in allzugroßer Weitläufigkeit. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß der Sozialismus trotz seiner nicht geringen politischen Erfolge keines von seinen wirtschaftlichen Zielen habe durchsetzen können. Wenn der Verfasser auch in keiner Weise versucht, die Gründe für diesen „Zusammenbruch“ festzustellen, so mögen größere Büchereien das Buch trotzdem als Material bietende Ergänzung neben den anderen wesentlicheren sozial-politischen Büchern einstellen. R. Joerden (Stettin).

Brentano, Lujo: Eine Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung Englands. Bd 1: Von den Anfängen bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts. VIII, 396 S. Geh. 15,—. — Bd 2: Die Zeit des Merkantilismus.

453 S. Geh. 17,—. — Bd 3: Die Zeit der Befreiung und Neuorganisation. Hälfte 1: Das Aufsteigen des Bürgertums und der Arbeiterklasse. VI, 666 S. Geh. 25,—. Jena: Fischer.

Dieses Werk ist von imponierender geistiger Fülle und formaler Lebendigkeit. An einem uns Deutschen im Augenblick vielleicht ein wenig ferner liegenden Stoffgebiet werden eine große Zahl wirtschaftlicher und sozialer Gesetzmäßigkeiten abgeleitet und mit den unwiderstehlichen Reizen Brentanoscher Belehrsamkeit dem Leser zum Erlebnis gemacht. Seit fast 60 Jahren wurde an diesem Buche gearbeitet. Brentanos volkswirtschaftliche Theorie wird darin mehr als einmal kämpfend ins Feld geführt und bleibt siegreich. Die Kapitel über das Agrarwesen sind in ihrer Verknüpfung mit der Handelspolitik des Inselreiches das Aufschlußreichste, was über das Werden des britischen Wirtschaftswesens geschrieben worden ist. Im Band III des Werkes ist eine glänzende Geschichte des Freihandels gegeben, für den Brentano freilich in Englands Wirtschaftsgeschichte bisher alle ihm und seiner theoretischen Grundauffassung günstige Beweise gefunden hat. Auf Brentanos früheste Arbeit „Die Arbeitergilden der Gegenwart" gehen die Darlegungen zur Arbeiterfrage in England zurück, die sich in u. E. sehr überzeugender Weise mit der materialistischen Sozialtheorie auseinandersetzen. Es ist überhaupt bemerkenswert an diesem großen Werk, daß es auch die ideellen Triebkräfte im Wirtschaftsleben sehr überzeugend herausarbeitet entgegen einer mit den Tatsachen kaum zu vereinenden Auffassung vom rein materialistischen Charakter aller wirtschaftlichen Erscheinungen. — Wer nach einer guten Vorschulung in der Wirtschaftstheorie und der Wirtschaftsgeschichte einmal an einem besonders anschaulichen Beispiel die Lehre demonstriert und erwiesen wissen möchte, der lese in Ruhe und Gründlichkeit diese drei Bände. Größere Büchereien sollten sie zu diesem Zwecke besitzen. E. Dovifat (Berlin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Strich, Fritz: Dichtung und Zivilisation. München: Meyer & Jessen 1928. 248 S. Geh. 5,—. Lw. 7,50.

Das Buch sammelt eine Reihe von Vorträgen, die insofern ein einheitliches Ganzes bilden, als sie alle das Problem oder die Möglichkeit von Dichtung im Reiche moderner Zivilisation umkreisen. Mag Strich, in Nachfolge Woelfflins und anderer moderner Kunsthistoriker, vom Stilbegriff ausgehen und darin eine gewisse Einseitigkeit der Betrachtungsweise begründet sein, mögen die letzten Begriffe und Formulierungen seiner Ästhetik gelegentlich etwas Schwankendes haben, er hat doch das tiefste Geheimnis der Kunst, ihren inneren Zusammenhang mit dem Ethos einer Zeit, immer wieder erlebt, und das bewahrt ihn vor Einseitigkeit und gibt seiner Forschung Tiefe und Fülle zugleich. Der neue Band ist hier nicht auszuschöpfen. Neben größeren Zusammenhängen und Problemgruppen („Natur und Geist in der deutschen Dichtung", „Renaissance und Reformation", „Dichtung und Zivilisation", „Der Dichter und der Staat") bringt er zwei wichtige Arbeiten über Goethe und behandelt Eichendorff, Rilke, Mann und Wedekind. Das in sehr schöner Sprache dem gebildeten Leser sich nicht schwer erschließende Buch gehört zu den besten Büchern der letzten Jahre über deutsche Dichtung. — Bei dieser Gelegenheit sei ein Büchlein erwähnt, das mit einer erstaunlichen Beherrschung des Materials auf knappem Raum eine ausgezeichnete kritische Übersicht über die Gesamtleistung der neueren deutschen Literaturwissenschaft gibt und für jeden Bibliothekar sehr wichtig zu lesen und als Nachschlagewerk zur Orientierung zu benutzen ist: Oskar Benda: Der gegenwärtige Stand der deutschen Literaturwissenschaft. Eine erste Einführung in ihre Problemlage. Wien und Leipzig: Hölder-Pichler-Tempsky A.-G. 1928. 66 S., für den geringen Preis von 2,60 M. W. Schuster.

Wolff, Ludwig: Die Helden der Völkerwanderungszeit. Jena: Diederichs 1928. 240 S. Geh. 6,50. Geb. 9,—.

Ausgehend von den historischen Grundlagen der Heldendichtung wird die Entwicklung der Gattung dargetan und die ältesten Formen werden nach dem Beispiele

Andreas Heuslers erschlossen. Der Stoff ist gegliedert: Germanen und Hunnen, Die Germanen in Italien, Bei den Franken und auf innerdeutschem Boden. Ziel ist die Herausarbeitung des Ethos des Frühgermanentums. Der Gedanke der ausführlichen Aufzeigung der historischen Grundlagen für jeden Stoff ist glücklich durchgeführt, der oft erschlossene Werdegang der Stoffe oft ein wenig ausführlich, auch die Betonung des in wenigen großen Grundzügen gleichbleibenden Ethos etwas monoton gehäuft. Ein zweiter, eigentlich erster Band, in dem Wilhelm Capelle „Die ältesten geschichtlichen Zeugnisse vom germanischen Menschen" behandeln wird, soll folgen, ein dritter Band von Heinrich Timerding soll „Die Christianisierung Deutschlands nach zeitgenössischen Quellen von 600—800" behandeln. Das vollendete Werk wird als „Frühgermanentum" für größere Büchereien eine wertvolle Ergänzung sein. Kleinere Büchereien können sich mit Naumanns „Frühgermanentum", München: Piper, begnügen. W. Schuster.

Tetzner, Lisa: Im blauen Wagen durch Deutschland. Gedanken und Plaudereien über Landschaft und Volk. Mit Originalskizzen von Willy Heine. Berlin: Bühnenvolksbund 1926. 131 S.

Lisa Tetzner hat das Büchlein den „Laienspielern" gewidmet, sie will mit ihren „Plaudereien über Landschaft und Volk" — vor allem über Schwaben, Baden, Rheinland und Hessen — zeigen, für welche Stoffe und welche Darstellungsart die verschiedenen Volksteile besonders empfänglich sind und so eine erste Anweisung zur heimatlichen Verwurzelung des Laienspiels geben. Als Anregung wird das Heft von den Laienspielern gern aufgenommen werden und Büchereien, die „spielende" Leser haben, mögen es einstellen. R. Joerden (Stettin).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Behn, Friedrich: Altgermanische Kunst. Mit 40 Bildertafeln. München: Lehmann 1927. Kart. 3,50.

Der in Art der „Blauen Bücher" angelegte Band gibt sehr schöne und klare Abbildungen der bedeutsamsten Denkmale altgermanischer Kunst, die vielleicht noch durch einige Beispiele aus merovingischen Prachthandschriften (auch Buchdeckeln) hätten vermehrt werden können. Mir scheint, diese ganze Pflege des germanischen Altertums würde vertieft werden, wenn man sie in Verbindung mit der Volkskunde brächte und auf das Nachleben der einzelnen Formbestandteile hinwiese. So ist das Ganze eine romantische Spielerei, deren bildender Wert gering bleibt. Zumal wenn, wie auch hier die Einleitung es tut, frühgermanische Kunstübung überbewertet und in einen gänzlich unnötigen Gegensatz zum Klassizismus als einer Fremdkultur gebracht wird. Sonst ist die Einleitung gut und gibt in knapper Form das Wesentliche. Da die bezeichneten Mängel nicht allzu stark gegenüber den Vorzügen des Buches hervortreten, kann es jedoch zur Anschaffung empfohlen werden. W. Schuster.

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Frenzel, Walter: Merkbuch für Heimatforscher. Crimmitschau: Rohland & Berthold 1926. 85 S.

Selbst auf einsamen Höfen im Gebirge und in der Heide schreitet die „Verweltlichung" fort und vernichtet alte Sitten und Bräuche. Darum tut Heimatforschung not, um das Alte, das abstirbt, zu sammeln. Und neben die Heimatforschung muß der Heimatschutz treten, um das zu erhalten, was wertvoll ist. Diesem Zweck dient das Büchlein, das dem Leser zeigt, wer zur Heimatforschung berufen ist, welche Aufgaben sie stellt, welche Methode eingeschlagen werden muß, wo die Quellen zu finden sind und worauf geachtet werden soll. Daneben gibt der Verfasser noch eine Zusammenstellung wichtiger volkskundlicher Werke, so daß dieses kleine Bändchen jedem, der sich für Heimatforschung interessiert, willkommen sein wird, und darum auch von kleinen Büchereien angeschafft werden sollte. Es ist m. W. das einzige neuere Buch dieser Art, das auf so kleinem Raume eine für Laien bestimmte umfassende „Anleitung zum volkskundlich-geschichtlichen Sammeln und Beobachten, zum Bewahren, Hegen und Pflegen heimatlicher Werte" gibt. W. Klein (Essen).

Frobenius, Leo: Das sterbende Afrika. Die Seele eines Erdteiles. 1. vollst. Ausg. Frankfurt a. M.: Frankfurter Societätsdruckerei 1928.

Nicht Forschergeist noch Abenteuerlust werden uns die Seele des afrikanischen Menschen erschließen, so meint Frobenius, einer der besten Kenner Afrikas, sondern allein die innere „Ergriffenheit". Voll solcher Ergriffenheit gestaltet er denn auch in diesem Buche, das man nach Form und Gehalt als expressionistisch im besten Sinne bezeichnen kann, die Welt des Afrikaners, wie er sie auf seinen zahlreichen Besuchen erlebte. Zunächst läßt er die drei Landschaftsformen vor uns erstehen: den Urwald als das „Refugium" altafrikanischer, absterbender Kultur, die Wüste als ein „Denkmal organischen Todes" und die von Bauern bevölkerte Steppe als die „Heimat des Lebens". Sodann sucht er uns an Hand von halb verschollenen Sagen und Märchen das Weltbild afrikanischer Menschen nach ihrer Stammesverschiedenheit und traditionellen Gebundenheit zu vermitteln; denn von wirklichem Verstehen wird erst die Rede sein können, wenn wir imstande sind, mit ihren Augen Welt und Dasein zu betrachten. Um seiner sprunghaften Darstellung und symbolreichen Sprache willen wird das Buch nur gebildeten Lesern zugänglich sein, daher sei es nur größeren Büchereien zur Anschaffung empfohlen.

E. W. Salzwedel (Stralsund).

Sternberg, Leo: Land Nassau. Ein Heimatbuch. Mit 88 Abb. im Text u. 28 Taf. Leipzig: Brandstetter 1927. XI, 478 S. (= Brandstetters Heimatbücher Deutscher Landschaften Bd 26.)

Die einzelnen Bände der „Heimatbücher" sind verschieden an Wert. Man muß den Herausgebern z. T. zugute halten, daß nicht alle zur Darstellung kommenden Landesteile über genügend wertvolle literarische Zeugnisse territorialen Lebens verfügen, die zu einer sinngemäßen Stoffgestaltung im Rahmen einer Anthologie ausreichen. Dem Herausgeber des Bandes über die Provinz Hessen-Nassau stand auf Grund einer reichen künstlerischen, literarischen, volkskundlichen Tradition des Landesteiles genügend Stoff zu Gebote. Abgesehen davon, daß man gelegentlich eine kritischere Auswahl der lyrischen Beiträge wünschte, ist bei übersichtlicher Gruppierung des Stoffes ein anschauliches, belebtes Bild einer der gesegnetsten deutschen Landschaften entstanden. Erfreut stellt man fest, daß Buchschmuck und Abbildungsmaterial gegenüber früheren Bänden der Sammlung einen beträchtlichen Fortschritt aufweisen. K. Löffler (Berlin).

Hagemann, Walter: Zwischen La Plata und Hudson. Wanderungen durch Lateinamerika. Berlin: Germania 1927. 270 S. Geh. 3,50. Lw. 5,—.

Der Verfasser, dessen wertvolles Buch über Asien in dieser Zeitschrift schon besprochen wurde (7. Jg. S. 187) gibt hier in ähnlicher Form wie dort eine Betrachtung eines anderen Zukunftslandes der Welt in Wirtschaft, Politik und Kultur. Auch hier bildet den äußeren Rahmen eine Reise durch die in Frage kommenden Länder Brasilien, Argentinien, Chile, Mittelamerika und Mexiko, aber die Bilder des auf dieser Reise Geschauten sind nur spärlich eingestreut und haben fast nur illustrative Bedeutung für das, was Hagemann an politischen und kulturellen Betrachtungen zu geben hat. Denn das interessiert ihn an diesen neuen Ländern am meisten: Hier treten durch die späte Besiedlung und Zivilisierung, vor allem aber durch die für unsere Begriffe fast grotesk wirkende Rassenmischung ganz andere politische, wirtschaftliche und kulturelle Probleme auf als im alten Europa, hier bestimmen andere Werte das Leben als bei uns. Und der Verfasser, dem in beneidenswerter Form die Gabe verliehen ist, alle Dinge vom höchsten weltpolitischen Gesichtspunkte zu sehen, versteht es wirklich, die Struktur dieser Länder in ihren Schwierigkeiten und mit ihren Zukunftsmöglichkeiten vor uns aufzudecken, so in einer Form, die jeden einigermaßen interessierten Leser fesseln muß, unsere Anschauungen über diese Länder erweiternd und erhöhend. In mittleren und großen Büchereien verdient das Buch neben Colin Roß' Büchern einen Platz. K. Schulz (Stettin).

Kircheiß, Carl: Meine Weltumsegelung mit dem Fischkutter Hamburg. Mit zahlr. Abb. nach Originalaufn. des Verf. Berlin: Kribe 1928. 296 S. Lw. 5,—.

Wiederholt lenkte die Tagespresse das Interesse auf eine Weltumsegelung, die — eine seesportliche Leistung ersten Ranges — in den Jahren 1926/27 dem kühnen Unternehmungsgeist des Kapitäns Kircheiß und seiner vier Begleiter auf einem kleinen Fischkutter gelang. Über den Verlauf der Reise liegt jetzt ein Buch aus der Feder ihres geistigen und technischen Leiters vor. Es zeigt uns den Kutter „Hamburg" auf der Fahrt im Kampfe mit Wind und Wellen, läßt uns an den ernsten und heiteren Erlebnissen teilnehmen, die der Besatzung an den Ufern so vieler Herren Länder beschieden sind, gewährt uns einen Einblick in die politische Mission, die der Kapitän auf sich genommen hat: in aller Welt gegen die im Versailler Vertrag verankerte Kriegsschuldlüge aufklärend zu kämpfen. Kircheiß versteht es, durch eine ungekünstelte, unverstellte, oft durch drastische Ausdrücke seemännischer Umgangssprache belebte, gern sich in kantigem Humor ergehende Ausdrucksweise zu fesseln. Jeder wird seine Freude haben an der frischen Persönlichkeit, am forschen See- und Sportsmann. Die politischen Exkurse werden angesichts solcher Vorzüge nicht schwer auf die Wagschale zu legen sein. Daß allerdings an einer Stelle der aus den Niederungen unseres öffentlichen Lebens stammende Ausdruck von der schwarz-rot-„gelben" Flagge gebraucht wird, ist bedauerlich. Nicht zuletzt im Interesse des Verfassers selbst. Grundsätzliche Bedenken stellen sich jedoch ein, wenn man an die Verwendbarkeit des Buches für Jugendliche denkt. Schließlich kann es die politisch unbefangene, neutrale Volksbücherei nicht verantworten, der Jugend ein Buch in die Hand zu geben, dessen wiederkehrendes Motiv die Gegenüberstellung der Herrlichkeit vergangener Zeit und der Minderwertigkeit der Gegenwart bildet. Unsere Jugend, soweit sie wirkliche Jugend ist und nicht nur die Worte und Gedanken alter Leute wiederholt, kennt die Welt eines derartigen Ressentiments überhaupt nicht. Niemand, der es ernst mit ihr meint, kann es auf sich nehmen, ihr die Ideen und Stimmungen irgend einer Art von Ressentiment nahezubringen, mit welchem Inhalt, in welcher Färbung, von welcher Seite her es auch immer auftreten mag. — Hieraus ergibt sich das Maß der Brauchbarkeit des Buches für die Volksbücherei. K. Löffler (Berlin).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Behm, Hans Wolfgang: Adonis. Leipzig: Kröner 1927. 282 S. Lw. 7,50.

Ein Buch von Menschen, Tieren, Sternen und Blumen, wie der Untertitel sagt. Eine Sammlung von Aufsätzen zumeist naturwissenschaftlichen Inhaltes gibt der Verfasser, die gleichzeitig über die reinwissenschaftliche Seite hinausgehen und eine Wesensschau des Betrachteten anstreben. Er streift dabei viele Nachbargebiete, die den naturwissenschaftlichen irgendwie die Hand reichen, und kommt darum auch zu erkenntnistheoretischen und seelenkundlichen Dingen, zu Geschmacks- und Kunstfragen. — Eine gewisse Uneinheitlichkeit im Aufbau des Ganzen stört etwas. Neben Teilen, die ziemlich referatmäßig wirken (man denkt beispielsweise manchmal an bestimmte Werke von Frisch und Kahn), stehen gefühlsgesättigte Betrachtungen über Lenau und seine Gedichte und ähnliches. Immerhin findet man oft Ausblicke von überraschender Tiefe, die wieder versöhnlich wirken. Die beigegebenen Federzeichnungen von Martin Böhm gereichen nicht zur Zierde; dem Verfertiger fehlt dazu noch ein gut Teil zeichnerisches Geschick. Das Buch wird, im ganzen gesehen, seinen Leserkreis finden, und ist geeignet, manche Anregungen zu geben, zumal es volkstümlich und allgemeinverständlich geschrieben ist.

C. Barth (Stettin).

Jermer, Karl: Das Seelenleben der Fische. Mit 8 Taf. u. 5 Textabb. München: Oldenbourg 1928. 131 S.

Über Bau und Lebensweise der Fische ist schon vieles geschrieben worden, ebenso über das Seelenleben der höheren Tiere. Aber als Träger seelischen Ausdruckes die Fische sehen zu können, wird nur den wenigen vergönnt sein, die sich durch liebevolle Beobachtung in jene Geschöpfe hineindenken können, die den

meisten als ganz stumpfe Tiere erscheinen, weil sie ihnen fremd und ungewohnt sind. In zweierlei Weise zeigt der Verfasser, wie sich seelischer Gehalt in der Lebenswelt der Fische auswirkt: in ihren gestenmäßig zu wertenden Bewegungen und in ihrer äußeren Gestalt. Beides wird vom exakten naturwissenschaftlichen Standpunkt gern als bedingt durch Mechanismus und Anpassung hingestellt und der trotzdem noch bleibende Rest als ebensolches angesehen, das nur mit den zur Zeit verfügbaren Mitteln noch nicht durchschaubar ist. Es ist zu begrüßen, daß im vorliegenden Buch der Verfasser durch seine Behandlungsweise dartut, daß Seelisches sich keinesfalls wie eine beliebig erweiterte Physik behandeln läßt, sondern auf einer ganz anderen Ebene wächst, wo an Stelle von Benennung und Beschreibung gleichnishafte Umschreibung treten muß. Es ist verständlich, daß vom Standpunkt naturwissenschaftlicher Mechanistik hiergegen sich leicht der Vorwurf der poesievollen Schwärmerei erhebt; ganz mit Unrecht wird aber dann nicht unterschieden zwischen unklarer Dunkeldichterei und der einzig möglichen Darstellungsform seelischer Erscheinungen. — Das Buch, das zudem eine Fülle fesselnder Beobachtungen bringt, ist ein mutiger Schritt vorwärts auf dem Wege zu einer angemesseneren Behandlung seelenkundlicher Stoffe. Es ist ihm deshalb weiteste Verbreitung zu wünschen. C. Barth (Stettin).

Fürst, Artur: Das Weltreich der Technik. Bd 4. Mit 963 Abb. und 26 Volltaf. Berlin: Ullstein 1927. 528 S. Geh. 30,—. Lw. 36,—.

Mit dem vorliegenden Band schließt das große technische Werk ab, dessen Verfasser inzwischen über seiner Arbeit verstorben ist, so daß der letzte Abschnitt über die Starkstromtechnik von dem bekannten Ingenieur-Schriftsteller Hans Dominik vollendet wurde. Dieses letzte Buch läßt die Lastenförderung, das weite Gebiet der Kraftmaschinen und die neuzeitliche Gewinnung und Verwertung des Starkstromes an dem Leser vorüberziehen. Von besonderem Reiz ist es, daß Fürst in jedem Abschnitt der Entstehung technischer Fragen und ihren ersten Lösungsversuchen nachgegangen ist und auf diese Weise so manche Formeigenheit unserer heutigen Maschinen in ihrer Entwicklung begreifen lehrt, die in einer nur lehrbuchmäßigen Darstellungsform dunkel bleiben müßte, weil dabei in der Regel nur Wirkungsweise und Aufbau beleuchtet werden. Das Werk verzichtet auf alle mathematischen und konstruktiv-berechnenden Grundlagen und stößt darum auch den ganz uneingeweihten Laien nicht zurück, sofern er nur technischen Dingen Wertschätzung entgegenbringt. Dafür aber gibt es ihm Antwort und Aufklärung über manches, was er vielleicht schon oft beobachtet hat, aber über dessen Zweck er sich nicht klar werden konnte. Besonders hervorgehoben seien die vorzüglichen Abbildungen, die in überaus reicher Fülle alles, was gesagt wird, sofort anschaulich vor Augen stellen. Ein technisches Werk solchen Ausmaßes wird in kleinen Einzelheiten immer schon überholt sein, wenn es erstmalig im Druck erscheint; immerhin ist erstaunlich, daß noch an vielen Stellen technische Großleistungen des letzten Jahres Aufnahme gefunden haben. — Dem Werk gebührt zweifelsohne eine hervorragende Stelle in allen Büchereien und auch besonders in Lesesälen, wo es gleichzeitig als technisches Nachschlagewerk Dienst tun kann. In gleicher Weise ist es auch für die Schülerbüchereien gewerblicher und allgemeinbildender Schulen wärmstens zu empfehlen. C. Barth (Stettin).

C. Schöne Literatur.

I. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Schiller, Friedrich von: Gedichte. Ausgew. und eingel. von Otto Günther. Stuttgart: Strecker & Schröder 1924. 217 S.

Lenau, Nikolaus: Gedichte. Hrsg. und eingel. von Heinrich Bischoff. Ebenda. 235 S.

Hebbel, Friedrich: Gedichte. Ausgew. und eingel. von Hans Vetter. Ebenda. 170 S.

Aus des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Gesammelt

von L. Achim von Arnim und Clemens Brentano. Ausgew. und eingel. von Matthäus Gerster. Ebenda. 187 S.

Chamisso, Adalbert von: Gedichte. Hrsg. von Ilse Ruhland. Ebenda. 236 S. Hlw. je 3,—.

Die unter dem Gesamttitel „Klassische Lyrik" herausgekommenen Gedichtbände des Verlages Strecker & Schröder wird man als durchaus gelungen bezeichnen können. Verzichtet wird von vornherein auf das Unwesentliche und Veraltete, das auch bei aller Klassik für den Leser immer nur als Ballast und Hemmung wirkt, es sind höchstens die Hälfte der Gedichte jedes Dichters aufgenommen, und das Bild, das die Lektüre einer solchen Sammlung hinterläßt, wirkt so verdichteter und nachhaltiger. Kurze Einleitungen der Herausgeber führen noch näher an den Dichter heran, und die recht guten Bildbeigaben bringen ihn auch dem Auge nahe. Der trotz der schönen Ausstattung mäßige Preis macht die Bände für die Volksbücherei überall erschwinglich. K. Schulz (Stettin).

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Cäsarius von Heisterbach: Hundert auserlesene, wunderbare und merkwürdige Geschichten. In dtschr. Übertr. hrsg. von O. Hellinghaus. Aachen: Deutschherren-Verlag 1925. 136 S. Hlw. 4,—.

Eine Auswahl der kulturgeschichtlich belangreichen Wundergeschichten des Heisterbacher Mönches, neu herausgegeben, weil die Übertragung A. Kaufmanns in den „Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein" (H. 47 und 53) längst vergriffen ist, und weil die Auswahl von Ernst Müller-Holm, Berlin 1910, nicht den Grundsätzen des Herausgebers entspricht, der die Geschichten, „die selbst bei nicht prüden Lehrern Anstoß und Ärgernis erregen würden", nicht aufgenommen hat, eben weil er eine Ausgabe für weiteste Kreise, auch für die reifere Jugend beiderlei Geschlechtes vorlegen wollte. Nach einer übersichtlichen Einteilung über Leben und Werk des Cäsarius folgen die Anekdoten, die bekanntlich neben manchem alten Literaturgut Selbständiges genug aufzuweisen haben, um einem nachfolgenden Schrifttum Anregung und Stoff zu bieten. Die Anmerkungen zum Schlusse hängen, da im Text nicht auf sie verwiesen ist, ziemlich in der Luft. Die Ausstattung des Buches ist nicht überwältigend.

M. Schaefer (Elberfeld).

Hugo, Victor: Die Arbeiter des Meeres. Roman. Berlin: Reiß 1925. 470 S.

Von den großen Romanen Hugos ist der vorliegende mit seinen zahlreichen ironisierenden, oft geistreichen und mit dem Wort spielenden Abschweifungen wohl nur im Urtext genußreich zu lesen, in der Übersetzung wirkt das alles wie unnötiger ermüdender Ballast. Daß es sich aber lohnt und daß es möglich ist, Kürzungen vorzunehmen, zeigt die Bearbeitung dieses Romans, die unter dem Titel „Der Kampf am Dover" bei Schneider (Berlin und Leipzig) erschienen ist und die wir als packenden Seeroman allen Büchereien anstatt dieser vollständigen Ausgabe empfehlen möchten. R. Joerden (Stettin).

Schmidtbonn, Wilhelm: Die siebzig Geschichten des Papageien. Nach dem Türk. neu erz. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. 328 S.

Von Tuti-Nameh, dem Papageienbuch, dieser köstlichen Perle überquellender morgenländischer Erzählerfreude, kam für uns bisher die Ausgabe des Insel-Verlages in Frage, die auf die Übersetzung des alten Orientalisten Georg Rosen zurückgeht. Diese Rosensche Übersetzung hatte zwar den Vorteil philologischer Exaktheit, konnte als Kunstwerk aber keine rechte Beachtung finden, weil sie sich allzu sklavisch an die Vorlage band, die ganze morgenländische Gleichnisfülle wiedergeben wollte und sogar das Reimgeklingel des Originals in einer für unser deutsches Sprachgefühl unerträglichen Weise nachahmte. Nun hat Wilhelm Schmidtbonn das Papageienbuch neu erzählt und er hat die Fehler der alten Ausgabe klug vermieden, den morgenländischen Klang und Ton nicht durch Nachahmung

der Form, sondern durch geschickte Wahl der Worte und Gleichnisse, durch eine schimmernde, von verhaltener Leidenschaft glühende Sprache erreichend. Der immer wiederholte Rahmen dieser Erzählungen wirkt zwar etwas monoton: Mahi Scheker, die Gattin des in der Ferne weilenden Kaufmannes Seid will ihre unterdrückte Leidenschaft durch ein Liebesverhältnis ausleben, aber jeden Abend, wenn sie zu dem Liebhaber schleichen will, hält sie der Papagei mit einer Frage oder einer Warnung auf und erzählt der stets neuzierig lauschenden Frau eine Geschichte, oder auch zwei oder drei, bis die Vögel ihr Morgenlied singen, oder der Wasserträger ruft oder die Wolken sich schon in flammendes Rot kleiden. Aber selbst diesen Rahmen hat Schmidtbonn prächtig und abwechslungsreich ausgestattet und gar in den Geschichten selber läßt er seinen ganzen Geist und seine Sprachkunst leuchten. So ist das Papageienbuch hier zu einem farbenreichen und anziehenden Märchenschloß geworden, das die gleiche Beachtung beanspruchen darf wie Tausend und eine Nacht. Für Kinder ist es der starken erotischen Stimmung wegen allerdings nicht zu verwenden. Mittleren und großen Büchereien sei es warm empfohlen. K. Schulz (Stettin).

Tolstoi, Leo: Volkserzählungen. Berlin: Furche o. J. 211 S. Lw. 4,50.

Die von Alexander Eliasberg besorgte und sehr schön übersetzte Auswahl der schönsten Volkserzählungen Tolstois kann schon kleinen Büchereien warm empfohlen werden. Manche der Stücke eignen sich sehr gut für Vorlesestunden.

W. Schuster.

Wolfram von Eschenbach: Parzival. Neu bearb. von Wilh. Hertz. Schulausgabe von P. Kolb. Stuttgart: Cotta 1924. 196 S. 2,—.

Nachdem wir vor einiger Zeit (Heft 2 S. 139) auf die Neuauflage der schönen Übersetzung des Parzival von Hertz hinweisen konnten, legt uns der Verlag eine gekürzte Schulausgabe vor, die die wesentlichen Szenen mit verbindendem Text bringt. Das kleine, preiswerte Büchlein ist vorzüglich geeignet, eine Vorstellung des großen Werkes zu vermitteln, das in ganzer Ausdehnung die Wenigsten noch lesen werden. Es ist deshalb allen Büchereien, auch denen, welche die große Ausgabe dazu anschaffen, warm zu empfehlen. W. Schuster.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Behaim-Schwarzbach, Martin: Die Runen Gottes. Leipzig: Reclam 1927. 298 S. Geh. 4,50.

Mit sechs Erzählungen tritt der Verfasser, achtundzwanzigjährig, zum ersten Male vor die Öffentlichkeit. Geboten wird nichts Sturm- und Dranghaftes, sondern abgeklärtes, abgerundetes Kunstwerk. Die Erzählungen sind nach Stil und Thema eine Einheit: alle handeln sie von der Macht der Liebe (der es im „Harnisch von Diamant" sogar gelingt, einen Todgeweihten dem Leben wiederzugeben), alle sind sie in einer flammenden, klartönenden Sprache geschrieben: Beweis dafür, daß ein reiner Stil heute auch bei uns — in glücklichen Fällen — schon zu erben, nicht erst zu erkämpfen ist. Als Leser der „Runen Gottes" kann ich mir am besten eine — an größeren Büchereien sicherlich vorhandene — gleich reife, literarisch geschulte Jugend vorstellen. G. Hermann (Spandau).

Brust, Alfred: Jutt und Jula. Die Geschichte einer jungen Liebe. Berlin-Grunewald: Horen-Verlag 1928. 166 S. Geh. 3,—. Lw. 5,—.

Es ist traurig, daß diese im Anfang so schön und zart einsetzende Geschichte einer jungen Liebe im Schluß verkrampft ist und mit einer gänzlich unnötigen Entkleidungsszene belastet wird. Brust wird sein Verhältnis zum Sexuellen zum Verhängnis, seine reiche Begabung vermag sich nicht zur Freiheit gegenüber dem Stoff herauszuarbeiten. So ist das neue Buch leider, wie der Roman „Die verlorene Erde", für Volksbüchereien nicht verwendbar. W. Schuster.

Colerus, Egmont: Zwei Welten. Ein Marco Polo-Roman. Berlin: Zsolnay 1926. 707 S.

Der Vorwurf gibt der Phantasie genügend Anlaß und Bewegungsfreiheit,

bunt und farbenprächtig zu schildern, die Konflikte mit beinahe abenteuerromanhaften Spannungen lösen sich bald befriedigend. Dieses äußere Geschehen ist in einer epischen Breite gegeben, die nicht durchgehend bewältigt hie und da Längen mit sich führt. Getragen wird die Handlung von einer in die Hauptfigur hineinkonstruierten Entwicklung, welche sie mitunter etwas sprunghaft durchlaufen muß. Diese Entwicklung wird bestimmt durch die „zwei Welten" Erfolg und Erkenntnis. Von der ersten jungen Liebe, deren Glück vielleicht zum Glück des Erkennens hätte führen können, geht es über den Erfolg in Staats- und Handelsdingen zu der etwas gewaltsam herbeigeführten Begegnung mit Dante. Das Alter des Helden führt schließlich zu einem versöhnungsvollen Ausgleich der Resignation. — Der für gesunde Spannungsreize empfängliche Leser schon der kleinen Bücherei wird den Roman gern lesen; ein entwickelterer Leserkreis wird auf ihn verzichten können. W. Engelhardt (Berlin).

Durian, Wolf: Stabusch. Der Roman eines Wolfes. Mit Buchschmuck von F. W. Oehlschlägel. Leipzig: Schneider 1928. 117 S. Hlw. 3,50.

Ein Wolfsjunges verliert Mutter und Geschwister in der Prärie Nordamerikas, wird von einer Hündin aufgefunden und genährt, und gerät so in die Hände des Hirten. Der Wolf wächst mit jungen Hunden auf, unterscheidet sich jedoch in manchem eigentümlich von deren Gebaren. Neben allerlei Abenteuern besteht er später siegreich einen Kampf mit Coyoten und erhält nach wechselnden Schicksalen unter verschiedenen Herren schließlich auch einen Posten als Hirtenhund. Aber die Wolfsnatur verleugnet sich nicht. Während „Stabusch" in seinem Bereich treulich waltet, reißt er nachts Schafe der Nachbarherde. Als er daraufhin erschossen werden soll, flieht sein Hirt, der das Tier liebgewonnen hat, mit ihm weit hinaus in die Schneewildnis und erfriert dort. Der verfolgende Scheriff nimmt den Wolfshund zu sich und erzieht ihn durch strengste Zucht. Bei der Aufspürung einer geraubten jungen Dame, die den kleinen Wolf einst vor ihren beiden Terriern vom Tode errettet hat, stattet Stabusch, der vollkommene Fährtenfinder, seinen Dank ab, indem er das mit den Räubern unter Wölfe gefallene Mädchen gegen seine Artgenossen grimmig und erfolgreich verteidigt. Stabusch wird Sensation, bekommt die Rettungsmedaille, tritt im Zirkus auf, wird endlich vom Film engagiert, um die Rolle seiner Heldentat an Ort und Stelle zu spielen. Großaufnahme in der Prärie: Stabusch nimmt vor der wunderbar duftenden Filmdiva und dem ganzen ihm unsympathischen Gewimmel Reißaus und verschwindet in den Gefilden seiner Ahnen. — Den besten Tiergeschichten nicht vergleichbar, ist das Buch für einfache Leser größerer Volks- und Jugendbüchereien doch geeignet.

E. Holtz (Stettin).

Ehrenburg, Ilja: Michael Lykow. Berlin: Malik 1927. 560 S.

Auch dieser Roman Ehrenburgs, wie alle früheren, wurzelt im Intellekt, entstammt gedanklichem Konflikt. Es dreht sich für den Erzähler diesmal um das Problem des „Helden". Den Bürgerkrieg hat er als Heldentat der Bolschewiki erlebt, nachträglich aber ist er ihm fragwürdig geworden wie alles kriegerische Heldentum. Das neue Heldentum des Aufbaues ist Ehrenburg organisch fremd und er erkennt es darum nicht an. Er möchte jetzt indirekt mit seinem Helden Michail Lykow, der ein braver Bürgerkriegsheld war, aber zum Schieber abrutscht, den „dritten Weg" zum Helden finden. Den scheint es aber nicht zu geben. Der Weg Lykows als Proletarierkind, Soldat, Sowjetangestellter, Schieber und Abgeurteilter ist nun freilich interessant genug und voll von jener packenden Anschaulichkeit und Brutalität der Tatsachen, welche die russische Literatur von jeher auszeichnet. Der Stil Ehrenburgs aber weist alle jene romantischen Unarten, die den Leser in Deutschland etwa bei Heines oder Jean Pauls, in Rußland bei Tschechows oder Gogols Prosa stören, in so konzentrierter Form auf, daß das Buch sich mit einem kleinen Leserkreis wird begnügen müssen.

E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Falkberget, Johan: Die vierte Nachtwache. Roman. Berlin: Eckart 1927. Lw. 6,—.

Auch dieser Roman Falkbergets führt uns in das Grubenrevier seiner Heimat im nordöstlichen Norwegen, vor allem zu den Menschen dieser düsteren Welt mit

dem von ihrer harten Arbeit gezeichneten unzugänglich starren Sinn. Unter ihnen hat zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der orts- und artfremde Pfarrer Benjamin Sigismund seinen schweren Beruf zu erfüllen. Es wird dargestellt, wie er aus einem strengen und stolzen, selbstgerechten Mann zum Diener Gottes und der Menschen in innerer Demut wird, gebeugt und verwandelt durch das Leid einer ihm versagten Liebe. Da Falkberget hier mit seinen Worten immer weiter reichen und lauter tönen will, als es dem Inhalt und der Spannkraft der Erzählung entspricht, ist der Roman dichterisch nur ein schwacher Versuch. Für einfache Leser, die einen schlichteren Erzählerton oder eine feinere Erhobenheit nicht vermissen, mag die Volksbücherei das Buch immerhin anschaffen.

V. A. Schmitz (Breslau).

Fressa, Friedrich: Ein Mädchen reist ins Glück. Roman. Berlin-Zehlendorf: Sieben-Stäbe-Verlag 1927. 375 S. Geb. 5,50.

— Das wehrhafte Fräulein. Novellen. München: Müller 1927. 239 S. Geb. 2,—.

Das schöne und heitere Schwabenmädel Regine Steinhauser aus Weilderstadt unternimmt nach dem Tode der Mutter — der Vater starb schon früh — anno 1817 eine aufregende, lustige Fahrt durchs Neckar- und Rheintal bis nach Holland, bei dem Onkel Jakobus eine zweite Heimat zu suchen, der dort nach einem abenteuerlichen Leben in englischen Kriegsdiensten, als Totengräber zurückgezogen lebt. Der hinterlistige Medikus Bopfinger und der ältliche Major „Belle-Alliance", beide gleich heiratslustig, versuchen vergeblich, sich als schützende Kavaliere aufzudrängen. Der muntere und umsichtige Friedel hilft ihr immer wieder aus den Schlingen, die sie legen; und so ist sie denn am Schluß der Reise doch eine glückliche Braut. — Echter Humor und schalkhafter Ernst, offene Weltfreude und besinnliche Weltbetrachtung sind in Raabescher Art geschickt gemischt. Doch im Gegensatz zu Raabe (dessen Tiefe natürlich auch nicht annähernd erreicht ist) wird in flottem Tempo frisch erzählt. Also endlich wieder ein humoristischer Roman, der mit Freuden in jeder Bücherei begrüßt werden wird. — Zwölf Novellen sind im „wehrhaften Fräulein" wohl zufällig zusammengestellt. Sie sind sicher erzählt und behandeln vorwiegend historische Stoffe: Hannibals Abschied von Italien oder den jungen Cäsar, den alten Fritz an der Tafelrunde oder Blücher auf dem Schlachtfeld. Zur vollen Erfassung der etwas gewollten Schönheiten dieser Erzählungen gehört ein gewisses Maß historischer Vorstellungen. Das gilt nicht von der Titelnovelle, in der, wiederum an Raabe gemahnend, die Zeit nach dem Friedensschluß 1648 packend gestaltet ist. Es gilt natürlich auch nicht von ein paar kurzen Erzählungen aus der Gegenwart, die am Schluß stehen. Bei ihnen ist die Wahl des Vorwurfs sehr gesucht. — In größeren Büchereien, vor allem wegen der Titelnovelle, gut verwendbar.

J. Beer (Berlin).

Freuchen, Peter: Der Eskimo. Ein Roman von der Hudson-Bai. Berlin: Safari 1928. 316 S. 4,—. Lw. 5,80.

Vor einigen Jahren wurde in allen besseren Lichtspieltheatern der herrliche Film „Nanuk der Eskimo" gezeigt. Wer ihn gesehen hat, der hat vom äußeren Leben der Eskimo eine anschaulichere Vorstellung gewonnen, als wenn er ein gelehrtes völkerkundliches Werk über sie gelesen hätte. Was jener Film für die Aufklärung weitester Kreise über den heldenhaften Kampf ums Dasein bedeutet, den dieses nördlichste Volk der Welt jahraus jahrein führen muß, das bedeutet der vorliegende Roman für die Aufklärung über ihr inneres Leben. Peter Freuchen, ein dänischer Schriftsteller, der zehn Jahre unter den Eskimo gelebt hat und mit einer Eskimofrau verheiratet war, hat hier in einzigartiger Weise das Seelenleben der Eskimo für Zehntausende von Europäern erschlossen. Es gehört nicht viel Prophetengabe dazu, diesem Buche einen großen und nachhaltigen Erfolg vorauszusagen. Denn abgesehen von seinen völkerpsychologischen Werten bietet der Roman so starke dichterische Reize, daß er jeden Leser hinreißen muß, der für die barbarische Größe arktischer Landschaft und arktischen Menschentums Sinn hat. Und wie selbstverständlich wirkt das Europäertum tragisch hinein in das Leben des Helden und seiner Sippe! Wie wächst Mala, der Robben-, Renn-

tier- und Walfischfänger, ins Überlebensgroße an dieser Tragik! Und wir empfinden es als einen Triumph der poetischen Gerechtigkeit, daß die englischen Polizisten ihn, den „großen Mörder", schließlich doch nicht fangen können, sondern daß er in den unendlichen Räumen verschwindet, zu denen der plötzlich ausgebrochene arktische Frühling seinen Verfolgern den Weg versperrt. Es ist bezeichnend für den sicheren Dichterinstinkt Freuchens, daß er uns nur mit der Hoffnung entläßt, Mala werde seine schwere Blutvergiftung überstehen und auch dem Hungertode entrinnen, daß er uns aber das Wiedersehen Malas mit seinen Knaben und seiner Frau, nach dem er sich so sehr gesehnt hat, nicht mehr schildert. Dieser weithorizontige Schluß ist an Größe ebenbürtig dem Schluß des stimmungsverwandten Meisterromanes „Der Seefall" von Bengt Berg, der in deutschen Volksbüchereien erfreulicherweise längst nicht mehr unbekannt ist. — Schon für mittlere Büchereien. E. Ackerknecht.

Heidenstam, Verner von: St. Georg und der Drache und anderes. München: Langen 1928. 127 S.

Der schmale Sammelband enthält vier Stücke, die Heidenstam um die Wende des Jahrhunderts geschrieben hat: zwei Erzählungen („St. Georg und der Drache" und „Die Brüder"), in denen die Liebe einem Manne zum Verhängnis wird, und zwei dramatische Szenen („Der Seher" und „Die Geburt Gottes"), in denen die Götterwelt des Altertums beschworen wird, um „das Lebendige zu preisen, das nach Flammentod sich sehnet". Keine der vier Dichtungen gehört zu den wesentlichen Werken Heidenstams, so daß selbst größere Volksbüchereien auf die Anschaffung dieses Bandes verzichten können. E. Ackerknecht.

Hyckel, G.: Was der Sagenborn rauscht... Ein Sagenbuch des oberschles. Landes. 2., veränd. Aufl. Schweidnitz: Hege 1927. 173 S.

Das Buch enthält fast 200 Sagen aus dem südwestlichen Teil des oberschlesischen Landes, aus dem Kreise Ratibor, dem an Tschechien abgetretenen Hultschiner Ländchen und der an Polen gefallenen Nachbarorte. Die Sammlung ist überwiegend aus ungedrucktem Material entstanden. Der Verfasser bemüht sich, möglichst alle Gebiete zu zeigen, auf denen die Volksphantasie tätig gewesen ist. So finden sich neben Orts- und Burgsagen Teufels- und Wassermannssagen, Gespenstergeschichten, Waldsagen und viele andere Sagengattungen. Es ist wertvolles altüberliefertes Volksgut mit Fleiß zusammengetragen, das geeignet ist, die Heimatliebe zu vertiefen. Es legt Zeugnis ab von der seelischen Eigenart des Oberschlesiers und ist in erster Linie als Bereicherung der schlesischen Sagenliteratur zu begrüßen. Auch für größere nicht-schlesische Volksbüchereien geeignet.
H. Horstmann (Gleiwitz).

Kesser, Hermann: Lukas Langkofler. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1926. 102 S. Pp. 4,—.

Lukas Langkofler kommt als junger deutscher Scholar in den Tagen der Bluthochzeit nach Paris. Er verstrickt sich in rasende Leidenschaft zur Geliebten des Königs, gewinnt und verliert ihre Liebe in einer Nacht und geht, von ihrem Haß verfolgt, in den Schrecken des Hugenottenmordens zugrunde. — So ist das selig-unselige Manneswerden des ahnungslosen Jünglings in den großen Rahmen der Geschichte hineingestellt und nicht zum Schaden dieses Rahmens. Kesser ist ein erstaunlich starker Erzähler, wo es sich um den geschichtlichen Hintergrund handelt: kein Wort der Beschreibung; alles ist Leben, ein unaufhörliches Wogen und Fluten und Drängen und Stoßen. Alles ist mühelos und unmittelbar geschaut und farbenreich dargetan. Alles hingegen, was in Lukas Langkoflers Seele vor sich geht, entbehrt, so warm und wahr es auch geschildert sein mag, einer bedeutenden geistigen Prägung, und darum fehlt auch dem traurigen Ende der seelische Zwang. — Für alle Büchereien, wenn auch die starke Erotik Vorsicht bei der Ausgabe nötig macht. K. Kossow (Flensburg).

Kidde, Harald: Der Held. Roman. Berlin: Safari-Verlag 1927. 612 S.

Dieser Roman des leider früh verstorbenen dänischen Dichters ist das erste Werk, das von ihm in deutscher Übersetzung erscheint. Und es kann nur begrüßt

werden, daß nun auch der nicht der dänischen Sprache kundige deutsche Leser in die Lage versetzt ist, es kennen zu lernen. Handelt es sich doch hier um eins der ernstesten Bücher der neueren dänischen Literatur. Der Held, auf den der Titel hinweist, ist der alte Clemens Bek, der mehr als fünfundfünfzig Jahre auf einer einsamen kleinen Insel weit draußen im Kattegat mit einer Bevölkerung von knapp zweihundert Menschen Lehrer war und nun auf dem Totenbett von seinem seltsamen Leben erzählt. Er, der von Herzen Demütige, Weiche und Romantische, dieses „Lamm Gottes", wie er sich selbst gelegentlich nennt, der schon bei seiner Geburt verwaiste uneheliche Sohn eines dekadenten Grafen und einer Pfarrerstochter, wird von seinem religiösen Mentor, dem gewaltigen Asketen Eberhard Sebastian Baden, einem Schwarzwälder Holzhauerssohn und Theologiekandidaten, zum Helden bestimmt, zum siegreichen Streiter gegen Kirche und Staat, die seinem pietistischen Eifer als Horte der Weltlichkeit und Ungerechtigkeit erscheinen. Aber es wird nichts aus diesem Heldentum. Was der junge Student Clemens Bek nach dem Tode Badens unter dem Eindruck eines tiefen erotischen Erlebnisses tut, sieht mehr nach einer Flucht vor allem Kampfe aus. Und doch ist auch dieses lange, unscheinbare Leben unter den Insulanern ein sieggekröntes Ringen, und Bek darf noch sterbend erfahren, daß von ihm, der sich so gar nicht als Held fühlte, die stärksten sittlichen und religiösen Kräfte ausgeströmt sind und vielen geholfen haben. — Der Roman enthält zahlreiche unvergeßlich eindrucksvolle Landschafts- und Menschenbilder und ist durchglüht von echtem religiösen Leben. Da er jedoch in seiner zweiten Hälfte manche Längen und Wiederholungen aufweist, auch leider ohne Humor ist, werden ihn nur verhältnismäßig wenige Leser ganz durchlesen. Sie werden dann allerdings umso mehr von der Lektüre haben. Es ist eine Ehrenpflicht der Volksbüchereien, dem edlen und gewichtigen Buche solche Leser zuzuführen. — Für größere Büchereien. E. Ackerknecht.

Krasnow, P. N.: Kostja der Kosak. Historischer Roman. Übers. von O. v. Riesemann. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1928. Lw. 8,50.

Seinen Zeitromanen läßt Krasnow mit diesem Buche eine wenigstens dem Umfange nach groß angelegte historische und kulturhistorische Geschichte folgen, die mit den Kosakenkämpfen um das türkische Asow in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Hintergrund die Schicksale eines jungen Bojaren erzählt, der, von Abenteuerlust getrieben, Kosak wird und — sonst würde es ja kein Roman sein — unter diesen ehrenwerten Helden die Mörder seiner Eltern und nach langen Irrfahrten bis tief in die Mongolei hinein seine Schwester wiederfindet, durch den langen Aufenthalt aber seine Bojarenbraut verliert. Der ganze Apparat russischer Belletristik ist mit dieser Fabel gegeben: Mord, Kindesentführung, Reiterlust, Frömmigkeit, Aberglauben, Wollust des Beichtens und des Vergebens, dazu noch eine Portion Wunder- und Zaubergeschichten, rührende Beispiele vom Edelmut der Verbrecher. Alles ist sehr sauber und, soweit es die Historie angeht, scheinbar mit fleißigen Vorstudien, im übrigen aber mit Ausnahme weniger spannender Stellen mehr umständlich als lebendig erzählt, so daß die einzelnen Kapitel an uns nicht einmal wie ein Film, sondern eher wie die Bilder der verflossenen Kaiserpanoramen vorüberziehen, und das Buch zu jener apokryphen Literaturgattung fügen, die zu lesen zwar durchaus nicht schädlich, aber auch nicht durch besonderes Interesse und besonderen Wert geboten ist.

M. Schaefer (Elberfeld).

London, Jack: Michael, der Bruder Jerrys. Berlin: Universitas 1927. 285 S. Geh. 3,—. Lw. 4,80.

Der Lebenslauf eines Terriers, von dem Augenblicke an, wo er von einem trunksüchtigen, aber noch menschlich fühlenden Schiffssteward gestohlen wird, bis zur glücklichen Wiedervereinigung mit seinem Bruder Jerry (vgl. „Jerry der Insulaner"). Das Zusammenleben des Hundes mit dem Steward begeistert und rührt zugleich: es zeigt, wessen ein Tier bei liebevoller Behandlung fähig ist. Umso mehr empört uns weiterhin die viehische, systematische Peinigung des Hundes, den man aus Gewinnsucht seinem Besitzer abspenstig gemacht hat und zum Auftreten im Zirkus abrichtet. Das Buch, künstlerisch nicht auf der Höhe von

„Jerry" und „Ruf der Wildnis", sollte allen Volks- und Jugendbüchereien ob seiner antitierquälerischen Tendenz willkommen sein.

G. Hermann (Spandau).

London, Jack: Wolfsblut. Berlin: Universitas o. J. 284 S.

Die Geschichte eines Wolfshundes, der in einem Indianerlager des hohen Nordens aufwächst und schließlich nach harten Schicksalen einen guten Herrn findet, mit etwas primitiver, allzu menschlich gesehener und oft umständlicher Tierpsychologie und auch sonst gelegentlichen Breiten. Unverkennbar sind Züge aus dem Leben des Dichters selbst (der Hund Liplip erinnert an Londons Jugendfeind Käsgesicht) in dies Hundeschicksal verwoben. Trotz der Schwächen des Buches fesselt lange Strecken hindurch die unbekümmerte, frische Erzählergabe des Verfassers. So besteht kein Grund, das Buch, obwohl es nicht zu den besten seiner Art zählt, den für den Dichter begeisterten Lesern vorzuenthalten, auf dessen Lebensauffassung es manch bezeichnendes Licht wirft, gerade weil hier die Vermummung stärker ist als sonst. — Schon für einfache Leser. W. Schuster.

Malmberg, Bertil: Der kleine Åke und seine Welt. Berecht. Übertr. a. d. Schwed. von Walter Karbe. München: Müller 1927. 227 S.

Eigentlich ist es eine sehr abgründige Welt, in der der kleine Åke aufwächst: Zwar hat er einen guten Vater, der sehr gelehrt ist und fast alles weiß, denn er ist Doktor, und der so herrlich von den „großen Ländern" erzählen kann, die viel größer sind als „Nordströms Kartoffeläcker", und eine liebe, verständnisvolle Mutter, die nicht glaubt, daß Gott ihn ausgelacht habe wie die andern, als er, ihn zu loben, in der Kirche unentwegt sein Raj-Raj gesungen hatte — aber er ist auch der Spielgefährte der geisteskranken Annemarie, seiner Kusine, er ist der tägliche Gast der Dalleute, der verfemten alten Eltern eines Mörders, die sich büßend selbst von der Gemeinschaft im Gottesdienst ausschließen und seinen Besuch als ein Zeichen von Gottes vergebender Liebe hinnehmen; er ist der Freund des kranken Kalle Nubb, der bald sterben muß und den er zu abendlicher Stunde auf den Kirchhof begleitet, wo dieser ins Grab seiner Mutter hineinruft, daß sie ihm Antwort gebe, ob er noch leben darf. Aber noch ist er selbst von dieser Welt ungefährdet, denn er hat seine eigene Welt, in der „der Baum der Erkenntnis noch voll von Apfelsinen hängt", in der es immer wieder Weihnachten wird, in der „India", „der Träume Schiff", eine Woche ganz greifbare Wirklichkeit ist und die doch „gleiche Weiten und Fernen hat wie die eines Erwachsenen". — Schön und ergreifend stellen diese kurzen Geschichten und Episoden aus dem Leben des kleinen Åke den Ernst des Kindes dar, wirklich uns allen ein „Zeichen"; es wird daher jeden ernsten und empfänglichen Leser ansprechen und kann so schon kleineren Büchereien empfohlen werden. V. A. Schmitz (Breslau).

Maran, René: Die Seele Afrikas. 1. Batuala. 2. Dschuma. Basel: Rhein-Verlag o. J. 228, 279 S. je 3,—. Lw. 5,—.

„Batuala" ist der Roman eines gleichsam zeitlosen Lebens: so, wie der große Häuptling heute ißt, trinkt und sich vergnügt: gähnend, sich kratzend und seine Frauen liebkosend, so träumt die Seele Afrikas durch die Jahrhunderte und Jahrtausende dahin. Was tut es, daß Batuala alt wird, daß er den jüngeren Rivalen, der ihm sein Lieblingsweib genommen hat, nicht mehr töten kann — ein anderer tritt eben an seine Stelle, auf dem Sterbebette schon ist Batuala vergessen, das Individuum — ein Name, der verweht. In diese Welt ist der Weiße, der Franzose in diesem Fall, eingebrochen, und hat, neben anderen Schrecken, auch das kleine „Gefäß" mitgebracht, in dem er „die Zeit eingesperrt" hält, die nun auf einmal nicht mehr still steht. Nun muß der Neger, wenn der Steuertermin naht, in die giftigen Sümpfe des Kongo, um Kautschuk zu holen, wie es in „Dschuma" geschildert ist. Dschuma, Batualas Hund, zuerst ein lustiges, argloses „gelbes Kügelchen", später der verschlagenste Dorfköter, fällt schließlich, zum Stationshund avanciert, verhätschelt und fett geworden, einem Jagdbrande zum Opfer, in welchen ihn alte Erinnerungen weckender Geruch gelockt hat. — Wenn der Dichter hier Urwald und Urnatur eine Art Rache an dem zivilisierten Abtrünnigen nehmen läßt und auch sonst Zivilisation und Wildnis in beständigem Kampf sieht, bei

dem die Zivilisation der Schnaps- und Gewehrfabrikanten nicht seinen Beifall hat, so ist er doch weit entfernt von pseudo-romantischem Natur-Kraftmeiertum (dessen es nicht bedarf, um koloniale „Kulturarbeit" zu verwerfen) oder gar Rousseauscher Unschuldsschwärmerei. Seine Neger sind Kinder nicht im Sinne moralischer, sondern natürlicher Unschuld: in der Prinzipienlosigkeit ihres Handelns, in ihrem vegetativen Dahintreiben, in ihrer machtvoll-drolligen Kindersprache, in welcher der Geist des Bösen Kolikombo, der Mond Ipeu heißt; etwas Kindliches ist selbst noch in ihren Liebesspielen, so mythisch tief und religionsnah sie wurzeln, so grausam-orgiastisch sie sich zuweilen äußern. Die zahlreichen erotischen Stellen, in denen Maran Menschen, Hunde und Enten mit einprägsamer Anschaulichkeit schildert, brauchen uns bei der Ausleihe deshalb nicht besonders zu bekümmern, weil die Romane ohnehin nur für reife Leser in Frage kommen. Im übrigen sind es Prachtstücke erotischer Erzählungskunst, die in keiner Bücherei fehlen sollten.

G. Hermann (Spandau).

Mauriac, François: Die Tat der Therese Desqueyroux. Roman. Übertr. von G. Cramer. Leipzig: Insel 1928. 185 S. Lw. 5,50.

In dem grauenvollen Einerlei des täglichen Lebens, das Konvention, Herzenskälte und geistige Leere ihrer Umgebung um Therese Desqueyroux geschaffen haben, ist nirgends ein Ziel, das ihre seelischen und geistigen Kräfte gefordert hätte, nirgends eine Aufgabe, groß und lebendig genug, ihrer Leidenschaft, ihrer Bereitschaft zur Hingabe Richtung und Wege zu weisen; sie ist gefangen hinter dem „lebenden Gitter der Familie". So fühlt sie sich hintreiben zu der Tat, Gift zu mischen in die Arznei ihres Gatten, dieses Mannes, der zu dem „blinden, unerbittlichen Geschlecht der Einfältigen gehört", der nicht ahnt, daß eines jeden Schicksal ein anderes, daß „jeder mit seinem Gesetz geboren ist". Auch dieses furchtbare Geschehen weiß er in Ordnung zu bringen wie ein anderes Geschäft; Name, Familie — diesen Götzen wird jede lebendige Empfindung kaltblütig und ohne inneren Widerstand geopfert. Und Therese, erschüttert vor dem dunklen Ahnen der „tausend geheimen Quellen zu dieser Tat" und der ungeheuren Frage, die in ihr aufsteigt, „... wo liegt der Anfang unserer Taten?", spürt, wie alles, was sie heraushebt aus dem kaum faßbaren Strom ihrer Empfindungen, was Wort wird, Verstehen bettelnd, „einen falschen Klang" bekommt vor den Ohren dieses Selbstsicheren und Unbeweglichen. „Nichts berührt innerlich die Menschen, die nicht lieben können." Phrase sind ihm ihre Worte, die sie auf seine Frage nach dem Grund ihrer Tat, verzweifelnd in innerer Not vor so viel Unverstehen und Kälte, ihm zuwirft: „Es könnte sein, daß ich in deinen Augen einen Zweifel, eine Unruhe — kurz eine Verwirrung lesen wollte". — Es ist ein in der psychologisch tiefen Erfassung des Problems erschütterndes Buch, zwingend in seinem knappen, beherrschten Stil und der gedrängten Gradlinigkeit, in der alles Geschehen sich vollzieht. Man möchte dem Buch viele Leser wünschen, gerade unter den „Unerschütterlichen". Für die reifen Leser aller Büchereien.

Hilde Schmid (Stettin).

Niese, Charlotte: Schloß Emkendorf. Schleswig-holst. Roman a. d. 18. und 19. Jahrh. Hamburg: Alsterverlag 1928. 251 S. Lw. 5,50.

All die Menschen, die in den französischen Revolutionsjahren zufällig im Reventlowschen Schloß Emkendorf, einem rechten Emigrantenasyl, zusammentreffen, begegnen sich „zufällig" immer einmal wieder: in Fontainebleau, Erfurt oder Weimar — immer bei historischen Ereignissen! — und beenden meist im Trubel des Befreiungskrieges ihr Schicksal „zufällig" irgendwie in Emkendorf. — Unter den übrigen sticht der romanhafte Aufstieg des einstigen Emkendorfer Schulmeisters hervor, der als russischer Minister versehentlich in Emkendorf in dem Augenblick erstochen wird, da er seine adlige Jugendangebetete, die von seinem Mörder ein Kind hat und nun nach langen Jahren der Buße Krankenpflegerin im französischen Heer ist, heimführen will. — Die trotz so viel trauriger Dinge harmlos liebenswürdige und reichlich plauderhafte Geschichte, in der übrigens zahllose historische Persönlichkeiten von Claudius bis Napoleon „gelegentlich" vorgeführt oder wenigstens mit Grüßen bedacht werden, wird in Holstein heimatlich berühren und im übrigen den Nieseleserinnen vollkommen sein.

K. Kossow (Flensburg).

Sandemose, Axel: Der Klabautermann. Übertr. von Niels Hoyer. Berlin: Safari 1928. 221 S. Geh. 3,50. Lw. 5,50.

Mühevolles Tagewerk, harte Entbehrungen, Hunger, Entfesselung lang gehemmter Triebe und dunkler Leidenschaften, das ist, aller Romantik entkleidet, das Seemannsleben in dem Roman des Dänen Sandemose. Doch ist die realistische Darstellung der einzelnen Vorgänge so kraß und so absichtlich, daß dieses Buch, weit entfernt von einer Dichtung, auch schon als unterhaltende Erzählung, als die es so großen Erfolg gehabt hat, in Volksbüchereien nicht verwendbar ist.

V. A. Schmitz (Breslau).

Schaumberger, Heinrich: Bergheimer Musikantengeschichten. Mit Bildern von Rudolf Köselitz. Weimar: Böhlau 1925. 382 S. Geb. 4,50.

Die vier in diesem Bande vereinigten Erzählungen gehören zu dem Besten, das Schaumberger geschrieben hat. Sie erzählen humorvoll und behaglich von dem Leben und Treiben der Dorfmusikanten in Bergheim, von Liebesfreude und Liebesleid der Bauernburschen und -mädchen, von vielen dummen Streichen und manchem guten Trunk. Fast alle enden sie nach manchem Hin und Her mit der scheinbar schon ganz unmöglich gewordenen Heirat der Liebenden, zwischen die sich ein verhängnisvoller Zwist oder ein böser Vater drängen will. — Nicht nur einfache und anspruchslose Leser werden an den gemütvollen Erzählungen, die in dieser Neuausgabe von Rudolf Köselitz sehr hübsch und stilgerecht illustriert worden sind, ihre Freude haben, auch verwöhntere Leser werden gelegentlich einmal gern ein Buch dieser Art in die Hand nehmen. W. Eggebrecht (Stettin).

Schauwecker, Franz: Richard Holven oder Die Symbole. Roman. Berlin: Frundsberg-Verlag 1928.

Das konstruktive Element in Schauwecker verdrängt seine dichterische Kraft, die in dem Naturmythus „Ghavati" noch Hoffnungen erwecken konnte, offenbar immer mehr. Schon in „Ghavati" störte es bisweilen die Einheitlichkeit des Eindrucks. Das gilt verstärkt für die folgenden Bücher „Hilde Roxh", „Die Götter und die Welt", sowie für diesen letzten Roman „Richard Holven". Gelegentliche schöne Naturschilderungen wiegen diesen Mangel nicht auf. Die Volksbücherei kann ohne Schaden auf die Anschaffung verzichten.

W. Marold (Berlin).

Schröer, Gustav: Käthe Jüttners Weg ins Glück. Leipzig: Abel & Müller. 181 S. Lw. 3,—. (Ausgew. Erzählung für junge Mädchen. Hrsg. von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin).

Die frische, lustige Käthe Jüttner wird durch den Tod ihres Vaters früh auf sich selbst gestellt und geht der Mutter im Geschäft mehr zur Hand, als ihrer Jugend gut tut. Eine schwere Krankheit wirft sie infolgedessen darnieder. Die Erkenntnis, daß sie ihrem Jugendfreund Jochen Krüger von seinen phantastischen Künstlerträumen den rechten Weg in ein gesichertes Berufsleben zu weisen hat, läßt sie gesunden. Mit der Verlobung von Käthe und Jochen schließt die Erzählung, in welcher der Verfasser den allerdings nicht recht gelungenen Versuch unternommen hat, der landläufigen kitschigen, sentimentalen Jungmädchenliteratur etwas Gesundes, Besseres entgegenzustellen. Eine starke Dosis Großmut, Rührseligkeit usw. erinnert noch sehr an jene verpönte Lektüre. Stilistisch macht das Buch einen nicht gerade sehr sorgfältig durchgearbeiteten Eindruck. Beispiel: „Wenn wir jetzt bergab statt bergan fuhren (statt gefahren wären), lagen (statt lägen) wir wahrscheinlich alle im Graben" (S. 77) usw.

R. Kock (Schneidemühl).

Seidel, Willy: Der neue Daniel. Ein Buch von deutscher Not. Roman. München: Langen 1928. 277 S. Geh. 5,—.

Es ist zu begrüßen, daß der Verlag Alb. Langen eine Neuauflage dieses Romans herausbringt, der die Erlebnisse eines Deutschen während des Weltkriegs in Amerika schildert. Das Buch will „unsren deutschen U.S.A.-Enthusiasten einen Dämpfer aufsetzen", und sicherlich ist es heute, wo wir uns alles und jedes un-

besehen von Jenseits des Ozeans verschreiben zu müssen glauben, kein Schade, wenn der Blick auch einmal auf die Schattenseiten des Amerikanertums gelenkt wird. Im übrigen kann hier auf die Besprechung des Romans in Jg. 2, S. 180 dieser Zeitschrift verwiesen werden. H. Engelhard (Berlin).

Siwertz, Sigfrid: Das große Warenhaus. Roman. Lübeck: Quitzow 1928. 326 S.

In den Romanen, die Siwertz seiner Novelle „Das Witwenspiel" (vgl. 7. Jg. dieser Zeitschrift S. 199) folgen ließ („Zurück aus Babylon" und dem vorliegenden) hat er gezeigt, daß er über eine reiche Erfindungsgabe verfügt und daß er auch da ein hochqualifizierter Erzähler bleibt, wo er ein wenig lockerer gestaltet als in jener Novelle. Die Geschichte vom „großen Warenhaus" und seinem Begründer, dem schäbigen und gutherzigen alten Goldmann, von dessen elegantem jungen Sozius, von der galanten Modewarenbaronin, vom tragischen Warenhausdetektiv, der seinen eigenen Sohn verhaften muß, vom sehr untragischen Reklamechef, vom „Warenhauskind" und nicht zuletzt vom glückhaften Brand des Warenhauses — das ist alles mit so viel Laune und feiner, ungehässiger Beobachtung menschlicher Schwächen erzählt (besonders witzig ist „der alte Gold" psychologisch herausgearbeitet, so ungefähr in der Art Fontanes), daß einfache wie anspruchsvolle Leser mit Vergnügen „mitgehen" werden. Von Dorfbüchereien abgesehen, dürfte dieser ausgezeichnete Unterhaltungsroman für alle Büchereien in Betracht kommen, die ihn geldlich erschwingen können. Bei jugendlichen Lesern ist einige Vorsicht in der Ausleihe geboten. E. Ackerknecht.

Die stille Stunde. Sammlung Schweizerischer Dichtungen. Hrsg. von J. Bührer. Zürich: Orell Füßli. Bd 1—14.

1. Möschlin, Felix: Brigitt Rößler u. a. Erzählungen. 63 S. Geb. 1,—.
2. Reinhart, Josef: Geschichten und Gestalten. 96 S. Geb. 1,50.
3. Lang, Robert Jakob: Leonz Wangeler. 71 S. 1,25.
4. Scherer, Emil: Söldner. 57 S. 1,—.
5. Marti, Fritz: Die Stadt u. a. Erzählungen. 99 S. 1,50.
6. Widmann, J. V.: Der Gorilla u. a. Erzählungen. 84 S. 1,50.
7. Bührer, Jakob: Toni der Schwämmeler u. a. Geschichten. 89 S. 1,65.
8. Thommen, Elisabeth: Das Tannenbäumchen. Drei Frauenbilder. 88 S. 2,50.
9. Burg, Anna: Das Gras verdorret. Novelle. 115 S. 2,50.
10. Fries, Katharina: Seltsamer Abend. Kleine Prosa. 62 S. 2,50.
11. Amberger, Olga: Die Bandverkäuferin u. a. Skizzen. 74 S. 2,50.
12. Meylan-Haemig, Lucie: Kindergeschichten für Große Leute. 77 S. 2,50.
13. Kaiser, Isabelle: Die Nächte der Königin. Novellen. 82 S. 2,50.
14. Odermatt, Franz: Bruder und Schwester. Novelle. 155 S.

Die Sammlung „Die stille Stunde", welche Jakob Bührer seit einigen Jahren herausgibt — in äußerlich sehr anspruchsloser Form: in leichten Pappbänden und auf leider holzhaltigem Papier —, wendet sich in erster Linie an eine katholische Leserschaft und ist auch ihrem schweizerisch gefärbten Hochdeutsch nach im wesentlichen nur in süddeutschen Büchereien zu verwerten. Von künstlerischen und bildungspfleglichen Gesichtspunkten aus betrachtet sind die Bändchen sehr ungleich; es ragen leider nur sehr wenige über ein bescheiden gewähltes Mittelmaß hinaus, viele bleiben darunter. Um jener wenigen willen, die als leicht verständlicher gemütbildender Lesestoff anspruchslosen Lesern willkommen sein dürften, sei die Sammlung hier besprochen.

Für die Anschaffung in Betracht kommen Nr. 3, 6—9, 12 und 14. — Nr. 3: Abgesehen vom letzten Stück, das ein wenig unfertig und sinnlos geraten ist, er-

zählt Lang mit Wärme und gütigem Humor einfache alltägliche Menschenschicksale. — Nr. 6: Die ersten beiden Geschichten des anerkannten Schweizer Schriftstellers Widmann sind schlicht und phrasenlos; die letzte verstiegen und leicht moralisierend. Der Reiz liegt bei allen in der Spannung und bei der zweiten überdies im Humor. — Nr. 7: Bührers Büchlein selbst bringt herzerwärmende und von guter Menschenbeobachtung zeugende Volkserzählungen. Sehr brauchbar .— Nr. 8: Die drei Frauenschicksale, psychologisch sehr fein und in der Tat erschütternd offenbaren typisch weibliche Eigenart und sollten wegen ihrer großherzigen Lebensauffassung von vielen Frauen gelesen werden. — Nr. 9: Der Irrweg eines idealistisch veranlagten jungen Weltverbesserers ist bis zu seinem erlösenden Ziel geschickt, schlicht und eindrucksvoll, doch nicht ohne leise moralisierenden Unterton, erzählt. Für recht viele jugendliche Leser. — Nr. 12: Die Geschichten von Kindern für große Leute sind etwas anekdotenhaft aufs Drollige zugespitzt. Trotzdem werden die einzelnen Kinder von der Verfasserin klug und treulich als ernst zu nehmende selbständige kleine Menschen hingestellt, deren Erlebnisse denen Erwachsener an Tiefe und Bedeutung nichts nachgeben. — Nr. 14: Das Schicksal zweier Geschwister, die über der Liebe und Pflichterfüllung gegeneinander ihre eigentliche Lebensaufgabe verkennen und Sinn ihres Daseins und bescheidenes Glück im Dienst fürs Wohl ihrer Dorfgemeinde finden. Ein wenig abgerissen und sprunghaft erzählt. Nur für katholische Leser.

Über die anderen 7 Bände ist mehr Negatives als Positives zu sagen: Nr. 1: Das Moeschlin-Bändchen ist sehr schwach. Fein und liebevoll sind nur die „Tannenbäume", „Brigitt Rößler" zu breit und recht ausführlich im Unschönen. — Nr. 2: Recht gemütvolle, aber auch recht sentimentale Geschichten in stark schweizerisch gefärbter Mundart. — Nr. 4: Das Büchlein eines schweizerischen Fremdenlegionärs hat mehr beschreibenden als erzählenden Charakter. Ohne Pointe oder novellistische Zuspitzung. — Nr. 5: Wertlose phrasenhafte Gelegenheitsskizzen eines Zeitungsredakteurs. — Nr. 10: Sehr unbedeutende gesucht expressionistische Stimmungsbilder mit katholischem Hintergrund. — Nr. 11: Außer der ersten hübsch erfundenen Geschichte verschwommene skizzenhafte Versuche in einem konstruierten Stil. — Nr. 13: Zwei historische Erzählungen über Maria Stuart und Ludwig XIV., mit recht viel „Liebe" ausgeputzt, und als letzte das Undinenmotiv in abgedroschener Form. Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Streuvels, Stijn: Der Knecht Jan. Roman aus dem Landleben. Aus dem Fläm. von N. Rost. Berlin: Universum-Bücherei für Alle 1928. 258 S.

Der als 23. Band der Buchgemeinschaft „Universum-Bücherei" erschienene Roman des flämischen Dichters erzählt die Tragödie des Landarbeiters. Jan, mit unbehilflichem Körper und unbehilflicher, tief innen glimmender, sich selbst kaum bewußter Seele ist der geborene Knecht und ohne eine Anklage ist sein Schicksal erzählt, dessen Härte dennoch einer Gesellschaft zur Schuld wird, die Gemeinschaft nicht mehr kennt. Als Bauernknecht glücklich übernimmt Jan die Zwergwirtschaft des Vaters und wird von den wachsenden Lasten durch eine zahlreiche Kinderschar trotz eiserner Arbeit, trotz des frühen Opfertodes der sich aufreibenden Frau, langsam zermalmt. Er endet als landstreichender Bettler. Das alles ist mit tief eindringender Psychologie, äußerlich schlicht, aber mit hoher Kunst erzählt, mit einer gewissen Breite, wie sie dem langsam und sicher sich vollendenden Schicksal des Schwerfälligen entspricht, und doch mit sparsam haushaltenden Mitteln, mit einer meisterhaft geübten „Kunst des Weglassens" das Wesen dieses Schicksals zu stärkster Eindringlichkeit gestaltend. Der ausgezeichnete Proletarierroman ist für ländliche wie städtische Büchereien, für einfache wie für geschulte Leser gleich wichtig.

W. Schuster.

Unamuno, Miquel de: Tante Tula. München: Meyer & Jessen 1928. 194 S. Geh. 3,—. Lw. 5,—.

Gertrudis, genannt „Tula", hat nicht geheiratet: sie ist eine etwas strenge Schönheit, und alle Männer, die ihren Weg kreuzten, sind immer sehr bald von ihr abgekommen: angelockt durch die wärmere Atmosphäre ihrer sinnlich schöneren, als vollschlank zu denkenden Schwester Rosa — in diesem Stil etwa muß man sich

ausdrücken, um der Muffigkeit des in diesem Roman entwickelten Familienlebens gerecht zu werden. Rosa heiratet auch den Mann, den Gertrudis sonst bekommen hätte, aber sie versteht es nur, den Leib zu geben, ihrem Manne wie den Kindern. So wird Tula, die Tante, zur eigentlichen, geistigen Frau und Mutter: sie regiert den Mann, sie nimmt die Neugeborenen, kaum daß sie da sind, unter ihre starken Fittiche; ein Familienleben zu dritt, das dadurch zwar wahrscheinlicher, nicht aber reinlicher erscheint, daß Tula durchaus Weib bleibt und ihre natürlichen Triebe mannhaft immer wieder verdrängt. Unamuno bewundert das, und darin ist er uns weltenfern: uns sind alle „Verdrängungen" verdächtig, er preist sie, ganz mittelalterlich asketisch, als Siege des Geistes über die niedere Welt der Sinne. Er preist die Spannung der starken Charaktere, in denen der Geistes- und der Sinnenpol reinlich geschieden und weit auseinandergedrängt sind, und hier könnten wir vielleicht von dem Spanier lernen — wo er aber die Sinnenwelt schlechtweg als sündig verdammt, können wir ihm nicht folgen: wir geraten dann sogleich in die gespenstische, anti-sensualistische Blaustrumpf-Philosophie der Tante Tula, deren selbstgerechter Fanatismus auch über Christus das Urteil spricht: „Auch er war nur ein Mann". — In Gegenden protestantischer oder religiös indifferenter Bevölkerung wird das Buch wenig Anklang finden, größer wird das Interesse in katholischen Gegenden sein, wo die Anschaffung wohl schon für mittlere Büchereien lohnen dürfte. G. Hermann (Spandau).

Weigand, Wilhelm: Die Fahrt zur Liebesinsel. Roman. Berlin-Grunewald: Horen-Verlag 1928. 478 S. Lw. 8,—.

Ein Watteau-Roman, der das kurze Leben des stillen, abseitigen Träumers in seinem seltsamen Gegensatz zu dem üppigen und verderbten Leben der Hofgesellschaft zeichnet, das dem großen Maler so oft den Vorwurf für seine zarten Farbenvisionen gab. Dieser Hintergrund nimmt den größten Teil des Romans ein, er ist gruppiert um die Gestalt des Geldmannes John Law, der Paris in den Taumel einer Inflation stürzte, eines Mannes, dem Größe nicht fehlt. So laufen eigentlich zwei Handlungen nebeneinander her. Durch ihren Gegensatz erhält das geschilderte Stück Leben Tiefe, wird immer wieder die Frage nach dem Sinn des Unerschöpflichen erregt. Dem Watteau freilich ist der Dichter nicht recht in die scheue Seele gedrungen, so feinfühlig er seiner künstlerischen Welt nachgeht. Dafür ist das Hofleben und das Paris der Lawschen Inflation um so lebendiger erfaßt; die Gestalten Laws, des Regenten, des Herzogs Philipp von Orleans und seines verbrecherischen Günstlings, des Kardinals Dubois, sind sehr lebensvoll geworden. Zweifellos kam es der Dichtung zugute, daß sie sich bescheiden an die reichen Quellen der Zeit anschließt und mit soviel weniger Prätension auftritt, als die mehr gewollten als gekonnten Romane Alfred Neumanns. So haben wir einen neuen wertvollen historischen Roman bekommen, den Wahrheit und einfach-schöne Sprache vor anderen neueren Versuchen auszeichnen. Diese ganze Gesellschaft dreht sich in einem Taumel des Liebesgenusses, aber der wahrhaft Liebende ist Watteau, der die Liebesinsel seiner Träume, ein ewig Einsamer, niemals betrat, sondern sie in scheu verhüllter Sehnsucht im Bilde erschuf. — Für erwachsene Leser aller Büchereien. Katholische Büchereien werden das Buch wegen der ungeschminkten Darstellung der korrupten kirchlichen Zustände mit Vorsicht ausgeben müssen.
W. Schuster.

Kleine Mitteilungen.

Büchereipolitik von heute. Ein jüngerer Kollege bittet uns mitzuteilen: „Auf meine Bewerbung um die in Heft 3 der „Bücherei und Bildungspflege" ausgeschriebene Stelle eines leitenden Bibliothekars an der Stadtbücherei Harburg-Wilhelmsburg wurde mir durch eine Persönlichkeit der dortigen Stadtverwaltung die Mitteilung, daß meine Bewerbung keine Berücksichtigung finden könne, da eine Ausbildung an den Leipziger Bücherhallen, bezw. der dortigen Zentralstelle verlangt werde. Im Ausschreiben der Stelle heißt es aber lediglich: Gefordert wird erfolgreich abgeschlossene Ausbildung als Volksbibliothekar oder nachweisbar erfolgreiche Leitung einer Volksbücherei."

Wir können dem bezeichnenden Vorgange hinzufügen, daß uns persönlich genau bekannt ist, daß an diese plötzlich auftauchende Bedingung einer Leipziger Ausbildung ursprünglich seitens der Stadtverwaltung nicht gedacht war, daß also die Ausschreibung durchaus den damaligen Absichten der Stadtverwaltung entsprach.

Der **Verband Deutscher Volksbibliothekare e. V.** (Geschäftsstelle: Berlin C. 2, Breite Str. 37; Stadtbibliothek) hält seine diesjährige Mitgliederversammlung am 15.—17. Oktober in Münster i. W. im Stadtverordnetensitzungssaal des Rathause, Prinzipalmarkt, ab. Der geschäftsführende Vorstand bittet, zum Zweck einer Ausstellung, die im Zusammenhang mit dem einen Hauptreferat veranstaltet werden soll, alle gedruckten Bücherverzeichnisse in zwei Exemplaren an die Geschäftsstelle zu übersenden. Das eingegangene Material soll dann als Grundstock für das „Archiv für volksbibliothekarisches Fachschrifttum" dienen. Für die Mitgliederversammlung ist folgende Tagesordnung festgesetzt:

Montag, den 15. Oktober, nachmittags 3 (15) Uhr (nur für Mitglieder): Eröffnung. Geschäfts- und Kassenbericht; Bericht über das Jahrbuch; Satzungsänderung; Vorstandswahl; Verschiedenes.

Dienstag, den 16. Oktober, vormittags 9 Uhr: Katalog und Leserschaft (das gedruckte Bücherzerzeichnis). Referat: Herr Nicklisch-Leipzig; Korreferat: Herr Dr. Schuster-Berlin.
nachmittags 1 (13) Uhr: Gemeinsames Mittagessen.
nachmittags 4 (16) Uhr: Büchereifragen in den Grenzmarken, insbesondere das Beratungswesen. Einzelreferate der Herren Dr. Waas-Saarbrücken, Dr. Schriewer-Flensburg, Dr. Schröder-Allenstein, Dr. Thilo-Stolp, Dr. Koch-Schneidemühl, Kaisig-Gleiwitz und Dr. Schuster-Berlin (früher Kattowitz).

Mittwoch, den 17. Oktober, vormittags 9 Uhr: Besichtigung der Universitätsbibliothek unter Führung von Herrn Bibliotheksdirektor Professor Dr. Bömer.
Ausflug in die nähere Umgebung.

Anmeldungen zur Teilnahme an der Tagung nimmt die Geschäftsstelle entgegen; diese belegt auch auf Wunsch durch Vermittlung des Verkehrsamts Münster Quartier für den 15. und 16. Oktober.

Da Fräulein Dr. Helene Nathan (Berlin-Neukölln) aus dem Vorstand ausgeschieden ist, sind alle für den Verband bestimmten Zuschriften an die Geschäftsstelle zu richten. Die Bezeichnung des Postscheckkontos bleibt vorläufig noch dieselbe.

Personalveränderungen. Am 1. Juli 1928 wurde mit dem Aufbau einer Stadtbücherei (Brunnenstr. 181) für den Bezirk Berlin-Mitte begonnen; sie ist verbunden mit Lesehalle, Jugendbücherei und Kinderlesehalle. Als Leiter wurde Dr. phil. Johannes Beer, bisher wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an der Stadtbücherei Stettin, angestellt, zunächst mit Besoldung nach Gruppe 3 b der städtischen Besoldungsordnung. Die Verwandlung der Stelle in eine planmäßige Beamtenstelle mit höherer Besoldung ist in Aussicht genommen.

Berliner Bibliothekskurse. Die in der letzten Zeit vielfach angeforderten „Veröffentlichungen der Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek" Heft 2 (Die Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek. Jahresbericht über das erste Unterrichtsjahr) und Heft 3 (Die bibliothekarische Fachbücherei) sind vergriffen. Eine Neubearbeitung von Heft 2 wird zur Zeit nicht geplant, dagegen soll Heft 3 einer Umarbeitung unterzogen werden. Es wird voraussichtlich Ende 1928 wieder zu haben sein. Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsstelle der Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek, Berlin C. 2, Breite Str. 37.

Offene Stellen. Breslau: Büchereiassistentin (siehe Anzeige).
Flensburg: Büchereiassistentin (siehe Anzeige).
Hannover: Volksbibliothekar (siehe Anzeige).
Saarbrücken: Büchereidirektor (siehe Anzeige).
Solingen: Diplom-Bibliothekarin (siehe Anzeige).
Rhein. Hüttenwerk: Büchereiassistentin (siehe Anzeige).
Werkbücherei: Sekretärin (siehe Anzeige).

Lesefrüchte.

Stimmen aus der Leserschaft über den Nutzen der Volksbücherei. Dem Zeitungsaufsatz eines nebenamtlichen Büchereileiters — es handelt sich um die Bücherei einer hinterpommerschen Mittelstadt — entnehmen wir folgende Äußerungen von Lesern. Sie zeugen zwar durchaus nicht alle von Verständnis für den volksbildnerischen Sinn der Volksbücherei, sondern weisen meist nur hin auf ihren Wert für die geistige und seelische Gesundheitspflege. Aber gerade deshalb sind sie aufschlußreich für unser Nachdenken über die soziale Funktion der Volksbüchereiarbeit.

Ein älterer Mann: „Ich muß mir auch mal wieder Bücher holen, sonst wird man unnütz; denn wenn man was zu lesen hat, bleibt man zu Hause."

Eine Arbeiterfrau: „Wenn ich nicht zu Hause bin, geht mein Mann in die Kneipe. Nun sagt Frau R..., seitdem ihrer sich Bücher holt, wäre er meist zu Hause. Mein Mann liest auch gern. Geben Sie ihm aber recht was Gutes!" Später kam der Mann selbst in die Bücherei.

Eine Frau, die nach Schluß der Bücherausgabe kam: „Wenn Sie wüßten, wie teuer mir der Sonntag wird, wenn ich ihm keine Bücher mitbringe, dann würden Sie mir doch welche geben. Sehen Sie, wenn ich keine bringe, dann geht mein Mann weg und verbringt nicht bloß Geld, dann kann er meist Montags auch nicht arbeiten. Hat er was zu lesen, dann ist er ganz vernünftig."

Ein achtzehnjähriger Arbeiter: „Geben Sie mir noch ein Buch. Dies lese ich heute noch aus, und wenn man abends nichts hat, treibt man sich doch bloß rum."

Sein Kamerad: „Dann geben Sie mir auch zwei, ich habe auch nichts zu tun."

Ein junges Mädchen: „Unser Vater will nicht mehr lesen. Wir halten jetzt mit Frau B... „Hefte" (Draga oder der Königsmord von Serbien)." Dieselbe nach einiger Zeit: „Sie möchten Vater doch wieder ein ordentliches Buch geben. Er sagt, die Geschichten in den Heften wären lauter Quatsch und Lügen."

Ein anderes junges Mädchen darauf: „Wir lesen auch keine Hefte mehr. Letzt wollte unsere Mutter den „Kerl" nicht rein lassen, da setzte er den Fuß in die Tür und schmiß die Hefte in die Stube. Vater sagt: Bezahlt kriegt er nicht."

Ein älterer Mann, der nur geschichtliche Werke verlangte: „Warum hat es nicht früher solche Bibliotheken gegeben; denn solche teuren Bücher kann unsereins sich doch nicht kaufen."

Ein jüngerer Mann, der Brehms Tierleben las: „Solche Sachen lese ich am liebsten, das macht Spaß, in der Schule fragte ich nichts darnach."

Ein Leser über das Buch der Erfindungen: „Ich habe gar nicht gewußt, daß es so feine Bücher gibt, da kann man ja alles drin lesen."

Ein anderer, der Dahns „Kampf um Rom" gelesen: „So was Schönes möchte ich immer haben."

Ein Arbeiter über Freytags „Ahnen": „Die Bücher lesen sich nicht bloß fein, man sieht auch, wie's früher gewesen ist."

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. Schuster, Berlin, Stadtbibliothek.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 29. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1928

8. Jahrgang + Heft 6

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint im Jahre 1928 in 6 Heften im Gesamtumfang von 28 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang G.-M. 10.—. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Verbandes deutscher Volksbibliothekare" und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B." ausschließlich durch den Verlag Bücherei und Bildungspflege, Stettin, Grüne Schanze 8 — Stadtbücherei (Postscheckkonto: Stettin 9036. Verband pommerscher Büchereien) zum Vorzugspreis von G.-M. 6.— für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist die **Stadtbücherei Berlin** (C 2, Breite Straße 37). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Verband deutscher Volksbibliothekare. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien. 6. Verband niederrheinischer Büchereien. 7. Verband der Büchereien der Grenzmark Posen-Westpreußen.

Inhalt dieses Heftes:

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte:

Ackerknecht, Aus dem schwedischen Büchereiwesen.
Barth, Der berufstätige Jugendliche und das Buch.
Heimbach, Reiseeindrücke von englischen Büchereien.
Hermann, Sammelbesprechung R. L. Stevenson.
Joerden, Sammelbesprechung Joseph Conrad.
Joerden, Der Bildungswert des historischen Romans.
Koch, Sammelbesprechung Kriegserlebnisbücher aus dem Weltkrieg.
Kossow, Literatur zur Vorgeschichte und politischen Geschichte des Weltkrieges.
Langfeldt, Bücherei und Schule in Skandinavien.
Nörrenberg, Neuere Bücherstützen.
Plage, Literatur und Lebensgestaltung.
Rall, Querverbindungen.
Schulz, Der Bauernroman.
Walter, Das Beschäftigungsbuch.
Winkler, Sammelbesprechung J. V. Jensen.
Zifreundt, Grundsätze und Erfahrungen der Leserberatung.

Titelblatt und Register

des abgelaufenen Jahrgangs werden dem 1. Heft des neuen Jahrgangs beigelegt.

In diesem Heft liegt ein Werbeblatt unseres eigenen Verlages, das wir im Hinblick auf den in diesem Heft enthaltenen Beitrag: „Büchereipolitische Liebesgabe" der Aufmerksamkeit unserer Leser besonders empfehlen.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 8 **1928** **Heft 6**

Das finnische Büchereigesetz.

Von Mag. Helle Cannelin (Helsingfors).

Den nachfolgenden Aufsatz der staatlichen Büchereidirektorin Finnlands bieten wir unseren Lesern umso lieber, als an dieser jüngsten Büchereigesetzgebung Europas besonders deutlich zu erkennen ist, daß jede Erörterung einer deutschen Büchereigesetzgebung sich zunächst mit der Frage wird befassen müssen, auf welche der beiden möglichen Grundtypen wir hinaus wollen: auf den Zwang zu bestimmten Leistungen der Gemeinden (Parallele zur Schulgesetzgebung) oder auf die Belohnung freiwilliger Mindestleistungen der Gemeinden durch entsprechende Staatszuschüsse. Es scheint mir bedeutsam, daß Finnland, das schon auf die Erfahrungen anderer europäischer Staaten, in denen sich Büchereigesetze bereits ausgewirkt haben, fußen konnte, sich (wie zuletzt Schweden) für die Belohnung gemeindlicher Qualitätsleistungen entschieden hat. E. A.

Mit dem Jahre 1929 wird in Finnland das Büchereigesetz in Kraft treten. Damit wird das Büchereiwesen stabilisiert und ihm eine feste Unterstützung aus Staatsmitteln gesichert sein.

Über die finnischen Büchereiverhältnisse findet man im Jahrgang 1925 dieser Zeitschrift (S. 225—228) einen Bericht, in welchem dargelegt wird, wie auch die Organisierung des Büchereiwesens durch die Abhängigkeit Finnlands von Rußland gehindert wurde, wenn auch andererseits das Fehlen der Staatsunterstützung auf das private Interesse anregend wirkte. Nachdem das Land selbständig geworden war, bewilligte der Reichstag den Büchereien Unterstützung aus Staatsmitteln und schuf 1921 eine staatliche Organisation zur Förderung des Büchereiwesens. Eine staatliche Büchereikommission wurde berufen, die aus Vertretern von sechs verschiedenen Kulturorganisationen bestand und an der außer dem Leiter fünf Büchereikonsulenten tätig waren. Als Unterstützungen wurden im Jahre 1922 an 330 Büchereien insgesamt 242 000 Fmk. (= 24 200 deutsche Rm.) ausgeteilt, im Jahre 1928 an 759 Büchereien 1 294 340 Fmk. (= 129 434 Rm.).*) Die Zahl der Volksbüchereien Finnlands ist zwar größer, aber teils bewerben sich nicht alle jährlich um Unterstützung, teils erfüllen sie nicht die Bedingungen der Staatsunterstützung, von denen die genügende Aufwendung eigener Mittel die wichtigste ist.

Vor mehreren Jahren schritt die Büchereikommission zur Ausarbeitung eines Entwurfs zum Büchereigesetz, denn aus vielen Gründen fand man es nicht zweckmäßig, die provisorische Organisation lange bestehen zu lassen, insbesondere weil die Büchereien während derselben die Staatszuschüsse in ihren Haushaltsplänen nicht sicher in Rechnung stellen konnten. Im

*) Es sei daran erinnert, daß Finnland ungefähr $3\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner zählt, also etwa ein Zehntel soviel wie Preußen. Der preußische Staat gibt für sein Volksbüchereiwesen heute 300 000 M. im Jahre aus, die natürlich nicht in vollem Umfang an Büchereien verteilt werden, da aus dieser Summe auch die Verwaltungskosten der staatlichen Beratungsstellen bestritten werden müssen. E. A.

Herbst 1927 legte dann die damalige sozialdemokratische Regierung dem Reichstag einen Entwurf zum Gesetz betreffend die Volksbüchereien vor. Dieser Antrag gründete sich wesentlich auf den von der Büchereikommission vorgelegten Entwurf, wich aber davon in dem einen Punkte ab, daß er den Gemeinden einen Zwang auferlegen wollte, mit einer bestimmten Summe wenigstens eine öffentliche Bücherei zu unterhalten. (Zwangsbestimmungen dieser Art sind ja in der Tschechoslowakei und in Estland in Kraft.) Im Reichstag wurde dem Gesetzentwurf eine lange und wechselvolle Behandlung zuteil, nach welcher die Vorlage der Regierung mit wesentlichen Änderungen angenommen wurde. Der Büchereizwang wurde ausgelassen und auch in einigen anderen Punkten wurden Einschränkungen vorgenommen. Beim Vergleich des Gesetzes in seiner definitiven Form mit dem ursprünglichen Entwurf der Büchereikommission fällt der Umstand vor anderen in die Augen, daß die für die größeren Büchereien vorgesehene staatliche Unterstützung eingeschränkt worden ist.

Das Gesetz enthält zuerst Bestimmungen betreffend die Leitung und Organisation der staatlichen Büchereitätigkeit. „Für die zentrale Leitung und Beaufsichtigung der für die Förderung der Volksbildung und des Selbststudiums der Mitbürger wirkenden, vom Staate unterstützten Gemeinde- und Vereinsbüchereien und zur Entwicklung der Volksbüchereitätigkeit im allgemeinen" werden die staatliche Büchereikommission und das staatliche Büchereibureau gegründet.

Als Vorsitzender der Kommission ist ein Schulrat des Oberschulamts tätig und die Mitglieder werden vom Staatsrat auf die Vorschläge gewisser Kulturorganisationen hin ernannt. Als Angestellte der Büchereikommission sind außer dem Leiter zwei ältere und fünf jüngere Büchereiinspektoren*), ein Amanuensis, ein Kanzlist und sonst nötiges Hilfspersonal tätig. Die Büchereikonsulenten sind also dem Namen nach zu Büchereiinspektoren umgewandelt worden, aber ihre hauptsächliche Arbeit wird nach wie vor in Propaganda und Beratung bestehen. Ihre Anzahl wird auf sieben erhöht. Man ist nämlich zu der Erfahrung gekommen, daß in einem dem Areal nach so ausgedehnten und spärlich bevölkerten Lande wie Finnland die persönliche Aufweckungs- und Beratungstätigkeit auf dem Lande von ganz besonderer Bedeutung ist.

Die Prinzipien, nach denen die Staatsunterstützungen der Büchereien zu berechnen sind, werden durch das Gesetz sehr einfach festgestellt. Zu den Kosten der Bücherei für gewisse Zwecke (Bücherbeschaffung, Gehälter, Miete für das Büchereilokal samt Heizung und Beleuchtung, Büchergestelle, Drucksachen usw.) trägt der Staat mit 50% bei. Mit anderen Worten: der Staat trägt von diesen Kosten einen ebenso großen Anteil wie die Gemeinde aus ihren eigenen Mitteln. Doch kann den Büchereien einer Gemeinde insgesamt nicht mehr als 30 000 Fmk. (= 3000 Rm.) bewilligt werden. Dieser Betrag ist zwar erheblich größer als die Höchstbeträge, die nach den provisorischen Vorschriften den Büchereien zuteil werden

*) Die auf den ersten Blick befremdliche Bezeichnung „ältere" und „jüngere" hat dieselbe amtliche Bedeutung wie in Schweden „erste" und „zweite". In Deutschland würde man in diesem Falle sagen: zwei Büchereioberinspektoren und fünf Büchereiinspektoren. E. A.



konnten; trotzdem kann so die Staatsunterstützung für die größeren Büchereien im Verhältnis zu den kleineren keine bedeutende Rolle spielen, würden doch die größten städtischen Büchereien demnach von dem Staate nur 1—2% von ihren Kosten erhalten**).

Als allgemeine Vorbedingung für die Bewilligung einer Staatsunterstützung wird in dem Gesetz von den Gemeinden gefordert, daß die durch die Bücherei veranlaßten Gesamtkosten eine Summe betragen müssen, die mindestens einem Satz von 1 Fmk. (= 10 Pfennig) auf jeden Einwohner entspricht. Dieser Anspruch ist recht bescheiden. In der dem Gesetze sich anschließenden Verordnung wird den Büchereien eine Menge von Einzelbedingungen vorgeschrieben, von denen hier nur diejenige erwähnt werde, daß die Bibliothekarstellen auf Grund einer bestimmten Ordnung zu besetzen sind. Mit dem Jahre 1932 werden auch bestimmte Qualifikationsbedingungen in Kraft treten, die zwar mit Bezug auf die Stadtbibliothekare ziemlich bescheiden sind, doch aber den heutigen bunten Verhältnissen gegenüber als Fortschritt bezeichnet werden müssen. Auch von den Bibliothekaren der Landgemeindebüchereien wird eine gewisse Qualifikation verlangt, die durch Ablegen einer kleinen Prüfung nachzuweisen ist.

Als Bauunterstützung erhalten dem Büchereigesetz gemäß die Landgemeinden und die Städte mit weniger als 15 000 Einwohnern 20% von den Baukosten des Büchereigebäudes (d. h. denselben Satz, mit dem sich der Staat an den Kosten von Volkshochschulbauten beteiligt). Wenn einer Bücherei in einem neuen Volksschulgebäude ein Lokal eingerichtet wird, bekommt die Gemeinde für diesen Teil des Neubaus denselben bedeutenden Staatszuschuß wie für das übrige Schulgebäude. An kleineren Orten hat es bei uns bisher selten besondere Büchereigebäude gegeben; aber infolge der gesetzlich gesicherten Staatsunterstützung wird ihre Anzahl fortan wachsen.

Außer den oben erwähnten Vorschriften betreffend die den Gemeindebüchereien zukommenden Staatsunterstützungen enthält das Gesetz noch Bestimmungen, nach welchen Vereine, welche die Förderung der Volksbildung und des Selbststudiums zum Zweck haben, unter bestimmten Bedingungen für ihre Büchereien Unterstützung aus Staatsmitteln erhalten können, aber nur zur Anschaffung der Bücherbestände und höchstens 1000 Fmk. (= 100 Rm.) für jeden Verein. Der Verordnung gemäß soll die Vereinsbücherei in diesem Falle den Charakter einer richtigen Volksbücherei tragen, also allen Einwohnern des Ortes zugänglich sein. In Finnland ist übrigens die Vereinsbüchereitätigkeit neben derjenigen der Gemeinden auf eine Kleinigkeit zusammengeschmolzen.

Als besonderen Paragraphen enthält das Büchereigesetz die Bestimmung, daß eine Gemeindebücherei, wenn sie als Zentralbücherei eines größeren Bezirkes, als „Landesbücherei“, wirkt, zu diesem Zweck besondere Staatsunterstützung erhalten kann, soweit der Reichstag hierzu Mittel bewilligt. Hiermit ist also der Plan einer Gründung von territorialen Zentralbüchereien grundsätzlich angenommen worden, aber zu

**) In Schweden ist die Höchstgrenze bisher gar nur 400 Kr. (= 440 Rm.); sie soll allerdings jetzt ganz wesentlich erhöht werden. E. A.

seiner Verwirklichung kann nicht geschritten werden, ehe die Frage von der Regierung in ihren Einzelheiten geordnet worden ist, was jedoch hoffentlich nicht allzu lange auf sich warten läßt. In Finnland ist, wie bekanntlich auch anderswo, die Frage nach dem Zusammenwirken der Büchereien untereinander und nach der Gründung von großen Büchereien, die den kleinen zur Stütze dienen können, heute von besonderer Bedeutung für die Entwicklung des gesamten Büchereiwesens.

Es ist natürlich schwer, im einzelnen vorauszusagen, wie sich das bald in Kraft tretende Gesetz auswirken wird. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß es eine ansehnliche Tragweite erweist. Die Wirtschaft der Büchereien wird auf einen erheblich sicheren Grund gebaut und es wird mehr Zeit übrig bleiben für ihren inneren Aufbau. Es ist anzunehmen, daß wir es in kurzem auch ohne Büchereizwang so weit bringen werden, daß jede Gemeinde ihre zur Staatsunterstützung berechtigende Bücherei besitzt. Viel Arbeit ist vonnöten, bevor die Büchereien im ganzen Lande mit den Forderungen in Übereinstimmung gebracht sind, die an qualifizierte Volksbüchereien gestellt werden müssen, aber die Entwicklung ist schon vor dem Zustandekommen des Gesetzes so lebendig gewesen, daß wir hoffen dürfen, fortan dem Ziel schnell näher zu kommen.

Kinderbüchereien und Ausbildung zur Kindergärtnerin und zur Jugendleiterin.

Von Irma Merseburg-Buek (Berlin).

In Anlehnung an die Ausführungen Dr. Schusters auf Seite 86 ff. des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift möchte ich auf eine Gefahr hinweisen, die uns außerdem aus einer unzureichenden Klärung der Ausbildungsfrage erstehen würde, nämlich, daß neben ungenügend vorgebildeten Kräften solche aus anderen Berufsgruppen für unsere Arbeit hinzugezogen werden würden. Ich denke dabei besonders an die Arbeit in Kinderlesehallen*) und Jugendbüchereien, die den Interessenkreis der Kindergärtnerin und Jugendleiterin berühren. Daß dies bereits der Fall ist, wird durch die Tatsache bewiesen, daß H. v. Gierke in der Zeitschrift „Kindergarten" 1927, H. 1, „Aus der Erfahrung der letzten Zeit", Kinderlesestuben als Arbeitsgebiet angibt, für das Jugendleiterinnen angefordert wurden.

In der richtigen Erkenntnis, daß das Buch als wichtiger Faktor der Kinder- und Jugenderziehung anzusehen ist, wurde „Volks- und Jugendliteratur" als Unterrichtsfach in den Lehrplan der Kindergärtnerinnen-*) und Jugendleiterinnenseminare**) aufgenommen. Die Auszüge aus dem Lehrplan des Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin geben ein Bild von der Behandlung des Stoffes.

---

*) Die Leser dieses Aufsatzes seien besonders nachdrücklich hingewiesen auf die soeben in unserem Verlage erschienene Schrift Johanna Mühlenfelds: „Kinderlesehallen. Ihre Einrichtung und Verwaltung". (Volksbibliothekarische Berufskunde I.) 24 S. 1,—.

*) **Jugendliteratur** (Kindergärtnerinnenseminar).
(drei Schulhalbjahre, eine Stunde wöchentlich.)

Lehraufgabe: Bekanntschaft mit Kinderbüchern, Bildern und Jugendschriften. Auswahl des Erzähl- und Lesestoffes für Kinder. Seine Anwendung in Kindergarten und Hort.

1. Schulhalbjahr.

Die erste Befriedigung poetischer Bedürfnisse; Kinderlied, Reim, Fingerspiel. Bilderbücher, Märchen, kleine Erzählungen. Auswahl derselben für die verschiedenen Kindesalter. Erzählungen. Kerschensteiner: Die Erzählung in der Kinderstube (Flugblatt des Deutschen Fröbel-Verbandes).

2. Schulhalbjahr.

Auswahl des Erzähl- und Lesestoffes für die älteren Kinder. Das Volksmärchen; Eigenart, Entstehung, Wert. Bedenken gegen das Märchen und ihre Widerlegung. Grimms Vorwort zu den Kinder- und Hausmärchen.

Deutsche Märchensammlungen, Volksmärchen anderer Länder. Das Kunstmärchen. Hauff, Andersen, Storm, Krausbauer und andere. Deutsche Sagen. Tier- und Pflanzenmärchen und Geschichten.

3. Schulhalbjahr.

Das Erzählen und Vorlesen im Familienkreise; Erzähl- und Lesenachmittage im Kinderheim und Hort. Darstellung eigener Erlebnisse in Rücksicht auf Kinder, Schriftsteller für die Jugend (z. B. Overdieck, Spyri usw.). Der Begriff der Heimatdichtung, z. B. Rosegger, Lagerlöf u. a., soweit ihre Dichtungen für die Jugend passen. Erzählungen aus dem Gebiet der Kulturgeschichte (Robinson z. B.). Übergang von den Jugendschriften zur eigentlichen Literatur. Kleine Berichte der Schülerinnen über Jugendbücher.

) **Volks- und Jugendliteratur (Jugendleiterinnenseminar).
(zwei Schulhalbjahre, eine Stunde wöchentlich.)

Lehraufgaben: Anleitung zur Beurteilung von Jugendschriften und Volksbüchern. Geschichtlicher Überblick über ihre Entstehung, Kenntnis von Volksbildungsmitteln, Büchern, Bildern, Unterhaltungsabenden. Vertiefung des Verständnisses für volkstümliche und heimatliche Kunst und Erweiterung des Besitzes aus dem Schatze unseres geistigen Volkslebens.

Volksbildungsbestrebungen und Vereine. Der Kampf mit der Schundliteratur (Kino), ihre Entstehung und ihr Wesen.

1. Schulhalbjahr.

Wiederholung und Zusammenfassung der Kenntnisse aus dem Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminar, insbesondere Überblick über die Kinder- und volkstümlichen Dichtungen.

Bilderbuch. Volkslied. Die alten deutschen Kinderreime. Kinderlieder. Kindergedichte. Balladen.

Märchen: a) Volksmärchen, b) Kunstmärchen.

Sagen, Fabel und Tierepos, Volksepos. Die deutschen Volksbücher. Auswahl von Dramen für die Jugend. Einführung in Biographien, Reisebeschreibungen, Übergang von der speziellen Jugendliteratur in die allgemeine Literatur.

2. Schulhalbjahr.

Jugendbüchereien in Hort und Kinderlesehallen. Aufgabe und Betrieb der Kinderlesestube. Das Verhältnis der Kinder zu Büchern, Leselust und Lesewut; ihre Bekämpfung. Erzählstunden als soziale Kunst. Weihnachten in der Dichtung. Lesestoff vor Weihnachten, zu Adventsfeiern und für Mütterabende.

Der Kampf mit der Schundliteratur, ihr Wesen, ihre Entstehung, ihr Reiz für die Jugend. Abenteuerbücher, Backfischliteratur. Gute billige Bücher. Das Kino als Volksbelustigung, als Bildungsmittel, seine schädlichen Wirkungen, Gegenwirkung: Bilderbetrachtung, kleine Aufführungen, festliche Feiern. Die Bereicherung des Familienlebens durch häusliche Kunstpflege. Anregung dazu an Elternabenden.

Hierbei ist aber nicht zu vergessen, daß Volks- und Jugendliteratur nur **eins** der 17 Unterrichtsfächer der Kindergärtnerin und **eins** der 12 Unterrichtsfächer der Jugendleiterin ist neben der praktischen Arbeit, die in diese Ausbildungszeit fällt. Auch gehören die anderen Fächer zu ganz anderen Gebieten (Gymnastik, Handfertigkeit, Gesundheitslehre usw.). Eine erschöpfende Behandlung des Stoffes ist bei der Kürze der Zeit kaum zu erwarten. So wird m. E. das Buch als Bildungsmittel immer nur einen Teil der Erziehungsarbeit der Kindergärtnerin und Jugendleiterin bedeuten, das Anwendung im Rahmen der Kindergarten-, Hort- und Anstaltstätigkeit finden wird. Es wird aber nicht Mittelpunkt der gesamten Arbeit sein können, wie es für die Leitung einer Kinderlesehalle und Jugendbücherei unerläßlich ist. Wohl bringt die Kindergärtnerin und besonders die Jugendleiterin außer der erwähnten Vorbildung in Volks- und Jugendliteratur nicht zu unterschätzende Kenntnisse in Sozialpädagogik und Jugendpsychologie mit, aber auch von seiten der Volksbibliothekare wird seit Jahren die erzieherische „seelsorgerische" Seite des Berufes immer stärker betont und in der Ausbildung berücksichtigt. Der Ansicht, die Ella Manz in der „Monatsschrift für Kinderhortwesen" H. 3/4 1920 vertritt und die sicher heute noch anerkannt ist, kann ich mich keineswegs anschließen.

„Im allgemeinen werden die Vorbedingungen zur Leitung einer Kinderlesehalle am besten erworben in der Ausbildung zur Kindergärtnerin, Hortnerin oder Jugendleiterin oder in einer sozialen Frauenschule. Hier wird Jugendliteratur ausgiebig gelehrt und die Arbeit mit Kindern außerhalb der Schulzeit geübt. Lehrer und Lehrerinnen finden sich oft nur schwer in den freieren Ton und verfügen neben ihrer sonstigen Arbeit nicht immer über die Zeit, sich so ausgiebig mit Jugendbüchern zu beschäftigen, wie es für die Lesehalle notwendig ist. Natürlich eignet sich auch sehr gut die Bibliothekarin, die sich den Fragen der Kinderbücher besonders zuwendet, zur Leitung der Kinderlesehalle. Eine besondere Vorbildung für die technische Verwaltung der Kinderlesehalle ist jedoch kaum nötig, sie ist meist einfach und schnell zu erlernen."

Jedenfalls werden die bereits bestehenden Leseeinrichtungen für Kinder im Deutschen Reich von gänzlich verschieden vorgebildeten Kräften geleitet. Da die ersten Lesehallen von privater Seite, von Frauen-, Lehrer- und Volksbildungsvereinen gegründet wurden, übernahmen die Leitung meist ganz unvorgebildete Kräfte oder Lehrer, Kindergärtnerinnen und Fürsorgerinnen. Aber auch heute, wo die Einrichtungen zum Teil in städtische Verwaltung übergegangen sind, besteht eine große Uneinheitlichkeit in der Leitung. Die Stadt München stellt als Verwalterinnen der Kinderlesehallen Kräfte ein, die aus dem städtischen Sozialpflegerinnen-, Erzieherinnen- oder Kindergärtnerinnendienst kommen. Die Lesehallen der Stadt Berlin sind den Volksbüchereien angegliedert und werden fast ausnahmslos von geprüften Bibliothekarinnen geleitet. Daneben bestehen aber Kinderlesestuben von Vereinen (besonders außerhalb Preußens), die zum großen Teil von Kindergärtnerinnen geleitet werden. Auch richtete das Wohlfahrtsamt des Bezirks Treptow in diesem Winter fünf Kinderlesestuben ein, für die es „freiwillige Helfer" suchte. Der Charakter der von nichtbibliothekarischen Kräften geleiteten Leseeinrichtungen ist ein ganz anderer als der der oben genannten städtischen Lesehallen und nähert sich stark dem Hortwesen.

Welche Form für die Kinderlesehalle die beste sei, wäre an sich zu

erörtern und gehört nicht hierher. Diese kurzen Angaben sollen nur dazu dienen, das Augenmerk auf einen recht wichtigen Teil der volksbibliothekarischen Arbeit zu richten und darauf aufmerksam zu machen, daß es aus den verschiedensten Gründen not tut, unsere Arbeit und Ausbildung scharf zu umgrenzen und zu vertiefen.

Vorlesestunden.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

VII. (Schluß.)

20.

Gescheiterte Existenzen.

Busch: Ich hab in einem alten Buch gelesen (Gedicht)[1] . . 2 Min.
Kipling: Weggeworfen[2]) . . . . 22 „
Kielland: Zwei Freunde[3]) . . . . 38 „
Maupassant: Kellner, ein Bier![4]) . . . . 15 „

Aus: [1]) Busch: Kritik des Herzens. Heidelberg, Bassermann. [2]) Kipling: Schlichte Geschichten aus Indien. Leipzig, Reclam. Nr. 3451. *[3]) Kielland: Novelletten. Leipzig, Reclam. Nr. 1880. *[4]) Maupassant: Ausgewählte Novellen. Band 5. Leipzig, Reclam. Nr. 4913.

Meine Einleitung lautete ungefähr: „Gescheiterte Existenzen. Wenn wir dieses Wort hören, sehen wir im Geiste Männer vor uns mit angefransten Hosen und verwüsteten Gesichtern, und ein peinliches Gemisch von Mitleid und Abscheu will in uns aufsteigen. Wer gewöhnt ist, sich mitverantwortlich zu fühlen am Schicksal seiner Nebenmenschen, der wird freilich dabei auch noch ein anderes banges Gefühl nicht unterdrücken können, das sich in die Frage kleiden läßt: „Sind an dem Scheitern dieses Menschen nicht andere viel schuldiger als er selbst, Eltern, Lehrer, Freunde, die es vielleicht nicht einmal böse gemeint haben? Sind also nicht wir alle in Gefahr, an einem solchen Scheitern mitschuldig zu werden aus Gedankenlosigkeit, aus Herzensträgheit, aus Feigheit?" Wer so fragt, wird jederzeit geneigt sein, wie Mahadöh, der Herr der Erde, in Goethes Ballade selbst „durch tiefes Verderben ein menschliches Herz" zu sehen und er wird nicht viel von denen halten, die sich erhaben dünken über „gescheiterte Existenzen". — In diesem Sinn soll uns ein tiefsinniges kleines Gedicht von Wilhelm Busch einstimmen auf die drei Erzählungen, die ich hernach lese."

Beim Aufschlagen der Kiplingschen Geschichte kann man auf ihren abgebrühten Kolonialton vorbereiten, beim Aufschlagen der Maupassantschen Skizze auf die furchtbare Tragweite von Jugendeindrücken und auf die aus ihr sich ergebende Verantwortung. — Übrigens empfiehlt es sich, den verkommenen Grafen mit ziemlich rauher, eintöniger und abgehackter Stimme erzählen zu lassen.

21.

Krieg.

Mirbeau: Dum-Dum[1] . . . . 5 Min.
Ehrenburg: Die Geschichte einer Pfeife[2] . . . . 20 „
Latzko: Heimkehr[3] . . . . 35 „
Voigt-Diederichs: Eine Mutter[4] . . . . 10 „

Aus: [1]) Klette: Unsere Feinde. Bd 1. München, Delphin-Verlag. [2]) Ehrenburg: Geschichten der dreizehn Pfeifen. Basel, Rhein-Verlag. [3]) Latzko: Menschen im Krieg. Zürich, Rascher. [4]) Voigt-Diederichs: Mann und Frau. Jena, Diederichs.

Programm eines Mitarbeiters. Die sehr dunklen Stücke dieses Programms eignen sich nur für großstädtische Hörerschaft.

22.

Beethoven.

Bartsch: Beethovens Gang zum Glück[1] . . . . 60 Min.
„ Schuberts Begegnungen mit Beethoven[2] . . . . 15 „
Beethoven: Aus dem „Heiligenstädter Testament"[3] . . . 10 „

Aus: [1]) Bartsch: Unerfüllte Geschichten. Leipzig, Staackmann. [2]) Bartsch: Schwammerl. Leipzig, Staackmann. Seite 49—55 und Seite 151—153. [3]) Beethoven: Briefe (Auswahl). Leipzig, Insel.

Einleitend sagte ich etwa: „Wieder, wie vor wenigen Wochen, feiern wir heute eine der edelmütigsten und zugleich tragischsten Gestalten der Menschheit, diesmal Ludwig van Beethoven. Freilich war die Tragik, die seinen Genius zur höchsten Steigerung seiner Schöpferkraft trieb, eine andere als bei Pestalozzi. Der große Schweizer Menschenfreund hat stets Freunde um sich gehabt, mit denen er sich aussprechen konnte, so viele bittere Enttäuschungen er dabei immer erlebte. Beethoven aber mußte infolge seiner frühen Ertaubung alle Qualen einer fast vollkommenen Vereinsamung erleiden. Mit Recht sagt der junge Nietzsche (übrigens in prophetischer Vorahnung des eigenen Verhängnisses): „Gerade solche Einsame bedürfen Liebe, brauchen Genossen, vor denen sie wie vor sich selbst offen und einfach sein dürfen, in deren Gegenwart der Krampf des Verschweigens und der Verstellung aufhört. Nehmt diese Genossen hinweg und ihr erzeugt eine wachsende Gefahr; Heinrich von Kleist ging an dieser Ungeliebtheit zugrunde, und es ist das schrecklichste Gegenmittel gegen ungewöhnliche Menschen, sie dergestalt tief in sich hineinzutreiben, daß ihr Wiederherauskommen jedesmal ein vulkanischer Ausbruch wird. Doch gibt es immer wieder einen Halbgott, der es erträgt, unter so schrecklichen Bedingungen zu leben, siegreich zu leben; und wenn ihr seine einsamen Gesänge hören wollt, so hört Beethovens Musik." — Es gibt ein besonders ergreifendes Dokument jenes furchtbaren Ringens gegen den Dämon der Einsamkeit, dem Beethoven fast erlegen wäre, das sogenannte Heiligenstädter Testament. Es ist ein Bekenntnis des noch nicht zweiunddreißigjährigen Meisters, das er für seine beiden, ihn so wenig verstehenden Brüder aufgezeichnet hat. Ich werde Ihnen zum Schluß dieser Stunde die wichtigsten Sätze daraus vorlesen. Zuvor wollen wir die Geschichte hören,

in der Hans Rudolf Bartsch ein Erlebnis des fast zwanzig Jahre älteren Beethoven berichtet und das uns vor allem auch verstehen läßt, welch vielfältige Kräfte der Genius Beethovens aus der Wiener Landschaft geschöpft hat. Es heißt „Beethovens Gang zum Glück" und steht in der Novellensammlung „Unerfüllte Geschichten"."

Nach Abschluß der Novelle (und einer angemessenen Pause!) sagte ich: „Noch zwei Stücke aus dem Schubert-Roman „Schwammerl" von Bartsch, die sich auf Beethovens letzte Lebenszeit und sein Ende beziehen", und las Seite 49 von den Worten an „Und dann vor allem jener Gang . . ." bis Seite 55 „. . . dem Kärntner Tore zu" und Seite 151 von den Worten an „In jenen Vorfrühlingstagen . . ." bis Seite 153 „. . . zum Ende."

Zur Einleitung der letzten Programmnummer sagte ich: „Und nun wollen wir noch die Stimme des Meisters selbst vernehmen, wie sie über das dazwischen liegende Jahrhundert bis in unser Herz herüber dringt." Dann las ich vom Heiligenstädter Testament folgende ausgewählte Sätze: „O ihr Menschen, ihr die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erkläret, wie unrecht tut ihr mir! Ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheinet. Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens; selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt. Aber bedenket nur, daß seit sechs Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Ärzte verschlimmert, von Jahr zu Jahr in der Hoffnung, gebessert zu werden, betrogen, endlich zu dem Überblick eines dauernden Übels gezwungen. Mit einem feurigen, lebhaften Temperamente geboren, selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen. Und doch war's mir noch nicht möglich, den Menschen zu sagen: „Sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub!" Ach, wie wäre es möglich, daß ich dann die Schwäche eines Sinnes angeben sollte, der bei mir in einem vollkommeneren Grade als bei anderen sein sollte! O ich kann es nicht. Drum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gerne unter euch mischte. Doppelt wehe tut mir mein Unglück, mit dem ich dabei verkannt werden muß. Für mich darf Erholung in menschlicher Gesellschaft, feinere Unterredungen, wechselseitige Ergießungen nicht statthaben. Ganz allein fast nur so viel, als es die höchste Notwendigkeit fordert, darf ich mich in Gesellschaft einlassen. Wie ein Verbannter muß ich leben. Nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heiße Ängstlichkeit, indem ich befürchte, in Gefahr gesetzt zu werden, meinen Zustand merken zu lassen. Welche Demütigung, wenn jemand neben mir stund und von weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte oder jemand den Hirten singen hörte und ich auch nichts hörte! Solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung. Es fehlte wenig und ich endigte selbst mein Leben. Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück. Ach es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte, und so fristete ich dieses elende Leben. Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, Du kennst es, Du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohltun drin hausen. O Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir Unrecht getan; und der Unglückliche, er tröste sich,

einen seinesgleichen zu finden, der trotz allen Hindernissen der Natur doch noch alles getan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden."

23.
Hermann Hesse.

Kurzgefaßter Lebenslauf[1])	. . . .	45 Min.
Ahnungen / Steppenwolf } (Gedichte)[2]	. . . .	8 „
Autorenabend[3])	. . . .	10 „
Abendwolken[4])	. . . .	10 „

Aus: [1]) Neue Rundschau. Berlin, S. Fischer. 36. Jg., 8. Heft. [2]) Neue Rundschau. Berlin, S. Fischer. 37. Jg., 11. Heft. [3]) Hesse: Bilderbuch. Berlin, S. Fischer. [4]) „Der Basilisk". Sonntagsbeilage der National-Zeitung, Basel. 8. Jg. Nr. 27.

Mit diesem Programm eröffnete ich den Vorlesewinter 1927/28. Einleitend sagte ich: „Der Dichter, dem die heutige, erste Vorlesestunde unseres zehnten Vorlesewinters geweiht sein soll, der schwäbische Erzähler und Lyriker Hermann Hesse, ist in unseren Vorlesestunden schon häufig zu Wort gekommen. Ich durfte von dieser Stelle aus manche Novelle und Skizze aus seiner Feder und viele seiner wohllautvollen und stimmungsschweren Gedichte mitteilen. Und immer durften wir dabei neben der hohen Kunst der Sprache und des Darstellens lebendiger Menschengestalten und zartfarbiger Landschaften den Ernst, die Tiefe und die Aufrichtigkeit des Denkens bewundern, mit dem dieser Gegenwartsdichter die Welt in sich und außer sich zu erfassen sucht. — Die Stücke, die ich heute lese, lassen die denkerischen und bekennerischen Züge Hermann Hesses besonders deutlich hervortreten. Denn diese Stunde soll eine Art Nachfeier sein zum fünfzigsten Geburtstag des Dichters, der im Sommer stattfand. Sie soll uns insofern Anlaß geben, den Blick einmal auf die Person Hermann Hesses zu richten und dabei vor allem die bedeutungsvolle Wandlung zu verstehen, die sich in seinen Nachkriegswerken spiegelt. Glücklicherweise können wir uns dabei durchweg an seine eigenen Worte halten. Ich lese verschiedene selbstbiographische Dokumente, in denen er mit der ihm eigenen, meisterlichen Darstellungskunst versucht hat, Rechenschaft über sein Leben zu geben. — Das Hauptstück des Programms ist der „Kurzgefaßte Lebenslauf", den Hermann Hesse vor zwei Jahren in der „Neuen Rundschau" veröffentlicht hat. Ich lese ihn zuerst. Beachten Sie, wie für diesen Dichter alle die großen und berechtigten Erfolge, die er gehabt hat und heute noch hat, als solche ganz zurücktreten, wo er die Summe seines Lebens zieht. Wir müssen uns schon selbst bei der Lesung erinnern, daß hier der Schöpfer des naturnahen „Peter Camenzind", der wehmutvollen „Gertrud", der herben „Roßhalde", des wanderfrohen „Knulp", des rätselhaften „Demian", des erhaben-frommen „Siddharta" und so vieler prächtiger Novellen zu uns spricht."

Als Übergang zu den Steppenwolf-Gedichten sagte ich ungefähr, an die letzten Sätze des ersten Stückes anknüpfend: „Noch ist der Dichter nicht magisch entrückt, noch hat er den Blick ins Chaos nicht zu Ende getan,

noch ist er auf der Höllenwanderung durch die eigene Brust. Die folgenden beiden Gedichte zeigen uns mit grausiger Eindringlichkeit, wie er sich als „Steppenwolf" sieht, als ein von gefährlichen Trieben gejagtes, einsames Tier."

Zum dritten Stück leitete ich über mit den Worten: „Damit auch der Humor zu seinem Recht kommt, an dem der Dichter einst so reich war und der ihn auch in seinen bittersten Stunden nie ganz verlassen hat, lese ich jetzt die Skizze „Autorenabend"."

Und das vierte kündigte ich an mit den Sätzen: „Als Ausklang schließlich ein Stimmungsbild aus diesem Sommer. Wir sehen zum Abschied den Dichter und Grübler in seiner Klause in Montagnola, die jedem unvergeßlich ist, der ihn dort einmal aufsuchen durfte. Und das können wir nun, dank der Skizze, die ich jetzt lese, alle wenigstens im Geiste tun." — Es empfiehlt sich, die Sätze über Wilhelm II. wegzulassen, wie auch den Schluß von den Worten an: „Unter anderem diese . . ."

24.

Russland.

Gorki: Großvater Archip und Lenjka[1] . . . . 45 Min.
— Die Geschichte von den Schließen[2] . . . . 28 „

Aus: [1]) Gorki: Die Holzflößer. Berlin, Malik-Verlag. *[2]) Gorki: Geschichten von Landstreichern. Leipzig, Insel-B. Nr. 71.

Einleitend sagte ich: „Die beiden Geschichten, die ich Ihnen heute vorlese, sind noch im alten Rußland entstanden. Aber erzählt hat sie einer von den Dichtern des alten Rußland, die dem neuen Rußland den Weg bahnten, Maxim Gorki. Und ihr Held ist, wie in allen Geschichten Gorkis, das niederste russische Volk, vor allem jene, die heimatlos in der ungeheuren Weite des russischen Landes umhergewirbelt werden wie Staub im Winde. In dieser Volksschicht zeigt sich am unverhülltesten das Gefühlsmäßige des russischen Lebens, das sich oft in frommer und treuherziger Weise äußert, zuweilen aber auch in verbrecherischem Zerstörungsdrang. — Eine besondere Stärke der russischen Erzähler ist es, die Erlebnisse ihrer Helden in ihrer bedeutungsvollen Verknüpfung mit dem Naturgeschehen um sie herum, namentlich mit der Landschaft, darzustellen. Manche von Ihnen erinnern sich gewiß noch an die schöne Erzählung von Gorki „Die Kameraden", die ich vor zwei Jahren las. Dort verklang das Schicksal zweier Menschen wunderbar in einer sinkenden Dämmerung am einsamen Waldrand. Ähnlich geschieht es in der ersten Geschichte, die ich heute lese, nur daß es diesmal keine beruhigt-wehmutsvolle Stimmung ist, in die der Schluß uns versetzt, sondern eine gewitterhaft aufgewühlte. Die zweite Geschichte wird dann das heitere Gegenstück dazu bilden."

25.

Totensonntag.

Supper: Vater und Sohn[1]) . . . . 15 Min.
Nabl: Das gute Wort. (Gedicht)[2]) . . . . } 5 „
Ina Seidel: Totenmahl. (Gedicht)[3]) . . . . }
Lagerlöf: Rahels Weinen[4]) . . . . 12 „

Björnson: Der Vater[5]) . . . . 5 Min.
Tolstoi: Die drei Tode[6]) . . . . 28 „

Aus: *[1]) Supper: Die neue Methode. Wiesbadener Volksbücher Nr. 150. [2]) Jubiläumsschrift der Deutschen Verlags-Anstalt 1848—1923. [3]) Ina Seidel: Gedichte. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. [4]) Lagerlöf: Prinzessin von Babylonien. München, Langen. *[5]) Björnson: Kleine Erzählungen. Leipzig, Reclam Nr. 1867. *[6]) Tolstoi: Die drei Tode. Insel-B. Nr. 73.

Zu Beginn sagte ich nur: „Nach altem Brauch ist das Programm des heutigen Sonntags dem Andenken an unsere Toten und an unseren Tod, der uns ja so sicher ist wie nichts in der Welt, gewidmet. Das erste Stück, das ich lese, läßt uns das in seiner erhabenen Einfachheit und Redlichkeit wahrhaft erbauliche Sterben eines schwäbischen Landarbeiters miterleben." In der Pause darauf: „Als besondere Mahnung an die Überlebenden lese ich nun zwei Gedichte." Vor der Lagerlöfschen Skizze: „Zur Erinnerung an das große Sterben der Kriegszeit möge uns folgendes Erlebnis der schwedischen Dichterin Selma Lagerlöf dienen."

26.
Amerika und seine Menschen.

Paquet: Die atlantische Stadt. } (Gedichte)[1]) . . . . . . 12 Min.
— Der Rinnsteinprediger. }
Whitman: Auf der Brooklyn-Fähre. (1—4 und 9)[2]) . . . . 10 Min.
— Vom Paumanok kommend. (1—6)[2]) . . . . . 12 „
— Gesang vom Beil. (5, 8, 9)[2]) . . . . 5 „
— Keine arbeitsparende Maschine[2]) . . . . . . 1 „
London: Blinde Passagiere[3]) . . . . 25 „
— Ein Bekenntnis[3]) . . . . 30 „

Aus: [1]) Paquet: Amerika. Hymnen. Leipzig, Verlag Die Wölfe. [2]) Walt Whitman: Werke Bd 2. Berlin, S. Fischer. [3]) Jack London: Abenteurer des Schienenstranges. Berlin, Gyldendal.

Programm eines Mitarbeiters, das vor allem den Rhythmus des modernen amerikanischen Lebens fühlbar machen soll.

27.
Indien I.

Dauthendey: Dalar rächt sich[1]) . . . . 10 Min.
— Himalajafinsternis[2]) . . . . 35 „
Kipling: Rikki Tikki Tavi[3]) . . . . 40 „

Aus: [1]) Dauthendey: Lingam. Zwölf asiatische Novellen. München, Langen. [2]) Dauthendey: Geschichten aus den vier Winden. München, Langen. *[3]) Kipling: Rikki Tikki Tavi. Deutsche Jugend-Bücherei Nr. 44. Berlin, Hillger.

Einleitend sagte ich: „Das heutige Programm soll uns nach Indien führen. Von zwei Dichtern, deren Stärke es ist, den fremdartigen Reiz dieses Wunderlandes anschaulich zu machen, werde ich heute Stücke lesen, nämlich von Max Dauthendey und von Rudyard Kipling. Die beiden kurzen, packenden Erzählungen des vielgereisten deutschen Dichters Max Dauthendey lassen uns vor allem Blicke in das Seelenleben der Inder tun, aus denen wir erkennen, daß ihnen dieselben menschlichen Grund-

gefühle zum Schicksal werden wie uns, wenn es auch andere Vorstellungen und Ausdrucksformen sind, als bei uns, die dabei zum Vorschein kommen. Die bunte Tiergeschichte des englisch-indischen Erzählers Rudyard Kipling wird dann den harmlos-heiteren Ausklang bilden."

28.
Wilhelm Schäfer.

Die begrabene Hand . . . . 80 Min.

Aus: Schäfer: Die begrabene Hand. Anekdoten. München, Müller.

Einleitend sagte ich: „Wilhelm Schäfer feiert in einigen Wochen seinen sechzigsten Geburtstag. Es wird dann gewiß in allen Zeitungen viel von seiner Kunst die Rede sein, und mancher, der vorher nichts von ihm gelesen hat, wird eine Weile so tun, als habe er ihn schon immer hochgeschätzt. Wir haben das hier nicht nötig. In unseren Vorlesestunden ist Wilhelm Schäfer oft zu Worte gekommen. Schon vor bald zehn Jahren und dann in jedem Winter aufs Neue habe ich Anekdoten von ihm, auch Stücke aus seinem „Lebenstag eines Menschenfreundes" und aus den „Dreizehn Büchern der deutschen Seele" gelesen. Heute möchte ich eine seiner umfangreicheren Kurzgeschichten lesen, die seltsame Anekdote „Die begrabene Hand". Es ist die bittere Geschichte einer enttäuschten Jugendfreundschaft und einer nicht minder enttäuschten Vaterlandsliebe. Sie spielt in den letzten Jahrzehnten vor der französischen Revolution, also zu einer Zeit, in der das Elsaß unter französischer Herrschaft stand — wie heute — und als manche Elsäßer Patrioten gerne ihr kleines Vaterland als selbständigen Kleinstaat seine Geschicke selbst bestimmen sehen wollten — wie heute. Und die Erzählung zeichnet zugleich treffend die eigensinnige, ungestüme und schwierige Stammesart des Elsäßers, die der deutschen Verwaltung nicht minder zu schaffen gemacht hat als einst und jetzt wieder der französischen."

29.
Norddeutsche Weihnachtsgeschichten.

Löns: Puck Kraihenfoot[1]) . . . . 10 Min.
Lobsien: Als die Glocken klangen[2]) . . . . 30 „
Rudolf Kinau: Sien Wihnachen[3]) . . . . 10 „
— Dat fine Klingen[4]) . . . . 8 „

Aus: [1]) Löns: Werke Bd 1. Leipzig, Hesse & Becker. [2]) Lobsien: Das rote Segel. Hamburg, Hermes. [3]) Kinau: Steernkiekers. Hamburg, Quickborn. [4]) Dat Wihnachsbook. Hamburg, Quickborn.

Programm eines Mitarbeiters. Die erste Erzählung, eine schalkhaftderbe Märchengeschichte, leitet auf das Weihnachtsmotiv nur mit den letzten Worten hin, in der zweiten, die, bei etwas schablonenhafter Anlage, doch ungemein herb erzählt ist, kommt die Weihnachtsfreude wie ein zufälliges, unverdientes Glück. Umso stärker tritt dann in den beiden plattdeutschen Stücken das Ethos des Weihnachtsfestes heraus, welches darin besteht, daß jeder an seinem Teile dazu beitragen soll, daß Weihnachten und Weihnachtsfreude werde.

30.

Mutter und Kind.

Andersen Nexö: Die Diebin[1]) . . . . 12 Min.
Voigt-Diederichs: Balsaminen[2]) . . . . 35 „
Wied: Das Märchen von Fräulein Karoline[3]) . . . . . 50 „

Aus: [1]) Andersen Nexö: Proletarier-Novellen. München, Langen. [2]) Voigt-Diederichs: Schleswig-Holsteiner Landleute. Jena, Diederichs. [3]) Krell: Skandinavienbuch. Leipzig, Singer.

Programm eines Mitarbeiters. Die dritte Erzählung ist im Gegensatz zu den beiden andern unter leiser Betonung des Märchenhaften zu lesen.

31.

„So ist die Lieb!"

Schäfer: Die goldene Hochzeit[1]) . . . . 10 Min.
Maartens: Ein Liebeslied[2]) . . . . 25 „
Ebner-Eschenbach: Der gute Mond[3]) . . . . 50 „

Aus: [1]) Schäfer: 33 Anekdoten. München, Müller. [2]) Maartens: Novellen (Auswahl). München, Langen. *[3]) Ebner-Eschenbach: Krambambuli und Der gute Mond. Wiesbadener Volksbücher Nr. 12.

Einleitend sagte ich: „Das Zitat aus dem Mörikeschen Gedicht „Nimmersatte Liebe", mit dem ich unser heutiges Programm überschrieben habe, weist darauf hin, daß es das überreiche, allen Dichtern so wichtige Thema „Liebe" ist, von dem ich einige Abwandlungen bieten möchte. Ich muß Sie aber gleich schonend darauf vorbereiten, daß es recht eigenartige Abwandlungen sind, die Sie diesmal hören werden. Gleich das erste Stück ist so weit wie möglich entfernt von dem Geist seliger Verliebtheit, aus dem heraus Mörike jenes Gedicht geschaffen hat. Dafür birgt es allerdings umso ehrlichere Mahnungen an alle die, denen der Himmel voll Baßgeigen hängt. Und ich kann Sie weiterhin trösten: Die satirische Herbheit dieses ersten Stückes wird durch die beiden folgenden Erzählungen ausgeglichen. Zum Nachdenken freilich werden und sollen auch sie dienen. Denn auch sie handeln nicht von jenem süßen Taumel, der so unerschöpflich und hinreißend erscheint, als ob es nie ein Erwachen zu geben brauche, sondern von der Zartheit und Flüchtigkeit ehelichen Glückes. — Und nun also die erste Geschichte, die Anekdote „Die goldene Hochzeit" von Wilhelm Schäfer."

Im ersten Stück ist es entscheidend wichtig, daß durch den Tonfall die verschiedenen Fortsetzungen der Predigt deutlich herausgehoben werden, was nur mit Hilfe gründlichen Probelesens möglich ist.

In der sehr fein abgetönten zweiten Erzählung ist der Dialog sorgfältig vorzubereiten. Es muß immer klar zu erkennen sein, wer spricht und aus welcher (mehr oder weniger verhaltenen) Stimmung heraus. Infolge falscher Zeilenbrechung entsteht übrigens auch für den Vorlesenden an einer Stelle (S. 226) zunächst eine empfindliche Unklarheit. Es müßte dort hinter den Worten: „. . . ihre grauen Haare ansah" kein neues Abschnittchen beginnen, da auch die folgenden Worte von der Frau gesprochen werden. Ebenso müßten einige Zeilen darunter ohne Umbrechung zusammenhängen die drei Reihen von: „Nein, o nein" bis

„Aber du hast recht". Man kann hier, ohne den Zusammenhang zu stören, die drei Reihen von „. . . Gott?" bis „Nein, nein" weglassen und muß dann nur in der übernächsten Zeile zu Beginn das „Aber" auch noch streichen. Dann wird das Wesentliche dieser etwas überspitzten Dialogstelle für die meisten Hörer überhaupt erst deutlich zu verstehen sein.

Beim „Guten Mond" empfiehlt es sich, am Schluß die — beim Vorlesen — sehr nachklappenden Sätze: „Unser verehrter Freund . . . in unserem Städtchen" wegzulassen.

32.

Wir Wilden sind doch bessere Menschen.

Seume: Der Wilde	3 Min.
Hans Grimm: Aus John Nukwas Lehrjahren[1])	40 „
Jürgensen: Pongos Heimkehr[2])	20 „

Aus: [1]) Grimm: Südafrikanische Novellen. München, Langen. [2]) Jürgensen: Fieber. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening.

Einleitend sagte ich: „„Wir Wilden sind doch bessere Menschen" steht über unserem heutigen Programm. Dieses geflügelte Wort ist gewiß vielen von Ihnen bekannt. Es wurde namentlich in früheren Zeiten oft zitiert. Aber die wenigsten von denen, die es im Munde führen, wissen, wer es zum ersten Mal ausgesprochen hat. Es war der Dichter Johann Gottfried Seume, ein Zeitgenosse von Schiller und Goethe, ein seltsamer Mann, der viel herumgekommen ist in der Welt und ein abenteuerliches Schicksal gehabt hat. Die Ballade, in der unser geflügeltes Wort vorkommt, wurde vor mehr als hundertdreißig Jahren gedichtet und spiegelt daher auch noch jene Sehnsucht nach dem Naturzustand, nach der Rückkehr in den Naturzustand, in welche die überfeinerte Gesellschaft des Rokoko-Zeitalters sich schließlich flüchtete. Ich möchte Ihnen dieses altmodische Gedicht als Einleitung lesen. Es ist betitelt „Der Wilde" und lautet also." Nach der Lesung des Gedichtes fuhr ich fort: „Sehr einfach sind hier noch der edle Wilde und der verdorbene Europäer einander gegenübergestellt. Die moderne Erzählungskunst macht sich, wie Sie an den folgenden Beispielen sehen, die Sache schwerer. Denn wir haben inzwischen eingesehen, daß es auch den verdorbenen Wilden gibt, den durch den Einfluß des Europäers verdorbenen Wilden, so wie es Kinder gibt, die durch die Schuld der Großen ihre schlechten Anlagen entwickeln und ihre guten verkümmern lassen müssen. Und scharf blickende Betrachter des kolonialen Lebens haben überdies erkannt, daß dabei nicht nur Schlechtigkeit des Europäers mit im Spiele ist, sondern zuweilen auch Wohlwollen, das aber nicht auf eine tiefere Einsicht in die Anlagen des Zöglings gegründet ist. Das werden Sie packend und vielleicht auch beunruhigend veranschaulicht sehen durch folgende Geschichte unseres bedeutendsten deutschen Kolonialerzählers Hans Grimm".

Vor der vorletzten Erzählung sagte ich: „Einen versöhnlichen Ausklang möge die folgende Geschichte bilden, in der wir die erwachsenen Kinder unter sich finden, ohne daß der große Bruder, der Europäer, sich einmischt."

33.

Bernhard Shaw.

Blanco Posnets Erweckung. (Drama) . . . . 67 Min.
Wie er ihren Mann belog. (Drama) . . . . 33 „

Aus: Shaw: Kleine Dramen. Berlin, S. Fischer.

Programm eines Mitarbeiters, der gleichzeitig in der Volkshochschule eine Vortragsreihe hielt. Die beiden vorgelesenen Stücke sollten als Beispiele dafür dienen, wie der streitbare Ire die religiöse Heuchelei einerseits und die erotische Unehrlichkeit andererseits von der Bühne herab verhöhnt.

34.

Indien II.

Kipling: Fräulein Youghals Sais[1]) . . . . 20 Min.
— Frauenlieb[2]) . . . . 60 „

Aus: *[1]) Kipling: Schlichte Geschichten aus Indien. Leipzig, Reclam Nr. 3459. [2]) Mylord der Elefant. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. (Zurzeit vergriffen.)

Zu diesem Programm war eine etwas ausführlichere Einleitung nötig, da sonst den meisten Hörern das volle Verständnis der beiden Kiplingschen Erzählungen unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet hätte. Ich machte vorweg, an das erste Indienprogramm anknüpfend, darauf aufmerksam, daß es diesmal nicht auf Einblicke in das Seelenleben der Eingeborenen oder in das indische Tierleben abgesehen sei, sondern auf Einblicke in das Verhältnis der europäischen Herren Vorderindiens zu ihren farbigen Untertanen und in das Leben der Angloinder selbst, wobei ich gleich eine Bemerkung über Kiplings eigene Herkunft einflocht. Ich machte dann einige Andeutungen über das Gesellschaftsleben auf den Militärstationen und in den Städten, über das Gehaben der Beamten, der Offiziere und besonders der Soldaten. Dabei ergab sich Gelegenheit, zu erklären, wie Kipling in Gestalt der drei Typen Ortheris, Mulvaney und Learoid, die er immer wieder auftreten läßt, die englisch-indische Kolonialarmee sozusagen im Auszug veranschaulicht. Zu den beiden Erzählungen sagte ich noch insbesondere, daß die erste stark satirisch gefärbt sei, indem Kipling darin vor allem die Gleichgültigkeit der Engländer gegen das Eigenleben der Eingeborenen verspotte, den bekannten Dünkel des Durchschnittsengländers, der ihn alles als uninteressant ansehen läßt, was außerhalb seines Volkslebens und seiner Lebensformen liegt, und daß die zweite Geschichte an eigene Erlebnisse des Berichterstatters Kipling anknüpfe. Bei der zweiten Geschichte gab ich auch noch einige geographische und historische Hilfen (Afghanistan und Afghanenkriege).

Übrigens ist die Übersetzung beider Erzählungen so mangelhaft, daß man eine ganze Reihe kleiner Unebenheiten vor der Lesung beseitigen sollte. Es würde aber zu weit führen, sie alle hier im einzelnen aufzuführen.

35.

Mensch und Hund.

Alscher: Die Hunde[1]) . . . . 10 Min.

Boßhart: Ausgedient[2]) . . . . 45 Min.
Ebner-Eschenbach: Die Spitzin[3]) . . . . 30 „

Aus: *[1]) Ascher: Die Kluft. München, Langen. [2]) Boßhart: Opfer. Leipzig, Haessel. *[3]) Ebner-Eschenbach: Krambambuli. Die Spitzin. Frankfurt a. M., Diesterweg: Kranzbücherei Nr. 95.

Einleitend sagte ich: „Als einer der seltsamsten religiösen Gebräuche will uns Europäern immer wieder die indische Heilighaltung der Kuh erscheinen. Wir können es nicht begreifen, daß man gerade einem Tiere, das wir ohne allen romantischen Schimmer lediglich im Lichte der Nützlichkeit sehen, solche Verehrung entgegenbringt. Und gar befremdlich finden wir es, daß ein auf der Höhe europäischer Bildung stehender Inder wie Mahatma Gandhi diese Verehrung ebenfalls vertritt. Wenn wir jedoch von dem abergläubischen Drum und Dran absehen, wie das Mahatma Gandhi tut, und uns besinnen, was ein solches Haustier für die Entwicklung der menschlichen Kultur bedeutet, ahnen wir, daß doch ein tiefer Sinn darin liegen könne, mit Dankbarkeit und Respekt auf die tierischen Diener des Menschen zu blicken. Mahatma Gandhi meint geradezu, der Mensch verdanke die Möglichkeit der Entfaltung seiner höheren geistigen Fähigkeiten der Kuh. — In diesem tieferen Sinne darf man auch den Hund einen der hilfreichen Kameraden der Menschheit nennen, und bei ihm wird es unserem europäischen Empfinden auch schon wesentlich leichter, ihn als Mitkreatur zu erleben. Immerhin aber gibt es viele Menschen, die nie so recht empfunden und überlegt haben, was es im Grunde heißen will, daß dieses tapfere und treue Tier sich so ganz dem Menschen angeschlossen hat. Die folgenden drei Geschichten werden auch den, der kein eigentlicher Hundefreund ist, tief erleben lassen, was es mit der äußeren und inneren Verbundenheit von Mensch und Hund auf sich hat."

Bei der Boßhartschen Erzählung empfiehlt es sich, den Schluß wegzulassen von den Worten an: „Sie schleppte sich in die Vorderkammer hinüber."

36.

Hebbel als Erzählungskünstler.

Ein Geburtstag auf der Reise. (Gedicht)[1])	90 Min.
Mutter und Kind. (5. Gesang)[2])	
Spaziergang in Paris. (Gedicht)[3])	
Der Vesuv[4])	
Mein Traum in der Neujahrsnacht[5])	
Der Brudermord[6])	
Pauls merkwürdigste Nacht[7])	
Die Kuh[8])	

Aus: [1]) Hebbel: Vollständige Ausgabe in 14 Teilen (6 Bände). Leipzig, Hesse & Becker. *[2]) Insel-B. Nr. 32. [3]) Band 2. [4]) Band 11. [5]) Band 11. [6]) Band 10. [7]) Band 10. [8]) Band 10.

Programm eines Mitarbeiters, der gleichzeitig in der Volkshochschule eine Vortragsreihe über Hebbel als Dramatiker hielt und der durch diese Vorlesestunde den hervorragenden Erzählungs*techniker* Hebbel seinen Hörern nahebringen wollte.

37.

Geben ist seliger denn Nehmen.

Huggenberger: Mädeli[1]) . . . . 15 Min.
Hallström: Das Stumme[2]) . . . . 60 „

Aus: [1]) Huggenberger: Der Kampf mit dem Leben. Leipzig, Staackmann.
[2]) Hallström: Die vier Elemente. Leipzig, Insel.

Einleitend sagte ich nur die Sätze: „Unser heutiges Programm bedarf keiner Einleitung, bloß das Eine möchte ich sagen: Es ist tief bedeutsam, daß bei den beiden Geschichten, die ich unter dem Titel „Geben ist seliger denn Nehmen" zusammenfasse, eine Frau als Heldin im Mittelpunkt steht. Denn für alle Mütterlichkeit, für alles Ewig-Weibliche ist ja unser Spruch recht eigentlich das Leitwort; womit freilich nicht gesagt sein soll, daß nicht auch für den Mann das höchste Ideal die „schenkende Tugend" sei, wie Nietzsche dieses Geben aus innerer Fülle und Notwendigkeit genannt hat."

Die nordische Schwere und Monumentalität der zweiten Erzählung wirkt gerade nach der herzlichen schweizerischen Bauerngeschichte unheimlich stark.

38.

Der alte Fritz.

Bruno Frank: Alkmene . . . . 100 Min.

Aus: Frank: Tage des Königs. Berlin, Rowohlt.

Ich sagte einleitend: „Wir schließen heute unseren zehnten Vorlesewinter. Um diesen Abschluß besonders feierlich und gewichtig zu gestalten, habe ich die Novelle „Alkmene" von Bruno Frank gewählt, eine Erzählung, deren Held der alte Fritz, und zwar der ganz alte Fritz ist. Er ist hier ein Held, nicht in dem billigen Sinn, wie eine allzu gefällige Legende diesen großen Seltsamen zum Parteigebrauch zurechtidealisiert hat. Er ist hier in einem viel tieferen und verwickelteren Sinne ein Held; denn er ist umwittert vom Schauer der Tragik jener Schicksalsbeladenen, die von ihrer Aufgabe so besessen sind, daß sie am Schlusse ihres Lebens versucht sind, sich um ihren Anteil an menschlichem Glück betrogen zu fühlen. Er steht vor uns als einer jener Ausgesonderten, die schließlich auch noch zum eigenen Werke, dem sie ihr Lebensglück geopfert haben, den inneren Abstand gewinnen, der sie die Bedingtheit seines Wertes erkennen läßt, eine Erkenntnis, die sie vollends zur letzten, schauerlichsten Einsamkeit verurteilt."

Weggelassen habe ich (aus Gründen der zeitlichen Länge) die Seiten 134—137 von „Es ging schnell vorbei . . ." bis „. . . umkommen mochte". Anstatt ihrer sagte ich: „Es folgt nun eine Schilderung der furchtbaren Mißstände, die infolge der Gewissenlosigkeit, ja der Betrügereien von Heeresbeamten während des letzten Krieges, den Friedrich geführt hat, im Verpflegungs- und Sanitätswesen der fridericianischen Armee herrschten und einem großen Teile des Heeres das Leben kosteten. Namentlich werden die schrecklichen Ruhrlazarette — wenn man diesen Pesthöhlen überhaupt den Namen Lazarette geben will — ungemein anschaulich geschildert. Ich überschlage sie aus Zeitgründen."

Büchereipolitische Liebesgabe.

„So wird auch die „neue Richtung“ im deutschen Büchereiwesen so lange eine besondere Richtung und Schule bilden, so lange ihre immanente Tendenz, ihr eigentümliches geistiges Prinzip nicht Gemeingut aller deutschen Volksbibliotheken geworden ist.“
Walter Hofmann
in „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen volkstümlichen Bücherei“ 1928.

Uns allen, die wir am Schicksal dieser Zeitschrift beteiligt sind, Herausgebern, Mitarbeitern und Lesern, hat Walter Hofmann rechtzeitig zum Fest einen weiteren Beweis seiner Versöhnungsbereitschaft gegeben. Nun wird auch das verstockteste Gemüt endlich besiegt und der schwerfälligste Intellekt zu der Einsicht gebracht sein, daß es wirklich nur an dem bösen Willen der noch nicht zur Leipziger Rechtgläubigkeit Bekehrten lag, wenn nicht schon längst alle deutschen Volksbibliothekare in die brüderlich geöffneten Arme Walter Hofmanns gesunken sind.

Der Inhalt der folgenden Denkschrift Walter Hofmanns bedarf keines Kommentars. Nur über ihren Anlaß müssen wir unsere Leser kurz aufklären: Der Stettiner Oberbürgermeister Dr. Ackermann, der nicht nur dem volkstümlichen Büchereiwesen im allgemeinen, sondern auch der in unserer Zeitschrift geleisteten Arbeit im besonderen stets ungewöhnliches Interesse und Verständnis entgegengebracht hat, war so freundlich, an einige seiner Kollegen ein Schreiben zu richten, in dem er ihnen vorschlug, unserer Zeitschrift im Hinblick auf den Wert, den sie für das Büchereiwesen der deutschen Städte habe, eine einmalige Spende zuzuwenden. Außerdem hat der deutsche Städtetag unlängst durch Rundschreiben auf den Wert unserer Zeitschrift für die gemeindliche Bildungspflege seiner Mitglieder hingewiesen und ihren Bezug empfohlen. Der Leipziger Oberbürgermeister hat daraufhin Walter Hofmann zu einem Gutachten aufgefordert und dieses an den Stettiner Oberbürgermeister gesandt, mit dessen gütiger Erlaubnis wir es hier niedriger hängen. (Das Gutachten ist übrigens von dem Herrn Oberbürgermeister von Leipzig gleichzeitig auch an den Herrn Präsidenten des Städtetages geschickt worden.) Die Herausgeber.

Gutachten
zu dem Rundschreiben des Städtetages (I 548/28) und dem Schreiben des Herrn Oberbürgermeister Ackermann-Stettin.*)

I.

Was in dem Rundschreiben des Städtetags und was insbesondere in den Druckbeilagen über die Stellung der Zeitschrift „Bücherei und Bildungspflege“ (im folgenden B. u. B.) gesagt wird, bedarf in mehr als einer Hinsicht der Berichtigung. Es ist richtig, daß die B. u. B. die einzige deutsche Fachzeitschrift ist, die alle (im Original gesperrt) Fragen des außerschulmäßigen Bildungswesens behandelt. Es ist aber die Frage, ob das ein Vorzug ist — für sehr kleine Verhältnisse, wo das Abonnement auf mehrere Volksbildungszeitschriften untunlich ist, vielleicht, für größere

*) Die Sperrungen sind, mit Ausnahme derjenigen in den zitierten Stellen und soweit nicht anders angegeben, von uns vorgenommen worden.

Verhältnisse sicher nicht. Insbesondere im Volksbüchereiwesen hat sich die Berufskunde im letzten Jahrzehnt so entfaltet, daß die Behandlung dieser Fragen zusammen mit denen der Volkshochschule, des Museums, des Theaters, des Kinos, des Rundfunks in einer Zeitschrift von 28 Bogen zu einem befriedigenden Ergebnis kaum führen kann. Aus diesem Grunde ist im außerschulmäßigen Volksbildungswesen schon längst eine Teilung eingetreten: die Büchereifragen werden in der speziellen Fachzeitschrift „Hefte für Büchereiwesen" (herausgegeben von der Deutschen Zentralstelle) bearbeitet, die im Umfange von 30—32 Bogen jährlich erscheint, alle übrigen Fragen der Erwachsenenbildung aber in der „Freien Volksbildung", die gleichfalls im Umfange von 28 Bogen herauskommt.

II.

Mit dem im Vorstehenden aufgedeckten Mangel der B. u. B. hängt zusammen, daß es ihr keineswegs gelungen ist, die führenden Männer der deutschen Volksbildungsarbeit in ihrer Mehrzahl als Mitarbeiter zu gewinnen. Für das Volksbüchereiwesen fehlen alle die Bibliothekare, die dem Kreis der Deutschen Zentralstelle angehören: Reuter-Köln, Waas-Frankfurt a. M., Angermann-Hagen, Nathan-Neukölln, Hofmann-Leipzig, von vielen anderen zu schweigen. Von der Volkshochschule aber fehlen: v. Erdberg-Berlin, Eduard Weitsch-Dreißigacker, Franz Angermann-Sachsenburg, Wilhelm Flitner-Kiel, Theodor Bäuerle-Stuttgart, Georg Koch-Gießen, Hermberg-Leipzig, Rosenstock-Breslau — also alle die Männer, auf denen die Bedeutung und das internationale Ansehen der deutschen Erwachsenenbildung beruht und die den Stamm der Mitarbeiter der „Freien Volksbildung" ausmachen.

Auch diese Tatsache ist nicht zu bestreiten, sie wird vor allem auch nicht durch die in den Prospekten der B. u. B. aufgeführte Mitarbeiterliste berührt, die zwar unbestreitbar eine gewisse Länge hat, die aber mit vielen belanglosen Namen durchsetzt ist, während jene oben genannten Persönlichkeiten — und noch viele andere — fehlen.

Die B. u. B. ist also, gemessen an dem Ganzen der deutschen Erwachsenenbildung, das Sprachrohr einer kleinen und dabei keineswegs der gewichtigsten Gruppe.

III.

Zu dem im Vorstehenden Gesagten kommt, daß die B. u. B. nicht nur ein relativ kleiner Nebenfluß neben dem Hauptstrom der deutschen Volksbildungsarbeit ist, sondern daß sie und die ihr zunächst Verbundenen sich auch in einem Gegensatz zu den Bestrebungen fühlen, die im Volksbüchereiwesen durch die Deutsche Zentralstelle, im Volkshochschulwesen durch den Hohenrodter Bund — dem alle die oben genannten Volkshochschulleute angehören — vertreten werden. Wäre dem nicht so, würde ja auch gar nicht einzusehen sein, warum Direktor Ackerknecht und seine Freunde neben den großen, wohlausgebauten Organen, über die Zentralstelle und Hohenrodter Bund verfügen, noch einmal ein Blatt herausgeben. In dem Augenblick, in dem sich die deutschen Städte entscheiden sollen, ob sie gerade der B. u. B. Unterstützung angedeihen

lassen sollen, muß weiterhin darauf hingewiesen werden, daß die B. u. B. sich zur Leipziger Büchereiarbeit nicht nur in einem sachlichen Gegensatz befindet, sondern auch gegen die Träger dieser Arbeit unentwegt einen heftigen polemischen Kampf führt. Siehe hierzu das letzte Heft der B. u. B. mit den Artikeln von Joerden und Schuster. Und das, obwohl in einer Schrift der Deutschen Zentralstelle — „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen volkstümlichen Bücherei" alle Schritte zum Abbau dieser kräfteverzehrenden Kämpfe getan worden sind. Eine Finanzierung der B. u. B. in der in dem Rundschreiben Oberbürgermeister Ackermanns befürworteten Weise würde also u. a. eine Finanzierung der Polemik bedeuten, die von Stettin aus gegen große und wichtige Teile der deutschen Volksbildungsarbeit geführt wird.

IV.

Noch ist ein Wort zu sagen über die Angaben des Prospektes, die sich auf die Unterstützung der B. u. B. durch Organisationen und Regierungen beziehen. Es heißt da:

> „Als Beweis dafür, daß die „Bücherei und Bildungspflege" als beratendes Organ für alle Praktiker der immer mehr erstarkenden ländlichen und kleinstädtischen Bildungspflege an erster Stelle steht, diene die Tatsache, daß die „Zentrale der Grenzmarkbüchereien" mit ihrem entwickelten bodenständigen Büchereiwesen den Bezug der Zeitschrift den ihr angeschlossenen Büchereien zur Pflicht gemacht hat. Wie sehr aber auch für alle anderen Praktiker gemeindlicher Bildungspflege unsere Zeitschrift in Frage kommt, geht daraus hervor, daß nicht nur der Deutsche Städtetag seinen Mitgliedsstädten, sondern auch das „Thüringische Ministerium für Volksbildung" und der „Österreichische Uraniaverband" ihren Bezug amtlich empfiehlt."

Diese Angaben bezw. die darauf gegründete Klassifikation — das „an erster Stelle stehen" — müssen den Eingeweihten ganz merkwürdig berühren. Unter den Stellen, die hier „empfehlen" oder ihren Mitgliedern den Bezug der B. u. B. auferlegt haben, ist eine kleine lokale Organisation (die Zentrale der Grenzmarkbüchereien in Schleswig, die etwa zwei preußische Kreise umfaßt!), eine sachlich wenig bedeutungsvolle Vortragsorganisation in Österreich und eine einzige Regierung (im Original gesperrt). Die „Hefte für Büchereiwesen" aber werden von der Deutschen Zentralstelle herausgegeben, deren für die Zeitschrift verantwortliche Abteilung, das Institut für Leser- und Schrifttumskunde, von der Stadt Leipzig, dem Reich und sämtlichen deutschen Länderregierungen (mit Ausnahme von Bayern) finanziert wird; ferner haben mehrere Regierungen (darunter auch das Thüringische Ministerium!) den Bezug der „Hefte" den Büchereien ihrer Länder nicht nur empfohlen, sondern beziehen seit Jahren die „Hefte für Büchereiwesen" direkt von uns und stellen sie den Büchereien ihres Landes regelmäßig zur Verfügung.

Weiter heißt es an dieser Stelle des Prospektes:

„Ihre einzigartige Bedeutung für das volkstümliche Büchereiwesen wird schließlich dadurch erwiesen, daß sie als Verbandszeitschrift mehreren deutschen Büchereiverbänden dient (u. a. Verband Deutscher Volksbibliothekare e. V., Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare, Verband pommerscher Büchereien, Provinzialverband brandenburgischer Büchereien, Verband schleswig-holsteinischer Büchereien, Verband niederrheinischer Büchereien)."

Die Angabe des Tatsächlichen ist auch hier richtig. Wie wenig diese Angaben aber für die „einzigartige Bedeutung" der B. u. B. beweisen, geht daraus hervor, daß auch die „Hefte für Büchereiwesen" offizielles Organ des Verbandes deutscher Volksbibliothekare sind, weiterhin aber Organ der Deutschen Zentralstelle und der Preußischen Volksbücherei-Vereinigung, der Landesgruppe Sachsen der Zentralstelle und der Vereinigung Württembergischer Bibliothekare. Neben der Zentralstelle ist die in dem Prospekt aufgeführte Arbeitsgemeinschaft eine vollständig bedeutungslose Organisation, die lediglich auf dem Papiere steht, und neben der Preußischen Volksbücherei-Vereinigung, die sich auf ganz Preußen bezieht, hat die B. u. B. nur einige Provinzialverbände als tragende Stellen der B. u. B. aufzuführen. Es ist peinlich, solche Gegenüberstellung überhaupt machen zu müssen, aber in einem objektiven Gutachten kann dieses Verfahren, die „Einzigartigkeit" des um Unterstützung werbenden Unternehmens nachzuweisen, doch nicht unbeleuchtet bleiben.

V.

Ob bei dieser Sachlage sich eine finanzielle Förderung der B. u. B. durch die deutschen Städte empfiehlt, darf bezweifelt werden. Selbstverständlich bringt die B. u. B. manchen wertvollen Beitrag, wenn auch gerade ihr Besprechungswesen der Überzeugung vieler Volksbibliothekare nach hohen fachlichen Anforderungen nicht genügt. Vielleicht würden hier größere Mittel aber auch bessere Leistungen ermöglichen.

Aber die Angelegenheit müßte von den deutschen Städten auch noch von höherer Warte aus betrachtet werden. Der Zug der Zeit geht überall zur Konzentration der Kräfte, zur Rationalisierung und Ökonomisierung dessen, was rationalisiert und ökonomisiert werden kann. In der freien Volksbildung sind die entscheidenden Schritte in dieser Richtung geschehen durch den Aufbau der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen und der Deutschen Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung. An beiden zentralen Stätten sind das Reich und die deutschen Länder, an der Zentralstelle außerdem eine große Anzahl deutscher Städte beteiligt. Die Entwicklung dieser Institute geht unaufhaltsam vorwärts, eine Neufinanzierung der B. u. B. kann darauf gar keinen Einfluß haben. Zum mindesten gilt das für die Deutsche Zentralstelle, die abgesehen von den Subventionen, die sie genießt, schon durch ihre eigenen wirtschaftlichen Unternehmungen eine feste finanzielle Grundlage hat, die weit über das hinausgeht, was jetzt Oberbürgermeister Ackermann für die B. u. B. zu erreichen hofft. Insofern kann der Leipziger Büchereiarbeit ganz gleichgültig sein, welchen Erfolg der Schritt des Stettiner Oberbürgermeisters

hat. Aber vom Standpunkt der Städte aus kann es sich m. E. nicht darum handeln, daß neben diesen großen Zentralorganisationen, die letzten Endes ja im Dienste der deutschen Kommunen stehen, ein Splitterunternehmen durch städtische Subventionen am Leben gehalten wird, sondern daß alle wertvollen Kräfte — und auch auf der Seite der B. u. B. befinden sich selbstverständlich solche — für die Mitwirkung bei den genannten großen Organisationen, ihren Zeitschriften usw. gewonnen werden. Also Zusammenfassung der Kräfte anstatt Zersplitterung! Das müßte die Devise der Städte auf diesem Gebiete sein. Mit allem Gewinn, den Zusammenfassung anstelle der Zersplitterung bietet.

Leipzig, am 20. November 1928.

Walter Hofmann.

Die Herbsttagung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare in Münster.

Von Dr. Wilhelm Schuster.

Da der offizielle Tagungsbericht des Vorstandes nicht vor Anfang des kommenden Jahres wird veröffentlicht werden können, so werden unsere Leser mit Recht Wert darauf legen, wenigstens einiges über die Tagung des Verbandes deutscher Volksbibliothekare vom 15. und 16. Oktober zu erfahren. Denn obwohl diese letzte Tagung von 127 Personen besucht war, so konnten doch zahlreiche Orte nicht vertreten sein*) und nicht jeder hat Gelegenheit, von einem Teilnehmer sich persönlich über die Tagung berichten zu lassen.

Die Tagung war nach zwei Seiten hin von besonderer Bedeutung. Sie zeigte zunächst, um das Erfreuliche vorweg zu nehmen, wie sehr sich die beiden Gegner in vielen Dingen angenähert haben. Das ging besonders deutlich neben vielen Einzelheiten auch aus den beiden Referaten über den Leserkatalog hervor, an die leider eine Aussprache nicht mehr geknüpft werden konnte, welche diesen Eindruck noch verstärkt haben würde. Es scheint, daß beide Parteien zu der Einsicht gekommen sind, wie fruchtbar die methodischen und theoretischen Gegensätze werden können, wenn man den Gegner vorurteilslos zu würdigen versteht, ja, daß auf dieser Gegnerschaft die Entwicklung des deutschen Volksbüchereiwesens und seine Zukunft zum besten Teile beruhen. Um so bedauerlicher ist es, und das ist der zweite Punkt, der der Tagung ihre Bedeutung verlieh, daß die Konsequenz aus dieser Erkenntnis bisher nicht überall gezogen wurde, und zwar deshalb, weil die Machtbestrebungen der einen Seite dieser Folgerung entgegenstehen. Diese Tatsache wurde denn auch ungescheut ausgesprochen, ja sie fand bei der Mehrheit der Versammlung elementaren Ausdruck.

*) Es waren vertreten: Allenstein mit 1, Bergisch Gladbach mit 1, Berlin mit 12, Bietigheim mit 1, Bochum mit 2, Braunschweig mit 3, Bremen mit 1, Breslau mit 2, Bunzlau mit 1, Darmstadt mit 1, Detmold mit 1, Dresden mit 1, Dortmund mit 1, Düsseldorf mit 4, Duisburg mit 3, Elberfeld mit 3, Essen mit 8, Flensburg mit 3, Frankfurt a. M. mit 1, Frankfurt a. O. mit 1, Gelsenkirchen mit 1, Gera mit 1, Gleiwitz mit 1, Görlitz mit 1, Göttingen mit 1, Gronau mit 1, Hagen mit 1, Halberstadt mit 1, Hamburg mit 4, Hannover mit 3, Hameln mit 1, Insterburg mit 1, Kaiserslautern mit 1, Kassel mit 1, Klein-Schwechlen mit 1, Köln mit 1, Königsberg mit 2, Kreuznach mit 1, Leipzig mit 12, Leverkusen mit 2, Lüdenscheid mit 1, Magdeburg mit 1, Mannheim mit 1, Memel mit 1, Mülheim a. R. mit 1, Opladen mit 1, Peine mit 1, Ratibor mit 1, Remscheid mit 1, Saarbrücken mit 1, Schneidemühl mit 1, Schwarzenberg mit 1, Speyer mit 1, Stolp mit 1, Stuttgart mit 1, Solingen mit 1, Stettin mit 3, Uerdingen mit 1, Velbert mit 1, Wald mit 1, Wanne-Eickel mit 2 Mitgliedern.

Man braucht sich durchaus nicht mit allen Worten, die oft von tiefer Erregung getragen waren, zu identifizieren, und man kann diese Tatsache doch als den hoffnungsvollen Auftakt einer neuen Ära begrüßen. Denn die klare Erkenntnis, um was es eigentlich geht, und deren Formulierung kann den Beginn der Heilung bedeuten. Die Mehrheit, mit einem Stimmenverhältnis von etwa 77 zu 50 Teilnehmern, trat für die Freiheit der Entwicklung im deutschen Volksbüchereiwesen ein und bezeichnete den bestehenden Zustand als unerträglich. Es sind nicht theoretische und methodische Gegensätze, welche das deutsche Volksbüchereiwesen spalten und in zahlreichen Fällen die ihm so notwendige einheitliche Stoßkraft rauben, sondern die Tatsache, daß die an Zahl geringere Gruppe durch die einseitige Unterstützung einiger Ministerien, vornehmlich des preußischen Referenten für das Volksbüchereiwesen, dermaßen durch die Zuführung von Geldmitteln und durch autoritative Unterstützung und Empfehlung bevorzugt wird, daß jede abweichende sozialpädagogische Auffassung, und wenn sie noch so bedeutende und bei den Fachleuten des In- und Auslandes anerkannte praktische Leistungen aufzuweisen hat, geknebelt wird. Die Redner betonten, daß gegen einen derartig finanziell ausgestatteten und behördlich unterstützten Propagandaapparat die beste Arbeit nicht aufkommen könne, und daß vor allen Dingen hierdurch der freie Wettbewerb der pädagogischen Persönlichkeiten in der Stellenbewerbung bereits illusorisch gemacht werde. Hierdurch aber drohen dem deutschen Volksbüchereiwesen die schweren Gefahren der Erstarrung, denn für die Besetzung einer wichtigen Stelle wird in solchem Falle nicht mehr die Vollwertigkeit der sozialpädagogischen Persönlichkeit und ihre praktische Bewährung, sondern allein das Bekenntnis zu einer Richtung maßgebend sein. Es sollte damit nichts über die gewiß ebenfalls wichtige Frage ausgesagt sein, ob diese Propaganda sich als solche noch in billigen oder unbilligen Formen bewege. Hierüber wird die betroffene Seite kaum ein objektives Urteil zu fällen vermögen. Es genügt, daß die beklagte Entwicklung den verschiedenen sozialpädagogischen Auffassungen, welche erst in ihrem In- und Gegeneinander eine wertvolle Entwicklung verbürgen, den notwendigen Lebensraum unerträglich verengt. Verschiedene Redner beklagten es deshalb, daß der preußische Ministerialreferent, der alle werthaften Formen gleichmäßig zu betreuen berufen sei, als Vorsitzender der Leipziger Zentralstelle sich einseitig festgelegt habe. Gewiß bestreite ihm niemand sein Recht, der einen oder anderen Auffassung persönlich zuzuneigen, doch dürfe diese persönliche Stellungnahme in seinen Amtshandlungen nicht in so eklatanter Weise zum Ausdruck gelangen.

Mit diesen Ausführungen war klar umrissen, daß die Tagung für die Mehrheit der deutschen Volksbibliothekare unter dem Zeichen des Kampfes für eine freie Entwicklung im deutschen Volksbüchereiwesen stand, und hieraus sind alle Entschlüsse dieser Tagung zu verstehen. Deren wichtigster war, daß man beschloß, die paritätische Zusammensetzung des Vorstandes, wie sie bisher geübt wurde (indem die Mehrheit sich zugunsten der Minderheit freiwillig ihres Rechtes begab, gemäß ihrer Bedeutung im Vorstande vertreten zu sein), zu verlassen. Dieser Entschluß wurde der Mehrheit dadurch besonders nahegelegt, daß der alte Vorstand sich zuletzt bei auftretenden Differenzen nicht immer arbeitsfähig gezeigt hatte. Ferner wollte die Mehrheit, daß das Stimmenverhältnis sich auch nach außen hin dokumentiere. Die Hoffnungen, welche ursprünglich an den Verzicht der Mehrheit auf ihr Recht geknüpft waren, daß nämlich sich hierdurch ein Ausgleich der feindlichen Brüder ergeben würde, hatten sich nicht erfüllt. Soweit der schon erwähnte erfreuliche Ausgleich in vielen theoretischen und praktischen Fragen erfolgt ist, geschah dies vielmehr durch die literarische Debatte und durch die sich gegenseitig modifizierende Praxis, welche stets die ungeeignetere Methode zugunsten der erprobteren fallen lassen wird, zunächst aber einmal die jeweils möglichen Lösungen durchprobt. Ganz fern lag der Mehrheit der ihr von der Gegenseite sofort unterschobene Gedanke, den Verband nunmehr zu einem büchereipolitischen Machtinstrument gegen die Minderheit zu machen. Dieser Gedanke mußte der Mehrheit schon deshalb um so ferner liegen, als es ja gerade ihre abweichende Auffassung ist, daß in der Freiheit der Entwicklung und ihrer Sicherung das Ziel zu suchen sei. Denn es handelt sich beim Büchereiwesen als einer Form der Sozialpädagogik um ein Geistiges, das seinem Wesen nach verfälscht wird, wenn es zum Objekt einer Machtpolitik gemacht wird. Der irrtümliche Gedanke, daß

eine solche Absicht zugrunde liegen könnte, mußte freilich einer Seite naheliegen, welche im Gegensatz hierzu autoritativ orientiert ist.

Aus den genannten Gründen setzte die Mehrheit die Form der Listenwahl durch. Nach Besprechung beider Parteien, zu der die Mehrheit die von ihr verlangte Zahl der Sitze festlegte, wurde folgende Liste vereinbart und gewählt: Dr. W. Schuster, 1. Vorsitzender; Hans Hofmann, Schatzmeister; Dr. Engelhardt, Schriftführer (engerer Vorstand); Dr. van den Briele, 2. Vorsitzender; Dr. Waas; Frl. Schwenke; A. Trumm; W. Sandmann. Gleichzeitig wurde eine Reserveliste gewählt, aus der nach der Reihe für ausscheidende Mitglieder in den Vorstand selbst aufrücken sollen: Frau Schultz-Schmula; Dr. Schriewer, Dr. Schröder; Dr. Heiligenstädt*). — Da an Stelle von Frl. Dr. Nathan, welche nicht mehr für den Vorstand kandidieren wollte, von der Leipziger Seite ein Herr vorgeschlagen wurde, andrerseits der neue 1. Vorsitzende sein Amt wegen anderweitiger Überlastung nur dann übernehmen zu können glaubte, wenn der zuletzt vertretende, eingearbeitete Schriftführer im Amte bliebe (es ist dies besonders für die bereits von ihm eingeleitete und weit geförderte Arbeit an dem immer mehr sich auswachsenden Jahrbuch von entscheidender Bedeutung), so schienen die Frauen nunmehr nicht nach ihrer Bedeutung hinreichend vertreten zu sein. Um ihnen diese Vertretung in ausreichendem Maße zu sichern, wurden zwei wichtige Maßnahmen durchgeführt.

Es wurde zunächst beschlossen, daß der engere Vorstand als geschäftsführender Vorstand sich in allen Fragen, welche das Berufsinteresse der Frauen berühren könnten, durch Hinzuziehung von Frl. Schwenke ergänze. Ferner wurde den Frauen in der Kommission, welche die wichtigste Arbeit des Verbandes zur neuen Generalversammlung zu leisten haben wird, nämlich in der Kommission für die Ausbildungsfrage, die Mehrheit (4 : 3) gesichert.

Der neue Vorstand wird nun zu zeigen haben, daß er in dieser Besetzung, welche ein Spiegelbild der in der Hauptversammlung vorhandenen Mehrheitsverhältnisse gibt, ersprießliche Arbeit leisten kann. Wenn die Leipziger Seite ihren Widerspruch gegen die neue Regelung in zwei Auslassungen protokollarisch festlegte und zum Ausdruck brachte, daß sie sich von der Mehrheit vergewaltigt fühle, so ist sie damit auf falschem Wege. Es ist das selbstverständliche Recht jeder Mehrheit in jeder Versammlung, ihrem Willen in den Wahlen Ausdruck zu geben. Es war eine freiwillige Beschränkung, wenn dies bisher nicht der Fall war. Die Mehrheit hat außerdem auch auf dieser Tagung wiederum *weitgehendste Mäßigung* geübt. Sie hat keine Entschließung zur Ausbildungsfrage eingebracht und durchgeführt, wozu sie durchaus in der Lage war, sondern hat eine neue Kommission ernannt, um nochmals eine Verständigung zu versuchen. Sie hat ferner nicht versucht, den bekannten Paragraphen 1, welcher die Wirksamkeit des Verbandes ungemein behindert, schon diesmal aufzuheben. Sie wollte dies einer späteren Entwicklung überlassen, in der die erhoffte Annäherung diese Ausgestaltung des Verbandes beiden Teilen als erwünscht erscheinen lassen könnte. Auch in anderen Fragen, welche hier nicht berührt werden sollen, hat sie sich *absichtlich* zurückgehalten. Es ist über die Wahlen hinaus kein Beschluß gefaßt worden, welcher den Verband nach irgend einer Seite festgelegt hätte. Auch nicht eine Entschließung in der die Mehrheit so schwer berührenden einseitigen Förderung der Minderheit durch einige Ministerien. Diese Entsagung in Dingen, welche nach allen Erfahrungen Lebensfragen für weite Kreise des deutschen Volksbüchereiwesens bedeuten, kann wohl nicht überwertet werden. Sie dürfte der beste Beweis dafür sein, daß der Mehrheit der Gedanke, den Verband zum machtpolitischen Instrument zu machen, gänzlich fern liegt, und daß es ihr ernst ist mit ihrer Forderung der freien Bahn für jedes tüchtige, werthafte Arbeit leistende Streben. Es wird sich zeigen, ob die Gegenseite diese Mäßigung anerkennt. Ihre Bereitschaft auch in dem gegen ihren Wunsch zusammengesetzten neuen Vorstand in kollegialer Zusammenarbeit positive Arbeit zu leisten, haben ihre Vertreter schon auf der Tagung betont, und hierin liegt doch eine Gewähr für die Zukunft, in der

*) Doch hat die Leipziger Gruppe das Recht, bei Ausfall eines der ihr nahestehenden Mitglieder aus den Genannten wieder eine ihr nahestehende Persönlichkeit aufrücken zu lassen.



einmal vertrauensvoller Austausch der gegenseitigen Erfahrungen an Stelle des Machtkampfes treten soll.

Diesen Machtkampf aber zu beenden, liegt nicht allein bei den streitenden Parteien. So berechtigt die Gegenwehr gegen eine auf geldlicher und autoritativer behördlicher Unterstützung beruhende Machtpolitik ist, man wird andererseits nicht verkennen dürfen, daß es sehr menschlich ist, ja daß es im Wesen jeder von ihrem Werte innerst überzeugten Bewegung liegt, die ihr bereitwilligst gebotenen Machtmittel zu verwenden, vielleicht auch die Versuchung, sie zu überspannen. Hier auszugleichen ist in erster Linie Aufgabe und Pflicht des Staates. Solange er sich gegenteilig verhält, können Frieden und Freiheit (zwei Dinge, die notwendig aneinander gebunden sind) nicht einziehen. Wir glauben Grund zu der Hoffnung zu haben, daß auch hier ein Wandel eintreten wird, indem sich die Überzeugung von der Notwendigkeit polarer Spannungen in jeder lebendigen Bewegung und von der Werthaftigkeit auch nicht besonders autorisierter Arbeit mehr und mehr durchsetzt. Zumal die geforderte Freiheit dem Wesen des neuen deutschen Staates und dem ihm immanenten Gesellschaftsideal entspricht.

Lehrgänge und Versammlungen.

Lehrgänge der Zentrale für Grenzmarkbüchereien.

Die Zentrale der Grenzmarkbüchereien in Schneidemühl veranstaltete in diesem Jahre für die Leiter der ihr angeschlossenen Büchereien drei Lehrgänge, die sich alle in der Hauptsache mit rein praktischen Fragen und Problemen des Büchereidienstes befaßten und den Büchereileitern in erster Linie praktische Winke und Hinweise für ihre Büchereitätigkeit geben sollten.

Der erste Lehrgang fand vom 2. bis 4. April 1928 in Schneidemühl statt für die Leiter kleinstädtischer Büchereien. An ihm nahmen insgesamt 28 Büchereileiter teil.

Den Einleitungsvortrag hielt Dr. Ackerknecht (Stettin) über das Thema „Büchereiwesen und Bildungspflege", das durch eine reiche Fülle von Beispielen die Sonderstellung des Büchereiwesens in der gesamten Bildungspflege veranschaulichte. Zwei weiteren einleitenden Vorträgen über „Das Büchereiwesen in Amerika-England und Dänemark-Schweden" und über den „Grenzmarkdienst und seine Aufgaben" folgten dann die auf die praktischen Arbeiten in der Kleinstadtbücherei eingestellten Ausführungen über den Leserkatalog und Methoden zu einer Lösung dieser schwierigen Fragen für Kleinstadtbüchereien, über die Werbemittel der Kleinstadtbüchereien, über die Notwendigkeit und Bedeutung der Büchereistatistik, über die Erweiterung des Bücherbestandes der Kleinstadtbüchereien und über die Organisation des deutschen Buchhandels. Die Tagung endete mit praktischen Arbeiten und Übungen zur Buchpflege.

Der zweite Lehrgang vom 24. bis 26. Juli und der dritte Lehrgang vom 25. bis 27. September waren offen für Büchereileiter ländlicher Büchereien. An diesen beiden Veranstaltungen nahmen insgesamt 115 (59 + 56) Büchereileiter teil. Auch hier hatten beide Lehrgänge in der Hauptsache die Aufgabe, rein praktische Fragen, die sich den Leitern dörflicher Büchereien in erster Linie ergeben, zu erörtern. Vorträge waren gewidmet dem Problem des Leserkataloges und seiner praktischen Lösung für ländliche Verhältnisse, der Buchauswahl, der Notwendigkeit und Bedeutung der Büchereistatistik, Werbemöglichkeiten und Werbemitteln der Dorfbücherei. Die Reihe dieser für die Büchereipraxis vorgesehenen Darlegungen fand ihren Abschluß in gemeinsamen Arbeiten und Vorführungen zur Buchpflege.

Weitere Vorträge behandelten sodann den großen umfassenden Aufgabenkreis des Grenzmarkdienstes Posen-Westpreußen, die Zusammenarbeit der ländlichen Fortbildungsschule und der Dorfbücherei und endlich noch die Bedeutung der Abenteuerliteratur und des historischen Romans in der Dorfbücherei. K.

Pommersche Büchereitagung 1928.

Vom 17. bis 19. September fand unter Leitung von Stadtbüchereidirektor Dr. Ackerknecht in den Räumen der Stettiner Stadtbücherei die 9. Pommersche

Büchereitagung statt. Vielleicht ist der außerordentlich starke Besuch — 96 auswärtige Teilnehmer — darauf zurückzuführen, daß sich bei den Vorträgen literarische und büchereitechnische Themen die Wage hielten.

Nach einem Bericht über die Arbeit der Beratungsstelle und die Entwicklung des Büchereiwesens in der Provinz während des letzten Jahres (planmäßige Durcharbeitung der beiden Kreise Randow und Greifenhagen, Veranstaltung von Lehrgängen für die nebenamtlichen Büchereileiter, Überweisung von Druckschriften, Unterstützung der örtlichen Standbüchereien durch die zentrale Pommersche Landeswanderbücherei usw.) ging Dr. Ackerknecht über zu seinem Vortrag „Die Kunst des Lesens". Es wurde gezeigt, daß mit der technischen Lesefertigkeit, wie sie die Schule zunächst erreichen muß, noch nicht viel getan ist. Dieses Lesen vermag nur den begrifflichen Inhalt des Wortes zu erfassen, wie es zum Verständnis z. B. der Zeitung, dieses großen Förderers der bloßen Lesefertigkeit, genügt. Es fehlt diesem Lesen die vollblütige Kraft der nachschaffenden Phantasie, über die frühere Geschlechter mit geringerer Lesefertigkeit noch reichlicher verfügten und welche die Grundlage ist für alles „ausschöpfende und hingebende Lesen". Wenn im Gefolge all der auflösenden Tendenzen unsere Gegenwart zum großen Teil die ursprüngliche Einfühlungskraft in den Sinn der Dichtung verloren hat, so können wir auch meist nicht unmittelbar zu jener Kunst des Lesens zurückkehren, sondern wir auf unserer anderen Entwicklungsstufe müssen vor allem durch sorgsame Selbsterziehung über die Urteilsfähigkeit wieder zur Genußfähigkeit zu gelangen suchen. Auf dieser methodischen Grundlage wurden dann drei typisch verschiedene Erzählungen verglichen: Friedrich Huch „Der Gast"; Hans Grimm „Des Elefanten Wiederkehr"; Wilhelm Schäfer „Der Brief des Dichters und das Rezept des Landammannes". Jedem angemeldeten Teilnehmer waren alle drei Erzählungen — die Erzählungen von Grimm und Schäfer als Manuskriptdrucke der Stettiner Volkshochschule — rechtzeitig zum eigenen Vorstudium übersandt worden. Zum Schluß wurde noch die Bedeutung der Vorlesestunde für die „Kunst des Lesens" kurz erörtert.

Anschließend sprach Dr. Kock (Schneidemühl), der Leiter der Beratungsstelle für das Büchereiwesen der Grenzmark Posen-Westpreußen, über „Die Büchereistatistik": Notwendig ist sie als Rechenschaftsablage vor der Öffentlichkeit, vor den Geldgebern; ihr Mittel ist der Vergleich der Entwicklungen im Büchereiwesen, wobei der zeitliche und der räumliche Vergleich nebeneinandergehen können und zu kombinieren sind. Die verschiedenen Probleme der Statistik: Bestandzahl, Leserzahl (und ihre auf dem Lande besonders schwierige, bezw. unmögliche Feststellung), Verhältnis der sozialen und der Altersschichtung, Zahl der Leseeifrigkeit usw. wurden an Hand eines übersichtlichen tabellarischen Vordrucks, den jeder Hörer in der Hand hatte, dargestellt. Besonders wichtig war, daß der Vortragende sich bei seinen Ausführungen immer der Grenze der Erkenntnismöglichkeiten einer Statistik bewußt blieb und wiederholt auf die Gefahren einer falschen und übertreibenden Auswertung der statistischen Ergebnisse aufmerksam machte.

Am Nachmittag wurde die Vogelwarte Mönne besucht, die, aus einfachsten Mitteln aufgebaut und von aufopferungsbereiten Menschen geleitet, eine Stelle des Tierschutzes und Tierstudiums unserer pommerschen Heimat ist.

Der zweite Tag begann mit einem Vortrag von Dr. Eggebrecht (Stettin) über „Das Äußere der Bücherei", der, ausgehend von den schwierigen Verhältnissen der meisten kleinen dörflichen Büchereien, alle Erfordernisse der äußeren Gestaltung der Bücherei ins Gedächtnis rief: die Raumbeschaffung, die zweckmäßige Konstruktion des Bücherschrankes, Aufstellung der Bücher, Technik der Ausleihe und ihre sorgsame Ausführung, Pflege der Bücher und Buchkontrolle nach jeder Rückgabe, Bücherstützen, Bucheinband, Buchumschlag usw. Es folgte ein Vortrag von Dr. Joerden (Stettin) über den „Bildungswert des historischen Romans", der auf Grund der großen Bedeutung des historischen Romans in der Volksbücherei die verschiedenen Arten des historischen Romans und die verschiedenen Seiten seiner Bildungswirkung zu erfassen suchte. Zum Schluß sprach Dr. Schulz (Stettin) über den „Bauernroman" und zeigte, daß das Bauerntum zwar vielfach durch die zivilisatorischen Tendenzen unserer Zeit „aufgeklärt" sei, daß es aber — jedenfalls in Pommern — noch zum viel größeren Teil auf seiner alten Stufe stehen geblieben sei und jetzt eine Bildungsarbeit dringend nötig habe, wenn es nicht im Fortgang

der Zeit zerbrochen werden wolle. An Beispielen von wichtigen Bauernromanen wurde die Bedeutung der Bücherei für diese Aufgabe deutlich gemacht.

Der Nachmittag brachte Berichte über die Entwicklung provinzieller Büchereien, und zwar referierten Bibliothekarin Hanna Voll über die Volksbücherei Stargard (hauptamtlich), Lehrer Christoph über die Volksbücherei Rügenwalde, Lehrer Schwandt über die Volksbücherei Torgelow und Lehrer Reiche über die Volksbücherei Bayershöhe (alle drei nebenamtlich). Das äußerst Interessante an den Berichten war, einmal die Verschiedenheit der Entwicklung und Gestaltung nach Maßgabe der besonderen Voraussetzung der einzelnen Orte (Kleinstadt, großes Fabrikdorf, kleines Kolonistendorf) vorgeführt zu bekommen. Darauf fand eine Vorlesestunde statt, in der Dr. Ackerknecht zur praktischen Ergänzung seines Vortrags über die „Kunst des Lesens" Gedichte von Hermann Hesse und zwei Erzählungen von J. V. Jensen vorlas unter dem Thema „Erotische Erlebnisse".

Am dritten Tag sprach Dr. Zifreundt (Neutitschein, Tschechoslowakei) über die „Leserberatung". Seine Ausführungen, getragen von echt pädagogischer Begeisterung, legten dar, wie dem Willen des Lesers zur Beratung die Fähigkeit des Bücherwartes, beraten zu können, entgegenkommen müsse. Und diese Fähigkeit sei vor allem darin begründet, auch noch in dem einfachen und „unbequemen" Leser den „Funken des Bedürfnisses nach Gefühlsbildung" sehen zu können. Man müsse sich dabei immer bewußt bleiben, daß es für jeden Leser Grenzen der Aufnahmefähigkeit gebe. Die pädagogische Haltung müsse sich gerade in der Stützung der „schwächsten Schüler" bewähren. Hierauf wurde angedeutet, welche äußeren Hilfsmittel — Bezeichnungen auf der Leihkarte usw. — die Ausleiheberatung fördern könnten. Anschließend legte Dr. Braun (Stettin) die Fragen der Kataloggestaltung (in ihrer Bedeutung für den Leser) dar. Es sei die Aufgabe des Katalogs, den Bestand für den Leser lebendig zu machen, und es sei Büchereiideal, daß auch die kleinste Bücherei ihren Lesern eine völlige Übersicht über den Bestand ermöglichen könne. Die verschiedenen Arten der Kataloggestaltung, wie sie für kleine Büchereiverhältnisse in Frage kommen, wurden an Hand eines Katalogmusterdruckes, den jeder Hörer bekommen hatte, verdeutlicht: der alphabetische Katalog, der besprechende Katalog, der in Stoffkreise aufteilende Katalog, und die Möglichkeit, alle Grundformen zu kombinieren. Zuletzt wurde noch an einige Äußerlichkeiten, die aber für die Gestaltung des Katalogs äußerst wichtig sind, erinnert.

In der anschließenden regen Aussprache — sie war schon am Vortage begonnen und wurde jetzt zu Ende geführt — wurden vor allem noch einmal erörtert die grundlegenden Fragen der Statistik (Unterhaltung und Belehrung, Feststellung der Leserzahl), der Schülerbücherei, des Katalogs und der Gebührenpolitik.

Während der ganzen Tagung waren folgende Ausstellungen zugänglich: Formulare, Bucheinband, historische Romane, Bauernromane, Druckschriften; bei jeder Ausstellung gaben Angestellte der Bücherei nähere Auskunft. Außerdem erhielt jeder Teilnehmer zu den Vorträgen die in Stoffkreise gegliederten Listen der historischen und der Bauernromane, Statistikvordrucke, Merkpunkte zur Leserberatung und Katalogmusterdrucke. J.

Sechstägige Arbeitslehrgänge der pommerschen Beratungsstelle.

Wie im Frühjahr 1927 (vgl. B. u. B. 1927, S. 304) konnten auch im Frühjahr 1928 (7.—12. 5.) und im Herbst 1928 (1.—6. 10) Arbeitslehrgänge für die nebenamtlichen Büchereileiter der Provinz abgehalten werden. Gemäß den gemachten Erfahrungen des ersten Kurses war jetzt ein Übungsbestand von ca. 100 Bänden aufgestellt. An diesem Bestand wurden zunächst alle wichtigen Griffe der Büchereitechnik (Zugangsliste, Signieren, Kartenschreiben usw.) durch tatsächliches Ausführen der Lehrgangsteilnehmer geübt. Außerdem wurden an diesem Übungsbestand die für die Volksbüchereiarbeit besonders wichtigen Buchgruppen durchgenommen: der soziale Roman, der historische Roman, Tiererzählungen, der Bauernroman, der Abenteurerroman. Und zwar dergestalt, daß zunächst ein allgemeines Referat eines der beiden Lehrgangsleiter über die Grundfragen dieser Buchgruppen gehalten wurde, daß darauf je von zwei Lehrgangsteilnehmern Be-

richte über ein wichtiges Beispiel (z. B. Alscher: „Die Kluft", Andersen Nerö: „Der Lotterieschwede", Linnankoski: „Die Flüchtlinge", Raabe: „Die schwarze Galeere", Jürgensen: „Der kleine und der große Fluß") gegeben wurden, und daß schließlich die in dem Übungsbestand enthaltenen anderen Bücher der entsprechenden Buchgruppe (einschließlich der Ergänzung aus der belehrenden Abteilung) von den Lehrgangsleitern gründlich durchgesprochen wurden. Zur Ergänzung dieser theoretischen Arbeit beteiligten sich die Teilnehmer nachmittags an den Ordnungsarbeiten (besonders Buchpflege) und der Ausleihe in den Volksbüchereizweigstellen. J.

Aus der Beratungspraxis.

An die Leiter der Pommerschen Büchereien.

Sehr geehrter Herr!

Es wird Ihnen gewiß auch schon aufgefallen sein, daß Bestellungen auf Werke der älteren pommerschen Heimatliteratur bei der Beratungsstelle oder bei einer Buchhandlung nicht ausgeführt werden konnten, weil die Bücher seit längerer Zeit vergriffen sind. Im Hinblick auf die bildungspflegliche Bedeutung der Heimatliteratur würde ein Neudruck von manchem dieser Werke nicht nur seitens der pommerschen Büchereileiter, sondern auch von weiteren an der geistigen Entwicklung unserer Heimat interessierten Kreisen mit Freude begrüßt werden.

Die Beratungsstelle hat den erwähnten Mißstand seit langer Zeit erkannt und ist daher ständig — bisher jedoch leider mit geringem Erfolge — bemüht gewesen, Verleger für die Neuauflage besonders wichtiger Werke der pommerschen Heimatliteratur zu gewinnen, zumal durch den Aufsatz von Martin Thilo: „Historische Erzählungen aus Pommerns Vergangenheit" (Pommernland, 1924, S. 252ff.), der 1924 auch als Sonderdruck der „Bücherei und Bildungspflege" erschienen ist, das Interesse wenigstens an der historischen Erzählungskunst, die unsere Provinz betrifft, neu belebt worden ist.

Auf unsrem Übungslehrgang im Mai dieses Jahres wurde erneut die Anregung gegeben, die Beratungsstelle möge durch eine Rundfrage den Bedarf der einzelnen Büchereien an Heimatliteratur feststellen, um so einem noch zu gewinnenden Verleger bestimmte Vorschläge für die Neuherausgabe des einen oder anderen Werkes machen zu können. Und zwar werden wir dabei in erster Linie belletristische Werke ins Auge fassen müssen, schon weil von ihnen meist verhältnismäßig größere (d. h. aber auch rentabelere) Auflagen gemacht werden können. Es kann jedoch auch gelegentlich ein rein belehrendes Buch (z. B. eine Stadtgeschichte) für unsere Wiederbelebungsversuche in Betracht kommen.

Um zunächst einmal sicher zu gehen, daß kein bildungspfleglich bedeutsames Buch übersehen wird, bitten wir Sie, sehr geehrter Herr Büchereileiter, uns zunächst einmal die Ihnen bekannte Heimatliteratur anzugeben und uns gleichzeitig mitzuteilen, welche der von Ihnen genannten Bücher Sie in Ihre Bücherei einstellen würden. Es wird sich dabei auch gelegentlich um Werke handeln, die in der vorliegenden Form den heutigen Leser nicht mehr ansprechen, die aber durch eine entsprechende Bearbeitung und Kürzung zu einem brauchbaren Bestandteil des pommerschen Schrifttums werden können, wie Meinholds „Sidonie von Borck, die Klosterhexe". Entsprechende Vorschläge sind uns sehr willkommen. Die Beratungsstelle wird dann auf Grund der vorliegenden Angaben ihre Bemühungen um die Neuherausgabe pommerschen Schrifttums mit verstärkter Wirkungsmöglichkeit fortsetzen können.

Mit hochachtungsvoller Begrüßung

Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Pommern
Stettin, Grüne Schanze 8.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Albrecht Dürer.*)

Am 6. April 1528 ist Albrecht Dürers Leben zu Ende gegangen. 400 Jahre sind seitdem vergangen, und überall in deutschen Landen hat man des Tages gedacht, an dem das Dasein des größten Malers, den die deutsche Kunst hervorgebracht hat, sich vollendete. Es war eine Ehrenpflicht der Volksbücherei, auch an ihrer Stelle das Gedächtnis dieses Tages festlich zu begehen, und nirgends wird sie es daran haben fehlen lassen, mit dem, was Buch und Bild vermitteln kann, ihren Lesern die Größe Albrecht Dürers vor Augen zu führen.

Die Literatur über Dürers Leben und Schaffen ist unterschiedlich zu bewerten. Sie ist überaus groß und nahezu unübersehbar, wenn man alles in Betracht zieht, was an gelehrten Untersuchungen, wissenschaftlichen Forschungen und darstellenden Abhandlungen jemals veröffentlicht worden. Sie drängt sich andrerseits auf einen nicht übermäßigen und leicht überschaubaren Bestand zusammen, wenn man aus der ganzen riesigen Masse nur das herausgreift, was wirklich geeignet ist, die Gestalt Dürers einem Leserkreis, der nicht aus Forschern und Gelehrten besteht, zu einem lebendigen Begriff werden zu lassen. Und nur auf diese Literatur kommt es der Volksbücherei an. Dürers Volkstümlichkeit ist auch heute noch unbestritten und unverwelkt. Seine Gestalt und sein Werk sind in den Vorstellungskreis unsres Volkes übergegangen. Davon allein soll jedes Buch Zeugnis ablegen, das die Volksbücherei ihrem Leser in die Hand gibt.

Dürers Werk liegt in nicht wenigen, den gesamten Bestand an Gemälden, Holzschnitten, Kupferstichen, Zeichnungen vermittelnden Veröffentlichungen vor, die die hervorragende Qualität der Wiedergabe freilich mit Preisen erkaufen, die sich auf Hunderte und Tausende von Mark belaufen. Sie zu erwerben ist Sache des Museums oder der Kunstschule, nicht aber der Volksbücherei mit ihren beschränkten Mitteln.

Für diese kommt allein in Betracht der Dürer gewidmete Band der „K l a s s i k e r d e r K u n s t", der in diesem Jahre in neuer Auflage herausgekommen ist. (Deutsche Verlagsanstalt. Lw. 20,—.) Der Band ist wieder neu auf den Stand der Forschung gebracht, das Material ist gesichtet, als unecht Erkanntes ausgeschieden, neu für Dürers Werk Gewonnenes hinzugekommen. Daß eine Reproduktion, welche Gemälde, Holzschnitte und Kupferstiche auf dem gleichen Papier und in annähernd gleichen Maßstäben wiedergeben muß, nicht voll befriedigen kann, ist selbstverständlich. Die Bedeutsamkeit der Ausgabe als der bequemsten und handlichsten Gelegenheit zum Nachschlagen und Orientieren wird dadurch nicht herabgemindert. Für Zwecke der Volksbücherei ist der Band ganz unentbehrlich. Allgemein zugängliche Veröffentlichungen, die jeweils einen Teil aus der künstlerischen Tätigkeit Dürers vollständig wiedergeben, gibt es sonst leider nicht. Doch erschließt sich dem Besucher der Volksbücherei das Wichtigste in schönen Auswahlausgaben, an denen kein Mangel ist. [Eine ganz wundervolle Publikation sämtlicher K u p f e r s t i c h e D ü r e r s in Größe der Originale bietet Hildegard Heyne im Verlag von F. W. Hendel in Leipzig (1928. Lw. 40,—). Der Wert dieses Tafelwerkes steht außer aller Frage, die Reproduktionen sind über jedes Lob erhaben. Wo nur eben Mittel zur Verfügung stehen, sollten es die Volksbüchereien anschaffen, besonders da, wo man in Ermangelung eines Museums oder aus anderen Gründen sich zu Ausstellungen berufen glaubt oder verpflichtet ist.]

---

*) Der vorliegende Artikel fand sich auf dem Schreibtische Dr. K e m p s und zwar in einer ersten, stellenweise skizzierten Niederschrift, die sicher noch die glättende Hand erfahren hätte. Beim Abschluß der Arbeit glaubte ich, am Inhalt und Ausdruck nichts ändern, sondern den Artikel nur vervollständigen zu sollen, und zwar auch nur so weit, als unerledigtes Besprechungsmaterial aus Kempschem Besitze vorlag. Diese Ergänzungen sind durch [] kenntlich gemacht.

M. S c h a e f e r (Elberfeld).

Die Apokalypse liegt in einer schönen Veröffentlichung des Verlages Amsler & Ruthardt vor, die die 16 Holzschnitte in Originalgröße wiedergibt. (Preis Hlw. 48,—.)

Auch für die große Passion hat Amsler & Ruthardt die beste Ausgabe, wieder in Originalgröße der Blätter, geliefert. (100,—.) [Eine kleinere Ausgabe bietet der Holstein-Verlag (Pp. 3,—. Lw. 5,50), die sich mit der vorgenannten natürlich nicht messen kann und will, die zum ersten Kennenlernen und zu erster Anregung aber durchaus geeignet ist.] Die Grüne Passion ist wie die Apokalypse in den Monographien zur deutschen Kunst (Recht & Noether 1923. Geb. 1,50) enthalten. Das Marienleben ist in der hübschen Ausgabe der Insel-Bücherei bequem zugänglich. Zu den schönsten Veröffentlichungen aus Dürers graphischem Werk gehört die Sammelausgabe der Vier Evangelien und der Apokalypse bei Amsler & Ruthardt (jetzt Auslieferung durch Einhorn-Verlag) (180,—. Hlw. 300,—). Wundervoll klarer Textdruck und großformatige Wiedergabe der Holzschnitte machen die Ausgabe zu einem erfreulichen Besitz auch in der Eigenbücherei. [Die kleine Passion liegt in einer billigen Ausgabe der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung (0,60. Lw. 1,50) vor. Sie ist gewiß gut gemeint, muß aber wegen der Art der Holzschnittwiedergaben abgelehnt werden.]

Die Handzeichnungen hat Wölfflin in einer schönen Auswahl herausgegeben (Piper. Hlw. 12,—). Die Ausgabe gehört zum besten, was wir in der Dürer-Literatur haben; sie ist vor allem deshalb wertvoll und wichtig, weil ein recht zusammenhängender Überblick über die Entwicklung des zeichnerischen Schaffens bei Dürer gegeben ist. Die viel billigere, aber in der Wiedergabe vermöge eines größeren Formats hervorragend gute Auswahl, die Anton Reichel im Verlag von Manz (4,50) herausgegeben hat, kann natürlich an Wölfflins Band nicht heranreichen, weil sie diese in der Reichhaltigkeit des Materials nicht erreicht. Für Leser, denen es in erster Linie auf die unverfälschte Wiedergabe des graphischen Bildes ankommt, muß allerdings gerade diese kleinere Ausgabe empfohlen werden.

Daß die Randzeichnungen zum Gebetbuch des Kaisers Maximilian in der wundervollen Faksimile-Ausgabe Leidingers ebenso unerschwinglich sind wie in der älteren von Gielow besorgten Ausgabe, ist sehr zu beklagen. Als Ersatz dafür muß die kleine Auswahl, die bei Heyder unter dem Titel „Gott und Welt" (Lw. 3,—) erschienen ist, gelten, obwohl die stark verkleinerte und vergröberte Wiedergabe die prachtvoll schweifende künstlerische Freiheit der Zeichnung empfindlich vermissen läßt. Immerhin ermöglicht es diese billige und leicht zu beschaffende Ausgabe, für die Kenntnis dieses längst nicht genug bekannten Meisterwerkes einzutreten. Das Skizzenbuch der Niederländischen Reise ist neuerdings vom Prestel-Verlag in einem sehr schönen, nur leider reichlich teurem Faksimiledruck herausgegeben worden (Pp. 25,—).

Der erste Platz unter den darstellenden Werken der Dürer-Literatur gebührt auch heute noch dem Buche Wölfflins: Die Kunst Albrecht Dürers (5. Aufl. Bruckmann 1926. 13,50; Lw. 17,50). Es ist eine Art Mode geworden, das Buch als nicht mehr ganz vollwertig hinzustellen und besonders Flechsig hat mit offenbarer Absichtlichkeit abfällige Kritik an Wölfflins Darstellung geübt. Man wird auch zugeben müssen, daß manches an dem Buche nicht so ist, wie man es nach heutigem Maßstab und nach den Ergebnissen einer seit Wölfflins erster Niederschrift erheblich weitergeschrittenen Forschung erwarten dürfte. Wölfflins Dürer-Buch spiegelt in eindringlichster Weise die innere Wesensart seines Verfassers wieder. Es ist nicht das Buch eines Forschers und Gelehrten, der auf das Handwerkliche der wissenschaftlichen Arbeit den entscheidenden Nachdruck legt. In solchen Dingen hat Wölfflin sich nicht selten vergriffen. Aber wo es darauf ankommt, das Bild der Persönlichkeit aus dem Leben und aus dem Werk heraus lebendig werden zu lassen, wo es gilt, die künstlerische Betrachtung des einzelnen Werkes ergiebig zu machen, da hat Wölfflins Darstellung auch heute noch nicht seinesgleichen. Das macht sein Buch für die Volksbücherei ganz unentbehrlich; wo ein Bestand an Dürer-Literatur zusammengestellt wird, sollte stets dies Buch als Anfang gewählt werden. Die sprachlich schöne Form der Darstellung, die Wärme in der Schilderung, der freie Blick für die großen Zusammenhänge macht es auch Lesern, die nicht Fachkenner sind, zu einer fruchtbaren Lektüre. Daß heute überall die neueste Auflage gewählt wird, sollte selbstverständlich sein.

Neben Wölfflins großzügiger Darstellung kann sich Friedländers Albrecht Dürer (Insel-Verlag 1921. Hlw. 10,—) gut behaupten. Friedländer hat nicht die reizvolle Subjektivität Wölfflins; er strebt sehr schlicht und anspruchslos nach objektiver Klarheit. Die maßvolle Ruhe seines Urteils gibt dem Buch den Ausdruck einer gediegenen Zuverlässigkeit, die wohltuend ist. Es ist wie alles, was Friedländer geschrieben hat, das Buch eines Kenners, nicht eines Gestalters, der sich durch die Größe des Stoffes zu eigener Formung des geschichtlichen Bildes gedrängt fühlte. In der Analyse des Bildeindrucks ist die Darstellung bisweilen allzu karg.

Waldmanns dreibändiger Albrecht Dürer (Insel-Verlag 1919/1920. Hlw. 5,—) hält die Mitte zwischen Bildkatalog und Darstellung. Tiefgründige geschichtliche Schilderung ist nicht beabsichtigt, obgleich Waldmann, sobald sich ihm die Gelegenheit bietet, mit überzeugender Prägnanz des Wortes bestimmte sachliche oder persönliche Tatbestände herauszuarbeiten weiß. Der eigentliche Sinn des Buches liegt darin, den Betrachter in kluger, leicht verständlicher Darlegung mit dem inneren Wesen der künstlerischen Leistung Dürers, wie es in Malerei, Holzschnitt, Stich und Zeichnung zum Ausdruck gelangt, vertraut zu machen. Diesem einfachen Zweck dienen die drei Bände mit ihrem reichlichen Bildermaterial in zuverlässiger Weise.

Viel von sich reden gemacht hat das im Jubiläumsjahr erschienene große Dürer-Buch von Flechsig (Grote 1928. 20,—; Lw. 24,—), von dem bisher nur der erste Band vorliegt. Für die Kunstforschung bedeutet das Buch unzweifelhaft mancherlei, für die Zwecke der Volksbücherei ist es eine arge Enttäuschung. Dem Leser, mit dem die Volksbücherei zu rechnen hat, ist mit einer minutiösen Stilkritik und Chronologie des Dürerschen Werkes nicht gedient. Die ständig polemische Haltung der Darstellung, die vor allem gegen Wölfflins Verdienste jedes billige Maß an Achtung vermissen läßt, macht das Buch für uns nicht nutzbringender*). Eine lebendige Wirkung auf das volkstümliche Verständnis für die Bedeutung Dürers wird Flechsig selbst kaum erwarten.

Viel verbreitet ist der von Knackfuß bearbeitete Dürer-Band in den Künstler-Monographien des Verlages Velhagen & Klasing (8,—). Die Zeit dieser ehemals berechtigten Monographien ist mit dem Erstarken einer wirklich auf der Höhe der Forschung stehenden modernen Kunstliteratur so gut wie ganz vorüber. Auch in diesem Bande liegt keine selbständige Arbeit, sondern eine maßvoll kompilatorische Übernahme fremder Studienergebnisse, eine Darstellung also aus zweiter Hand vor. Weder im guten noch im bösen ist die Leistung von Knackfuß irgendwie auffallend zu nennen. Es ist anspruchslose Kunstliteratur für die deutsche Familie, die schwerlich Neigung verspürt, sich durch überraschende Forschungen oder durch reizvolle Subjektivität des Urteils beschweren zu lassen. Das Beste an dem Band ist die Überfülle der Abbildungen, die zwar nicht immer besonders gut sind, aber doch dem an braven Traditionen hängenden Kunstfreund, der den Weg zu einer der guten Sonderveröffentlichungen nicht findet, ein reiches Schaumaterial bieten.

Vorzüglich ist dagegen Dülbergs Darstellung „Albrecht Dürer und sein Werk" (Verlag der Reichsdruckerei 1928. 3,—). Das ist wirklich ein Volksbuch für die gebildeten Kreise. Die Schilderung ist durchaus anspruchslos und zugänglich, aber sie zeigt doch, daß sie von einem Manne ausgeht, der mit eigenem künstlerischen Gefühl bis in die Weite der geschichtlichen Situation und in die Tiefe des Gestaltungsvorganges zu dringen weiß. Sprachlich steht das Buch auf ungewöhnlicher Höhe. Bildbeigaben sind reichlich eingefügt; bei aller Kleinheit des Formats ist die Wiedergabe ungewöhnlich klar und scharf. Am besten

*) Der Laie wird sich keine würdige Vorstellung vom Ernst wissenschaftlicher Forschungsarbeit machen, wenn er liest, mit welchen herabwürdigenden Schmähungen Flechsig den Irrtum Wölfflins in dem Verhältnis Dürers zu Jean de Pélerin überhäuft, und erst recht, wenn er hinterher dann feststellen muß, daß dieser Irrtum von Wölfflin seit der 4. Auflage (1920) seines Buches längst selbst zugegeben und richtig gestellt ist, womit also der Vorwurf mangelnder Sorgfalt in der Quellenkritik auf Flechsig selbst in der peinlichsten Weise zurückfällt.

gelungen sind natürlich die Reproduktionen nach graphischen Blättern, für die in den Veröffentlichungen der Reichsdruckerei technisch vollendete Muster vorlagen.

Nur bedingt zu empfehlen ist die kleine Schrift von Grashoff: Albrecht Dürer, aus seinem Leben und seinem Werk (Erich Reiß Verlag 1924. Lw. 4,50). Der Text hält sich in den Grenzen bescheidener Sachlichkeit. Die Abbildungen sind aber größtenteils so mißlungen, daß sie für jemand, der Dürer aus eigener Betrachtung kaum kennt, ein höchst unvorteilhaftes Bild vermitteln. Besonders verunglückt sind die Wiedergaben nach Kupferstichen und Gemälden, während die nach Holzschnitten noch erträglich sind.

[Ungleichmäßig sind auch die Bildwiedergaben in der bei Seybold in Leipzig 1927 erschienenen Publikation über „Dürer, sein Leben und eine Auswahl seiner Werke" von Friedrich Nüchter (Kart. 2,50; Lw. 4,50). Doch ist der begleitende Text von guter Volkstümlichkeit und in seiner Schlichtheit und mehr referierenden als neu gestaltenden Darstellungsweise als erste Einführung durchaus lesenswert und für Volksbüchereien jeglicher Größe recht brauchbar.

Leicht übersichtlich in Form einer nur wenig erweiterten Geschichtstabelle ist das Buch von Adam Buckreis: „A. Dürer; des Meisters Leben und Wirken und seine Zeit" (München: Knorr & Hirth 1928. Geh. 3,50; Lw. 4,80). Die Auswahl und Ausführung der Bildbeigaben ist sorgfältig, wie denn überhaupt die Ausstattung des Buches keinen Wunsch offen läßt. Die Darstellung wird durch zwei Abschnitte über die Kultur des 15. und des 16. Jahrhunderts aus des Verfassers Buche „Panorama der Welt- und Kulturgeschichte" und durch ein Register in willkommener Weise abgerundet.

Zum Schlusse sei noch auf das in der bekannten Sammlung „Deutsche Volkheit" (Jena: Diederichs 1928. Pp. 2,—; Lw. 2,80) erschienene Leben A. Dürers hingewiesen, wie es Paul Th. Hoffmann erzählt, indem er unter geschickter Benutzung der Briefe und Aufzeichnungen die menschlichen Ereignisse im Leben Dürers in den Vordergrund stellt und damit eine Art von Volksbuch schafft, das man unbedenklich in jedermanns Hand geben, und mit dem man also dem Andenken des großen Künstlers und großen Deutschen dienen kann.]

G. Kemp (Solingen).

Dürer im biographischen Roman.

1. Frischauer, Paul: Dürer. Roman der deutschen Renaissance. Berlin, Leipzig, Wien: Zsolnay 1925. (3,50; Lw. 6,—.)
2. Prilipp, Beda: Wahrheitsucher. Ein Dürer-Roman. 2. Aufl. Leipzig: Koehler & Amelang. (Lw. 5,—).
3. Kosel, Herm. Cl.: Albrecht Dürer. Roman aus Nürnbergs Blütezeit in 3 Bde. Volksausg. in einem Bd. Berlin: Bong. (Lw. 9,— oder je 3,50.)
4. Schmid Noerr, Friedrich Alfred: Das Leuchterweibchen. Eine Dürernovelle. Berlin: Horen-Verlag 1928. (Lw. 4,80. Kart. 3,60.)
5. Ginzkey, Franz Karl: Der Wiesenzaun. Neuaufl. Leipzig: Staackmann 1928. (Hlw. 3,50.)
6. Hagen, August: Norika, das sind nürnbergische Novellen aus alter Zeit.

Wie Alter nicht vor Torheit schützt, so ist kein bedeutender Mensch der Vergangenheit mehr davor gefeit, daß sein Leben und seine Taten in biographischen Romanen eine, bei Licht besehen, recht schwindsüchtige Auferstehung erleiden müssen. Und wenn auch zuzugeben ist, daß ein guter Roman für die Bildungspflege oft mehr zu geben vermag als die Schwerverdaulichkeit mancher hochwissenschaftlichen Literatur, so wird den biographischen Romanen doch in den allermeisten Fällen zum Verhängnis, daß ihre Verfasser, und wenn sie sich noch so eifrig und mit deutscher Gründlichkeit durch das Quellenmaterial hindurchgeackert haben, den Hauch der Geistesgröße ihres Opfers nur eben aus Büchern und Aktenstaub gespürt und im übrigen aus Gründen der Konjunktur geschrieben haben und nicht abwarten konnten, bis in ihnen das Bild des Verewigten wesenhaft erstand und den Zwang des Nachgestaltens und Wiedergestaltens gebieterisch hervorrief. Bei den meisten Verfassern hat man den Eindruck, daß sie ebenso gut

oder so schlecht irgend etwas anderes hätten schreiben können, wenn es von der Verlagsanstalt nur bestellt war. Beide also, Verleger und Schriftsteller, machen sich des Götzendienstes des Geschäftsgewinnes schuldig und haben keinen andern Ruhm als den der Förderung der Geistesverflachung; ob zum Gedeihen deutschen Verleger- und Schrifttums, sei dahingestellt.

Da nun am Leben Albrecht Dürers nach den vorliegenden Quellen nichts mehr groß hinzuzudichten ist, machen sich die Verfasser über sein Werk her, und zwar in der Weise schlechter Theologen, die, bevor sie ein Buch über ihren Helden schreiben, in die Äußerungen seines Geistes möglichst viel hineingeheimnissen, um dann dieses erquälte Ersudat als das Schaffensprodukt des Meisters auszugeben. So trägt diese Literaturart auch nur zur Vernebelung der Wahrheit und des Bildungswertes unseres Reichtums an Kunst und Geistigkeit bei und kann, soweit es nicht von selbst dem Fluche der Lächerlichkeit verfällt, gar nicht schroff genug abgelehnt werden. Ganz einerlei, ob man uns nun mehr intellektuell kommt wie Frischauer, der sich von vornherein übernimmt, indem er neben der Schilderung Dürers auch noch die ganze deutsche Renaissance darzustellen sich unterfängt und dabei nicht über eine Aufzählung von allen möglichen und dabei längst bekannten und vielfach übertriebenen Zeitereignissen des Reformationsjahrhunderts hinauskommt, die dann schemenhaft genug an uns vorüberhuschen; oder ob man auf das berühmte deutsche Gemüt spekuliert, freundlich harmlos, wie es Prilipp tut, oder mit einer berechnenden Anhäufung erotischer Szenen, wie das Kosel beliebt, wobei sich Dürer zuguterletzt als ein ziemlicher Schmachtfetzen darstellt, dessen gewaltige Künstlerschaft dann wie der Purpurmantel aus der letzten Ecke eines Theaterfundus wirkt.

Erträglicher sind die beiden Novellen, da sie sich aus der Notwendigkeit dieser Literaturgattung heraus darauf beschränken, ein Erlebnis aus des Meisters Leben herauszuschälen, um es zu einer erklärenden und einwandfreien Schlußpointe hinzuführen. So kommt Schmid Noerr, durch die Notiz aus Sandrarts „Teutscher Akademie" zur Opposition gerufen, dazu, eine Rechtfertigung der Gattin Dürers zu schreiben, und, von ehrlichem Verteidigungswillen beseelt, gelingt es ihm, manchen menschlichen Zug seiner Gestalten lebendig darzustellen, ohne daß er allerdings zu mitreißender, eindeutig künstlerischer Gestaltung zu gelangen vermag.

Ähnlich rankt Ginzkey seine Novelle, die überdies den Vorzug hat, keine Gelegenheitsdichtung im schlechten Sinne zu sein — sie erschien zuerst im Jahre 1913 —, um den entzückenden Kupferstich Dürers „Die Madonna, von zwei Engeln gekrönt", um den Wiesenzaun darauf und — dessen Bildproportion symbolisierend — auf Erlebnisse Dürers und seiner Freunde anzuwenden. Hier ist liebevolle Einfühlung und die Überzeugung der Gestaltung zu spüren, und darum kann man die Novelle Ginzkeys unbedenklich empfehlen.

Aus diesem Zusammenhang darf wohl auch noch einmal wieder auf das verschiedentlich neu aufgelegte Werkchen von August Hagen: „Norika, das sind nürnbergische Novellen aus alter Zeit" aufmerksam gemacht werden. Im Jahre 1829 zum ersten Mal erschienen, hatte es eine zeitlang als die Bearbeitung einer Handschrift aus dem 16. Jahrhundert gegolten, bis es sich als die Arbeit des Königsberger Kunsthistorikers herausstellte, und als einziges Werk unter vielen andern Schriften Hagens die Zeit überdauert hat. In Form eines Reiseberichts führt uns das Buch in das Nürnberg Albrecht Dürers; wir lernen ihn, seine Vaterstadt, seine Freunde und Zeitgenossen, so Peter Vischer, Pirckheimer, Veit Stoß, Hans Sachs und viele andere, natürlich auch eine — übrigens fingierte — Liebesgeschichte kennen, und es ist beachtlich, wie frisch und lebendig das Ganze wirkt, abgesehen von der kunsthistorischen Leistung des Verfassers, der uns auch heute noch etwas zu sagen vermag, so daß besinnliche Leser und solche, die für Kuriosa Interesse haben, noch viel Lesenswertes in diesem Buche finden werden.

Die Verlagsanstalten haben die Bücher gut, z. T. mit Bildbeigaben, Ornamenten und Vignetten ausgestattet, ohne daß Bong verhindern kann, daß die dem Koselschen Opus angehängten und recht ansprechend ausgeführten Wiedergaben Dürerscher Kunst wie ein Widerruf des rund 1000 Seiten umfassenden Romantextes wirken.

M. Schaefer (Elberfeld).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Keyserling, Graf Hermann: Das Spektrum Europas. Heidelberg: Niels Kampmann 1928. 496 S. Geh. 8,50. Geb. 11,—.

Kurzgefaßte Charakteristiken großer mehr oder weniger bunt gemischter Nationen darf man natürlich nicht auf die Goldwage legen. Man weiß, daß derartige Urteile immer stark subjektiv gefärbt sind und daß es sich bei ihnen im besten Falle um Dreiviertelwahrheiten handelt. Auch Keyserling weiß das. Er hat wie er sagt, bei seinen Schilderungen einmal „die ironische und satirische Seite seines Wesens ausleben" wollen, und es ist ihm recht, wenn alle Humor- und Witzlosen, alle Pharisäer und Philister sich von Herzen bei der Lektüre ärgern möchten. Hält man sich diese programmatischen Erklärungen vor Augen und dazu das Bekenntnis Keyserlings, daß er selbst sich vom roten Sozialismus zur Demokratie und dann zu seiner jetzigen aristokratischen Weltanschauung hindurchgemausert habe, so wird man seine oft recht schroffen Formulierungen nicht allzu tragisch nehmen und seine derzeitigen Wertungen nicht gerade als endgültig anzusehen brauchen. Zwar erblickt er heute in dem Grandseigneur-Typus, der sich ihm mit dem des Weisen deckt, das höchste der Ideale, und er sieht diesen Typus am herrlichsten in dem ungarischen Volke verkörpert, während ihm die Schweizer als Demokraten durchaus unsympathisch sind und die Niederländer ihm die Kultur der Häßlichkeit vertreten. Aber wer will sagen, ob nicht nach einigen Jahren diese Wertungen bei Keyserling schon wieder anders ausfallen? Daß seinen Übertreibungen, Einseitigkeiten und zu weit gehenden Verallgemeinerungen zumeist ein Korn Wahrheit zugrunde liegt, kann man dennoch zugeben. Auch mögen manche Leser an den oft geistreichen, wenn auch literatenhaften Pointierungen Gefallen finden. Lächeln werden aber die humorbegabten Leser, die sich Keyserling wünscht, über seine Grandseigneur-Philosophie, die, indem sie den Typus Keyserling als die Krone der Schöpfung und als den Maßstab aller Wertungen hinstellt, im letzten Grunde eine Philosophie für den Eitelkeitsjahrmarkt des Lebens ist.

G. Kohfeldt (Rostock).

Seidel, Alfred: Bewußtsein als Verhängnis. Aus dem Nachlasse hrsg. von Hans Prinzhorn. Bonn: Cohen 1927. 221 S. Geh. 6,—. Geb. 7,50.

Der Verfasser geht aus von der Freudschen Psychoanalyse, die er gelegentlich durch die Adlersche Individual-Psychologie ergänzt. Der Mensch unterscheidet sich für ihn vom Tier durch den stärkeren Sexualtrieb, aus dem der Machttrieb mit seiner Tendenz zur Übersteigerung, und die übrigen primitiven Triebe sich entwickeln. Aus ihrer Hemmung, Verdrängung und Sublimierung entstehen Philosophie, Kunst und Religion als Ausdrucks- oder Kontrastideologien bestimmter Gesellschaftsformen. Voraussetzung dieser Sublimierung ist eine psychopathische Anlage, bei völlig robuster Gesundheit sublimieren sich die Triebe nicht, sondern toben sich schrankenlos aus. Die Sublimierung ist also im wesentlichen identisch mit Neurose, und die Kultur ruht so auf psychopathischer Grundlage. Trotzdem ist der Verfasser weit davon entfernt, Bedeutung und Wert der Kultur zu leugnen. Er glaubt, daß außer den neurotischen Elementen noch etwas anderes, irgend ein überpersönlicher Sinneszusammenhang in diesen Gebilden vorhanden ist. Er stützt es biologisch dadurch, daß die übersteigerten Triebe des Urmenschen selbst etwas Krankhaftes sind, und das Leben nur durch Unterdrückung ihrer Schrankenlosigkeit möglich ist. Er wendet sich auch dagegen, diese überpersönlichen Zusammenhänge durch eine allzu eingehende biologische Analyse zu gefährden. Als Beispiel des Schadens, den eine solche anrichten kann, führt er die Schrift Blühers über den Wandervogel an, die die geheime gleichgeschlechtliche Sympathie in dieser Bewegung bloßgelegt und dadurch die Wirkungskraft der Bewegung gelähmt hat. Auch für den einzelnen Menschen ist nach seiner Meinung die Psychoanalyse mehr schädlich als nützlich. Wenn sie auch einige Neurotiker vielleicht von ihren „Komplexen" geheilt hat, so hat sie ihnen dafür den „Reflexionskomplex" hinterlassen, der schlimmer ist als die anderen und den Teufel mit Beelzebub austreibt. Der Verfasser selbst ist aufs stärkste von diesem Reflexionskomplex besessen. Er sucht

die Analyse zu überwinden durch eine Analyse der Analyse, die Soziologie durch eine Soziologie der Soziologie, sein Motto ist destructio destructionis. Auf dem schwierigen Weg, sich durch die Reflexion wieder zum Leben hindurch zu reflektieren, hat er sich aber verlaufen, und da er aus dem dunkeln Tal keinen Weg ins Freie fand, suchte und fand er den Ausweg in die ewige Nacht. Er berührt sich vielfach mit Klages, auch mit Nietzsche und anderen bedeutenden Denkern. Er suchte seinen Platz zwischen ihnen und hätte ihn wohl auch gefunden, wenn seiner außerordentlichen philosophischen Begabung eine stärkere Vitalität als Grundlage zur Verfügung gestanden hätte. Auf jeden Fall ist es ein Beweis für die Bedeutung der Psychoanalyse, daß sie einen Märtyrer von so hohem Rang gefunden hat. Seidels hinterlassene Manuskripte sind von Prinzhorn herausgegeben. Daß sie nicht ganz vollständig sind, bleibt bei der hohen Bedeutung bedauerlich. Das Buch ist für allgemein gebildete Leser gut verständlich und auch für Volksbüchereien geeignet. K. Hartmann (Stettin).

Utitz, Emil: Die Überwindung des Expressionismus. Charakterologische Studien zur Kultur der Gegenwart. Stuttgart: Enke 1927. VI, 190 S. 8 Taf. Geh. 9,—. Geb. 10,80.

Utitz gehört nicht zu denen, die sich von vornherein den expressionistischen Kunstbestrebungen gegenüber ablehnend verhalten haben. Er gehört aber zu denen, die ein ausgeprägtes Gefühl für „kommende Dinge" haben. Schon in einer „Kultur der Gegenwart" und in anderen Studien hat er versucht, Sinn und Ziel der geistigen Strömungen zu erkennen. Jetzt glaubt er auf allen Gebieten des Forschens und des künstlerischen Schaffens Anzeichen dafür zu entdecken, daß die hohe Einschätzung des Triebhaften und die einseitige Betonung des Gefühlsmäßigen im Kurs falle, während die Bedeutung des „Logos", der Vernunft, der Selbstzucht und der Sachlichkeit steige. Unsere Stellung zur Wirklichkeit sei eine neue. Wir wollen heute ein Sein, ein Wirkliches, in dem das Körperliche und das Seelisch-Geistige eng verbunden ist, ein werterfülltes Sein, das mit dem Tatsächlichen auch das Wunderbare umfaßt. Diese Wirklichkeit wollen wir — nicht blind gegen Gefühl, Trieb und Intuition — mit jener Vernunft, die alle abendländische Philosophie anerkannt hat, erfassen. Wohl soll die Ganzheit der Persönlichkeit gelten, aber die Führung solle dem Geistigen zukommen. Der bloße Triebmensch sei zu überwinden. An Stelle des jugendlichen Gefühlsüberschwangs müsse männliche Klarheit und Strenge treten. So ständen wir einem neuen Humanismus und einem neuen Naturalismus gegenüber. Die Äußerungen dieses neuen Geistes der Sachlichkeit verfolgt Utitz dann auf den verschiedenen Gebieten des Lebens, vor allem in der Architektur, in der Erziehungswissenschaft, in Politik und Wirtschaft u. s. f. Charakteristisch für Utitz ist es, daß er seine eigenen Ansichten durch eine Fülle von Aussprüchen heutiger Denker zu stützen sucht — ein Verfahren, das des Guten fast zu viel tut. G. Kohfeldt (Rostock).

Benz, Richard: Revolution und Reformation. Kulturpolitische Schriften. Jena: Diederichs 1928. 48, 6, 14, 14, 38, 34 S. Geh. 2,50. Geb. 3,80.

In sechs Aufsätzen und Vorträgen der Nachkriegszeit faßt Benz das Hauptsächliche seiner Reformation, die er an vielen Stellen bisher öffentlich mit aller Leidenschaft vertreten hat, zusammen. Im besonderen beschäftigt er sich im vorliegenden Buch mit den Aufgaben der Revolution und der Reformation, mit den Grundlinien eines Weltprogramms und einer geistigen Verfassung, mit dem Problem der Volkshochschule und mit der deutschen Schule, deren Grundlage das deutsche Kulturgut sein müsse. Daß die Kultur und die Bildung wieder deutsch und allgemeine Volksangelegenheit werden müsse, ist die Hauptforderung von Benz. Weder die Antike noch das Christentum könne die Grundlage von Erziehung und Bildung sein. Beide müßten der Privatpflege überlassen werden, während der Staat mit allem Nachdruck die Schöpfungen der deutschen Denker, Dichter und Künstler in den Mittelpunkt der Erziehung und der Volkskultur zu stellen habe, deren Werke allerdings nicht bloß durch Lehre, sondern durch Anschauung der Jugend und den Erwachsenen zugänglich gemacht werden müßten. Als Ergänzung der Unterrichtsschule seien deshalb unentgeltliche Volksbühnen,

Volkskunsthäuser, Kulturschulen und Volkshochschulen zu schaffen, Volkshochschulen aber, in denen nicht Fachwissen vermittelt werde, sondern Weltanschauung starker, wenn auch einseitiger Persönlichkeiten. Die Revolution habe den günstigen Zeitpunkt zur Festlegung der geistigen Grundrechte des Volkes ungenutzt verstreichen lassen. Höchste Zeit sei es, einen Kulturrat und ein Ministerium von schöpferischen Geistern für die geistigen Angelegenheiten wie auch für den Schutz der Denker und Künstler und ihrer Werke ins Leben zu rufen. Zweifellos werden Benz' Bestrebungen noch lange auf heftigen Widerstand stoßen. Seine Grundgedanken verdienen aber Beachtung, wenn er auch in vielem über das Ziel schießt (z. B. in der Unterschätzung des naturwissenschaftlichen und allgemeingeschichtlichen Wissensstoffs, in der völligen Ausschließung der nichtdeutschen geistigen Werte u. a.).

G. Kohfeldt (Rostock).

Grunwald, G.: Die Pädagogik des zwanzigsten Jahrhunderts. Ein kritischer Rückblick und programmatischer Ausblick. Freiburg: Herder 1927. VII, 286 S. Lw. 10,—.

Der erste Teil bringt Darstellungen und Kritik der „revolutionären", der „experimentellen", der „philosophischen" und der „theologischen" Pädagogik, der zweite Teil Auseinandersetzungen über die für pädagogische Wissenschaft möglichen Methoden. Das ganze Buch ist gedacht als Vorarbeit zu einer in Aussicht gestellten „Einleitung in die Pädagogik", die dann alle wichtigen Grundprobleme der Pädagogik zu entwickeln hätte. Das Buch ist ganz von katholischem Standpunkt geschrieben und wird für den katholischen Lehrer nicht unwichtig sein (besonders das Kapitel über die katholische Katechetik). Für Volksbüchereien kommt es kaum in Frage. R. Joerden (Stettin).

Jannasch, Hans Windekilde: Alarm des Herzens. Aus den Papieren eines Helfers. Stuttgart: Merian 1928. 118 S.

Dieses Buch eines früheren Mitarbeiters von Siegmund-Schultze enthält, wie schon der Titel andeutet, eine Reihe von Schilderungen aus der „Freundschafts- und Nachbarschaftsarbeit" im Norden Berlins, die jeden Leser, dessen Herz menschenbrüderlicher Regungen über die Grenzen von Familie und Klasse hinaus fähig ist, stark bewegen müssen. Ohne sich selbst im mindesten „wichtig zu machen", läßt uns Jannasch teilnehmen an seinen Erfahrungen in der Gastwirtschaft der „Sozialen Arbeits-Gemeinschaft", wo er in der Kriegszeit eine Weile „bedient" hat, an seinen Erlebnissen mit Müttern und Söhnen (die Väter waren ja fast alle im Felde), mit halbwüchsigen „Ausreißern" und Gefährdeten aller Art, aber auch mit kleinen „Straßenbengels" zwischen sieben und zehn Jahren. Zum Schönsten und zugleich psychologisch Lehrreichsten in dem Bändchen gehören das Kapitel über den Knabenklub „Eiche", der aus solchen Jüngsten zusammengesetzt war, und besonders die im Anschluß daran abgedruckten „Sitzungsberichte". Der praktische Bildungspfleger sei auch noch auf das Kapitel „Vortragsabende" nachdrücklich hingewiesen. — Das Buch, mit dessen Herausgabe sich der Verlag von Merian ein entschiedenes Verdienst erworben hat, gehört namentlich in die Hände aller jungen Volksbibliothekare und -bibliothekarinnen, einerlei ob sie in der Großstadt oder in kleineren Städten ihre Praxis gefunden haben oder zu finden hoffen. Unsere Volksnot ist heute überall so groß, daß unser meist aus wohlbehüteten Bürgerhäusern stammender beruflicher Nachwuchs nicht früh genug den „Alarm des Herzens" vernehmen kann, der unablässig aus solcher Volksnot emporschrillt und der vielen erst die ungeheure soziale Verantwortung zum Bewußtsein bringt, die heute mit jedem recht verstandenen bildungspfleglichen Beruf verknüpft ist.

E. Ackerknecht.

Sprang, Karl: Der Sprechchor und seine Bedeutung für die Gedichtbehandlung. Methodische Betrachtungen nebst einer Sammlung typischer Sprechchorformen. Breslau: Hirt 1927. Kart. 2,80.

Eine von den Broschüren zum Thema: „Lebensvoller Unterricht", die mit der üblichen, aber — ich kann mir nicht helfen! — immer etwas verlegen anmutenden Verbeugung vor „rühmlichen Ausnahmen" Vergangenes mitleidig abtun

und das Neue als einziges Evangelium anpreisen, gerade so, wie man heute gewohnt ist, einen Künstler zu beklatschen, ehe er dargetan, daß er etwas zu leisten vermag; und wo es sich im Grunde genommen doch nur um einen Versuch handelt, der zu anderen Experimenten hinzukommt, denen man allgemach wegen der schier unübersehbaren Anzahl ein energisches Genug! und Übergenug! entgegenzusetzen geneigt wird. Und es scheint einmal ausgesprochen werden zu müssen, daß die rühmlichen Ausnahmen unter den Lehrern der vergangenen Zeit noch nicht so spärlich gesät gewesen sein können, weil sich trotz aller Minderwertigkeit so viel Gedankengut und so viele gute Gedanken haben konservieren können, daß sie heute wie mit Kübeln ausgegossen werden. Das Neue ist auch nicht so sehr durch das Gesetz des Widerspruches hervorgerufen als in sehr vielen Fällen durch die Gesetze anderer menschlichen Eigenschaften, und es bleibt letzten Endes dabei, wie es schon immer gewesen ist, daß es nächst dem Religionslehrer gerade dem Lehrer im Deutschen und seiner Persönlichkeit anheimgegeben ist, daß sich sein Unterricht lebensvoll, das ist: seelsorgerisch gestaltet. Daß ein Sprechchor den Unterricht zu beleben vermag, ist unbedingt zuzugestehen, aber doch nur unter der Voraussetzung, daß der Dirigent künstlerisch begabt ist. Mit dem Troste: „wir wissen oft gar nicht, welche Fähigkeiten in uns schlummern, wenn wir . . . mit der nötigen Energie und Zähigkeit das gesteckte Ziel verfolgen" — ist wenig geholfen. Der Sprechchor, wenn er Zweck und Ziel haben soll, ist eine Angelegenheit der Kunst, und wenn auch zur Kunst gewiß Energie und Zähigkeit gehören, so bleibt sie doch immer nur Sache einer besonderen Begabung, und jede Propaganda — und wenn sie auch noch so gut gemeint ist — birgt die Gefahr, die Kunst und hier also den Sprechchor einem Dilettantismus auszuliefern, der das Einüben eines solchen Chores für die Kinder zu einer größeren Qual machen kann, als es je der alte Aufsatzthemen-Deutschunterricht gewesen ist. — Die Broschüre gehört also nur in solche Hände, die, von künstlerischer Begabung geführt, zu dirigieren verstehen. Vor einer weiteren Verbreitung ist dringend abzuraten. M. Schaefer (Elberfeld).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Der große Bauernkrieg. Zeitgenössische Berichte und Aussagen Aktenstücke. Mit 18 Abb. Übertr. u. eingel. von Otto H. Brandt. Jena: Diederichs 1925. IV, 348 S. Geh. 11,—. Geb. 13,50. (Das alte Reich.)

Von der Gegenwart aus betrachtet, in der auch eine Umschichtung aller Werte vor sich geht und Neues sich aus Altem formen will, können wir die Zeit des beginnenden 16. Jahrhunderts vollauf verstehen, als Luthers Lehre von der Freiheit des Christenmenschen in die Lande drang. Wie Nachtigallensang dünkte vielen, ja den meisten dies Wörtlein Freiheit — welchen Zauber übt es heute noch! — und man vermeinte, ein neues goldenes Zeitalter nicht bloß in geistiger, sondern auch in materieller Beziehung bräche an. Und wenn gerade die unterste und geknechtetste Schicht der damaligen Zeit, der Bauernstand, sich an diesem Worte berauschte und das Kommen dieser Epoche in etwas beschleunigen wollte, wer wollte es ihnen verargen? Wer sich in diese Zeitperiode hineinleben und sie von innen heraus verstehen will, soll und muß das gleichzeitige Schrifttum lesen. Den Bauernkrieg in seinen Ursachen und seinen Verlauf kennen zu lernen, dazu will vorliegendes Werk dienen. In der historischen Einleitung werden die soziale Lage der unteren Schichten, die Vorgeschichte und Vorläufer des großen Bauernaufstandes, dieser selbst und sein unglücklicher Ausgang geschildert. Damit ist zugleich die Einteilung für das in Betracht kommende Schrifttum gegeben. Die Auswahl erstreckt sich mit gutem Recht auf Süddeutschland, weil sich hier die Bewegung hauptsächlich abspielte. Auf Einzelnes einzugehen würde zu weit führen. Doch muß gesagt werden, daß mit kundiger Hand zu Werke gegangen wurde. Trotzdem der Charakter des alten Chronikenstiles gewahrt ist, bleibt die Sprache gut verständlich. Auf eine Unrichtigkeit muß hingewiesen werden: In der Fürstabtei Kempten, von der der Bauernaufstand seinen Ausgang nahm, gab es keine Fürstbischöfe (S. 11), sondern Fürstäbte. — Das Buch eignet sich für alle Volksbüchereien, ausgenommen vielleicht solche von einfachsten Verhältnissen. Der Verlag hat dem Werk eine sehr gediegene Ausstattung mit auf den Weg gegeben.

S. Höpfl (München).

Egelhaafs Historisch-politische Jahresübersicht für 1927. Hrsg. von Hermann Haug. 20. Jg. der Politischen Jahresübersicht. Stuttgart: Krabbe 1928. 44 S. Geh. 12.—. Geb. 14,—.

Die Bearbeitung des Stoffes und die Beurteilung der Ereignisse hält sich auf der gleichen Linie wie in den früheren Bänden. Die innere und äußere Politik des Deutschen Reiches nimmt wieder die größere Hälfte des Buches ein. An die Luft des neuen Staates haben die Bearbeiter sich aber noch nicht gewöhnen können. Das Wort Republik setzen sie am liebsten in Anführungszeichen, und die „Linkspresse" ist ihnen der Inbegriff alles Übels. Nun: auch dieses wird vorübergehen! G. Kohfeldt (Rostock).

Franziska von Altenhausen. Ein Roman aus dem Leben eines berühmten Mannes in Briefen aus den Jahren 1898/1903. Aus einem echten Briefwechsel gestaltet von Johannes Werner. 3. Aufl. Leipzig: Koehler & Amelang 1927. 266 S. Geb. 5,50.

Es ist kein Geheimnis mehr, daß es sich bei dem hier etwas verkürzt veröffentlichten Briefwechsel um die Freundschafts- und Liebesbeziehungen Ernst Haeckels zu einer jungen adligen Dame handelt, die ihm zuerst als Schülerin und Verehrerin seiner Schriften nahe getreten war. Der Briefwechsel zeigt das Ineinanderaufgehen der beiden geistig hochstehenden, im Alter so verschiedenen Persönlichkeiten mit einer Klarheit und Anschaulichkeit, die auch durch die beste Romanschilderung nicht übertroffen werden könnte. Vielleicht wird zwar der eine oder andere Leser des Buches eine Entweihung darin sehen, daß so vertraute, das innerste Seelenleben entschleiernde Briefe überhaupt veröffentlicht werden konnten, und mancher wird es bedauern, wenn dadurch der Makel der Pflichtvergessenheit auf den hervorragenden Gelehrten, der doch auch Gatte und Familienvater war, gefallen sein sollte. Wer aber den schweren Kampf der beiden Menschen verfolgt und ihr Streben, trotz aller schicksalhaften Bande ihrer Liebe auf dem Wege der Pflicht zu bleiben, der wird doch anders urteilen. Wohl mag ein kleiner Rest des Peinlichen nicht völlig verschwinden. Aber wer möchte deshalb jetzt noch dieses unvergleichliche document humain in unserer Literatur missen. Gerade das harte Ringen um Glück und Pflicht, das hier veranschaulicht wird, macht das Buch so wertvoll. Wertvoll ist es aber nicht nur in psychologischer, sondern ebenso sehr auch in geschichtlicher oder kulturgeschichtlicher Hinsicht. Denn das Abbild dieses Gelehrten-Charakters der Zeit um die Wende des Jahrhunderts, eines Mannes, der durch seine Schriften aufs stärkste die Weltanschauung vieler beeinflußt hat und dessen Gedankenarbeit nun wieder durch diese seltenen Erlebnisse seiner Altersjahre beeinflußt worden ist, das Bild dieses Mannes mit diesem echt zeitbestimmten Ethos ist nicht unwichtig in dem Kulturganzen des ausgehenden Jahrhunderts. Wie die kürzlich veröffentlichten Jugendbriefe Haeckels an seine frühverstorbene erste Frau und mehr noch als diese werden so auch die Briefe an die Freundin, die fast vier Jahrzehnte später sein ganzes Denk- und Gefühlsleben vertieft und bereichert hat, ihre Leser und Freunde finden.

G. Kohfeldt (Rostock).

Hertz, Heinrich: Erinnerungen, Briefe, Tagebücher. Zusammengest. von Johanna Hertz. Mit 5 Abb. u. 10 Taf. Leipzig: Akademische Verlagsgesellschaft 1927. Geh. 10,—.

Das Lebensbild des großen Physikers entrollt sich aus seinen Aufzeichnungen und Briefen mit einer plastischen Deutlichkeit, wie sie durch die Beschreibung anderer Gewährsmänner niemals vermittelt werden kann. Wenn naturgemäß auch die Züge persönlichen Lebens und der eigenen Stellungnahme zu Dingen und Menschen in einer solchen Sammlung im Vordergrund stehen, so wird doch auch die Forscherarbeit des großen Gelehrten, die ihm zu seinem Namen verhalf, in einer bestimmten Weise beleuchtet, die durch nichts anderes zu ersetzen ist. Während die üblichen Lebensbeschreibungen die fertigen Ergebnisse und ihre Reihenfolge zu schildern pflegen, kann man in diesen Tagebuchblättern das Auftauchen der einzelnen Fragen, ihre Bearbeitung und ihre Schwierigkeiten, das Hineinspielen des Zu-

falles und ähnliches verfolgen, sozusagen einen Blick in die Geisteswerkstatt eines wissenschaftlichen Bahnbrechers tun. Es ist von überaus fesselndem Reiz, das Werden dieser kühl-klaren, sachlichen und logischen Persönlichkeit zu verfolgen, deren tragisches Endschicksal als Opfer des Berufes tief bedauerlich ist. Das Buch kommt für alle Büchereien in Frage und verdient besonders den Freunden drahtloser Fernübertragung, die durch die Arbeiten von Hertz erst ermöglicht wurde, empfohlen zu werden. C. Barth (Stettin).

Houben, H. H.: J. P. Eckermann. Sein Leben für Goethe. Der zweite Teil. Nach seinen neu aufgefundenen Tagebüchern und Briefen dargestellt. Leipzig: Haessel 1928. XXII, 807 S. Geh. 10,—. Geb. 13,—.

Dieser zweite Band von Houbens Eckermann-Biographie bestätigt und vertieft den Eindruck, den ich bei der Besprechung der ersten zum Ausdruck gebracht habe (vgl. Jg. 6 dieser Zeitschrift S. 342): Vor allem durch die überraschenden, fast möchte man sagen sensationellen Quellenfunde, die Houben vergönnt waren und die er in energischer philologischer Kleinarbeit wissenschaftlich ausgewertet hat (ohne den Leser mit den Einzelheiten ungebührlich zu beschweren), ist diesem Werke von vornherein eine einzigartige Bedeutung in der Goethe-Literatur unserer Zeit gesichert. Mag Houben in seiner begreiflichen Erregung über die Anzweifelung von Eckermanns Glaubwürdigkeit, die er nunmehr urkundlich zu beweisen in der Lage ist, gelegentlich ein wenig zu eifrig erscheinen in seiner Polemik gegen den bekannten Goethe-Forscher Petersen, mag mancher Leser die oft etwas journalistisch überspitzten Angaben der „Inhaltsübersicht" zu Beginn des Bandes als geschmacklos empfinden, das große Gesamtverdienst des Werkes wird dadurch nicht wesentlich berührt: von Eckermanns im Grunde tragischem Schicksal in temperamentvoll anschaulicher Darstellung ein ungemein lebendiges, die ganze Umwelt des eigenbrötlerischen und mißgeschickten Mannes miterfassendes Bild geschaffen zu haben. Und wir danken es Houben besonders, daß er in diesem zweiten Band Eckermanns Leben nach Goethes Tod, wo er — nach einem vortrefflichen Worte Gundolfs — „nur noch leeres Ohr ohne die erhaben füllende Stimme war" und zugleich ein wirtschaftliches, gesellschaftliches und literarisches Martyrium durchleiden mußte, ohne Beschönigung seines Helden, aber erst recht ohne Beschönigung der hohen Gönner Eckermanns erzählt hat. Wahrlich, Eckermann hat einen „hohen Preis für seine Evangelisten-Unsterblichkeit bezahlt", einen viel höheren, als Gundolf einst bei der Niederschrift dieser Behauptung annehmen konnte! Wer Houbens Buch gelesen hat, der wird mit noch tieferer Ergriffenheit als zuvor sich immer wieder in die beispiellose Leistung versenken, die sich unter dem schlichten Titel „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens" den Werken des Großmeisters selbst angereiht hat, als „ein Buch (wie der kluge Varnhagen beim Erscheinen des ersten Teiles schrieb), das wahrhaft ein Lebensbuch heißen kann, weil es aus dem Leben kommt und ins Leben geht" (vgl. Jg. 6 dieser Zeitschrift S. 215 f.). — Wenn die beiden Bände nicht so teuer wären (ihrem Umfang nach müssen sie so teuer sein), müßten schon mittlere Büchereien sie anschaffen. So werden sie sich in ihrer Verbreitung leider auf größere Büchereien, besonders auch auf Landeswanderbüchereien, beschränken. E. Ackerknecht.

Nolde, Emil: Briefe aus den Jahren 1894—1926. Hrsg. von Max Sauerlandt. Berlin: Furche-Verlag 1927. Geh. 4,50. Lw. 6,—.

Auf den ersten Blick erscheinen diese Briefe kaum von Belang zu sein, da sie, aus dem Augenblick heraus geschrieben, nur Augenblickliches, d. h. also Vergängliches zu bringen scheinen. Aber abgesehen davon, daß schon der Name des Herausgebers stutzig macht, erfährt man im Verlauf der Lektüre, daß es die Briefe in sich haben, und daß sie in ihrer Gesamtheit das Bild eines reichen Menschen vermitteln, den in all seiner Menschlichkeit kennen zu lernen nicht nur interessant und lohnend ist, sondern darüber hinaus einen Lebensgewinn bedeutet, der mit neuem Glauben an reine Menschlichkeit identisch ist. Über diese persönlichsten Äußerungen Noldes zu referieren, hieße ihnen den Zauber der Eindringlichkeit und den Schmelz seelischer und künstlerischer Frömmigkeit nehmen. Von ganzem Herzen aber fühlt man die Berechtigung der Publikation und stimmt (die Vorrede Sauerlandts als

Nachwort gelesen!) ihr freudig zu, weil „der, der die Briefe schrieb, jenseits der Grenzen der allgemeinen Lebenskonventionen steht", weil „in seiner Existenz mehr als nur das Begrenzt-Persönliche lebendig ist", weil „er mit sich selbst mehr als nur sich selbst bedeutet", weil „er, als Künstler, zugleich ganz in der Welt und ganz außer der Welt lebt". — Für sämtliche Büchereien.

M. Schaefer (Elberfeld).

Schott, Georg: Das Lebenswerk H. St. Chamberlains in Umrissen. München: Lehmann 1927. 191 S. Geb. 6,—.

Schon bei Chamberlain selbst vermißt man bisweilen die zügelnde Ehrfurcht vor der Kraft des Wortes, das stillmachende Wissen um die Tiefen. Und nun noch dieser Interpret, der hinter den gespreizten Gebärden wissenschaftlicher Wichtigtuerei die schlechten Manieren eines Wanderpredigers verbirgt! Den zahllosen Zitaten des Messias tönt meist ein aufdringlicher Bußruf wie etwa dieser nach: „Wer heute noch nicht begriffen hat, was das in seiner letzten Auswirkung bedeutet, dem ist schwerlich mehr zu helfen." (S. 111.) Nur überlegene kritische Stellungnahme kann Chamberlains Lebenswerk dienen, nicht diese tausendmal ausgesprochenen kulturkritischen Binsenwahrheiten, dieser phrasenhafte Panegyrikus ohne Geist. Ein Beispiel: Daß Chamberlain eins seiner Bücher „Rasse und Persönlichkeit" nennt, ist nach Schott ein „Einfall, wie er auch dem Genie nur ein paarmal im Leben vergönnt ist" (S. 101). — Ein schlechtes Buch und ein unsympathisches Buch! Der Verlag hat wirklich für die guten Ideen, die er vertritt, schon bedeutendere Vorkämpfer gefunden. K. Kossow (Flensburg).

Spiero, Heinrich: Fontane. Wittenberg: Ziemsen 1928. 344 S. Lw. 10,—. (Geisteshelden 75.)

Spieros umfangreiches Fontane-Buch ist zum 30jährigen Todestag Fontanes erschienen. Nach der großen Fontane-Monographie Conrad Wandreys (München: Beck 1919) lag ein wirkliches Bedürfnis zu einer neuen umfassenden Deutung nicht vor. Wandrey hatte auf der Grundlage gewissenhafter literaturhistorischer Durchdringung und künstlerischer Einfühlung Fontanes Wesen und Werk vom Standpunkt eines Menschen unserer Zeit eingehend betrachtet, den Erzähler Fontane als den großen Dichter gewürdigt. Wohl waren in Einzelheiten gegen sein Buch Einwendungen zu erheben, vor allem gegen seine unzureichende Wertung des „Stechlin" und gegen die zu knappe Betrachtung der geistesgeschichtlichen Kräfte, aber sein Buch ist doch bis heute ein Meisterwerk literarischer Monographie geblieben. Spiero versucht, gestützt auf ein reiches Wissen, die Zeit Fontanes und die literarischen Strömungen stärker zu charakterisieren, aber er bleibt doch ganz im Stofflichen haften. Er gibt eigentlich kaum mehr, als schon in Fontanes Briefen und autobiographischen Schriften geschildert ist. Die Struktur der Gesellschaft, das Problem des Bürgertums, das Kernproblem der Fontaneschen Epik, werden kaum skizziert. In allem Künstlerischen versagt die Biographie völlig, hier tritt das Werk sogar gegenüber früheren kurzen Darstellungen wie etwa von Ettlinger, Schlenther, Heilborn, Kricker, Mayne, Thomas Mann weit zurück. Die Gedichte werden überschätzt, während die Betrachtung der Romane ganz unzulänglich ist. Statt literarischer Analysen, wie Wandrey sie vorbildlich gibt, begnügt sich Spiero mit Motiv- und Stoffübersichten alten Stils. Effi Briest wird auf 2½ Seiten behandelt, „Vor dem Sturm", der typische Anfängerroman, auf 43 Seiten! „Irrungen — Wirrungen" erhält ½ Seite, die bloß artistisch-virtuose Ballade „Die Brücke am Tay" mehr als 4 Seiten. Die Tiefe der Weltbetrachtung Fontanes und die Reife seiner Kunst, die auch heute noch dem Erlebnis sich öffnen, leben nicht in diesem Buch Spieros. C. Wormann (Berlin).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Fehr, Hans: Recht und Wirklichkeit. Einblick in Werden und Vergehen der Rechtsformen. Zürich: Füßli 1928. 192 S. Geh. 3,30. Geb. 4,80. (Das Weltbild. Bücher des lebendigen Wissens. Bd. 1.)

Nicht bloß für Juristen geschrieben, werden die Betrachtungen Fehrs doch auch dem Juristen und gerade ihm starke Anregungen geben können. Fehr sieht

die Quelle des Rechtes in der Überzeugung des Volkes. Das deutsche Volk muß nach deutschem Recht leben. Alle Beachtung verdient das gewordene und werdende Gewohnheitsrecht. Für dieses muß der Richter ein feines Ohr haben, und er muß unter Umständen den Mut zeigen, ihm auch im Gegensatz zum Gesetz zu folgen. Überhaupt muß der Richter eine starke Persönlichkeit sein, die sich von einer Weltanschauung und einer Überzeugung leiten läßt. Wer sich weltanschaulich nicht auf den Boden der geltenden Staatsverfassung stellen kann, darf nicht Richter sein. Objektive Entscheidungen könne es in politischen Prozessen nicht geben. Im Strafrecht stellt Fehr den Erziehungsgedanken in den Vordergrund. Das Vermögensrecht muß mit der neuen — nichtrömischen — Auffassung des verpflichtenden und nicht bedingungslosen Eigentums rechnen. Ebenso zeigt Fehr den Weg zu Reformen in Eherecht, Arbeitsrecht u. s. f. — Das Buch kann allen Volksbüchereien empfohlen werden. G. Kohfeldt (Rostock).

Teubners Handbuch der Staats- und Wirtschaftskunde. II. Abt. Wirtschaftskunde, hrsg. von Karl Brauer.

Das großangelegte Sammelwerk, das seinerzeit hier schon besprochen wurde, bringt als 6. Heft die Grundzüge der Finanzwissenschaft von K. Bräuer, sowie die Arbeiten von Richard Büchner über den „öffentlichen Kredit" und die „Entwicklung und gegenwärtige Gestaltung des Reichssteuersystems". Mit dieser Zusammenstellung ist der Steuerlehre insgesamt in ihrer Theorie wie in ihrer Auswirkung auf die Praxis der allerjüngsten Zeit Genüge geschehen. Die Anordnung des Stoffes, die Faßlichkeit des Vortrages und die Vollständigkeit der Darstellung ist wie bei den übrigen Werken der Reihe auch diesmal vorzüglich. Das Handbuch der Staats- und Wirtschaftskunde hat damit einen sehr guten Abschluß gefunden. E. Dovifat (Berlin).

David, Eduard: Aus Deutschlands schwerster Zeit. Schriften und Reden aus den Jahren 1914—1919. Berlin: Weltgeist 1927. 89 S. Lw. 0,65. (Weltgeist-Bücher.)

Eduard David, sozialdemokratischer Parteiführer, Reichstagsabgeordneter, erster Präsident der Nationalversammlung, Reichsinnenminister a. D., veröffentlicht unter dem Gesamttitel „Aus Deutschlands schwerster Zeit" nach einem kurzen Lebensabriß eine knappe Auswahl aus seinen Schriften und Reden vom Kriegsausbruch bis zur Vollendung der Weimarer Verfassung. Die geschickte, unaufdringliche Auswahl, die die Möglichkeit zu eigener Stellungnahme und Wertung bietet, ist ein wertvoller Beitrag zum Verständnis des deutschen politischen Schicksals der letzten Jahrzehnte und schon für mittlere Büchereien von Nutzen.

C. Wormann (Berlin).

Dovifat, Emil: Der amerikanische Journalismus. Mit einer Darstellung der journalistischen Berufsbildung. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. 256 S. Lw. 9,—.

Das amerikanische Zeitungswesen wird in Deutschland weiten Kreisen nur durch die sehr lebendigen Kapitel bekannt sein, in denen Rosen (in seinem „Deutschen Lausbub in Amerika", seine Tätigkeit bei der „Westlichen Post" in St. Louis und beim „San Francisco Examineer" in San Francisco schildert. Und das ist immerhin schon etwas; denn was dort über das Leben und Treiben in den Redaktionen, namentlich über die Tätigkeit der Reporter, erzählt wird, kann als eine zuverlässige, wenn auch etwas unkritische erste Orientierung für den deutschen Leser gelten. Das Buch von Dovifat bietet nun die Möglichkeit, sich ganz gründlich über die äußere und innere Struktur der amerikanischen Presse zu unterrichten. Wie von seiner (im Jg. 1925 S. 304 f. besprochenen) Einführung in das deutsche Zeitungswesen darf ich auch von diesem neuen Werke Dovifats von vornherein die fruchtbare Einheit von historischer und systematischer Darstellung und die glänzende, auch für den Nicht-Fachmann stets reizvolle schriftstellerische Form rühmen. Wer Sinn hat für die literarische Bewältigung einer so weitschichtigen und heiklen Aufgabe wie der vorliegenden, der wird sich mit Bewunderung und Genuß davon überzeugen, was Dovifat aus den Ergebnissen seiner amerikanischen Studienreise

stofflich und weltanschaulich gemacht hat: Ob er das Werden des amerikanischen Journalismus aus den großen Zügen der Siedlungs- und Verfassungsgeschichte Nordamerikas heraus erklärt und seine führenden Männer charakterisiert, ob er die Technik der Nachrichtenbeschaffung und -formung und der Meinungsbildung darstellt, ob er den Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher Bindung und geistiger Abhängigkeit im amerikanischen Zeitungswesen erörtert oder über die journalistische Berufsbildung berichtet — immer bekommt der Leser zunächst ein klares, streng wissenschaftlich begründetes Bild von den wesentlichen Tatsachen, dazu aber ein nicht minder klares Bild von des Verfassers psychologischer Deutung und weltanschaulicher Bewertung dieser Tatsachen. Am wichtigsten für jeden deutschen Bildungspfleger ist natürlich, was Dovifat über „Das amerikanische Vorbild im deutschen Zeitungswesen" und über „Das deutsche journalistische Bildungswesen und die amerikanische Praxis" sagt. Die hohe Meinung, die Dovifat von der kulturellen Bedeutung seines Berufes hat und in seiner eigenen Tätigkeit bewährt, läßt uns besonders deutlich erkennen, wie nahe sich innerlich der journalistische Beruf und unser Beruf berühren. Kein Wunder, wenn uns auch — gerade auf Grund des Dovifatschen Buches — in Amerika eine auffallende innere Parallele zwischen Journalismus und Büchereiwesen vorzuliegen scheint: In der Hochschätzung der tausendgliedrigen, in rasendem Tempo rotierenden „Nachrichtenmaschine" einerseits und der sensationellen, skrupel- und gedankenlosen Ausbeutung von Privatverhältnissen durch die Presse andererseits verrät sich derselbe Geist wie in der Überschätzung des Auskunftsdienstes (namentlich der „quick reference") und der Selbstorientierung des Lesers (durch die „Freihand") einerseits und der unbedenklichen Verwertung der Belletristik als eines bloßen Unterhaltungsmittels im amerikanischen Büchereiwesen. Dort wie hier im Grund der (mit selbstgefälligen Maximen verbrämte) Verzicht auf eigentliche Führung, dort wie hier das smarte Kapitulieren vor den Gesetzen der Massenpsychologie. — Jede größere Bücherei und besonders auch jede Landeswanderbücherei muß dieses Standwerk, das übrigens sieben sehr gut ausgewählte Bilder und ebenso viele sehr lehrreiche Planskizzen enthält, anschaffen und möglichst viele ernsthafte Leser dafür gewinnen.

E. Ackerknecht.

Mennecke, Carl: Das Problem der sittlichen Idee in der marxistischen Diskussion der Gegenwart. Crimmitschau: Rohland & Berthold 1927. 26 S.

In klarer Weise wird der sittliche Gehalt des Marxismus und der klassenkämpferischen proletarischen Bewegung aufgezeigt; die Notwendigkeit, in der Gegenwart diesen Tatbestand mit neuer größerer Energie zu klären, überzeugend gemacht und erste Richtlinien für die Diskussion hierüber aufgestellt. Das Heft ist für alle wichtig, die sich für die Neugestaltung der sozialistischen Bewegung einsetzen.

R. Joerden (Stettin).

Bienstock, Gregor: Einführung in die Weltwirtschaft. Berlin: Laub 1927. 165 S. Geh. 2,50. Lw. 3,50.

Auf begrenztem Raume wird dem Leser in recht gemeinverständlicher Weise Begriff und Werden der heutigen Weltwirtschaft mit ihren wichtigsten Funktionen darzustellen versucht. Einzelne besonders wichtige Fragen, wie z. B. die internationalen Beziehungen der Arbeits- und Kapitalkräfte, die internationale Arbeitsteilung und die Preisbildung sind durch Einzeldarstellungen stärker hervorgehoben und dienen in erster Linie dem leichteren Verständnis der sozialistischen Ideen des Verfassers. Obwohl man ihn als einen glühenden Anhänger der sozialistischen Wirtschaftsverfassung erkennt, befleißigt er sich doch, möglichst objektiv zu erscheinen und weiß die Vorzüge der kapitalistischen Wirtschaftsordnung durchaus zu schätzen. Dementsprechend zieht sich durch das ganze Werk hindurch wie ein roter Faden sein Streben, den Kapitalismus nicht gewaltsam zu beseitigen, sondern ihn allmählich und schrittweise seiner schädigenden Merkmale zu entkleiden. Richtig erkennt er, daß die kapitalistische Machtentfaltung bei weitem noch nicht ihren Höhepunkt erreicht hat, sondern sich erst am Anfang der Entwicklung befindet. Wenn auch dem Verfasser nicht in allen Einzelheiten recht zu geben ist, so zeugt die Arbeit

doch von einer ziemlichen Beherrschung des Stoffes. — Schon für kleinere Büchereien. W. Fiedler (Berlin).

Schmidt, Max Georg: Geschichte des Welthandels. 5. Aufl. Leipzig: Teubner 1928. 166 S.

Ein Abriß eines Teils der Geschichte der Weltwirtschaft von den ältesten Zeiten der Kulturvölker bis zur neuesten Entwicklung der modernen Weltwirtschaft, der die markantesten Merkmale der einzelnen Epochen klar herausschält. Die engen inneren Beziehungen zwischen Entwicklung der Technik und Wirtschaftsfortschritt ziehen sich durch das ganze Werk und gestalten die Lektüre recht anregend. Es ist sehr leicht verständlich geschrieben und kann als Einführungswerk empfohlen werden. Durch eine sorgfältig ausgewählte Literaturübersicht wird dem stärker Interessierten die systematische Fortsetzung seiner Studien erleichtert. — Nach einer kurzen Darstellung der Handelsbeziehungen der ältesten Kulturvölker der Phönizier, Griechen, Römer und des Islam erfährt der mittelalterliche Handel eine eingehendere Behandlung, um dann weiter genauer das Aufkommen der verschiedenen früheren Handelsstaaten darzulegen. Dem Zeitalter des Merkantilismus ist ein besonderer Raum eingeräumt worden, wobei die politischen Verhältnisse weitgehende Berücksichtigung erfahren haben. Im Schlußkapitel wird der Weltkrieg mit den verschiedensten weltwirtschaftlichen Strukturwandlungen und Folgen kritisch beleuchtet und werden kurz die Zukunftsmöglichkeiten und Aussichten der Gegenwart skizziert. W. Fiedler (Berlin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Frank, Rudolf: Das moderne Theater. Berlin: Ullstein 1927. Geh. 0,85. Hlw. 1,35.

Ein Bändchen der Sammlung „Wege zum Wissen", das den Namen der Reihe völlig bestätigt, indem es bei der notgedrungenen Konzentration des Stoffes dem in die Materie Eingeweihten alles Wissenswerte ins Gedächtnis zurückruft, das aber für den Laien nur als Anregung und erste Einführung in Betracht kommt und manche Behauptung näher begründen müßte, um vollgültiger zu werden. Immerhin aber flott geschrieben, und, zur rechten Zeit in die rechte Hand gegeben, sicher nicht ohne Nutzen verwendbar. M. Schaefer (Elberfeld).

Hasenclever, Ludwig: Das Tragische und die Tragödie. Grundsätzliche Äußerungen deutscher Denker und Dichter ausgew. München: Oldenbourg 1927. (Dreiturmbücherei Nr. 28/29.)

Lehrmeinungen über das Tragische von Aristoteles bis auf Joh. Volkelt sorgsam ausgewählt und zusammengestellt; ein Lesebuch, in erster Linie für den Gebrauch in höheren Lehranstalten gedacht, darüber hinaus aber auch für jeden interessant, der sich mit der Frage des Tragischen beschäftigt. Der Herausgeber hat sich auf die Stimmen der führenden Denker und Dichter beschränken müssen, es aber trotz verschiedener Kürzungen verstanden, das Wesentliche des Gedankenganges herauszustellen, so daß man die Arbeit, wie es sich der Herausgeber wünscht, als ein Quellenbuch zu einer Geschichte der tragischen Theorie ansprechen und als Einführung empfehlen kann. M. Schaefer (Elberfeld).

Engel, Eduard: Was bleibt? Die Weltliteratur. Leipzig: Koehler & Amelang 1928. 688 S. Geb. 15,—.

Der Grundirrtum dieses Buches ist, daß die Zeit so etwas wie einen Katalog des „Bleibenden" schaffe. Es ist noch nicht so lange her, daß Vergil für größer galt als Homer, und es war keine kulturarme Zeit, welche das glaubte. Shakespeare galt dem größeren Teil des Rokoko noch als ein wüster Rohling. Gewiß, wir halten unsere Auffassung für eine Berichtigung. Und doch! Wir wissen nicht, wer die Götter des 21. Jahrhunderts sein werden, die dieses sich aus der Vergangenheit holen wird, wie jedes Jahrhundert vor ihm. Mit dem Wandel des Geschmacks und des Weltbildes treten andere Gestalten der Vergangenheit ins

Licht der Gegenwart. Zu jeder Epoche gehört eine andere Vergangenheit. Nicht „was bleibt" könnte Engel also sammeln (dies ist unmöglich), aber was heute für uns lebendig ist, das zu sammeln, wäre möglich. Es ist nur die Frage, ob Eduard Engel, mit dem Rotstift des Zensors in der Hand, hierfür der rechte Deuter sei. Was zustandekam, ist das Bildnis des deutschen Bildungsphilisters in Reinkultur, der hier im Gewande des Literaturpapstes auftritt. Einige Beispiele: Rilke: „Er dichtete auf zwei Arten: auf die sinnlose und auf die sanft säuselnde." — Nietzsche: „In der Tat, er blendet, aber nicht lange und nicht die Kenner des großen Stils." — Kleist: „Über jeden Zweifel erhaben ist Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug"." Über Kleists Kätchen von Heilbronn: „Die Hundedemut Kätchens ist Krankheit, nicht echtes Leben der Kunst. Die Höchstgebildeten haben das Stück längst fallen lassen." Aber „die Familie Schroffenstein glüht in schönheitvoller Leidenschaft". — Gerh. Hauptmann: „Hauptmanns gesamtes Werk versinkt." — Handel-Mazzetti: „Die Romane Enricas sind große Kunst, aber von einer so unerfreulichen Art, daß die lesende Menschheit dergleichen nicht erträgt." Die neuere Literatur gipfelt in Sudermann. — Das gefährliche Kriterium der „Echtheit" spielt bei Engel eine starke Rolle. Er ist der Literarhistoriker der Lesebuchreife und des Kleinbürgertums. — Dabei soll ihm nicht vergessen werden, daß er einige zu Unrecht verlästerte Schriftsteller gebührend herausstellt. Mit Maßen trifft das schon für Sudermann zu. Dann für die „Bilder und Geschichten aus Schwaben" der Ottilie Wildermuth, auch für einige Gedichte der Karschin. Im dritten Teil „Die Maßstäbe" steht manches Gescheite, manche feine Beobachtung neben überheblicher Oberflächlichkeit. Leider werden es nicht diese Stellen sein, welche die Wirkung des Werkes bestimmen. Es wird viele kleine Literaturpäpste zeugen: ach, wir haben genug, übergenug davon!

W. Schuster.

Hermann, Georg: Die Zeitlupe und andere Betrachtungen über Menschen und Dinge. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1928. 199 S. Lw. 5,50.

Ein Erinnerungs- und Plauderbuch, das sich von vielen ähnlichen Werken vorteilhaft abhebt. Hier schreibt ein wirklicher Plauderer und Erzähler in ganz persönlicher Art über Menschen und Dinge, ohne doch den richtigen Abstand und den sicheren Ton je zu verlieren. Alles ist in einen engen Rahmen gestellt, impressionistisch gesehen, in Tempo und Art: Zeitlupe, und gibt doch in dieser Begrenzung Wesentliches. So ist das Buch nicht für die Freunde der Romane Georg Hermanns eine willkommene Beigabe, sondern ein in sich begründetes Werk. Die Schilderungen und Plaudereien, die über Bismarck, Menzel, Bang, Corinth, Liebknecht und Rathenau ebenso wie die über namenlose Gestalten, die Betrachtungen von Bildern und Büchern wie von Blumen sind erfüllt von einer schlichten, tiefen Menschlichkeit, die sich nicht blenden läßt von Sensation und Mache, die das Vergangene liebt, wenn es auch uns Heutigen noch Werte schenkt, und alles Werdende begrüßt, wenn es einem echten Wollen entspringt. Es ist in diesem Buch viel von der Reife und Güte des alten Fontane, dem Hermanns Epik tief verpflichtet ist. Manche Begrenztheit liegt in dieser Art, Mensch und Dinge zu betrachten, wie sich besonders deutlich in der Ablehnung Dostojewskis zeigt. Aber auch die Fehlurteile sind immer menschlich begründet. Für den Volksbibliothekar sind die Aufsätze: „Warum lesen wir?", „Der Sinn des Buches", „Was von Büchern übrig bleibt", „Kolportage", auch literaturpsychologisch anregend. Schon mittlere Büchereien sollten das Buch anschaffen.

C. Wormann (Berlin).

Loerke, Oskar: Zeitgenossen aus vielen Zeiten. Berlin: Fischer 1925. 241 S. Lw. 8,—.

Es ist nicht nur das Werk eines klarsichtigen und sehr begabten Kritikers, das dieses Essaybuch darstellt, man spürt deutlich in jedem der einzelnen Aufsätze, mögen sie auch nur kürzere „Buchbesprechungen" sein, daß sie nicht nur von scharfsinnigem Geist, sondern auch von der mitschwingenden Seele eines Menschen geschaffen sind, der selbst Diener am Worte ist. Aus der langen Reihe von Einzeldarstellungen heben wir nur einige besonders hervor, wenngleich sie alle eifriger Verarbeitung wert sind. So scheint von den drei Musikeraufsätzen —

J. S. Bach, Heinr. Schütz und Bruckner — der über Bach am schönsten und tiefsten, weil er sich zugleich mit dem Wesen des schaffenden und ausübenden Künstlers und seinem Verhältnis zur Musik auseinandersetzt. Mit wieviel wahrhaftem Mit-Leiden ist aber auch der Essay über Jean Paul geschrieben! Von den Aufsätzen über Dichter der neueren Zeit sind wohl die über Gerhart Hauptmann, Moritz Heimann und Max Dauthendey am wertvollsten. Es sollte ein jeder, der mit Literatur und künstlerischen Dingen beruflich zu tun hat, dieses Werk von Loerke gründlich verarbeiten. In größeren und mittleren Büchereien wird es einen großen Leserkreis finden; der Bildungspfleger selbst kann nicht nur erneut zu dem Schaffen der besprochenen Dichter und Künstler Stellung nehmen, sondern wird auch weltanschaulich großen Gewinn davontragen.

O. Bahrt (Insterburg).

Nadler, Josef: Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. Regensburg: Habbel.

Bd. 3: Der deutsche Geist (1740—1830). 2. Aufl. 1924. XI, 653 S. Lw. 16,—.

Bd 4: Der deutsche Staat (1814—1914). 1. und 2. Aufl. 1928. XV, 1008 S. Lw. 22,—.

Raumzeittafel. 1. und 2. Aufl. 1928. 51 S. Geh. 1,—.

Das riesige literaturgeschichtliche Werk, welches Nadler geschaffen hat, liegt nunmehr beendet vor und hat von vornherein einen ständigen Platz unter den fachwissenschaftlichen Literaturgeschichten zu beanspruchen. Es ist dabei vollkommen gleichgültig, ob man sich durchweg auf den Standpunkt des Verfassers stellt, da den einen der Respekt vor dem ungeheueren Arbeitsquantum, den anderen die wissenschaftlich gediegene Arbeit immer wieder zu dieser neuartigen Auffassung von Literaturgeschichte hinziehen wird. Aufs Quantitative bezogen darf man den Nadler als ein sehr wertvolles Nachschlagewerk betrachten, das durch sehr genaue Register erschlossen wird. Die Raumzeittafel erleichtert da noch den Überblick, während sie gleichzeitig eine Übersicht über die Anlage des ganzen Werkes gibt und des gestaltenden Willens, der den Verfasser trieb. Wenn man der Meinung Nadlers folgt, in der landsmannschaftlichen Entwicklung der deutschen Literatur drei wesentliche Richtungen zu sehen, nämlich die klassische Kultur der drei westdeutschen Stämme, das romantische Leben des deutschen Nordostens und die Stammeskultur des bayerischen Volkes, so taucht wissenschaftlich gesehen eine Fülle lebendiger Bilder auf, die den „Historiker" vielleicht noch sympathischer machen würden, wenn einiges Gewicht mehr auf die Übergänge, auf das Fließende des Geschichtsablaufes gelegt und die Generationenfolge nicht gar zu stiefmütterlich behandelt worden wäre. Vielleicht war das aber in diesem Rahmen nicht zu schaffen, ohne unübersichtlich zu werden, und kommt in späteren Werken Nadlers deutlicher zum Ausdruck, die von seiner einmal eingenommenen Basis aus soziologisch ungemein Wertvolles bringen könnten. — Auch schon mittlere Büchereien sollten erstreben, diese Literaturgeschichte einzustellen, da sie ganz besonders geeignet ist, die heute häufig so verzerrten „völkischen" Belange ins rechte Licht zu rücken.

O. Bahrt (Insterburg).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Ackerknecht, E.: Lichtspielfragen. Berlin: Weidmann 1928. 152 S. Kart. 5,—.

Es ist sehr zu begrüßen, daß der Verfasser hier seine Aufsätze über das Lichtspiel gesammelt vorlegt. Aus seinem 1918 erschienenen Buch: „Das Lichtspiel im Dienste der Bildungspflege" ist — sprachlich teilweise verbessert, sonst aber völlig unverändert — der große Aufsatz „Psychologie und Pädagogik des Lichtspiels" übernommen, der davon ausgeht, daß die unvergleichliche psychische Eindringlichkeit des Laufbildes in seiner Gefühlswirkung begründet ist, und der dann die Bedeutung des Lichtspiels für die Belehrung, für den Schulunterricht und für die Unterhaltung mit einer Fülle von Einsichten erweist. Besonders der letzte Abschnitt über den belletristischen Film ist dadurch von großem Wert, daß hier Ge-

legenheit genommen wird — so ausführlich wie sonst an keiner Stelle —, die „Kitschtheorie" zu entwickeln, die „entwicklungsgeschichtlich" eingestellte, für den Bildungspfleger in erster Linie in Frage kommende Kritik der Buch- und Filmdichtung vom Standpunkt des Erziehers aus. Der zweite Aufsatz, „Der Film als Kulturproblem", bietet unter mannigfacher Variierung noch einmal die Grundgedanken des ersten Aufsatzes und führt zum Schluß ebenfalls zur Darlegung des „Kitsches" als „kulturellen Übergangswertes", während dann der nächste, „Die künstlerischen Entwicklungsmöglichkeiten des belletristischen Films", den „Zielwert", den künstlerischen Film, behandelt. Gerade dieser Aufsatz, getragen von reicher Anschauung und künstlerischem Feingefühl, vermag von der kulturellen Sendung des Films zu überzeugen, und sicher auch den, der bisher nicht glauben konnte, daß solche ästhetischen und pädagogisch bedeutsamen Forderungen an den Film zu stellen sind. Der nächste Aufsatz behandelt „das Lichtspiel in seinem organischen Zusammenwirken mit anderen Einrichtungen der Bildungspflege", indem er vom Lichtspiel aus den „Organismus Bildungspflege" anschaulich macht und die Notwendigkeit des Lichtspiels neben dem „Kino" zeigt. Der bisher bestehende Mangel, daß gute Filme vom Erdboden verschwinden, Negative wie Kopien, wenn sie Verdienst genug eingebracht haben, und daß deswegen — auch gerade zur Bewahrung der unersetzlichen zeitgeschichtlich wichtigen Filmaufnahmen — ein „internationales Filmarchiv in Deutschland" nötig ist, legt der folgende Aufsatz dar, und im letzten wird noch einmal deutlich gemacht, wie trotz aller pädagogischen Bedenken das Lichtspiel eine große pädagogische Aufgabe hat, daß eine „Lichtspielreform — ohne Lichtspiel" undenkbar ist. — Es ist nicht möglich, in der gebotenen Kürze auf alle berührten Einzelheiten — sprechender Film, Zeitlupe, technische Dinge u. s. f. — einzugehen, zumal in einem umfangreichen Anhang von Anmerkungen noch zahlreiche Einzelprobleme und Durchblicke auf andere Gebiete gezeigt werden. Jedenfalls gehört das Buch, das, ähnlich wie die „Büchereifragen" (2. Aufl. 1926, Berlin: Weidmann) die Probleme des Büchereiwesens entwickelten, die Fragen des Lichtspiels als eines wichtigen Faktors in der heutigen Kultur und Erziehung behandelt, in die Hand jedes Bildungspflegers und weiter auch jedes Laien, der sich mit der Tatsache des Films auseinandersetzen will.

R. Joerden (Stettin).

Dürer-Kalender für Kunst und Kultur. 1929. Hrsg. von Karl Maußner. Berlin: Sieben-Stäbe-Verlag 1928.

Der bekannte Abreißkalender bringt eine reiche Fülle schöner Reproduktionen, vornehmlich Handzeichnungen großer Meister. In Verbindung mit dem beigegebenen Text will er ein geschlossenes Ganzes darstellen, ein gottsuchendes Bestreben nach letzter Sinnerfüllung. Auch wer hier nicht ganz folgen kann, wird sich an den herrlichen Abbildungen erfreuen — hierin ist der Kalender einer der schönsten — und ebenso an einzelnen der wertvollen literarischen Beigaben.

W. Schuster.

Bie, Oscar: Das deutsche Lied. Berlin: Fischer 1926. 274 S.

Nach einigen Vorbemerkungen über Reichardt, Schulz, Zelter usw. erfahren Schubert, Robert Schumann, Brahms und Hugo Wolf eine feinfühlige Darstellung ihres Liederwerkes, die auch theoretisch gut informiert ist. Über Robert Franz, Adolf Jensen, Carl Loewe geht es nächst einigen Achtungsblicken auf Beethoven u. a. bald auf das instrumental begleitete Konzertlied von Mahler und Strauß. Mit dem Augenblick, da das Lied der Einzelübung in engerem Kreise entwächst, verliert auch der Verfasser Fühlung und Interesse an ihm. Diese ganz intime Kunstform bedarf in der Tat eines höchst gesteigerten subjektiven Einfühlungsvermögens. Und insofern bedingen sich Stoff und Bearbeiter. Es ist ein literarisches Bekenntnis zum deutschen Lied, wie es ein anderer Ästhet etwa für holländische Genre-Interieurs aus dem 17. Jahrhundert oder für französische Farbendrucke aus dem 18. Jahrhundert schreiben würde. Der Mangel an innerem Verbundensein mit dem Stoffe wird noch offenkundiger durch die kühle, spielerische Haltung des Vortrags. — Der feinschmeckerische, übersättigte Leser, an den für die Lektüre gedacht sein mag, dürfte in unseren Büchereien selten sein.

W. Engelhardt (Berlin).

Goellerich, August: Anton Bruckner. Ein Lebens- und Schaffensbild. Nach Goellerichs Tod erg. u. hrsg. von Max Auer. Mit zahlr. Bildtaf., Notenbeisp. u. Faks. 2 Bde. 2. Bd in 2 Tln. Regensburg: Bosse 1922, 1928. (Deutsche Musikbücherei Bd 36. 37., 1. 2.)

1. Jugend 1824—1845. 1922. 348 S. Geb. 4,—.

2. St. Florian. Erg. u. hrsg. von Max Auer.
   1. Textband. 1928. 390 S. Geb. 5,—.
   2. Notenband. 1928. 258 S. Geb. 10,—.

Die größtangelegte (auf vier Bände ausschließlich der Notenbände veranschlagte) Bruckner-Biographie. Von den Verfassern ist Göllerich, der Bruckner auch persönlich noch nahegestanden und von ihm als sein Biograph autorisiert worden war, nach Vollendung (und tragischerweise vor Erscheinen) des ersten Bandes gestorben. Das gesamte von ihm seit über dreißig Jahren gesammelte Material übernahm Auer, der bereits eine einbändige trefflich zusammenfassende Darstellung von Bruckners Leben und Schaffen gegeben hat, und der das Werk weiterführt. Es bietet eine erschöpfende, quellenmäßige Lebensschilderung etwa in der Art von Glasenapps Wagner-Biographie, bringt aber außerdem auch eingehendere (vorwiegend stilkritische) Werkbesprechungen (auch der teilweise noch unveröffentlichten Jugendwerke!) mit zahlreichen, z. T. faksimilierten Notenzitaten; außerdem bringt der Notenband des zweiten Bandes auf Notendruckpapier den vollständigen Abdruck von 37 großenteils erstmalig veröffentlichten Jugendkompositionen teils in Notenstich, teils als Faksimilien. Jeder Band bietet ferner Kompositionsverzeichnisse, Register, reichhaltige Bilderbeilagen usw. Die Darstellung, die durch das Einflechten zahlreicher Selbstzeugnisse und Erinnerungen von Bruckner nahegestandenen Zeitgenossen recht lebendig wirkt, leidet gleichwohl (ähnlich wie bei Glasenapp) unter der Fülle des mehr gehäuften als gestalteten Einzelmaterials und auch unter einer gewissen unkritischen Einstellung. Dessenungeachtet wird das Werk als voraussichtlich umfangreichste Bruckner-Quellen- und Dokumentensammlung für die weitere Forschung auf lange hinaus unentbehrlich sein, auch neben den früher erschienenen größeren Darstellungen von Kurth, Orel u. a., so daß es von jeder größeren Bücherei eingestellt werden sollte.

K. Th. Bayer (Berlin).

Malsch, Rudolf: Geschichte der deutschen Musik, ihrer Formen, ihres Stils und ihrer Stellung im deutschen Geistes- und Kulturleben. Mit zahlr. Notenbeisp. und Bildern. Berlin-Lichterfelde: Vieweg 1926. VIII, 360 S. 7,50.

Durchaus historisch, unter Verzicht auf jedwede mehr oder weniger strittige Ästhetik, natürlich gestützt auf die seit Beethoven fundierte Harmonielehre, werden die Denkmäler in chronologischer Abfolge besprochen. Der mehr didaktischen Anlage entsprechend werden an größeren Werken Stilvergleichung, Stilkritik und Analyse betrieben, die sich in nichts von der bisher unter Führung von Hugo Riemann geübten Methode unterscheidet. Viel Biographisches wird verarbeitet. Recht fruchtbar erweist sich die für die Musikwissenschaft systematisch zuerst von Max Weber gegebene Anregung zu soziologischer Betrachtungsweise — mag es vielfach auch nur Modeströmung sein, solche Verbundenheiten aufzuzeigen. Ein kurzes Streiflicht etwa aus Anlaß der Beziehungen Haßlers zu Oberitalien auf Dürers italienische Reisen ist instruktiver als lange ermüdende Erörterungen über die Sehnsucht nach dem Süden: Für Haßler ebenso wie für Dürer gab es etwas zu lernen — und das ist deutsch. — Diese Musikgeschichte, die mehr Lehr- und Lernbuch denn unterhaltend ist, mag gleichwohl — allem Geschrei gegen den Historizismus zum Trotz — recht gut alte Musik dem Willigen näher bringen helfen. Gerade die kleine und mittlere Bücherei werden diesem Buche mehr als einem gelehrten Standwerke Freunde und Leser gewinnen. W. Engelhardt (Berlin).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Donner, Kai: Bei den Samojeden in Sibirien. Mit Abb. Stuttgart. Strecker & Schröder 1926. 199 S. Lw. 8,—.

Die zwischen den Unterläufen von Ob und Jenissei bis ans Eismeer auf weiten Tundren wohnenden Samojeden gehören zu jenen unglücklichen Völkern, welche die „Segnungen" europäischer, hier insonderheit russischer Zivilisation, Schnaps, Tuberkulose und Syphilis, mit ihrem Untergange schnöde vergelten. Der finnländische Gelehrte Donner hat sich in den Jahren 1911—14 bei ihnen aufgehalten und sie als Sprachforscher, Völkerkundler und Arzt eingehend studiert. Sein fesselnder, gut bebilderter Bericht berührt durch sein liebevolles Verständnis besonders angenehm. Für vorwiegend völkerkundlich eingestellte Leser, auch schon mittlerer Büchereien*). B. Sauer (Plauen i. V.).

Halfeld, Adolf: Amerika und der Amerikanismus. Kritische Betrachtungen eines Deutschen und Europäers. Jena: Diederichs 1927. XII, 244 S. Geh. 5,—. Lw. 7,50.

Unter den vielen Amerikabüchern kann dieses eine besondere Bedeutung beanspruchen, denn es beruht nicht auf den notwendig oberflächlichen Eindrücken einer Reise, sondern auf Erfahrungen eines mehrjährigen Aufenthalts, während dessen Halfeld in dauernder beruflicher Fühlung mit Politikern, Wirtschaftsmännern, Literaten, Künstlern und Journalisten gewesen ist. Das Wesen Amerikas zu ergründen ist seine Aufgabe; nicht nur die Wolkenkratzer, die Industriestädte, die Weite des Landes, die Prosperität des Geschäfts sind sein Thema, sondern vor allem der amerikanische Mensch und seine Geisteshaltung. Und so wird das Buch eine Kritik des Amerikanismus, der sich ausdrückt in dem kollektiven Denken der Masse, das jede Individualität aufsaugt oder abstößt, und in der Anbetung geschäftlichen Erfolges. Halfeld erhärtet seine Behauptung durch zahllose Beispiele, die uns ein echtes Bild des Lebens und aller möglichen, gerade auch kulturellen Einrichtungen in den U.S.A. geben. Die Probleme sind auch für uns aktuell; das wertvolle Buch, das außerordentlich fesselnd und lebendig geschrieben ist, aber doch größere Anforderungen als eine der üblichen Reisebeschreibungen stellt, sollte schon jede mittlere Bücherei einstellen und zu verbreiten suchen.

M. Thilo (Stolp i. P.).

Die deutschen Stämme. Eingel. u. hrsg. von Jos. Nadler. Stuttgart: Frommann 1925. 87 S. Geh. 0,90. Geb. 1,50.

Geschieden nach den beiden großen Gruppen der deutsch-römischen und der deutsch-slawischen „Zweiheit", wird die Besonderheit, werden Volkstum, Geschichte und Landschaft der deutschen Stämme herausgehoben durch literarische Zeugnisse von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart: Auszüge aus alten Quellen und Urkunden wie Plinius und der Lex Salica, aus mittelalterlichen Chroniken, wie der Bayrischen Chronik von Turmair und dem Weltbuch des Sebastian Franck, aus neueren Reiseschilderungen und Schriften wie Forsters Ansichten vom Niederrhein und neuesten dichterischen Deutungen wie Wilhelm Schäfers „rheinischem Buch". So stellt diese Sammlung eine schöne Besinnung auf deutsches Wesen dar, auf jene Deutschheit, die jenseits der politischen Wandlungen überzeitlicher Charakter ist — und ist als solche jeder Volksbücherei zu empfehlen.

V. A. Schmitz (Breslau).

Wilhelm, Richard: Ostasien. Werden und Wandel des chinesischen Kulturkreises. Potsdam: Müller & Kiepenheuer 1928. 220 S. 3,30. (Das Weltbild. Bücher des lebendigen Wissens.)

Der bekannte, um die Popularisierung chinesischen Gedankengutes verdiente Frankfurter Professor war hier vor eine Aufgabe gestellt, der in so knappem Rahmen nicht gerecht zu werden war. So wird die 4000jährige chinesische Kulturentwicklung auf 100 Seiten zusammengedrängt, denen fast gleichviel Seiten für die Schilderung der Auflösung unter europäisch-amerikanischem Einfluß gegenüber-

*) Eine eingehendere Besprechung findet sich in „Ferne Länder" II, S. 11 f.

stehen. Für Ostasiens Randländer Indochina, Korea, selbst Japan bleibt kaum Platz. Jahreszahlen sind im darstellenden Teil peinlich vermieden; sie finden sich in einer Zeittafel im Anhang, die ihrerseits wieder fast ohne Beziehung zum Text steht. Auch die Bibliographie gibt Anlaß zur Verwunderung: neben 28 fremden Werken sind 10 Werke des Verfassers genannt; das gibt doch wohl ein schiefes Bild. Von Einzelheiten ist mir die nebensächliche Behandlung des Buddhismus, die Erwähnung der Episode Ungern-Sternberg vor dem Weltkrieg, die Schilderung des Ritenstreits ohne Verwendung dieses längst zum terminus technicus gewordenen Ausdrucks aufgefallen. Das beigegebene Kärtchen sei wegen seiner völligen Unzulänglichkeit erwähnt. Für unsere Büchereien wird, fürchte ich, die Schrift nur wenig Nutzen stiften können. E. Gratzl (München).

Leden, Christian: Über Kiwatins Eisfelder. Mit Abb. Leipzig: Brockhaus 1927. 285 S. Lw. 16,—.

Das als abenteuerliche Reisebeschreibung wie als völkerkundliche Schilderung gleich wertvolle und fesselnde Werk des Norwegers Leden berichtet von der Erforschung der westlich und nordwestlich von der Hudsonbucht gelegenen arktischen Gebiete und ihrer Bewohner (1913—16), wo Rasmussen jüngst die Urheimat der Eskimos entdeckt hat. Die lebendige Darstellung wirkt durch viele gute Abbildungen in ihrer Anschaulichkeit noch eindringlicher. Für reifere Leser*).

B. Sauer (Plauen i. V.).

Schonger, Hubert: Auf Islands Vogelbergen. Mit Abb. Neudamm: Neumann 1927. 127 S. Kart. 4,—.

Im vorliegenden Büchlein berichtet Schonger von den Eindrücken einer Reise, die er im Frühsommer 1925 zum Studium der Vogelwelt nach der Südwestecke Islands unternahm. Fesseln schon Schongers Schilderungen seiner Streifzüge und Beobachtungen auf den schroffen Nistbergen der Westmännerinseln und in der wilden, unwegsamen vulkanischen Gebirgslandschaft Islands, so liegt doch der eigentliche Reiz des Büchleins in den vielen ausgezeichneten Landschafts- und Vogelphotographien, mit denen Schonger sich als einen begabten Nachfolger Bengt Bergs erweist. — Es wäre zu wünschen, daß Schonger uns die heimische Vogelwelt gleich lebensnah vor Augen führte. Schon kleinsten Büchereien für Naturfreunde wärmstens empfohlen. B. Sauer (Plauen i. V.).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Heilborn, Adolf: Der Körper des Menschen. Berlin: Ullstein 1927. 172 S. Hlw. 1,35.

Eine gedrängte Übersicht über den menschlichen Körper, über den Bau und die Obliegenheiten seiner Einzelorgane vermittelt das Werkchen. Die ersten Abschnitte sind mehr allgemein lebenswissenschaftlichen Grundfragen gewidmet, geben über Herkunft und Bauplan des Menschen, über Zellen-, Gewebe- und Organlehre Auskunft und sind in einer den Leser zu weiterem selbsttätigen Nachdenken anregenden Form geschrieben. In den anderen Hauptstücken werden die einzelnen Gewebegruppen des Körpers besprochen und auch anschließende Seitenfragen der Abstammungslehre, der Krankheitskunde u. ä. mithineingezogen. — Der Stoffumfang ist für den Rahmen eines solchen kleinen Bandes etwas reichlich, so daß stellenweise Aufzählungen nicht zu vermeiden sind. Mehr Abbildungen wären dem Werk dienlich, da sich manches durch Worte schlecht veranschaulichen läßt. — Besonders für kleinere Büchereien geeignet. C. Barth (Stettin).

Just, Günther: Die Vererbung. Mit 48 Abb. und 7 Schaubildern. Breslau: Hirt 1927. 128 S. Hlw. 3,50.

Das Buch ist als Einführung in die Vererbungslehre gedacht. Es bringt die Besonderheiten der Erbgänge und die Lehre vom Mendeln, betrachtet die

*) Eine eingehendere Würdigung des Werkes findet sich in „Ferne Länder" II, S. 110 f.

Eigenschaften der Chromosomen und die Vorgänge in den Keimzellen, die beide dann mit der Mendellehre in Verbindung gebracht werden, so daß diese nur als sichtbare äußerliche Entsprechung der inneren Bedingtheiten erscheint. Die Koppelung der einzelnen Erbanlagen und ihr gruppenweiser Austausch, sowie die daraus abgeleitete Feinbaukunde der Chromosomen werden beleuchtet und weiterhin die Fragen der Geschlechtsbestimmung durch Chromosomen, also durch Vererbung, untersucht. Mit der Erörterung der Sprungänderung als dem Ausgang zu neuen Erbanlagen und zur Auslese in der menschlichen Gesellschaft schließt der Verfasser. — Das Werk ist klar und verständlich geschrieben und bringt in seinen Abbildungen nicht allein die allgemein üblichen Beispiele, sondern auch reichhaltig neue Veranschaulichungen. Für alle Büchereien zu empfehlen.

C. Barth (Stettin).

Unger, Arthur W.: Wie ein Buch entsteht. 6. Aufl. Leipzig: Teubner 1927. 142 S. Geb. 3,—. (Aus Natur und Geisteswelt. Bdch 1002.)

Die neue Auflage des vortrefflichen Buches, das allen Lernbeflissenen des Buchgewerbes und Buchhandels ebenso wie allen interessierten Laien klare und leichtfaßliche Belehrung gibt, ist gegenüber der 5. Auflage (vgl. 2. Jg. dieser Zeitschrift S. 142) nur wenig verändert. Doch bringt sie genügend technische Neuerungen (die „Fünfzehnrollen-Zeitungsrotationsmaschine", die „Typar-Schreibmaschine" u. a.), berichtet auch Neues vom Buchvertrieb (Buchgemeinschaften) und kann vor allem im Kapitel „Herstellung und Kalkulation" im Gegensatz zu der Inflationsausgabe von 1921 wieder reale Preise angeben, daß sich die Anschaffung des Buches reichlich lohnt. Therese Krimmer (Berlin).

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Dauthendey, Max: Ausgewählte Lieder aus neun Büchern. München: Langen 1928. 230 S. Geh. 2,50. Lw. 4,50.

Die neue Auswahl ist eine erweiterte Neuausgabe der früher erschienenen „Ausgewählten Lieder aus sieben Büchern". Trotzdem findet man in dem schönen Versbuche noch nicht alle Gedichte, die unbedingt darin sein müßten. Ich vermisse: „Das Dunkel griff uns um den Leib", und manche andere, die schon mit Recht in die bekannten Anthologien aufgenommen sind. Ein bißchen verengt scheint mir der Dichter irgendwie durch die ganze Art der Auswahl, es kommen nicht alle seine Töne voll heraus. — Schon kleine Büchereien, die für die neuere Lyrik zu werben verstehen, sollten von diesem leicht zugänglichen und dabei tiefen, melodienreichen Lyriker wenigstens diesen Auswahlband anschaffen.

W. Schuster.

Junge deutsche Lyrik. Eine Anthologie, hrsg. u. eingel. von Otto Heuschele. Leipzig: Reclam 1928. 244 S. Geh. 3,50. Lw. 5,50.

Die neue Anthologie bringt keine Überraschungen, mehr beachtliche Ansätze als gereiftes Können. Einige der Dichter kennen wir als Prosaiker: Beheim-Schwarzbach; Brües; Friedenthal; Paula Grogger; Penzoldt; Süskind; Vring. Stärkeres lyrisches Talent glaubt man bei Beheim-Schwarzbach, Billinger, Diettrich, Georg von der Vring zu entdecken. Auffällig ist, wie ganz dahin der Expressionismus ist, wie wenig revolutionär sich diese Jugend gebärdet, ja wie dafür eine schlichte Frömmigkeit aus vielen Gedichten spricht. Aber auch die Müdigkeit der Frühreifen um Klaus Mann fehlt. Im ganzen mehr wie ein Atemholen nach einer aufgeregten Zeit, ohne daß allerdings viel Hoffnung auf einen neuen Liederfrühling erstünde. — Größere Büchereien mit literarisch interessierten Lesern werden das Buch anschaffen können. W. Schuster.

Schieber, Anna: Balladen und Lieder. Heilbronn: Salzer 1927. 221 S. Lw. 5,—.

Diese Balladen und Lieder Anna Schiebers sind wie kaum andere geeignet, die bei den einfachen Lesern übliche Abneigung gegen Gedichtsammlungen zu

überwinden. Das Gedankliche dieser Dichtungen ist in einem sicheren sittlichen Wollen verwurzelt und kein Nachdenklicher wird sich der klaren Einfachheit, mit der es zum Ausdruck kommt, entziehen können. In den Gedichten schwingt überall der Dichterin Frömmigkeit mit, d. h. ihre jasagende, liebende Gläubigkeit zum Leben. Besonders genannt seien dazu die in der letzten Gruppe „Tiefe Einung" zusammengefaßten Gedichte. Bezeichnend in ihren Benennungen sind auch die übrigen Gruppen, vor allem „Erdentag" und „Schicksal", dazu eine Gruppe Gedichte, Stoffe „Aus Heiligen Schriften" behandelnd und aus „Märchen und Sage". — Das Buch sei allen Büchereien zur Anschaffung warm empfohlen.
Hilde Schmid (Stettin).

Deutsches Weihnachtsbuch. Eine Sammlung der schönsten Weihnachtsdichtungen. Ausgew. von Max Goos. Hamburg: Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1927. 334 S. Geb. 5,50. Biblioth.-Einbd. 7,—.

Die neue Auflage des bekannten Weihnachtsbuches der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung behält die Gruppierung des Stoffes der Auflage von 1906 im wesentlichen bei. Als wunderschöne Bereicherung fallen als erstes die der neuen Auflage beigegebenen entzückenden Scherenschnitte der J. v. Freyberg auf; sie wirken eigenartig bewegt und kraftvoll bei aller Zierlichkeit. Von den literarischen Beiträgen ist manches Veraltete fortgefallen, inzwischen Erschienenes älterer und neuerer Dichter berücksichtigt, so Schmitthenners prachtvolle Erzählung „Friede auf Erden", „Die heilige Nacht" der Lagerlöf, Wilhelm Schäfer mit einem Kapitel aus „Die dreizehn Bücher der deutschen Seele", Timmermans mit einem Teil aus dem „Tryptichon". Im Wesen einer derartigen Auswahl ist eine gewisse Gewaltsamkeit leider bedingt; als solche empfinden wir nun einmal in manchen Fällen die Herauslösung eines Teiles aus einem größeren Ganzen. Da hier aber bei den ausgewählten Abschnitten jeweils das Werk, dem sie entnommen sind, genannt ist, bleibt nur zu wünschen, daß dies den Benutzer, dem die vorliegende Auswahl im übrigen wertvolle Dienste leisten wird, über den besonderen Zweck dieses Buches hinaus anregt, auch zu den zu der Auswahl benutzten Werken der Dichter selbst zu greifen. Hilde Schmid (Stettin).

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Eyth, Max: Aus dem Handwerker-Leben in alter Zeit. Erlebnisse Albrecht Berblingers bei Meister Bockelhardt. Mit Anmerkungen von Leo Schleicher. Wien: Österreichischer Schulbücher-Verlag 1923. 58 S. Kart. 0,80.

Dieser in der Hauptsache für Klassenlektüre bestimmte Auszug aus Eyths „Schneider von Ulm" kommt allein schon seines geringen Umfanges wegen für Volksbüchereizwecke nicht in Betracht. R. Kock (Schneidemühl).

Wiesbadener Volksbücher: Nr. 211. Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts. Eingel. von Oskar Walzel. — Nr. 212. Tieck: Der blonde Eckbert. Die Elfen. Eingel. von Friedr. Panzer. — Nr. 214. Schnitzler: Der blinde Geronimo und sein Bruder. Novelle. Eingel. von Robert Reinhart. — Nr. 215. Lagerlöf: Das Mädchen vom Moorhof. Eingel. von Erwin Ackerknecht. — Nr. 216. Lagerlöf: Die Legende von der Christrose. Die Heinzelmännchen von Töreby. Eingel. von Erwin Ackerknecht. — Nr. 217. Plattensteiner: Die Leut' vom Hochkogel. Eingel. von Rich. Palleske. — Nr. 218. Arnim: Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau. Eingel. von Harry Maync. — Nr. 219. Storm: Immensee. Ein grünes Blatt. Abseits. Im Sonnenschein. Eingel. von E. Liesegang. — Nr. 221. Rheinsagen. Eingel. von Paul Zaunert.

Die Bändchen einer der schönsten unserer billigen Reihen sollen nachdrücklich empfohlen werden, sie sind besonders wertvoll durch die schönen Einfüh-

rungen, die oft (wie die von Ackerknecht zur Lagerlöf) eine ausgezeichnete Anleitung zum Lesen nicht nur des vorliegenden Stückes, sondern des Gesamtwerkes des betr. Dichters geben. Nicht immer sind sie freilich gleichwertig. So könnte die zu der Schnitzlerschen Novelle von Reinhard kritischer sein. Die andern Bändchen aber sind durchgehend wieder vortrefflich eingeleitet. Auch den jungen Berufsgenossen, die sich erst in die Literatur einlesen, seien die Bändchen warm empfohlen. W. Schuster.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Ammers-Küller, Jo van: Der stille Kampf. Roman. Übers. von Else Otten. Leipzig: Grethlein 1928. 244 S. Lw. 5,50.

Der Roman behandelt — größtenteils in Tagebuchform — das tragische Geschick einer seelisch vereinsamten Frau, die als warmblütiges, geist- und temperamentvolles junges Mädchen einen trockenen Wissenschaftler heiratet, in dem Glauben, nicht nur seine Gattin und Mutter seiner Kinder zu werden, sondern auch seine geistige Mitarbeiterin. In jahrelanger wachsender Enttäuschung erlebt sie den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen sich und dem nüchternen, nur seiner Arbeit und seiner Berühmtheit lebenden Egoisten. Nach fruchtlosen Versuchen, ihr einst geträumtes Eheideal zu verwirklichen und ihrem Leben einen stärkeren Inhalt zu geben, räumt sie den Platz, auf dem sie sich trotz ihrer Kinder überflüssig fühlt, und geht aus dem Leben. — Bei aller Anspruchslosigkeit der Darstellungsweise läßt dies Tagebuch in seiner von frohem jugendlichem Idealismus zu resignierter Verzweiflung langsam sich wandelnden Tonart die tragische Entwicklung dieses auch heute noch sich häufig wiederholenden Frauenschicksals sehr deutlich werden. An den wechselvollen Ideenreichtum und Milieureiz der „Frauen der Coornvelts" reicht das Buch freilich nicht heran. — Für städtische Büchereien. Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Bartsch, Rudolf Hans: Die Verliebten und ihre Stadt. Leipzig: Staackmann 1927. 275 S. Geh. 5,—. Lw. 7,—.

Neben wenig wichtigen Tiraden gegen unsere Zeit, deren Sucht nach Reichtum, Vergnügen, Sinnenlust usw. heftig gegeißelt wird, läuft, etwas zusammenhanglos, der eigentliche Roman: die Geschichte einer großen Liebe zwischen einem reifen Manne und einem eben Weib werdenden Mädchen. Hübsche Aufnahmen aus Graz, der Stadt dieser Verliebten, sind beigefügt. — Für alle Büchereien. G. Hermann (Spandau).

Böhlau, Helene: Die kleine Goethemutter. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1928. 212 S. Lw. 5,—.

Mehr schildernd als erzählend hat H. Böhlau in einer Anzahl ziemlich lose aneinander gereihter Bilder ein Stück Kindheit der Mutter Goethes heraufbeschworen. Der Wert des äußerlich handlungsarmen Büchleins liegt in der Innigkeit und Feinfühligkeit, mit der das frühe, wunderbare Reifen einer jungen Menschenseele gestaltet ist. Die starke Eigenart der alten Freien Reichsstadt Frankfurt am Main, ihre bunte, geheimnisvolle Fülle und ihr ganzer bewunderungswürdiger Kulturreichtum sind eindrucksvoll veranschaulicht. Der künstlerischen Form des Romans fehlt stellenweise die straffe Zucht; man beachte z. B. die inkonsequente Verwendung von Hochdeutsch und Frankfurtisch in der indirekten Rede. Ein starker Gefühlsüberschwang einerseits und häufige kleine reflektierende Bemerkungen andererseits mindern die Ursprünglichkeit der Darstellung herab. — In großen und mittleren Büchereien für junge Mädchen vom 14. Jahre an und für stark gefühlsmäßig eingestellte Leserinnen mit etwas psychologischem Verständnis. Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Cramer, Hanns Hermann: Die roten Seidenbänder. 2 Liebesgeschichten nach dem Anamitischen. Köln: Schaffstein 1927. Lw. 6,—.

Vorlage dieses Buches war der Text anamitischer Volksepen, deren Stoff aber auf chinesische Romanquellen zurückgeht. Es ist die alte Geschichte von Liebe und Leid vielfacher Hindernisse und Qualen, bis die Liebespaare als Sym-

bol der Ehe die roten Seidenbänder knüpfen dürfen. Cramer bringt die Geschichten in einer feinabgetönten Prosa, und wenn man sich auch erst an die „blumige" Ausdrucksweise der Anreden gewöhnen muß, so bleibt das Buch, das über östliche Kultur, über Sitten und Gebräuche, besonders über die Stellung der Frau vielfachen Aufschluß gibt, eine reizvolle Lektüre und kann daher den Volksbüchereien, besonders den mittleren und großen, zur Anschaffung empfohlen werden.

M. Schaefer (Elberfeld).

Dreiser, Theodore: Jennie Gerhardt. Roman. Aus dem Engl. übers. von A. M. Nuese. Berlin: Zsolnay 1928. 547 S. 7,—.

Als die „amerikanische Tragödie" von Theod. Dreiser erschien, hatte es der Presse zufolge den Anschein, als sei wieder mal ein neues literarisches Genie entdeckt. H. G. Wells z. B. fand diese Bezeichnung nicht zu hoch für den Verfasser „eines der größten Romane unseres Jahrhunderts", und Sherwood Andersen erblickte in ihm immerhin „den bedeutendsten Mann, der englisch schreibt". Machen wir von dergleichen erstaunlichen Empfehlungen die zu einem sachlichen Urteil erforderlichen Abstriche, so bleibt ein Durchschnittserzähler besserer Art mit gutem psychologischen Beobachtungsvermögen und einigermaßen entsprechender Darstellungsgabe. Dies gilt von der „amerikanischen Tragödie" wie von dem vorliegenden Roman. Zu Beginn glaubt man eine Weile, es mit dem Heldinnentyp der amerikanischen Filme, der verkörperten Unschuld mit dem Lilienstengel, zu tun zu haben; aber Jennie ist denn doch etwas mehr, und wirklich ist dem Verfasser in ihr eine Art Gretchengestalt voll feiner weiblicher Güte und stillem Heroismus im Dulden und Entsagen gelungen, ohne allzusehr ins Sentimentale zu geraten. Der Inhalt ist schnell erzählt. Ein reicher Mann, Senator, gewinnt ein armes Mädchen (Jennie) lieb, dieser Verbindung entsprießt ein Kind, aber ehe der Senator ihren Bund durch die Heirat legalisieren kann, ruft ihn der Tod ab. Jennie lernt dann einen anderen Mann kennen, der, selbstsicherer Weltmann aus den Kreisen des Großhandels, von ihrer reinen Weiblichkeit gefesselt in wilder Ehe mit ihr lebt und sich auch mit dem anfangs vor ihm verheimlichten Kinde des anderen abzufinden weiß. Dann aber siegen bei ihm die Rücksichten auf die Klasse, der er angehört, er ist durch das Testament des Vaters mit großen Vermögensverlusten bedroht, falls er an Jennie festhält; diese verzichtet, er geht eine Konventionsehe ein, ohne darin glücklich zu werden (ähnlich wie in Fontanes Irrungen, Wirrungen), und Jennie erlebt nicht nur den Tod ihres Vaters und ihres Kindes, sondern zuletzt auch den des einst und immer noch geliebten Mannes. Prächtig gezeichnet ist neben der Heldin auch die Gestalt des alten Gerhardt, des ehrenwerten, altväterisch-beschränkten, gläubigen Familienvaters und unermüdlichen Arbeiters, eines Nachfahren des alten Miller oder des Meister Anton Hebbels. An Dickens erinnert die Liebe, mit der Jennie, das Mädchen aus dem Volke, gesehen und gestaltet ist, sowie auch die persönlichen Reflexionen, mit denen der Autor hier und da die Erzählung unterbricht. Einige Längen müssen bei der Lektüre in Kauf genommen werden. — Größere und mittlere Büchereien werden den Roman besonders an ihre weibliche Leserschaft mit Erfolg ausleihen können.

H. Engelhard (Berlin).

Duhamel, Georges: Prinz Dschaffar. Deutsch von Erwin Rieger. Zürich: Rotapfel-Verlag 1926. 249 S.

In einzelnen Szenen oder Humoresken werden dem Leser Land und Leute, Sitten und Gebräuche des französischen Afrika vorgeführt, wobei die Eigenheiten der Eingeborenen mitunter ins Groteske übertrieben erscheinen. Obwohl es manchen Szenen nicht an lebendiger Darstellung und an Witz fehlt, sind doch Teile des Buches so farblos und uninteressant, daß sich eine Anschaffung für die Volksbücherei erübrigt.

Else Mau (Kiel).

Erskine, John: Adam und Eva. Roman. Übertr. von K. Renner. München: Wolff 1928. 354 S. Lw. 7,50.

Der amerikanische Universitätsprofessor John Erskine versucht nach der Modernisierung der griechischen Heroenzeit in seinem Roman „Das Privatleben

der schönen Helena" das Leben der ersten Menschen Adam und Eva vom Standpunkt des modernen Amerikaners aus zu verlebendigen. Das geschieht nicht ohne Witz und Rücksichtslosigkeit gegen das eigene Geschlecht. Adam, der Mann mit den vielen Problemen und Plänen, versagt tölpelhaft allein einfachen Lebenstatsachen und Aufgaben gegenüber. Erst seine Frauen Lilith und Eva erziehen ihn zu einem einigermaßen brauchbaren Menschen. Lilith, seine erste Frau, die in der Überlieferung vielfach zur Hexe umgewandelt wurde, ist die wahre Geliebte, die lebensstark in Sinnen und Geist für ihn lebt — und die er aufgibt für Eva, der Dame im Paradies. Das Ringen der Frauen um Adam und seine Lebenskonflikte sind wohl oft recht amüsant geschildert, aber bleiben im besten Falle geistreiche Plaudereien. Dem umfangreichen Werk fehlt völlig die künstlerische Gestaltungskraft und geistige Tiefe, die in verwandter Betrachtungs- und Darstellungsart Bernard Shaw und Anatole France besitzen. Erskines Buch ist eine Salonangelegenheit, auf die Volksbüchereien verzichten können.

C. Wormann (Berlin).

Ferber, Edna: Die Mädchen. Roman. Hamburg: Enoch 1928. 343 S. Geh. 5,—. Lw. 7,50.

Dieser amerikanische Frauenroman erzählt die Lebensgeschichten dreier unverheirateter weiblicher Mitglieder einer Familie aus drei Generationen: Da ist die Großtante Charlotte, am Abend eines Lebens voll stiller Entsagung stehend und doch auf eine geheimnisvolle Weise durch ein Jugenderlebnis jung geblieben; ihre Nichte Lottie, die noch in der alten Generation wurzelt und sich erst im mittleren Lebensalter dazu durchringt, ihr Geschick in eigene Hände zu nehmen; schließlich deren Nichte Charley, der Nachkriegsgeneration angehörend, die, unbelastet von Tradition, aller Bindungen spottet und noch ein wenig haltlos ihre nicht mehr selbst erkämpfte Freiheit erprobt. Diese drei Lebensschicksale spielen sich auf dem Hintergrund des typisch amerikanischen bürgerlichen Mittelstandes ab und sind außerordentlich flott und anschaulich dargestellt. Die Verfasserin bekennt sich mit mutigem Optimismus zur neuen Generation. Parallelen zu deutschen Verhältnissen lassen sich leicht auffinden und sind aufschlußreich in vielfacher Beziehung. Leider ist die Übersetzung ungleich und unterstützt manchmal nachteilig den etwas saloppen Ton des Buches. — Alles in allem ein guter Unterhaltungsroman, der besonders unter der weiblichen Leserschaft größerer Büchereien viele Freunde finden wird.

Frida Endell (Stettin).

Forbes-Mosse, Irene: Don Juans Töchter. Drei Novellen. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1928. 332 S. Lw. 7,50.

Von den drei eine starke Sensibilität der Verfasserin verratenden Novellen ist die letzte die beste. Die „Last" ist das Gespenst einer Familie, ein kretinhafter unehelicher Sohn des Hausherrn, bei dessen aufreibender Pflege und Wartung die anderen Familienglieder zu verkümmern drohen. Ein aufopferungsvolles junges Mädchen, das als Gehilfin und schließlich auch als Freundin der Frau in den Kreis eintritt und die Familie im rechten Augenblick von seinem Quälgeist befreit, bildet mit seiner Gewissensangst und seinem Getriebensein zwischen vielen Pflichten den Mittelpunkt der feinen, künstlerisch abgerundeten Novelle. — In der Titelnovelle hat die Verfasserin versucht, das Schicksal der Menschen aus Mozarts dämonischem Werk weiterzuspinnen. So echt an sich das Leben in der spanischen Kleinstadt und in dem verarmten Witwenhause der Donna Elvira gekennzeichnet sein mag: diese teils sogar leise humorvolle und jedenfalls ziemlich ins alltägliche Leben abgleitende Entzauberung der geheimnisvollen Gestalten der großen Oper wird manchen Mozartliebhaber peinlich berühren. — Die mittlere Geschichte, „Traumkinder", ist wunderbar reich an fein empfundenen Stimmungen, scharfgesehenen Augenblicksbildern und Szenen, aber schließlich zerfließt sie doch im Wesenlosen und gerät auf übersinnliche Wege, denen nicht jeder folgen kann. — Bei aller feinen psychologischen Durchdringung ihrer Stoffe und einer starken Eigenart des Stils macht sich bei J. Forbes-Mosse Mangel an Gestaltungskraft und eine gewisse Monotonie ihrer Erzählungskunst fühlbar, letztere besonders verursacht durch die immer wiederkehrende schon leise an eine „Verwirrung der Ge-

fühle" mahnende Behandlung von Frauenfreundschaften. Nur für geschulte seelisch differenzierte Leser großer Büchereien.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Gabelentz, Georg von der: Der Topf der Maulwürfe. Leipzig: Staackmann 1927. 195 S. Geh. 3,—. Lw. 4,50.

Der Titel ist die Firma eines Kneipkollegiums von fünf Junggesellen, die die Stammtischrunde dazu benutzen, um Schauergeschichten jeglicher Art und jeglicher Güte zusammenzutragen. Es sind zum Teil alte Vorwürfe, die der Dichter in den kleinen Erzählungen verarbeitet hat, wie etwa „Leonardos Bild". Eine durchweg stark betonte Erotik, die nicht künstlerisch gemeistert ist, und daher auf die Dauer eintönig wirkt, wird natürlich genügend Leser finden. Büchereien allerdings brauchen sich um die Verbreitung des Buches nicht zu bemühen.

O. Bahrt (Insterburg).

Huggenberger, Alfred: Dorfgenossen. Neue Erzählungen. Leipzig: Staackmann 1927. 249 S. Lw. 4,—.

In vier von diesen ländlichen Erzählungen des Schweizer Bauernschriftstellers geht es um eine Verlobung, und stets trägt irgendwie — manchmal nach bitterem Kampf — ein warmes Herz und ein gesunder Sinn über Standesdünkel, Schüchternheit oder Unerfahrenheit den Sieg davon. Die andern beiden, eine Greisenbeichte und ein Knabenerlebnis, sind wie jene voll zarten Wissens um das Menschenherz. Ein glückliches, ganz gesundes Talent, das überall Freude und Wärme verbreiten wird! Schade, daß beim ländlichen Leser Norddeutschlands die mundartliche Färbung des Hochdeutsch ein Hemmnis bedeuten kann!

K. Kossow (Flensburg).

Isemann, Bernd: Die Kehrseite der Medaille. Aus einer elsässischen Familiengeschichte. Basel: Rheinverlag 1924. 62 S.

Eine Geschichte aus dem Kleinbürgertum: scheinbar geordnetes und gehütetes Familienleben löst sich auf, wo einerseits zu strenge Beharrung am Überlieferten und Erarbeiteten, andererseits zu großer Anspruch des Einzelnen und zu leichter Weg nach außen ist. Dadurch wird hier das Lebensglück eines Mädchens zerstört, das allzuleicht zu Einordnung und Opfer bereit ist, wo der gewissenlose Bruder eigenmächtig jeden Vorteil und Gewinn sucht und den Familienverband löst. — Den Hintergrund der Erzählung bildet das eigentlich heimatlose Elsaß zur Zeit der 70er Jahre. Eine edel-nüchterne Sprache macht das Geschehen besonders eindringlich. Schon für einfache Leser. D. A. Schmitz (Breslau).

Kraze, Friede H.: Die Freiheit des Kolja Iwanow. Braunschweig: Wollermann 1927. 367 S. Lw. 6,50.

Das Rußland der Leibeigenschaft bildet den Hintergrund für die Handlung. Der Gutsherr Goldunow verkauft in einer Laune einer der „Seelen", die ihm zugehören und dienstbar sind. Damit verliert das Kind Kolja Iwanow seinen Vater — und auch die Mutter, deren Sinne bei diesem Ereignis sich verwirren. Später nimmt sich die durch einen schweren Schicksalsschlag zur Besinnung gebrachte Gutsherrschaft des begabten Knaben an und erzieht ihn wie einen Sohn. Eine glänzende Laufbahn — er wird ein gesuchter Arzt der Petersburger Gesellschaft — entfremdet Kolja der Heimat und entrückt ihn den einfachen Menschen seiner Kinderzeit, die einst in dem Knaben den zukünftigen Sprecher für ihre Not sahen. Erst nach einer Reihe schwerer Erlebnisse, die Kolja erkennen lassen, daß er bisher auf seinem Wege immer nur „sich selbst gemeint hatte", gibt er der inneren Stimme nach, die ihn unaufhörlich in die Heimat zurückruft, als Helfer den Schicksalsgenossen seiner Eltern. — Leider enttäuscht das Buch als ganzes etwas, umsomehr, als man zu Beginn sich gefesselt fühlt von dem schweren Geschick des kleinen Kolja und der Lebendigkeit einiger gut gesehener Nebengestalten. Die Häufung aber und Sentimentalität psychologisch unmöglicher Situationen, die gänzlich beziehungslos erscheinen zu dem, was man zuerst zum Vorteil des Buches als wesentlich empfindet, werden nachdenkliche Leser sicher stören. Immerhin mögen größere Büchereien das Buch als Unterhaltungsroman einstellen für diejenigen

ihrer Leser, die sich trotz der erwähnten Entgleisungen von der Moral der Geschichte überzeugen lassen. Hilde Schmid (Stettin).

Larsen, Anker J.: Der Garten des Paradieses. Zwei Sonntagsgeschichten. Deutsch von Gustav Morgenstern. Leipzig: Grethlein 1927. 192 S. Geh. 3,50. Lw. 6,50.

Schon immer war die Vergeistigung der dinglichen Welt, der „Realität", Aufgabe und Bemühung, ja Grundantrieb dänischer Dichtung, in einem oft ethisch strengen, oft selbstverräterischem Kampf gegen die eigene Anlage zur romantischen Träumerei und Phantastik. Die Gegenwartsliteratur scheint hier den ersehnten Ausgleich geschaffen zu haben (J. V. Jensen, Andersen Nexö!). Nach solchem Sieg ist die Weltanschauung und Verkündigung Anker Larsens keine frohe Botschaft. Gleichwohl mußte ein großer Entwurf wie „Der Stein der Weisen" wieder vieles und viele aufrühren — der fast idyllische Pfarrhausfrieden dieser beiden „Sonntagsgeschichten" wird das nicht mehr tun. Nicht nur Kinderunschuld und tatenmüdes Alter sind dem Ewigen nahe — und Entwirklichung verbürgt noch nicht und nicht allein Vergeistigung. Allerdings mögen diese nicht so dicht mit Problemen beschwerten Erzählungen manchen unter den besinnlichen Lesern den Weg zu den größeren Werken Anker Larsens erleichtern und können als solche auch schon in kleineren Büchereien angeschafft werden. V. A. Schmitz (Breslau).

London, Jack: Der Rote. Berlin: Universitas 1928. 260 S. Lw. 4,80. — Menschen der Tiefe. Ebenda 1928. 269 S. Lw. 4,80.

Der erste Band enthält eine Reihe von Kurzgeschichten von ungleichem Wert. „Der Rote" (eine Südseegeschichte), „Das Frauenzimmer", „Der Feind der ganzen Welt" (eine anarchistische technische Utopie) und die „Prinzessin" (wieder eine erotische Abenteuergeschichte) sind etwas reichlich phantastisch und trotz hübscher Einzelheiten doch nur Eintagsfliegen. Dagegen gehört die vortreffliche Goldgräbergeschichte mit ihrem Humor „Wie vor Alters zog die Argo" zu den guten ihrer Art und auch die etwas aus dem Rahmen des Buches fallende Geschichte von der Frau auf der nordirländischen Insel, die auf ihre Art einen heroischen Kampf mit Gott streitet, „Samuel" genannt, überragt den Durchschnitt des phantasiereichen Erzählers. Um dieser beiden Stücke willen können größere Büchereien den Band anschaffen. Dabei wird der Wunsch nach einer Auswahl der besten Kurzgeschichten des Dichters sehr rege. — Der zweite Band, „Menschen der Tiefe", erzählt von einer Studienfahrt des Dichters, der damals bereits zu den Wohlsituierten zählte, in die dunkelsten Bezirke des östlichen London. Dieses Buch, Darstellung tiefsten menschlichen Elends, sollte in keiner Bücherei fehlen. Es hält sich im übrigen fern von politischer Propaganda, wie der erschütternde Stoff auch dadurch in seiner Wirkung nur abgeschwächt werden könnte. Auch das stumpfeste Herz muß hier aufgerüttelt werden und an seinem Teile und von seinem Orte aus nach einem neuen Zustand der menschlichen Gesellschaft sich sehnen, in dem solche Greuel nicht mehr möglich sind. W. Schuster.

Mukerdschi, Dhan Gopal: 1. Kari der Elefant. 128 S. Geh. 3,—. Geb. 5,—. — 2. Jugendjahre im Dschungel. 207 S. Geh. 4,—. Geb. 6,—. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1927.

Die erste der beiden Erzählungen schildert, wie der kleine Gopal mit seinem Elefanten aufwächst, wie sie erst zusammen spielen und im Fluß baden, dann, größer geworden, im Dschungel umherziehen, und wie endlich Kari, ein kluger, menschenfreundlicher Riese („nackt wie ein Gebirg und zart wie ein Insekt"), Arbeitselefant wird und Holz für ein Sägewerk schleppt; bis menschliche Roheit und Dummheit ihn vertreibt: zwei betrunkene Mechaniker, Europäer, ängstigen ihn mit Feuerbränden, und der Elefant, der wie alle Dschungeltiere nichts Furchtbareres kennt als Feuer, reißt sich in rasender Wut los, zertrampelt einen der Quälgeister und flieht in die Wildnis. — In den „Jugendjahren" erzählt ein kleiner Freund Gopals, was er als Begleiter seines Vaters erlebt hat, seitdem eine Überschwemmung sie heimatlos und zu Dschungeljägern gemacht hat. Den beiden gelingt es, Kari wieder anzulocken und zu zähmen. Ein edler Maharadja erklärt

den „Erhabenen" für frei: Er darf nun kommen und gehen, wie er will, den Menschen gleichgeachtet. Diese feierliche Freiheitserklärung könnte uns komisch berühren, stünde nicht der ewig ehrwürdige indische Alleinheitsglaube dahinter, der befiehlt, alle Kreatur zu lieben und selbst den Tiger noch Bruder zu nennen. Der Dichter selbst sagt es: „Du bist kein Elefant, o Kari, du bist eine Religion." — Demnach könnte Mukerdschi für einfache Leser nicht geeignet erscheinen; jedoch enthalten seine Bücher soviel Abenteuerliches, soviel einfache Tier- und Jagdschilderung, daß auch der bloße „Schmökerer" Freude an ihnen haben wird. Für alle Büchereien. G. Hermann (Spandau).

Mukerdschi, Dhan Gopal: Wir pilgern zum Himalaya. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1928. 154 S. Geh. 3,—. Geb. 5,—.

Zwei Freunde, 15 und 14 Jahre alt, pilgern, um „Heiligtümer, Städte und Berge" zu sehen, durch Nordindien zum Himalaya und haben Begegnungen mit Tieren und Menschen, vor allem mit Jägern, Gauklern und Schlangenbeschwörern. Die Menschen treten hier mehr hervor als in „Kari", aber das Hauptgewicht ist doch wieder auf ihr Verhältnis zu den Tieren gelegt, und wieder wird, was sie an Erfahrungen berichten, Religion; das ganze Leben erscheint religiös konzipiert, der Tigerjäger und der Zauberer sind Prediger, Moralisten. — Die Erzählung, wie alle Mukerdschi-Bücher hervorragend übersetzt, kommt schon für mittlere Büchereien in Frage. G. Hermann (Spandau).

Ott, Heinz: Irmela Mimosa. Novelle. Berlin: Warneck 1928. 121 S. Lw. 3,50.

In feiner, zarter Weise und mit deutlichem Anklang an die weichen und wehmütigen Jugenderzählungen Theodor Storms wird in dieser Novelle das uralte Motiv behandelt, daß zwei Menschen, die sich gut sind, erst nach Überwindung vieler Hindernisse zueinander finden. Der fast überzarten Irmela Mimosa jedoch sind nur wenige Stunden des gemeinsamen Glückes mit dem Geliebten beschieden. Ein Fieber rafft sie dahin. Als eine erfreuliche Bereicherung guter volkstümlicher Literatur allen Büchereien zu empfehlen, in erster Linie als Frauen- und Jungmädchenlektüre. R. Kock (Schneidemühl).

Penzoldt, Ernst: Der arme Chatterton. Geschichte eines Wunderkindes. Roman. Leipzig: Insel 1928. 229 S. Geb. 6,—.

Der englische Dichter Thomas Chatterton (1752—70) gehörte zu jenen Genies, welche in einer einzigen, steil auflodernden Flamme ihr Leben rasch verbrennen. Penzoldt hat aus diesem Wunderknaben eine Gestalt von großer Eindringlichkeit geschaffen. Der seltsame Knabe, Bruder aller stummen Dinge, Sohn eines großsprecherischen Säufers und einer kleinbürgerlichen Mutter, lebt ganz in den Gestalten der Vergangenheit, die er in seinem einzigen Werk zu zauberhaftem Leben erwachen läßt, und erschöpft sich mit dieser Tat, um zu vergehen wie eine Pflanze, die ihre Frucht ausgetragen hat. Diese romantische Gestalt ist psychologisch von überzeugender Wahrheit und gestellt in eine mit visionärer Sicherheit erschaute Umwelt. Der Stil ist von melodischem Flusse, mit Anschauung gesättigt. Ein tiefer, oft verhalten und trocken sich äußernder Humor setzt dem Ganzen seine Lichter auf. Das tragische Geschehen ist entlastet durch den Glauben des Dichters an Sinn und Wert eines solchen Lebens, das Leben eines Narren, „aber sitzend zu Füßen des großen Königs, ihm am nächsten und ihm so wohlgefällig wie die klassischen „unsterblicheren", meist eines natürlichen und behäbigen Todes sterbenden Kameraden". Der arme, halbverhungerte Chatterton vergiftet sich, weil er den Tod liebt und seine Flamme ausgebrannt ist. — Der schöne und reife Roman hat geschulten und besinnlichen Lesern viel zu geben und verdient, daß die Büchereien sich für ihn einsetzen. W. Schuster.

Reuschle, Max: Theophilus. Legenden. Heilbronn: Salzer 1926. 73 S.

Von den neun Stücken dieser Sammlung wird man nur einige als eigentliche Legenden bezeichnen können, diese aber, besonders die Eingangslegende „Verkündigung", sind sprachlich und künstlerisch kleine Meisterwerke religiöser Dichtung. In

den andern spürt man, trotz der Verkleidung in einen historischen „Michael" oder „Bettelmönch", daß hier ein moderner Mensch seinem religiösen Erlebnis unmittelbar in Predigt und Lehre Ausdruck zu geben versucht. „Legt den Willen hinweg und gebt eure harrenden Segel den Winden des ewigen Geistes", lehrt dieser neue Seher und Gottselige, und wer seiner Sprache zu lauschen vermag, der wird erkennen, daß in diesem schmalen Werk viel tiefes Wissen um Gott und um das Leben verborgen liegt. Ich möchte dies Büchlein gerne vielen Menschen nahe legen, die Volksbücherei ist aber wohl kaum der Ort, ihm diese zuzuführen.

K. Schulz (Stettin).

Röttger, Karl: Der Eine und die Welt. Der Legenden erster Band. München: Müller 1928. 378 S. Geb. 10,—.

Feinsinnig und verschlossen sind diese Dichtungen über das Leben Jesu, die zugleich seine heimliche Deutung sind und Licht auf die Evangelien werfen. Es ist ein unendlicher Chor, der das Lied des Lebens Jesu singt, in neuester Zeit von Emanuel Grint an bis letztens zu Molo, Emil Ludwig und Röttger. Man mag Röttger nicht „kritisieren", ebensowenig wie Rilke. Röttger ist so eigengewachsen, so in sich beruhend, daß man ihn jedem geben soll, der noch Zeit und Bereitschaft hat für Versenken, leises Mitgehen mit verklärten Schicksalen. Mein Gefühl soll nicht maßgebend sein, aber ich muß bekennen, daß mir manches zu weit ausgesponnen ist und der Rhythmus und die Wirklichkeitsnähe unserer Zeit allzusehr ins Esoterische verschwindet. Um dazu das Recht zu haben, sind denn die Gedanken doch nicht wichtig und entscheidend genug und führen oft ins Allgemein-Neblige. Und dann stört gerade dies Verklärtseinsollende gelegentlich den Stil („vielleicht ist es mir dazu zu schön", „wenn die Menschen das glaubend wären"). Es ist etwas für die rein besinnlichen Naturen. Diejenigen, die im Rhythmus unserer Zeit wurzeln und etwas Besinnliches als Gegengewicht brauchen, werden vielleicht eher zu anderem greifen. Wegen seines hohen Wertes gehört das Buch aber doch in die größeren Büchereien. H. Hartmann (Foche-Solingen).

Roth, Josef: Zipper und sein Vater. Roman. München: Wolff 1928. 263 S. Geb. 6,50.

Mit Humor und einer milden Weisheit ist hier an Zipper und Sohn das typische Schicksal des wirtschaftlich und innerlich wenig widerstandsfähigen Kleinbürgertums in den Generationen der Väter und Söhne zur Zeit des Weltkrieges aufgezeigt. Der Vater ist eine jener im Grunde glücklichen Naturen, die sich eine Scheinwelt schaffen und in ihr eine Rolle agieren, die sie selbst über das Elend ihres verlorenen Daseins hinwegtäuscht. Das Schicksal der verhärteten Frau und des Sohnes, einer von denen, die eigentlich im Kriege hätten sterben sollen und gewissermaßen nur aus Versehen heimgekehrt sind, ergreifen tiefer; obwohl der Dichter der Gestalt des Sohnes vielleicht selbst zu nahe steht, um sie ganz erschöpfen und voll objektivieren zu können. — Der in Beobachtung und psychologischer Einfühlung hervorragende Roman gehört als Werk des seltenen, um die Tragik des Lebens wissenden Humors zu den wertvollen Büchern des Jahres. Schon kleinere Büchereien sollten ihn für reifere Leser anschaffen.

W. Schuster.

Schaeffer, Albrecht: Parzival. Ein Versroman in drei Kreisen. Leipzig: Insel 1922.

Der Idee der unsterblichen Dichtung Wolframs gleichend, ersteht hier doch ein ganz neuer Parzival, der über neuen Abenteuern und Schicksalen zu gewaltiger Größe aufsteigt, und der doch ewig ruhelos, ewig sehnsüchtig und in all seiner inbrünstigen Erlösungshoffnung sich ewig treu bleibt. Eine ganz große Dichtung ewiger Menschlichkeit, von hinreißender Sprache und eindringlichster Gestaltungskraft, für die nur Dankbarkeit über den Dichter hinaus Pflicht, Inhaltsangabe fast Profanierung und jede Kritik — es sei denn, daß es vergönnt wäre, eine eingehende Würdigung zu geben — überflüssiges Unterfangen wird. Das Geschenk eines Dichters. — Für geschulte Leser. M. Schaefer (Elberfeld).

Schalek, Alice: Wir aus dem Niemals. Roman aus dem australischen Busch. Berlin-Zehlendorf: Sieben-Stäbe-Verlag 1927. 295 S. Geb. 5,50.

Den Roman, die Schöpfung der englischen Verfasserin Aeneas Gunn, hat Alice Schalek von ihrer großen Weltreise mitgebracht und legt ihn hier in einer so freien Bearbeitung, wie sie zum Verständnis jener fremden Welt nötig ist, einer deutschen Leserschaft vor. Er behandelt das Schicksal einer Frau, die den seltenen Mut hatte, ihrem Manne in das verrufene Gebiet des „Niemals", wie das Innere Australiens von den Küstenbewohnern genannt wird, zu folgen. Sie hat dabei nicht nur die Widerstände einer gewaltigen, noch von keiner Zivilisation berührten Natur, sondern auch die der Gefährten ihres Mannes auf der entlegenen Farm zu überwinden, die sich zuerst durchaus nicht mit einer „Missus" anfreunden wollen, die aber bald, von ihrer frisch-fröhlichen Art, sich in das Land und seine Erfordernisse zu schicken, besiegt, zu treuesten Gefährten auch der Frau werden. In einem kurzen Jahreslauf wird nun das Leben auf einer solchen Farm entrollt, das nicht so eintönig ist, wie der von „draußen" glaubt, sondern gefüllt mit immer neuen Erlebnissen, Freuden und Sorgen: Viehfang und -kontrolle, Posttagen, Besuchen. Die herzerfrischende Art, wie die Menschen miteinander verkehren, und der trockene Humor, mit dem die Angestellten des Farmers der Frau das Leben erleichtern, kommen auch in der Darstellung prächtig zum Ausdruck. Das Ganze gibt ein so anschauliches Bild von dem literarisch bisher noch kaum dargestellten Leben im Innern Australiens, wie es eine einfache Reisebeschreibung kaum jemals vermöchte. Wir werden das Buch daher gerne in unsere exotische Romanliteratur einstellen. K. Schulz (Stettin).

Scott, Gabriel: Und Gott . . .? Berlin: Quitzow 1927. 249 S.

Ein Roman, wie der Umschlagtitel sagt, ist dies Buch sicher nicht; denn das eigentliche Geschehen, die Entwicklungsgeschichte eines Künstlers, der ewig zwischen Menschenpflichten und Ästhetentum pendelt, bis zu seiner Verheiratung und dem grausamen Tode seiner Kinder bei dem Brande seines Wohnhauses, wirkt völlig nebensächlich neben der ewig wiederholten Klage um den Tod dieser Kinder und der daraus resultierenden Anklage gegen Gott, der eine solche Unsinnigkeit zulasse, und gegen die protestantische Kirche, die noch wage, das zu verteidigen. Aber diese Anklage kommt, wie mir scheint, ein halbes Jahrhundert zu spät; denn schon Nietzsche lehrte, daß dieser Gott tot sei, und das hier erhobene Argument der Sinnlosigkeit des Weltgeschehens ist längst nicht mehr das allein ausschlaggebende, das uns Menschen der Nach-Nietzsche-Zeit von den alten Göttern weg auf die Suche nach einer neuen Sinngebung des Lebens treibt. Wem hat also dies Buch etwas zu sagen? Dem modernen Menschen nicht mehr, dem Gläubigen, der ihm sein „Credo quia absurdum" entgegenhält, noch nicht, und den halben Zweifler wird es nur noch mehr verwirren. Man wird es höchstens als das Bekenntnis eines hoffnungslosen Skeptizisten lesen, das aber weder philosophisch noch künstlerisch die Bedeutung hat, die eine Bekanntschaft mit ihm lohnend erscheinen läßt.
K. Schulz (Stettin).

Speyer, Wilhelm: Der Kampf der Tertia. Erzählung. Berlin: Rowohlt 1928. 236 S. 5,50.

Die Tertia eines Landschulheims hat erfahren, daß auf den Anschein einer Tollwutgefahr — in Wirklichkeit aus Gewinnabsichten eines Fellhändlers — gemäß behördlicher Anordnung alle Hunde eingesperrt und alle Katzen totgeschlagen werden sollen. Sie beschließt den Kampf gegen diese bürokratische, sinnlos grausame und verrohende Maßnahme und gegen die mit ihrer Ausführung betrauten Altersgenossen in der Stadt. Zunächst werden eines Nachts alle Häuser der Stadt mit der in sechs europäischen Sprachen abgefaßten, blutroten Inschrift „Seid gut zu den Tieren" (besonders lustig holländisch: „Behandel de dieren met zachtheid") beschmiert. Als das nichts hilft, wird eine Befreiungsaktion der gefährdeten Katzen durchgeführt und zugleich ein heldenmütiger blutiger Kampf mit der Stadtjugend ausgefochten. Neben dieser mit großer Gestaltungskraft und gutem Humor erzählten Handlung bekommt das Buch seinen Wert dadurch, daß mit dem Blick des Künstlers das Wesen des zukunftsreichsten Teils der modernen bürgerlichen Jugend erfaßt ist. Diese Jugend ist fern aller kulturfremden Romantik, sie ist sport-

gestählt, verbunden mit aller Kreatur und beherrscht doch die Errungenschaften der Technik (fährt Auto und hat im Walde Radio), sie ist aufgeschlossen für alles Gute der erwachsenen Welt und bereit zu aktivem Widerstand gegen alles Engherzige, „Bürgerliche". Sehr gut kommt dabei der Spannungsreichtum innerhalb der ausgezeichnet organisierten Klasse zum Ausdruck, vom überlegenen, etwas trägen Häuptling bis zum „Kleinen", „der aus einem ängstlichen, täppischen Hasenjungen zu einem Helden der Ilias wurde", und bis zu dem einzigen Mädchen der Bande, diesem launischen famosen kleinen Frauenzimmer, das allen geistig und körperlich ebenbürtig, wenn nicht überlegen ist. Diese Jugend ist heute natürlich noch nicht überall wirklich, aber daß hier einmal ein Bild eines edelsten Teiles der heutigen Jugend gezeichnet ist, die ihre Erzieher positiv einschätzt, weil sie in ihnen wahrhafte Freunde sehen kann (welch Unterschied etwa zu der Welt des „Besuch im Karzer" oder auch zu dem an sich ähnlichen Milieu von Kiplings „Stalky und Genossen"!), ein Bild des in weiser Zurückhaltung und unter weitgehender Anerkennung der jugendlichen freien Selbstbestimmung geleiteten Schulstaates, ist von größter Bedeutung. — Das Buch ist ebenso wichtig für die erziehlich verantwortungsbewußten Erwachsenen wie für die reiferen Jugendlichen.

R. Joerden (Stettin).

Stegemann, Hermann: Das Ende der Grafen Krall. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1929. 406 S. Lw. 7,50.

Dieser neue Roman Stegemanns aus der Zeit der Verwüstung der Pfalz durch die Heere Ludwigs XIV. empfiehlt sich vor allem durch die Lebendigkeit und Treue, mit der die Formenwelt des Barocks wiedergegeben ist: So wurden damals zu Heidelberg Hoffeste gefeiert und auf den Burgen der reichsfreien Grundherren Ratsitzungen abgehalten, so quälte man sich in der stoßenden Kutsche durch alle Fährlichkeiten der Landstraße, so spielte sich das zeremonielle und unzeremonielle Leben in einem Grafenschlosse ab. Aber der Erzähler hat sich nicht mit diesen Äußerlichkeiten begnügt, er hat sich auch bemüht, das Lebensgefühl jener Zeit bei der Charakteristik seiner Gestalten zu seinem Recht kommen zu lassen. Besonders der Graf Hubertus und seine Frau Blandine sind echte Barocknaturen. Es ist Stegemann vortrefflich gelungen — ohne daß er dabei allerdings in das Format großer Kunst hineinwächst —, ihren Ehestreit ins Großartige zu steigern und in die Sprengung der Stammburg als in einem wahren Weltuntergangsdonner ausklingen zu lassen. — Der tüchtige Roman macht (nicht nur in Gestalt gelegentlicher französischer Brocken) zu seinem vollen Verständnis einige Bildungsvoraussetzungen. Da er aber starke Spannungsreize enthält, wird er wohl auch von solchen Lesern gern gelesen werden, die nicht allen Feinheiten der kulturgeschichtlichen Färbung und des Aufbaues der Handlung gerecht werden können. Für mittlere und größere Büchereien.

E. Ackerknecht.

Supper, Auguste: Muscheln. Erzählungen. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1927. 183 S. Lw. 4,50.

In dem Bande sind acht Erzählungen vereinigt, deren Wert nicht in irgendwelchem stofflichen Spannungsreiz liegt, sondern in dem feinen gedanklichen Stimmungsgehalt, mit dem die Dichterin die ganz einfachen menschlichen Geschehnisse sinnvoll zu verklären und ihren Zusammenhang mit dem Ewigen aufzudecken vermag. Die hier geschilderten Menschen besitzen jenen Wanderstab fürs Leben, der alles Irdische überwinden hilft: „eine große Sehnsucht, ein Sichstrecken nach dem, was vorne ist, eine Art Wandertrieb der Seele nach Fernem und Schönem, der sich nicht zu lange aufhalten kann bei den flachen und grauen Dingen oder gar bei Niedrigem und Gemeinem". Als besonders gehaltvoll verdienen hervorgehoben zu werden „Die Magd vom Walde", eine anmutvolle Erzählung, über der die zarte Stimmung eines Märchens liegt, ferner die beiden mehr ernst und schwer gehaltenen Erzählungen „Der Fremde" und „Die Laufbahn des Helm Untersteg" sowie die feine Skizze „Inter confessiones" Es erscheint fast überflüssig, hervorzuheben, daß die klangvolle Dichtersprache Auguste Suppers die vorliegenden Erzählungen zum Vorlesen besonders geeignet macht. Das Buch kann jeder Volksbücherei zur Anschaffung für ihre besinnlichen Leser warm empfohlen werden.

Else Mau (Kiel).

Undset, Sigrid: Olav Audunssohn auf Hestviken. Aus dem Norweg. von J. Sandmeyer und S. Angermann. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1928. 358 S. Geh. 5,25. Geb. 7,—.

Da noch zwei Bände in kurzem folgen sollen (der erste wurde Heft 1 S. 62 dieses Jahrganges besprochen), so muß eine abschließende Würdigung noch verschoben werden. Vom zweiten Bande gilt das vom ersten Gesagte. — Olav zieht mit Ingunn auf seinen Hof Hestviken und nimmt auch ihr Kind dahin auf. Der Knabe zeigt, daß er nicht dem guten Blute des Vaters entstammt. Alle weiteren Kinder sterben Ingunn bei der Geburt dahin, sie selbst ist untüchtig und führt ein elendes Dasein, auch als ein Mädchen ihr am Leben bleibt. Grauenvoll ist ihr langsames Sterben. Aber auch Olav hat ein gramschweres Leben. Der ungesühnte Totschlag liegt auf ihm, nun hat er den Bastard zum Erben und betrügt seine Verwandten um das Ihre. Dunkel und drückend ist das Buch von der Unheil zeugenden Schuld. Es zeigt wieder viel Kraft, ist aber schon wegen der zahlreichen Geschlechternamen, die schwer auseinander zu halten sind, nicht leicht zu lesen.

W. Schuster.

Windler, Josef: Im Teufelssessel. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1928. Lw. 6,50.

Der Entstehungsort der vier Geschichten, der Teufelssessel zu Eppan in Südtirol, hat dem Buche den Namen gegeben, und man muß es Windler lassen, daß er in die Tiefen der Landschaft und ihrer Menschen hineinzuhorchen und sie zu gestalten vermocht hat, fest zupackend, ohne jede Zimperlichkeit, so wie man es eben bei ihm gewohnt ist, mit einem saftigen Humor, in dem aber ein inniges Mitleiden und Verstehen mitschwingt, sei es nun, daß er die wilde Hochzeit auf Veste Freudenberg, bei der das erste kostbare Porzellan unter Ritterfäusten in Brüche geht, beschreibt, sei's, daß er von der Degeneration des vom ewigen Weindunst heruntergekommenen Tiroler Adels erzählt. Da, wo er von der eifernden Magd, die das Kind ihres Bauern aus Rache vergiftet, berichtet, findet Windler auch die notwendige düstere, ergreifende Form; vor allem aber weiß er mitzureißen, wenn er die Schicksale des Lehrers Tobias Oberkofel erzählt, der von den italienischen Bedrückern bis zur Verzweiflung schikaniert wird. Wenn hier auch der Schluß reichlich plötzlich, die Versöhnung mit dem Italiener, der ihn verdrängt hat, infolgedessen gewollt und damit nicht überzeugend wirkt, so ist das Wagnis, ein aktuelles Thema künstlerisch zu gestalten, doch überraschend gut gelungen, und schon aus diesem Grunde das Buch zur Anschaffung für größere und mittlere Büchereien zu empfehlen.

M. Schaefer (Elberfeld).

D. Jugendschriften.

I. Bilderbücher, Kinderreime.

Andersen, Hans Christian: Däumelinchen. Bilder von Else Wenz-Vietor. Oldenburg: Stalling 1928. 8 Bl. Hlw. 3,80.

Alle Kinder werden das anmutige Märchen von Andersen noch viel lieber mögen, wenn sie dazu die zartfarbenen Bilder der Else Wenz-Vietor anschauen können. Da sehen wir, wie Däumelinchen im Tulpenblatt im Suppenteller-See spazieren fährt, rings von Blumen umgeben, oder wie sie sich vor der bösen Kröte fürchtet, die sie mit ihrem Nußschalenbett auf ein Seerosenblatt entführt hat. Ein anderes Bild zeigt, wie der Schmetterling Däumelinchen über das Wasser zieht. Und so geht es fort. Ganzseitige farbige Bilder wechseln mit kleinen lebendigen Zeichnungen und beleben die Handlung bis zum Schluß. Lateinische Druckschrift. Für alle Kinderlesehallen, für Große und Kleine geeignet.

Martha Schwenke (Charlottenburg.)

Caspari, Gertrud: Mein liebes kleines Buch. Mit Bildern von Gertrud Caspari und Versen von C. Ferdinands. Leipzig: Hahn 1928. 15 Bl. Hlw. 3,50.

Kinder mit Tieren und Spielzeug. Die Bilder in der gleichen bekannten Art, wie sie von der Caspari in Dutzenden von Büchern in den Kinderlesehallen zu

finden sind. Die Kleinsten lieben die große Deutlichkeit der Darstellung und die Klarheit der Farben, und man wird darum immer wieder auf diese Bücher zurückgreifen, wenn ihnen auch kein großer künstlerischer Wert zugesprochen werden kann. Den Versen dieses Buches — meist Vierzeilern — merkt man es allzusehr an, daß sie nur zu den Bildern fabriziert sind, dabei erfassen sie den Inhalt meist nur rein äußerlich und sind stellenweise unkindlich. Alles in allem: Es gibt bessere Caspari-Bücher. Lateinische Schreibschrift.

Martha Schwenke (Charlottenburg.)

Colville, Kathleen: Der Puppenmeister. Mit Bildern von Hildegard Weinitschke. Aus dem Engl. übers. von Fritz Schnabel. Oldenburg: Stalling 1928. 12 Bl. Hlw. 3,80.

Auf dem Jahrmarkt in Seltsamsburg strömt alles ins Marionettenzelt, wo der freundliche Puppenmeister mit seinem Knaben Willo die wunderschönsten Stücke aufführt. Am nächsten Tag ist die Kiste mit den ganzen Puppenfiguren plötzlich verschwunden. Der Verdacht fällt auf den neidischen Konkurrenten, den bösen Kasperletheatermann Finnich. Wie sich nun der Puppenmeister zu helfen weiß und schnell eine ganz neue Vorstellung ohne Puppen erfindet und wie er mit Willo und dem Hund Bello den Dieb verfolgt und bestraft, das bildet den Inhalt des Buches, das mit einem kleinen moralischen Schwänzchen schließt. — Ich kenne das Original nicht. Die deutsche Bearbeitung ist jedenfalls sehr gut gelungen, denn man empfindet nicht, daß man eine Übersetzung liest. Es scheint ein altes Kinderbuch zu sein. Dies wird durch die Illustration betont. Die farbigen Bilder sind im Stil der Zeit vor 100 Jahren gehalten. Fraktur. Für 8jährige geeignet.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Reinheimer, Sophie: Osterzeit weit und breit! Mit Abb. von H. Hoffmeister. Leipzig: Schneider 1928. 87 S. Hlw. 3,50.

— Lustige Gaben für Mädel und Knaben. Bilder von J. Grüger. Ebenda. 39 S. Hlw. 4,20.

Das erste mit farblosen Bildchen versehene Bändchen enthält ebenso farblose und infolge der Menge etwas eintönige Geschichtchen, wie sie bei der Beschränkung auf solch ein Thema nicht besser sein können. Mit Rücksicht auf die große Anzahl guter reizvoller Reinheimerkinderbücher kann auf diese „Gelegenheitsdichtung" verzichtet werden. — Das andere Bändchen enthält ganz einfache Gedichte und Kurzgeschichten für Kinder, die gerade lesen gelernt haben. Sie behandeln meist Vorgänge in der Natur oder Kinderspielzeug und sind eine wie die andere von ein oder zwei allerliebsten, drolligen Buntbildern Johannes Grügers, des genialen Schöpfers der Liederfibel, begleitet. — Für Kinderlesehallen (6—7jährige).

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Ritter, Mathilde: Puck der Ausreißer. Verse von Hans Watzlik. Köln: Schaffstein 1928. 11 ungez. Bl. 5,50.

Bei diesem Bilderbuch muß man wieder einmal bedauern, daß nicht jeder Zeichner von Kinderbüchern seinen ihm kongenialen Textdichter gleich mit auf die Welt bringt. Ganz wunderhübsche und heimelige Bilder aus der Kleinwelt der Insekten, Vögel, Mäuse und ähnlichen Getiers (einzig Puck selbst könnte etwas gnomenhafter sein) werden begleitet von recht schwachen Verlegenheitsversen, bei denen die Reime oft genug durch Füllworte („trallala", „flitsch und flatsch", „Tippetapp") erzwungen werden. Um der Bilder willen wird man das Buch trotzdem für die 6- bis 9jährigen einstellen. Therese Krimmer (Berlin).

Ritter, Mathilde: Runzel-Punzel. Die Geschichte zweier Mäuslein, erzählt von Alexei Remisow. Berlin-Grunewald: Pestalozzi-Verlagsanstalt 1928. 8 Bl. Hlw. 3,80.

Eine aufregende drastische Mäusegeschichte, freilich ohne Originalität, wird von leuchtend farbigen ganz- und halbseitigen und z. T. in ihrer Tragikomik sehr lustigen kleinen schwarzweißen Streubildern begleitet. Mathilde Ritters freundliche kleine Tiergestalten sind in ihrer abwechselungsreichen und belebten Darstel-

lung recht für Kinderaugen geeignet, wenn auch nach diesem und den beiden bei Schaffstein erschienenen Bilderbüchern („Die Wunderwiese", „Puck der Ausreißer") angenommen werden muß, daß M. Ritters künstlerische Begabung nicht sehr vielseitig ist. — Lateinische Druckschrift. — Für 6—8 jährige.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Rohr, Karl: Die lustige Tierschau.. Bilder und Reime von Karl Rohr. Oldenburg: Stalling 1928. 6 Bl. Hlw. 3,—.

Flotte Bilder aus Afrika: Affe, Giraffe, Pelikan, Nashorn, Krokodil, Löwe und anderes exotisches Getier wird von kleinen Negerknaben geritten, getragen oder in Käfigen gefahren. Manchmal necken auch die Tiere die Buben, ziehen sie am Schopf, werfen sie ab oder schnappen zu. Der Verlag hat gespart und nur die Hälfte der Bilder in schönem buntfarbigen Offsetdruck hergestellt. Die andern sind farblos und für Kinder weniger reizvoll. Die äußere Aufmachung stört: Das ganze Buch ist oben und unten ausgebogt, ohne daß der Inhalt dieser Form irgend eine Berechtigung gäbe. Die Verse sind ganz einfach und kindlich. Lateinische Druckschrift. Für die Kleinsten.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Rückert, Friedrich: Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen u. a. Märchen. Bilder von Sulamith-Wülfing. Ausgew. von Helene Bernhardi. Berlin-Grunewald: Pestalozzi-Verlagsanstalt 1928. 8 Bl. Hlw. 3,80.

Zu den von H. Bernhardi geschickt und liebevoll ausgewählten spielerischen Kindergedichten Rückerts hat S. Wülfing schwarze und bunte Bilder geschaffen, die in ihrer den Versen gut angeglichenen innigen Einfalt nicht nur lieblich und kindlich, sondern auch schelmenhaft fröhlich sind, von ihrem blühenden Farbenreichtum gar nicht zu reden. Die hier bebilderten Verse sind außer dem Titelgedicht „Märchen", „Der Spielmann" und „Das Männlein in der Gans". Das Bilderbuch, das wohl zu den schönsten der diesjährigen Weihnachtsneuerscheinungen gehört, sollte bald in allen Kinderlesehallen und auf möglichst vielen Kinder-Weihnachtstischen zu finden sein. — Fraktur — Für 6—9 jährige.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Schanpp, Richard: Das Märlein von den drei Schneiderlein. Verse von Anna Böhm. Oldenburg: Stalling 1928. 8 farbige Doppelbilder. Hlw. 3,—.

Drei furchtsame Schneider möchten in den Himmel. Der wachsame St. Peter verlangt von jedem ein Meisterstück, ehe das Himmelstor sich öffnen darf. Mit Vergnügen verfolgt man die hübschen farbigen, mit Humor gezeichneten Bilder, auf denen die Schneider aus Wolken, Himmelsblau und Sonnenstrahlen einen weißen Flauschrock für den heiligen Joseph, einen blauen Mantel für Mutter Maria und ein goldgesticktes Hemdlein für das himmlische Kind fertigen, und nun lustig in den Himmel marschieren. — Die in deutscher Schreibschrift unter die Bilder gesetzten Zweizeiler treffen den Märchenton und unterstützen aufs beste das Verständnis für die in besonders ansprechenden Farben ausgeführten Zeichnungen, so daß das Bilderbuch schon für die jüngsten Besucher von Kinderlesehallen zu brauchen ist und sich vom dritten Jahre ab zum Vorlesen eignet.

Anna Reicke (Charlottenburg).

Sixtus, Albert: Grünbart das Moosmännchen. Bilder von Else Wenz-Vietor. Oldenburg: Stalling 1928. 8 Bl.

Moosmann geht auf Freiersfahrt, wird aber von den Elfen nur ausgelacht. Sein kleines Haus im Steinpilz ist gar zu ärmlich eingerichtet. Traurig geht er nach Haus, eine Maus tröstet ihn. Plötzlich finden sie am Weg einen Sack mit den schönsten Puppenstubenmöbeln. Gemeinsam bringen sie die Herrlichkeiten auf einem Nußschalenwagen nach Haus. Um das Glück voll zu machen, finden sie nun auch noch eine kleine Moosmannsfrau. Es wird Hochzeit gefeiert und die dummen Elfen gucken neidisch zu. — Die Geschichte wird von Sixtus in flotten, kindlichen Versen erzählt. Die Bilder von Else Wenz-Vietor in zartfarbenem Offsetdruck erinnern

sehr an Kreidolf in der Art, wie die Natur liebevoll ausgemalt oder vermenschlicht wird. Die Bilder sind aber kindlicher und humorvoller. Das Buch gehört fraglos in jede Kinderlesehalle. Lateinische Druckschrift.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Skarbina, Helmut: Das lustige Kasperle-Buch. Verse von Albert Sixtus. Bilder von Helmut Skarbina. Oldenburg: Stalling 1928. 8 Bl. Hlw. 3,20.

Kasperle hat keine Lust, immer als Zierpuppe auf dem Sofa zu sitzen, kein Kind spielt mit ihm. Drum führt ihn der Kater Hinkelbein zum Zauberer Hutepute, der ihn lebendig macht. Kasperle begibt sich auf die Wanderschaft, besiegt ein Krokodil und gelangt zu einem Puppenspieler, der ihn sofort in seine Truppe aufnimmt. Alle Kinder freuen sich und lachen, wenn der Kasper in der Jahrmarktsbude seine Späße macht. Hier will er bleiben und nicht wieder zurück in die gute Stube. — Die Bilder sind nicht schlecht, aber sehr unruhig. Dies stört besonders bei den zahlreichen, nur in einem bräunlichen Ton gehaltenen Abbildungen, während die bunten Offsetdrucke durch die Farbe eine bessere Gliederung erhalten. Die lustigen Verse von Sixtus sind kindlich und gut im Rhythmus. Lateinische Druckschrift. Für die Kleinsten.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Skarbina, Helmut: Möpschen hat Zahnschmerzen. Ein lustiges Hundebilderbuch. Verse von Karlheinz Ohlendorff. Oldenburg: Stalling 1928. 16 S. (8 Doppelbilder.) Hlw. 3,20.

Beim ersten Durchblättern stößt die harte Ausführung der als Menschen angezogenen Tiere ab. Aber die ein- und buntfarbigen Bilder geben für kleine Leser zusammen mit den kindlichen Versen Möpschens Erlebnis, das unter Zahnschmerzen leidet, anschaulich wieder. Trotz Zuredens von Eltern, Lehrer und den Tieren des Waldes sträubt sich Möpschen, zum Zahnarzt zu gehen, bis es von der als Schutzmann gekleideten Bulldogge auf dem Rücken vor das Haus des Mopszahnarztes getragen und vom Doktor mit raschem Ruck vom bösen Zahn befreit wird. Bilder und Verse werden der jüngsten Altersstufe gut gefallen, da Kinder im allgemeinen schon früh Sinn für Komik in den Zeichnungen haben, von denen manche, z. B. das im Marterstuhl sitzende Möpschen mit seinem verängstigten Blick vorzüglich gelungen sind. Das auch erziehlich wirkende Bilderbuch ist mit seinen in Lateinschrift (Antiqua) gesetzten Versen für Kinderlesehallen gut zu verwenden. Anna Reicke (Charlottenburg).

Skarbina, Helmut: Der kleine schwarze Sambo. Eine lustige Negergeschichte von Helene Bannermann. Aus dem Engl. übers. von Hertha Schröder. Oldenburg: Stalling 1928. 7 ungez. Bl. 3,20.

Die kurze und kurzweilige Geschichte vom kleinen Jumbo, der sich zuerst mit seinen wundervollen Sachen — der roten Jacke, der blauen Hose, den roten Schuhen und dem grünen Schirm — von vier furchterregenden und hungrigen Tigern freikaufen muß, sein Hab und Gut dann aber wieder gewinnt und Pfannkuchen essen kann, die im Fett der vor Wut geschmolzenen Tiger gebacken sind, wird Kindern sicher ebensoviel Spaß machen wie die wahrhaft barbarisch bunten Bilder, in denen diese Begebenheiten dargestellt sind. — Schon für die Kleinsten zum Vorlesen. Therese Krimmer (Berlin).

Thiel, Johannes: Zwei Zwerge und ein großes Ei. Eine lustige Bildergeschichte. Mit Versen von H. B. Freiburg i. Br.: Herder 1928. 28 Bl. Hlw. 3,80.

Thiels vor einem Jahr besprochenes Märchenbuch „Strupp“ ist der Liebling der Kinder geworden. Auch der diesjährigen Erscheinung „Zwei Zwerge und ein großes Ei“ kann man einen ähnlichen Erfolg versprechen, denn die drolligen Bilder der Zwerge und Tiere werden die Kinder über den unbedeutenden Inhalt hinwegtäuschen. Die beiden Zwerge Hans und Franz finden ein großes Ei, das sie zum Maler Osterhas bringen. Hahn und Hühner, Gänse und Enten streiten sich

um das Eigentumsrecht am Ei. Als es mit „Frohe Ostern" schön bemalt ist, kommt ein Gänschen heraus. Der Fuchs, als Schupomann, später als Briefträger verkleidet, bringt allerlei Verwicklungen, wird aber vom Wächter der Zwergenstadt beobachtet und von den Zwergen zu Tode geprügelt. Von den dreifarbig gehaltenen Bildern, wieder in Wilhelm Busch-Manier, sind die Tiere zeichnerisch am besten wiedergegeben. Die Verse passen sich den Bildern genau an und eignen sich zum Vorlesen für die Kleinen von 4—6 Jahren, zum Selbstlesen in Kinderlesehallen. Fraktur. Anna Reicke (Charlottenburg).

2. Märchen, Sagen.

Dieter und Dietlinde. Kurze Geschichten aus dem weißen Hause. Bearb. u. hrsg. von Wilhelm Fronemann. Mit farb. und schwarzen Bildern von Dieter Pfennig. Stuttgart: Thienemann 1928. 80 S. Hlw. 2,—. Lw. 3,—.

Der Herausgeber Fronemann wurde zu dieser Sammlung von Kurzgeschichten (Märchen, Erzählungen, Fabeln und Lieder) durch den Wunsch des ABC-Schützen Dieter aus dem weißen Hause angeregt, der nach dem Lesenlernen sich nicht mit Fibel und Bilderbüchern begnügen wollte. Es sollten richtige Geschichten sein, „wie sie Vater und Mutter erzählten". Auswahl und Ausstattung des Buches, das in Lateinschrift gesetzt ist, sind vorzüglich, was bei dem Herausgeber wohl selbstverständlich ist. Besonders dankenswert ist es, daß Fronemann auch die weniger bekannten Märchen der Weltliteratur (Jena: Diederichs) berücksichtigt und nacherzählt hat, und sich nicht auf Grimm und Bechstein beschränkt. Ein Inhaltsverzeichnis mit Quellenangaben ist gut zu verwenden. Die klargezeichneten schwarzen Textbilder und drei farbige Tafeln sorgen dafür, daß die kleinen Leser nicht ermüden. „Dieter und Dietlinde" ist eine willkommene Bereicherung für Kinderlesehalle und -ausleihe für die 6—8jährigen auch wegen der lateinischen Druckschrift. Der Preis von 3,— RM für den Ganzleinenband macht es auch zu Geschenkzwecken geeignet. Anna Reicke (Charlottenburg).

Matthiessen, Wilhelm: Die Katzenburg. Eine Märchengeschichte. Mit Bildern von Johannes Thiel. Freiburg i. Br.: Herder 1928. 262 S. Lw. 4,40.

Wilhelm Matthiessen ist ein Dichter; wenn man nach dieser Märchengeschichte „Die Katzenburg" daran zweifelt, so lese man sein im „Almanach der deutschen Musikbücherei" 1926 veröffentlichtes musikalisches Märchen „Die Unvollendete". Indessen in der Katzenburg ist Matthiessens Phantasie nicht recht zur Geltung gekommen. — Das Buch erzählt die Geschichte einer im Kottenforst am Rhein hausenden Katzenfamilie, deren mannigfache Abenteuer in Wald und Feld unter Menschen, hauptsächlich aber unter Zwergen, Zauberern, Kobolden und anderen unheimlichen Geistern beschrieben werden. Brentano ist wohl bei manchen Einfällen Anreger gewesen. Seine gelegentliche Freude an komisch klingenden Worten artet bei Matthiessen zu einer übertriebenen Anhäufung drolliger Namen aus, die ihre Wirkung auf Kinder wohl ausüben werden, aber für Humor nicht Ersatz bieten. Bedenklicher noch erscheint mir die Nachlässigkeit der Sprache, die nicht mit „Kindertümlichkeit" entschuldigt werden kann. Vielleicht erklärt sich manche sprachliche Unebenheit aus dem rheinischen Dialekt. Die schwarz auf weiß gezeichneten Bilder von Johannes Thiel sind leider auch nicht durchweg gelungen. Für norddeutsche Kinderbüchereien aus den erwähnten Mängeln nicht zu empfehlen.

Anna Reicke (Charlottenburg).

Meyer-Lemgo, Karl: Odysseus. Irrfahrten und abenteuerliche Heimkehr des listenreichen Odysseus. Mit 4 Bildern des Verf. Stuttgart: Franckh 1928. 185 S. Lw. 6,—.

Eine Dichtung von dem vollendeten Maße der Odyssee aus ihrer Form zu zwingen, bleibt ein Wagnis, das stets den Zauber der Schöpfung zerbricht und selten ihre große Haltung wahrt. Dies gilt auch für die vorliegende Nacherzählung, deren kunstlose Sprache von Plattheiten und Entgleisungen durchaus nicht frei ist.

Wenigstens hat aber der Verfasser Handlung und Helden nicht nach heutigem Wesen gemodelt. Und die Fabel an sich ist so unverwüstlich, frisch und reizvoll, daß man das Buch trotz aller Bedenken, die nicht gering sind, Jugendlichen von 13 Jahren ab und auch anspruchslosen Erwachsenen in die Hand geben kann. Die Bilder wirken ganz lebendig. E. Holtz (Stettin).

Morstatt, Else: Märchen von Himmel, Sonne und Erde. Bilder von A. W. Baum. Berlin: Hugo Wille 1928. 156 S.

Else Morstatts „Märchen" sind keine eigentlichen Märchen, sondern hin und wieder an den Märchenton streifende Geschichten. Die Verfasserin versteht es aber, sich in alles unter dem Himmel und auf der Erde hineinzudenken. So gelingt es ihr, die abends angezündeten Lichter in den Häusern, die Regenwolken, die Schaumwellen, das Vergißmeinnicht, die Flammen, den Sonnenstrahl, die Schneeflocke, die Rose, ja sogar die Kartoffel und ein Blatt am Birnbaum zu beseelen und in eine Geschichte zu verweben. Wenn diese 13 Erzählungen auch nicht alle gleichwertig sind, so ist doch allen gemeinsam, daß sie das Interesse der jungen Leser erwecken und sie zum Beobachten der Natur und ihrer Erscheinungen anregen müssen; in einigen fehlt auch nicht ein leiser moralischer Einschlag. So eignet sich das in Lateinschrift gedruckte Buch für 8—11jährige Mädchen. Drei bunte Vollbilder und zahlreiche Schwarzweißzeichnungen, die nicht alle gleich klar gelungen sind, schmücken das Buch, dessen Papier leider auf vielen Seiten durchschlägt. Für Kinderlesehallen und Volksbüchereien zur Anschaffung empfohlen.

Anna Reicke (Charlottenburg).

Weber, Leopold: Walthari und Hildegund. Die Gotengeiseln am Hunnenhofe. Eine Völkerwanderungssage. Mit 4 farb. Bildern von Ludwig Eberle. Stuttgart: Thienemann 1928. 134 S. Lw. 5,50.

Die Sage von Walter und Hildegund ist den älteren Kindern aus Scheffels Ekkehard bekannt. In den größeren Sagenbüchern ist sie enthalten, aber als Einzelwerk liegt sie wohl hier zum ersten Mal in neuerer Bearbeitung vor. Es handelt sich nicht um eine einfache Nacherzählung des Waltharíliedes, sondern die Sage wird eingeflochten in ein breit angelegtes Gemälde der Zeit. Besonders werden die Kriege der Hunnen und das Leben an Attilas Königshofe ausführlich geschildert, so füllt der Kampf im Wasgenwald, der die reichliche Hälfte des Walthariliedes ausmacht, hier kaum ein Zehntel des Buches. An den einzelnen Charakteren ist jedoch nichts geändert, höchstens daß die kämpfenden Helden nicht ganz so blutrünstig erscheinen. Die Sprache ist etwas getragen, verwendet gern die Alliteration und paßt sich so dem Stoff vorzüglich an. Die Prosa wird durch eingestreute Lieder und Gedichte ab und zu unterbrochen. — In dieser neuen Form wird die Sage gewiß viele Leser finden und ihren Platz neben den bereits erschienenen Sagenbearbeitungen Webers behaupten. — Für zwölfjähre Knaben und Mädchen sehr geeignet, aber auch für Erwachsene zu empfehlen.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Weber, Leopold: Parzival und der Gral. Von Artus' Rittern, vom Zauberer Klinschor und von Parzival, dem Gottsucher. Mit Abb. Stuttgart: Thienemann 1927. 164 S. Lw. 5,50.

Den alten religiös bedeutenden Sagenstoff vom Gral und einen Teil der Artusgeschichten hat L. Weber in Anlehnung an Wolfram von Eschenbachs „Parzival" und „Titurel", dabei mit erzieherischem Sinn wirkungsvoll verändernd, neu bearbeitet. Auf dem ersten Blick erscheint der Auftakt des Buches, das den Stoff in fünf Bücher mit jeweils mehreren Teilen gliedernde Inhaltsverzeichnis und das genau nach Stämmen und Reichen getrennte Namenverzeichnis, etwas anspruchsvoll. Bald aber erkennt man seine Aufgabe, dem jugendlichen Leser hilfreich einen klaren Überblick über die Fülle der Gestalten und Handlungen neben Parzivals eigentlicher Lebensgeschichte zu geben. Weber beginnt nicht, wie üblich, mit Parzivals Geburt, sondern mit Herkunft und Geschichte seiner Eltern, um in ihrem Wesen schon die Vorbereitung und Begründung seines Schicksals und seiner Lebensaufgabe zu bieten. Die Geschichte von Sigune und Schionatulander, von Orilus

und Jeschute, die Schicksale des Königs Artus und seiner Tafelrunde, insbesondere Gawans, des heiteren, weltfrohen Ritters, König Anfortas' Jagd nach der höllischen Orgeluse als die Ursache des Fluches, der über der Gralsburg liegt, Klinschors verhängnisvolles Walten in seinem Zauberreich, all dieses wird neben dem Leben Parzivals erzählt, der hier durchaus nicht als der „reine Tor“ erscheint, sondern als edler, oft irrender und sündebeladener Held, freilich besessen vom Drang nach Gott und allem Guten. Überall da, wo es galt, den sittlichen Ernst des Stoffes zu betonen, hat Weber die Handlung abgewandelt. So läßt er Sigune Frieden finden, nachdem sie den einbalsamierten Leichnam ihres Geliebten, den sie jahrelang in unfruchtbarer Trauer anbetete, endlich der Erde anvertraut hat; er stellt der reinen, ernsten, liebenden Kondwiramur die reizende, launische, gefallsüchtige Enkeltochter des Herzogs Gurnemanz, Liasze, gegenüber; er läßt Parzival sein eben erkämpftes Weib nicht anrühren, weil der zukünftige Gralskönig den Gral suchen muß, und vereint die beiden Gatten erst nach der Befreiung des Grals vom Fluche. So kommt der religiöse Gehalt der Gralssage stark zur Geltung, daneben ebenso deutlich die Eigenart höfischen Wesens und ritterlichen Minnedienstes in den Artusgeschichten. Geschrieben ist das Buch in einer malerisch-romantischen Sprache, zuweilen leicht alliterierend, ohne daß es gesucht klänge. Die Bilder passen sich der Darstellungsart Webers gut an. — Für nichtproletarische Jugendliche von 13 Jahren an, auch für Erwachsene.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

3. Erzählungen.

Bunte Bücher. Reutlingen: Enßlin & Laiblin. Mit Abb. Jedes Heft (31—32 S.) 20 Pfg.

Bunte Jugendbücher. Ebenda. Mit Abb. Jedes Heft (31—32 S.) 20 Pfg.

Bunte Bände. Ebenda. Kart. 50 Pfg.

Aus weiter Welt. Hrsg. von Josef Viera. Ebenda. Mit Abb. Jedes Heft (31—32 S.) 20 Pfg.

Auf diese außergewöhnlich billigen Jugendschriftenreihen, die gerade durch ihre äußere Aufmachung mit dem bunten, meist recht auffallenden Umschlagbild mehr als andere ähnliche Sammlungen befähigt sind, bei der Jugend in Konkurrenz mit den bekannten 20-Pfg.-Schundheftchen zu treten, soll an dieser Stelle wieder einmal hingewiesen werden. Die im Gegensatz zu früheren Jahren wesentlich geschmackvollere Art der Titelbilder, die Tatsache, daß der Verlag nach Räumung der alten Bestände von der Draht- zur Fadenheftung übergeht, die geschickte, auf Spannung und erzieherische Wirkung bedachte Auswahl bezw. Kürzung des Stoffes rechtfertigen diesen Hinweis. Wenn auch die einzelnen 20-Pfg.-Hefte nur zur Klassen- und Privatlektüre in Schule und Haus empfohlen werden sollen, so eignen sich die unter einem bestimmten Gesichtspunkt zusammengestellten Sammelbände dieser Reihen (Sagen und Märchen von Strand und See. Seltsame Schicksale. Kriminalgeschichten usw. Je 5 Hefte zusammengebunden 1,50 RM) mit ihren preiswerten fadengehefteten Halbleinenbänden gut zur Einstellung in Schul- und Jugendbüchereien. Für Schulbüchereien kommt auch die Sammlung der kartonierten bilderlosen „Bunten Bände“ in Betracht, die etwas umfangreicheren Meisterwerke deutscher Literatur (Mörike: „Mozart auf der Reise nach Prag“; Eichendorff: „Aus dem Leben eines Taugenichts“) ungekürzt zum Abdruck bringt. — Auf den Erlebnishunger der Jungen rechnet eine kleine Sonderreihe „Aus weiter Welt“, die hauptsächlich noch lebende Kolonialreisende und Forscher wie A. Heye, Aschenborn, Voigt, L. Haase, Steinhardt mit ihren spannenden Abenteuern zu Worte kommen läßt. — Auf den sehr ausführlichen Prospekt des Verlages, der eine genaue Übersicht, Inhaltsangabe und Einteilung der Hefte bezw. Bände für die verschiedenen Lesealter bringt, sei nachdrücklich hingewiesen.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Donauer, Friedrich: Das sinkende Kreuz. Mit 4 farb. Bildern von Karl Mühlmeister. Stuttgart: Thienemann 1928. 173 S. Lw. 5,50.

Die Belagerung und Erstürmung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453, eine weltgeschichtliche Wende, die den Untergang des morschen oströmischen Kaiserreiches und Zurückdrängung des Christentums durch den Islam brachte, füllt den breiten belebten Raum der Erzählung. In diesem großen Geschehen steht das persönliche Schicksal eines deutschen Geschützmeisters und seines Sohnes, der dem väterlichen Willen zuwider an den Kämpfen teilnimmt. Der Junge fällt in die Hände der Türken, wird wieder befreit, dient dann als Page dem letzten Kaiser, nach dessen tapferen Tod vor dem Feinde Vater und Sohn zu Schiff dem Gemetzel der Türken entrinnen. — Das kampf- und abenteuerreiche Buch entspricht dem Durchschnitt historischer Jugendschriften und eignet sich für Jungen von 13 bis 15 Jahren. Der Bildschmuck ist gelungen. E. Holtz (Stettin).

Großdeutsche Erzähler. Hrsg. von Fritz Reimesch und Wilhelm Rumpf. Berlin: Großdeutscher Buch- und Zeitschriftenverlag 1927.

1. **Kurpiun, R.**: Berthold Ringmanns Heimkehr. Eine Erzählung aus Oberschlesiens Freiheitskämpfen 1919—1924. 77 S.
2. **Steinhardt**: Brennende Steppe. Erlebnisse aus dem Hereroaufstand. 93 S.

3./4. **Boris, O.**: Um die Grenze. Ein masurischer Schmugglerroman. 173 S. Geh. 2,50. Lw. 3,50.

Die Herausgeber beabsichtigen mit dieser Schriftenreihe eine Sammlung wirklich spannender, von anerkannten Schriftstellern geschriebener Erzählungen aus dem Grenz- und Auslandsdeutschtum und aus den entrissenen deutschen Schutzgebieten herauszugeben. Die Erzählungen sollen von den in der Heimat wurzelnden Schriftstellern geschrieben werden und sie sollen Heimatgefühl, Familiensinn und mannhaftes deutsches Kämpfertum schildern. Sie wenden sich in erster Linie an die reifere Jugend aller Volks- und Bildungsschichten. Die vorliegenden ersten drei Erzählungen können als gelungen angesehen werden. Kurpiun, der bekannte oberschlesische Heimat- und Volkserzähler, schildert fesselnd und anschaulich Erlebnisse eines jungen Deutschen während der Polenputsche. Der Verfasser schöpft unmittelbar aus den Ereignissen der Aufstandszeit, deren Zeuge er war. Es ist ihm gelungen, wirklichkeitsgetreue und erschütternde Bilder aus der oberschlesischen Notzeit zu zeichnen. Auch Steinhardt hat es verstanden, packende und tragische Begebenheiten aus dem deutsch-westafrikanischen Farmerleben darzustellen, und auch der Schmugglerroman von Boris errichtet dem stillen und verkannten Heldentum eines ostpreußischen Grenzbewohners ein literarisches Denkmal. Wenn die Sammlung in demselben Sinne fortgesetzt wird, so wird sie für alle Jugendbüchereien eine wertvolle Bereicherung bilden. Auch mancher erwachsene Leser, der besonders nach der stofflichen Seite hin interessiert ist, wird die spannenden Erzählungen gerne lesen. Der billige Preis der Bücher wird auch kleinsten Volksbüchereien die Anschaffung sehr erleichtern. H. Horstmann (Gleiwitz).

Hanstein, Otfrid von: Ali der Türkenjunge. Erzählung. Mit Abb. Leipzig: Koehler & Amelang 1928. 205 S. Lw. 6,—.

Die ziemlich kümmerliche und nicht gerade neuartige Romanfabel dieses neuesten Hanstein-Abenteuerbuches wird mit viel Primitivität, Frömmigkeit und Optimismus vorgetragen und endet mit dem (für den Verleger) tröstlichen Hinweis, daß die weiteren Schicksale des bravsten aller Türkenjungen und der in aller Unerfahrenheit gerettet durch die arabische Wüste kommenden deutschen Familie in einem nächsten Bande baldigst erzählt würden. Büchereien können ihre Abenteuerliteratur durch dieses Buch kaum bereichern. Die Bilder sind minderwertig. Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Herrmann, Ala: Die schwarze Blume. Erzählung. Mit Abb. Leipzig: Schneider 1928. 144 S. Hlw. 3,50.

Eine sehr einfache Liebesgeschichte mit geschichtlichem Hintergrund (Kampf

Wilhelms von Oranien und seiner Anhänger gegen die Brüder Johann und Cornelius de Witt) und glücklichem Ausgang, in deren Mittelpunkt die Züchtung einer vollkommen schwarzen Tulpe steht, eines für die blumenliebenden Holländer sehr freudigen Ereignisses. — Der schlichte Stoff ist mit ebenso schlichten Mitteln gestaltet, so daß das Buch nur für anspruchslose jugendliche Leserinnen in Betracht kommt. Der Buchschmuck in der Art Willibald Krains paßt sich gut an. — Vom 13. Jahre an. Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Horlyk, Helene: Inge muß in die Welt. Erlebnisse eines jungen Mädchens unter den Eingeborenen der Sundainseln. Mit Abb. Leipzig: Schneider 1928. 149 S. Hlw. 3,80.

Welche 16jährige Europäerin bringt es fertig, mit zwei Pfeilschüssen einen ausgewachsenen Königstiger zu erlegen! Inge Arnsberg, die Heldin dieser überflüssigerweise aus dem Dänischen ins Deutsche übersetzten, schlecht erfundenen, süßlichen Abenteuergeschichte kann das und wird noch dazu verschiedene Male vom Tode errettet. Es wimmelt in der Erzählung von edelmütigen Taten und selbstlosen Menschen. Die Bilder sind des Textes würdig. — Die meisten Mädchen der heutigen jungen Generation sind geistig rege genug, um auf solche lebensunwahren literarischen Erzeugnisse nicht hereinzufallen. Von der Anschaffung dieses Buches sowie seiner am Schluß angekündigten Fortsetzung „Inges Erlebnisse auf Sumatra" wird dringend abgeraten. Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Ilgerd, N. M.: Die Herren des Waldes. Eine Ameisengeschichte. Mit 4 farb. Bildern von Rudolf Sieck. Stuttgart: Thienemann 1928. 124 S. Hlw. 2,—. Lw. 3,—.

Das Leben eines Ameisenvolkes vom großen Hochzeitsfest im Frühjahr bis zum Herbst und dem Rüsten zum Winterschlaf wird in diesem Buch erzählt. Kampf und das Recht des Stärkeren spielen zwar eine bedenklich große Rolle darin, aber das Biologische kommt daneben so gut zu seinem Recht und der Ameisenstaat als soziales Gemeinwesen wird so überwältigend deutlich, daß wir das Kriegerische als spannungerhöhendes Moment in Kauf nehmen. Vier Landschaftsbilder in zarten Farben illustrieren die Waldgeschichte aufs glücklichste. Das Buch wird sich bei den 12—14jährigen zweifellos großer Beliebtheit erfreuen.

Therese Krimmer (Berlin).

Kipling, Rudyard: Staaks und Genossen. Pennälerstreiche. Ins Deutsche übertr. von Norbert Jacques. Mit Bildern von Kurt Werth. Leipzig: Paul List 1928. 243 S. Geb. 6,50.

Die höchst ergötzlichen Geschichten erzählen von den Streichen dreier Schulkameraden, die in dauernder Fehde mit ihren Lehrern liegen und ihre Mitschüler in ewiger Unruhe halten. Das Buch soll zeigen, daß weder Ironie noch gutes Zureden, sondern nur innere Überlegenheit eine Autorität des Lehrers begründen kann, und außerdem, wie wenig die Lehrer meist von ihren Zöglingen wissen. Aber diese Tendenz ist doch ziemlich in den Gang der Geschichten eingebettet; störender ist die belehrende Tendenz in den beiden Geschichten, die über den möglichen und nicht möglichen Weg patriotischer Erziehung aufklären sollen. Aber im ganzen werden die Geschichten, auch trotz ihres spezifisch englischen Milieus, von größeren Schülern, besonders der „höheren" Schulen, und auch von Erwachsenen mit großem Vergnügen gelesen werden. R. Joerden (Stettin).

Kiß, Edmund: Pepperle. Erzählung. Stuttgart: Thienemann 1928. 211 S. Lw. 5,—.

Das verwaiste, auf einem litauischen Gut in freundlichem Verwandtenkreis aufwachsende Pepperle heißt eigentlich Annemarie Kerner. Aber die fröhliche Neigung ihres unaufhörlich plätschernden sechzehnjährigen kleinen Mundwerks, junge und alte Freunde und Freundinnen ihrer näheren und weiteren Umgebung in gutmütiger Weise aufs Glatteis zu führen, hat ihr den Spitznamen verschafft. Erzählt werden hier nicht nur ihre kindlich-lustigen Streiche, sondern wir lernen

in dem scheinbar etwas harmlosen kleinen Frauenzimmer ein Menschenherz voll seltener Wärme und Anteilnahme am Schicksal bedrängter Kreaturen kennen. Diesem Reichtum ihrer jungen Seele verdankt Pepperle schließlich die nie erhoffte Tatsache, daß ihr in Sumpfgewässern erstickendes väterliches Gut durch die tatkräftige, recht uneigennützige Hilfe eines einfachen alten Handelsjuden entwässert und ihr damit die elterliche Heimat wiedergeschenkt wird. — Neben dem Mädchen gehört dieser alte Jude Moschele Krümmfieß zu den Prachtgestalten des ernsten und heiteren, von gesundem Humor und natürlicher Einfachheit erfüllten Buches. Etwas abgeschwächt wird der Eindruck gegen Ende durch die gehäuften und ein wenig in die Länge gezogenen Gespräche des Moschele in seinem übrigens vollendet wiedergegebenen jiddischen Idiom. — Ein Buch für junge Mädchen (vom 14. Jahre an) und für Frauen mit gesundem Geschmack und nicht zu hohen Ansprüchen, unter denen auch die Sentimentalen zu einem bescheidenen Recht kommen werden. Für alle Volks- und Jugendbüchereien.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Kloerß, Sophie: Eine lustige Gesellschaft. Geschichten von kleinen Leuten. Mit 25 vielfarb. Bildern von Rolf Winkler. Stuttgart: Thienemann 1928. 120 S. Hlw. 2,—. Lw. 3,—.

Alltägliche Kindergeschichten von einem kleinen Jungen und seinem Affen, von einem verlaufenen kleinen Mädchen, von einem faulen Schüler u. ä., weder besonders lustig im Stoff noch neu in der Form. Die Bilder sind gut in der Zeichnung, aber z. T. verfehlt in der Farbgebung (warum z. B. haben alle Menschen kreideweiße Gesichter bekommen?). Die Anschaffung erübrigt sich.

Therese Krimmer (Berlin).

Luserke, Martin: Zelt-Geschichten. Fremdartige Abenteuer, von denen im Zelt und am Feuer erzählt wurde. Bremen: Angelsachsen-Verlag 1925 f. (Bücher der Schule am Meer.)

Bd. 1: Die sieben Geschichten von Tanil und Tak. Indianische Legenden. 101 S. Hlw. 3,—.

Bd 2: Die zwölf Legenden von dem Helden Sar Ubo mit der silbernen Hand. 231 S. Hlw. 3,50.

Was der in Kreisen der Jugendbewegung besonders bekannte Pädagoge mit diesen Zeltgeschichten zum Jugendschrifttum beigesteuert hat, bietet wohl Anklänge an dieses und jenes, aber im ganzen ist es auf diesem Gebiet eine neuartige, phantasievolle, dabei kraftvoll männliche, nach erhabenen Werten strebende Kunst. Der erste Band erzählt die Schicksale zweier befreundeter Knaben eines indianischen Stammes. Mit einer kühnen Tat retten Tanil und Tak ihr Volk vor dem langsamen Untergang, übertreten aber dabei die religiösen Gesetze der Priester und werden nun mit lebenslänglicher Verbannung bestraft und — geehrt. Das Volk der Einohrigen, jener Menschen, die von ihren Stämmen wegen eines Vergehens ausgestoßen und wie Tanil und Tak durch Abschneiden eines Ohres als vogelfrei gekennzeichnet sind, nimmt sie auf. Mit ihrer Kühnheit, Gewandtheit und Klugheit machen die Jünglinge sich bald zu Anführern der Einohrigen, und ihrer Heldenhaftigkeit gelingt es, den Haufen von bunt zusammengewürfelten verkommenen, heimtückischen, elenden Menschen zu einem Stamm zusammenzuschweißen, den die umwohnenden Völker schließlich anerkennen müssen und von nun an auf ehrliche Art bekämpfen. — Nicht so einfach sind die Geschehnisse des zweiten Bandes. Alle Gegenden der Welt tauchen darin auf. Wahrscheinlich liegt ein alter unbekannter Sagenstoff zugrunde, den der Erzähler auf phantasievolle, bilderreiche Weise hervorragend gestaltet hat. Im Morgenlande ruft ein geheimnisvoller innerer Zwang den jungen, einsam lebenden Teppichhändler Sar Ubo zu seinem wunderbaren, mit unerhörten Heldentaten erfüllten Leben auf, das ihn durch viele Länder und Völker der Erde führt, bis er mit seinem auf zauberhafte Weise gewonnenen eigenen Volke, den Meerleuten, hoch oben im Norden sich ansiedelt und heimisch wird. — „Sicher wird mit Recht gesagt, daß keine noch so ungeheure Leistung und Aufopferung daran etwas ändern kann: Wenn ein Mensch gegen heilige Ordnung handelte, so muß entweder dieser Mensch öffentlich getötet oder es

muß die Ordnung mit aller Wissen aufgehoben werden. Und die Menschen haben zu allen Zeiten eher getötet als nachgedacht." Mit diesem Wort aus dem zweiten Bande liegt die Notwendigkeit ausgedrückt, die die Helden beider Bücher ruhelos macht und sie zu immer neuen Taten umhertreibt. Beiden Büchern gemeinsam ist auch das schön und tief empfundene Lob der Freundschaft. Für Luserkes starke Anschaulichkeit im Ausdruck sei als Beispiel die große Eisenkette für die Erwürgung eines Drachen erwähnt, die Sar Ubo schmieden läßt und die so schwer und gewaltig ist, daß für das Schmieden jedes weiteren Kettengliedes die Schmiede abgebrochen und ein Stück weiter wieder aufgebaut werden muß. — Offenbar ist Luserkes Stil im zweiten Band stark von Nietzsches „Zarathustra" beeinflußt. In dem Kapitel, wo er Horb, das zauberhafte Meerweib, den beiden Helden Sar Ubo und Siri gesellt, wächst ihm seine Phantasie über den Kopf und verwirrt die bis dahin klare Linie der Handlung; von nun an gibt er den weltanschaulichen Sinn dieses Heldenlebens auch vielfach in schwerverständlichen Gleichnissen. Überhaupt darf nicht verkannt werden, daß Luserkes Neigung zu philosophischen Einschiebseln und seine sehr geistreiche Zuspitzung mancher Unterhaltung — man denke an das Gespräch zwischen dem Königsboten Ben Jrah und Sar Ubo — das Verständnis dieses Bandes für Jugendliche erschwert. — Ist der zweite Band reicher, bedeutsamer, geistvoller, von märchenhafter Schönheit, so ist der erste klarer, einfacher und daher für jugendliche Leser ungleich eindrucksvoller. Am besten eignen sich beide Bände zum Vorlesen. In erster Linie kommen unverbildete und der Jugendbewegung angehörende Jugendliche als Leser in Betracht (Bd 1 nicht vor dem 12., Bd 2 nicht vor dem 14.—15. Jahre). Für ihre an Sagen und Heldengeschichten interessierten erwachsenen Leser sollten auch mittlere und große Volksbüchereien die Zeltgeschichten einstellen.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Model, Else: Großmutter Elisabeths Enkelkinder. Erzählung. Mit Bildern von Paul Hey. Stuttgart: Thienemann 1928. 160 S. Hlw. 5,—.

Die von echt deutscher Sentimentalität erfüllte Geschichte erzählt vom Heranwachsen der kleinen in Indien geborenen Lilo (s. B. u. B. Jg. 1927, S. 466) im Hause ihrer Nürnberger Großmutter und von ihren Nürnberger Vettern und Basen, den Kindern eines altangesehenen Lebkuchenbäckers. Wenn auch die Handlung zum Teil ziemlich konventionell aufgezogen ist — man beachte den Prinzenbesuch, den Brand des alten Lebküchnereihauses, das Pensionsjahr — so ist der Stoff doch mannigfaltig und farbig gestaltet und wird gefühlvolle kleine Mädchen von 12—14 Jahren recht auf ihre Kosten kommen lassen. Die alte, schöne, reiche Stadt wird in ihrem ehrwürdigen Reiz lebendig. Die Bilder Heys sind sehr anspruchslos, passen sich aber gut an. — Für Kinderlesehallen.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Model, Else: Weihnachten überall. Sieben Weihnachtserzählungen. Mit Abb. von W. Chomton. Stuttgart: Thienemann 1928. 126 S. Lw. 2,—.

Die sieben Weihnachtserzählungen, deren kindliche Helden von unjugendlicher Bravheit triefen, verraten die ungehemmte sentimentale Veranlagung ihrer Verfasserin. Am bittersten empfindet man den lebensfremden Optimismus E. Models in der Kriegserzählung „Überall treu". Die Gegenwart ist zu reich an unverschuldetem Elend, Verhängnis und Unglück, als daß man die Kinder zum Glauben an ein unfehlbar glückliches Ende aller menschlichen Miseren erziehen dürfte, wie dieses Buch es tut. — Nicht für Büchereien.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Morstatt, Else: Hinter dem Großen See. Eine Erzählung aus Deutsch-Ost-Afrika. Mit Abb. Stuttgart: Thienemann 1927. 125 S. Hlw. 2,—. Lw. 3,—.

Diese einfache Kolonialgeschichte aus dem noch ziemlich unzivilisierten Hinterlande des ehemaligen Deutsch-Ostafrika ist den sogenannten Indianergeschichten recht unähnlich. — Ein elternloser junger Bursche, nicht unintelligent, aber etwas langsam von Gedanken und Entschlüssen, wandert nach Deutsch-Ostafrika aus, um

dort sein Fortkommen mit dem Ziel einer eigenen kleinen Pflanzung zu suchen. Zunächst begräbt er als Handlungsgehilfe eines gutmütigen, aber recht bequemen alten Deutschen in einem engen Kaufmannsladen die Träume vom freien ungebundenen Farmerleben. Als er es dennoch nach einiger Zeit, begünstigt durch halb glückliche, halb tragische Geschehnisse, zu einem eigenen kleinen Besitz an einem großen See bringt, muß er das Gedeihen seiner Pflanzung immer wieder in zäher, schwerer Arbeit neu erkämpfen. — Die Erzählung ist geeignet, allzugroße Abenteuerlust abschwächend und ernüchternd in die richtigen Bahnen zu lenken; denn sie ist frei von Phantastik. Leider ist in den Schluß der Besuch eines deutschen Professors überflüssig und rezeptmäßig hineingebaut. — Der Stil der Geschichte ist kunstlos, aber klar und anschaulich, die vier Bilder lustig stilisiert. Für Knaben und Mädchen von 10—13 Jahren.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Palle: Mit 15 Jahren um die Welt in 44 Tagen. Leipzig: Seemann 1928. 154 S. 3,50.

Sie sind wirklich amüsant zu lesen, diese Aufzeichnungen des glücklichen dänischen Jungen, den ein Zeitungskonzern um die Erde geschickt hat. Große Abenteuer darf man natürlich nicht erwarten, die Zeitung sorgte schon dafür, daß ihr Schützling von einer Pfadfinderhand in die andere gereicht wurde. Aber was der Palle gesehen hat, das weiß er frisch zu erzählen. Allerdings können die zahlreichen Photographien, die den Jungen in allen möglichen ehrenvollen Stellungen zeigen, die Sympathie für ihn nicht gerade erhöhen. Für Jungen vom 12. Jahre an.

R. Joerden (Stettin).

Porter, Eleanor H.: Pollyanna. Ein frohes Buch. Aus dem Amerikan. übers. Mit Abb. Leipzig: Grethlein 1927. 304 S.

Wenn auch dieses Jungmädchenbuch in Amerika sehr beliebt geworden ist, so verdient es, schon wegen seines echt amerikanisch sentimentalen Schlusses, in Deutschland nicht die gleiche Wirkung. Polyanna ist zwar mit ihrer einfachen, ungeschminkten Art eine prächtige Kindergestalt, und auch die leicht satirische Darstellung der heutigen verlogenen „Gesellschaft" gibt dem Buch manchen Reiz. Aber der oberflächliche Optimismus, mit dem die Verfasserin ihren an sich guten Gedanken vom „fröhlichen Spiel", mit dem man sich aus allem Widrigen und Schweren heraushelfen soll, zu Tode hetzt, nimmt der an sich flott erzählten Geschichte jeden ernsthaften Wert. Die Anschaffung erübrigt sich.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Raff, Helene: Deutsche Frauen über Meer. Mit 4 farb. Bildern von Albertine Dependorf. Stuttgart: Thienemann 1928. 126 S. 2,—.

Heelne Raff schildert in diesem Buch das Leben von zwei deutschen Frauen, die lange Jahre im Ausland verbrachten: „Die Fahrten der Monika Rest" und „Erlebnisse der Freiin Pauline Desgranges". Beide verlieren ihre Männer und versuchen sich tatkräftig und zielbewußt im fremden Land durchzukämpfen, werden aber schließlich doch gezwungen, in die Heimat zurückzukehren. — Monika Rest, als Köchin nach Saloniki mitgenommen, verheiratete sich in Üsküb mit einem Bahnbeamten. Witwe geworden gründete sie dort ein deutsches Fremdenheim und kam zu großem Ansehen, bis sie 1914 der Weltkrieg vertrieb. Über die Quellen zu dieser Lebensbeschreibung macht Helene Raff keine Angaben. — Pauline Desgranges (geb. 1802, gest. 1881) war in erster Ehe mit dem Naturforscher und Arzt Johann Wilhelm Helfer verheiratet, später mit dem Grafen Joseph Nostitz. Sie gab 1873 ein Buch heraus: „Joh. Wilh. Helfers Reisen in Vorderasien und Indien". Aus diesem dreibändigen Werk und mündlichen Berichten hat Helene Raff das Lebensbild einer seltenen Frau herausgearbeitet, die als unerschrockene Mitarbeiterin ihres Gatten an seinen Forschungsreisen teilnahm und in Indien eine große Pflanzung anlegte. — Der Gedanke, die üblichen Jungmädchenerzählungen durch gesundere Kost zu ersetzen, ist zu begrüßen. Ob es aber diesem Buche in seiner etwas nüchternen berichterstattenden Art gelingen wird, den Beifall der Backfische zu finden, ist nicht ganz sicher. Die Bilderbeigaben hätten besser sein müssen. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Reicke, Ilse: Lucia ohne Talent. Erzählung. Leipzig: Abel & Müller 1927. 191 S. Lw. 3,—. (Hrsg. von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege.)

Die sehr flott und spannend erzählte Jungmädchengeschichte spielt in der Gegenwart, teils in einer norddeutschen Provinzstadt, teils in Berlin, und schildert fast immer glaubhaft, nur stellenweise zu optimistisch, den Werdegang eines jungen, frischen, energischen Menschenkindes. Lucia, die von ihrem vollkommenen Mangel an irgendeiner Begabung überzeugt ist, bringt es dank ihrer weitsichtigen, rasch zugreifenden Art in kurzer Zeit (hier liegt die etwas unglaubhafte Seite der Erzählung) zu tüchtiger, anerkannter und anständig bezahlter Arbeit als Journalistin an einer Berliner Zeitung. — Umwelt und Aufgabenkreis der Heldin sind mit sicherem Blick charakterisiert. Viele Fragen, die das junge Mädchen von heute angehen, werden auf sympathische Weise berührt, und nicht vergessen seien die freundlichen und treffenden Worte, die an einer Stelle des Buches den wichtigsten und edelsten Aufgaben unseres Berufes gewidmet sind. — Ein Buch für nichtproletarische junge Mädchen von 13—17 Jahren. Für alle Jugend- und städtischen Volksbüchereien. Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Richter, Hans: Maschinentom. Die Geschichte eines Urwaldjungen. Mit Abb. Hannover: Sponholtz 1928. 278 S. Hlw. 5,—.

Tom Potter, dessen Vater als Werkmeister beim Bahnbau im brasilianischen Urwald durch ein Sprengunglück ums Leben kommt, ist ein mutiger, intelligenter, dabei bescheidener Junge mit brennendem Interesse für alles, was Maschine heißt. Seiner Geschicklichkeit in technischen Dingen und seiner unerschrockenen Tüchtigkeit, die ihn jeder schwierigen Situation gewachsen erscheinen läßt, verdankt er nach erfolgreichen Schuljahren in Blumenau und Rio de Janeiro ein Stipendium für den Besuch einer deutschen Technischen Hochschule. Nach beendigter theoretischer Ausbildung verdient er sich in Norwegen bei dem schwierigen Tunneldurchbruch einer Gebirgsbahn die Sporen, um als erfahrener, zuverlässiger Ingenieur nach weiteren Jahren praktischer Arbeit, begierig auf die dort wartenden großen Aufgaben, in seine brasilianische Heimat zurückzukehren. — So nüchtern das hier wiedergegeben ist, so spannend, abwechselungsreich und anschaulich hat Richter diese männliche Jugend erzählt, ohne charakterlose Schönfärberei. Die Sprache ist einfach und ungesucht, ohne Gefühlsausbrüche, und macht die Erzählung zu einem frischen, pädagogisch wertvollen Jugendbuch. Die Bilder erhöhen z. T. die Spannung; ein erklärendes Wörterverzeichnis und eine einfache Karte von Toms brasilianischer Heimat vergrößern den beträchtlichen Anschauungswert des Buches. Für Jungen vom 12. Jahre an. Für alle Volks- und Jugendbüchereien.
Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Roer, Victoria: Tik und Taki. Eine Krähengeschichte. Mit Bildern von August Braun. Freiburg i. Br.: Herder o. J. 109 S. Lw. 3,20.

Diese für Kinder zurechtgestutzte, also unkindliche Erzählung gibt ein so falsches Bild der Tierwelt, moralisierend und vom Nützlichkeitsstandpunkt des Menschen, in so unlebendiger Darstellung, so hölzern und phrasenhaft in der Sprache, daß man sich wundern muß, wie ein großer Verlag heute so etwas und in so nettem Einband bringen kann. — Nicht für Büchereien.
E. Holtz (Stettin).

Scoville, S. jun.: Der Inka-Smaragd. Aus dem Amerikanischen. Mit 6 Zeichn. Berlin: Scherl 1928. 187 S. Lw. 4,—.

Das Buch wimmelt von wohlmeinenden Belehrungen über die mehr oder weniger liebenswürdigen Lebensgewohnheiten von wilden Tieren und Eigenschaften von Pflanzen, aber sie sind geknüpft an eine recht spannende Handlung; eine Schlangen und Edelsteine suchende kleine Expedition ins Gebiet des Amazonas besteht glücklich einen Kampf nach dem andern mit feindseligen Tieren und Menschen, bei denen es eigentlich immer Wunden gibt, „die, obwohl sie stark bluteten, doch nicht tief genug waren, um gefährlich zu sein". Die Charakterisierung der Personen ist recht primitiv, aber doch treffend und nicht unwitzig. Für Jungen bis zum 12. Jahre. R. Joerden (Stettin).

Semsrott, Albert: Der Durchbruch der Möwe. Selbsterlebte Taten und Fahrten, erzählt vom Bremer Steuermann A. Semsrott. Mit 1 Karte des Verf. und 4 farb. Bildern von Harry Schultz. Stuttgart: Thienemann 1928. 127 S. Hlw. 2,—.

— Das Kaperschiff Möwe. Weitere Taten des Hilfskreuzers. Mit 1 Karte des Verf. und 4 farb. Bildern von Harry Schultz. Stuttgart: Thienemann 1928. 126 S. Hlw. 2,—.

Steuermann Semsrott, der sich bei Kriegsausbruch 46jährig als Freiwilliger meldet, wird Ende 1915 zur „Möwe" abkommandiert. Von den Abenteuern dieses Hilfskreuzers auf seiner ersten Ausreise erzählt Semsrott in einer ganz schlichten, ja nüchternen und dabei doch fesselnden Weise, die das Spannende nie zur Sensation zuspitzt und auch mancherlei Kleinkram des täglichen Schiffsdienstes unterhaltend darzustellen weiß. Da er damals schon ein dreißigjähriges, ereignis- und erfahrungsreiches Seemannsleben in aller Welt hinter sich hat, ist sein Blick geschärft für das Unterscheidende der Länder, Völker und Menschen in ihrer Schiffahrt und Lebensweise. Wohltuend berührt z. B. sein verständnis- und achtungsvolles Verhalten gegenüber den an Bord der Möwe weilenden Indern bei ihren Religionsübungen. Das alles und eine Menge nautischen Wissens, das Jungen stets begierig aufnehmen, teilt er ohne lehrhafte Absicht nur so im Plaudern mit. — Die beiden tüchtigen Bücher mit ihren hübschen Bildern werden Jungen von 13 Jahren ab gerne lesen. Schade, daß ein erklärendes Verzeichnis der Seemannsausdrücke nur am Ende des 2. Bandes steht. — Auch für Erwachsene, die See- und Kriegsabenteuer lieben, sind die Bücher durchaus von Interesse. Vielleicht bindet man für diesen Zweck besser beide Bände zusammen.

E. Holtz (Stettin).

Steding, Willy: Martin Steffens wilde Seefahrt. Mit farb. Umschlagbild und 4 Vollbildtaf. Stuttgart: Franckh 1928. 141 S. 6,—.

Ein Junge läuft seinen Eltern weg, wird Schiffsjunge, desertiert mit einem unzufriedenen Maat, erlebt auf einer Insel Mord und Totschlag, findet einen Goldschatz und kommt nach Entbehrungen aller Art wieder nach Hause. Die Gevatterschaft von Stevensons „Schatzinsel" liegt auf der Hand, nur fehlt zum großen Nachteil der befreiende Humor. Dafür strotzt das Buch von faustdicken Unwahrscheinlichkeiten und Greueltaten und wimmelt von unanständigen Charakteren. Man sollte es Jugendlichen nicht in die Hand geben. R. Joerden (Stettin).

Steinbiß, Elsbeth: Und jede Seele . . . Ein Buch von Werdenden. Stuttgart: Thienemann 1928. 279 S. Lw. 5,50.

Dieses Jungmädchenbuch schildert die Schicksale von vier Geschwistern und ihren Freunden, deren Kinderzeit in „Der Lenz hat Rosen angezündet" erzählt wurde. Zunächst die Zeit vor dem Kriege: Da spielt der Leutnant zur See und seine Freundschaft mit einer russischen Studentin eine Rolle. Der Weltkrieg reißt sie jäh auseinander. Sein Bruder wird ein berühmter Kampfflieger und stirbt den Heldentod nach kurzem Eheglück mit seiner Stiefschwester. Eine andere Schwester geht als Pflegerin hinaus, und ihre sonnige Natur hilft den Schwerverletzten über schlimme Stunden hinweg. Später erleben wir die Heimkehr beim Ausbruch der Revolution und die Empörung des Seeoffiziers, als ihm die Epauletten abgerissen werden. Dann folgt die Inflation und die Verarmung der Familie. Mit der Energie der Verzweiflung versucht der frühere Seeoffizier sich einen neuen Lebensweg zu schaffen, erst als Kellner, dann als Straßenbahnführer. Seine Freundin, eine Generalstochter, verkauft Billets in einem Kino. Der Freund Hans dagegen, Sohn armer Eltern, wird vom Glück begünstigt. Durch eisernen Fleiß und große technische Begabung bringt er es zum reichen Fabrikbesitzer, der versucht, überall zu helfen und die Not zu lindern. — Man sieht, die Kontraste sind ziemlich kraß nebeneinander gestellt. Die Handlung ist aber nicht uninteressant, und die Charaktere der einzelnen Personen sind gut herausgearbeitet. Die Sprache ist — dies zeigt schon der Titel — oft etwas pathetisch und blumenreich, aber durchaus flüssig und leicht lesbar. Die Kriegs- und Nachkriegsschilderungen sind,

trotz der Rechtseinstellung, von anerkennenswerter Parteilosigkeit und ohne Bitterkeit. Das Buch ist bestimmt nicht das Ideal, das man sich von einem Jungmädchenbuch machen könnte, erhebt sich aber so bedeutend über den üblichen Durchschnitt, daß ich nicht wage, es gänzlich abzulehnen, sondern die Geschichte zu einer genauen Prüfung empfehlen möchte. Zu vermerken ist als Kontrast zu den althergebrachten Mädchenbüchern, daß wohl alles zur glücklichen Heirat führt, aber meist nicht mit der ersten Liebe, und daß das Kinderkriegen eine große Rolle spielt.
Martha Schwenke (Charlottenburg).

Svensson, Jón: Auf Skipalon. Neue Islandgeschichten Nonnis. Mit Bildern von E. Liebermann. Freiburg i. Br.: Herder 1928. 202 S. Lw. 4,—.

Diese Erzählungen reihen sich den bekannten Nonni-Büchern Svenssons an und sind in derselben kindlich einfachen Art geschrieben und bebildert. Ein Kampf zwischen Menschen und Eisbären, die Rettung eines beim Forellenfang ins Wasser gefallenen Jungen durch den siebenjährigen Nonni und ein gewagter Ritt mit dem kleineren Bruder durch reißende Stromschnellen bilden den Kern der abenteuerlichen, aber anspruchslosen Handlungen, zu denen sich noch eine kurze Beschreibung von Nonnis schöner Heimat auf Island und seine erste Bekanntschaft mit Dänen gesellt. — Die schon zahlreichen Freunde Nonnis unter den stilleren Kindern zwischen 10 und 13 Jahren, besonders Mädchen, werden zu dem frischen Buch greifen. — Wenn ein Bestand noch nichts von Svensson enthält, sollte man aber zunächst eins der gefüllteren Nonni-Bücher, etwa „Die Stadt am Meer" oder „Abenteuer auf den Inseln", vorziehen.
E. Holtz (Stettin).

Weismantel, Leo: Die Blumenlegende. 4. Aufl. München: Kösel & Pustet 1928. 124 S. Geb. 8,—.

Fromme Geschichten, die der Dichter seinen Kindern erzählt: von Rose, Lilie, Gänseblümchen, Erdbeere, Brennessel, Schlüsselblume, von Pflanzen und Heiligen. Die Legenden sind kunstvoll geformt, besonders glücklich trifft Weismantel den alten Legendenton, wo er den Teufel als Burleskenfigur auftreten läßt in der ganzen abgründigen Komik seiner erborgten Herrlichkeit, aber freilich auch umwittert von den Schauern göttlichen Gerichts. Auszustellen habe ich, daß überall entweder das Religiöse oder das Vegetative zu weit hergeholt, zu unnatürlich in der Verbindung wirkt, auch scheint mir manches etwas zu süßlich (die Bilder!) und auf Bravheit frisiert. Als Märchenbuch für moderne Durchschnittskinder ist die „Blumenlegende", selbst in katholischen Gegenden, wohl kaum zu verwenden, doch wird sie überall, wo es noch beschauliche Menschen gibt, eine kleine Gemeinde erwachsener Leser finden.
G. Hermann (Spandau).

4. Belehrende Schriften.

Ganghofer, Ludwig: Lebenslauf eines Optimisten. Für die deutsche Jugend hrsg. von Otto Schinck. Stuttgart: Bonz 1927. 229 S. Geb. 4,50.

Von seiner Kinderzeit im fränkischen Wald, von der Schulzeit in Augsburg und Regensburg, von der Studentenzeit in München, Berlin und Halle, sowie von den ersten dramatischen und epischen Versuchen und von dem furchtbaren Wiener Theaterbrand erzählt Ganghofer in seinen Erinnerungen. Aus dem umfangreichen dreibändigen Werk hat die vorliegende vorsichtig kürzende Bearbeitung alles erhalten, was auch ein Jugendlicher mit Interesse lesen kann. Längen, die dem heutigen Leser nichts sagen, sind gestrichen, anfechtbare Stellen (wie die Geschichte von dem unmenschlichen Pfarrer) sind ausgelassen, so daß das Buch von reiferen Jugendlichen, aber auch von Erwachsenen in jeder größeren Bücherei gern gelesen wird.
W. Eggebrecht (Stettin).

Günther, Hanns: Versunkene Schätze. Die Eroberung der Tiefe. Mit einem Umschlagbild und 35 Abb. Stuttgart: Franckh 1928. 79 S. 2,—.

Sehr geschickt wird zunächst gezeigt, daß das Meer durch die ungezählten Schiffsuntergänge — man weiß genau noch aus früheren Jahrhunderten die Stelle

der Untergänge und die teils ungeheuren Geldsummen, mit denen die Schiffe verschwunden sind — die größte Schatzkammer der Erde ist. In Form einer kurzen Geschichte der Bergungsversuche wird sodann die immer mehr vervollkommnete Technik der Tauchapparate dargelegt bis zu den modernsten Erfindungen, die aber noch nicht ausreichen, um in größeren Tiefen wirklich gründliche Arbeit zu leisten. Das Buch weiß die sachliche Belehrung mit fesselnder Darstellungsweise zu vereinen. Für Jugendliche vom 14. Jahre ab (einige Jüngere werden auch bestimmt schon dafür zu haben sein) und für Erwachsene.

R. Joerden (Stettin).

Kleine Mitteilungen.

Die Leipziger Zentralstelle und die Zeitschrift für Politik. In der Zeitschrift für Politik 1928, Bd 18 S. 133 ff., erschien eine sehr scharfe Kritik des Leipziger Katalogs „Die Welt um Deutschland" von Dr. Heller. Es heißt darin u. a. in bezug auf das Vorwort des Katalogs, welches eine Nachprüfung, Korrektur und Ergänzung des Verzeichnisses durch die Hochschule erwähnt: „Soweit diese Sätze der Hochschule eine Mitverantwortung für den Katalog aufbürden wollen, muß ihnen nachträglich entgegengetreten werden. Ich bin zu der Erklärung ermächtigt, daß die Mitarbeit der Hochschule sich auf eine flüchtige Einsichtnahme beschränkte; ich selbst habe den Vertreter der Zentralstelle eindringlich auf die Unzulänglichkeit dieser Arbeit aufmerksam gemacht und jede Verantwortung dafür abgelehnt . . ." Auf diese Stelle nahm ich in dieser Zeitschrift, H. 5, S. 293 ff. in meinem Aufsatz „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des deutschen Volksbüchereiwesens im Spiegel der Leipziger Zentralstelle" Bezug.

Die Leipziger Zentralstelle sandte mir nun Auszüge aus einem Material, aus dem deutlich hervorgeht, daß die Mitarbeit der Hochschule für Politik an dem — gewiß in manchen Stücken anfechtbaren — Katalog sich erheblich über das ausgedehnt hat, was man noch eine „flüchtige Einsichtnahme" nennen kann. Wie weit eine „Mitverantwortung" an dem Verzeichnis die Hochschule trifft, ist damit natürlich nicht ausgemacht, eine „Nachprüfung" aber darf man das doch wohl nennen. Ich freue mich, meine Ausführungen in dem erwähnten Aufsatz in diesem Punkte berichtigen zu können, im übrigen hat nunmehr die Hochschule und die Zeitschrift für Politik das Wort, welches ich gern abgewartet hätte, wenn ich nicht auch den Schein vermeiden wollte, als nähme ich von der mir zur Kenntnis gegebenen Aufklärung nicht sofort und gerne Notiz. W. Schuster.

Preußische Diplomprüfung. In der Zeit vom 4. bis 25. Oktober 1928 wurde in den Räumen der Preußischen Staatsbibliothek die 45. und 46. Diplomprüfung abgehalten. Es waren 58 Anwärter, 8 Herren und 50 Damen, zugelassen worden. 5 Prüflinge traten während des Examens zurück — davon 1 wegen Erkrankung —, 4 weitere bestanden nicht. 8 von den 49, die die Prüfung bestanden, erhielten die Gesamtnote gut.

Folgende Herren und Damen haben die Prüfung bestanden, davon die 8 zuerst genannten mit der Note gut: Auguste Brieger, Ursula Dietz, Liselotte Döblin, Erika Dreyer, Lotte Felheim, Anne-Marie Oellerich, Viktor Unikower, Hertha Weißermel; Hildegard Andrä, Rudolf Autenrieth, Dorothea Baseler, Ruth von Beckerath, Hildegard Bernard, Hertha Block, Gertrud Böhlke, Else Brinckschulte, Gerda Dillmann, Else Droß, Hedwig Engels, Helga Fischer, Marianne Förster, Ruth Hampel, Dorothea Hassert, Bertha Heilborn, Otto Henckels, Edith Henschel, Hildegard Heß, Marianne Hintze, Marianne Intween, Gertrud Kayser, Hildegard Klein, Hertha Kriske, Christel Lierau, Ruth Losehand, Margarete Lülmann, Hildegard Möller, Elisabeth Padberg, Magdalene Paulmann, Gertrud Hansen-Ritter, Anna Maria Ronge, Elisabeth Roth, Hans Rütting, Elisabeth Schacht, Lilli Schmidt, Ulrich Streich, Ilse Marie Tappert, Irmgard Theobald, Margret Vulmahn, Elisabeth Zarnack.

Die Prüfungskommission war, nachdem der bisherige Vorsitzende, Oberbibliothekar Dr. Kaiser, gebeten hatte, von seiner Wiederernennung abzusehen, zum 1. Oktober in etwas veränderter Zusammensetzung „bis zur endgültigen Regelung" neu ernannt worden. Vorsitzender: Abteilungsdirektor an der Staatsbibliothek

Dr. Schnütgen. Stellvertreter des Vorsitzenden: Direktor der Stadtbibliothek Berlin Prof. Dr. Fritz. Weitere Mitglieder: Erster Bibliotheksrat a. D. an der Staatsbibliothek Oberbibliothekar Dr. Kaiser, Direktor an der Universitätsbibliothek Jena Dr. Lockemann, Bibliotheksrat an der Staatsbibliothek Dr. Krabbe, Stadtbibliotheksrat Dr. Schuster (Berlin).

Die nächste Prüfung findet voraussichtlich im März 1929 statt. Schn.

Bekanntmachung betr. Diplomprüfung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und den Dienst an Volksbibliotheken. Die nächste Prüfung beginnt in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin voraussichtlich Mittwoch, den 27. Februar 1929. Wahrscheinlich wird die Zahl der Meldungen es nötig machen, sie in zwei von einander getrennten Terminen abzuhalten. Der auf den für den 27. Februar 1929 ausgeschriebenen ersten unmittelbar folgende zweite Termin wird frühestens Montag, den 11. März beginnen. Die Verteilung der Prüflinge auf die beiden Termine behalte ich mir vor.

Gesuche um Zulassung zur Prüfung sind in jedem Fall bis zum 30. Januar 1929 nebst den erforderlichen Anlagen (Prüfungs-Ordnung vom 24. März 1916, § 5) an den Vorsitzenden der Diplomprüfungs-Kommission, Berlin NW. 7, Unter den Linden 38, einzureichen.

Für die Stenotypie-Prüfung hat jeder Prüfling, der nicht Adler-Maschine (Universal-Tastatur) schreibt, sich eine Maschine selbst und auf seine Kosten zu beschaffen; auch ist in dem Gesuch um Zulassung zur Prüfung bereits anzugeben, auf welche Art Schreibmaschinen der Bewerber eingeübt ist.

Berlin, den 27. November 1928.

Der Vorsitzende der Prüfungs-Kommission.
Schnütgen.

Prüfungen I. für den höheren, II. für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken Sachsens. — Es finden in Leipzig statt Prüfungen
I. für den höheren Dienst am Montag, den 4. März 1929, und den folgenden Tagen,
II. für den mittleren Dienst am Dienstag, den 5. März 1929, und den folgenden Tagen.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Nachweisen (Bekanntmachung des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts vom 24. September 1917 im Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen 1917, Stück 15, Seite 92 ff., und Bekanntmachung über die Prüfungen für den höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken vom 20. August 1919 im Gesetz- und Verordnungsblatt für den Freistaat Sachsen 1919, Stück 20, Seite 226 ff.) für die unter I genannte Prüfung bis spätestens Montag, den 21. Januar 1929, für die unter II genannte Prüfung bis spätestens Dienstag, den 22. Januar 1929, an den Vorsitzenden des Prüfungsamtes, Bibliotheksdirektor Professor Dr. Glauning, Leipzig, Universitäts-Bibliothek, Beethovenstr. 6, einzureichen. — Sächsisches Prüfungsamt für Bibliothekswesen.

Professor Dr. Hermann Escher, der Direktor der Zentralbibliothek in Zürich, hat in einem Vortrage unter dem Titel „Was es in einer Bibliothek zu tun gibt" für weitere Kreise sehr anschaulich und ansprechend beschrieben, wie umfangreich und vielfältig die Arbeit ist, die es für den Bibliothekar in einer großen öffentlichen Studienbibliothek täglich zu leisten gilt. Wir alle wissen, wie töricht oft auch Gebildete über die Tätigkeit des Bibliothekars denken und daß deshalb nicht genug zur Aufklärung der öffentlichen Meinung geschehen kann. Manchem Kollegen wird der Eschersche Vortrag wertvolle Anregungen zu eigenen Versuchen dieser Art (z. B. durch den Rundfunk, wie es in Stettin geschah) geben können. Wir vermitteln daher unseren Lesern mit besonderer Dankbarkeit folgende Zeilen:

„Des Unterzeichneten Vortrag ‚Was es in einer Bibliothek zu tun gibt', hat bei Kollegen freundliche Beachtung gefunden und öftere Gesuche um Zusendung hervorgerufen. Falls sich auf Bibliotheken auch weitere Wünsche geltend machen sollten, ist die Zentralbibliothek gerne bereit, ihnen durch Gratiszusendung zu entsprechen. Anmeldungen sind an die Zentralbibliothek zu richten. — Hermann Escher."

Ausbau der Werbekarten. Zahlreiche Verleger versenden Werbekarten ihrer Neuerscheinungen, m. W. alle im Format Din A 6 (neues Post-

kartenformat). Diese Karten sind nicht nur ein vortreffliches Werbemittel, sie bilden auch, gesichtet und gesammelt, für die Bibliotheken einen willkommenen und bequemen Grundstock oder Teilstock einer Desideratenliste.

Diese Einrichtung sollte weiter ausgebaut werden, zum Besten des Buchhandels und der Bibliotheken. Dazu gehört natürlich — Rationalisierung.

Die könnte man sich etwa so denken: Eine Werbestelle des Börsenvereins oder des Verlegervereins führt eine Kartei aller in Betracht kommenden Bibliotheken und Büchereiberatungsstellen. Farben oder sonstige Abzeichen unterscheiden: Große wissenschaftliche Bibliothek, kleine desgleichen, Einheitsbücherei, große und kleine Volksbücherei, Fachbibliotheken (nach Fächern gruppiert), Beratungsstellen.

Jeder Werbekarte druckt der Verleger ein festgelegtes Zeichen auf, das besagt, welche Gruppe von Bibliotheken als Käufer in Frage kommt, etwa W für große, w für kleine wissenschaftliche Bibliotheken, E für Einheitsbüchereien, V und v für Volksbüchereien, S = staatswissenschaftliche, Ch = chemische Fachbibliotheken usw., so daß also ein Werk, das für große allgemeinwissenschaftliche und für chemische Fachbibliotheken in Betracht käme, die Zeichen W und Ch erhielte. Die Werbestelle ersähe daraus, wohin die Werbekarten zu senden seien. Da der Verleger von der Werbestelle erfährt, wieviel Bibliotheken jeder Gruppe die Kartei enthält, kann er danach die Zahl der zu druckenden Werbekarten schätzen.

Für die Bibliotheken ihrerseits wäre es angenehm, wenn die Werbekarte bestimmte Eigenschaften hätte; so müßte sie nennen: den ausgeschriebenen Vornamen des Verfassers (den der Verleger ja kennt), auch wenn er auf dem Buchtitel nur mit Anfangsbuchstaben angedeutet ist oder gar fehlt; sodann — unumgänglich! — gegebenenfalls das Serienwerk, von dem das Buch einen Teil bildet: Verschweigung kommt bei Ankündigungen vor, ist aber sehr übel; ferner die Gruppe des Wöchentlichen Verzeichnisses, in die das Buch gehört, meinetwegen noch mit Untergruppen, auf die man sich einigen könnte.

Was sonst auf der Werbekarte stehen soll, ist Sache des Verlegers. Daß die gleiche Angabe auf jeder Karte den gleichen Platz haben muß, versteht sich.

C. Nörrenberg (München).

Personalien. Mit Rückwirkung vom 1. August ab wurde am 30. Oktober Dr. Gerh. Metzmacher, bisher wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an den städtischen Volksbüchereien zu Düsseldorf, als Leiter der Stadtbücherei Wesel angestellt. Am 1. Oktober ist Dr. phil. V. A. Schmitz, bisher wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an der Stadtbücherei Stettin, in der selben Eigenschaft in das Kollegium der Städtischen Volksbüchereien in Breslau getreten.

Offene Stellen. Berlin-Friedrichshain: Büchereileiter (siehe Anzeige).
Dresden: Bibliothekarische Kraft (siehe Anzeige).
Marburg: Bibliothekarin (siehe Anzeige).
Solingen: Stadtbüchereidirektor (siehe Anzeige).

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. Schuster, Berlin, Stadtbibliothek.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

An der Stadtbücherei **Solingen** (Einheitsbücherei) ist sofort die Stelle des

Stadtbüchereidirektors

zu besetzen. Es handelt sich um die Nachfolge des durch ein tragisches Geschick aus seinem Wirkungskreis herausgerissenen Herrn Stadtbüchereidirektors Dr. Georg Kemp. Nur solche Bewerber mit abgeschlossener akademischer Vorbildung kommen in Frage, die eine längere erfolgreiche volksbüchereimäßige Tätigkeit, möglichst in leitender Stellung, nachweisen können. Besoldung nach Gruppe 2b der staatlichen Besoldungsordnung. Bewerbungen mit Lebenslauf, Zeugnisabschriften und Lichtbild bis spätestens 15. Dezember an den Unterzeichneten erbeten. Persönliche Vorstellung nur nach Aufforderung.

Solingen, den 4. Oktober 1928.

Der Oberbürgermeister.

Bibliothekarische Berufskunde I

Kinderlesehallen

ihre Einrichtung und ihre Verwaltung

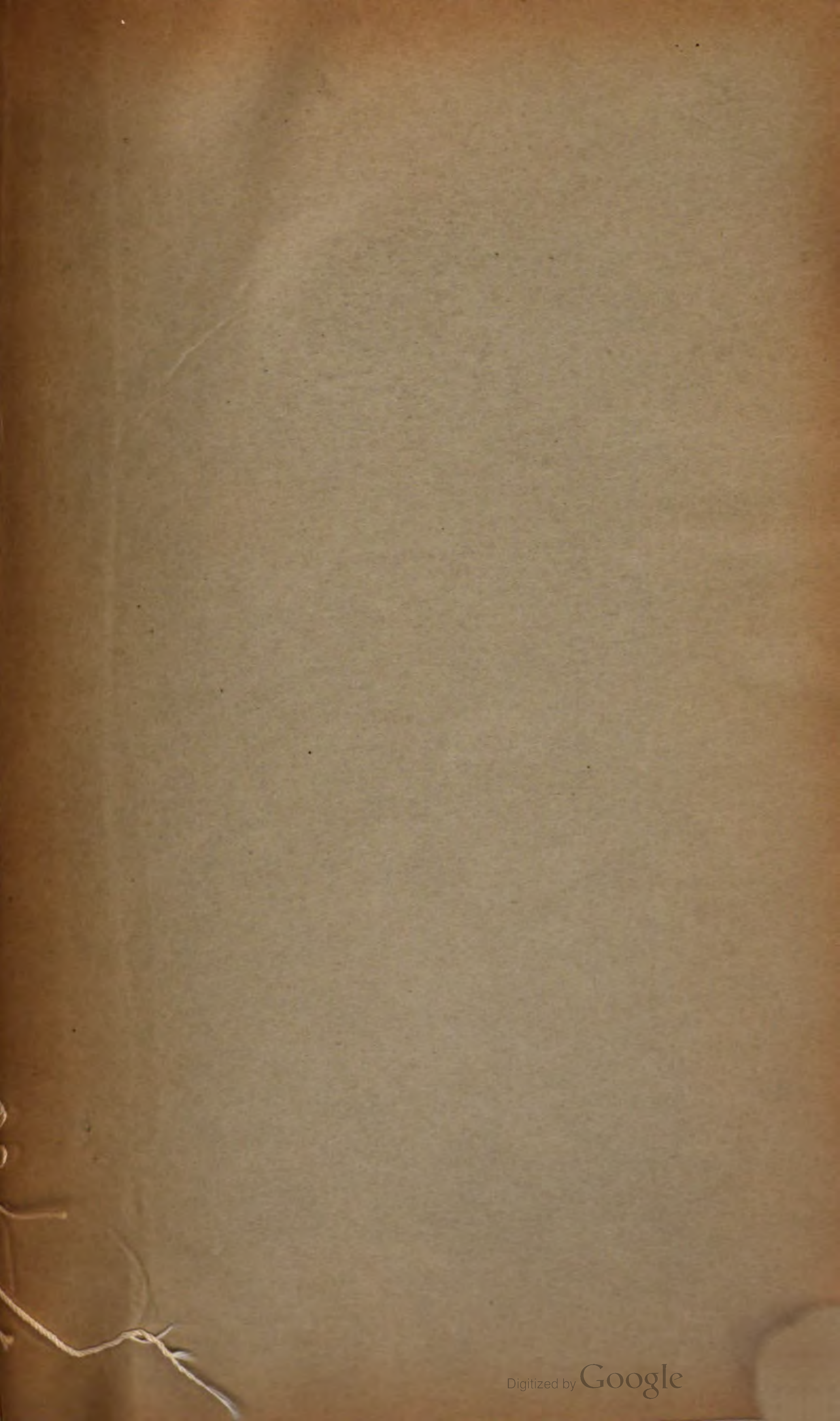
von Johanna Mühlenfeld (Berlin-Pankow)

24 Seiten. 1,— RM.

Die kleine Schrift umreißt die Entwicklung und die Hauptfragen der Kinderlesehallen: Einrichtung des Lesesaales und des Vorleseraumes, Ordnung und Aufstellung der Bücher, Eignung des Personals, Behandlung der Leser, Bücherbestand nach Stoffkreisen, Benutzung und Ausleihe der Bücher. Am Schluß steht ein Literaturverzeichnis.

Veröffentlichungen der Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek. Heft 5. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Fritz.

Verlag „Bücherei- und Bildungspflege"
Stettin 1928




Digitized by Google




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03689 7166


Digitized by Google